UNIVERSITY OF ROCHESTER LIBRARIES
3 9087 00415970 5

Die deutsche Ballade

von

Hans Benzmann

THE UNIVERSITY
OF ROCHESTER
LIBRARY

THE
SARAH McGUIRE
FUND

Hans Benzmann
Die deutsche Ballade

Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/diedeutfcheballa0000unse

Moritz von Schwind, Wieland der Schmied.

Original in der Schack-Galerie in München.
Nach einer Orig.-Aufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

240956

Die deutsche Ballade

Eine Auslese aus der gesamten deutschen Balladen-, Romanzen- und Legenden-Dichtung unter besonderer Berücksichtigung des Volksliedes

Herausgegeben von

Hans Benzmann

1. Band

Von den ältesten Zeiten bis zur Romantik

Zweite Auflage

Hesse & Becker Verlag / Leipzig
1925

Siebentes bis achtes Tausend.

WOMEN'S COLLEGE
PT
1185
B47d
1925

Vorwort.

Der Zweck der nachfolgenden Sammlung, die wie einige andre Veröffentlichungen des Herausgebers aus langjähriger hingebendster Beschäftigung mit den ästhetischen und historischen Problemen der „Ballade" hervorgegangen ist, war anfänglich nur der: es sollte in einer verhältnismäßig umfassenden Auswahl eine Sammlung der vortrefflichsten und lebensvollsten deutschen Balladen geboten werden. Dieses Ziel zu erreichen, hat der Herausgeber auch in erster Linie versucht, indem er insbesondere und zwar in jedem Einzelfalle auf die Werke der Dichter selbst zurückgegangen ist und die bereits vorliegenden Balladenanthologien nur zum Vergleiche herangezogen hat. Es war vom ästhetischen Standpunkte aus eine verlockende Aufgabe, Bekanntes und Unbekanntes auf das verhältnismäßig Beste hin durchzusehen und aus der Masse des Toten und Überflüssigen das Lebendige herauszufinden und gesammelt darzubieten, — ein Vergnügen, das in der Vergangenheit in ähnlicher Weise immer wieder Dichter und Künstler angelockt hat; es sei erinnert an die Sammlungen Clemens Brentanos, Achim von Arnims, Ludwig Tiecks („Braga" 1827 ff.), Gustav Schwabs („Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte, eine Mustersammlung usw.", 1840), Freiligraths, Fontanes, Geibels u. v. a.

Zu jenem Zwecke kamen aber im Verlaufe der Vorarbeiten bald andre hinzu. Die Sammlung sollte nicht nur ästhetisch sondern auch historisch interessant werden. Sie sollte auch einen Überblick über die Entwicklung der gesamten deutschen Balladendichtung geben. Infolgedessen wurden neben den an sich vortrefflichen Balladen die charaktervollen und charakteristischen, die für die Entwicklung bedeutsamen Balladen aufgenommen. Auch hier galt es vor allem, verschüttete Quellen aufzugraben, das Vergessene wieder dem Tage zu zeigen, interessante Neben- und Unterströmungen zu berücksichtigen.

Wie im Titel ausgedrückt ist, wurde insbesondere die deutsche Volksballade herangezogen, wie dies in so umfassender und grundsätzlicher Weise vielleicht bisher noch nicht in einer Balladensammlung geschehen ist. Auf diesem Gebiete aber mußte eine Beschränkung inbezug auf die Auswahl des Schönsten statthaben: es war nicht möglich, aus dieser unendlichen Fülle des Vortrefflichen alles Vortrefflichste hier zusammenzustellen. Die trotzdem reiche Auswahl aus der deutschen Volkspoesie stellt also nur einen Ausschnitt aus der ganzen Masse des Schönsten dar.

Dem Herausgeber kam es dann weiter ganz besonders darauf an, die Ballade in ihren strengsten Charakteren, als Stilgedicht, als eigentliche Ballade darzustellen, also den Begriff des Balladesken hervorzuheben; aber auch darauf kam es ihm an, die Ballade in allen ihren Verzweigungen, Ausstrahlungen, Entwicklungsmöglichkeiten, also als universale Erscheinung zu erfassen. Wie er das Wesen der Ballade und alle ihre Möglichkeiten versteht, darüber unterrichtet die nachfolgende Haupteinleitung. Aus diesem Zwecke ergab sich ferner, grade das früheste Vorkommen, die historische Entstehung der Ballade besonders liebevoll zu behandeln, also die ältesten Balladen und balladenartigen Gedichte aufzufinden und zu sammeln. Weiter ergab sich aus dieser interessanten Aufgabe die Notwendigkeit, einige Volksballaden anderer Völker, insbesondere englisch-schottische und nordische Volksballaden, in die Sammlung hineinzunehmen; denn auf diese Volksballaden sind die Typen der Ballade zurückzuführen. Auch hierüber wie über die gesamte historische Entwicklung unterrichtet die Haupteinleitung.

Aber hiermit ist der Sinn dieser Sammlung noch nicht erschöpft. Es galt auch die der Ballade verwandten und gegensätzlichen poetischen Kategorien und Charaktere darzustellen und deren Entwicklung zusammen mit der Entwicklung der Ballade zu beobachten. Deshalb wurden

Legenden, Schwänke, poetische Erzählungen, Fabeln usw. aufgenommen. Der Stil der Ballade wurde verglichen mit dem rein epischen und rein lyrischen Stil, die Beziehungen der Ballade zum Liede wie zum Epos wie zum Drama und auch zur Prosakunst wurden erläutert. Um die Sammlung in diesem Sinne benutzen zu können, wurde ein „Sach- und Autorenregister" angefertigt, das auch z. B. über typische, psychologische, soziale, politische Balladen, über die interessantesten Balladenmotive und manches andere Auskunft gibt. Es ist jedoch zu beachten, daß die Sammlung inbezug auf Motive usw. gewissermaßen nur eine Enquete darstellt. — Auch die Seitenüberschriften nehmen Rücksicht auf alle diese Zwecke der Sammlung.

Die Einteilung der Sammlung ergab sich aus dem doppelten Zwecke, zunächst das Wesen der Ballade, das sich im Volksliede am ursprünglichsten und markantesten offenbart, sodann die Geschichte der deutschen Ballade darzustellen. Vgl. hierzu das Inhaltsverzeichnis. Über die Anordnung im einzelnen unterrichten die Vorbemerkungen zu jedem Abschnitt. Bei der Anordnung im einzelnen waren übrigens auch ästhetische Gesichtspunkte maßgebend. So z. B. wurden nach Motiv oder Stil nicht zu einander passende Gedichte nicht unmittelbar zusammengestellt. Die Balladen der einzelnen neuzeitlichen Dichter wurden vielmehr, soweit dies möglich war, nach inneren Beziehungen an einander gereiht. Nicht allein aus instruktiven, das Thema erläuternden Gründen sondern auch aus rein ästhetischen — um eine Stimmung anzuschlagen oder zu vertiefen, um eine Persönlichkeit unmittelbarer und richtiger zu veranschaulichen — wurden hier und da Gedichte von rein lyrischer, rein persönlicher Art eingefügt.

Eine Zusammenstellung der benutzten Literatur zu geben, war bei der Fülle des Materials nicht möglich. Entsprechende Angaben findet man in den Vorbemerkungen sowie bei den einzelnen Dichtern oder Gedichten selbst. Die bibliographischen Notizen bei den Dichtern machen keinen Anspruch auf Selbständigkeit, sie wollen nur Wege weisen; es werden auch nur Werke angegeben, die für die Ballade in Frage kommen.

Die Orthographie ist die moderne, hier und da werden Eigentümlichkeiten der Dichter berücksichtigt.

Der Herausgeber betont zum Schluß den künstlerischen und wissenschaftlichen, doch zugleich populären Charakter des Buches, er betont aber ebenso, daß dem populären Zweck zuliebe keine Konzessionen zum Schaden des künstlerischen Charakters gemacht worden sind. Er konnte natürlich bei der Auswahl nur seinem persönlichen künstlerischen und durch gründliche Beschäftigung mit dem Thema „Ballade" gebildeten Urteil folgen — die Berechtigung hierzu weist er auch durch Proben aus seiner eigenen Balladendichtung nach —; doch er suchte jedem künstlerischen Standpunkte, jeder in Frage kommenden Persönlichkeit gerecht zu werden.

Steglitz im Januar 1913.

Dr. Hans Benzmann.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort V
Haupteinleitung XIII

I. Die älteste Balladen- und balladenartige Poesie der Deutschen. Die Dichtungsformen des Mittelalters. Die Renaissance.

Seite

Vorbemerkung 1
Das Hildebrandslied 3
Worte des sterbenden Hildebrand (Aus dem Altnordischen) . . 5
Das jüngere Hildebrandslied (15. Jahrh.) 5
Aus „Muspilli“ 6
Ältester epischer Stil, aus dem „Beowulf“ 6
Zaubersprüche 7
Fragmente aus dem 10. und 11. Jahrhundert 8
Epischer Stil, aus dem Heliand . 8
—, aus dem Evangelienbuche Ottfrieds von Weißenburg . 9
Das Ludwigslied 10
Das Ottolied 11
Lateinische Dichtung, Modus Ottinc 12
—, Gesang des gefangenen Sachsen Gottschalc . . . 12
—, Petruslied 12
—, Galluslied 12
Rosamunda, die Lombardenkönigin 13
Aus den Liedern der sogenannten ‚älteren Edda‘ 13
Der Seherin Weissagung . . 14
Das jüngere Lied von Helgi dem Hundingstöter 16
Helgis Wiederkehr 18
Siegfrieds Ermordung u. Klage der Frauen 19
Der Nibelungen Untergang . 20
Epischer Stil, aus dem Nibelungenlied: 22

Seite

Wie Siegfried beklagt und begraben ward 22
Wie Gunther, Hagen und Kriemhild erschlagen wurden . . 26
Geistliches Epos, aus dem ‚Alexanderlied‘ Lamprechts . . 29
Ritterliches Epos, aus dem ‚Parzival‘ des Wolfram von Eschenbach 32
Legenden 38
Marienlied 38
Mönch Felix 39
Vom lobeswerten Ritter . . 40
Der Maler 41
Konrad von Fußesbrunnen: Auf der Flucht nach Ägypten . 41
Schwankdichtung, aus den ‚Streichen des Pfaffen Amis‘ von dem Stricker 47
Lyrischer Stil des Mittelalters, der Minnesang 44
Herr Dietmar von Aist: Kriegers Abschied 44
Der Falke 44
Der von Kürenberg: Der entflogene Falke 44
Herr Walther v. d. Vogelweide: Tanzweise, Die verschwiegene Nachtigall, Tagelied 45
Neidhart v. Reuenthal: Der stolze Bauer, Der üppige Bauernbursche 46
Oswald v. Wolkenstein: Abenteuer in Ronciglione . 47

Seite

Das spätere Mittelalter.

Vorbemerkung 48
Ulrich Boner: Fabeln. Von einer Feldmaus und einer Stadtmaus 49
Von einem Juden und einem Schenken 49
Einige Meistersängerlieder: Die zwölf alten Meister im Rosengarten 50
Die Krone der Königin von Asion 51
Von einem Freiheit und von Cunz Zwergen 52
Wie Gott den Bauern einen Wunsch gab 53
Hans Sachs: Sankt Peter mit den Landsknechten im Himmel 55
Der Teufel nahm ein alt Weib zu der Eh, die ihn vertrieb . 56
Der Bauerntanz. 57
Die zween Bachanten im Totenkerker mit dem Hämmel . . 57
Adam Puschmann: Hans Sachsens Tod 58
Martin Luther: Kraft und Sieg der Wahrheit. . . . 59

Die Renaissance und das Barockzeitalter bis zur Vorklassik.

Friedrich von Spee: Poetischer Gesang 60
—, Ein kurzer poetischer Christgesang vom Ochs und Eselein bei der Krippe 60

II. Die deutsche Volksballade.

Seite

Vorbemerkung 61
Mythische Balladen, Nachklänge der Göttersage.
Die schöne Hannale 62
De Waterkeerl in der Ja' . . 63
Wassermanns Braut 63
Der Liebesapfel 64
Der Ritt zur Hölle 64
Tannhäuser (Danhauser) . . . 65
Tanhuser 66
Das Mär vom Turfen (Riesen) 66

Volksfeste und Volksgebräuche im Liede, Ansingelieder.

Winteraustreiben 67
Todaustreiben in Sachsen . . 68
Sommerverkündigung in Holstein 68
Sommerwendfeuer bei Niederaltaich in Niederbayern . . 68
Johannislied aus Wendig im bayr. Schwaben 68
Martinsvogel 69
Der jüngste Tag 69
Das Hermannlied 69

Kinderlieder.

Buko von Halberstadt . . . 69
Von den drei Jungfrauen (Nornen) 70
Hans Pitterken 70
Maikäfer 70
Holda-Liedchen 70
Das Engelland (Land der Seelen) 70

Einige Rätsellieder, Lügenmärchen u. dgl.

Das Tragemundslied . . . 71
Das älteste germanische Rätsel . 72
Wettstreit zwischen Sommer und Winter 72
Lied zum langen Tanz der Ditmarsen im 16. Jahrhundert . 73
Vom Schlaraffenland 73
Lügenmärchen aus dem 14. Jhrh. 75
Lügenlied (Bauernspaß) . . . 75

Einige Tiersagen (Fabeln).

Wolf und Gans 76
Vogelhochzeit 76
De Hochtid (Tierhochzeit). . . 78
Hadermanns Brautfahrt . . . 78
Buske di Remmer (und hochd. Übersetzung) 78

Die Heldenballade.

König Ermenrichs Tod . . . 80
Der Jäger aus Griechenland oder die Riesenmuhme 82
Heinrich der Löwe 82

Liebeslieder.

Spielmannsreim auf die Königin von England 83

Seite

Drei Fräulein im Baumgarten . 84
Die Linde im Tal 84
Der Rat der Nachtigall . . . 84
Nachtigal 84
Mühlrad 85
Das Mühlrad 85
Die Wundermühle 85
Goldmühle 85
Verschneit 86
Mädchenklage 86
Traum vom Rosenschneien und Blumenhaus 86

Liebesballaden mit glücklichem Ausgange.

Her van Valkensteen 86
Unter der Linde 87
Das Mäntelein 87
Rosenbaum 88
Das gelbkrause Haar 88
Die Unbestechliche 88

Liebesballaden mit tragischem Ausgang.

Zwei Königskinder 89
Zwei Königskinder (Niederrhein) 90
Die Nonne 91
Die schöne Bernauerin . . . 91
Die Jüdin 92
Die Frau von Weißenburg . . 92
Graf Friedrich 93
Des Müllers Töchterlein . . 94
Die junge Markgräfin . . . 95
Ritter und Magd 95

Ritter- und Räuberballaden, Mordtaten.

Der Pfalzgraf oder die blutige Hochzeit 96
Ulinger 97
Schondilg und Ritter Helfinger . 98
Schön Annelein 99
Kinderreigen zur Blaubartsage . 99
Die Lilien 99
Die Mordeltern 100
Der Hammerschmiedssohn . . 100
Die Kindsmörderin (2 Versionen) 101
Der Wirtin Töchterlein . . 101
Die verkaufte Müllerin . . . 102
Drei Schwestern 102
Das Schloß in Österreich . . 103
Neun Landsknechte 103
Der gefangene Soldat . . . 104

Familiengeschichten, Gespensterballaden.

Des Markgrafen Töchterlein . 105
Die treue Schwester 106
Der grausame Bruder 107

Seite

Das hungernde Kind . . . 107
Stiefmutter 108
Die Muhme als Schlangenköchin 108
Großmutter als Schlangenköchin 108
Die Liebste als Schlangenköchin 109
Die Scheintote 109
Richmode von Adocht . . . 110
Lenore-Sage 110
Der tote Freier 111
Der tote Bräutigam (2 Versionen) 112
Der Vorwirt 112
Das nasse Grabhemd . . . 113
Die Kinder an der Mutter Grabe 113
Die unbarmherzige Schwester . 114
Die untreue Braut 114
Trinchens Brautlauftag . . 115
Die Rabenmutter (dreifache Kindsmörderin) 115
Matthias Pagels oder keine Ruhe im Grabe 115

Einige Schwänke und Scherzballaden.

Die Kirmes der vollen Bauern 116
Die Bauern von St. Pölten . 117
Der entsprungene Mönch . . 117
Der Schreiber im Korbe . . 117
Die Brombeeren. 118
Der Mann ins Heu 118
Fuhrmann und Wirtin . . . 118
Michel. 119
Der Schlossergesell 120
De Saldaat 120
Goliath und David 120
Die Krähwinkler Landwehr . 121

Volkslegenden.

Mariä Verkündigung . . . 122
Ein Kinderlied auf die Weihnachten von Dr. M. Luther . . 123
Es ist ein Ros entsprungen . 123
Die Hirten auf dem Felde . . 125
Weihnachtslied (schlesisch) . . 125
Weihnachtslied 126
Die heiligen drei Könige . . 126
Die heilige Familie auf der Flucht 127
Jesu Leidensgeschichte . . . 127
Das Leiden des Herrn . . . 128
Drei Marien 128
Die heilige Woche 129
Marias Wanderung . . . 129
Mutter Maria 129
Maria und der Schiffmann . 130
Vom heiligen Ritter St. Georgen 130
St. Odilia 131
St. Katharina 131
Der Tod als Schnitter . . . 132
Der Tod und das Mädchen . 132

III. Das Volkslied andrer Völker.

Seite

Vorbemerkung 133

Schottische und englische Volksballaden.

Edward 134
Lord Randal 134
Die beiden Raben 134
Das Weib von Ushers Well . 135
Williams Geist 135
Thomas der Reimer . . . 136
Lady Isabel und der Elfenritter 137
Die Chevy-Jagd 137
Der Aufstand in Northumberland 140
Percys Tod 141
Sir Patrick Spens 142

Dänische, schwedische, norwegische und isländische Volksballaden.

Brautwerbung 143
Schwertes Recht 144
Die Blutrache 145
Erlkönigs Tochter 146
Elfenhöh 147
Tidemann und Klein Blide . 147
Der Knab im Rosenhain . . 149
Der Kleinen Testament . . . 149
Die Macht des Kummers . . 149
Die Meerfrau 150
Der Hügelbauer, der tanzet und reimet 150
Beiarblack. 151

Seite

Tosa und Suffaralin . . . 152
Die Nebenbuhlerin 153
Ebbis Töchter 154

Französische Volkslieder.

Die Schwestern 156
Das Mädchen von Vaugirard . 156
Die drei Liebhaber 156
Pierre du Blaty 156
Das Lied von Marlbrouk . . 157

Bretonische Volksballaden.

Die Belagerung von Gwengamp 158
Genoveva von Rustefan . . 158

Italienische Volksballaden.

Die Schlangenköchin . . . 160
Die Brudermörderin . . . 160

Neugriechische Volksballaden.

Des Gatten Heimkehr . . . 160
Schwiegermutter Schlangenköchin 161

Spanische Volkspoesie.

Der Cid 161
Romanze von Moriana und Galvan 163
Don Alonso der Getreue . . 164
Die hohe Schweinehirtin . . 164

Das rumänische Volkslied.

Das Schäfchen 165

Seite

Serbische Volkslieder.

Marko und die Türken . . . 166
Mutter, Schwester und Gattin. 167

Bulgarische Volkslieder.

Der Raub Dimitars . . . 168
Todora, die kühne Jungfrau . 168

Volkslied aus Krain.

Ein Johannisfest 169

Tschechisches Volkslied.

Erfüllter Muttersfluch . . . 169

Russische Volkslieder.

Erstürmung Asows 170
Knjäs Román 171
Volkslieder aus der Ukraine . 171

Litauische Volkslieder.

Der Schwester Klage . . . 172

Finnische Volkslieder.

Die Geburt der Harfe . . . 173
Der Traurige 174
Der blutige Sohn 174

Esthnische Volkslieder.

Die Gattenmörderin . . . 175
Die Harfe 176

Volkslied der Lappen.

Die Sonnenjungfrau . . . 176

IV. Das deutsche historische Volkslied.

Vorbemerkung 177
Epple von Geilingen . . . 177
Die Schlacht bei Sempach . . 178
Störtebecker 179
Lindenschmid (2 Versionen). . 181
Ditmarschen (2 Versionen) . . 182
Das Pavierlied 183
Trommelreim der Landsknechte auf die Schlacht bei Pavia . 184
Niederlage der fränkischen Bauern 185
Schlacht bei Wiesloch . . . 185
Ein Valetliedlein von Wallenstein 186
Gustav Adolfs Tod! 186
Schlacht bei Vilmergen . . . 188
Schlacht bei Trier 189
Schlacht bei Fehrbellin . . . 190
Entsatz von Wien 190
Schlacht bei Peterwardein . . 191
Prinz Eugen vor Belgrad . . 193
Das Marlborough-Lied . . 193
Galgengesang 194
Hahnengeschrei 195

Die Prager Schlacht . . . 195
Belagerung von Prag . . . 196
Schlacht bei Roßbach . . . 196
Schlacht bei Lissa (Leuthen) . 197
Friedrichs Ankunft im Olymp . 197
Französische Revolution . . 198
Rückzug aus der Champagne . 199
Hinrichtung König Ludwigs XVI. 199
Schinderhannes' Abschiedslied . 200
Der Mahne-Friedrich . . . 201
Schlacht bei Jena 202
Verteidigung von Kolberg . . 202
Spottlied auf Napoleons Rückzug aus Rußland 203
So hat sie Gott geschlagen . . 203
Schlacht an der Katzbach . . 203
Schlacht bei Dennewitz . . . 204
Sturm auf Leipzig 205
Der Zollverein 205
Attentat auf Ludwig Philipp . 205
Das Treffen bei Kandern . . 206
Das Guckkastenlied vom großen Hecker 206

Auerswalds und Lichnowskys Ermordung 207
Struwes Einzug in Lörrach . 208
Der Sturm auf die Düppeler Schanzen 209
Das Radetzky-Lied 210
Raritäte seyn zu sehn! . . . 210
Preußens 5. Jäger mit dem 37. Regiment bei Nachod . . 211
Soldatenlied 1870 211
Wie Napoleon Saarbrücken nahm 212
Kutschkelied 213
Schlacht bei Mars la Tour . 213
Schlacht bei Gravelotte . . . 213
Schlacht bei Sedan 213
Bazaines Abschied 214
Auf Bastion Nr. 53 vor Straßburg 215
Brandenborschet Landwehrlied 215
Korporal Dettenhofer . . . 216
Das 1. Bat. des 9. Gren.-Reg. im Gefecht bei Pontarlier . 216

V. Die vorklassische Ballade.

Seite

Vorbemerkung 217
Gellert, Chr. F.: Der Prozeß 218
Lichtwer, M. G.: Die seltsamen Menschen 219
Die Katzen und der Hausherr 219
Zachariae, J. F. W.: Sankt Peter, der Gott sein wollte . 219
Gleim, J. W. L.: Marianne . 220
Löwen, J. F.: 4 Romanzen . 222
Schiebeler, D.: Leander und Hero 226
Pyreneus und die Musen . . 227
Gotter, F. W.: Blaubart . 228
Klopstock, F. G.: Heinrich der Vogler 229
Hermann und Thusnelda . . 229
Der Fürst und sein Kebsweib . 230
Denis, J. M. K.: Odins Holafahrt 230
Aus den Liedern Ossians 231
Lavater, J. C.: Die Schlacht bei Laupen 232

Seite

Schubart, Ch. Fr. D.: Die Wucherer 233
Fluch des Vatermörders . . 234
Der ewige Jude 235
Boie, H. Ch.: Wilhelm und Suschen 236
Göckingk, L. F. Günther v. Der getreue Hund . . . 237
Hölty, L. H. Chr.: Die Nonne 238
Elegie auf ein Landmädchen . 239
Stolberg, Chr. Graf zu: Wolfenschieß 240
Stolberg, Fr. Leop. Graf zu: Lied eines alten schwäb. Ritters an seinen Sohn . . 240
Romanze 241
Die Büßende 241
Hahn, L. Ph.: Zill und Marie 244
Müller, Friedrich (Maler Müller): Soldatenabschied . 251
Der rasende Geldar . . . 252
Claudius, M.: Die Geschichte

Seite

von Goliath und David . . 252
Urians Reise um die Welt . 253
Pfeffel, G. K.: Die Tabakspfeife 253
Voß, J. H.: Die Spinnerin . 254
Der Flausrock 254
Jung Stilling, J. H.: Romanzen 255
Lenz, J. M. R.: Die Liebe auf dem Lande 257
Die Geschichte auf der Aar . 258
Matthisson, Friedr. von: Der Geistertanz 259
Zauberlied 259
Milesisches Märchen . . . 259
Hagen, Henriette von: Lotte auf Karls Grab . . 260
Engelschall, Jos. Friedr.: Schnell 261
Blumauer, Aloys: Aeneas im Elysium (Aus Virgils Aeneis) 262

VI. Die klassische Ballade.

Vorbemerkung 264
Herder, Joh. Gottfr. von: Aus den ‚Legenden‘ . . . 264
Bürger, Gottfr. August: Lenore 266
Der Raubgraf 268
Die Weiber von Weinsberg . 269
Das Lied vom braven Mann 270
Der Bruder Graurock und die Pilgerin 271
Der Kaiser und der Abt . . 272
Des Pfarrers Tochter von Taubenhain 274
Graf Walter 275
Die Schatzgräber 277
Veit Ehrenwort 277
Goethe, Joh. Wolfg. von: Das Veilchen 278
Geistesgruß 279
Der König in Thule . . . 279
Des ewigen Juden erster Fetzen 279
Prometheus 282

Klaggesang von den edlen Frauen des Asan Aga . . 282
Erklärung eines alten Holzschnittes (Hans Sachsens poetische Sendung) 283
Harzreise im Winter . . . 284
Vor Gericht 285
Der Fischer 285
Epiphaniasfest 286
Erlkönig 286
Grenzen der Menschheit . . 286
Mignon-Lieder 287
Lieder des Harfners . . . 287
Lieder und Szenen aus Faust 288
Lied der Parzen aus ‚Iphigenie auf Tauris‘ . . . 293
Balladen von der Müllerin . 294
Wanderer und Pächterin . . 296
Die Braut von Korinth . . 297
Der Gott und die Bajadere . 298
Hochzeitlied 299
Der Zauberlehrling . . . 300

Der Schatzgräber 301
Legende vom Hufeisen . . . 301
Groß ist die Diana der Epheser 302
Der getreue Eckart 302
Der Totentanz 302
Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen . . 303
Paria 304
Gutmann und Gutweib . . 305
Schiller, Friedr. von: Eine Leichenphantasie 306
Die Kindsmörderin . . . 307
Die Schlacht 308
Graf Eberhard der Greiner von Württemberg 308
Nadowessiers Totenlied . . 309
Der Taucher 309
Der Handschuh 311
Die Kraniche des Ibykus . . 311
Der Graf von Habsburg . . 313
Das Siegesfest 314

VII. Die Romantiker und ihre Kreise.

Vorbemerkung 316
Schlegel, Aug Wilh. von: Rittertum und Minne . . 317
Fortunat 318
Arion 320
Schlegel, Friedr. von: Das versunkene Schloß . . . 321
Frankenberg bei Aachen . . 222
Tieck, Ludw.: Arion . . . 323
Die Rose 324
Die Lilie 325

Siegfrieds Jugend 325
Weland 326
Schelling, Friedr. Wilh. Jos.: Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland 327
Hardenberg, Friedr. v., gen. Novalis: Lied von der Mädchen Plagen 329
Die Schlangenkönigin . . . 330
Lied des jungen Sängers . . 330

Lob des Weins 331
Die Lieder des alten Bergmann 331
Das Lied der Toten . . . 332
Kleist, Heinr. v.: Der Engel am Grabe des Herrn . . . 333
Gleich und Ungleich . . . 333
Günderode, Karoline v.: Der Trauernde und die Elfen 334
Don Juan 334
Brentano, Clemens: Die lustigen Musikanten . . . 336

Seite

Die Lore Lay 337
Auf dem Rhein 338
Treulieb, Treulieb ist verloren! 338
Des toten Bräutigams Lied . 340
Fragment aus einem ungedruckten Roman 341
Ich kenn ein Haus, ein Freudenhaus 342
Cypressus er nun heißet . . 343
An den Engel in der Wüste . 344
Der heilige Solinus . . . 345
Die Gottesmauer 346
Aus ‚Romanzen vom Rosenkranz‘ 347
Arnim, Achim von: Getrennte Liebe 350
Der Ritter und seine Frau . 351
Winternacht. 352
Frühlingsnacht 353
Der Liebesritter 353
Die Wettfahrt 354
Guter Hoffnung 356
Jakob Böhme 356
Die Pfalz 357
Die Narren 358
Der Wilddieb 358

Seite

Guter Rat kommt über Nacht 359
Geschichte des Mohrenjungen . 360
Fouqué, Fried. Baron de la Motte: Die Stimme des Grabes 365
Die Schlachten 365
Die Erscheinung 366
Die wahrsagenden Bäume . 366
Wetzel, Karl Friedrich Gottlob: Tongesicht . . 367
Die Untrennbaren 368
Graf Ulrich von Württemberg 368
Geisterweihnacht 370
Kind, Joh. Friedr.: Verkündigung 370
Christus als Gärtner . . . 371
Die Sonntagsdrescher . . . 372
Purpurblümchen 372
Das Winzermädchen . . . 373
Aus der Oper: Der Freischütz 373
Pape, Samuel Christian: Der Königssohn 374
Schreiber, Wilh. Aloys: Meister Oluf 375
Trinius, Karl Bernhard von: Norfalls Turm . . 375

Seite

Apel, Joh. Aug.: Asvit und Asmund 376
Der heilige Felix 377
Raupach, Ernst B. S.: Die Nachtwandlerin 377
Chezy, Helmina v.: Maria und der Dornbusch . . . 378
Eichendorff, Jos. Freiherr von: Waldgespräch . . . 378
Die Saale 379
Der Kämpe 379
Der stille Freier 379
Das zerbrochene Ringlein . 379
Der alte Garten 379
Meeresstille 379
Nachtwanderer 380
Der Schatzgräber 380
Der Reitersmann 380
Die verlorne Braut . . . 381
Die späte Hochzeit 382
Der Kehraus 382
Marias Sehnsucht 382
Die Flucht der heiligen Familie 382
Loeben, Otto Heinr. Graf von: Der Tanz mit dem Tode 383
Der Bergknapp 383

VIII. Neben- und nachklassische und -romantische Ballade (Ballade der Biedermeierzeit) und Dichter der Freiheitskriege.

Vorbemerkungen . . 385 u. 404
Kosegarten, Ludw. Theobul: Das Amen der Steine 385
Die sieben Freuden . . . 386
Die Tänzerin 386
Lossius, Kaspar Friedr. Der gute Reiche 387
Tiedge, Christoph Aug.: Romanze 387
Das Gelübde 388
Langbein, Aug. Friedr. Ernst: Der Vatermörder . 388
Die Freunde 390
Die Heilige oder das natürliche Wunder 390
Der Substitut des heiligen Georgs. 392
Der Kapaun 392
Die Fahrt ins Heu. 393
Der Zecher 394
Haug, Jos. Christoph Fried.: Adelstan . . . 394
Conz, Karl Philipp: Der fremde Spielmann . . . 395
Die Finnenhochzeit . . . 395
Seume, Joh. Gottfr.: Der Wilde 397
Aus ‚Lebenslauf Jeremias Bunkels‘ 397
Vulpius, Christ Aug.: Rinaldo Rinaldini . . . 398
Schmidt, Georg Philipp: Des Fremdlings Abendlied . 399
Zitherbubens Morgenlied. . 399
Falk, Joh. Daniel: Sankt Martinus 399
Wagenmann, Benedikt v.: Unten und oben 400
Döring, Heinr.: Die Einquartierung 401
Körner, Joh. Heinr.: Die kleinen Krebse. 401
Neese, Christ. Gottl.: Aus der Oper ‚Don Juan‘ . . 402
Perinet, Joach.: Aus der Operette ‚Die zwei Schwestern aus Prag‘ 402
Wolff, Pius Alexander: Aus der Oper ‚Preziosa‘ . 403

Die Dichter der Freiheitskriege.

Vorbemerkung 404
Arndt, Ernst Moritz: Der Stromgeiger auf Starkoddurs Grabe 404
Das Lied vom Schill . . . 405
Die Leipziger Schlacht . . 405
Das Lied vom Feldmarschall . 406
Schenkendorf, Max von: Andreas Hofer 406
Auf Scharnhorsts Tod . . 406
Das Bild in Gelnhausen . . 407
Körner, Karl Theodor: Lützows wilde Jagd . . . 407
Förster, Fr.: Eine Heldin . 408

Ein alphabetisches Verzeichnis aller in Bd. I und II enthaltenen Gedichte nach Überschriften und Anfängen, sowie ein „Sach- und Autorenregister“ über den Inhalt beider Bände befindet sich am Schluß des zweiten Bandes.

Wesen, Typen, Stilarten und Entwicklung der Ballade.

Im Rahmen dieser Einleitung, die über Begriff und Wesen, Typen und Stilarten, Entwicklung und Geschichte der Ballade nur orientieren soll, kann eine genaue, alle Momente, Daten usw. berücksichtigende Darstellung der schwierigen und komplizierten ästhetischen, psychologischen und literarhistorischen Probleme der Ballade natürlich nicht gegeben werden. Wer sich für diese allerdings interessanten Probleme interessiert, den darf ich auf meine eingehenden Untersuchungen hinweisen, die ich in den Schriften „Die Ballade, ihr Wesen und ihre Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Dichtung" (erscheint 1913) und „Die soziale Ballade in Deutschland, Typen, Stilarten und Geschichte der sozialen Ballade" (C. H. Beckesche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München, 1912) veröffentlicht habe. Hier dagegen kommt es nur darauf an, den Begriff der Ballade festzustellen, ihn psychologisch zu erfassen und seine historischen Realisierungen in ihren frühesten typischen Erscheinungen, in ihrer Entwicklung und in ihren Entwicklungsmöglichkeiten aufzufinden, die eigentlichen Typen, den besonderen Stil bzw. die Stilarten der Ballade kurz zu charakterisieren, — ein prägnantes Bild zu geben von dem Wesen und von der Entwicklung der Ballade im engsten und eigentlichen Sinne wie auch einen Überblick über die mannigfaltigen Verallgemeinerungen und individuellen Formen, die man Ballade im weiteren und weitesten Sinne nennen kann. Dies entspricht, wie schon im Vorwort betont, dem Charakter dieser Sammlung: Diese will, um dies nochmals hervorzuheben, dem Wesen der Ballade und des Balladesken im eigentlichsten und andrerseits im liberalsten Sinne gerecht werden; sie will auf die Grundtypen der Ballade deutlich hinweisen und den eigentlichen Begriff der Ballade in erster Linie klar markieren; sie will aber andrerseits auch den Universalismus des episch-lyrischen Gedichts, soweit man es irgend Ballade nennen kann, voll anerkennen, voll zur Anschauung bringen.

Zunächst ein paar Worte über die Namen „Ballade" und „Romanze". Es ist hierüber viel geschrieben worden (vgl. hierüber die oben genannten Schriften, die sich mit der Literatur, auch mit allen Nebenfragen, die die Ballade betreffen, beschäftigen). Ich neige der Ansicht zu, daß wir das Wort „Ballade" dem Ausdruck „ballata", womit man im Mittelalter in Italien eine bestimmte gefällige Form der Kunstpoesie bezeichnet hat, zu verdanken haben. Der Name „ballata" bedeutet Tanzlied, vielleicht hängt er mit dem Ballspiel zusammen. Ich will hierbei vorausschickend bemerken, daß ein eigentümlicher Zusammenhang oder Zufall es gefügt hat, daß das Gedicht, das wir heute unter dem psychologischen Zwange unseres Begriffs Ballade „Ballade" nennen, in seinen ersten Ursprüngen — als Gebilde volkstümlicher Poesie — tatsächlich ebenfalls ein „Tanzlied" gewesen ist. So deckt sich der ursprüngliche Sinn des Namens „Ballade" mit dem ursprünglichen Wesen der Ballade. Nur muß man festhalten, daß das Wort Ballade historisch zunächst ein durchaus kunstmäßiges, rein lyrisches Gedicht bezeichnet hat, eben die erwähnte italienische Kunstform.

Mit diesen italienischen Gedichten, mit der Form dieser Gedichte ist auch der Name „ballate", „balada" nach Frankreich und nach England gekommen. Auch in

diesen Ländern bezeichnete er zunächst dieselben, übrigens variierenden Formen der Kunstdichtung. Allmählich muß er dann in England auf gewisse Volkslieder übertragen worden sein, die im 15. Jahrhundert aufkamen und beliebt wurden, auf die Lieder von der Chevy Chase, von der Schlacht bei Otterburn, vom nußbraunen Mädchen u. a. Diese volkstümlichen Lieder erwiesen sich als lebensfähiger als jene Lieder der höfischen und ritterlichen Kunst. Durch sie erhielt der Name „Ballade" den Sinn, der dem Wesen, dem Stil und dem Inhalt der volkstümlichen altenglischen Lieder entspricht. Diesen Sinn hat die Ballade auch heute noch, und zwar in Deutschland seit dem Bekanntwerden der englisch-schottischen Balladen in Deutschland, also seit den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts (Percys Sammlung erschien 1765). Man wird daher eine Untersuchung des wahren Wesens der Ballade mit einer Darlegung der englisch-schottischen Balladentypen zu beginnen haben. Auf anderem Wege komme ich hierauf zurück.

Über den Namen „Romanze" kann ich mich kurz fassen. „Romance, romanzo, roman" hieß im Südfranzösischen und Spanischen: Volkssprache zum Unterschied von der lateinischen Schriftsprache. Romanze ist ein romanisches Volkslied, für das der trochäische Rhythmus charakteristisch ist. Jede weitere Definition ist eine willkürliche. — Bei den Franzosen heißt „romance" auch eine fast rein lyrische Gattung von Liebesliedern. Der ritterliche romantische Charakter dieser Lieder ist wahrscheinlich bestimmend gewesen für den Begriff der Romanze im weiteren Sinne: wir nennen gefühlsmäßig ein lyrisch-episches Gedicht von ritterlichem romantischem Charakter und Inhalt eine Romanze, wir sprechen von Liebesromanzen, von Ritterromanzen.

Einen Unterschied zwischen Ballade und Romanze — als moderne Begriffe — festzulegen, ist ein vergebliches, ja historisch unsinniges Bemühen. Man kann nur reden von einer typischen spanischen Romanze — und denkt hierbei an die historisch gegebenen spanischen Romanzen, die auch von Anfang an so heißen (z. B. Cidromanzen), — und von typischen Balladen — und hat hierbei, wie ich gleich näher darlegen werde, bestimmte poetische Vorstellungen von nordischem Charakter (etwa Edward-Ballade, Harald-Balladen), für die das Wort balladesk gewohnheitsmäßig, seit alters her, — uns gleichsam angeboren — angewendet wird. Man kann dann weiter gewisse Gedichte gefühlsmäßig Romanzen oder Balladen nennen, insbesondere solche, welche jenen Typen ähnlich sind. Aber schon hier ist der Willkür Tor und Tür geöffnet.

Es ist also — abgesehen von jenen Grundtypen der Romanze und der Ballade — jedem überlassen, gefühlsmäßig dies Gedicht eine Romanze und jenes eine Ballade zu nennen. Ich ziehe es vor, den Namen „Ballade" für deutsche, englische und nordische Gedichte auch dann anzuwenden, wenn nicht typische Balladen in Frage stehen, und den Namen „Romanze" nur dann zu gebrauchen, wenn das betreffende Gedicht ihn mir unmittelbar aufdrängt. Ich spreche also von typischen Balladen und von Balladen im weiteren und weitesten Sinne.

Eine Anschauung von dem eigentlichen und typischen Wesen der Ballade gewinnt man am sichersten aus sich selbst, aus der eigenen Seele, aus den Stimmungsmomenten, die das Denken an den Begriff „Ballade"(„balladesk") unwillkürlich erweckt. Seit alters her ist die balladeske Stimmung, das Wesen des Balladesken der menschlichen Seele vertraut. Daß der Begriff „Ballade" als Vorstellung einen gewissen Komplex von Stimmungen umfaßt, von zunächst phantastisch-mystischen oder heroischen Bildern und Empfindungen, wird mir daher ohne weiteres zugegeben werden. Es ist charakteristisch, daß diese große merkwürdig bannende, undefinierbare und doch deutlich empfundene Stimmung, die das Wort „Ballade" an sich erweckt, auch bei dem Anhören gewisser Tonwerke in ganz ähnlicher Weise, ja oft noch intensiver empfunden wird. Ich erinnere an Chopins Balladen, an Schuberts „Erlkönig", an die Löweschen Balladen. Auch Werke der bildenden Kunst, wie z. B. Böcklins „Abenteurer", „Der Überfall", „Schweigen im Walde", „Toteninsel" erwecken ähnliche tragisch-heroische, mysteriöse Stimmungen.

Diese Stimmung ist also eine eminent menschliche. Das Wesen der Ballade entspricht unmittelbar einer gewissen Stimmung, einem Zustande, einer Veranlagung der menschlichen Seele. Daher ist die suggestive Wirkung des Balladesken zu erklären. Daher ist die Ballade als eine natürliche Kunstform zu bezeichnen (vgl. meine Schrift: „Die Ballade"). Die typische Ballade wird also die sein, die dieser Vorstellung, dieser Stimmung am besten entspricht.

Von welcher Eigenart sind nun diese Bilder, diese Vorstellungen? Ich möchte sie durch folgende Momente konkretisieren: Meer, Harfenklang, Gesang des Sturmes, heldenhafte Menschen, heroische Schicksale, tragischer Ausklang eines großen Lebens, — der König von Thule, König Lear ... Oder: düstere Heide, Nacht, Rauschen uralter Eichen, Erwachen der dämonischen Naturkräfte, der Geister und Gespenster, bannende Angst und Grauen — Der Erlkönig ...

Das Wesen der Ballade ist also eine tragisch-heroische oder mysteriöse Stimmung, die sich zu einem entsprechenden Vorgang konkretisiert, der nunmehr jene Stimmung mehr und mehr steigert bis zu einer tragischen Katastrophe: die Stimmung ist Schicksal geworden, Einzelschicksal und doch allgemeines Schicksal, Schicksal des Menschen; nichts Zufälliges spielt sich ab, sondern ein aus den Urempfindungen der Menschenseele, aus Leidenschaft, aus Haß, Liebe, Furcht, aus nicht zu bannenden dämonischen Mächten und Naturkräften sich heraus gestaltendes, sich selbst konkretisierendes Schicksal. Durch diesen Stimmungs- und Empfindungscharakter unterscheidet sich die Ballade von der epischen Erzählung, aus diesem Charakter erklärt sich ihr lyrisches Wesen einerseits und ihre Verwandtschaft mit der Tragödie andrerseits. Hieraus erklärt sich der lyrische und dramatische Stil der Ballade. Auch die Form ist ihr durch ihr Wesen unmittelbar gegeben. Die Ballade, die in der Seele Stimmungen von der unendlichen Größe ewiger Mächte und menschlicher Leiden erweckt, von dem Rauschen nordischer Meere, von dem Gesang des Sturmes auf endloser Heide, erfüllt den sich ihrem Wesen Hingebenden gleichsam auch mit der Macht und Kraft ihrer fortreißenden, die Stimmung steigernden Rhythmen, ihrer mystischen Harmonien und ihrer abrupten Dissonanzen, ihrer den Lauten und Geräuschen der Natur, dem Gesange des Sturmes und der Meere nachgebildeten Sprache, mit der Wucht ihrer realistischen Bilder, mit der Flucht ihrer Landschaften und Szenerien. Wir erleben Besonderes: Das kündet sich auch durch eine besondere, unsere tiefsten Lebensgeister erweckende Sprache an, die sich sofort und direkt an uns wendet, — das fesselt uns, indem es sich türmend aufbaut, sich sprunghaft entfaltet, grell aufschreit, sich wieder und wieder steigert, das benimmt uns den Atem, bis die Katastrophe erfolgt und damit die Erlösung von dem Zauberbanne. Auch der Form, dem Aufbau und den Ausdrucksmitteln, dem Dialoge usw. nach ist die Ballade der Tragödie wesenhaft verwandt.

Ich möchte noch ein Moment besonders betonen: Es ist die Gefühlswelt des germanischen Menschen, germanisches Naturempfinden, germanische Weltanschauung, die in der Ballade zum Ausdrucke kommen. Und wir werden sehen, daß die Ballade in diesem eigentlichen Sinne in der Tat ein eigentümliches Erzeugnis germanischer, eventuell germanisch-keltischer Volksdichtung ist. Für Romanen und Slawen sind andere Typen lyrisch-epischer Poesie charakteristisch.

Die Ballade ist ein Ausdruck des pantheistisch-mystischen oder des heroisch-tragischen Empfindens der nordischen, der germanischen Seele.

In dieser Formel sind ihre Grundtypen, ihre Grundstile bereits angedeutet. Deutlich ist ein gleichwertiger zwiefacher Charakter des Balladesken zu erkennen: 1) ein naturhafter, mystischer, dunkler Typus und dementsprechend ein mysteriöser, von Naturstimmung(-malerei) durchsetzter Stil und 2) ein heldenhafter, rein heroischer, heller Typus und dementsprechend ein plastischer, gegenständlicher, harter und klarer heroischer Stil. Ich nenne diese Grundtypen die mystische (Natur-) und die heroische (Helden-)

Ballade („Erlkönig" von Goethe und „Das Herz von Douglas" von Strachwitz). Die Tragik der Naturballade beruht in dem Ringen der Menschenseele mit den geheimnisvollen Mächten der Außenwelt, der Natur, und den dämonischen Trieben der Innenwelt, der eigenen Seele. Man könnte diese Ballade die des Unterbewußtseins nennen. Die Tragik der heroischen Ballade beruht in dem Ringen heroischer Leidenschaften mit dem Schicksal, in dem Kampf des Helden mit dem Helden, mit der Welt, mit sich selbst. Man könnte diese Ballade die des bewußten Willens nennen, wenn nicht grade die menschliche Unfreiheit das psychologische Grundproblem der Ballade überhaupt wäre.

Entsprechen diesen Grundtypen nun die frühesten historisch gegebenen Balladen? Und wo und wann haben sich diese Grundtypen zum erstenmal deutlich gezeigt, gewissermaßen als realisierte Grundtypen der Ballade?

Diese Fragen führen uns nach England, von wo mit gewissen Typen der Ballade auch der Name „Ballade" herübergekommen ist, und nach Skandinavien. Ich verweise auf die in meiner Sammlung wiedergegebenen Musterbeispiele englisch-schottischer und nordischer Balladen und kann hier die Typen der Balladendichtung beider Nationen im Zusammenhange kurz charakterisieren. Ein sicheres Gefühl weist uns nach England als nach dem Heimatland der Ballade. Das haben auch Bürger und Goethe bereits empfunden, wenngleich beide doch mehr, mehr als es scheint, von dem deutschen Volksliede als von dem englischen beeinflußt worden sind, worauf ich noch zurückkomme. In Deutschland wurden die englisch-schottischen Balladen durch Percys berühmte Sammlung (1765) und durch einzelne Übersetzungen (z. B. im Kreise der Dichter des sogenannten Hainbundes) bekannt. Später durch Herders Sammlung von Liedern aller Völker. Die unsterblichen Meisterwerke volkstümlicher englischer Balladenkunst sind in dieser Sammlung bereits enthalten, insbesondere die Krone aller Balladen: Die schottische Edward-Ballade, auch die Douglas-Percy-Balladen.

Man wird nun unter den englisch-schottischen Balladen jene beiden von mir aufgestellten Typen, mystische und heroische Ballade, in Reinkulturen nicht sogleich finden, auch nicht einmal in ganz vollkommenen exklusiven Einzelexemplaren. Abgesehen von der großen Masse für uns gleichgültiger Balladen zeigt die englisch-schottische Ballade in einzelnen Hauptstücken vielmehr eine Verschmelzung beider Typen, eine ins Reinmenschliche, ins Reintragische gesteigerte Synthese des Mysteriösen und Heroischen. Ein ähnliches Wunder hat sich hier vollzogen wie bei der Entwicklung der Tragödie: Auf einmal erhoben die Shakespeareschen Tragödien den dramatischen Konflikt aus dem mechanisch sich vollziehenden mittelalterlichen Theaterspiel auf die Höhen des Großmenschlichen, des Reinmenschlichen wie des Individuellen. Aber es ist das kein Wunder, daß beide, die geniale Kunst der Tragödie und die kongeniale der Ballade, zugleich sich zu solcher Höhe erhoben haben, es ist vielmehr natürlich; denn beide sind wesensverwandt, sind gleichsam eines Ursprungs, und sie sind beide zusammen zur Blüte gelangt, weil die entsprechenden soziologischen Voraussetzungen gegeben waren. Es ist bemerkenswert, daß beide — die englische Ballade und die englische Tragödie — aus der Vorstellungs- und Empfindungsweise des Volkes selbst heraus geboren sind, so daß hier wahrhafte Volkskunst vorliegt. Ich will diesen Gedankengängen nicht weiter nachgehen. — Für die Ballade ist jedenfalls die Edward-Ballade das, was König Lear für die Tragödie ist. In der Edward-Ballade ist alles, was für die Ballade an sich in Anspruch genommen wird, in vollkommenster Weise Kunst, Organismus und Eigenleben geworden: Eine grauenhafte entsetzliche Tat aus dunklen mysteriösen Gründen des Hasses oder der Liebe vollzogen, — aufgeregte, sinnlose Leidenschaft, dahinter ein Spiel teuflischer Ränke und Intrigen oder ein sich endlich zur Tat aufbäumendes Rechtsgefühl — wer weiß es? die furchtbare Tat ist geschehen — und sie veranlaßt keine Befreiung, keine Erlösung, — nur dunkle Leere, erstarrtes Entsetzen, tote Verzweiflung nach dem Vatermord. Und diese entsetzliche Stimmung überfällt uns mit dem lapidaren

Dialog zwischen Mutter und Sohn, plastisch sehen wir die Szene und auch die des Mordes und lauschen atemlos dem Bekenntnis, das sich in bannenden, vor Entsetzen stockenden Interjektionen Luft macht . . . Man kann dieses Meisterwerk wohl die Ballade an sich nennen. Ihr kommt ein anderes mysteriöses Motiv nahe, das von der „Schlangenköchin" (vgl. Sach- und Autorenregister), das freilich in skandinavischen und deutschen Volksballaden eine ihm passendere (primitiv-volkstümliche) Einkleidung erfahren hat als in der entsprechenden schottischen Ballade von Lord Randal, die das uralte Motiv modern umgewandelt und stilisiert hat. — Rein mysteriös ist auch z. B. das bekannte Lenoren-Motiv, das ebenfalls in der englisch-schottischen Volkspoesie mehrfach wiederkehrt (z. B. in „Wilhelms Geist").

Dem mystischen Balladentypus ist eine ganze Kategorie von Balladen zuzurechnen, die sich in ähnlicher romantisch-lyrischer Stilisierung in der englisch-schottischen wie in der nordischen, insbesondere dänischen, Volkspoesie vorfindet, die Elfenballade: Sie wirkt im Rhythmus wie in der Szenerie, in der märchenhaft feinen und bedeutsamen Poesie außerordentlich feinnervig, ja psychisch tief. Sie ist für die Entwicklung eines gewissen romantisch-lyrischen beseelten Balladenstils, dem auch Dichter der Gegenwart huldigen, gradezu vorbildlich. In ihrer weichen Zartheit und geschmeidigen Grazie ist sie das markante Gegenstück zur harten und stolzen heroischen Ballade.

Die rein heroische Ballade hat in England nicht einen heldenhaften, auf Volksepos und Sage zurückführenden Charakter sondern rein ritterliches, auf die Lokalgeschichte hinweisendes Wesen und einen entsprechenden Stil. Typische Beispiele hierfür sind die in der modernen deutschen Balladendichtung so oft widerklingenden Douglas-Percy-Balladen. Aber, wie schon angedeutet, ist grade dieser Balladenstil, der aus dem historischen Volkslied hervorgegangen ist, ein typischer geworden. Auch hier hat sich eine Umwandlung des Heroischen, des Reinritterlichen ins Reintragische vollzogen, ins Reinmenschliche wie ins Durchaus-Individuelle. Die Kämpfe, die sich hier abspielen, wurzeln in altem rätselhaften Haß, der oft — in der Bewunderung des Gegners — in Liebe umschlägt, sie wurzeln in alten Konflikten, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben und in den immer wiederkehrenden Streitigkeiten der Individualitäten zu blutigem Austrag kommen. So erscheint hier der Typus des Heldenhaften menschlich und zugleich ritterlich individualisiert: aus beiden Beziehungen ergeben sich die tragischen Stimmungen. Freilich mysteriös ist diese Ballade gar nicht, im Gegenteil, sie ist hell und klar, straff und bestimmt, stolz und hart in den Motiven, in der Sprache, Struktur, Komposition, in der Plastik, — kurz, sie ist in der Tat ein Gegenstück zur mysteriösen Ballade, ein wenn auch nicht urtümlicher so doch markanter Typus der heroischen Ballade.

Den Urtypus der heroischen Ballade finden wir in ganzer ursprünglicher Reinheit, aber auch in psychologisch vertieften Formen in der nordischen Ballade. Heroische Balladen von roher, doch zugleich ungemein kraftvoller und von oft sprachlich und künstlerisch bedeutender Art sind die sogenannten Heldenlieder (kaempeviser). Sie gehen zum Teil zurück auf ältere heroisch-mythische Lieder, also auf die Volkssage, — die entsprechenden Lieder in Deutschland sind, worauf ich noch zu sprechen komme, in zusammenhängende epische Dichtungen, wie Nibelungenlied und Gudrunlied, übergegangen. Die Kämpferlieder bilden eine besondere Gruppe in der nordischen Volksdichtung, sie zeigen einen besonderen Stil, der in seiner epischen Breite, in seinem klobigen Gefüge, in seinem massigen Charakter oft an die Mären des späteren deutschen Mittelalters erinnert, der jedoch durch seine echte, ursprüngliche Balladenkraft und -kühnheit sich wiederum von dem hausbackenen deutschen Märenstil unterscheidet. In seiner lapidaren Wucht und suggestiven dramatischen Erregtheit ist dieser Stil einzigartig in der Weltliteratur. Er ist übrigens (vgl. die in dem Abschnitt „Das Volkslied anderer Völker"

mitgeteilten Proben nach Grimm „Dänische Heldenlieder") ebenso wie die englisch-schottische Douglas-Percy-Ballade für die neuzeitliche heroische Ballade vorbildlich geworden (vgl. Uhland, Strachwitz, Fontane, Dahn, Wildenbruch, Münchhausen usw.). Leider erscheint die prangende Wucht und Härte dieses Stils bei neueren Dichtern oft in epigonenhafter Manier ausgeartet. Daß dieser Stil in seiner volkstümlichen Ursprünglichkeit ebenso wie in seiner künstlerischen Vollendung ganz besonders von poetischen Formeln, von prägnanten Bildern, Wortspielen, von Lautmalerei, von einem straffen, doch wechselnden Rhythmus, kurz von allen Elementen beherrscht und getragen wird, die Sprache und Kunst bieten, um Stimmung und Handlung zu verdichten und zu veranschaulichen, zu steigern und ständig zu beleben, entspricht seinem Wesen und braucht nur betont zu werden.

Diesen realistischen, oft ungeschlachten Balladen stehen auch in der nordischen Dichtung die romantischen, mysteriös gestimmten Elfenballaden gegenüber. Die süße Dämonie der Liebe und der traumhaften Naturversunkenheit, die Sehnsucht nach den heimlichen Wundern einer andren Welt, der Nacht, der rätselhaften Wassertiefen und Bergesgründe, des Elfenlandes, — das sind die lebendigen und stilbildenden Kräfte dieser Ballade. Ich habe das Wesen auch dieser Ballade ausführlich in meinem obenerwähnten Werke über die Ballade geschildert und muß darauf verweisen. Bedeutsam für den Stil der Ballade ist diese romantisch-psychische und lyrische Ballade ebensosehr wie jene plastisch-heroische.

Zwischen beiden Kategorien bewegt sich die große Masse der nordischen Balladen und zwar in tausend Variationen und mit einer Fülle von uralten Motiven, von außerordentlich feinen, poetisch wertvollen und dramatisch wirksamen Ideen und Bildern. Diese Dichtungen sind bald auf einen märchenhaften, bald auf einen rein psychisch-lyrischen, bald auf einen dramatisch-psychologischen, bald auf einen ruhig-epischen Grundton abgestimmt. Das Gemeinsame bildet überall der echt balladeske Stil und das bedeutsame Balladenmotiv. Diese Balladenpoesie in der Fülle und zugleich Geschlossenheit der Motive, der dramatischen Figuren und Konflikte, der poetischen Mittel, in der vielseitigen Einheit, in der stets charaktervollen Ursprünglichkeit ihres Stils und ihrer Stilarten findet nicht ihresgleichen in der Weltliteratur. Die von mir in dem Abschnitt „Das Volkslied anderer Völker" mitgeteilten Proben, aus den verdienstvollen Sammlungen von Grimm, Warrens, Willatzen, Mohnike u. a., können nur einen kleinen Begriff geben von dem Reichtum, von der klassischen Vollendung, psychologischen Tiefe und poetischen Eigenart der nordischen Ballade. — Wir finden also auch in der nordischen Volksdichtung die zwei oder man kann auch sagen drei Typen wieder, heroische Ballade, mystisch-romantische (Natur-)Ballade und die von allen möglichen menschlichen Beziehungen und Konflikten, insbesondere auch von Liebeskonflikten erzählende rein tragisch-psychologische Ballade.

Ich weise nachträglich auf den urtümlichen Balladencharakter der Eddalieder hin; doch es handelt sich hier um eine in sich abgeschlossene Sondererscheinung, die, an sich hochinteressant, für die Entwicklung der Ballade weniger in Frage kommt. Ich habe auf den lapidaren mysteriösen Balladenstil der Eddalieder — im Gegensatz zu dem epischen Stil der deutschen Volksdichtung — in der Vorbemerkung zu den in der folgenden Sammlung mitgeteilten Proben aus der „Edda" aufmerksam gemacht. Auch unter den Eddaliedern befinden sich mythische und heroische Balladen.

Die Ballade hat sich bisher in der Tat als ein spezifisch germanischer poetischer Charakter erwiesen, und zwar als ein Charakter von außerordentlich markantem Stilgepräge, als ein Charakter, der sich durch seinen lyrisch-epischen und dramatischen Stil, durch das Bestreben, rhythmisch, klanglich und kompositorisch auf die Nerven zu wirken und eine bestimmte Handlung, einen Konflikt konzentriert und in allen seinen äußeren und seelischen Beziehungen unmittelbar zu suggerieren, von dem rein epischen, dem

deskriptiven Stil unterscheidet. Man hat deshalb auch von einer balladesken und im Gegensatz hierzu von einer rhapsodischen Darstellungsart gesprochen und hat z. B. die Darstellungsart der mittelalterlichen Spielmannsepik, ja der Epik überhaupt eine rhapsodische genannt. Hierauf komme ich noch zurück.

Es fragt sich zunächst, ob die dritte germanische Völkergruppe, die deutsche, ebenfalls jene bisher festgestellten Typen der Ballade und einen sich deutlich markierenden Balladenstil aufzuweisen hat. Diese Frage ist weder zu bejahen noch zu verneinen. Zugegeben muß werden, daß der besondere, der charakteristische Stil der Ballade, sei es nun der Edward-Ballade oder der Douglas-Percy-Ballade oder der romantischen Elfenballade oder der alten ursprünglichen nordischen Heldenballade, in dem deutschen Volksliede nicht vorgefunden wird. Auch den Motiven nach wird man eine ausgesprochene Heldenballade und eine ausgesprochene naturhafte Ballade, abgesehen von analogen Einzelerscheinungen, in dem deutschen Volksliede nicht finden. Von diesem Gesichtspunkte aus — der Ballade als ausgesprochenen Stilgedichts, als eines balladesken, ohne weiteres als „Ballade" empfundenen Gedichts — wird man die deutsche Volksballade nicht als eigentliche Ballade bewerten und bezeichnen können. Und doch wird man so außerordentlich balladenartig gestimmte und auch stilisierte Gedichte, wie z. B. die Volkslieder vom Tannhäuser, vom Ulinger, von den zwei Königskindern, vom Wassermann, von der Frau von Weißenburg, andrerseits Lieder, wie die von den Mordeltern, von der Wirtin Töchterlein, von den unschuldig Gefangenen und Hingerichteten, weiter Lieder vom Lindenschmied, vom Störtebecker usw., als „Balladen" bezeichnen müssen. In allen diesen Gedichten herrscht genau dieselbe durch gewisse poetische Mittel gesteigerte lyrisch-epische Stimmung, die Konfliktsstimmung, die dramatische Spannung, die für das nordische und englisch-schottische Volkslied kennzeichnend ist. Nur der Stil, die Tönung ist anders; ich möchte sagen: der Stil der englischen und nordischen Ballade ist balladesk, der Stil des deutschen Volksliedes volksliedartig. Andrerseits hat das deutsche Volkslied, wie schon angedeutet, nicht so ausgesprochene, so exklusive Kategorien von Balladen. Trotzdem wird man die deutsche Volksballade, auch wenn es nicht ganz unserer Stilempfindung entspricht, der nordischen und englischen zur Seite stellen müssen, und zwar nicht als eine Ballade in einem weiteren Sinne sondern als eigentliche Ballade, als eine der englischen und nordischen Ballade analoge Erscheinung.

Ich sagte vorhin, das Wesen der deutschen Volksballade ist volksliedartig. Ihr Stil entspricht dem allgemeinen des deutschen Volksliedes. Dieses Wesen des deutschen Volksliedes ist nun nicht leicht zu erfassen: Aus dem Gemüt geboren möchte es vor allem auf das Gemüt wirken, man nennt es einfach und innig und seine poetischen Mittel bezwecken, dem Wesen des deutschen Volkes gemäß, derartige Wirkungen. Die Form und der Inhalt des deutschen Volksliedes sind ferner realistisch; das Lied ist aus dem Mittelalter heraus in die beginnende Neuzeit mithineingegangen, es spiegelt das Volkstum des ausgehenden Mittelalters und der angehenden Neuzeit: es ist realistisch, lebendige Zeitstimmung, gut bürgerlich, es ist zugleich universal gerichtet, dezentralistisch, es ist in seinen Grenzen individuell. So ist es natürlich und erklärlich, daß das nicht streng, nicht einheitlich stilisierte deutsche Volkslied auch nicht den strengen abgeschlossenen Charakter der Ballade aufkommen lassen konnte. Wir werden sehen, daß aus ebendenselben Gründen — Universalismus des Deutschtums usw. — sich das Epos aus dem epischen Volksliede entwickeln mußte.

Die deutsche Volksballade ist von einem freien, unbeschränkten, vielseitigen Wesen. Alle Typen, Motive, Stilarten der nordischen und englischen Balladen kehren wieder, wenn auch nicht in so strengen Formen, wenn auch nicht in ganzen Kategorien, so doch als einzelne individuelle Erscheinungen: Die romantische Liebesballade, die mysteriöse Wassermannballade, insbesondere die psychologisch vertiefte tragische Ballade usw. Als

allgemeine Charakteristik kann man also hervorheben: das gemütvolle, intime und individuelle wie andrerseits realistisch-farbige, bürgerlich-universale Wesen der deutschen Volksballade. Das Bestreben geht dahin, alte mythische und sagenhafte Vorstellungen der Zeit und dem Ort wie den Menschen anzupassen, sie zu modernisieren und zu lokalisieren, andrerseits Vorfälle des Tages und des gewöhnlichen Lebens, wie z. B. Mordtaten, eigenartige Vorkommnisse (Scheintod, Gespenstererscheinungen, Hinrichtungen usw.) balladenartig darzustellen.

Als ein deutscher Sondertypus erscheint die Schlachten-, Raubritter-, Räuber- und Seeräuberballade (Störtebecker-, Lindenschmiedballade u. a.). Die rohe plastische Kraft dieses Stiles und die rein auf den äußerlichen Effekt berechnete breite, doch lebendige Darstellung in diesen Balladen erinnert an die nordischen Heldenlieder. Aber die derbe, gradlinige und doch krause, die holzschnittartige und farbige Wirkung dieser deutschen — heroischen — Ballade (Schlacht bei Sempach, Störtebecker u. a.) zeugt doch von einem besonders gestimmten Wesen, von besondren kulturellen Voraussetzungen, die für das Wesen der primitiven dänischen Heldenballade nicht zutreffen. Die englische Ritterballade (Percy-Douglas-Ballade) dagegen hat dieser, übrigens etwa gleichzeitigen, deutschen Ballade, die man dem sogenannten „historischen Volksliede" zugerechnet hat, den biegsamen, eleganten echten Balladenstil und die individuelle Auffassung menschlicher Konflikte voraus, — durch diese beiden glücklichen Umstände ist die englische Ballade eben ein Typus von zeitloser Vorbildlichkeit geworden.

Bezüglich der einzelnen Gruppen der deutschen Volksballade kann ich auf die Vorbemerkungen in der folgenden Sammlung selbst hinweisen. Hervorheben möchte ich noch einmal, daß die deutsche Volksballade reich an eigenartigen psychologischen wie tragischen, ebenso wie an rohen, ja perversen und rätselhaften Motiven ist. Spätere Erscheinungen, wie die Bänkelsängerballade, die „Moritat", erklären sich aus der Vorliebe des Volkes für das Schreckliche, Rohe und Gewalttätige.

Auf eine Erscheinung will ich aber grade in diesem Zusammenhange noch besonders eingehen, auf die Reste alter Naturballaden, die sich im deutschen Volksliede besonders häufig vorfinden, die auf das ursprüngliche Wesen der Ballade, ja auf ihre erste Herkunft und ihre mit den Bedürfnissen der menschlichen Seele tief verknüpfte Entstehung zurückweisen, auf die Entstehung der Ballade aus dem Tanzliede.

Neben den nur gesungenen oder vorgetragenen Liedern hat es in den ältesten Zeiten getanzte Lieder gegeben, Lieder, die bei fröhlichen, aber auch bei ernsten, weihevollen und auch traurigen Gelegenheiten gesungen und zugleich getanzt worden sind. Sie haben, das entspricht dem Zwecke und dem Anlasse, einen lyrischen Charakter gehabt, sie waren rhythmisch stark bewegt, sie gingen unmittelbar aus der Empfindung, aus der Stimmung hervor, die sie selbst darstellten in Verbindung mit dem Tanz, mit Spielen, mit rhythmischen Bewegungen: sie waren also mit einer Handlung verbunden, sie waren dramatisch. Dieses Moment läßt auch auf epische Bestandteile der Lieder schließen. In der Tat wurden in diesen Liedern und durch diese Tänze und Umzüge mythische oder heldenhafte Vorgänge dargestellt. Die Taten eines Helden z. B. wurden bei seinem Begräbnis in solcher Weise gefeiert. Derartige Lieder werden bereits von Tacitus erwähnt. Reste solcher mythischen Lieder sind z. B. in den sogenannten Anfingeliedern, in den Sonnwendliedern u. a., ferner in Kinderliedern erhalten (vgl. die Proben in dem betreffenden Abschnitte der folgenden Sammlung). Diese Lieder weisen oft auf uralte mythische Beziehungen zurück. — Der rhythmisch stark bewegte dramatisch-lyrische Stil dieser episch durchsetzten Lieder ist ein ganz andrer als der ruhige reinepische Stil streng gegliederten oder freien rhapsodischen Charakters. Unzweifelhaft ist der Charakter der sensitiven Ballade auf dieses Tanzlied zurückzuführen. Das Tanzlied ist ebenso wie die Ballade: Empfindungsgedicht, Stimmungs- und Nervenkunst, beide entsprechen Triebbedürfnissen der Seele, beide sind von elementarem, dämonischem,

naturhaftem Wesen. Man denke hierbei an die Dithyrambendichtung der Hellenen. Orphische Urklänge leben auch in der Ballade. — In der Tat wurden auch noch in späteren Jahrhunderten, noch in unserer Zeit Balladen getanzt, z. B. bei den Dithmarschen, auf den Färörinseln, worüber P. J. Willatzen in seinem Buche „Altisländische Volksballaden und Heldenlieder der Färinger" (Bremen, 1865) berichtet. Ich kann auf dieses interessante Problem hier nicht weiter eingehen, ich verweise auf die Ausführungen in meinem Buch „Über die Ballade" (vgl. Sachregister).

Man könnte nun sagen, daß die Ballade sich auch in dem Volksliede andrer Völker, der Romanen, Slawen, Finnen usw. vorfindet. Ich bin diesem Einwande nicht aus dem Wege gegangen, ich habe vielmehr Proben balladenartiger Gedichte aus der großen Masse der Lieder auch andrer Völker in die vorliegende Sammlung aufgenommen. Leider war es mir aus Raumrücksichten nicht möglich, mehr Beispiele beizubringen, die das Vorhandensein von Balladen auch bei den Franzosen, Italienern, Neugriechen, ja bei slawischen Völkern, Bulgaren, Serben usw. noch deutlicher bewiesen hätten. So kommen auch grade Tanzlieder in Balladenform bei einigen Völkern vor. Diese Völker haben aber neben den nach unserem Empfinden balladenartigen Gedichten ihre besonderen nationalen Formen des epischen oder lyrisch-epischen Gedichts, die Romanen haben die Form der Romanze, die Slawen das trochäische Heldenlied von eigentümlicher Struktur (Lieder vom König Marko u. a.). Und diese Formen sind die charakteristischen dieser Völker, während das balladenartige Gedicht hier einen allgemeinen, ich möchte sagen internationalen Charakter zeigt und diesen auch besonders in dem nicht streng, nicht balladesk ausgeprägten Stil. Trotzdem ist das Vorhandensein balladenartiger Gedichte auch bei Romanen und Slawen ohne weiteres zuzugeben. Aber es ist auch zuzugeben, daß der germanische Einfluß seit alters her bei allen diesen Völkern ein starker, ja ein herrschender war; ich erinnere an die Besiedlung der römischen Provinzen mit Germanen, an die Völkerwanderung, an die Züge, Siedlungen usw. der Normannen. — Ganz ihrem Volkscharakter haben die Franzosen die Ballade angepaßt und den eigentümlich prickelnden Stil und Ton der sozial-ironisch gestimmten, coupletartigen Ballade geschaffen. Urtümliche Eigenerscheinungen balladenartigen, ja balladesken Charakters haben so alte Völker wie die Finnen, Esthen und Lappen aufzuweisen; doch hier wiederum will uns das rhythmische Gefüge nicht balladenhaft anmuten.

Eine beachtenswerte Sondererscheinung ist die bretonische Volksballade. Sie hat in der Tat einen ganz rein gestimmten balladesken Charakter, der nichts gemein hat mit dem neuzeitlichen französischen Volksgeist, der sich vielmehr in charakteristischer Weise von diesem freigehalten hat und sich als ein ursprünglich keltischer erweist. Der merkwürdig elegische mysteriöse Ton und Inhalt, der schwingende, singende, beseelte Rhythmus dieser Balladen klingt an gewisse älteste englische Legenden und Lieder, an englisch-keltische Erzählungen und Sagen, auch an gewisse Balladen der englischen Kunstpoesie an (Poe, Coleridge, Tennyson). Und die Frage taucht auf: ob nicht die Ballade einen Teil ihres Wesens, ihre Färbung, ihren Klang der untergegangenen keltischen Nation zu verdanken hat. Unzweifelhaft hat die englische Ballade von der keltischen Poesie profitiert. Aber unmöglich ist im Keltentum allein der Ursprung der Ballade zu suchen. Das wird widerlegt durch den ausgesprochen selbständigen germanischen Charakter der nordischen (skandinavischen) Ballade.

Es hat sich infolge der historischen Bedeutung der englisch-schottischen Ballade von selbst ergeben, aber es war auch an sich selbstverständlich, daß bei der Klarlegung so dem allgemeinen Empfinden vertrauter poetischer Formen wie der Typen der Ballade von der Volksdichtung auszugehen war: sie allein gibt in solchen Fällen — der Ergründung gewisser dem Empfinden der Allgemeinheit wie des Einzelnen entsprechender dichterischer Charaktere, wie des Liedes, der Ballade, des Schwankes, auch des Epos —

die grundlegenden Maßstäbe, die typischen, vorbildlichen Kategorien und Formen. Die festgestellten Typen und Stilarten der volkstümlichen Ballade, d. h. der englisch-schottischen, nordischen und deutschen Volksballade, sind daher auch der weiteren Untersuchung zugrunde zu legen; denn sie entsprechen dem Begriff der Ballade. Es werden also diejenigen Balladen der sogenannten Kunstdichtung, die dem analogen volkstümlichen Grundcharakter am meisten entsprechen, am unmittelbarsten als Balladen empfunden werden. Hierauf komme ich bei der Darstellung der neuzeitlichen Ballade zurück.

Wenn nun die Volksballade, deren Wesen feststeht, den Maßstab bildet, dann kann an diesem Wertmesser auch die Dichtung, die vor der Entstehung oder endgültigen Festlegung der Volkslieder sich in mannigfaltiger Weise in Deutschland entwickelt hat, bewertet werden. Es erhebt sich die Frage: Hat das Mittelalter, abgesehen von dem sich im 14. und 15. Jahrhundert kristallisierenden Volkslied, außerdem noch Balladen aufzuweisen? Diese Frage ist rund mit nein zu beantworten. Dem völlig subjektiven Wesen der mittelalterlichen sogenannten Kunstpoesie und seinen auflösenden Tendenzen widersprach die straffe konzentrierte Form der Ballade vollkommen. Mittelalterliche deutsche Balladen in diesem Sinne gibt es nicht. Der Stil der offiziellen mittelalterlichen Dichtung der Geistlichen, der Spielleute, der Ritter, Handwerksmeister usw. ist durchweg reflexionär, deskriptiv, rhapsodisch, mag dann und wann durch den Inhalt, durch ein Motiv, durch eine Szene — man denke z. B. an gewisse Stellen im „Parzifal" von Wolfram v. Eschenbach, in „Tristan und Isolde" von Gottfried von Straßburg — auch eine balladeske Wirkung erzielt werden. Hierbei ist wiederum hervorzuheben, daß ganz besonders in Deutschland auch grade die älteren und ältesten Volksballaden mythischen und heroischen Charakters, die, wie schon dargestellt, im Norden sich als solche erhielten und reich entwickelten, immer mehr einen epischen Charakter annahmen, gleichsam auseinandergingen, anschwollen und endlich zu großen Epen, wie Nibelungenlied, Gudrunlied, sich vereinigten und auch innerlich zusammenwuchsen. Diese deutschen Epen zeigen in jeder Beziehung, in ihrem ganzen Kulturmilieu, das Wesen des universal gerichteten mittelalterlichen Deutschlands. Diese universale, dezentralistische Kultur, die allen nationalen und individuellen Bestrebungen Spielraum gewährte, ließ strenge künstlerische Formen nicht aufkommen, für sie waren rein lyrisches Wesen in allen seinen Ausstrahlungen und Ausschweifungen und epische Breite die natürlichen poetischen Manifestationen. Daher entwickeln sich im deutschen Mittelalter alle die vielen und mannigfaltigen, sich ausweichenden und ineinander übergehenden freien Formen reflexionärer, deskriptiver, erzählender Kunst: Epos, Roman, Novelle, poetische Erzählung, Legende, Schwank, Fabel, Parabel, Lehrgedicht, Allegorie, Satire, Parodie usw. Der Stil aller dieser an sich interessanten und oft künstlerisch wertvollen Erscheinungen ist unbestimmt; immer aber ist das Bestreben nachweisbar, durch breite detaillierte Schilderung zu fesseln, in behaglicher Ruhe Zustände, ganze Schicksale oder einzelne Szenen zu erzählen. Grade auch das Wesen aller dieser freien Formen, der Legende, des Schwankes usw. weist negativ auf die Sonderart der Ballade hin, und es ist interessant, den epischen Stil, den Stil der Legende, der poetischen Erzählung, des Schwankes usw., dem der Ballade gegenüberzustellen und Verschiedenheiten wie auch gewisse Ähnlichkeiten, die sich herausgebildet haben, aufzufinden. Aus diesem Grunde, um das Bild der Ballade zu heben, aber auch, um so reizvolle Gebilde, wie die Legende, den Schwank usw., in ihren frühesten und späteren Charakteren vorzuführen, habe ich namentlich aus dem Mittelalter, aber auch immer wieder aus der Neuzeit Beispiele von Legenden, Schwänken, Erzählungen, Märchen, Parabeln, Fabeln, auch Stücke aus epischen Dichtungen, in die folgende Sammlung aufgenommen.

Es war natürlich besonders interessant, alles das, was sich an ältesten Dichtungen erhalten hat, wenn es nur einigermaßen eine balladenartige Form hat

oder von balladesker Stimmung wenigstens durchklungen ist, in dieser Sammlung zu vereinigen. Die Sammlung beginnt daher mit den ältesten balladenartigen Gedichten, deren Menge scheinbar verhältnismäßig nicht klein ist. Jedoch am ehesten werden von diesen ältesten Dichtungen noch als balladenartig die allerfrühesten, dem Volksempfinden noch am meisten entsprechenden, wie die Zaubersprüche und das Hildebrandslied, als balladesk empfunden. Bemerkenswert ist, daß den Zaubersprüchen fast immer ein epischer Vorgang nach Art der Ballade zugrunde liegt.

Über die leider verloren gegangene Dichtung der Jahrhunderte der Völkerwanderung und noch früherer Zeit kann ich mich hier nicht näher auslassen (vgl. in meinem Buch „Über die Ballade" den Abschnitt „Die deutsche Ballade von ihren Anfängen bis zum Auftreten Bürgers und Goethes"). Daß balladenartige Dichtungen heroischen und mythischen Charakters vorhanden gewesen sind, und zwar wahrscheinlich reichlich, deutete ich bereits oben an. Schon Tacitus erwähnt solche lyrisch-epischen Lieder (zum Lobe des Armin). Von späteren Schriftstellern, die derartige Lieder, die bei den Goten, Longobarden, Herulern, Bayern, Sachsen usw. gesungen wurden, erwähnen oder beschreiben, nenne ich Jordanis, Cassiodor, Priscus, Paulus Diaconus. Auch im Zeitalter der Karolinger und der Ottonen sind ähnliche Lieder, z. B. auf den Verrat des Erzbischofs Hatto von Mainz, auf den Grafen Kurzibold, auf die Schlacht an der Eresburg usw., im Umlaufe gewesen. Lieder aus noch späterer Zeit sind dann zum Teil im Volkslied erhalten (z. B. Lieder vom Herzog Ernst, vom edlen Morunger) oder zu Epen und Romanen erweitert worden.

Die Zeit der Wiedergeburt, ja man kann sagen, das Jahr der Geburt der deutschen Ballade — denn bis dahin wurde auch die Volksballade kaum als „Ballade" anerkannt — ist die Mitte des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1765 erschienen Percys „Reliques of ancient English poetry" in London, die auch bald in Deutschland bekannt wurden. Im Jahre 1773 dichtete Bürger an seiner „Lenore", um dieselbe Zeit — Anfang der siebziger Jahre — schrieb Goethe — in volkstümlichem deutschen Stil — an seinem Götz, in diese Zeit fallen auch die ersten Arbeiten am Faust. In dieser Zeit wirkte ferner eine andre epochale Persönlichkeit für die Wiedererweckung der Volksdichtung: Johann Gottfried Herder. Auf alle diese mannigfaltigen Bestrebungen, die zum Teil mit der revolutionär-ästhetischen, rein naturalistischen Bewegung der „Stürmer und Dränger" Hand in Hand gingen, kann ich hier natürlich nicht eingehen (vgl. hierüber in meinem Werke „Die Ballade" den Abschnitt „Die klassische Ballade"). Über die Bestrebungen der Vorklassiker, insbesondere über die interessante parodische Romanze der Gleim, Löwen u. a., die den Stil der vulgären Bänkelsängerballade in ihrem gesucht-banalen Ton vortrefflich ironisie-t und die als eine Abart der sozialen Ballade sehr wohl gelten kann, findet man orientierende Bemerkungen vor dem den Vorklassikern gewidmeten Abschnitt in der nachfolgenden Sammlung.

Von besonderer Bedeutung für die neue literarische Bewegung, die man als eine nationale bezeichnen kann, war die Erkenntnis ihrer hervorragendsten Wortführer und selbstschöpferischen Geister, daß nur in der Volksdichtung die künstlerischen Grundlagen für eine lebensfähige, vom allgemeinen Empfinden getragene nationale Kunst zu finden seien. Die Wiedergeburt der Kunst des Einzelnen, der „Kunstpoesie", in der Volkspoesie: dies war das Signum, unter welchem Goethe, Bürger u. a. ihren persönlichen Stil fanden, der zugleich ein deutscher und volkstümlicher ist. In dem künstlerischen Schaffen dieser Dichter zeigt sich in eminenter Weise die Wahrheit jener These, daß wahrhaft geniale und universal gerichtete Persönlichkeiten grade durch ein vollkommenes Sichausleben, durch ein Nur-sich-selbst-Darstellen nichts anderes manifestieren können als ihres Volkes Geist und Wesen. Dies bezieht sich auch und grade auf den Stil.

Man hat nun gesagt, daß insbesondere die englische Ballade von überragendem Einflusse auf das Schaffen dieser Dichter gewesen ist. Ich gebe ein gewisses Maß des

Einflusses von dieser Seite her zu; die Bedeutung der englischen und auch der nordischen Ballade ist selbstverständlich bereits von Bürger, Goethe u. a. richtig erkannt worden; Ton und Stimmung dieser Volkslieder klingen in mancher Ballade Bürgers, auch Goethes an. Aber noch mehr ist in den Balladen dieser Dichter der Stil des deutschen Volksliedes erkennbar. Dies entspricht auch den Bestrebungen der Dichter selbst. Bürger kann sich nicht genug daran tun, über die Schönheiten deutscher Volkslieder seine Freude auszudrücken. Goethe kultiviert mit besonderem Vergnügen den Stil der deutschen Renaissance, des Hans Sachs, Albrecht Dürers usw. Ich kann auf diese Vorgänge nur hinweisen, Genaueres darüber findet man in meinem mehrfach erwähnten Buche, hier auch die entsprechende Literatur, aus der ich nur die verdienstvollen Schriften von Heinrich Lohre „Von Percy zum Wunderhorn" (Palaestra 1902, Berlin) und von Valentin Beyer: „Die Begründung der ernsten Ballade durch G. A. Bürger" (Straßburg 1905, in den Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker), nennen will.

Der Stil des deutschen Volksliedes ist auch in den hervorragendsten Balladen Bürgers und Goethes durchaus wiederzuerkennen, insbesondere in der ersten monumentalen deutschen Ballade, in Bürgers „Lenore". Den Stil Bürgers möchte ich als einen individuellen, durch kunstmäßige Behandlung (Verfeinerung und auch Vergröberung) uralter poetischer Mittel verdichteten Volksstil bezeichnen. Der farbige Realismus der deutschen Volksballade wird hier durch eine grundsätzliche, konsequent durchgeführte Anwendung der alten technischen Mittel der Lautmalerei, der Assonanz, des Stabreims, von rhetorischen Wendungen, der Frage, des Kontrastes, der Wiederholung, des Refrains, des Dialogs usw. zu außerordentlich anschaulicher, ich möchte fast sagen überanschaulicher Wirkung gesteigert. Der Volksstil wird gewissermaßen stilisiert. Bei näherer Prüfung zeigt es sich nämlich, daß durch diesen volkstümlich forcierten Stil der Stil des echten Volksliedes doch nicht erreicht ist; dieser ist einfach, nicht durchweg auf naturalistische Wirkung hinzielend. Auf diese „naturalistische" Wirkung hat nun Bürger bewußt hingearbeitet. Derselbe Stil kehrt in seinen übrigen hervorragenden Balladen wieder, insbesondere auch in der bedeutendsten „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain". — Bürger hat vielfach auf kleinere Talente anregend gewirkt, er selbst aber steht in manchen Balladen ebenso sehr im Bann seiner Zeit wie minderwertigere Dichter. Er hat die parodische Ballade (mit antiken Motiven), ferner die Ritter-, Räuber- und Gespensterballade seiner Zeit, die von den Gebr. Stolberg, Hölty, Schubart u. a. mit Vorliebe gepflegt wurde, ebenfalls noch gern „pfleglich" behandelt. Über die Bestrebungen aller dieser Dichter unterrichten die Vorbemerkungen zu den betreffenden Abschnitten in der Sammlung selbst.

Durch das ganze Schaffen Goethes geht eine balladeske Stimmung und Richtung. Auch „Faust" z. B. als Ganzes und noch mehr in einzelnen Szenen ist balladenhaft, ebenso der „Götz", auch „Clavigo" und „Egmont". Über die Balladen Goethes selbst kann ich hier zusammenfassend das wiederholen, was ich darüber in meiner Schrift: „Die Ballade" sage. Goethes Balladen, soweit sie durchaus mit volkstümlichem Empfinden in Stoff und Stil zusammenhängen, sind mehr bedeutsam durch ihren nicht zu übertreffenden balladesken Charakter, durch ihren Stimmungsgehalt, als durch den Stoff, als durch die tragischen Motive. Die Meisterballaden „Erlkönig", „Der Fischer", „Der König von Thule", „Hochzeitslied", „Der getreue Eckart", „Der Totentanz", „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen" sind Stimmungsballaden. Das ist ungemein charakteristisch für das Wesen der Ballade, und es ist ausdrücklich zu betonen, daß Goethe, wurzelnd im Volkslied, den Stimmungscharakter der Ballade — im Einklang mit Bürger — instinktiv als den besonderen und wesentlichen der Ballade empfunden und auch geschaffen hat, und zwar in vorbildlicher Weise für alle Zeiten.

Ohne Zweifel kann man gewisse Balladen Goethes, wie „Erlkönig“ und „Totentanz“, als typische Naturballaden bezeichnen, den „König von Thule“ als den Extrakt einer heroischen Ballade. Wir finden also auch hier in sehr markanten Beispielen die beiden Grundtypen wieder. — Wie unterscheiden sich nun stilistisch diese volksmäßig gehaltenen Kunstballaden von der echten Volksballade? Bei diesem Problem, da es eines der wesentlichsten ist, muß ich einen Moment verweilen; denn es berührt bereits das andere: Volksballade und (nicht volksmäßig gehaltene) Kunstballade. Ich sage hierüber in der erwähnten Schrift: Einfachheit und Prägnanz des Ausdrucks, des Stils ist in der Goetheschen Ballade wie im Volksliede vorhanden, auch die Mittel der Steigerung, Spannung usw. sind hier und dort gleich angewendet. Auch die sprachlichen Mittel, wie Lautmalerei, Assonanz, Wiederholungen u. a., sind augenscheinlich in gleicher Weise verwandt worden. Der ganze Eindruck ist derselbe. Der Unterschied, der ebenso wie die Verwandtschaft deutlich empfunden wird, ist nicht etwa in irgendeiner Verschiedenheit der Motive und Mittel an sich zu finden, sondern in dem Maße und in der Art der bewußten Verwendung der Motive und Mittel. Der „Erlkönig“ ist, so möchte ich mich verständlich machen, eine vergeistigte und sprachlich geläuterte Volksballade. Das geistige — psychologische — Motiv, bewußt von dem Kunstdichter als solches erfaßt, wird einmal konsequent vom Anfang bis zum Ende des Gedichtes durchgeführt, sodann aber wiederum künstlerisch so von dem Anschaulichen und Naturhaften umkleidet durch die Mittel der Sprache, der Poesie, daß die Wirkung des Ganzen eben die eines lebendigen Vorganges ist. Diese Wirkung möchte ich den wahren Realismus der Kunst nennen. Inneres und äußeres Leben (Motive, psychologische Beziehungen, Milieu, Sprache und poetische Mittel, Rhythmus usw.) bilden einen lebendigen Organismus.

Es besteht also zwischen der Volksballade und der Ballade Goethes kein qualitativer sondern nur ein gradueller Unterschied, der durch die verschiedene Entstehung, durch Kulturumstände und durch den zielbewußten Willen und Geschmack des Kunstdichters gegeben ist. Man könnte auch sagen: Bürger und Goethe haben die deutsche Volksballade erst balladisiert.

Um so mehr fällt der Unterschied zwischen der Goetheschen und der Bürgerschen Ballade in die Augen. Auch Bürger wurzelt im Volksempfinden, die Mittel des Volksliedes aber hat er in naturalistischer Übertreibung angewandt. Seine groben gesuchten Lautmalereien sind dem Volksliede ebenso fremd, wie letzterem die hanebüchene Roheit der Empfindungen und Charaktere nicht wesentlich ist, vielmehr ist dem Volksliede Innerlichkeit, Tiefe, ja Zartheit wesentlich. Man vergleiche die Schilderung des Rittes im „Erlkönig“ mit der des Rittes in „Lenore“ und man wird — bei aller Bewunderung für die unheimliche und gespannte Darstellung Bürgers — den Ritt im „Erlkönig“ für die Phantasie ergiebiger finden.

Auch Goethe hat sehr wohl in dem Gespensterhaften ein Grundmotiv, eine große Stimmungssphäre der Ballade erkannt. Das beweist seine meines Erachtens schönste Ballade „Der Totentanz“. Auch diese Ballade vergleiche man mit Bürgers „Lenore“ und man wird erkennen, daß einmal in der Goetheschen Ballade die äußerlichen Mittel der Lautmalerei u. a. viel maßvoller und vorsichtiger und deshalb wirkungsvoller angewandt sind als in der „Lenore“, und sodann, daß Goethe für die Darstellung des Gespensterhaften nicht nur eine prägnantere sondern auch eine originellere, bedeutsamere Sprache anzuwenden weiß: hierdurch wird der Vorgang plastischer und lebendiger, wird die Situation und das äußere Treiben — die Kirchhofsszene, der Tanz der Gespenster — gleichsam mit einem inneren beziehungsvollen Leben erfüllt. Deutlich ist hier, wenn auch alles, Motiv, Szene, Sprache usw., noch tief im Volkstümlichen wurzelt, ein großer gradueller Unterschied zwischen diesem Kunststil und dem Stil der Volksballade zu spüren. Die edle und sinnvolle, bedachtsame und doch bedeutsame natürliche Sprache ist der feinste Kunststil, — er ist persönlich, doch volkstümlich und deutsch in seiner ganzen Struktur.

Wir begegnen aber bei Goethe noch ganz anders gestimmten Balladen, Balladen, die wenig oder nichts mehr mit dem Stil der Volksballade gemein haben und die dennoch als Balladen empfunden werden. Ich denke hierbei z. B. an „Die Braut von Korinth", „Der Zauberlehrling", „Der Gott und die Bajadere". Noch deutlicher wird der Gegensatz, wenn wir an Schillers Balladen denken, an: „Der Graf von Habsburg", „Der Kampf mit dem Drachen", „Die Kraniche des Ibykus" usw. Bei Goethe bildet die Ballade, die nicht volkstümlich stilisiert ist sondern — ich will es so nennen — kunstmäßig, die Ausnahme, bei Schiller die Regel. Wir stehen hiermit vor einem neuen ästhetischen Problem, und dieses kann am besten an der Ballade Schillers erläutert werden. Der große Unterschied zwischen naiver und sentimentalischer Dichtung offenbart sich auch auf dem Gebiete der Ballade. Die sentimentalische Kunst, die nur von dem Persönlichen und Subjektiven ausgeht, kann die naiven elementaren Formen und Typen nicht verwenden, sie müßte denn ihr Wesen aufgeben. Das sind eben natürliche Gegensätze. Somit wäre es ein Widerspruch in sich selbst, wenn man die Ballade des sentimentalischen Schiller eine Ballade im echten ursprünglichen Sinne nennen wollte. Das ist einfach nicht möglich, das ist ebenso unmöglich, als wenn man von dem Schillerschen „Liede" — im Sinne des echten Liedes — sprechen wollte. Der sentimentalische Dichter, der nur dann bedeutend ist, wenn er wirklich originell, möglichst subjektiv und souverän ist — andernfalls versinkt er im seichten Epigonentum —, kann also nur gewissermaßen seine Formen, seinen Stil verwenden. Und will man die „Ballade" auch auf ihn beziehen, so sind ihrer Entwicklung alle subjektiven Möglichkeiten erschlossen. Aber dem Wesen der echten Ballade entspricht diese sentimentalische an sich nicht, sie kann ihm auf Umwegen höchstens nahe kommen.

In dem Sinne der naiven und echten Balladenkunst sind also Schillers Balladen nicht Balladen zu nennen. Was diesen Dichtungen an elementarer Poesie und Stimmung fehlt, das wird ihnen nicht ersetzt durch den architektonisch wohlgefügten Aufbau, durch die ruhige, klare, schöne Sprache, durch den Widerstreit edler und tiefer Gedanken, durch schöne moralische Pointen — letztere findet man fast in jeder Schillerschen Ballade; man vgl. z. B. „Die Bürgschaft", „Graf von Habsburg", „Kampf mit dem Drachen", „Der Ring des Polykrates" —. Grade diese Momente sind der Ballade feindlich, grade sie lassen das Wesen der echten Ballade nicht aufkommen. Dieses Wesen ist nicht moralische Schönheit, nicht ruhiges Pathos und wohlbedachte Handlung, die bei Schiller zumeist so wundervoll logisch den moralischen Fingerzeigen folgt, sondern elektrische Spannung, Natur, dämonische Leidenschaft, tragische Willkür und alle Nerven in Schwingung versetzende suggestive Sprache.

Will man nun dennoch eine sentimentalische Ballade als Ballade zulassen — also als Ballade im weiteren Sinne —, so muß in jedem Einzelfalle vorausgesetzt werden: ein ausgesprochener origineller (persönlicher) Stil und eine dem Wesen der echten Ballade entsprechende straffe Idee und Komposition. Ich nenne diese Ballade im Gegensatz zur naiven Volksballade und volkstümlich stilisierten Ballade die subjektive Kunstballade und rechne ihr die Ballade Schillers in erster Linie zu; denn diese ist doch ohne Zweifel an sich balladenartig, dramatisch wirksam aufgebaut, und der Name „Poetische Erzählung" wäre für sie ebensowenig angebracht wie etwa die Bezeichnung „Romanze".

Hiermit ist meines Erachtens das letzte Problem der Ballade klargelegt. Die Ballade steht als Volksballade (naive) ebenso wie als subjektive Kunstballade im Gegensatz zur poetischen Erzählung. In beiden Fällen ist sie Stilgedicht. Einen ausgesprochenen — entweder volkstümlichen (naiven) oder subjektiven, individuellen Stil aber müssen wir für sie in Anspruch nehmen. Als naive Ballade — im Sinne des englischen, nordischen und deutschen Volksliedes, im Sinne Goethes und Bürgers — repräsentiert sie die eigentliche Ballade, wie sie unsrer Vorstellung — als balladeske

Ballade — vorschwebt, sie ist als solche in gewissem Sinne unwandelbar in ihrem Wesen und in ihrer Wirkung, sie ist die Ballade. Als subjektive Ballade aber sind ihr alle Entwicklungsmöglichkeiten geöffnet. Für die Bewertung ist maßgebend dort die Tradition, d. h. in diesem Fall eine Grundvorstellung der menschlichen Seele, also ein psychisches Moment von bestimmter und allgemeiner Art, hier die Originalität, also ein ästhetisches Moment von unbestimmter und besondrer, sich durch sich selbst Geltung und Anerkennung suggestiv erzwingender Art.

Diesen großen Gegensatz, der sich übrigens, wie wir sehen werden, bisweilen auszugleichen scheint, nehmen wir in der ganzen folgenden Entwicklung wahr. Ich will hinzufügen, daß noch ein dritter Partner auftritt und den beiden andren fortwährend hemmend in den Weg tritt, ein Schädling, ein Schmarotzer: die epigonale Ballade, diese sogenannte Ballade, die sich in der deutschen Literatur ebenso breit macht wie in jeder andren.

An der Hand dieses Gegensatzes will ich nunmehr die weitere Entwicklung der deutschen Ballade — im 19. Jahrhundert — in großen Zügen und durch Gegenüberstellung einzelner besonders in Frage kommender Persönlichkeiten zu skizzieren versuchen. Über die einzelnen Erscheinungen, über die Dichter nach Landschaften, insbesondere auch über so interessante Nebenerscheinungen wie die nebenklassische Ballade, die Ballade im Biedermeierstil, die vulgäre Ritter- und Räuberballade usw., unterrichten die Vorbemerkungen zu den einzelnen Abschnitten. Während ich den, der genaue Charakteristiken der einzelnen Balladendichter, ihrer Beziehungen zu einander usw. nachzulesen wünscht, auf die eingehenderen Charakteristiken meines Buches „Die Ballade" verweise.

Der sogenannten klassischen Dichtung steht mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts eine vollkommen subjektiv gerichtete Kunstauffassung gegenüber: die Romantik. Der Begriff der Romantik ist so vielseitig wie die Natur der romantischen Dichter: er deckt sich mit dem schillernden abstrakten Wesen einer rein subjektiven, rein geistigen, rein seelischen Kunst ebenso wie mit dem Wesen einer der schöneren Vergangenheit, einer der deutschnationalen Volkskultur, also vornehmlich dem Volksliede zugewandten Kunst oder mit dem Wesen einer zeitlosen, alle Reiche der Welt durchfliegenden phantastischen, bizarren und barocken internationalen Kunst. Es liegt auf der Hand, daß die eigentliche Ballade, dieses konzentrierte, von eigner Kraft erfüllte und doch feinnervige Gebilde, nicht eine entsprechende Pflege bei den Romantikern finden konnte. Es gibt unter ihnen keine ausgesprochenen, keine geborenen, keine zielbewußten Balladendichter. Dagegen offenbart sich in der Dichtung der Romantiker das echt balladeske Wesen in Stimmungen und Motiven, gewissermaßen in Urtönen und auch in allen Nüancen und Reflexen; ferner findet man hier auch die subjektive Ballade in mannigfaltigen Variationen: das naive Wesen wird hier nämlich zum subjektiven, zum sentimentalischen und das sentimentalische zum naiven, ohne daß ein vollkommener Ausgleich jemals stattfindet und stattfinden könnte. So finden wir bei Novalis mystisch-orphische Urtöne des Balladesken (Mädchenlied, Gesang der Toten), bei Eichendorff die innigste, gemütvollste Natur-, Liebes- und Sehnsuchtsromantik in rein und intensiv gestimmten Liedern und kleinen Balladen; wir finden Romanzen voll märchenhafter Symbolik und allegorischen Zaubers bei den Gebr. Schlegel, bei Tieck, wundervolle seraphische Legenden bei Friedrich Kind, bizarre, fast perverse Motive bei Karl Friedrich Gottlob Wetzel, strenggefügte, fast nüchterne, doch kraftvolle heroische Balladen bei de la Motte Fouqué. Die beiden bedeutendsten Persönlichkeiten aber der Romantik sind die Freunde Clemens Brentano und Achim von Arnim. Hier ist das Unmögliche beinahe möglich geworden: in ihren Dichtungen scheint das naive Moment, die Anregung vom Volkstümlichen her, zum subjektiven geworden zu sein; d. h. nicht ein Ausgleich zwischen Volkstum und Persönlichkeit, wie bei Goethe, hat hier stattgefunden,

sondern eine derartige gegenseitige Zersetzung des Persönlichen und Naiven, daß eben nur Subjektives übrigbleiben konnte. Aber diese bizarre, hochstrebende, phantastische Kunst bietet alle Reize des merkwürdigen Prozesses, dem diese genialen Naturen unterlagen: es ist eine Kunst, in der alle Momente des persönlichsten Lebens zum Ausdruck gekommen sind, es ist ein fast visionäres Sichhineinfühlen in die Seele des Volksliedes, in einen deutschen romantisch-realistischen Volksstil, in eine legendäre Bildkunst, in die zauberhafte Süßigkeit und Herbheit der schwebenden und sich schwingenden Rhythmen und Reime. Diese beiden Dichter sind in der Tat ganz einzigartige, naturhafte, hochbedeutende und geniale Erscheinungen in der deutschen Literatur.

Daß dieser großen geistigen Bewegung der Romantik ein Rückschlag, eine Korrektur, die bereits im Klassizismus angedeutet war, folgen mußte, ist im Hinblick auf den zwischen Romantik und Realismus hin und her schwankenden Universalismus des deutschen Volksgeistes ganz besonders natürlich. Diese Rückkehr zu einem soliden, tüchtigen, im Volkstum — und auch noch in der Romantik — wurzelnden Realismus wird in der Lyrik, besonders aber in der Balladendichtung durch Ludwig Uhland eingeleitet. Uhland ist der eigentliche Neuschöpfer der Volksballade im Sinne und im Stile des deutschen Volksliedes, sein Stil ist der des deutschen Volksliedes. Wenn man nun die deutsche Volksballade nicht direkt als Ballade — im Vergleiche zur englischen oder nordischen Ballade — zu empfinden vermag, so könnte wohl dasselbe Bedenken der Ballade Uhlands gegenüber empfunden werden. Ich hege dieses Bedenken durchaus, ich vermag den heitren, treuherzigen Ton, die helle, durchsichtige Struktur, die süddeutschem, also altdeutschem Volkswesen wohl entsprechen mag, nicht unmittelbar als balladenhaft zu empfinden. Dieses Bedenken aber nimmt den wundervollen, von Eigenleben erfüllten reinen Gebilden der Balladendichtung Uhlands nicht ein Atom von der Bewunderung, die ich für sie habe.

Die künstlerisch reine abgeklärte Art Uhlands hat gewissermaßen das Feld freigemacht für eine in demselben Sinne sich nunmehr reich entwickelnde Balladendichtung, für welche Sagenforschung und alle folkloristischen Wissenschaften allmählich mehr und mehr Motive und Stoffe geliefert haben. Ein breiter Balladenstrom, so kann man bildlich sagen, geht aus von den reinen Quellen, die Uhland erschlossen hatte, und dieser breite Strom trug auch bald manches Mittelgut mit sich. Achtunggebietende Dichter, wie Justinus Kerner, Gustav Schwab, die Österreicher Anastasius Grün, Karl E. Ebert, Gottfried von Leitner, ferner rheinische Dichter, Karl Simrock, Wolfgang Müller von Königswinter u. a., thüringische Dichter, Ludwig Bechstein und viele andre, repräsentieren diese gute Uhlandsche Schule. Freilich nur die wenigsten von ihnen können mit dem Meister inbezug auf die feine einfache und doch kunstvolle Durchbildung der Sprache, des Stiles wie des Motives selbst verglichen werden. Ich möchte ihren Stil den allgemeinen der neuzeitlichen sogenannten deutschen Ballade nennen. Von Motiven bevorzugen diese Dichter im allgemeinen sagenhafte und historische. Der Stil ist daher mehr und mehr episch geworden. Will man die alten Typen der Ballade hier zur Charakterisierung heranziehen, so könnte man sagen, daß alle diese Dichter die heroische Ballade bevorzugen, — daß sie diese Ballade aber durchaus nicht vertieft sondern verallgemeinert, wenn nicht verflacht haben.

Dieser Balladenart bemächtigte sich dann in späteren Jahrzehnten die ganze unübersehbare Schar der Epigonen. Und nun entsteht der Begriff der Ballade im weitesten Sinne, d. h. in diesem Zusammenhange: es entsteht eine Ballade, die man nicht mehr als Kunst, Gedicht, Poesie, geschweige denn als „Ballade" bezeichnen kann. Ich habe diese Dichter kaum in meiner Sammlung berücksichtigt, diese und jene der von mir mitgeteilten Balladen mag dennoch, wie ich nicht leugnen will, diesem Pseudotypus nahe kommen, — mögen solche Gedichte dann eben als Beispiele ihrer Art dienen.

Man hat auch Dichter wie Geibel, Lingg, Dahn u. a. zu den Epigonen gerechnet.

Ich möchte sie wenigstens nicht in dem schlimmen Sinne als Epigonen bezeichnen. Einer herabsetzenden Bewertung dieser Dichter widersprechen die von Eigenleben erfüllten edel stilisierten Balladen Geibels ebensosehr wie die im straffen und echten Stil der heroischen Ballade gehaltenen Dichtungen Dahns.

Im Anschluß hieran will ich diejenigen nachklassischen Balladendichter hervorheben, die meines Erachtens den Stil der heroischen Ballade nach dem Vorbilde der nordischen oder englischen Ballade besonders entwickelt und weiter ausgebildet haben. An der Spitze steht hier wiederum Uhland, — man denke an „Der blinde König", „Die drei Lieder", „Harald", „Taillefer", „König Karls Meerfahrt" u. a. —. Dann sind zu nennen Heinrich Heine, auf den ich noch in andrem Zusammenhange zurückkomme („Schlachtfeld bei Hastings"), ferner Karl Egon Ebert („Schwerting", „Hermann Grün, Bürgermeister von Köln"), Karl Gottfried von Leitner („Die Wettfahrt", „König Hakons letzte Meerfahrt"), Willibald Alexis („Das Lied von den Mörungern"), Moritz Graf von Strachwitz („Ein Faustschlag", „Ein anderer Orpheus", „Das Herz von Douglas"), Emanuel Geibel („König Romans Zins" u. a.), Felix Dahn („Der Königbronn in Dunsadal", „Ralf Douglas" und viele andre), Theodor Fontane („Gorm Grymme", „Harald Harfager", „Waldemar Atterdag", „Archibald Douglas", „Schlacht bei Hemmingstedt" und viele andere), — und ich schließe an diese glänzende Reihe charaktervoller Balladendichter gleich die modernen Hauptvertreter dieses einen typischen Balladenstils an: Ernst von Wildenbruch, Detlev von Liliencron (Dithmarschen- und Friesenballaden, „Der schwermütige König" usw.) und Börries Freiherr von Münchhausen. Diese Dichter, deren Reihe ich noch durch manchen andren klangvollen Namen ergänzen könnte, repräsentieren bis in unsere Tage hinein den einen uralten volkstümlichen Balladentypus, die Ballade des heroischen Stils. Es kommt übrigens für diese Ballade grade darauf an, die Kategorie als solche und ihre Entwicklung hervorzuheben, nicht den einzelnen zu charakterisieren, so groß und mannigfaltig auch die Bedeutung eines jeden sein mag. Ohne Zweifel heben sich diese Dichter unter der großen Schar der allzu vielen Balladensänger als eigentliche Balladendichter heraus. Seit den Tagen der Romantik haben sie jenen einen Volksstil der Ballade weiterentwickelt, vertieft und verfeinert.

Aber die Romantik, zu der ich wiederum zurückkehre, fand nicht allein in dem lichtvollen, heitren, nüchternen Realismus Uhlands Abklärung und Entgeisterung, sie wurde auch leise und richtig korrigiert — im Sinne Goethes — von Dichtern, deren Sein und Wesen ganz im Volksgemüt, im Naturhaften, ich möchte sagen im Wesenhaften der eigenen Seele wie alles Seins wurzelt. Diese wahrhaften deutschen Romantiker, diese geborenen Dichter und Träumer, Sinnierer und Fabulierer schufen auch Balladen — und zwar naturhafte, mystische Balladen im Sinne des „Erlkönig" und der schottischen und nordischen Elfenballaden. Und hier begegnen wir Deutschlands vornehmsten Dichtern, den wahrhaften Kindern Goethes. Auch hier brauche ich nur einige Namen zu nennen, und es wird sich der zweite große Typus der alten volkstümlichen Ballade, der mystisch-dämonischen Naturballade in alter Herrlichkeit, in dem alten feinen Spiel der Stimmungen und Rhythmen präsentieren: Eduard Mörike („Die Geister am Mummelsee", „Der Feuerreiter"), Justinus Kerner („Die Mühle steht still", „Die traurige Hochzeit"), Friedrich Rückert („Der Spielmann" und viele andere), Willibald Alexis („Der späte Gast", „Walladmor"), August Kopisch (mit vielen Balladen dieser Art), Heinrich Heine („Traumbilder", „Begegnung", „Pfalzgräfin Jutta", „Wallfahrt nach Kevelaar", „Ritter Olaf"). Man könnte diesen Balladenstil im Gegensatz zu dem männlichen, harten, stolzen der heroischen Ballade den femininen nennen, um seine zarte lyrische Sensibilität zu charakterisieren. Diese Ballade ist auch besonders geeignet, Sinnlich-Seelisches, geheimnisvolle erotische Beziehungen, also wiederum elementare und dämonische un-

bewußte Kräfte und Mächte darzustellen. Auch dieser Stil hat seitens moderner Dichter eine bisweilen fast überspannte Verfeinerung erfahren. In Frage kommen hier Dichter und Dichterinnen wie Agnes Miegel, Frida Schanz, Gustav Schüler, Karl Engelhard. Es ist übrigens charakteristisch, daß Strachwitz, Fontane, Dahn u. a. diesen Stil nicht angewendet haben.

Daß dieser Stil auch mit einer starken elementaren Wucht und zugleich persönlichen Tiefe aufzutreten vermag, das beweisen die einzigartigen Balladen der Droste-Hülshoff. Das eigentümliche mystische Wesen der Ballade erscheint hier in großen, stark bewegten epischen Vorgängen, in tiefen Erlebnissen, visionären Träumen, in einem Stile, der mehr in innerem empfundenen als in äußerem Zusammenhang mit dem Wesen der Volksballade verwachsen ist. Im Grunde hat dieser Stil eine ganz eigne Struktur gewissermaßen aus den merkwürdigen Lokalmotiven selbst und aus dem diesen mysteriösen Stimmungen und Gesichten ganz hingegebenen Geiste der Dichterin gewonnen. Die Ballade der Droste ist schwer von der schweren westfälischen Erde, sie ist nicht sangbar, nicht lyrisch in diesem Sinne, sie ist lyrisch nur durch das ungemein tiefe Naturgefühl, das aus jeder Zeile spricht, durch die Stimmungskraft; sie ist von bannender Gewalt, sie ist halluzinatorisch, sie sieht Gespenster — das zweite Gesicht —, sie liegt auf der Seele des Lesenden wie ein Alp, sie ist von Spannung, von geheimnisvollem Leben, von Furcht und Zagen, von dämonischen Vorstellungen und Ahnungen gradezu elektrisch geladen. Hier also hat allerdings zwischen höchstpersönlichem, doch autochthonem Empfinden und Stilgestalten einerseits und einer allgemeinen volkstümlichen Vorstellungsweise ein vollkommener Ausgleich stattgefunden, der nur deshalb selbst so elementar wirkt, weil er im Unbewußten sich bereits vollzogen hat.

Man kann dies in demselben Grade von einem andren, ganz anders gearteten Dichter sagen, von Gottfried Keller. Will man ihn mit wenigen Worten charakterisieren, so könnte man sagen: er ist ganz und gar süddeutsch und doch ganz und gar persönlich; er wirkt deutsch, weil er persönlich wirkt. Ganz individuell verdichtet und versüßt er durch eine unbeschreibliche Anmut und blühende Innigkeit der Sprache den deutschen Stil, er geht versonnen vor sich hin und nimmt doch alles mit tiefen Augen auf. Es ist etwas Üppiges, Quellendes, Goldenes und Singendes, es ist Legende und Weisheit in dem Stile Gottfried Kellers. So hat sich auch hier, wenn auch nicht im Sinne der eigentlichen Ballade, in einem persönlichen Stil, also auch in den humorvollen und sinnvollen balladenartigen Gedichten Kellers, ein Ausgleich zwischen Eigenstil und Volksstil aufs innigste vollzogen.

Den Gegensatz hierzu bildet die Ballade Friedrich Hebbels; hier hat jener Ausgleich zwischen Volksstil und Eigenstil nicht stattgefunden. Hebbels Ballade ist subjektive Balladenkunst geblieben, und das ist natürlich; denn Hebbels Wesen war allzu persönlich und reflexiv veranlagt. Das absonderliche psychologische Problem interessierte ihn vor allem, auch als Motiv für die Ballade. So zeigen denn auch seine künstlerisch hochstehenden Balladen das typische Wesen der psychologischen Thesenballade. Nächst Schiller hat kein Dichter so klare Anschauungen und so knappe, erschöpfende Definitionen von immanenten künstlerischen Begriffen, z. B. des Naiven, gegeben wie Hebbel. Aber so bedeutend sein dichterischer Wille und seine schöpferische Kraft auch war, — seine tiefen und edlen Werke fesseln nicht unmittelbar; auf dem Wege der Reflexion entstanden, werden sie auch nur auf diesem Wege verstanden. Jedoch auch hier ist der Volksstil der Ballade noch der vorbildliche.

Man kann dies auch in gewisser Beschränkung von dem Stile eines anderen bedeutenden Balladendichters, Adelbert v. Chamissos, sagen, doch im Grunde ist hier — auch wiederum im Gegensatz zur Romantik — ein starker charaktervoller Realismus ganz auf sich allein angewiesen. Die Bedeutung Chamissos als Balladendichter wird meines Erachtens nicht ganz richtig eingeschätzt. Ich kenne keinen deutschen

Dichter — Hebbel ausgenommen —, der mit solcher Kühnheit, Konsequenz und Überlegenheit, mit solchem Realismus psychologische und soziale Motive dargestellt hat. Die Balladen „Das Lied von der Weibertreue", „Das Auge", „Die Giftmischerin", „Der Graf und die Leibeigene", mit ihrem sarkastischen, ja grausamen Humor, sind unerreicht in der späteren Dichtung geblieben.

Für die volkstümliche und ebenso für die subjektive Ballade kann man eine so vielseitige Individualität wie Heinrich Heine in Anspruch nehmen. Kraft seiner genialen Natur besaß er das feinste Gefühl für alles Echte und Urtümliche in der Poesie, auch für das eigentliche Wesen der Ballade. Den Typus der mystischen Ballade hat er ebenso vollkommen und rein getroffen wie den der heroischen Ballade. Seine Meisterballade aber ist: „Die Grenadiere", über deren hohen künstlerischen Wert kein Wort zu verlieren ist. Ebenso ist er ein Meister der subjektiven Ballade und Romanze („Belsazer", „Firdusi" u. a.) wie der sozialen und politischen Ballade („Die Weber", „Wanderratten" u. a.).

Lenaus geniale, doch völlig subjektive Persönlichkeit kommt für den Stil der Ballade weniger in Frage; doch es ist nicht zu bezweifeln, daß grade seine Heidestimmungen („Die Werbung" u. a.), in denen in eigenartiger Mischung deutsches und magyarisches Volksempfinden zum Ausdruck kommt, als Balladen eigener Art empfunden werden können.

Als hervorragendste Vertreter aber der subjektiven Ballade sind nächst Schiller August Graf von Platen und Konrad Ferdinand Meyer zu nennen. Man verkennt Platen, diesen tiefinnerlichen Dichter, wenn man immer nur auf die formale Schönheit seiner Verse hinweist. Das feine psychische Mitklingen in der einfachen und edlen Form ist vielmehr für ihn charakteristisch. Eine Meisterballade in dieser Art ist bereits seine Jugenddichtung: „Wittekind". Plastische Verdichtung erhält dieser edle Kunststil in der wundervollen Ballade „Das Grab im Busento". Man hat K. F. Meyer mit Recht mit Platen verglichen. Das Gedicht Platens „Colombos Geist" wirkt in seiner rhythmisch schönen Plastik wie eine Vorahnung der Ballade Meyers. Des letzteren plastische und doch höchst beseelte Balladenkunst geht ebenfalls von dem Gesicht der Dinge und von der Klarheit des Ausdrucks aus und führt dann leise, doch immer bannender, immer eindringlicher in die geheimen Reiche der Seele und auch grade des Empfindens, des Unbewußten. Und in dieser letzten Beziehung unterscheidet sie sich von der ebenfalls so außerordentlich plastischen und organischen Ballade Schillers, sie wirkt nicht didaktisch und moralisch sondern psychisch, sie ist nicht pathetisch sondern sensibel. Auf die besonderen Stileigentümlichkeiten der Balladen Meyers kann ich hier natürlich ebensowenig näher eingehen als auf die Wesensart der übrigen Dichter.

Man kann endlich von dem Gesichtspunkte der subjektiven Ballade aus auch so eigenartige Gebilde wie die exotische und orientalische Motive behandelnden Gedichte Ferdinand Freiligraths Balladen nennen.

In den drei Gegensätzen Ballade und rein-epische Darstellung, mystische Ballade und heroische Ballade, Volksballade und Kunstballade scheinen mir die Grundprobleme der Ballade zu beruhen und ihre Erklärung zu finden. Ich glaube dies, worauf es mir hier nur ankommen konnte, in diesem Überblick dargelegt zu haben.

Auf die moderne Ballade will ich — abgesehen von den hier gegebenen Andeutungen, daß auch in der letzten Entwicklung der Ballade die alte Gabelung: mystische und heroische Ballade sich erkennen läßt — an dieser Stelle nicht eingehen; ich habe sie ausführlicher in der Vorbemerkung zu dem betreffenden (letzten) Teil der Sammlung behandelt. Es braucht kaum betont zu werden, daß die moderne Ballade im allgemeinen das künstlerische und psychologische Niveau der Ballade gehoben hat. Abgesehen von Detlev von Liliencron sind als die hervorragendsten und als die für den Stil der Ballade besonders begabten Dichter noch zu nennen: Börries Freiherr von Münchhausen,

Lulu von Strauß u. Torney, Frida Schanz, Agnes Miegel, Gustav Schüler und Karl Engelhard. Neue Entwicklungsmöglichkeiten ergeben sich vielleicht aus einem rein impressionistischen Balladenstil, wie in ganz verschiedener Art Gedichte von Rainer Maria Rilke, Karl G. Vollmoeller, Eduard Stucken, Alfred Mombert, Otto zur Linde u. a. anzudeuten scheinen. Es ist hierbei interessant, wahrzunehmen, daß einige dieser Dichter nach prägnanter, ja primitiver Einfachheit hinstreben, nach einer lapidaren Wucht, Kraft und Plastik, wie sie etwa in den Eddaliedern und in den Psalmen, also in urtümlichen Volksdichtungen vorbildlich erscheint.

Die soziale Ballade empfinde ich nach Herkunft, Stil und Motiven als einen besonderen Charakter der Ballade. Ich habe ihre Typen und Stilarten in der Schrift „Die soziale Ballade" (C. H. Beck, München, 1912) ausführlich behandelt und hier folgende drei Haupttypen aufgestellt: 1. Ballade von den Vogelfreien (Verbrecher-, Dirnenballade u. a.); 2. Ballade von der Not und von der Arbeit; 3. Sozial-politische Ballade. Ebenso habe ich drei, den Typen aber nicht entsprechende Stilarten abgeleitet: 1. Chansonballade, Coupletstil (François Villon, Béranger, Heine, moderne Dichter), der Herkunft nach also Stil der französischen Volksballade; 2. Moderner impressionistischer Stil (Thomas Hood, Verlaine, Richard Dehmel, Karl Henckell u. a.) und 3. Allgemeiner bzw. unbestimmbarer individueller Stil der Ballade (Chamisso, Heine, Freiligrath, Herwegh und auch moderne Dichter). Beispiele für diese Typen und Stilarten findet man ebenfalls in der nachfolgenden Sammlung (vgl. das Sach- und Autorenregister).

Die älteste Balladen- und balladenartige Poesie der Deutschen. — Die Dichtungsformen des Mittelalters.

Vorbemerkung.

Aus der germanischen Urzeit sind keine Dichtungen erhalten. Über Wesen und Arten dieser Dichtungen finden sich jedoch Mitteilungen in den Werken römischer und späterer Geschichtschreiber. Nach Analogie erhaltener ältester indischer Dichtungen kämen auch für die älteste germanische Poesie Mischformen von Poesie und Prosa, von Lyrik und Epik in Frage, wie sie viel später noch die Lieder der Edda zeigen, ferner Zaubersprüche, Wettstreitlieder, Rätselgedichte, Gebete und Anrufungen. Ich bin der Überzeugung, daß namentlich aus dem seit Urzeiten beliebten Tanzlied die Ballade und ihr eigentümlich erregtes und die Nerven erregendes, bannendes, suggestives Wesen hervorgegangen ist. Vergleiche hierzu die Haupteinleitung. Charakteristisch ist, daß auch die alten mystischen Zaubersprüche von einer Anschauung, einer — balladesken — Szene ausgehen, daß sie ebenso wie die Wettstreitlieder lebhaft dialogisch oder in unmittelbar fesselnder Redeform gehalten sind. Doch dies sind eigene Dichtungsformen, die allerdings balladeskes Wesen zeigen und beweiskräftig für das Dasein der Balladenstimmung und des Balladenstils auch schon in alten Zeiten sind; aber eigentliche Balladen sind es nicht. Und doch ist wahrscheinlich die Heldenpoesie der Germanen, die leider so ganz verloren gegangen ist, eher balladenartigen als epischen Charakters gewesen. Der epische Stil, der Stil des Volksepos, ist erst ein Erzeugnis der sich breit, universal und trotz aller Fehden und Unruhen geruhig entwickelnden mittelalterlichen deutschen Kultur. Dem deutschen Volksleben des Mittelalters, das sich lebendig ausbreiten und Einflüsse von allen Richtungen her aufnehmen konnte, entspricht naturgemäß der epische Stil, das Epos in allen Spielarten, das gradezu zum Spiegel dieses Volkslebens wird. Und es ist nur natürlich, daß die exklusive Form der Ballade in dieser breiten Entwicklung erlosch und selbst im Volksliede ihren Charakter nicht rein bewahrte sondern eben zum Volkslied wurde. Der Norden mit seiner traditionellen und individuellen Kultur dagegen konnte die vornehme Form der Ballade erhalten und entwickeln.

Ich bin also der Meinung, daß die ältesten Heldenlieder der Germanen balladenartigen Charakters gewesen sind. Von solchen Liedern erzählt bereits Tacitus (Germania 2; Annalen 2 88). Bruinier schreibt hierzu in seinem Buche „Das deutsche Volkslied", Leipzig 1899, S. 54: „Nach Tacitus stellten Lieder die einzige Art geschichtlicher Überlieferung bei den Deutschen dar (Germ. 2). Er bezeugt Lieder zum Preise des Retters deutscher Freiheit, den wir nur mit seinem Römernamen Arminius kennen. Noch hundert Jahre nach seinem glorreichen Leben lebten sie (Ann. 2 88) und vielleicht erklangen sie noch anderthalb Jahrtausende später, allerdings ganz überwuchert und von grundaus verändert. Ich möchte immer glauben, daß Siegfried, der lichte Held, eine Verschmelzung des mythischen Sonnengottes mit Arminius darstellt, der nach Tacitus in der Blüte seiner Jahre fiel durch die Hinterlist seiner Verwandten, gewiß der Magen seiner Frau, die ihn so sehr haßten. Auch der Batawerheld Claudius Civilis heißt Hist. 4,61 „sagenberühmt", und aus späterer Zeit liegen häufige Zeugnisse für Heldensang vor".

Aus dem Zeitalter der Völkerwanderung sind ebenfalls keine Lieder erhalten, wohl aber Berichte über solche. Nach diesen Berichten der Geschichtschreiber Cassiodor, Priscus, Jordanes, Paulus Diaconus u. a. muß während dieser und der folgenden Jahrhunderte der epische Volksgesang in hoher Blüte gestanden haben. Über alte Sagen und Lieder von der Auswanderung der Goten aus der Insel Skandza unter Führung des Königs Berig z. B. berichtet Jordanes, ebenso über den Zug der Goten von der Ostsee an den Pontus. (Jordanes, Kap. 4 § 28, Kap. 14 § 79). — Paulus Diaconus berichtet u. a. über die Taten des Rodulf, Königs der Heruler und des Untergangs seines Volks (um 510). Uhland — „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", Stuttgart 1865, I. Bd., S. 461 ff. — sagt hierzu: „Diese Sage bildet das letzte heruliſche Heldenlied. Rodulfs kühne Gestalt ist mit Vorliebe hingestellt und die siegenden Longobarden selbst,

mit ihrer verräterischen Königstochter, stehen im Schatten, der tragische Glanz haftet ganz auf dem untergehenden Heldenvolke, das im blühenden Leinfelde sein Grab findet. Es ist, als hätten Überlebende des besiegten Stammes das Lied gesungen".

Paulus Diaconus berichtet ferner über die Taten des großen Alboin. Von dessen Ruhm waren auch Lieder bei den Bayern, Sachsen und „anderen Stämmen derselben Zunge" im Umlaufe. Das spätere Spielmannsgedicht von König Rother hängt mit der Brautfahrt des longobardischen Königs Authari zusammen. Ebenso erzählt Paulus Diaconus auch von Liedern sagen- und märchenhaften Inhalts usw. usw.

Ich kann auf diese interessanten Einzelüberlieferungen hier natürlich nicht näher eingehen und verweise auf das oben genannte Werk von Bruinier, ferner auf die Geschichte der althoch- und altniederdeutschen Literatur von Rudolf Kögel im „Grundriß der germanischen Philologie", Bd. II, Straßburg 1901—09, und auf Rudolf Kögels „Geschichte der Deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters", Straßburg 1894.

Augenscheinlich hat es sich seit altersher um zweierlei Arten von Liedern gehandelt, um hymnenartige, zum Vortrage bestimmte unstrophische, um Rhapsodien, und um strenger stilisierte, singbare, symmetrisch sich aufbauende strophische, um Balladen. Aus diesen beiden alten Typen ist das Epos einerseits, das bekanntlich zunächst keinen strophischen Charakter zeigt, vergl. „Beowulf", „Heliand" u. a., und die Ballade andrerseits hervorgegangen. Selbstverständlich fanden bei dieser Entwicklung auch Ausgleichungen statt. So wurden offenbar die alten Heldenballaden in Deutschland, gemäß der episch gerichteten Kulturtendenz, mehr und mehr episch stilisiert, bis sie zu ansehnlichen Epen ausgewachsen waren. Im Norden wurden die Epen wieder zu Episoden und schließlich zu Balladen.

Eine Vorstellung von der Art der alten Balladen erhält man durch die zumeist außerordentlich prägnant stilisierten, von mythischen oder heroischen Vorstellungen ausgehenden, dramatisch lebendigen und tragisch gestimmten Lieder der Edda, von denen deshalb einige hier mitgeteilt werden. Ihnen können als Beispiele des älteren germanischen Epenstils das angelsächsische Epos „Beowulf" und das niederdeutsche Epos „Der Heliand" gegenübergestellt werden, andrerseits als Beispiel des späteren deutschen Epenstils das Nibelungenlied. Auch aus diesen drei Dichtungen werden deshalb hier Proben wiedergegeben.

Diesen Beispielen sind jedoch vorausgestellt die ältesten erhaltenen deutschen Dichtungen balladenartigen Charakters. Es ergibt sich folgende Anordnung:

1. Das Fragment vom alten Hildebrandslied. Es ist bekanntlich in verderbtem und lückenhaftem Text im Anfang des 9. Jahrhunderts von zwei Schreibern auf die erste und letzte Seite eines lateinischen Codex niedergeschrieben worden. Ich möchte dieses Gedicht, das jedenfalls ein interessantes Beispiel von der Umbildung des balladenartigen Stiles zum epischen bietet, noch für die Ballade in Anspruch nehmen. Abgesehen von der unstrophischen und wenig rythmischen Form enthält es doch alle Momente einer heroischen und hochdramatischen, ja tragischen Ballade. Es ist in dieser Beziehung, wie ich an anderer Stelle sage, — aus rein ästhetischen Gründen gradezu ein typisches Beispiel der Ballade. Der tieftragische Inhalt ist vorhanden, ebenso die gespannte innere Form, die knappe bedeutsame springende Sprache, der Dialog zwischen Vater und Sohn. — Zum Vergleiche ist das jüngere Hildebrandslied beigefügt.
2. Das Gedicht „Muspilli" (830—840). Es erzählt, durchaus christlich in seinem Grundtone und Inhalt trotz des heidnischen Namens, — von den Schicksalen der Seele nach dem Tode, von den Freuden des Himmels, den Schrecknissen der Hölle. Dies Gedicht ist zu vergleichen mit dem ebenfalls vom Weltuntergang handelnden Lied „Völuspa" der Edda.
3. Eine Probe aus dem angelsächsischen „Beowulf".
4. Die bekannten Merseburger und andere Zaubersprüche — auf ihren balladesken (anschaulichen) Charakter habe ich bereits hingewiesen. Sie entstammen dem 10.—12. Jahrhundert.
5. Die sog. Beispielverse aus der Rethorik Notker Labeos (geb. 950) u. a., — Reste älterer epischer oder balladenartiger Gedichte.
6. Als Beispiele des epischen Stiles folgen dann einige Proben aus dem „Heliand" und aus dem Evangelienbuch Ottfried von Weißenburgs.
7. Das Ludwigslied. (Ende des 9. Jahrhunderts; vgl. die Bemerkung bei dem Liede.)
8. Das Ottolied, der Modus Ottinc, der Gesang des gefangenen Sachsen Gottschalc, das Petruslied, das Galluslied beschließen die Reihe der ältesten Dichtungen, die für die Ballade in Betracht kommen.

Übrigens sind die meisten dieser Gedichte mit einigen erläuternden Anmerkungen versehen.

Es folgen sodann die Lieder aus der Edda und die Proben aus dem Nibelungenlied, die aus den oben angeführten Gründen hier mitgeteilt worden sind und des Vergleichs wegen den Eddaliedern nachgestellt sind.

Hiermit ist die Reihe mittelalterlicher balladenartiger Dichtungen, abgesehen von dem Volksliede, das in einem besonderen späteren Abschnitt behandelt wird, abgeschlossen. Es gibt keine deutsche mittelalterliche Ballade, ich habe wenigstens keine gefunden. Übrigens da es sich hier — bei den ältesten Dichtungen — mehr oder weniger um Volksdichtungen handelt, so wäre zum Vergleiche auch der Abschnitt „Die Ballade im deutschen Volksliede" heranzuziehen, wohinein auch einige sehr alte Volkslieder aufgenommen sind.

Der Stil des deutschen Mittelalters ist der epische. Als solcher erscheint er in den verschiedensten Formen: als Stil des Volksepos, des Spielmannsepos, des ritterlichen Epos, der Legende, des Schwankes, der kleinen Erzählung, der Fabel, Parabel usw. usw. Nur um diesen epischen Stil zu illustrieren — als Gegensatz zu dem der Ballade — und um einige Grundformen der epischen und kleinepischen deutschen Dichtung zu fixieren, teile ich noch einige weitere typische mittelalterliche Dichtungen mit und zwar Proben aus dem geistlichen Epos, dem ritterlichen Epos (Parzifal), einige Legenden, einige Schwänke usw. Kurze Anmerkungen findet man bei den Gedichten selbst.

Auch das Minnelied kommt seiner Art gemäß fast gar nicht für die Ballade in Frage. Einige balladenartige Ansätze habe ich hervorgehoben; vgl. die Bemerkungen dazu in dem Folgenden. Hinsichtlich der Dichtung des späteren Mittelalters, des Meistersanges usw., verweise ich ebenfalls auf die speziellen Angaben an den betreffenden Stellen.

* * *

Das Hildebrandslied.

Das alte Hildebrandslied ist in althochdeutscher Sprache abgefaßt, jedoch wurden durch niederdeutsche Abschreiber niederdeutsche Ausdrücke in den Text hineingemischt. Das Original befindet sich in der aus Fulda stammenden Handschrift des 9. oder schon 8. Jahrhunderts, jetzt in der Bibliothek zu Kassel. Es wurde zuerst gedruckt bei Joh. G. v. Eckert, Francia orientalis, 1729. Das Faksimile der Handschrift wurde von W. Grimm — de Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum, Göttingen 1830 — veröffentlicht. Weitere Neuausgaben folgten. — Die hier mitgeteilte Fassung folgt nach dem Vorgang von Erk-Böhme der Redaktion von O. Schade, der den Text berichtigt und nach den Gesetzen des germ.-epischen Verses geordnet hat, die Übersetzung ist den: „Ältesten deutschen Dichtungen" (übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen, Leipzig 1909, Insel-Verlag) entnommen. Vgl. bei Erk-Böhme I, S. 65 ff., die Ausführungen über den Vortrag des epischen Verses und die Herkunft des Stabreims.

Ich lasse dem alten Liede ein altnordisches Zitat und das jüngere Lied des Mittelalters folgen.

a. Urtext.

Ik gihôrta dat seggen, ...
dat sih urhêttun ænon muotin
Hiltibrant enti Hadubrant untar heriun tuêm
sunufatarungô iro saro rihtun,
garutun sê irô gûdhamun, gurtun sih irô suert ana,
helidôs ubar [h]ringâ dô siê tô derô hiltiu ritun.
Hiltibrant gimahalta Heribrantes sunu:
. . . . . her uuas herôro man,
ferahes frôtôro: her frâgên gistuont
fôhêm uuortum, [h]wer sîn fater wâri
fireô in folche . . . . . .
. . . . . eddo [h]welîhes cnuostes dû sis.
ibu du miênan sagês ik mi dê ôdrê uuêt,
chind, in chunincrîche: chûd ist mi al irmindeot.
Hadubraht gimahalta Hiltibrantes sunu:
„dat sagêtun mi ûserê liutî,
altê enti frôtê, deâ êrhina wârun,
dat Hiltibrant haetti mîn fater, ih heittu Hadubrant.

b. Übersetzung.

Ich hörte das sagen,
daß sich Ausfodrer einzeln trafen,
Hildebrand und Hadubrand zwischen den Heeren.
Sie, Sohn und Vater, sahen nach ihrem Panzer,
schlossen ihr Schirmhemd, gürteten sich ihr Schwert um,
die Reisigen über die Ringe, da zum Streite sie ritten.
Hildebrand anhub, er war höher an Jahren,

der Menschen Meister, gemessenen Worts
begann er zu fragen, wer sein Vater wäre
der Führer im Volke . . . . . .
. . . . . ' oder wes Geschlechtes du bist.
Wenn du mir einen sagest, weiß ich die andern eh',
Kind, im Königreiche, ich kenn' die Gotteswelt'.
Hadubrand anhub, Hildebrands Sohn:
‚Das sagten mir unsere Leute,
alte Meister, die eh'r da waren,
daß Hildebrand heiße mein Vater, ich heiße Hadubrand.

forn her ôſtar giweit floh her Otachreſ nîd
hina miti Theotrîhhe enti fînero degano filu.
her furlaet in lante luttila ſitten
prût in bûre, barn unwahſan,
arbeô laoſa: her raet ôſtar hina dêt.
Sid Detrihhe darbâ giſtuontun
fatereſ mîneſ dat waſ ſo friuntlaoſ man
her waſ Otachre ummet tirri
deganô dechisto . . . . .
unti Deotrihhe darbâ giſtôntun.
her waſ êo folcheſ at ente imo wuaſ eo fehta ti leop.
chud waſ her . . . chônnêm mannum.
ni wânin ih in libhabbê . . . . .“
‚wêttu irmingot‘ (quad Hiltibrant), ôbana ab hevane.
dat du nêo dana halt dinc ni gileitôſ
mit ſuſ ſippan man . . . . .‘
want her dô ar arme wuntanê bougâ,
cheiſuringû gitân, ſo imo ſê der chuning gap,
Hûneô truhtîn: ‚dat ih dir it nu bihuldi gibu‘.
Hadubraht gimâlta, Hiltibranteſ ſunu:
„mit gêrû ſcal man geba infâhan

ort widar orte. dû biſt dir, altêr Hûn,
ummet ſpâhêr, ſpeniſ mih
mit dînêm wuortun wili mi dînû ſperû werpan.

pist alſo gialtêt man, fô du êwîn inwit fuortôſ.
dat ſagêtun mi ſêolîdantê
weſtar ubar wentilſêo dat inan wic furnam:
tot iſt Hiltibrant Heribranteſ ſuno.“
Hiltibrant gimahalta Heribranteſ ſuno:
‚wela giſîhu ih in dînêm hruſtim,
dat du habêſ hême hêrron gôten,
dat du noh bî deſemo riche reccheo ni wurti.

welaga nu waltant got! wêwurt ſkihit.
ih wallôta ſumarô enti wintrô fehſtic
ur lante . . . .
dâr man mih êo ſcerita infolc ſceotanterô.
ſô man mir at burc ênîgeru banum ni gifasta:
nu ſcal mih ſuâſat chind ſuertû hauwan,
brêtôn mit ſînû billiû eddo ih imo ti banin werdan,
doh maht du nu aodlihho, ibu dir dîn ellen taoc,
in huſ hêremo man hruſtî giwinnan

rauba birahanen ibu du dâr ênîc reht habêſ.
der ſî doh nu argôſta ôſtarliuto
der dir nu wîgeſ warnê nu dih eſ ſô wel luſtit,

gûdea gimeinun. niuſê de môttî,
[h]werdar ſih hiutû derô hregilô rumen muotti,
erdo deſero brunnônô bederô waltan.‘
do lêttun ſê aeriſt aſchim ſcrîtan
ſcarpên ſcûrim dat in dêm ſciltim ſtônt.
dô ſtôptun tô samane, ſtaimbort chlûbun,

heuwun harmlîcco huîttê ſciltî.
unti im irô lintûn luttilî wurtun
giwigan miti wabnum . . . .

Erk-Böhme „Deutſcher Liederhort“, Lpz. 1893, I, S. 62.

Oſtwärts fuhr er einſt, floh des Otaker Grimm,
weg mit Dietrich und vielen ſeiner Degen.
Rück ließ er im Lande lützel ſitzen,
die Frau im Bau, den jungen Buben,
ganz ohn' Erbe, er ritt gen Oſten,
denn der Dietrich darbte ſo
nach meinem Vater, der gar Verfemte,
der war dem Otaker bös ohne Maß . . .

Und war der Degen liebſter dem Dietrich,
er ritt nur an Volkes Spitze, ihm war nur das Fechten lieb.
Kund war ſein Name . . . kühnen Männern.
Nicht glaub ich lebe noch‘ . . . . .
‚Zeuge der Höchſte oben im Himmel,

daß dennoch du nie mit ſo Verſipptem
deine Sache führteſt‘ . . . . .
Da wand er vom Arm ab gewundene Spangen,
Kaiſergoldwerk, wie's der König ihm gab,
der Hunnen Vogt: ‚das geb' ich nun aus Huld dir.‘
Hadubrand anhub, Hildebrands Sohn:
‚Mit dem Gere ſoll man Gaben empfangen
Spitze gen Spitze . . . . . .
Du biſt mir alter Hunn unmäßig ſchlau,

lockſt mich mit Worten, willſt die Lanz auf mich werfen.
So uralt biſt du und immer voll Untreu,
das ſagten mir ſo die See beſchiffen,
weſtlich das Weltmeer, daß Krieg ihn wegnahm:
Tot iſt Hildebrand, Herbrands Sohn.

Wohl aber ſehe ich an deinem Harniſch,
daß du zu Haus haſt guten Herrn,
nimmer vom Reiche bannflüchtig reiſteſt.‘
Hildebrand anhub, Herbrandes Sohn:
‚Wahrlich nun, Waltegott, Wehgeſchick wird.
Der Sommer und Winter wallt ich ſechzig außer Lande,
ſeitdem man mich ſchlug zum Volk der Schützen.
Dem auf keiner Burg wer das Sterben bot,
nun ſoll eignen Kindes Eiſen mich treffen,
Schwert mich ſtrecken, oder ich ihm das Sterben ſchaffen.
Doch kannſt auch du einfach, wenn dein Eifer reicht,
des Hochbejahrten Harniſch gewinnen;
Raub dir erraffen, wenn's irgend dein Recht läßt . . . .‘
‚Der wär doch der Feigſte der Fahrer von Oſten,
der den Kampf-Weg dir weigre, da ſo wohl er dich lüſtet,
gemeinſame Gänge: Erprobe wer muß,
welcher heute räumt ſein Heergewand
oder der beiden Brünnen walte‘.
Da ließen ſie erſt Eſch-Lanzen gleiten
in ſcharfen Schauern, die ſtanden im Schild feſt.
Dann ſtapften ſie zuſammen, Buntſchilde zerſtoßend,
hieben harmweckend ins helle Schildfeld,
bis die Lindenbohlen lützel wurden,
zerwirkt von den Waffen . . . . . .

(Wolfskehl und v. d. Leyen, Älteſte deutſche Dichtungen.)

Worte des sterbenden Hildebrand.

(Aus dem Altnordischen.) 12. Jahrhundert.

Steht mir zu Häupten der Heerschild geborsten .....
Sind an der Zahl zehnmal acht
lauter Männer, denen ich Mörder ward.
Liegt hier der Sohn selbst mir zu Häupten,
Erbsproß er, den ich eigen gehabt .....
Unwollend sein Ende schuf ich.

(Nach Wolfskehl und v. d. Leyen.)

Das jüngere Hildebrandslied.

(15. Jahrhundert.)

‚Ich will zu land außreiten‘, sprach sich maister Hiltebrant,
‚der mich die weg tät weisen gen Bern wol in die lant:
di sint mir unkunt gwesen vil manchen lieben tag,
in zwai und dreißig jaren fraw Uten ich nie gesach.‘
‚Wilt du zu land ausreiten‘, sprach sich herzog Amelung,
‚was begegnet dir auf der haide? ain schneller degen jung:
was begegent dir auf der marke? der jung herr Alebrant,
ja ritteſt du selb zwölfte von im würdeſt angerant.‘
‚Ja rennet er mich ane in seinem übermut,
ich zerhaw im seinen grünen schilt, es tut im nimmer gut,
ich zerhaw im seine brünne mit ainem schirmenschlag
und daß er seiner mutter ain ganz jar zu klagen hab.‘
‚Das solt du nicht entune!‘ sprach sich von Bern herr Dieterich,
‚wann der jung herr Alebrant ist mir von herzen lieb:
du solt im freuntlich zusprechen wol durch den willen mein:
daß er dich lasse reiten als lieb ich im mög gesein.‘
Do er zum rosengarten außrait wol in des Berners mark,
do kam er in große arbait von einem helden stark,
von einem helden junge wart er do angerant:
‚Nun sag an, du vil alter, was suchst in meins vaters land?
Du fürst dein harnisch lauter und rain recht seist du ains königs kint,
du machst mich jungen helden mit gsehenden augen blint:
du solteſt dahaime bleiben und haben gut hausgemach
ob ainer haißen glute.‘ Der alte lacht und sprach:
‚Solt ich dahaime bleiben und haben gut hausgemach?
mir ist bei all mein tagen zu raisen aufgesatzt,
zu raisen und zu fechten bis auf main hinefart,
das sag ich dir, vil junger! drumb grawet mir mein bart.‘
‚Dein bart will ich dir außraufen, sag ich dir, vil alter man!
daß dir dein rosenfarbes blut über die wangen muß abgan:
dein harnisch und dein grünen schilt mußt du mir hie aufgeben,
darzu muſt mein gefangner sein wilt du behalten dein leben.‘
Mein harnisch und mein grüner schilt die teten mich oft ernern,
ich trawe Christ von himel wol ich wöll mich dein erwern.‘
Sie ließen von den Worten und zuckten zwei scharpfe schwert,
was die zwen helden begerten des wurden sie gewert.
Ich waiß nicht wie der junge dem alten gab ain schlag,
daß sich der alte Hiltebrant von herzen ser erschrak,
er sprang sich hinderrucke wol siben klafter weit:
‚Nun sag an, du vil junger! den straich lert dich ain weib.‘
‚Solt ich von weibern lernen das wär mir immer ain schand,
ich hab vil ritter und knechte in meines vaters land,
ich hab vil ritter und grafen an meines vaters hof,
und was ich nicht gelernt hab das lerne ich aber noch.‘
Er erwischt in bei der mitte da er am schwechsten was,
er schwang in hinderrucke wol in das grüne gras:
‚Nun sag mir, du vil junger! dein beichtvater will ich wesen:
bist du ain junger Wölfling, vor mir magst du genesen.
Wer sich an alte kessel reibt der empfahet gerne ram,
also geschiht dir, vil junger! wol von mir alten man,
dein beicht solt du hie aufgeben auf diser haide grün,
das sag ich dir vil eben, du junger helde kün!‘
‚Du sagst mir vil von wolfen, die laufen in dem holz:
ich bin ain edler degen auß Kriechenlanden stolz.
Mein mutter haißt fraw Ute, ain gewaltige herzogin,
so ist Hiltebrant der alte der liebste vater mein.‘
‚Haist dein mutter fraw Ute, ain gewaltige herzogin,
so bin ich Hiltebrant der alte der liebste vater dein.‘
Er schloß im auf sein güldin helm und kust in an sein munt:
‚Nun muß es gott gelobet sein! wir sint noch baide gesunt.‘
‚Ach vater, liebster vater! die wunden die ich dir hab geschlagen,
die wolt ich dreimal lieber in meinem haubte tragen.‘
‚Nun schweig, du lieber sune! der wunden wirt gut rat,
seit daß uns gott albaide zusammen gefüget hat.‘
Das weret von der none biß zu der vesperzeit,
biß daß der jung herr Alebrant gen Berne einhin reitt:
was fürt er an seinem helme? von gold ein krenzelein:
was fürt er an seiner seiten? den liebsten vater sein.
Er fürt in mit im in sein sal und satzt in oben am tisch,
er bot im essen und trinken, das daucht die mutter unbillich:
‚Ach sune, lieber sune! ist dir der eren nicht zu vil,
daß du mir ain gefangnen man setzt oben an den tisch?‘
‚Nun schweige, liebe mutter, ich will dir newmär sagen:
er kam mir auf der haide und het mich nahet erschlagen:
und höre, liebe mutter! kain gefangner sol er sein:
es ist Hiltebrant der alte, der liebste vater mein.
Ach mutter, liebe mutter, nun beut im zucht und er!‘ .....

(Nach Wolfskehl und v. d. Leyen.)

Aus „Muspilli" (830—840).

Ankündigung des Gerichtes und Weltuntergang.

Wenn dann der mächtige König den Gerichtstag festsetzt,
so wird zu diesem jedes Geschlecht kommen,
dann wagt keines der Kinder das Gebot zu versäumen,
daß nicht jedermann zur Gerichtsstätte käme.
Dort soll er vor dem Herrscher zur Verantwortung stehen
für alles, was er je in der Welt gewirkt hatte.
Das hörte ich sagen die Weltweisen,
daß der Antichrist mit Elias kämpfen wird;
der Würger ist gewaffnet, dann wird der Streit unter ihnen begonnen.
Die Kämpen sind so mächtig, die Sache ist so groß.
Elias streitet um das ewige Leben,
er will den Rechtliebenden das Reich stärken,
deshalb wird der Herrscher des Himmels ihm helfen.
Der Antichrist steht bei dem Erbfeind,
steht bei Satanas, der ihn vernichten wird.
Deshalb wird er (der A.) auf dem Kampfplatz verwundet fallen
und auf der Kriegsfahrt sieglos werden.
Doch glauben daran viele Gottesmänner,
daß Elias in diesem Kampf verwundet werde.
Wenn des Elias Blut auf die Erde träufelt,
so entbrennen die Berge, kein Baum bleibt mehr stehen
auf der Erde, die Wasser vertrocknen,
das Meer verzehrt sich, es verbrennt langsam in Lohe der Himmel,
der Mond fällt, es brennt die Erde,
kein Stein bleibt stehen. Dann fährt der Gerichtstag ins Land,
er fährt daher, um mit dem Feuer die Menschen heimzusuchen:
dann kann kein Verwandter dem andern helfen vor dem Weltbrand.
Wenn dann der breite Erdwasen ganz verbrennt,
und Feuer und Sturm alles wegfegt,
wo ist dann die Feldmark, um die man immer Streit führte mit seinen Verwandten?
Die Mark ist verbrannt, die Seele steht bezwungen,
sie weiß nicht, wie sie büßen soll: sogleich fährt sie zur Bestrafung.

Das jüngste Gericht.

Wenn das himmlische Horn erschallt,
und sich der Richter auf den Weg macht,
dann bricht mit ihm auf das größte der Heere;
das ist alles so mutig, daß niemand mit ihm streiten kann.
Dann fährt er zu der Gerichtsstätte, der da ein Platz bestimmt ist.
Da ergeht das Gericht, von dem man immer sprach;
dann fahren Engel über die Marken,
wecken die Völker, führen sie vor Gericht.
Dann wird jedermann von der Erde auferstehen,
sich lösen aus der Gräber Last; es wird ihm wieder sein Leben kommen,
damit er sein Recht alles sagen könne
und ihm nach seinen Taten ein Urteil gesprochen werde.
Wenn der da sitzt, der richten wird,
und über Tote und Lebende urteilen wird,
dann steht umher die Menge der Engel,
guter Männer Umkreis ist so groß:
dorthin kommt zum Gericht so viel, als ihrer da aus der Ruhe auferstehen,
dort, da kein Mensch irgendwas verheimlichen kann.
Da wird denn die Hand sprechen, das Haupt sagen,
jedes Glied bis an den kleinen Finger,
was es unter diesen Menschen an tückischer Tat vollbrachte.
Da ist kein Mann so schlau, der hier etwas erlügen könnte,
daß er verbergen könnte irgendeine Tat,
daß es nicht alles vor dem König bekannt werde.

(Aus: Heinrich Weitkamp, Aus goldener Zeit, München 1909.)

Aus dem „Beowulf" (7. u. 8. Jahrh.).

Als Probe des ältesten epischen Stiles der germanischen Dichtung wird folgende Stelle aus dem angelsächsischen Epos nach Richard Wülkers Darstellung und Übersetzung — vgl. Geschichte der englischen Literatur, Leipzig 1899, — mitgeteilt. Die Form des germanischen Epos ist im Gegensatz zu der prägnanten, leicht beweglichen, Herzen und Gemüt in Erregung versetzenden, singbaren und auch tanzbaren Form der Ballade die der ruhigen, breiten, rhapsodischen Schilderung und Erzählung.

Der erste Teil besingt Beowulfs Streit gegen Grendel. Hrothgar, ein Dänenkönig, ließ einen großen Festsaal bauen, Heorot genannt (d. h. der Hirsch, nach den an den Wänden angebrachten Hirschgeweihen so bezeichnet), und überließ sich darin dem Freudenjubel mit seinen Helden. Doch in der Nacht, als die Mannen in der Halle schliefen, kam aus dem nahen Sumpfe ein Ungetüm, Grendel, tötete dreißig Dänen und schleppte ihre Leichen zum Fraße fort. Die nächsten Nächte, in denen der Unhold wieder in den Saal einbrach, versuchten zwar die Dänen, ihn zu töten, doch, da keine irdische Waffe ihn versehren konnte, mußten sie nach vielem Verlust an Helden ihren Widerstand aufgeben und nachts die Halle räumen. Viele Jahre lang dauerte diese Not. Da hörte Beowulf, ein Geate (Schwede) und Neffe des Königs Hygelac, davon und machte sich mit vierzehn Gefährten auf, um Grendel zu besiegen. Von Hrothgar mit großen Ehren aufgenommen, bringen Beowulf und seine Begleiter die Nacht in der Halle Heorot zu.

„Da nahete vom Moore unter Nebelklippen
Grendel kommend, trug Gottes Zorn.
Der Meinschädiger meinte von dem Männervolke
einen zu beschleichen in dem Saal, dem hohen,
fuhr unter den Wolken hin, wo er die Freundbehausung,
die Goldburg der Männer gar wohl kannte,
allbunt von Kleinodien: das war nicht das erstemal,
daß er heimsuchte Hrothgars Wohnung.
Er fand in Lebenstagen zuvor noch seitdem
härtere Halldegen (Kämpfer in der Halle) als jenen Helden niemals!
Der Unhold kam da ein zu der Halle,
teillos der Jubelfreuden: ein fiel die Tür alsbald,
fest mit Feuerbanden, sobald sie seine Faust berührte.
Auf riß der Bösgesinnte, da er erbittert war,
des Hauses Mündung, und hastig trottete
in die farbenbunte Flur der Feind darauf,
ingrimmig eilend. Von den Augen schoß ihm
ein Licht unlieblich, der Lohe vergleichbar.
Er sah der Helden manche in der Halle schlafen,
die Sippenschar beisammen alle,

den Haufen der Recken: sein Herz erlachte;
zu teilen dachte, eh' der Tag erschiene,
der unheimliche Unhold all der Helden
Leib von dem Leben, da ihm gelang die Hoffnung
auf Fraßes Fülle: doch fügte sich's nicht mehr,
daß er noch mehr durfte von dem Männervolke
ergreifen nach dieser Nacht. Es sah da großen Kummer
der Maag (Verwandte) des Hygelac, wie der Meinschädiger
unter Fährlingsgriffen fahren wollte:
der Unhold dachte das nicht aufzuschieben,
sondern im ersten Anlauf eiligst griff er
einen schlafenden Helden, zerschliß ihn unversehens,
zerbiß den Beinverschluß und trank das Blut aus den Adern,
schlang große Schnitte; schleunigst hatte er
des Unlebenden all gefressen
Füße und Hände. Fürder stürmte er,
und mit der Hand ergriff er den Herztüchtigen (d. h. Beowulf)
den Recken auf dem Ruhbett: ihm reichte entgegen
der Feind (Beowulf) mit der Faust und empfing behende
den Arglistgesinnten, auf den Arm sich stützend.
Das empfand alsbald der Frevelhirte,
daß er auf all dem Mittelkreis in dieser Erde Teilen
auf einen stärkeren Mann noch nie gestoßen sei,
auf einen größeren im Handgriff; im Geiste ward er,
voll Furcht im Sinne: doch konnte er nicht fort drum eher.
Sein Herz war wegbeeilt; er wollt' ins Hülldunkel fliehen,
suchen der Teufel Toben: nicht war dort sein Treiben so,
wie er es ehedem im Leben angetroffen!
Der Maag des Hygelac, der gute, gedacht in dem Herzen da
der Abendrede, stund aufgerichtet,
fest ihn erfassend: die Finger barsten.
Der Riese strebte aufwärts, der Recke eilte fürder:
der Berühmte überlegte, wohin er rasch möchte
weiter so entweichen und hinweg von dannen
fliehen zu dem Moore, wußte seiner Finger Gewalt
in den Griffen des Ergrimmten. Das war ein grauser Gang,
daß hin zu Heorot der Harmschädiger zog:
es dröhnte der Degensaal, den Dänen allen ward,
den beherzten Helden, den Hochburgbewohnern,
das Alle verschüttet. Ingrimmig waren beide,
die wilden Kraftwarte; es erklang die Halle.
Da war ein Wunder groß, daß Widerstand den Kampfteueren
der Freundsaal hielt, daß er nicht fiel zu Boden,
der herrliche Feldbau: doch so fest war er
von innen und von außen mit Eisenbanden
umschmiedet kunstvoll! Von den Schwellen bog sich
dort manche Metbank meines Erfahrens,
mit Gold verziert, wo die Ergrimmten kämpften.
Das wähnten nicht zuvor die Weisen der Skildinge,
daß es einer der Männer irgend je mit Fug,
das herrliche und bunte zerbrechen könnte
noch es mit List zerstören, wenn nicht der Lohe Umfassung
im Schwalle es verschlänge. Schall stieg auf
neu genugsam: den Norddänen kam
unheimliches Grausen allen und jedem,
die von dem Wall herab das Wutgebrüll vernahmen,
wie der Gegner Gottes Grauslied erhub,
sieglosen Sang, den Schmerz beheulend,
der Häftling der Hölle: ihn hielt zu feste,
der von den Männern war der machtgestrengste,
an dem Tage dieses Lebens."

Arm und Schulter reißt Beowulf dem Ungetüm aus, so daß es heulend in den Sumpf flieht und dort nach kurzer Zeit elend verendet. Groß war die Freude der Dänen, als sie am nächsten Morgen den Ausgang des Kampfes erfuhren. Grendels Arm wird als Siegeszeichen an einer allen sichtbaren Stelle in Heorot befestigt. Hrothgar, der sich nun aller Not entledigt glaubt, beschenkt Beowulf reichlich. Lauter Jubel herrscht bis tief in die Nacht in Heorot, bis Hrothgar und Beowulf mit den Ihrigen den Saal verlassen. Dänenkrieger bleiben darin zurück.

Zaubersprüche.

(Nach Wolfskehl und v. d. Leyen, Älteste deutsche Dichtungen, Leipzig, 1909.)

Zwei Zaubersprüche aus dem 10. Jahrhundert.

(Merseburger Handschrift.)

Idisen-Spruch.

Einstens saßen Idisen saßen hierher dorthin.
Manche hefteten Hafte, manche schläferten Heere.
Manche umklaubten die klammernden Fesseln:
Entspring den Haftbanden, entfahr den Feinden!

Wodan-Spruch.

Vol und Wodan fuhren zu Holze.
Da ward dem Balders-Fohlen sein Fuß verrenkt.
Da beschwor ihn Sinthgunt, Sonne ihre Schwester.
Da beschwor ihn Frija, Volla ihre Schwester.
Da beschwor ihn Wodan, der es wohl konnte:
Wie die Beinrenke, so die Blutrenke,
so die Gliedrenke:
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Glied zu Gliedern, wie wenn sie geleimt sei'n!

Blutsegen aus dem 11. Jahrhundert.

(Straßburger Handschrift.)

Stumm saß im Berge mit stummem Kind im Arme.
Stumm hieß der Berg, Stumm hieß das Kind.
Der heilige Stumm verseg'ne diese Wunde.

Blutsegen aus dem 12. Jahrhundert.

(Millstädter Handschrift.)

Der heilige Christ ward geboren zu Bethlehem.
Von dannen kam er rück nach Jerusalem.
Da ward er getaufet von Johann
in dem Jordan.
Da blieb stehn des Jordans Fluß
und auch seine Kunst.
So bleib stehn du Blutrinnen,
um des heiligen Christes Minne:
Du bleib stehn aus Zwang,
wie der Jordan getan,
da Sankt Johann der Traute
den heiligen Christ taufte.
Bleib stehn du, Blutrinnen
um des heiligen Christes Minne.

Hundesegen aus dem 9. oder 10. Jahrhundert.

(Wiener Handschrift.)

Christ ward geboren vor Wolf oder Dieb.
Da war Sankt Martin Christi Hirte.

Der heilige Christ und Sankt Martin,
der gewähre zu walten
heute der Hunde,
und der Zaupen,
daß Wolf noch Wölfin denen nicht schade,
ob sie laufen
waldein oder wegein
oder zur Heide.

Der heilige Christ und Sankt Martin,
der führe mir sie hilfreich alle heute heim gesund.

Bienensegen aus dem 10. Jahrhundert.

(Lorscher Handschrift.)

Christ, die Immen sind haußen! fliegt, Tierchen her zu mir
frohen Friedens in Gottes Hut sollt ihr heimkommen gut.
Sitze, sitze, Biene da: dir gebot es Sankt Maria.
Huschverlaub nicht habe du: zu Holze nicht fleug du,
daß du mir nicht entrinnest, dich mir nicht entwindest.
Sitz immer stille, wirke Gottes Willen.

Fragmente aus dem 10. u. 11. Jahrh.

(Nach Wolfskehl und v. d. Leyen.)

Hirsch und Hinde (10. Jahrhundert).

Hirschlein raunte der Hindin in die Lauscher:
‚Willst du noch, Hinde . . . . . ?‘

Der Eber (11. Jahrhundert).

(Aus Notkers Rhetorik.)

Der Eber geht in der Leite, trägt den Speer in der Seite:
Seine Kraft die pralle läßt ihn nicht fallen.
Ihm sind Füße von Fudermaße,
ihm sind Borsten hoch wie Forste
und seine Zähne von zwölf Ellen Länge.

Ein Kampfreim (11. Jahrhundert).

(Aus Notkers Rhetorik.)

Wenn ein Schneller einen Schnellen andern kann stellen,
dann wird geschwinde zerschnitten die Schildbinde.

Aus dem „Heliand“ (9. Jahrhundert).

Die Hochzeit zu Kana.

Fuhr drei Nächte nachher da dieses Volkes Stammherr
nach Galiläaland, wohin zu der Gauleute einem
das Kind Gottes geladen war, dort sollte eine Braut ausgegeben werden,
eine maidliche Magd. Maria war dort
mit dem eigenen Sohne, das selige Weib,
des Mächtigen Mutter. Der Mannen Gebieter
ging dorthin mit seinen Jüngern, Gottes eigenes Kind,
in das hohe Haus, wo der Heerbann trank,
die Juden, im Gastsaal. Es war den Gauleuten
dort auch bekannt, daß er Gotteskraft hatte,
Hilfe vom Himmel, heiligen Geist,
des Waltenden Weisheit. Die Wehrmänner freuten sich,
waren voll Lust, die Leute bei einander,
muntere Mahlgenossen. Mundschenken gingen
und schenkten aus Schalen, trugen schieren Wein
mit Humpen und Henkglas, traumherrlich war
der Herr'n Festfreude. Die Volkskinder bei ihm,
auf den Bänken begann aufs beste die Gastmahlslust,
waren in Wonnen. An Wein da gebrach es
den Mahlgenossen, an Most. Nicht das mindeste war
noch irgend im Hause, damit es den Heergenossen
die Schenken brächten. Die Geschirre waren
leer und ledig. Nicht lange da währt' es,
daß traun es wahrnahm der Weiber schönste,
die Mutter des Christ. Und zu ihrem Kinde ging sie,
mit ihrem Sohne zu sprechen, und sagt' anhebend,
daß die Wehrmänner da nicht Wein mehr hätten
für Gäste beim Gastmahl, und begehrte von ihm,
daß der heilige Christ Hilfe gewähre
den Wehrmannen zu willen. Antwortete stracks
Gottes mächtiges Kind, der Mutter erwidernd:
„Was geht mich und dich an,“ sprach er, „dieser Männer Getränk,
dieser Wehrleute Wein? Wozu sprichst du, o Weib, so viel davon,
mahnst mich vor dieser Menge? Noch ist nicht meine
Zeit gekommen.“ Da erkannte sie wohl
in ihrem Herzen, die heilige Frau,
daß den Worten zufolge des Waltenden Sprößling,
der Heiland bester, helfen würde.
Hieß da den Wärtern, der Weiber schönste,
den Schenken und Schalken, die der Geschäfte dort walteten,
daß in Worten und Werken sie genau wahrnähmen,
was der heilige Christ ihnen heißen würde,
zu leisten den Leuten. Leer standen da
der Steinkrüge sechs. Da in Stille gebot er,
der mächtige Gottessohn, was da der Mannen viele
gewiß nicht wahrnahmen, als die Worte er sprach.
Er hieß da die Schenken mit schierem Wasser
die Gefäße füllen. Mit den Fingern sodann
selbst segnet' er sie, mit seinen Händen
schuf er zu Wein es, hieß in einen Schoppen es tun,
und mit Schalen es schöpfen; und zu den Schenken da sprach er,
hieß, daß sie's den Gästen, die beim Gastmahl waren,
den Heeresfürsten, zuhanden gäben,
vollgefüllt für des Volkes Vornehmste
dort nach dem Wirte. Wie der des Weins trank,
unterließ er nicht zu sagen vor der Leute Menge
zu dem Bräutigam, sagte, daß den besten Most immer
aller Edeln jedweder zu Anfang pflege
den Gästen zu geben. Der Gaumänner Herz
wird erweckt von dem Wein, daß sie wonnig erfreute
Traumes Trunkenheit. Auftrage nachher man
das leichte Getränk, das ist hierzulande Sitte.
„Da hast du nun wunderlich dein Wirtsgelage
zugemessen der Menge. Den Mannen lässest du
all deines Weines den wertlosesten

von den Truchsessen auftragen zuerst
und den Gauleuten geben. Nun die Gäste gesättigt,
die Herren von Range berauscht schon sind,
und fröhlich das Volk, vortragen lässest du nun hier
der Getränke trefflichstes, das ich traf in meinem Leben
irgendwo hier. Das mußtest heute zuerst du
geben und gönnen. Aller Gäste jedweder
nahm dann es mit Dank". — Da ward der Degen mancher
gewahr nach den Worten, seit des Weines sie tranken,
daß der heilige Geist in dem Hause hierinnen
ein Zeichen gezeigt. Seit der Zeit verehrten
sie mehr ihn als Meister, daß er Gottesmacht habe,
Gewalt in dieser Welt. Weit kund da ward es
in Galiläaland den Judenleuten,
wie er selbst da verwandelt, der Sohn des Höchsten,
das Wasser in Wein. Das war der Wunder erstes,
daß er dort in Galiläa den Judenleuten
als Zeichen zeigte. Seit der Zeit nicht mag man
aussprechen wahrlich, was später dem Volk er
wunderlos erwies, der waltende Christ,
in Gottes Namen den Judenleuten,
alle Tag lang, und belehrte sie
für das Himmelreich, und den Höllenzwinger
wehrte ab er mit Worten, hieß ihnen, des wahren Gottes
ew'ges Leben zu suchen, wo das Licht der Seele ist,
des Herrn Traumwonne und Tagesschimmer,
Gottes Ebenbild, und der Geister mancher
nach Wunsche wohnt, der hier es wohl bedenkt,
daß er hier halte des Himmelskönigs Gebot.

(Kannegießer.)

Der Verrat.

Die Gewaffneten eilten,
bis sie zu Christus gekommen waren,
die grimmigen Juden, wo er mit den Jüngern stand,
der mächtige Herr, der Gottesschickung harrend,
der entscheidenden Zeit. Da schritt ihm der treulose
Judas entgegen, vor dem Gotteskinde
mit dem Haupt sich neigend und seinen Herrn grüßend,
küßte den Kräftigen, mit diesem Kuß
ihn den Gewaffneten weisend, wie sein Wort verheißen.
Das trug in Geduld der treue Herr,
der Walter dieser Welt, doch wandt' er das Wort an ihn
und fragt' ihn frank: Was kommst du mit diesem Volk,
leitest die Leute her? Du hast mich den Leidigen
verkauft mit deinem Kusse, den Kindern der Juden,
verraten dieser Rotte. — — Da erboste sich
der schnelle Schwertdegen Simon Petrus,
ihm wallte wild der Mut, kein Wort mocht' er sprechen,
so härmt' es ihn im Herzen, als sie den Herrn ihm da
zu greifen begehrten. Ingrimmig ging
der dreiste Degen vor den Dienstherrn stehn,
hart vor seinen Herrn. Sein Herz war entschieden
nicht blöd in der Brust. Blitzschnell zog er
das Schwert von der Seite und schlug und traf
den vordersten Feind mit voller Kraft,
davon Malchus ward durch des Messers Schärfe
an der rechten Seite mit dem Schwert gezeichnet,
am Gehör verhauen; das Haupt ward ihm wund,
daß ihm waffenblutig Backen und Ohr
borst im Gebein, und das Blut nachsprang
aus der Wunde wallend.

(Simrock.)

Aus dem Evangelienbuch Ottfrieds von Weißenburg.

Der zwölfjährige Jesus im Tempel.

Zweimal sechs Jahre war er alt, da kam die hohe Festzeit bald,
die alles Volk in Ehrfurcht preist und seine lieben Ostern heißt.
Hinauf zum Haus der Weisen fahren die Eltern, wie gewöhnt sie waren,
der Satzung ihres Gottes treu, und war ihr liebes Kind dabei.

Da sie im Heiligtum gefleht, der Feier Zeit zu Ende geht,
so brechen auf sie ohne Weilen, der Heimat wieder zuzueilen.
Das Kind zurückgeblieben war, und wurden sie des nicht gewahr,
dem anvertrauten einz'gen Sohn entzogen sie die Sorge schon.

Denn Joseph meinte sicherlich, die Mutter habe ihn bei sich;
sie aber hielt sich an den Wahn, mit ihm geh' er die Wanderbahn. —
Nicht mußt du darob auf dich halten: die Frauen abgesondert wallten,
die Männer aber erst erschienen im zweiten Pilgerzug nach ihnen.

Die Kinder nur man gehen ließ, bei wem es ihnen dünkte süß.
So liefen sie umher im stillen, wohin sie zog ihr Eigenwillen. —
Da hatten beide sich betrogen und schwere Angst sich zugezogen.
Sie kamen heim, sie sah'n umher und mißten ihren Knaben sehr.

Sie suchten ihn bei den Bekannten und unter allen Anverwandten,
und spähten ihn doch nirgends aus, bracht' ihn auch niemand in ihr Haus
Und große Angst die Mutter trieb; wie ist ihr Kind so gut, so lieb!
Sie schlug die Hände jammerschwer, er ist ihr Sohn, ihr einziger!

Nicht ließ die Angst sie länger weilen, zurück sie ohne Säumen eilen,
die Mutternot, der Mutterschmerz erfaßte ihnen tief ihr Herz.
Als sie zu jener Burg gefahren, aus der sie jüngst gekommen waren,
da fanden sie am Tag, dem dritten, den Knaben bei den Priestern mitten.

Er horchte ihrem Glaubenswort im Heiligtume Gottes dort.
So saß er da in ihrem Kreise und fragte sie nach Kinderweise.

Sie wundern sehr sich seiner Fragen und horchen hoch beim Antwortsagen.
Des Landes Weisen, vielgelehrt, sie hatten Gleiches nie gehört.

Da sah sie dann den lieben Mann, zu leben ihr das Herz begann,
mit neuem Trost, in neuem Mut sprach sie zu ihrem Kinde gut:
„Wie war mir, daß ich nicht gewußt, daß ich verlieren dich gemußt
und aller Mut mir löschte aus, und wareſt doch in Gottes Haus.

O, du mein Kind und du mein Heil, ach, deiner Mutter einzig Teil,
wie mir das Herz gebrochen ist, das nichts besorgt, dich jäh vermißt.
O, wie ich herflog, bang um dich, bist ja der Einzige für mich!
O, wie uns Sorge hat umwunden, all um dein Leben und Gesunden!

Was sag' ich mehr? Bist wieder mein, o du! du einz'ge Seele mein!" —
„Was war denn hier," so sprach sein Mund, „mich lang' zu suchen für ein Grund?
Mir ziemt, daß ich die Seelen werbe allhier in meines Vaters Erbe."
Sie kommen heim, ergründen nicht, was damit wohl sein Mund ausspricht.

Er wurde ihnen untertänig und blieb doch aller Welten König,
hat seine Macht dahingegeben, um nur für ihren Dienst zu leben;
wollt' uns mit seinem Beispiel lehren den Vater und die Mutter ehren,
er tat, was ziemte Gottes Sohn, zum Nutzen allen uns und Lohn.

(G. Rapp.)

Das Ludwigslied.

Das Ludwigslied ist das älteste historische Lied in deutscher Sprache, zu Ende des 9. Jahrhunderts verfaßt. Es besingt den Sieg des ostfränkischen Königs Ludwig III. über die Normanen bei Saucourt 881. Der Übersetzung Herders liegt ein entstellter Text zugrunde. Die seit 1693 verloren geglaubte Handschrift des 10. Jahrhunderts fand Hoffmann von Fallersleben erst 1837 in der öffentlichen Bibliothek zu Valenciennes. Auch ein Lied auf den fränkischen König Karlmann ist wahrscheinlich im 9. u. 10. Jahrhundert vorhanden gewesen (vgl. Erk-Böhme II, S. 5).

a) Urtext.

Einan kuning weiz ih, heizsit her Hludwîg,
ther gerno gode thionot ih weiz er imos lônôt.

Kind warth her faterlôs: Thes warthimo sâr buoz:
Holôda inan truhtîn, magaczogo warth her sîn.

Gab her imo dugidi, frônise githigini,
ttuol hier in Vrankôn. Sô brûchê her es langa!

Thaz gideilder thanne sâr mit Karlemanne,
Bruoder sînemo, thia czala wunniônô.

Sô thaz warth al gendiôt, korôn wolda sin God,
ob her arbeidi so iung tholôn mahti.

Liez her heidinê man obar sêo lîdan,
thiot Vrankônô manôn sundiônô.

Sume sâr verloranê wurdum sun erkoranê.
Haranskara tholôta ther êr misseldbêta.

Ther, ther thanne thiob was, ind er thanne ginas,
nam sîna vastôn; Sîdh warth her guot man,

Sum was luginâri, sum skâchâri,
sum fol lôses, inder gibuozta sih thes.

Kuning was ervirrit, thaz rîchi al girrit,
was erbolgan Krist: Leidbôr, thes ingald îz.

Thôh erbarmedes Got, wisser alla thîa nôt:
Hiez her Hludwîgan tharôt sâr rîtan:

»Hludwîg, kuning mîn, hilph mînan liutin!
Heigun sa Northman harto bidwungan.«

Thanne sprah Hludwîg: ‚Herro, sô duon ih!
Dôt ni rettê mir iz, al thaz thû gibiudist!'

Thô nam her Godes urlub, huob her gundfanon ûf,
Reit her thara in Vrankôn ingagan Northmannôn.

b) Übersetzung.

Einen König weiß ich, der heißet Ludwig,
der gerne Gott frohnet: ich weiß, daß der's lohnet.

Knabe ward vaterlos, des ward Ersatz ihm groß:
denn der Herr holt ihn ein, wollt ihm Erzieher sein.

Gab ihm Riegen herrlicher Degen,
Thronstuhl in Franken. Des genieß er lange!

All das teilt er dann gleich mit Karlmann,
seinem Bruder zumal, Wonnen sonder Zahl.

Da dies ein Ende nahm, Gott ihn versuchen kam,
ob er Beschwerde so jung dulden werde.

Ließ ein Heidenheer über See fahren her,
das Volk der Franken Sünden zu mahnen.

Manche, schon verloren, wurden neu erkoren.
Dulden mußte Harmes Schar, wer mißlebig war.

Mancher, der Dieb gewesen, mochte doch genesen,
so er Bußfasten nahm, ward er wieder ein frommer Mann.

Die sonst logen, die das Recht bogen,
alle losen ließen sich erlösen.

Der König war fern, das Reich ohne Herrn,
Christ war dem Reich gram, drob es leider Schaden nahm.

Doch es erbarmte Gott, der sieht all die Not:
hieß drum Ludewig reiten dahin sogleich:

„Ludewig, König mein, steh meinem Volke bei!
Denn der Normannen Heer dränget sie sehr."

Spricht darauf Ludwig: „Herre, so tu ich,
all was du heißest, kein Tod mir's nicht entreißet!"

Da nahm er Gottes Urlaub, hob die Sturmfahne auf,
ritt seine Wege den Normannen entgegen.

Gode thancôdun thô sin beidôdun,
quâdhun al: »Frô mîn, so lango beidôn wir thîn!«

Thanne sprah lûto Hludwîg ther guoto:
»Trôstet iuh, gisellion, mînê nôtstallon!

Hera santa mih god joh mir selbo gibôd,
ob hiu rat thûhti, thaz ih hier gevuhti,
mih selbon ni sparoti, unzih hiu gineritî.

Nu willih thaz mir volgôn allê Godes holdôn.
Gifkerit ist thiu hierwist so lango sô wili Krist:
Wili her unsa hinavarth, thero habêt her giwalt.

Sô wer sô hier in ellian Giduot Godes willion,
quimit her gisund ûz, ih gilônôn imoz;
Bilibet her thâr inne, sinemo kunnie.«

Tho nam her skild indi sper, ellianlîcho reit her,
wolder wâr errahchôn sînâ widarsahchon.

Tho ni waz iz burolang, fant her thia Northman;
Gode lob sagêdo: ‚Her sîhit thes her gcreda!'

Ther kuning reit kuono, sang lioth frano;
Joh allê saman sungun: »Kyrie-leison!«

Sang was gisungan, wîg was bigunnan;

Bluot skein in wangôn, spilôdun ther Vrankôn.

Thar vaht thegeno gelîh, nichein sôsô Hludwîg:
Snel indi kuoni, thaz was imo gekunni.

Suman thuruhskluog her, suman thuruhstah her;
Her skancta cehanton sînân fîanton
bitteres lîdes: Sô wê hin hio thes lîbes!

Gilobôt sî thiu Godes kraft! Hludwîg warth sigihaft;
Jah allen heiligon thanc: Sîn warth ther sigikamf.

Wolar abur Hludwîg, Kuning wigi sâlîg!
Garo sôser hio was, sô wâr sôses thurst was!
Gihalde inan truhtin bî sînan êrgrehtin!

Wie da Gott dankten die harrenden Franken,
sprachen all: „Herre mein, so lange harren wir dein!"

Da rief mit Mute Ludewig der Gute:
„Tröstet euch, Gesellen, meine Nothelfer!

Her sandt' mich Gott, der mir selbst gebot,
wenn ihr möchtet, daß ich hier fechte,
mich selber nicht sparet, bis ihr gerettet wäret.

So will ich, daß mir folgen alle Gott Holden.
Hienieden sein beschieden ist, solang es füge Christ:
Ihm ward alle Gewalt, zu verfügen unsre Hinfahrt.

Drum der hier in Stärke vollbringt Gottes Werke,
kommt er gesund davon, kriegt er von mir Lohn;
bleibet er heute, dann seine Leute."

Drauf nahm er Schild und Speer, ritt in Stärke daher,
wollt die Wahrheit sagen seinen Widersachern.

Währte nicht gar lang, da traf er den Normann:
Gott Lob er sagte, er fand was ihm behagte.

Der König ritt kühne, sang ein Lied schöne,
und alles zusammen sang das Kyrieleison.

Der Sang war gesungen, der Kampf ward begonnen;
das Blut schien in den Wangen den lustigen Franken.

Da focht ein jeder Held, keiner wie Ludwig selbst:
schnell und hart, das war seine Art.

Manchen durchschlug er, manchen durchstach er;
er schenkte zu Handen seinen Feinden
bittern Seimes: Weh ihres Leibes!

Gelobt sei die Gotteskraft! Ludwig ward sieghaft;
und allen Heiligen Dank! sein ward der Siegkampf.

Aber wohl dir, Ludewig, König waffenselig!
So bereit wie er hier war, so wahr wie dessen Notdurft war,
so halt ihn immer Herre in deiner Gnadenehre.

(Nach Wolfskehl und v. d. Leyen.)

Das Ottolied (10. Jahrhundert)

ist ein lateinisch-deutsches Gedicht auf die zweite Versöhnung des Kaisers Otto I. mit seinem meutrischen Bruder Herzog Heinrich, 941. Vgl. hierüber Erk-Böhme, II, S. 6. Das Gedicht beginnt:

Nunc almus assis filius thero ewigero thiernum
benignus fautor mihi, thaz ig iz coson muozi
de quodam duce, themo herin Heinriche,
qui cum dignitate thero beiaro riche bewaroda. . . .

Den Inhalt hat Uhland (I, 474) so erzählt: „Zum Kaiser Otto tritt ein Bote und ruft ihn auf: „Was sitzest, Otto, unser guter Kaiser? Hier ist Heinrich, dein künftiger Bruder!" Da steht Otto auf und geht ihm entgegen mit manchem Mann und empfängt ihn mit großen Ehren. „Willkommen Gott und mir!" spricht der Kaiser, „ihr Heinriche, ihr beiden Gleichnamigen und eure Gefährten!" Nachdem Heinrich den Gruß erwidert, fassen sie einander bei der Hand und Otto führt ihn in das Gotteshaus, wo sie Gottes Gnade anrufen. Nach vollbrachtem Gebet führt ihn Otto in den Rat mit großen Ehren und überträgt ihm, was er da hatte, außer dem Königsrechte, das auch Heinrich nicht begehrt. Da stand alle Verhandlung unter dem treuen Heinrich. Was Otto tat, das riet alles Heinrich, und was er ließ, ließ auch Heinrich. Da war keiner, dem nicht Heinrich sein volles Recht getan hätte." —

„Dieses sonderbare in Mischdichtung abgefaßte Stück gehört der Hofpoesie an und rührt sichtlich von einem Geistlichen auf Heinrichs Seite her; denn dieser ist durchweg in das hellste Licht gestellt und der Eingang kündigt ihn, den Bayernherzog, als den Gefeierten an. In den Schlußzeilen beruft sich der Verf. auf sein urkundliches Wissen. —

Der Sprache nach ist das Ottolied das älteste Beispiel der lateinisch-deutschen Mischdichtung, jener gelehrten Spielerei, Deutsch mit Latein zu verbinden, davon Hoffmann von Fallersleben ein ganzes Büchlein mit dem Titel »in dulci jubilo« 1861 herausgegeben hat.

Seiner Form nach ist dies Mischgedicht ein Leich, weil ohne gleichen Strophenbau und ohne regelmäßigen Rhythmus."

Modus Ottinc (10. Jahrhundert).

Magnus Caesar Otto, quem hic modus refert in nomine
Ottinc dictus, quadam nocte membra sua dum collocat,
Palatio (l. Palatium) casu subito inflammatur.

Stant ministri, tremunt, timent dormientem attingere
et chordarum pulsu facto excitatum salvificant,
et domini nomen carmini imponebant. (13 Str.)

Vgl. Erk-Böhme, II, S. 6.

„Das lateinische Gedicht handelt von den drei Ottonen, besonders von Ottos I. Sieg über die Ungarn 955. Die Einleitung erzählt: Der große Kaiser Otto, nach welchem dieser Modus seinen Namen führt, liegt nachts schlafend in seinem Palaste, als unversehens Feuer ausbricht. Seine Diener stehen zitternd und wagen nicht, den Schlummernden zu wecken. Da verfallen sie auf die Auskunft: ihn mit Saitenklang zu wecken und mit einem Liede zu begrüßen, dem sie dann den Namen des Herrn beilegen. — Das wäre die Entstehungsgeschichte des Modus Ottinc. Der weiter folgende lateinische Text ist nur äußerlich angereiht Es hat — wie diese Einleitung klar zeigt — schon eine Singweise gegeben, die dem großen Otto zu Ehren Modus Ottinc benannt wurde und auf diese Strophenform wurde die hier vorliegende Sequenz gefertigt. Auch Uhland (Schriften I, 475) sagt: Es ist nicht zu zweifeln, daß der Tonweise (Modus Ottinc) statt eines deutschen Liedes, dem sie angehörte, die lateinische Prosa untergelegt wurde.

Was der ursprüngliche Inhalt des deutschen Ottoliedes war, ist nicht ermittelt. — In einem volksmäßigen Minneliede Friedrich des Knechts (Manesse II, 117a, 5) findet man folgenden Kehrreim, der mit dem sonstigen Inhalte dort nichts zu tun hat:

Hei grawer Otte, hei grawer Otte, grawer Otte!
Nu pflege din got! Wis stolz, grawer Otte!

„Sollte vielleicht" — fragt Uhland — „hierin noch ein Überrest jenes alten Weckgesanges vorhanden sein?"

Gesang des gefangenen Sachsen Gottschalc (9. Jahrhundert).

Urtext:

O! quid jubes, pusiole? Quare mandas, filiole?
Carmen dulce me cantare Cum sim longe exul valde
intra mare! O! cur jubes canere?

Magis mihi miserale! Flere libet puerale
plus plorare, quam cantare Carmen tale, jubes quare;
amor care, o! cur jubes canere? (10 Str.)

Erk-Böhme II, S. 8.

Übersetzung:

O! was verlangst du, liebes Kind?
Warum befiehlst du mir, lieber Knabe, daß ich ein angenehmes Lied singe?
Schon so lange verbannt übers Meer, wie kannst du erwarten, daß ich singe.

Ich Armer!
Tränen und Klagen schicken sich besser für mich als Gesang.
Teurer Freund! wie kannst du verlangen, daß ich singe?

„Gottschalk, ein geborener Sachse und berühmter Geistlicher, hatte mit dem gelehrten und mächtigen Abt von Fulda, Rhabanus Maurus, sich entzweit und war 848 vermeinter Irrlehren halber zu ewiger Gefangenschaft in einem franz. Kloster verurteilt, wo er im Jahr 868 starb. Ein Gesellschafter in seiner Verbannung bittet ihn um ein angenehmes Lied. Gottschalk dichtete hierauf vorstehende Elegie." — Dies Gedicht und die beiden folgenden sind in regelmäßigem Strophenbau gehalten, es sind daher Lieder, nicht Leiche.

Das Petruslied (9. Jahrhundert).

Urtext:

Unsar trohtîn hât farsalt sancte Pêtre giwalt,
daz er mac ginerjan zeimo dingenten man.
Kyrie eleyson! Christe eleyson!

Er hapêt ouh mit wortun himelrîches portûn,
dâr in mac er skerjan, den er wili nerjan.
Kyrie eleyson! Christe eleyson!

Pittêmês den gottes trût allâ samant uparlût,
Daz er uns firtânên giwerdô ginâdên.
Kyrie eleyson! Christe eleyson!

Übersetzung:

Unser Herr (Christus) hat übergeben dem heiligen Petrus die Gewalt,
daß er kann erhalten (erretten) den zu ihm hoffenden Mann.

Er hält auch mit Worten des Himmelreiches Pforten,
darein kann er scharen (aufnehmen), wen er will bewahren.

Bitten wir den Gottestraut (Gottesfreund) all' zusammen überlaut,
daß er uns Verthanen (Verdammten) gewähre seine Gnade.
Herr, erbarme dich! Christe, erbarme dich!

Erk-Böhme II, S. 778. — „Hier begegnet uns ein ehrwürdiges Monument: der älteste deutsche Kirchengesang. Es ist ein Lied auf den Apostel Petrus, abgefaßt in der Form der Ottfridstrophe mit angefügtem Refrain: Kyrie eleyson."

Galluslied (9. Jahrhundert).

Urtext:

Nunc incipiendium est mihi magnum gaudium:
Sanctiorem nullum quam sanctum unquam Gallum
misit filium Hibernia, recepit patrem Suevia.
Exultemus omnes! Laudemus Christum pariles
sanctos advocantem et glorificantem.

Cursu pergunt recto cum agmine collecto,
tria tranant maria, celeumant Christo gloria,
Columbanus, Gallus, Magnoald et Theodorus,
Chiliano socio, post functo sacerdotio,
Gallos pervagantur, Francis immorantur etc.

Freie Übersetzung:

Nun will ich fröhlich heben an ein Lied von einem heil'gen Mann,
von Sankt Gall will ich singen, sein Lob das soll erklingen.
Irland hat den Sohn gesandt, Schwaben Vater ihn genannt.
Freuen wir uns alle und loben Christ mit Schalle,
der die Heil'gen sich erwählt und zu den Auserwählten zählt.

Sie ziehn im g'raden Laufe, der gesammelte Haufe,
sie schiffen durch die Meere, gehn durch Christi Ehre:
Columbanus und der Gall, Theodor nnd Magnoald
nebst Kilian dem Genossen, der später Priester
worden.
Sie durchstreiften Gallien und blieben bei den
Franken.
Nach Luxemburg dann kamen sie, gehn zu den
Lämmern Christi,
erdulden Nachstellung und Unbilde der Ehebrecherin
Brunhilde.
Traurig verachtend das Franken eilen sie nach
Schwaben
und landen bei der Festung Turegum Tucconium[1],
im Glaub'n unterweisen sie das Volk und wenden's
ab von Jupiters Zorn.
Als die undankbare Tucconia exkommunizieret war,
gehn sie im g'raden Laufe, der gesammelte Haufe,
zu suchen als Nahrung Bienenstöck, die fanden sie
an manchem Ort.
Über den vom Fluß gebildeten See da kamen sie
nach Arbona[2].
Wo Willmar, dem Christus teuer war, sammelte
die fromme Schar usw.

Erk-Böhme, III, S. 784. — „Der im 9. Jahrh. zu St. Gallen lebende Mönch Ratpert dichtete ein deutsches Lied zum Lobe des heiligen Gallus, Gründer des nach ihm benannten Stiftes St. Gallen. Das Lied war bestimmt, „vom Volke gesungen zu werden". Leider ist der deutsche Text verloren gegangen, der Inhalt desselben aber dadurch erhalten geblieben, daß der zu Anfang des 11. Jahrh. lebende Mönch Eckehard IV. das Lied seiner lieblichen Melodie wegen ins Lateinische übersetzte."

Rosamunda, die Lombardenkönigin.

Uraltes longobardisches (deutsches?) Volkslied. Aus der venezianischen Fassung übersetzt von Ed. Dorer-Egloff.

„Lombarda, nimm, o nimm mein Minnen
in Minne an!"

„Wie kann ich jetzt auf solches sinnen,
noch lebt mein Mann?"

„Wie bliebest du vermählt dem Wichte!
Ihn töte gleich!"
„Wie meinst du wohl, daß ich verrichte
den Todesstreich?"

„Das Mittel liegt bei deinem Vater
im Garten dort;
es zeugt das Gift von einer Natter
den Tod sofort.

Ein Fäßchen soll ihr Haupt umfangen
mit weißem Wein;
der Gatte, kommt er heimgegangen,
wird durstig sein.

Da werde ihm der Wein zur Spende;
er trinke ihn!"
„Lombarda, Wein, o Wein behende!
Ich schmachte hin!

Was hat mir wohl, o ekles Schauen!
Getrübt den Wein?"
„Wohl wird hiervon des Donners Grauen
die Ursach sein."

„Lombarda, magst den Becher leeren;
du trinkst den Wein!"
„Ihn ohne Durst mir selbst bescheren,
wie kann das sein!"

„Zu trinken soll das Schwert dich lehren;
auf, trinke ihn!"
[So legt das Weib dem Mann die Schlingen
mit argem Sinn!]

Erk-Böhme, I, S. 376. — „Die Lombarda ist die Rosamunde der Geschichte, deren Tod 573 zu Ravenna erfolgte. Sie war in der Liebe genußsüchtig, wandelbar und scheute sich vor keinem Mittel zum Ziele. Sie vergiftete ihren Gatten zugunsten eines neuen Liebhabers und ging infolge dieser Tat zugrunde."

[1] Zürich? oder eine nicht zu bestimmende römische Festung.
[2] Arbon, noch jetzt eine Stadt am Bodensee.

* * *

Aus den Liedern der sogenannten „älteren Edda"

nach den Übersetzungen von Simrock („Die Edda", Stuttgart 1874), Hugo Gering („Die Edda", Leipzig, Bibliographisches Institut) und nach der neuesten Übersetzung von Felix Genzmer („Edda", Jena 1912, Verlag von Eugen Diederichs).

Die Götter- und Heldenlieder der Edda empfinde ich als die ältesten germanischen Balladen. Nach Gering entstammen die Lieder dem 10.—12. Jahrhundert. Im Gegensatz zu dem epischen Stil des Nibelungenliedes, des Gudrunliedes usw. ist der Stil der Eddalieder sprunghaft, erregt, knapp, prägnant, dramatisch — kurz in Sprache und Struktur: Balladenstil. Ich lege einen besonderen Wert darauf, hier eine Reihe markanter Lieder und Stellen aus Liedern der Edda wiederzugeben. Es kommt hier ja hauptsächlich darauf an, den künstlerischen, den balladesken Charakter dieser Lieder nachzuweisen und durch sich selbst wirksam sein zu lassen. Trotzdem möchte ich auf die verschiedenartige Schönheit der Proben kurz hinweisen, das Balladeske zeigen sie in allen seinen Nuancen. Man beachte den orphisch-mystischen Balladenstil der Völuspo, der in dem Teil „Weltuntergang" gradezu dantesk anmutet. Durchaus balladesk im primitiven Sinne, doch auch psychologisch reizvoll wirken die Helgilieder, sie sind voll frischer Wikingerpoesie. Voll großartiger tragischer Schönheit aber sind die Lieder, die von dem Verhalten Gudruns und Brunhildens nach der Ermordung Siegurds erzählen. Fast möchte man sagen, kommen hier Schmerz, Wut, Haß, Verzweiflung, Eifersucht und Treue bis in den Tod in einer un-

gleich tragischeren und unmittelbareren Art zum Ausdruck als in der episch abgeklärten Erzählung des mittelalterlichen Nibelungenliedes. Endlich vergleiche man die grandiose lebendige Dramatik des Eddaliedes vom Untergang der Nibelungen mit dem die gleichen Begebenheiten behandelnden Liede des Nibelungenliedes.

Der Seherin Weissagung. (Vǫluspǫ.)

Von dem Liede wird der Anfang (Strophe 1—8), dann der zweite Teil, der die Wohnstätten der Dämonen, die den Untergang der Welt herbeiführen, und den Untergang der Götter selbst schildert — bei Gering Str. 38—66 —, hier wiedergegeben.

Ich heische Gehör von den heil'gen Geschlechtern,
von Heimdalls Kindern[1], den hohen und niedern;
Walvater[2] wünscht es, so will ich erzählen
der Vorzeit Geschichten aus frühster Erinn'rung.

Zu der Riesen Ahnherrn reicht mein Gedächtnis,
die vorzeiten erzeugt mich haben;
neun Welten kenn' ich, neun Räume des Weltbaums[3],
der tief im Innern der Erde wurzelt.

In der Urzeit war's, als Ymir[4] lebte:
da war nicht Kies noch Meer noch kalte Woge;
nicht Erde gab es noch Oberhimmel,
nur gähnende Kluft, doch Gras nirgends.

Da lüpften Burs Söhne[5] die Lande empor
und erschufen den schönen Midgard[6],
von Süden beschien die Sonne den Boden,
da wuchs auf dem Grunde grünendes Kraut.

[7]Die Sonne von Süden, gesellt dem Monde,
rührte mit der rechten den Rand des Himmels;
nicht wußte die Sonne, wo sie Wohnung hatte,
der Mond wußte nicht, welche Macht er hatte,
die Sterne wußten nicht, welche Stätte sie hatten.

Da gingen zu Sitze die Götter alle,
die heiligen Herrscher, und hielten Rat:
sie benannten die Nacht, Neumond und Vollmond,
Morgen und Abend, Mittag und Vesper,
die Zeiten all zur Zählung der Jahre.

Auf Idafeld kamen die Asen zusammen,
Altäre zu schaffen und Tempel zu bauen;
sie gründeten Essen, das Gold zu schmieden,
hämmerten Zangen und Handwerkszeug.

Im Hofe übten sie heiter das Brettspiel —
an blitzendem Golde gebrach's ihnen nicht —
bis die mächtigen drei Mädchen[8] kamen,
die Töchter der Riesen aus Thursenheim.

. . . . . .

Einen Saal sah ich stehen, der Sonne fern,
auf Nastrand[1], die Türen nach Norden gerichtet;
durchs Rauchloch strömte ein Regen von Gift,
denn die Wände des Saals sind umwunden von Schlangen.

Durchwaten dort sah ich wilde Ströme
meineid'ge Männer und Mordgesellen
[und solche, die andrer Eh'fraun verführten];
dort sog Nidhogg an entseelten Leibern,
der Wolf zerriß Menschen — könnt ihr weit'res verstehen?

Ostwärts saß die Alte im Eisenwalde
und gebar allda die Brut des Fenrir;
von allen diesen wird einer einmal
der Erwürger der Sonne in Wolfsgestalt.

Er ernährt sich vom Fleische gefallener Männer
und besudelt mit Blut den Sitz der Götter;
der Sonnenschein dunkelt, in den Sommern darauf
kommt wüstes Wetter — könnt ihr weit'res verstehen?

Auf dem Hügel saß dort, die Harfe schlagend,
der Hüter der Riesin, der heit're Eggther[2];
ihm schrie zu Häupten der schönrote Hahn
im Vogelwalde Fjalar[3] geheißen.

Ob den Göttern krähte Gullinkambi[4],
der in Heervaters Halle die Helden weckt;
doch ein andrer kräht in der Erde Tiefen,
mit rußbraunen Federn in den Räumen der Hel.

Garm bellt laut vor Gnipahellir[5]:
es reißt die Fessel, es rennt der Wolf!
Viel Weisheit hab' ich, kann weiter schauen
auf das grimme Schicksal, das den Göttern naht.

[6]Es befehden sich Brüder und fällen einander,
die Bande des Bluts brechen Schwestersöhne;
arg ist's in der Welt, viel Unzucht gibt es —
Beilzeit, Schwertzeit, es bersten die Schilde,
Windzeit, Wolfzeit, eh' die Welt versinkt —
nicht einer der Menschen wird den andern schonen.

Mims Söhne[7] hasten, es meldet das Ende
der gellende Ton des Gjallarhornes;

---

[1] Heimdalls Kinder, die Menschen.

[2] Walvater = Odin.

[3] Der Weltbaum, die Esche Yggdrasil.

[4] Ymir, der Urriese, aus dessen Körper die Götter die Welt erschufen.

[5] Burs Söhne, Odin, Wili und We.

[6] Midgard, der in der Mitte der Welt gelegene Wohnsitz der Menschen.

[7] Daß diese, wahrscheinlich erst später eingefügte Strophe einen nordischen Hochsommerabend schildert, an dem die Sonne am Rande des Himmels entlang gleitet, aber nicht untergeht, sondern nachts neben dem Monde am Firmament verbleibt, hat J. Hoffory wahrscheinlich gemacht: „Eddastudien" (Berlin 1889), S. 73 ff.

[8] Die mächtigen drei Mädchen sind die Nornen Urd, Werdandi und Skuld, die den Göttern und Menschen das Schicksal bestimmen.

[1] Nastrand, d. i. „Totenstrand"; hier erhebt sich der Saal der Todesgöttin Hel, zu der nach dem älteren Glauben der Germanen alle Menschen nach dem Tode gelangten. Die Bösen mußten dort Qualen erdulden.

[2] Eggther (d. i. „Schwertknecht"), der Hüter (Gemahl?) der Riesin, versieht augenscheinlich bei den Riesen das Amt des Wächters, wie Heimdall bei den Göttern und Surt bei den Bewohnern von Muspellsheim.

[3] Fjalar, der Hahn, der die Riesen zum letzten Kampfe weckt, wie Gullinkambi die Götter und der rußbraune Hahn die Leute der Hel.

[4] Gullinkambi bedeutet „einen goldenen Kamm tragend".

[5] Garm, der Hund, der am Eingange zu Hels Reich in der „Felshöhle" Gnipahellir lauert.

[6] Dem Weltuntergang geht der Verfall aller Zucht und Sitte voraus.

[7] Mims Söhne, die Gewässer, die in unruhige Bewegung geraten

laut bläst Heimdall, in der Luft ist das Horn,
Heervater spricht mit dem Haupte Mims.

Yggdrasil bebt, der Eschen höchste,
es rauscht der alte Baum, der Riese[1] wird frei;
in Angst sind alle in der Unterwelt,
eh' der Blutsfreund Surts[2] seine Bahn betritt.

Wie steht's bei den Asen? Wie steht's mit den Elben?
Ganz Riesenheim rast, im Rat sind die Asen;
es stöhnen die Zwerge vor den steinernen Türen,
der Waldberge Herrscher — könnt ihr weit'res verstehen?

Garm bellt jetzt laut vor Gnipahellir,
es reißt die Fessel, es rennt der Wolf!
Viel Weisheit hab' ich, kann weiter schauen
auf das grimme Schicksal, das den Göttern naht.

Von Osten fährt Hrym[3], im Arme den Schild,
durch die Wogen wälzt sich die Weltschlange.
im Riesenzorne; rauh krächzt der graue Aar[4],
Leichen zerreißend; los wird Naglfar[5].

Es segelt von Norden über die See ein Schiff
mit den Leuten der Hel, und Loki steuert;
dem Wolfe[6] folgen die wilden Gesellen,
mit ihnen ist Byleipts Bruder[7] im Zuge.

Vom Mittag kommt Surt[8] mit dem Mörder der Zweige,
vom Schwerte leuchtet der Schlachtgötter Sonne[9],
die Steinberge stürzen, es straucheln die Riesinnen,
Hel schlingt die Menschen, der Himmel birst.

Es naht der Hlin[10] ein neuer Harm,
wenn Walvater auszieht, den Wolf[11] zu bestehn,
und den Surt der weiße Würger des Beli[12];
der Frigg Freude[13] wird fallen alsdann.

Widar[14] kommt dann, Walvaters Sohn,
der gewaltige Held, mit dem Wolf[15] zu kämpfen:
die Klinge stößt er dem Kinde des Riesen
durch den Rachen ins Herz und rächt den Vater.

Auch Hlodyns[1] Sohn, der herrliche kommt dann;
die Erdumschlingerin[2] öffnet gähnend
den weiten Schlund bis zur Wölbung des Himmels —
doch Odins Sohn geht dem Untier entgegen.

Seiner Wut erliegt der Weltbeschützer;
alle Leute müssen verlassen die Heimat;
es fährt neun Schritte Fjorgyns[3] Sohn
vor der Schlange zurück, die nicht scheut den Frevel.

Die Sonne wird schwarz, es sinkt die Erde ins Meer,
vom Himmel fallen die hellen Sterne;
es sprüht der Dampf und der Spender des Lebens[4],
den Himmel beleckt die heiße Lohe.

Garm bellt jetzt laut vor Gnipahellir,
es reißt die Fessel, es rennt der Wolf!
Viel Weisheit hab' ich, kann weiter schauen
auf das grimme Schicksal, das den Göttern naht. —

Aufsteigen seh' ich zum andern Male
aus der Flut die Erde in frischem Grün;
über schäumenden Fällen schwebt der Adler,
Fische fängt er an felsiger Wand.

Auf Idafeld kommen die Asen zusammen
und reden vom rief'gen Umringer der Erde[5],
an der großen Ereignisse Gang sich erinnernd
und des obersten Gottes alte Runen.

Dort werden auch wieder die wunderbaren
goldnen Tafeln[6] im Grase sich finden,
die einst in der Urzeit die Asen besaßen
. . . . . .

Auf unbesätem Acker werden Ähren wachsen,
alles Böse schwindet, denn Baldr erscheint:
Hropts[7] Siegerburg beziehen Hod und Baldr,
die Wohnung der Streitgötter — könnt ihr weit'res verstehen?

Dann wählt sich Hönir[8] den Wahrsagezweig
. . . . . .
und es thronen die Söhne von Tweggis[9] Brüdern
im weiten Windheim[10] — könnt ihr weit'res verstehen?

Einen Saal seh' ich stehen — die Sonn' überstrahlt er
mit Gold gedeckt auf Gimles[11] Höhen:

---

[1] Der Riese, Fenrir.

[2] Der Blutsfreund Surts ist dieselbe Person wie der „Riese" in Z. 2.

[3] Hrym, der Anführer der Riesen. Der Name bedeutet „erschöpft, kraftlos", scheint also andeuten zu sollen, daß Hrym selbst wie sein ganzes Geschlecht dem Untergang verfallen ist.

[4] Der graue Aar: gemeint ist der Riese Hräswelg (d. h. „Leichenverschlinger"), der in Adlergestalt am Rande des Himmels sitzt und mit seinen Fittichen den Wind hervorbringt.

[5] Naglfar, das aus den Nägeln gestorbener Menschen verfertigte Schiff, dessen sich die Riesen zu ihrer letzten Heerfahrt gegen die Götter bedienen.

[6] Der Wolf ist Fenrir.

[7] Byleipts Bruder ist Loki.

[8] Surt, der riesische Beherrscher der Feuerwelt Muspellsheim. Der Mörder der Zweige, poetische Umschreibung des Feuers.

[9] Der Schlachtgötter Sonne, der von dem Schwerte ausstrahlende Glanz.

[10] Hlin ist hier offenbar eine Bezeichnung der Frigg selber.

[11] Den Wolf, Fenrir.

[12] Der weiße Würger des Beli ist Freyr.

[13] Der Frigg Freude, Odin.

[14] Widar, der schweigsame Ase, ein Sohn Odins und der Riesin Grid. Er rächt seinen Vater, indem er den Fenrir tötet, und überlebt den Weltbrand.

[15] Der Wolf und das Kind des Riesen (d. i. Lokis), Fenrir.

[1] Hlodyn ist ein Beiname der Jord; ihr Sohn ist Thor.

[2] Die Erdumschlingerin, d. i. die Weltschlange.

[3] Fjorgyn, ebenfalls ein Name der Jord.

[4] Der Spender des Lebens, poetische Umschreibung des Feuers.

[5] Der Umringer der Erde, die Weltschlange.

[6] Die goldenen Tafeln, die Brettspiele, mit denen sich einst die Asen ergötzten.

[7] Hropt = Odin.

[8] Hönir macht sich daran, durch das Losorakel die Zukunft zu erforschen.

[9] Tweggi, d. i. der Zweifache (so benannt wegen seiner Doppelnatur, der physischen und ethischen?), ist ein Beiname Odins. Die Söhne von Tweggis Brüdern sind demnach wohl Nachkommen von Wili und We.

[10] Windheim, der Himmel.

[11] Gimle wäre nach unserer Stelle der Name des Berges, auf dem sich der Saal erhebt, in welchem in der erneuerten Welt die Gerechten wohnen werden.

dort werden wohnen wackere Scharen
und ein Glück genießen, das nimmer vergeht.

[1]Von oben kommt der allgewalt'ge
hehre Herrscher zum höchsten Gericht
. . . . . .
. . . . . .

Von unten her fliegt der arge Drache,
die funkelnde Natter, vom nächtigen Fels:
im Fittich trägt, überm Felde schwebend,
Nidhogg[2] die Leichen, doch nun muß er sinken.
(Gering.)

Das jüngere Lied von Helgi, dem Hundingstöter.

Urzeit war es, Aare schrien,
von Himmelsbergen sank heilges Naß:
da hatte Helgi, den hochgemuten,
Borghild geboren in Bralunds Schloß.

Nacht war's im Hof, Nornen kamen,
sie schufen das Schicksal dem Schatzspender:
der Herrscher hehrster solle er heißen,
der ruhmreichste Recke werden.

Sie schnürten mächtig Schicksalsfäden
dem Burgbrecher in Bralunds Schloß;
goldnes Gespinst spannten sie aus,
festend es mitten im Mondessaal.

Sie bargen die Enden in Ost und West,
des Fürsten Land lag dazwischen;
nach Norden warf Neris Tochter
eins der Bänder unzerreißbar.

Eines schuf Angst dem Ylfingensproß[3]
und auch der Frau, die Freude gebar:
der Rabe rief zum Raben voll Gier —
er saß im Wipfel —: „Ich weiß etwas!

Im Harnisch steht der heut Geborne,
der Königserbe; nun kam der Tag!
Es flammt sein Blick nach Fürstenart,
Freund ist er Wölfen: froh laß uns sein!"

Den Kriegern schien er gar königlich,
sie sagten, es gebe gute Jahre;
der König ließ den Kampfessturm,
dem Sohn zu reichen den reinen Lauch.[4]

Zum Namen Helgi Hringstad er gab,
Sonnberg, Schneeberg und Sigarsfeld,
Hringheim, Hatun und Himmelsau,
einen zieren Blutzweig[5] dem Bruder Sinfjötlis.

Herrlich wuchs er in Hut der Freunde,
der junge Ulmbaum, im Ehrenglanz;
er vergalt und gab Gold den Mannen,
nicht kargte der König mit Kampfeslohn.

Nicht ließ er den Feind auf Fehde warten,
als fünfzehn Winter der Fürst zählte:
zu Tode traf er den tapfern Hunding,
der Land und Leute lang beherrschte.

Dann begehrten Gold und Ringe
Hundings Söhne von Sigmunds Erben;
denn sie hatten an Helgi zu rächen
des Vaters Fall und viele Beute.

Keine Buße bot der Edling,
kein Sühnegeld, der Sippe Hundings;
er hieß sie harren auf harten Sturm
grauer Gere und den Grimm Odins.

Zum Schwertdinge[1] schifften Helden,
die sich geladen zu den Logabergen:
Frodis Friede[2] den Feinden zerschliß;
Odins Meute eilte zur Beute.

Der Edling saß am Aarsteine,
der Alf und Eyjolf beendet das Leben,
Hjörward und Haward, Hundings Söhnen,
des Gerschwingers ganzem Geschlecht.

Da brach ein Licht aus den Logabergen
und aus dem Licht lohten Blitze;
(da sah der Fürst Frauen reiten,)
hoch in Helmen auf Himmelsauen;
die Brünnen waren mit Blut besprengt,
die Speerspitzen sprühten Strahlen.

Frühe fragte im Forst der Wölfe[3]
solches der Sieger des Südens Mädchen,
ob mit den Helden heim sie zur Nacht
reiten wollten; es rauschten die Lanzen.

Sigrun sagte vom Sattel drauf —
der Schildlärm schwieg — dem Schatzspender:
„Andres, mein ich, unser wartet,
als mit Borghilds Sohn Bier zu trinken.

Högnis Tochter hat ihr Vater
verlobt Granmars grimmem Sohne;
doch hab' ich, Helgi, Höddrodd genannt
so königgleich wie ein Katzensohn.

Nach wenig Nächten doch naht der Fürst,
(heimzuholen Högnis Tochter,)
wenn du den König zum Kampf nicht lädst
oder die Maid dem mächtigen raubst."

Helgi:

„Nicht wecke Angst dir Isungs Töter!
Schlachtlärm zuvor erschallen soll:
(Höddrodds Stärke wird Helgi erproben;)
so lang ich lebe, erlangt er dich nicht."

Boten sandte der Gebieter aus
über Meer und Mark, Mannen zu laden,

---

[1] Die neue Welt verlangt einen neuen Oberherrn. Seinen Ursprung und seinen Namen kennt die Seherin nicht.

[2] Nidhogg. Da es in der erneuerten Welt keine Verbrechen und keinen Tod mehr gibt, so ist auch Nidhoggs Amt zu Ende, er erhebt sich noch einmal mit den Leibern der letzten Bösen und versinkt dann für immer.

[3] „Ylfinge" war vermutlich der ursprüngliche Name von Helgis Sippe, nach der Hereinziehung Sigmunds gebrauchte man ihn neben „Wölsunge".

[4] Eine umstrittene Stelle; der Lauch, d. h. das Kraut, als Wahrzeichen der Landesschenkung hätte wohl deutsche Gegenstücke, kaum ein nordisches.

[5] Blutzweig (im Urtext Blutschlange), skaldischer Ausdruck für Schwert.

[1] Das Ding (die Gerichtsversammlung) der Schwerter, Umschreibung für Schlacht

[2] Zu Frodis Frieden; hier meint der Ausdruck „Frieden" im allgemeinen.

[3] Forst der Wölfe, wohl Umschreibung für Walstatt.

Flutenglanzes[1] Fülle zu bieten
den alten Kriegern und ihren Söhnen.

Helgi:

„Gebietet, rasch an Bord zu gehn,
auf Brandeys Rhede bereit zu sein!“ —
Dort blieb der König, bis gekommen waren
die Heerscharen aus Hedinsey.

Alsbald stießen von Stavnes ab
schwarze Schiffe, geschmückt mit Gold.
Helgi fragte Hjörleif also:
„Hast du gezählt die zaglose Schar?“

Der junge Edling zur Antwort gab:
„Nicht leicht zählt man die langhäuptigen
Schiffe außen im Orwasund,
die die Krieger tragen aus Trönueyr.

Der Mannen Zahl ist zwölftausend;
jedoch der Degen doppelt so viel
harren in Hatun: Nun heißt es kämpfen!“

Die Bordzelte brachen sie ab,
so daß des Herrschers Heer erwachte;
am Mast hißten hoch die Leinwand
die Wikinge im Warinsfjord.

Da war Ruderschall und Schwerterhall,
Schild schlug an Schild, die Schiffer ruderten;
unter den Edeln enteilte rasch
des Königs Flotte dem Küstenrand.

So erscholl es, schlugen zusammen
die langen Kiele und Kolgas Schwester,[2]
als brächen Felsen und Brandung entzwei.

Höher hißte Helgi die Segel,
den Wogen wichen die Wikinge nicht,
als ingrimmig Ägirs Tochter
die Segelrosse versenken wollte.

Aber es schützte die Schlachtmaid Sigrun
die Edeln von oben und ihre Schiffe;
rüstig entrangen sich Rans[3] Händen
die Gischtrenner zu Gnipalund.

So konnten abends zu Unawagar
die Schiffe schwimmen, die schöngezierten.
Die Feinde sahen die Flotte kommen,
besorgten Sinns, vom Swarinshügel.

Der edle Gudmund begann zu fragen:
„Wer ist der Fürst, der die Flotte lenkt
und streitbares Volk zum Strande führt?“

Sinfjötli rief — zur Raa stieg auf
ein roter Schild[4], der Rand war golden —,
er war ein Recke, der reden konnte,
und wohlgewandt im Wortstreite:

„Sag heut abend, wenn du Säue tränkst
und Futter holst für Hündinnen,
daß die Ylfinge von Osten kamen,
gierig nach Kampf, vor Gnipalund!

Hier kann Hödbrodd Helgi treffen,
den Feind der Flucht, in der Flotte Mitte,
ihn, der oftmals Aare speiste,
wenn du an der Mühle Mägde küßtest.“

Gudmund:

„Zuvor will ich am Wolfssteine
Raben dein Fleisch zum Fraß geben,
eh ich Futter hole für Hündinnen
und Eber tränke; mit Unholden zank!“

Helgi:

„Du, Sinfjötli, solltest lieber
zum Kampf eilen, Aaren zur Lust,
als Zankworte zwecklos wechseln,
ob auch heißer Haß die Helden entzweit.

Nicht gelten gut mir Granmars Söhne;
doch falscher Vorwurf ziemt Fürsten nicht:
Sie ließen merken zu Moïnsheim,
daß Klingen zu kreuzen kühn sie wagen.“

Rüstig die Rosse sie rennen ließen,
Swipud und Sweggjud, nach Solheim zu
durch tauige Täler, tiefe Schluchten;
des Nebels Bett[1] bebte vom Ritt.

Helmbedeckt stand Hödbrodd draußen,
(der Held im Harnisch, am Hoftore;)
er sah den Ritt der Sippengenossen.

Hödbrodd:

„Was schauen besorgt die Schlachthelden?“

Gudmund:

„Schnelle Kiele kamen zum Strand,
Gaffelhirsche mit glatten Rudern,
langen Raaen, gereihten Schilden,
des Königs Kriegsheer, kühne Ylfinge;
fünfzehn Scharen schreiten ans Land,
doch sind in Sogn noch siebentausend.

Zu Gnipalund gingen vor Anker
schwarze Drachen, geschmückt mit Gold;
ihres Heeres Hauptmacht ist dort;
nicht schiebt nun Helgi das Schwertding auf.“

Hödbrodd:

„Laßt rennen die Rosse nach Reginthing,
Melnir und Mylnir zum Myrkwid hin!
Laßt keinen Recken zurück bleiben,
der die Schlachtlohe noch schwingen kann!

Entbietet Högni und Hrings Söhnen,
Atli und Yngwi, Alf, den Greisen,
die schnell entschlossen zum Schwertkampf sind!
wackrer Empfang der Wölsunge harrt.“

Ein Sturm brach los: es stießen zusammen
fahle Waffen am Wolfssteine;
stets war Helgi, der Hundingstöter,
vorn im Heere, wo Helden fochten.

Vom Himmel kamen behelmte Mädchen —
der Schwertlärm schwoll — und schützten den König;
Sigrun sprach da — Speere flogen,
der Riesin Roß fraß Rabenspeise —:

[1] Flutenglanz ist Umschreibung für Gold.
[2] Eine der Ägirstöchter, also Umschreibung für Welle.
[3] Ran, die Meerriesin, zog die Ertrinkenden an sich.
[4] Das Hissen des roten Schildes ist Kriegszeichen.

[1] Das Bett des Nebels (der Ausdruck im Urtext ist unsicher) sind die Berge.

„Heil dir, Helgi! Beherrsche das Volk,
Nachfahr Yngwis, genieß das Leben!
Erschlagen hast du, schlachtfroher Held,
den Fürsten, der grimme Gegner gefällt.

Nun hast du, Edling alles gewonnen,
helle Ringe und die hehre Maid;
froh sollst du, Held, Herrschaft und Sieg,
alles genießen, aus ist der Kampf!"

(Felix Genzmer.)

Helgis Wiederkehr[1].

Helgi vermählte sich mit Sigrun, und sie gebar ihm Söhne. Aber ihr Bruder Dag sann auf Rache für den Vater. Er opferte dem Odin, und Odin lieh ihm seinen Speer. Damit durchbohrte Dag den Helgi im Fesselwalde. Dann ritt Dag zu Sigrun und sagte:

Böse Botschaft bring ich dir zagend,
gezwungen schuf ich der Schwester Weh:
Es fiel heute im Fesselhag
der Edeling, der der Erste der Welt.

Sigrun:

Dich sollen alle Eide schlagen,
die du Helgi einst heilig schwurst
bei des Leiptstromes lichten Fluten
und bei den feuchten Felsen der Unn![2]

Nicht schwimme das Schiff, das schwimmt unter dir,
ob steifer Sturm in den Segeln steht!
Nicht renne das Roß, das rennt unter dir,
folgt auch der Feind auf den Fersen nach!
Nicht schneide das Schwert, geschwungen von dir,
es sause denn dir selbst ums Haupt!

Das hieß ich Rache für Helgis Mord,
wärst du ein Wolf im Walde draußen,
fern der Freude, fern dem Reichtum,
berstend vom Aas, der Atzung dein![3]

Dag:

Wirr bist du, Schwester, und wahnbetört,
daß deinem Bruder du böses wünschst!
Alles Unheil ist Odins Werk,
der zwischen Schwäger Schuldrunen warf.

Dir gibt dein Bruder goldne Ringe,
Wandils Weihtum und Wigdals Flur;
die halbe Heimat den Harm dir sühne,
du kleinodgeschmückte, und den Knaben dein!

Sigrun:

Nicht sitz ich selig zu Sewaberg,
nicht früh noch spät freut mich das Leben,
flammt nicht im Licht des Fürsten Schar,
trägt nicht den König sein Kampfroß heim,
das goldgezäumte, ich grüßte ihn froh.

So setzte Helgi in helle Furcht
seine Feinde all samt ihren Freunden,
wie vor dem Wolf wild zerstieben
die Geißen vom Berg in grausem Schreck.

So ragte Helgi aus der Helden Schar
wie der edle Stamm der Esche im Dorn,
wie der mächtge Hirsch im Morgentau
über alles Wild das Geweih erhebt,
daß auf gen Himmel die Enden glänzen.

Eines Abends ging die Magd der Sigrun an Helgis Grabhügel vorbei und sah, wie Helgi mit vielen andern auf den Hügel zuritt. Sie sprach:

Ist's Blendwerk nur, was ich erblicke?
Ist's Götterdämmrung? — Begrabne reiten,
ihr spornt die Rosse mit spitzen Eisen —
oder ist den Helden Heimkehr gewährt?

Helgi:

Nicht Blendwerk ist's, was du erblickst,
noch Weltende, gewahrst du uns auch,
wie wir spornen die Rosse mit spitzen Eisen;
auch Heimkehr ist den Helden versagt.

Die Magd ging nach Hause und sagte:

Hinaus geh, Sigrun von Sewaberg,
willst du finden den Volkslenker!
Heim kam Helgi, der Hügel ist offen;
das Speermal blutet: Es bat der König,
du sollest trocknen der Wunde Tropfen.

Da ging Sigrun zu Helgi in den Hügel und sprach:

Nun bin ich froh, da ich dich gefunden,
wie Odins Falken, nach Atzung gierig,
wenn sie Wal wittern, warme Beute,
oder taubenetzt das Tagrot schaun.

Küssen will ich den toten König,
eh' du die blutge Brünne abwirfst.
Mit Reif ist, Helgi, dein Haar bedeckt,
beträuft ist die Brust vom Tau der Schlacht[1];
klamm sind die Hände von Högnis Eidam:
Wie soll ich, Herrscher, dir heilen das Leid?

Helgi:

Du schufst, Sigrun von Sewaberg,
daß Helgi so vom Harmtau[2] feucht:
du Goldige weinst grimme Zähren,
schöne Südmaid, vorm Schlafengehn:
die fallen blutig auf des Fürsten Brust,
kalt und nagend, von Kummer schwer.

Sigrun bot ihm ein Trinkhorn dar; da sprach Helgi:

Trefflichen Trank trinken wir noch,
ob Leben und Land verloren sind!
Keiner singe uns Klagelieder,
sieht er die Brust auch durchbohrt vom Speer!
Nun ist die Maid mir, dem Toten,
die Herrschertochter, im Hügel gesellt.

Sigrun:

Ein Lager hab ich dir, Helgi, bereitet,
frei von Kummer, du Königssproß:
Im Arm will ich, Edler, dir ruhn,
wie ich im Leben weilte bei dir.

Helgi:

Nun will ich nichts unmöglich nennen,
nicht jetzt noch je, du junge Fürstin:
dem Leblosen liegst du im Arm,

[1] „Dieses Lied zeigt die Fabel, die wir aus Bürgers „Lenore" und dem Märchen vom Totenhemdchen kennen, in dem Faltenwurf der heroischen Sage."

[2] Wahrscheinlich unterweltliche Orte, auf die man den (selbstverwünschenden) Eid ablegte.

[3] Es ist an die Verwandlung in einen Werwolf zu denken.

[1] Tau der Schlacht, Umschreibung für Blut.

[2] Harmtau = Tränen.

du Hehre, im Hügel, Högnis Tochter,
und lebst dennoch, du lichte Maid!

Als der Morgen graute, erhob sich Helgi und sagte:

Reiten muß ich rötlichen Pfad,
das fahle Roß die Flugbahn lenken,
muß westlich sein von Windhelms Brücke[1],
eh' der Hahn im Saal das Siegvolk weckt.

Am Abend darauf ließ Sigrun die Magd Wache halten am Hügel. Nach Sonnenuntergang kam sie selbst heraus und sagte:

Gekommen wäre, wollt er kommen,
nun Sigmunds Sohn aus Odins Saale.
Hoffnung auf Helgis Heimkehr dunkelt:
Schon sitzen Aare im Eschengezweig,
es treibt das Volk dem Traumland zu.

Die Magd:

Nicht sei so verwegen, allein zu wandern,
Herrschertochter, zum Heim der Toten!
Mächtiger sind um Mitternacht
der Toten Geister als im Tageslicht.

Sigrun lebte nicht mehr lange vor Schmerz und Leid.
(Felix Genzmer.)

Siegfrieds Ermordung und Klage der Frauen.

Bruchstück eines Brynhildenliedes.

Högni.

Wie bist du, Gunnar, Giukis Erzeugter,
zur Rache bereit und mordlichem Rat?
Was hat so Schweres Sigurd verbrochen,
daß du dem Kühnen willst kürzen das Leben?

Gunnar:

Mir hat Sigurd Eide geschworen,
Eide geschworen und alle gebrochen.
Treulos täuscht' er mich, als er in Treue mir
seine Schwüre bewähren sollte.

Högni.

Dich hat Brynhild Böses zu tun
im Zorn gereizt zu Rachsucht und Mord.
Gudrunen gönnt sie so gute Ehe nicht,
sie selbst zu besitzen, sie mißgönnt es dir. —

Sie brieten Wolfsfleisch, den Wurm zerschnitten sie,
gaben dem Guthorm Geierfleisch
ehe sie mochten, die Mordgierigen,
an den hehren Helden die Hände legen.

Gesunken war Sigurd südlich am Rhein.
Von hoher Heister schrie heiser ein Rabe:
„In euch wird Atli das Eisen röten;
eure Eide überwinden euch, Mörder!"

Außen stand Gudrun, Giukis Tochter;
dies war das erste Wort, das sie sprach:
„Wo säumt nun Sigurd, der Sieger der Männer,
daß meine Freunde zuvorderst reiten?"

Allein war's Högni, der Antwort gab:
„Mit dem Schwert erschlagen den Sigurd haben wir;
den Kopf hängt das Grauroß über den toten König."

Da sprach Brynhild, Budlis Tochter:
„Nun werdet ihr walten des Lands und der Waffen:
Die hätte der Hunische beherrscht allein,
ließt ihr das Leben ihn länger behalten.

Nicht frommt' es, herrschte der Fürst noch länger
über Giukis Erb und der Goten Menge,
wenn die Schar zu durchschneiden der Söhne fünf,
der kampfkühnen, der König hier zeugte."

Da lachte Brynhild, der Burg erscholl;
es ging ihr wieder aus ganzem Herzen:
„Lang' mögt ihr walten des Lands und der Waffen,
da ihr den kühnen König fälltet."

Da sprach Gudrun, Giukis Tochter:
„Du freust dich frech der frevlen Tat;
doch Geister ergreifen einst Gunnar, den Mörder:
Züchtigung ziemt dem zorngrimmen Herzen."

Am tiefen Abend — getrunken war viel
und mancher Scherzspruch gesprochen dabei —
bald entschliefen die zu Bette kamen;
Gunnar allein von allen wachte.

Die Füße bewegt' er, sprach viel mit sich selbst;
der Weiser der Wehrschar erwog im Herzen:
Was sich geschwätzig wohl sagten die beiden,
Aar und Rabe auf ihrem Heimritt?

Brynhild erwachte, Budlis Erzeugte,
der Skiöldungen Tochter, eh' der Tag erschien:
„Nun mögt ihr mich mahnen, der Mord ist vollbracht!
mein Leid zu sagen, oder abzulassen.

Grimmes sah ich, Gunnar, im Schlaf:
Im Saale alles tot, ich schlief im kalten Bett,
dieweil du, König, kummervoll ritteſt
die Fessel am Fuße, in der Feinde Heer:
So soll, Niflungen, nun euer Geschlecht
die Macht missen, denn meineidig seid ihr.

So gänzlich, Gunnar, vergaßest du's,
wie das Blut in die Fußspur euch beiden rann!
Nun hast du das alles ihm übel gelohnt,
daß der Fürst der Vorderste stets gefunden ward.

Klar ward es erkannt, da geritten kam
zu mir der Mutige, mich dir zu werben,
wie der Wehrscharweiser wandellos
die Eide hielt dem jungen Helden.

Das Schwert legte, das goldgeschmückte,
der mächtige König mitten zwischen uns,
mit Feuer außen die Ecken belegt,
mit Eitertropfen innen bestrichen."

Sie schwiegen alle still bei dem Wort.
Keinem gefiel solcher Frauenbrauch,
wie sie mit Weinen von dem Werk nun sprach,
zu dem sie lachend die Helden lud.

Hier ist in dem Liede gesagt von dem Tode Sigurds. Und geht es hier so zu, als hätten sie ihn draußen getötet; aber einige erzählen so, daß sie ihn erschlugen drinnen in seinem Bette, den schlafenden. Aber deutsche Männer sagen, daß sie ihn erschlugen draußen im Walde. Und so heißt es im alten Liede von Gudrun, daß Sigurd und Giukis Söhne zum Thing geritten waren, als sie ihn erschlugen. Aber das sagen alle einstimmig, daß sie ihn treulos betrogen und ihn mordeten liegend und wehrlos. (Simrock.)

[1] Der die Winde überwölbende Helm ist der Himmel.

Der Nibelungen Untergang[1].

Die Helden ruderten mächtig, bis das halbe Schiff zerbrach[2];
sie regten zornigen Mutes die Riemen mit voller Kraft;
die Ruderpflöcke platzten, es rissen die Ledergurte. — —
Die Fürsten verließen das Fahrzeug, befestigt ward es nicht[3].

Das Ziel der Fahrt war nah' — erzählen muß ich den Ausgang —,
sie sahen bald die Burg, die Budli einst besaß;
es klopft' an die Pforte Hogni, und knarrend tat sie sich auf.
Da redete Wingis Mund — das Wort war besser vermieden:

„Bleibt fern dem Hause, ihr Männer (gefährlich ist der Eintritt:
verbrennen werd' ich euch bald, wenn das blitzende Schwert euch fällte;
freundlich lud ich euch ein, doch Falschheit steckte dahinter);
harret draußen lieber, bis ich hieb den Galgen zurecht."

Gar schnell gab Hogni Antwort, der Scheu vor nichts empfand
und Gefahren, die unabwendbar, furchtlos ins Auge sah:
„Vermeinst du uns zu schrecken, die Mühe spare dir!
Wenn du ein Wort hinzufügst, so wächst dein Unheil noch."

Sie schmetterten Wingi zu Boden und schickten ihn zur Hel[4],
unter den Hieben der Beile verhauchte er röchelnd den Geist.

Seine Helden sammelte Atli, Harnische legten sie an;
gerüstet standen die Scharen im Raum des inneren Hofs[5].
Ergrimmt riefen einander die Gegner Worte zu:
„Schon längst war es beschlossen das Leben euch zu rauben."

Hogni: „Zu merken ist es nicht, daß den Mordplan längst ihr faßtet:
übel wart ihr gerüstet, und einer der Recken ist hin;
ihn fällten unsre Waffen, der vom Volk der Euren war."

In heftigen Zorn gerieten die Hunnen bei diesem Worte,
die Finger regten sie flink und faßten die Bogensehnen;
zu schießen begannen sie eifrig, mit den Schilden klug sich deckend.

Nach innen kam die Nachricht, was außen vor sich ging,
man hörte, was ein Knecht vor der Halle laut erzählte;
in Grimm geriet Gudrun, als das Gräßliche sie vernahm:
das Halsband riß sie herunter, aus hellem Silber gefügt,
zu Boden warf sie's heftig, es brachen in Stücke die Ringe.

Sie stieß die Türen auf und stürzte hinaus ins Freie
— sie kannte keine Furcht —, die gekommenen Freunde zu grüßen;
sie lief zu den Niflungen hin — dies war die letzte Begegnung —,
den Teuren die Lage der Dinge getreuen Sinnes zu melden:

„Um euch zu retten, sucht' ich von der Reise euch abzuhalten,
doch keiner entgeht dem Schicksal, kommen mußtet ihr doch."
Noch einmal fragte die Kluge, ob Ausgleich möglich wäre —
doch nein sprachen alle, es nützte kein guter Rat.

Die Hochgeborne sah, daß ein hitziges Kampfspiel drohte;
den Mantel warf sie ab, zu mutiger Tat entschlossen.
Sie entblößte das blanke Schwert, der Brüder Leben zu schützen;
im Streit verfuhr sie nicht sanft, sie verstand die Hände zu regen.

Zwei der Krieger fällte die zornige Tochter Giukis:
der erste war Atlis Bruder, den man eilig vom Kampfplatz trug

---

[1] Aus dem grönländischen Liede von Atli (Etzel). In diesem Liede verteidigt Gudrun selbst ihre Brüder, auch Etzel geht im späteren Verlauf des Liedes zugrunde, Gudrun jedoch nicht. Auch in dem andern Atliliede (Atlakvida) ist Gudrun auf Seite der Brüder; sie tötet selbst ihren Gemahl Atli am Schlusse des Liedes.

[2] Auch im Nibelungenliede (Str. 1504) zerbricht dem Hagen auf der Donau das Ruder, so daß er es mit dem Schildriemen zusammenbinden muß.

[3] Sie ließen also das Schiff forttreiben, da die Ahnung ihnen sagte, daß sie es nicht wieder benutzen würden. Im Nibelungenliede (Str. 1521) schlägt Hagen das Fahrzeug in Stücke.

[4] Im Nibelungenliede (1900) schlägt Hagen einem von Etzels Boten, dem Spielmann Wärbelin, der jedoch an dem Verrat unschuldig ist, die rechte Hand ab.

[5] Hier sind vielleicht mehrere Zeilen ausgefallen, in denen erzählt ward, daß Atli die Auslieferung des Hortes verlangte und Gunnar diese Forderung ablehnte.

(sie hatte so kräftig geschlagen, daß vom Körper den Fuß sie trennte);
der andere, den sie hieb, gedachte ans Aufstehn nimmer;
zur Hel schickte sie den — ihre Hände zitterten nicht.

Den Streit, der hier geschah, wird stets im Lied man preisen:
wie Giukis Söhne fochten, nichts Gleiches sah man je:
sie schlugen mit Schwertern drein, daß die schimmernden Panzer brachen
und Helme in Stücke sprangen — ihr Heldenmut wankte nie.

Sie kämpften den Morgen hindurch, bis im Mittag stand die Sonne,
sie kämpften rastlos weiter, bis zur Rüste ging der Tag.
Zu viel war das des Streitens! Das Feld war blutgetränkt,
achtzehn lagen am Boden — Atli behielt den Sieg —;
auch Beras beide Söhne und ihr Bruder waren tot.

Budlis kühner Sohn begann erbittert zu reden:
„Ein schlimmer Anblick ist das, die Schuld daran tragt ihr!
Wir waren dreißig Degen, die derbe Streiter schienen,
am Leben sind jetzt nur elf — die Lücke ist allzu groß.

Der Brüder waren wir fünf, als Budli wir verloren;
bei Hel sind längst schon zwei, zerhauen sind jetzt zwei andre.
Ich erlangt' eine mächtige Sippe, nicht leugnen kann ich das,
und ein Weib, das zum Fluch mir war und wenig Freude mir brachte.

Gemach hatten wir selten, seit du vermählt mir wurdest;
mein Geschlecht ist durch euch verwüstet, mein Schatz von euch geraubt;
ihr schicktet die Schwester[1] zur Hel, was am schwersten ich verwinde."

Gudrun: Das, Atli, wirfst du mir vor, der zuerst die Greuel mich lehrte?
Meiner Mutter Gold zu erlangen, ermordetest du sie im Zwinger[2];
in der Höhle ließest du dann verhungern die kluge Base.
Lächerlich dünkt es mich, daß du dein Leid mir klagst;
dankend ehr' ich die Götter, weil auch dich das Unheil traf!

Atli: Ich fordre euch auf, ihr Fürsten, der Frau den Jammer zu mehren;
in Harm versunken möcht' ich das hehre Weib erblicken;
macht, daß gräßliche Klagen von Gudruns Lippen tönen:
Wonne wär' es für mich, wenn ich sie weinen sähe.

Schafft schnell herbei den Hogni und schlitzt den Leib ihm auf,
schneidet ihm aus der Brust mit scharfem Messer das Herz!
An den Galgen hängt mir dann Gunnar, den trotzigen Recken,
oder werft ihn vor den Schlangen — der Weisung folget rasch.

Hogni: „Tue, was dir beliebt, den Tod erwart' ich heiter,
furchtlos wirst du mich finden, da ich früher schon Arges litt.
Die Haut wehrten wir tapfer, solang' wir heil noch waren,
jetzt sind wir geschwächt durch Wunden, drum schalte wie du willst!"

Da nahm Beiti das Wort, der der Budlunge Truchseß war:
„Den Hjalli laßt uns nehmen und Hognis Leben schonen!
Der träge Taugenichts sterbe, der zum Tode längst schon reif;
zur Last nur ist er uns lebend, der lange ein Faulpelz hieß."

Der Topfgucker ward erschreckt, seinen trauten Sitz verließ er,
von Furcht und Angst ergriffen, verkroch er sich feig im Winkel:
„Was nur verbrach ich Ärmster, daß ich büßen soll eure Händel?
Zu schwer ist das Geschick, meine Schweine zu verlassen
und die fette Kost dazu, die ich friedlich lange genoß."

Sie griffen Budlis Koch und zückten das blanke Messer,
es schrie der elende Sklave, noch eh' er die Schneide fühlte;
er sei gewillt, so rief er, die Weideplätze zu düngen,
die schmutzigste Arbeit zu tun, wenn man Schonung ihm gewähre;
behielt' er nur sein Leben, sei Hjalli reich beglückt.

---

[1] Die Schwester, natürlich Brynhild.

[2] Davon, daß Atli Gudruns Mutter (Grimhild) und eine Schwestertochter Gudruns ermorden ließ, wissen die übrigen Quellen unsrer Sage nichts. Die Vols. saga (C. 36) spricht nur von einer „Verwandten" Gudruns, die Atli verhungern ließ.

Da ward es Hognis Wille — es handeln wenige so —,
von den Kriegern zu erbitten, daß sie des Knechtes schonten:
„Dies Messerspiel, so mein' ich, ist mir ein leichter Werk[1];
wer möchte hier wohl lange hören auf solch Gewinsel?"

Den Helden packten nun der Hunnen tapfre Krieger,
ihr Wille war es nicht, das Werk noch aufzuschieben;
Hogni lachte hell, es hörten's die Männer alle;
Qualen mutig zu dulden, verstand der Kühne gut. — —

Da faßte die Harfe Gunnar, mit den Füßen[2] schlug sie der Held[3];
er wußte so schön zu spielen, daß die Weiber in Tränen schwammen;
es klagten sogar die Männer, die den Klang der Saiten hörten.
So gab er der Herrlichen Kunde, bis die Harfe ihm zerbrach.

Tot waren die Helden, als der Tag zu grauen anfing;
lang' hat sie überlebt der leuchtende Glanz des Ruhms . . . . (Gering.)

* * *

Aus dem „Nibelungenlied".

(Nach Simrocks Übersetzung.)

Die folgenden „Abenteuer" aus dem „Nibelungenlied" sind hier als Proben des mittelalterlichen deutschen epischen Stiles zusammengestellt worden. Zugleich dienen sie zum Vergleiche mit einigen der vorstehenden Eddalieder, die dieselben Motive, Szenen usw. behandeln. Es lag nahe, vielleicht gekürzte Fassungen der Nibelungenlieder heranzuziehen, um den etwa mehr oder weniger balladenartigen Charakter der einzelnen Lieder nachzuweisen. Allein, derartige Fassungen sind doch nicht beweiskräftig, sie sind nicht authentisch. Andrerseits kommt es hier besonders darauf an, den Charakter des Nibelungenliedes so darzustellen, wie ihn das Mittelalter geschaffen hat. Man wird an ihm grade den epischen Geist, den Kulturgeist des deutschen Mittelalters, erkennen. Der universalen, in die Breite gehenden deutschen Kultur des Mittelalters entsprach dieses von allen überspannten nationalen Stileigentümlichkeiten freie Epos durchaus, wie überhaupt der epische Stil. Dieser ist — im Gegensatz zu dem balladesken Stil des Nordens — für das deutsche Mittelalter natürlich und historisch folgerichtig. Ich bin auch der Meinung, daß die ursprünglichen Lieder, aus denen das Nibelungenlied durch Anschwellung der einzelnen Lieder, wie ich mit Heusler annehme, entstanden ist (vgl. Heuslers Schrift „Lied und Epos in germanischer Sagendichtung", Dortmund 1905), frühzeitig epischen Charakters gewesen sind. Diesen epischen Charakter zeigen auch die jüngsten Versuche einer dem Sinne nach vorgenommenen Kürzung der einzelnen Abenteuer des Nibelungenliedes (vgl. Dr. K. Kamp „Unser Nibelungenlied", Berlin 1908).

Es genügt hier, den Stil des deutschen Volksepos durch Wiedergabe einiger Stellen aus dem Hauptwerke zu kennzeichnen. Balladeskes Wesen — nicht balladesker Stil — kommt freilich vielfach in den Volksepen zur Erscheinung, immer wieder findet man Szenen und Episoden, auch Charaktere, die als solche balladesk wirken. Man denke an Motive aus „Gudrun" oder an die „Rabenschlacht", an das Lied vom Rosengarten, an „Alpharts Tod", an „Ecken Ausfahrt". Der Form, dem Stil nach aber sind diese Gedichte Epen, sie sind durchweg episch, nicht balladenartig.

Wie Siegfried beklagt und begraben ward.

Da harrten sie des Abends und fuhren über Rhein:
es mochte nie von Helden ein schlimmer Jagen sein.
Ihr Beutewild beweinte noch manches edle Weib:
Sein mußte bald entgelten viel guter Weigande Leib.

Von großem Übermute mögt ihr nun hören sagen
und schrecklicher Rache. Bringen ließ Hagen
den erschlagnen Siegfried von Nibelungenland
vor eine Kemenate, darin sich Kriemhild befand.

Er ließ ihn ihr verstohlen legen vor die Tür,
daß sie ihn finden müsse, wenn morgen sie herfür
zu der Mette ginge frühe vor dem Tag,
deren wohl selten Frau Kriemhild eine verlag.

Da hörte man wie immer zu Münster das Geläut:
Kriemhild die schöne weckte manche Maid.
Ein Licht ließ sie sich bringen alsbald und ihr Gewand.
Da kam der Kämmrer einer hin, wo er Siegfrieden fand.

Er sah ihn rot von Blute, all sein Gewand war naß:
daß sein Herr es wäre, mitnichten wußt' er das.
Da trug er in die Kammer das Licht in seiner Hand,
bei dem da Frau Kriemhild viel leide Märe befand.

Als sie mit den Frauen zum Münster wollte gehn,
„Frau," sprach der Kämmerer, „wollt noch stille stehn:

[1] D. h. ich werde es standhafter dulden, wenn man mir mit dem Messer das Herz ausschneidet.

[2] Mit den Füßen, da ihm die Hände gebunden waren.

[3] Daß Gunnar durch den Biß einer Schlange getötet wird, erzählt unser Lied nicht ausdrücklich; dies wird in dem andern Atliliede erzählt.

es liegt vor dem Gemache ein Ritter totgeschlagen."
„O weh," sprach da Kriemhild, „was willst du
solche Botschaft sagen?"

Eh' sie noch selbst gesehen, es sei ihr lieber Mann,
an die Frage Hagens hub sie zu denken an,
wie er ihn schützen möchte: da ahnte sie ihr Leid.
Mit seinem Tod entsagte sie nun aller Fröhlichkeit.

Da sank sie zur Erden, kein Wort mehr sprach sie da;
die schöne Freudenlose man da liegen sah.
Kriemhildens Jammer wurde groß und voll;
sie schrie nach der Ohnmacht, daß all die Kammer
erscholl.

Da sprach ihr Gesinde: „Es kann ein Fremder sein."
Das Blut ihr aus dem Munde brach vor Herzenspein.
Sie sprach: „Nein, es ist Siegfried, mein geliebter Mann:
Brunhild hat's geraten, und Hagen hat es getan."

Sie ließ sich hingeleiten, wo sie den Recken fand,
sein schönes Haupt erhob sie mit ihrer weißen Hand.
So rot er war vom Blute, sie hatt' ihn gleich erkannt:
Da lag zu großem Jammer der Held von Nibelungenland.

Da rief in Jammerlauten die Königin mild:
„O weh mir dieses Leides! Nun ist dir doch dein Schild
mit Schwertern nicht verhauen! Dich fällte Meuchelmord.
Und wüßt' ich, wer der Täter wär', ich wollt' es
rächen immerfort."

All ihr Ingesinde klagte laut und schrie
mit seiner lieben Frauen; heftig schmerzte sie
ihr edler Herr und König, den sie sahn verlorn.
Gar übel hatte Hagen gerochen Brunhildens Zorn.

Da sprach die Jammerhafte: „Nun soll einer gehn
und mir in Eile wecken die in Siegfrieds Lehn
und soll auch Siegmunden meinen Jammer sagen,
ob er mir helfen wolle den kühnen Siegfried beklagen."

Da lief dahin ein Bote, wo er sie liegen fand,
Siegfriedens Helden von Nibelungenland.
Mit den leiden Mären die Freud' er ihnen nahm;
sie wollten es nicht glauben, bis man das Weinen
vernahm.

Auch kam dahin der Bote, wo der König lag
Siegmund, der Herre, keines Schlafes pflag,
als ob das Herz ihm sagte, was ihm wär' geschehn,
er sollte seinen lieben Sohn lebend nimmer wiedersehn.

„Wacht auf, König Siegmund, mich hieß nach Euch gehn
Kriemhild, meine Herrin, der ist ein Leid geschehn,
das ihr vor allem Leide, wohl das Herz versehrt;
das sollt Ihr klagen helfen, da es auch Euch
widerfährt."

Auf richtete sich Siegmund und sprach: „Was beklagt
denn die schöne Kriemhild, wie du mir hast gesagt?"

Der Bote sprach mit Jammer: „Sie hat wohl Grund zu klagen:
es liegt von Niederlanden der kühne Siegfried
erschlagen."

Da sprach König Siegmund: „Laßt das Scherzen sein
mit also böser Märe von dem Sohne mein
und sagt es niemand wieder, daß er sei erschlagen,
denn ich könnt' ihn nie genug bis an mein Ende
beklagen."

„Und wollt Ihr nicht glauben, was Ihr mich höret sagen,
so mögt Ihr selber hören Kriemhilden klagen
und all ihr Ingesinde um Siegfriedens Tod."
Gar sehr erschrak da Siegmund: es schuf ihm
wahrhafte Not.

Mit hundert seiner Mannen er von dem Bette sprang.
Sie zuckten zu den Händen die scharfen Waffen lang
und liefen zu dem Wehruf jammersvoll heran.
Da kamen tausend Recken, dem kühnen Siegfried
untertan.

Als sie in Jammerlauten die Frauen hörten klagen,
da kam es ihnen erst in Sinn, sie müßten Kleider
tragen.
Wohl mochten sie vor Schmerzen der Sinne Macht
nicht haben:
es lag in ihrem Herzen große Schwere begraben.

Da kam der König Siegmund hin, wo er Kriemhild fand.
Er sprach: „O weh der Reise hierher in dieses Land!
Wer hat Euch Euern Gatten, wer hat mir mein Kind
so ohne Schuld entrissen, da wir bei guten Freunden sind?"

„Ja, wenn ich den nur kennte!" sprach die Königin,
„hold würd' ihm nimmer mein Herz, noch mein
Sinn:
ich riet' ihm so zum Leide, daß all die Freunde sein
mit Jammer weinen müßten, glaubet mir, von
wegen mein."

Siegmund mit Armen den Fürsten umschloß;
da ward von seinen Freunden der Jammer also
groß,
daß von dem lauten Wehruf Pallas und Saal
und Worms von ihrem Weinen rings erscholl im
Widerhall.

Da konnte niemand trösten Siegfriedens Weib.
Man zog aus den Kleidern seinen schönen Leib
und wusch ihm seine Wunde; man legt' ihn auf die Bahr'.
Allen seinen Leuten wie weh vor Jammer da war!

Es sprachen seine Recken aus Nibelungenland:
„Immer ihn zu rächen ist willig unsre Hand.
Er ist in diesem Hause, von dem es ist geschehn."
Da eilten, sich zu waffnen, die Degen in Siegfrieds Lehn.

Die Auserwählten kamen mit ihren Schilden her,
elfhundert Recken; die hatt' in seinem Heer
Siegmund, der König: seines Sohnes Tod
hätt' er gern gerochen, wie ihm die Treue gebot.

Sie wußten nicht, wen sollten sie im Streit bestehn,
wenn es nicht Gunther wäre und die in seinem Lehn,
die zur Jagd mit Siegfried geritten jenen Tag.
Kriemhild sah sie gewaffnet: das schuf ihr neues Ungemach.

Wie stark auch war ihr Jammer, wie groß ihre Not,
sie besorgte doch so heftig der Nibelungen Tod
von ihrer Brüder Mannen, daß sie dawider sprach:
sie warnte sie in Liebe, wie immer Freund mit Freunden pflag.

Da sprach die Jammersreiche: „Herr König Siegmund,
was wollt Ihr beginnen? Euch ist wohl nicht kund:
es hat der König Gunther so manchen kühnen Mann:
ihr wollt euch all verderben, greift ihr solche Recken an."

Mit auferhobenen Schilden tat ihnen Streiten Not.
Die edle Königstochter bat und auch gebot,
daß es meiden sollten die Recken allbereit.
Daß sie's nicht lassen wollten, das war das grimmigste Leid.

Sie sprach: „Herr König Siegmund, steht damit noch an,
bis es sich besser fügte: so will ich meinen Mann
euch immer rächen helfen. Der mir ihn hat benommen,
wird es mir bewiesen, dem muß es noch zu Schaden kommen.

Es sind der Übermütigen hier am Rhein so viel,
daß ich Euch zum Streite jetzt nicht raten will:
sie haben wider einen immer dreißig Mann;
laß ihnen Gott gelingen, wie sie uns haben getan.

Bleibet hier im Hause und tragt mit mir das Leid,
bis es beginnt zu tagen, ihr Helden allbereit:
dann helft ihr mir besargen meinen lieben Mann."
Da sprachen die Degen: „Liebe Frau, das sei getan."

Es könnt' euch des Wunders ein Ende niemand sagen,
die Ritter und die Frauen, wie man sie hörte klagen,
bis man des Wehrufs ward in der Stadt gewahr.
Die edeln Bürger kamen daher in eilender Schar.

Sie klagten mit den Gästen: sie schmerzte der Verlust.
Was Siegfried verschulde, war ihnen unbewußt,
weshalb der edle Recke Leben ließ und Leib.
Da weinte mit den Frauen manchen guten Bürgers Weib.

Schmiede hieß man eilen und würken einen Sarg
von Silber und von Golde, mächtig und stark,
und ließ ihn wohl beschlagen mit Stahl, der war gut.
Da war allen Leuten das Herz beschwert und der Mut.

Die Nacht war vergangen: man sagt', es wolle tagen.
Da ließ die edle Königin zu dem Münster tragen
diesen edeln Toten, ihren lieben Mann.
Mit ihr gingen weinend, was sie der Freunde gewann.

Da sie zum Münster kamen, wie manche Glocke klang!
Allenthalben hörte man der Pfaffen Sang.
Da kam der König Gunther hinzu mit seinem Lehn
und auch der grimme Hagen; es wäre klüger nicht geschehn.

Er sprach: „Liebe Schwester, o weh des Leides dein;
daß wir nicht ledig mochten so großen Schadens sein!
Wir müssen immer klagen um Siegfriedens Tod."
„Daran tut Ihr unrecht," sprach die Frau in Jammersnot.

„Wenn Euch das betrübte, so wär' es nicht geschehn.
Ihr hattet mein vergessen, das muß ich wohl gestehn,
als ich da geschieden ward von meinem lieben Mann.
Wollte Gott vom Himmel, mir selber wär' es getan."

Sie hielten sich am Leugnen. Da hub Kriemhild an:
„Wer unschuldig sein will, leicht ist es dargetan;
er darf nur zu der Bahre hier vor dem Volke gehn:
da mag man gleich zur Stelle sich der Wahrheit versehn."

Das ist ein großes Wunder, wie es noch oft geschieht,
wenn man den Mordbefleckten bei dem Toten sieht,
so bluten ihm die Wunden, wie es auch hier geschah;
daher man nun der Untat sich zu Hagen versah.

Die Wunden flossen wieder so stark als je vorher.
Die erst schon heftig klagten, die weinten nun noch mehr.
Da sprach König Gunther: „Nun hört die Wahrheit an:
Ihn erschlugen Schächer; Hagen hat es nicht getan."

Sie sprach: „Diese Schächer sind mir wohl bekannt.
Nun laß es Gott noch rächen von seiner Freunde Hand!
Gunther und Hagen, ja ihr habt es getan."
Da wollten wieder streiten, die Siegfrieden untertan.

Da sprach aber Kriemhild: „Ertragt mit mir die Not."
Da kamen auch die beiden, wo sie ihn fanden tot,
Gernot, ihr Bruder, und Geiselher, das Kind.
Sie beklagten ihn in Treuen; ihre Augen wurden tränenblind.

Sie weinten von Herzen um Kriemhildens Mann.
Man wollte Messe singen: zum Münster heran
sah man allenthalben Fraun und Männer ziehn:
Die ihn doch leicht verschmerzten, weinten alle jetzt um ihn.

Gernot und Geiselher sprachen: „Schwester mein,
nun tröste dich des Todes, es muß wohl also sein.
Wir wollen dir's ersetzen, solange wir leben."
Da wußt' ihr auf Erden niemand doch Trost zu geben.

Sein Sarg war geschmiedet wohl um den hohen Tag;
man hob ihn von der Bahre, darauf der Tote lag.
Da wollt' ihn noch die Königin nicht lassen begraben:
es mußten alle Leute große Mühsal erst haben.

In kostbare Zeuge man den Toten wand.
Gewiß, daß man da niemand ohne Weinen fand.
Aus ganzem Herzen klagte Ute, das edle Weib,
und all ihr Ingesinde um Siegfrieds herrlichen Leib.

Als die Leute hörten, daß man im Münster sang
und ihn besargt hatte, da hob sich großer Drang:
um seiner Seele willen was man da Opfer trug!
Er hatte bei den Feinden doch guter Freunde genug.

Kriemhild die arme zu den Kämmerlingen sprach:
„Ihr sollt mir zu Liebe leiden Ungemach:
Die ihm Gutes gönnen und mir blieben hold,
um Siegfriedens Seele verteilt an alle sein Gold.“

Da war kein Kind so kleine, mocht' es Verstand nur haben,
das nicht zum Opfer ginge, eh' er ward begraben.
Wohl an hundert Messen man des Tages sang.
Von Siegfriedens Freunden hob sich da mächtiger Drang.

Als die gesungen waren, verlief die Menge sich.
Da begann Frau Kriemhild: „Nicht einsam sollt ihr mich
heut bewachen lassen den auserwählten Degen:
es ist an seinem Leibe all meine Freude gelegen.

Drei Tag' und drei Nächte will ich verwachen dran,
bis ich mich ersättige an meinem lieben Mann.
Vielleicht daß Gott gebietet, daß mich auch nimmt der Tod:
So wäre wohl beendet der armen Kriemhilde Not.“

Zur Herberge gingen die Leute von der Stadt.
Die Pfaffen und die Mönche sie zu verweilen bat
und all sein Ingesinde, das sein billig pflag.
Sie hatten üble Nächte und gar mühsel'gen Tag.

Ohne Trank und Speise verblieb da mancher Mann.
Wer's nicht gern entbehrte, dem ward kundgetan,
man gäb' ihm gern die Fülle: das schuf Herr Siegemund.
Da ward den Nibelungen große Beschwerde kund.

In diesen dreien Tagen, so hörten wir sagen,
mußten mit Kriemhilden viel Beschwerde tragen,
die da singen konnten; was man auch Opfer trug!
Die eben arm gewesen, die wurden nun reich genug.

Was man fand der Armen, die es nicht mochten haben,
die ließ sie mit dem Golde bringen Opfergaben
aus ihrer eignen Kammer: er durfte nicht mehr leben,
da ward um seine Seele manches Tausend Mark gegeben.

Güter und Gefälle verteilte sie im Land,
so viel man da der Klöster und guter Leute fand.
Silber gab man und Gewand den Armen auch genug.
Sie ließ es wohl erkennen, wie holde Liebe sie ihm trug.

An dem dritten Morgen zur rechten Messezeit
sah man bei dem Münster den ganzen Kirchhof weit
von der Landleute Weinen also voll:
sie dienten ihm im Tode, wie man lieben Freunden soll.

In diesen vier Tagen, so hörten wir die Mär,
an dreißigtausend Marken oder gar noch mehr
ward um seine Seele den Armen hingegeben.
Indes war gar zerronnen seine große Schöne wie sein Leben.

Als der Dienst beendet, verhallt war der Gesang,
mit ungefügem Leide des Volkes Menge rang.
Man ließ ihn aus dem Münster zu dem Grabe tragen.
Da hörte man auch anders nichts als Weinen und Klagen.

Das Volk mit lautem Wehruf schloß im Zug sich an:
froh war da niemand, weder Weib noch Mann.
Eh' er bestattet wurde, las und sang man da:
Hei! was man guter Pfaffen bei seinem Begräbnis sah!

Bevor da kam zum Grabe das getreue Weib,
rang sie mit solchem Jammer um Siegfriedens Leib,
daß man sie aus dem Brunnen mit Wasser oft begoß:
ihres Herzens Kummer war über die Maßen groß.

Ein Wunder mocht' es heißen, daß sie gesund entkam.
Es halfen ihr mit Klagen viel Frauen lobesam.
„Ihr meines Siegfried Mannen,“ sprach die Königin,
„erweist mir eine Gnade aus erbarmendem Sinn:

Laßt mir nach meinem Leide die kleine Gunst geschehn,
daß ich sein schönes Angesicht noch einmal dürfe sehn.“
Da bat sie im Jammer so lang und so stark,
daß man zerbrechen mußte den schön geschmiedeten Sarg.

Hin brachte man die Königin, wo sie ihn liegen fand.
Sein schönes Haupt erhob sie mit ihrer weißen Hand
und küßte so den Toten, den edeln Ritter gut;
ihre lichten Augen, vor Leide weinten sie Blut.

Ein jammervolles Scheiden sah man da geschehn.
Da trug man sie von dannen, sie vermochte nicht zu gehn.
Da lag ohne Sinne das herrliche Weib;
vor Leide wollt' ersterben ihr viel wonniglicher Leib.

Als der edle Degen also begraben war,
sah man in großem Leide die Helden immerdar,
die ihn begleitet hatten aus Nibelungenland;
fröhlich gar selten man da Siegmunden fand.

Wohl mancher war darunter, der drei Tage lang
vor dem großen Leide weder aß noch trank;
da konnten sie's nicht länger dem Leib entziehen mehr:
sie genasen von den Schmerzen, wie noch mancher wohl seither.

Kriemhild der Sinne ledig in Ohnmächten lag
den Tag und den Abend bis an den andern Tag.
Was jemand sprechen mochte, es ward ihr gar nicht kund.
Es lag in gleichen Nöten auch der König Siegmund.

Kaum daß ihn zur Besinnung zu bringen noch gelang.
Seine Kräfte waren von starkem Leide krank:
das war wohl kein Wunder. Die in seiner Pflicht
sprachen: „Laßt uns heimziehn: es duldet uns hier länger nicht."

Wie Gunther, Hagen und Kriemhild erschlagen wurden.

Da suchte sich Herr Dietrich selber sein Gewand;
ihm half, daß er sich waffnete, der alte Hildebrand.
Da klagte so gewaltig der kraftvolle Mann,
daß von seiner Stimme das Haus zu schüttern begann.

Da gewann er aber wieder rechten Heldenmut,
im Grimme ward gewaffnet da der Degen gut.
Seinen Schild den festen, den nahm er an die Hand:
sie gingen bald von dannen, er und Meister Hildebrand.

Da sprach von Tronje Hagen: „Dort seh' ich zu uns gehn
Dietrich, den Herren: der will uns bestehn
nach dem großen Leide, das wir ihm angetan.
Nun soll man heute schauen, wen man den Besten nennen kann.

Und dünkt sich denn von Berne der Degen Dieterich
gar so starkes Leibes und so fürchterlich,
und will er's an uns rächen, was ihm ist geschehn,"
also sprach da Hagen: „Ich bin wohl Mann, ihn zu bestehn."

Die Rede hörte Dietrich mit Meister Hildebrand.
Er kam, wo er die Recken beide stehen fand
außen vor dem Hause, gelehnt an den Saal.
Seinen Schild den guten, den setzte Dietrich zutal.

In leidvollen Sorgen sprach da Dietrich:
„Wie habt Ihr so geworben, Herr Gunther, wider mich,
einen Heimatlosen? Was tat ich Euch wohl je,
daß alles meines Trostes ich nun verwaiset mich seh'?

Ihr fandet nicht Genüge an der großen Not,
als Ihr uns Rüdigern, den Recken, schluget tot:
Ihr mißgönntet sie mir alle, die mir untertan.
Wohl hätt' ich solchen Leides Euch Degen nimmer getan.

Gedenkt an Euch selber und an Euer Leid,
Eurer Freunde Sterben und all die Not im Streit,
ob es Euch guten Degen nicht beschwert den Mut.
O weh, wie so unsanft mir der Tod Rüd'gers tut!

So leid geschah auf Erden niemanden je.
Ihr gedachtet wenig an mein und Euer Weh.
Was ich Freuden hatte, das liegt von Euch erschlagen:
wohl kann ich meine Freunde nimmer genug beklagen."

„Wir sind wohl nicht so schuldig," sprach Hagen entgegen.
„Zu diesem Hause kamen all Eure Degen
mit großem Fleiß gewaffnet in einer breiten Schar.
Man hat Euch wohl die Märe nicht so gesagt, wie sie war."

„Was soll ich anders glauben? Mir sagt Hildebrand:
Euch baten meine Recken vom Amelungenland,
daß Ihr ihnen Rüdigern gäbet aus dem Haus:
da botet Ihr Gespötte nur meinen Recken heraus."

Da sprach der Vogt vom Rheine: „Sie wollten Rüd'gern tragen,
sagten sie, von hinnen: das ließ ich da versagen
Etzeln zum Trotze, nicht aber deinem Heer,
bis darob zu schelten Wolfhart begann, der Degen hehr."

Da sprach der Held von Berne: „Es sollte nun so sein.
Gunther, edler König, bei aller Tugend dein
ersetze mir das Herzeleid, das mir von dir geschehn;
versühn' es, kühner Ritter, so laß' ich's ungerochen gehn.

Ergib dich mir zum Geisel mit Hagen, deinem Mann:
So will ich euch behüten, so gut ich immer kann,
daß euch bei den Heunen hier niemand Leides tut.
Ihr sollt an mir erfahren, daß ich getreu bin und gut."

„Das verhüte Gott vom Himmel," sprach Hagen entgegen,
„daß sich dir ergeben sollten zwei Degen,
die noch in voller Wehre dir gegenüber stehn.
Das wär' uns Unehre: die Feigheit soll nicht geschehn."

„Ihr solltet's nicht verweigern," sprach wieder Dietrich,
„Gunther und Hagen, ihr habt so bitterlich
beide mir betrübet das Herz und auch den Mut,
wollt ihr mir das vergüten, daß ihr es billiglich tut.

Ich geb' euch meine Treue und reich' euch drauf die Hand,
daß ich mit euch reite heim in euer Land.
Ich geleit' euch wohl nach Ehren, ich stürbe denn den Tod,
und will um euch vergessen all meiner schmerzhaften Not."

„Begehrt es nicht weiter," sprach wieder Hagen,
„wie ziemt' es, wenn die Märe wär von uns zu sagen,
daß zwei so kühne Degen sich ergäben Eurer Hand?
Sieht man bei Euch doch niemand als alleine Hildebrand."

Da sprach Meister Hildebrand: „Ihr tätet wohl daran,
den Frieden meines Herren, nähmet ihr ihn an.
Es kommt noch an die Stunde vielleicht in kurzer Frist,
daß ihr ihn gerne nähmet, und er nicht mehr zu haben ist."

„Auch nähm' ich eh die Sühne," sprach Hagen entgegen,
„eh' ich mit Schimpf und Schande so vor einem Degen
flöhe, Meister Hildebrand, als Ihr hier habt getan:
ich wähnt' auf meine Treue, Ihr stündet besser Euern Mann."

Da sprach Meister Hildebrand: „Was verweiset Ihr mir das?
Nun wer war's, der auf dem Schilde vor dem Wasgensteine saß,
als ihm von Spanien Walter so viel der Freunde schlug?
Wohl habt Ihr an Euch selber noch zu rügen genug."

Da sprach der edle Dietrich: „Wie geziemt solchen Degen
sich mit Worten schelten, wie alte Weiber pflegen?
Ich verbiet' es, Meister Hildebrand, sprechet hier nicht mehr.
Mich heimatlosen Recken zwinget große Beschwer.

Laßt hören, Freund Hagen," sprach da Dietrich,
„was sprachet ihr zusammen, ihr Helden tugendlich,
als ihr mich gewaffnet sahet zu euch gehn?
Ihr saget, ihr alleine wolltet mich im Streit bestehn."

„Das will Euch niemand leugnen," sprach Hagen entgegen,
„wohl will ich's hier versuchen mit kräftigen Schlägen,
es sei denn, mir zerbreche das Nibelungenschwert:
Mich entrüstet, daß zu Geiseln unser beider ward begehrt."

Als Dietrich erhörte Hagens grimmen Mut,
den Schild behende zuckte der schnelle Degen gut.
Wie rasch ihm von der Stiege entgegen Hagen sprang!
Niblungs Schwert das gute auf Dietrichen laut erklang.

Da wußte wohl Herr Dietrich, daß der kühne Mann
grimmen Mutes fechte; zu schirmen sich begann
der edle Vogt von Berne vor ängstlichen Schlägen.
Wohl erkannt' er Hagen, er war ein auserwählter Degen.

Auch scheut' er Balmungen, eine Waffe stark genug:
nur unterweilen Dietrich mit Kunst entgegenschlug,
bis daß er Hagen im Streite doch bezwang.
Er schlug ihm eine Wunde, die gar tief war und lang.

Der edle Dietrich dachte: „Dich schwächte lange Not;
mir brächt' es wenig Ehre, gäb' ich dir den Tod.
So will ich nur versuchen, ob ich dich zwingen kann,
als Geisel mir zu folgen." Das ward mit Sorgen getan.

Den Schild ließ er fallen: seine Stärke, die war groß;
Hagnen von Tronje mit den Armen er umschloß.
So ward von ihm bezwungen dieser kühne Mann.
Gunther der edle darob zu trauern begann.

Hagnen band da Dietrich und führt' ihn, wo er fand
Kriemhild die edle, und gab in ihre Hand
den allerkühnsten Recken, der je Gewaffen trug.
Nach ihrem starken Leide ward sie da fröhlich genug.

Da neigte sich dem Degen vor Freuden Etzels Weib:
„Nun sei dir immer selig das Herz und auch der Leib.
Du hast mich wohl ergetzet nach aller meiner Not:
Ich will dir's immer danken, es verhindr' es denn der Tod."

Da sprach der edle Dietrich: „Nun laßt ihn am Leben,
edle Königstochter: es mag sich wohl begeben,
daß Euch sein Dienst vergütet das Leid, das er Euch tat:
er soll es nicht entgelten, daß Ihr ihn gebunden saht."

Da ließ sie Hagnen führen in ein Haftgemach,
wo niemand ihn erschaute und er verschlossen lag.
Gunther, der edle König, hub da zu rufen an:
„Wo blieb der Held von Berne? Er hat mir Leides getan."

Da ging ihm hin entgegen der Berner Dieterich.
Gunthers Kräfte waren stark und ritterlich;
er säumte da nicht länger, er rannte vor den Saal.
Von ihrer beider Schwertern erhob sich mächtiger Schall.

So großen Ruhm erworben Dietrich seit alter Zeit,
in seinem Zorne tobte Gunther so im Streit;
er war nach seinem Leide von Herzen feind dem Mann:
ein Wunder mußt' es heißen, daß da Herr Dietrich entrann.

Sie waren alle beide so stark und mutesvoll,
daß von ihren Schlägen Pallas und Turm erscholl,
als sie mit Schwertern hieben auf die Helme gut.
Da zeigte König Gunther einen herrlichen Mut.

Doch zwang ihn der von Berne, wie Hagnen war geschehn.
Man mochte durch den Panzer das Blut ihm fließen sehn
von einem scharfen Schwerte: das trug Herr Dieterich.
Doch hatte sich Herr Gunther gewehrt, der müde, ritterlich.

Der König ward gebunden von Dietrichens Hand,
wie nimmer Kön'ge sollten leiden solch ein Band.
Er dachte, ließ' er ledig Gunthern und seinen Mann,
wem sie begegnen möchten, der müßte den Tod empfahn.

Dietrich von Berne nahm ihn bei der Hand,
er führt' ihn hin gebunden, wo er Kriemhilden fand.
Ihr war mit seinem Leide der Sorge viel benommen.
Sie sprach: „König Gunther, nun seid mir höchlich willkommen."

Er sprach: „Ich müßt' Euch danken, vieledle Schwester mein,
wenn Euer Gruß in Gnaden geschehen könnte sein.
Ich weiß Euch aber, Königin, so zornigen Mut,
daß Ihr mir und Hagen solchen Gruß im Spotte tut."

Da sprach der Held von Berne: „Königstochter hehr,
so gute Ritter sah man als Geisel nimmermehr,
als ich, edle Königin, gebracht in Eure Hut.
Nun komme meine Freundschaft den Heimatlosen zu gut."

Sie sprach, sie tät' es gerne. Da ging Herr Dieterich
mit weinenden Augen von dem Helden tugendlich.
Da rächte sich entsetzlich König Etzels Weib:
den auserwählten Degen nahm sie Leben und Leib.

Sie ließ sie gesondert in Gefängnis legen,
daß sich nie im Leben wiedersahn die Degen,
hatt' es gleich verschworen zu tun das edle Weib,
sie dacht': „Ich räche heute meines lieben Mannes Leib."

Hin ging die Königstochter, wo sie Hagen sah;
wie feindselig sprach sie zu dem Recken da:
„Wollt Ihr mir wiedergeben, was Ihr mir habt genommen,
so mögt Ihr wohl noch lebend heim zu den Burgunden kommen."

Da sprach der grimme Hagen; „Die Red' ist gar verloren,
vieledle Königstochter. Den Eid hab' ich geschworen,
daß ich den Hort nicht zeige: solange noch am Leben
blieb einer meiner Herren, wird er niemand gegeben."

„Ich bring' es zu Ende," sprach das edle Weib.
Ihrem Bruder nehmen ließ sie Leben da und Leib.
Man schlug das Haupt ihm nieder: bei den Haaren sie es trug
vor den Held von Tronje: da gewann er Leids genug.

Als der Unmutvolle seines Herren Haupt ersah,
wider Kriemhilden sprach der Recke da:
„Du hast's nach deinem Willen zu Ende nun gebracht;
es ist auch so ergangen, wie ich mir hatte gedacht.

Nun ist von Burgunden der edle König tot,
Geiselher der junge, dazu Herr Gernot.
Den Hort weiß nun niemand als Gott und ich allein:
der soll dir Teufelsweibe immer wohl verhohlen sein."

Sie sprach: „So habt Ihr üble Vergeltung mir gewährt;
so will ich doch behalten Siegfriedens Schwert.
Das trug mein holder Gatte, als ich zuletzt ihn sah,
an dem mir Herzensjammer vor allem Leide geschah."

Sie zog es aus der Scheide, er konnt' es nicht wehren.
Da dachte sie dem Recken das Leben zu versehren.
Sie schwang es mit den Händen, das Haupt schlug sie ihm ab.
Das sah der König Etzel, dem es großen Kummer gab.

„Weh!" rief der König, „wie ist hier gefällt
von eines Weibes Händen der allerbeste Held,
der je im Kampf gefochten und seinen Schildrand trug!
So feind ich ihm gewesen bin, mir ist leid um ihn genug."

Da sprach Meister Hildebrand: „Es kommt ihr nicht zugut,
daß sie ihn schlagen durfte; was man halt mir tut,
ob er mich selber brachte in Angst und große Not,
jedennoch will ich rächen dieses kühnen Tronjers Tod."

Hildebrand im Zorne zu Kriemhilden sprang:
er schlug der Königstochter einen Schwertesschwang.
Wohl schmerzten solche Dienste von dem Degen sie;
was konnt' es aber helfen, daß sie so ängstiglich schrie?

Die da sterben sollten, die lagen all umher:
zu Stücken lag verhauen die Königin hehr.
Dietrich und Etzel huben zu weinen an
und jämmerlich zu klagen manchen Freund und Untertan.

Da war der Helden Herrlichkeit erlegen all im Tod:
die Leute hatten alle Jammer und Not.
Mit Leid war beendet des Königs Lustbarkeit,
wie immer Leid die Freude am letzten Ende verleiht.

Ich kann euch nicht bescheiden, was seither geschah,
als daß man immer weinen Christen und Heiden sah,
die Ritter und die Frauen und manche schöne Maid:
sie hatten um die Freunde das allergrößeste Leid.

Ich sag euch nun nicht weiter von der großen Not:
die da erschlagen waren, die lasset liegen tot.
Wie es im Heunenlande dem Volk hernach geriet,
hie hat die Mär ein Ende: das ist das Nibelungenlied.

* * *

Das Spielmannsepos und das geistliche Epos.

Es ist natürlich nicht möglich und nicht notwendig, hier von allen Spielarten der mittelalterlichen epischen Dichtung Beispiele zu geben. Ich werde sogar zwei innerlich so verschieden gestimmte Arten wie Spielmannsdichtung und geistliches Epos hier zusammenfassen, weil gewisse allgemeine Stilähnlichkeiten beiden Arten doch wieder gemeinsam sind. Das geistliche und das Spielmannsepos vermittelt zwischen alter und mittelalterlicher Poesie, es bereitet die Blüte der epischen Kunst des Mittelalters vor und nimmt noch teil an ihr. Indem es nivelliert und ausgleicht — in formeller, sprachlicher, stofflicher, sozialer Beziehung —, läßt es doch alle individuellen Kräfte walten: es ist traditionell und revolutionär, altertümlich und modern. Kurz, der Spielmannspoesie verdanken wir recht eigentlich Werden und Entwicklung der Kunstdichtung wie der Volkspoesie des Mittelalters. Als Stil ist diese Poesie — in einem engeren Sinne: nämlich als ausgesprochene „Spielmannsdichtung" — rhapsodisch, breit erzählend, nicht balladesk, sie ist durchzogen von persönlichen Impressionen und Reflexionen: sie zeigt eher den Charakter der Kunstpoesie als den der Volkspoesie, natürlich, denn sie ist Erzeugnis bestimmter, individueller Dichter, wenn diese auch in engster Fühlung mit dem Volke stehen: sie ist vulgäre Kunstpoesie und alle Gewohnheiten des Volkes finden in ihr einen individuellen Niederschlag. Das älteste Spielmannsepos ist das Gedicht vom König Rother (1160); andere Dichtungen dieser und ähnlicher Art sind „Herzog Ernst" (c. 1175), „Sanct Oswald", „Orendel", „Salman und Moralf"; auch das Tierepos gehört in diesen Kreis. Über die Literatur vgl. namentlich Paul Pipers Darstellungen über geistliche und Spielmannsdichtung in Kürschners Nationalliteratur. Proben aus dem „König Rother" und „Herzog Ernst" u. a. enthält die kleine Sammlung: „Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit" von Dr. Hermann Jantzen (Leipzig 1910, in der Sammlung Göschen). — Wie ich schon hervorhob, ist diese Poesie durchaus nicht balladenartig, ich muß mich daher mit einer Probe begnügen, und diese entnehme ich dem von einem Geistlichen verfaßten Epos „Das Alexanderlied" (1130, vom Pfaffen Lamprecht): Es ist die bekannte, künstlerisch feine Schilderung des Wunderwaldes, in den Alexander mit seinen Mannen gerät. Ich hätte mit demselben Recht Stellen aus dem „Rolandlied" (vom Pfaffen Konrad) — etwa den letzten Kampf Rolands im Tal von Roncesvalles, der mit ganz gehöriger epischer Breite geschildert wird — oder aus dem „Herzog Ernst" — etwa die Abenteuer „Der Magnetberg" oder „Die Rettung durch den Greifen" hier aufnehmen können. Balladenartig sind alle diese Dichtungen nicht, aber grade ihr eigenes episches Wesen kennzeichnet den Gegensatz zum Stil der Ballade, der dadurch erst recht als ein besonderer hervortritt.

Der indische Wunderwald.

Aus dem „Alexanderlied" des Pfaffen Lamprecht. Mit Anlehnung an die Übersetzung von Weißmann übertragen von Dr. J. H. Mosenthal; vgl. „Museum aus den deutschen Dichtungen österreichischer Lyriker und Epiker usw.", Wien 1854.

Wir zogen längs dem Meer,
da ritt ich vor dem Heer
wohl mit dreitausend Mannen.
Wir huben uns von dannen,
um Wunder zu besehn.
Da sahn wir ferne stehn
einen herrlich grünen Wald.
Das Wunder das war mannigfalt,
das wir vernahmen,
als wir ihm näher kamen.
Da hörten wir die Töne
von mancher Stimme schöne.
Leier und Harfenklang
und süßester Gesang,
der je von Menschen ward erdacht,
wär' alle das zusammengebracht,
es könnte sich darzu nicht gatten.
Viel dicht und wonniglich der Schatten
wohl unter diesen Bäumen war.
Es sproßten Gras und Blumen gar
und würz'ge Kräuter manche hier;
ich wähne, nie gewann man schier
so mannigfache Zier sobald.
Auch war gar lang und breit der Wald.
Derselbe Wald nun lag,
wie ich euch künden mag,
in einer schönen Auen.
Da mochten wir erschauen
wohl manchen edlen Bronnen,
der aus dem Wald geronnen
kam kühl und lauter durch das Grün.
Und ich und meine Helden kühn,
wir haben Wunder da gesehn,
die wohl nur uns zulieb' geschehn;
verschweigen will ich sie euch nicht,
mit Fleiß erstatt' ich euch Bericht.

Der edle stolze Wald, er war
an Schöne wahrlich wunderbar,
das nahmen wir gar wohl in acht.
Die Bäume waren hoher Tracht,
die Zweige breit und dicht,
— der Wahrheit treu ist mein Bericht —
das war eine große Wonne!
Da mochte wohl die Sonne
nicht an die Erde scheinen.
Ich und die Meinen
wir ließen unsre Rosse stehn
und gingen, in den Wald zu sehn,

wohl durch den wonniglichen Sand.
Uns däuchte, lang der Weg sich wand,
bis wir zur Stelle kamen,
allwo wir dann vernahmen,
was Wunders mochte sein.
Viel wunderschöne Mägdelein,
die haben wir gefunden,
die spielten dort zur Stunden
wohl auf dem grünen Klee umher,
an Hunderttausend und noch mehr.
Die spieleten und sprangen.
Heißa! wie schön sie sangen!
Daß beide, Klein' und Große,
beim lieblichen Getose,
das wir vernahmen in dem Grün,
wohl ich und meine Helden kühn
vergaßen unser Herzeleid,
die Arbeit und Mühseligkeit,
das Ungemach und alles gar,
was Leids uns je geschehen war.
Uns allen da gedeuchte
— das mochte wohl gar leichte —,
daß zur Genüge uns zuteil
für alle unsere Lebensweil'
nun Reichtum sei und Freude;
vergessen Angst und Leide
hatt' ich und all die Meinen,
und was von Kindesbeinen
uns Leids geschehen war
bis selben Tags, fürwahr!
mir deucht' zu dieser Stund',
nie würd' ich ungesund,
und wär' ich immer da gewesen,
so wär' ich ganz und gar genesen
von aller ängstiglichen Not
und fürcht't mich nimmer vor dem Tod.

Wollt ihr nun recht verstehn,
wie's mit den Mägdlein war geschehn,
von wannen alle kamen
und welches End' sie nahmen,
das deuchte euch, fürwahr!
ein Wunder sonderbar.
Sobald der Winter war vergangen,
und wie der Sommer angefangen
und es begann zu grünen,
wohl in dem Wald erschienen
viel schöne Blumen ohne Zahl,
die waren schön und gut zumal.
Sie strahleten von lichtem Glanz,
man merkte schon von weitem ganz
den roten und den weißen Schein.
Nie mochten jemals Blumen sein,
die schöner konnten blühn.
Sie waren, wie uns schien,
recht rundlich wie ein Ball
und fest geschlossen überall;
sie waren wunderbarlich groß.
Wenn oben sich die Blum' erschloß,
das merket wohl in eurem Sinn —
so waren mitten drin,
hört! Mägdlein, recht vollkommen.
— Ich sag's, wie ich's vernommen —
sie lebeten und gingen hin
und hatten rechten Menschensinn
und redeten und täten
so recht als ob sie hätten
ein Alter um das zwölfte Jahr.
Geschaffen waren sie, fürwahr!
so hold an ihrem Leibe,
nie sah ich noch an einem Weibe
ein Antlitz, das so hold und schön,
noch Augen also herrlich stehn.
Die Hände und die Ärmlein,
so weiß wie Fell des Hermlein,
die Füßlein auch und Beine;
darunter war wohl keine,
die nicht gepflegt der Lieblichkeit.
Auch spielten sie mit Züchtigkeit
und lacheten und waren froh
und sangen wonniglich also,
daß nie und nimmer wohl ein Mann
je süßre Stimme hören kann.
Mögt ihr mir nun vertrauen,
so ist für diese Frauen
im Schatten Leben nur gewesen,
sie konnten anders nicht genesen.
Traf eine je das Sonnenlicht,
sie blieb am Leben länger nicht.
Das Wunder, das war mannigfalt:
da ward durchschallt der ganze Wald
von Stimmen wundersüßen,
die da erklingen ließen
die Vögel und die Mägdelein,
wie möcht' es wonniglicher sein
so spät als früh!
Die Kleidlein trugen sie
gewachsen fest am Leibe gar,
wohl an die Haut und an das Haar.
Die Farb' an den Gewanden
war nach der Blum' entstanden
und rot und weiß wie Schnee zu sehn.
Da wir sie sahen zu uns gehn,
da schlugen rasch wir das Gezelt
in jenem Wald, nicht auf dem Feld.
Da lagen wir mit Schalle
und freueten uns alle
der wundersamen Bräute.
Und ich und meine Leute,
wir wollten da verbleiben
und nahmen sie zu Weiben.
Und hatten mehr der Wonnen,
als jemals wir gewonnen
seitdem, daß wir geboren.
O weh, wie schnell verloren
wir doch das Glück allda!
Das Wunder, das ich sah
mit meinen eignen Augen an,
das mög' mir glauben jedermann.

Das währt', wie ich euch sage,
drei Monat und zwölf Tage,
daß ich und meine Helden kühn
dort lebten in dem Walde grün
und in den schönen Auen
mit all den lieben Frauen,
in lauter Wonne lebeten,
in lauter Freude schwebeten.

Viel Jammer widerfuhr uns dann,
daß ich genug nicht klagen kann.
Der Sommer ging zur Wende,
da ging die Freud' zu Ende.
Die Blumen all verdarben,
die schönen Mägdlein starben;
die Bäum' ihr Laub nun ließen,
die Brunnen all ihr Fließen,
die Vögel auch ihr Singen,
und es begann zu zwingen
Unfreude mir das Herze
mit mannigfaltem Schmerze.
Das Leiden war unsäglich,
das ich erblickte täglich
an all den schönen Frauen.
Wie reut' es mich, zu schauen,
wie sie nun alle starben,
die Blumen all verdarben.
Betrübt schied ich von dannen
mit allen meinen Mannen.

* * *

Das ritterlich-höfische Epos.

Für die Ballade kommt die ritterlich-höfische Kunst ebenso wenig direkt in Frage wie die eigentliche Spielmannsepik. Mit der letzteren hat jene den subjektiv-rhapsodischen Charakter gemein, der, wie ich schon betont habe, dem der Ballade diametral entgegengesetzt ist. Ja, in seinem persönlichen und ritterlich-hochromantischen Stile, der noch dazu durch lyrische Beschreibungen und subjektive Räsonnements durchsetzt und ins Unendliche ausgesponnen wird, entfernt sich dieser Stil meines Erachtens noch mehr von dem der Ballade als der immerhin primitive und naive der Spielmannspoesie. Es liegt im übrigen kein Anlaß vor, daß ich hier auf die Stileigentümlichkeiten der höfisch-epischen Kunst und ihrer einzelnen Vertreter eingehe. Ich kann mich vielmehr auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken.

Es ist ja selbstverständlich, daß Szenen aus Hartmanns „Erek" oder „Iwein", diesen beiden vornehmen typischen Ritterepen, ebenso wie aus dem „Parzival" oder aus „Tristan und Isolde" eine balladeske Stimmung in unsrer Vorstellung annehmen. Man denke z. B. an die romanzenartigen Abenteuer, die Gamuret, Parzivals Vater, mit den Mohren und Türken zu bestehen hat, an den Kampf Parzivals mit dem Ritter Ither, an die Helden- und Liebesabenteuer Gawans, an die Begegnung Parzivals mit Trevizent am Karfreitag, an die Episode von Sigune und Schionatulander in dem Titurel-Fragment Wolframs. Ebenso lassen sich Szenen aus „Tristan und Isolde" genug anführen. Man könnte aber ebensogut etwa das idyllenartige Element aus allen diesen Dichtungen herausziehen (vgl. z. B. die Schilderung des Liebesglückes Tristans und Isoldens in der Verbannung) oder das legendäre. Es ist wie gesagt selbstverständlich, daß sich solche balladesken Momente reichlich in den ritterlichen Epen finden — auch noch der späteren Dichter, vgl. z. B. „Wigalois" von Wirnt von Grafenberg, „Daniel vom blühenden Thal" von dem Stricker, Rudolfs von Ems kleinere Erzählungen, „Flore und Blanchefleur" von Konrad Fleck, Konrad von Würzburgs Dichtungen usw. Ich will auch hervorheben, daß solche Momente nicht nur in einzelnen Motiven, Szenen, Bildern, Charakteren usw. bestehen können, sondern sich auch aus der ganzen Grundidee einer Dichtung ergeben. Balladesk ist z. B. die ganze Fabel und Stimmung des „Tristan", hochtragisch die Idee und oft hochdramatisch die Szenerie im „Parzival". Das muß betont werden, das ist sogar für den Begriff des Balladesken von Bedeutung. Haben doch deutsche und englische Dichter der Neuzeit grade aus diesen balladesken Stimmungen der Artus- und Gralssage und andrer romantischer Erzählungen des Mittelalters vielfach Anregungen zu Balladen geschöpft. Ebenso aber enthält z. B. auch die mittelalterliche Novelle balladeske Motive, Züge und Stimmungen. Es ist gewiß verlockend, dem Balladesken in alle diese Abenteuer und Wundertaten, mystischen Beziehungen und romantischen Stimmungen hinein zu folgen; eine derartige Darstellung aber würde diese Sammlung außerordentlich belasten und vielleicht verwirren. Ich begnüge mich daher mit diesen Andeutungen über das romantische Ritterepos, das an sich nichts weniger als Ballade ist, das vielmehr eine eigene Art der rhapsodischen, epischen Dichtung darstellt, das seine Charakteristika in erster Linie in der breiten, subjektiv gefärbten, reflexionären Diktion aufzeigt und so an sich dem knappen, resoluten, gespannten und erregten, sprunghaften und geflügelten Wesen der Ballade durchaus widerspricht. Ausgesprochene Balladen habe ich in der ritterlich-höfischen Literatur keineswegs gefunden.

Als Stilproben gebe ich hier eine Stelle aus dem „Parzival" — Parzival kommt auf die Gralsburg.

Aus dem „Parzival" von Wolfram von Eschenbach.

(Nach Simrocks Übersetzung.)

Parzival auf der Gralsburg.

Wer nun will hören wo er bleibt,
den Aventür' von Haus vertreibt,
der mag großer Wunder viel
vernehmen, eh' er kommt ans Ziel.
Laßt reiten Gahmuretens Kind.
Wo nun getreue Leute sind,
die wünschen Heil ihm und Gedeihn:
Er muß nun leiden hohe Pein;
dazwischen Freud' und Ehre.
Eins schuf ihm Herzensschwere:
er mied ein Weib, die er besaß,
so edel, daß kein Mund je las
oder meldete die Märe,
daß eine schöner, besser wäre.
Gedanken an die Königin
trübten ihm den frohen Sinn:
er hätt' ihn längst schon ganz verloren,
wär' er nicht herzhaft geboren.

Selbst trug das Roß den Zaum empor
über Blöcke, Sumpf und Moor;
nicht führt' es seines Reiters Hand.
Uns macht die Aventür' bekannt,
er ritt denselben Tag so weit,
ein Vogel hätte Arbeit,
wollt' er's auf einmal überfliegen.
Will mich die Märe nicht betrügen,
so glich sein Ritt kaum so dem Flug
des Tages, da er Ithern schlug,
und später, als er von Graharz
ritt in das Königreich Brobarz.

Hört nun, wo er Herberg' nahm.
An einen See er abends kam,
Fischer ankerten daran;
ihnen war das Wasser untertan.
Wohl hören mochten sie sein Fragen:
unfern vom Gestade lagen
sie noch, da sie ihn reiten sahn.
Einen sah er in dem Kahn
in so herrlichem Gewande,
dienten ihm alle Lande,
es wäre schwerlich noch so gut.
Von Pfauenfedern war sein Hut.
An diesen Fischer wandt' er sich
und ermahnt' ihn bittentlich,
daß er ihm riete, Gott zu Ehren
und seine Zucht zu bewähren,
wo er träfe Herberg' an.
Zur Antwort gab der traur'ge Mann.

Er sprach: „Herr, nicht bekannt ist mir,
daß dreißig Meilen weit von hier
das Land bewohnt und urbar sei.
Ein Haus nur kenn' ich nahebei;
zur Herberg' darf ich es empfehlen;
Ihr könnt kein andres heute wählen.
Dort, wo die Felsen enden,
müßt Ihr zur Rechten wenden.
Kommt Ihr dahin, der Graben
läßt Euch nicht weiter traben.
So heißt die Brücke senken,
wollt Ihr zum Burghof lenken."

Er tat, wie ihm der Fischer riet;
mit Urlaub er von dannen schied.
Der sprach: „Wenn Ihr Euch nicht verirrt,
so bin ich selber Euer Wirt;
so danket, wie wir Euch verpflegen.
Nur hütet Euch vor falschen Wegen:
Ihr könntet bei der Halde
irr reiten leicht im Walde;
unlieb geschäh' mir doch daran."
Da hub sich Parzival hindann
und fand mit wackerm Traben
den Weg bis an den Graben.
Da war die Zugbrück' aufgezogen,
die Burg um Feste nicht betrogen,
wie auf der Drechselbank gedreht.
Beschwingt nur oder windgedreht
dränge man hinein mit Sturm.
Mancher Saal und mancher Turm
stand da in wunderbarer Wehr:
und zögen alle Völker her,
sie gäben drin um solche Not
in dreißig Jahren noch kein Brot.

Ein Knappe hatt' ihn wahrgenommen
und frug ihn, wo er hergekommen,
und was er suche vor dem Wall?
„Der Fischer," sprach da Parzival,
„hat mich zu Euch hergesandt.
Ich neigte dankend seiner Hand,
da sie mir Herberg' hier geschenkt.
Er will, daß Ihr die Brücke senkt,
daß ich reite zu Euch ein."
„Herr, Ihr sollt willkommen sein.
Da der Fischer es versprach,
man beut Euch Ehr' und Gemach,
ihm, der Euch sandte, zu Gefallen,"
sprach der Knapp' und ließ die Brücke fallen.

In die Burg ritt der Kühne,
auf weiten Angers Grüne
unzerstampft im Ritterspiel;
kurzen Grases stand da viel.
Da ward nicht oft turniert, gestritten,
mit Panieren hin und her geritten
wie auf dem Anger zu Abenberg.
Selten war solch fröhlich Werk
da geschehn in langer Zeit;
sie hatten Not und Herzeleid.

Der Gast jedoch des nicht entgalt:
ihn empfingen Ritter jung und alt;
kleiner Junker volle Zahl
sprang ihm nach dem Zaum zumal;
ein jeder täte gern das Beste.
Sie hielten ihm den Stegreif feste,
dieweil er abstieg von dem Roß.
Ritter führten ihn ins Schloß,
wo sie ihm schufen gut Gemach.
Unlange währt' es danach,

bis er mit Zucht entwappnet ward.
Da sie den Jungen ohne Bart
ersahen also minniglich,
glücklich pries ihn männiglich.

Um Wasser bat der junge Mann:
Da er den Rost sich hindann
gewaschen von Gesicht und Händen,
da schien er jung und alt zu blenden
wie eines zweiten Tages Helle:
so saß der wonnige Geselle.
Ein Mantel ward ihm hingebracht,
aus arab'schem Stoff gemacht
und alles Tadels ledig gar:
den legt' er an, der Degen klar.
Die Schnur blieb unverbunden dran:
da gefiel er allen, die ihn sahn.

Da sprach der Kammerwärter klug:
„Repans de Schoi war's, die ihn trug,
meine Frau, die Königin.
Er sei Euch von ihr geliehn,
denn Euch ist noch kein Kleid geschnitten.
Wohl mocht' ich sie's mit Ehren bitten,
denn Ihr seid ein werter Mann,
wenn ich's recht ermessen kann."
„Gott lohn' Euch, Herr, daß Ihr mir traut.
Wenn Ihr recht mich beschaut,
so war das Glück mir immer hold:
Gottes Kraft gibt solchen Sold."
Man schenkt' ihm ein und pflegt' ihn so,
die Traur'gen waren mit ihm froh;
ein jeder bot ihm Lieb' und Ehr'.
Auch war da aller Fülle mehr,
als er zu Pelrapäre fand,
das von Kummer schied des Helden Hand.

Sein Rüstzeug war beiseit' getragen:
das wollt' er jetzo schier beklagen,
da er Scherzes hier sich nicht versah.
Allzu vorlaut mahnte da
ein immer wortreicher Mann
den edeln Fremdling wohlgetan
zum Wirt, als spräch' er es im Zorn.
Das Leben hätt' er schier verlorn
von dem jungen Parzival.
Da er sein Schwert von lichtem Stahl
nicht mehr bei sich liegen fand,
da zwang er so zur Faust die Hand,
daß den Nägeln Blut entschoß
und ihm den Ärmel übergoß.

„Nicht doch, Herr," sprach die Ritterschaft,
„dieser Mann uns gern zu lachen schafft,
wie traurig wir auch anders sei'n;
so mögt Ihr wohl ihm freundlich sein.
Ihr habt nichts andres vernommen,
als der Fischer sei gekommen.
Geht hin, Ihr seid sein werter Gast;
schüttet ab des Zornes Last."

Hundert Kronen niederhingen
in dem Saal, zu dem sie gingen,
mit vielen Kerzen besteckt;
so war auch rings überdeckt
mit kleinen Kerzen die Wand.
Hundert Ruhbetten fand
man an den Seiten aufgeschlagen,
darauf hundert Kissen lagen.
Je vier Gesellen trug ein Sitz:
die Plätze unterschied ein Schlitz.
Davor ein Teppich bilderhell:
Le Fils dü Roi Frimutel
besaß doch Reichtum unermessen.
Eines Dings war nicht vergessen,
sie hatte nicht das Gold gedauert:
von Marmor waren aufgemauert
drei viereck'ge Feuerrahmen.
Da brannt' ein Holz, das man mit Namen
nannte Lignum aloe.
Wer hat so große Feuer je
hier gesehn zu Wildenberg?
Es war fürwahr ein kostbar Werk.
Der kranke Wirt selber hat
von der mittlern Feuerstatt
auf einem Spannbett Platz genommen.
Zum Bruche war's gekommen
zwischen ihm und der Freude;
sein Leben war ein morsch Gebäude.

In den Saal gegangen
ward da gar wohl empfangen
von dem, der ihn dahin gesandt,
Parzival, der Weigand.
Ihn ließ der Wirt nicht lange stehn,
er bat ihn, nah' heran zu gehn
und zu sitzen: „Hier an meine Seite:
wies' ich Euch in größre Weite,
das hieß' Euch allzu fremd getan."
So sprach der jammersreiche Mann.

Des Wirtes Siechtum heischte leider
große Feu'r und warme Kleider.
Weit und lang, von Zobel fein,
so mußte aus und innen sein
der Mantel und der Pelz darauf.
Der geringste Balg war teu'r zu Kauf.
Schwarz- und Grauwerk fand man da.
Um das Haupt des Wirtes sah
man die gestreifte Mütze gehn,
von Zobel, teuer zu erstehn,
arab'sche Borten gingen
oben in goldnen Ringen.
Und von der Spitze nieder schien
als Knopf ein leuchtender Rubin.

Ritter saßen da genug,
als man Jammer vor sie trug.
Herein zur Tür ein Knappe sprang,
eine Lanze trug er, die war lang,
(die Sitte war zur Trauer gut);
die Schneide nieder tropfte Blut
und lief am Schaft bis auf die Hand,
wo es am Ärmel verschwand.
Da ward geweint überall
und geschrien in dem Saal,
daß dazu mit Kehl' und Augen
kaum dreißig Völker möchten taugen.
Also trug er den Speer
an den vier Wänden umher
bis wieder zu des Saales Tür,
wo der Knappe sprang hinfür.
Da war des Volkes Not gestillt,

das erst von Jammer stand erfüllt,
da es die Lanze hatt' erkannt,
die der Knappe trug in seiner Hand.

Mag es euch nicht verdrießen,
will ich die Mär' erschließen,
daß ihr vernehmet und erfahrt,
wie herrlich da gedienet ward.

Zu Ende an dem langen Saal
auf ging eine Tür von Stahl:
zwei werte Kinder traten ein;
vernehmt wie die geschaffen sei'n:
daß sie wohl gäben Minnesold,
wem sie um Dienste würden hold.
Das waren Jungfrauen klar,
Kränzlein über bloßem Haar:
die Blumen hielt ein lichtes Band.
Jedwede trug in der Hand
einen Leuchter von Gold,
ihr Haar in blonden Locken rollt.
Auf jedem Leuchter brennt ein Licht.
Vergessen wollen wir nicht
von der Jungfraun Kleid zu sagen,
das sie vor den Rittern tragen.
Die Gräfin von Tenabrock,
von braunem Scharlach war ihr Rock;
so war auch ihr Gespiel geziert.
Das weite Kleid war affischiert
mit zweien Gürteln, da wo schlank
die Frauen sind und schmal und schwank.

Hinzu tritt eine Herzogin
und ihr Gespiel. Sie trugen hin
kleiner Stollen zween von Helfenbein.
Ihr Mund gab feuerroten Schein.
Alle viere neigten sich;
nun setzten zwo behendiglich
vor den Wirt die Stollen hin;
das war ihr Dienst, wie es schien.
Dann traten sie gepaart zurück
und waren klar und hell von Blick.

Die viere trugen gleiches Kleid.
Nun versäumen nicht die Zeit
andrer Frauen zweimal vier.
Was hatten die zu schaffen hier?
Vier mußten große Kerzen tragen;
die andern durften's nicht versagen,
sie trugen einen teuern Stein,
die Sonne warf hindurch den Schein.
Sein Namen ist uns wohlbekannt:
es war ein Granatjachant,
lang und breit und leicht: das litt,
daß so dünn ihn zerschnitt,
der zum Tischblatt ihn zerfägte,
an dem der Wirt zu essen pflegte.
Die Jungfrauen traten alle acht
vor den Wirt, indem sie sacht
wie zum Gruß ihr Haupt bewegten.
Die viere dann die Tafel legten
auf der Stollen schneeweiß Helfenbein,
das zuvor getragen war herein.
Man sah sie züchtig wieder gehn
und bei den ersten vieren stehn.
Röcke grün wie Gras zu schauen
trugen diese acht Frauen
aus edelm Samt von Aßagauch,
lang und weit, so war's Gebrauch.
Ein teurer Gürtel, schmal und lang
in der Mitte sie zusammenzwang.
Dieser acht Jungfrauen klug
auf dem Haupt jegliche trug
ein Blumenkränzlein wohlgetan.
Von Nonel der Graf Iwan
und Jernis, der Herr von Reile,
ihre Töchter über manche Meile
hatte der Gral in Dienst genommen.
Man sah die Jungfrauen kommen
in gar wonniglichem Staat.
Zwei Messer, schneidig wie ein Grat,
trugen die Jungfrauen hehr
auf zwo Zwickeln daher.
Von Silber ist die Kling' und weiß,
und nicht versäumt von Künstlerfleiß,
geschärft, gewetzt zu solcher Glätte,
daß es wohl Stahl geschnitten hätte.
Vor dem Silber trugen Frauen wert,
die auch der Gral zum Dienst begehrt,
Lichter, daß es heller sei,
vier Kinder, alles Tadels frei.
So gingen diese sechse nun:
höret, was sie sollen tun.

Sie grüßten. Zwei Jungfräulein
trugen auf der Tafel Schein
das Silber, legten es da nieder.
Dann gingen sie mit Züchten wieder
zu den ersten zwölfen hin.
Wenn ich recht berichtet bin,
hier sollen achtzehn Frauen stehn.
Nun sieht man neue sechse gehn
in Kleidern, die man schwer bezahlt;
es war zur Hälfte Plialt,
zur Hälfte Pfell von Ninive.
Sie und die sechse, der ich eh'
erwähnt, geteilt war ihre Tracht,
jeder Teil aus anderm Stoff gemacht.

Nach diesen kam die Königin.
Ein Glanz von ihrem Antlitz schien,
sie wähnten all, es wolle tagen.
Ein Kleid sah man die Jungfrau tragen
von Pfellel aus der Arabie.
Auf grünseidnem Achmardi
trug sie des Paradieses Fülle
so den Kern wie die Hülle.
Das war ein Ding, das hieß der Gral,
ird'schen Segens vollster Strahl.
Repanse de Schoie hieß,
von der der Gral sich tragen ließ.
Der Gral war von solcher Art:
Sie hat das Herz sich rein bewahrt,
der man gönnt des Grals zu pflegen:
sie durfte keine Falschheit hegen.

Lichter kamen vor dem Gral:
die waren schön und reich zumal.
Sechs lange Gläser hell und klar,
drin brannte Balsam wunderbar.
Da sie gemeßnen Schritts herfür
zur Tafel kamen von der Tür,

die Königin verneigte sich
und jede Jungfrau züchtiglich,
die da Balsamgläser trug.
Die Königin ohne Falsch und Trug
setzte vor den Wirt den Gral.
Die Märe spricht, daß Parzival
sie hab' andächtig lang' beschaut,
der der Gral war anvertraut;
er hatt' auch ihren Mantel an.
Die sieben gingen sacht hindann
zu den achtzehn ersten.
Sie nahmen all die Hehrste
zwischen sich: zwölf standen ihr
zu beiden Seiten, sagt' man mir.
Da stand die Magd, die Krone tragend,
schön aus den Gespielen ragend.

All den Rittern zumal,
die da saßen in dem Saal,
ließ man von den Kämmerlingen
in goldnen Becken Wasser bringen.
Je vier bediente einer
und ein Junker, ein kleiner,
der eine weiße Zwickel trug.
Man sah da Reichtum genug.
Der Tafeln mußten hundert sein,
die man zur Türe trug herein.
Man setzte jegliche hier
vor der werten Ritter vier:
Tischlaken blendend weiß
legte man darauf mit Fleiß.

Der Wirt nun selber Wasser nahm;
er war an frohem Mute lahm.
Da wusch sich Parzival zugleich.
Eine seidne Zwickel bilderreich
hielt ein Grafensohn ihm hin;
den sah man hurtig niederknien.

Wo eine Tafel war gestellt,
vier Knappen sah man da gesellt.
Daß sie zu dienen nicht vergäßen
denen, die an ihr säßen.
Zweene mußten knieend schneiden;
die andern durften's nicht vermeiden,
sie trugen Speis' und Trank herbei
und dienten ihnen nach der Reih'.

Hört mehr von Reichtum sagen.
Vier Karossen mußten tragen
manchen Becher goldenklar
jedem Ritter, der zugegen war.
Die wurden rings umher gerollt;
von vier Rittern ward das Gold
auf die Tafeln hingesetzt.
Ein Schaffner folgte zuletzt;
dem war es aufgetragen,
alles wieder in den Wagen
zu setzen, wenn gedienet wäre.
Nun vernehmet andre Märe.

Hundert Knappen man gebot,
daß sie in weiße Zwickeln Brot
knieend nähmen vor dem Gral.
zurück dann traten sie zumal
und verteilten vor die Tafeln sich.
Man sagte mir, so sag' auch ich
auf euern eigenen Eid:
Vor dem Grale war bereit
(sollt' ich damit betrügen,
so helfet ihr mir lügen),
wonach einer bot die Hand,
daß er alles stehen fand,
Speise warm, Speise kalt,
Speise neu und wieder alt,
Fisch und Fleisch, Wild und Zahm.
Es ist kein wahres Wort daran,
hör' ich manchen sprechen;
der will sich viel erfrechen,
denn der Gral war alles Segens Born,
weltlicher Süße volles Horn:
es tat es dem beinahe gleich,
was man erzählt vom Himmelreich.

In kleine Goldgefäße kam
was man zu jeder Speise nahm,
Pfeffer, Salz und Agraß.
Der Genügsame, der Fraß,
alle fänden da genug;
höflich man es vor sich trug,
Moraß, Wein, Sinopel rot,
wonach den Napf ein jeder bot,
was er Trinkens mochte nennen,
das konnt' er drin erkennen,
alles durch des Grales Kraft.
Die herrliche Genossenschaft
ward bewirtet von dem Gral,
wohl bemerkte Parzival
den Reichtum und das große Wunder;
doch nicht zu fragen unterstund er.

Er gedachte: „Treulich riet
mir Gurnemans, bevor ich schied,
viel zu fragen sollt' ich meiden;
man wird mich hier wohl auch bescheiden,
wie es dort bei ihm geschah.
So hör' ich ohne Frage ja,
wie es um diese Leute steht."
Wie er so dachte, sieh, da geht
ein Knappe her und bringt ein Schwert,
die Scheide tausend Marken wert;
das Gehilz war ein Rubin;
auch war die Klinge, wie es schien,
großer Wunder Täterin.
Seinem Gaste gab der Wirt es hin
und sprach: „Es half mir in der Not
manches Mal, bevor mich Gott
so schwer am Leibe hat verletzt.
Ich hoffe, daß es Euch ersetzt,
was hier fehlt an Eurer Pflege;
führt es künftig allewege:
Ihr seid, erkennt Ihr seine Art,
im Streite wohl damit verwahrt."

Weh, daß er da vermied zu fragen:
das muß ich noch für ihn beklagen.
Denn da das Schwert ihm ward gegeben,
das mahnt' ihn, Frage zu erheben.
Auch jammert mich sein edler Wirt,
daß er der Qual nicht ledig wird,
der ihn enthoben hätte Fragen.
Nun war hier sattsam aufgetragen.
Die's anging, griffen's wieder an
und trugen das Geschirr hindann.

Die vier Karossen lud man da;
jedes Fräulein seinen Dienst versah,
erst die letzten, dann die ersten.
Sie traten alle mit der Hehrsten
wieder hin zu dem Gral.
Vor dem Wirt und Parzival
verneigte sich die Königin
und all die Jungfraun wie vorhin
und trugen wieder aus der Tür,
was sie mit Zucht gebracht herfür.

Parzival blickt ihnen nach:
da sieht er in dem Vorgemach,
eh' sie die Türe zutun,
auf einem Spannbrette ruhn
den allerschönsten alten Mann,
des er Kunde je gewann.
Ich greif' es, traun, nicht aus der Luft,
er war noch grauer als der Duft.

Wer der Greis gewesen,
das hört ihr künftig lesen,
dazu der Wirt, die Burg, das Land,
die werden euch von mir genannt
künftig, wenn es an der Zeit,
bescheidentlich, ohn' allen Streit,
und sogleich, unverzogen.
Die Sehne sag' ich sonder Bogen.

Die Sehne dient zum Gleichnis hier.
Behende scheint der Bogen dir,
doch ist schneller, was die Sehne jagt.
Hab' ichs nicht unbedacht gesagt,
so gleicht die Sehne schlichten Mären,
womit wir gern zufrieden wären:
denn wer die Krümme wandelt viel,
der führt uns allzuspät ans Ziel.
Wenn ihr den Bogen spannen saht,
erst war die Sehne schlicht und grad;
sie muß sich dehnen, muß sich biegen,
soll der Schuß zum Ziele fliegen.
Doch wer die Märe schießt dem Toren,
der hat sein Dehnen auch verloren:
sie findet nirgend eine Statt
und gar geräumigen Pfad
zu einem Ohr ein, zum andern aus.
Lieber bleib' ich zu Haus,
als daß ich den mit Mären dränge,
denn ich sagte oder sänge
besser wahrlich einem Bock
oder einem morschen Stock.

Ich will euch ferner doch bedeuten
von den jammerhaften Leuten,
die hier besucht hat Parzival.
Man vernahm da selten Freudenschall,
weder Tanz noch Ritterspiel.
Ihrer Trübsal war so viel,
sie dachten auf Erholung nicht.
Oft wohnt die Volkszahl minder dicht,
doch tut ihr manchmal Freude wohl;
hier waren alle Winkel voll
und auch der Hof, wo man sie sah.
Der Wirt sprach zu dem Gaste da:
„Nun ist Eu'r Bette wohl bereit',
drum rat' ich, wenn Ihr müde seid,
Euch zur Ruhe zu begeben."
Nun sollt' ich Zeterschrei erheben
um ihr so getanes Scheiden!
Hier wächst Unheil ihnen beiden.

Vor des Wirtes Bette trat
auf den Teppich hin und bat
um den Urlaub Parzival;
gute Nacht ihm bot der Wirt zumal.
Auf sprang die Ritterschaft in Eil';
ihn zu geleiten kam ein Teil.
Da führten sie den jungen Mann
in ein Schlafgemach hindann:
das war also ausstaffiert,
mit einem Bette geziert,
daß mich die Armut schmerzlich müht,
da der Erde solcher Reichtum blüht.

Dem Bett war Armut teuer;
als glüht' er im Feuer,
gab drauf ein Pfellel lichten Strahl.
Die Ritter bat da Parzival,
sie möchten auch zur Ruhe gehn;
denn ein Bett sah er hier nur stehn.
Mit Urlaub gingen sie hindann.
Hier hebt ein andrer Dienst sich an.

Viel Kerzen und sein klar Gesicht
wetteifernd gaben helles Licht:
wie möchte heller sein der Tag?
Vor seinem Bett ein andres lag,
ein Polster drauf; da setzt' er sich.
Jungherren gar behendiglich
entschuhn ihm Beine, die sind blank:
mancher ihm zu Hilfe sprang.
Auch zog ihm seine Kleider ab
mancher wohlgeborne Knab':
es waren schmucke Herrlein.
Zur Türe traten jetzt herein
vier klare Jungfrauen,
die man gesandt zu schauen,
ob man ihn wohl verpflege
und ob er sanft gebettet läge.
Die Märe meldet sonder Trug,
eine helle Kerze trug
ein Knappe jeglicher voran.
Parzival der schnelle Mann
sprang unters Decklachen.
Sie sprachen: „Ihr sollt wachen
uns zulieb' noch eine Weile."
Verborgen in der Eile
hatt' er unterm Bett sich ganz;
nur seines Antlitzes Glanz
gab ihren Augen Hochgenuß,
eh' sie empfingen seinen Gruß.
Ihnen schufen auch Gedanken Not,
daß sein Mund ihm war so rot
und daß vor Jugend niemand wahr
da nahm auch nur ein halbes Haar

Diese vier Jungfrauen klug,
hört, was jegliche trug:
Moraß, Wein und Lautertrank
trugen drei auf Händen blank;
die vierte Jungfraue weis'
trug Äpfel aus dem Paradeis

auf blanker Zwickel hin vor ihn.
Diese sah man niederknien.
Er hieß das Mägdlein sitzen,
sie sprach: „Laßt mich bei Witzen;
ich könnt' Euch sitzend nicht bedienen,
und darum sind wir hier erschienen."
Süßer Red' er nicht vergaß;
der Herr trank, einen Teil er aß,
dann gingen sie mit Urlaub wieder.
Da legte Parzival sich nieder.
Die Junker setzten vor ihn
die Kerzen auf den Teppich hin,
da sie ihn entschlafen sahn:
also eilten sie hindann.

Parzival lag nicht allein:
gesellt bis zu des Morgens Schein
war ihm strenges Herzeleid.
Alles künftige Leid
hat Boten ihm vorausgesandt,
daß Schreck den Blühnden übermannt;
seine Mutter bracht' einst so in Not
der Traum von Gahmuretens Tod.
So verbrämt war ihm der Traum,
mit Schwertschlägen um den Saum,
mit Tjosten oben reich gestickt:
von Lanzen auf sein Herz gezückt
litt er im Schlafe manchmal Not.
Lieber zwanzigmal den Tod
hätt' er dulden mögen wach:
so gab den Sold ihm Ungemach.

Der Ängstigungen Strenge
mußt ihn wecken auf die Länge.
Ihm schwitzten Adern und Gebein.
Auch drang der Tag durchs Fenster ein.
Da sprach er: „Weh, wo sind die Kinde,
daß ich sie nicht vor mir finde?
Wer soll mir reichen mein Gewand?"
So erharrte sie der Weigand,
bis er abermals entschlief.
Niemand sprach, niemand rief,
sie blieben all verborgen.
Wieder zu Mitte Morgen
war erwacht der junge Mann;
vom Bette sprang er schnell hindann.

Auf dem Teppich sah der Werte
seine Rüstung liegen und zwei Schwerte:
eins, das der Wirt ihm geben ließ,
das andre war von Gahevieß.
Da hub er zu sich selber an:
„Weh, wer hat mir dies getan?
Gewiß, ich soll mich wappnen drein.
Ich litt im Schlafe solche Pein;
wachend ist mir Arbeit
heute sicher auch bereit.
Wenn diesen Wirt ein Feind bedroht,
so leist' ich gerne sein Gebot,
und ihr Gebot mit Treuen,
die den Mantel, diesen neuen,
mir gelieh n hat aus Güte.
Stünd' also ihr Gemüte,
daß sie Dienst von mir begehrte,
wie gern ich den gewährte!
Doch nicht um Minnelohns Gewinn,
denn mein Weib, die Königin,
ist von Antlitz wohl so klar
wie sie, und klarer, das ist wahr."

Er hilft sich selber, weil er muß,
wappnet sich von Haupt zu Fuß,
daß er fertig sei zum Streite;
zwei Schwerter schnallt er an die Seite.
Der werte Degen ging hinaus;
da war sein Roß vor dem Haus
angebunden, Schild und Speer
stand dabei; das freut' ihn sehr.

Eh' Parzival der Weigand
sich des Rosses unterwand,
der Held in manche Kammer lief,
wo er nach den Leuten rief.
Niemand hörte, sah er da,
daran ihm großes Leid geschah.
Der Degen kam in übeln Zorn.
Da lief er in den Burghof vorn,
wo er gestern stieg vom Pferde.
Da war Gras und Erde
von manchem Hufschlag berührt
und der Tau hinweggeführt.

Der junge Mann mit lautem Rufen
kehrte zu des Hauses Stufen.
Mit manchem Scheltworte
sprang er zu Roß. Die Pforte
fand er weit offen stehn
und große Stapfen aus ihr gehn.
Die Brücke war hinabgelassen:
hinüber ritt er seiner Straßen.
Ein verborgner Knappe zog das Seil:
der Schlagbrücke Vorderteil
brachte schier sein Roß zu Fall.
Das Haupt wandte Parzival:
da wollt' er gerne sich befragen:
„Der Sonne Haß sollt Ihr tragen,"
sprach der Knapp', „Ihr seid 'ne Gans.
Hättet Ihr gerührt den Flans
und hättet den Wirt gefragt!
Nun bleibt Euch großer Preis versagt."

Der Gast rief um Erklärung:
da wird ihm nicht Gewährung.
Wie viel er bat, wie lang' er rief,
der Knappe tat, als ob er schlief
und schlug die Pforte vor ihm zu.
Allzufrüh für seine Ruh'
schied da hinweg, der nun mit Leid
entgalt seiner frohen Zeit:
die blieb ihm jetzt verborgen.
Er hatt' um schwere Sorgen
gedoppelt, als den Gral er fand,
mit seinen Augen, ohne Hand
und ohne Würfel zumal.
Weckt ihn Kummer nun und Qual,
des war er früher ungewohnt;
ihn hatte Trübsal noch verschont . . .

* * *

Legenden des Mittelalters.

Das zuerst mitgeteilte „Marienlied" ist eines der ältesten legendären Lieder.

Die folgenden drei Marienlegenden sind dem umfänglichsten Legendenwerke des Mittelalters, dem „Passional", entnommen, einer geistlichen Dichtung des 13. Jahrhunderts, deren Verfasser unbekannt ist. Man findet den Text dazu in Dr. Franz Pfeiffers „Marienlegenden" (Wien 1863). Die Übersetzungen verdanke ich einer alten Sammlung „Auserlesene altdeutsche Gedichte" von Joh. Grafen Mailáth (Stuttgart 1819), sie fielen mir auf durch ihren altertümlichen, naiven, den Originalen entsprechenden Ton. Pfeiffer nennt den Dichter des „Passionals" mit Recht einen Mann von glücklichen Gaben und einem nicht geringen poetischen Talente. „Dieses wird sich besonders in den Legenden erkennen lassen, die ohne Zweifel eine der schönsten Partien des Passionals bilden." Man vgl. auch Gervinus' Urteil über das „Passional" in dessen Literaturgeschichte. — Außerdem teile ich eine Legende von Konrad von Fussesbrunnen mit. — Mir kam es vor allem darauf an, hier klassische Proben der mittelalterlichen Legendendichtung zu geben. Der naiv-sentimentale epische Stil des Mittelalters kommt grade in diesen innigen, umständlichen, bequem, doch höchst anschaulich erzählenden Legenden rein zum Ausdruck. Das Moment der Anschaulichkeit stellt Beziehungen zur Ballade her, allein die Anschaulichkeit wird hier — ähnlich wie beim Schwank — durch ganz andere poetische Mittel erzielt als wie bei der Ballade. Man vgl. mit diesen zarten und künstlerisch feinen Legenden der mittelalterlichen Kunstpoesie, die übrigens ebenfalls in alten Überlieferungen wurzeln, die zum Teil holzschnittartig kräftige, nüchterne, zum Teil ebenfalls sehr aparte, naiv-innige Legendendichtung der Volkspoesie (s. den entsprechenden späteren Abschnitt). Ebenso wie die Schwankdichtung, die Bispeldichtung usw. war auch die Legendendichtung im Mittelalter bis in die Neuzeit hinein ungemein beliebt, ungemein verbreitet. Besonders die Meistersänger haben sie noch gepflegt, und man mag an dem Stil der in einem späteren Abschnitt gegebenen Legenden des Hans Sachs die Verschiedenheit, aber auch die Ähnlichkeit des späteren Legendenstils mit dem Stil der vorliegenden Legenden erkennen.

Marienlied.

[Melker Handschrift. 12. Jahrhundert.]

Nun in Erde
legt' Aaron eine Gerte:
die gebar Mandeln,
Nüsse so edel.
Die Süße hast du uns gebracht,
Mutter ohne Mannesrat,
Sancta Maria.

Nun in einem Strauch
Moses ein Feuer erschaut.
Das Holz kam nicht in Brand,
die Lohe droben stand:
die war lang und breit,
zeigt an deine Magdlichkeit,
Sancta Maria.

Gedeon Dux Israel,
spreitet hin ein Lammfell:
daß Himmelstau die Wolle
betaute all und alle.
So kam zu dir die starke Macht,
daß du wurdest schwerer Tracht,
Sancta Maria.

Meerstern, Morgenrot,
Anger ohn der Brache Not,
auf dem eine Blume keimet,
die also schön scheinet,
die unter den andern steht
wie die Lilie im Dornenbeet,
Sancta Maria.

Eine Angelschnur geflochten ist,
seit du geboren bist:
dein edler Stamm hat die geschafft,
die Angel war die Gotteskraft,
dran mußt der Tod ersticken,
den du nicht durftest erblicken,
Sancta Maria.

Ysaias Wahrsagen
konnt zu verkünden wagen,
wie an Jesses Stamm
wüchs eine Gerte heran,
aus der eine Blum' entspringt:
zeigt an dich und dein Kind,
Sancta Maria.

Da durften Gatten werden
der Himmel und die Erde,
wie der Esel und das Rind
beid' erkannten das hohe Kind:
da warst du die Amme
und Krippe dem Lamme,
Sancta Maria.

Da gebarest du den Gottessohn,
der uns erlöset all davon
mit seinem heiligen Blut
von der ewigen Not.
Des soll er stets gelobet sein,
wie gar erfreuen wir uns dein,
Sancta Maria.

Verschlossene Pforte,
aufgetan Gottes Worte,
Wabe du triefende,
von Würzen quillende,
du bist ohne Galle
wie die Turteltauben alle,
Sancta Maria.

Brunnen versiegelter,
Garten verriegelter,
darin fließet Balsamum,
das atmet wie Cynamonum:
Du bist als wie der Zederbaum,
den da fliehet der Wurm,
Sancta Maria.

Zedrus in Libano,
Rosa in Jericho,
du erwählte Myrrhe,
atmest ins Gevierte:
Du bist über den Engeln all,
du sühntest der Eva Fall,
Sancta Maria.

Eva bracht' uns zwiefachen Tod,
noch währt des einen Machtgebot.
Du aber bist das andere Weib,
die uns bracht den lebendigen Leib.
Der Teufel bereitete den Mord:
Gabriel verkündete dir das Wort,
Sancta Maria.

Das Kind gebarst du Mägdelein,
aller Welt Edelschein,
gleich der Sonnen,
von Nazareth geronnen:
Hierusalem Gloria,
Israel laetitia,
Sancta Maria.

Königin im Himmelreich,
Pforte vom Paradeis,
auserwählte Gottesburg,
sacrarium sancti spiritus:
Du wolle dich zu uns wenden
letztlich an unserm Ende,
Sancta Maria.

(Nach Wolfskehl und von der Leyen, Älteste deutsche Dichtungen.)

Mönch Felix.

Ein heil'ger Mönch einst was,
der gern von Gott las,
was er geschrieben fand,
der war Felix genannt.
'nes Morgens ging er
mit einem Buche aus dem Münster,
in dem er zu lesen begann,
da traf er diese Stelle an:
Daß in dem Himmel wäre
stets Freude ohne Schwere,
und immer ohne Ende.
Beide Augen und Hände
hub er zu unserm Herrn:
Mein Gott, ich glaubt' es gern,
was dieses Buch da spricht;
doch ich begreif' es nicht.
Da kam ein Vögelein,
das war gar klein;
doch es erhub so wonniglichen Sang,
daß der Mönch aufsprang,
das Buch er schnell zusammen schloß.
Seine Freude, die war so groß,
daß ihm noch niemals war so wohl,
sein Herz war nie so freudenvoll.
Was Gutes ihm geschehen was,
die Freuden all, von denen er je las,
die dünkten keine Freuden ihm zu sein,
so süße sang das Vögelein.
Weiß war es, wie der Schnee,
und wer es hörte singen,
dem wurde nimmer weh.
Tausend Harfen Klingen
und aller Vöglein Singen
waren nicht so süße
wie seines Sanges Grüße.
Der heil'ge Mann
zuletzt den Sinn gewann,
daß er das Vöglein möchte fah'n[1],
da flog das Vögelein davon.
Er sprach: Eia lieb' Vögelein,
du hast erfreut das Herze mein;
könnt ich auf einen Thron
gewaltig wie die Kaiser sein;
oder wär' mir ein langes Leben,
wie dem Elias gegeben:
ich ließ es für das Singen dein.
Dein edler Sang zerstöret
all Ungemach. Sobald ich dich gehöret,
deuchte mich gleich,
ich wär' im Himmelreich.
Ich will immer zieren
dein süßes Chantieren[2]
unter allem menschlichen Sang.
Zehand[3] eine Glocke erklang,
man läutete den mitten Morgen,
da begann der Mönch zu sorgen,
große Reue er empfing,
gegen die Pforte er ging.
Der Pfortener darlief,
der Mönch auswendig rief:
„Mein lieber Bruder, laß mich ein."
Der Pfortner sprach: Wer mögt Ihr sein?
„Ich bin ein Mönch, Felix genannt;
dem Abte bin ich wohl bekannt,
die ganze Gemeine bekennet mich wohl,
als ein Bruder den andern soll."
Wie seid Ihr hergekommen,
das hätt' ich gern vernommen?
Der Mönch zum Bruder sprach:
„O Bruder, lasse diesen Spott!"
Der Bruder der sprach offenbar:
Nun sind es dreißig Jahr,
daß man in diesem Kloster mich geweiht,
allein Euch sah' ich nie, bei Gott!
„Ich ging
vom Münster heraus nach der Prime Zeit.
Gar große Freude ich empfing
von einem kleinen Vögelein;
und so groß war die Freude mein,
daß es mich um die Stund' betrogen.
Es ist mir listiglich entflogen."
Trunken seid Ihr des Weines,
hättet Ihr soviel des Rheines
lieber in Euch gegossen.

[1] fangen. [2] singen. [3] sogleich.

Die Pforte wird nicht aufgeschlossen.
Felix rief: „Zu den Metten ich die Nacht was,
'ne Lektion ich da las;
ein Responsorium half ich singen.
Kann das nicht Euern Irrtum zwingen,
so ruft den Kellner und den Kammerer
und den Prior.
Im Kapitel und im Chor
bin ich lange gewesen."
Da sprach der Pfortener:
Was macht Ihr für ein Wesen,
was sagt Ihr eitle Worte her?
Ich werd' Euch nicht einlassen,
drum gehet Eure Straßen.
Der Mönch begann gar sehr zu flehen
und bat, er möcht' zum Abte gehen,
daß er zu ihm käme
und seine Red' vernähme.
Der Pfortner zu dem Abte ging
und sagt ihm, wie alles herging.
Der Pfortner sprach:
Herr, mir hat Ungemach
ein Mönch getan mit Worten;
der stehet vor der Pforten
und spricht ganz offenbar,
er sei gewesen vierzig Jahr
in diesem Kloster hie,
traun! und ich sah' ihn nie.
Der Abt die Ältesten nahm,
für die Pforte er kam;
doch jeder sagt, daß er ihn nie gesehen.
Der Abt sprach: Bruder, wie ist Euch geschehen?
Der Mönch sagt drauf die Worte:
„Ich ging aus dieser Pforte,
da hört ich singen
gar süß ein kleines Vögelein,
wie tausend Harfen klingen.
So groß war da die Freude mein,
daß ich es stets verfolget habe,
als ein hungriger Rabe
verfolget seine Speise.
Wär' ich gewesen weise,
ich hätt' es nicht getan."
Der Abt, der sprach zehand:
Gott hat Euch her gesandt;
ich will Euch gern empfah'n.
Er führt ihn zur Gemeine,
die Mönche sangen allgemeine
ein Te Deum laudamus;
dann führten sie ihn in das Siechhaus,
wo ein vielalter Mönch lag,
der hat gebetet manchen Tag.
Derselbe Mönch im Kloster war
völlig hundert Jahr.
Der Abt sprach: Bruder, kennt Ihr diesen Mann?
Er gibt an,
daß er vierzig Jahr
in diesem Münster war.
Da sprach der alte Bruder sus[1]:
„Als ich war ein Novitius,
in diesem Kloster ein Mönch was,
der gern von Gott las,
was er geschrieben fand;
der war Felix genannt,
der war ein heil'ger Mann;
der glänzt als ein Kristallen
vor den Mönchen allen.
Doch einst er nach der Prime Zeit entrann,
daß keiner je vernahm,
wohin er kam.
Wir glaubten, Gott hab' ihn zu sich genommen,
und das ist er, der jetzt zurückgekommen;
wir sollen Gott Lob singen."
Da hieß der Abt sich bringen
ein Buch, darin er fand,
wie die waren genannt,
die gestorben waren
seit vielen hundert Jahren.
Darin begann er lesen,
daß er wär' ausgewesen
völlig hundert Jahr;
dem Felix schien's, daß es 'ne Stunde war.

(Aus Matthäi, Auserlesene altdeutsche Gedichte, Stuttgart 1819.)

[1] sogleich.

Vom lobeswerten Ritter.

Wir soll'n in rechter Demut
Marien, der Frauen gut,
des Lobes viel zumessen.
Ein Ritter war vermessen[1]
an ritterlichem Preis,
wohl kühn und weis'
war er und dabei tugendhaft.
Maria hatte große Kraft
in seiner Liebe, die er ihr
stets bot in frommer Gier,
im Dienst gar mancherlei.
So wollte er zu 'nem Turney
zu Zeiten,
wie er gewohnt war zu reiten.
Bei des Turneyes Plan
lag ein Münster wohlgetan[2],
geweihet der gewaltes-freien
Gottes-Mutter Marien.
Als er vorbei am Münster reitet,
war grad zur Mess' bereitet
der Priester fromme Rotte.
Der Ritter dachte fromm in Gotte,
ich hör 'ne Messe von Marien,
sie mag mich wohl befreien
von mancher Not.
Er stieg vom Roß, wie's ihm das Herz gebot,
und ging ins Münster, wo 'ne Mess' man las.
Doch als die Mess' noch nicht zu Ende was,
hub man schon eine andre an;
da wollt er nicht von dannen gahn,
bis sie zu End' gesprochen wäre.
Was sag' ich euch 'ne lange Märe,
man las der Messen gar so viel,
daß er, der eher fort nicht will,
bis jede Messe aus,
bis Mittag bleibt im Gotteshaus.

[1] Vermessen hat hier keinen tadelnden Sinn, es heißt: Der Ritter war an Rittertugenden reicher als andere.
[2] Gutgebauet.

Als alles nun zu Ende was,
er schnelle auf das Roß saß
und reitet zum Turney;
er wußte nicht, daß es schon wär' vorbei.
Die Leute ritten ihm entgegen,
sie sagten, daß er gar ein hoher Degen
an diesem Tage wär' gewest.
Auf Työst und mit dem Schwerte fest
hatten sie keinen Ritter noch gesehn
Ritterschaft also wohl begehn;
und viele kamen her in Demut,
die ihm geworden schuldig Gut
nach des Turneyes Recht.
Beide Ritter und Knecht
sprachen zu ihm vor allen:
es ist Euch heut ein gutes Los gefallen,
denn Ihr habt Ehre, Gut und Preis
in ritterlicher Weis'
an uns heute erjaget.
Als dies dem Ritter ward gesaget,
nahm es ihn sehr groß Wunder.
Jedoch darunter
begann er bald zu schauen
ein Wunder unsrer Frauen,
und wie geehrt er war von ihr.
Ihr sollt, so sprach er, glauben mir,
daß ich um Sieg unschuldig bin.
Erzählt, daß er beim Turney nicht gewesen
sondern im Münster hörte Messe lesen.
Dann zog sein Sinn
ihn zu 'nem Kloster hin;
Marien weiht' er seine Ritterschaft
und lebt für sie mit aller Tugendkraft.
Deß sei gelobt die Königin.

(Mailáth).

Der Maler.

Ein Maler hatte scharfen Sinn;
die Kunst, die wohnt' in ihm,
die weiht' er unsrer lieben Frauen;
das war gar oft zu schauen,
weil ihm so gut nichts als ihr Bild gelang.
So malt' er einst auf einem Vorhang
die Königin gar mild
und auch des Teufels Bild.
Er malt' mit allem Sinn
die hohe Himmelskönigin,
so schön als er nur kann.
Darnach begann
den Teufel er zu malen auch.
Er malt' den Gauch
aufs höchste ungestalt.
Deß ward der Teufel alsobald
voll Zorn; sein Ärger ihn bezwang,
daß er kam vor den Umhang
hin zu dem guten Mann.
Eia, sprach er, nun sag mir an,
ich wollt' es gerne wissen.
Warum bist du beflissen
zu malen schön und mild
der Frauen Bild?
Und was beweget dich,
daß du so ungestaltet malest mich,
daß ich mich selbst nicht sehen mag?
Der gute Mann ein Teil erschrak,
jedoch ermannt' er sich und sprach:
Dieweil du bist so schwach,
so böse und so mißlich;
könnt' ich noch böser malen dich,
geziemte es dir wohl.
Allein die Fraue tugendvoll
ist also schön und also gut,
daß sie mit aller Kunst mein Mut
zu malen strebt aufs beste;
und wenn ich Schönres wüßte,
als ich gemalt auf diesem Bild,
ich schmückte damit die Fraue mild,
daß alle Welt sie möge loben.
Der Teufel begann zu toben
und wollt' ihn werfen hindann[1].
Da seht, der gute Mann
um Hülf' zu unsrer Fraue schrie.
Da streckte Marie
von des Bildes Wand
entgegen ihm die rechte Hand
und hielt empor ihn.
Der Teufel floh mit lautem Schrein
und ließ den Mann in Frieden sein.
Deß sei gelobt die Königin. (Mailáth.)

Konrad von Fussesbrunnen.

Österreichischer Dichter aus dem Orte Fussesbrunnen, jetzt Feuersbrunnen, im V. U. Manhardsberg; dichtete zu Ende des 12. Jahrhunderts nach apokryphischen Quellen das reizende, kindlichfromme Gedicht: „Die Kindheit Jesu", — hieraus das folgende Kapitel.

Auf der Flucht nach Ägypten.

Es war an eines Tages Wende,
da machten sie der Wandrung Ende,
zu suchen auf den Matten
in eines Berges Schatten
Herberge bis zum nächsten Tag.
Und siehe, eine Höhle lag
vor ihnen finster und abscheulich,
draus ringelten sich Drachen greulich
und fuhren auf das Jesuskind;
und Josef und sein Hausgesind,
wohl ungewöhnet solcher Blicke,
erschrocken fuhren sie zurücke.
Das Kind gebot den Drachen,
daß sie in keiner Sachen
ihm Leut' noch Vieh versehrten.
Die Drachen flugs sich kehrten
und fuhren heim in ihre Höhle,
und fürder sah sie keine Seele.
Da scharten sich zum Kindlein schier
viel kleine und viel große Tier.
Die Wölfe und die Bären,
sie ließen sich nicht wehren,
zu sehen ihren Herrn.
Sie strichen nah und fern
aus Wald und Feld auf seine Spur.
Der heil'ge Josef ängstlich nur
sah auf die Tiere ringsumher,
und heimlich ward das Herz ihm schwer,
mit Sorg' war er beladen;
doch blieb er sonder Schaden.

[1] Er wollte ihn töten.

Denn wie sie nahten mählig lich,
die wilden Tiere hielten sich
den Schäflein gleich, den zahmen;
schien völlig zu erlahmen
der Grimm, der ihnen von Natur,
sie aßen Laub und Gras der Flur.
So friedlich zog die Wanderschaft,
sie meisterte die Gotteskraft,
daß alles zog im gleichen Schritt;
es nahm der Wolf das Schäflein mit,
zutraulich ging mit ihm das Rind;
und von der Mutter lief das Kind
und lockte sie zum Spiel herbei.
Da kauerte sich mancher Leu
zu Füßen ihm, und fromm und zahm
das Wild ringsum geschlichen kam.
Und als nun Josef sah,
daß ihm kein Arg' geschah,
und daß auch seine Herde
nicht angetastet werde,
da ließ er wohl sie bleiben;
er konnt' sie nicht vertreiben,
wie er auch wehrte, was er trieb,
war es ihm leid, war es ihm lieb,
die Tiere wichen keiner Not,
bis es das Kindlein selbst gebot.

Noch mehr des Wunders nun ich sage.
Sie zogen fort am heißen Tage
und lagerten um Mittagszeit
in einer Heide groß und breit.
Da war des Wassers bittre Not,
kein Gräslein sich, kein Hälmlein bot,
die durst'ge Zunge zu ergetzen,
das arme Vieh damit zu letzen.
So alles war verbronnen,
verdorret von der Sonnen.
Nie fühlten sie die Müde mehr,
nie quälte sie der Durst so sehr.

Und sieh! ein Trost sich plötzlich fand:
ein Baum vor ihren Augen stand,
der war gar hoch und breit,
dahin nun wandten sich die Leut';
und unter seinem Schatten gut
die müde Schar vom Wandern ruht.
Die kühle Luft tat ihnen wohl,
der Baum hing reifen Obstes voll.
Maria sah zum Baum hinauf,
sprach zu St. Josef drauf:
„Wie willst du es beginnen,
des Obstes zu gewinnen?
Deß äß' ich gerne, dünket mir."
Der sprach: „Es ist unmöglich schier,
zu hoch und schlank ist dieser Baum,
der Knechte keiner reicht ihn kaum
und klömm' er noch so kühn zur Höh';
es tut mir leider selber weh,
daß ich die Leute und das Vieh
vor Durst muß sehn verschmachten hie,
und daß wir selber auch nichts haben,
um uns damit zu laben,
ist meine meiste Not!" —

Das Kind erhob sich und gebot
dem Baume, daß er neige sich,
und sprach: „Nun Mütterlein, nun brich
so viel als dir gefalle."
Und Josef und die Leute alle,
die in des Baumes Schatten saßen,
sie brachen sich des Obsts und aßen,
nach Herzenslüsten und Begehren.
Der Baum ließ alle still gewähren
und tat die Äste nicht erheben,
bis daß ihm Urlaub ward gegeben.
Als es das Kindlein ihm erlaubt,
da hob er grad, wie eh', das Haupt.

(Aus Mosenthal, Museum österr. Lyriker u. Epiker.)

* * *

Schwankdichtung des Mittelalters.

Aus den „Streichen des Pfaffen Ameis" von dem Stricker.

Der Stricker hat wahrscheinlich in Österreich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt und gedichtet. Er hat einen Artusroman „Daniel von Blumenthal", nach dem Französischen, und ein Rolandlied, außerdem schwankartige Erzählungen und „Beispiele" (bîspel), Gedichte didaktischen und moralisierenden Inhalts, verfaßt. Außer diesen dann noch „Die Streiche des Pfaffen Ameis". Augenscheinlich lagen ihm hierfür volkstümliche Schwänke und Anekdoten vor, er hat sie jedoch selbständig bearbeitet, und zwar mit einem feinen Gefühl für Ausdrucksfähigkeit und Prägnanz der Sprache. Auch infolge der plastischen und lebendigen Charakterzeichnung wirken seine Dichtungen novellenartig.

Ameis als Arzt.

Als nun Ameis durch diesen Schlich
gar vieles Gut erworben sich
dort an dem Hof zu Karolingen,
da ritt er hin nach Lotharingen
und fragte da unverwandt,
bis er des Landes Herzog fand.

Dem meldete er eine Märe,
daß nach dem Herrgott niemand wäre,
der besser heilen könnt' als er.
„So hat Euch Gott gesendet her,"
hat da das Wort der Herzog nommen;
„so bin ich froh, daß Ihr gekommen.
Ich hab' Verwandt' und Dienstleut' hier,
von deren Leiden Kummer mir
ersteht: siech ist ein großer Teil.
Verleiht Euch Gott ein solches Heil,
daß Ihr sie machen könnt gesund,
Ihr werdet reich zur selb'gen Stund'."

Ameis zu sprechen da begann:
„Ich bin ein Arzt, der solches kann:
Die von dem Aussatz sind befreit
und nicht durch Wunden haben Leid,
die haben Krankheit nicht so schwer —
und wären's tausend oder mehr —,
daß ich sie nicht gesunden macht',
bevor der Tag entweicht der Nacht:
Geschieht dies nicht, nehmt mir das Leben.
Drum bitt' ich Euch, mir nicht zu geben
Geschenke oder Lohn, bevor
Ihr nicht gehört mit eignem Ohr,
daß sie gesagt, sie sei'n gesund:
Dann tut mir Eure Gnade kund."

Des freute sich der Herzog sehr:
„Ihr redet wohl," erwidert' er
und rief die Kranken unverweilt.
An zwanzig kamen da geeilt;
die führt' der Pfaff' in ein Gemach.
„Bald hab' ich", er zu ihnen sprach,
„von eurer Krankheit euch befreit,
wenn ihr mir schwöret einen Eid,
erst nach Verlauf von sieben Tagen
von meiner Red' etwas zu sagen:
nicht anders ich euch heilen kann."

Als er mit solcher Red' begann,
da ließen sie sich bald besiegen;
sie schworen, — daß sie es verschwiegen;
und er zu ihnen nun begann:
„Nun gehet ohne mich hindann
und wollt besprechen euch dabei,
wer unter euch der Kränkste sei.
Ist er gefunden, tut's mir kund —
bald sollt ihr werden dann gesund.
Den Kränksten denk' ich dann zu töten,
um euch zu helfen aus den Nöten
mit seinem Blute allsogleich:
Mein Leben sei zum Pfande euch."

Darob erschraken alle Siechen,
und wer da kaum vermocht' zu kriechen
vor seiner Krankheit grimmer Not,
der fürchtete, es sei sein Tod,
wenn seine Not gemerkt man hab',
und ging dahin gar ohne Stab,
wo sie die Unterredung hatten.
Vernehmet jetzo, wie sie taten.

Es dachte da ein jeder Mann:
„Wie klein ich auch behaupten kann,
daß meiner Krankheit Leiden sei,
so redet einer doch dabei,
das seine sei noch kleiner;
dann redet wieder einer,
das seine sei zweimal so klein;
dann sprechen alle insgemein,
ich sei der allerkränkste hie.
So sterbe ich, geheilt sind sie.
Drum will ich mich behüten ehr
und sagen, daß gesund ich wär'."
So dachte er bei sich allein,
sie dachten alle insgemein.
Und alle gaben zu verstehn,
daß ihnen Gnade wär' geschehn;
sie wären munter und gesund:
das taten sie dem Meister kund.
Er sprach: „Ihr wollt betrügen mich!"
Da schwor ein jeder feierlich
bei seiner Treu', es wäre wahr,
nichts tät' ihm weh, auch nicht ein Haar.

Da ward der Meister hocherfreut.
„Geht hin nun," sprach er, „liebe Leut',
und saget es dem Herzog an."
Das wurde unverweilt getan;
sie gingen hin und sagten an,
sobald sie ihren Herren sahn,
es wär' ein heil'ger Mann gekommen,
der Krankheit wären sie benommen.

Darob zu staunen er begann
und fragte alle, Mann für Mann,
ob sie durch Lug ihn täuschten nicht.
Da zwang sie ihres Eides Pflicht,
den sie Ameis, dem Pfaffen taten,
daß keine andre Red' sie hatten
als die „sie wären ganz gesund".
Da ließ an Silber zu der Stund'
dem Pfaffen hundert Mark er geben.
Und dieser kannt' kein Widerstreben,
ließ ab sich schnell das Silber wägen
und forderte den Reisesegen;
dann eilt' hinweg er unverwandt.
Das Geld schickt er nach Engelland
und hieß es geben seinen Gästen,
den niedrigsten, so wie den besten.

Als er den Urlaub hatt' empfangen
und eine Woch' darnach vergangen,
da hatten Leiden nur noch mehr
die Siechen alle als vorher.
Nun sagten sie's dem Herzog an,
wie sie betrogen von dem Mann,
der ihrem Leid hätt' sollen wehren;
wie sie ihm hätten müssen schwören,
daß jeder es verhohlen trage
sechs Tag' bevor er etwas sage.

Da das der Herzog hatt' vernommen,
als jener Urlaub schon genommen,
sagt er's den Seinen insgemein.
Davon erhob sich großes Schrein
so an dem Hof zu Lotharingen,
wie schon zuvor in Karolingen;
sie sprachen alle: „Pfaff' Ameis
Bescheid in list'gen Streichen weiß."

(Aus Pannier, Streiche des Pfaffen Ameis, Reclams Universal bibliothek.)

* * *

Der Minnesang.

Der deutsche Minnesang ist durchweg lyrisch, im Gegensatz zu dem Volksliede entwickelt die deutsche „Kunstlyrik" in ihm zum ersten Mal einen eigenen lyrischen Stil, der sich insbesondere in der Poesie Walters v. d. Vogelweide individuell steigert. Anfänglich allerdings zeigt die Dichtung der Minnesänger noch Anklänge an das Volkslied, einige Lieder Des von Kürenberg, Dietmar von Aists u. a. wirken volksliedartig. Kürenbergs „Der entflogene Falke" und Dietmar von Aists „Der Falke" muten wie kleine ritterliche Balladen an. Ich gebe deshalb diese beiden Lieder hier wieder. Aus demselben Grunde teile ich einige romanzenartige Lieder Walters mit. Anschaulich, kräftig realistisch, im Stile derb und volkstümlich, vulgärballadesk wirken die Lieder Neidharts von Reuental, von denen ich hier ebenfalls einige aufnehme. Ebenso ein barockes Gedicht des interessanten ritterlichen Abenteurers Oswald v. Wolkenstein, der bereits der Renaissance angehört. — Vgl. „Deutscher Minnesang," übertragen von Bruno Obermann, Universalbibliothek.

Herr Dietmar v. Aist (1140—1170).

Ein österreichischer Ritter, dessen Schloß Aist am gleichnamigen Fluß im Innviertel (Ober-Österreich) lag. Er und Kürenberg, wahrscheinlich sein Landsmann, gehören zu den ältesten Minnesängern.

Kriegers Abschied.

„Wach auf, mein Trauter, schlafest du?
Man stört uns, ach, aus süßer Ruh,
ich glaub', ein Vöglein wohlgetan
stieß an den Zweig der Linden an."

„Ich war entschlafen sänftiglich,
nun rufst du zu den Waffen mich,
Lieb ohne Leid kann nimmer sein,
was du gebietest, lös' ich ein."

Die Frau mit Tränen schaut darein:
„Ziehst fort und lässest mich allein!
Wann willst du wieder her zu mir?
O weh! Nimmst meine Freud' mir dir!"

(Mosenthal.)

Der Falke[1].

Eine Frau, die stand alleine
und spähte auf die Heide
und spähte nach ihrem Lieben,
einen Falken sah sie fliegen.
„O Falke, wie du glücklich bist!
Du fliegst, wohin nur lieb dir ist,
du suchst dir in dem Walde
einen Baum, der dir gefalle.
Also hab' auch ich getan:
Für mich erkor ich einen Mann,
den erwählten meine Augen.
Das beneiden schöne Frauen.
Was läßt man mir mein Lieb denn nicht,
wollt' ich ja ihrer keiner Lieb für mich!"

(Obermann.)

Der von Kürenberg (um 1150).

Ein österreichischer Dichter, dessen Stammsitz vielleicht auf dem nahe bei Linz gelegenen Kürenberg lag. Seine fast durchgehend einstrophigen Lieder sind in der Nibelungenstrophe gehalten.

Der entflogene Falke.

Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr.
Doch als er, wie ich wollte, von mir gezähmet war
und ich ihm sein Gefieder mit Golde schön umwand,
da hob er auf gar hoch sich und flog hinweg in fremdes Land.

Drauf sah ich den Falken wieder stattlich fliegen,
er trug an seinem Fuße seidene Riemen,
es glänzte sein Gefieder ganz von rotem Gold:
Gott bringe sie zusammen, die sich da gerne wären hold!

(Obermann.)

Herr Walter v. d. Vogelweide.

Geb. wahrscheinlich um 1165 im Herzogtum Österreich, gest. um 1230. — Vgl. Simrocks ausgewählte Werke, Hesse & Becker Verlag, Bd. XI.

Tanzweise.

„Nehmt, Herrin, diesen Kranz,"
sprach ich jüngst zu einem Mägdlein wunderhold,
„so zieret Ihr den Tanz
mit den schönen Blumen, die Ihr tragen sollt.
Hätt' ich viel Gold und Edelsteine,
sie müßten Euch gehören,
kann ich redlich schwören:
vertraut mir, daß ich's ernstlich meine.

Ihr seid so wohlgetan,
daß ich Euch ein Kränzlein gönnte herzlich gern,
so gut ich's winden kann.
Noch viel Blumen stehen, rot' und weiße, fern,
die weiß ich dort in jener Heide,
wo sie gar hold entspringen
bei der Vöglein Singen:
da sollten wir sie brechen beide."

Sie nahm, was ich ihr bot,
einem Kinde gleich, dem Freundliches geschieht;
ihr Wänglein wurde rot
wie die Rose, da man sie bei Lilien sieht.
Ihr Auge schämte sich, das lichte:
Ein holdes Gegengrüßen
ward mir von der Süßen,
und bald noch, was ich nicht berichte.

Ich glaubte niemals mehr
Freude zu gewinnen, als ich da besaß:
Die Blüten fielen schwer
von den Bäumen bei uns nieder in das Gras.
Ich war so fröhlich, daß ich lachte.
Als mich der Traum umsponnen
hielt mit solcher Wonnen,
da ward es Tag und ich erwachte.

Mir ist von ihr geschehn,
daß ich allen Mägdlein jetzt zur Sommerzeit
muß in die Augen sehn;
fänd' ich meine wieder: o der Seligkeit!

[1] Das Lied stammt vermutlich nicht von Dietmar sondern aus früherer Zeit, es ist eines der ältesten uns erhaltenen Lieder der mittelhochdeutschen Lyrik.

Wär' sie bei diesem Ringeltanze?
Ihr Frauen habt die Güte,
rücket auf die Hüte:
Säh' ich sie wieder unterm Kranze!

Die verschwiegene Nachtigall.

Unter der Linden,
an der Heide,
wo ich mit meinem Trauten saß,
da mögt ihr finden,
wie wir beide
die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall,
Tandaradei,
sang im Tal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
zu der Stelle;
mein Liebster war schon vor mir dort.
Mich hat empfangen
mein Geselle,
daß ich bin selig immerfort.
Ob er mir auch Küsse bot?
Tandaradei!
Seht, wie ist mein Mund so rot!

Da ging er machen
uns ein Bette
aus süßen Blumen mancherlei;
des wird man lachen
noch, ich wette,
so jemand wandelt dort vorbei:
Bei den Rosen er wohl mag,
Tandaradei!
merken, wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
wüßt' es einer,
behüte Gott, ich schämte mich.
Wie mich der Gute
herzte, keiner
erfahre das als er und ich,
und ein kleines Vögelein,
Tandaradei!
das wird wohl verschwiegen sein.

Tagelied.

Ein Ritter freundlich lag
in Liebesseligkeit
der Herrin in den Armen:
er sah des Morgens Schein,
der schon durch ferne Wolken
mit schwachem Schimmer brach.
Die Frau im Leide sprach:
„O weh geschehʼ dir, Tag,
was läßt du mich in Liebe
nicht länger glücklich sein?
Was sie da heißen Minne
ist lauter Herzeleid." —

„Süße Freundin mein,
nicht laß dir Trauer nahn:
ich muß nun von dir scheiden,
das ist uns beiden gut.
Die Kammer schon erhellte
des Morgensternes Licht." —

„Mein Trauter, tu das nicht,
und laß die Rede sein,
womit du mir beschwerest
das Herz und auch den Mut.
Was eilst du so von hinnen?
es ist nicht wohlgetan." —

„Herrin, du bittest mich,
so bleibʼ ich noch bei dir;
nun sag es in der Kürze,
was du mir sagen mußt,
daß wir die Späher täuschen
wie heut ein andermal." —
„Ach Freund, ich dulde Qual,
bis daß ich wieder dich
umfange, weh, die Schmerzen
sind groß in meiner Brust.
Nun meide mich nicht lange,
so machst du Freude mir." —

„Das fürchte nimmermehr,
da ich's ja nicht vermag;
muß ich dich, Herrin, meiden
eines Tages Frist,
so läßt doch all mein Denken
nimmer ab von dir." —
„Mein Freund, nun folge mir,
und komm bald wieder her,
wenn du mit steter Treue
mir ganz ergeben bist.
O weh der Augenweide!
nun spürʼ ich selbst den Tag." —

„Was helfen Blumen rot,
wenn ich von hinnen soll?
O traute Herzgeliebte,
die sind mir jetzt so wert
als wie den kleinen Vögeln
die winterkalte Zeit." —
„Das ist auch mir ein Leid
und eine stete Not:
ich sehʼ ja noch kein Ende,
wie lang die Trennung währt:
nun liege noch ein Veilchen,
du tatest nie so wohl." —

„Herrin, es ist Zeit,
gib du den Urlaub mir:
es ist um deine Ehre,
daß ich nun scheiden muß:
sein Tagelied der Wächter
schon laut erhoben hat." —
„Ach, ist kein andrer Rat?
So füg' ich mich ins Leid:
o weh des Urlaubes,
den gebʼ ich mit Verdruß:
dem ich das Leben danke,
der Himmel sei mit dir."

Der treue Ritter schied
und härmte seinen Leib,
in bittern Tränen ließ er
die schöne Herrin gut.
Doch lohntʼ er ihr mit Treue
die Gunst, die er gewann.
Sie sprach: „Wer nun hebt an

und singt ein Tagelied,
der wird mir stets am Morgen
betrüben Herz und Mut;
nun lieg' ich freundberaubet
recht wie ein sehnend Weib." —

Neidhart v. Reuenthal.

Geb. um 1200 in Bayern, seit 1230 in Österreich. — Vgl. Deutscher Minnesang, Universalbibliothek.

Der stolze Bauer.

„Sing, mein Goldhuhn, und ich geb' dir Weizen!"
Wie mir da
wohl geschah,
als sie's sprach, die ich mir gern gewinne.
So kann schön Versprechen Toren reizen
ein voll Jahr.
Spräch' sie wahr,
ach, wie würd' ich dann in meinem Sinne
frohen Mut, wie kaum ein andrer, tragen!
Will, bei ihrer Seligkeit,
sie mein Leid
nie mir wenden? Ach, 's ist zu beklagen! —

Räumet weg die Schemel und die Stühle!
Laßt die Schragen[1]
seitwärts tragen!
Heute woll'n genug wir tanzen wieder.
Machet auf die Stube, dann wird's kühle,
daß der Wind
kann gelind
an die Mädchen wehen durch die Mieder.
Wenn die, die den Vortanz haben, schweigen,
bitte ich euch alle dann,
tretet an
drauf zum höf'schen Tänzchen nach den Geigen.

Horch! schon hör' ich in der Stube tanzen.
Alle Mann,
macht euch dran!
Dort sind Weiber aus dem Dorf in Scharen.
Tüchtig sah man da nun „ridewanzen"[2].
Zweie geigen.
Als die schweigen,
ei, wie lustig nun die Burschen waren!
Denn nun ward der Reih' nach vorgesungen,
durch die Fenster hört' man's schall'n.
Adelhalm
tanzte stets nur zwischen zweien jungen.

Ob man je so stolzen Bauern finde,
als er ist?
Heil'ger Christ,
seht wie er vorauf den Reihen führet!
Eine fast zwei Hände breite Binde
hat sein Schwert,
und gar wert
dünkt er sich, weil's neue Wams ihn zieret.
's ist aus kleinen vierundzwanzig Stücken.
Ärmel gehn ihm bis zur Hand.
Sein Gewand
kann man nur an eiteln Narrn erblicken.

Ja, wie bäurisch ist er ausstaffieret!
Und fürwahr,
man sagt gar,
daß er werb' um Engelboldens Aven.
Kaum doch glaub' ich, daß er heim sie führet.
's ist ein Weib,
daß ihr Leib
wohl zum Minne ziemte einem Grafen.
Drum mag ihm wohl stille Weisung taugen.
Geh' er anderswo nur hin.
Den Gewinn
trüg' er bis nach Mainz in seinen Augen[1].

Ist sein Wams doch nicht so hübsch zu schauen,
noch die Kehl'
ihm so hell,
daß er nicht verschont sie sollte lassen.
Diesen Sommer wagt' er sie zu kauen
gar für Brot[2].
Ja, schamrot
ward ich, als sie bei einander saßen.
Wird sie mir, der ich da gerne diene,
Gutes geb' ich ihr zur Wahl,
Reuenthal
ganz zu eigen, 's ist mein Hohen-Siene[3].

Der üppige Bauernbursche.

Ein üpp'ger Bauernbursche freit'
um eines Dörflers Muhmen.
„Nun ist zu manchem Spaß die Zeit!
Auf! gehn wir in die Blumen
und brechen Rosen uns zum Kranz,
die wir tragen wollen
im Mai nun bei dem Tanz!"
Metzchen[4], wie gefall' ich dir?
Auf dein Wort, das sag' du mir.

„Nun pfeifet uns, Herr Spielmann, auf!
Mag Gott Euch immer lohnen!
Ihr hofft schon voll Erwartung drauf.
Eine Schüssel voller Bohnen
steht Euch auch ohne Weigern frei:
wo Ehre gut bezahlt wird,
da bin ich stets dabei!"
Metzchen, wie gefall' ich dir?
Auf dein Wort, das sag' du mir.

Der pfiff auf dem Holunderholz,
und ihm ward wohl zumute,
an seine Hände nahm er stolz
Frau Jute, Elsʼ und Trute.
Den Eisenbuckel er sich band
aufs Haupt, und Blechhandschuhe
zog er auf die Hand[5].
Metzchen, wie gefall' ich dir?
Auf dein Wort, das sag' du mir.

[1] Untergestell eines Tisches mit kreuzweise stehenden Füßen.
[2] Der „Ridewanz" war eine beliebte Tanzart jener Zeit.

[1] Wohl sprichwörtlich für: seine Hoffnung, sie als Gewinn davonzutragen, ist eitel.
[2] „Eine als Brot kauen", d. h. immerfort an ihrem Munde hängen. (Wackernagel.)
[3] Hohen-Siene, die hoch auf dem Berge liegende Stadt Siena in Italien.
[4] Abkürzung für Mechtilde.
[5] Neidhart verspottet die alberne Nachahmungssucht der Bauern, die selbst zum Tanze schwere ritterliche Rüstung anlegten. „Eisenbuckel" wird spöttisch der große Helm des Bauern genannt

Sein Schwert, das heißt „der grimme Tod",
damit kann er ausreiten.
Er hat erlitten manche Not
in manchen hitz'gen Streiten,
die wehrt' er ab mit freier Hand,
daß ihrer siebenunddreißig
fielen in den Sand.
Metzchen, wie gefall' ich dir?
Auf dein Wort, das sag' du mir.

Die Sporen schnallt' er um den Fuß,
die hingen voller Schellen[1].
Er bot Frau Adelheid den Gruß,
Herrn Schweinhild und Herrn Kellen.
Da tanzten sie den Hoppaldei[2].
Sie sprach: „Mein liebes Kunzel[3],
meine Angst ist nun vorbei!"
Metzchen, wie gefall' ich dir?
Auf dein Wort, das sag' du mir.

Sein Haar, das ist geringelt fein,
des Nachts auch wohl geschnüret.
Die Füße leiden große Pein,
wenn er den Reihen führet
mit manchem zarten Trippeltritt;
doch für sein schönes Metzchen
macht er die Mode mit.
Metzchen, wie gefall' ich dir?
Auf dein Wort, das sag' du mir.

Lang trägt die Haubenschnüre er[4],
woran Muskat gebunden,
die schwingen sich so weit umher,
daß er damit schlägt Wunden
den schönen Mägdlein bei dem Tanz,
wenn in die Höhe hüpfet
der närr'sche dumme Hans.
Metzchen, wie gefall' ich dir?
Auf dein Wort, das sag' du mir.

Ich kam gerade an den Ort,
wo Metz' und Jutchen waren,
und stellte hintern Zaun mich dort,
ihr Reden zu erfahren.
Jutchen sprach: „Nun sag' nur mir,
was sitzt du denn hier, Metze?"
Sie sprach: „Ich sag' es dir."
Metzchen, wie gefall' ich dir?
Auf dein Wort, das sag' du mir.

„Muskaten, die dem Kuntzel drin
in seinen Schnüren liegen,
die trafen heftig mich vorhin,
weil sie so weithin fliegen
um seinen Kragen ringsumher.
Es sind ja Kieselsteine! —
so sagt mir Isenber."
Metzchen, wie gefall' ich dir?
Auf dein Wort, das sag' du mir.

[1] Die Stutzer trugen zur Zierde kleine Schellen an ihren Kleidern oder, wie hier, an den Sporen.
[2] Ein Bauerntanz.
[3] Abkürzung für Konrad.
[4] Die Hauben waren mit lang herabhängenden Schnüren verziert, an deren Enden des Wohlgeruchs wegen Muskatnüsse oder anderes Gewürz gebunden waren.

Oswald v. Wolkenstein.

„Der letzte Minnesänger", 1367—1445. — Vgl. Dichtungen von Oswald von Wolkenstein, übersetzt von L. Passarge, Universalbibliothek.

Abenteuer in Ronciglione (1433)[1].

Es wird uns neue Mär' bekannt
von einem Grafen, Süß[2] genannt,
wie sauer der sein' Gäst' begrüßt',
dort in Runtzelian[3].
Bis vor den Papst gelangt der Schall,
gen Rom, zu manchem Kardinal;
das war ein Lärmen, laut und wüst,
von manchem Weib und Mann.
Die Kirchweih[4] ward bestellt
von Bauern und von Knappen,
die Herberg brachen sie geschwind
und liefen auf die Trappen,
mit Keulen, Spießen, aufgebracht
durch einen bösen Wahn.
Wohl sechzehn, wohlgezählt,
Bischöfe[5] wollten weihen,
doch welcher keine Beulen hätt',
müßt treten aus der Reihen;
und mancher ging in ganzer Pracht
und wohl gebläut von dann'.

Der Wirt[6] ward bei dem ersten Strauß
geworfen zu dem Fenster 'naus,
so daß er von derselben Zech'
bekam den gleichen Teil.
Dietrich Fannauer, Janko Knapp
schleift' man beim Haar die Stieg' hinab,
und wurden so geschindert frech;
das bracht' ihn' wenig Heil.
Mein Oheim Matthes Schlick
der stieg wohl Stiegen achtzig
wie eine Katz' zum Fenster hinaus.
Er sprach: die Sache macht sich,
doch wär' ich lieber auf dem Lech[7]
und führ' hin wie ein Pfeil.
Drauf ward auch ihm ein Pick
auf seiner Nasenspitze,
den er zu Rom wohl vierzehn Tag'
ließ sehn zu manchem Witze.
Ein Riese Hermann war, sein Knecht,
so lang als wie ein Seil[8].

Herr Gotschalk und Herr Mert von Speier,
ein jeder trug eine krumme Leier[9]
von seiner Achsel bis zum Daum
in einer Binde weiß.
Und was in Freundschaft sonst geschach,
sie klagten sehr ihr Ungemach,
das hab' ich wohl genommen wahr
an ihnen mit ganzem Fleiß.
Herr Hans von Dänemark

[1] Auf der Romfahrt Sigmunds zur Krönung.
[2] Dolce.
[3] Ronciglione.
[4] Die Szene trug sich an einem Kirchweihfeste zu.
[5] Das sind die Bauern, als Weihbischöfe gedacht.
[6] Conte Dolce.
[7] Fluß in Bayern.
[8] Ein damaliges Maß.
[9] Das heißt, sie trugen den Arm in der Binde, Schlinge.

ward durch ein Loch gezwungen
von einer Bühn[1] in einen Stall,
daß ihm die Ohren klungen,
als ob er läg' im schlimmen Traum
bei einem Feuer heiß.
Rigo von Wien, ob noch so stark,
ward ihm hint' nach geschupfet.
Da rief er laut: hol' euch — ich bin
auf einen gut gehupfet!
Du liegst da, wie ein Balkenbaum!
Vor Ängsten werd' ich greis.

Von Schlägen ward der Steren blau
und schrie: misericordiau.
Das half ihm wenig um ein Ei[2],
ihm ward sein rechter Lohn.
Noch sind ihr' sieben ungenannt,
darum, weil ich sie nicht gekannt,
die auch in diesem Hurlachei
die Weih' empfingen zum Hohn.
Ihr Rücken, Lenden, Füß' und Bein'
die Bischöf' wohl zerbläuten,
und welcher sonst noch in den Reihn,
den sehr die Weihn gereuten.
Da canta dultz den Firlafei[3],
das gibt einen sauren Ton.
Es knarrt' so mancher fein,
recht wie ein alter Karren,
der niemals Schmier' empfangen hätt',
und ward zu einem Narren,
da sich sein Leib in dem Geschrei
färbt wie von rotem Mohn.

Die Kirchweih also war besatzt,
und welcher nicht hinunter platzt
drei Stiegen und zum mindsten zwo,
der war nicht recht geweicht[1].
Und wer die Keulen nicht empfand,
die sie darbrachten in der Hand, —
wiewohl des mancher wenig froh, —
der hatt' nicht recht gebeicht't.
Als die Geschicht' zuend'
und es begann zu tagen,
da sprachen sie einander zu
mit sehnsuchtsvollem Klagen:
Steht, Freunde, auf aus diesem Stroh,
eh' man uns baß bestreicht! —
Ihr' keiner auf dem Pferd'
konnt' sitzen ohne Winden,
man mochte sehen Händ' und Füß'
umwickelt mit den Binden.
Was hilft's, daß Einer grimmig droh'
und macht das Herz sich leicht[2].

[1] Bühne, der Raum über dem Stall.
[2] „Nicht um ein Ei" dient zur Verstärkung der Negation.
[3] Canta dolce, die Tanzarie.

[1] Geweiht und eingeweiht.
[2] Der Dichter gibt keinen Grund an für den Überfall in Ronciglione. Vielleicht war ein solcher auch gar nicht vorhanden, oder lag lediglich in der damaligen Animosität der Italiener gegen die Deutschen. Wurde doch sogar, bevor Sigismund (am 21. Mai 1433) Rom betrat, der Schweizer Heinrich Jauch aus Uri fast unter den Mauern der Stadt meuchlings ermordet.

* * *

Das spätere Mittelalter.

Die Dichtung des späteren Mittelalters ist fast durchweg lehrhaft und allegorisch. Nach irgendwelchen balladesken Tönen, Stimmungen usw. habe ich in diesem ungeheuren Wust abgestorbener Poesie vergeblich gesucht. Diese in der Zeit entstandene und mit der Zeit vergangene Poesie ist künstlerisch für unsere Gegenwart unfruchtbar. Literarisch bietet sie natürlich viel des Interessanten. Ich habe ganz besonders die kleinen allegorischen Erzählungen auf Balladen hin durchgesehen, die Dichtungen, Fabeln, Beispiele, Allegorien von Ulrich Boner (Der Edelstein), Hadamar von Laber (Die Jagd), Suchenwirth (Minnejagd), Hermann von Sachsenheim (Die Mohrin), Hugo von Trimberg (Der Renner), Hugo von Montfort, Heinrich dem Teichner, Michael Beheim, Sebastian Brant usw.: Balladen oder Balladenartiges habe ich in ihnen nicht gefunden. Der Stil ist stets umständlich beschreibend, reflexionär. Anschaulichkeit wird durch diese Art des Vortrags selbstverständlich auch erreicht, aber es ist eben die behagliche hausbackene Anschaulichkeit des Schwankes, der Fabel, der Parabel usw. Gewiß ist auch dies deutscher Stil. In diesem behaglichen, gemütlichen und klugen Stil sind auch die Gedichte der besten der Meistersänger gehalten, und welche großartig lebendigen und echt volkstümlichen Wirkungen grade durch ihn erzielt werden können, das beweist der Meister deutscher Dichtkunst: Hans Sachs selbst. Man denke daran, daß grade diesen Stil der junge Goethe als den deutschen, als seinen empfunden hat. Aber die Ballade und das balladeske Empfinden war dem Zeitgeist ganz fremd, diese natürliche Kunst wurde nur in der Volkspoesie gepflegt und durch sie über Jahrhunderte hinweg in eine neue Zeit getragen, der es recht eigentlich erst vorbehalten blieb, dem psychischen Reiz des Balladesken wieder künstlerisch Rechnung zu tragen. Als Proben des späteren mittelalterlichen Stiles gebe ich einige Stücke aus der Fabelsammlung „Der Edelstein" von Ulrich Boner und einige Gedichte von Meistersängern, darunter vier von Hans Sachs, hier wieder.

Ich verweise hierbei auf das Volkslied, das ja ebenfalls von diesem Zeitstil, insbesondere von dem Stil der Meistersänger beeinflußt worden ist. Hier trat um 1500 selbstverständlich eine Art des künstlerischen Austausches, der gegenseitigen Beeinflussung ein: Die Dichter, insbesondere die sog. Meistersänger und Fahrenden Meister (Beheim u. a.), entnahmen ihre Stoffe der Volksdichtung, dem historischen Volksliede, und Dichtungen von Meistersängern gingen in die Volkspoesie über.

Ulrich Boner

Um 1350. Die folgenden Stücke sind Boners Fabelsammlung „Der Edelstein“ entnommen, nach der Übertragung von Karl Pannier, Universalbibliothek.

Von einer Feldmaus und einer Stadtmaus.

Gar fröhlich eine Feldmaus war,
als eines Tags sie ward gewahr,
daß Base Stadtmaus kam zu ihr.
Sie sprach: „Gar große Freud ist's mir,
daß du gekommen in mein Haus.“
Mit Eifer lud sie ein die Maus.
Die Wirtin hatte frohen Mut,
die Speise zierte der Wille gut.
Ein froh Gesicht dem Gast sie bot
und sprach: „Genieße ohne Not
das Gute, das ich hab im Haus:
sieht spärlich auch die Mahlzeit aus,
der gute Wille macht sie reich.“
Die Stadtmaus lud mit Fleiße gleich
ihr Trautgespiel, die Feldmaus ein,
und nahm sie mit zur Stadt hinein
in einen Keller, der mit Speise
beraten wohl in jeder Weise;
da lagen Fleisch und Fische viel.
Sie sprach: „Nun wähle, Trautgespiel,
die allerbeste Speise dir
und lebe frei von Sorgen hier.“
Vom Käse gut, von Quark und Brot
iß tüchtig; wir sind ohne Not
von Hunden und von Katzen hier.
Da hörten sie ein Rasseln schier,
weil an der Türe schloß der Koch.
Die heim'sche Maus floh schnell ins Loch
und ließ ihr Trautgespiel allein.
Die wußte nicht, wohin vor Pein,
und hierhin bald, bald dorthin floh.
Des Koches Auge sah sie so;
mußt er zurück nicht zu dem Herrn,
er hätte sie zertreten gern.
Den Keller hat er bald verschlossen.
Die fremde Maus war arg verdrossen:
nichts wert schien die Bewirtung ihr,
wo sie das Leben verloren schier.
Alsbald kam aus dem Loch heraus
geschlichen auch die heim'sche Maus;
die sprach: „Nun, Trautgespiele mein,
freu dich und laß dein Trauern sein.
Iß und trink und schmause wohl,
der Keller ist süßer Speisen voll.“
Da sprach zu ihr die fremde Maus:
„O wär ich hier nur erst heraus,
ich wollte lieber Bohnen nagen,
als mit beständ'ger Furcht mich tragen
um deiner Speisen Süßigkeit,
die mit der Galle Bitterkeit
vermischt ist. Die behalt für dich!
Dich mag's erfreun, nicht aber mich.
Behalt es du alleine nur,
ich aber geh nach Feld und Flur
und will in Armut fröhlich leben,
wo du in Angst und Pein mußt schweben.
Wenn Armut sich mit Frohsinn eint,
das mir das reichste Leben scheint.
Der Arme frei von Sorgen lebt,
der Reiche oft in Sorgen schwebt,
und wenn der Arme ruhig rastet,
der Reiche sich voll Sorgen hastet.
Der Arm' ist sicher alle Zeit,
der Reiche nie von Furcht befreit.
Der Arme schläft in Sicherheit,
der Reiche wacht voll Müh und Leid.
Wie bringt die Üppigkeit Gewinn,
wenn Sorg und Furcht betrübt den Sinn?
Ein Wenig ohne Furcht ist baß
als Viel mit Bangen, glaube das!“
Mit diesen Worten eilte fort
die Feldmaus von der Sorgen Ort.

Von einem Juden und einem Schenken.

Einstmals ein Jude wollte ziehn
durch einen Wald. Da sollt man ihn
geleiten, denn er wußt es wohl:
die Waldung war von Mördern voll.
Drum ging er um Geleite schier
den König an. „Ich geb es dir,“
so sprach der König und gebot
dem Schenken sein bei Todesnot,
den Juden zu geleiten wohl.
„Das tu ich, wie ich billig soll,“
so sprach der Schenk, und unverwandt
nahm er den Juden bei der Hand,
da er ihn wohl geleiten wollt.
Der Jude trug Unmengen Gold
da mit sich auf der Wegefahrt,
was bald der Schenke inne ward.
Mit Fleiß der Schenk bei sich bedachte
(Gelegenheit stets Diebe machte),
wie er den Juden schlüge tot.
Er dachte: „Du kommst aus aller Not,
wird dir das Gold. Wer will es sagen
und wer wird grade dich verklagen?
Du bist allein, hab guten Mut,
hier um den Mord man dir nichts tut!“
Der Jude merkte seinen Plan
und seufzend er zu ihm begann:
„Ich zweifle nicht und weiß es fest,
den Mord Gott nicht verborgen läßt.
Eh das verschwiegen bliebe gar,
die Vögel machten's offenbar,
die du siehst fliegen, denk an Gott!“
Dem Schenken schien das nichts als Spott.
Und als er schon sein Schwert gezogen,
zu töten ihn, da kam geflogen
ein Rebhuhn aus dem dichten Wald.
„Sieh, Jude,“ rief der Schenke bald,
„den Tod, den du nun sollst erfahren,
das Rebhuhn wird ihn offenbaren.“
Er erschlug den Juden, nahm das Gut,
ging heim und hatte frohen Mut. —
Danach ging nicht viel Zeit ins Land,
da ward manch Rebhuhn zugesandt
dem König und wohl zurecht gemacht.
Der Vögel einen selber bracht
der Schenke vor den König dort.
Da dacht er an des Juden Wort,
das er in Todesnöten sprach,
als aus dem Wald das Rebhuhn brach.
Der Schenke über sich gewann

nicht Macht und fing zu lachen an.
Als ihn der König lachen sah,
mit sanften Worten sprach er da:
„Schenk, sage mir, woran gedacht
du hast, daß du jetzt hast gelacht,
als du das Rebhuhn hast gesehn?"
Der sprach: „O Herr, ich will's gestehn",
und sagt ihm, was geschehn durch ihn
dem Juden, mit dem er sollte ziehn
und ihn geleiten durch den Wald, —
verriet so seine Untreu bald.
Also ward offenbar der Mord
dem Könige durch dessen Wort,
der selbst den schnöden Mord begangen.
Drum mußt er an dem Galgen hangen.
Hätt er das Rebhuhn nicht geschaut,
ließ er den Mord nicht werden laut.
Er ward gehangen, das war wohl!
Um Gut man niemand morden soll.

Wer unrecht tut aus Gierigkeit,
wird der gehangen, wem ist das leid?
Mit Fug und Recht der sterben soll,
des Herz und Sinn Verrates voll.
Wer um das Gut tut Missetaten,
den soll das Rebhuhn auch verraten,
wie diesem Schenken hier geschehn.
Daß wohl es war, muß ich gestehn.
Den Mord läßt Gott nicht ungerochen.
Den Lohn dafür, was er verbrochen,
empfängt der Mensch hier oder dort,
das lehrt der Schrift geheiligt Wort.

Einige Meistersängerlieder.

Die zwölf alten Meister im Rosengarten.

Gesang hat mich genöten an,
so gar in klugem Sinne
ist mir gelegen inne,
daß ich Gesanges pflag,
do war ich Kunste siegenhaft,
danach stund mein Begier.

Do ward ich gar ein dummer Mann,
Kunst kunnt ich nit erkennen;
mein Sinn die ließ ich rennen
hin auf der Kunsten Steg;
do fand ich Kunst und Meisterschaft
in kurzer Frist gar schier.

Wen ich anruf, der spottet mein,
und gleicht mich zu den Kinden;
da nahm ich für mich groß und klein
da wart ich do entpfinden.
Das wollt ich werden innen,
da kam ich auf den Grund;
vor ward ich siech, ich ward gesund,
da ward geholfen mir.

*

Da kam ich in die Rosen rot,
die stunden unverwesen;
sie wurden ausgelesen
aus andern Blümlein gar.
Die Stöcke wurden hübsch und fein
gezieret überall.

Vergangen was mein Missetat,
ich setzt mich auf die Heiden,
ich schaut die Engel weiden
die Blumen wohl gevar;
sie gaben also lichten Schein,
ihr was ein michel Zahl.

Ich ließ die Blumen auf dem Land,
und schaut die Rosen klare;
Herr Gott genad der werten Hand,
die do vor manchem Jahre
beschaffen hat fürwahre
die Rosen und den Plan.
Zwölf Meister, die seyn gewesen,
des haben sie Lobe san.

*

Herr Frauenlob die Rosen gat
sogar mit klugem Sinne;
vor ihm fand er darinnen
Regenpogen einen Schmidt.
Klingsor ein Priester khom hernach
mit seiner Gramosey.

Der edel Marner nacher trat,
er sah der Rosen Ziere;
ein Ritter, der kam schiere,
Herr Walther von der Wid (Vogelweide),
dem Ziervogel was so jach,
in Rosen wut er frei.

Von Wurzburg do ein Geiger klug,
Kunrad ist er genennet;
sein Geige vor dem Kunge schlug,
Kunst kunnt er wohl erkennen.
Wolfram (v. Eschilbach), der kam gerennet
in Garten also frei;
ein Herr, in Ungerland er saß,
der wohnt mit Dienste bei.

*

Der Kanzler was ein Fischer lang
zu Steiermark in dem Lande;
der stark Pop (Boppo) was do zu Hande,
und viel der Stärke hat.
Do kam ein Meister hieß der Stoll,
der was ein Balbierer gut.

Der Reimar, der die Silben zwang,
von Zweter so geringe;
Heinrich von Ofterdinge
mit Dichten was er stet;
da was der Garten gezieret wohl,
die zwölf hätten ihn in Hut.

Der nahm der Ungelehrt da wahr,
er was ein wenig z'lange;
Tanhuser, Meißner kommen dar,
sie waren schön empfangen;
Neithart, der kam gegangen.
Sie hätten den Garten in Huet,
sagen mir do die Sinne mein,
des wurden sie ungemuet.

*

Die Stöck die stunden Rosen voll,
das was ihr kluegs Gedichte,
die zwölf hätten es gerichte.

Ihr kommen viel hernach,
sie lasen Blumen auf der Fahrt;
das war ein Meisterschaft.

Darum ein jeder singen soll,
dieselben Rosen zieren,
reichlich zu disputieren,
die Blumen nit verschmech!
Nach Dichten haben sie wohl bewahrt
mit Sinn der Künsten Hafft.

Nu merk, du ungelehrter Mann!
Wilt du die Rosen geten,
so sollt du gahn die rechte Bahn,
die Blumen nit zertreten.
Wilt du im Garten wetten,
und treiben Meisterschaft,
man setzt dir uff der Ehren ein Kranz,
bist du mit Künste behafft.

(Aus J. Görres, Altdeutsche Volks und Meisterlieder, Frankfurt a. M. 1817.)

Die Krone der Königin von Asion.

In Asion ein König war gesessen,
der also hoher Dinge sich vermessen:
er lud zu sich viel Herren und viel Fürsten.
Dabei tät er mit hoher Ehre walten,
und lud zu sich die Jungen und die Alten,
alle Herren, die nach Ehre konnten dürsten.
Er hielt viel Wirtschaft gar tugendlich,
vierzehn Tage ließ er seinen Hof anschauen.
Da kam so mancher König reich,
und auch so viel der zarten Frauen.
Sie pflogen hoher Ehren,
die Fürstenfrauen zart
von hoher Art,
mit lieblichem Verkehren (Benehmen)
auf ihrer sonderbaren Fahrt.

Ein Jüngling, der kam in den Saal gegangen
mit einer Kron, darunter er konnt prangen;
sie stund ihm wohl. Die Kron war tugendriche;
sie tät von edlem Gesteine sehre brehen (glänzen),
kein Herr hätt je vor solche Kron gesehen,
sie war mit aller Zier so kostbarliche.
Die Königin von Asion
hätt diese Kron
ganz heimlich lassen machen,
den Königen und ihrem Mann.
Die Kron hatt an sich wohl gar keusche Sachen:
Keiner die Kron mocht tragen,
der falscher Liebe pflag,
es kam an Tag,
die Krone tät es sagen,
wer sie auf seinem Haupt wollt tragen.

Sie täten allesamt die Kron beschauen,
die werten König' und auch die zarten Frauen,
jeglichem tät sehr nach der Kron verlangen.
Der König von Asion wollt nicht entbehren;
er sprach: die Kron will ich bezahlen geren (gern),
um daß ich hier vor euch darunter prangen:
ich geb für sie ein ganzes Land,
ob mir's die Herren alle gönnen gar.
Da sprach der Jüngling zu der Hand (sogleich):
Das dürft Ihr nicht, viel edler König fürwahr,
die Krone tut Euch schenken
eine Kön'gin lobesan:
Wem diese Kron,
freisteht ohn alles wenken (wanken),
der soll sie frei für eigen han.

Dem König tät die Rede wohl gefallen;
er sprach zu'n Fürsten, und zu'n Gästen allen:
Ich bitt euch sehr, laßt mich die Krone tragen.
Sie sprachen: Viel gern, mein edler König und Herre,
wir wollen Euch wohl gönnen diese Ehre.
Dem König setzt man auf die Kron,
da fiel sie ihm herab bis auf den Rücken;
das sahen König und Königin an:
der König konnt die Schande nicht verdrücken
wohl vor den Frauen schone (schönen Frauen);
so ward der König zu Spott
und ganz schamrot,
groß Spott ward ihm zum Lohne.

Der König aus Portugal sprach mit Begierde:
Setzt mir sie auf, die Krone mit reicher Zierde,
ich hoff, ich will sie wohl von hinnen führen.
Dem König setzt man auf die Kron fürwahr,
da fiel sie ihm bis auf die Achsel gar.
Sein' Frau: Eure Ehr kann ich wohl spüren;
ich meint, Ihr wärt ein frommer Mann,
so tut die Kron Eure Bosheit wohl sagen.
Da sprach die Kön'gin von Bolan
zu ihrem König: Er sollt die Kron auftragen.
Da sprach der König frei:
Die Krone will ich nicht,
die Kron hat Pflicht
mit aller Zauberei,
und ist zur Schand uns zugericht.

Die Frau sprach: Herr, Ihr dürft mir's nicht versagen,
und müsset wahrlich auch die Krone tragen,
oder ich will Euch kein Bitte mehr gewähren.
Er sprach: Frau, ich tu das Euch wohl zu ergötzen.
Dem König tät man auch die Kron aufsetzen
Er mochte aber auch der Kron sich nicht erwehren.
Sie fiel ihm auf den Gürtel sein.
Der König und die Kön'gin alle Lachens pflogen;
die Kön'gin sprach: Es ist wohl Schein,
daß Ihr mir habt das Pfründlein oft enttrogen.
Ich habe hier gesehen,
wie Ihr mich habt betört.
Wer diese Rede hört,
sprach: ihm ist recht geschehen,
sein Bulschaft hat sie ihm zerstört.

Der König aus Cypern sprach mit solchen Dingen:
Ich hoff, ich will die Kron von hinnen bringen,
setzt mir sie auf, die Kron, mit reichem Schalle.
Dem König setzt man auf die Kron fürwahr.
Da fiel sie ihm bis auf die Achsel gar,
das sahen nun die andern Fürsten alle.
Da hub sich an ein großer Hall
wohl vor dem König mit Spott und Fingerzeigen,
und riefen alle in den Saal:
Herr König, seid froh, die Kron ist Euer eigen.
Der König mit viel Ungefug (Ungestüm)

die Krone da von sich brach (warf)
und also sprach:
Kein Fürst war je so klug,
die Kron macht ihn an Ehren schwach.

Wohl eilf der Könige täten die Krone tragen,
und konnte keiner damit Ehr erjagen,
die Krone gab ihm offen Spott und Schande.
Aus England Philipp, der junge Degen,
der sprach: Unsteter Liebe ich nie tät pflegen,
ich hoff, ich führ die Krone in mein Land.
Er hatt ein Weib, war grau und alt,
die sprach: O Herre, schonet Eurer Ehre,
denn ich bin alt
und ungestalt,
betrogt Ihr mich, es schadet gar nicht sehre;
von diesen Fürsten allen
tat keiner seiner Frau allein nur schön,
mir soll's gar nicht mißfallen,
wollt Ihr zu einer jungen gehn.

Der König sprach: Frau, Ihr sollt mir's nicht wehren,
ich hoff, ich will die Krone tragen mit Ehren!
Setzt mir sie auf, die Kron mit reichem Schalle.
Dem König setzt man auf die Krone reich,
sie stand ihm also wohl und gleich;
das sahn nun die andern Fürsten alle.
Und Kron und Preis ward ihm gegeben.
Er war der Jüngste, hatt die älteste der Frauen,
Gott laß ihn stets glückselig leben!
Einem solchen Fürsten soll man wohl vertrauen.
Seit die Alten und Weisen
mit solchem Ding umgehn,
wer fragt nach den alten Greisen?
Ich lobe den jungen Helden gar schön!

(Aus Erlach, Die Volkslieder der Deutschen, Mannheim 1834, Bd. I, S. 132.)

Von einem freiheit und von Cunz Zwergen.

Im Schillerton.

Nun merket iezunt, jung und alt,
von einem freiheit[1] wol gestalt,
iez wil ich von im singen.
Im lant da lief er hin und her,
ein bengel[2] trug er über zwer,
im tet oft misselingen.
Eins mals lief er über ein heid,
es was zu winters zeite,
mit armut was er bekleidt,
als ich euch wil bedeite.
ein gippen[3] het er über sich gespannet,
sein leib im dar durch zannet[4],
er het bös hosen zwar,
der freiheit der nam war.

Ein galgen sach er vor im stan,
ein dieb den sach er hangen dran,
leichtlichen vor im schweben;
der selb het an zwo hosen gut,
der freit der dacht in seinem mut:
„sie kommen mir gar eben."
Er wolt ims han gezogen ab.
an im warens gefroren,
das er ims nit kunt ziehen ab;
das tet im also zoren.
Der freiheit tet im dbein abhauen,
nit lenger tet er schauen,
die bein hieb er im ab,
als ich vernumen hab.

Er schub sie in den sack bald ein,
die hosen dauchten im gar fein,
er sagt: „ich darfs nit kaufen."
Es was nach hin nach dem mittag;
ein großes dorf vor im lag,
darein tet er laufen.
Im dorf da lief er hin und har,
sein narung tet er suchen.
Der reichen bauern nam er war,
er wollt sein nit entruchen.
Er kam zu eim, der hieß Cunz Zwerge,
bat in umb herberge.
Cunz Zwerg sagt ims bald zu:
„heint hab bei mir dein ru!"

Cunz Zwerg der ließ den freiheit ein,
wie mocht im gar weger sein!
er het in nie gesehen.
Ir herren, merket mich gar schon:
wan sich ein sach wil schicken ton,
es ist wol halb geschehen.
Cunz Zwerge stunt ungemach zu,
er het es nit im sinne.
Des nachtes kelbert im ein ku,
des wart er balt inne.
Das kalb tet er in dstuben tragen,
ist warlich als ich euch tu sagen,
vor kelt het ers in hut,
als man den kelbern tut.

Das kalb hat man in dstuben tan,
darnach man bald tet einher gan,
dem freiheit was man geben
ein sack und stro, was sein bescheit.
Darauf sich diser freiheit leit;
er fürt ein buben leben.
Do jederman nun schlafen kam,
den freiheit het gefroren;
sein sack er do herfür nam,
die füß waren aufgfroren.
Er macht sie ledig, als ich sage,
am morgen frü vor tage
zog er die hosen an
und machte sich darvon.

Die diebs füß het er liegen lan.
Die mait darnach was auffstan,
als ich euch wil bescheiden,
und tet hin in die stuben gan.
Sie kant nit mer den freiheitsman;
des kam sie in groß leiden.
Sie blicket hin und wider dar,
sie sach das kalb dort stake;
die diebs füß nam sie eben war,
wie übel sie erschrake!
Sie schrei: „o we des größten morte!"

[1] freiheit, Freihart, Landstreicher, Strolch.
[2] bengel, Knüttel.
[3] gippen, Joppe.
[4] zannet, hindurchblickt.

das es Cunz Zwerg erhorte.
Vom bett wuscht er her für,
sprach: „mait, was wirret dir?“

Die mait sprach: „es hat unser kalb
den freiheit fressen mer dan halb,
ich welt, ich wer nit hinne[1]!“
Die mait saumet sich nit lang,
wie bald sie aus der stuben sprang!
Dem kalb tet sie entrinne.
Sie sprach: „es freß ein ganz geschlecht!“
Cunz Zwerge kam geloffen,
die frau, die kind und auch der knecht,
die schrien alle: waffen!
Sie kunten des freiheits nit vergessen,
meintens kalb het in gefressen
so gar biß auf die füß.
Do zuckt Cunz Zwerg ein spieß.

Und schlof bald in den harnesch sein,
zum kalb wolt er in dstuben nein,
mit im sein knecht, Heinz Greiße.
Die frau sprach: „nit, mein lieber man,
wilt an dir selbs als übel tan?
Das kalb möcht dich zerreiße.“
Cunz Zwerg sprang wider hinder sich
und sprach: „frau, ich dir folge,
das kalb möcht zerreißen mich?“
Sie ruften an all heilge:
nun wolte Got, das kalb wer nie geboren,
wir sein nun alle verloren!
in sie so kam ein graus,
sie liefen aus dem haus.

Cunz Zwerg vor forcht gieng aus der schweiß,
und lief bald hin zu dem schultheiß,
tet im sein kummer klagen;
der schultheiß sprach: „es ist nit gut“,
und sezt bald auf sein eisen hut:
„ich wolt es wer erschlagen!
Villeicht bringt es uns all in pein.“
Er ließ zu sturme leute.
Die bauern ranten wie die schwein,
und forchten irer heute.
Sie kamen auf den kirchhof geloffen
mit flegeln und krumen waffen.
Der schultheiß sagt in mer,
wie das ein kalb da wer.

Es het ein großen mort getan,
het gefressen ein freietsman
mit kleidern über alle.
Der füß ein wenig noch sei do.
Sein dbauern waren nit gar fro,
und tet in nit gefalle.
Der schultheiß sprach: „nun get herzu,
es ist ein feintlich wesen!
und würd das kalb groß wie ein ku,
bei im keinr möcht gnesen.“
Sie schrien all: „es ist ein schnöder wurme,
mit im tunt wir ein sturme!“
Das kalb kunt noch nit gen,
das wolt kein baur versten.

Die bauren namen ire wer
und teten da mit kreftes her
wol für das haus hinziehen.
Der schultheiß do ein hauptman was;
er sprach: „nun rucket zu her baß,
keiner vom andern fliehe.“
Die bauren liefen all zu hauf,
das haus sahen sie ane;
der schultheiß sprach: „nun stopfets auf!“
Keiner wolt vorn drane.
Ein baur schrei: „das kalb möcht uns lezen,
wer wolt uns ergezen?“
Sie schrien all: ja je jo,
warlich es ist also!

Ein alter bauer den rat gab,
er sprach: „wir ziehen wider ab,
merket mich dar eben,
wir geben hie ein kleines gut,
so sein wir vor dem kalb behut,
und fristen unser leben;
wir sezen ein gemeine steur,
ieglicher geb ein zale!
Ins haus stoßen wir ein feur[1].“
Es tet in wol gefalle:
„haus und hof wollen wir vergüten,
so sol uns Got behüten
vor disem kalbe do!“
Ach, wie warens so fro!

Sie brantens haus ab allenthalb.
Die bauren forchten ser das kalb,
das feur tets nicht vom leibe.
Die bauren waren schlecht und frum,
nit findet man ir gleichen nun,
ich wils also lan bleiben.
Ir weisen, merket mich gar recht,
ich fants also geschriben.
Die bauren waren vil zu schlecht,
das kalb hets schier vertriben.
Und solt solchs den bauren iez geschehen,
sie würden wunder spehen,
kein kalb brechts mer in not.
Das liet ein ende hat.

(Aus Goedeke und Tittmann, Liederbuch aus dem XVI. Jahrhundert, Leipzig 1867. S. 363.)

Wie Got den Bauern einen Wunsch gab.

In des Schillers ton.

Ir lieben herrn, nun schweiget stil!
von abenteur ich singen wil,
die ist fürwar geschehen,
die weil Got noch auf erden was.
Mit klugheit solt ir merken das,
die warheit wil ich jehen.
Ein dorf in einem tale leit,
das selb heißt Wintershausen;
darein kam Got selb auf ein zeit,
die bauren teten pausen.
Sie saßen frölich bei dem külen weine,
sie soffen wie die schweine
und waren allsamt vol,
mit schreien was in wol.

[1] hinne, hier in der Stube.

[1] Das Feuer brachte das Kalb nicht ums Leben

Sie schrien alda über mort,
keiner vernam sein eigen wort,
so wilt was da ir leben.
Sant Peter sprach: „Herr meister mein,
ich bitt dich durch die güte dein,
du wölst den bauren geben
ein gmeinen wunsch, des bit ich dich."
Got sprach, ich wil dich gweren.
Ein wunsch gab er in sicherlich,
als ir wol werdet hören.
Wie in der wunsch von Got wart auf geleite,
zu den baurn er da seite:
„Nun schweiget alle stil,
hört was ich sagen wil!"

Got sprach: „Ir bauern all gemein,
den wunsch den gib ich euch allein,
das solt ir merken eben.
Doch sol den wunsch nur einer tan;
darnach wil ich euch wissen lan
und wils euch darzu geben,
und was derselbig wünschen wil,
das sol geschehen drate;
dannoch wirt im nur halb als vil;
darumb so get zu rate,
erwelet ein unter den bauern alle,
der euch darzu gefalle,
der disen wunsch sol ton,
den solt ir bitten schon."

Der schultes bot in auf den eid,
er sprach: „Nun gebt mir underscheid,
wer disen wunsch hie tete."
Einer sprach: „Kein bessern ich weiß,
es tu mein gfater, der schultheiß,
der kan vil weiser rete.
Darzu ist er an gut so reich;
wünscht er uns glück und heile,
wirt sein gut erst dem unsern gleich,
wirt im das halbe teile."
Der schultes sprach: „Es wer nit wol mein füge,
solt ich euch wünschen gnüge,
das wer nit wol mein wil,
würd mir nur halb als vil."

Der schultes sprach: „Nu merkt mich recht,
wir haben ein gemeinen knecht,
nach dem so wöll wir senden.
Ich sprich, das billich wünsch der schüz,
der ist der ganzen gmeine nüz."
Die sach die wolt sich enden.
Die bauren sprachen all gar schon:
„Wir wöllen nach im schicken;
der schüz uns billch den wunsch sol ton."
Die sach die wolt sich glücken.
Sie teten einen boten zu im sende,
der schüz der kam behende.
Do in der schulthes sach,
hört wie er zu im sprach!

Der schultes sprach: „Nu merkt mich recht,
du bist des dorfs ein gmeiner knecht
und hast uns ein eid gschworen,
du wölleſt tun das uns sei nüz,
darumb so bist du unser schüz
und wir gebn dir das koren.
Darumb sol tu mich merken ebn,
was ich dir hie verkinde:
Got hat uns einen wunsch gegebn,
den sol tu tun geschwinde.
Das haben wir erkant auf treu und eide,
das tu on alles leide!
Disen wunsch solt uns ton,
des bitten wir dich schon.

„Die warheit wil ich auch versehn,
und was du wünschst, das sol geschehn",
so hat gesprochen Gote.
„Darumb, mein schüz, bis zweifels on,
der halb teil sol dir werden schon."
Er antwort im gar drote:
„Get wider heim biß morgen fru,
ich wil mich baß besinnen;
was ich euch darnach wünschen tu,
das werdet ir wol innen."
Die red gefiel den bauren also wole,
sie waren allsamt vole
und schrien alle do:
das heia heia ho!

Do nun die nacht ein ende nam,
ieglicher nam ein sack und kam
in des schultheißen hause.
Do sie all waren zsamen kumn,
der schüz der hets gar wol vernumn,
er wolt nit bleiben ause.
Der schultes sprach: „Ich beut dir, schüz,
auf treu und auch auf eide:
tu uns ein wunsch, der uns sei nüz,
laß dir die sach nit leide,
und das dir der halb teil davon sol werden;
die weil du lebst auf erden,
so wöln wir dich nit lan,
du solt kein mangel han.

Ein alter baur hub an: „Wünsch mir,
das ich im winter nit erfrier,
das füget mir gar eben."
Der ander sprach: „Wünsch weiß brot gnug,
ein süßer met wer wol mein fug,
so wil ich frölich leben."
Der drite sprach: „Heb, schüz, nun beit!
wünsch, das wir nit verderben."
Der viert der sprach: „Wünsch lant und leit,
und das wir auch nit sterben."
Der fünft der sprach: „Wünsch scheuren voller fesen,
das wir vil pfenig lesen."
Der sechst sprach: „Wünsch ruebn,
die sint im winter ebn."

Der sibent sprach: „Wünsch pfenig vil
und darzu würfl und karten spil,
damit so wöll wir pausen."
Der acht der sprach: „Wünsch freulein fein,
darzu den aller besten wein,
den trinken wir aus krausen."
Der neunt der sprach: „Wünsch met und milch
und in der fasten zwiefel,
iedem ein gipp von gutem zwilch,
darzu geheftelt stiefel,
damit wir kunnen laufen durch das kate.
Wir mügn ir nit gerate;
darumb versag mirs nit
und tu was ich dich bit."

Der zehent sprach: „Mein lieber schüz,
brauch dein vernunft und all dein wiz,
wan es tet nie so note:
Wünsch, das das korn tu selber wachs,
und das die arbeiß und der flachs
alle jar wol gerate.
Darzu wünsch iedem in sein haus
drei oder vier gut flegel,
damit wirs koren dreschen aus;
iedem ein guten schlegel,
damit wir das holz in dem winter klieben.
Schüz, laß dich nit betriegen,
wan du weißt selber wol,
was ein baur haben sol."

Der eilft der sprach: „Wünsch on al gfar,
wünsch jedem ein krauslechtes har,
das dunket mich das beste."
Der zwelft der sprach: „Wünsch uns ein brei
der voller feister griefen sei."
Der schultes was der leste;
er sprach: „Mein schüz, wünsch one haß
und laß dich nit erschrecken."
Er sprach: „Nun tretet zu her baß,
ir seid mir allsamt gecken."
Und sprach: „Got geb es, das ir müßt erblinden,
könt ir kein bessern finden."
Do er das wort gesprach,
keiner kein stück nit sach.

Do was der schüz nur halber blind.
Die abenteur ich euch verkind:
die bauern tet er bescheißen.
Die bauren sprachen allgemein:
„Würd uns der schnöde wicht allein,
wir wölten in zerreißen.
Het wir in bunden an ein seil
und hetten uns besunnen,
er müst uns han gwünscht glück und heil;
sunst ist er uns entrunnen."
Die abenteuer geschach zu Wintershause.
Damit das lied ist ause.
Den baurn gschach gar recht
von irem gmeinen knecht.

(Aus Goedeke und Tittmann, Liederbuch aus dem XVI. Jahrhundert. S. 369.

Hans Sachs.

Geb. am 5. November 1494 zu Nürnberg, gest. am 19. Januar 1576. — Die folgenden Proben sind der im Inselverlage, Leipzig, 1911 erschienenen Ausgabe „Hans Sachsens ausgewählte Werke" entnommen.

Sankt Peter mit den Landsknechten im Himmel.

Neun armer Landsknecht zogen aus
und garteten von Haus zu Haus,
dieweil kein Krieg im Lande was.
Eins Morgens früh trug sie ihr Straß
hinauf bis für das Himmelstor.
Da klopften sie auch an darvor,
wollten auch in dem Himmel garten.
Sankt Peter tät der Pforten warten.
Als er die Landsknecht darvor sach,
wie bald er zu dem Herren sprach:
„Herr, draußen steht ein nackate Rott;
laß sie herein, es tut ihn' not.
Sie wollten geren hinnen garten."
Der Herr sprach: „Laß sie draußen warten!"
Als nun die Landsknecht mußtn harren,
fingens an zu fluchen und scharren:
„Marter, Leiden und Sakrament!"
Sankt Peter dieser Flüch nit kennt,
meint, sie redten von geistling Dingen.
Gedacht in Himmel sie zu bringen,
und sprach: „O lieber Herre mein,
ich bitte dich, laß sie herein!
Nie frümmer Leut hab ich gesehen."
Da ward der Herr hinwider jehen:
„O Peter, du kennst ihr' nit recht.
Ich merk wohl, daß es sind Landsknecht;
sollten wohl mit mutwilling Sachen
den Himmel uns zu enge machen."
Sankt Peter der bat aber mehr:
„Herr, laß sie herein durch dein Ehr!"
Der Herr sprach: „Du magsts lassen rein;
du mußt mit ihn' behangen sein.
Schau, wie dus wieder bringst hinaus!"
Sankt Peter war froh überaus
und ließ die frummen Landsknecht ein.

Bald sie in Himmel kamen nein,
gartens herum bei aller Welt;
und bald sie z'samm brachten das Geld,
knockten sie z'sammen auf ein Plan
und fingen zu umschanzen an;
und eh ein Viertelstund verging,
ein Hader sich bei ihn' anfing
von wegen einer Unbeschanz.
So wurden sie entrüstet ganz,
zuckten von Leder allesammen
und hauten da gar tapfer z'sammen,
jagten einander hin und wider
in dem Himmel auf und auch nieder.
Sankt Peter diesen Strauß vernuhm,
kam, zahnt die Landsknecht an darum,
sprach: „Wollt ihr in dem Himmel balgen?
Hebt euch hinaus an lichten Galgen!"
Die Landsknecht ihn tückisch ansahen
und täten auf Sankt Peter schlahen,
daß ihn' Sankt Peter mußt entlaufn.
Zum Herren kam mit Blasn und Schnaufn
und klagt ihm über die Landsknecht.
Der Herr sprach: „Dir geschicht nit unrecht.
Hab ich dir nit gesaget heut,
Landsknecht sind frech, mutwillig Leut!?"
Sankt Peter sprach: „O Herr, der Ding
verstund ich nit. Hilf, daß ichs bring
hinaus! Soll mir ein Witzung sein,
daß ich kein Landsknecht laß herein,
weil sie sind so mutwillig Leut."
Der Herr sprach: „Eim Engel gebeut,
daß er ein Trummel nehme vor
und stell sich naus fürs Himmeltor
und allda einen Lermen schlag!"

Sankt Peter tät nach seiner Sag.
Bald der Engel den Lermen schlug,
loffen die Landsknecht ohn Verzug,
all hinaus für das Himmelstor,

meinten, ein Lermen wär darvor.
Sankt Peter bschloß der Himmelspfortn,
versperrt die Landsknecht an den Ortn,
daß seit keiner hinein ist kummen,
weil Sankt Peter mit ihn' tät brummen.
Daß aus dem Schwank kein Unrat wachs,
bitt und begehrt mit Fleiß Hans Sachs.

Der Teufel nahm ein alt Weib zu der Eh, die ihn vertrieb.

Eins Tags der Teufel kam auf Erden
und wollt ie auch ein Ehmann werden,
und nahm zu der Eh ein alt Weib,
war reich, doch ungeschaffen von Leib.
Alsbald nun er kam in die Eh,
da erhub sich groß Angst und Weh.
Das alt Weib stets im Hader lag
mit Krohn' und Zanken über Tag;
zu Nacht ihn auch peinigen tät
Flöch, Läus und Wanzen in dem Bett.
Er dacht: allhie kann ich nit bleiben.
Ich will fort eh' mein Zeit vertreiben
in der Einöd und wildem Wald,
da ich mehr Ruh hab. Und fuhr bald
in Wald und auf ein Baumen saß
und sach dahergehn auf der Straß
ein Arzt, der ein Reitwetschger trug,
nach Arzenei im Land umzug.
Zu dem tät sich der Teufel gsellen
und sprach zu ihm: „Wir beide wöllen
mit Arzenei die Leut machen heil,
doch alls auf ein geleichen Teil."
Der Arzet fragt ihn, wer er wär.
Der Teufel sagt ihm wieder her,
er wär der Teufl und wie er meh
viel hätt erlitten in der Eh
von einem alten bösen Weib,
wie die ihm peinigt hätt sein Leib
mit herber unleidlicher Pein;
drum möcht er nit mehr bei ihr sein.
„Drum nehm mich auf zu einem Gselln!
Ehr und Gut wir gewinnen wölln."
Zeiget darmit dem Arzet an,
warmit er ihm wohl Hilf künnt ton.
Kurz geredt, der Sach sie eins warn.

Der Teufel sprach: „Ich will gehn fahrn
in ein Bürger nächst in der Stadt,
der sich viel Gelds erwuchert hat.
Den will ich peinigen gar hart.
So kumm du hernach auf der Fahrt
und tu zu dem Bürger einkehrn!
Tu mich mit eim Segen beschwörn!
Alsdann ich williglich ausfahr.
So zahlt man dir denn also bar
gern ein zweinzig Gulden zu Lohn.
Dann gib mir den halb Teil darvon."
Die Sach war schlecht. Der Teufel spat
fuhr in den Bürger in der Stadt,
den peinigt' er die ganzen Nacht.
Früh sich der Arzt in d' Stadt auch macht
und nahm sich des Besessen an
und als ein künstenreicher Mann
den Teufel gewältiglich beschwur,
der alsobald von ihm ausfuhr
und wart' auf den Arzt in dem Wald.
Den Arzet man zu Dank bezahlt
und gab ihm dreißig Taler bar.
Der kam mit zu dem Teufel dar,
gab zehen Taler ihm darvon.
Die zweinzig bhielt er für sein Lohn,
sagt, man hätt ihm nur zweinzig geben.
Der Teufel merkt sein Diebstahl eben,
daß ihn der Arzt um fünf tät äffen,
schwieg doch; dacht: ich will dich wohl treffen.

Und tät eben gar nichts dergleichen
und sprach zum Arzt: Ich weiß ein reichen
Dumherrn auf dem Stift dort aus,
der hält mit einer Köchin haus.
Dem will ich fahren in den Bauch
und will ihn weidlich reißen auch.
Zu dem so tu morgen einkehrn!
Tu denn mit Segen ihn beschwörn!
So überkumm' wir aber Geld.
Die Kunst ist gwiß und nicht mehr fehlt."
Die Sach war schlecht. Der Teufel fuhr
in Dumherrn, den hart quälen wur.
Der Arzt kam früh für den Dumhof;
die Köchin ihm entgegenloff,
fragt, ob er künnt den Teufel beschwörn,
mit zweinzig Gulden wollt man verehrn.
Der Arzt sagt ja. Und hinauf ging
und sein Beschwörung da anfing,
wie er vor hätt verbracht dergleichen.
Der Teufel aber wollt nit weichen,
wie vor, und im Dumpfaffen blieb
und sagt: „Der Arzet ist ein Dieb,
hat mir fünf Taler abgestohln.
Darum so sag ich unverhohln:
Kein Dieb der kann mich treiben aus,
ich weich keim Dieb aus diesem Haus."

Der Arzt in großen Angsten was,
weßt nit zu verantworten das,
loff vor Angst aus dem Saal hinab.
Da erdacht ein List der frumm Knab,
und eilend in Saal hinauf loff,
sprach: „Teufel, unten in dem Hof
do ist dein altes Weib herkummen,
hat ein Brief vom Chorg'richt genummen,
spricht dich wieder an um die Eh.
Darum saum dich nit lang und geh!
Verantwort dich vor dem Chorg'richt!"
Der Teufel gukzt herfür und spricht:
„Wie? ist denn mein alter Hellriegel
kummen und hat bracht Brief und Siegel,
daß ich zu ihr soll wiederum?
Mir nit! Zu ihr ich nicht mehr kumm.
Ich will eh hinabfahrn gen Hell.
Allda hab ich, mein lieber Gsell,
mehr Ruh, denn in der Alten Haus."
Darmit fuhr er zum First hinaus
und ließ hinter ihm ein Gestank.

Hie versteht man bei diesem Schwank:
Wo Weib und Mann in dieser Frist
mit der Eh z'samm verbunden ist,
da nimmer ist Fried, Freud, noch Sonn.

die Eh mag man wohl nennen ton
ein teufelisch und hellisch Leben,
darvor uns Gott wöll b'hüten eben,
und im Ehstand uns dieser Zeit
geben Fried, Sonn und Einigkeit,
dardurch sich mehre und aufwachs
ehliche Treu, das wünscht Hans Sachs.

Der Bauerntanz.

Eins Tags ich auf ein Kirchweih kam
gen Megeldorf, da ich vernahm
in einem großen Wirteshaus
die Bauren leben in dem Saus.
Die Kalbsköpf, Mägen und die Krös,
Pfeffer und Sulz waren nicht bös.
Die Rotsäck und die Schweinenbraten,
die Sauermilch war wohlgeraten.
Der Wein ward also küllet trunken,
daß ihr' viel unter die Bänk sunken.
Sich hub ein groß Grölzen und Speien,
ein Knallen, Singen, Jauchzen, Schreien
In dem Wirtshaus an allen Ort
sein eigen Wort ihr keiner hort.
Ganz fröhlich waren jung und alt.
Nit weiß ich, wer die Örten zahlt.
Darnach sach ich zween tölpet Pfeifer,
ihr Finger kolber wie eim Schleifer,
die stonden da und pfiffen auf.
Von Maiden war ein großer Lauf,
die stonden da warten des Manns,
bis sie aufzog Fritz, Konz und Hans.
Ein Teil die hüten doch der Spies,
des sie gewunnen groß Verdrieß.
Hans Dötschinbrei von Ramersloch
die Gresch von Erbelting aufzog,
die hätt ihm geben einen Kranz,
daß er mit ihr sollt ton ein Tanz.
Kunz Scheuenpflug von Röttenbach
da zu der Reuelgreten sprach:
„Wann du wollst meines Tanzen lachen,
so wollt ich dir dein Sach bald machen."
Und der bös Liendl von Ganghofen,
der hätt sich ganz blind vollgesoffen.
Der tanzet mit der Spindel-Christen,
die hätt wohl dreizehnmal gefisten.
Und der Steffel Schmid von Fünfing
der macht am Tanz viel krummer Ding
mit seiner Adelheid von Deltz,
der hätt ihr kauft ein neuen Pelz.
Von Gerstenhofen der Rübendunst
der brauchet an dem Tanz groß Kunst
mit der Hilla von Langenau,
die feist als ein gemäste Sau.
Der Nogelshans vom Kochersberg
der tanzt im Reihen überzwerch
mit Gumpels Weib, die war heraus
von Mumbach aus dem Fladenhaus.
Merten Stock, Schuster von Kohlgarten,
der koset stets mit seiner Schwarten,
die war erst von dem Harz her kummen
und hätt den Egelmayer g'nummen.
Darnach der Meßner von Schweinau
der tanzet mit des Pfarrers Frau
von Schniglingen, die hätt er lieb.
Viel Scherzens er am Tanzen trieb.
Von Potenstein der Eselsmüller,
der war am Tisch der größte Füller,
mit Mayer Gret auch um hin nülpt
und herzet sie, daß sie ergülpt.
Des grollet fast der Jeckel Bader,
wollt nur mit ihm anfahen Hader,
daß er mit Mayer Greten redt
und ihr zu Nacht gefenstert hätt.
Voran tanzten zwo Bauerndirn.
Zween Knecht täten den Reihen führn.
Den Reihen sach ich umhin springen.
Ihr' viel die griffen zu der Klingen.
Ich dacht: „Es wird in d' Läng nit fehlen,
sie werden aneinander strählen
und wird ein großes Schlahen draus."
Ich macht mich auf und geng zu Haus,
wann ich besorgt da Ungemachs
auf der Bauernkirchweich, spricht Hans Sachs.

Die zween Bachanten im Totenkerker mit dem Hämmel.

Zu Erfurt waren zween Bachanten
ganz elend; als die Unbekannten
sungen sie alle beid nach Brot.
Zu stehlen trieb sie auch die Not.
Beid lagens in dem Totenkerker,
ein Schwab war, der ander ein Märker.
Eins Nachts machten sie ein Bescheid,
wie sie wollten stehlen all beid,
der Schwab ein Sack mit Nüssen wollt
stehlen, aber der Märker sollt
ein großen feisten Hämmel stehlen,
das im Kerker wollten verhehlen.
Der Schwab kam mit den Nüssen sein
und setzt sich auf die Totenbein,
klopft auf die Nüß, dieselben fraß
und seines Gesellen warten was.

Ohngfähr saßen in dem Wirtshaus
zween Bauern, lebten in dem Sauß,
der ein redt von grausamen Dingen,
was die Seel im Beinhaus begingen,
und machten oft ein groß Gerümpel,
in Totenbeinen ein Getümpel.
Der ander Bauer zu ihm sprach:
„Der Geist ich nie kein hört noch sach.
Willt du mich zu dem Kerker tragen
auf deinem Rück, so will ich's wagen."
Auf seinem Rück faßt er den Knollen,
ein Voller trug den andern Vollen,
und kamen zu dem Kerker dar.
Der Bachant nahm der zweier wahr,
meint, sein Gsell tät den Hämmel bringen,
und tät von Totenbeinen springen
und sprach: „Bringst du den Hämmel frech?
Würf nieder ihn, daß ich ihn stech!"
Groß Forcht durchging den vollen Baurn,
warf nieder vor des Kerkers Maurn
sein Gsellen, wollt laufen darvon.
Nach ihm tappet der trunken Mann,
ergriff ihn bei dem Kittel wieder
und reiß ihn oben auf ihn nieder.

Der Bachant aus dem Kerker tappet,
auf daß den Hämmel er erschnappet
und schrei den an: „Halt fest! halt fest!
ich will ihn stechen, ist das best'."
Den Bauren wurd vor Angsten heiß,
daß jeder in die Hosen scheiß,
und fuhren beid auf von dem Haufen,
huben von Kräften an zu laufen.
Der Bachant meint, der Hämmel wär
entloffen ihm, ahn all Gefähr
loff er nach, schrier mit heller Stimm:
„Du bleibst, du bleibst! halt, halt!" mit Grimm.
Erst jeder Bauer weidlich loff,
bis sie entronnen vom Kirchhof
in das Wirtshaus, da sie besunder
erst sageten von großem Wunder,
und sahen beid den Toten gleich,
erschluchzt, erschrocken und ganz bleich.
Wer viel durch Fürwitz will erfahren,
der bhächt zuzeiten in dem Garen,
leid't zu dem Gspött viel Ungemachs
durch seinen Fürwitz, spricht Hans Sachs.

Adam Puschmann

lebte zu Görlitz 1576.

Hans Sachsens Tod.

Als man schrieb um Weihnachten
gleich Sechs und Siebenzig,
mich da aufwachen machten
die Nachtraben frostig,
daß ich nicht mehr konnt schlafen,
mich trafen
Gedanken allzuviel.
Da kam mir vor mein Wandern,
und was ich trieb darin,
mir fiel ein untern andern,
wieviel Hans Sachs vorhin
macht Lieder, geistlich Geschichte,
Gedichte,
Fabeln, Gespräch und Spiel,
und wie es fromm
und Nutz draus komm,
wohl jedem, der sich deß annomm,
indem entschlief ich wiederum,
und morgens drauf mir in den Sinn
ein fröhlich Traum da fiel.

Mich deucht, ich reist aus rüstig,
und kam zur Maienzeit,
in eine Stadt, groß, lustig,
von Häusern schön bereit,
die Wohnung der gedürsten (kühnen)
Reichsfürsten
war mitten in der Stadt.
Und auch ein Berg hoch, grüne,
darauf ein schöner Gart,
in Freuden war ich kühne,
weil drin gepflanzet ward
wohl mancher Baum voll Früchte,
Gezüchte,
Pomranzen und Muskat.
Mehr fand ich drein
Rosinlein fein,
Mandlen, Feigen, allerlei rein
wohlschmeckend Früchte, groß und klein,
genoß viel Volk da insgemein,
das drin spazieret hat.

Mitten im Garten stunde
ein schönes Lusthäuslein,
darin sich ein Saal funde,
von Marmor gepflastert fein
mit schön lieblichen Schilden
und Bilden,
Figuren frech und kühn.

Ringsherum der Saal hatte
Fenster geschnitzet aus,
durch die man all Frucht täte
sehen im Garten draus.
In dem Saal stund ohnecket
bedecket
ein Tisch mit Seiden grün.

Am selben saß
ein alt Mann, was
grau und weiß, wie ein Taub dermas,
der hat ein großen Bart fürbas,
in ein schönen großen Buch las,
mit Gold beschlagen schön.

Das lag auf ein Pult eben
vor ihm auf dem Tisch sein,
und an Banken darneben
viel großer Bücher fein,
die alle wohlbeschlagen
da lagen,
die der alt Herr ansah.

Wer zu dem alten Herren
kam in den schönen Saal
und ihn grüßet von ferren,
den sah er an diesmal.
Sagt nichts, sondern tät neigen
mit Schweigen
gegen ihn sein Haupt schwach.

Dann sein Red und
Gehör begunnt
ihm abzugehen auch Sinnesgrund.
Als ich nun da in dem Saal stund
und sein alt lieblich Angesicht rund
angeschauet, hört hernach —

Die große Stadt und Garten
ein finstre Wolk bezug,
daraus blitzt in mein Warten
ein Feuerstrahl und schlug
ein Donnerstrahl erbittert,
es zittert
alles an dieser Städte.
Ob diesem harten Knallen
erschrack der alte Herr,
tat in ein Ohnmacht fallen,
bald ein Platzregen schwer
ein Wasserflut tät geben,
die eben
sehr großen Schaden tät,
zween Tag hernach
der alt Mann schwach

starb, ihm gab ich's Grabgleit hernach,
mein Herz mit Weinen laut durchbrach,
drob mich mein Weib aufweckt; ich sah,
daß ich geträumet hätt.

(Aus Erlach, Die Volkslieder der Deutschen, Mannheim, 1834, Bd. I, S. 68.)

Martin Luther (1483—1546).

Kraft und Sieg der Wahrheit.

Ein neues Lied wir heben an,
das walt Gott, unser Herre!
zu singen, was Gott hat getan
zu seinem Lob und Ehre.
Zu Brüssel in dem Niederland
wohl durch zween junge Knaben
hat er sein Wundermacht bekannt,
die er mit seinen Gaben
so reichlich hat gezieret.

Der erst recht wohl Johannes heißt,
so reich an Gottes Hulden,
sein Bruder Heinrich, nach dem Geist,
ein rechter Christ ohn Schulden,
von dieser Welt gescheiden sind.
Sie han die Kron erworben,
recht wie die frommen Gotteskind
für sein Wort sind gestorben,
sein Martrer sind sie worden.

Der alte Feind sie fangen ließ,
erschreckt sie lang mit Dräuen;
das Wort Gott's man sie leucken (läugnen) hieß,
mit List auch wollt sie täuben.
Von Löwen der Sophisten viel,
mit ihrer Kunst verloren,
versammlet er zu diesem Spiel.
Der Geist sie macht zu Toren,
sie kunnten nichts gewinnen.

Sie sungen süß, sie sungen saur,
versuchten manche Listen.
Die Knaben stunden wie ein Maur,
verachten die Sophisten.
Den alten Feind das sehr verdroß,
daß er war überwunden,
von solchen Jungen er, so groß!
Er ward voll Zorn von Stunden,
gedacht sie zu verbrennen.

Sie raubten ihn'n das Klosterkleid,
die Weih sie ihn'n auch nahmen,
die Knaben waren des bereit,
sie sprachen fröhlich Amen;
sie dankten ihrem Vater Gott,
daß sie los sollten werden
des Teufels Larven, Spiel und Spott,
darin durch falsche Berden (Gebärden)
die Welt er gar betreuget.

Da schickt Gott durch sein Gnad also,
daß sie recht Priester worden,
sich selbst ihm mußten opfern da
und gehn im Christenorden,
der Welt ganz abgestorben sein,
die Heuchelei ablegen,
zum Himmel kommen frei und rein,
die Müncherei ausfegen,
und Menschentand hie lassen.

Man schrieb ihn'n für ein Brieflein klein,
das hieß man sie selbs lesen;
die Stück sie zeichten (zeichneten) alle drein,
was ihr Glaub war gewesen.
Der höchste Irrtum dieser war:
Man muß allein Gott gläuben;
der Mensch leugt und treugt immerdar,
dem soll man nichts vertrauen.
Des mußten sie verbrennen.

Zwei große Feur sie zünd'ten an,
die Knaben sie herbrachten,
es nahm groß Wunder jedermann,
daß sie solch Pein verachten.
Mit Freuden sie sich gaben drein,
mit Gottes Lob und Singen.
Der Mut ward den Sophisten klein
für diesen neuen Dingen,
daß sich Gott ließ so merken.

Der Schimpf sie nu gereuet hat,
sie wollten's gern schön machen.
Sie thürn (dürfen) nicht rühmen sich der Tat,
sie bergen fast die Sachen.
Die Schand im Herzen beißet sie
und klagens ihr'n Genossen.
Doch kann der Geist nicht schweigen hie;
des Habels Blut, vergossen,
es muß den Kain melden.

Die Aschen will nicht lassen ab,
sie stäubt in allen Landen,
hie hilft kein Bach, Loch, Grub, noch Grab,
sie macht den Feind zuschanden.
Die er im Leben durch den Mord
zu schweigen hat gedrungen,
die muß er tot an allem Ort,
mit aller Stimm und Zungen
gar fröhlich lassen singen.

Noch lassen sie ihr Lügen nicht,
den großen Mord zu schmücken.
Sie geben für ein falsch Gedicht,
ihr Gwissen tut sie drücken.
Die Heilgen Gotts auch nach dem Tod
von ihn'n gelästert werden.
Sie sagen, in der letzten Not
die Knaben noch auf Erden
sich solln haben umkehret.

Die laß man lügen immerhin,
sie haben's keinen Frommen.
Wir sollen danken Gott darin,
sein Wort ist wiederkommen.
Der Sommer ist hart für der Tür,
der Winter ist vergangen,
die zarten Blümlein gehn herfür.
Der das hat angefangen,
der wird es wohl vollenden. Amen.

(Aus Erlach, Die Volkslieder der Deutschen, 1834, Bd. I, S. 16.)

* * *

Die Renaissance und das Barockzeitalter bis zur Vorklassik.

Die Jahrhunderte der Reformation, der Religions- und Bürgerkriege in Deutschland, der gelehrten Dichtung, der Renaissance und des Barock haben, soweit die sog. Kunstpoesie in Frage kommt, erst recht nicht die Ballade gefördert oder ihr Wesen auch nur lebendig erhalten. Der Stil der Ballade war der Kunstdichtung dieser Jahrhunderte fremd. Nur im Volkslied war und blieb seine Stätte, wenngleich das deutsche Volkslied den eigentlichen Charakter der Ballade auch nicht ausgeprägt hat. — Ich habe die Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts auf Balladen und Balladenartiges hin durchgesehen, Andreas Gryphius, Hoffmann von Hoffmannswaldau, Simon Dach, Paul Fleming, Joh. Michael Moscherosch, Friedrich von Spee und viele andere, auch die Anthologien dieser und späterer Zeit. Balladen habe ich nicht gefunden. Am nächsten kommt dem Ton der Legende noch Friedrich von Spee in den zart und oft originell empfundenen Gedichten seiner bekannten Sammlung „Trutznachtigall". Ich hebe folgende zwei Gedichte daraus hervor:

Friedrich von Spee.

(1591—1635.)

Poetischer Gesang

von dem Herrn Franciscus Xavièr[1] der Gesellschaft Jesu, als er nach Japan schiffen wollte.

Als nach Japan, weit entlegen,
wollt' Xavièr, der Gottesmann,
waren alle ihm entgegen,
fielen ihn mit Worten an;
Wind und Wetter, Meer und Wellen
malten sie ihm deutlich dar,
sprachen viel von Ungefällen,
von Gewitter und Gefahr.

„Schweiget, schweiget, von Gewitter,
ach, von Winden schweiget still,
nie ein wahrer Held und Ritter
achtet solch ein Kinderspiel.
Lasset Wind und Wetter blasen,
Liebesglut vom Blasen wächst;
lasset Meer und Wellen rasen,
Wellen gehn zum Himmel nächst.

„Lasset doch solch müßig Scherzen;
schrecket mich mit keiner Not,
denn Soldat- und Kriegerherzen
fürchten weder Kraut noch Lot[1].
Spieß und Pfeil und blanker Degen,
Rohr, Pistol und Büchsenspeif'[2]
macht Soldaten mehr verwegen
und lockt sie zum Ehrenpreis.

„Lasset ungestüm nur brausen
voller Grimm die Wetterbraut,
lasset dumpf die Wogen sausen
und die Trommel dröhnen laut;
Nord und Süden, Ost und Westen
kämpfen laßt auf salz'gem Feld,
nie wird's dem an Ruh gebresten,
der im Herzen Frieden hält.

„Soll man nicht durch Meereswogen
über tausend Wässer wild,
wenn es mit dem Pfeil und Bogen
nach viel tausend Seelen gilt?
Wer fühlt Grausen vor den Winden,
Furcht vor ihren Flügeln naß,
wenn er Seelen denkt zu finden,
Seelen, schön ohn alles Maß?

„Eia, starke, wilde Wellen,
eia, starker, stolzer Wind,
niemals sollet ihr mich fällen,
euch zu stehn bin ich gesinnt.
Seelen, Seelen muß ich haben,
mach dich auf, mein hölzern Roß,
durch die Wellen mußt du traben,
drücke nur vom Ufer los!"

[1] Gemeint ist der Apostel der Inder, Franz Xavièr, der Sohn eines navarresischen Edelmannes, geboren 1506 in den Pyrenäen. Er ward mit Ignatius Loyola bekannt, trat in den Jesuitenorden und ging 1541 als Missionar nach Indien, Malaga und Japan. Er war derjenige, welcher 1550 die Einführung der Inquisition veranlaßte. Gestorben ist er 1552 auf der Insel Sancian.

[1] Pulver und Blei.
[2] Pulver.

Ein kurzer poetischer Christgesang vom Ochs und Eselein bei der Krippe.

Der Wind auf leeren Straßen
streckt aus die Flügel sein
und streicht mit scharfem Blasen
in Bethlems Kripp hinein;
er brauset hin und wider,
der schnelle Winterbot,
durchbrauset alle Glieder
dem menschgewordnen Gott.

Ach, ach, laß ab vom Brausen,
laß ab, du schnöder Wind,
laß ab vom kalten Sausen
und schon das schöne Kind!
Zerschlage deine Schwingen
doch auf dem wilden Meer:
da magst du satt dich ringen,
kehr nur nicht wieder her.

Mit dir muß ich nun kosen,
mit dir, o Joseph, rein!
Das Futter misch mit Rosen
dem Ochs und Eselein.
Gib deinen frommen Tieren
ein lieblich Mischgemüs,
das ohne Zeitverlieren
macht ihren Atem süß.

Drauf blaset her, ihr beiden,
mit süßem Rosenwind,
Ochs, Esel, klug-bescheiden,
und wärmt das nackte Kind.
Ach, blaset her und hauchet:
Aha, Aha, Aha!
den Atem fleißig brauchet:
Aha, Aha, Aha!

Es ist jedoch zu beachten, daß der Ton, der Stil der Zeit, namentlich auch des Barockzeitalters, von Hoffmannswaldau bis Christian Günther, ein zum Teil recht derber und ungenierter, doch auch kraftvoll poetischer war. Dieser Stil an sich könnte wohl für die soziale Ballade in Anspruch genommen werden, aber soziale Balladen kann man deshalb die entsprechenden Gedichte, zumeist derb-erotische Lyrik, Hochzeitsgedichte usw., nicht nennen. Balladen, auch soziale Balladen, sind diese Gedichte eben nicht. Eine sehr interessante Zusammenstellung derartiger Poesien findet man in der Sammlung „Das Lustwäldchen", galante Gedichte aus der deutschen Barockzeit, gesammelt und herausgegeben von Franz Blei, München 1907; vgl. auch „Das Venusgärtlein", ein Liederbuch aus galanter Zeit, herausgegeben von Hans Landsberg, Berlin, Pan-Verlag, und „Strophen Christian Günthers", ausgewählt, eingeleitet und herausgegeben von Willh. v. Scholz, Leipzig 1902. Vgl. auch meine Schrift „Die soziale Ballade in Deutschland", München 1912.

Die deutsche Volksballade.

Wenn es im allgemeinen mein Grundsatz war, in diese Sammlung von jeder Zeit, von jedem Dichter, die nach meinem Empfinden schönsten und charaktervollsten Balladen aufzunehmen, so mußte ich mich im Hinblick auf die schier unerschöpfliche Fülle herrlicher Volkslieder für die folgende Zusammenstellung von Volksballaden gewissermaßen mit einem Ausschnitt aus all dem Schönsten begnügen. Ich gebe in dem folgenden also nur eine Anzahl vortrefflicher und charaktervoller Balladen als Musterbeispiele und verweise auf die Sammlungen, die hauptsächlich zugrunde liegen, auf „Erk-Böhme, Deutscher Liederhort", drei Bände (Leipzig 1893), auf „Ludwig Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlungen und Anmerkungen" (Stuttgart) und auf „Otto Böckel, Handbuch der deutschen Volkslieder" (Marburg 1908). Trotzdem bin ich bestrebt gewesen, die deutsche Volksballade in ihrer Vielseitigkeit, in ihrer bei den verschiedenen Volksstämmen Deutschlands sich auch verschieden gebenden Eigenart und in ihrer zeitlichen Entwicklung durch Wiedergabe entsprechender typischer Beispiele zu erfassen.

Es gehört nicht zu meiner Aufgabe, hier auch nur einige knappe Ausführungen über das Wesen des deutschen Volksliedes an sich, über seine Herkunft und Entwicklung zu geben. Ich muß auch in dieser Beziehung auf die oben angegebenen Werke, namentlich auf Uhlands „Abhandlung über die deutschen Volkslieder", ferner auf „Deutsches Leben im Volkslied um 1530" von Rochus Freiherrn von Liliencron (Stuttgart, Deutsche National-Literatur) und auf die vortrefflichen Schriften: „Das deutsche Volkslied, Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges" von Dr. J. W. Bruinier (Leipzig 1899) und „Psychologie der Volksdichtung" von Dr. Otto Böckel (Leipzig 1906) verweisen. Hierbei will ich auch bemerken, daß ich nicht zu jedem einzelnen der von mir herausgehobenen Lieder Erläuterungen usw. geben kann. Es kommt mir vornehmlich darauf an, den Balladencharakter des Liedes unmittelbar durch das Lied selbst wirksam sein zu lassen. Die Lieder wollen rein künstlerisch bewertet sein und durch ihre eigene Individualität sich Bedeutung verschaffen. Ich habe jedoch stets die Quelle angegeben — unter jedem Gedicht —, der ich das betreffende Lied direkt entnommen habe. Man findet bei Erk-Böhme zu jedem Lied weitere Quellenangaben, Interpretationen usw., worauf ich hiermit verweise. Nur einige besonders interessante Anmerkungen habe ich diesem groß angelegten Werke entnommen.

Meines Erachtens zeigt die deutsche Volksballade nicht den ausgesprochenen Balladencharakter, den die englisch-schottische, die skandinavische und etwa die bretonische Volksballade aufzuweisen haben. Unserer deutlich empfundenen Vorstellung von dem Wesen der Ballade entspricht am meisten die englisch-schottische Ballade (Edward-Ballade, Douglas-Percy-Balladen), die nordische Ballade (dänische Elfenballade, König Olaf, die nordische Heldenballade) und etwa die Ballade Bürgers und Goethes (Lenore, Erlkönig, König von Thule). Den strengen balladesken Stil dieser Balladen zeigt die deutsche Volksballade nicht. Charakteristisch ist für sie vielmehr das typisch „Volksliedartige", die reiche Fülle mittelalterlichen deutschen Wesens, eine ungebundene, oft der Auflösung verfallende Entwicklung. Charakteristisch ist für sie eine realistische Romantik, innige Empfindung hier, derbe Frische bis zur hahnebüchenen Roheit dort. Unmittelbar spiegelt das deutsche Volkslied alle Regungen der Volksseele. Unmittelbarkeit verlangt als Voraussetzung eine stete Wandelbarkeit, einen immer wieder dem neuen Geist und dem neuen Empfinden, dem Wesen der Zeit und dem Treiben des Tages fügsamen Inhalt und eine ebenso fügsame Form. Bis diese große Entwicklung im 15. u. 16. Jahrhundert ihr Ende nahm und später nur im Verborgenen, im Kleinen sich fortsetzte und verflachte. Ein strenger Balladenstil konnte also nach der Natur des deutschen Volksliedes für dieses sich nicht ausbilden. Das Wesen der deutschen Volksballade beruht vielmehr im Gemütlichen, im Individuellen der einzelnen Ballade, in der ungebundenen Unmittelbarkeit. Grade die beiden Hauptgruppen der Volksballade — die mythische (mysteriöse) und heroische (Helden-) Ballade, die England und Nordland in einer unübersehbaren Fülle von markanten Einzelerscheinungen entwickelt hat, — sind in der deutschen Volksballade nur sporadisch vertreten. Dagegen ist die Ballade, die rein menschliche Beziehungen oder psychologische oder durch die Zeit, durch das soziale Leben, durch lokale Begebenheiten charakterisierte menschliche Beziehungen zum Inhalt hat, im deutschen Volksliede reich vertreten. Die Typen dieser Ballade sind die Liebesballade, die Ritter- und Räuberballade, die Mordballade, die Familiengeschichte, die Gespensterballade. Das ganze mittelalterliche Leben und Treiben, Fühlen und Denken, Aberglaube, Naivität und Torheit, ungezügelte Leidenschaft, ja unbewußtes, auch perverses Seelenleben spiegeln sich in diesen Balladen. Die deutsche Volksballade ist kulturell bedeutsam, sie ist gut adlig, gut bürgerlich und gut bäuerlich. Von den großen

heroisch-tragischen Motiven der englischen und nordischen Ballade hat sie sich abgewandt, diese Motive beherrschen in der deutschen Poesie dagegen das Volksepos. Die Motive der deutschen Volksballade sind die Beziehungen des deutschen mittelalterlichen Lebens zum einzelnen Menschen der Zeit. Daher berührt die deutsche Volksballade so realistisch, so mittelalterlich deutsch, darum wirkt sie so unmittelbar. Dies gilt natürlich nur von der deutschen Ballade im allgemeinen. Im einzelnen zeigt auch sie mythische, heroische und vor allem romantisch-märchenhafte Züge. Realistische Romantik — vielleicht läßt sich so am präzisesten das Wesen der deutschen Volksballade kennzeichnen.

Ich habe in der nachfolgenden Sammlung die wenigen mythischen Balladen vorweggenommen, ihnen schließen sich Festlieder, Kinderlieder, Rätsellieder, Tierfabeln usw. an, in denen uralte mythische Beziehungen und balladeske Vorstellungen und Stilansätze zu entdecken sind. Es folgen die ganz wenigen Heldenballaden. Den Übergang zur Liebesballade bilden einige Liebeslieder anschaulichen balladenartigen Charakters. Dem Gros der Liebesballaden sind die anderen Hauptgruppen: Räuber-, Mord-, Familien- und Gespensterballaden angereiht — die psychologisch und soziologisch interessantesten deutschen Balladen. Den Abschnitt beschließt eine kleine Auslese aus der Menge der volksliedartigen Schwänke und Legenden. Jeder Gruppe sind einige sie charakterisierende Bemerkungen vorausgeschickt.

Zum Vergleich folgt dann im nächsten Abschnitt eine Zusammenstellung auserlesener Volkslieder anderer Völker.

Übrigens sind in die folgende Auswahl nicht die ältesten Volkspoesien, das alte Hildebrandlied u. a., aufgenommen. Diese sind in den ersten Abschnitt dieser Sammlung: „die älteste Balladenpoesie" usw. verwiesen, — um alles Älteste beisammen zu haben. Im allgemeinen ist der zeitliche Stand der folgenden Auslese das 15. u. 16. Jahrhundert, doch auch ältere und jüngere Lieder sind aufgenommen. Das sog. „historische Volkslied", das ein besonderes Gepräge zeigt und das später mehr und mehr an die Stelle des alten gemütlichen Volksliedes tritt, ist in einem späteren selbständigen Abschnitt nach Gebühr behandelt.

* * *

Mythische Balladen, Nachklänge der Göttersage.

In dieser ersten Gruppe erscheinen die wenigen deutschen Volksballaden, die dem Urbilde der mythischen, der Naturballade entsprechen. Wie ich in der Haupteinleitung ausgeführt habe, stehen sich als Grundtypen der Ballade die mythische und heroische gegenüber. Grade von diesen beiden spezifischen Arten der Ballade aber hat das deutsche Volkslied nur wenige Charakterstücke aufbewahrt.

Die schöne Hannale.

(Diese Fassung ist aus mehreren schlesischen Lesarten zusammengestellt.)

Es freit ein wilder Wassermann,
[von dem Berg und tiefem Tal
wol über die See]
er freit nach königlichem Adelstamm,
nach der schönen Hannale.

Er ließ eine Brücke mit Gold beschlag'n,
darauf sollt sie spazieren gahn,
die schöne Hannale.

Sie ging darüber so manchen Gang,
bis daß sie unter das Wasser sank,
die schöne Hannale.

Und als sie unter das Wasser sank,
ergreift sie der wilde Wassermann,
die schöne Hannale.

Darunten war sie sieben Jahr,
bis daß sie ihm sieben Söhne gebar,
die schöne Hannale.

Und als sie bei der Wiege stand,
da hört sie einen Glockenklang,
die schöne Hannale.

„Ach, Wassermann, lieber Wassermann,
laß mich einmal in die Kirche gahn,
mich arme Hannale."

„Wenn ich dich laß in die Kirche gehn,
du möchtest mir nicht wiederkehrn,
du schöne Hannale."

„Warum sollt ich nicht wiederkehrn?
Wer würde mir meine sieben Kinder ernähren,
mir armen Hannale!"

Und als sie auf den Kirchhof kam,
da neigt sich Laub und grünes Gras
vor der schönen Hannale.

Und als sie in die Kirche kam,
da neigt sich Graf und Edelmann
vor der schönen Hannale.

Der Vater macht die Bank ihr auf,
die Mutter legt das Kissen drauf
der schönen Hannale.

Als sie nun wieder nach Hause wollt gehn,
ihr Vater und Mutter sie mit sich nehm'n.
die schöne Hannale.

Sie setzten sie wohl oben an den Tisch
und trugen ihr auf gebackene Fisch,
der schönen Hannale.

Und als sie im besten Essen was,
fiel ihr ein Apfel auf den Schoß,
der schönen Hannale.

„Ach, liebe Mutter, seid so gut,
werft mir den Apfel in Feuersglut,
mir armen Hannale."

„Ei, willst mich hier verbrennen sehn?
Wer wird denn unsre Kinder ernähren,
du schöne Hannale."

„Die Kinder woll'n wir beide teil'n,
nehm ich ihr vier und du ihr drei,
ich arme Hannale."

„Nehm ich ihr drei, nimmst du dir drei,
das siebente wollen wir teilen gleich,
du schöne Hannale."

„Nehm ich ein Bein, nimmst du ein Bein,
daß wir einander gleiche sein,
du schöne Hannale."

„Und eh ich mir lass' mein Kind zerteil'n,
viel lieber will ich im Wasser bleib'n,
ich arme Hannale!"

Erk-Böhme I, S. 2. Dieses Wassermanns-Motiv kehrt in brandenburgischen, schlesischen und pommerschen Liedern wieder, in verschiedenen Versionen auch in Balladen Hessens, des Harzes, der rheinischen Länder, Siebenbürgens und des Kuhländchens, ebenso in dänischen, schwedischen und wendischen Liedern. „Auffallend bleibt, daß wir in Deutschland keine älteren Aufzeichnungen von Wassermannsliedern besitzen, alle sind erst aus dem 19. Jahrhundert; älteste 1817 (kuhländisch) und ein Melodienfragment von 1813. Dieser Umstand darf nicht zu der Annahme verleiten, als seien diese Lieder jüngeren Ursprungs, im Gegenteil sind sie sehr alt, dies bezeugen ihre zum Teil alten Sprachformen und besonders der urgermanische Kehrreim. Aber auch ihr Inhalt spricht für hohes Alter. Heidnische Erinnerungen vom Glauben an Wassergeister und ihren Zauberspuk sind darin verschmolzen mit dem mittelalterlichen Glauben von Todesahnung und Vorbedeutung durch Schwäne und Himmelszeichen, auch der Zauberbann durch christliche Gebräuche (Glockenklang und Segenspruch in der Kirche) spielt darin eine Rolle." (Erk-Böhme.)

Aus der großen Zahl dieser Lieder werden noch die beiden folgenden mitgeteilt, von denen das zweite das Motiv anders wendet als die Ballade von der „schönen Hannale".

De Waterkeerl in der Ja'.

Up't Seefeld en Buur waand', de's riek nog un stolt;
sien dree Deerns sund em leever, as all sien Gold.
[Och, de Ja' 's so deep!]

De een weer so knapp, und d'anner' weer so slank,
de drudde wull nien Keerl är Tie'släven lank.

Un se freeit un loopt sik boll af de Sgoo:
moi Ida lacht un seegt Nä darto.

Se kikt nich um na Pott un Pann,
se holt so sien un so witt är Hann'.

Man vaken den Groen henda al se geit,
woor dat Water bruust, woor de Seeluft wait.

Un isee'mal do weer se an d' Buterkant,
te Tie stigt up un stigt gegen dat Land.

De Bulgens all seeg se kamen un gaan,
un mit eens hat 'n sienen Herr vär ar staan.

He greet't wol heeflich, he sprekt wol good;
mit em to spazeeren är nich verdrot.

Henunner se gaat't an Waterkant,
man dat is so koold, un so koold sine Hand.

„Un woor heerst du to Huus? Woor kumst du här?"
„Ik kaam uut de Ja', un ik waan' in 't Määr.

Un nien slimmer Huusen as miens ik kenn:
daar faart so Väl' wol aver Een hen.

Un koold un diester is 't in mienem Saal:
daar kummt nien Sunnensgien he' daal." —

'T gräst är; se kikt in 'n seegreen Oog,
as he nu mit Gewalt är na 't Water hendroog.

„Un leeve Herr, laat't mi torugg an 't Land,
un mienen gollen Rink legg ik Jo in Hand!"

„Dien gollen Rink de will mi nich anstaan;
up de greene Eer warst du ni' wedder gaan!" —

„In uus' Huus mien Vader un min Moder weent,
daarto mien leeve Susters beid' vereent."

„Laat weenen in jo Huus, laat weenen weller will:
mit dem Waterkeerl geist du — weß mi still!

Lat weenen in jo Huus, lat weenen weller will:
up't greene Land ni' kumst du meer!" —

Na de Floot henin mit sien Roof he springt,
un Nums uus' moi Ida wedder bringt.
Och, de Ja' 's so deep!

Erk-Böhme I, S. 8. — Altes Volkslied aus dem Jade-Lande im Oldenburgischen. Das Lied handelt vom Wassermann im Jadebusen. Seefeld ist ein Dorf im Budjadingerlande, unfern der Jade.

Wassermanns Braut.

(Mündlich aus Wittstock in der Vormark, 1852.)

Es freit einmal ein Wassermann,
der wollte Königs Tochter han,
(der wollte Königs Tochter han).

Er freit wohl länger als sieben Jahr,
bis daß die junge Braut seine war.

Sie ging wohl in den Garten,
und wollt der Blümlein warten.

Da sah sie in den Wolken stehn,
daß sie im Rhein sollt untergehn.

Sie ging wohl in die Kammer,
beweint sich ihren Jammer.

„Ach, Tochter, schweig nur stille,
und tu nach unserm Willen!

Und so du tust, wie's uns gefällt,
so kommst du ja nicht aus der Welt."

Der Bräut'gam kam geritten
mit vierundvierzig Reitern.

„Guten Tag, guten Tag, liebste Eltern mein,
wo ist denn nun das junge Bräutelein?“

„Da drinnen in der Kammer
schlägt sie die Händ zusammen.“

Der Bräut'gam war ein geschwindiger Mann,
er schaut, daß er in die Kammer kam.

„Ach, Bräutlein, liebstes Bräutlein mein,
wie geht dir's denn im Kämmerlein?“

„Mir geht's nicht gut, mir geht's nicht wohl,
und daß ich heut noch sterben soll.

Ei, Mutter, herzliebste Mutter mein,
laß mich dies Jahr noch Jungfer sein!“

„Keine Jungfer darfst du nicht mehr sein,
du mußt ja jetzt schon seine sein!“

„Ei, Mutter, bleib in Gottes Nam'n!
Jetzt seht ihr mich zum letztenmal.“

Und als sie auf den Wagen stieg,
ihrem Vater und Mutter gute Nacht sie gibt.

„Gute Nacht, gute Nacht, mein Töchterlein!
Wir hoffen, es wird dein Glück noch sein.“

„Wie soll denn das mein Glück noch sein?
Seine Mutter ist ein wildes Wasserweib,
das wird mir kosten meinen Leib.“

Und als sie auf Grunheid nauskam'n,
zwei weiße Schwanen ihr entgegenkam'n.

„Fliegt ihr nur hin, wo Freude ist!
Ich fahre hin, wo Elend ist.

Das kann ich an der Sonne sehn,
daß ich heut muß zugrunde gehn.“

Und als sie an die Brücke kam'n,
ihren Tod sie schon vor Augen sah.

„Nun zieht mir aus mein Ehrenkleid,
ich mach mich gleich zum Tod bereit!“

Er ließ die Brücke befahren
mit vierundvierzig Wagen.

Sie fuhren hinüber, fuhren wieder herüber,
die junge junge Braut wollte nicht hinüber.

Er ließ die Brücke bereiten
mit vierundvierzig Reitern.

Sie ritten hinüber, ritten wieder herüber,
die junge junge Braut wollte nicht hinüber.

Und als sie auf die Brücke kam,
ein Stein mit ihr zu Grunde gang.

„Geschwind, geschwind, eine Kette,
damit ich sie errette!“

Sie schwimmt wohl hin, sie schwimmt wohl her,
die Braut, die sah man nimmermehr.

„Soll das die siebente Seele sein,
die ich gefahren hab an diesen Rhein,
so soll meine Mutter die achte sein!“

Erk-Böhme I, S. 10

Der Liebesapfel.

(Mündlich aus Kessenich bei Bonn, 1820.)

Ich ging mal über einen Bungert, :|:
da hing ein Apfel —
Valdera kompinnen! —
da hing ein Apfel blank wie Gold.

Ich pflückt ihn ab, da war er mein, :|:
ich schloß ihn in mein —
Valdera kompinnen!
ich schloß ihn in mein goldnes Schrein.

Als ich das goldne Schrein aufschloß,
da lag der Apfel —
Valdera kompinnen!
da lag der Apfel blank wie Gold.

Ich schnitt ihn in der Mitt von ein,
die Kerne sprungen —
Valdera kompinnen!
die Kerne sprungen weit und breit.

Sie sprungen vor Herzliebchens Tür,
da ging ein Abends- —
Valdera kompinnen!
da ging ein Abendstänzchen herfür.

„Ach, Mutter, laß mich mit drauf gahn,
ich haben meine Abends- —
Valdera kompinnen —
ich haben meine Abendsarbeit getan.“

„Ach, Tochter, das ein sollst du nicht tun,
die jungen Buben —
Valdera kompinnen —
die jungen Buben halten an dich da.“

„Ach, Mutter, das ein tun sie nicht,
die jungen Buben —
Valdera kompinnen —
die jungen Buben halten mich nicht.“

Erk-Böhme I, S. 25. „Hier haben wir wieder die zauberhafte Verwandlung eines Apfels: aus dessen Kernen geht ein Abendtänzchen, richtiger Abendtänzer, hervor. — Der Apfel galt in der Symbolik fast aller Völker als Zeichen der Liebe, der Ehe und des Ehesegens, aber auch als Lockungsmittel (s. Grimm, Wtb. II, 122). Daher sehen wir im deutschen Volksliede vom Wassermann ihn seiner aus der Unterwelt entflohenen Gattin als Erinnerungszeichen zauberhaft zuwerfen.“ — Eine ähnliche Rolle spielt der Apfel in kroatischen Sagen. Bei den Griechen war der Apfel der Aphrodite heilig.

Der Ritt zur Hölle.

(Ostpreußen.)

Es ging ein Mädchen beim Mondenschein,
sie ging wohl in den Wald hinein.

Und als sie in den Wald 'nein kam,
begegnet sie einem schwarzen Mann.

Und als sie den Schwarzen angesehn,
wollt sie vor Schrecken gleich vergehn.

„Ich bin der Herr über Berg und Tal,
drum zittre, Mädchen, dieses Mal.“

„Bist du der Herr über Berg und Tal,
so tu mit mir nach deim Gefall!“

Da zog er ihr die Ringlein ab,
und macht aus ihr ein schwarzen Rapp.

Er schwang sich drauf in einem Nu
und ritt dann tapfer der Schmiede zu.

„Herr Schmied, beschlagen Sie mir mein Pferd,
es ist mir tausend Taler wert."

Beim ersten Nagel, den er schlug,
da spritzt das Blut wie Menschenblut.

Und als er den zweiten Nagel schlug,
da sprach das Pferd: „Es ist genug!"

Doch wie er den dritten Nagel schlug,
da trug das Pferd einen Menschenfuß.

Drauf ritt er tapfer und ohne Ruh
bis nach der Höllenpforte zu.

„Macht auf und laßt mich schnell herein,
ich bring euch Goldschmieds Töchterlein."

„Bringst du des Goldschmieds Töchterlein,
so wollen wir alle deine Diener sein."

Erk-Böhme I, S. 651. — Otto Böckel (Handbuch des deutschen Volksliedes, Marburg 1908) nimmt für dieses Lied, dessen Stoff — von der Teufelsstute, der Pfaffenköchin, die der Teufel zur Schmiede reitet und beschlagen läßt, — einen uralten mythischen Hintergrund an.

Tannhäuser (Danhauser).

Nun will ich aber heben an
von dem Danhauser singen,
und was er Wunders hat getan
mit Venus, der edlen Minne.

Danhauser was ein Ritter gut,
wann er wollt Wunder schauen,
er wollt in Frau Venus Berg
zu andern schönen Frauen.

„Herr Danhauser, Ihr seind mir lieb,
daran sollt Ihr gedenken!
Ihr habt mir einen Eid geschwor'n,
Ihr wöllt von mir nit wenken."

„Frau Venus! das en hab ich nit,
ich will das widersprechen;
und redt das jemands mehr dann Ihr,
Gott helf mir's an ihm rächen!"

„Herr Danhauser, wie redt Ihr nun?
Ihr sollt bei mir beleiben;
ich will Euch mein Gespielen geben
zu einem steten Weibe."

„Und nähm ich nun ein ander Weib,
ich hab in meinem Sinne:
So müßt ich in der Hölle Glut
auch ewiglich (ver)brinnen."

„Ihr sagt mir viel von der Hölle Glut,
habt es doch nie empfunden;
gedenkt an meinen roten Mund,
der lacht zu allen Stunden!"

„Was hilft mich Euer roter Mund?
er ist mir gar unmäre;
nun gebt mir Urlaub, Fräulein zart,
durch aller Frauen Ehre!"

„Herr Danhauser! wöllt Ihr Urlaub han,
ich will Euch keinen geben;
nun bleibt hie, edler Danhauser,
und fristet Euer Leben!"

„Mein Leben, das ist worden krank,
ich mag nit länger bleiben;
nun gebt mir Urlaub, Fräulein zart,
von Eurem stolzen Leibe!"

„Herr Danhauser, nit reden also!
Ihr tund Euch nit wol besinnen;
so gehn wir in ein Kämmerlein
und spielen der edlen Minne!"

„Eur Minne ist mir worden leid;
ich hab in meinem Sinne:
Frau Venus, edle Fraue zart,
Ihr seid ein Teufelinne!"

„Herr Danhauser, was redt ihr nun,
und daß Ihr mich tund schelten?
Nun, sollt Ihr länger hierinnen sein,
Ihr müßte es sehr entgelten!"

„Frau Venus, das en will ich nit,
ich mag nit länger bleiben.
Maria Mutter, reine Maid,
nun hilf mir von dem Weibe!"

„Herr Danhauser, Ihr sollt Urlaub han,
mein Lob, das sollt Ihr preisen
wo Ihr in den Land umfahrt;
nehmt Urlaub von dem Greisen!"

Do schied er wieder aus dem Berg
in Jammer und in Reuen:
Ich will gen Rom wol in die Stadt
auf eines Papstes Treuen.

Nun fahr ich fröhlich auf die Bahn,
Gott müß sein immer walten!
Zu einem Papst, der heißt Urban,
ob er mich möcht behalten.

„Ach, Papste, lieber Herre mein!
ich klag Euch hie mein Sünde,
die ich mein Tag begangen hab,
als ich Euch's will verkünden.

Ich bin gewesen auf ein Jahr
bei Venus, einer Frauen.
So wollt ich Buß und Beicht empfahn,
ob ich möcht Gott anschauen."

Der Papst hat ein Stäblein in seiner Hand,
das was sich also dürre:
„Als wenig das Stäblein grünen mag,
kummst du zu Gottes Hulde!"

Und sollt ich leben nur ein Jahr,
ein Jahr auf dieser Erden,
so wöllt ich Beicht und Buß empfahn
und Gottes Trost erwerben!"

Da zog er wiedrum aus der Stadt
in Jammer und in Leiden:
„Maria Mutter, reine Magd,
muß ich mich von dir scheiden!"

Er zog nun wiedrumb in den Berg
und ewiglich ohn Ende:
„Ich will zu meiner Frauen zart,
wo mich Gott will hin senden."

„Seid gottwillkommen, Danhauser!
Ich hab Eur lang entboren;
seid gottwillkommen, mein lieber Herr,
zu einem Buhlen auserkoren!"

Das währet an den dritten Tag,
der Stab hub an zu grünen.
Der Papst schickt aus in alle Land:
Wo der Danhauser wär hinkummen?

Da was er wieder in den Berg
und hätt sein Lieb erkoren;
des muß der vierte Papst Urban
auch ewig sein verloren!

Erk-Böhme I, S. 40. Text hier nach einem fl. Bl. im Weimar. Sammelband als Nr. 75: „Das lied von dem Danhewser". Am Ende: Gedrückt zu Nürnberg durch Jobst Gutknecht. (c. 1515—27): „Nun wil ich aber heben an von dem Danhewser singen".— Das Lied ist in vielen Versionen erhalten, es war in ganz Deutschland verbreitet, in Holland, Dänemark usw. Es existieren davon z. B. merkwürdige fragmentarische und fast unverständliche Fassungen in der Schweiz und in Österreich (St. Gallische Lesart, Aargauer Lesart). — Die Sage vom Venusberg (Venus ist Frau Vrene, die Göttin Freya) ist nicht heidnisch, das Volkslied vom Tannhäuser kann erst im 14. oder 15. Jahrhundert entstanden sein. Papst Urban regierte von 1261—65. Man vgl. die Literatur hierüber bei Erk-Böhme I, S. 39ff.

Tanhuser.

(Entlibucher Lesart.)

Wele groß Wunder schauen will
der gang in grünen Wald uße.
Tanhuser war ein Ritter guot,
groß Wunder wolt er schauen.

Wan er in grünen Wald uße käm
zuo dene schönen Jungfrauen,
sie fiengen an ein „langen Tanz",
ein Jahr war ihnen ein Stundi.

„Tanhuser, lieber Tanhuser mein,
weit Ihr bei uns verbleiben?
Ich wil Euch die jüngste Tochter gä
zuo einem ehliche Weibi."

„Die jüngste Tochter di wil ich nit,
sie treit der Teufel in ihre!
Ich g'sehs an ihre brun Augen an,
wie er in ihre tut brinnen."

„Tanhuser, lieber Tanhuser mein,
du soleſt uns nit schelten!
Wan du komst in diesen Berg,
so muost du es egälten."

Frau Frene hat ein Feigenbaum,
er leit sich drunter zu schlafen;
es kam ihm für in seinem Traum,
von Sünden sol er laßen.

Tanhuser stund uf und gieng darvon,
er wolt gen Rom geh bichten;
[wan er gen Rom wol ine käm,
war er mit bluoten Füßen.]

Wan er gen Rom wol ine käm,
war er mit bluoten Füßen,
er fiel auch nider auf seini Knie,
seini Sünden wolt er abbüßen.

Der Papst treit ein Stab in seiner Hand,
vor Dürri tut er spalten:
„So wenig werden dir din Sünden nachglan,
so wenig daß dieser Stab grünet!"

Er kneuet für das Kreuzaltar
mit ausgespanten Armen:
„Ich bittes dich, Herr Jesus Christ,
du wellist meiner erbarmen!"

Tanhuser ging zur Kirchen uß
mit seim verzagten Herzen:
„Gott ist mir allezeit gnädig gsi,
Jez muoß ich von em laßen."

Wan er fürs Tor hinuße käm,
begegnet ihm üsi liebe Frauen:
„Behüt dich Gott, du reini Magt!
Dich darf ich nimmen anschauen."

Es gieng ummen eben drithalben Tag,
der Stab fieng an fa grünen;
der Papst schickt uß in alli Land,
er ließ Tanhuser suchen.

Tanhuser ist iez nimmen hier,
Tanhuser ist verfahren,
Tanhuser ist in Frau Frenen Bärg,
wollt Gottes Gnad erwarten.

Drum soll kein Papst, kein Kardinal
kein Sünder nie verdammen;
der Sünder mag sein so groß er will,
kan Gottes Gnad erlangen.

Erk-Böhme I, S. 46. Aus der Schweiz (Eſcholdsmatt im Entlibuch), nach mündl. Überlieferung 1830.

Das Mär vom Turſen (Rieſen).

Hie bevor kamen zwelf man
in einen vinstern tan,
ſi werden irre darinne,
daz kam in ze gewinne.
ſi gehten[1] för ſich uber maht
unt wurden verre in der naht
eines viures gwar,
balde huben ſi ſich dar,
do fanden ſi ein hûs ſtan,
darinne ein wîp wolgetan.
do ſi in das hûs kamen,
einen turſen ſi vernamen
verre in dem walde
mit eislichem[2] ſchalle,
daz ſi verzagten alle.
„owe mir! — ſprach daz wîp,
mîn man nimt iu den lîp.
ſtiget dort hin uf das gaden,
ich gan iu ubel iuers ſchaden,
ich nert iuch gerne, weſſe ich wie."
uf die höhe ſi ſi lie.
do der turſe in daz hûs lief,

[1] ſprachen. [2] ſchrecklich.

daz wîp er vaste anrief:
Wa die menschen wæren?
sie ne wolde si niht vermæren[1],
si sprach: „hie en ist nieman."
er sprach: „unt ist hie nieman,
des werde ich schiere gewar."
er fûhte hin unt dar,
do sach er si dort oben stan:
„ich muz iuer einen han" —
sprach er, „da ist niht wider[2],
den werfet mir balde hernieder,
oder ez ist iuer aller tot."
do tatens als er in gebot,
den swachsten unter in
den warfen si dem tursen hin,
den het der ungetriue[3] fraz
in vil kurzer frist gaz.
zornechlichen sprach er:
„gebt mir aber einen her!"
den warfen si im oben dar;
den selben az er ouch gar,
daz im sin niht uber wart[4]:
„ir müzzet alle an die vart!"
sprach er der ungehiure,
er briet si bî dem viure,
unt hiez im aber einen geben;
also nam er im daz leben.
unt leibet[5] ir deheinen
unz ez bekom an einen,
den hiez er ouch herabegan.
„daz wirt nimmer getan" —
sprach er dort oben iesa:
„so hol ich dich aber da!"
sprach der turse: „ich wil dich verzeren."
„des wil ich mich entriwen weren,"
sprach der man vil drate.
„sich, daz ist nu ze spate"
— sprach der gitisære[6],
„do do selbe zwelfte wære,
so soldestu dich han gewert,
so mochtestu dich han genert,
din wer ist nu dahin."
da gie er dar unt az ouch in.
dem tursen tut gelîche
ein ubel herre rîche,
der ein geslæhte vertriben wil,
so hebel er daz nitspil[1]
an dem swachisten manne,
verzagent die andern danne
unt lazzent in vertriben,
daz si mugen beliben
in sinen hulden dester baz;
so kert er aben sinen haz
vil schier uf einen
unt leibet ir deheinen
unz er si gar vertribet,
daz ir deheiner blibet.
daz si daz selbe erkiesent,
so si danne einen verliesent,
so si sich ie wirs mugen erwern.
swer sich welle ernern,
der wer sich beziete,
daz er des niht enbiete,
daz in diu uberkraft bestê,
ez ist im gût, wert er sich ê.
als in der turse überwunden hate,
so wert er sich ze spate.

Erk-Böhme I, S. 59. Aus einer Handschr. Anf. des 13. Jahrh. „Das ist ein altdeutsches Beispiel, mit welchem Worte unsere Vorfahren das bezeichneten, was wir heute Fabel nennen. Diese Fabel vom Riesen ist ursprünglich deutsch, aus keiner lat. oder griech. Quelle herzuleiten. Es fehlt ihr wenig zum vollkommenen Märchen, wofür der Zug der gutmütigen, wohlgesinnten Riesenfrau besonders stimmt, welche die Fremdlinge vor dem Menschenfresser retten möchte. — W. Wackernagel (altd. Leseb. 619, 10) nimmt an: das Gedicht sei um 1206 vom Stricker, einem fahrenden Dichter (strichaere, vagus) verfaßt."

* * *

Volksfeste und Volksgebräuche im Liede, Ansingelieder.

Bei Erk-Böhme erscheint diese Gruppe erst im III. Bande im X. Buche, S. 101 ff. Ich teile einige Lieder aus dieser Sammlung jedoch im Anschluß an die mythischen Balladen mit, weil auch diese Ansingelieder auf alte mythische und heidnische Vorstellungen, religiöse Gebräuche usw. vielfach zurückweisen. Sie sind in der Form allerdings fast rein liedartig, doch in der Stimmung wirken sie mehr oder weniger balladesk. Die Festzüge, die Tänze, Maskeraden usw. sind gleichsam aufgeführte Balladen, die Lieder bilden den lyrischen gesanglichen Bestandteil (den Dialog) dieser gehandelten Balladen. Außerdem aber sind diese Volksgesänge die letzten Überbleibsel des uralten Tanzliedes, aus dem die lyrisch-epische Ballade hervorging. Aus ebendenselben Gründen habe ich als folgende (3.) Gruppe einige Kinderlieder zusammengestellt.

Winteraustreiben.

(Alter Gesang beim Frühlingsfest, Mitterfasten.)

So treiben wir den Winter aus,
durch unsre Stadt zum Tor hinaus,
mit sein Betrug und Listen
den rechten Antichristen.

Wir stürzen ihn von Berg zu Tal,
damit er sich zu Tode fall
und uns nicht mehr belüge
durch falsche Lehr und Lüge.

Nun hab'n den Winter wir ausgetrieben,
so bringen wir den Sommer herwieder,
den Sommer und den Maien,
die Blümlein mancherleien.

[1] verraten. [2] Dawider hilft nichts! [3] ungetreu heißt hier ungläubig, heidnisch, Fraß, Fresser. [4] nichts übrig blieb. [5] läßt übrig. [6] Geizhals.

[1] Scherzspiel.

Die Blümlein sind das göttlich Wort,
das blüht itzunder an manchem Ort,
das wird uns rein gelehret,
Gott ist's, der's hat gelehret.

Das danken Gott von Herzen wir,
bitten, daß er wollt senden schier
Christum, uns zu erlösen
vom Winter und allem Bösen.

Erk-Böhme III, S. 129. „Text aus einem Gespräch über den Gregorianischen Kalender von 1584. Das Lied ist eine Überarbeitung des alten Volkstextes, hier mit geistlicher Wendung; volkstümlich ist bloß die Hälfte von 1. und 2. Strophe und die ganze 3." — Bei Erk-Böhme sind mehrere Varianten mitgeteilt, darunter auch die besonders interessante:

Nun treiben wir den Tod hinaus,
dem alten Juden[1] in seinen Bauch,
dem jungen in den Rücken,
das ist sein Ungelücke.

Wir treiben ihn von Berg zu Tal,
daß er nicht wiederkommen soll.
Wir treiben ihn über die Heide,
das tun wir den Schäfern zu Leide.

Todaustreiben in Sachsen.

„Nach uraltem Brauch ziehen zu Lätare die Kinder aus, das Todaustreiben (d. i. Austreiben des Winters) zu üben. Ausgerüstet mit einem entlaubten Bäumchen, das reichlich mit Papierstreifen geschmückt ist, ziehen sie von Haus zu Haus und singen ihren Reim, den schon die jüngsten Kinder mit begierigem Eifer lernen. Der Lohn der kleinen Sänger besteht aus Bretzeln oder einem Ei, oder auch in kleinen Geldspenden und wird von allen gern gewährt."

(Aus Lommatzscher Gegend, 1893).

Den Tod, den Tod habn wir vertrieben
und sind in unserm Dorf geblieben,
in unserm Dorf und Lande,
das macht uns keine Schande.
Die Schüssel hat ein goldnen Rand,
die Jungfer hat ein milde Hand,
sie wird uns wohl bedenken
und uns das Gackei schenken.
Und schenkt sie uns das Gackei nicht,
so bringen wir auch den Sommer nicht;
der Sommer und der Winter,
das sind Geschwisterkinder,
der März und der Mai,
die sind auch dabei.

(Erk-Böhme III, S. 137.)

Sommerverkündigung in Holstein.

Hans Voß heißt er,
Schelmstück weiß er,
die er nicht weiß, will er lehren,
Haus und Hof verzehren.
Brot auf die Trage,
Speck auf die Wage,
Eier ins Nest:
wer mir was gibt,
der ist der Best.

Als ich hier vor diesem war,
war hier nichts als Laub und Gras;
da war auch hier kein reicher Mann,
der uns den Beutel füllen kann.
Mit einem Schilling,
drei, vier oder mehr,
wenn's auch ein halber Taler wär!
Droben in dem Hausfirst
hangen die langen Mettwürst;
gebt uns von den langen,
laßt die kurzen hangen!
Sind sie etwas kleine,
gebt uns zwei für eine!
Sind sie ein wenig zerbrochen,
so sind sie leichter zu kochen;
sind sie ein wenig fett,
je besser es uns schmeckt.

Erk-Böhme III, S. 138. „Mit diesem Reime zogen sonst die Kinder in Holstein am Sonntag Lätare von Haus zu Haus, in einem Korbe einen toten Fuchs (Voß) oder dessen Puppe tragend."

Sommerwendfeuer bei Niederaltaich in Niederbayern.

In dieser Gegend ist es seit undenklichen Zeiten der Brauch, am 24. Juni, Johannis des Täufers Tag, das Suwendfeuer anzuzünden. Es sammeln zu diesem Zwecke meistens junge Burschе, die den Pfingsttritt gemacht haben, auf einem kleinen Wagen, den vier Knaben ziehen, von Haus zu Haus Holz hierzu ein. Einer dieser Knaben ruft vor jedem Hause:

„Gebt üns e Holz ze'en Suwendsfuie!
'is huie 's Holz net tuie.
Heilige Florian, kent (zünd) ünse Haus net an!
Heilige Margeret, schick üns e Kopfl Met!
Heilige Veit, schick üns e grauß Scheit!
Heilige Fix, wenn me's verbrenne, hab' me nix.

Beim Untergang der Sonne wird das Holz angezündet, dann springen die jungen Leute, meistens paarweise Arm in Arm, über das Feuer. Der erste Springer sagt den Spruch:

I spring übe's Suwendsfuie!
Alle Nachbar san mer tuie.
Springts mit mier all z'samm!
So wird de Haar recht lang.

Dann springt alles, was am Feuer steht, klein und groß, über das Feuer. Je höher einer springt, desto mehr Ehre. (Aber auch ein Aberglaube herrscht dabei: „So hoch der Sprung übers Feuer, so hoch wird in dem Jahre der Flachs.")

(Nach Panzer I, 215.) (Erk-Böhme III, S. 152.)

Johannislied aus Wendig im bayr. Schwaben.

Me komme vo Sant Veit,
me singe üm e Scheit,
me singe üm e Gloria,
me zünde unse Fuirle a.
Simesfuirle, Simesfuirle!
Gebt üns au e Steuirle!
Wöllet ihr uns kei Steuirle gebe,
lasset uns mit Freude lebe.
Scheitle raus, Scheitle raus!
oder i schlag e Loch ins Haus.
Kueh hat en Rigl,
gebt üns en alt'n Prügl.

[1] „Wäre das eine Verstümmlung aus Mißverstand von Joten (den Riesen aus der Heidenzeit)?" — fragt Erk-Böhme.

Kueh hat e Schelle,
gebt uns e alte Welle.
Kueh hat e Eite,
geh mer um e Haus weite.
Me stande auf'm Ilgen-Platz,
me sagen alle gute Nacht.

(Panzer II, 240.)

Erk-Böhme III, S. 152. „Die Anrufung des St. Veit wird nur dadurch erklärlich, daß hier eine Umsetzung des Namens vom slawischen Gott Swantevit (= heiliges Licht) vorliegt, dem Gotte des Lichtes und der Sonne, Förderer der Fruchtbarkeit, Geber des Glückes und des Sieges, dem zur Ehre zurzeit der Sommersonnenwende Festtänze angestellt wurden, bei denen es oft rasend herging; daher Veitstanz für eine Krankheit. Der ziemlich ähnliche Klang Sante Vit mag dazu geführt haben. Mit St. Veit, einem zwölfjährigen Knaben, der unter Diokletian als Märtyrer gestorben, kann obiger Ruf nichts zu tun haben."

Martinsvogel[1].

In Aurich (hannöverisch) singen die kleinen Mädchen am Martinsabende auf den Straßen unter vorangetragenen bunten Papierlaternen (Kippel-Kapp-Kögel genannt):

Kipp-Kapp-Kögel,
Sünter Martens Vögel,
hol över de Rhin,
hei Ji Sünter Martens Vögel ook sien?
Der flogen twee Rubentjes na't Papenhuus to,
dat Papenhuus wehr den verslaten,
de Himmel stunn speerwiet apen.
As Joseph ut de Schole quam,
he har der geen Botter,
he har der geen Brod,
he legte sien Kopp in Maree hör Schoot.
Maree de har der en Rockje an,
dar hungen wol tusend Klockjes an,
de Klockjes füngen an to pingeln,
leeve Engels füngen an to singen:
von hier an, von da an:
Baven wohnt der rike Mann,
dee uns mal wat gäven kann.
Rieke Mann to Pärre,
unse leeve Härre,
de lett wassen
good Koren un god Flassen,
good Koren un god Liensaat.
Frooke, is dat geen good Huusgerat?

*) Martinsvogel war der Vogel der Freyja. Der Spruch enthält noch mehr mythol. Nachklänge. Erk-Böhme III, S. 159.

Der Jüngste Tag.

(Spruchgedicht.)

Wenn der Jüngste Tag will werden,
da fall'n die Sternlein auf die Erden,
da beugen sich die Bäumelein,
da singen die Waldvögelein,
da kommt der liebe Gott gezogen
auf einem großen Regenbogen:
„Ihr Toten, ihr sollt auferstehn!
Ihr sollt vor Gottes Gerichte gehn!
Ihr sollt treten auf die Spitzen,
da die lieben Englein sitzen!
Ihr sollt treten auf die Bahn!"
Der liebe Gott nehm uns all in Gnaden an.

Erk-Böhme III, S. 165. „Dieser alte fromme Volksreim, in ganz Norddeutschland gekannt, stammt nach aller Wahrscheinlichkeit aus dem Katholischen, und die erste Hälfte birgt vielleicht gar Erinnerungen altheidnischen Glaubens über Weltuntergang. In Thüringen hörte ich diesen Spruch um 1840 von armen, katholischen Kindern vom Eichsfeld (aus der Umgegend von Heiligenstadt) oft sagen (niemals singen!), wenn sie um eine Gabe ansprachen. Nach dieser Überlieferung hier; aber er ist weit älter. Erk (Germania Nr. 273) kannte ihn schon vom Jahr 1817."

Das Hermannlied.

Hermen, sla Dermen,
sla Pipen, sla Trummen,
de Kaiser will kummen
mit Hammer un Stangen,
will Hermen uphangen.

Erk-Böhme III, S. 166. „Dieses Liedchen mit seiner Melodie lebt noch als Kinderlied zum Empfange des Sommers unter dem Volke in Westfalen, im Paderbornschen, Ravensbergischen, im Bistum Minden und im niedersächsischen Hessen (Diemelgegend). Hermann oder Irmin (?) wird darin aufgefordert, kriegerisches Spiel anzustimmen, Saiten, Pfeiffen, Trommeln erschallen zu lassen, weil der Feind (der Kaiser?) sich nahe mit Hammer und Zangen und Hermann aufhängen wolle. J. Grimm bezieht diesen Reim auf den Irmin-Kultus, der in Westfalen und Niedersachsen seinen Sitz hatte. Das berühmte, zu Ehren Irmins errichtete und göttlich verehrte Standbild (die Irminsûl bei Eresburg), welches einen gewappneten Mann mit Fahne und Lanze darstellte, zerstörte Karl d. Gr. 772. „Nicht unmöglich — sagt Grimm —, das sich in diesen, durch lange Tradition durch Jahrhunderte gegangenen, entstellten Worten Überreste eines Liedes erhalten haben, das zu der Zeit erscholl, als Karl die Irminsäule zerstörte. Auf den älteren Arminius und die Römer lassen sie sich weniger deuten."

* * *

Kinderlieder.

Vgl. die Bemerkung zur vorigen Gruppe. Auch diese Kinderlieder haben uralte mythische Beziehungen aufzuweisen. So aufgefaßt und empfunden wirken sie wie kleine stimmungstiefe Balladen.

Buko von Halberstadt.

Aus Westfalen.

Buhköken von Halberstadt,
breng doch unse Lische wat!
Wat soll ik är denn bringen?
Poar rode Schuh mit Ringen,
doa soll unse Lische drop springen.

Aus Thüringen.

Mutschekühl'chen von Halberstadt,
bring doch unserm Kindchen was!
Was soll ich ihm denn bringen?
Ein Paar Schuh mit Ringen,
ein Paar Schuh mit Gold beschlag'n,
die soll unser Kindchen trag'n.

Erk-Böhme III, S. 583. „Nach herkömmlicher Annahme soll der Kinderreim von Buko sich auf den Bischof Burchard von Halberstadt beziehen. Dieser Bischof, der im Jahr 1074 mit den Sachsen sich gegen Kaiser Heinrich auflehnte, war ein besonderer Freund der Kinder, daß er niemals von seinem Schlosse (dem Petershofe) ausging, ohne Geschenke für die Kinder, Obst, Schuhe, Geld usw. sich nachtragen zu lassen. Daher die Weiber

Gelegenheit nahmen, seinen Namen in diesem Reigenliede zu erhalten. (Joh. Winningsted, Chron. Halberstad. Hdschr. — Helmold, Chronik der Slawen, Kap. 27. Büsching, Wöchentl. Nachrichten I, 144.) Gegen diese Annahme protestiert Rochholz (Alem. Kinderl. S. 115). Er erkennt in dem Bukôken, Muhkôken usw. von Halberstadt jene rote Kuh der Edda, die im letzten Völkerkampfe über die Brücke des Himmels muß (Grimm, Mythologie 1210)."

Von den drei Jungfrauen (Nornen).

(Wiegenlied.)

Rite, rite, Rößli!
z' Bade stat es Schlößli,
z' Bade stat es Summerhus,
's luget drei Mareie drus.

Die erst spinnt Side,
die ander schnätzlet Chride,
die dritt spinnt Haberstrau:
B'hüt mir Gott mi's Büebli au!

Erk-Böhme III, S. 584. Aus dem Kanton Zürich.

Hans Pitterken.

Aus dem Bergischen.

Pitterken lêt sin Perdschen beschlôn,
lêt et den hohen Berg opgôn,
den hohen Berg, den dipen Dâl,
Gott weiß, wannêr ich sterben sall.
Un wann ich sterb, dann sin ich tôt,
begraben sie mich onger de Rosen rôt
un setzen mir drei Lilijen auf das Graf,
dann kommt der Bür un plückt sie af.
Bür, Bür, lo mir die Lilijen stôn,
die Himmelsdöhr wierd open gedôn.
Da kömmt Maria Môder
mit dem goldnen Brôder.
Hät e Stöckelschen an der Hang (Hand),
drievt (treibt) de Wolken no Brobang (Brabant).
Brobang es geschloten,
der Schlötel es terbroken,
wo sölle wer enen van maken?
Van Steener, van Beener (Beinen):
Krup (kriech) derdörch alleene!

Erk-Böhme III, S. 585. „In diesem Kinderreime ist der Glaube an Holda, die Wettergöttin, nicht zu verkennen. Der Schluß deutet auf ein bekanntes Kinderspiel mit Durchkriechen hin, das Brückenspiel."

Maikäfer.

Aus Westfalen.

Maykawel flüg!
Din Vader is im Krig,
din Mutter is in Pommerland,
Pommerland is awebrant —
Maykawel flüg!

Erk-Böhme III, S. 594. „In den Maikäferliedern unserer Kinder liegen wieder uraltheidnische Erinnerungen verborgen. Das Lied hat klar erkennbaren Bezug auf den Weltbrand, auf Wodans letzten Kampf und auf Holdas himmlisches Brunnenreich, wo die Ungeborenen weilen. Der deutsche Gelehrte Karl Blind hat in London in einem Aufsatz: ‚Englische und deutsche Kinderlieder und Kinderspiele' (Abdr. in der ‚Voss. Ztg.' Berlin 1892, Nr. 181) aus seiner Jugendzeit ein in seiner Heimat, der badischen Pfalz, gesungenes Lied mitgeteilt, darin der Name Holdas enthalten ist. Es lautet:

Maikäfer, flieg!
Dein Vater ist im Krieg,
deine Mutter ist in Holler-Land;
Holler-Land ist abgebrannt.
Juchhe!"

Holda-Liedchen.

Hopp, hopp, Heserlmann!
Unsa Katz hat Stiefeln an,
rennt damit nach Hollabrunn,
findt a Kindla in da Sunn,
wiä sull's hoaßn?
Kizl oder Goaßn?

Erk-Böhme III, S. 599. „Dieses Kinderlied in österreichischer Mundart läßt die Katze, Freias geheiligtes Tier, nach Hollabrunn (d. h. Holda's Bronn) fahren, um dort ein Kind in der Sonne zu finden."

Mutter Gottes tut Wasser tragen
mit goldenen Kannen
aus dem goldenen Brünnel,
da liegen viel' drinne.
Sie legt sie auf die Kissen
und tät sie schön wiegen
auf der goldnen Stiegen.

„Hier ist Holda durch die Mutter Gottes ersetzt. Die goldne Kanne und goldnen Stiegen weisen auf Freia-Holda's Eigenschaft als Sonnengöttin, denn das war sie ebenfalls, gleichwie sie mit dem Wasser verbunden erscheint. — Aus goldenem, sonnenerleuchtetem Bronn bringt sie mit goldenen Kannen, die goldene Sonnenstiege heraufkommend, unablässig die „vielen" (die Masse von Kindern) herauf, die auf Wassersgrunde bei ihr liegen. In dichterischer Weise ist hier auch der Mutterleib angedeutet."

Das Engelland (Land der Seelen).

Achter'n Karkhof stoof dat Sand,
do keem der Herr fan Engelland,
do keem de Jumfer mit de Tuten,
wull de ganze Welt besluten.
[Een, tein, twintig, dertig, foftig, sestig,
säbentig, achtig, nägentig, hundert.]

(Aus Jever.)

Achtern Kerkhof stuff dat Sand,
in Engelland, in Brabant.
Jüffer mit de Tute
helle mit beschute.
Erre, berre, botter kerre,
trumpet, of sett!

(Aus Steinbad in Hannover.)

Up den Karkhof stufft dat Sand,
dat Sand dat stufft nâ Engelland,
von Engelland nâ Brabant,
von Brabant nâ Jumfernstand.
Jumfernstand is ûte.
Kriegst eent up de Schnûte.

(Bremer KR. 62.)

Erk-Böhme III, S. 600. „Im Winde fährt nach dem germanischen Glauben die Seele zu den himmlischen Regionen empor. Bis zur Bestattung des Leichnams umschwebt sie den Körper, dann eilt sie dem Sitz der Seligen, dem Engelland, entgegen. Der Wind wirbelt im Sande, der weithin stiebt (stäubt). Die Himmelstür tut sich auf, der Herr vom Engelland (der Tod) empfängt die Seelen, und die Tür wird wieder verschlossen. Wer die Jungfrau mit der Tute (Trompete, Horn) sei, ist nicht klar."

Einige Rätsellieder, Lügenmärchen u. dgl.

Die Rätsellieder sind uralter Bestandteil der germanischen Poesie. Charakteristisch ist die Dialogform, sind die Personifizierungen (Sommer und Winter), das mysteriöse Wesen (für die ältesten Lieder), der scherzhafte naive märchenhafte Ton (für fast alle diese Lieder). Auch hier mischen sich lyrische und epische Momente. Bezeichnend ist — wie in den Zaubersprüchen — das anschauliche Wesen dieser Lieder. Dieses, die Dialogform und die bewegte, ja erregte Stimmung lassen diese Lieder balladenartig erscheinen.

Das Tragemundslied.

(Rätsellied des 12. Jahrh.)

Willkommen, fahrender Mann!
Wo lagst du letzte Nacht?
Womit warst du bedacht?
Oder in welcherlei Weise
erwirbst du Kleider und Speise?

„Das hast du gefraget einen Mann,
der dir's in ganzer Treue sagen kann:
Mit dem Himmel war ich bedeckt,
und mit Rosen war ich umsteckt,
in eines stolzen Knappen Weise
erwerb ich Kleider und Speise."

Nun sag mir, Meister Tragemund,
zweiundsiebenzig Land die sind dir kund:
Welcher Baum gebiert ohne Blüt?
Welcher Vogel ist ohne Zunge?
Welcher Vogel säugt seine Jungen?
Welcher Vogel ist ohne Magen?
Kannst du mir das jetzund sagen,
so will ich dich für einen weidlichen Knappen halten.

„Des hast du gefraget einen Mann,
der dir's in ganzer Treue wohl sagen kann:
Der Wacholder gebiert ohne Blüt,
die Fledermaus säugt ihre Jungen,
der Storch ist ohne Zunge,
die Schwarbe ist ohne Magen, —
ich will dir's in ganzer Treue sagen
und fragest du mich jetzund mehre,
ich sag dir's fürbaß an dein Ehre."

Nun sag mir, Meister Tragemund,
zweiundsiebenzig Land die sind dir kund:
Was ist weißer denn der Schnee?
Was ist schneller denn das Reh?
Was ist höher denn der Berg?
Was ist finstrer denn die Nacht?
Kannst du mir jetzund das wohl sagen,
so will ich dich für einen weidlichen Knappen halten.

„Des hast du gefraget einen Mann,
der dir's von Grunde wohl sagen kann:
Die Sonn ist weißer denn der Schnee,
der Wind ist schneller denn das Reh,
der Baum ist höher denn der Berg,
die Ram ist schwärzer denn die Nacht.
Doch will ich dir in ganzer Treue sagen,
fragst du mich jetzund mehre,
ich sag dir's fürbaß auf dein Ehre."

Nun sag mir, Meister Tragemund,
zweiundsiebenzig Land die sind dir kund:
Durch was ist der Rhein so tief?
Warum sind Frauen also lieb?
Durch was sind die Matten so grün?
Durch was sind die Ritter so kühn?
Kannst du mir das jetzt sagen,
so will ich dich für einen stolzen Knappen halten.

Des hast du gefraget einen Mann,
der dir es wohl gesagen kann:
Von manchem Ursprung ist der Rhein so tief,
von hoher Minne sind die Frauen so lieb,
von manchen Würzen sind die Matten grün,
von manchen starken Wunden sind die Ritter kühn.

Nun sag mir, Meister Tragemund,
zweiundsiebenzig Land die sind dir kund:
Durch was ist der Wald so greise?
Durch was ist der Wolf so weise?
Durch was ist der Schild verblichen?
Durch was ist manch gut Geselle vom andern gewichen?
Kannst du mir das jetzt sagen,
so will ich dich für einen weidlichen Knappen halten.

Des hast du gefraget einen Mann,
der dir's von Grunde wohl sagen kann:
Von manchem Alter ist der Wald so greise,
von unnützen Gängen der Wolf so weise,
von mancher Heerfahrt ist der Schild verblichen,
unnützen Sibichen ist manch gut Gesell entwichen.

Nun sag mir, Meister Tragemund,
zweiundsiebenzig Land die sind dir kund:
Was ist grüner als der Klee?
Was ist weißer als der Schnee?
Was ist schwärzer als die Kohl'?
Was zeltet rechter als der Fohl?

Das hab ich bald gesaget dir:
Die Agelster ist grüner als der Klee,
und ist weiß so wie der Schnee,
und ist schwärzer denn die Kohl',
und zeltet rechter als der Fohl.
Und fragest du mich jetzt noch mehre,
ich sag dir's fürbaß auf dein Ehre.

Erk-Böhme III, S. 1. „Tragemund ist die Bezeichnung für einen weitgereisten, länder- und völkerkundigen Mann, der zu Botendiensten benutzt wurde. Das Wort ist entstanden aus targûm = Kommentar und terguman Dolmetscher, Dragoman; vom arab. targomân, Ausleger vom Verbum taraga, verhüllt sein, schwierig sein. — 2, 3 Orig. bedaht, bedeckt. 4, 3 Quekolter, Wacholder. 4, 6 ungenügend erklärt bleibt der mythische Vogel ohne Magen, genannt die swarbe; man hat es neuerdings auf scarbe, scharwe = Taucherente bezogen; Grimm weiß es aus Dialekten nicht zu erklären und vermutet, es sei der Kiebitz, wipa, dänisch ribe. Im gedruckten Rätselbuch ist der Habich der Vogel ohne Magen. 6, 6 die ram läßt Uhland unerklärt, W. Wackernagel setzt dafür der Rabe, ahd. hram, angels. hraem, isl. hrafn. — Dem widerspricht der Artikel die Ram. Es ist wohl damit Ruß bezeichnet; in dieser Bedeutung im jüngern Hildebrandsliede gebraucht. 8, 5 Würzen, Kräuter. 9, 3 greise, grau. 9, 4 weise, gewitzigt. 10, 6 Sibich im Nibelungenlied ist der ungetreue Ratgeber Ermenrichs und Dietrichs Freund. 11, 6 zeltet, schreitet. 12, 2 Agelster, Elster."

Das älteste germanische Rätsel.

Es kam ein Vogel federlos,
saß auf dem Baume blattlos,
da kam die Jungfer mundlos
und fraß den Vogel federlos,
von dem Baume blattlos.

[Der Schnee auf der Tanne, den die Sonne aufzehrt.]

Erk-Böhme III, S. 8. Das Rätsel war schon im 10. Jahrh. in lateinischer Übersetzung vorhanden. Aus einer Reichenauer Hdschr. zu Anfang des 10. Jahrh. mitgeteilt von Mone, Anzeiger 1838, Sp. 40: „Volavit volucer sine plumis, sedit in arbore sine foliis, venit homo absque manibus, conscendit illum sine pedibus, assavit illum sine igne, comedit illum sine ore. Nyx a Titane." (Der Schnee vom Sonnengott.)

Wettstreit zwischen Sommer und Winter.

(Altes Lied aus Bayern.)

Heut ist auch ein fröhlicher Tag,
daß man den Sommer gewinnen mag;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

So bin ich der Winter, ich gib dir's nit recht,
o lieber Sommer, du bist mein Knecht!
Alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

So bin ich der Sommer also fein,
zu meinen Zeiten da wächst der Wein;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

O Sommer, du sollst mir nichts gewinnen,
ein frischen Schnee will ich dir bringen;
alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

O Winter, wir haben dein genug,
nun heb dich aus dem Land mit Fug!
Alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

Wohl aus dem Land laß ich mich nit jagen,
o Sommer, du mußt mit mir verzagen,
alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

O Winter, ich laß mich dich nit pochen,
ich weiß, es bleibt nit ungerochen;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein.

O Sommer, du Schalk, es tut mir zorn,
und laß mich bald nun unverworrn!
Alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

Wir ziehen daher aus Österreich
und da es sicht dem Sommer gleich;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

So komm ich aus dem Gebirg so gschwind
und bringe mit mir den kühlen Wind;
alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

So bin ich weit und breit gezogen
und hör den Winter gar mindert loben;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

So bin ich der Winter mit ganzem Fleiß,
zu meinen Zeiten werden die Felder weiß;
alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

So bin ich der Sommer also kühn,
zu meinen Zeiten werden die Felder grün;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

So bin ich der Winter ein grober Bauer,
ich trag an mir rauch Pelz und Schauben;
alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

So bin ich der Sommer also groß,
zu meinen Zeiten wächst Laub und Gras;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

So bin ich der Winter also jung,
zu meinen Zeiten findt man manchen kühlen Trunk;
alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

O Winter, du tust dich viel berühmen,
du wirst deins Kriegs noch wohl bekommen;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

O Sommer, ich laß mich dich nit trutzen,
und wenn du wärst noch also lustig;
alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

Mit Rechen und mit Gabeln
legt man das Heu auf den Wagen;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

Krucken und Gabeln muß ich haben,
wenn ich die Stuben wil warm machen;
alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

Es geht ein frischer Sommer herein,
da führt man große Fuder ein;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

Und was du lang einführen tust,
im Winter alles verzehren mußt;
alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

Große Fuder Weiz' und Korn
die helfen uns aus teuren Jahr'n;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

O Sommer du bist ein seltsamer Knecht,
du tust auch nit eim jeglichen recht;
alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

O Winter, ich tu nach dir nit fragen,
ich tu mein Arbeit beizeit eintragen;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

Ihr lieben Herren, ich bin veracht,
der Sommer hat mich zuschanden bracht;
alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

O Winter, ich hab dir's vorhergesagt,
mit mir hast du gar nichts erjagt;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

O lieber Sommer, ich gib dirs Recht,
du bist mein Herr und ich dein Knecht;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

Und wer den Sommer von mir wil haben;
der muß vil Dukaten im Beutel hab'n;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

O lieber Sommer, beut mir dein Hand,
wir wöllen ziehn in frembde Land!
Alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

Also ist unser Krieg vollbracht,
Gott geb euch allen ein gute Nacht!
Alle ihr Herren mein,
der Winter ist fein!

Ihr Herren, ihr sollt mich recht verstan,
der Sommer hat das Best getan;
alle ihr Herren mein,
der Sommer ist fein!

(Erk-Böhme III, S. 11.)

Lied zum langen Tanz der Ditmarsen im 16. Jahrh.

„Ik weet my eine schone Magt,
ik nem se gern to Wybe,
konde se mir van Haverstroo
spinnen de kleinen Syden."

„Und schal ik dy van Haverstroo
spinnen de kleinen Syden:
so schaltu my van Lindekenloof
ein nye Paar Kleider snyden."

„Und schal ik dy van Lindekenloof
ein nye Paar Kleider snyden:
so schaltu my de Schere halen
to middenwarts utem Ryne."

„Und schal ik dy de Schere halen
to middenwarts utem Ryne:
so schaltu my ein Brügge slaan
van einem kleinen Ryse."

„Und schal ik dy ein Brügge slaan
van einem kleinen Ryse:
so schaltu my dat Sövensterne
to hogem Middage wysen."

„Und schal ik dy dat Sövensterne
to hogem Middage wysen:
so schaltu my de glasen Berch
mit einem Peerd up ryden."

„Und schal ik dy de glasen Berch
mit einem Peerd up ryden:
so schaltu my de Sporen slagn
wol van dem glatten Yse."

„Und schal ik dy de Sporen slaan
wol van dem glatten Yse:
so schaltu se aver den Vöten dragen
am heten Sunnenschyne."

„Und schal ik se aver den Vöten dragen
am heten Sunnenschyne:
so schaltu my ein Swepe[1] dreien
van Water und van Wyne."

„Und schal ik dy ein Swepe dreien
van Water und van Wyne:
so schaltu my die graven Sten
to kleinen Paper wryben."

„Und schal ik dy graven Sten
to kleinen Peper wryben:
so schaltu my alle wilde Swyn
in einen Kaven dryven."

„Und schal ik dy alle wilde Swyn
in einen Kaven dryven:
so schaltu my dyn Moder geven
vor Jungfrouw to einem Wyve."

„Un schal ik dy myn Moder geven
vor Jungfrouw to einem Wyve:
so schaltu hangen söven Jaar,
um wedder werden to Lyve.
De Düvel unter Hellen-Grunt
de kan dy nicht verdryven."

Erk-Böhme III, S. 35. — Bemerkenswert ist dies Gedicht als Tanzlied, Tanzlieder waren die ältesten Balladen.

Vom Schlaraffenland.

Nun höret zu und schweiget still
und hört, was ich euch sagen will
von einem guten Lande;
es bliebe mancher daheimen nit,
wenn ihm das wär bekannte.

Die Gegend heißt Schlaraffenland,
ist faulen Leuten wohlbekannt,
liegt hinter einem Berge,
und wer will in das Land hinein,
muß beißen sich durch die Zwerche[2],

Sich beißen durch den Berg hinaus
ganzer drei Meil'n, und kommt er 'naus,
red ich's ohn allen Schaden:
Da sein alle Häuser gedeckt
mit eitel Eierfladen.

Welche Mägd oder Gesell'n,
dies Lands Ort genießen wöll'n,

[1] Swepe, Schweif, Peitsche.

[2] zwerch, ahd. dwerh, mhd. twerch = quer, schräg, nicht grade durch.

mög'n sich dahin verfügen;
wenn man die Dächer brichet ab,
haben sie Fladen mit Genügen.

Tür und die Wänd, das ganze Haus
ist gut Lebkuchen überaus,
die Sparren Schweinebraten.
Kauft einer dort ein Pfenningwert,
hier gilt's einen Dukaten.

Um jedes Haus so ist ein Zaun,
geflochten von Bratwürsten braun,
rasch gebraten, frisch gesotten;
es mag sie essen, wer da will,
sein niemand nicht verboten.

All Brunnen voll Malvasier da sein,
rinnen eim selbst ins Maul hinein,
und andre süße Weine;
und wer sie gerne trinken tut,
der mach sich bald hineine.

Die Fisch wohl auf dem Wasser gehn,
gebacken, gebraten, gesotten schön,
bei dem Gestad gar nahen,
und gehen auf das Land heraus,
lassen sich gerne fahen.

Auch fliegen um, mögt ihr's glauben,
gebratne Vögel, Gäns und Tauben;
und wer da ist so faule,
der sie da wollte fahen nit,
dem fliegen sie selbst ins Maule.

Die Säu, all Jahr gar wohl geraten,
laufen herum und sein gebraten,
tragen Messer im Rücken,
damit keiner gesäumet werd,
daß jeder schneid ein Stücke.

Die Kreuzkäs' wachsen wie die Stein
im ganzen Lande groß und klein,
das mag ein jeder glauben;
die Stein sein all zu essen gut,
sein lauter Karpfen und Tauben.

Fällt im Sommer ein Wetter ein,
so regnet's lauter Honig fein;
alle, die gern schlecken,
die laufen in das Land hinein,
da haben sie zu lecken.

Im Winter, wenn es schneien tut,
schneit es lauter Zucker gut,
Rosinen und auch Mandeln,
und wer sie gerne essen tut,
der hat ein guten Handel.

Auf Tannen wachsen große Krapfen,
wie hierzuland die Tannenzapfen,
auf Fichten wachsen Schnitten;
auch tut man vom Birkenbaum
gute Speckkuchen schütteln.

Auf Weidenbäumen wächst auch frei
frisch Semmel und Löffel (gleich) dabei,
darunter Milchbäch fließen;
die Semmeln fallen selbst in Milchbach hinein,
daß sie jeder kann genießen.

Liederlichs Gesind, faul Mägd und Knecht,
sein in das Land gar eben recht.
Wohlauf, Gretlein und Stöffel!
Macht euch zu dem Milchbach hinein
mit eurem großen Löffel.

Wer Rosse hat, wird ein reicher Meier,
sie legen große Körb voll Eier,
gar manchen großen Haufen.
Tausend man um ein Pfennig gibt,
noch will sie niemand kaufen.

Aus Eseln schüttet man Feigen gut,
auch wer sechs große Grölzer tut,
bekommt sieben Batzen zware.
Und welcher auch nicht gerne zahlt,
wenn die Schuld alt wird ein Jahre,

So muß ihm sein Gläubiger eben
noch so viel Geldes dazu geben,
solch Freiheit hat ein jeder;
und wer da sein Geld verspielt,
dem gibt man's zwiefach wieder.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Und wer ein große Lüge tut,
der hat allmal ein Krone.

Hie lüget mancher viel umsonst,
dort hält man's für die beste Kunst,
all, die wohl können lügen,
die auch davon nit werden rot,
tun ins Land all wohl tügen.

Es hat groß Wälder in dem Land,
darinnen wächst das best Gewand:
Röck, Mantel und auch Schauben,
Wams und Hosen auch darbei,
da mag ihm einer 'raus klauben.

Darzu wächst auf der wilden Heiden:
Damast, Sammet und genähte Seiden,
darzu gut englisch Tuche,
auf den Stauden wachsen auch die Hüt,
Stiefel und gute Schuhe.

Das Land hat Märkt und Freiheit viel,
und der sein Weib nicht haben will,
mag sie vertauschen eben;
man gibt ihm eine Junge dafür
und gibt ihm gnug darneben.

Das Land hat auch ein gute Gnad,
es hat darin ein warmes Bad,
das ist von großer Krafte:
alte Leut, die baden drin,
die werden jung geschaffen.

Welcher ein alte Fraue hat,
der schick sie auch mit ins Bad:
sie badet kaum drei Tage,
so wird daraus ein Maidlein jung,
ungfähr bei achtzehn Jahren.

Der am weitesten schießt vom Ziel,
der gwinnt das Best; hier seind ihr viel,
die weit nebenaus schießen;

zögen sie in das Land hinein,
da würden sie's genießen.

Im Land ist Geld zu gewinnen gut,
sonderlich wer viel schlafen tut,
hat von der Stund ein Batzen;
da kann er sein Geld mit Schlafen verdienen,
hier muß er sehr drum kratzen.

Welche da große Trinker sein,
haben umsonst den besten Wein,
darzu ein guten Lohne,
von jedem Trunk drei Batzen bar
gibt man Frauen und Manne.

Wer gern arbeitet mit der Hand,
dem verbeut man das ganze Land;
und der nichts Guts will lernen,
der Böses tut und läßt das Gut,
den hält man in hohen Ehren.

Wer tölpisch ist und gar nichts kann,
der ist im Land ein Edelmann,
und der nichts kann als schlafen,
essen, trinken, tanzen und spiel'n,
der wird zu einem Grafen.

Wer der Allerfaulste wird erkannt,
ist König über das ganze Land,
er hat ein groß Einkommen. —
Des Landes Art und Eigenschaft
habt ihr also vernommen.

Wer sich will machen auf die Reis',
und der selber den Weg nicht weiß,
der mag einen Blinden fragen,
ein Stummer ist auch gut darzu,
tut ihm nicht unrecht sagen.

Solchs ist der Faulen-Zunft erdacht,
weil Müßiggang nie Guts hat bracht,
darmit zu fexieren und strafen,
die lieber Hunger leiden denn arbeiten,
daß man sie weis' ins Land Schlauraffen.

Erk-Böhme III, S. 40. Fl. Bl. vom Jahr 1611. — „Schlaraffe, sonst Schlauraffe, Schluraffe (vom oberd. schlauren, nd. sluren, träge sein, faulenzen), eigentlich ein träger müßig gehender Affe; übertragen auf Menschen, die träg und leichtsinnig nur dem Sinnengenusse leben. Schlaraffenland, ein Nirgendheim, Utopien, fr. pays de cocagne, wo man ohne Mühe im Überflusse lebt."

Lügenmärchen aus dem 14. Jahrh.

Dô sach ich zwô kreigen[1]
eine matte meigen.
Dô sach ich zwô mucken
machen eine brucken.

Dô sach ich zwô tûben[2]
einen wolf clûben.
Dô sach ich zwei rinder
zwo geize bringen.

Und sach zwêne fröschen . . .
mittenander tröschen.

Dô sach ich vier rösser
ûz höuwe[1] korn dröschen.

Dô sach ich zwô geize
einen ofen heizen.
Dô sach ein rôte kuo
daz brôt in den oven tuon.

(Erk-Böhme III, S. 45.)

Lügenlied (Bauernspaß).

Ein newes Lied, das hinder herfür kert, In des Schilers thon. Fl. Blatt Nürnb. durch Hans Guldenmundt, 1530. Mit Holzschnitt: Zwei Bauern miteinander gestikulierend, einer mit Dreschflegel, der andre mit der Mistgabel. Ähnlich im Ambr. Liederb. 1582, Nr. 235.

Ein Dorf in einem Bauren saß,
der gerne Milch und Löffel aß
mit eime großen Wecke.
Vier Wägen spannt er für ein Pferd,
sein Küch stund mitten in dem Herd,
vier Häuser hat sein Ecke.
Umb seinen Zaun da ging ein Hof,
aus Käs macht er gut Milich,
in sein Brot schoß er den Backof,
sein Gippen was von Zwilich,
mitten in seinem Ofen stund die Stuben,
Feld grub er aus den Ruben,
vol Städel lag sein Heu,
aß zwei Bad nach eim Ei.

Sechs Ställ hätt er in einem Rind,
zwölf Weib hatt er mit einem Kind,
drasch auf Waiz seiner Tennen.
Vor seinem Hund hing ein bös' Haus,
viel Katzen fing sein starke Maus,
voll Mist lof sein Hennen.
Mit dem Acker führ er gen Pflug,
drasch mit Koren sein Flegel,
den Wald er aus dem Brennholz zug,
klobt mit Scheiten sein Schlegel;
viel schöner Gärten hätt er in sein Baumen,
mäst mit Säuen sein Pflaumen,
voll Wiesen stünd sein Gras,
voll Kast sein Koren was.

Ein Dorf in einer Kirchweih ward,
sein Ars steckt er auf die Spitzbart[2],
nahm den Ruck auf den Spieße
und trat gar freisam auf den Tanz.
Sein Hut war ihm auf seinem Kranz,
der Jäckel ihn erstieße.
Da schlug er ihm das Maul ins Faust.
Der Leder zog vom Jäckel.
Mit dem Bauren den Messer laust[3],
zwen Schulthes nahm ein Häckel;
neun Platz wurden auf diesem Mann erschlagen
den Kirchhof auf sie tragen;
die Klag die Freud verzehrt:
das hinder fürher kehrt.

(Erk-Böhme III, S. 46.)

[1] kreigen, krähen; meigen, mähen.
[2] tûben, Tauben; clûben, erfassen; geiz, Geiß, Ziege.

[1] úz höuwe, aus Heu.
[2] Spitzbart, Spitzbeil, die Barde steckt er auf seine Rückenseite.
[3] laust, züchtiget.

Einige Tiersagen (Fabeln).

Auch diese Gruppe ist für die Ballade nicht zu übersehen. Bekanntlich ist die Vermenschlichung des Tieres und die Spiegelung menschlichen Wesens in Tiercharakteren ein Lieblingsmotiv der gesamten Volkspoesie. Ich brauche nur an den Reinecke Fuchs (im Epos) zu erinnern. Diese Tierfabel ist oft rein episch, oft satirisch-parodisch, oft lehrhaft, oft sind alle diese Züge in ihr vereinigt. Als Ballade stellt die Tierfabel sich dar als ein heiteres Gegenstück zur ernsten Ballade. Auch hier ist die hohe Anschaulichkeit bemerkenswert.

Wolf und Gans.

Im Winter ist eine kalte Zeit,
daß man nicht viel zu Felde leit.
Ich sah ein Wolf sehr traben
für eines reichen Bauern Hof,
ein Gans trug er beim Kragen.

Er setzt sich nieder in den Schnee,
der bittre Hunger tät ihm weh,
die Gans wollt er verzehren;
do dacht die Gans in ihrem Mut:
möcht ich michs Wolfs erwehren!

Die Gans die bat den Wolf gar sehr,
ob ihres Lebens nimmer wär,
daß ers ein Lied ließ singen,
das fröhlich nach ihrem Tode jäh
von Tanzen und von Springen.

Die Gans die rauft die Federn aus
und macht dem Wolf ein Kränzchen draus,
der besten Federn eine,
so sie in ihrem Flügel trug;
war besser denn sunst keine.

Und do der Kranz gemachet war,
dem Wolf setzet sies auf sein Haar,
des tät sich der Wolf freuen;
er sprach: wir wöllen tanzen tun
ein kleinen kurzen Reihen.

Sie tanzten hin und tanzten her,
gleich ob es vor der Fastnacht wär,
der Tanz was mancherleie;
ich stund dabei und sah ihn zu,
der Wolf der führt den Reihen.

Und do der Tanz am besten was,
das Gänslein da sein nit vergaß,
stund auf und flog von dannen:
„G'segen dich, Wolf, du scheußlich Tier,
nach mir hab kein Verlangen!"

Der Wolf der stund und sah ihr nach:
„Der Teufel mir das riet und sprach,
daß ich tät nüchtern tanzen;
bescheißt mich kein Gans nimmermehr,
seis Gänsin oder Ganser."

Der Wolf der schwur bei seinem Eid:
„Es soll viel Gänsen werden leid,
ich wills ihn's nicht vertragen;
den Winter und den Sommer will
ich erst viel Gänsen zwagen[1]."

„Ja Wolf, du bist ein listigs Tier,
betrogen bist worden von mir
wohl durch ein Kränzeleine;
Sant Mert[2] errettet mich von dir,
der treu Nothelfer meine." —

Der mir von dir, Wolf, helf aus der Not
und mir auch gab den treuen Rat,
deß bin ich nicht vergessen;
der heilig sant Merten hat
mein Leib auch helfen essen.

Der riet, daß ich ein Gschäft sollt ton;
ich folget dem heiligen Mann
und was in des Gewähren[1];
allweg wohl an sant Martestag
ißt man uns Gänslein geren.

Wohl zu dem trüben neuen Wein,
den beschert Gott und sant Martein,
ist die Gans dazu geben,
demselben ißt man uns zu Ehr,
Gott im ewigen Leben.

Erk-Böhme I, S. 509. „Hier lebt noch die alte Tierfabel in einem singbaren Liede. Wenn das Lied auch erst aus dem 16. Jahrh. stammt, so trägt es doch den alterümlich-sagenhaften Zug: daß dem zum Tode Bestimmten ein Ruf oder Sang, Saitengriff oder Hornlaut zur Letze gestattet wird." Uhland.

Vogelhochzeit.

Es wollt gut Reiger[2] fischen,
er fischt auf breiter Heide;
da kam der Storch, da kam der Storch
und stahl ihm seine Weide.

Der Habich[3] kam auch here
und bracht viel neuer Märe,
wie das dort auch vor jenem Holz
ein Vogelhochzeit wäre.

Die Amsel war der Bräutigam,
die Trossel war die Braute,
die war gar schön gezieret,
trug ob ein Kranz von Raute.

Was tut die gute Lerche frisch?
Sie setzt die Braut wohl an den Tisch.
Der Phönix und der Greifen
mußt auf der Hochzeit pfeifen.

Der Kuckuck, der Kuckuck
schlug die Lauten, und geigt darzu;
den Geiren, den Geiren
ordnet man zu der Leiren.

Der Gogelhahn, der Gogelhahn,
derselbig war der Kapellan;
die Meise, die Meise,
die sang das Kyrieleise.

Der Stare, der Stare
war gwiß ein rechter Pfarrer;
der Grünspecht, der Grünspecht,
der führt die Braut zur Kirche recht.

[1] zwagen, den Kopf waschen. [2] St. Mert, St. Martin.

[1] ich war in dessen Gewahrsam, Hut. [2] Reiger, Reiher. [3] Habich, Habicht.

Zum Hochzeitsknecht ward bestellt der Specht,
auch zur Fahnen der Adler hoch;
die Enten, die Enten,
die führt das Regimente.

Die Gans mit ihren Kragen,
die bracht der Braut den Wagen;
die Tauben, die Tauben
legt an der Braut die Schauben.

Der Hämmerling, der Hämmerling,
der bracht der Braut den Fingering;
der Stiegelitz, der Stiegelitz
sagt zur Braut: du zum Tische sitz!

Die Finken, die Finken
brachten der Braut zu trinken;
der Uhu, der Uhu
schlug's Instrument und sang darzu.

Darnach kam auch die Eulen,
die tät darzu eins heulen;
den Kauzen, den Kauzen
fingens all an zu dauzen.[1]

Der schwarze Rab, der war der Koch,
das sieht man an sein Kleidern noch;
der Spatz, der war der Küchenknecht,
der tät der Sachen eben recht.

Die Tache, die Tache[2]
man auch bei der Hochzeit sache;
die Hätze, die Hätze[3]
trieb ein gar unnütz Gschwätze.

Der Papagei hat ein groß Geschrei,
das Küniglin[4] war der Kämmerling,
die Sprenze, die Sprenze[5],
die gab auch schöne Kränze.

Der Pfau mit seinem langen Schwanz,
der führt die Braut wohl zu dem Tanz;
die Meise und der Auerhahn,
die tanzten hübsch der Braut voran.

Der Falke, der Falke
wollt die Fledermaus abwalken;
der Fashan, der Fashan,
der fing viel krumme Händel an.

Die Wachtel, die Wachtel
gab ihm gar bald ein Dachtel,
da machet ihr das Geschößle
ein grausam lustigs Pößle.

Das Zeisle, das Zeisle,
der duckt sich wie ein Mäusle;
der Gümpel, der Gümpel
hat aber ein groß Krümpel.

Der Grünling, der Grünling
setzt sich wiederum an den Tisch;
Kreuzschnabel frech, Kreuzschnabel frech
tummelt sich weidlich bei der Zech.

Den Rotkropf, den Rotkropf
füllt man voll wie ein Hafners Topf;
der Krametvogel, klug und weis',
bracht abermalen neue Speis'.

Die Koppe feist, die Koppe[1] feist,
sie alsam fröhlich lachen heißt;
der Sittich grün, der Sittich grün
war bei ihn übermaßen schön.

Die Schwalbe, die Schwalbe
blieb bei der Hochzeit halbe.
Der Strauße, der Strauße
half ihm heimlich hinauße.

Die Krähen, die Krähen,
die tät man auch ausspähen;
die Alster, die Alster
den Kranich fragt: „wie gfallst mir?"

Die Nachtigall, die Nachtigall,
die saß auf einer Stauden,
sie sang der Braut den „Hott[2] vom Zaun!",
sie dacht sie selber z' brauten.

Den Windenhals, den Windenhals
man laden tät herzu oftmals;
das Rephuhn, das Rephuhn
wollt zu der Hochzeit gar nichts tun.

Also mußt man den Schwanen
auch zu der Hochzeit mahnen;
die Hennen, die Hennen,
die tät man gar hart brennen.

Der Taucher und den Speiren
ließ man bei der Hochzeit nit feiren;
der Wannenwehr, der Wannenwehr[3],
der leget ein gar schlechte Ehr.

Der Wiedehopfen, der Wiedehopfen,
der wollte vor der Braut auf hopfen;
die Schnepfen, die Schnepfen
gedacht sie anzuzäpfen.

Der Sperber, der Sperber
war außermaßen erber[4],
der legt die zwei zusammen,
weil sie einander nahmen.

Noch weiß ich einen Vogel gut,
den will ich euch nicht nennen:
wenn ihr ihn sächt, wenn ihr ihn sächt,
so würdt' ihr ihn wohl kennen. —

Also hat man vernommen,
wer auf d' Hochzeit ist kommen;
die waren fröhlich bei dem Fest,
zuletzt flog jeder in sein Nest.

Wer ist, der uns dies Liedlein sang,
von 65 Vögeln gsungen?
Hat's wohl gemacht; wer's nit glauben will,
mag selbs auf d' Hochzeit kommen.

(Erk-Böhme I, S. 510.)

[1] dauzen, duzen. [2] Tache, mhd. tâhe, tâhel, Dohle, eine Krähenart. [3] Hätze, Hetze, Elster, Atzel. [4] Küniglin, Zaunkönig. [5] Sprenze, mhd. sprenze, kleine Art Falken mit sprenglichter Brust (nisula

[1] Koppe, verschnittener Hahn, Kapaun, vom schwäb. Wort koppen, schneiden. [2] Hott vom Zaun, vermutlich ein damals gekannter Spielreim; hott, ein Zuruf an Pferde, wenn sie rechts gehen sollen. [3] Wanneweher, Wannenweihe. [4] erber, ehrbar.

De Hochtid (Tierhochzeit).

(Von der Insel Rügen.)

Kückerü! seggt unse Hahn,
upt Frien will he riden;
blanke Sporen snollt he an,
en'n Degen an de Siden.
As he vör Uckermünde kamm,
wat seden sine Lüde?
De Koh stund vör dem Für,
dat Kalf lag in de Weege,
de Hund de haart[1] de Botter,
de Katt de leckt de Schöttel,
de Scharpewawer[2] fegt dat Hus,
de Mullworm[3] dregt dat Mull ut,
he drog dat veel vör ene Schün,
dar döschten[4] dre Kappunen in,
döschen dat schöne Hawerkaff,
dar bruuden se stark Bier von aff.
Dat Bier namen enen Sus
tom Gäbel ut dem Hus.
Häster[5] mit dem langen Schwanz
deed mit de Brut den Vördanz,
Sperling, dat gar lütte Ding,
gaff de Brut den Troring,
Adbar[6] mit de langen Knaken
wull de Brut dat Bedd upmaken.

Erk-Böhme I, S. 520. Aus v. Arnims Sammlung, alte Hdschr. von 1806.

Hadermanns Brautfahrt.

(Aus Ditmarschen.)

„Hott, hott, Hadermann,
treck dyn Vader syn Stäweln an!
sett dy up dat beste Päert,
bistu hundert Daler weert."
He reed bet hier, he reed bet daer,
he reed wul hen na Franken.
Un as he hen na Franken keem,
da muß he syn Verwundrung seen:
daer seet de Ko byt Füer unn spunn,
dat Kalf leeg in de Weeg unn sung,
de Katt de wusch de Schötteln uet,
de Hunt de knäd de Botter uet.
De Fleddermues
de fäeg dat Hues,
de Schwölken mit äer spitze Schnuet,
de Schwölken drogen den Dreck heruet;
un achter de groete Schüen
do döschen dree Kapüen,
se döschen af
goet Hawerkaff;
da bruen se goet Beer daraf.
Dat Beer füng an to susen:
de Bruet leep ut dem Huse,
de Voß mit den langen Schwanz
de maek de Bruet den Foertanz;
de Adebar wull up den Bän,
dat weer de Bruet äer Süster sän;
de Höner up den Wiemen
de däden dervan beswiemen;
de Heister up den Tuen
de mord dervan so duen;
de Kukuk in't Nest
versöep in den Gest,
Kalf in den Stall,
Päert in de Eck,
Haen upt Reck:
Kükerekü!

Erk-Böhme I, S. 520. Aus Ditmarschen, Eutin, Plön, Reinfeld usw. „Dieses Reimwerk ist zugleich ein Stück verkehrte Welt (Lügenmärchen). Vergl. Verse von Bettelmannshochzeit wurden sonst zum Scherz und Spott bei Bauernhochzeiten gesagt und gesungen. Man wollte das Nichtshaben des Brautpaares damit veralbern."

Erklärungen: Hadermann, soviel wie Lumpenkerl, Bettelmann; treck, zieh; seet de Ko, saß die Kuh; Weeg, Wiege; Schötteln, Schüsseln; Schwölken, Schwalbe; Schnut, Schnauze, Schnabel; achter, hinter; Schüen, Scheuer; Kapüen, Kapaun; döschen, dreschen; Hawerkaff, Haferspreu; Beer daraf, Bier daraus; Voß, Fuchs; Foertanz, Vortanz; Bän, Bein; Adebar, Storch; Wiemen, Hühnerstiege; beswiemen, ohnmächtig werden; duen, betrunken; versöep, ersäuft; Gest, Hefe; Reck, Gestell.

Buske di Remmer.

(Uraltes ostfriesisches Tanzlied.)

Buske di Remmer, du lose Mon, du lose Mon,
die fride sin Wuf wol sogen Jer, wol sogen Jer,
un do di sogen Jer ume weren, noch fride hie, noch fride hie.

Buske di Remmer, du lose Mon, du lose Fogs,
om dinet willen so kum ik hade, so kum ik hade;
krieg ik van diner Haun Trowe nat, so sterf ik doude.

Di Hane wol up den Rick sat, ju krede dervon,
noch kum Buske di Remmer, di lose Mon, die lose Fogs,
en fride sin Wuf wol sogen Jere, met grote Fiere.

Di Oghse wol oppe di Stalle staun, ju bölkte dervon.
om dinet willen so kum ik hade, so kum ich hade;
krieg ik van diner Haun Trowe nat, so sterf ik doude.

Di Katte wol oppe di Oenneke sat, ju maude dervon,
noch quid Buske di Remmer, di lose Mon, di lose Fogs:
om dinet willen so kum ik hade, so kum ik hade;

Di Hune wol oppe di Schinne stunt, ju bilde dervon,
om dinet willen so kum ik hade, so kum ik hade.
krieg ik van diner Haun Trowe nat, so sterf ik doude.

Di Duve wol oppe den Bocke sat, ha huhuhu ha!
Noch kum Buske di Remmer, di lose Mon, di lose Fogs,
un quid: om dinet willen so kum ik hade, so kum ik hade.

Her Buske di Remmer, du lose Mon, du lose Fogs,
du hast mi bedrogen, du hast mi verlogen, du lose Oghs.
krieg ik von diner Haun Trowe nat, so sterf ik doude.

(Erk-Böhme I, S. 521.)

[1] haaren, richtig hoaren, reinigen; engl. roar, hoarse. [2] Scharpewawer, vermutlich die Kellerschabe, Schabkäfer; wohl nicht Scharbe, althd. scarbo, ein Wasservogel. [3] Mullworm, Maulwurf; Mull, lockere Erde, Kehricht. [4] döschen, dreschen. [5] Häster, Hester = Elster, ein Raubvogel vom Dohlengeschlecht. [6] Adbar, Storch.

Zu diesem Liede findet man bei Erk-Böhme I, S. 522, folgende Übersetzung und Notiz:

Hochdeutsche Übersetzung v. Dr. K. Volckmar.

Buske di Remmer, der lose Mann,
der freite um sein Weib sieben Jahr,
und da die sieben Jahr um waren, da freite er noch.

Buske di Remmer, du loser Mann, du loser (kluger) Fuchs:
um deinetwillen komme ich her.
Erhalte ich von deiner Hand die Treue nicht, so sterbe ich.

Der Hahn wohl auf der Stange (dem Reck) saß,
er krähte davon.
Noch kam Buske di Remmer, der lose Mann, der lose Fuchs,
und freite ums Weib wohl sieben Jahr mit großem Stolz.

Der Ochse auf dem Stalle stand und brüllte (bölkte) davon.
Um deinetwillen komm ich her;
erhalt ich von deiner Hand die Treue nicht, so sterbe ich.

Die Katze wohl auf dem Kochherd saß, sie miaute davon.
Noch spricht Buske di Remmer, der lose Mann, der lose Fuchs:
um deinetwillen komm ich her.

Der Hund wohl auf der Scheune stand, er bellte davon.
Um deinetwillen komm ich her;
erhalt' ich von deiner Hand die Treue nicht, so sterbe ich.

Die Taube wohl auf dem Giebel, ha huhuhu ha!
Noch kam Buske di Remmer, der lose Mann, der lose Fuchs,
und spricht: um deinetwillen komm ich her.

„Herr Buske di Remmer, du loser Mann, du loser Fuchs,
du hast mich betrogen, du böser Ochs!
Erhalte ich von deiner Hand die Treue nicht, so sterbe ich."

Cadovius Müller, der älteste Herausgeber dieses Liedes — im „Memoriale linguae Frisicae" (1691) sagt folgendes über das Lied: „Nach diesem einzigen Liede hätten die Ostfriesen auch ihren einzigen und alten Tanz gehabt, welcher von vier Personen, zwei Männern und zwei Frauen oder Jungfrauen aufgeführt wurde und zwar ‚nach dem Takt, dabei sie gar sonderbare Aktiones und Bewegungen des Leibes, der Arme, Beine, des Kopfes und aller Glieder hatten und machten. Der Tanz sei daher schwer gewesen und habe Schweiß gekostet, und sei jetzt (1691) mit der alten Sprache auch verschwunden. Man habe dabei die Hurtigkeit der Friesen sehen können, die ihre Glieder nach dem geschwinden und langsamen Takt meisterlich bewegt hätten; die Frauen hatten gleiche Posituren mit den Männern zu machen und mit gleichen Mienen ihnen alles nachtun müssen; die Männer hätten beim Tanze mit den Händen zusammengeschlagen, bald vorn, bald hinten auf dem Rücken, bald vor den Beinen, welches alles (fährt C. M. fort) die Weibsbilder mittun und mitmachen mußten, welches, wie ich's denn einstens gesehen, mir zwar lächerlich, doch nicht ungeschickt vorkam.' Dann sagt er, es sei zu erinnern, daß sie im Tanze bei dem langsamen traurigen Ausgange des Liedes ihre vornehmsten Positionen gemacht hätten.

Zum Verständnis des Liedinhaltes sagt C. Müller: Der Gedanke sei, daß ein liederlicher Geselle (Buske di R.) einem Mädchen sieben Jahre die Ehe versprochen habe; als sie aber nach Ablauf dieser Zeit noch immer keine Anstalten gesehen und nichts weiter von ihm gehabt habe, als was sie in sieben Jahren genossen, sprach sie in diesem Lied ihre Klage aus; auch das unvernünftige Vieh wurde eingefügt als mit ihr klagend. Das ist die Annahme Müllers, aber der Sinn dieses alten Liedes scheint tiefer zu liegen.

Nach Erk-Böhme ist das Lied ein Seitenstück zu den Tierhochzeiten, das zum Scherz, wie alle dergleichen Lieder, bei Menschenhochzeiten gesungen und getanzt und dadurch berühmt wurde, so daß es jahrhundertelang erhalten blieb. Ein schlauer Fuchs — so erzählt diese Tierfabel — will nimmer Hochzeit machen mit seiner versprochenen Füchsin, so sehr auch diese darauf drängt und ihren Liebesschmerz den befreundeten Tieren klagt.

„Der Name Buske konnte nicht genügend erklärt werden; nach Dr. Volckmar ist es eine Diminutivform von dem ostfries. Buse, welches wie sonst Butz, Butze (s. Grimm, Myth. 288) einen Kobold bezeichnet, niederländisch Butke, Popanz. Somit wäre Buske ein Spottnamen, später als Eigenname gebraucht. Aber was bedeutet das Wort Remmer? Das Wort ist von demselben Stamm wie Reinhard (= Reineke) abzuleiten, nämlich vom goth. ragin (Rat, consilium) und außerdem mar (berühmt) und lautet eigentlich Raginmar, davon Reimar. Da im Namen des Fuchses Reinhard besonders der Begriff der ratgebenden Klugheit liegt (Grimm, Reinhard Fuchs, S. 241), so mag das Wort Remmer ursprünglich etwas Ähnliches, einen klugen Menschen bedeuten. Wird doch im Liede selbst Buske der lose fogs (d. h. durchtrieben, schlau, pfiffig) genannt.

* * *

Die Heldenballade.

Den Gegensatz zur mythischen Ballade bildet die heroische Ballade, die von den Kämpfen heldenhafter Menschen erzählt. Typische Beispiele sind die Heldenlieder der Edda, die dänischen und skandinavischen Heldenballaden (Kämpferlieder), die englisch-schottischen Ritterballaden (Douglas-Percy-Balladen u. a.), ferner moderne Heldenballaden von Uhland, Strachwitz, Fontane. In diesen Beispielen zeigt die heroische Ballade ihren eigenen, nicht mysteriösen sondern lichtvollen, harten und stolzen Stil, der natürlich in den Liedern der Edda anders als in den Kämpferliedern, anders in der englisch-schottischen Ritterballade erscheint. Ich verweise hierzu auf die Haupteinleitung. Vgl. auch im Abschnitt „die älteste Balladenpoesie usw." die Proben aus der Edda und im Abschnitt „Volkslieder anderer Völker" die skandinavischen und englischen Heldenballaden. — Die Heldenballade fand in Deutschland keine Ausbildung und Entwicklung. Sie wurde aufgesogen von dem Epos. Nur einige wenige balladenartige Lieder dieser Art sind erhalten. Auch sie zeigen mehr den Stil des Epos als den der Ballade. Man könnte sie Mären nennen. Wurden die älteren Heldenballaden von dem Nibelungenlied und den anderen größeren und kleineren Volksepen aufgenommen, so gingen die späteren, die Lieder von Herzog Ernst,

von Heinrich dem Löwen u. a. in die Dichtung der Spielleute auf. Erk-Böhme teilt nur wenige Heldenlieder in seiner Sammlung mit. Ich habe von dieser kleinen Zahl nicht alle Lieder hier aufgenommen, sondern nur die künstlerisch schönsten. Ich konnte mich z. B. nicht entschließen, das wenig ansprechende Lied vom Tell (Erk-Böhme I, S. 101) hier wiederzugeben. Das Lied vom „edlen Moringer" — Erk-Böhme I, S. 89 — ist seiner Länge wegen fortgeblieben. — Übrigens könnte man von den kleinen Volksepen die Episode von Dietrichs Kampf mit dem Riesen Ecke wohl in diese Reihe aufnehmen, ich begnüge mich mit dem Hinweis, da auch dies Gedicht ziemlich lang ist. Das jüngere Hildebrandslied habe ich neben das ältere in den Abschnitt „die älteste Balladenpoesie usw." gestellt.

Man könnte vielleicht gewisse sogenannte historische Volkslieder mit der Heldenballade in Zusammenhang bringen, z. B. das Lied vom Störtebecker, die Lieder von der Schlacht bei Sempach, von den Ditmarschenschlachten usw. Man rechnet diese Lieder allgemein zum „historischen Volkslied"; auch in dieser Sammlung erscheinen sie unter dieser Rubrik. Allein das hindert nicht, diese Volkslieder hier zu erwähnen und sie heldenhafte Balladen zu nennen. In der Tat zeigen sie den stolzen, kühnen, harten und trotzigen Stil der Heldenballade. Man vergleiche mit diesem derben, hahnebüchenen deutschen Volksstil den geschmeidigen, modern anmutenden Stil der englischen Ritterballade, die unserem historischen Volksliede der Entstehungszeit nach entspricht.

König Ermenrichs Tod.

(Hochdeutsche Übertragung.)

So fern im Frankenreiche da wohnt ein König gemeit,
den will der Berner vertreiben um seiner Fröhlichkeit.
Er hat in seinem Reiche Städt, Burgen und eigen Land.
„Zu wem soll ich mich halten? Gib Rat, Meister Hildebrand!"

„Ja Rat will ich dir geben, ja Rat den sollst du han:
Städt und Burgen sind uns überlegen, sind uns nicht untertan.
Ermenrich, der König, der ist uns selber gram,
er will uns alle zwölfe an den Galgen hängen lan."

„Wüßt ich, wo ich könnt finden den König Ermenrich,
an ihn wollt Seel und Leben ich setzen sicherlich.
An ihn so wollt ich setzen ein sicher g'wisses Pfand:
das hohe Haus zu Berne, dazu meins Vaters eigen Land!"

Zuhand sprach von der Zinnen Meister Hildebrandes Weib:
„Zu Breisach wirst du finden den König Ermenrich.
Er hat an seiner Tafel wohl vierthalbhundert Mann;
ich rate dir, Dietrich von Berne, mögst du nicht zu nah ihm gahn!

So fern im Frankenreiche da wohnt ein Witwe stolz
und die hat einen Sohne, der ist kaum zwölf Jahr alt.
Der ist zwischen seinen Wimpern wohl dreier Spannen weit;
ich rat es dir, Dietrich von Berne, nimm ihn mit in deinen Streit!

Seinen Freunden sollst du geloben Silber und rotes Gold,
und g'loben dem jungen Degen auch also reichen Sold;
sollst g'loben seiner Mutter, wolltst ihn zum Ritter schlan,
so kriegst du den jungen Degen mit auf deine Heerefahrt."

Der Berner ließ sich waffnen selb zwölfe seiner Mann,
Samt und Seide zogen sie übern Harnisch an.
Sie setzten auf die Häupter von Veilchen einen Kranz:
da stunden die Herren all zwölfe, als ob sie machten einen Tanz.

Sie zogen graden Weges gen Breisach in das Land.
Was fanden sie am Wege? ein Galgen gebaut da stand.
Da sprach der Berner selber: „Wer hat uns das getan?
Wer mag uns diesen Galgen an den Weg gebauet han?"

So gleich sprach König Blödeling, der allerjüngste Mann:
„Das hat g'tan König Ermenrich, der ist uns selben gram.
Säh ich zu Feld ihn kommen, mit vierthalbhundert Mann,
ich schwör es dir, Dietrich von Berne, alleine wollt ich sie erschlan!"

Sie zögen all gerüstet nach Breisach vor das Tor:
„Pförtner, schließ auf die Pforten und laß uns darein gan!
Wir wollen König Ermenrich fragen, was wir ihm zu Leid getan,
daß er uns den neuen Galgen an den Weg hat bauen lan."

„Ich schließ nicht auf die Pforten, ich laß euch nicht eingan,
der König ist mein Herre, darum muß ich das lan.
Wenn sich auf der Burg erhöbe ein sicher gewisser Streit,
verlör ich armer Reinhold mein feinen jungen Leib."

„Solltst du dein Leben verlieren so bald und allzuhand,
das meine will ich setzen zu einem sichern Pfand;
. . . . . .
das hohe Haus zu Berne, dazu meins Vaters eigen Land."

Der gute Reinhold von Mailand ging vor den König stan:
„Ach König, lieber Herre, muß ich sie wohl einlan?
Er wollte euch gerne fragen, was er euch Leids getan,
daß ihr den neuen Galgen an den Weg habt bauen lan."

„Was hat der Berner zu maulen selbzwölfe seiner Mann?
Reinhold, schleuß auf die Pforten, und laß sie kommen an!
Ihrn Harnisch wolln wir abbinden, unsre G'fangnen solln sie sein,
und wolln die Herrn allzwölfe an den Galgen hängen lan."

Reinhold schloß auf die Pforten sobald und allzuhand.
Herr Dieterich von Berne zu allererst einsprang;
sein Bruder von der Steier, den hatt er an der Hand,
an seiner linken Seite ging der junge Hildebrand.

Darnächst ging sich ein Degen ein würd'ger Degen gut,
er führt in seinem Schilde wohl dreier Löwen Mut.
Darnach ging sich ein Hörning mit seinem hörnern Bogen,
der ist dem edeln Fürsten wohl um die Schultern gezogen.

Darnächst ging König Blödeling, der allerjüngste Mann,
war zwischen seinen Wimpern wohl dreien Spannen lang.
Herr Humbert von dem Garten, der war der siebente Mann.
Eckhart mit dem Barte, der war der achte Mann.

Darnach ging ein der Wolfbrand, der war der neunte Mann,
nach ihm da folgte Ilsam, der war der zehnte Mann.
Darauf da kam noch Wolfwin, der war der elfte Mann,
zuletzt der rasend Wolfhart, der war der zwölfte Mann.

Der ergriff die Schlüssel in seine g'walt'ge Hand
und er schloß zu die Pforte, daß die Burg erklang.
Das tat er alls darumme, daß niemand konnt abgan,
ehe die zwölf Herren ihren Willen hätten getan.

Sie nahmen sich bei den Händen und gingen vorn König stan:
„Sagt König, liebe Herre, was haben wir Euch getan,
daß Ihr uns ein neuen Galgen an den Weg habt bauen lan?"
. . . . . .

Der König der schwieg stille, wie der Überwältigte tut.
Zuhand zog Dietrich von Berne ein Schwert von Gold so rot,
er gab dem König Ermenrich einen gewalt'gen Schlag
und daß auch flugs sein Haupte vor ihm auf der Erde lag.

Sie schlugen dann alles zu Tode was in der Burg treu war,
bis auf den guten Reinhold, der seinem Herrn treu war.
Wär er nicht treu gewesen, hätts gekostet seinen Leib.
. . . . . .

Der Berner schrie laut: „Waffen! O weh, daß ich hierher kam!
Nun hab ich verloren Blödeling, mein allerjüngsten Mann!"
„Nun schweigt, ihr Herren stille! ich leb noch und bin gesund:
in einem Kellerhals ich steh, vierthalbhundert hab ich verwundt.

Vierthalbhundert hab ich verwundet mit meiner gewaffneten Hand!“
„Nun sei es Gott gelobet, die zwölf Herrn leben noch und sind gesund.
Nun sei es Gott gelobet, sie leben und sind noch gesund!“

. . . . . .

Erk-Böhme I, S. 73—76. „Das ist neben dem jüngeren Hildebrandslied das zweite Volkslied über die deutsche Heldensage, das uns erhalten blieb. Überliefert wurde es auf einem fl. Bl. mit dem Titel: „Twe lede volgen. Dat Erste van Dirick van dem Berne, wo he sülff twölffte den koninck van Armentriken, mit veerdehalf Hundert Man up seynem egen Slate vmmegebracht hefft. Dat ander Van Juncker Balzer. Gedruckt 1560.“ Anfang in der Original-Orthographie:

„So vern yn ynnen Franckriker daer waenth eyn Koeninck ys wolgemeit,
den wil de Berner vordriven vmme syner froelicheit.
He voert yn synem rike, Stede, Boerge vnd egen Landt
tho wem schal ich my holden, giff radt Meister Hillebrandt.“

Vergleiche Literatur und Interpretation bei Erk-Böhme. Das Lied, das reich an uralten Zügen ist, stammt wahrscheinlich aus dem 12. oder 13. Jahrhundert.

Der Jäger aus Griechenland oder die Riesenmuhme.

(Übersetzung aus dem Altniederländischen.)

Einst ging ein Jäger jagen
so fern hin in den Wald,
er fand dort nichts zu jagen,
nur einen gebundnen Mann, war alt.

„Jäger, sagt er, Jäger!
im Busch da wandelt ein Weib,
kommt sie euch ins Gemüte,
so kostets deinen jungen Leib!“

„Sollt ich vor einem Weib erschrecken?
Ich fürchte mich vor keinem Mann!“
Eh er das Wort kaum halb gesprochen,
da kam das böse Weib heran.

Sie nahm ihn bei den Armen,
das Pferdchen bei dem Zaum,
und klettert damit den Berg hinauf,
der siebzig Meilen hoch.

Gar hoch waren die Berge,
die Tale lagen so tief:
da lagen zwei gesotten,
der dritte zum Braten am Spieß.

„Sollt ich hier sterben müssen,
wie ich vor Augen seh,
so müßt ich wohl beklagen,
daß ich ein Grieche bin!“

„Wärt ihr auch von den Griechen?
Mein Mann ist auch von dann,
so nennt mir eure Eltern,
laßt hören, ob ich sie kenn!“

„Sollt ich mein Eltern nennen,
wer weiß, ob ihr sie kennt:
der König von den Griechen
so ist mein Vater genennt.

Sein Hausfrau Margareta
das ist die Mutter mein,
die Namen sollt ihr wissen
und daß es meine Eltern sein.“

„Der König von den Griechen
das ist ein schöner Mann:
wollt ihr nicht höher wachsen,
was hilft euch zu leben dann?“

„Sollt ich nicht höher wachsen?
Ich bin doch erst elf Jahr alt;
ich hoff noch höher zu wachsen
als die Bäume in dem Wald.“

„Hofft ihr noch höher zu wachsen
als die Bäume in dem Holz:
so hab ich noch eine Tochter,
die ist jung und dazu stolz (schön).

Sie trägt auf ihrem Haupte
ein Kron von Perlen fein;
wenn Königinnen kämen,
sie würden vor ihr nichts sein.

Sie trägt auf ihren Brüsten
ein Lilie mit 'em Schwert:
der Böse aus der Höllen
ist vor meiner Tochter verderbt (machtlos).“

„Ihr rühmt sehr eure Tochter,
ich wünscht, daß ich sie säh;
ich wollt sie vertraulich küssen
und bieten ihr guten Tag.“

„Ich hab noch ein klein Pferdchen,
läuft schneller als der Wind,
das will ich euch vertraulich leihen,
geht, sucht daß ihr sie findt.“

Der Jäger sitzt auf zu Pferde,
er ritt so lustig fort:
„Ade! ihr schwarze Hure,
eur Tochter ist viel zu bös!“

„Hätt ich euch in meinen Klauen,
wie ich euch am Morgen hatt,
ihr solltet mir nicht sagen,
daß ich wär viel zu schwarz!“

Sie faßte darauf einen Knauft (Ast)
und schlug so stark an den Baum,
daß alle Bäume bebten
und alle Blätter im Wald.

Erk-Böhme I, S. 78. — Nach Jakob Grimm steht dies Gedicht im Zusammenhang mit der Heldensage von Wolfdietrich; vgl. Erk-Böhme I, S. 80.

Heinrich der Löwe.

Als von Braunschweig Herzog Heinrich
zog zum heilgen Grabe,
mit seiner Gemahlin letzt er sich;
ein halbes Ringlein er ihr gabe,

er behielt ihm das ander Teil,
saß auf das Meer in schneller Eil,
ein Sturmwind ihn verschluge.

Ein Sturmwind kam wohl an das Meer,
ein Greif geflogen kame,
holt einen Mann nach dem andern (sehr),
der Fürst ließ sich mit Name
in eine Roßhaut nähen ein
wohl in den stählin Harnisch sein.
Der Greif ihn auch wohl hintruge.

In ein Nest auf eim Berge hoch,
seine Jungen damit zu speisen dacht.
Da flog der alte Greif wieder von dem Nest,
der Fürst erwirkt da Kampfes Lehr,
die Jungen stiegen alle abe:
im Holz fand er weder Laub noch Gras,
vor Hunger er Wurzel und Kräuter aß.

Und sah wie ein Löw und Drach im Wald
kämpfen in großem Zoren;
dem Löwen kam zu Hilfe bald
der Fürst so hochgeboren.
Der Löw gewann den Fürsten hold
und gar mit nichten von ihm wollt,
das währet wohl sieben Jahre.

„Dein Weib" — der Teufel sprach zur Nacht —
„die hält Hochzeit morgen:
willst du mein sein, (dich wohl bedacht!)
ich bring dich heim ohn Sorgen."
Er sprach: „Bringst du den Löwen und mich
schlafend und gesund, so will ich
dein eigen sein fürwahr."

Schlafend bracht er den Löwen spat
zur Nacht heim für Braunschweig die Stadt.
Der Löw fing an zu brüllen hart und fest,
davon der Fürst auch auferwacht.
Der Teufel mit Rumoren ließ ihn fallen bei einer Mühl.
Der Herzog kam morgens in der Kühl
wohl mit dem Löwen dare.

Und kam gen Braunschweig in die Stadt,
da man tut Hochzeit pflegen.
Um ein Trunk Wein die Frau er bat,
von Herzog Heinrich wegen;
die ihm ein goldne Schale bot,
darein warf er vom Ring sofort
das halbe Ringlein klare.

Gab das der Braut herwieder behend,
die sach den hellen Ringe,
dabei sie ihn erkennet.
Stund auf und ihn empfinge.
Froh war das ganze Hofgesind allesant,
daß ihr Herr ist kommen zu Land;
des lebet er hernach viel Jahre.

Zu Lieb er seinem Löwen vertraut
im Land die Stadt „Löwenburg" erbaut.
Herzog Heinrich der Löw aufs allerbest
wunderbar nach seinem Tod genennt.
Da ist der Löw gelegen
und starb vor Hunger auf seinem Grab
eilfhundert und vierundvierzig Jahr
begab sich die Geschichte.

Erk-Böhme I, S. 84; vgl. dort auch die Ausführungen über die Sagen vom Herzog Heinrich von Braunschweig und von Herzog Ernst von Schwaben, über ihre Versionen und Bearbeitungen,

* * *

Liebeslieder.

Diese Gruppe enthält keine eigentlichen Balladen. Die in ihr zusammengestellten Liebeslieder sollen wiederum nachweisen, wie auch das einfache lyrische Lied von Anschaulichkeit, von szenischer Stimmung, von in Empfindung aufgelöster Handlung durchsetzt ist. Vorgänge bilden den Hintergrund, Vorgänge werden durch die anschauliche Stimmung sichtbar, erregte Zustände werden lyrisch suggestiv dargestellt. Das alles sind balladenartige Wirkungen. In der eigentlichen Ballade erscheinen diese Momente dann in episch gesteigerter Intensität, in sich abspielenden Handlungen. Als eine weitere Steigerung stellt sich das Drama dar, wie umgekehrt manche Dramen unmittelbar balladesk wirken (Clavigo, König Lear, Die Familie Schroffenstein). — Andrerseits leiten diese Liebeslieder hinüber zur Ballade der rein menschlichen Beziehungen, während die ersten fünf Gruppen die Naturballade repräsentieren. Die eigentliche Liebesballade, um sie kurz so zu nennen, bildet als der Ausdruck der elementarsten menschlichen Beziehungen, in denen alles höchste Glück und alle tiefste Tragik wurzelt, den Mittelpunkt, den Hauptbestandteil dieser neuen Kategorie. Ihr, der Liebesballade, sind die nächsten beiden Cyclen gewidmet.

Spielmannsreim auf die Königin von England, Eleonore von Poitou (1154).

Waere diu werlt alliu mîn
von dem mere unz an dem Rîn,
des wolt ih mih darben,
daz diu kuenigin von Engellant
laege an mînen armen.

Wäre die Welt alle mein
von dem Meer bis an den Rhein,
des wollt ich entbehren:
daß (wenn) die Königin von Engelland
läg in meinen Armen.

Erk-Böhme II, S. 189. „Dieser Reim, bald nach 1154 entstanden, steht in Carmina Burana, S. 185. (Münchner Hs. 13. Jahrh., Bl. 60); daher Minnesinger Frühling 3, 7. Bartsch, Liederdichter, S. 284. — Die hier in Spielmanns Arm gewünscht wird, ist die schöne und reiche Eleonore v. Poitou, Herzogin der Normandie, geboren 1124, bis zu ihrer Scheidung 1151 Königin von Frankreich, dann von 1154—1204 als Gemahlin Heinrichs II. Königin von England. Durch ihr leichtfertiges Leben war sie berüchtigt und von ihrer Teilnahme am Kreuzzuge 1147—48 deutschen Spielleuten bekannt."

Drei Fräulein im Baumgarten (13. Jahrh.).

Eines Maienmorgens früh
was ich ufgestan,
in ein schöns Bäumgärtelein
sollt ich spielen gan;
da fand ich drei Jungfrauen stan,
die eine sang vor, die ander nach:
harba lori fa!

Da ich ersah das schöne Kraut
in dem Baumgärtelein
und ich erhörte das süße Gelaut
von den Mägden fein,
da verblide das Herze mein,
daß ich mußte singen nach:
harba lori fa!

Da grüßte ich die allerschönste,
die darunter stund,
ich ließ mein Arme al umbe gan
da zur selben Stund;
ich wollte sie küssen an ihren Mund,
sie sprach: Lat stan, lat stan, lat stan!
harba lori fa!

Erk-Böhme II, S. 189. „Volkstümliches Liebesliedchen unter den Liedern des Herzogs Johann von Brabant († 1299) in der Maness. Liederhandschrift;" vgl. hierzu die Minnelieder im vorigen Abschnitt.

Die Linde im Tal.

Es stet ein lind in diesem tal,
ach gott! was tut sie da?
sie will mir helfen trauren,
daß ich kein bulen hab.

So traur, du feines lindelein,
und traur das jar allein!
hat mir ein brauns maidlein verhaißen,
sie wöll mein aigen sein.

Ich kam wol in ein gärtelein
darinnen ich entschlief,
mir traumet also süße,
wie mein feins lieb gegen mir lief.

Sie tet mich freundlich umbfangen,
sie gab mir viel der frewd,
nach ir stet mein verlangen,
ich wünsch ir vil guter zeit.

Und da ich auferwachet,
da war es alles nichts,
dann nur die liechten röselein,
die reisten her auf mich.

So reis, so reis, feins röselein,
so laß dein reisen sein!
hat mir ein feins maidlein verhaißen,
sie wöll mein aigen sein.

Da brach ich mir der blätlein ab
als vil als ich ir fand,
und gabs der allerliebsten mein
in ir schneweiße hand.

Da macht sie mir ein kränzlein drauß
und setzet mirs auf mein har,
das kränzlein tet mich erfrewen
vil lenger dann ein jar.

Und da das jar herumbher kam,
das kränzlein mir verdarb,
was fraget ich nach dem kränzelein,
da ich mein lieb erwarb?

Das liedlein sei gesungen,
der liebsten zu dienst gemacht!
ich wünsch ir vil frewd und wunne
und auch vil guter nacht.

(Uhland, Nr. 27.)

Der Rat der Nachtigall.

Augsburg ist ein kaiserlich Stadt,
darin da leit mein Lieb gefangen
in einem Turm, den ich wohl weiß,
darnach steht mein Verlangen.

Ich lehnt mein Leiterlein an die Maur
und hört mein Lieb darinnen,
da erfreut sich alles des darinnen was,
ich hört ein Vöglein singen.

„So sing, so sing, Frau Nachtigall!
die andern Waldvöglein schweigen,
so will ich dir dein Gefiedere
mit rotem Gold beschneiden."

„Mein Gfieder beschneidst mir freilich nit,
ich will dir nimme singen;
ich bin ein kleins Waldvögelein,
ich trau dir wohl z'entrinnen."

„Bist du ein kleins Waldvögelein,
so schwing dich von der Erden!
daß dich der kühle Maientau nit netz,
der kalte Reif dich nit erfröre."

„Und netzt mich der kühle Maientau,
so trocknet mich Frau Sunne.
Und wo zwei Herzlieb beisammen sein,
die zwei sollen sich baß besinnen."

Zwischen Berg und tiefem Tal,
da leit ein freie Straße:
wer seinen Buhlen nit haben wöll,
der mag ihn (wohl) fahren lassen.

(Erk-Böhme II, S. 224.)

Nachtigal.

Es stet ein lind in jenem tal,
ist oben breit und unden schmal.

Ist oben breit und unden schmal,
darauf da sitzt fraw Nachtigal.

„Du bist ein kleines waldvögelein,
du fleugst den grünen wald auß und ein.

Fraw Nachtigal, du kleines waldvögelein!
ich wolt, du soltst mein botte sein.

Ich wolt, du soltst mein botte sein
und faren zu der herzallerliebsten mein."

Fraw Nachtigal schwang ir gefider auß,
sie schwang sich für eins goldschmids haus.

Da sie kam für des goldschmids haus,
da bot man ihr zu trinken herauß.

„Ich trink kein bier und auch kein wein,
dann bei guten gesellen frisch und frölich sein.

Ach goldschmid, lieber goldschmid mein,
mach mir von gold ein ringelein!

Mach mir von gold ein ringelein!
es gehört der herzallerliebsten mein."

Und da das Ringlein war bereit,
groß arbeit war daran geleit.

Fraw Nachtigal schwang ir gefider auß,
sie schwang sich für eins burgers haus.

Da sie kam für des burgers haus,
da lugt das braun meidlein zum fenster auß.

„Gott grüß euch, jungfraw hüpsch und fein!
da schenk ich euch ein ringelein."

Was schenkt sie dem knaben wider?
ein busch mit kranichsfedern.

Die federn waren wol bereit,
es sol sie tragen ein stolzer leib.

(Uhland, Nr. 15 A.)

Mühlrad[1].

(Bergkreyen 1536.)

Dort hoch auf jenem Berge,
da geht ein Mühlerad,
das mahlet nichts denn Liebe
die Nacht bis an den Tag.
Die Mühle ist zerbrochen,
die Liebe hat ein End:
so gsegn dich Gott, mein feines Lieb!
jetz fahr ich ins Ellend.

(Erk-Böhme II, S. 234.)

Das Mühlrad.

Da drunten in jenem Tale,
da treibet das Wasser ein Rad,
das mahlet nichts anders als Liebe
vom Abend bis an den Tag.

Das Mühlrad ist zersprungen,
die Lieb hat noch kein End:
wenn zwei voneinander scheiden,
so geben's einander die Händ.

Ach Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden!
wer hat das Scheiden erdacht?
es hat mein junges Leben
zum Untergang gebracht.

In meines Vaters Lustgarten,
da stehn zwei Bäumelein:
das eine trägt Muskaten,
das andre braun Nägelein.

Muskaten die sind süße,
braun Näglein riechen wohl,
die will ich meinem Schatz verehren,
daß er daran riechen soll.

(Erk-Böhme II, S. 234.)

[1] Mit Absicht teile ich die einander ähnlichen folgenden fünf Lieder mit, um die Wandlungen eines Motivs im Volksliede an charakteristischen Beispielen zu zeigen.

Das Mühlrad.

(Westfälisch.)

Da droben auf jenem Berge,
da stehet ein goldenes Haus,
da schauen wohl alle frühmorgen
drei schöne Jungfräulein heraus.

Die eine die heißt Elisabeth,
die andre Bernarda mein,
die dritte die tu ich nicht nennen,
die sollte mein eigen sein.

Da unten in dem Tale,
da treibet das Wasser ein Rad,
mich aber treibet die Liebe
von Morgen bis Abend spat.

Das Rad das ist gebrochen,
die Liebe hat nimmer ein End:
und wenn zwei Liebende scheiden,
sie reichen einander die Händ.

Ach Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden!
wer hat doch das Scheiden erdacht?
das hat mein jung frisch Herzchen
so frühe schon traurig gemacht.

Das Liedlein, ach das Liedlein,
das hat ein Müller gemacht,
den hat des Ritters Töchterlein
vom Lieben zum Scheiden gebracht.

(Erk-Böhme II, S. 236.)

Die Wundermühle.

(Siebenbürgisch.)

Ein Bächlein kommt gesprungen,
das treibt vier Mühlenrad:
das eine mahlt Muskaten,
das andre Nägelein,
das dritte mahlt die Sonne,
das vierte mahlt den Mond.
Da dreht sich ein wunderschön Mädchen herfür
und dreht sich vor ihres Liebsten Tür.

(Erk-Böhme II, S. 237.)

Goldmühle.

(Frankfurter Liederbüchlein 1582.)

Dort nieden in jenem Holze
leit sich ein Mühlen stolz,
sie mahlet uns alle Morgen
das Silber und rote Gold.

Dort nieden in jenem Grunde
schwemmt sich ein Hirschlein fein;
was führt es in seim Munde?
von Gold ein Ringelein.

Hätt ich des Goldes ein Stücke
zu einem Ringelein,
meinem Buhlen wollt ich's schicken
zu einem Goldfingerlein.

Was schickt sie mir denn wieder?
von Perlen ein Kränzelein:
„sieh da, du feiner Ritter,
darbei gedenk du mein!"

(Erk-Böhme II, S. 239.)

Verschneit.

Es ist ein Schnee gefallen
und es ist doch nit Zeit.
Man wirft mich mit den Ballen,
der Weg ist mir verschneit.

Mein Haus hat keinen Giebel,
es ist mir worden alt,
zerbrochen sind die Riegel,
mein Stüblein ist mir kalt.

Ach Lieb, laß dich erbarmen,
daß ich so elend bin,
und schleuß mich in dein Arme!
so fährt der Winter dahin.

(Erk-Böhme II, S. 240.)

Mädchenklage.

(Kuhländchen.)

Meine Mutter kümmert sich,
wo ein Örtlein sei für mich?

Mutter, laß den Kummer sein,
's wird wo ein Örtlein für mich sein.

Mutter, auf dem Kirchhof hinten
wird sich schon ein Örtlein finden.

Wenn die Glöcklein werden summen,
werden sie schon nach mir kommen.

Wenn die Glöcklein werden läuten,
werd ich sein schon in der Weite.

Wenn die Glöcklein werden heulen,
werden sie schon um mich weinen.

Wenn die Glöcklein verklungen haben,
haben sie mich eingegraben. — —

(Böckel, Handbuch der deutschen Volkslieder, 1908, S. 219.)

Traum vom Rosenschneien und Blumenhaus.

(Bergliederbüchlein 1730.)

In meines Buhlen Gärtelein
da lag ich und schlief;
da träumte mir ein Träumelein,
wie es schneiet über mich.

Und da ich nun erwachte,
und es war aber nicht:
es waren die roten Röselein,
die blühten über mich.

Ich brach mir die Röslein abe
zu einem Kranze,
ich schickt sie meinem feinen Lieb
zum Lobetanze.

So baut ich mir ein Häuselein
von Petersilien.
Womit war es bedecket?
mit roten Lilien.

Und da das Haus gebauet war,
beschert mir Gott ein Weib,
ein Mägdlein von achtzehn Jahren
der war gut wohnen bei.

(Erk-Böhme II, S. 274.)

* * *

Liebesballaden mit glücklichem Ausgang.

Vergl. hierzu die Bemerkung zur vorhergehenden Gruppe. Die Liebesballade stellt, wie ich dort hervorhob, den Typus der Ballade der rein menschlichen Beziehungen am deutlichsten und am häufigsten dar. Diese „Liebesballade mit glücklichem Ausgang" ist natürlich infolge ihres geringen epischen Gehalts und ihrer nichttragischen Motive in den meisten Fällen nur von geringer balladesker Wirkung.

Her van Valkensteen.

(Niederdeutscher Text aus dem Lippeschen.)

Ik sach minen Heren van Valkensteen,
to siner Borch op rieden;
en Schild förte he beneben sick her,
blank Swerd an siner Sieden.

„God gröte ju, Heren van Valkensteen!
Sin ji des Landes en Here,
ei so gebet mir wedr den Gefangnen min,
um aller Jungfroun Ere."

„De Gefangene den ik gefangn hebbe,
de is mi worden sure,
he ligt tom Valkensteen in den Torn,
darin sal he vervulen."

„Ligt he dan tom Valkensteen in den Torn,
sal he darin vervulen,
ei so will ik wal jegen de Müren tren
un helpen Lefken truren."

Und as se wal jegen de Müren trat,
hört sie sien Lefken drinne.
„Sal ik ju helpen, dat ik nig kan,
dat nimt mi Wit un Sinne."

„Nå Hus, nå Hus, mine Jungfrou zart,
un tröst ju arme Weisen!
Nëmt ju op dat Jar enen andern Man
de ju kan helpen truren!"

„Nem ik op dat Jar enen andern Man
bi eme möst ik slapen;
so let ik dann ok min Truren nich,
slög he min arme Weisen.

Ei so wolt ik dat ik enen Zelter hett
un alle Joungfroun rieden,
so wolt ik met Heren van Valkenstën
um min sien Lefken strieden."

„O ne, o ne, min Jongfrou zart!
des möst ik dregen Schanne;

nēmt ji ju Lekken wal bi de Hand,
trekt ju met ut dem Lanne!

„Ut dinen Lande trek ik so nich,
du givst mi dan en Schriven,
wen ik nu komm in fremde Land,
dat ik dārin kan bliven."

As se wal in en grot Hede kam,
wal lude ward se singen:
„Nu kan ik den Heren van Valkensteen
met minen Worden twingen.

Do ik it nu nich hen seggen kan,
do wil ik don hen singen:
Dat ik den Heren van Valkensteen
met minen Worden kont twingen."

(Erk-Böhme I, S. 216.)

Unter der Linde.

(Böhmen.)

Es steht ein Lindel in tiefem Tal,
ist unten breit, ist oben schmal,
drauf sitzt die Frau Nachtigall,
die kleinen Waldvögelein vor dem Wald.

Waldvöglein hör ich singen,
feins Lieb will si von mir schwingen;
er schwang si in den Sattel, der war tief:
„So b'hüt di Gott, mein feiniges Lieb!"

„Wann werts ös wieder kommen?"
„Gen aufwärts, gen den Summer!
Wenn alle Bäumlein trag'n grünes Laub,
so schauts auf, meine schöne Jungfrau."

Da sah sie auf sechs ganze Jahr,
bis sie hat verhoffet gar,
da nahm sie eine glühende Scher,
sie gesenget ab der Linden ihr Laub.

„Ach Linden, liebste Linden mein,
laß du dein Laub gesenget sein,
mein feines Lieb hat mich vergessen,
hat nimmer an mi dacht,
hat mir mein Herz ins Trauern bracht."

Da gang sie vor das Holze,
begegnen ihr drei Reiter stolze,
die zwei, die reiten vorüber vor ihr,
der dritte hält still und grüßet sie.

„Gott grüß sie, Jungfrau alleine,
was machts ös da alleine?
Is enk Vater oder Mutter so krank,
oder seids ös in Elend mit einem Mann?"

„Mein Vater und Mutter is mir nit krank,
in Elend hab ih keinen Mann,
hab ih mi versprochen mit einem Knab,
er is mir aus dem Landl gezogen."

„Hats ös enk, schöns Liebl, verheißen,
daß Vater und Mutter nix drum weißen?
Ei, nächten ritt ih vor die Stadt,
als man enkern Buhler ein anners Weib gab."

„Ei, hat man ihm ein anners Weib geben,
der liebe Gott laß ihn lang leben,
der liebe Gott bescher ihm ein Kindelein,
gern, wie gern wollt ich sein Kindermagd sein!"

Was zog er aus seiner Taschen?
ein Schleier, war weiß ausgewaschen.
„Nehmts hin, nehmts hin, ihr schöne Jungfrau,
das schickt enk enker Buhler sein Frau."

Sie nahm das Schleierl, legts auf die Schoß
mit heißen Zähren, daß sies begoß:
„Ei, is das Schleierl von der weißen Seid'n,
ei, dann werd ich mein Buhler nit feind."

Was zog er aus seiner Taschen?
von roten Gold ein Ringelein.
„Nehmts hin, nehmts hin, meine schöne Jungfrau,
das schickt enk enkern Buhler sein Frau."

Sie nahm das Ringl, legts auf ihr Schoß
mit heißen Zähren, daß sies begoß:
„Ei, is das Ringl von lauter roten Gold,
dann bleib ih mein Buhler für immer hold."

Da setzt er auf sein hochen Hut,
daß ihn sein Liebste erkennen tut,
da zog er ab, sein Hand die war weiß,
da erkannt sie ihn mit ganzigen Fleiß.

„Schwing di ab, liebe Frau Sunne,
jetzt is mir mein Schatz wieder herkumme,
schwing di auf über Berg und Tal,
ei denner, weil ich mein Buhlen wieder ha."

„Jungfrau, hab ih enk nur versuchet,
wats ös nit scheldet oder fluchet;
ei, hätts ös ein einziges Flüchl getan,
so wär ih geritten auf und davon."

(Hruschka-Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, 1887.)

Das Mäntelein.

Es wolt ein junger geselle
des morgens frü aufstan,
drei uren vor dem tage,
spilen mit unser magde,
nach röslein wolten sie gan.

Er nam sie bei der hende,
bei ir schneweißen hand,
er fürt sie in das grüne,
sie sprach, sie wolts nicht tune,
wie freundlich, daß er sie bat.

Sie giengen ein wenig fürder
wol auf ein grünen plan.
„spreit ir eur käpplein nider,
es wirt wol beßer wider,
und spilt mit mir im grün!"

„Mein allerbeste kappen
die kost mich fünfzig pfund,
spreit ich sie zu der erden,
verdorben möcht sie werden
in einer kurzen stund."

Der tag gieng zu dem abend,
die sonn gieng iren gang,
das mägdlein stund in der türe,
der jüngling kam darfüre
mit seiner kappen lang.

Er sprach: „guten abend, mägdlein!“
sie sprach: „got dank euch, man!
die engel in dem trone
werden dem käpplein lonen,
daß ich mägdlein von euch kam.“

„Daß ich euch mägdlein ließe,
das tet mein große zucht;
das herz in meinem leibe
förchtet ewerer ere
und ewer from gemüt.“

[Nun hört, ir jungen gesellen,
was ist iezt für ein recht?
wenn ir des morgens frü aufstet,
mit einer magd spazieren geht,
so spart eur käpplein nit!]

(Uhland, Nr. 106.)

Rosenbaum.

Gut reiter bei dem weine saß,
der sich vil stolzer red vermaß:
„mir hat ein schöns junkfrewelein
sein trew und er verheißen.

Und tut es dann den willen mein
und get mit einem kindelein,
so sitz ich auf und reit darvon
und laß das praun meidlein in schanden stan.“

Das meidlein stund neben der wende,
es höret der red ein ende,
was gab ir got in iren sinn?
daß wider heim zu schlafen gieng.

Wol hin umb halber mitternacht,
der reiter auf die gaßen trat,
er trat wol auf die straßen,
er fand sein prauns meidlein entschlafen.

Er klopfet an mit seinem ring:
„schläfst oder wachst, mein keiserin?
stand auf, feins lieb, und laß mich ein
und leg mich wol an den arme dein!“

„Wenn ich schon nit tu schlafen,
so wil ich dich nicht einlaßen,
du hast nechten ein red getan,
darumb must du mir draußen stan.“

„Nechten do war ich gar trunken,
da redet ich nach gedunken,
und was ich redet das tet der wein,
ste auf, herzlieb, und laß mich ein!“

„Reiter, nimm dein pferdlein bei dem zaum
und binds an einen rosenbaum,
ja binds an einen rosenast
und leg dich zu im ins grüne gras!“

„Herzlieb, es gschicht oft ein red beim wein,
ste auf, feins lieb, und laß mich ein!
es regent und schneit und riselt so klein,
so ste ich, herzlieb, also da allein.“

Auf hub er da sein weiße hand,
schlug sich selber an sein wang:
„se hin, mein maul, und hab dir das,
daß du doch nichts verschweigen magst!“

Gut reiter schwang sich aufe,
er schwang sich auf sein gaule,
er schwang sich in sein sattelbogen:
„mich hat ein schöns prauns meidlein betrogen.“

Wer ist der uns das liedlein sang?
ein freier reiter ist ers genant,
er singt uns das und noch vil mer,
got behüt allen junkfrawen ir er!

(Uhland, Nr. 107.)

Das gelbkrause Haar.

Jt ret ein rüter wolgemot,
he vörde ein veder up sinem hot.

He vörd ein schwert in siner hant,
he ret dem markgraven dörch sin lant.

He ret na Hamborch vor dat doer,
it helt ein schön junkfrouw darvör.

„Ach schön junkfrouw, tredet ut dem wege!
dat juw min grauw pert nicht en trede.“

„Juw pert kan wedder treden noch schlagen,
it kan wol schöne junkfrouwen dragen.“

„Junkfrouw, neme gi nicht rot golt
unde werdet dem rüter im herten holt?“

„Dat rode golt is balde vordan,
darna möst ick in schanden stan.“

„Junkfrouw, ick geve juw tein punt,
schlapet bi mi ein halve stunt!“

„Der tein punt wil ick doch nicht,
gi betalen mi min er darmit nicht.“

Wat toech he van der hant sin?
van rodem golt ein ringelin,
und gaff it dersülven junkfrouwen sin.

„Wat scholde mi dat rode golt?
men sprickt, ick hebbe einen rüter holt.

Scholde mi min er nicht lever sin
als men ein rot goltringelin?

Junkherr, schnidet aff juw gele krus har!
so schlaep ick bi juw ein ganz jar.“

„Nene junkfrouw was mi nü so lef,
dardörch ick min gele krus har affschned.“

Unde wol is de dit letlin sank?
ein frie rüter is he genant
unde schönen fröuwelin wol bekant.

(Uhland, Nr. 108.)

Die Unbestechliche.

(Kuhländchen.)

Es ritt ein Reiter voll Übermut,
er hat 'nen Busch Federn auf sei'm Hut.

Busch Federn war mit Silber beschla'n,
es konnt'n ein König und Kaiser tra'n.

„Ach Reiter, wie reit't ihr so nah herzu,
ich fürcht, euer Roß wird mir was tun.“

„Ach nein, mein Rößle wird dir nichts tun,
will lieber dich selber von hinnen tra'n.“

„Wenn alle die Weiden voll Kirschen stan,
wird mich euer Rößle von hinnen tra'n.

Wenn all das Wasser sich kehret (verwandelt) in Wein,
wird eur Mutter mein Schwiegermutter sein."

„Zart Jungfrau, willt nehmen 'ne halbe Tonne Gold,
willst schlafen beim Ritter ein halbe Stund?"

„'ne halbe Tonne Gold ist hübsch und fein:
doch soll mir mein Ehre noch lieber sein?"

„Zart Jungfrau, willst nehmen 'ne ganze Tonne Gold,
willst schlafen beim Ritter ein ganze Stund?"

„'ne ganze Tonne Gold ist hübsch und fein,
doch soll mir mein Ehre noch lieber sein!"

„Zart Jungfrau, willst nehmen 'ne halbe Stadt,
willst schlafen beim Ritter 'ne halbe Nacht?"

„'ne halbe Stadt ist hübsch und fein,
doch soll mir mein Ehre noch lieber sein!"

„Zart Jungfrau, willst nehmen 'ne ganze Stadt,
willst schlafen beim Ritter 'ne ganze Nacht?"

„Ein ganze Stadt ist hübsch und fein,
doch soll mir mein Ehre noch lieber sein!"

„Zart Jungfrau, willst schneiden dein Brautgewand,
willst schlafen beim Ritter dein lebelang?"

„Ja, gern schneid ich mein Brautgewand:
will schlafen beim Ritter mein lebelang!"

Erk-Böhme I, S. 203. — Übersetzung nach Meinert, Kuhl. Volksl., Nr. 8: „Dos raett a Reiter vuol Jebermuth" usw.

* * *

Liebesballaden mit tragischem Ausgang.

Vgl. auch hierzu die Vorbemerkung zur Gruppe „Liebeslieder". In der „Liebesballade mit tragischem Ausgang" erscheint der Typus der Ballade der rein menschlichen Beziehungen in seinem ausgeprägtesten Charakter. Dies lehrt gleich die erste Ballade.

Zwei Königskinder.

Et wassen twe küniges kinner,
de hadden enanner so lef,
de konnen to nanner nich kummen,
dat water was vil to bred.

„Lef herte, kanst du der nich swemmen?
lef herte, so swemme to mi!
ick will di twe keskes upstecken
un de sölld löchten to di."

Dat horde ne falske nunne
up ere slopkammer, o we!
se dei de keskes utdömpen,
lef herte blef in de se.

Et was up en sunndage morgen,
de lüde wören alle so fro,
nich so des küniges dochter,
de augen de seten er to.

„O moder," sede se, „moder!
mine augen dod mi der so we;
mag ick der nich gon spazeren
an de kant von de ruskende se?"

„O dochter," sede se, „dochter!
allene kanst du der nich gon,
weck up dine jüngste süster
un de sall met di gon."

„Mine allerjüngste süster
is noch so 'n unnüsel kind,
se plücket wol alle de blömkes
de an de sekante sind.

Un plückt se auk men de wilden
un lett de tammen ston,
so segged doch alle de lüde,
dat hed dat künigskind don.

„O moder," sede se, „moder!
mine augen dod mi der so we,
mag ick der nich gon spazeren
an de kant von de ruskende se?"

„O dochter," sede se, „dochter!
allene sast du der nich gon,
weck up dinen jüngsten broder
un de sall met di gon."

„Min allerjüngsten broder
is noch so 'n unnüsel kind,
he schütt wull alle de vügel
de up de sekante sind.

Un schütt he auk men de wilden
un lett de tammen gon,
so segged doch alle de lüde,
dat hed dat künigskind don.

„O moder," sede se, „moder!
min herte dod mi der so we,
lot annere gon tor kerken!
ick bed an de ruckende se."

Do sad de künigsdochter
upt hoesd ere goldene kron,
se stack up eren finger
en rink von demanten so schon.

De moder genk to de kerken,
de dochter genk an de sekant,
se genk der so lange spazeren
bes se enen fisker fand.

„O fisker, leveste fisker!
ji könnt verdenen grot lon,
settet jue netkes to water,
fisket mi den künigesson!"

He sette sin netkes to water,
de lotkes sünken to grund,
he fisde und fisde so lange,
de künigsson wurde sin fund.

Do nam de künigesdochter
von hoefd ere goldene kron:
„süh do, woledele fisker!
dat is ju verdende lon."

Se tock von eren finger
den rink von demanten so schon:
„süh do, woledele fisker!
dat is ju verdende lon."

Se nam in ere blanke arme
den künigsson, o we!
se sprank met em in de wellen:
„o vader un moder, ade!"

(Uhland Nr. 91.)

Zwei Königskinder.

(Niederrhein, Westfalen.)

Es waren zwei Königskinder,
die hatten einander so lieb;
sie konnten zusammen nicht kommen,
das Wasser war viel zu tief.

„Ach Liebster, könntest du schwimmen,
so schwimm doch herüber zu mir!
Drei Kerzen will ich anzünden,
und die sollen leuchten zu dir."

Das hört ein falsches Nönnchen,
die tät als wenn sie schlief;
sie tät die Kerzlein auslöschen,
der Jüngling ertrank so tief.

Es war an eim Sonntagmorgen,
die Leut waren alle so froh;
nicht so die Königstochter,
ihr Augen saßen ihr zu.

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
mein Kopf tut mir so weh!
Ich möcht so gern spazieren
wohl an die grüne See."

„Ach Tochter, herzliebste Tochter,
allein sollst du nicht gehn,
weck auf dein jüngste Schwester,
und die soll mit dir gehn!"

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
meine Schwester ist noch ein Kind,
sie pflückt ja all die Blümlein,
die auf Grünheide sind."

„Ach Tochter, herzliebste Tochter,
allein sollst du nicht gehn,
weck auf dein jüngsten Bruder
und der soll mit dir gehn!"

„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
mein Bruder ist noch ein Kind,
der schießt ja all die Vöglein,
die auf Grünheide sind."

Die Mutter ging nach der Kirche,
die Tochter hielt ihren Gang,
sie ging so lang spazieren,
bis sie den Fischer fand.

„Ach Fischer, liebster Fischer,
willst du verdienen groß Lohn,
so wirf dein Netz ins Wasser
und fisch mir den Königssohn!"

Er warf das Netz ins Wasser,
es ging bis auf den Grund;
er fischte und fischte so lange,
bis er den Königssohn fund.

Sie schloß ihn in ihre Arme
und küßt seinen bleichen Mund:
„Ach Mündlein, könntest du sprechen,
so wär mein jung Herze gesund!"

Was nahm sie von ihrem Haupte?
ein goldne Königskron:
„Sieh da, du wohledler Fischer,
hast dein verdienten Lohn!"

Was zog sie von ihrem Finger?
ein Ringlein von Gold so rot:
„Sieh da, du wohledler Fischer,
kauf deinen Kindern Brot!"

Sie schwang sich um ihren Mantel
und sprang wohl in die See:
„Gut Nacht, mein Vater und Mutter,
ihr seht mich nimmermeh!"

Da hört man Glöcklein läuten,
da hört man Jammer und Not,
hier liegen zwei Königskinder,
die sind alle beide tot!

Erk-Böhme I, S. 293. — Das Lied ist in vielen Variationen und Lesarten verbreitet.

Bei Erk-Böhme findet man I, S. 291 folgende Ausführungen hierzu: „Die Sage von den zwei Königskindern oder die Schwimmersage, welche in einer Reihe zusammengehöriger Volksballaden auftritt, ist nach ihrem Inhalte uralt. Diese Balladen, welche das unglückliche Geschick eines Liebespaares erzählen, bringen dieselbe Geschichte, die von Hero und Leander erzählt wird. Somit ist der Stoff aus dem hellenischen Altertum im Mittelalter in der Leute Mund gekommen und Vermittelung durch Gelehrte und Kunstdichter nicht anzuzweifeln. Der Stoff wurde nach gekannten griechischen Quellen vermutlich durch provenzalische und nordfranzösische Dichter nach Deutschland getragen. In Deutschland muß die Sage wenigstens seit dem 12. Jahrh. gekannt gewesen sein, und es scheint, daß sie vom Meere her eingebracht und nach dem Süden verpflanzt wurde, da die meisten hochdeutschen Texte scheinbar aus dem niederdeutschen hervorgegangen sind.

Lieder über diese herrliche Sage finden sich seit dem 15. Jahrh. und bis jetzt in Nord- und Süddeutschland verbreitet. Sie beginnen: „Es waren zwei Königskinder", „Ach Mutter, liebe Mutter", „Ach Elslein, liebes Elselein" usw. Aber auch in Holland, Dänemark und Schweden wird das Lied von den unglücklichen Königskindern gesungen.

Die Zeit hat das Gewand der Sage nach ihrer Sprache und die Wendungen geändert, und die Sage je nach dem neuen Lande und fremden Boden und Klima umgebildet.

Im 12. oder 13. Jahrh. haben niederrheinische Kolonisten die Sage nach Mähren in das Kuhländchen verpflanzt. Hier wurde das Lied nicht nur mundartlich umgestaltet, sondern auch die Erinnerung an das Meer ist erloschen: die Königstochter der alten freien Sachsen ward hier zu einem Landmädchen der Kolonie verwandelt, und statt „an die Kant van de ruskende See" zieht sie in den Grunwald und der Jüngling ertrinkt im Waldbache.

In der Schweiz hat sich die uralte, mythologische Sage, welche den klassischen Namen Hero und Leander trägt, an mehreren Seen lokalisiert, besonders am Hallwyler See (Kanton Aargau) in dem Liede: „Es wend zwoi Liebi zsäme (s. Rochholz, Aargauersagen II, 33).

Die griechische Sage erzählt von Hero und Leander, die deutsche und skandinavische lassen die liebenden Königskinder ohne Namen."

Die Nonne.

Ich stand auf hohem Berge
und schaut ins tiefe Tal,
ein Schifflein sah ich schwimmen,
worin drei Grafen warn.

Der jüngste von den dreien,
der in dem Schifflein saß,
gab mir einmal zu trinken
kühlen Wein aus seinem Glas.

Was zog er von dem Finger?
ein goldnes Ringelein:
„Sieh da, du Hübsche, du Feine,
das soll dein Denkmal sein!"

„Was soll ich mit dem Ringe?
bin gar ein junges Blut,
dazu ein armes Mädchen,
hab weder Geld noch Gut."

„Bist du ein armes Mädchen,
hast weder Geld noch Gut,
so gedenk an unsre Liebe,
die zwischen uns beiden ruht!"

„Ich gedenk an keine Liebe,
ich gedenk an keinen Mann:
ins Kloster will ich ziehen,
will werden eine Nonn."

„Willst du ins Kloster ziehen,
willst werden eine Nonn:
so will ich die Welt durchreiten,
bis daß ich zu dir komm." —

Es stund wohl an ein Vierteljahr,
dem Grafen träumts gar schwer,
wie daß sein herzallerliebster Schatz
ins Kloster gangen wär.

Der Herr sprach zu dem Knechte:
„Sattle mir und dir zwei Pferd!
Wir wollen allbeide reiten,
der Weg ist Reitens wert."

Und als er kam vors Kloster,
ganz leise klopft er an:
„Wo ist die jüngste Nonne,
die letzt ist kommen an?"

„Es ist ja keine kommen,
es kommt auch keine raus."
„So will ich das Kloster anzünden,
das schöne Nonnenhaus."

Da kam sie hergeschritten,
schneeweiß war sie gekleidt,
ihr Haar war abgeschnitten,
zur Nonn war sie bereit.

Sie hieß den Herrn willkommen,
willkommen im fremden Land:
„Wer hat euch heißen kommen,
wer hat euch hergesandt?"

Der Graf wandt sich voll Sehnen,
die Red ihn sehr verdroß,
daß ihm die heiße Träne,
von seiner Wange floß

Sie bot dem Herrn zu trinken
aus ihrem Becherlein;
in zwei, drei Viertelstunden
brach ihm sein Herz entzwei.

Mit seinem blanken Degen
grub sie dem Grafen ein Grab,
aus ihren schwarzbraunen Augen
sie ihm das Weihwasser gab.

Mit ihren zarten Händen
zog sie den Glockenstrang,
mit ihrem roten Munde
sang sie den Grabgesang.

„So liege nun und ruhe
bis an den jüngsten Tag!
Und ich will um dich trauern,
so lang ichs Leben hab.

Ein Kirchlein will ich bauen
auf meines Liebsten Grab,
darin will ich verbleiben
bis Gott mich rufet ab."

Erk-Böhme I, S. 317. — Text nach Erks Liederhort Nr. 18, von Erk aus den besten und verbreitetsten Lesarten zusammengestellt. Das Lied vom Grafen und der Nonne ist von allen Volksliedern am meisten verbreitet und seit dem 15. Jahrh. bis heute gesungen, vgl. Erk-Böhme I, S. 314.

Die schöne Bernauerin.

(Bayrisches Volkslied.)

Es reiten drei Herren zu München hinaus,
sie reiten wohl vor der Bernauerin ihr Haus:
„Bernauerin, bist du darinnen, ja darinnen?"

„Bist du dann darinnen, so reite heraus!
Der Herzog ist draußen vor ihrem Haus,
mit allem seinen Hofgesinde, ja Hofgesinde."

Sobald die Bernauerin die Stimme vernahm,
ein schneeweißes Hemd zog sie gar bald an,
wohl vor den Herzog zu treten, zu treten.

Sobald die Bernauerin vors Tor hinaus kam,
drei Herren gleich die Bernauerin vernahm'n:
„Bernauerin, was willst du machen, ja machen?

Ei willst du lassen den Herzog entweg'n,
oder willst du lassen dein jung frisches Leb'n,
ertrinken im Donauwasser, ja Wasser?"

„Und eh ich will lassen mein'n Herzog entweg'n
so will ich lassen mein jung frisches Leb'n,
ertrinken im Donauwasser, ja Wasser.

Der Herzog ist mein, und ich bin sein,
der Herzog ist mein, und ich bin sein:
sind wir gar treu versprochen, ja versprochen."

Bernauerin (wohl) auf dem Wasser schwamm,
Maria Mutter Gottes hat sie gerufet an,
sollt ihr aus dieser Not helfen, ja helfen.

„Hilf mir, Maria, aus dem Wasser heraus,
mein Herzog läßt dir bauen ein neues Gotteshaus,
von Marmorstein ein Altar, ja Altar!"

Sobald sie dieses hat gesprochen aus,
Maria Mutter Gottes hat geholfen aus
und von dem Tod sie errettet, ja errettet.

Sobald die Bernauerin auf die Brucken kam,
drei Henkersknecht zur Bernauerin kam'n:
„Bernauerin, was willst machen, ja machen?

Ei, willst du werden ein Henkersweib,
oder willst du lassen dein jung stolzen Leib,
ertrinken im Donauwasser, ja Wasser?"

„Und eh ich will werden ein Henkersweib,
so will ich lassen mein jung stolzen Leib,
ertrinken im Donauwasser, ja Wasser!" . . .

Es stunde kaum an den dritten Tag,
dem Herzog kam ein traurige Klag,
Bernauerin ist ertrunken, ja ertrunken.

„Auf, rufet mir alle Fischer daher,
sie sollen fischen bis in das rote Meer,
daß sie mein feines Lieb suchen, ja suchen."

Es kamen gleich alle Fischer daher,
sie haben gefischt bis in das rote Meer,
Bernauerin haben sie gefunden, ja gefunden.

Sie legen s' dem Herzog wohl auf den Schoß,
der Herzog wohl viel tausend Tränen vergoß,
er tät gar herzlich weinen.

„So rufet mir her fünftausend Mann!
Einen neuen Krieg will ich fangen an
mit meinem Herrn Vater eben, ja eben.

Und wär mein Herr Vater mir nicht so lieb,
so ließ ich ihn aufhenken als wie einen Dieb;
wär aber mir eine große Schande, ja Schande."

Es stunde kaum an den dritten Tag,
dem Herzog kam eine traurige Klag:
Sein Herr Vater ist gestorben, ja gestorben.

„Die mir helfen meinen Herrn Vater begrab'n,
rote Mäntel müssen sie hab'n,
rot müssen sie sich tragen, ja tragen.

Und die mir helfen mein feines Lieb begrab'n
schwarze Mänteln müssen sie hab'n,
schwarz müssen sie sich tragen, ja tragen.

So wollen wir stiften ein ewige Meß,
daß man die Bernauerin nicht vergeß,
man wölle für sie beten, ja beten!"

Erk-Böhme I, S. 326. „Das Lied ist kein historisches im strengen Sinne, sondern nur eine balladenartige Darstellung einer historischen Tatsache. Es mag erst Ende des 17. Jahrh. oder gar erst mit Erscheinen des ersten fl. Bl. um 1710 entstanden sein. Die Sprache ist volkstümlich."

Die Jüdin.

(Brandenburg und Schlesien.)

Es war eine stolze Jüdin,
ein wunderschönes Weib,
die hatt eine schöne Tochter,
ihr Haar war glatt geflochten,
zum Tanz war sie bereit.

„Ach Mutter, liebe Mutter,
mein Kopf tut mir so weh;
laß mich eine kleine Weile
spazieren auf grüner Heide,
bis daß mir besser wird."

„Ach Tochter, Herzenstochter,
das kann und darf nicht sein;
was sagten da die Leute,
wollt'st du auf grüner Heide
allein spazieren gehn!"

Die Mutter kehrt den Rücken,
die Tochter nahm ein Sprung;
sie sprang wohl in die Straßen,
wo Herrn und Schreiber saßen,
dem Schreiber sprang sie zu.

„Ach Schreiber, liebster Schreiber,
mein Herz tut mir so weh;
laß mich eine kleine Weile
nur ruhn an deiner Seite,
bis daß mir besser wird."

„Ach Jüdin, liebste Jüdin,
das kann und darf nicht sein;
willst du dich lassen taufen,
Marianne sollst du heißen,
mein Weibchen sollst du sein."

„Ach Schreiber, liebster Schreiber,
das kann und darf nicht sein;
eh ich mich lasse täufen,
viel lieber will ich mich ersäufen
wohl in dem tiefsten See."

Sie schwang sich um ihrn Mantel
und wandt sich nach dem See:
„Ade, mein Vater und Mutter,
ade, du stolzer Bruder,
ich seh euch nimmermeh!"

Erk-Böhme I, S. 352. — Ein weitverbreitetes, verschieden variiertes Lied.

Die Frau von Weißenburg.

Was woll'n wir aber singen,
was wollen wir heben an?
Ein Lied von der Frauen zur Weißenburg,
wie sie ihren Herrn verriet.

Sie ließ ein Brieflein schreiben
gar fern ins Thüringer Land,
zu Ludwig ihrem Buhlen,
daß er käm zuhand.

Er sprach zu seinem Knechte:
„Sattel du mir mein Pferd!
Wir woll'n gen der Weißenburg reiten,
es ist nu Reitens Zeit!"

„Gott grüß Euch, Adelheid schone,
wünsch Euch ein guten Tag!
Wo ist Euer edler Herre,
mit dem ich kämpfen mag?"

Die Frau leugnet ihren Herren,
im Schein falsches Gemüts:
„Er reit nächten ganz spate
mit Hunden auf die Jagd."

Do Ludwig unter die Linde kam,
ja unter die Lind so grün,
do kam der Herr von der Weißenburg
mit seinen Winden so kühn.

„Willkommen Herr von der Weißenburg,
Gott geb Euch guten Mut!
Ihr sollt nicht länger leben,
denn heut diesen halben Tag."

„Soll ich nicht länger leben,
denn diesen halben Tag,
so klag ich's Christ vom Himmel,
der all Ding wenden mag."

Sie kamen hart zusammen
mit Worten, Zorn so groß,
daß einer zu dem andern
sein Armbrost abeschoß.

Er sprach zu seinem Knechte:
„Nun spann die Armbrost ein
und scheuß den Herrn von der Weißenburg
zur linken Seiten ein!"

„Worumb soll ich ihn schießen
und morden auf dem Plan?
Hat er mir doch sein Lebenlang
noch nie kein Leid getan."

Do nahm Ludwig sein Jägerspieß
selber in seine Hand,
durchrannt den Pfalzgraf Friederich
unter der Linden zu Tod.

Er sprach zu seinem Knechte:
„Reit mit zur Weißenburg!
Da seind wir wohl gehalten
nach unserm Herz und Mut."

Do er nu gegen der Weißenburg kam
wohl unter das hohe Haus,
do sach die falsche Fraue
mit Freuden zum Fenster aus.

„Gott grüß Euch, edle Fraue,
bescher Euch Glück und Heil!
Euer Will der ist ergangen,
tot habt Ihr Eurn Gemahl."

„Ist (nun) mein Will ergangen,
mein edler Herre tot,
so will ich's nicht eher gläuben,
ich seh denn sein Blut so rot."

Er zog aus seiner Scheiden
ein Schwert von Blut so rot.
„Sieh da, du edle Fraue,
ein Zeichen deines Herren Tod!"

Sie rang ihr weiße Händ,
rauft aus ihr gelweiß Haar!
„Hilf reicher Christ von Himmel,
was hab ich nu getan!"

Sie zog von ihrem Finger
ein Ringlein von Gold so rot:
„Nimm hin, du Ludwig Buhle,
meiner darbei gedenk!"

„Was soll mir doch das Fingerlein,
das unrecht gewonnen Gold?
Wenn ich daran gedenke,
mein Herz wird nimmer froh."

Des erschrack die Frau von der Weißenburg,
faßt einen traurigen Mut:
„Verlaß mich, holder Fürste, nicht!
Mein edler Herr ist tot."

Erk-Böhme I, S. 361. „Das Lied gründet sich auf die sagenhafte Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen 1065 durch den Landgrafen Ludwig (den Springer) von Thüringen, veranlaßt durch seine Leidenschaft für des ersteren schöne Gemahlin Adelheid. Trotz aller Chroniken ist die Tatsache nicht historisch verbürgt. Das Lied ist der poetischen Sage anheimgefallen."

Graf Friedrich.

Graf Friedrich wollt ausreiten
mit seinen Edelleuten,
wollt holen sein ehlich Braut,
die ihm zu der Ehe ward vertraut.

Als er mit seinem hellen Hauf
ritt einen hohen Berg hinauf,
an einem engen kleinen Weg
kam er auf einen schmalen Steg.

In dem Gedräng dem Grafen wert
schoß aus der Scheid sein scharfes Schwert,
verwundt ihm seine liebe Braut,
mit großen Schmerz seins Herzen traut.

Das Blut ihr auf die Erden schoß,
das nahm sie ein Schrecken groß,
Graf Friedrich der was unmutsvoll,
sein liebe Braut er trösten woll.

Aus zog er bald sein Hemmet weiß,
drückt ihr's in die Wunden mit Fleiß,
das Hemmet ward vom Blut so rot,
als ob man's drauß gewaschen hot.

Er gab ihr sehr freundliche Wort,
kein Mann nie größere Klag erhort,
die von einem Mannsbilde kam,
dann von dem Grafen lobesan.

„Graf Friedrich, edler Herre,
ja bitt ich euch so sehre,
sprecht ihr zu eurem Hofgesind,
und sie mählich reiten tund!

Sprecht ihr zu euren Leuten,
und daß sie gemachsam reiten!
Ich leid groß Schmerzen und groß Klag,
und daß ich nimmer reiten mag."

Graf Friedrich ruft sein Herren:
„Ihr sollt nicht reiten sehre,
mein liebe Braut ist mir verwundt,
o reicher Gott, mach mir's gesund!"

Graf Friedrich zu sein Hof einreit,
sein Mutter ihm entgegenschreit:
„Bis Gott willkommen, du Sohne mein,
und all die mit dir kommen sein!

Wie ist dein liebe Braut so bleich,
als ob's ein Kindlein hab bezeigt!
Wie ist also inniglei,
als ob's eins Kindes schwanger sei!"

„Ei schweig du's, Mutter, stille
und tu's durch meinen Wille:

sie ist Kinds halben nicht ungesund,
sie ist bis in den Tod verwundt." —

Da es nun ward die rechte Zeit,
ein köstlich Wirtschaft ward bereit,
mit aller Sach versehen wohl,
wie eins Fürsten Hochzeit sein soll.

Man setzt die Braut zu Tische,
man tragt Wilpret und Fische,
man schenket ein den besten Wein,
die Braut die mocht nicht fröhlich sein.

Sie mocht weder trinken noch essen,
ihrs Unmuts konnt sie nicht vergessen,
sie sprach: „Ich wollt, es wär die Zeit,
da mir das Bett schier wurd bereit."

Das höret die übel Schwieger,
sie redt gar bald hinwider:
„Hab ich mein Tag das nie erhört,
daß ein Jungfrau zu Bett begehrt!"

„Ei schweig du's, Mutter, stille!
Hab darob kein Unwillen;
sie redt es nicht aus falschem Grund,
sie ist todkrank zu dieser Stund."

Man leuchtet die Braut zu Bette,
vor Unmut sie nichts redte,
mit brinnenden Kerzen und Facklen gut,
sie war traurig und ungemut.

Man leuchtet der Gräfin schlafen,
mit Rittern und mit Grafen,
mit Rittern und mit Reutern,
mit eitel Edelleuten.

„Graf Friedrich edler Herre,
so bitt ich euch so sehre,
ihr wollt tun nach dem Willen mein:
laßt mich die Nacht ein Jungfrau sein!

Nur diese Nacht alleine,
die andern fürbaß keine,
wo mir Gott will das Leben gan,
bin ich euch fürbaß untertan!" —

„O allerliebster Gemahel mein,
der Bitt sollt du gewähret sein,
mein Schatz, mein Trost, mein schönes Lieb,
ob deinen Schmerz ich mich betrüb.

Du auserwählte Kaiserin!
Nun muß Gott ewig klaget sein,
sollst du durch mich leiden solch Pein,
das muß ich ewig trostlos sein.

Du Herzenslieb, mein höchster Hort,
ich bitt dich, hör mich noch ein Wort:
Hab ich dich tödlich wund erkennt,
verzeih mir das vor deinem End'!"

„Ach allerliebster G'mahel und Herr,
bekümmert Euch um mich nit sehr,
es sei Euch alles verziehen schon,
nichts Arges habt Ihr mir geton!"

Sie kehrt sich gegen der Wände,
sie nahm ein seligs Ende,
in Gott endt sie ihr Leben fein,
und blieb eine Jungfrau keusch und rein.

Zu morgens wollt sie haben
ihr Vater reich begaben,
da war sie schon verschieden,
in Gottes Nam' und Frieden.

Ihr Vater fragt alle Umständ,
wie sie genommen hätt ein End.
Graf Friedrich sprach: „Ich armer Mann,
bin (Gott sei's klagt!) schuldig daran."

Der Braut Vater sprach in Unmut:
„Hast du verrert meins Kindes Blut,
so mußt du auch darum aufgeben
durch meine Hand dein junges Leben!"

Mit dem Wort zog er aus sein Schwert,
erstach den edlen Grafen wert,
mit großem Schmerz durch seinen Leib,
daß er tot auf der Erde bleib.

Man band ihn an ein hohes Roß,
man schleift ihn ein das tiefste Moos,
darein man seinen Leib begrub.
Kürzlich zu blühen es anhub.

Stund an bis auf den dritten Tag,
es wuchsen drei Lilgen auf seinem Grab,
darauf da stund geschrieben:
Er wär bei Gott geblieben.

Ein Stimm vom Himmel gieng herab,
man sollt ihn nehmen aus dem Grab,
der schuldig wär an seinem Tod,
müßt sonst drumb leiden ewig Not.

Man grub ihn wieder aus dem Moos,
man führt ihn auf sein festes Schloß,
zu seiner Braut man ihn begrub,
sein leblicht Farbe sich erhub.

Er war am dritten Tag schon tot,
noch glüht er als ein Rosen rot,
unter seinem Angesicht fürwahr;
sein ganzer Leib war weiß und klar.

Ein groß Wunder auch da geschach,
das mancher Mensch glaubhaftig sach:
Sein Lieb mit Armen er umfieng,
ein Red aus seinem Munde gieng.

Und sprach: „Gott sei gebenedeit,
der geb uns ein (=in) die ewig Freud!
Seit ich bei meinem Gemahel bin,
scheid ich von dieser Welt dahin.

Mit leichtem und geringem Mut,
laß hinter mir mein unschuldig Blut.
Ich fahr dahin, ich fahr dahin,
aus Not ich nun erlöset bin!"

Erk-Böhme I, S. 377. „Eine inhaltsverwandte Ballade hat sich weder in skandinavischer noch in schottisch-englischer Volksdichtung gefunden. Gedruckt zuerst um 1550."

Des Müllers Töchterlein.

(Aus dem Odenwald, Franken und Thüringen.)

Meister Müller tut mal sehen,
was in seiner Mühle ist geschehen:
denn das Rad das bleibt ganz stille stehn,
es muß etwas zu Grunde gehn.

Die Frau Müllerin sprang wohl auf die Kammer,
schlug die Hände überm Kopf zusammen:
„Haben wir das einzge Töchterlein,
und das muß uns ertrunken sein!"

„Frau, ich bitt dich um tausend Gotteswillen,
laß nur Gott seinen Wunsch erfüllen;
laß das Kind in seiner Qual und Pein
ihm hier und dort empfohlen sein!"

„Kommt ihr Jungfrau kommt gegangen!
Seht, das Rad hat mich gefangen.
Kränzet mir mein Haupt mit Rosmarin,
dieweil ich Braut und Jungfer bin.

Liebste Eltern, tut's dran wagen,
laßt mich durch sechs Träger tragen;
traget mich dem Kirchhof zu,
daß ich schlaf in guter Ruh!

Dort in jenem Rosengarten
tut der Bräutgam auf mich warten,
ja, bei Gott in Ewigkeit,
da steht mein Brautbett schon bereit."

Erk-Böhme I, S. 385. „Nach Vilmar soll das Lied zuerst in Hessen (Gegend von Marburg) aufgetaucht sein und von da sich schnell in weite Kreise verbreitet haben. In Hessen war es vor andern das beliebteste. An streng epischem Charakter und kühnen Übergängen ist es übrigens den besten Erzeugnissen der alten Zeit verwandt."

Die junge Markgräfin.

Es hatt ein Herr ein Töchterlein,
mit Namen hieß es Annelein;
einen Herrn wollt man ihr geben,
Frau Markgräfin sollt sie werden.

„Ach Mutter, gebt mir keinen Mann,
ich bin nicht älter denn elf Jahr,
ich leb nicht länger denn ein Jahr,
ich bin ein Kind und sterb fürwahr!"

Und als das Jahr vergangen war,
da ward dem Markgrafen sein Fräulein krank;
sie bat ihren Herrn im guten,
er sollt jetzt holen ihre Mutter.

Und als er in den Wald einritt,
ihm seine Schwieger entgegenschritt:
(„Willkommen, liebster Sohne mein,)
wie geht's denn deinem Fräulein?"

„Es geht ihr wohl und auch nicht wohl,
ich hoff, sie wird bald bekommen einen Sohn;
mein Fräulein liegt in großer Not,
fürcht, wenn wir kommen, ist sie schon tot."

(Sie ließ sich einen Wagen beschlagen,
davor sechs graue Rosse traben, :|:
die sollten sie zu ihrer Tochter tragen.)

Und als er über die Heide ritt,
ein Hirtlein hört er pfeifen, :|:
ein Glöcklein hört er läuten.

„Ach Hirtlein, liebes Hirtlein mein,
was läutet man im Klösterlein?
Ist es denn um die Vesperzeit,
oder läutet man einer Totenleich?"

„Es ist nicht um die Vesperzeit,
man läutet einer Totenleich:
es ist dem jungen Markgrafen
sein Fräulein mit dem Kind entschlafen."

Und als er zu dem Tor einritt,
und als er zu dem Hof einritt,
drei Lichter sieht er brennen,
drei Schülerknaben singen.

Und als er in die Stube kam,
sein Fräulein in der Bahre lag, :|:
das Kind in ihren Armen.

Er küßt sie an ihren roten Mund:
„jetzt bist du tot, wirst nimmer gesund!"
Er küßt sein Kind an seinem Arm:
„daß Gott erbarm! daß Gott erbarm!"

Die Mutter die war ganz allein, :|:
sie sitzt sich auf ein harten Stein,
vor Leid brach ihr das Herz entzwei.

Da zog er aus sein glitzrig Schwert
und stachs sich selber durch sein Herz;
er sprach: „Ist es nicht eine Straf von Gott,
vier Leichen in eines Fürsten Schloß?"

Es stund nicht länger als drei Tag,
drei Lilien wuchsen auf Anneleins Grab:
(die erste weiß, die andere schwarz.

Die schwarz dem kleinen Kinde war,
weil es noch nicht getaufet war.)
Auf der dritten stand geschrieben:
„Wir sind alle bei Gott, die sich lieben!"

Den Herren gräbt man wieder aus,
legt ihn zum Annelein ins Gotteshaus;
da liegen vier Leichen beisammen,
daß Gott sich erbarme! Amen.

(Erk-Böhme I, S. 387.)

Ritter und Magd.

Es spielt ein Graf mit einer Magd,
sie spielten alle beide,
sie spielten die liebe lange Nacht
bis an den hellen Morgen.

Als nun der Morgen anbrach,
das Maidlein fing an zu weinen,
es weint sich die schwarzbraun Äuglein rot,
ringt ihre schneeweißen Hände.

„Wein nicht, wein nicht, allerschönstes Kind!
die Ehre ich dir bezahle:
ich will dir geben einen Reitersknecht,
dazu dreihundert Taler."

„Euren Reitersknecht den mag ich nicht,
was frag ich nach Eurem Gelde;
ich will zu meiner Mutter gehn
in einem frischen Mute."

Als sie nun vor die Stadt Regensburg kam,
wohl vor die letzten Tore,
da sah sie ihre Frau Mutter stahn,
die tut ihr freundlich winken.

„Willkommen, willkommen, Tochter mein!
Wie hat es dir ergangen?
Dein Röcklein ist von hinten so lang,
so kurz ist dir's von vorne."

Sie nahm das Mädel bei der Hand
und führt sie in ihre Kammer,
sie setzt ihr auf einen Becher Wein,
dazu gebackene Fische.

„Ach herzallerliebste Mutter mein,
ich kann nicht essen noch trinken:
macht mir ein Bettlein weiß und fein,
daß ich darin kann liegen."

Als es nun gegen Mitternacht kam,
das Maidlein tat verscheiden.
Da kam dem jungen Grafen ein Traum,
sein Liebchen tät verscheiden.

„Ach, allerliebster Reitknecht mein,
sattle mir und dir zwei Pferde,
wir wollen reiten Tag und Nacht,
bis wir die Post erfahren."

Als sie nun vor die Stadt Regensburg kam'n'
wohl vor die hohen Tore,
da trugen sie sein Feinsliebchen heraus
auf einer Totenbahre.

„Setzt ab, setzt ab, ihr Träger mein,
daß ich mein Liebchen schaue!
Ich schau nicht mehr als noch einmal
in ihre schwarzbraunen Augen."

Er deckt ihr auf das Leichentuch
und sah ihr unter die Augen:
„O weh, o weh! der blasse Tod
hats Äuglein dir geschlossen!"

Er zog heraus sein blankes Schwert
und stach sich in sein Herze:
„Hab ich dir geben Angst und Pein,
so will ich leiden Schmerzen!"

Man legt den Grafen zu ihr in Sarg,
verscharret sie unter die Linde:
da wuchsen nach dreiviertel Jahr
aus ihrem Grab drei Nelken (Lilien).

Erk-Böhme I, S. 395. Ältester bis jetzt bekannter Text eines weitverbreiteten Liedes vom Wiedersehen an der Bahre.

* * *

Ritter- und Räuberballaden, Mordtaten.

Die folgenden beiden Gruppen enthalten die interessantesten deutschen Volksballaden. Man könnte diese Ballade die realistisch-psychologische nennen. Die Motive sind zumeist grausame, merkwürdig rohe und, man kann sagen, oft perverse. Die Darstellung ist ungemein realistisch, drastisch, derb, hart und oft roh, doch in diesem Stil von bewunderungswürdiger Anschaulichkeit und Prägnanz. Die Situationen sind der Wirklichkeit, dem Leben der Zeit, der Landstraße, dem bürgerlichen und lokalen Treiben, auch dem Familienleben entnommen. Alle diese Momente sind für diese Ballade sehr charakteristisch. Sie ist in diesem Sinne sozial gestimmt, bürgerlich gradlinig und deutlich in der Sprache. Kräftigen farbigen Holzschnitten vergleichbar, zeigen diese Balladen so ihren eigenen deutschen Stil.

Der Pfalzgraf oder die blutige Hochzeit.

Es fuhr ein Pfalzgraf über Rhein,
er freit sich des Königs Töchterlein.

Er konnt sie nicht erwerben,
es müssen ihrer Sieben darum sterben.

Der Tag verging, der Abend kam heran,
der Hof voll Reiter und Grafen lag.

Zum ersten stachen sie den Vater tot,
zum zweiten stachen sie die Frau Mutter tot;

zum dritten die Brüder alle drei:
gedenkt: wie ihrs zumute mag sein!

„Ach Jungfrau, wollt Ihr mit uns reiten oder gehn?
oder wollt Ihr bei den Toten bleiben stehn?"

„Ich will nicht mit euch reiten oder gehn,
ich will bei den Toten bleiben stehn."

Sie war dem Pfalzgrafen lieb und wert,
er schwenkt sie wohl hinter sich auf sein Pferd.

Sie ritten den Weg mit Eilen
wohl siebenundsiebenzig Meilen.

Sie ritten den Berg, den tiefen Tal,
bis daß sie sieben Schlösser blinken sahn:

„Die Schlösser sind alle sieben mein,
darauf sollst du meine Pfalzgräfin sein!"

„Sind die Schlösser alle sieben mein,
soll ich darauf eine Pfalzgräfin sein:

So wollt ich, sie wären versunken,
der Pfalzgraf wär ertrunken!"

Der Tag verging, der Abend kam heran,
die junge Braut sollte zu Tische gahn.

Mit Trompeten und Pfeifen und allerhand Spiel
ward sie geführt zur Tafel hin.

Sie aßen, sie tranken den römischen kühlen Wein,
die jungen Leute konnten nicht lustig sein.

„Zuerst schlug er den Vater tot,
zum andern die liebe Frau Mutter mein,

zum dritten die Brüder alle drei:
gedenkt: wie mirs zumute mag sein!"

Der Tag verging, die Nacht kam heran,
die junge Braut sollt zu Bette gahn.

Man leuchtet ihr zum Schlafkämmerlein
mit zweiundsiebenzig Kerzelein.

„Ach Pfalzgraf, herzlieber Pfalzgraf mein,
möcht ich diese Nacht noch eine Jungfrau sein!"

„Die erste und auch die zweite,
aber nicht die dritte."

In der Nacht, in der Nacht, wohl mitten in der Nacht
der Pfalzgraf an sein feins Liebchen dacht.

Er wollt sie küssen auf ihren roten Mund,
da war sie tot und nicht gesund.

Er rief den Kammerdiener an:
„Steh auf und zünd ein Kerzchen an!

Mein Liebchen ist mir verschieden,
mein Herz hat nimmer Frieden."

Es stund sich an eine halbe Viertelstund,
der Herr starb in der nämlichen Stund.

Es seind diesen Tag sieben Leichen;
Gott geb ihnen das Himmelreiche!

Text bei Simrock Nr. 10, mündlich aus Menzenberg bei Bonn, — vgl. die verschiedenen Fassungen bei Erk-Böhme I, S. 112.

*

Ulinger.

Gut ritter der reit durch das riet,
er sang ein schönes tageliet,
er sang von heller stimme
daß in der burg erklinget.

Die junkfraw an dem laden lag,
sie hört gut ritter singen.
„Ja wer ist der da singet?
mit dem will ich von hinnen."

„O junkfraw, wölt ir mit mir gan,
ich will euch lernen was ich kan,
ich will euch lernen singen
daß gegen der burg tut klingen."

Die junkfraw in ir schlafkammer trat,
ir gelbes har sie in seiden band,
sie kleidt sich in silber und rotes golt
gleich wie eine die von hinnen wolt.

Er schwang sein grünen schilt neben in,
seine schöne junkfraw hinder in,
er eilet also balde
zu einem grünen walde.

Und da sie in den wald ein kam,
und da sie leider niemand fand
dann nur ein weiße tauben
auf einer haselstauden:

Ja hör und hör, du Fridburg,
ja hör und hör, du junkfraw gut!
der Ulinger hat eilf junkfrawen ghangen,
die zwölft hat er gefangen.

„Ja hör so hör, du Ulinger,
ja hör so hör, du trauter herr!
was sagt die weiße taube
auf jener haselstauden!"

„Ja jene taube leugt mich an,
sie sicht mich für ein andern an,
sie leugt in iren roten schnabel;
ach schöne junkfraw, reitt für euch baß!"

Er spreitt sein mantel in das gras,
er bat sie daß sie zu ihm saß,
er sprach: sie solt im lausen,
sein gelbes har zerzausen.

Er sach ir under die augen da:
„was weinet ir, schöne junkfraw?
weint ir umb ewern traurigen man?
ich hab euch nie kein leids getan."

„Ich wein nit umb mein traurigen man,
ir habt mir nie kein leids getan,
ich sich dort einher reiten
ein große schar mit leuten.

Ja wilt du zu in reiten
oder wilt du mit in streiten?
oder wilt du von der liebe stan,
dein schwert zu beiden henden han?"

„Ich will nicht zu in reiten,
ich will nicht mit in streiten,
ich wil wol bei der liebe stan,
mein schwert zu beiden henden han."

Sie reit ein wenig baß hindan
und da sie leider niemant fand
dann nur ein hohe tannen,
daran eilf junkfrawen hangen.

Sie wand ir hend, rauft aus ir har,
sie klagt gott ir leid offenbar:
„ich bin so ferr in tiefem tal
daß mich kein mensch nicht hören mag.

So bitt ich dich, mein Ulinger,
so bitt ich dich, mein trauter herr,
du wölleſt mich laßen hangen
in kleidern da ich in gangen!"

„Das bitt mich nicht, du Fridburg,
das bitt mich nicht, du junkfraw gut!
dein schwarzer rock und scharlachmantel
stet meiner jungen schwester wol an."

„So bitt ich dich, du Ulinger,
so bitt ich dich, du trauter herr,
du wölleſt mir erlauben
ein schrei zwen oder drei!"

„Das solle dir erlaubet sein,
du biſt so ferr in tiefem tal,
du biſt so ferr in tiefem tal
daß dich kein mensch nicht hören mag."

Den ersten schrei und den sie tet:
„hilf Jesu, Marie sone!
und kumſt du nicht so balde,
so bleib ich in disem walde."

Den andern schrei und den sie tet:
„hilf Maria, du reine meid!
und kumſt du nicht so behende,
mein leben hat schier ein ende."

Den dritten schrei und den sie tet:
„hilf allerliebster bruder mein!
Und kumſt du nicht so drate,
mein leben wirt mir zu spate."

Jr bruder über den hof ein reit
und einer zu dem andern seit:
„mich dunkt in all meim sinne,
ich hör meiner schwester stimme.“

Er ließ seinen Falken fliegen,
er ließ seine winde stieben,
er eilet also balde
zu einem finstern walde.

„Was tust du hie, mein Ulinger,
was tust du hie, mein trauter herr?“
„so sten ich hie und ein wit wind
daran ich meinen follen bind.“

„Und stest du hie und windst ein wit
da du dein follen an binden witt,
so red ichs auf die trewe mein:
du solt mir selber der follen sein!“

„So bitt ich dich, mein Fridburger,
so bitt ich dich, mein trauter herr,
du wölleſt mich laßen hangen
in kleidern da ich iez stande!“

„Das bitt mich nicht, du Ulinger,
das bitt mich nicht, du falscher herr!
dein schwarzer rock und scharlachmantel
stet meinem kuchenbuben wol an.“

Er schwang sein grünen schilt neben in,
sein schöne schweſter hinder in,
er eilet also veſte
da er seins vatters königreich weſte.

Uhland Nr. 74 A. „Ein hübich Lied von dem Vlinger.“ Am Ende: Gedruckt zu Nürnberg durch Friedrich Gutknecht (zwischen 1548—80). Vgl. Erk-Böhme I, S. 118.

Aus der großen Zahl der Mädchenräuberlieder sind hier nur ein paar besonders schöne und markante mitgeteilt. Die Sage vom Ulinger oder Adalgar, im Flämischen vom Zauberkönig Halewyn, in Frankreich vom Ritter Blaubart, gehört zum allgemeinen Sagenschatz fast aller Völker Europas. Wie Erk-Böhme näher ausführt, gab es Lieder vom Ulinger schon seit dem 16. Jahrhundert, Überreste existieren noch heute im Volke. Nach Erk-Böhme ist das eigentliche Motiv zu dem Jungfrauenmorde nicht Eifersucht, sondern der Aberglaube, daß das Blut von unschuldigen Mädchen den Aussatz heile (vgl. Erk-Böhmes interessante Ausführungen a. a. O., S. 147 ff.). — „Grundtvig (in seiner Anmerkung zu Nr. 183 seiner Danemarks gamle Folkeviser) nimmt als Grundlage des vielgestaltigen und weit verbreiteten Ulingerliedes eine dämonische Sage an und erklärt es für ein verdunkeltes Elfenmärchen, obwohl Blutdurst eigentlich nicht zu dem Wesen der Elfen gehöre. Aber die Natur des dämonischen Wesens zu bestimmen sei schwer, da es eine von den vielen Mischungen ist, die aus den Gärungen des Mittelalters zum Vorschein kamen und wobei griechisch-romanische Elemente mit skandinavischen oft die wunderbarste Verbindung eingingen. Reifferscheid (westf. VL., S. 163) meint: wir haben in dem Ulingerliede unzweifelhaft den Anfang eines Brautwerber- und Brauträuberliedes vor uns. Den ursprünglichen Schluß, dessen mythische Beziehungen man nicht mehr verstand, gab man auf und setzte dafür den Schluß des Brautmörderliedes (Blaubart).“

Böhme teilt Grundtvigs Ansicht und nimmt als Grundlage unserer Ulingerlieder ein verlorengegangenes Elfenlied an; auf diesen Stamm wurde später die Blaubartsage gepfropft. Die mythische Grundlage wird erkennbar nicht bloß aus den altertümlichen Zügen unserer Texte, welche die Blaubartsage nicht hat, sondern auch durch Vergleich mit den ähnlichen norwegischen und schottischen Balladen.

Schondilg und Ritter Helſinger.

(Niederrhein.)

Als Schondilg noch ein klein Kind war,
da starb ihr Vater und Mutter ab.

Schondilg wuchs auf und sie ward groß,
sie wuchs einem Ritter in seinen Schoß.

„Schondilg, willst du mein Hausfrau sein?
Zehn Tonnen Goldes sollen dein eigen sein.“

Schondilg gedacht in ihrem Mut:
zehn Tonnen Goldes die wären gut.

Schondilg gedacht in ihrem Sinn:
zehn Tonnen Gold macht eine Kaiserin.

Was trug Schondilg um ihren Leib?
ein Hemdchen wie der Schnee so weiß.

Was trug Schondilg über ihrem Hemdchen weiß?
einen Rock, der war von dem Golde so steif.

Was trug Schondilg über ihr gehl kraus Haar?
eine Krone, die war von Gold so klar.

Da sah Schondilg zum Fenster heraus:
„Nu komm, stolz Reiter, und hol deine Braut!“

Die Jungfrau war ihm lieb und wert,
er schwenkt sie hinter sich auf sein Pferd.

Sie ritten den Tag dreißig Meilen lang,
eh sie weder Essen noch Trinken fand.

„Ach Reiter, steh herab, es ist Mittag:
wo sollen wir Essen und Trinken han?“

„Wohl in dem breiten Lindenbreit,
da wirst du finden dein Essen bereit.“

„Ach Reiter, steh herab, es ist schon Nacht,
wo sollen wir den Abend schlafen gan?“

„Wohl in dem breiten Lindenbreit,
da wirst du finden dein Bettchen gespreit.“

Wie sie an den Lindenbaum kam'n,
da hingen sieben Jungfrauen daran.

„Hier siehst du sieben Jungfräulein,
Schondilg, willst du die achte sein?

Willst du hangen den hohen Baum?
oder willst du fließen den Wasserstrom?
oder willst du küssen das blanke Schwert?“

„Ich will nicht hangen den hohen Baum,
ich will nicht schwimmen den Wasserstrom,
ich will lieber küssen das blanke Schwert.

Ach Reiter, zieh aus dein Oberkleid,
Jungfrauenblut spritzt weit und breit.“ —

Schondilg sie packt das Schwert beim Knopf,
sie hieb dem Reiter ab den Kopf.

Da lag die falsche Zung und sprach:
„In meiner Tasche ist ein Horn,
da blas du ein, so kommst du fort.“

Schondilg gedacht in ihrem Mut,
viel Teuten und Blasen wär nicht gut.

Schondilg saß auf sein apfelbraun Roß
und ritt zum grünen Wald hinaus.

Als sie wohl vor den grünen Wald kam,
da begegnen ihr seiner Brüder drei.

„Schondilg, wo ist mein Bruder fein,
daß du jetzt reitest ganz allein?"

„In dem breiten Lindenbreit,
da spielt er mit sieben Jungfräulein fein."

„Schondilg, wie sind deine Schühlein so rot?"
„Drei Täubchen hab ich geschlachtet tot."

Simrock Nr. 7. Mündlich aus der Umgegend von Bonn. Schondilg, Schondilie ist Abkürzung von Schön Ottilie. „Lindenbreit" wohl soviel als Lindengezweig. — Vgl. Erk-Böhme I, S. 130.

Schön Ännelein.

(Oderbruch.)

Schön-Heinrich der wollte spazieren gehn,
Schön-Annelein wollte wohl mit ihm gehn.

Als sie eine Weile gegangen war'n,
trafen sie ein schöne grüne Wiese an.

Er breit't seinen Mantel wohl auf das Gras
und bat, daß sie sich niedersaß.

Schön-Heinrich legt sein Haupt auf ihren Schoß,
mit heißen Tränen sie ihn begoß.

„Weinst du um deines Vaters Gut?
oder weinst du um deinen stolzen Mut?
oder bin ich dir nicht gut genug?"

„Ich weine nicht um meins Vaters Gut,
auch nicht um meinen stolzen Mut,
Schön-Heinrich, ihr seid mir schon gut genug.

Ich weine nur um jene elf Jüngferlein,
die dort mit einem gar sondern Schein
in hoher grüner Tanne sein."

„Ha! siehst du dort elf Jüngferlein,
so wiss', das sind meine Weiberlein,
und du sollst stracks die Zwölfte sein."

„Ha! soll ich stracks die Zwölfte sein,
so verleihe mir noch drei Schreilein!"

Den ersten Schrei und den sie tat,
da rief sie Gott im Himmel an:

„Ach lieber Gott, komm balde,
sonst bleibt mein Leben im Walde!"

Den zweiten Schrei und den sie tat,
da rief sie ihren Vater an:

„Ach lieber Vater, komm balde,
sonst bleibt mein Leben im Walde!"

Den dritten Schrei und den sie tat,
da rief sie ihren Bruder an:

„Ach lieber Bruder, komm balde,
sonst bleibt mein Leben im Walde!" —

Der Bruder saß beim Bier und Wein,
da fuhr der Schrei zum Fenster hinein.

„Ach, Kinderlein, höret, groß und klein!
es ist, als hört ich meine Schwester schrein!"

Er hatte das Wort kaum ausgesagt,
Schön-Heinrich schon in der Türe stand.

„Schön-Heinrich, wovon sind deine Schuh so rot,
als wären sie gefärbt mit rotem Blut?"

„Ei, sollten meine Schuh nicht blutig sein!
ich habe geschlachtet ein Täubelein."

„Das Täubelein, das du geschlachtet hast,
das hat meine Mutter zur Welt gebracht!

Sie hat's erzogen mit Milch und Wein:
das ist mein jüngstes Schwesterlein!" —

Schön-Ännelein kriegte ein schönes Grab,
Schön-Heinrich der kam aufs höchste Rad.

Schön-Ännelein klangen die Glocken nach,
Schön-Heinrich schrien die Raben nach.

(Erk-Böhme I, S. 126.)

Kinderreigen zur Blaubartsage.

(Vom Rhein 1881.)

Anna saß auf einem Stein,
sie lockte sich ihr goldnes Haar.
Und als sie damit fertig war,
da fing sie zu weinen an.
Nun kam ihr ältster Bruder her:
„Sag, Anna, warum weinest du?"
„Ach, weil ich heute sterben muß."
Da kam der böse Fähnerich,
er hatte in der Tasche
ein großes scharfes Messer
und stachs der Anna in das Herz.
Da fiel sie hin zu Boden
Da kamen zwei Bedienten,
die legten Anna in den Sarg.
Nun kamen ihre Eltern her:
„Sag, Anna, warum blutest du?"
Das war der böse Fähnerich.
Die Anna ist ein Engelein,
der Fähnrich ist ein Teufelein.

Erk-Böhme I, S. 146. — Bei Erk-Böhme wird ein ähnliches Kinderspiel „Bertha im Walde" mitgeteilt, das noch 1850 in Tübingen von Kindern aufgeführt wurde.

*

Die Lilien.

Es reit ein herr und auch sein knecht
wol über ein heide die was schlecht,
ja schlecht,
und alles was sie redten da
was alles von einer wunderschönen frawen,
ja frawen.

„Ach schiltknecht, lieber schiltknecht mein,
was redst von meiner frawen,
ja frawen,
und fürchtest nicht mein braunen schilt?
zu stucken wil ich dich hawen
vor mein augen."

„Ewern braunen schilt den fürcht ich klein,
der lieb got wird mich wol bhüten,
behüten."
da schlug der knecht sein herrn zu tot,
das gschah umb frewleins güte,
ja güte.

„Nu wil ich heim gen landwerts ein
zu einer wunderschönen frawen,
ja frawen;
ach frewlein, gebt mirs potenbrot!
ewer edler herr und der ist tot
so fern uf breiter heide,
ja heide."

„Und ist mein edler herre tot,
darumb wil ich nicht weinen,
ja weinen;
den schönsten bulen den ich hab,
der sitzt bei mir daheime
muteralleine.

Nu sattel mir mein grawes ros!
ich wil von hinnen reiten,
ja reiten."
und da sie uf die heide kam,
die lilgen teten sich neigen
uf breiter heide.

Uf band sie im sein blanken helm
und sah im under sein augen,
ja augen:
„nu müß es Christ geklaget sein,
wie bist so ser zuhawen
under dein augen!

Nu wil ich in ein kloster zien,
wil den lieben got für dich bitten,
ja bitten,
daß er dich ins himmelreich well lan,
das gscheh durch meinet willen!
schweig stille!" (Uhland Nr. 94.)

Die Mordeltern.

(Odenwald.)

Es waren einmal zwei Bauernsöhn,
die hatten Lust in Krieg zu gehn,
wohl ins Soldatenleben.

Sie blieben aus ein lange Zeit,
sie machten sich eine große Beut
an ungrischen Dukaten.

Und als sie wieder nach Hause kam'n,
Frau Wirtin an dem Fenster stand
mit ihrn schwarzbraunen Augen.

„Frau Wirtin, hat sie die Gewalt,
ein Reiter über Nacht zu b'halt,
ein Reiter zu logieren?"

„Ja, die Gewalt die hab ich wohl,
die eine Frau Wirtin haben soll,
ein Reiter zu logieren."

Der Reiter setzt sich oben an Tisch,
sie trug ihm auf gebackne Fisch,
dazu ein Kann mit Weine.

„Tragt auf, Frau Wirtin, was Ihr wollt,
ich hab viel Silber und rotes Gold
und ungrische Dukaten."

Und als es kam um Mitternacht,
Frau Wirtin zu ihrem Manne sprach:
„Wir woll'n den Reiter morden!"

„Laß du den Reiter Reiter sein,
es bleibt ja nicht für uns allein,
es bleibt uns nicht verschwiegen."

Die Frau stund auf mit allem Fleiß,
sie macht das Fett im Pfännchen heiß,
und tut's dem Reiter eingießen.

Sie nahm ihn bei seiner schneeweißen Hand,
schleift ihn in Keller in kühlen Sand:
„Da lieg und bleib verschwiegen!"

Des Morgens früh um halber vier
stund sein Kamrad schon vor der Tür:
„Frau Wirtin, wo ist der Reiter?"

„Der Reiter der ist nicht mehr hie,
er ist geritten in aller Früh,
der Reiter ist schon weiter."

„Wie kann der Reiter weiter sein?
Sein Rößlein steht im Stall allein
mit Sattel und mit Zäumen.

Habt Ihr dem Reiter ein Leids getan,
so habt Ihrs Eurem Sohn getan,
der aus dem Krieg ist kommen."

„Ei du verfluchtes Geld und Gut,
bringst manchen um sein guten Mut
und um sein junges Leben!"

Die Frau gleich in den Brunnen sprang,
der Mann sich in der Scheuer aufhang:
Sind das nicht drei Mordtaten?

(Erk-Böhme I, S. 173).

„Die schauerliche Geschichte von den Mordeltern, gegenwärtig noch in vielen Gegenden gesungen, ist ziemlich alt. Vogel in seinen Leipziger Annalen erzählt dieselbe als wirklich geschehene Begebenheit unter dem Jahr 1618 zu Leipzig beim Gastwirt zum güldnen Siebe in der Hallischen Gasse. Abdr. Hoffmann, schles. VL., S. 61. — M. Wiedemann, hist. poet. Gefangenschaften, 7. Monat, Lpz. 1689, S. 90, weiß aus Gottfried Schultzens Chronik, S. 724, folgendes: „Anno 1649 kam zu Thermels in Böhmen eines armen Mannes Sohn zu Hause, der 18 Jahr im Kriege gewesen war, und gab sich erstlich niemanden als seiner Schwester zu erkennen. Weil nun seine Eltern im damaligen Kriegswesen vom Totschlag Profession machten, ermordeten sie ihn in der ersten Nacht. Nachdem sie aber des Morgens erfahren, daß es ihr Sohn gewesen, stürzte sich der Vater in einen Brunnen, die Mutter erhing sich; da die Schwester die Mutter ohngefähr sahe, starb sie vor Schrecken des gehlingen Todes." Zacharias Werner hat in seinem „29. Februar" diese Mordtat dramatisch behandelt und 1810 in Weimar auf die Bühne gebracht." (Erk-Böhme, S. 177.)

Der Hammerschmiedssohn.

(Aus dem Siebengebirge.)

Susanna sprang zum Tor hinaus,
sie sprang wohl in ihres Vaters Haus.

„Ach Vater, gebt mir einen Rat,
der schwarze Hammerschmied geht mir nach!"

„Ach Tochter, ich bin ein alter Mann,
du nimmst von mir keine Lehr nit an."

Susanna sprang zum Fenster hinaus
und sprang wohl in ihres Bruders Haus.

„Ach Bruder, gib mir einen Rat,
der schwarze Hammerschmied geht mir nach."

„Ach Schwester, setz auf deinen Kranz,
wir gehn nach Straßburg zu dem Tanz."

Und als sie bald nach Straßburg kam'n,
der schwarze Hammerschmied stand vor ihr da.

Der Hammerschmied zog seinen Beutel heraus
und gab dem Mädchen die Trau heraus.

Der Bruder zog seinen Degen heraus,
er stach dem Hammerschmied das Herz heraus.

„Ach Schwester, hab ich recht getan?
Ich habe den Hammerschmied erschlan."

„Ach Bruder, du hast nicht recht getan:
du hast meinem Kinde den Vater erschlan."

(Simrock Nr. 17. Erk-Böhme I, S. 177.)

Die Kindsmörderin.

(Schwäbisch, 1806.)

Joseph, lieber Joseph, was hast du gedacht,
daß du die schöne Nannerl ins Unglück gebracht!

„Ach Joseph, lieber Joseph, mit mir ists bald aus!
man wird mich bald führen zum Schandtor hinaus.

Zum Schandtor hinaus auf einen grünen Platz,
da wirst du bald sehen, was Lieb hat gemacht."

„Ach Richter, lieber Richter, richt nur fein geschwind,
ich will ja gern sterben, daß ich komm zu meinem Kind!

Ach Joseph, lieber Joseph, reich mir deine Hand!
ich will dir verzeihen, das ist Gott wohl bekannt."

Der Fähnrich kam geritten und schwenkt seine Fahn:
„Halt still mit der schönen Nannerl! Ich bringe Pardon!"

Ach Fähnrich, lieber Fähnrich, sie ist ja schon tot:
gute Nacht, mein schön Nannerl, dein Seel ist bei Gott.

Erk-Böhme I, S. 185. Hier heißt es: „In diesem ergreifenden, durch eine wehmütig klagende Melodie gehobenen schwäb. Volksliede hat Fr. Schillers Deklamatorium ‚Die Kindsmörderin' (1781) seine Quelle. Das ernste Volkslied mag zu Anfang des 17. Jahrh. (um 1615) entstanden sein."

Die Kindsmörderin.

(Aus der Gegend von Lilienfeld in Österreich, 1842.)

Meine liebe Frau Mutter, mit mir ists schon aus:
jetzt werdens mich bald führen beim Schandtor hinaus.

Beim Schandtor hinaus wohl auf grüne Heid,
da werd'ns mir anlegen ein schneeweißes Kleid.

Ein schneeweißes Kleid das muß ich anhab'n,
wie alle armen Sünder zum Hochgericht tun trag'n.

Mein liebe Frau Mutter, mit mir ists schon aus,
jetzt werdens mich bald führen beim Schandtor hinaus.

Beim Schandtor hinaus vors hohe Gericht,
allwo ich von Ferne die Schranken schon sich.

Ein Kind hab ich geboren, das hab ich ermord't;
drum muß ich jetzt sterben, drum muß ich jetzt fort.

Gott wird mirs verzeihen, bin schuldig daran:
Gott hat mirs verziehen, das weiß ich ja schon.

Der Oberrichter sprichts Urteil ganz billig und recht,
der Unterrichter brichts Staberl: mein Leben ist weg!

Da kommt ja ein Reiter geritten daher:
„Hau zu, mein lieber Freimann, es hilft kein Bitt mehr."

(Erk-Böhme I, S. 186.)

Der Wirtin Töchterlein.

(Schlesien.)

Es ritten drei Reiter wohl über den Rhein,
bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein.

„Frau Wirtin, hat sie gut Bier oder Wein?
so schenk sie uns Burschen vom besten ein."

„Gut Bier und Wein das hab ich wohl,
wie's einer Frau Gastwirtin zukommen soll."

„Frau Wirtin, hat sie kein Dienstmägdelein?"
„Ich hab nur ein einziges Töchterlein."

„Frau Wirtin, wird sie bald schlafen gehn,
so laß sie die Lichter uns brennen stehn."

„Ich kann ja schlafen gehn wenn ich will,
ich schicke mein Töchterlein vor mir hin."

Sie gaben der Frau Wirtin einen Schlaftrunk ein,
daß sie sollt schlafen die ganze Nacht allein.

Das Mädchen trat zu der Mutter ihr Füß:
„Ach liebe Mutter, schläft sie so süß!"

Das Mädchen trat zu der Mutter ihr Händ:
„Ach liebe Mutter, jetzt ist mein letztes End!"

Das Mädchen trat zu der Mutter ihr Herz:
„Ach liebe Mutter, jetzt ist es mein größter Schmerz."

Das Mädchen trat zu der Mutter ihr Mund:
„Ach liebe Mutter, jetzt ist meine letzte Stund!"

Der erste sprach: Das Mädchen ist mein,
sie trägt ein goldgrünes Kränzelein.

Der zweite sprach: Das Mädchen ist mein,
sie trägt ja ein goldenes Ringelein.

Der dritte sprach: Das Mädchen ist wert,
daß wir sie zerteilen mit unserm Schwert.

Sie warfen das Mädchen wohl über die Bank,
daß ihr der Gürtel am Leibe zersprang.

Sie warfen das Mädchen wohl über den Tisch
und teilten sie als einen Karpfenfisch.

Und wo ein Tröpflein Blut hinsprang,
da schwebte ein Engel und er sang.

Dem Mädchen klangen die Glocken so schön,
den Reitern schrieen die Raben so sehr.

Das Mädchen kriegt ein tiefes Grab,
die Reiter kriegten ein hohes Rad.

Erk-Böhme I, S. 188. Das Gedicht ist in vielen Versionen vorhanden, wahrscheinlich ist es ein uraltes Lied. Die Motive für den scheußlichen Mord sind nicht zu erkennen. Ich möchte perverse Mordlust als Motiv annehmen. Uhland hat den Eingang und die Versform dieser Mordgeschichte für seine Ballade: „Der Wirtin Töchterlein" verwendet (gedichtet 1809).

Die verkaufte Müllerin.

Es ging ein Müller über Feld,
der hatt ein Beutel und kein Geld,
er wird es wohl bekommen.

Und als er in den grün Wald kam,
drei Mörder unterm Eichbaum stahn,
die hatten drei große Messer.

„Guten Tag, guten Tag, Herr Müller mein,
hast du kein schwangres Weibelein?
Wir wollen sie gut bezahlen."

Der eine zog sein Beutel heraus,
dreihundert Taler zahlt er draus:
„Nimm hin für Weib und Kinder!"

Der Müller gedacht in seinem Sinn,
das ist zu wenig für Weib und Kind:
„Ich kanns euch nicht drum lassen!"

Der ander zog sein Beutel raus,
sechshundert Taler zahlt er draus:
„Nimm hin für Weib und Kinder!"

Der Müller gedacht in seinem Sinn,
das ist kein Geld für Weib und Kind,
mein Weibchen ist mir lieber.

Der dritte zog sein Beutel raus,
neunhundert Taler zahlt er draus:
„Nimm hin für Weib und Kinder!"

Der Müller gedacht in seinem Sinn,
das wär genug für Weib und Kind:
„Ich kanns euch wohl drum lassen!"

Und als er nun nach Hause kam,
sein Weibchen hinter der Türe stand,
vor Weh konnt sie kaum reden.

„Guten Morgen, mein liebes Weibelein!
du sollst geschwind in den Wald hinein,
dein Vater liegt im Sterben!"

Und als sie in den Wald nein kam,
drei Mörder unter dem Eichbaum stand'n,
die hatten drei lange Messer.

„Guten Tag, mein liebes Fräuelein!
ist sie dem Müller sein Weibelein,
das wir so teuer erkaufet?"

Sie kriegten sie bei ihrem krausgelben Haar,
sie schwungen sie hin, sie schwungen sie her:
„jung Weibelein du mußt sterben!"

„Ach Gott, hat es mein Mann getan,
der soll kein Teil mehr an mir han
im Himmel und auf Erden!"

„Ach wenn das doch mein Bruder wüßt,
der jetzo bei den Jägern ist,
der sollt sie all erschießen!"

Kaum hatte sie das Wort gesagt,
da kam ihr Bruder von der Jagd
und tut sie all erschießen.

Er kriegt sie bei der schneeweißen Hand,
er führt sie in ihr Vaterland:
„darin sollst du mir bleiben!"

Und als drei Tag herummer war'n,
der Jäger den Müller zu Gaste ladt,
zu Gast wird er geladen.

„Willkommen, willkommen, lieb Schwägerlein!
Wo bleibt denn nun mein Schwesterlein,
daß sie nicht mit ist kommen?"

„Es ist schon heut der dritte Tag,
daß man sie auf den Kirchhof trug
mit ihrem Kindlein kleine."

Er hat das Wort kaum ausgesagt,
sein Weiblein ihm entgegentrat, —
mit ihrem kleinen Kinde.

„Du Müller, du Mahler, du Mörder, du Dieb!
du hast meine Schwester zu den Mördern geführt;
gar bald sollst du mir sterben!"

(Erk-Böhme I, S. 193. Vgl. die Erklärungen auf S. 199.)

Drei Schwestern.

Es sitzen drei Schwestern im Schlosse drinnen,
sie können nicht Ruh und Rast gewinnen,
zweihundert Jahr schon müssen sie spinnen,
sie müssen spinnen ihr eisgraues Haar,
bis daß vergangen dreihundert Jahr —
dreihundert Jahr — dreihundert Jahr.

Die erste hat den Vater erschlagen,
die andre hat ihre Mutter erschlagen,
die jüngste, die faßte die Toten bei den Haaren,
bei ihrem schneeweißen Lockenhaar,
und stürzte die Leiber in den Brunnen gar —
in den Brunnen gar — in den Brunnen gar.

In ihrer Hand verblieben die Locken.
Da läuteten traurig alle Glocken;
zwei Schwestern wandten sich um erschrocken,
die jüngste wand mit ihrer Hand
die schneeweißen Locken ums Spindelband —
ums Spindelband — ums Spindelband.

„Laßt sausen die Glocken, wir hausen hier innen!
es soll uns so wenig abgewinnen,
als ich dies schneeweiße Haar werd spinnen.
Sind wir im Hause itzt nicht die Herrn?
Trutz, wer uns will Hochzeit verwehrn!
Hochzeit verwehrn — Hochzeit verwehrn!"

Sie hielten Hochzeit mit großem Schalle,
es eilten der Gäste viel zur Halle,
zu erlustieren sich nach Gefallen;
Drommeten und Geigen riefen herein,
es ward ein groß Rumor und Schrein —
Rumor und Schrein — Rumor und Schrein.

Drei güldne Kronen trugen die Bräute,
als sie den Weg zur Kirche beschreiten,
alle Glocken huben von selbst an zu läuten:
Da kam ein starker Donnerschlag,
wie Nacht so schwarz war da der Tag —
ward da der Tag — ward da der Tag.

Das Schloß versank im Erdengrunde,
der Teufel schrie mit feurigem Munde:
„Sollt ruhn und rasten nicht Tag, nicht Stunde,
bis ihr versponnen eur eisgraues Haar,

bis abgelaufen dreihundert Jahr —
dreihundert Jahr — dreihundert Jahr!" —

Alljährlich an dem gleichen Tage
die Glocken von selber zusammenschlagen,
der Berg eröffnet seinen Kragen,
man sieht die Schwestern spinnen dar,
bis daß vergangen dreihundert Jahr —
dreihundert Jahr — dreihundert Jahr! . . .

(Ditfurth, Zweiundfünfzig ungedruckte Balladen. 1874. S. 68.)

Das Schloß in Österreich.

(Süddeutsche Fassung.)

Es liegt ein Schlößlein in Österreich,
ist uns ganz wohl erbauet
von Silber und von rotem Gold,
mit Marmelstein gemauret.

Darinnen da liegt ein junger Knab
auf seinen Hals gefangen,
wohl vierzig Klafter tief unter der Erd
bei Nattern und bei Schlangen.

Sein Vater kam von Rosenberg
wohl für den Thurn gegangen;
„Ach Sohne, liebster Sohne mein,
wie hart liegst du gefangen!"

„Ach Vater, liebster Vater mein,
gar hart lieg ich gefangen,
wohl vierzig Klafter tief unter der Erd
bei Nattern und bei Schlangen."

Sein Vater zu den Herren ging:
„Gebt uns los den Gefangen!
Dreihundert Gulden wolln wir euch gebn
wohl für des Knaben sein Leben."

„Dreihundert Gulden die helfen euch nicht,
der Knab und der muß sterben:
er trägt ein güldene Ketten am Hals,
die bringt ihn um sein Leben."

„Trägt er eine güldene Ketten um Hals,
hat er sie doch nicht gestohlen,
hats ihm ein zart Jungfräulein verehrt,
darbei hat sie ihn erzogen."

Man führt den Knaben wohl aus dem Thurn,
man reicht ihm das Sakramente:
„Hilf reicher Christ vom Himmel herab,
es geht mir an mein Ende!"

Man führt den Knaben zum Gericht hinaus,
die Sprossen muß er steigen:
„Ach Züchtiger, liebster Züchtiger mein,
laß mir eine kleine Weile!"

„Eine kleine Weile die laß ich dir nicht,
du möchst mir sonst entrinnen;
leiht mir ein seidenes Tüchlein her,
daß ich ihm sein Augen verbinde."

„Ach meine Augen verbinde mir nicht,
ich muß die Welt anschauen;
ich seh sie heut und nimmermehr
mit meinen schwarzbraun Augen."

Sein Vater unter dem Gerichte stand,
sein Herz möcht ihm zerbrechen:

„Ach Sohne, liebster Sohne mein!
Den Tod will ich schon rächen."

„Ach Vater, liebster Vater mein,
mein Tod sollt Ihr nicht rächen!
Brächt meiner Seel ein schwere Pein,
um Unschuld will ich sterben.

Es ist mir nicht um mein junges Leben
noch um mein stolzen Leibe,
es ist um meine Frau Mutter daheim,
die weinet sich also sehr."

Es stund kaum an den dritten Tag,
ein Engel kam vom Himmel:
man sollt den Knaben vom Gerichte nehmen ab,
sonst würde die Stadt versinken.

Es stund kaum an ein halbes Jahr,
der Tod der ward gerochen:
es wurden mehr denn dreihundert Mann
vons Knabens wegen erstochen.

Wer ist der uns dies Liedlein sang,
so frei gesungen hat?
Das haben getan drei Jungfräulein
zu Wien wohl in der Stadt.

Erk-Böhme I, S. 204. Dieses alte weitverbreitete Lied vom unschuldig hingerichteten Knaben ist wahrscheinlich erst am Ende des 16. Jahrhunderts entstanden. „Das Schloß aus Silber und Marmor oder gar aus Zimmet und Nägelein erbauet, ist nicht in Österreich sondern im Ostlande, Morgenlande, im Lande der Fabeln und Märchen zu suchen."

Neun Landsknechte.

(Niederdeutsch.)

It weren negen Landsknechte
des Morgens froe upgestan,
up Fribüte dat se gingen;
nu hört! ich wilt juw singen
wo it en is gegan.

Se gingen sitten un drunken,
it was en nen (kein) Gelück,
er Rike (Reich) stund nicht lange:
de Marschalk nam se gefangen,
he brocht se in ein Strick.

He ded einen Wagen hüren (ausrüsten)
mit Roß und Knechten upsat,
darup ded he se vören
van Rangeltrouw na Düren,
gebrocht all in die Stat.

He brocht se to Düren binnen
wohl vor die Ovricheit,
all in de Stat van Rechte,
dar wurden de negen Landsknechte
in den Torne gebrocht.

„Ach wüstent nu mine Oldern,
dat ick gefangen bin,
wo balde scholden se schriven
um Geld un Gut to kriegen,
dat ick möchte los sin!"

Se seten vertein Weken
unde segen Sünn noch Maen,

de Bötels van Gülink dar quemen,
wo bald se dat vernemen
Tormenten angedaen.

De Bötel dede se pinigen
dat man Jamer daran sach,
en vorlangede to werfen
wo dat se scholden sterven,
wol na dem lesten Dach.

Dat vornam ein Magdeken
van achtein Jaren olt,
se quam sobalde gegangen
dar de Leveste sat gefangen,
er Hert was ser benout.

Se gink in Toren inne
und was nicht wohlgemot,
se sprack mit bedröveden Sinnen:
„wat schal ick nu beginnen?
o Lef, it is nicht gut."

Alse dat ardige Megdelin
wol in den Toren quam,
do rep stolt Robrecht klene:
„gi sint de Leveste alleine,
könde gi mi helpen hir ut."

„Efft ick juw möchte vorbitten
unde juw dar helpen ut,
unde gi tögen ut dem Lande,
unde leten mi Megdeken in Schanden,
dar wer minem Herten ein Crüz."

„It schall juw nicht gerüwen,
könde gi mi helpen ut,
so wil ick juw, Leveken, trüwen
to einer echten Frouwen,
gi schölte de Leveste sin."

„Ick wil it don versöken" —
sprack dar de junge Magt,
„biddet Got umm ein gude Ure!"
Stech (stieg) heimlich aver de Müre
wol vor des Amptmans Hus.

Do sede se: „Herr Amptman,
wilt mi ein Wort vorstan!
Ick bitte juw, lever Here,
gevet mi doch tor Ere
den jüngsten los to gan!"

„Dar batet nen biddent noch karment,
(da hilft kein Bitten und Barmen)
Gnade schal dar nicht sin,
gi können nen (keinen) Trost erwerven,
de junge Helt mot sterven,
bringet minem Herten Pin." —

Dat Megdelin wrank er Hende,
was er so schwar ein Crüz,
se dede bedröveden weinen
to Düren aver de Stene
in eres Vaters Hus.

Wat halede se ut der Kisten?
ein schnewit Hemdelein:
„Holdet dat, min Allerlefste!
dat schenk ick juw tor leste,
it mot gescheiden sin!"

Wot toech se van siner Hende?
ein Ringelein rot van Golt:
„Holdet dat! gi dörft nicht kriten (schreien),
den Rink schöl gi vorschliten (verschließen),
it is min Egendom!"

„Ick will en ok vorschliten
to klenen Stückelin,
wat mach mi de Rink denn baten,
wenn ick juw, Lef, mot vorlaten?
des hab ick grote Pin.

Als he to klenen Stückelin
hel vorschleten schal sin,
wenn ick von hier mot scheiden,
min trüw darmit vorbreiden
to einer Gedechtnis sin." —

„Fründe Raet wi nicht achdeten,
des sint wi int vordret;
Gesellen, will juw wachten
bi Dage un bi Nachte!
so geschüt juw sölkes nicht!" —

Da uns dit Ledeken dichte,
de beholt einen guten Mot
in den Torn, dat het stichte,
sin Herte was em so lichte,
all störte he sin Blot.

Erk-Böhme I, S. 227. Älteste Fassung und Vorläufer des Volksliedes: „Es waren einmal drei Reiter gefangen." Das Lied von den räuberischen Landsknechten, das bald hochd. auf fl. Bl. 1620 und 1632 erscheint, ist nicht vor den letzten 10 Jahren des 16. Jahrh. entstanden. Das Lied war weit verbreitet in verschiedenen Fassungen, zu den schönsten Versionen gehört die folgende. Der Hergang — eine Jungfrau bittet um Losgebung eines Gefangenen, um ihn zu freien, ein alter Rechtsbrauch — ist überall derselbe.

Der gefangene Soldat.

Es waren drei Soldaten,
sie waren junges Blut;
sie hatten sich ein wenig vergangen;
der Marschalk nam sie gefangen,
gefangen bis zu dem Tod.

Einen Wagen tät man rüsten,
ein Wagen den rüst man zu.
Darauf tät man sie führen
von Ringelrod bis gen Düren,
gen Düren wohl in den Thurn.

Man legte sie hart gefangen,
verschlossen mit Riegel und Tür.
Die Knaben stunden in Trauren,
sie ruften aus den Mauren,
daß Gott ihr Helfer wär.

Das erhört ein wackres Mägetlein,
hätt einen Gefangenen lieb;
sie ging mit Schreien und Weinen
gen Düren wohl über die Steine
hin zu dem tiefen Thurn.

„Knabe, wenn ich dich los bäte,
was würdest du darnach tun?
so zögest du aus dem Lande,
ließest mich brauns Mägdlein in Schande,
in großen Trauren stehn."

„Ach nein, du wackres Mägetlein,
das wollt ich ja nicht tun;
ich wollte dich nehmen und trauen
zu einer ehlichen Hausfrauen,
mein eigen solltest du sein."

Das Mägdelein wand sich umme
und ging mit Weinen davon,
sie ging mit Schreien und Weinen
zu Düren über die Steine
vor des Oberamtmanns Haus.

„Ach Amtmann, lieber Herr Amtmann,
ich hab eine Bitt an Euch:
Ihr wollt meiner in Gnaden gedenken,
ein gefangnen Soldaten mir schenken,
der soll mein eigen sein!"

„O nein, du wackres Mägetlein,
das kann doch nicht gesein;
der junge Soldat muß sterben,
kann er Gottes Gnad erwerben,
das wär seiner Seelen Speis."

Das Mägdlein weinet sehre,
bat mit traurigem Mut:
„O Amtmann, lieber Herre,
wollt mir die Bitt gewähren,
schenkt mir den Soldaten gut."

„Maidelein, du hast vernommen,
es kann und mag nit sein:
der jung Soldat in Banden
hat gestift viel Jammer und Schande,
drum muß er des Todes sein!"

Das Mägetlein wandte sich umme
und weinet gar bitterlich;
sie ging mit Weinen und Kummer
zum tiefen Thurn besunder;
hört, was sie trug mit sich!

Sie trug an ihrem Ärmelein
ein Hemmetlein das war weiß,
das schenkt sie mit Äuglein netzen
dem jungen Soldaten zur Letze,
zu seines Todes Schweiß.

Was zog er von seiner Hande?
von Gold ein Fingerlein:
„Das nimm hin, meine Allerliebste,
von mir jetzt zu der Letze,
darmit gedenke mein!"

„Ja, wann das Ringlein wird brechen,
wo soll ich die Stücklein hin tun?"
„Schleuß du sie dann in dein Kisten,
auf das niemand mehr wisse,
wo es hinkommen sei."

Wer ist, der uns das Liedlein sang,
so frei gesungen hat?
Das tät ein ehrlicher Ritter,
sah des jungen Soldaten Tod bitter
und half auch ihm zu Grab.

Hiemit will ich beschließen
das Liedlein auf dieses Mal.
Gott wöll seine Gnad tun senden
und helfen zum seligen Ende
uns Christen allzumal. Amen.

(Erk-Böhme, I, S. 229. Vgl. das vorhergehende Lied.)

* * *

Familiengeschichten, Gespensterballaden.

Diese Gruppe schließt sich in Wesen und Stil der vorigen an, eine Trennung war vielleicht gar nicht geboten; sie ist dennoch — nach dem Vorbilde Erk-Böhmes — vorgenommen worden, weil tatsächlich die Familiengeschichten und Gespensterballaden Komplexe innerhalb der deutschen Volksballade bilden. Andrerseits zeigen viele dieser Balladen alte *märchenhafte* Züge in Motiv und Stil (man vgl. „Großmutter als Schlangenköchin" und das Lenorenmotiv); auch das *soziale* Motiv ist in einigen Balladen — vgl. „Das hungernde Kind" — sehr deutlich herausgearbeitet.

Des Markgrafen Töchterlein.

(Hessen.)

Es wohnt ein Markgraf an dem Rhein,
der hatt drei schöne Töchterlein.

Die eine zog nach Sachsenland,
die andre zog nicht weit von da.

Die dritte zog dem Spielmann nach,
und blieb ein Jungfrau vor wie nach.

„Ach Spielmann, spiel mich wieder nach Haus,
spiel mich vor meiner Mutter Haus!"

Und als sie vor die Stubentür kam,
da klopfte sie so leise an.

„Wer ist denn draußen vor meiner Tür,
der mich so leis aufwecken kann hier?"

„Ein junges Mädchen hübsch und fein,
das möchte gern Euer Dienstmagd sein."

„Ach nein, ach nein, das kann nicht sein,
du möchtest verführen mein Männelein."

„Ach nein, ach nein, das tu ich nicht,
das wäre meiner Ehre so widerlich."

Sie mietet das Mädchen sieben Jahr lang;
im siebten Jahr da ward sie krank.

„Ach Mädchen, wenn du krank willst sein,
so sag wo deine Eltern sein."

„Mein Vater ist ein Markgraf an dem Rhein,
mich deucht, sie müßt meine Schwester sein."

„Ach nein, ach nein, das glaub ich nicht,
daß du meine jüngste Schwester bist.

Ach nein, ach nein, das kann nicht sein,
du trägst von Gold kein Ringelein." —

„Da oben in der Stube steht ein Schrank,
da hängt ein goldnes Ringlein blank.

Da oben steht ein Kästelein,
darin da wirds geschrieben sein."

Und als die Frau den Schrank aufschloß,
da ihr die Träne die Backen abfloß:

„Geh hin, mein Tochter, hol Bier und Wein,
wir wollen heute alle lustig sein.

Ach Mädchen, hättst du das eher gesagt,
du hättst sollen tragen ein adeligs Kleid."

„Ich trag kein adeliges Kleid,
mein Herz ist schon zu Gott bereit."

(Erk-Böhme I, S. 558.)

*

Es hat ein König ein Töchterlein,
mit Namen hieß es Annelein;
es saß an einem Rainelein,
las auf die kleinen Steinelein.

Es kam ein fremder Krämer ins Land,
er wurf ihr dar ein seidnes Band,
„Jetzt mußt du mit mir in fremde Land."

Er trug's vor einer Frau Wirtin Haus,
er gab's für einen Bankert aus:
„Frau Wirtin, liebe Frau Wirtin mein,
verdinget mir mein Kindelein."

„O ja! o ja! das will ich wohl,
ich will ihm tun doch also wohl,
gleich wie ein Mutter eim Kind tun soll."

Und als die Jahreszeit ummen war,
und es zu seinen Jahren kam:
es wollt ein Herr ausreiten,
und er wollt ausgahn weiden.

Er ritt vor einer Frau Wirtin Haus,
die schöne Magd treit ihm Wein heraus:
„Frau Wirtin, liebe Frau Wirtin mein!

Ist das Euer Töchterlein?
oder ist es Eures Sohnes Weib?
daß es so wunderschön mag sein."

„Es ist doch nicht mein Töchterlein,
es ist doch nicht meines Sohnes Weib,
es ist nur mein armes Südeli,
es weist meinen Gästen die Stübeli."

„Frau Wirtin, liebe Frau Wirtin mein,
erlaubet mir ein Nacht oder drei,
so lang das Euer Willen mag sein."

„O ja! o ja; das will ich wohl,
es soll doch Euch erlaubet sein,
so lang das Euer Willen mag sein."

Er nahm schön Annelein bei der Hand,
er führt es in ein Schlafkammer lang,
er führt es vor ein schönes Bett,
ob es die Nacht bei ihm schlafen wöllt.

Der Herzog zog aus sein goldiges Schwert,
er leit es zwischen beide Herz!
„Das Schwert soll weder hauen noch schneiden,
das Annelein soll ein Mägedli bleiben.

Ach Annelein kehr dich umher
und klag mir deinen Kummer schwer,
klag mir alles, was du weißt,
was du in deinem Herzen treist.

Sag, wer ist dein Vater? Sag, wer ist deine Mutter?"

„Der Herr König ist mein Vater, Frau Königin ist meine Mutter,
ich hab einen Bruder, heißt Mannigfalt,
Gott weiß wohl, wo er umherfahrt."

„Und ist dein Vater ein König,
und ist dein Mutter ein Königin,
hast du einen Bruder, heißt Mannigfalt —
jetzt hab ich mein Schwesterlein an meiner Hand."

Und wie es morgens Tage ward,
Frau Wirtin vor die Kammer trat:
„Steh auf, du schnöde Magd, steh auf!
füll deinen Gästen die Häfelein auf!"

„O nein! laß du schön Annelein in Ruh,
füll deine Häfelein selber zu,
mein Schwester Annelein muß's nimmermehr tun."

Er saß wohl auf sein hohes Pferd,
und er sein Schwesterlein hinter ihm nahm,
er nahm schön Annelein beim Gürtelschloß,
er schwung's wohl hinter sich auf sein Roß.

Und wie er durch den Hof einritt,
sein Mutter ihm entgegenschritt:
„Bis mir Gott willkommen, du Sohne mein,
und auch das zarte Fräuelein!"

„Es ist doch nicht mein Fräulein,
es ist doch nur Euer liebes Kind,
was wir so lange verloren gehan."

Sie setzen schön Annelein oben an Tisch,
sie geben ihm gesotten und gebratne Fisch,
sie stecken ihm an einen güldnen Ring:
„Jetzt bist du wieder mein Königskind!"

(Erlach, Volkslieder II, S. 146.)

Die treue Schwester.

(Umgegend von Breslau und Liegnitz.)

Es ritt ein Herr zum kühlen Wein,
verspielt sein einziges Söhnelein.

Und wie er nun nach Hause kam,
sein einziger Sohn ihm entgegen kam.

„Ach Vater, lieber Vater mein,
was bringt ihr mit vom kühlen Wein?"

„Ich bring dir mit ein neues Roß,
darauf du noch nie geritten hast.

Reit hin, reit hin zur Nähterin
und laß dir machen ein Hemdelein!

Und laß dir's machen wohl in die Weite,
daß du darinnen kannst schreiten;

und laß dir's machen wohl in die Länge,
daß du darinnen kannst hängen."

Und wie er nun nach Hause kam,
der ganze Hof voll Reiter war.

Es mocht ihn keiner greifen an,
sein falscher Vater griff ihn selber an.

Es mocht ihn keiner führen hinaus,
sein falscher Vater führt ihn selber hinaus.

Wie weit schritt ihm die Mutter nach?
Sie schritt bis hinter die Pforte nach.

Wie weit schritt ihm die Schwester nach?
Sie schritt bis hinter das Galgengericht.

„Ach Herren, edle Herren mein,
gebt mir mein einziges Brüderlein!"

Und deinen Bruder den kriegst du nicht,
er muß jetzt hangen am Galgengericht;

Und wenn du dich ziehst nackend aus
und dreimal um den Galgen laufst —

Und wie das letzte Wort geschah,
die Kleider schon alle unten war'n.

Und wie sies erstemal 'rum kam,
da fingen alle Frauen zu weinen an.

Und wie sie's zweitemal 'rum kam,
da fingen alle Herren zu weinen an.

Und wie sie's letztemal 'rum kam,
da hießen sie sie stille stahn:

Schließt ab, schließt ab das Kettenband
und laßt den Knaben wieder in das Land.

[Da kam ein grober Edelmann,
der wollte meine Schwester han.

Meine Schwester die kriegst du nicht,
sie hat mich erlöset vom Galgengericht.]

(Erk-Böhme I, S. 566.)

Der grausame Bruder.

(Elsaß.)

Es fuhr ein Fuhrknecht über den Rhein,
er kehrt beim jungen Pfalzgrafen ein.

„Ach Pfalzgraf, lieber Pfalzgraf mein,
wo hast dein adlig Schwesterlein?"

„Was fragst nach meinem Schwesterlein?
sie wird dir wohl viel zu adlig sein."

„Soll sie mir viel zu adlig sein,
sie hat fürwahr ein Kindlein klein."

„Hat sie fürwahr ein Kindlein klein,
so soll sie nimmer mein Schwester sein!"

Da ließ er spannen sechs Roß und Wag'n
und ließ gar bald sein Schwester herfahr'n.

Als nun die Gräfin gefahren kam,
der junge Graf ihr entgegen sprang:

„Gott grüß dich, Schwester hübsch und fein!
Wo hast du dein artlich Kindelein?"

„Ich hab fürwahr kein Kindelein,
die Leut die gehn mit Lügen auf mich ein."

Er nimmt sie bei ihrer schneeweißen Hand
und führt sie nach Holland zu dem Tanz.

Er tanzt am Winter die lange Nacht,
bis daß ihr die Milch zur Brust ausbrach.

„Ach Bruder hör auf, denn es ist genug!
Daheime weint mein Fleisch und Blut."

Er nimmt sie an ihrem schneeweißen Arm
und führt sie in die Kammer, daß Gott erbarm!

Er trat sie am Winter die lange Nacht,
bis daß man ihr Lung und Leber sach.

„Ach Bruder, hör auf, es ist genug!
Es gehört dem König von England zu."

„Ach Schwester, hättst du's mir ehr gesagt,
was hätt ich für'n lieben Schwager gehabt!"

Es stund wohl kaum drei Tage an,
der König von England geritten kam.

„Gott grüß dich, Pfalzgraf hübsch und fein!
Wo hast dein adlig Schwesterlein?"

„Mein Schwesterlein ist lange tot,
sie liegt begraben röslinrot."

„Liegt sie begraben röslinrot,
so mußt du leiden den bittern Tod!"

Da zog er aus sein glitzrig Schwert
und stach's dem Pfalzgrafen durch sein Herz.

Er stach's ihm ins Herz, so tief als er kann:
„Sieh an, das hast deiner Schwester getan!"

Er nahm das Kindlein wohl auf den Arm:
„Jetzt haben wir keine Mutter mehr, daß Gott erbarm!"

Er wiegt das Kindlein in süße Ruh
und ritt mit ihm nach England zu.

Erk-Böhme I, S. 569. — Die Geschichte vom grausamen Bruder ist in vielen Volksliedern vorhanden. Zuerst 1711 im Elsaß, von Goethe aufgezeichnet, von 12 Liedern Nr. 2: „Es fuhr ein Fuhrknecht über den Rhein".

Das hungernde Kind.

(Gegend von Halle und Eisleben.)

„Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
gib mir Brot, sonst sterbe ich!"
„Warte nur, mein liebes Kind!
morgen wollen wir säen geschwind."

Und als das Korn gesäet war,
rief das Kind noch immerdar:
„Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
gib mir Brot, sonst sterbe ich!"
„Warte nur, mein liebes Kind!
morgen wollen wir schneiden geschwind."

Und als das Korn geschnitten war,
rief das Kind noch immerdar:
„Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
gib mir Brot, sonst sterbe ich."
„Warte nur, mein liebes Kind!
morgen wollen wir dreschen geschwind."

Und als das Korn gedroschen war,
rief das Kind noch immerdar:
„Mutter, ach Mutter! es hungert mich,

gib mir Brot, sonst sterbe ich."
„Warte nur, mein liebes Kind,
morgen wollen wir mahlen geschwind."

Und als das Korn gemahlen war,
rief das Kind noch immerdar:
„Mutter, ach Mutter! es hungert mich,
gib mir Brot, sonst sterbe ich!"
„Warte nur, mein liebes Kind,
morgen wollen wir backen geschwind."

Und als das Brot gebacken war,
lag das Kind auf der Totenbahr.

(Erk-Böhme I, S. 580.)

*

Stiefmutter.

(Mündlich aus der Gegend von Bückeburg 1843.)

Kind, wo bist du hin gewesen?
Kind, sage du's mir!
„Nach meiner Mutter Schwester,
wie wehe ist mir!"

Kind, was gaben sie dir zu essen?
Kind, sage du's mir!
„Eine Brühe mit Pfeffer,
wie wehe ist mir!"

Kind, was gaben sie dir zu trinken?
Kind, sage du's mir!
„Ein Glas mit rotem Weine,
wie wehe ist mir!"

Kind, was gaben sie den Katzen und Hunden?
Kind, sage du's mir!
„Eine Brühe mit Pfeffer,
wie wehe ist mir!"

Kind, was machten die Katzen und Hunde?
Kind, sage du's mir!
„Sie starben in derselben Stunde,
wie wehe ist mir!"

Kind, was soll dein Vater haben?
Kind, sage du's mir!
„Einen Stuhl in dem Himmel,
wie wehe ist mir!"

Kind, was soll deine Mutter haben?
Kind, sage du's mir!
„Einen Stuhl in der Hölle,
wie wehe ist mir!"

Erk-Böhme I, S. 581. — Ich konnte es mir nicht versagen, von diesem altertümlichen hochinteressanten Liede auch die anderen Versionen hier aufzunehmen; vgl. die drei folgenden Balladen.

Ein Fragment von der Insel Rügen 1820 weist auf ein ähnliches Lied von der Gifttöchin hin:

Wo bist du denn gewesen, Bande Lenor?
„Nach meiner Mutter Schwester, Stiefmutter Regin."
Was hast du da gegessen, Bande Lenor?
„Bunten Aal in Peper, o wie weh ist mir!"

Die Muhme als Schlangenköchin.

(Westfälisch.)

„Kind, wo bist du denn henne west?"
„In juer Suster Huse."
„Wat hed se di do denn given?"
„En Stückske van 'nem Fiske.
Steefmume kumet he, o wei, o wei!
Vergiven hed se mei!"

„Kind, wo hed se den Fisk denn fangen?"
„In den Nitteln[1] an der Muren."
„Kind, wat wust dinen Vader given?"
„En Steuleken[2] im Himmel.
Steefmume kumet he, o wei, o wei!
Vergiven hed se mi!"

„Kind, wat wust dinen Bröerken given?"
„Olle mine Geuder[3]."
„Kind, wat wust dinen Süsterken given?"
„Olle mine Kleir.
Steefmume kumet he, o wei, o wei!
Vergiven hed se mi!"

„Kind, wat wust diner Moder given?"
„Drei Düvels ut der Hellen."
„Wat soll ick denn mit den Düvels daun?"
„De salt juk territen[4].
Steefmume kumet he, o wei, o wei!
Vergiven hed se mi."

(Erk-Böhme I, S. 582.)

Großmutter als Schlangenköchin.

Maria, wo bist du zur Stube gewesen?
Maria, mein einziges Kind!
„Ich bin bei meiner Großmutter gewesen.
Ach weh! Frau Mutter, wie weh!"

Was hat sie dir denn zu essen gegeben?
Maria, mein einziges Kind!
„Sie hat mir gebackene Fischlein gegeben.
Ach weh! Frau Mutter, wie weh!"

Wo hat sie denn das Fischlein gefangen?
Maria, mein einziges Kind!
„Sie hat es in ihrem Krautgärtlein gefangen.
Ach weh! Frau Mutter, wie weh!"

Womit hat sie denn das Fischlein gefangen?
Maria, mein einziges Kind!
„Sie hat es mit Stecken und Ruten gefangen.
Ach weh! Frau Mutter, wie weh!"

Wo ist denn das übrige vom Fischlein hinkommen?
Maria, mein einziges Kind!
„Sie hat's ihrem schwarzbraunen Hündlein gegeben.
Ach weh! Frau Mutter, wie weh!"

Wo ist denn das schwarzbraune Hündlein hinkommen?
Maria, mein einziges Kind!
„Es ist in tausend Stücke zersprungen.
ach weh! Frau Mutter, wie weh!"

Maria, wo soll ich dein Bettlein hinmachen?
Maria, mein einziges Kind!
„Du sollst mir's auf den Kirchhof machen.
Ach weh! Frau Mutter, ach weh!"

Erk-Böhme I, S. 583. „Aus mündlicher Überlieferung zuerst in Maria's (d. i. Clemens Brentanos) Roman „Godwi", Bremen 1802, II, S. 113. Dann im Wunderhold I, 20. — Goethe bemerkt dazu: ‚Tief, rätselhaft, dramatisch vortrefflich behandelt.' Trotz solchen Lobes darf man wohl bemerken: daß in diesem Liede die Umwandlung der ursprünglichen Stiefmutter in ‚Großmutter' unnatürlich und ungeschickt ist."

[1] Nittel, Nesseln. [2] Steuleken, guter Ruheplatz, Stühlchen. [3] Geuder, Güter. [4] territen, zerreißen.

Die Liebste als Schlangenköchin.

(Gegend von Wilsnack.)

Wo bist du denn so lang gewes'n,
Heinrich, mein lieber Sohn?
„Ich bin bei meim Feinsliebchen gewes'n,
Frau Mutter mein, o weh!
Mein junges Leben,
vergeben hat sie's mir!"

Was gab sie dir zu essen,
Heinrich, mein lieber Sohn?
„Sie kocht mir einen bunten Fisch,
Frau Mutter mein, o weh,
mein junges Leben,
vergeben hat sie's mir!"

Und wieviel Stücke schnitt sie dir,
Heinrich, mein lieber Sohn?
„Sie schnitt davon drei Stückelein,
Frau Mutter mein, o weh!" usw.

Wo ließ sie denn das dritte Stück,
Heinrich, mein lieber Sohn?
„Sie gab's ihrem schwarzbraunen Hündelein,
Frau Mutter mein, o weh!" usw.

Und was geschah dem Hündelein,
Heinrich, mein lieber Sohn?
„Der Bauch sprang ihm in der Mitt entzwei,
Frau Mutter mein, o weh!" usw.

Was wünschest du deinem Vater,
Heinrich, mein lieber Sohn?
„Ich wünsch ihm tausend Glück und Seg'n,
Frau Mutter mein, o weh!" usw.

Was wünschest du deiner Mutter,
Heinrich, mein lieber Sohn?
„Ich wünsch ihr die ewige Seligkeit,
Frau Mutter mein, o weh!" usw.

Was wünschest du deiner Liebsten,
Heinrich, mein lieber Sohn?
„Ich wünsch ihr die ewige Höll und Qual,
Frau Mutter mein, o weh!
Mein junges Leben,
vergeben hat sie's mir!"

(Erk-Böhme I, S. 583.)

Ziemlich gleicher Text 1857 aus Caputh bei Hamburg. Anfang:

„Wo bist de denn wol hen geweſt.
Hindrich, mien liewer Soohn?"
Ich bin bei meine Liewste geweſt,
Frau Mutter mien.
Ick hebbe gegäten vat te mockt (macht), Fr. M. mien.
O weh, mien junget Leäwen,
vergeäwen hett se mie (mich).

Derselbe Gegenstand wird auch in vlämischen, schwedischen, englischen, schottischen, portugiesischen, italienischen, neugriechischen und finnischen Balladen behandelt, — vgl. hierzu die entsprechenden Balladen in dem folgenden Abschnitt: „Das Volkslied andrer Völker".

*

Die Scheintote.

Des Jerman Weizers Fraue ward
mit großer Angst beschweret
von wundersamer Krankheit Art,
auch sollt sie bald gebären.

Sie betet: „Wär das Kind zur Welt,
darnach, wenn's Gott dem Herrn gefällt,
wollt ich auch gerne sterben."

Sie starb zu ihrer Kinder Leid,
ward in ein Grab getragen;
die Kinder gingen lange Zeit,
vielmal an allen Tagen
wohl auf den Kirchhof zu dem Grab,
sie weinten sich da täglich ab,
im Hause still zu bleiben.

Als nun die Frau neun Tage lang
im Grabe war gelegen,
die Kinder nahmen ihren Gang,
zum Kirchhof täten sie gehen;
da hörten sie ein lieblich Stimm
auf ihrer Mutter Grab, (vernimm!)
ein Kinderliedlein singen.

„Nun schlaf, mein liebes Kindelein" —
sung's mit der Mutter Tone;
die Kinder liefen freudig heim
mit einer Blumenkrone:
„O Vater, lieber Vater mein,
geh mit uns auf den Kirchhof ein!
die Mutter singet schöne.

Sie wiegt im Grab ein Kindelein,
darum wir Blumen tragen."
„Ihr lieben Kinder bleibt daheim!
Eur Mutter schläft ohn Klagen."
Die Kinder ließen keine Ruh,
der Vater ging dem Grabe zu,
tät auch die Stimme hören.

Ein überlieblich reine Stimm
er hört an diesem Orte;
mit Wunderkraft, mit frohem Grimm
er reißet auf die Pforte,
er hebet auf den schweren Stein,
den eichnen Sarg er schlaget ein,
dann stürzt er betend nieder.

Es lag die schöne Fraue da,
das Kind an ihrer Seite;
die andern Kinder treten nah,
sie tut die Arme breiten:
„Herzlieber Mann, dein Kind nimm an,"
(er sah es voller Freuden an)
„und laß dich nicht entsetzen!"

Das Kindlein lacht den Vater an;
sie gingen all nach Hause,
ein Bad man tät anrichten dann,
man ladet viel zum Schmause.
Gelehrte kamen auch heran,
zu schauen das Mirakel an,
zu hören ohne Grausen.

Da nahm sie einen Becher Wein,
dann grüßte sie die Freunde
und sprach: „O Tod, du böser Schein!
Ich schien wohl tot, ihr weintet,
ich wachte auf und war allein,
ich lag im engen Kämmerlein,
ein Kind hatt ich geboren."

Sie sprach und dankte Gott so rein:
„Dreimal in einem Tage
bracht mir ein kleines Knäbelein
die Speis zum Glockenschlage,
daß ich mein Söhnlein nähren konnt,
und sprach: Neun Tage wart zur Stund,
du geheſt aus dem Grabe.

Doch länger nicht als noch drei Jahr
wirst du noch bleiben leben;
du sollst es zeigen an fürwahr
den Bösen all'n, die leben:
sie sollen sich bekehren all
von Fluchen, Lästern allzumal,
der Jüngste Tag ist nahe!"

Erk-Böhme I, S. 594. — „Das Gedicht mag aus dem 18. Jahrh. stammen, die Sprache wenigstens ist nicht alt. Andere Kennzeichen des Alters und der Verfasserschaft fehlen."

Richmode von Adocht,

oder die aus dem Grabe zurückkehrende Frau.

(Niederrhein.)

Hört Christenleut jetzt ein neues Lied,
was kürzlich zu Cöln ist noch geschehn
von einer Frauen, Richmundis genannt,
von Adocht in vierzig Geschlechtern bekannt.

Sie starb, man legte sie in die Lad,
der Mann aus lauter Trauern sprach:
„Laßt meiner Hausfrau den Trauring an,
mit Treuen da war sie wohlgetan."

Der Tag verging, es kam die Nacht,
der Glöckner zu seinem Knechte sprach:
„Wir wollen hinein in das Grab wohl gehn
und wolln der Frau den Ring absehn!"

Und als der Knecht das Grab auftät,
der Glöckner schnell die Lad aufhebt;
vor Schrecken liefen sie beide fort
und ließen der Frauen die Leuchte dort.

Sie nahm die Leuchte wohl in die Hand
und ging, bis sie den Neumarkt fand:
„Ach Mann, ach Mann, mach auf die Tür!
dein ehlich Hausfrau steht dafür."

Die Frau, die rief, die Magd, die lief
wohl zu dem Mann, der oben schlief:
„O Gott, wie kann das möglich sein,
so müßten meine zwei beste Roß bei mir sein."

Sobald der Mann das Wort aussprach,
zwei Rosse liefen aus dem Stalle jach,
sie sprangen bereits die Treppe hinan
und gingen vor dem Herrn ins Fenster stehn.

Der Herr macht selbsten auf die Tür:
„Ach Gott im Himmel, sei gnädig mir!
Es ist wahrhaft meine Hausfrau gut,
ich hatte sie nächten begraben tot."

„Ach, liebster Gemahl, sei nicht erschreckt,
ein Engel vom Himmel hat mich geweckt;
der Engel vom Himmel gar hübsch und fein,
wir sollen in Treuen zusammen sein!"

Er faßt sie wohl unter den Arm sogleich
und führt sie herauf gar freudenreich;
sie setzten sich beide zusammen also
und aßen und tranken und sprachen dazu.

Nach diesem Wunder, das ist wahr,
hat sie gelebt noch sieben Jahr,
geboren ihm sieben Söhnelein,
in Apostoln gewirkt ein Meßkleid fein.

Dazwischen hat sie keinmal gelacht,
hat immer gar ernst den Tod betracht';
das ist zu Cöln in der Stadt geschehn
und mag sich begeben so bald nicht mehr.

Erk-Böhme I, S. 595. „Die Sage von der wiederkehrenden begrabenen Frau kommt auch in Nürnberg, Magdeburg, Glückstadt, Hamburg, Lübeck und Dünkirchen vor. Ihre Entstehung bleibt dunkel. Simrock (Myth. 342) führt sie auf dunkle Erinnerungen an die altgerm. Pferdeopfer zurück, worauf allerdings die im Lied vorkommenden Pferde hinzudeuten scheinen, wie auch die an den Firsten vieler Häuser angebrachten Pferdeschädel auf ein Opfer zurückweisen, dessen Verdienst dem Hause zum Schutz dienen sollte. Man begriff nicht mehr, warum diese Pferdehäupter vom Söller niederblickten: ein dunkles Bewußtsein von ihrem Bezug auf das Totenreich mochte aber übrig geblieben sein: so entstand die Sage von Richmod von der Aducht, für die sie jetzt als Wahrzeichen dienen mußte."

*

Lenore-Sage.

Es stehn die Stern am Himmel,
es scheint der Mond so hell,
die Toten reiten schnell:

„Mach auf, mein Schatz, dein Fenster,
laß mich zu dir hinein!
kann nicht lang bei dir sein.

Der Hahn, der tut schon krähen,
es singt uns an der Tag,
nicht lang mehr bleiben mag.

Weit her bin ich geritten;
zweihundert Meilen weit
muß ich noch reiten heut.

Herzallerliebste meine,
komm, setz dich auf mein Pferd,
der Weg ist reitenswert.

Dort drinnen im Ungarlande
hab ich ein kleines Haus,
da geht mein Weg hinaus.

Auf einer grünen Heide,
da ist mein Haus gebaut
für mich und meine Braut.

Laß mich nicht lange warten!
komm, Schatz, zu mir herauf,
weil fortgeht unser Lauf.

Die Sternlein tun uns leuchten,
es scheint der Mond so hell,
die Toten reiten schnell." —

„Wo willst mich denn hinführen?
Ach Gott, was hast gedacht
wohl in der finstern Nacht?

Mit dir kann ich nicht reiten,
dein Bettlein ist nicht breit,
der Weg ist auch zu weit.

Allein leg du dich nieder,
Herzliebste, schlaf
bis an den Jüngsten Tag!"

Erk-Böhme I, S. 596. Text im Wunderhorn 1808, II, 19. Bei Erk-Böhme findet sich hierzu folgende Bemerkung: Die Herausgeber des Wunderhorns haben später ausdrücklich erklärt: daß sie dieses Lied zugesendet erhielten mit der Bemerkung: „Bürger hörte dieses Lied nachts in einem Nebenzimmer." — Zugleich war ihnen mit jenem Liede von derselben Hand noch ein anderes aus dem Odenwald zugegangen: „Es segelt ein Schifflein im Winde" — (Das versunkene Schifflein überschrieben). Letzteres ist aus Arnims Nachlaß, gedr. im Wunderhorn 4, 70. — Mit beiden Liedern, die ein unbekannt bleiben wollender Verfasser an Arnim nach Heidelberg einsandte, scheint eine Mystifikation vorzuliegen, da gleichzeitig und später andere Sammler (voran Erk) im Odenwald keine Spur dort wiedergefunden haben. Sind auch volkstümliche Elemente dem Texte nicht abzusprechen, so ist es doch kein echtes Volkslied sondern eine geschickt gemachte Nachahmung, hergestellt durch Verarbeitung des damals und noch jetzt vorhandenen südd. Volksliedes unter Benutzung der schott. Ballade „Wilhelms Geist". Darum kann auch nicht behauptet werden, trotz der obigen brieflichen Versicherung: daß dieses Lied hier das Vorbild zu Bürgers berühmter Ballade „Lenore fuhr ums Morgenrot" gewesen sei. Es ist nicht zu erweisen, daß der Dichter Bürger überhaupt ein deutsches Volkslied ähnlichen Inhalts gekannt habe. Aber die schottische Ballade aus Herders Übersetzung (1773), ferner die Prosadarstellung der Sage kannte er und folgendes versifizierte Fragment, das er in einem Nebenzimmer singen hörte:

„Der Mond, der scheint so hell,
die Toten reiten schnell,
Feinsliebchen, graut dir nicht?"

Dr. Otto Böckel schreibt im „Handbuch des Deutschen Volksliedes" (Marburg 1908), S. 158: „Lange Zeit vermochte man ein Lied, das Bürgers Dichtung hätte zugrunde liegen können, nicht nachzuweisen. Man wußte nur, daß in ganz Nord- und Mitteldeutschland die Sage von dem toten, aus dem Grabe wiederkehrenden und die Geliebte im nächtlichen, windschnellen Ritte bei Mondenschein auf den Totenhof mit sich führenden Bräutigam im Volke einheimisch war, nicht minder, wie die entsprechenden ähnlichen, aber keineswegs gleichartigen Lieder in Dänemark, Schweden und Schottland einheimisch waren. Wir haben Zeugnisse aus Ostpreußen, aus Mecklenburg, aus Hannover, aus der Mark Brandenburg, aus Westfalen und Hessen für die von dem englischen Liede ganz unabhängig bestehende deutsche Sage. Denn allerdings ist es eine Sage, eine Erzählung in Prosa, welche in den bezeichneten deutschen Gegenden im Volke heimisch ist: das Lied scheint verschollen, und nur die Reimzeilen: „Der Mond scheint hell, die Toten reiten schnell, Feinsliebchen, graut dir nicht?" klingen in der Prosaerzählung, von einem alten Liede Zeugnis gebend, noch hindurch. Grade so viel und nicht wesentlich mehr von dem alten Liede scheint Bürger gekannt zu haben, denn er schreibt selbst an Boie (am 19. April 1773): „Ich habe eine herrliche Romanzengeschichte aus einer uralten Ballade aufgestört. Schade nur! daß ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann." Ein Lied, das dem Bürger vorschwebenden alten Volksliede entspricht, hat sich in der Sprachinsel Gottschee in Krain gefunden. Dieses vor Jahrhunderten mit Deutschen besiedelte Land hat einen wertvollen Liederschatz dank seiner Weltabgeschiedenheit bewahrt. Dort inmitten der Slawen erklang noch um die Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts folgendes (bereits um 1572 nachgewiesene) Volkslied:

Es waren zwei Liebe.
Der Liebe wird ins Heer geschrieben,
ins Heer muß er marschieren:
also, da spricht die Liebe:
„So komm mir, Lieber, zu sagen,
seiest du lebendig oder ein Toter,
wie's dir im Kriege wird ergehn."

Einmal klopfet an der Liebe:
„So tuest du, Liebe, nicht schlafen?
oder tuest du, Liebe, wachen?"
„Ich tue, Lieber, nicht schlafen,
ich tue, Lieber, wachen."
„Komm heraus, komm heraus, meine Liebe!"
Und heraus kommt die Liebe.

Er nimmt sie bei schneeweißer Hand,
er hebt sie auf sein hohes Roß;
sie reiten dahin am Wege.
„So tuest du, Liebe, dich fürchten?
oder tuest du, Liebe, dich nicht fürchten?"
„Wie werd ich, Lieber, mich fürchten?
wenn du, Lieber, bist bei mir."

Wie edel da scheinet der Mond!
Wie leise da reiten die Toten!
Sie reiten dahin zum Kirchlein,
jawohl! dahin auf den grünen Friedhof.
Also, da spricht der Liebe:
„Rück dich, rück dich, Marmelstein!
Klüft dich, klüft dich, kohlschwarze Erde!

So verschlinge, du Erde, die Toten,
so laß die Lebendigen bleiben!"
Als herum kommen ist der Morgen,
keine Sprache hat sie verstanden,
kein Mensch hat sie gekannt.
Sie ist zurückgewandert sieben ganze Jahr,
sieben ganze Jahr und drei Tage.

Über das Lenorenmotiv vergleiche besonders Erich Schmidt, in dessen „Charakteristiken" den Aufsatz über Bürger und die Anmerkungen dazu. Auch bei Erk-Böhme ist die ältere Literatur zur Lenoren-Sage angegeben, insbesondere sind dort auch die verschiedenen Versionen des dieses Motiv behandelnden Liedes mitgeteilt. Wie schon angedeutet, kehrt das Motiv auch in außergermanischen Liedern wieder, z. B. in neugriechischen und italienischen Volksliedern; vgl. den Abschnitt „Das Volkslied andrer Völker". Ich gebe hier noch folgende deutsche Versionen wieder.

Der tote Freier.

(Kuhländchen.)

Es ging ein Knäblein sachte
wohl an das Fensterlein:
„Schöns Lieb, bist du darinnen?
steh auf und laß mich ein!"

„Ich kann mit dir wohl sprechen,
einlassen darf ich dich nicht:
bin schon mit einem versprochen,
kein andern mag ich nicht."

„Mit dem du bist versprochen,
schöns Liebchen, das bin ich;
reich mir dein schneeweiß Händelein,
vielleicht erkennst du mich."

„Du schmeckst mir ja nach Erde,
ich mein, du bist der Tod!"
„Soll ich nicht schmecken nach Erde,
wenn ich hab drunten geleg'n?

Weck auf dein Vater und Mutter,
weck auf die Freunde dein!
Grün Kränzlein sollst du tragen
bis in den Himmel nein."

(Erk-Böhme I, S. 598.)

Der tote Bräutigam.

(Kärnten.)

Es ging ein Knab spazieren
wohl zu der Herzliebsten sein:
„Herzliebste, bist du drinnen?
Steh auf, laß mich hinein!“

„Ich steh nicht auf zum Fenster,
herein laß i di nit,
Ich hab mich mit einem versprochen,
denselbigen halt ich mit.“

„Hast du dich mit einem versprochen,
vielleicht bin derselbige ich;
gib außer dein schneeweiß Handelein,
vielleicht erkennst du mich.“

Sie steht wohl auf zum Fenster,
schreit auf zum höchsten Gott:
„Wie schmeckest du nicht von der Erde,
hab geglaubt, es sei der Tod!“

Sollt ich von der Erde nicht schmecken,
wo ich schon so lang g'leg'n bin?
es ist ja schon achthalb Jahre,
daß ich gestorben bin.“

. . . . . .

Und als sie das erste tun läuten,
die Braut war schon kontent, —
und als sie das zweitemal läuten,
nahm sie ein glückseliges End.

Sie fuhren mit nander in Himmel,
wohl auf zum höchsten Thron, —
Gott Vater war selber der Priester,
er gab die zwei Lieben zusamm.

Und wenn sich zwei Liebe versprechen
und halten dasselbige nicht,
so könnens nit selig werden,
wenn nicht die Vergleichung geschieht.

(Erk-Böhme I, S. 598.)

Der tote Bräutigam.

(Aus Mittelfranken, Ziegelanger.)

Es ging ein Knab spazieren
zu seiner geliebten Braut:
„Herzigs Schatzle, bist du drinne?
Steh auf und laß mich ein!“

„Ich steh nit auf vom Bette,
herein laß ich dich nicht!
Hab mich mit einem versprochen,
an denselben halt ich mich.“

„Hast du dich mit einem versprochen,
an denselben hältst du dich?
Strecke nur aus deine schneeweiße Hände,
vielleicht erkennst du mich.“

„Wie soll ich dich erkennen?
o groß gerechter Gott! —
du riechst so nach der Erde,
ich glaub, du bist der Tod!“

„Riech ich schon nach der Erde,
in der ich gelegen bin;
es sind nun schon achthalb Jahre,
daß ich gestorben bin.

Weck auf dein Vater und Mutter
und alle deine Hausleut!
Weck auf dein Schwester und Bruder!
Dein Bräutigam ist schon bereit.“

Und wie das erste läutet,
die Braut, die war vollend't;
und wie das zweite läutet,
nahm sie ein glückseligs End.

(Erk-Böhme I, S. 599.)

*

Der Vorwirt*).

(Aus Schlesien, Kr. Neiße.)

Es wollt ein Herr ausreiten,
er ritt wohl in die Weite.
Er ritt wohl übern geweihten Kirchhof,
da schrieen ihm die Toten nach.

„Reit sachte, o lieber Herre mein!
du reitest mir über mein Gräbelein;
's ist heut'gentags ein Jahr gewest,
daß du mich erschlagen hast.“

„Hab ich dich erschlagen,
die Sünde muß ich tragen.
Ich hab mir genommen dein Wittfräulein,
ich erziehe deine Waiselein.“

„Mit was ziehst du meine Kinder groß?
mit Beten, Schlägen und scharfer Not!
Hättst du mich lieber am Leben gelan,
ich hätt sie wollen schon selber schlan.

Ich laß meiner Frau mittesagen:
sie soll nicht so weinen und weheklagen,
sie soll nicht so weinen und traurig tun,
sie stört mir meine ganze Ruh.

Sie soll auf den Abend kommen zu mir,
wenn alle die Leute schlafen gehn,
wenn alle die Türen verschlossen sein,
und alle die Gräber weit offen sein.

Sie soll mir mittebringen
von weißer Leinwand ein Hemde;
das erste ist mir geworden so naß:
was weint sie immer? was tut sie das?“ —

Und wie der Herr zum Hof einritt,
die Frau ihm schon entgegenschritt:
„Bis mir willkommen, o Herre mein!
warum tust du denn so lange sein?“

„Warum soll ich denn nicht lange sein,
wenn mich die Toten aus den Gräbern anschrein?
Dein vor'ger Mann läßt dir mitsagen,
du sollst nicht so weinen und weheklagen.

Du sollst nicht so weinen und traurig tun,
du verstörest ihm die ganze Ruh.
Du sollst auf den Abend kommen zu ihm,
wenn alle Leut werd'n schlafen gehn.
Wenn alle die Türen verschlossen sein,
und alle Gräber weit offen sein.

*) Vorwirt, der erste Mann der Hauswirtin.

Du sollst ihm mittebringen
von weißer Leinwand ein Hemde:
Warum hast du gemacht ihm den Kittel so naß?
ach lieber Gott, warum tust du das?" —

„Ich will ihm ein Hemde lassen schneiden
von lauter Sammet und Seiden;
von Sammet und Seiden und rotem Gold,
weil ich an seinem Tod bin schuld."

Der Herr, der war nicht faule,
er schlug die Frau aufs Maule,
er schlug die Frau ins Angesicht:
„Ist dir dein vor'ger Mann lieber als ich?"

Die Frau, die nahm ihr ein Stecken,
sie ging auf den Kirchhof wecken:
„Tu dich auf, tu dich auf, du Erdenkloß!
und nimm mich hinunter in seinen Schoß!"

„Was willst du denn hier unten tun?
Hier unten hast du keine Ruh.
Hier unten hörst du kein Glockenklang,
hier unten hörst du kein Priestergesang,
hier unten hörst du kein Hahn nicht krähn,
hier unten hörst du kein Wind nicht wehn.

So geh nun wieder heime
und erziehe dir deine Waislein kleine!
Erzieh sie dir alle groß und klein,
daß sie ein wenig erzogen sein!

Es reuet mich nichts so sehre
als wie das gar Klein in der Wiege,
was da weder reden noch sprechen kann;
wenn ich dran denk, geht michs Jammern an."

„Schließt euch, ihr Gräbelein, feste!
Die erste Treu, die beste!
Schließt euch, ihr Gräbelein, feste zu!
Auf dieser Welt hab ich kein Ruh."

(Erk-Böhme I, S. 602.)

Das nasse Grabhemd.

(Kuhländchen, nach der Übersetzung von Erk.)

Es hütet ein Herr sechs graue Roß
auf einem wüsten Kirchhof.

Er hütet den Kirchhof auf und ab,
bis er kommt zu seines Vorwirts Grab.

„Wer hütet mein Grab und zertritt mein Grab,
wer hütet mir alle Gräslein ab?

Wer lebt mit meinem jungen Weib?
und wem gehört ihr stolzer Leib?

Wer zieht mir meine Waislein auf
mit Rut und auch mit Geißel scharf?" —

„Ich zieh dir deine Waislein auf
mit Rut und nicht mit Geißel scharf.

Ich leb mit deinem jungen Weib
und mir gehört ihr stolzer Leib." —

„Und du, wenn du kommst zu ihr heim,
sag ihr, sie soll mir bringen
ein ausgetrocknet Hemde.

Das erst ist mir geworden so naß,
was weinet sie immer? was tut sie das?"

Und wie der Herr nun heime kam,
sah er seine Frau gar sauer an:

„Du sollst deim Vorwirt bringen
ein ausgetrocknet Hemde.

Das erst ist ihm geworden naß;
was weinst du immer, was tust du das?"

„Und wüßt ich nur, es wäre wahr,
ich ließ ihm gleich ausschneiden
einen Kittel von weißer Seiden!"

Die Schöne nahm ihren Rocken,
sie ging ans Grab anklopfen:

„Tu dich auf, tu dich auf, du Erdenkloß,
und laß mich hinunter auf seinen Schoß!"

„Was willst du denn hier unten tun?
Da unten hast du keine Ruh!

Da unten darfst du nicht backen,
da unten darfst du nicht waschen.

Da unten hörst du keinen Glockenklang,
da unten hörst du keinen Vogelgesang.

Da unten hörst keinen Wind nicht wehn,
da unten siehst keinen Regen sprähn." —

Da kräht die erste Himmelstaub:
Die Gräblein täten sich alle auf,
die Schöne stieg hinunter.

Da kräht das andre Höllenhuhn:
Die Gräblein täten sich alle zu, —
die Schöne mußt unten verbleiben.

(Erk-Böhme I, S. 603.)

Die Kinder an der Mutter Grabe.

(Flamländisch.)

Ach Johanna, sagt er, Johanne,
warum singst du nicht mehr?
„Ach! wie könnte ich denn singen:
in drei Tagen leb ich nicht mehr."

Johanna war kaum in die Erde,
freit Johann ein ander Weib,
die gab den Kindern Schläge
und sagt: warum sucht ihr nichts?

Des Morgens um neun Uhren
sah man die Kinder gehn
nach ihrer lieben Mutter Grabe
und blieben dort stille stehn.

Sie lasen und sie beteten,
auf ihre Knie sie fall'n;
auf ihr Gebet, das sie lasen,
sprang auf das Grab gar bald.

Sie nahm das mittlere Söhnelein
und legt's auf ihren Schoß,
sie nahm das jüngste Söhnelein
und legt's an ihre Brust.

Sie gab ihm erst zu säugen,
wie eine Mutter tut:
„Ach Kinder," sagt sie, „Kinder,
was tut eur Vater zu Haus?"

„Ach Mutter," sagten sie, „Mutter,
unser Hunger ist sehr groß.
Steh auf und gehe du mit uns,
wir gehen zusammen nach Brot."

„Ach Kinder," sagt sie, „Kinder,
ich kann fürwahr nicht aufstehn:
mein Leichnam liegt unter der Erde,
mein Geist nur tut hier stehn."

(Übersetzung bei Erk-Böhme I, S. 609.)

Die unbarmherzige Schwester.

(Aus Schlesien.)

Es warn einmal zwei Schwestern
zu Hirschberg in der Stadt,
die eine ging rum betteln,
die andre war so reich.

Die Leut, die täten sprechen,
du darfst nicht betteln gehn;
du hast ein reiche Schwester,
die kann dir wohl beistehn.

Die arme Schwester, die wendt sich um
und ging wohl ihren Gang
zu ihrer reichen Schwester,
die sie in Freuden fand.

„Ach Schwester, liebste Schwester,
ich bitt dich um ein Brot
für meine sechs kleinen Kinder,
die leiden Hungersnot!"

„Ach nein, meine liebe Schwester,
ach nein, das tu ich nicht;
ein Brot soll ich anschneiden,
sechs Stücklein davon schneiden?
Ach nein, das tu ich nicht!"

Die arme Schwester, die wendt sich um
und ging wohl ihren Gang
zu ihren sechs kleinen Kindern,
die sie im Schlafe fand.

Und als der Herr aus der Kirche kam,
wollt er aufschneid'n das Brot:
das Brot war wie die Steine,
das Messer von Blut so rot.

„Ach Fraue, liebste Fraue,
wem hast du's Brot versagt?"
„Ach meiner armen Schwester,
die mich so kläglich bat!" —

Die reiche Schwest'r die wandt sich um
und ging wohl ihren Gang
zu ihrer armen Schwester,
die sie in Trauren fand.

„Gott grüß dich, liebe Schwester,
hier bring ich dir ein Brot
für deine sechs kleinen Kinder,
daß sie nicht leiden Not."

„Ach nein, meine liebe Schwester,
ach nein, das nehm ich nicht:
Gott hat uns heut gespeiset,
er speist uns morgen auch!"

(Erk-Böhme I, S. 619.)

Die untreue Braut.

(Aus Schlesien.)

Was soll ich denn nun singen?
Ein wunderschönes Lied
von einer Kaufmannstochter,
ei, ei, ei, ja Tochter,
die sich in zwei verliebt.

Der eine war ein Schiffsmann,
der andre ein Kaufmannssohn;
den Schiffsmann ließ sie fahren,
ei, ei, ei, ja fahren,
den Kaufmannssohn sie nahm.

Und als der Schiffsmann das erfuhr,
fuhr er über Berg und Tal. —
Sie schwur auf ihre Seele,
ei, ei, ei, ja Seele,
sie nähm ihr keinen Mann.

„Ich weiß von keiner Liebe nicht,
ich weiß von keiner Treu:
der Schwarze soll mich holen,
ei, ei, ei, ja holen,
wenn ich von Liebe weiß."

Und als nun kam der dritte Tag,
da ging die Hochzeit an;
der Schwarze aus der Hölle,
ei, ei, ei, ja Hölle,
der setzt sich oben an.

Er mocht weder essen noch trinken,
nur tanzen mit der Braut;
den ersten, den er tanzte,
ei, ei, ei, ja tanzte,
zum Fenster tanzt er naus.

Er faßt sie an die Arme,
zerbrach ihr Hals und Bein:
ade, ihr wackern Mädchen,
ei, ei, ei, ja Mädchen,
verliebt euch nicht in zwei!

Der Bräutgam hinter der Türe stand
ganz traurig und betrübt:
„Warum bist du so traurig,
ei, ei, ei, ja traurig,
ja traurig und betrübt?"

„Warum sollt ich nicht traurig sein,
ja traurig und betrübt?
Mein Ehr hab ich verloren,
ei, ei, ei, verloren,
dazu mein feines Lieb."

Erk-Böhme I, S. 627. Das Lied von der ungetreuen Braut war sehr verbreitet. Vgl. die Literatur darüber bei Erk-Böhme, S. 632. — Folgendes interessante Bruchstück gehört ebenfalls diesem Balladenkreise an.

Trinchens Brautlauftag.

(Altfriesisch.)

An Trintje fan Drügsefhs Bradlapdaih,
diär wiär flok Büüran, dat kaan ik jam saih.
Jam könt uk sallaw efter lesh
uunt Leid fan Trintje an Drügsesh.
Schluß: Hat wurd iinplompt uunnan jippan Suas,
det wiär sin Dünbadh efter a Duas.

Übersetzung:

An Trinchens von Drügses Hochzeitstag,
da waren viel Bauern, das kann ich euch sagn.
Ihr könnt es auch selbst nachlesen
im Liede von Trinchen und Drügses.
Schluß: Das Trinchen ward geworfen in einen tiefen Sod (Jauchenloch),
das war sein Dunenbett nach dem Tod.

Erk-Böhme I, S. 631. Bruchstück einer altfriesischen Ballade; Müllenhoff, Märchen, Sagen und Lieder aus Schleswig-Holstein 1845, Einl. S. 33; von der Insel Amrum (an der Westküste Schleswigs) durch Johannsen erhalten.

„Dein Vater hat dich recht erzogen,
dein falscher Sinn hat dich betrogen."

Er nahm sie bei dem roten Rock,
er schwang sie vor sich auf sein Roß.

Er ritt bis vor eine große Tür,
stund unsere liebe Frau dafür:

„Nun wart, nun wart, du Allerleutsbraut!
Du hast gar wenig auf mich vertraut."

Er ritt bis vor ein schwarze Tür,
stunden drei höllische Geier dafür.

Er ritt bis vor ein Haselstock,
er nahm sie bei dem roten Rock.

Er ritt bis vor ein steinern Brück,
dort riß er sie in tausend Stück:

„Da lieg bis auf den Jüngsten Tag,
bis ich dich wieder holen werd."

(Erk-Böhme I, S. 634).

Die Rabenmutter (dreifache Kindsmörderin).

(Aus dem Kuhländchen.)

Es wollt ein Hirtlein treiben aus,
er trieb wohl vor den Grunwald naus.

Und wie er vor den Grunwald treibt,
da hört er schrein ein Kindelein.

„Ach sag, mein Kindlein, wo du bist?
Ich hört dich schon, ich seh dich nicht."

„Ich bin im hohlen Baum versteckt,
mit Eichenspänlein zugedeckt.

Ach nimm mich, nimm mich, Hirtelein,
und trag mich in die Stadt hinein.

Und trag mich in dasselbig Haus,
dort wo meine Mutter ist die Braut." —

„Ei Mutter, nimms ab, dein Kränzelein,
du hast geboren drei Söhnelein:

Das eine hast du in Mist versenkt,
das andere hast du in Wasser ertränkt.

Und mich hat Christ der Herr ernährt,
daß mich nicht haben die Würmlein verzehrt."

„So wahr, daß ich deine Mutter bin,
komm auch der Geier gleich nach mir!"

Und wie die Braut das Wort aussprach,
der Geier zu der Tür rein sah:

„Guten Tag, guten Tag, ihr Hochzeitsleut!
Die Braut, die soll mein eigen sein."

Er tanzt mit ihr den ersten Tanz,
er drückt ihrs Blut zu den Nägeln raus:

„— Hätt mich der Vater recht erzogen,
so hätt mich die Hölle nicht betrogen!"

Matthias Pagels oder keine Ruhe im Grabe.

(Von der Insel Rügen.)

„Pagels mit de witte Mütz,
wo koold und hoch ist din Sitz:
up de hoge Bök (Buche),
un up de kruse Eek (Eiche),
un achterm Hollen-Tuun! (hinterm Holunderzaun)
Wörum kannst du nich ruhn?"
„Darüm kann ik nich ruhn,
das Papier liggt im Kasten:
un mine arme Seel
brennt in der lichten Höll."

Erk-Böhme I, S. 639. Aus: E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen I, 249 und Temme, Volkssagen aus Pommern und Rügen, S. 267. Zum Verständnis des Textes erzählt Temme: „Nicht weit von dem Dorfe Lanken auf Rügen in der Nähe der Granitz wohnte vorzeiten ein Bauer, Mathes Pagels geheißen, ein betrügerischer Mensch, der hatte einmal seinem Nachbar das Land abgepflügt, und als dieser ihn verklagte, schwur Pagels durch einen Eid, und brachte auch eine Urkunde bei, daß das Land ihm gehöre, so weit er gepflügt habe und wohl noch weiter, so daß sein Nachbar den Prozeß verlor. Pagels war aber ein Hexenmeister und stand mit den schwarzen Zwergen im Bunde, die nur immer Böses sinnen, und von diesen hatte er auch die falsche Urkunde. Für solche Betrügerei hat den Mathes Pagels schwere Strafe getroffen. Schon während seiner Lebzeit hatte er keine Ruhe und mußte jede Nacht, in Wind und Wetter, aus dem Bette heraus und auf dem abgepflügten Lande umgehen und zuletzt dort auf eine Buche klettern, wo er zwei Stunden lang sitzen und frieren mußte. Das muß er nun auch noch, obgleich er schon über viele hundert Jahre tot ist. Man kann ihn alle Nacht da sehen in einem grauen Rocke und mit einer weißen Mütze auf dem Kopfe. Oft sitzt er auch wie eine schneeweiße Eule auf der Buche und schreit gar jämmerlich. Ein Pferd ist des Nachts an der Stelle nicht vorbei zu bringen. — Die Leute singen auch noch (obenstehendes) Lied von ihm und seiner Buche."

„Der Reim behandelt einen Fall der vielverbreiteten Sage vom gespenstigen Umgehen der Toten, die das böse Gewissen nicht ruhen läßt. Solche Sagen wirken bei den Bauern mehr, als die Strafgesetzbücher der Neuzeit."

Einige Schwänke und Scherzballaden.

Es kann sich hier nur um einige wenige Beispiele handeln. Über die Art des Schwankes ist die Haupteinleitung zu vergleichen. Sein Wesen ist breite, gefällige, anschauliche und scherzhaft pointierte Erzählung. Mit der Legende gehört der Schwank zur „poetischen Erzählung", von der sich die Ballade durch ihren streng gefügten Stil, durch ihr bedeutsam und tragisch gestimmtes, durch ihr erregtes Wesen absondert. Rhythmisch bewegter, prägnanter Balladenstil und behaglicher, jedem Detail nachgehender, nur gereimter und durch den Sinn — nicht durch einen bestimmten Rhythmus — sich auch rhythmisch markierender Erzählungsstil sind diametrale Gegensätze. Diese Gegensätze haben sich frühzeitig im Mittelalter herausgebildet. Vgl. die im ersten Abschnitt mitgeteilten Schwankerzählungen. Doch der knapp gefaßte liedartige Schwank des Volksliedes kommt andrerseits oft dem Stile der Ballade nahe.

Die Kirmes der vollen Bauern.

(Ein Neidhart[1].)

Was wollen wir aber heben an?
Der Sommer fährt uns von hinnen.
Es kumpt ein kalter Winter her,
der lebt nach seinen tollen Sinnen.
Geschwiegen seind uns die Vögelein,
die haben so wohl gesungen,
darzu die gelben Blümelein,
die stehen wohl in dem Maienschein,
der kalte Winter hat sie verdrungen, verdrungen.

Nun grüß dich Gott, du werter Neidhart frei,
wo du wohnest in deines Vaters Reiche!
Verleich uns deiner tollen Sinn zwo oder drei,
daß wir die groben Bauren erdeichen[2]!
Der weiß ich ja so viel an einer Schar,
gar ferr an einem Reien.
Es geschah wohl heur zu diesem Jahr,
das Lindlein stand in grüner Farb,
des freuet sich der Sommer, der Maie, der Maie.

Wenn es kummt gegen des Herbstes Zeit,
so heben sich viel der Kirmessen,
so hebet sich denn ein großes Magenfülln,
ein Saufen und ein Fressen.
Zu Halben, Ganzen saufen sie einander zu
aus Kandeln und aus Krügen,
vor Geitigkeit[3] werden sie nimmer voll,
darzu hilft ihn das Saufen wohl.
Im Ruck[4] sind sie ungefüge, -gefüge.

Da hub ein grober Bauer an und sprach:
„Ich will gehn über quere Felde,
ich will auf ein Kirchweih gahn
und ein Bauren sehr übel schelten
wohl um ein Apfel, der was rot,
wohl zu denselbigen Zeiten,
er was so rot als nindert kein Blut,
und den mir Jungfrau Kätherlein bot,
sie zog ihn aus ihrem Beutel, ja Beutel."

Do sprach aber ein junger Bauer,
es wär nirgend besser tanzen
denn unter der grünen Linden.
Gar bald hätt es ein ander erdacht,
er hub an und lief also geschwinde.
„Ei Lieber, nun laß dein Sorgen beizeit!
der Wirt hat ein Stuben ist weit,
der Wirt hat ein Stuben ist groß,
darein kummt Schlürkus und sein Genoß,
so saufen wir den Abend als den Morgen, ja Morgen."

Und do der Meister[1] das Morgenmahl aß,
do hub er an und pfiff in eine hohle Tülle[2],
wohl in ein Hölzlein, das was hohl.
Vor Freude sprang auf mancher grober Baurtrülle,
wohl über Bänk und über Tisch,
dieselbigen groben Leute,
der ein was faul, der ander nicht frisch,
gar bald einer hinter den andern her wischt;
do sach man viel der Dorfbräute, ja Bräute.

Do kam die Jungfrau Kiefer-Käthe
und die alte Frau vor Gertraute,
darzu des Hänsels Hampels Braut.
Erst hub der Meister an zu deuten[3],
do pfiff er ihr den Firlefanz
wohl nach der Dörfer Sitten:
do tanzten sie den Hottostan.
Der Edelmann kam auch selber dran,
er wollt auch tanzen mitte, ja mitte.

Do kam ein grober Filz und wollt zerstörn den Tanz,
den Jungfrau Kiefer-Käthe führte.
Darum blieb ihm sein Haut nit ganz,
wo ihn die scharfen Glitschen[4] hin rührten.
Do sach man gar viel der Passauer Schwert
wohl um die Köpf herdringen.
Der ein fiel hin, der ander her:
dem Herren kamen gar bald die Mär,
es hub sich ein groß Gedrümmel, Gedrümmel[5].

Und do der Dorfherr ins Gedrümmel kam,
do sprang er über quere Bänke,
er trat ein Kuh und ein Kalb zu tot
und vierundvierzig Lämmere.
Also geschieden sie den Streit,
das Beste das sie kunnten:
hätt einer dem andern die Schwester gefreit,
und das geschicht auf der Dörfer Neid,
ihr fünf hätten einander genummen, genummen.

Erk-Böhme III, S. 376.

[1] Derartige Gedichte, in denen das wüste Treiben der Bauern geschildert wird, nannte man „Neidharte" nach dem im 13. Jahrh. lebenden Dichter ähnlicher Lieder von Bauernauftritten; vgl S. 46.

[2] erdeichen, büßen lassen.

[3] Geitigkeit, Gierigkeit.

[4] Im Ruck, im Nu.

[1] Meister, der Spielmann.

[2] Tülle, Holzpfeife.

[3] Deuten, tuten.

[4] Glitschen, Bauernschwerter.

[5] Gedrümmel, Schlägerei.

Die Bauern von St. Pölten.

Die Bauren von St. Pölten,
darzu die ganz Gemein,
Wüste! Hottaho!
sie ritten auf ein Hochzeit,
ihr keiner blieb daheim.
Wüste! Hottaho!

Sie hatten alle Sporen,
allein der Richter nicht:
der hatt ein alt Paar Stiefel,
die hatten keine Sohlen nicht.

Sie ritten alle Hengste,
allein der Richter nicht:
der ritt eine faule Märe,
das Füllen das lief mit.

Da hubens an zu rennen
wohl über Stein und Stock,
der Bräutgam war der vorderst
in seinem blauen Rock.

Da gingen sie zur Kirchen
mit Trummel und Pfeifen gut,
und hatten im Wirtshause
ein leiden-guten Mut.

Was gab man ihn'n zu essen?
ein dicken, dünnen Brei:
Da kam des Bräutgams Vater
und fiel mit der Nase drein.

Was hatten sie zu trinken?
ein süßen sauren Wein;
da wollt ein jeder Flegel
der nächst beim Fasse sein.

Und da sie waren trunken,
da hubens ein Hader an,
hieb einer seim Gesellen
ein Wund, daß Blut rauß rann

Sie zogen all vom Leder,
allein der Schulze nicht:
der nahm ein Ofenkrücke
und wehrt sich wunderlich.

Der Lärm war kaum gestillet,
sie fing'n ein andern an,
bis daß ihr neun tot blieben
wohl auf demselben Plan.

Das Lied das sei gesungen
den Bauern zu guter Nacht:
sie sind grob, stolz, unnütze,
treiben jetzt die größte Pracht.

(Erk-Böhme III, S. 378.)

Der entsprungene Mönch.

Was wolln wir aber heben an?
Ein neues Lied zu singen:
wir singen von einem schwarzen Mönch
und seiner Nähterinnen.

Der schwarz Mönch in die Küchen trat:
„Richt an, wir wollen essen!
Ich soll zu einer Nähterin gehn,
das hätt ich schier vergessen."

Und da er zu der Nähterin kam,
gar schön ward er empfangen,
umbfing ihn mit schneeweißem Arm,
so lagen sie beisammen.

Und da es kam zu Mitternacht,
da läutet man zur Metten:
„Und wüßte das mein Herr, der Abt,
er würde mich selber aufwecken."

Und da er in den Kreuzgang kam,
begegnet ihm der Abte:
„Bona dies, lieber schwarzer Mönch!
wo hast du heut geschlafen?"

„Und wo ich heut geschlafen hab,
dafür darfst du nicht sorgen;
nebst einem feinen klaren Wein
beim Mägdlein unverborgen."

Und da er in das Chor eintrat
zu andern Mönchen allen,
ein Mönch wohl zu dem andern sprach:
das Mönchlein wolln wir strafen.

Wie nun der Mönch die Red vernahm,
ließ er die Kutte fallen:
„Die Nähtrin soll mir lieber sein
als ihr, ihr Mönche alle!"

Und er, der uns die Liedlein sang,
er hat gar viel gesungen,
auch das, es ist der schwarze Mönch
der Kutte nun entsprungen.

Erk-Böhme I, S. 461. Schon in einer Münchner Papierhandschrift des 15. Jahrh. steht das Mönchslied. Noch 1820 lebte das Lied im Mosellande.

Der Schreiber im Korbe.

Nun woll wirs aber heben an
von einem Schreiber wohlgetan
— Henrice Kunrade, der Schreiber im Korbe.

Es ging ein Schreiber spazieren aus
wohl an dem Markt, da stat ein Haus.

He sprach: „Gott grüß Euch, Jungfrau fein!
nun wollt Ihr heint mein Schlafbuhl sein?"

Sie sprach: „Kummt schier herwiedere,
wenn sich mein Herr legt niedere."

Wohlhin, wohlhin gen Mitternacht
der Schreiber kam gegangen dar.

Sie sprach: „Mein Schlafbuhl solltu nit sein,
du setzest dich dann in das Körbelein."

Dem Schreiber gefiel der Korb nit wohl,
er dorft ihm nit getrauen wohl.

Der Schreiber wollt gen Himmel fahren,
do hätt er weder Roß noch Wagen.

Sie zog ihn auf bis an das Dach,
des Teufels Nam fiel er wieder 'rab.

Er fiel so hart auf seine Lend,
er sprach: „Daß dich der Teufel schänd!

Pfui dich, pfui dich, du böse Haut!
Ich hätt dir des nit zugetraut."

Der Schreiber gäb ein Gulden drum,
daß man das Liedle nimmer sung.

Ein Schreiber soll zur Schulen gan,
sie solln ihr Buhln unterwegen lan.

Der uns das Liedlein neus gesang,
ein gut Gesell ist ers genannt.
Henrice Kunrade, der Schreiber im Korbe.

Erk-Böhme I, S. 476; vgl. hier die Literatur zu dem Liede.

Die Brombeeren.

(Österreich, Pommern, Schleswig usw.)

Es wollt ein Mädl wohl früh aufstehn,
dreiviertel Stund vor Tag;
wollt in den Wald spazieren gehn,
hm hm hm, spazieren gehn
und Brombeer brocken ab.

Und wie sie zu dem Wald hingeht,
begegnet ihr 's Jägers Knecht:
„Ei Mädl pack dich aus dem Wald,
hm hm hm, ja aus dem Wald!
Meim Herrn, dem ists nicht recht.

Und als sie in den Wald nein kam,
begegnet ihr 's Jägers Sohn:
„Ei Mädl, willst du Brombeer brockn?
hm hm hm, ja Brombeer brockn?
Brock dir dein Körbel an."

Da gabs so viele Brombeer,
sie brockt wohl bis in d' Nacht:
„Ei Mädl, sinds nicht recht süße?
hm hm hm, ja süße?
Doch nimm dich vor sie in acht!"

Es stund kaum an ein Vierteljahr,
die Brombeer werden groß;
es stund kaum an ein halbes Jahr,
hm hm hm, drei Vierteljahr,
ein Kind saß ihr auf der Schoß.

Und als der Jäger zur Tür nein kommt,
ihre Augen wurden naß:
„Ei Mädl, sind das die Brombeer,
hm hm hm, ja Brombeer,
die wir gebrockt uns habn?" —

Und der ein ehrlichs Mädl will habn,
der schickt sie nicht in Wald;
der schickt sie um keine Brombeer,
hm hm hm, ja Brombeer,
verführet sind sie bald.

(Erk-Böhme I, S. 432.)

Der Mann ins Heu.

Es hatt ein Bauer ein schönes Weib,
die blieb so gerne zu Haus.
Sie bat oft ihren lieben Mann,
er sollte doch fahren hinaus.
Er sollte doch fahren ins Heu,
er sollte doch fahren ins
ha ha ha, ha ha ha, heidildei, juchheisasa!
er sollte doch fahren ins Heu.

Der Mann der dachte in seinem Sinn:
„die Reden die sind gut!
Ich will mich hinter die Haustür stelln,
will sehn, was meine Frau tut,
will sagen, ich fahre ins Heu".

Da kommt geschlichen ein Reitersknecht
zum jungen Weibe hinein,
und sie umfangt gar freundlich ihn,
gab stracks ihren Willen darein:
„Mein Mann ist gefahren ins Heu."

Er faßte sie um ihr Gürtelband
und schwang sie wohl hin und her;
der Mann, der hinter der Haustür stand,
ganz zornig da trat herfür:
„Ich bin noch nicht fahren ins Heu!"

„Ach trauter, herzallerliebster Mann,
vergib mir nur diesen Fehl!
Will lieber fürbaß nur herzen dich,
will kochen Mus und Mehl;
ich dachte, du wärest ins Heu."

Und wenn ich gleich gefahren wär
ins Heu und Haberstroh,
so sollst du nun und nimmermehr
einen andern lieben also.
Der Teufel mag fahren ins Heu!"

Erk-Böhme I, S. 487. Ein in ganz Deutschland bekanntes Volkslied. Eine moderne Bearbeitung lieferte Langbein 1806 (vgl. Sach- und Autorenregister):

Ein niedliches Mädchen, ein junges Blut,
erkor sich ein Landmann zur Frau,
doch war sie einem Soldaten gut
und bat ihren Alten einst schlau:
er sollte doch fahren ins Heu usw.

Der älteste Text vom Heulied steht in einer Hdschr. aus der Mitte des 15. Jahrh. (Flschart, Frankf. Archiv, 1815, III, 279): „Eyn ander suberlich lytlin von einer fischerin." Anfang:

Es wollt ein hübsches frewelin
wollt fischen uff der see
mit irem nüwen schiffelin,
gott geb uns glück und heil! —
sie schickt den Mann ins hee.

Was begegnet ir uff der heide?
ein knabe war frisch und fein usw. (6 Str.)

Auch schon König Jakob I. von Schottland († 1437) kannte das Lied vom Mann im Heu und brachte es in einem seiner Lieder an (s. Scottish Songs, London 1794, p. XXXI).

Das Lied vom Mann im Heu und seinem ehebrecherischen Weibe ist ein Seitenstück vom „Mann im Holze". Beide Lieder wurden seit fünf Jahrhunderten in endlosen Varianten gesungen, wie Erk-Böhme nachweist. — Goethe zum Wunderhorntext sagt: „Köstliches Vaudeville, das unter mehreren Ausgaben bekannt ist."

Fuhrmann und Wirtin.

Es wollt ein Fuhrmann ins Elsaß fahren,
er wollt ein Fuder Wein aufladen,
darzu den aller — hederle, zum fitz und federle,
darzu den allerbesten.

Alsbald er über die Brucken nausfuhr,
da patschet sein Geißel, da knallet sein Schnur,
seine Rößlein täten — hederle, zum fitz und federle,
seine Rößlein täten traben.

Er fuhr für einer Frau Wirtin Haus,
die Wirtin sah zum Fenster heraus,
mit ihren braun Äuglein — hederle, zum fitz und federle,
mit ihren braun Äuglein klare.

Und da der Fuhrmann in die Stuben nein trat,
die Wirtin bei den Gästen saß,
sie brann gleich wie ein — hederle, zum fitz und federle,
sie brann gleich wie ein Rosen.

„Frau Wirtin, habt Ihr nit so viel Gewalt,
daß Ihr ein Fuhrmann über Nacht behalt;
vier Roß und einen — hederle, zum fitz und federle,
vier Roß und einen Wagen?"

„Und wann ich nit so viel Gewalt sollt haben,
was würd mir dann mein Wirtschaft tragen?
Mein Mann der heißt — der Hederle, zum fitz und federle,
mein Mann ist selten daheime."

„Frau Wirtin! was ist das für ein Ding,
daß ich Euern Mann nit daheime find
bei seinem Fräulein — hederle, zum fitz und federle,
bei seinem Fräulein junge?"

„Und wann mein Mann nit daheimen ist,
so ist er in ins Pfaffen Stadel und drischt,
drischt nichts denn lauter — hederle, zum fitz und federle,
drischt nichts denn klaren Weizen."

Alsbald der Wirt nun heime kam,
so hält sein Fräulein ein andern Mann,
der Schimpf tät sie — zum hederle, zum fitz und federle,
der Schimpf tät sie gereuen.

Die Frau Wirtin war voller List,
sie steckt den Knaben in die Kist,
und schub den Schlüssel zwischen die Brüst, zum fitz und federle,
sie sprach: sie hätt ihn verloren.

„Und hast du denn verlorn den Schlüssel,
so trag ich rein mein Hauen und Bickel,
laß mich den Kasten — hederle, zum fitz und federle,
laß mich die Kist aufhauen."

Alsbald die Kist aufgehauen war,
da lag darin ein junger Knab,
er brann als wie ein — hederle, zum fitz und federle,
er brann als wie ein Rosen.

„O lieber Wirt, laß mich doch leben!
ich will dir vierhundert Taler geben
aus meines Vaters — hederle, zum fitz und federle,
aus meines Vaters Täschen."

Der Wirt gedacht in seinem Mut:
vierhundert Taler sind mir gut,
hab ich ein Weil — zu hederle, zum fitz und federle,
hab ich ein Weil zu zehren.

Den Mann soll man prüglen allzeit,
der sein Weib ums Geld wegleiht,
auch wohl mit Neßlen — hederle, zum fitz und federle,
auch wohl mit Neßlen hauen.

Und wer uns dieses Liedlein sang,
ein freier Knab ist er bekannt,
er hats gar wohl — zum hederle, zum fitz und federle,
er hats gar wohl gesungen. (Erk-Böhme I, S. 482.)

Michel.

Ich weiß nicht, ob ich darf trauen
Michel, meinem großen Knecht;
denn ich merk, bei meiner Frauen
ist der Schlingel eben recht.
Sie setzt ihm oft mein Mützchen auf
und küßt ihn noch wohl obendrauf.
Das sind freilich ganz unschuldige Späße; indessen
taugt's doch nicht und ist nicht recht,
daß meine Frau nicht leben kann
ohne Michel, ihren Knecht.

Wenn sie bleichet in dem Garten
oder Zeug gewaschen rein,
muß ihr Michel stets aufwarten
und allzeit der nächste sein,
das kränket mich ins Herz hinein,
daß Michel soll mein Schwager sein:
Ich habe zwar sonst gegen seine Schwagerschaft nichts auszusetzen, denn er ist ein tüchtiger Kerl: indessen
taugt's doch nicht und ist nicht recht,
daß meine Frau nicht leben kann
ohne Michel, ihren Knecht.

Als ich neulich von der Reise
kam, um späte Mitternacht,
hatte sich, nach alter Weise,
Michel zu der Frau gemacht;
und als ich wollt hinein zu ihr,
stand Michel vor der Kammertür:
Der Teufel kann wissen, ob der Kerl heraus
oder hinein wollte: indessen
taugt's doch nicht und ist nicht recht,
daß meine Frau nicht leben kann
ohne Michel, ihren Knecht.

Wenn der Pfarrer sie im guten
nicht auf andre Wege bringt,
wird man's sehn und nicht vermuten,
was für Unheil draus entspringt,
und eh sie sichs mal werden versehen,
so werd ich vor der Kammertür stehn.
Und werde sagen: Kinder, um Gottes willen laßt doch die dummen Streiche bleiben, denn es
taugt doch nicht und ist nicht recht,
daß meine Frau nicht leben kann
ohne Michel, ihren Knecht.

Merkt euch das, ihr Junggesellen,
die ihr einst heiraten wollt:
Michel pflegt sich einzustellen,
ist ihm nur die Frau erst hold,
drum nehmt euch einen solchen Knecht,
der krumm und bucklicht, schief und schlecht —
Ich will grade nicht sagen, daß solche Knechte zur Arbeit die besten sind; indessen
taugt's doch nicht und ist nicht recht,
daß meine Frau nicht leben kann
ohne Michel, ihren Knecht.

Erlach, Volkslieder der Deutschen, III, S. 168. — Das Lied ist bemerkenswert durch den prosaischen Zwischensatz in jeder Strophe, wodurch eine koupletartige Wirkung erzielt wird.

Der Schlossergesell.

An Schlosser hat an G'sellen g'hot,
der hot gar langsam g'feilt,
doch wenn's zum Fresse gange ischt,
do hot er grausam g'eilt.
Der erschte in der Schüssel drin,
der letschte wieder draus,
do ischt ka Mensch so fleißig g'west,
als er im ganze Haus.

G'sell, hot emal der Meister g'sogt,
hör, dos begreif i nöt,
es ischt doch all mei Lebtag g'west,
so lang i denk, die Red':
so wie man frißt, so schafft man a,
bei dir ischt's nöt a su,
so langsam hot noch kaner g'feilt,
und g'fresse so wie du.

Ho, sogt der G'sell, dos b'greif i scho,
'sch hot alls sei gute Grund,
dos Fresse währt holt gor nit lang
und d' Arbeit vierzeh Stund:
wenn aner sullt den ganze Tag
in an Stück fresse fort,
's würd a gar bald so langsam gahn
als wie beim Feile dort.

(Liederbuch für deutsche Künstler, Berlin 1833, S. 293.)

De Saldaat.

(Fliegendes Blatt aus der Uckermark an der Pommerschen Grenze.)

Mien Vaader heet Hans Vaagelnest,
waß Bur wol in Pomellen;
he waß ok maal up Reisen wäst,
drum künn he wat vertällen.
Ens sähd he to mie: „Jo, wo Jung,
du mußt die wat versöken,
süst blifst du ackeraat so dumm,
as Ecken un as Böcken.

Daa häst du ok tein Daaler Geld,
denn brukst du nich to stehlen,
denn kümmst du dörch de ganze Welt;
dat kann die jo nich fehlen;
jung bist du jo und daato hübsch
vaan Schnute und vaan Poten:
hüt schnör die man dien Bündelken,
un morgen kannst du loopen."

Dat leet ick mie denn ok wol nich
vom Vaader tweemaal säggen;
die Döschen heel ick so nich Stich,
so ok bi Plooch un Eggen,
as hadd ick Hommel in dat Lief,
so kreech ick nu dat Loopen,
in eenen Dag bet naa de Stadt:
daa hört ick naa mie roopen.

Wen, mein ji wol, wer dat wol weer?
Daa kön'n ji lange raaden:
dat waß en dicken Unt'roffzeer,
d'bekeet mie Kop un Waaden:
„Wo is dien Paß? wo kümmst du her?"
So kreech he nu dat Dösen,
und kreech mie in de Wach herin,
daa hülp keen Federlesen.

Daa weeren noch wol an twinntich Mann,
de kreegen mie to faaten,
se tögen mie 'n bunt Röcksken an,
un möken mie tum Saldaaten.
Faat ick't Gewehr nich orntlich an,
so gafft mehr Schläg as Mosen,
un as ick künn, so mußt ick faart,
an'n Rhein naa de Franzosen.

Daa waß de Gen'raal Dummerjaahn,
un wo de Kärls all heten;
de möken gaar nich veel Fasson,
de kreegen glik dat Scheeten.
„Wo Jungs,— schreeg ick — scheet't hier nich her,
hier staahn so luter Lüde!"
Und eh ick mie et daa versach,
daa hadd ick'n Schott im Liewe.

Dunn bröchten s' mie in't Laazareth,
daa wullen s' mie koreeren;
daa waß keen Stroh, daa waß keen Bedd,
daa müßt ick maal recht freeren;
daa gaff dat nüscht as Haaverschliem,
ick kricht nich maal so drinken;
un doch kreegen s' mie dat Been nich heel,
ick mudd upstüns noch hinken.

Daa dacht ick denn in meinem Sinn:
gaaht ji doch all an'n Galgen!
Wat häbb ick daabi för Gewinn
mett ju mie rüm to balgen?
Dat is nich jedermann sien Ding,
dat sind man Narrentieden!
Ick gink naa Hus un namm mie'n Wief:
dat waß dat Enn vaam Leede.

(Erlach IV, S. 273.)

Goliath und Daavid.

(Uckermärkisch.)

Daavidken sin Vaader dat waß en schmuck Mann,
he säd to em: „Du mußt henngaahn
in't Laager to de Bröder dien,
un sehn, of se noch läwich sien;
un nemm 'en met 'en Stück Kees und Brot,
dat se sick stüren de Hungersnot."

As Daavid naa dat Laager kamm,
sach he den grooten Kriegesmann:
Elementen! wat hadd er vör lange Been,
he stött up en Steen mit sien Spattleen;
he pocht un praahlt ok immer noch:
de annern bäwert allen dat Loch.

„Wat praahlt de unbeschnäden Hund? —
säd Daavid — ick stopp em den Mund."
Sienn Bröder keemen un waarnten em:
„Dis Roland is di veel to schlimm!
Wat wust du wol alleen hier dohn?
Ganz Israel spräckt he jo Hohn!" —

„Verzaagte Düwels! will ji gaahn!
Ick müßt mit Leun un Bären mi schlaahn,
un wurr errett't un kamm davan,
so schall et diessem ok noch gaahn.
De sülwige Gott de läwt jo noch,
drum waag ick't ok met diessem noch.

Wenn ick man wüßt den König sien Willen,
wat he wull gäwen den Striet to stillen,
ick wull vann mienen Stäffensbärn,
man eene em so schmäcken gäwen;
sien Lävenslicht sull ball utgaahn,
he sull je nich in'en Weg mehr staahn."

As König Saul dat Ding vernaamm,
daa müßt klein Daavid to em komm'n;
he säd: „Wie sind in grooter Not;
un scheist du mie den Goliath doot,
und deist du dat, un blifst biem Läwen,
so will ick die mien Dochter gäwen."

Daavidken dem krabbelt dat Hart im Liew,
Elementen! wo heel he de Ohren stief,
he hadd Lust to de Königsdeeren,
drum hadd he Lust to fechten geren:
dat waß recht Waater upp sien Möll;
sien Hart freut sich met Liev un Seel.

De König lähd em en Panzer an,
daamet süll he naa't Laager gaahn;
Daavidken bekeek sick hinnen un vör:
„Daamet komm ick nich ut de Döhr;
ick kann so stief gespannt nich gaahn;
ick loop so as ick füs häww daahn."

As Daavid naa dat Laager kamm,
reep he: „Herut du Kriegesmann!
Wist du die sülwer met mie schlaahn,
kumm her, laat us ä Gängschen gaahn,
kumm ball hie vör mie vör dat Brett;
willn sehn wat Vaader un Moder hät föhdt!

Do nich so dick, praahl nich so sehr,
du wetst nich, wat die braadt is hier;
ich sägg un raad nemm die in acht,
süß kümmst du üm in disse Schlacht.
Groot Simson schlog jo dusent Mann
met en ollen Knaaken un kamm davan!"

Groot Goliath to klein Daavidken sprack:
„Du Bürschken, bist mie väl to schwack.
Du Bengel, kümmst hier met en Prügel to gaahn
un deist, as wust du Hunne doot schlaahn.
Ick will dien Fleesch den Vögeln gäwen;
da söllen de Hunnen un Vöß von läwen."

Dunn kunn he dat Dings nich länger anhören,
he müßt den Kärl recht gluhpsch verfähren;
he kreeg de Schluder in de Fust,
un schmeet em in'en Brägen, dat he so pruscht,
he schmeet em 'en Loch in 'en Kopp herin:
davan müßt he des Doodes sien.

He haut em 'en Kopp af met sien Schwert,
he hadd't verdeent, he waß't ok wert;
de vörher wol wull tusend schlaahn,
müßt nu vaan een'n Schmeet liggen gaahn.
So geit de Praahlhänf' alletiet:
wenn se fülln staahn, is de Fall ok nich wiet.

As Daavid naa dat Laager kamm,
de armen Schelms leepen all davan;
daa gaff dat Lust, daa gaff dat Büt;
se dankten Gott, dat se'n weeren quit:
dat waß recht schmuck vaan sunnen kleinen Mann,
un kamm doch aahn allen Schaaden davan.

Daavidken sien Brut de kamm ok hervör;
he freut sick, un se noch väl mehr,
dat he was kommen aahn Schaaden davan;
drum sprack se: „Knüpp uns ball tosaam."
Drum wurd se Fru un he de Mann.
Wem't so will häwwen fäng't ok so an.

(Erlach IV, S. 275.)

Die Krähwinkler Landwehr.

(Thüringen, Erfurt, um 1840.)

Nur immer langsam voran, nur immer langsam voran,
daß die Krähwinkler Landwehr nachkommen kann!
Hätt der Feind unsre Stärke schon früher gekannt,
wär er sicher schon früher zum Kuckuck gerannt.

Jetzt marschiern wir grad nach Paris hinein,
dort, Kinder, soll das Rochen nicht verboten sein.

Kein Säbel hängt uns an der Seit,
weils g'fährlich wär für hitzige Leut.

Keinen Mantel habens uns mitgegeb'n,
weils gewußt haben, daß wir all nit lange leb'n.

Das Marschiern das nimmt auch gar kein End,
das macht, weil der Hauptmann die Landkart nicht kennt.

Herr Hauptmann, mein Hintermann der läuft so im Trab,
er tritt mir beinah die Hinterhacken ab.

Hat denn keiner den Fähndrich mit der Fahne gesehn?
Man weiß ja gar nicht, wie der Wind tut wehn!

Unser Fähnlein das ist drei Ellen Taft,
so'n Ding ist bald wieder angeschafft.

Tambour! strapezier doch die Trommel nicht so sehr,
alleweil sind die Kalbfell so wohlfeil nicht mehr!

Unser Hauptmann ist'n gar braver Mann,
nur schad, daß er gar kein Pulver riechen kann.

Unser Leutnant ist ein g'waltiger Held,
wenns drauflos geht, hat er hinter die Fronte sich gestellt.

Der Herr General hat doch die mehrste Kourag,
wenns schießt, versteckt er sich hinter die Bagag.

Bei Lützen da ist ne Bombe geplatzt,
potz Wetter! wie sind wir da ausgekratzt!

Denn wenn so'n Beest am Ende einen trifft,
hilft einem, weiß Gott, der ganze Feldzug nischt.

Da lob ich mir so nen bayerischen Kloß,
so'n Ding geht doch so leicht nicht los.

Bei Leipzig, in der großen Völkerschlacht,
da haben wir beinah en Gefangenen gemacht.

In der Festung wars doch gar zu schön:
da konnt man den Feind durch die Gucklöcher sehn.

Und schlich sich mal ein Feind herein,
so konnt man doch um Hilfe schrein.

Du, Barthel, gib mir mal die Kümmelbulle her!
im Kriege da durstet einen gar zu sehr.

Ach, wie wirds uns in Frankreich ergehn!
dort soll kein Mensch das Deutsch verstehn.

Und was da klug die Leute sind:
da spricht Französisch ein jedes Kind!

Am Ende gehn wir noch nach Spanien hinein,
da soll der Schnaps ganz bitter sein!

Was geht denn da im Busch herum?
das ist gewiß der Napoleum!

Herr Hauptmann, mit allergnädigstem Permiß,
was ich Sie bitt, erlauben sie gewiß.

Reißt aus, Kameraden, reißt alle alle aus!
dort steht ein französisches Schilderhaus.

Und kommt der Feind doch angeruckt,
dann alle flink ins Kartoffelfeld geduckt!

Die Franzosen schießen so ins Blaue hinein,
sie bedenken gar nicht, daß da Leute könnten sein.

Jetzt, Bauern, kocht's Knödel und Hirsenbrei,
wenn die Landwehr kommt, wird sie hungrig sei!

Alle:

Immer lustig voran, nur immer lustig voran,
daß mer brav in die Knödel einhauen kann!

Erk-Böhme III, S. 291. „Volkslied 1813, mit Zusätzen und Abänderungen aus späterer Zeit."

* * *

Volkslegenden.

Die deutsche Volkslegende zeigt wie der Schwank — vgl. die Vorbemerkung zur vorigen Gruppe und auch die Haupteinleitung — der Ballade nicht entsprechende, doch andrerseits in der häufig knappen, erregten, rhythmisch bewegten Darstellung auch gradezu balladenartige Eigentümlichkeiten. Aus diesen Gründen — um beides, Gegensatz und Assimilation, hier nachzuweisen — sind einige charakteristische Legenden in der folgenden Gruppe zusammengestellt worden. An sich ist die deutsche Volkslegende von wundervoller poetischer Naivität, von süßer Herbheit und von quellender Frische. Man vergleiche mit diesen Proben die im Abschnitt „Die älteste Balladenpoesie usw." mitgeteilten „Kunstlegenden".

Mariä Verkündigung.

(Ave, gratia plena. Dominus tecum!) (Nibelungenstrophe, um 1524.)

Es flog ein kleines Waldvögelein aus Himmelstrone;
es flog zu einer Jungfrau ein, ein Maget frone.
Es ist mit ihm geflogen ein schöner Jüngeling.
Er sprach: „Seid unbetrogen, zart Jungfrau, merket diese Ding!"

Er tät die Jungfrau grüßen mit schönen Worten,
er sprach: „Ave, du süße, des Himmels Porten!
Du wirst aufgeschlossen, deß freut sich arm und reich,
die Welt hat lang verdrossen: man möcht nit finden dein geleich.

Ave, gratia plena, du voller Gnaden-Schrein!
Du wirst den Zorn versöhnen, gebärn ein Kindelein." —
„Soll ich dann werden ein Weibe?" die edel Jungfrau sprach.
„Nein, du sollt Jungfrau bleiben, wann du gebärst, vor und nach.

Dominus, Gott der Herre, will bei dir wohnen sein;
die Welt freut sich dein sehre, du Gottsgebärerin!
Du bist gebenedeiet schone hoch über alle Weib:
bitt uns dein lieben Sohne, daß sein Genad bei uns beleib!"

Do sprach die Jungfrau reine aus ihres Herzen Gier:
„Gehorsam will ich seine, sein Will gescheh an mir!
Was er von mir begehrte, Gott der Schöpfer mein,
deß soll er sein gewährte, sein Dienerin will ich allweg sein."

„So will ich über die Straße!" sprach sich der Jüngling fein;
„den Geist will ich hie lassen bei dir, du Jungfrau rein!" —
Sie satzt sich zu ihm nieder und schloß ihn in ihr Schoß,
beschneid ihm sein Gefieder: ihr beider Freud ja die was groß.

Er sprach: „An dieser Line do will ich singen,
mir liebt die Kaiserinne in allen Dingen."
Er sang mit sieben Zungen gar lieblich konkordanz:
das merken Alt und Junge: wer das hie lernt, sein Freud wird ganz.

Do klang aus seinem Munde göttlich Demütigkeit,
des tät der Engel kunde Maria, der reinen Meid;
göttlich Vernunft klang leise, der könn wir nit entbehrn,
Fürsichtigkeit so weise söllen wir alle Christen lehrn.

Gotts Weisheit tät erklingen, das was die vierte Stimm.
Was tät die fünft herbringen? Göttliche Kunst vernimm!
Göttlicher Rat erhalte do bei der reinen Meid:
sie löst uns Sünder alle, sie ist ein Trost der Christenheit.

Die siebente Konkordanze, das ist dir göttlich Vorcht,
die do tät der Geist pflanzen. Maria eben horcht,
sie lernt mit hohem Rate das lobelich Gesang;
wer diese Gab nit habe, der tät gar manchen Narrengang.

Was wir hie Sünd beginnen, das söll wir beichten schon;
wir müssen all von hinnen, do ist kein Zweifel an;
darum so beicht von Herzen, halt fleißiglich dein Buß!
es ist ein herter Schmerzen, der sich von Gott dort scheiden muß.

Maria, edle Jungfrau schon, schenk dir das Liedelein.
Bitt dich, du wölleſt nit verlan uns Sünder und Sünderin!
Wöllst um dein Kind erwerben, behüt uns vor aller Pein,
daß wir nit ewig sterben, und bei dir in dem Himmel sein!

(Erk-Böhme III, S. 629.)

Ein Kinderlied auf die Weihnachten von Dr. M. Luther.

Vom Himmel hoch da komm ich her
und bring euch gute neue Mär;
der guten Mär bring ich so viel,
davon ich sing'n und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut geborn
von einer Jungfrau auserkorn;
das Kindlein so zart und fein,
das soll eur Freud und Wonne sein.

Es ist der Herr Christ unser Gott,
der will euch führn aus aller Not,
er will eur Heiland selber sein,
von allen Sünden machen rein.

Er bringt euch alle Seligkeit,
die Gott der Vater hat bereit,
daß ihr mit uns im Himmelreich
sollt leben nun und ewigleich.

So merket an das Zeichen recht,
die Krippen, Windelein so schlecht:
da findet ihr das Kind gelegt,
das alle Welt erhebt und trägt.

Deß laßt uns alle fröhlich sein —
und mit den Hirten gehn hinein,
zu sehen, was Gott uns beschert,
Mit seinem lieben Sohn verehrt.

Merk auf, mein Herz, und sieh dorthin:
was liegt dort in dem Krippelin?
was ist das schöne Kindelin?
es ist das liebe Jesulin.

Bis willkomm, du edler Gast!
Den Sünder nicht verschmähet hast
und kömmst ins Elend her zu mir,
wie soll ich immer danken dir?

Ach Herr, du Schöpfer aller Ding,
wie bist du worden so gering,
daß du da liegst auf dürrem Gras,
davon ein Rind und Esel aß.

Und wär die Welt vielmal so weit,
von Edelstein und Gold bereit,
so wär sie doch dir viel zu klein,
zu sein ein enges Wiegelein.

Der Sammet und die Seiden dein,
das ist grob Heu und Windelein,
darauf du Kind, so groß und reich,
her prangst als wärs dein Himmelreich.

Das hat also gefallen dir,
die Wahrheit anzuzeigen mir:
wie aller Welt Macht, Ehr und Gut
vor dir nichts gilt, nichts hilft noch tut.

Ach, mein herzliebes Jesulin,
mach dir ein fein sanft Bettelin,
zu ruhn in meines Herzens Schrein,
daß ich nimmer vergesse dein!

Davon ich allzeit fröhlich sei,
zu springen, singen immer frei
das rechte Susaninne schon,
mit Herzen Lust den süßen Ton.

Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
der uns schenkt seinen einigen Sohn;
des freuen sich der Engel Schar
und singen uns solchs neues Jahr.

Erk-Böhme III, S. 635. Dieses Lied hat Luther für seine Kinder zur Weihnachtsbescherung 1534 gedichtet. Es ist Volkslied geworden und zeigt, daß ein legendärer oder balladenartiger Ton auch im evangelischen Kirchenliede aufklingen kann.

Es ist ein Ros entsprungen.

(Schon 1600 gedruckt.)

Es ist ein Ros entsprungen
aus einer Wurzel zart,
als uns die Alten sungen,
aus Jesse kam die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
mitten im kalten Winter
wohl zu der halben Nacht.

Das Röslein, das ich meine,
davon Esaias sagt,
hat uns gebracht alleine

Maria, die reine Magd;
aus Gottes ewgem Rat
hat sie ein Kind geboren
wohl zu der halben Nacht.

Die Gschicht hat uns beschrieben
Lukas mit treuer Hand,
wie Gabriel der Engel
vom Himmel herabgesandt
zu einer Jungfrau fein,
die Gott hat auserwählet,
sein werte Mutter zu sein.

Der Engel unverdrossen
macht sich zum jüdischen Land,
gen Nazareth, verschlossen
da er Marian fand
in ihrem Kämmerlein.
Freundlich er sie anredet:
„Gegrüßet seist du, Jungfrau rein!

Du bist voller Gnaden,
der Herr will bei dir sein,
hoch über alle Frauen
bist du gesegnet allein."
Die edle Jungfrau zart
ob des Erzengels Grüßen
von Herzen erschrocken ward.

„Du sollst dich nicht entsetzen,"
sprach er, „o Jungfrau schön,
mein Red soll dich ergötzen,
ich komm aus Himmels Thron,
bring fröhlich Botschaft dir,
du hast Gnade gefunden
bei Gott, das glaube mir.

Ein Kindlein wirst du tragen
in deinem keuschen Leib,
davon die Schrift tut sagen,
— o edel und seligs Weib —
sein Nam ist Jesus Christ,
der Herrgott wird ihm geben
Davids, seines Vaters, Sitz."

Maria, die Jungfrau reine,
fragt süchtig mit Verstand:
„Wie soll doch das geschehen?
kein Mann ich nie erkannt."
Der Engel sprach zu ihr:
„Dies Wunder wird verschaffen
der heilige Geist in dir.

Es wird dich überschatten
des Allerhöchsten Kraft
und unverletzt verwahren
die reine Jungfrauschaft,
denn eben das Kindlein schon,
das von dir wird geboren,
ist der ewig Gottes Sohn.

Laß dich nit Wunder haben,
das alt unfruchtbar Weib,
Elisabeth, dein Basen,
geht auch mit schwerem Leib:
Gott all Ding möglich ist,
sie wird ein Sohn gebären
nach dreier Monat Frist."

Maria, mit Freud und Wonnen,
die edel Jungfrau zart,
da sie nun hat vernommen
vom Engel Gottes Rat,
sprach willig und wohlbedacht:
„Ich bin des Herrn Dienerin,
mir gschehe, wie du gesagt."

Aus heiligen Geistes Kräften
Maria bald empfing
Gotts Sohn, den Himmelsfürsten,
— schau Wunder und neue Ding —
neun Monat er bei ihr war,
sie ward eine Mutter Gottes,
blieb Jungfrau rein wie vor.

Danach in kurzer Weilen
macht sie sich auf die Fahrt,
geschwind mit schnellem Eilen
zu ihrer Basen zart
in Zacharias' Haus,
die wollte sie begrüßen
und warten ihrer aus.

Elisabeth, die alte,
schrie laut mit heller Stimm:
„Gesegnet über alle
bist du, o Jungfrau rein
und deines Leibesfrucht!
Woher meines Herrn Mutter,
daß sie mich heimgesucht?"

Da die edel keusche Magd
drei Mond gewesen bei ihr,
ging sie wieder unverzagt
mit großer Freud von ihr
gen Nazareth gar still,
sie wollt der Zeit erwarten,
bis daß geschehe Gottes Will.

Wohl zu derselben Zeiten
der stark und friedsam Held
Augustus, römisch Kaiser,
beschrieb die ganze Welt,
den Zins von allen nahm,
da Joseph und Maria
gen Bethlehem auch kam.

Die Herberg waren teuer,
sie fanden kein Aufhalt,
sie kamen in ein Scheuer,
da war die Luft auch kalt.
Wohl in derselben Nacht
Maria gebar den Fürsten,
der uns den Fried hat bracht.

Den Hirten auf dem Felde
verkündigt das Englisch Heer
wie zur selbigen Stunde
Christus geboren wär
zu Bethlehem in der Stadt,
da sie das Kindlein funden,
wie ihn der Engel gesagt.

Das Kindlein ward beschnitten
acht Tag nach seiner Gburt,
nach den mosaischen Sitten,
vergoß sein reines Blut

mit Schmerzen, Marter und Pein;
Jesus ward es genennet,
wollt unser Heiland sein.

Ein Stern mit hellem Scheine
drei König führt geschwind
aus Morgenland mit Eile
zum neugebornen Kind,
dem brachten sie reichen Sold
und schenkten ihm mit Freuden
Myrrh[1], Weihrauch und köstlich Gold.

Lob, Ehr sei Gott dem Vater,
dem Sohn und Heiligen Geist,
Maria, Gottes Mutter,
dein Hilf an uns beweis.
Und bitt dein liebes Kind,
daß er uns woll behüten
und verzeihen unser Sünd.

Wir bitten dich von Herzen,
du edle Königin,
durch deines Sohnes Schmerzen
wann fahren wir dahin
aus diesem Jammertal,
du wollest uns begleiten
bis in der Engel Saal.

So singen wir all Amen,
das heißt, nun ward es wahr,
das wir begehren allsammen,
o Jesu, hilf uns dar.
In deines Vaters Reich,
drin wollen wir dich loben,
o Gott, uns das verleih.

(Arthur Bonus, Deutsche Weihnacht, München, S. 218.)

Die Hirten auf dem Felde.

(Aus Unter-Österreich.)

Af, af, ehs Hiärtn, nid schlafts ma so lang!
de Nacht is vaganga, nu dagt es ja schon.
Schauts nuar dahear! schauts nuar dahear!
wie fairizt[1] das Stearndl je lenga je mear!

Zu Bethlehem drunt'n geht nida da Schain,
es muäß ja was englisch vaborgn drunt sain.
An alda Stall, an alda Stall,
dear schaint und glanzt enk als wiär Kristall.

Drum geh nuär, mein Frizl, und bsinn di nit lang!
Stich a a faasts Kizl[2] und wag dr an Gang:
geh nid vül um, geh nid vül um,
aft ruk flugs dain Hiäderl und stöll di fain frumm!

Fain gmala kniä nieda[3] und buk di fain eh!
aft ruk flugs dain Hiäderl, wannst aini wüllst gehn.
Buk di fain schen, noag di fain schen,
aft ruk flugs dain Hiäderl, wannst aini wüllst gehn.

(Ert-Böhme III, S. 650.)

[1] fairizt, feurig glänzt.
[2] Steck an ein feistes (starkes) Kerzlein.
[3] fein gemach knie nieder.

Weihnachtslied.

(Aus der Gegend von Oppeln, 1840.)

„A soite: Fret euch alla!
Dar Heland is geborn
zu Bethlahem im Stalle,
das hat a sich erkorn.
Die Krippa is sei Betta,
giht hin uf Bethlahem!"
Und wie ar alsu redta,
da flug a wieder hem.

Ich ducht: „Du mußt nich säuma";
ich ließ die Schäfla stihn.
Ich lief durt hinter a Zäunla
bis zu dem Stalle hin.
Ich war a halb Gewenda
dervon, da quam a Stral,
dar hatte gar ke Enda
und wies mich ei dan Stal.

Dar Stal war a Geniste
und hatte gar ken Art,
derzu och das Gerüste
war herzlich schlecht verwahrt.
Das Tach war grausam dünne
und hing am halben Har,
ich ducht: „Es denn da drinne
gleiwul a Kind geborn?"

Ich schlech mich uf de Seite,
ich guckt e klen wing nei:
da sah ich a par Leute
und och das Kind derbei.
Es hatt ke Ploitzla Bette,
a enzig Wischla Struh,
und lag wul asu nette:
ke Maler träfs asu.

Es hatte a par Wengla
als wenns zwe Rösla wär'n,
a Gyschla wie a Engla,
zwe Ogla wie zwe Stern,
a Köpfla wie a Toibla,
gekroiselt wie dar Klie,
a hübsches quanschlichs Leibla,
viel weßer als dar Schnie.

Die Mutter kniet dernaba,
dar ha ichs angesahn.
Sie hätt's bei ihrem Labe
nie üm wer weß was gan.
Bald nam sie's ei de Hände,
bald lät sie's wieder hin,
sie täte mit dam Kende
och gar unsäglich schün.

Und derba uf der Sete
da kniet a lieber Man,
a negt sich mit dam Hete
und batt das Kindla an.
A küßt's all Ogeblicka.
Das taurt die ganze Nacht
ar hät's ei enem Stücka
och immer angelacht.

Ich glab, uf ünser Granze
da hät's ke sulch schön Kind;
es lag ei lauter Glanze,
ma wurd schier dervo blind.
Ich ducht ei menem Sinna:
„Das Kindla stünd der a,
wenn du der's könntst gewinna,
du wagtst a Lamla dra."

(Erk-Böhme III, S. 651.)

Weihnachtslied.

Auf ihr Brüder, jetzt mit mir!
Unser Bleiben ist nicht hier,
geht's geschwind Tag hinab,
Tag hinab gen Bethlehem,
wo der Ochs und Esel sind,
und das göttlich schöne Kind.

Die Bauern.

Bruder, ich geh auch mit dir,
nehm mein Dudelsack zu mir,
und mein Schalmei auch!

Wenn ich geh zum Stall hinein,
grüß ich gleich das Kindelein
und pfeif eins darzu.

Ei, wie friert das arme Kind,
gehet in und aus der Wind;
wie war ich so froh!

Wenn ich nur mein Häuserl hätt,
das dort unten im Dörfle steht,
und mei Staderla!

Nehmt die Mutter mit dem Kind,
in das Häuserl führt's geschwind!
wie wär ich so froh!

Milch und Mehl, das hab ich schon,
daß ich e Müserle kochen kann,
wenn das Kindel schreit.

Führ dich Gott, liebs Kindelein,
morgen kehr ich wiederum ein,
will dir bringen alls.

Was dir wird vonnöten sein:
Milch und Mehl und Schmalz
und e bissel Salz.

(Erlach I, S. 146.)

Die heiligen drei Könige.

Mit Gott, so wöllen wir loben und ehrn
die heilgen drei König mit ihrem Stern.

Sie ritten daher in schneller Eil,
in dreißig Tagen vierhundert Meil.

Sie kamen in Herodis Land.
Herodes was ihn unbekannt.

Sie zohen für Herodis Haus,
Herodes sahe zum Fenster raus:

„Ihr, meine liebe Herren, wo wöllt ihr hin?"
„Gen Bethlehem steht unser Sinn.

Da ist geborn ohn alles Leid
ein Kindlein von einer reinen Maid."

Herodes sprach aus großem Tratz:
„Ei, warum ist der hinter so schwarz?"

„O, lieber Herr, er ist uns wohl bekannt,
er ist ein König in Mohrenland.

Und wöllen ihr uns recht erkennen,
wir dörfent uns gar wohl nennen:

wir sind die König vom finstern Stern
und brächten dem Kinde ein Opfer gern.

Myrrhen, Weihrauch und rotes Gold,
wir sind dem Kindlein ins Herz nein hold."

Herodes sprach aus Übermut:
„Bleibent hienacht bei mir und nehmt für gut!

Ich will euch geben Heu und Streu,
ich will euch halten Zehrung frei." —

Die heilgen drei König täten sich besinnen:
„Fürwahr, wir wöllent jetzt von hinnen!"

Herodes sprach aus trutzigem Sinn:
„Wöllt ihr nicht bleiben, so fahrent hin!"

Sie zohent über den Berg hinaus,
sie fundent den Stern stehn ob dem Haus.

Sie traten in das Haus hinein,
sie fundent Jesum in dem Krippelein.

Sie gebent ihm ein reichen Sold,
Myrrhen, Weihrauch und rotes Gold.

Joseph bei dem Krippelein saß,
bis daß er schier erfroren was.

Joseph nahm ein Pfännelein
und macht dem Kinde ein Müselein.

Joseph, der zohe sein Höselein aus
und machet dem Kindlein zwei Windelein draus.

„Joseph, lieber Joseph mein,
hilf mir wiegen mein Kindelein!"

Es warent da zwei unvernünftige Tier,
sie fielent nieder auf ihre Knie.

Das Öchslein und das Eselein,
sie kanntent Gott den Herren rein. Amen.

Danksagung nach erhaltener Gab oder Schenkung:

Man hat uns ehrentlich geben;
der liebe Gott laß euch mit Freuden leben!

Wir standen auf eim Gilgenreis:
Gott geb euch allen das Himmelreich!

Wir standen auf einem Gilgenblatt:
Gott geb euch allen ein selige Nacht! Amen.

(Erk-Böhme III, S. 109.)

Die heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten.

Als Jesus Christ geboren ward,
da was es kalt.
In ein kleines Krippelein
gelegt er ward.
Da stund ein Esel und ein Rind,
die atmitzten über das heilig Kind
gar unverborgen.
Der ein reines Herze hat,
der darf nit sorgen.

Joseph, der nahm sein Eselein
wohl bei dem Zaum,
er führet es unter
ein Dattelbaum.
„Eselein, du sollt stille stan,
Maria, die will geruhet han,
sie ist gar müde."
Da neiget sich der Dattelbaum
zu Gottes Güte.

Marie brach die Datteln
in ihren Schoß,
Joseph derselben Weil
doch nit verdroß.
„Eselein, du sollt fürbaß gan:
wir haben noch dreißig Meil zu gan,
es wird zu spate."
Da neiget sich der Dattelbaum
zu Gottes Gnade.

Da zugen sie fürhin baß
wohl in ein Stadt;
Joseph gar treulich umb
ein Herberg bat.
Der selbig Wirt lebt in dem Haus,
er trieb die Gäste wiedrumb aus.
Maria spann das reine Garn
mit ihren Händen.

Sie gingen wenig fürhin baß
wohl in ein Dorf.
Joseph gar treulich umb
ein Herberg warb.
„Wirtin, liebe Wirtin mein,
behaltet mir das Kindelein
und auch die Fraue!"
Sie sprach: „Ich will es gerne tun,
wollt ihr ein Straue (Streue)?"

Wohlhin, wohlhin gen Abend spat,
do ward es kalt.
Alsbald sie in die Scheuren ging,
ins Stadel trat.
Maria, die nahm ihr Kindelein,
Joseph, der nahm sein Eselein,
sie lagen gesunder (gesondert).
Do schauet Wirt und Wirtin zu
dem großen Wunder.

Wohlhin, wohlhin gen Mitternacht,
do was es kalt.
Der Wirt zu seiner Frauen do
gar treulich sprach:
„Fraue, liebste Fraue mein,
steh auf und mach ein Feuerlein
durch Gottes Willen.
Das Kindlein heint kein Ruh gewann,
es möcht erfrieren."

Die Frau stund auf gar balde,
was man sie hieß;
wie bald sie in die Küchen lief,
ein Feur aufblies.
„Fräulein, liebstes Fräulein,
trag herein dein Kindelein
wohl zu dem Feure!
Dein Kindlein heint kein Ruh nit hat,
es möcht erfrieren."

Maria hät ein Pfännelein
und das war klein,
da kocht sie ihrem Kind ein Müesl,
was lauter und rein.
Und es verzehrt das Müeselein,
Maria sang ihrm Kindelein
gar schon und taugen:
„So bist du mir ein Spiegel klar
in meinen Augen."

Maria, die kund spinnen,
des freut sie sich.
Joseph, der kund zimmern,
des nährten sie sich;
Jesus, der kunnt haspen Garn.
Der reiche Wirt, der ward do arm,
der arm ward reiche.
So bitt wir Gott von Himmel, daß er uns
helf in sein Reiche.

Erk-Böhme III, S. 655. Text aus der Kloster Neuburger Hdschr. Nr. 1228. Anfang des 16. Jahrh.

Jesu Leidensgeschichte.

(Andernacher Gesangb., 1608.)

Da Jesus in den Garten ging
und sich sein bitter Leid anfing,
da trauert alles, was da was,
da trauert Laub und grüne Gras.

Die falschen Juden in ihrem Zorn
schlugen ihn mit gar scharfen Dorn,
sie schlugen ihm in einer Stund
viel mehr denn über tausend Wund.

Maria die hört ein Hämmerlein kling'n:
„O weh, o weh, meins lieben Kinds!
o weh, o weh, meins Herzen ein Kron!
mein Sohn, mein Sohn will mich verlon!

Maria kam ans Kreuz gegang'n:
sie sah ihr liebes Kind vor ihr hang'n
an einem Kreuz, was ihr nit lieb;
Maria was das Herz betrübt.

„Johannes, liebster Diener mein,
laß dir mein Mutter bepfohlen sein!
nimm's bei der Hand und führ's hindann,
daß sie nit seh mein Marter an!"

„Ach Herr, das will ich geren tun,
ich will sie trösten also schön,
ich will sie trösten also wohl,
wie ein Kind sein Mutter trösten soll."

Da kam ein blinder Jud gegang'n,
er führt ein Speer an einer Stang'n,
er führt es stark in seiner Faust,
nach Gott gegen sein Herzen auf.

Die Feigenbaum die bogen sich,
die harten Fels zerkloben sich,
die Sonn verlor ihrn klaren Schein,
die Vögel ließen ihr Singen sein.

Hört zu, ihr Frauen und ihr Mann:
Wer dieses Liedlein singen kann,
der sing es Gott zu Ehr all Tag,
auf daß sein Seel bleib ohne Klag!

Erk-Böhme III, S. 665. „Text aus Ansinglieder, Straubing 1590, Bl. 6 a. Überschrift: ‚Ein Lied von dem Leiden des Herren Christi'. Es ist ein echtes Volkslied, das mindestens aus dem 15. Jahrh. stammen mag — und noch jetzt, sogar im Wortlaut ziemlich gleich, im Volksmund lebt, wie folgende Nummer beweist."

Das Leiden des Herrn.

(Schlesien, Grafschaft Glatz, 1840.)

Als Christ der Herr in Garten ging
und ihm sein bittres Leiden anfing,
da trauert Laub und grünes Gras,
weil Judas sein Verräter was.

Da kam'n die falschen Juden gegang'n,
sie nahm'n den Herrn im Garten gefang'n,
sie haben ihn gegeißelt und gekrönt,
sein heilgen Leichnam gar verhöhnt.

Sie führten ihn in des Richters Haus,
mit scharfen Streichen wiedrum raus;
sie hingen ihn an ein hohes Kreuz:
Maria war ihr Herz beleidt.

Maria hört ein Hämmerlein kling'n:
„Ach weh, ach weh! meins lieb'n Kinds!
ach weh, ach weh! meins Herz'n ein Kron,
mein Kind will mich verlassen schon!"

Da kam ein blinder Jud gerannt,
der führt ein Speer in seiner Hand;
er führt's so stark in seiner Faust,
stach Jesu seine Seiten auf.

Maria kam unt'r das Kreuz gegang'n,
sie sah ihr liebes Kindlein hang'n
an einem Kreuz, war ihr nicht lieb;
Maria war ihr Herz betrübt.

„Johannes, liebster Jünger mein,
laß dir mein Mutter befohlen sein!
Nimm's bei der Hand, führ's weit hindann,
daß sie nicht sieht mein Marter an!"

„Ach Herr, das will ich gerne tun,
ich will sie führen weit davon;
ich will sie trösten also wohl,
wie ein Kind sein Mutter trösten soll."

Er nahm sie bei der rechten Hand,
er führt sie weit vom Kreuz hindann,
weit von dem Kreuz, war ihr nicht lieb;
Maria war ihr Herz betrübt.

Nun bieg dich, Baum, nun bieg dich, Ast!
mein Kind hat weder Ruh noch Rast:
nun bieg dich, Laub und grünes Gras!
laßt uns zu Herzen gehen das.

Die hohen Bäume die bogen sich,
die harten Felsen zerkloben sich,
die Sonne verlor ihrn klaren Schein,
die Vögel ließen ihr Rufen sein.

Nun merket auf, ihr Frauen und Mann!
Und wer das Liedlein singen kann,
der sing es Tages nur einmal,
sein Seel wird kommen ins Himmels Saal.

Erk-Böhme III, S. 666. Vielfach mündlich aus Schlesien Pommern, Westfalen, vom Mittel- und Oberrhein.

Drei Marien (Osterlied. 14. Jahrh.).

Es gingen drei Frewlach also fruh,
sie gingen dem heilgen Grabe zu,
sie wollten den Herren salbun,
als Maria Magdalena hätt geton.

Die Frewlach redtun all gemein:
„Wer wälzt uns ab dem Grab den Stein?
Daß wir den Herren salbun
an Leib und allenthalbun?"

Do sie kamen zu dem Grab,
von Salbun brachtn sie kostberlich Schatz,
das Grab fanden's offen ston:
Zwen Engel die wasen wolgeton.

„Ihr Frewlach, ihr sollt erschrecken nit:
Den ihr da suchent, den findent ihr nit,
schaunt an das weiße Kleid,
des zu dem Herren ward bereitt.

Ihr Frewlach, ihr sollt nit abe lan,
ihr sollt gen Gallilea gan,
gen Gallilea sollt ihr gon,
do will sich Jesus schauen lon."

Maria Magdelena wollt nit abe lon,
sie wollt den Herren suchen ton:
Was 'gegnet ihr in kurzer Frist,
wenn unser Herrn Jesus Christ

in aller Weis und Bäre,
als ob er ein Gärtner wäre;
er trug ein Grabun in seiner Hand,
als ob er wollt bauen ein ganzes Land.

„Sage du mir, Gärtner, fein,
wo hast du gelassen den Herren mein?
Sage mir, wo hast du ihn gelan,
daß mir mein Herz ohn Kummer mög stan?"

Bald er das Wort ußer sprach,
sie sahe, daß es Jesus was,
sie kniet nieder uf einen Stein:
sie hätt Gott den Herren funden allein.

„Maria Magdalena, berühr mich nit,
denn es ist an der Zeite nit!
Berühr mich nit mit deiner Hand,
bis daß ich komm in meines Vaters Land!"

[Behüte uns das heilig Kreuz
und alle Christenleute!
Begehrnt die falschen Juden nit,
sie glauben an unsern Glauben nit.

Und hätten sie unsern Glauben,
sie glaubten an unsere Frauen
und an unsern Herren Jesu Christ,
der von den Juden gekreuzigt ist.

Christ fuhr gen Himmele,
was sandte er uns wieder?
Da sandt er uns den heilgen Geist,
Gott tröst uns arme Christenheit!]

Erk-Böhme III, S. 679. Aus Simprecht Krölls Handschr. Augsburg 1516.

Mit diesem Osterliede verwandt nach Form und Inhalt ist folgendes volkstümliches Fragment eines alten, vermutlich dem 12. Jahrh. angehörenden Osterliedes:

Maria Magdalena.

An dem osterlichen Tag
Maria Magdalena ging zu dem Grab.
Was fand sie an dem Grabe stan?
einen Engel wolgetan.

Der Engel grüßt sie in der Zeit:
„Den da suchet das vielselig Weib,
er ist erstanden von dem Tod,
den du salben wolltest."

„Maria!" — ruft er ihr zuhand,
da kannt sie ihren Heiland;
sie sah ihn in aller Gebärde,
sam er ein Gärtner wäre.

Die heilige Woche.

Als Jesus von seiner Mutter ging
und die große, heilige Woch anfing,
da hatte Maria viel Herzeleid,
sie fragte den Sohn mit Traurigkeit:

Ach Sohn, du liebster Jesu mein,
was wirst du am heiligen Sonntag sein?
„Am Sonntag werd ich ein König sein,
da wird man mir Kleider und Palmen streun."

Ach Sohn, du liebster Jesu mein,
was wirst du am heiligen Montag sein?
„Am Montag bin ich ein Wandersmann,
der nirgends ein Obdach finden kann."

Ach Sohn, du liebster Jesu mein,
was wirst du am heiligen Dienstag sein?
„Am Dienstag bin ich der Welt ein Prophet,
verkünde, wie Himmel und Erde vergeht."

Ach Sohn, du liebster Jesu mein,
was wirst du am heiligen Mittwoch sein?
„Am Mittwoch bin ich gar arm und gering,
verkauft um dreißig Silberling."

Ach Sohn, du liebster Jesu mein,
was wirst du am heiligen Donnerstag sein?
„Am Donnerstag bin ich im Speisesaal
das Opferlamm bei dem Abendmahl."

Ach Sohn, du liebster Jesu mein,
was wirst du am heiligen Freitag sein?
„Ach Mutter, ach liebste Mutter mein,
könnt dir der Freitag verborgen sein!"

Ach Sohn, du liebster Jesu mein,
was wirst du am heiligen Samstag sein?
„Am Samstag bin ich ein Weizenkorn,
das in der Erde wird neugeborn.

Und am Sonntag freu dich, o Mutter mein,
dann werd ich vom Tod erstanden sein:
Dann trag ich das Kreuz mit der Fahn in der Hand,
dann siehst du mich wieder im Gloriestand."

(Avenarius, Balladenbuch, München. S. 179.)

Marias Wanderung.

(Aus dem Siebengebirge.)

Maria, die wollt wandern gehn,
wollt suchen ihren Sohn,
den sie verloren schon.

Was begegnet ihr auf der Reise?
ein hübscher junger Mann,
ganz traurig schaut's ihn an.

„Habt ihr denn nicht gesehen
Jesum meinen Sohn,
den ich verloren schon?"

„Ja, den hab ich gesehen
in einem Judenhaus,
ganz traurig sah er aus."

„Was trug er auf dem Haupte?"
„Ein scharfe Dornenkron;
das Kreuz, das trug er schon."

Das Kreuz mußt Jesus tragen
zu Jerusalem vor die Stadt,
wo er gelitten hat.

Da kam die betrübte Mutter,
sie weint so bitterlich
um ihren lieben Sohn.

„Ach Mutter, laß das Weinen,
die Marter, die ist mein,
das Himmelreich ist dein!"

(Erk-Böhme III, S. 757.)

Mutter Maria.

(Nassauer Volkslegende.)

Mutter Maria ging einmal über das Meer,
sie trug ein Tränenkrügelein vor sich her.

Sie trug es gar eben, sie trug es gar fein,
sie trug es, die Mutter Maria allein.

Und als sie an das Meerwasser kam,
da stand ein schöner, hoher Schiffmann dran.

„Ach, Schiffmann, lieber Schiffmann mein,
ach, fahre mich einmal über das Meer!"

„Ich fahre dich nicht über das Meer,
bis daß du mir versprichst die höchste Ehr."

„Die höchste Ehr versprech ich nimmermehr,
lieber will ich wandeln über das Meer."

Und als sie über dem Wasser war,
da hing ihr lieber Sohn am Kreuze dar.

Da kam sie an eine Kirche heran,
da fingen alle Glocken zu läuten an.

Maria kniete auf einen Stein,
da sprang dem Schiffmann sein Herz entzwei.

(Frauengruber, Poet. Legenden, 1905. S. 184.)

Maria und der Schiffmann.

Maria ging durch einen grünen Wald,
da fand sie ein Waldtierlein stehn.

„Waldtierlein, willst du mit mir gehn?
wohl oben auf dem Berg da sollst du stehn."

Maria ging wohl längs das Meer,
da fand sie einen Schiffmann stehn.

„Schiffer, lieber Schiffer mein,
willst du mich wohl schiffen über das Meer?"

„Eh ich Euch schiffe wohl über das Meer,
so müßt Ihr mir geben, was mein Herz begehrt."

„Eh ich dir gebe, was dein Herz begehrt,
viel lieber will ich wandeln über das Meer."

Maria hob ihr Röcklein auf,
sie trat wohl in das tiefe Meer.

Als sie wohl in die Mitte kam,
da fingen alle Glöcklein an.

Maria trat auf einen Stein,
da ging dem Schiffmann sein Herz entzwei.

(Erk-Böhme III, S. 759.)

Vom heiligen Ritter St. Georgen.

So hebn wir auch zu loben an — Kyrieleison!
den Ritter Sankt Jörgen, den heilgn Mann — Ave, Maria!

Gott hat ihn selber hochbegnadt,
mit Tugend und Stärk gar hochbegabt.

Zu Libien bei einer Stadt
ein Trackn er umgebracht hat.

In einem See gar groß und tief
ein grausam Track sich sehen ließ.

Ein ganze Gegend er beschwert,
viel Menschen und viel Vieh ermördt,

mit seinem schädlichen bösen Gift
verwüst er Wasser und die Lüft.

Zwei Schaf mußt man ihm geben all Tag,
darmit abzuwenden solche Plag.

Und da die Schaf all warn dahin,
mußten sie geben ein Menschen ihm.

Auf welchen das Los war getroffen,
der ward dem Tracken fürgeworfen.

Das Los aufs Königs Tochter fiel:
die sollt dem Tracken werden zuteil.

Der König sprach zun Burgern gleich:
„Ich gib euch mein halbes Königreich,

ich gib euch Silber und rotes Gold
und alles, was ihr haben wollt:

daß meine Tochter, der einig Erb,
mög leben und nit so schändlich sterb."

Das Volk ein groß Geschrei erhieb:
„Ein andern ist sein Kind auch lieb.

Hältst du denn das Gesetz selber nicht,
das du hast selber aufgericht,

so verderben und brennen wir jetzund
dein ganzes Reich bis auf den Grund."

Da nun der König den Ernst ersach,
sprach er: „Gebt mir nur Frist acht Tag."

Da nun die Zeit erschienen war,
liefs Volk mit Haufen zum König dar.

„Willst du von deiner Tochter wegn
dein ganzes Volk dem Tode gebn?"

Da gab der König die Tochter sein,
weil es doch anderst nit konnt sein.

Er sprach: „Ach weh mir armen Mann,
was muß ich dann nun heben an?"

Er bekleidt sein Tochter in königlich Wat,
mit Wei'n und Klagen er sie umfaht.

„Ich hab dich wölln vermählen schon,
in Freuden wöllen Hochzeit han.

So muß ich mich dein gar verwegn
und dich dem wilden Tracken gebn."

Mit Weinen gab er ihr den Kuß,
da fiel sein Tochter ihm zu Fuß.

Man führt sie zu des See Gestädt,
in großen Traurn sie sitzen tät.

Da ritt der Ritter Sankt Jörg daher;
er fragt die Jungfrau, was das wär.

Er sprach: „Jungfrau, gebt mir Bescheid,
daß Ihr so trauert habt, habt großes Leid."

Da sagt die Jungfrau ihm bald her,
wie es alles ergangen wär.

Da sprach der edle Ritter gut:
„Seid getröst und habt ein frohen Mut!

Ich will Euch durch Hilf Gottes Sohn
ein treuen ritterlichen Beistand tun!"

Die Jungfrau sprach: „Das kann nit sein,
ich will lieber sterben allein.

Sollt ich schuld haben an Eurem Tod,
viel lieber leid ich solche Not.

Drum fliehet bald, rett Euer junges Lebn,
Ihr müßt sonst Euren Leib drum gebn."

Als sie das redt in Schrecken schwer,
da kam der grausam Track daher.

Der Ritter setzt sich geschwind zu Roß
und eilet zu dem Tracken groß.

Das heilig Kreuz macht er für sich
und stritt mit ihm gar ritterlich.

Rennt auf den Tracken mit seinem Spieß,
den er tief in den Tracken stieß,

daß er gähling zur Erden sank:
drum sagt er Gott dem Herren Dank.

Da zog der Ritter aus sein Schwert
und schlug den Tracken tot zur Erd.

Der König bot dem heilign Mann
viel Silber und Gold zu Ehren an.

Das schlug der Ritter alles aus,
man sollts den Armen teilen aus.

Als er nun schier wollt ziehen ab,
vier schöne Lehr er dem König gab:

„Die Kirch Gottes, des Herren dein,
laß dir allzeit befohlen sein!

Zum andern gib auch fleißig acht,
daß du hoch ehrst die Priesterschaft!

Zum dritten sagt er ihm in Treu:
dem Gottesdienst wohn fleißig bei!

Zum vierten sollst im Leben dein
der Witwen und Waisen Vater sein!"

Der König kam nach dieser Lehr,
er baut ein Kirch zu Gottes Ehr.

Daraus da rinnt ein kleiner Brunn,
der machet alle Krankheit gesund.

Wir bitten dich, o lieber Herr,
daß wir nachfolgen des Ritters Lehr;

und mach uns all zu Rittern stark,
daß uns nicht schad der höllisch Track,

auf daß wir empfahn die unsterblich Kron
und kommen in des Himmels Thron.

Erk-Böhme III, S. 788. — Beuttners Gesangbuch 1602, II. Teil, Nr. 73.

St. Odilia.

(Alte Volkslegende, Elsaß, Köln.)

Odilia die war blind geborn,
ihr Vater war ein gar zorniger Mann:
er ließ ein Fäßlein binden, ja binden.

Er schlug dem Fäßchen einen Boden ein
und setzte die heilige Odilia drein,
er setzt sie auf das Wasser, ja Wasser.

Sie schwamm wohl fort drei Tag und Nacht,
sie trieb dem Müller vor das Rad:
das Rad und das blieb stehen, ja stehen.

Der Müller aus der Mühle sprang:
„Ach Gott, was ist vor meinem Rad,
daß mir das Rad steht stille, ja stille?"

Er schlug dem Fäßchen einen Boden aus
und zog die heilge Odilia draus
und zog sie aus dem Wasser, ja Wasser.

Er zog sie auf bis ins zwanzigste Jahr,
bis daß Odilia ein wackres Mädchen war:
da ging sie über die Straße, ja Straße.

Da sagten all die Bürgersleut,
Odilia wär ein gefundenes Kind,
gefunden in dem Wasser, ja Wasser.

„Und eh ich will heißen ein gefundenes Kind,
viel lieber will ich suchen meinen Vater geschwind,
meine Mutter will ich beweinen!"

Sie kniet auf einen Marmelstein,
sie kniet sich Löcher in ihre Bein
und betet für ihren Vater, ja Vater.

Sie betet drei Tag und auch drei Nacht,
bis daß der höllische Satan kam
und bracht ihren Vater auf dem Rücken, ja Rücken.

Das wird nicht geschehn mehr meins Lebens Tag,
daß ein Kind seinen Vater erlöset hat
wohl aus den höllischen Flammen, ja Flammen.

(Erk-Böhme III, S. 804.)

St. Katharina.

Die heilig Rein und auch die Fein,
die heilig Jungfrau Katharein,

St. Katharina war ein reine Magd,
das war dem Heiden gar bald gesagt.

Der Heid schickt aus in alle Land,
bis daß er St. Katharina fand.

Der Heid sprach St. Katharina an,
sie sollt nach seinem Willen tun.

„Ich gib dir Burg und alle Land,
mach dich ein Kaiserin zuhand."

St. Katharina schrie aber laut:
„Dafür behüt mich meins Herzens Traut!

Dafür behüt mich mein heiliger Mann,
Herr Jesus Christ, mein Bräutigam!"

Die Red die tut dem Heiden Zorn,
daß je St. Kathrina hätt verschworn.

Er ließ sie legen in ein'n tiefen Turm,
darin lag mancher arger Wurm.

Sie lag bis an den eilften Tag,
daß sie keiner Speise nie enpflag.

Wohl an dem zwölften Morgen fruh,
da trat der Heid dem Turme zu.

Er stieß die Tür auf mit Gewalt
und ruft Sankt Katharina bald.

Er sah hinab bis auf den Grund:
St. Katharina war frisch und gsund.

„O Katharina, wer hat dich ernährt,
daß dich meine Wurm nicht haben verzehrt?"

„Das hat getan ein heilger Mann,
Herr Jesus Christ, mein Bräutigam."

Er führt St. Kathrina wiederum ein:
ob sie nach seinem Willen wollt sein?

St. Katharina sprach: „Das tu ich nicht,
kein heidnischen Mann den will ich nicht!"

Er ließ zurichten ein scharfes Rad,
das war mit Eisen wohl bewahrt.

Er ließ das Rädlein umher treibn,
daß es sollt St. Kathrina zerschneidn.

Da kam ein großer Donnerschlag
und schlug das Rädlein zu Hauf und brach.

Er schlug wohl auf derselben Fahrt
vierhunderttausend Heiden tot.

Er führt St. Katharina wiederum ein,
ob sie noch wollt seins Willen sein?

St. Katharina wiederum spricht:
„Ein heidnischen Mann den mag ich nicht!"

Er ließ ein scharfes Schwert hertragn,
ließ St. Katharina ihr Haupt abschlagn.

Und wo ihr heiliges Haupt hinsprang,
da saß ein Engelein und sang.

Und wo ihr heilges Blut hinrann,
da steckt ein helles Licht und brann.

Das leuchtet also wunderleich
wohl in das ewige Himmelreich).

Erk-Böhme III, S. 808. Text aus den Straubinger Anfängeliedern 1590, Bl. 7b.

Der Tod als Schnitter.

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
hat Gwalt vom großen Gott;
heut wetzt er das Messer,
es geht schon viel besser,
bald wird er drein schneiden,
wir müssens nur leiden.
Hüt dich, schöns Blümelein!

Was heut noch grün und frisch dasteht,
wird morgen weggemäht.
Die edel Narzissel,
die englische Schlüssel,
die schön Hyazinthen,
die türkischen Winden:
hüt dich, schöns Blümelein!

Viel hunderttausend ungezählt,
was nur unter die Sichel fällt:
rot Rosen, weiß Liljen,
beid wird er austilgen,
und ihr Kaiserkronen,
man wird euch nicht verschonen;
hüt dich, schöns Blümelein!

Das himmlische Ehrenpreis,
die Tulpen gelb und weiß,
die silbernen Glocken,
die goldenen Flocken,
senkt alles zur Erden,
was wird daraus werden?
Hüt dich, schöns Blümelein!

Ihr hübsch Lavendel und Rosmarine,
ihr vielfarbige Röselein,
ihr stolze Schwertliljen,
ihr krause Basiljen,
ihr zarte Violen,
man wird euch bald holen;
hüt dich, schöns Blümelein!

Trutz, Tod! komm her, ich fürcht dich nit!
Trutz, eil daher in einem Schnitt.
Wann Sichel mich letzet,
so werd ich versetzet
in den himmlischen Garten:
darauf will ich warten.
Freu dich, schöns Blümelein!

(Erk-Böhme III, S. 849; fl. Bl., gedruckt 1638.)

Der Tod und das Mädchen.

Es wollt es Jungfräueli reisen an einer Morgenstund,
wollt reisen i Vaters Lustgarten, da würde sein Herzli gesund,
wollt brechen roti Röseli ab,
wollt ihm ein Kränzeli machen
von allerlei Blümlein fein.

Es schaute neben ume, sah einen cholschwarze Ma,
er gleichet wohl einem Pfaffe, schwarz Chütteli hat er a,
er hat noch weder Fleisch und Blut,
sein Mund war ihm verblichen,
er gleichet wohl einem Geist.

„Schön Anneli, wolltest du mit mir an einen Abendtanz?
was müßt man dir auflegen? ein wunderschönen Kranz.
womit müßt er gezieret sein?
mit Silber und rotem Golde,
von allerlei Edelgestein.

Schön Anneli, wolltest du wissen, wollst wissen, wer ich bin?
I bi nume der bittere Tode genannt,
muß alle Länder durchreisen,
muß reisen in alle Land."

„O sötti denn jetza schon sterbe? i bi no viel zu jung.
Was würde mein Vater denn sagen, wenn er mi de niene me fung?
I bin nume sein einziges Töchterlein,
viel Hab und Gut z'erwarte,
i bi nume sein einziges Kind."

Er nahm sie wohl bei der Mitte, wo sie am schwächesten war,
und schlug sie wohl auf die Erde ins Laub und ins grüne Gras.
Sie weigeret ihre braun Auglein
und bettet zu Gott dem Vater
um eines glückseliges End.

(Schweizerisches Archiv f. Volkskunde, V, 6; Kanton Bern.)

Das Volkslied andrer Völker.

Es ist von besonderem Reiz, neben die deutsche Volksballade die Lieder andrer Völker zu stellen und das Ähnliche und das Verschiedenartige herauszufinden. Andrerseits ist grade die deutsche Ballade durch Volksballaden des Auslandes beeinflußt worden. Endlich ist die deutsche Übersetzungskunst auch auf dem Gebiete des Volksliedes eine hoch zu bewertende. Aus diesen Gründen habe ich mich entschlossen, eine kleine Auswahl charaktervoller ausländischer Volksballaden und Volkslieder in guten Übersetzungen der Sammlung deutscher Volksballaden anzureihen.

Vorzugsweise galt es, die englisch-schottische und die Ballade der nordischen Völker in markanten Beispielen vorzuführen. Grade die Ballade dieser Völker ist meines Erachtens die eigentliche und mustergültige, sie entspricht dem Begriff, dem psychischen und ästhetischen Bilde der Ballade am meisten. Mit dem Bekanntwerden der englisch-schottischen Ballade in Deutschland setzt hier Beginn und Entwicklung der Ballade als eines ausgesprochenen Stilgedichts erst ein (vgl. hierüber die Haupteinleitung). Percys Sammlung englischer Volksballaden machte in den sechziger und siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts die deutschen Dichter mit der englischen Volksballade bekannt. Unter ihrem Einfluß stehen u. a. Herder, Bürger und Goethe. Sie hat eine ähnliche Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Ballade wie das deutsche Volkslied und wie etwas später — Anfang des 19. Jahrhunderts — die nordische Volksballade (durch Grimms vortreffliche Sammlung altdänischer Heldenlieder). Die großen Typen und Stilarten der Ballade, die mythische (mysteriöse), die heroische, die tragisch-psychologische, die Elfenballade usw., sind von der englisch-schottischen und von der nordischen Ballade mustergültig für alle Zeiten vorgebildet und entwickelt worden. Ein Beweis, daß die Ballade als strenges Stilgedicht eine vorzugsweise germanische Form der Poesie ist. Die schottische Edwardballade ist gewissermaßen die Ballade an sich. Auch hierüber — über Typen und Stilarten der Ballade — ist die Haupteinleitung zu vergleichen. — Überall, wohin Germanen gekommen sind, erscheinen denn auch Typen, Stilarten und Motivkreise der Ballade, allerdings mehr oder weniger deutlich erkennbar, im Bereiche anders gearteter Völker umgewandelt, durch Zeit, Ort, Geschichte, Sitte, Stammesart usw. beeinflußt. Einen ganz altertümlichen balladesken Charakter zeigt das mysteriöse bretonische Volkslied; — wenn irgendein andres Volk noch für die Entstehung des Urtümlich-Balladesken in Frage kommt, so sind es die Kelten. — Ganz andrer Art ist das feine, liedartige, oft romanzeske Volkslied der Franzosen, die Chanson. Hier sind die Quellen der leichtbeschwingten und ironischen sozialen Ballade zu suchen. Der leichte, neckische, sarkastische Stil des französischen Volkslieds ist der Stil der späteren sozialen Ballade (vgl. hierüber meine Schrift „Die soziale Ballade"). — Die Motive und auch der Stil der germanischen Ballade, des deutschen und des nordischen Volksliedes, kehren vielfach wieder in italienischen und sogenannten neugriechischen Volksliedern; doch andre Volksballaden dieser Völker zeigen einen eigenen, wenn auch nicht als besonderen Stil anzusprechenden Charakter. Auch die Lieder der Slawen, der Serben, Bulgaren, Tschechen, Russen haben Motive, Stilgebilde, Formen usw. aufzuweisen, die dem Wesen der germanischen Ballade verwandt erscheinen. Andrerseits aber hat grade die slawische Rasse doch auch ihren ganz eigentümlichen Stil für epische und lyrisch-epische Lieder, er ist durch den Trochäus bestimmt und unterscheidet sich durch seine breit ausmalende detaillierende Art durchaus von dem knappen prägnanten Stil der germanischen Ballade, er kann infolge seines rhapsodischen Charakters das ästhetische Gegenstück zum Stil der Ballade genannt werden.

Ebenso fremdartig mutet der eigenartige Stil der spanischen Romanze an, der ebenfalls auf dem Trochäus aufgebaut ist, aber durchsichtiger, lyrischer, freier, rhythmisch leichter und gefälliger sich geriert als der slawische Stil.

Ein außerordentlich altertümliches, mysteriöses und originelles Gepräge zeigen die Volkslieder der Finnen, Esthen und Lappen. Hier findet man ähnlich wie in gewissen Liedern der Edda Urtöne der Poesie, auch balladesken Klanges.

Ich hebe noch hervor den lyrischen, zarten und lieblichen Charakter des litauischen Volksliedes, der dem Wesen gewisser russischer Volkslieder zu entsprechen scheint, — das russische Volkslied aber hat auch kraftvoll epische Heldenballaden aufzuweisen.

Mit diesen Andeutungen muß ich mich hier begnügen. Die Lieder sollen selbst wirken und ihr Wesen, ihren Typus aufzeigen. Da es sich hier um künstlerische, um ästhetische Gesichtspunkte handelt, muß ich auf weitere Erklärungen verzichten, insbesondere auch auf genaue und durchweg gleichmäßig anzugebende Wort- und Inhaltserklärungen bei den Balladen, soweit nicht die Übersetzer selbst Erklärungen beigefügt haben. Ich gebe bei dem Volkslied jedes Volkes meine direkten Quellen an, hier mag man weiteres nachlesen und auch Originalausgaben der Texte finden.

Schottische und englische Volksballaden.

Deutsche Übersetzungen: Herder, Volkslieder, vgl. Herders Werke. — Rosa Warrens, Schottische Volkslieder der Vorzeit. Im Versmaß des Originals übertragen. Hamburg, 1861. — W. Doenniges, Altschottische und altenglische Balladen. München 1852. — Ferdinand Freiligrath, Übersetzungen, zerstreut in den gesammelten Werken. — Theodor Fontane, Gedichte, 7. Auflage. Berlin, 1901. — O. L. B. Wolff, Hausschatz der Volkspoesie. Leipzig 1853.

Edward.

(Schottisch.)

Dein Schwert, wie ists von Blut so rot?
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ists von Blut so rot,
und gehst so traurig her? — O!
„O ich hab geschlagen meinen Geier tot,
Mutter, Mutter!
O ich hab geschlagen meinen Geier tot,
und keinen hab ich wie er — O!"

Deins Geiers Blut ist nicht so rot,
Edward, Edward!
Deins Geiers Blut ist nicht so rot,
mein Sohn, bekenn mir frei — O!
„O ich hab geschlagen mein Rotroß tot,
Mutter, Mutter!
O ich hab geschlagen mein Rotroß tot,
und 's war so stolz und treu — O!"

Dein Roß war alt und hasts nicht not,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und hasts nicht not,
dich drückt ein andrer Schmerz — O!
„O ich hab geschlagen meinen Vater tot,
Mutter, Mutter!
O ich hab geschlagen meinen Vater tot,
und weh, weh ist mein Herz — O!"

Und was für Buße willt du nun tun?
Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun tun?
mein Sohn, bekenn mir mehr — O!
„Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
will gehn fern übers Meer — O!"

Und was soll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall?
so herrlich sonst und schön — O!
„Ich laß es stehn, bis es sink und fall,
Mutter, Mutter!
Ich laß es stehn, bis es sink und fall,
mag nie es wiedersehn — O!"

Und was soll werden dein Weib und Kind,
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind,
wann du gehst über Meer? — O!
„Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,
ich seh sie nimmermehr — O!"

Und was willt du lassen deiner Mutter teur?
Edward, Edward!
Und was willt du lassen deiner Mutter teur?
mein Sohn, das sage mir — O!
„Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feur,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feur,
denn Ihr, Ihr rietet's mir! — O!"

(Herder.)

Lord Randal.

(Schottisch; Motiv von der Schlangenköchin.)

O wo bist du gewesen, Lord Randal, mein Sohn?
O wo bist du gewesen, mein schön junger Mann? —
„Ich bin gewesen im wilden Wald; Mutter, mach mein Bett bald,
denn müde bin ich vom Jagen, ich legt mich gern zur Ruh."

Wo aßest du dein Mittagsbrot, Lord Randal, mein Sohn?
Wo aßest du dein Mittagsbrot, mein schön' junger Mann? —
„Ich aß bei meiner Treulieb; Mutter mache mein Bett bald,
denn müde bin ich vom Jagen, ich legt mich gern zur Ruh."

Was aßest du zum Mittagsbrot, Lord Randal, mein Sohn?
Was aßest du zum Mittagsbrot, mein schön' junger Mann? —
„Ich aß Aal gekocht in Brüh; Mutter, mache mein Bett bald,
denn müde bin ich vom Jagen, ich legt mich gern zur Ruh."

Was ward aus deinen Bluthunden, Lord Randal, mein Sohn?
Was ward aus deinen Bluthunden, mein schön' junger Mann? —
„O die schwollen und die starben; Mutter, mache mein Bett bald,
denn müde bin ich vom Jagen, ich legt mich gern zur Ruh."

O ich fürcht, du bist vergiftet, Lord Randal, mein Sohn!
O ich fürcht, du bist vergiftet, mein schön' junger Mann! —
„O ja, ich bin vergiftet, Mutter, mache mein Bett bald,
denn krank bin ich am Herzen und ich legt mich gern zur Ruh."

(W. Grimm.)

Die beiden Raben.

(Schottisch.)

Zwei Raben saßen auf einem Zweig,
an Schwärze und Größe kam keins ihnen gleich.
Der eine zu dem andern sprach:
wo speisen wir denn am heutigen Tag?
speisen wir bei der wilden salzigen See
oder in des grünen Waldes Näh?

Als ich saß auf dem tiefen Seesand,
da sah ich ein schönes Schiff nahe dem Land;
ich bog den Schnabel, die Flügel ich schlug,
da sank das Schiff und ich hört einen Fluch.
Sie liegen einer, zwei, drei nun da,
ich speise der wilden Salzsee nah.

Ich zeige dir schönern Anblick zumal,
erschlagenen Ritter im tiefen Tal.
Sein Blut ist frisch auf das Gras geflossen,
sein Schwert halb gezogen, seine Pfeil' nicht verschossen;
und niemand weiß, daß er dorten blieb,
als sein Falke, sein Hund und sein treues Lieb.

Es ist sein Hund fort zu der Jagd,
sein Falke sie auf Hühner macht,
sein Liebchen ist mit einem anderen fort,
so halten wir süßes Mahl nun dort;
unser Mahl ist sicher in unsrer Gewalt,
drum laß uns speisen im grünen Wald.

Halte du an seiner Brust den Schmaus,
ich hack ihm die blauen Augen aus;
nimm Locken von seinem blonden Haar
und beßre damit dein Nest fürwahr.
Den goldnen Flaum von dem jungen Kinn,
den breit ich meinen Kleinen hin.

O sein Lager ist dort nackt und kahl,
wenn der Wintersturm saust durch das Tal.
Zum Haupte den Rasen, zu Füßen den Stein,
schläft er und vernimmt nicht des Mädchens Pein.
Über sein Gebein der Vogel sich schwingt,
die Füchse heulen, das wilde Reh springt.

(Wolff.)

Das Weib von Ushers Well.

(Schottisch.)

Da lebt ein Weib in Ushers Well,
war reich an Geld und Gut;
die hatte drei stolz' und stattliche Söhn',
die sandt sie hinaus auf die Flut.

Kaum waren sie fort eine Woche von ihr,
kaum war eine Woche vorbei,
da kam das Wort zu dem trotzigen Weib:
daß ihr Schiff gesegelt sei.

Kaum waren sie fort eine Woche von ihr
und kaum eine Woche und zween,
da kam das Wort zu dem trotzigen Weib:
sie würde sie nie wiedersehn.

„So mag der Wind auch nimmer ruhn,
und rasten nimmer die Flut;
bis meine drei Söhne kommen heim,
mit leiblichem Fleisch und Blut."

Es fiel wohl um Martinizeit,
wo lang und dunkel die Nächte,
des trotzigen Weibs drei Söhne kamen,
in Hüten von Birkengeflechte[1].

Nicht wuchs am Bach und nicht im Tal,
nicht wuchs sie im Wald empor,
die Birke sie sproßte wunderschön
am Paradiesestor.

„Blast auf das Feuer, ihr Mädchen,
holt Wasser vom Brunnen hinauf!
Mein ganzes Haus soll feiern die Nacht!
Meine Söhne sie sind wohlauf." —

Und sie hat ihnen das Bette gemacht,
hat's gemacht so weit und breit,
und dann nahm sie ihren Mantel um,
saß nieder an ihrer Seit'[1].

Auf dann krähte der rotrote Hahn,
und auf der graue sofort;
der ält'ste zu dem jüngsten sprach:
„Es ist Zeit, wir müssen fort."

Der Hahn, er krähte noch einmal
und klappt mit den Flügeln sofort,
als der jüngste zu dem ält'sten sprach:
„Bruder, wir müssen fort.

Der Hahn er kräht, der Tag graut an,
der nagende Holzwurm dräut;
und kehren wir nicht an unser Platz,
trifft uns ein schweres Leid.

Nun lebe wohl, o Mutter traut,
lebt wohl, ihr Stall und Scheuer;
und lebe wohl, du schöne Maid,
die schürt meiner Mutter Feuer."[2]

(Doenniges.)

Williams Geist.

(Schottisch; Lenoren-Motiv.)

Maid Margaret saß in ihrem Gemach,
in ihrem Gemach allein,
da hörte sie gar einen traurigen Ton,
wie's Mitternacht mochte sein.

„O bist du mein Vater, bist du meine Mutter,
oder mein Bruder Johann?
Oder süß Willie, mein eigen Treulieb,
kommen von Engelland an?"

„Ich bin nicht dein Vater, bin nicht deine Mutter,
bin nicht dein Bruder Johann,
vielmehr süß Willie, dein eigen Treulieb,
kommen von Engelland an."

„Und bringst du mir den Scharlachen rot,
wie, oder die Seiden klar?
Oder bringst eine Perlenschnur,
zu binden mein goldenes Haar?"

„Ich bringe dir nicht den Scharlachen rot
noch auch die Seiden fein,
ich bring dir alleine mein Leichenhemd
über Felsen und Hügelreihn.

Doch Margaret, teure Margaret,
o hab Erbarmen mit mir!
Gib mir zurück meine Lieb und Treu,
die einst ich gegeben dir!"

[1] Mit Birkenzweigen werden die Toten bekränzt und die Grabstätten verziert oder geschützt (D.).

[1] Hier fehlt etwas (D.). [2] Wahrscheinlich fehlt der Schluß (D.).

„Deine Lieb und Treu, die geb ich dir nicht,
noch soll's geschieden sein,
bis daß du kommst zu mir ins Gemach
und küssest die Lippen mein."

„O käm ich zu dir ins Kämmerlein —
ich bin kein irdischer Mann —
und küßt ich dir deinen roten Mund,
da wär's um dich getan!"

Und auf und krähte der rotrote Hahn,
auf krähte der graue nunmehr:
„Zeit ist's, daß der Tote die Lebenden läßt —
ich darf nicht weilen mehr.

O Margaret, teure Margaret,
o hab Erbarmen mit mir!
Gib mir zurück meine Lieb und Treu,
die einst ich gegeben dir!"

„Deine Lieb und Treu, die geb ich dir nicht,
noch soll's geschieden sein,
bis du mich führst zur Kirchen dort,
um mich freist mit dem Ringelein."

„Mein Leib der ruht vor der Kirchen dort
gar weit, gar weit überm Meer;
und Margaret, es ist mein Geist allein,
der zu dir spricht nunmehr."

„Deine Lieb und Treu, die geb ich dir nicht,
noch soll's geschieden sein,
bis du mir die Himmelswonne kund
und kund machst die Höllenpein!"

„Von Himmelswonnen ist nichts mir bewußt,
doch duld ich die Höllenpein:
die hangen hier um böser Lust,
und die um gebrochner Treu'n."

Und Margaret hub ihre milchweiße Hand,
schlug ihn auf die Brust und sprach dazu:
„Nimm hier deine Lieb und Treu, Willie,
Gott schenk deiner Seele Ruh!"

(Warrens.)

Thomas der Reimer.

(Schottisch.)

Treu Thomas lag auf der Huntliebbank,
da ward er wunderbar
die schönste Frau am Eildonbaum
zu Roß anreitend gewahr.

Grasgrün von Seide war ihr Kleid,
ihr Mantel von Sammet fein,
auf jeder Seit am Rossesskamm
fünfzig Silberglocken und neun.

Treu Thomas zog die Kappe ab
und warf sich nieder aufs Knie:
„Heil! mächt'ge Himmelskönigin,
deinesgleichen sah ich auf Erden nie!"

„O nein, o nein, Thomas, sprach sie,
der Name ziemt sich nicht für mich;
des schönen Elflands Königin,
kam ich nur her, zu besuchen dich.

Verweil und eil, Thomas, sprach sie,
verweil und eil mit mir!
Und wag's und küß mich auf den Mund,
dann gehört dein Leben mir."

„Geschehe mir Wohl, geschehe mir Weh,
das Wagnis will ich wohl bestehn!"
Da küßt er sie auf den Rosenmund,
beim Eildonbaum, es war geschehn!

„Nun mußt du mit mir gehn, sprach sie,
treu Thomas, du mußt mit mir gehn,
mir dienen mußt du sieben Jahr,
mag Wohl, mag Wehe dir geschehn." —

Dann sprang sie auf ihr milchweiß Roß
und Thomas hinter sie geschwind;
und wie sie nur am Zügel riß,
flog hin das Roß schnell wie der Wind.

Und weiter ritten, weiter sie,
das Roß flog schneller wie der Wind,
bis sie so fern vom Lebensland
zum Wüstenland gekommen sind.

„Sitz ab, sitz ab, treu Thomas nun,
und lehn dein Haupt wohl an mein Knie,
verweil ein wenig rastend hier,
drei Wunder zeig ich dir," sprach sie.

„Und siehst du nicht den schmalen Weg
mit Dorn und Dickicht übersät?
Das ist der Weg der Redlichkeit,
den selten, selten einer geht.

Und siehst am Lilienhügel dort
du nicht den breiten, breiten Weg?
Das ist der Weg der Schlechtigkeit,
und mancher nennt ihn Himmelssteg.

Und siehst du nicht den schmucken Pfad,
hinwindend sich am Farrenhang,
ins schöne Elfland gehen wir
zur Nachtzeit nun den Pfad entlang.

Doch Thomas, schweigen mußt du still,
was du vernimmst mit Ohr und Blick;
denn sprichst du ein Wort im Elfenland,
kehrst du zur Heimat nie zurück." —

Und weiter ritten, weiter sie,
durch Ströme watend bis zum Knie,
und sahen weder Sonn noch Mond,
doch das Brausen des Meeres hörten sie.

Schwarz, schwarz die Nacht, kein Sternlein lacht,
durch rot Blut watend bis zum Knie,
denn alles auf Erden vergossene Blut
rinnt in den Quellen des Landes hie.

Dann kam sie an einen Garten grün,
wo sie vom Baum einen Apfel bricht:
„Nimm hin zum Lohn, Treu Thomas nun,
auf daß deine Zunge nur Wahrheit spricht."

„Meine Zung ist mein! Treu Thomas sprach's,
eine schöne Gabe wär mir das!
Wenn ich sollt sprechen bei Kauf und Tausch,
auf Treu und Wort, ich wüßt nicht was!

Nie dürft ich sprechen zu Fürsten mehr,
nie mehr um Gunst der Weiber frein." —
„Nun schweig nur still, sprach sie darauf,
denn wie ich sage, so muß es sein."

Er nahm einen Rock von ihrem Zeug
und Schuhe von Sammet grün und schön!
Und bis sieben Jahre vorüber war'n,
ward er auf Erden nicht gesehn. —

(Doenniges.)

Lady Isabel und der Elfenritter.

(Schottisch; Ulinger-Motiv.)

Schön Lady Isabel, sie näht im Kämmerlein,
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
sie hört den Elfenritter, er blies ins Horn gar fein.
Am ersten Morgen im Mai.

„O hätt' ich jenes Horn, drauf zu blasen mit Lust,
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
und jenen Ritter, zu ruhn an meiner Brust!"
Am ersten Morgen im Mai.

Dem Mägdlein waren kaum diese Worte entklungen,
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
der Elfenritter kam in ihr Fenster gesprungen
Am ersten Morgen im Mai.

„'s ist ein gar seltsames Ding, schönes Mägdlein!"
sprach er,
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
„ich kann mein Horn nicht blasen, Ihr rufet mich her!
Am ersten Morgen im Mai.

Doch wollt Ihr hinaus in den tiefen, grünen Wald,
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
und wollt Ihr nicht gehn, mögt Ihr reiten alsbald!"
Am ersten Morgen im Mai.

Er sprang auf ein Roß und sie auf ein ander,
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
so ritten sie durch den Grünwald selbander.
Am ersten Morgen im Mai.

„Steigt vom Roß, vom Roß, Lady Isabel hold!
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
hier seid Ihr am Ort, wo Ihr sterben sollt!"
Am ersten Morgen im Mai.

„Erbarmen, Erbarmen, o teurer Herr!" sie sprach,
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
„daß ich einmal noch die Eltern, die lieben, schauen
Am ersten Morgen im Mai. [mag!"

„Der Königstöchter sieben erschlug ich hier im Grünen,
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
und Ihr, schöne Maid, seid die achte von ihnen!"
Am ersten Morgen im Mai.

„O, schlummert ein wenig, legt Eur Haupt auf
mein Knie,
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
daß wir ruhen ein Weilchen, eh ich sterben muß hie!"
Am ersten Morgen im Mai.

Sie streichelt ihn leise, sie wiegt ihn ein,
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
sie sang ihn in Schlaf mit einem Zauber so fein.
Am ersten Morgen im Mai.

Mit seinem eignen Gürtel, sie band ihn so feste,
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
mit seinem eignen Schwerte, sie traf ihn aufs beste.
Am ersten Morgen im Mai.

„Du schlugst die Fürstinnen, sieben an Zahl,
die Ranunkeln blühn lustig und frei —
du lieg hier, ihnen allen ein Ehegemahl."
Am ersten Morgen im Mai.

(Warrens.)

*

Die Chevy-Jagd[1].

(Englisch.)

„Dies Stück ist die berühmte älteste englische Ballade, die auch in der Übersetzung nicht gar zu glatt erscheinen konnte, sollte sie das, was sie ist, einigermaßen bleiben." (Herder.)

Der Percy aus Northumberland
einen Schwur zu Gott tät er,
zu jagen auf Chiviats Bergen,
drei Tag lang rings umher,
zum Trotz dem Ritter Douglas,
und wer je mit ihm wär.

Die fettsten Hirsch in ganz Chiviat,
sprach, wollt er schießen und führen ihm weg. —
„Mein Treu!" sprach Ritter Douglas,
„ich will ihm weisen den Weg."

Der Percy dann aus Banbrow kam,
mit ihm eine mächtge Schar:
wohl fünfzehnhundert Schützen kühn
aus drei Bezirken dar.

Es begann am Montag Morgen,
auf Chiviats Hügeln hoch:
das Kind wehklagt's, noch ungeborn!
es ward sehr jammrig noch.

Die Treiber trieben durch den Wald,
zu regen auf das Tier,
die Schützen bogen nieder sich
mit breiter Bogen Klirr.

Dann das Wild strich durch den Wald
dorther und da und hier,
Grauhunde spürten in Busch und Baum,
zu springen an das Tier.

Es begann auf Chiviats Bergen,
am Montag morgens früh;
da's Eine Stund Nachmittag war,
hatten hundert Hirsche sie.

Sie bliesen Tod aufm Feld umher,
sie trugen zusammen schier:
zur Niederlag der Percy kam,
sah das erlegte Tier.

Er sprach: „Es war des Douglas Wort,
mich heut zu sprechen hier;
doch wußt ich wohl (und schwur zu Gott),
er würd nicht kommen mir."

[1] Gehört in die Zeit Heinrich IV. von England, des zweiten Robert Stuart von Schottland, des Jahrs 1400.

Ein'n Squire dann aus Northumberland
zuletzt er ward gewahr,
der Ritter Douglas zog heran,
mit ihm ein große Schar.

Mit Hellepart und Speer und Schwert,
zu schauen weit und breit;
wohl kühnre Leut von Herz und Hand
hat nicht die Christenheit.

Wohl zwanzighundert Speeresleut,
ohn ein'gen Fleck und Fehl;
sie waren geboren längs der Twid,
im Zirk von Tiwidähl.

„Laßt ab vom Tier, der Percy sprach,
nehmt eurer Bogen wahr!
nie hattet ihr wie jetzt sie not,
seit euch die Mutter gebar."

Der feste Douglas auf dem Roß,
ritt seinem Heer voran;
seine Rüstung glänzt wie glühend Erz,
nie gabs einen bravern Mann.

„Sagt, sprach er, was für Leut ihr seid?
oder wessen Leut seid ihr?
Wer gab euch Recht, zu jagen,
in meinem Revier allhier?"

Der erste Mann, der Antwort gab,
war Percy hastig schier:
„Wir wollen nicht sagen, wer wir sind,
oder wessen Leute wir;
aber jagen wollen wir hier im Forst,
zu Trotz den Deinen und dir.

Die fettsten Hirsch in ganz Chiviat
haben wir geschossen und führen sie weg."
„Mein Treu, sprach Ritter Douglas,
ich will euch weisen den Weg."

Dann sprach der edle Douglas,
zum Lord Percy sprach er:
„Zu töten diese unschuldge Leut,
das wär ja Sünde schwer.

Aber Percy, du bist ein Lord von Land,
und ich vom Stande dein;
laß unsre Leut beiseit hier stehn,
und wir zwei fechten allein."

„Nun straf mich Gott! der Percy sprach,
wer dazu Nein je sag!
Mein Seel, du wackrer Douglas,
sollt nie erleben den Tag.

In England, Schottland, Frankreich
hat keinen ein Weib geborn,
dem, helf mir Gott und gutes Glück!
ich nicht gleich trete vorn."

Ein Squire dann aus Northumberland,
Withrington war sein Nam,
sprach: „Soll mans in Südengland sagn
König Heinrich an mit Scham?

Ihr zwei seid reiche Lords und ich
ein armer Squire im Land;
und soll meinen Herrn da fechten sehn
und stehn voll Scham und Schand?
Nein, traun, so lang ich Waffen trag,
soll fehlen nicht Herz und Hand."

Den Tag, den Tag, den grausen Tag,
es ward noch blutig sehr;
aus ist mein erster Sang hier,
und bald sing ich euch mehr.

Zweiter Teil.

Der Engländer Bogen war gespannt,
ihr Herz war tapfer genug;
der Schuß, den erst sie schossen ab,
wohl vierzehn Schotten er schlug.

Bei'n Schotten war Graf Douglas,
ein Feldherr tapfer gnug;
bei Gott! und zeigts wohl überall,
wo er Weh und Wunden schlug.

Der Douglas, wie ein Feldherr stolz,
teilt dreifach ab sein Heer;
sie brachen hinein an jeder Seit
mit mächtgem Lanzenspeer.

Durch unser englisch Schützenvolk
gabs manche Wunde tief;
manch wackrer Mann zum Tode sank,
der wohl nicht Freude rief.

Engländer ließen die Bogen sein
und zogen ihr Schwert, das glitzt;
ein graus Gesicht wars anzuschaun,
wie's auf die Helme blitzt.

Durch reichen Helm und Panzer hart
es schneidig hieb und drang;
wohl mancher, der war keck und kühn,
zu ihren Füßen sank.

Aufs letzt der Douglas und Percy
zusammen trafen hart,
sie hieben frisch mit Mailandstahl,
daß beiden heiß es ward.

Die zwei, sie waren die Männer recht,
wie Schloßen auf Schloßen es gab,
bis Blut aus ihren Helmen sprang,
als regnets Blut herab.

„Halt ein, du Percy, Douglas sprach,
ich bring dich, nimm mein Wort!
zum König James in Schottland,
mit Grafenwürde dort.

Sollt deine Lösung haben frei,
ich rat dir, nimm es an:
denn unter allen, die ich bezwang,
bist du der bravste Mann."

„Nein, nimmer, sagte Lord Percy,
mein erstes Wort dirs war,
daß nie ich weiche einem Mann,
den je ein Weib gebar."

Mit dem, da kam ein Pfeil so schnell
von starker Schützen einem;
er hat getroffen den Graf Douglas
ins Brustbein tief hinein.

Durch Leber und durch Lungen beid
der scharfe Pfeil ihm drang,
daß nimmer er mehr als dies Wort sprach
sein ganzes Leben lang:

„Fecht't zu, fecht't zu, meine wackre Leut,
mein Leben, es ist vergangen."

Der Percy lehnt sich auf sein Schwert
und sah, wie Douglas blich;
er nahm den Toten bei der Hand,
sprach: „Mir ist weh um dich!

Dein Leben zu retten, ich auf drei Jahr
wollt teilen gern mein Land;
denn bessern Mann von Hand und Herz
hat nicht ganz Nordengland."

Von allen sahs ein schottischer Ritter,
Hew Montgomri hieß er;
er sah den Douglas sinken
und griff zum starken Speer.

Er jagt hinan auf einem Korsar
durch hundert Schützen hin;
er stand nicht still und säumte nicht,
bis er kam zu Lord Percy.

Er setzt hinan auf Lord Percy
einen Stoß, der war so schwer,
mit sicherm Speer von starkem Baum
Percy durchbohrte er.

Am andern End, daß ein Mensch konnt sehn
ein Elle lang den Speer:
zwei beßre Männer, als sanken hier,
hatt nirgend ein Land nicht mehr.

Ein Schütze aus Northumberland
sah fallen den Lord Percy;
er hatt einen Bogen in der Hand,
der Bogen trügt ihm nie.

Einen Pfeil, der war einer Elle lang,
am harten Stahl schliff er;
einen Schuß setzt er auf Montgomri,
der war wohl scharf und schwer.

Der Schuß, gesetzt auf Montgomri,
traf mit so starkem Stoß;
die Schwanenfeder an dem Pfeil
vom Blut seines Herzens floß.

Da war kein Mann nun, der wollt fliehn,
zum Treffen jeder fährt:
sie hieben einander mächtiglich
mit beulenvollem Schwert.

Die Schlacht begann in Chiviat
eine Stund vor Vesperzeit;
und als die Abendbetglock klang,
war noch das Ende weit.

Sie nahmen einander bei der Hand
erst bei dem Mondenlicht:
sie hoben einander auf und stehn
konnt mancher, mancher nicht.

Von fünfzehnhundert Schützen kamen
nach England zweiundfünfzig;
von zwanzighundert Speerleut kamen
nach Schottland fünfundfünfzig.

Die andern lagen all erschlagen
oder konnten aufstehn nicht:
das Kind wehklag's noch ungeborn,
die Jammerklaggeschicht.

Da lag erschlagen mit Lord Percy
Johann von Aggerston,
der schnelle Roger Hartley,
Wilhelm, der kühn Heron.

Georg, der wackre Lovli,
ein Ritter groß von Nam,
auch Raff, der reiche Rugbi,
sie lagen all beisamm.

Um Withrington mein Herz ist weh,
er war so keck und kühn,
als seine Füße zerhauen waren,
er focht noch auf den Knien.

Da lagen erschlagen mit Graf Douglas
Sir Hew von Montgomri,
der wackre David Lewdal,
sein Schwestersohn lag hie.

Mit ihm auch Karl von Murrei,
der keinen Fußtritt wich,
Hew Maxwell, auch ein Lord von Land,
mit Douglas er erblich.

Früh morgens trugen sie sie auf Bahren
von Birken und Haseln weg;
wohl manche Witwe weinend kam,
trug ihren Ehmann weg.

Tiwdale mag weinen lautes Weh,
Northumberland klag sehr:
zwei Feldherren, als hier fielen,
sieht diese Grenz nicht mehr.

Botschaft kam nach Edenburg
zu Schottlands König an:
Sein Markgraf Douglas sei erschlagen,
erschlagen auf Chiviats Plan.

Die Händ er rang, er rang sie sehr,
rief: „Weh! ach weh ist mir!
Solch andern Feldherrn find ich nicht
im ganzen Schottland hier."

Botschaft kam nach London
zu König Harri an:
Sein Markgraf sei erschlagen,
erschlagen auf Chiviats Plan.

„Sei Gott mit seiner Seele!" sprach
König Heinrich schnell darein,
„ich hab wohl hundert Feldherrn
wie er im Reiche mein;
doch Percy, als ichs Leben hab,
sollst du gerächet sein."

Wie unser edler König da
zu Gott tät Königs Schwur,
so gab er die Schlacht zum Humbledown
Percy zu rächen nur.

Wo sechsunddreißig schottsche Ritter,
an einem Tag erschlagen,
zu Glendal unter Waffenglanz,
im Feld daniederlagen.

Dies war die Jagd von Chiviat,
so ward das Necken Zorn,
die Alten zeigen noch den Ort
der Schlacht bei Otterborn. (Herder.)

Der Aufstand in Northumberland.

Percy und die Nortons.

Graf Percy ging in den Garten sein,
sein junges Gemahl geleitet ihn,
er spricht: „Mir singt ein Vogel ins Ohr,
du mußt fechten, Percy, oder fliehn."

Lady Percy spricht: „Verhüte das Gott!
O sei nicht so stolz, o sei nicht so scheu:
nach London geh, an der Königin Hof
und beug ihr dein Knie und leist ihr die Treu."

„Zu spät, zu spät, liebe Lady mein,
es ist nicht mehr, wie sonst es war,
meine Feinde gelten bei Hofe jetzt,
ich kann nicht gehn, mir droht Gefahr."

„Und doch, und doch, — sonst reut es dich noch!
leg ab deine Scheu, leg ab deinen Trutz,
nimm all deine besten Mannen mit,
so hast du Schirm und so hast du Schutz."

„Zu spät, zu spät, liebe Lady mein,
der Hof ist klug, ist fein-verstrickt,
und wenn ich morgen zu Hofe ging,
so hätt ich dich heute zuletzt erblickt."

„Und doch, und doch, — sonst reut es dich noch!
laß satteln! ich will ja mit dir gehn
und will bei Hofe so Tag wie Nacht
meinem lieben Herrn zur Seite stehn."

„Halt ein, halt ein, liebe Lady mein,
es ist zu spät, ich bin nicht blind,
der Vogel hat recht und mein Herz hat recht,
und fechten muß ich für Weib und Kind. —

„Tritt her, tritt her, mein Knappe jung,
und schaue mich an und horche wohl auf,
zu Richard Norton muß dieser Brief
noch eh vorüber des Tages Lauf.

Empfiehl mich dem Squire und sag ihm das Wort,
die Stunde sei da und wir seien bereit,
und wenn er noch Richard Norton wär,
so müss' er kommen zu dieser Zeit."

Der Percy sprach's, der Knappe brach auf,
eine Weile er ging, eine Weile er lief,
und eh die Sonne hernieder war,
da hatte der Squire des Grafen Brief.

Er las voll Ernst, er las zweimal,
seine Söhne sahen ihn fragend an,
und als er las zum drittenmal,
eine Trän ihm über das Antlitz rann.

„Sag an, sag an, Christopher, mein Sohn,
dein junges Herz hat braven Mut,
Graf Percy ziehet in bösen Streit,
was wollen wir tun? welch Rat ist gut?"

„Und soll ich raten, so rat ich frei:
Graf Percy ist ein edler Lord,
und was es immer uns bringen mag,
wir müssen ihm halten unser Wort."

„Hab Dank, hab Dank, Christopher, mein Sohn,
dein Rat ist gut, Gott schenk ihm Gedeihn,
und kommen wir mit dem Leben davon,
so soll dir's nicht vergessen sein.

Was aber sprecht ihr, ihr andern acht?
Sagt ja, sagt nein, ich laß es geschehn."
Da sprachen sieben: „Wie's kommen mag,
wir wollen zu unserm Vater stehn."

„Habt Dank, habt Dank, meine Kinder brav,
unser sächsisch Blut, ihr haltet es rein,
und ob ich leben, ob sterben mag,
eures Vaters Segen soll mit euch sein.

Doch, was sagst du, Franz Norton, mein Sohn,
mein Aeltester du und mein Erbe dazu!
Ich seh was brüten in deiner Brust;
deine Brüder sprachen, so sprich auch du."

„Und soll ich sprechen, lieb Vater mein:
Dein Bart ist grau, dein Haupt ist weiß;
setz nicht an faulen, schimpflichen Kampf
deiner siebzig Jahre ehrlichen Preis."

„Halt ein, Franz Norton! der Schimpf ist dein!
Mein Sohn, mein Sohn, wer hat dich betört?
Als Kind auf deines Vaters Knien,
da hab ich dich andre Sprache gelehrt." —

Der Alte rief's. — Vor Tagesschein
brachen sie auf mit Mann und Roß,
und ehe die Sonne in Mittag stand,
hielten sie schon vor des Percy Schloß.

Bald auch die Nevils kamen heran,
die stolzen Grafen von Westmorland,
und — eh die Sonne zu Rüste ging,
sie dreizehntausend beisammen fand.

Das Nevilbanner zum ersten dann
im Morgenwinde ward es entrollt;
sein Zeichen war ein silberner Stier,
der trug eine blinkende Kette von Gold.

Die Percys ließen zum zweiten dann
ihren schimmernden Halbmond flattern und wehn;
die Nortons aber führten ein Kreuz,
dran waren die Wunden des Heilands zu sehn.

Sie zogen ins Feld, und sie jagten wie Spreu
der Königin Volk übers Cliffordmoor,
siebenhundert retteten sich aufs Schloß, —
bald aber lagen die Grafen davor.

Sie griffen an am kommenden Tag
und am dritten Tage da glückte der Sturm:
Die Percys nahmen den Felsenwall,
die Nortons nahmen den Backsteinturm.

Ihre Banner wehten von Schloß zu Schloß,
bleicher Schrecken lief gen London hin,
da aber ward der Schrecken zu Wut
im Herzen unsrer Königin.

Sie rief: „Wohlan denn, Blut um Blut!
Sie sollen ernten, was sie gesät,
und das Beil mag beugen ihren Kopf,
der so trotzig auf ihren Hälsen steht."

Sie musterte dreißigtausend Mann,
die führte der höfische Warwick-Graf,
und am elften Tag, am Humberstrom,
da war es, wo er die Grafen traf.

Er rief hinüber, voll Spott und Hohn:
„Nun Nevilstier stürm an in Wut,
nun Percymond geh auf, geh auf,
nun Norton sieh, was dein Heiland tut."

Der Nevilstier und das Nortonkreuz,
wohl täten sie hoch in Lüften wehn,
der Percymond wohl ging er auf,
doch er ging nur auf, um unterzugehn.

Graf Percy floh gen Schottland hin,
Graf Nevil floh weit über die See,
die Nortons aber wollten nicht fliehn,
sprach jeder: „Ich falle, wo ich steh."

Sie fielen nicht, nicht Vater, nicht Sohn,
und litten doch alle blutigen Tod;
vergebens war seine Locke so weiß,
vergebens war ihre Wange so rot.

Sie fielen nicht auf ehrlichem Feld,
sie fielen, wo der Dreibaum stand;
der Würger ging von Tür zu Tür,
und ein Schrei ging über Northumberland.

(Fontane.)

Percys Tod.

„Mein Dach ist der Himmel seit manchem Tag,
mein Lager zur Nacht des Waldes Streu:
zu William Douglas will ich gehn,
sein Schloß ist fest, sein Herz ist treu.

Als einst er floh, wie jetzt ich flieh,
da fand er Schutz am Herde mein:
die Douglas waren immer treu,
auch William Douglas muß es sein."

Graf Percy spricht's. Sein müdes Roß,
er treibt es an mit Sporn und Schlag;
er reitet gen Lochlevenschloß
und hält davor am dritten Tag.

Die Brücke rasselt niederwärts,
Graf Percy tritt zur Hall hinein;
Graf Douglas spricht: „Willkomm, willkomm!"
Und reicht ihm Hand und reicht ihm Wein.

Es geht der Tag, die Monde gehn;
am Fenster rüttelt Herbsteswind,
des Percy Herz wird bang und schwer,
er denkt an Weib und denkt an Kind.

Graf Douglas sitzt zu Seiten ihm
und ruft ihm zu: „Was trübt dich so?
Wir fahren morgen über See,
Lord Murray jagt bei Linlithgow.

Und bist du krank, so heil dein Herz
durch grünen Wald und raschen Ritt,
zudem, ich gab dem Lord mein Wort,
du wärst dabei, du jagtest mit."

Der Douglas spricht's. Graf Percy drauf:
„Du gabst dein Wort, — ich bin bereit!
Und ritt'st du bis zum heil'gen Grab,
ich ritte mit an deiner Seit."

Er spricht's und reicht ihm rasch die Hand;
rot wird des Douglas bleich Gesicht,
er senkt sein Aug und geht hinaus,
Maria Douglas aber spricht:

„Hab acht! mein Bruder spinnt Verrat;
unstet seit lang sein Auge rollt;
das macht, er hat verkauft die Treu,
verkauft für englisch Sündengold.

„Er führt dich nicht nach Linlithgow,
er führt dich, wo Schloß Berwick ragt;
nach England geht's; wohl gibt es Jagd,
du bist es selbst, auf den man jagt.

Bleib hier und sprich: Du seiest krank!
So helf mir Gott ich dir hindurch
und führ dich, auf verborgenem Pfad,
durch Wald und Nacht nach Edinburg.

Und bring dich zu Lord Hamilton,
das ist ein echter Schottenlord,
der ließ wohl lieber Land und Leib,
als daß er ließ von seinem Wort."

Graf Percy hört's, sein Aug wird feucht,
er spricht: „Schwer trifft mich Gottes Hand,
so vielen Freunden bracht ich Tod,
dem letzten bring ich Schimpf und Schand.

Ich hab gedacht: es sei vorbei,
und hab gedacht: das Maß sei voll;
weh mir, daß Schlimmres nun als Tod
auf Freundes Haupt ich laden soll.

Die Treue bring ich in Verdacht,
sie sei nicht treu, sei falsches Spiel,
ich trage Fluch in jedes Haus, —
es ist zuviel, es ist zuviel.

Und sprichst du auch: Hab acht, hab acht!
Ich sprech doch nur: Halt ein, halt ein!
Die Douglas waren immer treu,
auch William Douglas muß es sein."

Graf Percy spricht's. Die Lady drauf:
„Und schätzest du mein Wort gering,
komm mit mir an den Levensee,
und schau hinein durch diesen Ring.

Den Ring mir meine Mutter gab,
die konnte Wind und Wald verstehn,
und blickst du auf des Sees Grund,
so wirst du deine Zukunft sehn.

Komm mit, komm mit! Und willst du nicht,
und glaubst du nicht, Gefahr sei nah,
so gib mir deinen Diener mit,
der mag dir sagen, was er sah."

James Swinnard mit der Lady ging,
sie kamen an den Levensee;
James Swinnard spricht: „Das sind von York
die Türme, die ich drunten seh!

Doch Lady sprich, auf offnem Platz,
was soll von Brettern das Gerüst?"
„Das ist der Altar, drauf dein Herr
zum letztenmal den Heiland küßt."

„Und Lady sprich, wer steht dabei
gehüllt in Mantel, schwarz und dicht?"
„Das ist von York der Lord-Wardein,
der deinem Herrn das Stäbchen bricht

„Und Lady sprich, wer steht dabei,
gehüllt in Mantel, rot wie Blut?“
„Das ist von York der Meister Hans,
der deinem Herrn das Letzte tut.“

James Swinnard tritt vor seinen Herrn,
er sah ihn an und weinte laut;
er sprach: „Bleib hier, mein teurer Lord,
ich hab nichts Gutes da geschaut.“

Er schwieg. Graf Percy aber schnell:
„Und kostets Leben mir und Leib,
ich bau auf Mann und Manneswort
und nicht auf Spuk und Zauberweib.

Und wär's kein Spuk und würd es wahr,
ich spräche doch: 's ist Trug und Schein,
die Douglas waren immer treu,
auch William Douglas muß es sein.“

Der Morgen kam, der Wind war gut,
die Pfeife rief: an Bord, an Bord!
Man stieg zu Schiff, — James Swinnard auch,
der ließ kein Aug von seinem Lord.

Und Douglas rief: „Setzt Segel bei,
kein Handbreit Linnen sei gespart!“
Hell lag die Sonn auf Land und Meer,
und rasch gen Süden ging die Fahrt.

Sie fuhren fünfzig Meilen schon,
der Percy aber ward's nicht froh,
er sprach: „James Swinnard frag den Lord,
wie weit es noch bis Linlithgow.“

James Swinnard vor Lord Douglas trat;
der lacht und spricht: „Wir sind noch fern!
Ein Narr, wer schönen Worten traut,
und nun empfiehl mich deinem Herrn.“

Und wieder fünfzig Meilen gings,
rings offne See, kein Land zu sehn,
da trat Graf Percy selbst heran:
„Douglas, sag an, was soll geschehn!“

Der lacht und spricht: „Setz dich zu Roß,
und spring ins Meer, und such dein Glück,
und willst du noch nach Linlithgow,
so reit den halben Weg zurück.“

Und wieder fünfzig Meilen ging's, —
da blinkt's wie Türme über See,
Graf Percy spricht: „Nun helf mir Gott,
das ist Stadt Berwick, was ich seh!“

Sie legten an bei Abendschein,
frühmorgens hat er fortgemüßt.
Und als der dritte Morgen kam,
stand er in York am Blutgerüst.

Er stieg die Stufen fest hinan,
das blanke Beil, er sah es nicht,
sein Auge schweifte weit umher
und traf des Douglas bleich Gesicht.

Noch einmal klang's ihm durch das Herz,
und bitter lächelnd schaut er drein:
„Die Douglas waren immer treu,
auch William Douglas muß es sein.“

Dann ließ er nieder sich aufs Knie
und gab das Zeichen mit der Hand;
ab flog das Haupt; — das war das End
des Percy von Northumberland.

(Fontane.)

Sir Patrick Spens.

Der König sitzt in Dumferlinschloß,
er trinkt blutroten Wein;
„Wer ist mein bester Segler?
Er muß in See hinein.“

Sprach da ein schottischer Ritter
(er stand an des Königs Seit):
„Der Beste, das ist Sir Patrick
im Lande weit und breit.“

Der König schrieb einen offenen Brief,
einen Brief mit eigner Hand; —
Sir Patrick schritt am Meere
hin über den knirschenden Sand.

Er sah auf die erste Zeile
und lachte, als er sie sah,
er las die zweite Zeile,
nicht weiter las er da.

Sein Auge stund in Tränen:
„Wem tat ich also weh,
zu schicken in dieser Sturmzeit
mich über die weiße See?

Zu Schiff nun, liebe Mannen,
wir segeln vor Tagesschein.“
Da sprach ein alter Matrose:
„Sir Patrick, das kann nicht sein.

Ich hört in meiner Koje
die Windsbraut wie sie gelacht,
und der neue Mond hielt den alten
im Arme die letzte Nacht.“

*

Es kam der nächste Morgen,
sie gingen alle an Bord,
Sir Patrick und die Seinen
und mancher schottische Lord.

Im Winde flaggten die Wimpel,
hoch tanzten Schiff und Flut; —
drei Tage, da schwamm auf dem Meere
nur noch ein bebänderter Hut.

*

Nun sitzen viel schöne Frauen
mit ihren Fächern am Strand
und warten auf Sir Patrick
und daß er steig an Land.

Alle tragen sie Kämme mit Goldschmuck
und blicken hinaus aufs Meer,
doch sie erharren keinen
und sehen keinen mehr.

Fünfzig Faden tief und tiefer,
da pflegen sie all der Ruh:
Sir Patrick und die Seinen
und die schottischen Lords dazu.

(Fontane.)

Dänische, schwedische, norwegische und isländische Volksballaden.

Herder, Volkslieder usw. — Wilhelm Grimm, Dänische Heldenlieder. Heidelberg 1811. — Gottlieb Mohnike, Volkslieder der Schweden, erster Band. Berlin 1830. — Rosa Warrens, Dänische Volkslieder der Vorzeit, aus der Sammlung von Svend Grundtwig. Hamburg 1858. — Rosa Warrens, Norwegische, isländische, färdische Volkslieder der Vorzeit, übertragen. Hamburg 1866. — P. J. Willatzen, Altisländische Volksballaden und Heldenlieder der Färringer, übersetzt. Bremen 1865.

Brautwerbung.

(Dänisch.)

Wulf der hauset zu Odderskier, ist reich und kühn zu preisen,
so rasche Söhne hat er zwei, die lassen sich Kämpfer heißen.
Nun treibt der Wulf am weißen Sand im Norden!

Wulf, der hauset zu Odderskier, hat Söhne so klug im Sinn,
die wollen, um die Königstochter zu werben, nach Upsals Bergen hin.

Das war der junge Helmerkamp, der satteln ließ sein Pferd:
„Wir wollen reiten aus zu Land, freien die Königstochter wert."

Das war der junge Angelfyr, der satteln ließ sein Pferd:
„Wir wollen reiten gen Upsal, wenn unter uns berste die Erd!"

Als sie kamen in den Burghof, da achselten sie ihr Kleid,
so gingen sie in den hohen Saal vor dem König von Upsal ein.

Jung Helmerkamp der trat herzu, stellte sich vor die Tafel sofort:
„Herr, wollt mir Eure Tochter geben, deß gebt alsbald Eur Wort!"

Jung Angelfyr, der trat herzu, Gold glänzt an seiner Hand:
„König, gib mir die Tochter dein, oder räume selbst mir dein Land!"

Darauf der König von Upsal diese Worte zu ihm sprach:
„Meine Tochter geb ich keinem Mann, als den sie haben mag." —

„Habe Dank, o liebster Vater mein, daß ich hier wählen kann:
Jung Helmerkamp, dem verlob ich mich, der steht recht als ein Mann.

Nimmer will ich haben Angelfyr, ein Ungeheuer mißgestalt,
so ist sein Vater und so ist seine Mutter und so sind seine Verwandten all."

Da sprach der junge Angelfyr, so zornig war sein Sinn:
„Wir gehn, um sie zu fechten, zum Burghof beide hin."

Darauf der König von Upsal diese Worte zu ihnen sprach:
„Die Schwerter sind scharf, die Gesellen sind rasch: gut Spiel da geschehen mag!"

Wulf der stand zu Odderskier und horchte über die Berge,
da mußte er hören über den langen Weg klingen seiner Söhne Schwerter.

Da hörte Wulf zu Odderskier weit über die grüne Heide:
„Was haben meine Söhne vor? wie sind sie so zornig beide!"

Er harrt da nicht gar lange, sprang auf sein Pferd so rot;
zu Upsal aber kam er an, eh gegangen seine Söhn' in den Tod.

„Jung Helmerkamp, o sage mir, Sohn allerliebster mein!
warum rinnt dir der blutige Strom so heftig von Stirn und Bein?"

Da antwortet ihm jung Helmerkamp, seine Leiden er ihm klagt:
„Das tat Angelfyr der Bruder mein, weil ihm nicht worden die Magd.

Hab funfzehn Wunden an dem Leib, mit Gift vermischt jede Wund,
ja, hätt ich eine nur davon, ich könnt nicht leben eine Stund."

„Hör du, junger Angelfyr, Sohn allerliebster mein,
warum sitzt das gute Schwert so schlecht in den Händen dein?"

„Darum sitzt das gute Schwert so schlecht in den Händen mein,
hab achtzehn Wunden an dem Leib, das ist meine größte Pein!

Hab achtzehn Wunden an dem Leib und alle sind so schwer,
ja, hätt ich eine nur davon, keine Stunde lebt ich mehr!"

Und Wulf von Odderskier riß aus mit der Wurzel den Eichenstamm,
schlug, daß er tot zur Erde fiel, den jungen Helmerkamp.

Da liegen die zwei Helden nun, liegen beide in einem Grabe!
Und der König gibt wohl die Tochter sein dem Gesellen, den sie will haben.

Da trauert Wulf von Odderskier, seine Söhne sind tot geschlagen,
der König von Upsal für seine liebe Tochter muß selber Sorge tragen.
Nun treibt der Wulf am weißen Sand im Norden. (W. Grimm.)

Schwertes Recht.

(Dänisch.)

Die Königes-Mann ritten auf dem Plan, zu jagen den Hirsch und die Hinde.
Da fanden sie ein Kindlein zart unter einer grünen Linde.
In dem Kämmerlein schläft die stolze Eline!

Sie nahmen auf das kleine Kind, hüllten's in den Mantel blau,
trugen's in des Königs Burg, gaben ihm eine Pflegfrau.

Sie trugen's zu der Kirche, gaben ihm die Taufe zur Nacht,
sie nannten es jung Axelvold und bargen's aus Not darnach.

Sie ernährten es einen Winter und auch drei volle darnach:
es ward der allerschönste Knab, den man mit Augen sah.

Sie ernährten ihn so lange, er war wohl fünfzehn Jahr:
es war der zierlichste Ritter, der an des Königs Hofe war.

Die Königs-Mann gehen in den Hof und schießen mit Stein und Stang,
da trat herzu jung Axelvold und schoß ihnen allen zur Schand.

„Besser magst du gehen in den hohen Saal und suchen die Mutter dein,
als daß dein Schießen zu unsrer Schand hier auf dem Plan sollt sein."

Da sprach der junge Axelvold, seine Wangen wurden bleich so viel:
„Ich will wissen, wo meine Mutter ist, eh ich komm zu euerm Spiel."

Das war der junge Axelvold, der war so still in seinem Mut;
so ging er in den hohen Saal, fragte seine Pflegmutter gut:

„Hört Ihr das, lieb Pflegmutter mein, warum ich Euch tu fragen:
wißt Ihr irgend von der Mutter mein, so sollt Ihr's eilig sagen."

„Hör du das, lieber Axelvold: wie kommt's, daß du so sprichst?
Lebt deine Mutter oder ist sie tot, auf Treu, ich weiß es nicht."

Das war der junge Axelvold, der zog sein Messer gleich:
„Ihr sollt mir meine Mutter zeigen oder es kostet Euern Leib."

„So geh du in den hohen Saal, und füge viel gut deine Wort:
die aber nenn die liebe Mutter dein, die trägt die hohe Goldkron dort."

Das war der junge Axelvold, der wickelte sich in sein Kleid,
so ging er in die Frauenstube vor Frauen und Jungfrauen ein.

„Hier sitzet ihr Frauen und ihr Mägdlein auch, ihr Jungfrauen und zierliche Weib,
dazu auch meine allerliebste Mutter, mag sie hier innen sein."

Alle da saßen die stolzen Jungfrauen und keine durft reden ein Wort,
nur nicht die stolze Frau Eline, die setzt ihre Krone auf den Tisch sofort.

„Hier sitzt Ihr, meine rechte Mutter, arbeitet mit weißer Hand:
wo ist der Sohn, den Ihr heimlich geboren? die hohe Goldkron Ihr ja tragt."

Lange da stand die stolze Eline, sie redete nicht ein Wort:
dieselbigen Wangen wurden wie Erde schwarz, die waren vorher so rot.

Sie nahm das Goldband von der Brust, mancher Ding sie sich versann:
„Nun helf Gott mir und unsrer Fraue, nimmer heimlich einen Sohn ich gewann."

„Hört Ihr das, liebe Mutter mein, däuchts Euch nicht große Schand,
daß Ihr so lang verborgen, wie Ihr die Mutter von solch einem Mann?

Hört Ihr das, allerliebste Mutter, was ich zu Euch will sagen:
wißt Ihr nichts von dem Vater mein? Das sollt Ihr mir verraten."

„Geh ein nur in den hohen Saal, du mußt fügen viel gut deine Wort:
dem die Ritter an der Tafel dienen, den heiß deinen lieben Vater sofort.

Geh du nur in des Königs Saal vor Rittern und Hofmannen ein,
und schaust du Erland, des Königs Sohn, heiß ihn den Vater dein."

Das war der junge Axelvold, der zog über das Scharlachkleid:
so ging er in des Königs Saal vor dem dänischen König ein.

„Hier sitzt Ihr beide Ritter und Gesellen, trinkt beides Met und Wein,
und so auch, wenn er hier innen ist, der allerliebste Vater mein.

Heil Euch, mein lieber Vater, ein Findelkind werd ich genannt,
das klag ich am allermeisten vor Euch: dünkt's Euch nicht große Schand?"

Alle da saßen des Königs Mann wurden schwarz wie die Erde sofort,
nur nicht Erland, des Königs Sohn, der sprach das erste Wort.

Da sprach Erland, des Königs Sohn, und also tät er anheben:
„Ich bin nimmer, Axelvold, dein Vater, wie du nun magst vorgeben."

Das war der junge Axelvold, der zog sein Messer gleich:
„Ihr heiratet entweder die Mutter mein oder es kostet Euern Leib.

Unter Rittern und unter Rittersmann war mir's groß Spott und Hohn,
daß man mich hielt für ein Hurenkind, und bin ein Königssohn."

„Hör du, junger Axelvold, du bist ein Fürst, so fein:
du gib mir deine Mutter Eline zur liebsten Hausfrau mein."

Da war Freud an des Königs Hof und Lust zu hören an,
wie Axelvold gab sein Mutter hin, sein eigner Vater sie nahm.

Da schlug auf mit der weißen Hand der junge Axelvold erfreut:
„Ein Findelkind war ich gestern, ein Königssohn bin ich heut."
In dem Kämmerlein schläft die stolze Eline. (W. Grimm.)

Die Blutrache.

(Dänisch.)

Da ward vermählt eine schöne Maid,
sie gaben sie fort übers Meer so weit.
Sie weinte so bittre Tränen.

Sie gaben sie fort so weit aus dem Land,
und in ihres Vaters Mörders Hand.

Das stund wohl an acht volle Jahr,
stolz Ellin sah nie ihre Brüderschar.

Stolz Ellin läßt brauen und mischen Wein,
sie lädt ihre Brüder zu sich ein.

So herzlich da Herr Lovmor lacht,
und lachte nicht früher in Jahren acht.

Stolz Ellin wohl im Hochsaal steht,
sie hört im Hof ihrer Brüder Red.

Stolz Ellin hüllt sich in Pelz gar fein,
sie geht ins Gemach vor Herr Lovmor ein.

„Mein Herr, und möcht's Euch gelieben,
herkämen meine Brüder, die sieben?"

„Sie sollten mir alle willkommen sein,
als ob sie wären Söhne mein."

Herr Lovmor begann zu lachen,
da barst die Mauer mit Krachen.

Und als es worden Abendzeit,
stolz Ellin hält das Mahl bereit.

Sie setzt ihren Herrn auf den Hochsitz hehr,
setzt den Brüdern Sessel am Tisch ringsher.

Herrn Lovmor schenkte sie roten Wein,
schenkte süße Milch ihren Brüderlein.

Sie bereitet ihr Lager auf Steinen,
wollt ihnen den Schlummer verneinen.

Sie legt auch ihnen zur Seite
ihr Messer, erprobt im Streite.

Sie legte unter ihren Pfühl
ihr nacktes Schwert und den Panzer kühl.

Beim ersten Schlaf stolz Ellin fand:
Herr Lovmor insgeheim aufstand.

So geht er in die Halle,
ihre Brüder würgt er alle.

So nahm er dann das Bruderblut,
er ließ es in ihr Horn so gut.

Herr Lovmor tritt zur Tür herein,
da bleicht stolz Ellins Wängelein.

„Mein Herr, Herr Lovmor! saget mir,
woher zur Nachtzeit kommet Ihr?"

„Draußen war ich im Freien,
ich hörte die Habichte schreien."

„Was redest du vom Habicht dein?
Mag Gott den Brüdern gnädig sein!"

„Da trink nur, trink stolz Ellin gut,
trink deiner sieben Brüder Blut!"

„Gar wenig acht ich der Brüder sieben,
seid Ihr, mein Herr, am Leben geblieben!"

Das stund wohl an acht volle Jahr,
Herr Lovmor sah nie seiner Söhne Schar.

Herr Lovmor läßt bauen und mischen Wein,
so lädt er die Söhne zu sich ein.

So herzlich da stolz Ellin lacht,
und lachte nicht früher in Jahren acht.

Herr Lovmor wohl im Hochsaal steht,
er hört im Hof seiner Söhne Red.

Herr Lovmor hüllt sich in Pelz gar fein,
er geht ins Gemach vor stolz Ellin ein.

„Stolz Ellin, und möcht's Euch gelieben,
herkämen meine Söhne, die sieben?"

„Sie sollten mir alle willkommen sein,
als wären sie die Brüder mein."

Sie setzte Herrn Lovmors Söhne zu Tisch,
sie schenkt ihnen ein vom Met so frisch.

Herr Lovmor trank den Wein so klar,
seines Lebens achtet er wenig gar.

Stolz Ellin bereitet ihr Lager auf Kissen,
sie gönnt ihnen wohl den Schlummer, den süßen.

Sie bereitet auf weichen Polstern ihr Bett,
darauf sie Schlafrunen schreiben tät.

Beim ersten Schlaf Herr Lovmor fand:
stolz Ellin insgeheim aufstand.

Stolz Ellin wohl zum Pfeiler ging,
wo stunden alle Schwerter im Ring.

Sie nahm von allen das trefflichste Schwert,
Herr Lovmors Söhne zu wecken begehrt.

Stolz Ellin geht in die Halle,
sie würgt seine Söhne alle.

Sie griff sie bei den Locken hell,
schlug ab ihr Haupt überm Bettgestell.

Das tat sie in ihrem grimmigen Zorn,
sie ließ ihr Blut in ihr eigen Horn.

„Wacht auf, Herr Lovmor, und schauet her!
Im Schlaf verrat ich Euch nimmermehr!

Trinkt jetzt, trinkt jetzt, Herr Lovmor gut!
trinkt Eurer sieben Söhne Blut!"

„Gar wenig acht ich der Söhne sieben,
bist du mir, stolz Ellin, am Leben geblieben!"

Herr Lovmor griff nach dem Schwerte blank,
sie hatt ihn gebunden an Fuß und Hand.

„Halt ein, stolz Ellin, schlag nicht mich!
gar nimmermehr verrat ich dich!"

„Mich dünkt, das war Verrats genug,
als mir dein Schwert den Vater schlug!

Erst schlugst du mir den Vater mein,
dann meine sieben Brüderlein!

Du brachtest sie alle zu frühem Tod,
deß hab ich große Qual und Not!

Gewißlich räch ich's so an dir,
wie du sie alle schlugest mir."

Das Messer sie zog aus dem Ärmel rot,
sie schlug Herr Lovmor auf den Tod.

Da sprach das Kind, in der Wiegen lag:
„Ein Gleiches tu ich, erleb ich den Tag!"

Sie stieß an die Wiege in Zornesmut,
da gab das Kind sein Herzensblut.

„Ich weiß, du bist von demselbigen Blut,
ich weiß, du wärst mir nimmer gut."

Und all die Nacht sie wachte,
die Totenkleider machte.

„Nun hab ich geschlagen Mann um Mann,
nun will ich in meines Vaters Land!"
Sie weinte so bittre Tränen. (Warrens.)

Erlkönigs Tochter.

(Dänisch.)

Herr Oluf reitet so spät und weit,
zu bieten auf seine Hochzeitsleut.

Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

„Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz mit mir!"

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
frühmorgen ist mein Hochzeitstag."

„Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
zwei güldne Sporen schenk ich dir!

Ein Hemdlein von Seide, so weiß und fein,
meine Mutter bleichts mit Mondenschein."

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
frühmorgen ist mein Hochzeitstag."

„Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
einen Haufen Goldes schenke ich dir!"

„Einen Haufen Goldes nähm ich wohl,
doch tanzen ich nicht darf noch soll."

„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
soll Seuch und Krankheit folgen dir!"

Sie tät einen Schlag ihm auf sein Herz,
noch nimmer fühlt er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit hin zu deinem Fräulein wert!"

Und als er kam vor Hauses Tür,
seine Mutter zitternd stand dafür.

„Hör an, mein Sohn, sag an mir gleich,
wie ist dein Farbe blaß und bleich?"

„Und sollt sie nicht sein blaß und bleich?
ich war in Erlkönigs Reich."

„Hör an, mein Sohn, so lieb und traut,
was soll ich sagen deiner Braut?"

„Sag ihr, ich sei im Wald zur Stund,
zu proben da mein Pferd und Hund."

Frühmorgen als der Tag kaum war,
da kam die Braut mit der Hochzeitschar.

Sie schenkten Met, sie schenkten Wein: —
„Wo ist Herr Oluf, der Bräutigam mein?"

„Herr Oluf er ritt in den Wald zur Stund,
er probt allda sein Pferd und Hund."

Die Braut hob auf den Scharlach rot:
da lag Herr Oluf, und er war tot. —

Nach Herder. — Durch dieses und andere skandinavische Elfenlieder ist Goethe wahrscheinlich zu seiner 1782 gedichteten Ballade „Erlkönig“ angeregt worden. — Vgl. hierzu die Wassermannballaden des deutschen Volksliedes.

Elfenhöh.

(Dänisch.)

Ich war mir ein armer Rittersmann,
ich sollte zur Freite ziehn,
da ritt ich über den Rosenplan
und legt mich zum Schlummer ins Grün.
Seit ich sie zum erstenmal sah.

Ich legte mein Haupt an die blühende Höh,
mein Auge ward schlummerbefangen,
heraus da kamen drei Jungfrauen schön,
die mit mir zu reden verlangen.

Die erste, die zweite umwandeln mich rund,
die dritte flüstert mir leise:
„Und schöner Ritter, ich frag Euch jetzund,
geliebt's Euch, zu tanzen im Kreise?“

„Und höret Ihr, schöner Rittersmann,
geliebt's Euch im Reigen zu wallen?
Meine Jungfrau ein Liedlein Euch singen kann:
ob Euch möchte die Weise gefallen?“

Sie brachten herbei einen Sessel von Gold,
die Jungfrau wollt ruhen darinnen,
und wenn ich die Wahrheit Euch sagen sollt,
mir ward gar wehe zu Sinnen.

Sie hub ein Liedlein zu singen an,
so hold mocht die Weise beginnen,
die reißende Wog im Lauf hielt an,
die ehemals pflegte zu rinnen.

Die reißende Woge hielt an gemach,
die ehemals pflegte zu rinnen,
das kleine Fischlein im klaren Bach
ließ ruhen die Flößlein darinnen.

Das kleine Fischlein im Bach alsbald
ließ ruhen die Flößlein darinne,
die wilden Tier im tiefen Wald,
sie hielten im Sprung noch inne.

Die wilden Tier im tiefen Wald,
sie hielten inn im Springen,
auf Zweigen die Vöglein mannigfalt
verstummten vor ihrem Singen.

Sie tanzten herab, sie tanzten heran,
mocht jedes sein Liebchen umfassen,
da saß ich armer Rittersmann,
die Hand unterm Kinn, so verlassen.

Und kam aus dem Hügel ein Jungfräulein,
die Silberkann in den Händen,
sie schüttet den Met auf ihr Füßchen klein,
ich mochte sie wahrlich erkennen.

„Und liebe Schwester, du mach es mir kund!
und trink ich ohne Besinnen?“
„Du bring die Kanne mit List an den Mund,
laß den Trank in den Busen rinnen!

Du bring die Kanne mit List an den Mund,
laß den Trank in den Busen rinnen —
Es ist gar schlimm im Bergesgrund
bei den Elfenfrauen darinnen.“

Er brachte die Kanne mit List an den Mund,
ließ den Trank in den Busen rinnen;
die Elfinnen schlugen in die Hände zur Stund,
sie glaubten ihn schon zu gewinnen.

„Und höre, lieb Schwesterlein, hör ein Wort,
und reite mit mir von hinnen!
Dich trägt mein Rößlein so weit vom Ort,
dort ereilen dich nicht die Elfinnen.“

„Du führest mich nimmer so weit ins Land,
und wär's an aller Welt Ende:
eh steigt die Sonn am Himmelsrand,
muß ich zurück sein behende.“

Und hätte nicht Gott es gnädig verliehn,
daß der Hahn geregt seine Flügel,
da müßt ich mit den Elfinnen ziehn
hinein in den Elfenhügel.

Drum rat ich jedem Gesellen nunmeh,
seinem Herrn der Botschaft soll bringen,
er verweile nicht unter der Elfenhöh,
es möcht ihm gar übel gelingen.
Seit ich sie zum erstenmal sah.

(Warrens.)

Tideman und klein Blide.

(Dänisch.)

So war es schon von uralter Zeit,
und nie wird's anders sein,
daß Liebe gar viele bezwingen mag,
sei's Fraue, sei's Jungfräulein.
Es dämmert am Himmelsrand.

Das war der Herre Tideman,
er segelt auf offenem Meer,
er wußte von keiner Sorge,
von keiner Not und Beschwer.
Es dämmert am Himmelsrand.

Er wußte von keiner Sorge,
von keinem Gram und Schmerz,
als nur allein um stolz Blide klein,
sie legt in Bande sein Herz.
Es dämmert am Himmelsrand.

Das sprach Herre Tideman
am Schiffsbord, wo er stund:
„Ist keiner nun hierinnen,
dem gewaltige Runen kund?“
Es dämmert am Himmelsrand.

„Und keiner ist hierinnen,
der gewaltige Runen weiß,
als einzig Havbor Steuermann,
er lernte sie mit Fleiß.“
Es dämmert am Himmelsrand.

Da sprach wohl Havbor Steuermann,
er lacht im Pelz gar fein:
„Kann jede mit Runen berücken,
sei's Frau oder Jungfräulein!
Es dämmert am Himmelsrand.

Das tu ich mit meinen gewaltigen Runen
und mit meinem künstlichen Wort:
ich locke die stolze Blide klein
an unseres Schiffes Bord."
Es dämmert am Himmelsrand.

So schrieb er gewaltige Runen
und warf sie gegen das Land,
er hieß sie ans Ufer treiben
und kommen klein Blide zur Hand.
Es dämmert am Himmelsrand.

Das war die Jungfrau klein Blide,
sie wandelt am Meeresstrand,
da sah sie zwei der Rosen,
sie trieben wohl ans Land.
Es dämmert am Himmelsrand.

Auf nahm die Jungfrau die Rosen,
schob sie in den Ärmel hinein,
sie nahm sie mit ins Hochgemach
und legt sie aufs Bettelein.
Es dämmert am Himmelsrand.

Das war die Jungfrau klein Blide,
erwacht um Mitternacht,
von ihren starken Träumen
erzählt sie gar so sach.
Es dämmert am Himmelsrand.

„Ich weiß nicht, warum mich's verlanget,
ich weiß nicht, was treibt mich so sehr
allimmer zu ihm, Herrn Tideman,
den ich geschaut nimmermehr."
Es dämmert am Himmelsrand.

Gab Antwort ihr liebes Schwesterlein,
sie war eine Jungfrau fein:
„Schweig still, mein liebes Schwesterlein,
und schlafe nur wieder ein!
Es dämmert am Himmelsrand.

Du leg dich zur Ruh, liebes Schwesterlein,
und denke des Traumes nicht mehr:
das bedeutet, dich freiet Herr Tideman
mit deines Vaters Gewähr."
Es dämmert am Himmelsrand.

„Höre du's, liebes Schwesterlein,
leih mir dein Federkleid sach!
Mein Herz, das ist mir so wund und weh,
ich flieg ihm eilends nach."
Es dämmert am Himmelsrand.

„Mein Federkleid ist zerbrochen,
die Federn hängen herab,
setzest du dich in das Federgewand,
du sinkst ins Wogengrab."
Es dämmert am Himmelsrand.

Das war die stolze Blide klein,
hört nicht auf ihr Schwesterlein gut,
so setzt sie sich in das Federgewand,
flog über die salzige Flut.
Es dämmert am Himmelsrand.

Sie setzte sich in ihr Federgewand,
sie sehnt sich und grämt sich gar sehr;
da flog sie gar so lange,
sie fand das Schiff auf dem Meer.
Es dämmert am Himmelsrand.

Das war die Jungfrau Blide klein,
setzt sich an Schiffes Bord,
und da war keiner hierinnen,
der redet zu ihr ein Wort.
Es dämmert am Himmelsrand.

Sie saß da in Stunden, sie saß in zwein,
die dritte nicht minder fürwahr,
bevor der Ritter, Herr Tideman,
sie wollte anschauen gar.
Es dämmert am Himmelsrand.

Auf stand der Ritter, Herr Tideman,
er war ein Kämpfer recht,
so ging er zu stolz Blide klein,
die Jungfrau versuchen möcht.
Es dämmert am Himmelsrand.

„Ihr seid willkommen, stolz Blide klein!
Was kamt Ihr uns zuhand?
Waren nicht Ritter und Knappen genug
in Eures Vaters Land?"
Es dämmert am Himmelsrand.

„Da waren wohl Ritter und Knappen
in meines Vaters Land:
Das habt Ihr mit Euren Runen getan,
ich mußt Euch kommen zur Hand."
Es dämmert am Himmelsrand.

Ihr rannen die Tränen aus Äugelein hell,
sie ergrimmte sehr bei dem Wort,
sie schlug ein Kreuz ob der Woge blau,
sprang über Schiffesbord.
Es dämmert am Himmelsrand.

Lange stand er, Herr Tideman,
es dünkt ihn großer Harm,
so sprang er in das Meer hinaus
und legt sich in ihren Arm.
Es dämmert am Himmelsrand.

Lange stand Havbor Steuermann,
es dünkt ihn ein Jammer groß,
daß also die edlen Königskinder
ertranken im Meeresschoß.
Es dämmert am Himmelsrand.

Fort ging er, Havbor Steuermann,
schlug ein Kreuz ob der Woge zur Stund,
so nahm er den kleinen grünen Pfad,
der führte in den Meeresgrund.
Es dämmert am Himmelsrand.

Zum Unheil die Rune geschrieben stund,
zum Unheil ersonnen war,
daß edliger Königskinder zwei
ihr Leben drum ließen gar.
Es dämmert am Himmelsrand.

(Warrens.)

Der Knab im Rosenhain.

(Schwedisch; Edwardmotiv.)

„Wo bist du gewesen so lange,
du Knab im Rosenhain?"
„Ich bin gewesen im Stalle,
liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals."

„Wovon ist dein Kinn so blutig,
du Knab im Rosenhain?"
„Weißes Füllen schlug mich,
liebes Mütterlein."

„Wovon ist dein Hemde so blutig,
du Knab im Rosenhain?"
„Ich hab erschlagen meinen Bruder,
liebes Mütterlein."

„Wohin willst du wandern,
du Knab im Rosenhain?"
„Will ziehen aus dem Lande,
liebes Mütterlein."

„Wann kommst du denn zurücke,
du Knab im Rosenhain?"
„Wann der Rabe bleichet,
liebes Mütterlein."

„Und wann bleicht der Rabe,
du Knab im Rosenhain?"
„Wann der Felsblock schwimmet,
liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals."

(Mohnike.)

Der Kleinen Testament.

(Schwedisch; Motiv von der Schlangenköchin.)

„Wo bist du gewesen so lange,
Tochter, Kindlein klein?"
„Bin gewesen bei meiner Amme,
lieb Stiefmütterlein.
Ach, Gott, ach! Weh tut es mir — Weh!"

„Was gab sie dir zu essen,
Tochter, Kindlein klein?"
„Zwei kleine ranzige Fische,
lieb Stiefmütterlein.
Ach, Gott, ach! Weh tut es mir — Weh!"

„Was tatest du mit den Gräten,
Tochter, Kindlein klein?"
„Ich gab sie dem kleinen Hunde,
lieb Stiefmütterlein.
Ach, Gott, ach! Weh tut es mir — Weh!"

„Was wünschest du deinem Vater,
Tochter, Kindlein klein?"
„Himmels Freudensaale,
lieb Stiefmütterlein.
Ach, Gott, ach! Weh tut es mir — Weh!"

„Was wünschest du deiner Mutter,
Tochter, Kindlein klein?"
„Himmels Freudengüter,
lieb Stiefmütterlein.
Ach, Gott, ach! Weh tut es mir — Weh!"

„Was wünschest du deinem Bruder,
Tochter, Kindlein klein?"
„Schnelles Schiff und Ruder,
lieb Stiefmütterlein.
Ach, Gott, ach! Weh tut es mir — Weh!"

„Was wünschest du deiner Schwester,
Tochter, Kindlein klein?"
„Goldschreine, die besten,
lieb Stiefmütterlein.
Ach, Gott, ach! Weh tut es mir — Weh!"

„Was wünschest du der Stiefmutter,
Tochter, Kindlein klein?"
„Schwere Qual der Hölle,
lieb Stiefmütterlein.
Ach, Gott, ach! Weh tut es mir — Weh!"

„Was wünschest du deiner Amme,
Tochter, Kindlein klein?"
„Heiße Höllenflamme,
lieb Stiefmütterlein.
Ach, Gott, ach! Weh tut es mir — Weh!

Zeit ist mir nicht übrig,
zu sprechen mehr mit dir,
denn die Himmelsglocken
läuten schon nach mir.
Ach, Gott, ach! Weh tut es mir — Weh!"

(Mohnike.)

Die Macht des Kummers.

(Schwedisch; Lenorenmotiv.)

Klein Christel und ihre Mutter Gold legten auf die Bahr.
Wer bricht das Laub von dem Lilienbaum? —
Klein Christel sie trauert um den Bräut'gam im Grab.
Ihr freuet euch wohl alle Tage.

Er klopft an die Tür mit den Fingern sein:
„Steh auf, klein Christel, und laß mich ein."

„Mit keinem hab ich Verlöbnis gemacht,
und keinen laß ein ich zu mir in der Nacht."

„Steh auf, klein Christel, und laß mich ein,
ich bin ja dein Buhle, der Liebling dein."

Die Jungfrau sie eilt mit schnellem Lauf,
das Schloß und den Riegel nun schiebt sie auf.

Sie setzt ihn nun auf den goldnen Schrein
und wäscht ihm die Füße mit dem klarsten Wein.

Drauf legten sie sich auf den weichen Pfühl,
sie schliefen nicht mehr, sie sprachen so viel.

„Hörst, Liebchen, die Hähne du krähen?
Zeit ist's, daß die Toten wieder gehen."

Und die Jungfrau stand auf und beschuhte sich alsbald,
sie folgte dem Buhlen durch den langen Wald.

Und wie sie nun kamen auf den Kirchhof,
da verschwand sein Haar so gelb wie Gold.

„Den Mond dort schau, schön Jungfrau du",
und verschwunden war auch der Jüngling im Nu.

Und sie setzte sich hin nun auf sein Grab:
„Hier sitz ich, bis Gott mich einst rufet ab."

Des Jünglings Stimm erscholl durch die Luft:
„Klein Christel, o gehe doch weg von der Gruft!

Denn jegliche Zähr, die dem Aug entquillt,
macht, daß sich mein Herz mit Blut erfüllt.

Doch jegliches Glück, das dein Herz bewegt,
wer bricht das Laub von dem Lilienbaum? —
den Sarg voll duftender Rosen mir legt.
Ihr freuet euch wohl alle Tage." (Mohnike.)

Die Meerfrau.

(Schwedisch.)

Herr Peter er spricht zu der Mutter so —
Kalt weht es, kalt von Norden über die See —
„Und hab ich nicht gehabt der Schwestern zwo?"
Sie kommt wohl wieder, wenn der Wald grün ist.

„Eine Schwester wohl hattest du so schön und so traut,
doch die Meerfrau hat sie uns weggeraubt."

Herr Peter gehet zum Stalle,
da besieht er die Rosse sich alle.

Er beschaut den Weißen, er beschaut den Grauen,
dem besten legt er den Sattel auf.

So reitet er hin zu der Meerfrau Haus,
die Meerfrau kommt draußen zu ihm heraus.

„So helfe mir Gott aus all meinem Leid,
wenn ich jemals sah eine schönre Maid!"

„Und hast du nie eine schönre gesehn?
Eine Dirn hab ich drinnen, wie der Tag so schön."

„Und ich will Euch geben den Traber, den graun,
wenn Ihr die kleine Dirne mich lasset schaun."

„Behaltet nur selber den Traber, den graun,
meine kleine schöne Dirne sollt Ihr dennoch schaun."

Die Meerfrau sie trippelte den Söller entlang,
und ihre schönen Mädchen all bewundern ihren Gang.

Und die Meerfrau sie klopft auf die blauen Polster schön:
„Und willst du, schöne Dirne, nicht vom Bett aufstehn?

Hier bist du nun gewesen wohl fünfzehn runde Jahr,
doch nimmer hab ich aufgeweckt dich aus dem Schlaf.

Ich wecke dich auch nicht um Nadel oder Scher —
o nein, ein schöner Junggesell ist kommen zu uns her.

Es hält ein schöner Junggesell vor unserm Haus,
und meine kleine Dirne soll zu ihm hinaus."

„Hinaus zum Hause gehen das kann ich nicht,
in funfzehn Jahren sah ich ja kein Tageslicht."

Sie setzten nun die Maid auf den goldnen Stuhl,
sie kleidend, daß sie übertraf den Sonnenstrahl.

Der Schuh er war geziert mit goldner Spang,
so daß der Goldschein fuhr die Dielen entlang.

Die Meeresjungfraun machten ihr die Haare kraus,
die Meerfrau selber setzte ihr die Goldkron auf.

Die Meerfrau sie sagte zum Schwesterlein:
„Sprich: was dünkt dich jetzo von meinem Mägdelein?"

„Versteh ich's recht, so fehlen noch die Perlen im Haar,
auch wird man ihr am Busen noch kein Gold gewahr."

Klein Christel sie gehet nun den Söller entlang;
der Junggesell erkannte sie an ihrem stolzen Gang.

Und die Jungfrau sie ging am grünen Strand,
und die Silberkanne trug sie in der weißen Hand.

„Und nimmer nehm die Kanne ich aus deiner Hand,
bevor mit deinem Vater du mich machst bekannt."

„Mit meinem Vater mach ich dich gar gern bekannt,
und er war der König von Engelland."

„Und war dein Vater König von Engelland,
so werden ja Geschwister wir beide genannt."

„Und Euch will ich geben meine Goldringe vier,
wenn Eure kleine Dirne nun ich nehmen darf mit mir."

„Behalte du nur deine Goldringe vier,
denn meine kleine Dirne sollst du nehmen doch mit dir."

Die Meerfrau sie wartet der Jahre zwei,
doch keine kleine Dirne kam wieder herbei.

„Und hätt ich deine Falschheit geahnet nur —
kalt weht es, kalt, vom Norden über die See —,
du hättest nie betreten die grüne Flur."
Sie kommt nicht wieder, wenn der Wald grün ist.
(Mohnike.)

Der Hügelbauer, der tanzet und reimet.

(Norwegisch.)

Es war am heiligen Julfest zur Nacht,
der Bauer sucht ein Bäumchen im Haine,
und als er kommen zum Rosengrund,
da hört er den Hügelbauern reimen.
Es klopfet gen Nord,
es raschelt gen Süd,
weil der Hügelbauer tanzet und reimet.

Es war am heiligen Julfest zur Nacht,
der Bauer sucht im Walde die Kränze,
und als er kommen zum Rosengrund,
da hört er des Hügelbauern Tänze.

„Hör es, du guter Bauer, du selbst,
was strafst du nicht deine Buben?
So heilig ist nimmer das Julfest zur Nacht,
sie lärmen in meiner Stuben.

So heilig ist nimmer das Julfest zur Nacht,
sie senden mir Steine im Schwunge,
wär's nicht um den guten Bauersmann selbst,
ich lähmt ihnen Ohr und Zunge.

Sie gaben mir gar einen schweren Schlag,
und das mit dem Bierkrug vom Schmause,
wär's nicht um den guten Bauersmann selbst,
sie spürten wohl Unheil im Hause.

Sie gaben mir gar so arg einen Stich,
und das mit den scharfen Speeren,
wär's nicht um den guten Bauersmann selbst,
wohl möcht ich mich ihrer erwehren.

Sie gaben mir gar so arg einen Stoß,
und das mit der silbernen Schneiden,
wär's nicht um den guten Bauersmann selbst,
wohl möcht ich's ihnen verleiden."

„O du warst außen auf Schiffen mein,
und das in Jahren, in sieben,
keinen Schifferlohn faht ich von dir,
und noch sind sie außen blieben.

O du warst außen auf Schiffen mein
in neun der Jahre durchaus,
keinen Schifferlohn faht ich von dir,
und immer noch fahren sie drauß."

„Nun bin ich gesegelt auf Schiffen dein,
in neun der Jahre so lange,
Schifferlohn heischtest du keinen von mir
und tätest keinen erlangen.

Doch geh zum Hintersteven nunmehr,
dort hängt eine goldne Schüssel,
drin stehen neun der Kistchen umher,
in den Schlössern stecken die Schlüssel.

Und drin da steht ein gehenkelter Krug
von Silber auf goldenem Fuße,
für neun der Männer in fünfzehn Jahr
ihn gaben die Mörder als Buße.

Und drin da stehet ein Goldbecher klein,
den gaben neun Mörder als Buße,
fünfzehn Ritter trinken sich drauß einen Rausch,
doch bleibet dir vollauf zum Genusse.

Und drin da lieget der Pelz so fein,
gesäumet mit Seiden der blauen,
den säumte klein Inga, mein Töchterlein,
derweil saß daheim die Jungfraue.

Und drin da lieget der Mantel rot,
gewirkt mit Golde, dem reinen,
nie kam er auf Malfrids Schultern, fürwahr!
als nur am Julfest alleine.

Und drin da lieget ein Seidengewand,
gestickt mit Lilien im Kranze,
nie kam es auf Malfrids Schultern, fürwahr!
als nur am Julfest beim Tanze.

Und drin da liegt ein Tafeltuch reich,
mit roten Goldstreifen gesäumet,
nie kam's auf des Hügelbauern Tisch
als am Jul, wenn er tanzet und reimet.

Auch geb ich dir einen Mühlenteich klein,
mit fünfzehn Paar Mühlen zu schauen,
die Pfosten von weißem Walfischbein,
die Rinnen von Eisen, dem grauen.

Nils, so heißet mein Tochtermann,
wohnt dort unterm Berghang im Süde,
und selber so heiß ich der gute Goldstein,
von dem so weit gehn die Mären.

Der Grünwald heißet mein Hof so fein,
liegt unterm Berghang im Süde,
und selber so heiß ich der gute Goldstein,
und sie, mein Weib, heißt Malfride.
Es klopfet gen Nord,
es raschelt gen Süd,
weil der Hügelbauer tanzet und reimet.

(Warrens)

Beiarblack.

(Norwegisch.)

Es saßen drei Weiber unter dem Stein,
sie gehn auf Goldschuhn —
sie schufen ein Fohlen aus Menschengebein.
So weit fahren die heimlichen Worte.

Sie schufen ein Fohlen und Namen ihm gaben,
und Beiarblack, den sollt es haben.

Und als sie geschaffen das Fohlen alldort,
da sandten sie's vor des Königes Pfort.

Der König, er ruft über all sein Reich:
„Und wer darf reiten das Fohlen gleich?"

Da sprach die Stiefmutter arg gesinnt:
„Nikuls soll reiten den Black geschwind."

Er schlug sie im Zorn aufs Wängelein:
„Mein Sohn mag nicht schlechter als deiner sein."

Nikuls geht sich zum Stalle daher,
Sattel und Zaum in Händen hatt er.

Nikuls streichelt das Fohlen gut,
Black, er brauchte so Zahn als Huf.

„Guter Black, steh ruhig jetzund,
derweil ich dir lege den Zaum in den Mund.

Guter Black, du halte nur still,
weil ich dir den Goldsattel auflegen will.

Guter Black, fall aufs Knie gemach,
derweil ich mich schwing in den Sattel jach!"

Der erste Sprung, den das Fohlen sprang,
fünftausend Ellen von der Erde sich schwang.

Der andre Sprung, den das Fohlen sprang,
da war bis zur Höllenpforte sein Gang.

Der dritte Sprung, den das Fohlen sprang,
da war bis zum Tor des Himmels sein Gang.

Und als es kam vor des Himmels Pfort,
ihm deucht, es kennte von früher den Ort.

Und das Fohlen sprang und froh war sein Gang,
oben saß Nikuls bleich und krank.

„Guter Black, du kehre geschwind,
derweil wir so weit von Hause sind."

Und da rann Schweiß, und da rann Blut,
Nikuls war müd und es sank ihm der Mut.

Herein kam der Diener, er meldet im Lauf:
„Nach Haus kam der Black und Nikuls darauf."

„Willkommen, Nikuls, willkommen zu Haus,
ich dachte, du bliebest auf immer aus!

Führt Black in den Stall, gebt ihm Korn und Heu,
doch Nikuls soll trinken bei Jungfrauen frei."

Black wollte nicht essen vom Heu so grün,
es stünden denn Frauen und Fräulein um ihn.

Er wollte nicht trinken vom Brunnen hernach,
wenn nicht der Goldring am Grunde lag. —

Der König er sollt in den Heerzug hinaus,
und Beiarblack sollte bleiben zu Haus.

Sie legten vors Stalltor die Schlösser neun,
der Black, er sprengte sie, groß und klein.

Der König, er steuert sein Schifflein vom Land,
der Black, er zerriß das rote Goldband.

Der Black, er tat mehr mit Zahn und Huf,
als der König mit all seinen Mannen gut.

Und also sprach ein alter Mann:
„Ob niemand den Beiarblack schießen kann?"

Und Antwort also gab Sigurd der Held:
„Ihr schauet, ob ihr Beiarblack fällt!"

Der erste Pfeil, der vom Bogen sich schwang,
in Beiarblacks Herzen in Stücke sprang.

Der Black, er kämpfte mit Biß und Schlag,
bis er tot dem König zu Füßen lag.

„Und lieber misset ich zwölftausend Mann,
als Beiarblack hier im fremden Land.

Und wär es nicht ums Gerede der Leut,
so legt ich den Black in Erde geweiht.

Und wär es nicht um der bösen Zungen,
so wollt ich, daß Priester über ihm sungen.

Doch weil das nicht Brauch in Mannheim mag sein,
so grab ich den Black nur unter den Stein."

So gruben sie Black wohl unter den Stein,
sie gehn auf Goldschuhn —
daß Raben und Krähen nicht über ihm schrein.
So weit fahren die heimlichen Worte.

(Warrens.)

Tofa und Suffaralin.

(Isländisch.)

König Waldemar jagt im grünen Wald —
er pflegt hinaus zu reiten —,
seines Rosses goldener Huf erschallt.
Das Laub sproßt nun in allen Weiten.

Da säumt denn auch schön Tofa nicht,
sie schmückt sich nachts bei Kerzenlicht.

Sie legt ein Hemdchen von Seiden an,
das die Elf ihr im Sommer bei Mondlicht spann.

Sie trägt das schönste Kleid, das sie hat;
mit Golde gestickt ist jede Naht.

Ein schneeweiß Rößlein besteigt sie dann;
nie ritt ein Weib, wie sie es kann.

Schön Tofa kommt zu des Schlosses Tor,
da des Königs Jagdzug hält davor.

*

Schön Tofa zu Gunnar dem Priester spricht:
„Herr Waldemar, nahm er ein Weib sich nicht?"

„Er führte ein Weib zum Altare hin:
von der Odinsinsel Suffaralin."

*

Herr Waldemar heißt seine Pagen gehn:
„Ruft mir schön Tofa, ich will sie sehn."

Sie warf um die Schultern den purpurnen Lein,
so schritt sie geschmückt zum König hinein.

Sie schritt durch die hohen Hallen einher:
„Heil König dir! Was ist dein Begehr?"

Und freundlich winkte der König ihr:
„Schön Tofa, setz dich aufs Kissen zu mir!

Schön Tofa, du, der so gut ich bin,
wie denkst du von Suffaralin?"

„Sie soll mir so wert und teuer sein,
wie sie liebt Christoph, mein Söhnelein.

Ich biet ihr Geschenke nach altem Brauch;
mit dem Namen Königin ehr ich sie auch."

*

Herr Waldemar heißt seine Pagen gehn:
„Suffaralin ruft mir, ich will sie sehn!"

Sie warf um die Schultern den purpurnen Lein,
so schritt sie geschmückt zum König hinein.

Sie schritt durch die hohen Hallen einher:
„Heil, König, dir! Was ist dein Begehr?"

Und freundlich winkte der König ihr:
„Suffaralin, setz dich aufs Kissen zu mir!

Nun sollst du mir künden und ohne Scherz:
wie denkt von meiner Tofa dein Herz?"

„Ich lieb deine Tofa so heiß und so wahr,
wie im Walde der reißenden Wölfe Schar.

Ich gäb ihr gern drei Höfe zu Lehn,
doch nur um sie drinnen brennen zu sehn.

Goldringe gäb ich ihr gern sofort,
wenn sie nur brennete hier und dort.

*

„Willst lieber mit Waldemar schwatzend du stehn,
oder willst du mit mir in die Badstube gehn?"

„Will lieber mit Waldemar schwatzend stehn,
als hin mit dir in die Badstube gehn."

Stark aber war Suffaralin,
sie zerrte schön Tofa zur Badstube hin.

Suffaralin schürte das Feuer gar sehr,
das Atmen ward Tofa, der Armen, so schwer.

O Christoph, mein Sohn, o wärst du hier doch!
Suffaralin erstickt mich noch!

O Mutter, wie kann ich befreien dich,
zwölf gepanzerte Männer halten mich!"

*

Herr Waldemar sprach's in der Höflinge Schar:
„Wie kam's, daß Tofa zur Kirche nicht war?"

Antwortet Suffaralin, feuerrot:
„Deine Tofa liegt in der Badstube tot."

„Das lohn ich sicher Suffaralin, dir!
Nie teilst du hinfort das Lager mit mir!

Du brachtest mir fünfzehn Schlösser zu —
Tofa war mehr wert mit einer Kuh!

Sie war mehr wert mit dem Hemdchen allein,
als du mit den Mannen und Reichen dein!

Und wärest du Mann, wie du bist Weib,
dann büßt es noch diese Stunde dein Leib!

Und wärest du Mann, wie du bist Frau,
du stürbest desselben Todes genau!"

Dann nahm er sie bei der weißen Hand
und jagte sie fort aus Schloß und Land ...

Der Pfad war schmal, der Weg war lang —
Er pflegt hinaus zu reiten —,
mit der Bahre ging er einen schweren Gang.
Das Laub sproßt nun in allen Weiten.

(Willatzen.)

Die Nebenbuhlerin.

(Isländisch.)

Herr Björn und Ingigerdur,
sie ruheten Brust an Brust,
sie kosteten im Kämmerlein
der Liebe süße Lust.
Die reiche Rose schläft in seinen Armen.

„Wie wird nun, Ingigerdur,
hinfort dein Leben sein,
fahr ich in ferne Lande,
ein adlig Weib zu frein?"

„Gleich ist mir's, ob ich sterbe,
ob mir das Leben noch gleißt,
wenn du in fernen Landen
ein Ehgemahl dir frei'st."

Dann fragte Ingigerdur
und sah durch Tränen empor:
„Wer ist denn die stolze Schöne,
die nun dein Sinn erkor?"

„Es ist eine Königstochter,
schön Engilborg genannt,
der als Gemahl ich reiche
vor dem Altar die Hand."

Dann fragte Ingigerdur,
als wieder sie Worte fand:
„Wann werd ich tragen müssen
das festliche Gewand?"

„Schon morgen wirst du tragen
dein festlich schönstes Kleid,
zum freundlichen Empfange
der jungen Braut bereit.

Zu freundlichem Empfange
trittst du vor sie hinein,
wirst Frau Margret geheißen,
giltst als mein Schwesterlein."

*

Von Harfen und von Flöten
erklang ein heller Chor,
als nun die reiche Engilborg
ritt durch des Schlosses Tor.

Sie schritt auf seidnem Teppich
zum Ehrenplatz hinan,
und dort auf Purpurkissen
ließ sie sich nieder dann.

Sie tät Herrn Björn dann fragen
und blickte forschend drein:
„Wer ist's, die dort den Gästen
reicht Met und perlenden Wein?"

„Die dort ist Frau Margarete;
es ist mein Schwesterlein,
die unsern Gästen reichet
den Met und den perlenden Wein."

„Und ist es Frau Margarete,
dein Schwesterlein, dann sprich,
warum sie also weinet
und schier zergrämet sich?"

„Es fließen ihre Tränen,
ihr Herz vergeht vor Gram,
weil jüngst der Tod den Gatten
von ihrer Seite nahm."

„Beweint sie ihren Gatten,
dann ende ihre Qual:
mein lieber Bruder Knuti,
der König, werd ihr Gemahl."

„Ich kann es nicht ergründen,
ich weiß nicht, wie's geschehn,
doch deinen Bruder, den König,
sie mag ihn nimmer sehn."

*

Der Abend sinkt hernieder,
vom Himmel fällt der Tau,
Herr Björn führt in die Kammer
die junge schöne Frau.

Da band ihm Ingigerdur
die goldnen Schuhe los:
es flossen stille Tränen
heimlich in ihren Schoß.

Dann half sie ihn entkleiden —
zerspringen möcht ihr Herz:
„Schlaf wohl im Arm der Liebe,
nie fühle der Reue Schmerz!"

Und wieder fragte Engilborg,
Herrn Björn sie flehend bat:
„O sprich, wer ist die Feine,
die uns bedienet hat?"

„Ich sagt es schon, es ist Margret,
es ist die Schwester mein,
die uns aufs bräutliche Lager
gebreitet den weißen Lein."

„Und wenn's ist Frau Margrete,
so rede, künde mir:
warum denn fließen die Tränen
über die Wangen ihr?

Doch scheint mir, der sei nahe,
um den sie bitter weint,
und Ihr, Ihr seid der Geliebte,
wie mir's nach allem scheint!"

„Ich kann's Euch nicht verbergen;
nun wohl, ich sag Euch dies:
sie ist schön Ingigerdur,
die ich um Euch verließ."

Schön Ingigerdur fragte
frühmorgens vorm Schlafgemach:
„O sagt mir, edle Fraue,
schlaft Ihr, oder seid Ihr wach?“

Das war die edle Fraue,
Antwort gab sie und sprach:
„Bis jetzt hab ich geschlafen,
nun aber bin ich wach.“

Und Engilborg erhob sich
und nun das Wort sie nahm:
„Dies Lager, Ingigerdur,
hinfort still's Euren Gram.

Und all mein Gold, das rote,
und all mein Edelgestein,
das mag, Frau Ingigerdur,
nun Euer eigen sein.

Sei's Euer, Frau Ingigerdur,
gern wüßt ich Euch glücklich und reich,
und so laß ich die Liebe
Herrn Björns Euch allzugleich.“

Dies ferner sprach Frau Engilborg
und deckte sie mit dem Lein:
„Lebt ihr in Gottesfrieden,
mögt ihr glückselig sein.

Dreimal schon Braut gewesen,
muß ich noch Jungfrau sein,
so will ich nun ins Kloster,
um mich dem Herrn zu weihn.“

Und sprach, als aus dem Schlosse
sie ritt mit ihrem Gesind:
„Stets weile hier Gottes Segen,
auf jedem Menschenkind!“
Die reiche Rose schläft in seinen Armen.

(Willatzen.)

Ebbis Töchter.

(Isländisch.)

Auf die Heerfahrt mit dem König
mußt Herr Ebbi gehn;
zween Töchter ließ zurück er,
lieblich anzusehn.

Und die jungen Ivarssöhne
hielten Rat alsbald:
„Auf, und üben an den stolzen
Fräulein wir Gewalt!

Laß uns in die Kammer steigen,
daß sie unser sein,
ihnen dient zum Schutz ein Bruder
einzig und allein.

Da er jung ist, wenn auch tapfer,
bleibt die Rache weit,
denn der Knabe wird doch nimmer
uns bestehn im Streit.“

*

An die Tür Herr Petur pochet
mitten in der Nacht:
„Stolze Fräulein, sagt uns, ob ihr
schlafet oder wacht!“

„Schlaf ist nicht in unsern Augen,
wenn ihr wollt Bescheid;
doch wer pocht an unsre Kammer,
sagt uns, wer ihr seid!“

„Laß zurück, schön Ingigerdur,
schnell den Riegel gehn,
und du wirst die Ivarssöhne
vor dir stehen sehn!“

Gleich erhob sich Ingigerdur,
nahm sich schnell ein Herz,
schloß die Tür mit neuen Riegeln,
Stangen auch von Erz.

Als getan ist, was sie konnte,
Ingigerdur spricht:
„Euch zu sehn, ihr Ivarssöhne,
sehnen wir uns nicht!“

Doch Herr Petur mit den Füßen
sprengt so Tür wie Tor,
als wenn weder Schloß noch Riegel
waren je davor.

Jammerten Herrn Ebbis Töchter,
weinten laut vor Harm,
als die Ivarssöhne nahmen
sie in ihren Arm.

Zogen fort die Ivarssöhne,
froh der Freveltat,
doch im Schlafgemach die Schwestern
beide hielten Rat.

Klagten sich ihr Leid mit Tränen
und mit Händedruck,
legten ab des jungfräulichen
Hauptes goldnen Schmuck.

Und es weinte so die jüngre,
klagte grambeschwert:
„Schwester, laß ein Grab uns suchen,
eh der Vater kehrt.

Sei's ein Grab im tiefen Meere,
sei's im gelben Sand,
ist's ein Grab nur, eh die Kunde
flieget durch das Land!“

„Mir kein Grab im tiefen Meere,
keins im gelben Sand:
mit dem Beile, mit dem Schwerte
will ich ziehn durchs Land!“

Als sie noch sich so berieten,
kaum die ältre schwieg,
kehrte schon ihr lieber Vater
heim aus Kampf und Krieg.

Und Herr Ebbi frägt, von banger
Ahnungen erfüllt:
„Sagt, was tragt ihr keinen Haarschmuck?
was das Haupt verhüllt?“

„Waren hier die Ivarssöhne,
haben uns entehrt!“ —
„Euer junger Bruder wird euch
rächen mit dem Schwert!“

„Nein, das soll nicht unser Bruder!
Selber uns geht's an!
Glaub, es tun die Ebbitöchter,
was geschehen kann!"

*

Sieben Wochen schwanden friedlich;
kam die Frühlingszeit,
und aufs Pfingstfest in die Kirche
zog man weit und breit.

Höhnisch aber nahm Holmfriede
lächelnd so das Wort:
„Kommen meine Schwiegertöchter
auch zur Messe dort?

Müssen wohl zum Ehrensitze
sie geleiten auch,
ihnen helle Kerzen zünden,
wie's erheischt der Brauch?"

„Eher hüllst du Sohnesleiche
heut ins Grabgewand,
eh zum Ehrensitz uns leitet,
Holmfried, deine Hand!

Eher senkst du Sohnesleiche
heut in Grabes Bann,
eh du uns vorm Ehrensitze
zündest Kerzen an!"

Vor die Kirchentür dann stellten
sich die Schwestern hin:
„Wie ich nach den Ivarssöhnen
nun voll Sehnsucht bin!"

Bald beendigt war die Messe
und es trat heraus,
klein und groß, gering und vornehm
aus dem Gotteshaus.

Kam denn auch der jüngre Bruder,
trat getrost hervor,
wo die beiden Schwestern harrten
an dem Kirchentor.

Signy packt ihn fest beim Gürtel,
Ingigerd beim Haar:
„Sehet nun, wie wir uns rächen,
feiges Bubenpaar!"

„Schonet, teure Ebbitöchter,
schonet mein, o schont!
Frauen anzuflehn ums Leben
bin ich nicht gewohnt!"

„Also wie ihr unser schontet,
werdet ihr geschont;
wie's verdient, ihr Ivarssöhne,
wird euch jetzt gelohnt!"

Fragten nicht nach Adelsrechten,
waren nimmer träg,
hieben ihm das Haupt vom Rumpfe
auf dem Kirchensteg.

Rannte da ein junger Knabe
eiligst in die Halle:
„Glaubt's nur, oder mögt Ihr's lassen,
mehr weiß ich als alle.

Findest du noch hier, Herr Petur,
an dem Wein Behagen,
während Ebbistöchter draußen
tot den Bruder schlagen?"

„Schwester Katrin, schenke einen
Becher Weins noch mir;
Gott im Himmel weiß, ob wieder
je ich trinke hier!"

Und Herr Petur trat in Eile
ungesäumt hervor,
wo die beiden Schwestern harrten
an dem Kirchentor.

Signy packt ihn fest beim Gürtel,
Ingigerd beim Haar:
„Sehet nun, wie wir uns rächen,
feiges Bubenpaar!"

„Schonet, teure Ebbitöchter,
schonet mein, o schont!
Frauen anzuflehn ums Leben
bin ich nicht gewohnt!"

„Also wie ihr unser schontet,
werdet ihr geschont;
wie's verdient ihr Ivarssöhne,
wird euch jetzt gelohnt!"

Fragten nicht nach Adelsrechten,
waren nimmer träg,
hieben ihm das Haupt vom Rumpfe
auf dem Kirchensteg.

Kehrten heim die Ebbitöchter
mit der blut'gen Wehr
und verkündeten dem Vater
ihrer Taten Mär.

Und Herr Ivar ließ die Söhne
legen in das Grab,
und Herr Ebbi in das Kloster
seine Töchter gab.

Und Herr Ebbi war's, der klagte,
als auch dies geschehn:
„Ach wer niemals Kinder hatte,
glücklich preis ich den!"

(Willatzen.)

* * *

Französische Volkslieder.

O. L. B. Wolff, Hausschatz der Volkspoesie. Leipzig 1853. — Karl Bartsch, Alte französische Volkslieder. Nebst einer Einleitung über das französische Volkslied des 12. bis 16. Jahrhunderts. Heidelberg 1882. — Wilhelm Scheffler, Die französische Volksdichtung der Sage. Ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs. Leipzig 1884.

Man beachte den Stil des französischen Volksliedes, der Chanson; meinem Empfinden nach ist er romanzenartig in den ersten Liedern, in den späteren chanson-, ja kouplетartig; auf diesen Stil ist der der sozialen Ballade (als Stilballade) zurückzuführen (vgl. Béranger; vgl. auch meine Schrift „Die soziale Ballade in Deutschland").

Die Schwestern.

Am Samstag abend, wenn die Woche scheidet,
gehn Hand in Hand zum Bad am Quell der Heide
Gaiette und Oriour, die Schwestern beide.
Nachtwind weht und Zweige rauschen:
süß ist's, Lieb um Liebe tauschen.

Vom Ritterspiel kehrt Gerhard der Geselle,
Gaiette hat er gesehen an der Quelle,
und sanft umschlungen hat sein Arm sie schnelle.
Nachtwind weht und Zweige rauschen:
süß ist's, Lieb um Liebe tauschen.

„Hast du vom Wasser, Oriour, genommen,
kehr heim den Weg zur Stadt, den wir gekommen;
bei Gerhard bleib ich, der mein Herz gewonnen."
Nachtwind weht und Zweige rauschen:
süß ist's, Lieb um Liebe tauschen.

Betrübt und bleich geht Oriour von hinnen,
sie geht und weint und seufzt im Herzen drinnen,
daß sie die Schwester nicht mit heim soll bringen.
Nachtwind weht und Zweige rauschen:
süß ist's, Lieb um Liebe tauschen.

„Ach, wär ich nie, sprach Oriour, geboren!
Im Tal hab ich mein Schwesterlein verloren:
Gerhard entführt sie, der sie sich erkoren."
Nachtwind weht und Zweige rauschen:
süß ist's, Lieb um Liebe tauschen.

Gaiette und Gerhard kehren heim von dannen,
bis sie in seines Landes Stadt gelangen:
dort hat er als Gemahlin sie umfangen.
Nachtwind weht und Zweige rauschen:
süß ist's, Lieb um Liebe tauschen. (Bartsch.)

Das Mädchen von Vaugirard.

Man sagt, in Vaugirard sind schöne Mägdelein,
der König will sie sehn, weil sie so schön und fein.
Farlarifa lironfa liron lanlere.

Der König will sie sehn, weil sie so schön und fein,
er schickte nicht dahin etwa den Pagen sein.

Er schickte nicht dahin etwa den Pagen sein;
den Prinzen von Orange, der muß sein Bote sein.

Den Prinzen von Orange, der muß sein Bote sein,
als sie ihn sah, rief sie: „Ich armes Mägdelein!"

Als sie ihn sah, rief sie: „Ich armes Mägdelein!"
„Sei unbekümmert, Kind, ein Mann will um dich frein.

Sei unbekümmert, Kind, ein Mann will um dich frein."
„Es schickt sich nicht für mich ein Prinz von Frankreich — nein!

Es schickt sich nicht für mich ein Prinz von Frankreich — nein!
Es schickt für mich sich nur ein Edelknabe fein,
der soll aus gutem Haus und guten Adels sein."
Farlarifa lironfa liron lanlere. (Bartsch.)

*

Die drei Liebhaber.

(Landschaft Berry.)

Es stehen der wackeren Bursche drei
zur Frühlingszeit im Haag,
(ich hör den Nachtigallenschlag!)
es gehen der wackeren Bursche drei,
das Mägdlein zu befragen.

Der jüngste, der 'ne Rose trägt,
beginnet leise zu klagen.
(ich hör den Nachtigallenschlag!)
Der jüngste mit der Rose klagt:
„Ich lieb, doch mag nichts sagen."

Der älteste mit dem Beil im Arm
ruft laut: „Was soll das Zagen?"
(Ich hör den Nachtigallenschlag!)
Der älteste mit dem Beile ruft:
„Ich fordre, statt zu fragen!"

Der dritte mit dem Mandelzweig
singt lieblich: „Ich will's wagen."
(Ich hör den Nachtigallenschlag!)
Der dritte mit dem Zweige singt:
„Will Liebesbitte wagen." —

„Wirst nimmermehr mein Freund du sein,
magst du auch Rosen tragen!
(Ich hör den Nachtigallenschlag!)
Wirst nimmermehr mein Freund du sein;
bangst du — wie könnt ich's wagen!?

Auch dir mit deinem Beil im Arm,
auch dir wird's nicht gelingen!
(Ich hör den Nachtigallenschlag!)
Auch du wirst nicht mein Gatte sein,
Lieb läßt sich nicht erzwingen!

Du aber mit dem Mandelzweig,
du wirst mein Herz erlangen!
(Ich hör den Nachtigallenschlag!)
Du aber sollst mein Liebster sein;
wer bittet, wird empfangen!"
(Übersetzung von Claire v. Glümer, bei Scheffler.)

Pierre du Blaty.

Da ich kam nach Marseille,
wie sehr erstaunt ich da,
als ich je zwei und zweie
so viel' in Ketten sah.
Und als ich staunend stand
und just ans Fortgehn dacht,
hat man mit Knüttelschlägen
vom Platze mich gebracht.

Ich kam auf die Galeere,
wo den Profoß ich fand,
der schlimmer war als Kain
und ganz von Zorn entbrannt;
ein Messer in der Hand,
schnitt er mir ab mein Haar;
verschmachten muß ich hier,
kein Leben ist's fürwahr.

Und als der schlimme Bursche
geschoren mir das Haupt,
war ich nicht mehr wie lebend,
ich war wie sinnberaubt.
Dann sprach er zu mir: „Kerl,
zieh aus die Kleider dir;
des Königs Kleid zieh an,
was dein, gehört nun mir."

Der Anzug, den ich kriegte,
der war von grobem Lein,
dazu ein rotes Hemde,
ein rotes Käppelein;
zu meiner Sünden Buß
eine Kett an jedem Fuß;
ich trage Leid wie wer
in der Hölle büßen muß.

Ein Hauptmann kam gegangen,
derselbe fragte mich:
„Wer hat dich hergesendet?
Wozu verdammt man dich?"
Ich sagte drauf kein Wort,
weil ganz verdutzt ich stand,
gab ihm den Haftbefehl,
er nahm ihn in die Hand.

Nun kam der Vogt gegangen,
der trug am Halse fein
gar eine prächtige Kette
und eine Pfeife klein.
Er sprach zu mir: „Mein Freund,
den Mut verliere nicht;
wenn du nicht etwa stirbst,
kommst du einst noch ans Licht."

Gar sonderbar zu schreiben
hat man gelehrt mich dann;
man gab mir eine Feder,
wohl fünfzehn Ellen lang.
An Tinte fehlt es nicht,
die Tinte ist das Meer;
die Feder ist das Ruder,
damit fahr ich einher.

Ihr meine Herren Richter,
wo brachtet ihr mich hin?
Von meinen Freunden ferne
auf der Galeer ich bin,
geknebelt und gebunden,
als ob ein Leu ich wär;
und mit Stockprügeln quält
und schlägt man mich gar sehr.

Wer hat gemacht dies Liedchen?
Es ist Pierre du Blaty,
zu Cahors in dem Städtchen
geboren in Quercy.
An eines Schülers Tod
klagt man der Schuld ihn an,
wiewohl er teuer schwört,
er sei unschuldig dran.

(Bartsch.)

Das Lied von Marlbrouk.

Marlbrouk, zieht hin zum Kriege,
Mironton, Mironton, Mirontoine,
Marlbrouk zieht hin zum Kriege,
er weiß nicht, wann er kehrt. —

Er kommt zurück um Ostern,
am Trinitatis sonst.
Vorbei ist Trinitatis,
Marlbrouk kommt nicht zurück.

Madame steigt auf die Zinne,
so hoch sie steigen kann.
Sieht ihren Pagen kommen,
gekleidet ganz in Schwarz.

O Page, hübscher Page,
was bringst du Neues mir?
Das Neue, das ich bringe,
macht Eure Äuglein naß.

Legt ab die Rosarobe
und die gestickten Schuh!
Zieht an die schwarze Robe
und die bronzierten Schuh!

Herr Marlbrouk ist gestorben,
gestorben und im Grab.
Ich sah zu Grab ihn tragen
von Offizieren vier.

Der eine trug den Küraß,
der andere seinen Schild.
Der seinen großen Säbel,
und der andre, der trug nichts.

Rund um des Grabes Hügel
da pflanzt man Rosmarin,
und auf dem höchsten Zweige
sang eine Nachtigall.

Als nun die Feier zu Ende,
ein jeder ging zu Bett,
die einen mit ihren Frauen,
die andern ganz allein.

Nicht, als es daran fehle,
ich kenne deren viel
von Blonden und von Braunen,
kastanienfarbig auch.

So endet die Geschichte
vom großen Herrn Marlbrouk,
und wenn zu kurz sich scheinet,
Mironton, Mironton, Mirontoine,
und wenn zu kurz sich scheinet,
fang sie von neuem an.

O. L. B. Wolff. Vgl. hierzu die deutsche Fassung in dem Abschnitt „Das deutsche historische Volkslied"; siehe hier auch die Anmerkung.

* * *

Bretonische Volksballaden.

A. Keller und E. v. Seckendorff, Volkslieder aus der Bretagne, ins Deutsche übertragen. Tübingen 1841.

Die Belagerung von Gwengamp.

Auf, Pförtner, schließet auf das Tor,
der Graf von Rohan steht davor!
Mit ihm zwölftausend Mann allhie,
Stadt Gwengamp eng umschließen sie.

„Dies Tor wird aufgeschlossen nicht,
nicht euch, noch einem andern Wicht!
So lang 's Herzogin Anna wehrt,
der diese Stadt allein gehört."

Wird man wohl öffnen diese Tor
dem Räuberprinzen, der davor
steht mit zwölftausend Mannen still,
und Gwengamp nun belagern will.

„Gar fest sind meine Tore all,
die Mauern körnig, gut der Wall,
vor Zorn erröt ich, hör ich sie,
Stadt Gwengamp wird genommen nie!

Laßt achtzehn Mond sie lagern hie,
sie können nimmer nehmen sie.
Lad't die Kanonen mutig heut!
Und laßt nun sehen, wen's gereut."

Es liegen dreißig Kugeln hier,
die dreißig Kugeln laden wir,
an Pulver fehlt es nicht dabei,
genug auch gibt es Zinn und Blei!

Und als er wieder kam zurück,
traf ihn ein Schuß zum Mißgeschick,
ein Schuß, den tat vom Feind ein Mann,
der war genennet Gwazgaran.

Die Herzogin Anna danach
zum Weib des Feuerwerkers sprach:
„Herr Gott! was fangen wir nun an?
Verwundet ist dein armer Mann!"

„Und wär auch tot mein lieber Schatz,
ich stelle mich an seinen Platz!
Ich lad für ihn nun sein Geschütz,
so muß es gehn! Donner und Blitz!"

Als kaum sie sagte diese Wort,
gebrochen sind die Mauern dort,
die Tor der Feind gebrochen hat,
voll von Soldaten ist die Stadt.

„Soldaten euch die Mägdelein
ich schenk; Gold, Silber, das ist mein,
was Gwengamp noch für Schätze hat,
und mein ist auch die ganze Stadt."

Herzogin Anna sank aufs Knie,
als so ihn hörte sprechen sie:
„Maria, du so gnadenreich,
hör unser Flehn und hilf sogleich!"

Herzogin Anna, da er rief,
sogleich sie in die Kirche lief,
auf beide Kniee sank sie bald,
wohl auf den Boden feucht und kalt.

„Jungfrau Maria, gibst du bloß
dein heilig Haus zum Stall dem Troß,
die Sakristei zum Speishaus dar,
zum Küchentisch den Hauptaltar?"

Noch eh sie ausgesprochen hat,
ein großer Schreck ging durch die Stadt;
denn ein Kanonenschuß erscholl,
neunhundert Mann er tötet wohl.

Da war Verwirrung rings umher,
die Häuser bebten alle sehr,
und aller Glocken lauter Klang
erscholl, und niemand zog den Strang.

Mein Knapp! mein lieber Knappe klein,
du bist gar rüstig, rasch und fein,
steig schnell auf jenen hohen Turm
und spähe dort, wer läutet Sturm.

An deiner Seite hängt ein Schwert,
siehst du nun jemand, der begehrt,
daß er die Glocken läuten mag,
das sei durch dich sein letzter Tag.

Hinaufwärts froh ein Lied er sang,
herunterwärts ihn Schreck durchdrang.
„Ich stieg hinauf hoch auf den Turm,
niemand ich sah, der läutet Sturm.

Niemand sah ich, und späht genau,
niemand als unsre liebe Frau,
Jungfrau Maria und ihr Kind,
durch sie im Schwung die Glocken sind."

Der abgefallne Prinz danach
zu seinen Söldnern also sprach:
„Gesattelt jetzt, hinaus in Hast!
Den Heil'gen ihre Häuser laßt!"

„Im Jahre 1488 wurde die Bretagne von innern und äußern Gefahren bedrängt. Genötigt, in der Zerrüttung seiner Finanzen, Münzen aus Leder mit einem Goldblättchen bedeckt zu schlagen, wurde es auch noch von einem Kinde beherrscht. Dennoch war das Land noch frei und kämpfte. Unter denen, welche die Sache ihres Volkes verließen, war namentlich der Graf von Rohan, welcher als Statthalter des Königs in der Bretagne das französische Heer anführte, und die Schlacht von Saint Aibun du Cornier gegen sein Vaterland gewann. Nachdem er Rennes belagert, Dinan und St. Malo genommen hatte, umlagerte er Gwengamp." (Keller.)

Genoveva von Rustefan.

Als Schafe noch weidete Jannik klein,
nicht dacht er, er müßt ein Priester sein.

„Nicht Mönch noch Priester einst werd ich sein,
mein Sinn steht auf schöne Mägdelein."

Da kam die Mutter ein's Tag's daher:
„Mein Sohn, mein Jann, du bist klug gar sehr,

geh heim, und lasse die Schafe stehn,
du mußt zur Schule nach Kemper gehn!

Du mußt wohl lernen und Priester sein,
Lebewohl nun sagen den Mägdelein."

*

Die schönsten Mädchen der Zeit im Land
hat man die Töchter Herrn Naurs genannt.

Ihr Haupt erhob keine schönere dort
als Ann Naurs Töchter im ganzen Ort.

Sie glänzten den andern Fräulein vor,
so wie der Mond vor der Sterne Chor.

Auf weißem Zelter ließ jede sich sehn
beim Ablaßfeste von Pont Aven.

Zu Pont Aven auf dem Ablaßtag
das Pflaster tönt von des Hufes Schlag.

Von grüner Seide trug jede ein Kleid,
am Hals wohl hing ein golden Geschmeid.

Die jüngste, das ist die schönste, die
man sagt, Jannik von Kerbleiz liebt sie.

„Vier Schüler liebten mich armes Kind,
jetzt alle Priester geworden sind!

Der letzte will Jannik Flécher sein,
das bricht mir das Herz vor großer Pein."

*

Jann Flécher empfangen soll die Weihn,
am Tore saß Genoveva fein.

Vor ihrer Tür Genoveva war
und Spitzen sie stickte emsig gar.

Zum Sticken sie Silberfaden nahm,
(das schmückt einen Kelch gar wundersam).

Jann Flécher, wollt Ihr mir glauben fein,
Ihr geht nicht hin zu empfahn die Weihn.

Ihr geht nicht hin zu empfahn die Weihn,
wollt Ihr gedenk des Vergangenen sein.

„Nicht heim nach Hause kann kehren ich,
meineidig möchte man nennen mich."

Seid Ihr gedenk des Gereds nicht mehr,
das von uns lief in dem Land umher?

Habt meinen Ring Ihr verloren gar,
den Euch beim Tanz ich geschenkt fürwahr?

„Eur goldenes Ringlein nicht von mir kam,
doch Gott es mir von dem Finger nahm."

Kommt, Jannik Flécher, zu mir zurück,
ich will mit Euch teilen all mein Glück!

Mein Freund, o Jannik, zurück mir kehrt!
Ich folg Euch, wohin Ihr's nur begehrt.

Dann zieh ich gerne selbst Holzschuh an,
daß ich für Euch nur arbeiten kann.

Und wollt Ihr nicht hören meine Bitt,
so bringt mir die letzte Ölung mit!

„O Gott! ich nimmer Euch folgen mag:
denn Gottes Ketten ich leider trag!

Denn Gottes Hand mich gefesselt hält,
ich nehm die Weihn und entsag der Welt!"

*

Und als er zurück nun wieder kam,
im Schloß zu Kemper er Einkehr nahm.

„Herr von Rustefan, Glück wünsch ich heut,
all'n Groß und Kleinen viel Glück und Freud!

Viel Glück und Freude für groß und klein,
weit mehr, als mir mag beschieden sein.

Ich komm hier, weil ich Euch bitten wollt,
zur ersten Meß Ihr mir gehen sollt!"

Zur Messe ja komm ich Euch gern fürwahr!
Ich biet Euch die erste Gabe dar.

Ich zwanzig Taler Euch geb genau,
und zehn Eure Pate, meine Frau.

Ja zwanzig Taler Euch sind beschert,
zu Ehren Euch junger Priester wert!

*

Als ich gekommen nach Pen al Lenn,
da wollt ich auch zu der Messe gehn.

Da sah ich laufen gar viele Leut,
die hatt ein gewaltiger Schreck zerstreut.

„Ei, gute Alte, mir sagt zur Frist,
ob schon die Messe geendet ist?"

Die Messe wohl schon begonnen war,
doch konnt er sie nicht auslesen gar.

Er konnt sie nicht auslesen mehr,
um Genoveven er weint zu sehr!

Sein Auge vom Tränenfluß ihm schwoll,
drei große Bücher er weinte voll.

Das junge Mädchen lief her mit Hast,
dem Priester sie beide Knie umfaßt.

„O haltet doch ein! hört auf! um Gott!
sonst mögt Ihr verschulden meinen Tod!"

Der Herr Jann Flécher ist Pfarrer schon,
er ist jetzt Pfarrer im Dorf Mizon.

Und ich, der ich dieses Lied erdacht,
ich sah ihn weinen in mancher Nacht.

In Tränen ich oft gesehn ihn hab,
wo Genoveva nun ruht im Grab.

(Keller.)

* * *

Italienische Volksballaden.

Woldemar Kaden, Italiens Wunderborn, Volkslieder aus allen Provinzen der Halbinsel und Siziliens in deutscher Übertragung. Stuttgart 1878. — Paul Heyse, Italienische Dichter seit der Mitte des 18 Jahrhunderts, Übersetzungen und Studien. 5. Band: Lyriker und Volksgesang, Neue Folge. Stuttgart 1905.

Die Schlangenköchin.

Quando bel Guido se ne va a la caccia
Per ammazzà la starna a la su' sposa . . .

Der schöne Guido war zur Jagd gegangen:
das Rebhuhn für sein Bräutchen wollt er fangen.

Die Alte geht in Garten, sich zu bücken,
den Salbei und den Rosmarin zu pflücken.

Dort findet sie den Kopf von einer Schlange,
der Schwiegertochter einen Trank zu kochen.

Wohlauf, du Schwiegertochter, willst du trinken?
Der Trank macht dir die üble Farbe schwinden.

Wird Guido von der Jagd zurücke kommen,
so trinke ich, wenn er ihn hat genommen.

Und als schön Guido heimgekehret war,
den Becher reicht sie ihm zu trinken dar.

Und kaum, daß er ihn ausgetrunken,
war tot zu Boden er gesunken.

Wohlauf, o Schwiegertochter, klage um den Deinen!
Du böse Alte, du hast Grund zu weinen.

Ich wein mir Tag und Nacht die Augen rot,
du, böse Alte, weinst bis an den Tod.

Ich, Nacht und Tag beweine ich den Meinen,
du, Alte, wirst bis zu dem Tode weinen.

(Arlena, Provinz Rom, Kreis Viterbo.) (Kaden.)

Die Brudermörderin.

Vash, ndy dò ty dùghemi,
Farmcòs ti t' ytt' vylaa . . .

Mädchen, willst du, daß wir lieben
uns, vergifte deinen Bruder.
Wie doch soll ich ihn vergiften?
Wie? Das werde ich dir sagen.
Morgen, wenn es Tag will werden,
gehst hinaus du auf den Kreuzweg,
wartest bis die schwarze Schlange
da vorüber kommt, die gift'ge,
mit dem unheilbaren Bisse.
Schneide der den Kopf und Schwanz ab,
stampf ihn zwischen Steinen, schütt ihn
drauf in einen Becher Weines.
So erwarte dann den Bruder
nachts und reiche ihm zu trinken.
Und die Jungfrau, sie gehorchte.
An der Tür harrt sie des Bruders,
der vom Kampfe heimwärts kehrte.
Sei willkommen, du mein Bruder!
Nimm und trinke ein Glas Wein,
kommst in Schweiß gebadet an,
ganz im Schweiße, matt und kraftlos.
Trank drei Schlucke, sprach drei Worte
und nicht mehr:
Fluch sei jedem, der vertrauet
Schwestern, die noch nicht vermählet sind.
Und erstarrt stürzt er zu Boden.
War das Mädchen, sich zu schmücken,
war der Bruder zu verenden:
kehrte drauf den Rücken ihm,
eilig lief sie zum Geliebten.
Hab dein Wort erfüllt, o Jüngling!
Heb dich weg, du Übeltät'rin!
Hast den Bruder du vergiftet,
denk an mich jetzt, was du tun willst.

Weiß und rot war sie gekommen,
zog zurück sich schwarz und gelb
und mit Kleidern schleppend, schleppend.

(Aus den albanesischen Kolonien Kalabriens.) (Kaden.)

* * *

Neugriechische Volksballaden.

Hermann Lübke, Neugriechische Volks- und Liebeslieder in deutscher Nachdichtung. Berlin 1895.

Des Gatten Heimkehr.

(Penelope-Motiv.)

An einem Webestuhl von Gold,
des Kamm von Elfenbeine,
da webt ein Mädchen engelhold
Gewänder zart und feine.

Das Schifflein schwirrte ab und zu,
der Fuß trat auf und nieder,
und wie sie webt, ohn Rast und Ruh,
sang sie gar süße Lieder.

Des Weges kam ein Handelsmann
auf schwarzem Roß geschwinde;
er hielt den Rappen grüßend an:
„Viel Heil dem schönen Kinde!"

„Mein lieber Fremdling, heil auch dir!"
„Lieb Mädchen, wie ist's kommen,
daß du noch keinen Burschen dir
zum Gatten hast genommen?"

„Soll dir ob solchem losen Wort
dein Rappe gleich verenden!
Hab einen Mann am fernen Ort
schon seit zwölf Jahreswenden.

Und noch drei Jahre wart ich still,
drei Jahre ohn Verdrießen,
und dann als schwarze Nonne will
ich mich ins Kloster schließen."

„Mein liebes Weib, dein Mann ist tot!
dein Mann ist hingeschieden;
ich hielt ihn in der letzten Not
und bettet ihn in Frieden.

Gab Brot und Kerzen deinem Herrn
und lindert seine Qualen,

du würdest, meint er, alles gern
mir einst zurückbezahlen."

„Hast ihn gepflegt, ins Grab gesenkt —
vergelt dir's Gott im Leben,
die Kerzen, die du ihm geschenkt,
will ich dir wiedergeben."

„Auch einen Kuß, den ich ihm lieh,
gib mir, wie er befohlen."
„Willst du den Kuß, zurücke zieh,
vom Toten ihn zu holen."

„Mein Weib, ich selbst bin ja dein Mann,
dein Gatte viel ersehnet."
„Wenn du in Wahrheit bist mein Mann,
mein Gatte viel ersehnet,

wohlan, o Fremdling, sage mir
vom Hause sichre Kunde,
daß ich dir öffnen kann die Tür,
empfangen dich zur Stunde."

„Einen Apfelbaum am Tor du hast,
im Hof ein Rebstock sprießet,
der trägt der roten Trauben Last,
draus Wein wie Honig fließet.

Und kostet ihn der Janitschar,
will in den Krieg er ziehen,
trinkt ihn der Arme bloß und bar,
vergißt er seiner Mühen."

„Ein Nachbar hat's verraten dir;
man weiß es in der Runde,
gib mir, soll öffnen ich die Tür,
vom Zimmer sichre Kunde."

„Eine goldne Leuchte hängt herab
wohl in des Zimmers Mitte;
die strahlt, legst das Gewand du ab
und lenkst zum Bett die Schritte."

„Ein Nachbar hat's verraten dir,
man weiß es in der Runde,
gib mir, soll öffnen ich die Tür,
vom Leibe sichre Kunde."

„Hast auf der Schulter und am Mund
ein Mal von dunkler Farbe,
und auf des rechten Busens Rund
eine kleine Liebesnarbe."

„O Mägde, laßt den Mann herein;
empfanget ihn mit Ehren!
Ich sah den lieben Gatten mein
zur Heimat wiederkehren." (Lübke.)

Schwiegermutter Schlangenköchin.

Siehst du den Berg dort im grünen Kleid?
dort feiert ein Waisenkind Hochzeit heut.

Und Tausende statteten reich es aus,
und Tausende lud man als Gäste ins Haus.

In der Mitte die Maid schritt im Brautgewand,
die trug ein Goldvöglein auf ihrer Hand.

Das sang nicht nach andrer Vögel Weis,
mit Worten sprach es gar bang und leis:

„Viel besser, du kehrtest nach Hause sofort,
deine böse Schwieger sinnet auf Mord."

Und die Schwieger wird von der Höh sie gewahr
und redet sogleich zu der Köche Schar:

„Für die Braut bratet Hasen und Rebhühner fein
und ein dreiköpfig giftiges Bergschlängelein." —

Als ersten Bissen den Kopf sie aß,
davon an dem Herzen das Gift ihr fraß.

Als zweiten aß sie das Schwänzelein,
da drang ihr das Gift in die Leber ein.

Das dritte und schlimmste das Seitenstück war,
drob ward sie vergiftet zu Tode gar.

Und von Schmerzen durchzuckt zur Schwieger sie schleicht:
„Schnell Wasser der Armen, Vergifteten reicht!"

„An Wasser gebricht's mir, zum Vater geh hin!"
Und die Hände gekreuzt, geht zum Vater sie hin.

„O Herr, gib mir Wasser, zu lindern mein Weh!"
„Kein Wasser gibt's hier, zu den Basen nur geh!"

Und die Hände gekreuzt, zu den Basen sie spricht:
„Gebt Wasser mir, daß ich verdurste nicht!"

„Wir haben kein Wasser, geh hin zum Gemahl!"
Und die Hände gekreuzt, geht sie hin zum Gemahl.

„Du nahmst mich zum Weib, gib mir Wasser geschwind,
zum Labsal dem armen, vergifteten Kind!"

Zu den Ärzten sandt er, zur Quelle klar,
sie starb, eh noch Wasser zur Stelle war.

Als die Ärzte kamen zur Hilfe bereit,
da lag schon im Grabe die holde Maid. (Lübke.)

* * *

Spanische Volkspoesie.

F. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur. Berlin 1859. — Herders Cid; vgl. auch die spanischen Romanzen in den „Stimmen der Völker". — Das Liederbuch vom Cid, nach der Kellerschen Ausgabe, verdeutscht von Gottlob Regis. Stuttgart 1842; neue Ausgabe 1893. — Diez, Altspanische Romanzen (?). — Emanuel Geibel, Spanische Romanzen. In Geibels „Gesammelten Werken". Stuttgart 1888 (Band 8). — Peter Lang, Katalonische Volkslieder. Dresden 1890.

Der Cid.

(Einleitung, nach Herder.)

Trauernd tief saß Don Diego,
wohl war keiner je so traurig;
gramvoll dacht er Tag und Nächte
nur an seines Hauses Schmach,

an die Schmach des edlen alten
tapfern Hauses der von Lainez,

das die Inigos an Ruhme,
die Abarcos übertraf.

Tief gekränket, schwach vor Alter,
fühlt er nahe sich dem Grabe:
da indes sein Feind Don Gormaz
ohne Gegner triumphiert.

Sonder Schlaf und sonder Speise,
schläget er die Augen nieder,
tritt nicht über seine Schwelle,
spricht mit seinen Freunden nicht,

höret nicht der Freunde Zuspruch,
wenn sie kommen, ihn zu trösten;
denn der Atem des Entehrten,
glaubt er, schände seinen Freund.

Endlich schüttelt er die Bürde
los des grausam stummen Grames,
lässet kommen seine Söhne,
aber spricht zu ihnen nicht.

Bindet ihrer aller Hände
ernst und fest mit starken Banden.
Alle, Tränen in den Augen,
flehen um Barmherzigkeit.

Fast schon ist er ohne Hoffnung,
als der jüngste seiner Söhne,
Don Rodrigo, seinem Mute
Freud und Hoffnung wiedergab.

Mit entflammten Tigeraugen
tritt er vor dem Vater rückwärts.
„Vater," spricht er, „Ihr vergesset,
wer Ihr seid und wer ich bin.

Hätt ich nicht aus Euern Händen
meine Waffenwehr empfangen,
ahndet ich mit einem Dolche
die mir jetzt gebotne Schmach."

Strömend flossen Freudentränen
auf die väterlichen Wangen.
„Du," sprach er, den Sohn umarmend,
„du, Rodrigo, bist mein Sohn.

Ruhe gibt dein Zorn mir wieder,
meine Schmerzen heilt dein Unmut!
Gegen mich nicht, deinen Vater,
gegen unsers Hauses Feind

hebe sich dein Arm!" — „Wo ist er?"
rief Rodrigo: „Wer entehret
unser Haus?" Er ließ dem Vater
kaum, es zu erzählen, Zeit.

*

Angehört den Schimpf des Hauses,
geht gedankenvoll Rodrigo,
denkt an seine jungen Jahre,
denkt an seines Feindes Macht:

In Asturiens Gebirgen
zählet Gormaz tausend Freunde,
er, in Königs Rat der erste,
er, der erste in der Schlacht.

Aber wenn er die dem Vater
zugefügte Schmach bedenket,
was bedeutet alles andre?
Recht will er vom Himmel nur.

Bravheit ist er seiner Ehre
schuldig; schadet der die Jugend?
Für sie stirbt aus echtem Stamme
selbst das neugeborne Kind.

Eilig langet er den Degen
sich herab, den einst Mudarra
führte, jener tapfre Bastard.
(Traurig hing der Degen da,

als ob er, vor Alter rostend,
seines Herren Tod betraure.)
Eh er noch ihn an sich gürtet,
redet er den Degen an:

„Dir gesagt sei es, du edler
Degen, daß ein Arm dich fasset
gleich des Bastards Arm! Und fühlest
du, daß ihm noch Stärke fehlt,

rückwärts wird er niemals weichen,
wenn er dich im Kampfe führet;
edler, du von gutem Stahle,
doch von besserm ist sein Herz.

Wert wird dessen, dem du dientest,
der sein, dem fortan du dienest;
würd er jemals unwert deiner:
nun, so dienst du keinem mehr,

tief in seine Eingeweide
birgt er dich . . Hinaus ins Freie!"
rief er, „denn die Stund ist kommen,
der gerechtsten Rache Zeit."

Heimlich, daß es niemand wußte,
ging er aus des Vaters Hause;
und noch war es keine Stunde,
traf er seinen stolzen Feind.

*

Auf dem Platze des Palastes
traf Rodrigo auf Don Gormaz.
Einzeln, niemand war zugegen,
redet er den Grafen an:

„Kanntet Ihr, o edler Gormaz,
mich, den Sohn des Don Diego,
als Ihr Eure Hand ausstrecktet
auf sein ehrenwert Gesicht?

Wußtet Ihr, daß Don Diego
ab von Layn Calvo stamme?
daß nichts reiner und nichts edler
als sein Blut ist und sein Schild?

Wußtet Ihr, daß weil ich lebe,
ich sein Sohn, kein Mensch auf Erden,
kaum der mächtge Herr des Himmels,
dies ihm täte ungestraft?" —

„Weißt du," sprach der stolze Gormaz,
„was wohl sei des Lebens Hälfte,
Jüngling?" — „Ja," sprach Don Rodrigo,
„und ich weiß es sehr genau.

Eine Hälfte ist, dem Edlen
Ehr erzeigen; und die andre,

den Hochmütigen zu strafen,
mit dem letzten Tropfen Bluts

abzutun die angetane
Schande." Als er dies gesagt,
sah er an den stolzen Grafen,
der ihm diese Worte sprach:

„Nun, was willst du, rascher Jüngling?" —
„Deinen Kopf will ich, Graf Gormaz,"
sprach der Cid, „ich hab's gelobet!"
„Streiche willst du, gutes Kind,"

sprach Don Gormaz, „eines Pagen
Streiche hättest du verdient."
O ihr Heiligen des Himmels,
wie ward Cid auf dieses Wort!

*

Tränen rannen, stille Tränen
rannen auf des Greises Wangen,
der, an seiner Tafel sitzend,
alles um sich her vergaß,

denkend an die Schmach des Hauses,
denkend an des Sohnes Jugend,
denkend an des Sohns Gefahren
und an seines Feindes Macht.

Den Entehrten flieht die Freude,
flieht die Zuversicht und Hoffnung;
alle kehren mit der Ehre
froh und jugendlich zurück.

Noch versenkt in tiefer Sorge,
sieht er nicht Rodrigo kommen,
der, den Degen unterm Arme
und die Händ auf seiner Brust,

lang an sieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
bis er zutritt, ihm die Rechte
schüttelnd: „Iß, o guter Greis!"

spricht er, weisend auf die Tafel.
Reicher flossen nun Diego
seine Tränen: „Du, Rodrigo,
sprachst du, sprichst du mir dies Wort?"

„Ja, mein Vater! und erhebet
Euer edles, wertes Antlitz."
„Ist gerettet unsre Ehre?"
„Edler Vater, er ist tot."

„Setze dich, mein Sohn Rodrigo,
gerne will ich mit dir speisen.
Wer den Mann erlegen konnte,
ist der erste seines Stamms."

Weinend knieete Rodrigo,
küssend seines Vaters Hände;
weinend küßte Don Diego
seines Sohnes Angesicht.

Romanze von Moriana und Galvan.

Auf dem Schlößlein spielt Moriana
mit dem Mohren Don Galvan;
um die Zeit sich zu verkürzen,
spielen sie zusammen Schach.

Immer, wenn der Mohr verlieret,
so verliert er eine Stadt,
aber wenn verliert Moriana,
reicht sie ihm zum Kuß die Hand.
Endlich schier vor Wohlbehagen
sinkt der Mohr in leisen Schlaf.
Siehe, auf den Bergen drüben
zeigt sich da ein Rittersmann,
blutend, auf zerrißnen Sohlen
wandelt er und weint und klagt,
wohl aus Liebe zu Morianen,
Tochter König Morians;
denn es raubten sie die Mohren
einst am Morgen Sankt Johanns,
als in ihres Vaters Garten
Rosen sie und Blüten brach.

Ihre Augen hob Moriana,
wohl erkannte sie den Mann,
und es flossen ihre Tränen
auf des Mohren Stirn herab,
daß mit Schrecken er erwachte,
und zu sprechen so begann:
„Sprecht, was ist Euch, schöne Dame,
was betrübt Euch, saget an.
Wenn Euch meine Mohren reizten,
will ich töten sie alsbald;
oder taten's Eure Frauen,
sollen Zücht'gung sie empfahn;
oder ärgern Euch die Christen,
zieh ich gegen sie zur Schlacht.
Alltagskleid ist mir der Harnisch,
meine Ruh ist Wanderschaft,
harter Felsen ist mein Bette,
stetes Wachen ist mein Schlaf." —

„Nicht erzürnten mich die Mohren,
sie zu töten unterlaßt,
und noch minder meine Frauen,
sollen Straf um mich empfahn,
und die Christen mögt Ihr auch nicht
überziehn mit Kriegesmacht;
sondern was mich so bewegte,
sag ich Euch in Wahrheit an:
Drüben an den hohen Bergen
sah ich einen Rittersmann,
mein Verlobter, glaub ich, war es,
den ich lieb auf immerdar."

Da erhub die Hand der Mohr,
und er gab ihr solchen Schlag,
daß von ihren weißen Zähnen
hell das rote Blut entsprang,
und befahl, daß seine Wachen
sie enthaupteten alsbald
dort an jenem selben Platze,
wo sie den Geliebten sah.

Und noch diese Worte sprach sie
in der Stunde, da sie starb:
„Wohl als gute Christin sterb ich,
ohne zu begehn Verrat,
an der Lieb und an der Treue
meines lieben Bräutigams." —

(Geibel.)

Don Alonso der Getreue.

Don Alonso Perez Gusman
traurig sitzet er am Mahl,
schmecket ihm der Wein wie Galle,
rührt die Speisen er nicht an,
denn ein Brief war von den Mohren
ihm geschossen in die Stadt:
„Übergebt die Stadt Tarifa,
übergebt sie, edler Graf,
denn im Treffen auf dem Meere
fiel dein Sohn in unsre Hand.
Wenn du uns die Tore öffnest,
lassen wir ihn frei alsbald,
geben ihm zu seinem Leben
noch ein Roß von feiner Art;
purpurn sollen sein die Decken,
und von Golde der Beschlag,
und der Zaum von Silberglöckchen,
daß es klingt bei Schritt und Trab;
aber gibst du uns die Stadt nicht,
schlagen wir das Haupt ihm ab."

Auf die Mauer ging Alonso,
sah hinunter in das Tal,
vor das Zelt des Mohrenhauptmanns
führten seinen Sohn sie da;
Ketten trug er an den Händen,
Ketten trug er um den Hals,
und der Bart hing auf die Brust ihm
nieder von der langen Haft.
Als Alonso dies gewahrte,
wohl vernehmet, was er sprach:
„Tötet meinen Sohn, ihr Mohren,
lieber schlagt das Haupt ihm ab,
eh daß ich an meinem König
übe schmählichen Verrat."

Als er dieses Wort gesprochen,
warf er selbst sein Schwert hinab,
daß sie mit der eignen Klinge
führen möchten jenen Schlag.
Wut erfaßte da die Mohren,
da sie solche Stärke sahn,
und den edlen Jüngling trafen
mit dem Schwert sie dergestalt,
daß das Haupt von seinen Schultern
rollte blutig in den Sand.

Von dem Tag ward Don Alonso
der Getreue zubenannt.

(Geibel.)

Die hohe Schweinehirtin.

(Katalonisch.)

Vom König erging ein Rufen, ein Rufen weit und breit,
daß alle Grafen und Ritter mitzögen in Krieg und Streit.
Herr Wilhelm auch, der muß nun von Hause ziehen fern.
Er hat eine schöne Fraue, die läßt er gar nicht gern.
Er empfiehlt sie seiner Mutter, befiehlet höchlich an,
daß man keine Arbeit ihr gebe, die sie nicht tuen kann.
„Ach Mutter, liebe Mutter, nehmt Euch meiner Frauen an,
gebt ihr keine Arbeit zu tuen, die sie nicht tuen kann.
Die Arbeiten, die sie kann, sind Sticken, Nähen und Stricken.
Wenn das Stricken ihr nicht behaget, so lasset Ihr sie sticken;
wenn das Sticken ihr nicht behaget, so lasset Ihr sie nähn;
wenn das Nähn ihr nicht behaget, so laßt sie müßig gehn."
Den andern Tag in der Frühe zur Sauhirtin macht sie die Alte:
„Sauhirtin, Sauhirtin, 's ist Zeit, steh auf und treib zu Walde.
Die Schweinchen schrein nigro, die Schweinchen schrein nigri.
Zieh aus dein seiden Röcklein und an den Drillich zieh.
Drei Spulen mußt du spinnen, und bring auch Holz nach Haus!"
„Ach, liebe Schwiegermutter, wo treib ich die Schweinchen hinaus?"
„In den Wald des Herren Wilhelm, hab da schöne Eicheln gesehn."
Eines Tages sang sie einsam; da kamen der Ritter zween.
Der eine sprach zum andern: Scheint die Stimm meiner Frauen süß.
„Grüß Gott, liebe Schweinehirtin!" „Herr Ritter, Gott Euch grüß!"
„Schweinehirtin, Schweinehirtin, 's ist Zeit zu treiben nach Haus!"
„Mir fehlt noch eine Spule, ein Bündel Holzes auch."
Mit der Spitze seines Degens haut ab er den Haselstrauch,
und vor dem lauten Krachen schnell reißt ein Schweinchen aus.
„Schweinehirtin, Schweinehirtin, was gibt man Euch zu essen?"
„Einen Kuchen von Gerstenmehl, der nicht zu groß gemessen."
„Schweinehirtin, Schweinehirtin, sagt uns ein Wirtshaus nun."
„Ei, geht zur Schwiegermutter, da pflegt man sich gütlich zu tun
mit Hühnern und Kapaunen und mit gebacknem Fisch." —
„Frau Wirtin, Frau Wirtin, sag Sie, was hat Sie zum Abendtisch?"
„Wir haben Kapaune und Hühner und auch gebacknen Fisch."
„Frau Wirtin, Frau Wirtin, wer kommet mit uns zum Abendtisch?"
„Die Schweinehirtin mag kommen, meine Tochter, die bewahr ich."

„Sieben Jahr eß ich nicht an der Tafel und andre sieben wart ich,
sieben Jahr eß ich nicht an der Tafel, an der Tafel nicht, noch am Tische,
nein, unter der Treppe eß ich, wie ein Hündlein in seiner Nische."
„Frau Wirtin, Frau Wirtin, sag Sie, wer kommt zu Bett mit mir?"
„Die Schweinehirtin mag kommen, meine Tochter, die bewahr ich."
„Und lieber, als daß ich komme, tu ich ein Leids mir hier!
Sieben Jahr schlaf ich nicht im Bette und andre sieben wart ich,
sieben Jahr schlaf ich nicht im Bette, im Bette nicht, noch unter der Decke,
nein, ich schlafe mit dem Kätzlein, wohl in der Aschenecke."
Als sie ihm die Kammer gewiesen, da sagte sie gute Nacht!
„Schweinehirtin, Ihr dürft nicht gehen, bleibt bei mir diese Nacht!"
Er zeiget ihr ein Ringlein, da kennet sie ihn schnell. —
Den andern Morgen frühe die Alte schreiet gell:
„Schweinehirtin, Schweinehirtin, 's ist Zeit, zu Wald zu treiben!"
„Zu Wald treib Eure Tochter! meine Frau muß bei mir bleiben!
Und wärt Ihr nicht meine Mutter, und wär ich nicht Euer Kind,
ich würd Euch zu Asche verbrennen, die Asche streun in den Wind."

(Lang.)

* * *

Das rumänische Volkslied.

A Franken, Rumänische Volkslieder und Balladen, im Versmaße der Originaldichtungen übersetzt und erläutert. Danzig 1889.

Das Schäfchen.

Von der Alpe dort
an des Himmels Pfort
sieh, da ziehn einmal
ihren Weg zu Tal
Lämmerherden drei,
Hirten[1] drei dabei.
Einen Ungarland,
einen Moldauland,
einen Brancea[2] sandt.

Der aus Ungarland[3],
und den Brancea sandt,
die berieten sich und besprachen sich,
wenn es Nacht geworden,
wollten ruchlos morden
den Gefährten sie,
weil er reich an Vieh,
weil er Schafe mehr
hatt mit Hörnern schwer,
Pferde wohl gelehrt,
Hunde treubewährt.

Doch ein Schäfchen klein,
zartbewollt und fein,
blökte kläglich bang
schon drei Tage lang,
fraß fast gar nicht mehr.

„Weißes Schäfchen fein,
Schäfchen, weiß und rein!
schon drei Tage lang
blökst du kläglich bang,
mundet's Gras nicht mehr?
drücket Krankheit schwer
dich, mein Schäfchen sehr?"

„Hirte du, mein lieber,
führe doch hinüber
in den Wald uns fort;
Weide beut uns dort,
Schatten dir der Ort.
Herr, o folge mir,
ruf 'nen Hund zu dir,
ruf den mutigsten,
ruf den treuesten;
denn wenn's Nacht geworden,
wollen dich ermorden
der aus Ungarland
und den Brancea sandt!"

— „Birsaschäfchen[1], liebes,
siehst du so voraus es,
ist es Schicksals Schluß,
daß ich sterben muß,
dem aus Ungarland
und den Brancea sandt
sag, ganz nahe haben
sie mich zu begraben,
nach der Hürde hin,
daß bei euch ich bin,
von der Stine dann
die Hunde hören kann.

Sprich: ‚Ihr seid gebeten,
legt zu Häupt ihm Flöten,
buchen eine sei,
feiert Liebestreu;
eine sei aus Bein,
klaget Liebespein;
ein aus Hollerholz[2]

[1] „Die rumänischen Hirten bewohnen die bedeutenderen Höhen der Karpathen natürlich nur in den Sommermonaten. Anfangs Mai, bei Beginn des Frühlings werden zunächst die tiefer liegenden Weiden, allmählich erst die ausgedehnten Gebirgswiesen auf den Höhen aufgesucht. Um die Mitte des September werden letztere schon wieder verlassen, worauf die meisten Hirten sich den Donauweiden zuwenden." (Franken.)

[2] „Brancea ist ein Gebirgstal am Abhang der Karpathen, dessen Bewohner in Sitten und Gewohnheiten den ursprünglichen Charakter der Moldauer am treuesten bewahrt haben sollen."

[3] „Siebenbürgen ist gemeint."

[1] „Birsaschaf ist das Leitschaf. Birsa ist ein Dorf in Siebenbürgen."

[2] Holunderholz."

tönet feurig stolz.'
Wenn der Wind dann leise
wecket ihre Weise,
sammeln bei den Tönen
sich die Schaf voll Sehnen,
weinen blut'ge Tränen.
Aber von dem Mord
rede nicht ein Wort.
Einer Fürstin[1], sprich,
sei vermählet ich,
die mit aller Welt
ihre Hochzeit hält.
Als der Bund geschlossen,
sei ein Stern erloschen[2];
meine Hochzeitskrone
hielten Mond und Sonne[3],
Tann und Esp als Gäste
waren bei dem Feste;
Priester — Bergeskegel,
Musikanten — Vögel,
Vögel — tausend gar,
Fackeln — Sterne klar.

Doch wenn du begegnest,
o, wenn du erblickest
mein alt Mütterlein
mit dem Wollgurt fein,
wie durchs Feld sie eilet,
bittre Tränen weinet,
alle Leute fragt,
allen Leuten sagt:
‚Wer hat ihn gesehn,
meinen Hirten schön,
war so schlank und fein,
ging durchs Ringelein,
zart wie sein Gesicht
ist der Milchschaum nicht,
und der Schnurrbart[4] euch
der Kornähre gleich,
rabenschwarz, fürwahr,
seines Hauptes Haar,
seiner Augen Glanz
wie Brombeeren ganz?' —
Schäfchen, mit der Armen
habe dann Erbarmen!
sag der Mutter frei,
fern vermählt ich sei,
einer Maid gar süß
in 'nem Paradies.

Aber ja bericht
Mütterchen mir nicht,
als der Bund geschlossen,
sei ein Stern erloschen;
meine Hochzeitskrone
hielten Mond und Sonne;
Tann und Esp als Gäste
waren bei dem Feste;
Priester — Bergeskegel,
Musikanten — Vögel,
Vögel — tausend gar,
Fackeln — Sterne klar." (Franken.)

[1] „Die Fürstin, die mit aller Welt ihre Hochzeit hält, ist natürlich die ‚morte'. Bei der Übersetzung wirkt es störend, daß im Deutschen der Tod männlich ist."

[2] „Nach dem Glauben des rumänischen Volkes ist jedes Menschen Los auf geheimnisvolle Weise mit dem eines Sterns verbunden, der sich verfinstert, wenn dem Menschen ein großes Unheil droht, und fällt, wenn wir sterben."

[3] „Bezieht sich auf die Hochzeitszeremonien nach griechischem Ritus, wobei die Brauteltern die Krone halten, mit der die Neuvermählten geschmückt werden."

[4] „Der Schnurrbart der Bewohner des westlichen Gebirges ist gewöhnlich heller als das Haupthaar und borstig wie eine Weizenähre."

* * *

Serbische Volkslieder.

Talvj, Volkslieder der Serben, metrisch übersetzt und historisch eingeleitet. Leipzig 1853.

Marko und die Türken[1].

Auf die Jagd zieht jagend Wesir Murat,
auf die Jagd ins grüne Waldgebirge.
Mit ihm ziehn zwölf Krieger, Türkenhelden,
aber außerdem der edle Marko.
Jagend ziehen sie drei weiße Tage
waldumher und können nichts erjagen;
aber sieh, da führet sie der Zufall
plötzlich hin an einen grünen Waldsee,
worauf goldbeschwingte Enten schwimmen.

Los läßt der Wesir jetzt seinen Falken,
daß er eine fange von den Enten;
aber die entzieht sich schnell dem Blicke,
himmelan hebt sie sich zu den Wolken.
Da begann der Königssohn, Herr Marko:
„Wär es mir vergönnt, o Wesir Murat,
meinen Falken auf sie loszulassen,
daß die goldbeschwingte Ent er fange?"
Aber ihm entgegnete der Türke:
„Wohl ist dir's vergönnt. Warum doch wär's nicht?"
Und des Königssohnes Marko Falke
himmelan schwingt er sich zu den Wolken,
fliegt und fängt die goldbeschwingte Ente;
aber mit ihr fällt aufs Gras er nieder.
Als dies des Wesiren Falke siehet:
schwer fällt ihm es und ganz unerträglich;
denn er hat sich's böslich angewöhnet,
andrer Beute selbst sich zuzueignen.
Los fährt er auf Markos wackern Falken,
die erjagte Ent ihm zu entreißen;
doch des Königssohnes Marko Falke,
starren Sinnes wie sein Herr, ein Trotzkopf,
gibt nicht her die goldbeschwingte Ente.
Hart empfängt er des Wesiren Falken
und zerrupft ihm wild die grauen Federn.

[1] Eines der abgerundetsten Lieder aus dem berühmten Zyklus der Heldenlieder vom Königssohn Marko. Marko ist auch der Held vieler bulgarischen Lieder.

Aber als dies der Wesir erblickte,
weh tat ihm es und der Zorn ergriff ihn;
schnell des Königssohnes Falken nahm er,
schlug ihn gegen eine grüne Tanne
und zerschmettert ihm den rechten Flügel.
Schmerzlich stöhnte Markos wackrer Falke,
wie aus einer Felskluft zischt die Schlange.
Marko aber griff nach seinem Falken,
und den wunden Flügel ihm verbindend,
spricht die Wort er mit ergrimmter Stimme:
„Wehe mir, und wehe dir, meine Falke!
Ohne Serben jagend, mit den Türken
jagend und ungleiches Recht erduldend!"
Drauf erhoben schnell sich die Begleiter,
ritten fort und ließen Marko einsam.
Marko aber, den Verband vollendend,
bleibt und weilt im grünen Waldgebirge.
Wie er nun den Falken wohl verbunden,
springt er schnell dem Scharaz auf die Schultern,
spornt das Roß, das über Berges Rücken,
wie des Waldgebirges Wila, hineilt;
schnell enteilt es, leget weit zurücke.
Jetzo, an des schwarzen Waldes Ende,
sieht er auf dem Felde den Wesiren,
ihm zur Seite die zwölf Türkenkrieger;
Murat aber, als zurück er schauet
und den Helden Marko sieht von ferne,
spricht er also zu den zwölf Begleitern:

„Meine Kinder, ihr zwölf Türkenhelden!
Seht ihr dort wohl jene Nebelmasse,
wie sie sich vom schwarzen Berge herwälzt?
In der Nebelwolke ist der Marko!
Seht doch, wie das Roß zur Wut er spornet!
Weiß es Gott, das nimmt nicht guten Ausgang!"
Jetzt erreicht vom Königssohne Marko,
reißt den Säbel dieser von der Hüfte,
treibet den Wesir und seine Krieger
vor sich her, weit über das Gefilde,
wie ein Sperlingsheer der grimme Geier.
Bald jedoch die Flüchtigen ereilend,
haut er dem Wesir den blonden Kopf ab;
aber aus den Jünglingen, den zwölfen,
macht sein Säbel vierundzwanzig Halbe.

Sinnend steht drauf Marko, überleget,
ob zum Sultan nach Jedren er gehe
oder ob nach seinem Hof zu Prilip?
Alles überlegt er, endlich spricht er:
„Besser ist's, ich gehe selbst zum Sultan,
daß von mir, was ich getan, er höre,
als daß mich die Türken dort verklagen."

Als Held Marko nun Jedren erreichte
und im Diwan vor den Sultan hintritt,
blickten wildverworren seine Augen,
wie der Wolf, der hungrig waldumher schweift.
Schaut er auf, so war's, als ob es blitzte!
Da befragt ihn sorglich der Herr Sultan:
„Sag, mein Söhnchen, Kraljewitsche Marko,
was doch hat dich gegen mich erzürnet?
Was ist dir Unsel'ges widerfahren?"
Alles drauf berichtete ihm Marko,
was mit Murat, dem Wesir, geschehen.
Lachte des aus vollem Hals der Sultan,
flüsternd sprach er zu dem Königssohne:
„Mögst du dafür leben, Söhnchen Marko!
Hättest du dich also nicht betragen,
möcht ich meinen Sohn dich nicht mehr nennen.
Jedes Türklein kann Wesir ja werden;
doch wie Marko lebt kein andrer Held mehr!"

Und in seine seidne Tasche greifend,
zieht er tausend Goldstück aus der Tasche,
reichet sie dem Königssohne Marko.
„Nimm dies Geld, mein Sohn, von deinem Herren;
trinke auf mein Wohlsein, tapfrer Marko!"

Marko nahm den Beutel Goldes schweigend
und verließ den Diwan auf der Stelle;
denn der Sultan gab das Geld mitnichten,
daß er sich am goldnen Wein erquicke,
sondern daß er schleunig sich entferne,
denn in schlimmer Zorneswut war Marko.

(Talvj.)

*

Mutter, Schwester und Gattin.

Auf dem Altan wandelte Johannes,
unter ihm entzwei brach da der Altan,
daß im Fall die Rechte er zerbrochen.
Fand sich eine Ärztin für den Jüngling,
aus dem grünen Waldgebirg die Wila;
doch gar großen Lohn begehrt die Ärztin:
Von der Mutter ihre weiße Rechte,
von der Schwester ihre seidnen Haare,
von der Gattin ihren Perlenhalsschmuck.

Willig gibt die Mutter ihre Rechte,
Gibt den Schmuck des seidnen Haars die Schwester,
doch die Gattin nicht die Perlenschnüre.
„Nein, ich gebe nicht die weißen Perlen!
Eingebrachtes sind sie von dem Vater!"
Drob erzürnt des Waldgebirges Wila,
träufelt Gift in des Johannes Wunde,
starb der Knabe! Wehe, arme Mutter!

Da begannen graue Kuckucksweibchen,
drei begannen ihre Klagetöne.
Eines schreit und klaget unaufhörlich,
und ein andres morgens früh und abends,
doch das dritte schreit, wenn es ihm einfällt.

Welches ist's, das unaufhörlich schreiet?
's ist die arme Mutter des Johannes.
Welches morgens früh und spät am Abend?
die betrübte Schwester des Johannes.
Welches schreiet, wenn's ihm eben einfällt?
's ist die junge Gattin des Johannes.

(Talvj.)

* * *

Bulgarische Volkslieder.

Georg Rosen, Bulgarische Volksdichtungen, gesammelt und ins Deutsche übertragen, mit ausführlicher Einleitung. Leipzig 1879. — Adolf Strauß, Bulgarische Volksdichtungen, übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen. Wien 1895.

Der Raub Dimitars.

„Du verlobst mich, du vermählst mich,
Mutter, und du fragst mich gar nicht,
ob ein Weib ich will, ob nicht will?
Mich, o Mutter, lieben Schlangen —
lieben Schlangen, Mutter, Schlangen!
Kommen werden sie heut abend,
Schlangenherrn auf weißen Rossen,
Schlangenfraun in goldnen Kutschen
und in goldnen Wiegen Schlänglein.
Ohne Sturm legt sich der Wald dann,
ohne Feuer loht das Dorf auf,
ohne Hunde bellt es, Mutter,
und so rauben mich die Schlangen."

Sprach zum Dimitar die Mutter:
„Dimitar, mein liebes Söhnlein,
warum sagst du's nicht der Mutter?
Werde Wasser auf dich gießen,
auf dem Herd aus ehrnem Eimer!"

Kaum daß dies gesagt die Mutter,
legt der Wald sich ohne Sturmwind,
lohte auf das Dorf ohn Feuer,
schallt ein Bellen ohne Hunde,
Dimitar ward fortgerissen!

(Rosen.)

Todora, die kühne Jungfrau[1].

Hat die junge Momirica
Kinder, weiblich, neun geboren,
ist nun schwanger mit dem zehnten.
Sagt mit Worten ihr der Momir, —
Momir Beg, wohl der Vojvode:
„Ei, mein Weibchen, junges Frauchen,
junges Frauchen, Momirica,
ist das zehnte auch ein Mädchen,
schneid ich ab dir deine Füße,
deine Füße in den Knien,
deine Arme aus den Schultern,
steche aus dir deine Augen,
ungestalt und blind wirst werden,
schönes Weibchen, junges Frauchen!"

Und es kam heran die Zeit auch,
daß die Frau gebären sollte,
an der Hand nimmt sie ihr Mägdlein,
Todora, das allerjüngste;
in den grünen Wald sie gehen,
unterm Ahornbaum sie sitzen, —
dort gebar die Momirica.

Und das zehnte war kein Mädchen,
ja, das zehnte war ein Knabe;
wickelt es in weiße Windeln,
windet es in Seidenbänder.
Tränen weint das kleine Kindlein,
und die junge Momirica
will ein Feuer an sich zünden;
und sie schickt fort Theodoren,
Feuer von der Flur zu holen.
Großes Feuer an sie zünden
und erwärmen bald den Säugling,
und es schlief bald ein das Kindlein,
ein schlief auch die Momirica.

Feuer flackert auf, es kommen
drei der starken Naručnicen[1];
Klein-Todora aber schläft nicht,
merkt sich alle ihre Worte,
hört die Red der Naručnicen.

Sprach die erste: „Nehmen wir es!"
Sprach die zweite: „Lassen wir es,
nimmer wächst heran dies Kindchen,
wird nicht sieben Jahr alt werden!"
Sprach die dritte: „Mag es wachsen
und ein tapfrer Kämpe werden,
eine schöne Braut sich freien.
Und dann auch zur Hochzeit gehen;
wenn es eintritt in die Kirche,
dann erst wollen wir es holen!"

Wind erhebt sich und es schweben
rasch hinweg die Naručnicen.

Und es wuchs heran, das Kindlein,
ward ein Held, ein gar berühmter,
und es ward auch reif zur Ehe.
Eine schöne Braut er freite,
und es kam der Tag der Hochzeit.

Schön-Todora spricht da also:
„Mutter, Mutter, liebe Mutter,
bring den Bruder nicht ins Unglück,
nicht erlaub's, daß er vermähl sich;
denn als er geboren wurde,
haben ihm drei Naručnicen
dieses Schicksal ihm bestimmt:
Sprach die erste: nehmen wir es!
Sprach die zweite: lassen wir es,
nimmer wächst heran dies Kindchen,
wird nicht sieben Jahr alt werden.
Sprach die dritte: mag es wachsen
und ein tapfrer Kämpe werden,
eine schöne Braut sich freien,
und dann auch zur Hochzeit gehen;
wenn es eintritt in die Kirche,
dann erst wollen wir es holen."

Also spricht und geht Todora,
öffnet eine bunte Truhe,
nimmt heraus die Fustania.
Und Todora kleidet sich dann
rasch zu einem jungen Bräut'gam,
und mit schmucken Hochzeitsgästen
geht sie, sich die Braut zu holen,
geht davon und holt sie sich auch.

[1] „Todora, die kühne Jungfrau" hat einen der Genovevasage ähnlichen Zug. (Strauß).

[1] „Nornen der Bulgaren, die dem neugeborenen Kinde das Schicksal bestimmen." (Strauß).

Und sie führt sie auch zur Trauung,
zu der Trauung in die Kirche.

Da erhebt sich starker Sturmwind,
dichter Dampf und Nebel steigt auf,
auf ihm fliegen, auf ihm sitzen
Vinlicen stark, wie auf Rossen.
Und sie fassen und ergreifen
rasch den Bräut'gam Schön-Todora,
ziehn hinauf sie zu den Wolken.

Und die schmucken Hochzeitsgäste,
wissen nicht, was da geschehen,
daß die Schwester sich geopfert
hat für ihren jungen Bruder,
denn nur diesen einz'gen Knaben
hat geboren ihre Mutter.

Und die kleine Schön-Todora,
Schön-Todora blieb verloren.

Aber heil blieb hier der Bräut'gam
und umarmt und herzt nun selig
seine Braut, die schöne, junge. (Strauß.)

* * *

Volkslied aus Krain.

Übersetzt von Anastasius Grün. Vgl. Anastasius Grüns sämtliche Werke, herausgegeben von Anton Schlossar. Leipzig.

Ein Johannisfest.

Johannis feiern Jungfraun drei,
erhöhn im Dorf den Maibaum frei:
„O Königssohn, Gott mit dir sei!"

Ihr Lied so wundersam erklingt,
daß in die Ferne weit sich's schwingt
und bis zum neunten[1] Lande dringt.

Was spricht der junge Königssohn?
„Ist das geweihter Glocken Ton?

Ist das der Ton von Vöglein klein?
Ist das der Ton von Jungfraun rein?

Führt mir herbei ein Rößlein risch,
daß an den Ort ich sprenge frisch!

Daß selbst ich hör in schnellster Frist,
was für ein seltner Ton das ist!"

Da sprengt der Königssohn herbei,
da findet er die Jungfraun drei.

Ihr Lied so wundersam erklingt,
daß es sein ganzes Herz bezwingt.

Zur ältsten Jungfrau kehrt er sich:
„Wie sangst du deine Lieder, sprich."

Antwortet ihm die Maid: „Ich sang,
als halle der großen Glocke Klang."

Zur zweiten Jungfrau kehrt er sich:
„Wie sangst du deine Lieder, sprich."

Antwortet ihm die Maid: „Ich sang,
als klingle des kleinen Glöckleins Klang."

Zur jüngsten Jungfrau kehrt er sich:
„Wie sangst du deine Lieder, sprich."

Antwortet ihm die Maid: „Ich sang,
so gut ich's kann und mir's gelang."

Die älteste Jungfrau frägt er nun:
„Sprich, was ist deines Vaters Tun?"

Antwortet ihm die Maid darauf:
„Ei, meines Vaters Tun, das ist,
daß stets er den gelben Weizen mißt."

Die zweite Jungfrau frägt er nun:
„Sprich, was ist deines Vaters Tun?"

Antwortet ihm die Maid darauf:
„Kein andres Tun mein Vater wählt,
als daß er weiße Taler zählt."

Die jüngste Jungfrau frägt er nun:
„Sprich, was ist deines Vaters Tun?"

Antwortet ihm die Maid darauf:
„Gestorben Vater, Mutter sind,
ich bin ein arm, verwaistes Kind."

Der Königssohn faßt ihr Hand,
führt sie mit sich ins neunte Land.

Und also spricht er zu der Maid:
„Das ist das Stimmlein, dessen Klang
wohl bis zum neunten Lande drang!"
(Grün.)

[1] Die Neunzahl ist, so wie Skandinaviern und Orientalen, auch den Slawen eine heilige. Im Liede der Südslawen bezeichnet sie überdies öfter die größte denkbare Zahl; es kennt nicht mehr Länder als eben nur neun, daher die Ausdrücke: ins neunte Land klingen, ins neunte Land reisen usw., die möglichste Entfernung andeuten sollen. (Grün.)

* * *

Tschechisches Volkslied.

J. Wenzig, Slavische Volkslieder. Halle 1830.

Erfüllter Mutterfluch.

Zeitlich frühe nach dem Sonntag
kämmte Hermann seine Rappen,
kam zu ihm herzu die Mutter,
brachte ihm vier schöne Äpfel:
„Wohin fährst du, junger Hermann,
hast gesattelt deine Rappen?"
„Um die Liebste will ich fahren,
um mein vielgeliebtes Dorchen."
„Fahr nicht, Hermann, fahr nicht um sie,
schicken wir um sie die Rappen."
„Ei, fürwahr, das tät ich nimmer,
mir die Gäste herzuladen
und zu Hause nur zu bleiben."
„Daß den Hals sich Hermann breche,

daß er nie nach Hause kehre!"
Fuhren, fuhren, fuhren dennoch,
spielten Zithern, spielten Geigen
und trompeteten und paukten.
Als sie auf die Wiese kamen,
unter jene grüne Linde,
brach das Rößchen sich ein Füßchen,
ach! und Hermann brach sein Hälschen.
Standen lange sich beratend,
die Musiker spielten dennoch.
Fingen an ihn zu befragen,
ob sie um sie fahren sollten?
„Fahret, fahrt mir dennoch um sie,
um mein Goldkind, meine Freude.
Wird sie mir auch nicht zu Teile,
wird sie's meinem jüngsten Bruder."
Fuhren, fuhren, fuhren wieder,
spielten Zithern, spielten Geigen
und trompeteten und paukten.

Als sie auf den Berg gelangten
in den Hof von Neusedlin:
„Gehe, Dorchen, öffne eilig
und begrüß die Hochzeitsgäste."
Dorchen öffnete gar eilig,
schrak im Augenblick zusammen:
„Grüßen euch, ihr Hochzeitsgäste,
sagt, wo ließet ihr den Bräut'gam?"
„Blieb der Bräutigam zu Hause,
deckte Tische für die Gäste."
„Wo ich war bei einer Hochzeit,
hab ich niemals noch gesehen,
daß der Bräutigam daheim blieb,
für die Gäste Tische deckte."

Wehrte Mütterchen sie ihnen,
bis den Bräutigam sie hätten.
„Gebet sie uns dennoch, Mutter,
wehret uns nicht Euer Dorchen."
Putzte Mütterchen sie stattlich,
gab ihr Kleider wie sich's ziemte,
führte sie heraus zum Hause,
und beklagte sich erbärmlich.
Fuhren, fuhren, fuhren dennoch,
spielten Zithern, spielten Geigen
und trompeteten und paukten.

Als sie auf die Wiese kamen,
unter jene grüne Linde,
bog sich Dorchen aus dem Wagen,
schaute rotes Blut am Boden:
„Das ist Hermanns Blut, o wehe!"
„Ach! kein Menschenblut erblickst du,
ach, nur Blut von einem Tiere,
Hermann schoß 'ne feiste Hirschin,
seine Gäste zu bewirten."
Fuhren, fuhren, fuhren immer,
spielten Zithern, spielten Geigen
und trompeteten und paukten.

Als sie auf den Berg gelangten
in den Hof hinein von Hermann:
„Gehet, Mütterchen, begrüßet
da die Braut, die unglückse'ge!"
„Grüßen Braut dich, unglückselge!
Daß du dir den Hals gebrochen,
eh du meinen Sohn erkanntest."
„Gehe, Brüderchen, begrüße
die Geschmei, die unglückse'ge!
Gehe, Schwesterchen, begrüße
die Geschmei, die unglückselige!"
„Nun, Geschmei, sei mir gegrüßet!
Sollst ein Söhnlein bald gebären."
Hielt's die Mutter ihr für übel,
daß sie also sie begrüßte.
„Warum habt ihr mir's für übel?
werdet mir ja auch vergeben."

Als der Abendschmaus zur Hälfte,
läutete das Sterbeglöcklein.
Dorchen schrak sogleich zusammen:
„Ach, wem gilt das Sterbeglöcklein,
sicher gilt es meinem Hermann!"
„Hermann liegt dort in der Kammer,
weil der Kopf ihn bitter schmerzet.
Starb ein kleines Windelkindchen."
Dorchen sprang empor vom Tische,
trug im Haargebind zwei Messer,
stieß sich in die Brust das eine.

Haben beide dann begraben,
gaben in ein Grab sie beide.
Wer vorbei die Kirche gehet,
spreche still ein fromm Gebetlein.
Hier liegt Hermann und sein Dorchen,
wie der Bruder mit der Schwester.

(J. Wenzig.)

* *

Russische Volkslieder.

Alexander v. Reinholdt, Geschichte der russischen Literatur, von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig o. A. e. J. — P. v. Goetze, Stimmen des russischen Volkes in Liedern. Stuttgart 1828. — J. Wenzig, Slavische Volkslieder. Halle 1830. — Friedrich Bodenstedt, Die poetische Ukraine, Kleinrussische Volkslieder. Stuttgart 1845. — Julius Altmann, Die Balalaika, Russische Volkslieder, gesammelt und ins Deutsche übertragen. Berlin 1863. — Ludwig Adolf Stause-Simigirowicz, Kleinrussische Volkslieder, metrisch übersetzt. Leipzig 1888 — Dr. O. L. B. Wolff, Hausschatz der Volkspoesie. Leipzig 1853.

Erstürmung Asows.

Spät erst wurde den Soldaten
der Befehl erteilt;
putzen nachts noch die Soldaten
ihre Gewehre blank;
stehen bis zur Morgendämmrung
all in Reih und Glied.

Keine goldene Drommete
dröhnte plötzlich drein,
keine helle Silberflöte
tönte plötzlich drein;
redet unser Vater also
der rechtgläub'ge Zar:

Ha, wohlan! ihr meine Knjäsen
und Bojaren all!
auf! erfindet und erdenket
einen guten Rat,
wie am schnellsten ist zu nehmen
diese Stadt Asów?

Die Bojaren sich verbeugen ...
Unser Väterchen,
selber eine Trän im Auge,
sprach zu ihnen so:
Auf, wohlan denn, ihr Dragoner
und Soldaten mein!
auf, ihr Freunde! und erdenket
einen starken Rat,
wie am schnellsten ist zu nehmen
diese Stadt Asów?

Wie ein Schwarm von Bienen summet,
die Soldaten so
riefen all mit einer Stimme:
Vater, unser Zar!
müssen nehmen sie und setzen
unser Leben dran.
Nach dem Untergange war es
schon des hellen Monds,
bei dem Morgenrote zogen
sie hinaus zum Sturm.
Zu den weißen, starken Mauern,
Bollwerk hochgetürmt.

Nicht von steilen Bergen rollten
nieder Felsen grau,
von den hohen Mauern rollten
Feinde viel hinab.
Es erglänzete die Ebne
nicht von weißem Schnee,
der erschlagnen Feinde Leiber
glänzten also weiß.
Und durch keinen Regen traten
die Gewässer aus,
so in heißen Strömen rieselt
hin ihr purpurn Blut.

(P. v. Goetze.)

Knjäs Román.

Als Knjäs Román sein Weib verlor,
verlor, durchbohrt, im Strom ertränkt,
ertränkt in der Schmoródina:
da fuhr er in den weiten Hof,
begegnet seiner Tochter lieb
und faßt sie an der weißen Hand.

O Herr! o eigner Vater mein!
wo ließest meine Mutter du?

O, liebste Tochter, weine nicht!
Die Mutter ging ins Fraungemach:
sie schminkt sich weiß, sie schminkt sich rot
und schmückt sich mit dem bunten Kleid.

Das Fräulein kam ins Fraungemach,
zu suchen ihre Mutter dort.
Die Schminke steht unangerührt,
das bunte Kleid im Schreine hängt.

O Herr! o eigner Vater mein!
wo ließest meine Mutter du?

O, liebste Tochter, weine nicht!
Die Mutter ging ins weite Feld
und pflücket Blumen sich zum Kranz.

Das Fräulein stieg die Trepp hinab
und rief mit ihrer hellen Stimm:
Ihr Diener, meine Diener treu,
zu meiner Mutter führt mich hin,
die ferne, fern im weiten Feld
zu einem Kranz sich Blumen pflückt.

Sie kam ins ferne weite Feld;
die Blumen stehen ungepflückt,
gewunden ist kein Blumenkranz.
Ach, meine Mutter ist nicht mehr!

Sie weinte, wie ein Bach entfließt,
sie warf sich auf den feuchten Grund.

Da schwebt ein junger Aar herab,
der königliche Vogel Aar,
und senkt sich auf des Fräuleins Schoß.
Was hält der Aar in seinen Klaun?
Weh! eine weiße Frauenhand,
mit Dimantringen reich geziert.

Es spricht der Vogel Aar zu ihr:
Du, junges Fräulein, weine nicht
und such nicht mehr die Mutter lieb,
seit Knjäs Román sein Weib verlor,
verlor, durchbohrt, im Strom ertränkt,
ertränkt in der Schmoródina,
sieh deiner Mutter rechte Hand
mit Dimantringen reich geziert.

Das Fräulein lief zum zweiten Hof,
stieg in das hohe Fraungemach,
schlug auf den Eichentisch die Händ.
Ihr eigner Vater das vernahm
und eilt zu ihr ins Fraungemach:
was weinst du, meine Tochter lieb?

O Herr! o eigner Vater mein?
warum verdarbst die Mutter du?

Mein Licht, geliebtes Töchterlein!
nicht ich, nicht diese Hände mein,
ein widrig Wort den Tod ihr gab,
ich bring ein andre Mutter dir.

Das junge Fraulein weinend sprach:
Ein andre Mutter mag ich nicht,
mein eigne Mutter liebe ich nur.

(P. v. Goetze.)

Volkslieder aus der Ukraine.

Rauscht es, rauscht's im Eichenwalde,
Nebel deckt die grüne Halde,
Mütterchen, den Sohn fortjagend,
spricht: Geh, sollst mich nicht mehr grämen —
mögen dich die Türken nehmen!
Mutter, nein! doch selber Pferde
ich den Türken rauben werde!

Rauscht es, rauscht's im Eichenwalde,
Nebel deckt die grüne Halde,
Mütterchen, den Sohn fortjagend,
spricht: Geh, sollst mich nicht mehr grämen —
mögen dich die Horden nehmen!
Mutter, nein! mir Schätze schenken
werden sie und mein gedenken.

Älteste Schwester führt das Pferd ihm,
trägt die zweite Lanz und Schwert ihm;
doch die jüngste fragt den Bruder:
Bruder, wann wirst du von den Heeren
du zur Heimat wiederkehren?

Eine Handvoll Erde säe,
Schwesterchen, auf einen Stein hin,
und mit Tagesanbruch gehe
bei der Morgenröte Schein hin,
feucht es an mit deinen Tränen —
fängt die Erde an zu blühn,
wird dein Bruder heimwärts ziehn!

Rauscht es, rauscht's im Eichenwalde,
Nebel deckt die grüne Halde,
Mütterchen, den Sohn rückrufend,
spricht: Kehr, Sohn, dort droht Gefahr dir!
komm, ich kämm dein langes Haar dir!
Mutter, dichte Dornenbüsche
kämmen's bald und Sturmgezische;
feuchten wird's des Regens Frische! . . .

(F. Bodenstedt.)

*

Schmied, warum schmiedest du heute nicht?
schon lange ist's Tag?
Warum weckst du deine Leute nicht
und bist selbst nicht wach? . . .
O wir wissen, was dich plagt!
Deine Tochter ist entbunden
von einem Knaben zur Nacht,
ist aus dem Hause verschwunden,
hat ihn zum Graben gebracht.
Dort im tiefen Wasser hat sie ertränkt das Kind,
und sie sprach zum fliehenden Morgenwind:
„Höre auf zu wehen, du stiller Wind!
Wo bist du grauser Orkan?
komm und jage die schwarzen Wolken heran,
daß die Wege, die zu diesem Graben führen,
sich im Wasser verlieren!
daß die Menschen davon keine Spur mehr sehen
und nicht mehr Wasser zu schöpfen zum Graben gehen,
daß sie nicht mein liebes Kind aufwecken,
daß sie nicht mein trübes Herz erschrecken!"

(F. Bodenstedt.)

* * *

Litauische Volkslieder.

L. R. Rhesa, Dainos oder Litauische Volkslieder. Königsberg 1825. N. A. 1845. (Originale und Übersetzung). — G. H. F. Nesselmann, Litauische Volkslieder, gesammelt, kritisch bearbeitet und metrisch übersetzt. Nebst Musikbeilage. Berlin 1853. — Ders., Dainos, Litauische Volkslieder, übersetzt. Berlin 1853.

Der Schwester Klage.

Ein Zug von Schwänen kam angeflogen:
die trieben eilig in den Krieg zu reiten.

Viel andre ritten der jungen Brüder,
der Unseren ist niemand, der auch kann reiten.

Ein Bruder zu reiten, kein Bruder zu bleiben,
laßt selbst uns dem Vater das Rößlein zäumen!

Eine der Schwester bekleidet den Bruder,
und diese andre hebt auf die Pforte.

Ach, Bruder, Bruder! wann kommst du geritten
zu unsers Vaters hellroter Rose?

Wann sie aufblühn wird, dann komm ich geritten. —
Und sie erblühte am Sonntag Morgen.

Da war kein Bruder, da ist kein Bruder.
Komm, liebe Schwester, ihn zu erwarten.

Auf jenem Berge, beim Eschenzaume!
Wir überschritten wohl Berg und Hügel.

Wir räumten, hoben den Eschenzaum ab:
da war kein Bruder, für uns kein Bruder.

An kam ein Roß im Trabe gelaufen,
ein goldner Bügel hing ihm zur Seite.

Komm, liebe Schwester, das Roß zu fangen!
und wenn wir's gefangen, es auszufragen:

O Roß, o Rößlein, des Bruders Renner,
wo hast du unsern Bruder gelassen?

Euren Bruder erschossen sie im Treffen,
mich aber ließen sie in alle Welt.

Neun Ströme bin ich hindurch geschwommen,
und diesen zehnten hindurch getauchet.

Ach, wehe, wehe! mein Gott, du lieber!
Wer wird uns helfen den Bruder betrauern?

Die Sonne sprach, sich herniederlassend:
Ich werd euch helfen, den Bruder betrauern.

Neun Morgen will ich in Nebel mich hüllen,
und an dem zehnten auch gar nicht aufgehn.

(Rhesa.)

*

Wächst die Linde, wächst die grüne
auf der grünen Wiese,
auf der grünen Wiese.

Unter jener grünen Linde
sprudelt eine Quelle,
strömt die tiefe Düne.

Sandte mich die liebe Mutter,
Wasser dort zu schöpfen,
Wasser dort zu schöpfen.

Und ein Morgenwind erhob sich,
weht herab mein Kränzchen
mitten in die Düne.

Kamen an zu Roß drei Burschen,
wollten Pferde tränken,
wollten Pferde tränken.

Übernahm's der eine Bursche,
nach dem Kranz zu schwimmen,
nach dem Kranz zu schwimmen.

Kommst du glücklich an das Ufer,
sollst mein Liebster werden,
sollst mein Liebster werden.

Wenn du auf den Grund versinkest,
wirst im Himmel jubeln,
wirst im Himmel jubeln.

Obenauf da schwamm das Kränzchen,
Knabe sank im Moore ein,
Knabe sank im Moore ein.

Und das Kränzchen war am Ufer,
Knabe auf dem Grunde,
Knabe auf dem Grunde.

Kränzchen war in ihren Händen,
Knabe auf dem Brette,
Knabe auf dem Brette.

Kränzchen hing daheim am Nagel,
Knabe lag im Sarge,
Knabe lag im Sarge.

Saget nicht, daß ich, der Knabe,
um den Kranz ertrunken,
um den Kranz ertrunken.

Saget nur, daß ich, der Knabe,
meinen Braunen tränkte,
meinen Braunen tränkte.

Und begrabt nicht mich, den Knaben,
auf dem hohen Berge,
unter grüner Linde.

Nein, begrabet mich, den Knaben,
in dem Rautengarten,
unter grünen Rauten.

Wenn du junge Rauten säest,
wirst du mein gedenken,
wirst du mein gedenken.

Wenn du grüne Rauten pflückest,
wirst du mich erblicken,
wirst du mich erblicken.

Wenn du dir das Kränzchen windest,
wirst du mich berühren,
wirst du mich berühren.

Wenn du ihn aufs Haupt dir setzest,
wirst du um mich weinen
heiße, bittre Tränen.

(Nesselmann.)

*

Als her vom Abend
die Winde wehten,
die Lilien sanft sich wiegten,

da führten, führten
sie weg die Tochter,
weg durch die grüne Heide.

Steht auf, steht auf doch,
ihr meine Söhne,
Jagt nach, jagt nach der Schwester.

Und sie ereilten
die liebe Schwester
nah an dem grünen Walde.

Die Heide dröhnte,
als drin sie ritten,
und ihre Zäume klirrten.

O kehre wieder,
geliebte Schwester,
zurück sehnt dich die Mutter.

Ich kehr nicht wieder,
ihr meine Brüder,
den Kranz send ich zurück nur.

Wo denn, o Schwester,
du schwarzgeäugte,
wo wirst du übernachten?

Steht auf dem Berge
die grüne Linde,
da werd ich übernachten.

Und dieser Linde
frischgrüne Blätter,
die werden sein mein Kissen.

Zu mir sich neigten
der Linde Zweige,
nicht meiner Mutter Arme.

Auf mich, ach, fielen
der Linde Blätter,
nicht meiner Mutter Worte.

(Nesselmann.)

* * *

Finnische Volkslieder.

Dr. H. R. von Schröter, Finnische Runen, finnisch und deutsch. Upsala 1819. — H. Paul, Kanteletar. Helsingfors 1882.

Die Geburt der Harfe.

Alter Wäinämöinen selber
auf dem Berge hieb ein Boot zu,
schuf auf Bergeshöh die Harfe.
Wovon ist der Harfe Höhlung?
von dem (bunten) Birkenmaser.
Woraus sind der Harfe Schrauben?
aus gleichdickem Ast der Eiche.
Woraus sind der Harfe Zungen?
aus dem Schweifhaar tücht'gen Hengstes,
aus des Lempos-Füllen Kleidung.

Alter Wäinämöinen selber
rief Jungfrauen, rief Jünglinge,
um zu spielen mit den Fingern:
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel sich nicht zu Spiele stimmte.
Rief er unbeweibten Männern,
rief er die beweibten Helden:
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel sich nicht zum Spiele stimmte.
Rief er Alte aus den Weibern,

Männer in den Mitteljahren:
Freude wurde nicht zu Freude,
Spiel sich nicht zu Spiele stimmte.

Setzt der alte Wäinämöinen
selbst sich da zu seinem Sitze,
nahm mit Fingern sein die Harfe,
wandt an seine Knie die Höhlung,
unter seine Hand die Harfe:
alter Wäinämöinen spielte.
Wurde da erst Spiel zu Spiele,
Freude sich zu Freude stimmte.
Fand man keinen in dem Haine,
laufend auf der Füßen vieren,
trippelnd auf den kleinen Tatzen,
der nicht kam, um zuzuhorchen,
als der Vater Freude weckte,
als Wäinämöinen spielte;
selbst der Bär stemmt an den Zaun sich,
als Wäinämöinen spielte.
Fand man keinen in dem Haine,
schwingend seine beiden Schwingen,
die Vornehmsten des Geflügels,
der nicht kam, geschart wie Flocken.
Fand man keinen in dem Meere,
fahrend mit sechs (feinen) Flossen,
hin und her bewegend achte,
der zu horchen nicht gekommen.
Selbst die Wirtin in dem Wasser
warf herauf sich auf das Seegras,
zog sich auf die Wassersteine,
auszuruhen auf dem Bauche.
Aus Wäinämöinens eignen
Augen drang ein klares Wasser,
rundlicher als wie Moosbeere,
derb wie Ei des Haselhuhnes,
auf die Brust hin, die redliche,
von der Brust zu seinen Knieen;
von den Knieen zu den Füßen,
fielen nieder Wassertropfen,
fielen durch fünf Wollenmäntel,
durch acht lange wollne Röcke.

(v. Schröter.)

Der Traurige.

Wer mag mich geschaffen haben,
wer gepfuschet mich den Armen,
da mich nicht die jungen Dirnen
sehen wollen, jung und schöne?
Wenn sie wandeln, glänzt die Ferse,
wenn sie stehen, Wände funkeln,
wenn sie sitzen, freut sich Erde.
Ihre Schuh aus blankem Stahl sind,
Näglein drin gegoßnen Kupfers.

Tirti, lirti! Pfenn'ge fand ich,
fand 'nen neuen, fand 'nen alten:
gab den alten ich den Armen,
kauf 'nen Hengst mir für den neuen;
tauschte für den Hengst 'ne Stute,
baut Gehöft mir mit der Stute.
Pflügte so zehn lange Furchen,
hiervon kriegt ich hundert Garben.
Kam die Ratze, fraß die Garben,
Krankheit kam und schlug die Hausfrau.
Und so bin ich einsam blieben,
wie ein dünnes Reis der Tanne,
wie Wacholder der geschorne,
wie die abgebrannte Föhre.
Hab ich mehr Bekümmernisse
als die Tanne hat der Äpfel,
als die Föhre hat der Zapfen,
als Wacholder hat der Knospen.
Mehr sind der Bekümmernisse
als Sandstaub auf gutem Wege,
als auf schlechtem Felde Weiden.
Solches Pferd wird nicht gefunden,
welches zöge meine Sorgen.

(v. Schröter.)

Der blutige Sohn.

(Edward-Motiv.)

„Woher kommst du? woher kommst du?
froher Sohn du mein!"
„Vom Seestrande, vom Seestrande,
o Goldmutter mein!"
„Was dort tatest? was dort tatest?
froher Sohn du mein!"
„Rosse tränkt ich, Rosse tränkt ich,
o Goldmutter mein!"
„Wie ist Lehm beschmutzt dein Wams dir?
froher Sohn du mein!"
„Rosse stampften, Rosse stampften,
o Goldmutter mein!"
„Wie ward dir dein Schwert so blutig?
froher Sohn du mein!"
„Meinen einz'gen Bruder schlug ich,
o Goldmutter mein!"
„Wohin denkst du nun zu kommen?
froher Sohn du mein!"
„Weit in andre fremde Länder,
o Goldmutter mein!"
„Wo läßt du den alten Vater?
froher Sohn du mein!"
„Geh zum Wald er, hacke Holz dort,
wünsche nicht mich mehr zu schauen,
o Goldmutter mein!"
„Wo läßt du die alte Mutter?
froher Sohn du mein!"
„Mag sie sitzen, Flachs auszupfen,
wünsche nicht mich mehr zu schauen,
o Goldmutter mein!"
„Wo läßt du die junge Gattin?
froher Sohn du mein!"
„Geh geputzt sie, nehm 'nen andern,
wünsche nicht mich mehr zu schauen,
o Goldmutter mein!"
„Wo läßt du dein junges Söhnlein?
froher Sohn du mein!"
„Geh zur Schul er, dulde Reis[1] dort,
o Goldmutter mein!"
„Wo läßt du die junge Tochter?
froher Sohn du mein!"
„Geh zum Wald sie, Beeren essen,
wünsche nicht mich mehr zu schauen,
o Goldmutter mein!"

[1] Reis wohl gleich Reiser, Rute.

„Wann kommst du nach Haus von draußen?
froher Sohn du mein!“
„Wenn der Tag aus Nord aufleuchtet,
o Goldmutter mein!“
„Wann wird der Tag aus Nord aufleuchten?
froher Sohn du mein!“
„Wenn auf Wasser Steine tanzen,
o Goldmutter mein!“

„Wann mag Stein auf Wasser tanzen?
froher Sohn du mein!“
„Wenn zum Grunde sinken Federn,
o Goldmutter mein!“
„Wann sink Feder wohl zum Grunde?
froher Sohn du mein!“
„Wenn zum Richtstuhl alle kommen,
o Goldmutter mein!“ (v. Schröter.)

* * *

Esthnische Volkslieder.

Urschrift und Übersetzung von H. Neuß. Reval 1850.

Die Gattenmörderin[1].

Jürgen fuhr entlang die Straße,
Maie wallt entlang des Weges.
Maiens Kranz, wie köstlich glänzt er?
So wie sieht auf uns die Sonne.
Wie war Mai' im Kettengürtel?
So wie sieht der Mond vom Himmel.
Sie hub Jürgen an zu speisen,
ihn zu speisen, ihn zu tränken;
sie hub an das Bett zu betten:
legt aufs Wasser leis das Lager,
breitet auf den Boden Linnen.

Als zu lang sie schlafend lagen,
eilt die Mutter, um zu wecken:
„Auf, steh auf, o liebe Maie,
auf, steh auf, o meine Schnur,
auf, die Herde hin zu führen.
Schon im Tau der Andern Herde,
steht in Stadeln unsre Herde.“

Maie ging die Herde führen;
fragten ferneher die Freunde:
„O Maie, uns Gefreundte du,
warum ist voll Bluts dein Messer?
nächtig rot der Nebelärmel,
hochgefärbt dein Haubentüchlein?“
Maie merkt es, gab zur Antwort:
„Hart traf einen Hahn ich firne,
einen schwedschen Sperling einstmals,
darum ist voll Bluts mein Messer,
nächtig rot der Nebelärmel,
hochgefärbt mein Haubentüchlein.“

„Sage, trafest du, o Maie,
trafst du jäh den jungen Jürgen,
schlugst den eingeschlafenen Gatten?
Mai', entrinne, magst du Rettung!“

Maie ging zu flehn der Erle:
Eile mir zu Hilf, o Erle!
Ihr entgegen ächzt die Erle:
„Wie mag ich dir Hilfe bringen?
Nieder werd ich noch geschlagen,
werd ein wohlgetrocknet Nutzholz.
Mai', entrinne, magst du Rettung!“

Maie ging zu flehn der Espe:
Eile mir zu Hilf, o Espe!
Ihr entgegen stöhnt die Espe:
„Wie mag ich dir Rettung bringen?
Gleich wie meine Blätter beben,
also bebt dein Blut und banget.
Mai', entrinne, magst du Rettung!“

Maie ging zu flehn der Birke:
Eile mir zu Hilf, o Birke!
Berget mich, ihr Birkenzweige!
Ihr entgegen brüllt die Birke:
„Wie mag ich dir Hilfe bringen?
An heizt man der Öfen viele,
bricht von mir die Badequäste.
Hier entdecket wirst du werden.
Mai', entrinne, magst du Rettung!“

Maie ging zu flehn der Tanne:
Eile mir zu Hilf, o Tanne!
Decke du mich, dichte Rinde!
Hört's die Tanne, hat zur Antwort:
„Wie mag ich dir Hilfe bringen?
Nieder werd ich noch geschlagen,
Zimmerbalken braucht man nötig.
Hier entdecket wirst du werden.
Mai', entrinne, magst du Rettung!“

Maie weinte, gab zur Antwort:
Tragt meine Gaben auf den Anger,
fachet dorten das Feuer an
mit den Garnen, mit den blauen,
mit den Bändern, mit den bunten!

Maie ging zu flehn dem Farren (Stier):
Eile mir zu Hilf, o Farre!
Hört's der Farre, hat zur Antwort:
„Steig auf meinen Nacken nieder,
rück zurecht auf meinem Rücken;
weg dich führ ich weit ins Wasser,

[1] Hierzu bemerkt Neuß S. 52: „Der tatsächliche Inhalt dieser Erzählung wird der sein, daß die Gattenmörderin, in Furcht entflohen von Gewissensangst gemartert, ihren Tod in einem See findet. Ob aber die Belebung und Beseelung der Bäume, die von ihr um Schutz vergebens angefleht werden und in einer zweiten Fassung unsers Liedes sogar ihre Zweige drohend zu der Flehenden herabbeugen und ausstrecken, ob diese Belebung mit alten Glaubensvorstellungen zusammenhängt, scheint zweifelhaft. Zwar ist gewiß, daß die Esthen vormals, ja zum Teil auch jetzt heilige Bäume kannten und verehrten; allein die Belebung der Bäume hier könnte vielleicht nur die Gewissensangst der Mörderin dichterisch vergegenständlicht darstellen sollen. Ohne Zweifel aber ist das am Schluß erwähnte schwarze Rind (eines solchen schwarzen Wasserrindes finde ich auch sonst in den Liedern Erwähnung getan) entweder der Geist des Sees, des Gewässers selbst, sowie in einer andern esthnischen Sage ein See in der Gestalt eines grauen Rindes aus seiner frühern Heimat auswandert, oder es ist mindestens der Diener des Wassergeistes. Zuweilen erscheint auch in deutschen Sagen der Flußgeist als Rind.“

trage fort dich unters Ufer.
Dahin nahn der Netze Männer,
nahn der Netze junge Männer,
alte Garnenauserbeuter:
werden die dich dort entdecken!"

(Neuß.)

Die Harfe[1].

Auf dem Fußpfad sangen Frauen,
auf dem Fußpfad, auf den Fluren,
unterm Dorfe sangen Bräute.
Ich sang auf dem Steig zur Kirche,
in der Kirche, in der Hütung.

Mordeten mich die Schwägerinnen,
mittels großen eirunden Steines,
mittels eines scharfen Beiles.
Wohin trugen sie die Jungfrau?
hin zum Moor der holden Beeren.
Was erwuchs aus mir denn dorten?
dort als werte Birk erwuchs ich,
hob mich ein holder Hag empor.
Was ward aus der Birk erschaffen?
Birke ward zur Harf umbildet,
umgeschnitzt zu einer Geige.
Woraus ward die Wand der Harfe?
aus des Lachses langen Kinnladen,
aus des Hechtes harten Zähnen.
Woraus sind der Harfe Saiten?
aus dem Haar des holden Bräutchens,
aus des Hauseshühnchens Locken.
Fehlten da Spieler des Saitenspiels,
sie, der Harfe Hallerzeuger.
Brüderchen, o du mein Lieber,
trag die Harfe hin zur Halle,
lehn sie an des Lagers Rand an,
setze selber ein den Daumen,
fall ein mit den Fingerspitzen,
schwinge scharf den Eisenschlägel!
Bruders Saitenspiel klang also,
voller Harm des einz'gen Harfe,
wie wann Wierlands Jungfraun weinen,
voller Harm die Bräute Harriens,
ziehend fort vom Haus des Vaters,
ziehend fort vom Haus der Mutter,
in das Haus des Mannes ziehend,
in das Haus des Gatten gehend.

(Neuß.)

[1] Neuß, S. 56: „Der in diesem Liede sich offenbarende Glaube, daß die Gemordete als ein Baum, ein Gewächs wieder ins Leben zurückkehre und auferstehe, und in dieser Umgestaltung ihr trauriges Geschick deutlicher oder undeutlicher zu verkünden vermöge, begegnet uns auch sonst, z. B. in der esthnischen Sage von der Frau des Rögutaja. Derselbe Glaube aber, nur in weitrer Ausdehnung, findet sich auch in lettischen und litauischen verwandten Volksliedern, sowie in einem windischen gleichfalls verwandten, s. Tielemann, Livona, ein historisch-poetisches Taschenbuch 1812, S. 187; Rhesa, Dainos oder lit. Volkslieder 1825, S. 305 ff., und Dr. Wolff, Hausschatz der Volkspoesie, S. 476. Wenn nun aber Fischzähne zu den Wänden der Harfe gebraucht werden, so kommt derselbe Zug in Kalewala XXII (Castrén II, S. 86 f.) vor: Wäinämöinen formt die Harfe aus eines Hechtes Zähnen. Eine andre finnische Rune läßt den Gott ein zweites Mal die Harfe aus einer Birke bauen, hat aber sonst keine Ähnlichkeit mit der esthnischen Dichtung. S. Kalewala XXIX (Castrén II, S. 177 ff.)." (Neuß.)

* * *

Volkslied der Lappen.

O. Donner, Lieder der Lappen. Helsingfors 1876.

Die Sonnenjungfrau.

An einem sonnenhellen Tag ein fauler Mann
sah unter einem Felsenblock, der drohend hing,
die Sonnenjungfrau sitzen.
Er schleichet sachte hin und nimmt sie fest,
die Sonnenjungfrau spricht:
„Ja, ja wohl ich wurde machtlos,
sieh doch zu, du Männchen, siehe,
laß das nun sein.
Gib nun acht, geh hinter mir und treib die Herde.
Was du auch immer hören magst, nicht schaue rückwärts."
Voran geht die Sonnenjungfrau,
hinter ihr folgt die Herde wie mit Zügel gehalten.
Da hört er eine fürchterliche Drohung hinter sich,
man greift ihn an und drohet fürchterlich,
man wird ihn zerschmettern und stechen,
man wird nach ihm schießen, hört er,
und er schielt nach hinten.
Im selben Augenblick, da er nach hinten sieht,
verschwindet der hintere Teil der Herde.
Die Sonnenjungfrau sagt:
„Treibe, treibe die Herde fortwährend rufend,
wenn er sie dicht hinter sich hört,
schwell auf, und die Renntiere an den Seiten eilen fort;
gehe, gehe, treibe sie."
Als es hinter ihm wie ein Sturm brausend losbrach,
blickte er wieder zurück,
und nun ging auch die Mitte der Herde verloren
und wurde zu wilden Renntieren.
Sonst wären sie (das Eigentum) des faulen schlechten Mannes gewesen.
Die Sonnenjungfrau sagte (verstimmt):
„Nun, nun, der Mann fehlte wieder."
Als sie die Hütte bauen und den Boden mit Reisern bedecken, unterrichtet sie ihn:
„Bedecke nun wohl alle Löcher,
daß es kein einziges da gibt."
Nun denkt er und sagt für sich:
genau muß man und sorgfältig alle decken.
Dann bereitete die Sonnenjungfrau
ein weiches passendes Bett.
Als sie sehr früh erwachten,
schien die Sonne durch ein kleines Loch,
und die Sonnenjungfrau sprach:
„Ach, ich sehe die Augen unseres Vaters, unserer Mutter";
und sie flieht schnell hinaus,
verschwindet, und nach ihr die Herde,
die Renntiere werden harte Steine
und man hegt Scheu vor ihnen.

(Donner.)

Das deutsche historische Volkslied.

Das historische Volkslied unterscheidet sich nicht nur in seinem Inhalt sondern auch in Struktur und Stil von dem übrigen und eigentlichen Volkslied. Zum Inhalt hat es hauptsächlich die Schilderung kriegerischer Ereignisse. Darum ist auch seine Sprache rauh, metallisch hell, ehern, nüchtern; sie entbehrt des Gemütstones, des Stimmungszaubers, den das eigentliche deutsche Volkslied in reichem Maße besitzt. Struktur und Komposition sind nicht epischer Art, das historische Volkslied ist vielmehr in seinem Gebaren lyrisch und wird dies im Laufe der Zeit immer mehr. Es sind kriegerische Gesänge, in denen der Schlachtlärm, die Freude an der Schlacht, Männerkühnheit und alle Tugenden und Untugenden des Krieges oft wortreich widerhallen. Dieses Moment der Schilderung, der Schilderung allerdings in einer oft ganz reflexiv oder sogar abstrakt oder persönlich oder impressionistisch gehaltenen Form, erzeugt die Wirkung der Anschaulichkeit, des Bildes. Balladesk ist diese Art, dieser Stil gewiß nicht — abgesehen von den frühesten Liedern vom Stortebecker, vom Lindenschmid, die durchaus balladenartig in ihrer lebendigen Epik wirken —, aber es werden doch anschauliche Wirkungen erzielt, man sieht dramatisch bewegte Szenen, heldenhafte Menschen, Feldherrn und Soldaten; kurz ich möchte das historische Volkslied in seinem eigenartigen Gepräge doch für die Ballade in Anspruch nehmen, eben als eine Ballade eigenen Wesens, als Kriegsballade, auch als politische Ballade. Hinzu kommt das Moment der Satire, der Persiflage, das oft unwillkürlich dem Stile einen pikanten, reizvollen Beigeschmack gibt. Ich will auf dieses Moment nicht weiter eingehen, ich will das oft nüchterne, unpoetische deutsche Volkslied nicht mit dem historischen und politischen Lied der für diese Arten der Volkspoesie ungleich mehr begabten romanischen Völker vergleichen. Aber worauf ich hinziele: es ergeben sich Beziehungen zwischen dem historischen Lied — seinem flotten Rhythmus, seinem Verständnis für Spott oder Kritik — und dem sozialen Lied (vgl. z. B. das berühmte Marlboroughlied). Hier, wo es mir darauf ankommt, das historische Volkslied an sich, in seinem ursprünglichen Wesen vorzustellen, will ich diesen Gedanken nicht weiter ausspinnen. Den inhaltlichen Voraussetzungen der sozialen Ballade entsprechen einige Lieder aus der Zeit der Bauernkriege, ferner aus dem 18. Jahrhundert (französische Revolution) und eine Reihe von Revolutionsgedichten (seit 1830).

Das historische Volkslied geht mit seinen Ursprüngen auf das 13. u. 12. Jahrhundert zurück. Man kann bereits das alte Ludwigslied (9. Jahrhundert) dazu rechnen. Diese ganz alten Lieder, Reste davon usw., habe ich aber, um alles Älteste beisammen zu haben, nicht hier sondern in den ersten Abschnitt „Die älteste Balladenpoesie" aufgenommen. Das spätere historische Volkslied zeigt kräftige Ansätze zu einer balladenartigen Entwicklung hin, wie ich schon andeutete, besonders in den sehr markanten Liedern von der Schlacht bei Sempach, vom Stortebecker, vom Lindenschmid, von den Schlachten der Ditmarschen usw. Diese charaktervollen, wuchtigen, episch anschaulichen, im Stile farbigen Lieder lassen sich sehr wohl mit der allerdings anders stilisierten englischen Douglas-Percy-Ballade vergleichen. Das historische Volkslied verflacht dann, es wird abstrakt und nüchtern im Ton und nimmt nur zu gewissen Zeiten ein lebendigeres, anschaulicheres Gepräge an, so zurzeit der Landsknechtsschlachten, des Siebenjährigen Krieges, der Freiheitskriege 1813. Meines Erachtens reichen die späteren und letzten Lieder, aus den Kriegen um Schleswig-Holstein, Preußens mit Österreich und aus dem deutsch-französischen Kriege, nicht an die eherne hochgemute Sprache der Lieder jener Zeiten heran. Sie wirken oft recht banal.

Zugrunde gelegt habe ich meiner Auslese besonders die bekannten Sammlungen von Franz Wilh. Freiherrn von Ditfurth („Die historischen Volkslieder von 1848—1756", Heilbronn 1877, u. a.), von Rochus von Liliencron („Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13.—16. Jahrhundert", Leipzig 1865) und von Erk-Böhme („Deutscher Liederhort", Leipzig 1893).

Epple von Geilingen (1381).

Es was ein frisch freier reutersman,
der Epple von Geilingen ist ers genant.

Er reit zu Nürnberg auß und ein,
ist der von Nürnberg abgsagter feind.

Er reit zu Nürnberg fürs schmids haus:
„Hör, lieber schmid, trit zu mir herauß!

Hör, lieber schmid, nu laß dir sagen:
du solt mir meim ross vier eisen aufschlagen!

Beschlag mirs wol und bschlag mirs eben!
ich will dir ein guten lon drumb geben."

Da greif er in die taschen sein,
gab ihm vil der roten gülden fein.

„Schmid, du solt nit vil davon sagen!
de'n herren müßen mirs wol bezalen."

Er reit wol für das wechselhaus,
nam in ir silberins vogelhaus.

Er reit wol auf den Geiersperg
und machet in ir vogelhaus lär.

Sie schickten im ein boten hinnach:
wo Eppele wolt ligen die nacht?

„Hör, lieber bot! so ich dich muß fragen:
was hörst du vom Epple von Geilingen sagen?

Das magst wol für ein warheit jehen:
du habst in mit dein augen gsehen."

Da reit er unter das Frawentor,
da hieng ein par reuterstifel vor.

„Torwechter, lieber torwechter mein!
wes mag diß par reuterstifel sein?"

„Sie seind eins freien reutersman,
Epple von Geilingen ist ers genant."

Er nam die stifel auf sein gaul
und schlugs dem torwechter umb das maul.

„Se hin, torwechter! da hast du dein lon,
das zeig dein herren von Nürnberg an!"

Der torwechter was ein bhender man,
sagts seinen herrn und der gmeinde an.

Sie schickten sibenzig reuter on gfär:
wo der Epple hin kommen wär?

„Söldner! eur gfangner will ich nit sein,
eur seind sibenzig, ich nur allein."

Si triben in auf ein hohen stein,
der Epple von Geilingen sprangt in den Main.

„Ir söldner! ir seind nit eren wert,
eur keiner hat ein gut reuterpfert."

Wie bald er sich auß dem sattel schwang!
und zog im selbs das par stifel an.

Da reit er über ein awen, was grün,
begegnet im ein kaufmann, der daucht sich kün.

„Hör, lieber kaufmann, laß dir sagen!
wir wöln einander umb dtaschen schlagen."

Der kaufmann was ein bhender man,
er gurt dem Epple sein taschen an.

Des kaufmann er gar wol vernam,
ein beurin im auf der straßen bekam.

Die beurin er fraget auf der stet:
was man vom Eppele sagen tet?

Die beurin im ein antwurt gab:
der Eppele wär ein naßer knab.

„So sag mir, liebe beurin schon!
was hat dir Eppele leids geton?"

Epple von Geiling sich bald bedacht,
wie bald er da ein feur aufmacht!

Er nam das schmalz und macht es warm,
stieß ir die hend drein bis an die arm.

„Se hin, da hast du den rechten lon,
und sag: der Eppele hab dirs geton!"

Er schickt sein knecht gen Farnbach hinab:
man solt im bereiten ein gutes mal.

Da kam der Epple von Geilingen ein
da bot im der wirt ein külen wein.

Der Epple lugt zum fenster hinauß,
da schub man im vil wägen fürs haus.

„Lieber wirt, tu mir die türen auf
und laß mich sprengen über auß!"

Da sprangt er über acht wägen auß,
am neunten gab er den gibel auf.

„So ligt mein muter am Rein, ist tot,
darumb muß ich leiden große not."

Da zog er auß sein gutes schwert,
erstach damit sein reisig pfert.

„Eppele! hetst du das nit geton,
beim leben wolten wir dich lon."

Den Epple von Geilingen namens an,
brachten gen Nürnberg den gfangnen man.

Und fürten in auf den Rabenstein,
man legt im den kopf zwischen die bein.

(Uhland Nr. 135.)

Die Schlacht bei Sempach (1386).

Die niederlendschen Herren
die zeugent ins Oberland,
went sie derselben Reise pflegen,
sie sönt sich baß bewahren,
sie söllent Bicht verjehen,
von handhaften Schwizern
ist ihnen gar weh beschehen.

„Wo ist denn der Pfaffe,
der uns nun bichten soll?"
„Zu Schwiz ist ers geseßen,
er kann üch bichten wol,
er kann wol Büße geben:
mit scharpfen Hallenbarten
so gibt man üch den Segen."

„Das ist ein scharpfe Buße,
Herr pie domine!
die wir nun tragen müßen,
das tut uns iemer weh;
wir müßtens iemer klagen,
daß wir die herten Buße
von Eidgnossen müßen tragen."

Von Luzern und Ure,
von Schwiz und Unterwalden
viel menig gut Bidermann
in Sempach vor dem Walde,
do ihnen der Löw bekam,
sie warent höchgemeit:
„Her, Löw! wiltu hie fechten,
es ist dir unverseit."

Do sprach der Löw zum Stiere:
„Du fügst mir eben recht,
ich han auf dieser Heide breit

gut Ritter und ouch Knecht,
ich will dichs wüßen lan,
daß du mir hast vor Loupen
gar viel zu Leid getan.

An dem Morgarten
da erschlugt mir mengen Mann,
ich will es dir hie vergelten,
ob ichs gefügen kann."
So ruck harzuhar baß!
daß dich derselbe Pfaffe
bichte deſter baß."

Der Löw begonde zu rußen
und schmucken sinen Wadel,
do sprach der Stier zum Löwe:
„Wöll wirs versuchen aber?
so tritt harzuhar baß!
daß diese grüne Heide
von Blute werde naß."

Sie begonden zsammen tretten,
sie griffents fröhlich an,
bis daß derselbe Löwe
gar schier die Fluchte nahm;
er floch hin bis an den Berg:
„War wiltu, richer Löwe?
Du bist nit Ehren wert.

Wiltu mir hie entwichen
uf dieser Heide breit?
Es stat dir lasterlichen
wo man es von dir seit;
es stat dir übel an:
du hast mir hie verlaßen
gar mengen stolzen Mann.

Dinen Harnesch guten
hast du mir hie verlan,
darzu Zechen Houptpanner,
sie steckent uf diesem Plan;
es ist dir gar ein Schand,
ich han dirs angewunnen
mit ritterlicher Hand."

Die von Mümpelgarten
und die von Ochsenstein,
man muß ihr lange warten
eh sie komment heim:
sie sind ze tod erschlagen,
in Sempach vor dem Walde
liegent sie vergraben.

Martin Malterer von Friburg
mit sinem krusen Bart,
darzu die von Hasenburg
hieltent uf der Fahrt,
und viel der Öttinger
und ander Landesherren:
den was die Reis zu schwer.

Die von Bremgarten
und die von Wintertur
und ander Landesherren,
den ward der Schimpf zu sur;
von Brugg und ouch von Baden:
ein Kuh mit ihrem Schwanze
hat ihr viel erschlagen.

Kuh Blümle sprach zum Stiere:
„Ich muß dir iemer klagen,
mich wollt ein schwäbscher Herre
. . . . gemulken haben,
[ich schlug ihn in den Graben,]
ich schlug ihn, daß er lag,
ich schlug ihn da noch mehre,
daß ihm der Kopf derbrach!"

Nun sprach der Stier zum Löwe:
„Nun bin ich bei dir gewesen.
Da hast mir dick gedräuet,
ich bin vor dir genesen!
Nun kehr du wiederumb heim
zu diener schönen Frauen!
Din Ehr sind wahrlich klein!" —

Erk-Böhme II, S. 16. — Vgl. hier auch die Literatur über das berühmte Lied. „Dieses ältere, heraldische Lied, schadhaft überliefert, ist in ein anderes, 66 Str. langes episches Gedicht auf jene Schlacht unpassend verarbeitet." Der Chronist Ruß, der in seiner Eidgenöss. Chronik, geschrieben 1482, dieses alte Lied uns bewahrt hat, bezeichnet es als dasjenige, welches „nach der Schlacht" gesungen wurde, „um es, wie es scheint, von einem andern damals schon bekannten zu unterscheiden, das Hans Halbsuter zugeschrieben wird, und welches beginnt: Im tusend und drühundert und sechs und achzig jar. (Abdr. bei Tobler II, S. 15 und Liliencron Nr. 34). Mehr über diese beiden Lieder bei Liliencron und Tobler. — Beide Heldenlieder feiern den Sieg der Eidgenossen über Leopold von Österreich bei Sempach am 9. Juli 1386. Die im 2. Lied erzählte Tat von Winkelried in der Schlacht bei Sempach ist nicht historische Tatsache für diese Schlacht. Winkelried kämpfte erst 1522 in der Schlacht bei Bicocca unfern Mailand und starb hier den Heldentod vor einer österreichischen Phalanx. In dieser Schlacht kämpften die Schweizer im Solde von Frankreich gegen die kaiserliche, päpstliche und österreichisch-spanische Armee in mutvollster Weise, erlitten aber eine furchtbare Niederlage."

Stortebecker (1402).

Störtzenbecher und Gödeke Michael,
die raubten beide zu gleichem Teil
zu Wasser und auch zu Lande,
bis daß es Gott im Himmel verdroß,
des mußten sie leiden große Schande.

Sie zogen für den heidnischen Soldan[1],
die Heiden wollten eine Wirtschaft han,
sein Tochter wollt er beraten,
sie rissen und krischen wie zween wilde Bärn,
Hamburger Bier trunken sie gerne.

Störtzenbecher sprach sich allzuhand:
„Die Westersee ist mir wohlbekannt,
das will ich uns wohl holen;
die reichen Kaufleut von Hamburg
sollen uns das Gelag bezahlen."

Sie liefen ostwärts neben das Leik:
„Hamburg, Hamburg nun tu deinen Fleiß,
an uns kannst du nichts gewinnen:
was wir bei dir auch wöllen tun,
das wöllen wir jetzt beginnen."

Und das erhört ein schneller Bot,
der was von einem klugen Rat,
kam gen Hamburg eingelaufen;
er fragt nach des ältest Bürgermeisters Haus,
den Rat fand er zu Haufen.

[1] Soldan, jedenfalls ein maurischer Fürst in Spanien.

„Mein lieben Herren all durch Gott,
nehmt diese Red auf ohne Spott,
die ich euch will verkünden:
die Feind liegen euch gar nahe hierbei,
sie liegen am wilden Hafen.

Die Feind liegen euch für der Tür,
des habt ihr Herren zweier Kür,
sie liegen da an dem Sande;
laßt ihr sie wieder von hinnen ziehn,
des habt ihr Hamburger Schande."

Der älteste Bürgermeister sprach zuhand:
„Gut Gesell, du bist uns unbekannt,
wobei solln wir dir glauben?"
„Das sollt ihr edle Herren tun
bei meinem Eid und Treuen.

Ihr sollt mich setzen aufs Kasteel,
so lang bis ihr eure Feinde seht,
wohl zu diesen Stunden;
spürt ihr denn einig Wanken an mir,
so senkt mich gar zu dem Grunde."

Die edlen Herren von Hamburg
giengen zu Segel wohl mit der Flut
hin nach dem neuen Werke;
vor Nebel konnten sie nicht sehen,
so dunkel waren die Wolken.

Die Sonn brach durch, die Wolken wurden klar,
sie fuhren fort und kamen dar,
großen Preis wollten sie erwerben;
Störtzenbecher und Gödeke Michael
die mußten darum sterben.

Sie hätten ein Hülk mit Wein genommen,
damit waren sie auf die Weser kommen
dem Kaufmann da zuleide,
die wollten damit in Flandern reisen,
aber sie mußten davon scheiden.

„Hört auf, ihr Gesellen, trinket nun nicht mehr,
dort laufen drei Schiff in jener See,
uns grauset für der Hamburger Knechte;
kommen uns die Hamburger ans Bord,
mit ihnen müssen wir fechten."

Sie brachten die Büchsen wohl an die Bord,
zu allen Schüssen giengen sie fort,
da hört man die Büchsen klingen,
da sah man so manchen stolzen Held
sein Leben zum Ende bringen.

Sie schlugen sich drei Tag und Nacht,
Hamburg die war darauf bedacht
wohl zu denselben Stunden,
das uns ist lang zuvor gesagt,
das haben wir jetzt befunden.

Die bunte Kuh aus Flandern[1] kam,
wie bald sie das Gerücht vernahm,
mit ihren starken Hörnen;
sie giengen herbrausen durch die wilde See,
den Hollick wollte sie verstören.

[1] Bunte Kuh von Flandern, Name des Schiffs, das Simson van Utrecht gehörte.

Der Schiffer sprach zum Steu'rmann:
„Treib um das Ruder zum Sturbord an,
so bleibt der Holck bei dem Windel,
wir wollen ihm laufen sein Kasteel entzwei,
das soll er wohl befinden."

Sie liefen ihm sein Vorkasteel entzwei.
„Traun, sprach sich Gödeke Michael,
die Zeit ist nun gekommen,
des müssen wir fechten um unser beider Leib,
es mag uns schaden oder frommen."

Störtzenbecher sprach sich allzuhand:
„Ihr Herrn von Hamburg tut uns kein Gewalt,
wir wollen euch das Gut aufgeben,
wöllet ihr uns stahn vor Leib und Gesund,
und fristen unser junges Leben."

„Mein Herr," sprach sich Herr Simon van Utrecht,
„gebt euch gefangen all auf ein Recht,
und laßt euch nit verdrießen.
Hätt ihr dem Kaufmann kein Leid getan,
des werd't ihr wohl genießen."

Da sie nun auf die Richtstätt kamen,
nit viel Guts sie da vernahmen,
sie sahen die Köpfe stecken:
„Ihr Herren, das sind unsere Mitkompan" —
so sprach sich Störtzenbecher.

Sie wurden gen Hamburg in Haft gebracht,
sie saßen da nicht länger als eine Nacht
wohl zu denselben Stunden,
ihr Tod ward also sehr beklagt
von Weibern und Jungfrauen.

„Ihr Herren von Hamburg, wir bitten nur ein Bitt,
die mag euch zwar beschaden nit,
und bringen euch auch kein Quade[1],
daß wir mögen den Trovenberg hingahn
in unserm besten Gewade."

Die Herrn von Hamburg täten ihn die Ehr,
sie ließen ihn Pfeifen und Trommeln vorgehn,
sie hätten es erkoren;
wären sie wieder in der Heidenschaft gewest,
sie hätten es lieber entboren.

Der Scharfrichter hieß sich Rosenfeld,
er hieb so manchen stolzen Held
mit also freiem Mute;
er stand in seinen geschnürten Schuhn
bis an die Enkel im Blute.

Hamburg, Hamburg, des geb ich dir den Preis,
die Seeräuber werden es nun weis,
um deinetwillen müssen sie sterben,
des magst du von Gold ein Krone trag'n,
den Preis hast du erworben.

Erk-Böhme II, S. 19. — Vgl. hier die Literatur. „Das berühmte Lied auf zwei, 1402 gefangene und zu Hamburg enthauptete Seeräuber, Störtebeker und Gödje Michael, war ursprünglich in niederdeutscher Sprache abgefaßt, ist uns aber bloß in hochdeutschen Texten erhalten."

[1] quad, schlimm.

Lindenschmid (gest. 1490).

(Älteres Lied.)

Was wölln wir singen und heben an?
Das Best das wir gelernet han,
ein neues Lied zu singen;
wir singen von einem Edelmann,
der heißt Schmid von der Linden.

Der Lindenschmid hat einen Sohn,
der schwang den Rossen das Futter vor.
Über eine kleine Weile,
er lag dem Markgrafen in dem Land
und war ihm viel zu geschwinde.

„Frau Wirtin, ist der Wein hie gut?
Ist hie noch Stallung genug?
viel Wägen werden kommen;
sie fahren von Augsburg ab und zu,
fränkisch Gut haben sie geladen."

„Allhie ist der kühle Wein gut,
hie ist auch Stallung und Futter gnug,
drei Rößlein stehn darinnen,
sie kommen eim reichn Edelmann zu,
der heißt Schmid von der Linden."

Sobald als sie das Wort aussprach,
Junker Casper in den Stadel trat,
den Lindenschmid wollt er fangen,
er schlug und stach alles was er sah:
„Lindenschmid, gib dich gefangen!"

„Soll ich denn dein Gefangner sein,
das klag ich Gott von Himmelreich
und seiner werten Mutter;
wär ich drei Meilen jenseits dem Rhein,
wollt ich dir wohl entreiten."

„Auf jenseit den Rhein kommst du nit,
das ist dir desto lieber nit,
es ist dir misselungen;
du hast mir großen Schaden getan,
darum gib dich gefangen!"

„Wirtin, zapf uns einen kühlen Wein
und laßt uns frisch und fröhlich sein,
laßt uns essen und trinken!
Auf daß dem hübschen Lindenschmid gut
sein junges Herz nicht versine."

„Was soll ich frisch und fröhlich sein?
Es trifft mir an das Leben mein,
ich mag weder trinken noch essen,
ich bitt nur um das Wasser allein,
daß ich mein Wunden mag wäschen."

„Ach Lindenschmid, sei wohlgemeit!
das Wasser soll dir sein bereit,
damit du dein Wunden solt wäschen:
bis Freitag kommt der Meister ins Land,
der führt das Wasser in der Scheiden."

„Ach kann und mags nicht anders gesein,
so bitt ich für den jüngsten Sohne mein,
der Reuter ist noch junge;
hat er euch etwas Leids getan,
dazu ist er gedrungen."

Junker Casper der sprach nein darzu:
„Das Kälblein muß folgen der Kuh;
da wirds nicht anders gesprochen,
und wenn der Jüngling sein Leben behielt,
seins Vaters Tod würde gerochen."

Auf einen Freitag das geschah,
daß man den Lindenschmid richten sah,
so fern auf grüner Heiden,
da sah man den edlen Lindenschmid
von guten Gesellen scheiden.

Erk-Böhme II, S. 37. Vgl. auch das folgende Lied. Nach Erk-Böhme ist dieses erste Lied das ältere, es mag bald nach der Hinrichtung des Wegelagerers Schmid von der Linden (1490) entstanden sein.

Lindenschmid.

(Jüngeres Lied.)

Es ist nit lang, daß es geschah,
daß man den Lindenschmid reiten sah
auf einem hohen Rosse;
er reit den Rheinstrom auf und ab,
hat sein gar wohl genossen, ja genossen.

„Frisch her, ihr lieben G'sellen mein!
es muß sich nur gewaget sein,
wagen das tut gewinnen;
wir wöllen reiten Tag und Nacht,
bis wir ein Beut gewinnen."

Dem Markgrafen von Baden kam neue Mär,
wie man ihm ins G'leit gefallen wär,
das tät ihn sehr verdrießen;
wie bald der Junker Casper schreib:
er sollt ihm ein Reislein dienen.

Junker Casper zog dem Bäurlein ein Kappen an,
er schickt ihn allzeit vorne dran
wohl auf die freie Straßen:
ob er den edeln Lindenschmid fänd,
denselben sollt er verraten.

Das Bäurlein schiffet über Rhein,
er kehret zu Frankenthal ins Wirtshaus ein:
„Wirt! haben wir nichts zu essen?
Es kommen drei Wägen, seind wohl beladen,
von Frankfurt aus der Messen."

Der Wirt der sprach dem Bäurlein zu:
„Ja Wein und Brot hab ich genug,
im Ställ da stehn drei Rosse,
die seind des edlen Lindenschmid,
er nährt sich auf freier Straßen."

Das Bäurlein dacht in seinem Mut:
die Sache wird noch werden gut,
den Feind hab ich vernommen;
wie bald er Junker Casper schreib,
daß er soll eilends kommen!

Der Lindenschmid der hätt einen Sohn,
der sollt den Rossen das Futter tun,
den Habern tät er schwingen:
„Steh auf, herzliebster Vater mein!
ich hör die Harnisch klingen."

Der Lindenschmid lag hinterm Tisch und schlief,
sein Sohn der tät so manchen Rief,
der Schlaf hatt ihn bezwungen.
„Steh auf, herzliebster Vater mein,
dein Verräter ist schon kommen."

Junker Casper zu der Stuben eintrat,
der Lindenschmid von Herzen sehr erschrak.
„Lindenschmid, gib dich gefangen!
Zu Baden an dem Galgen hoch,
daran so sollt du hangen!"

Der Lindenschmid der war ein freier Reutersmann,
wie bald er zu der Klingen sprang:
„Wir wöllen erst ritterlich fechten!"
Es waren der Bluthund also viel,
sie schlugen ihn zu der Erden.

„Kann und mag es denn nit anders gesein,
so bitt ich um den liebsten Sohne mein,
auch um meinen Reutersjungen,
und haben sie jemands Leids getan,
darzu hab ich sie gezwungen.

Junker Casper sprach nein darzu:
„Das Kalb muß entgelten der Kuh;
es soll dir nicht gelingen,
zu Baden in der werten Stadt
muß ihm sein Haupt abspringen."

Sie wurden alle drei gen Baden gebracht,
sie saßen nit länger denn eine Nacht;
wohl zu derselbigen Stunde,
da ward der Lindenschmid gericht,
sein Sohn und der Reutersjunge, ja Junge.

(Erk-Böhme II, S. 39.)

Ditmarschen (1404).

Dar is ein nie raet geraden
Gottorp to up dem schlate,
dat hefft her Claes van Alefelde gedaen
sinen edlen heren to bate.

He let wol buwen ein gut schlot
unsem erlichen lande to gramme,
do sprack sick Roleffs Bojeken söne,
de beste in unsem lande:

„Tredet herto, gi stolten Ditmarschen!
unsen kummer wille wi wreken,
wat hendeken gebuwet haen
dat können wol hendken tobreken."

De Ditmarschen repen averlut:
„Dat lide wi nu und nummermere,
wi willen darumme wagen hals und gut
und willen dat gar ummekeren.

Wi willen darumme wagen goet und bloet
und willen dar alle umme sterven
er dat der Holsten er avermoet
so scholde unse schone lant vorderben."

(Uhland Nr. 169.)

Ditmarschen (1500.)

De könig wol to dem hertogen sprack:
„ach broder, harteleve broder!
ach broder, hartlevester broder min!
wo wille wi dat nu beginnen,
dat wi dat frie Ditmarschen lant
ane unsen schaden mögen gewinnen?"

So balt dat Reinholt van Mailant vornam
mit sinem langen gelen barde
de sprack: „willn maken einen baden bereit
und schicken na der groten garde,
will uns de grote garde bistant don
Ditmarschen schal unse wol werden."

So balt de garde dise mere vornam
se rüstede sick so mechtig sere,
se rüste sick wol vöfftein dusent man stark
aver de grone heide to trecken.

„Köne wi men des königs besoldung erwarven
unse fröukens de schölen sulvest wol mede."
de trummenschleger de schlog wol an,
se togen aver de grone heide.

Und do de garde tom könige wol quam:
„ach könig, min lever here!
wor licht doch nu dat Ditmarschen lant,
im heven odr up schlichter erden?"

Dem könige befil de rede nicht wol,
he dede balt wedder spreken:
„it is nicht mit keden an den heven gebunden,
it licht wol an der siden erden."

Der garde her sprack do mit mode stark:
„ach könig, min lever here!
is it nicht gebunden an den heven hoch
Ditmarschen dat schal unse balt werden."

He let de trummelen umme schlan,
de fenlin de let he flegen,
darmit togen se einen langen breden wech
bet se dat lant int gesichte kregen:
„ach lendeken dep! nu bin ick di nicht wit,
du schalt min nu balde werden."

Darmit togen se to hoger Wintbergen in,
se legen dar men eine kleine wile,
se togen do vordan na Meldorp to,
eren avermot den deden se driven.

Se steken des königs banner tom hogen torne ut
den Ditmarschen dar to gramme,
se hengeden er schilt wol aver de mure,
daraver ist en nicht wol ergangen.

Se togen noch ein weinig wieder vort
wol na der Hemmingsteder velde,
dar blef ok de grote garde geschlagen
mit eren dapperen helden.

Dat wedder was nicht klar, de wech was ok schmal,
de graven weren vull water,
nochten toch de garde noch wieder vort
mit einem trotzigen mode.

He hadde einen harnisch aver sinen lif getagen,
de schinede van golde so rode,
daraver was ein panzer geschlagen,
darup bede he sick vorlaten.

Mit dem do sprank dar ein lantsman herto
mit einem langen spere,
he stack so stark dat drut ein krumhake wart
und hangede in dem panzer so schwere.

Dem landesman ein ander to hülpe quam,
dat sper wolden se wedder halen,
de garde was stark, drei hadden vull wark
er se en konden averwinnen,
se togen en mit sadel und ros herdal
wol in den depen graven.

Dar wart ok der Holsten könig geschlagen
mit alle sinem groten here,
dar lach do sin pert, dar lach ok sin schwert
darto de königlike krone,
de krone de schal uns Maria dragen
to Aken wol in dem dome.

(Uhland Nr. 170.)

Das Pavierlied (1525).

Was wöll wir aber heben an,
ein neues Lied zu singen
wohl von dem König aus Frankreich,
Mailand das wollt er zwingen;
das geschach da man zählt tausendfünfhundert Jahr,
im fünfundzwanzigsten ist's geschehen;
er zog daher mit Heereskraft,
hat mancher Landsknecht g'sehen.

Er zog für ein Stadt, die heißt Mailand,
dieselbig tät er zwingen,
dernach für ein Stadt, die heißt Pavia,
er meint, er wollt es gewinnen,
darin lag mancher Landsknecht frisch,
das hätt der König verschworen,
er sprach, sie sollten die Stadt aufgeb'n,
sie wär sunst schon verloren.

Wir hörten kürzlich einen Rat,
einer fragt den andern:
nun zeugt der König nimmer ab,
darnach steht sein Verlangen;
nennt sich einer mit Namen Graf Eitelfritz[1],
die Stadt wollt er nicht aufgeben;
wir bauen zwei Bollwerk, die sein fest,
es kost recht Leib und Leben.

Sie sein mit mancher Hand gemacht,
zwei Bollwerk wohl erbauen;
wir liegen die winterlange Nacht
zu Pavia auf der Mauren,
da wölln wir warten des kühlen Wein;
tut der König die Mauren zerbrechen:
es kummt ein Fürst von Österreich,
den Schaden wird er rächen.

Wir lagen die winterlange Nacht,
vor Kält kunt wir nicht bleiben,
wir kunnten nicht erwarten des kühlen Wein;
gar eilend tät wir schreiben,
und schrieben dem Fürsten aus Österreich,
er soll nicht ausbleiben,
soll bringen manchen Landsknecht frisch,
den König zu vertreiben.

Der Fürst hätt kürzlich einen Rat
mit seinen Fürsten und Herren,
wie bald er nach Herr Jörgen[1] schrieb,
der war ihm nicht zu ferre,
Marx Sittich von Ems desselben gleich
er ruft sie an in Treuen,
sie sollten ihm treulich beistahn,
den König zu vertreiben.

Sie wurden kürzlich unterricht,
zu Innsbruck auf dem Tage
wurd manches Fähnlein aufgericht,
in Deutschland hört mans sagen.
Darunter zug mancher Landsknecht frisch,
tät in seinem Harnisch herklingen,
wir zugen all gen Mailand hinein:
Gott wöll, daß uns gelingen!

Alsbald der König das vernahm,
tät er sich nit lang besinnen,
wie bald er die Stadt zum Sturm beschoß,
er meint, er wollts gewinnen,
darvor verlor er viel manchen Mann,
das tät dem König zoren,
er sprach, sie sollen die Stadt aufgeben,
sie wär doch sunst verloren.

Der Stürm hat er fünf getan
und hat sie all verloren;
da zug Herr Jörg, Marx Sittich v. Ems daher,
die zween Herren auserkoren,
legten sich vor Pavia in das Feld,
Pavia tät sich das freuen,
der König mit Heereskraft davor,
man kehrt sich nit an sein Dreuen!

Die Landsknecht machten ihr Ordnung fest,
ein Rat der wurd beschlossen:
ein „verlornen Haufen" man machen soll,
ein Hauptmann ausgeschossen,
Hauptmann Edel ist er genannt,
man ruft ihn mit den Treuen:
„Nimm den verlornen Haufen zu Hand,
laß dich dein Leben nit reuen!"

An Sant Mattheystag, da der Tag herbrach,
da fieng wir an zu ziehen,
ich weiß, wie den Schweitzern die Sach gefiel,
sie begunten gar bald zu fliehen,
da zugen wir in Tiergarten hinein,
darnach stund unser Verlangen;
sie hießen uns alle willkommen sein
aus Kartaunen und mit Schlangen.

Valtein Kopp war auch dabei
mit manchen guten Schützen,
darzu mancher frummer Landsknecht,
nach Ehren tät ers nutzen;
das Handgeschütz hätt er gar bei ihm
mit samt zweien Knechten:
„Schießt drein, schießt drein, ihr frumme Landsknecht,
gar ritterlich wöll wir fechten!"

Herr Jörg schrie Valtein Koppen an,
soll ihm das Gschütz herbringen;
Velte Kopp tät wie ein ehrlich Mann

[1] Eitelfritz, Graf Friedrich von Hohenzollern.

[1] Jörg von Frundsberg.

und sich nit lang besinnen,
er führt daher mit ganzer Macht,
ganz wohl tät er sich rüsten;
wie schussen all „zu halben Mann",
ward den Franzosen verdrießen.

Herr Jörg, ein edler Ritter fest,
stond da mit seiner Hellebarden,
er sprach: es kummen uns fremde Gäst,
derselben wöll wir warten.
Gegen ihm zog der Langmantel daher:
„Herr Jörg, versich dich eben,
du mußt hie mein Gefangner sein,
ob du willt fristen dein Leben!"

Herr Jörg: „Muß ich dein Gefangner sein,
oder kost es mich mein Leben,
so habe ich getrunken des kühlen Wein,
mein Leib will ich dir nicht aufgeben;
ich hab so manchen Landsknecht frisch,
stehn da in ihren halben Hosen:
Stecht drein, stecht drein, ihr frummen Landsknecht,
das sind die rechten Franzosen!"

Marx Sittich von Ems griffs zum ersten an
mit seinen frummen Landsknecht;
wannehr stund selber vornen dran,
gar ritterlich tät er fechten.
Die Schlacht die währt eine kleine Weil,
da ward sie schon verloren,
wurd mancher Franzos zu Tode geschlagen,
mancher Kürasser auserkoren.

Ein Graf genannt aus deutschem Land
mit Namen der von Salmen,
er griff den König selber an,
die Landsknecht waren zerspalten,
der Vicereg desselben gleich;
manch Speer wurd in der Mitt zerspalten,
da stach mir (wir) alle mit Freuden drein,
der lieb Gott soll sein walten.

Die Schlacht währt anderthalbe Stund,
da war sie schon vergangen,
wurd mancher Schweizer zu Tod geschlagen,
manicher wurd gefangen.
Die Landsknecht blieben dahinten stahn,
als viel mich will bedunken;
die Summ man nit erzählen kann,
die im Wasser sein ertrunken.

Schweizer, du scheißt mir ein Dreck auf d' Nas
und fünfzehn in Knebelbarte;
ich mein, wir haben dich bar bezahlt
zu Pavia im Tiergarten.
Du sprichst: ich berühme mich eigner Schand,
das ist wahrlich erlogen;
du hast dem Franzos verloren Land und Leut,
bist schändlich von ihm geflohen.

Du hast geschrieben in deutsche Land,
wie du die Schlacht habest gewunnen,
du habest uns von unserm Gschütz gejagt,
wären schändlich darvon entrunnen;
das wöll Gott heut noch nimmer,
kein Landsknecht ist geflohen.
Das dein hast du dahinten g'lan,
da wir zusammen zogen.

Also habt ihr vernummen wohl,
wie es den Schweizern ist ergangen;
sie hätten geschworen einen Eid,
sie nahmen unser keinen gefangen.
Sie rufen Maria Gotts Mutter an,
daß wir ihr täten warten —
Ich mein: wir haben sie bar bezahlt
zu Pavia im Tiergarten.

Der uns das Liedlein neuwes sang,
von neuem hat gesungen,
daß hatt getan ein Landsknecht gut,
den Reihen hat er gesprungen,
wann er ist auf der Kirchweih gewest,
der Pfeffer ward versalzen,
man richt ihn mit langen Spießen an,
mit Hellebarden g'schmalzen.

(Erk-Böhme II, S. 71.)

Trommelreim der Landsknechte auf die Schlacht bei Pavia (1525)[1].

Herr Görg von Fronsperg,
Herr Görg von Fronsperg,
der hat die Schlacht gewunnen,
gewunnen hat er die Schlacht | vor Pavia im Tiergart,
in neunthalb Stunden gewunnen Land und Leut.

Der König aus Frankreich,
der König aus Frankreich,
der hat die Schlacht vor Pavia verloren,
verlorn hat er die Schlacht | vor Pavia im Tiergart,
in neunthalb Stund verlor er Land und Leut.

Nun grüß dich Gott, | du Königstöchterlein
im ganzen Frankenreich!
Eurem Vater hab ich abgewunnen
in neunthalb Stunden Land und Leut.
Ich hab's gewagt, frisch unverzagt.
Ich hab's gewagt, frisch unverzagt,
Eurem Vater hab ich abgewunnen
in neunthalb Stunden Land und Leut.

Im Blut mußten wir gan,
im Blut mußten wir gan
bis über, bis über die Schuch:
Barmherziger Gott, erkenn die Not!
Barmherziger Gott, erkenn die Not!
wir müssen sonst verderben also.

Lermen, lermen, lermen!
Lermen, lermen, lermen![2]
tät uns die Trummel und die Pfeifen sprechen;
„her, her, her —", ihr frummen deutschen Landsknecht gut,
laßt uns in die Schlachtordnung stan,
laßt uns in die Schlachtordnung stan,
bis daß die Hauptleut sprechen: jetzt wollen wir greifen an!
Reiter zum Pferd!
Sattel zum Zaum!
Der Feind ist vorhanden.

[1] Dieses Lied ist selbstverständlich wie viele der folgenden keine ausgesprochene Ballade; aber der ungemein flotte, kräftige Stil, die plastisch sich heraushebende Stimmung läßt es doch balladenartig erscheinen. Künstlerisch ist es jedenfalls interessanter als viele der sogenannten Balladen.

[2] Lerm (Lärm) bezeichnet den Trommelschlag.

„Es geht wohl gegen die Sommerzeit,
da mancher Knecht zu Feld leit."
Ich will euch tapfer lohnen
mit lauter Doppelkronen;
gute Postparten[1] will ich euch geben,
weil ihr mir habt beschützt mein Land und Leut,
dazu mein junges Leben.

(Erk-Böhme II, S. 76.)

Niederlage der fränkischen Bauern (1525).

Und wollt ihr hören ein neu Gedicht,
wie sich der Bauer auf Schalkheit verpflicht?
Gelübd und Eid vergessen,
die Herren vertreiben überall,
das haben sie sich vermessen, ja vermessen.

Am Sunntag Jubilate ging es an,
da sah man manchen stolzen Bauersmann
wohl über das Feld herziehen,
und do es an ein Treffen[2] ging,
wie nah war ihn'n das Fliehen, ja fliehen.

Zum Dorf ein was ihn'n allen gach,
manch stolzer Mann der eilt ihn'n nach,
begehrt sich an ihnen zu rächen.
Flieht! flieht! das war ihr Geschrei,
ihr Ordnung taten sie zerbrechen, ja zerbrechen.

Da nun dasselb also zuging:
manch Bauer großen Schaden empfing
an Leib und auch an Gute.
Flieht! flieht! das war ihr best Geschrei,
wie angst war ihnen zumute, ja mute!

Da nun der Abend schier herging,
das Dorf auch großen Schaden empfing,
von wegen großer Feure.
O Herre Gott, der großen Not!
das Lachen ward ihnen teure, ja teure.

Die Nacht die drang nun auch heran.
Ein weiß Kreuz in einer roten Fahn
und sunst zwei Fähnle darneben,
das trugen die Bauern zum Dorf heraus,
gefangen täten sie sich geben, ja geben.

Herr Sigmund v. Heßberg und die zween Hauptleut
die drei die ritten zu dem Dorfe hinein:
die Wehren sollten sie von sich legen.
Des waren die Bauren also froh,
ihr keiner tät sich regen, ja regen.

Die Bauren machten einen Ring,
dazu die Frummen von Kriechending[3],
und wollten merken gar eben,
und was ihnen käm für neue Mär,
den Eid tat man ihnen geben, ja geben.

Da nun das alles geschach,
der Bauernhauf gar zerbrach
und tat sich gar zertrennen,
ein jeder wieder fein zu Haus
mit laufen und mit rennen, ja rennen.

Ja, wer hat mehr gehört solchs geschicht?
Zwölftausend Bauren hatten sich zueinander verpflicht,
Hab und Gut zu gewinnen.
Siebenhundert Mann schlugen sie aus dem Feld.
Die Kunst tat ihnen zerrinnen, ja zerrinnen.

Wollt ihr wissen, warum es ist also gangen?
Sie täten, als hätten sie Gott gefangen,
das Sakrament zertreten, die Bildnuß zerbrochen.
Das hat Gott nit mügen erleiden
und an ihnen gerochen, ja gerochen.

Nun darf es dem frommen Fürsten niemand verkehren,
darum hab ich's ihm gesungen zu Ehren,
sein Leut und Land hat er ton retten.
Wären die Bauren daheime geblieben,
die Münch singen lassen ihr Metten, ja Metten!

Das haben die Bauren nit wöllen ton,
darum hat man ihnen geben den Lohn
mit Reiter und mit Knechten.
Wär ein jeder geblieben zu Haus,
er hätt nit dürfen fechten, ja fechten.

Und wer ist, der dies Liedlein hat gesungen?
Mit dem Brandenbergischen Haufen ist er hingedrungen,
er hat sich müssen wehren,
dazu (trieb) ihn Gelübd und Eid,
darum darfs niemand verkehren, ja verkehren.

Er singt uns das und singt uns mehr,
Gott behüt allen Jungfrauen ihr Ehr
vor allen bösen Zungen!
Er danket Gott in seinem Reich,
daß ihm nit ist misselungen, ja misselungen!

(Erk-Böhme II, S. 77.)

*

Schlacht bei Wiesloch (1622).

Wie Graf Tilly vom Marggraffen Georg Friedrich und Generalen Mansfeld bei Wiesloch auffs Haupt geschlagen.

Wir haben den Tilly aufs Haupt geschlagen
und täten ihn aus dem Felde jagen —
der Schimpf, der wird sich machen —
mit Gottes Hilf und unserm Schwert
ihm teuer gemacht sein Lachen,
ja Lachen.

Er zog mit seinem Volk daher,
als wann er übern Pharao wär,
tät seinen Pfauenschwanze
ausspreizen recht — ging aber schlecht
und übel bei der Schanze,
ja Schanze.

Der edle Mansfeld wohlgemut,
darzu der Markgraf Georg gut,
gar tapfer im Felde stunden;
man sah sie überall voran,
nicht achten Tod und Wunden,
ja Wunden.

Focht auch ein jeder recht in Ehr,
mit frischem Mut, ohn all Beschwer,
dem Tilly zum Verderben.
Unser Artolloria gut
groß Ehren tät erwerben,
erwerben.

[1] Statt Postparten ist Passcarten (Abschiedszeugnisse, Pässe) zu lesen.
[2] Bei Ostheim.
[3] Kriechending, wohl „Greding" im Schwarzachtal.

Wann schon viel hundert fielen tot,
das gab uns aber wenig Not,
wurd manniglich vorgedrungen;
darzu unser Kartaunen recht
ihr Hurnauß-Liedlein sungen,
ja sungen.

Die Reuterei war auch bastant,
schlug tapfer drein, das Schwert in Hand,
tät trefflich sekundieren;
die Köpfe in der Fähnlein Reihn,
die kunntens wohl verspüren,
verspüren.

Der Feind wehrt sich gar ritterlich,
ging doch sein Sache hinter sich,
mocht nit vor uns bestehen;
er zoge sein Gehürne ein,
mußt von dem Feld abstehen,
abstehen.

Es gab ein blutig Retirad,
dabei auch noch gar mancher hat
sein jung frisch Leben verloren,
den nun sein Mütterlein beweint,
die ihn in Schmerzen geboren,
geboren.

Gefangen sein auch viele Leut;
darzu gewunnen reichlich Beut,
die kunnte gar wohl flecken.
Also der Schlacht ein Ende wurd,
dem Tilly ein großer Schrecken,
ja Schrecken.

(Fliegendes Blatt 1622; vgl. Friedrich v. Oppeln Bronikowski, Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder, München 1911.)

Ein Valetliedlein von Walenstein.

Der Walenstein, die eiserne Rut,
hat nun auch geben dar sein Blut,
zu Eger ist ermürdet.
Ein seltsamlich Gerüchte geht,
sein kaiserliche Majestät
hab ihn also bewirtet.

Er stieg dem Kaiser viel zu hoch
und gab der Rechnung gar ein Loch,
weil er's hielt mit den Schweden;
alldarum war er in der Nacht
samt Generalen umgebracht —
Verräterlohn trifft jeden.

War ein berühmter General,
an Siegen groß, an Worten kahl,
hielt seinen Sinn verschlossen;
hat in so mancher Feldschlacht heiß
gesparet keine Mühn und Fleiß,
sein ritterlich Blut vergossen.

Doch Feind und Freund übel traktiert,
daran man lang gedenken wird,
gebrandschatzt und geplündert,
groß Reichtum auch an Gut und Geld
erworben sich darmit im Feld,
doch seinen Ruhm gemindert.

Es konnt ihn keiner nit bestehn;
allein der Schweden König kühn,
der lehret ihm die Moren;
der hat dem Tilly geraubt den Kranz,
dem Walenstein geweist den Danz,
drin er die Schanz verloren.

Er mocht den Hahn nit hören krähn,
kein bellend Hündlein um sich sehn,
und lacht doch der Kartonen.
Itzt hat er Ruh und langen Fried,
kräht ihm kein Hahn und Hund ein Lied,
und kann sein Ohren schonen.

So geht's, wann einer zu hoch will,
da kommt der Teufel in der Still
und tut ein Bein ihm stellen.
Kein Baum wachst in den Himmel nein,
es ist die Axt schon hinterdrein,
tut ihn zu Boden fällen.

O Walenstein, du allen ein Stein,
der Tod tut dich der Not und Pein,
der Weltpracht Last entheben.
Gott gnade deiner armen Seel,
woll dir all Sündenschuld und Fehl
um Christi Blut vergeben.

(Alte Handschrift; vgl. v. Oppeln Bronikowski, ebenda.)

Gustav Adolfs Tod[1].

(Nach Weckherlin, 1648.)

Ach, könnt ich meine Stimme dem Donner gleich erheben,
daß sie, die weite Welt erschreckend, mög erbeben,
wollt ich ersteigen bald, trostlos und ruhelos,
den allerhöchsten Berg, zu alles Geists Verwundern,
mit überlauter Macht aus meiner Brust ausdundern:
Gustav der Groß ist tot, tot ist Gustav der Groß.

Ihn hat das wilde Meer, der Schweden Schatz getragen,
zu uns so still und glatt, dem Meerzug nicht zu schaden,
ihm war so lieb und wert des Königs Gegenwart,
der Wind enthielt sich auch von allem Sturm und Rasen,
erfreuend sich allein die Segel aufzublasen,
begünstigend nach Wunsch des Helden Überfahrt.

[1] Man beachte den schwülstigen, mit Bildern drapierten, doch nicht unpoetischen, ja kraftvollen Barockstil dieses Gedichtes; der Stil ist für die Zeit außerordentlich charakteristisch. Das Gedicht ist augenscheinlich die verkürzte Fassung einer langatmigen Dichtung Georg Rudolf Weckherlins (1584—1653); man findet es bereits im „Wunderhorn" und dann bei Erlach, vgl. auch Goedeckes Ausgabe der Gedichte Weckherlins, Leipzig 1873, S. 230 ff. Ich habe das Gedicht hier aufgenommen, um die Beziehungen zwischen volkstümlicher und künstmäßiger Zeitdichtung zu illustrieren; auch in dieser gekürzten Fassung kommt der Zeitstil kräftig zum Ausdruck.

Das Wasser rauschte tief von Schiffen wie verborgen,
als auf dem Hauptschiff hoch der Held voll Treu und Sorgen
betrachtet hin und her des deutschen Reiches Zwietracht,
sah auf des Kieles Schaum drei baltische Sirenen,
die reich mit Bernstein Haar und Arm und Brust beschönen
und die ihr Lieb und Leid ihm also vorgebracht:

„Fahr fort, du edler Held, du siegst in Not, wir schwätzen:
der Frommen Aug wird Freud, das unsre Leiden netzen,
ach, daß sie, wie wir dir, auch nach dem Tod getreu.
Denn du, nachdem dein Lauf wie Herkules beendet,
sollst werden dieser Welt, die dein nicht wert, entwendet,
so hoch wird sein dein Werk, zu machen Deutschland frei."

Hiemit die Morgenröte, ihr Gold am Leib, am Flügel,
entdeckte Maste dort, ihm nahen Landes Hügel,
sanft leget sich der Wind und bringt das Schiff ans Land,
aus welchem, als der Held auf das Gestad gesprungen,
hat knieend er zum Dank mit eifrig frommen Zungen
erhoben sein Gebet, sein Herz, Gesicht und Hand.

„Gesegnet bist du Held, gesegnet wir Soldaten,
die dienend unter dir, teilhaftig deiner Taten!"
sang bald der ganze Hauf mit einem Mund und Mut,
kein Glück, kein Unglück je konnt wider dich vermögen,
und nichts kann dein Gemüt und Angesicht bewegen,
umsonst ist wider dich des Feinds Gewalt, List, Mut.

Gleich wie der Amboß sich nicht fürchtet vor den Streichen,
wie Meereswellen nie den kühnen Fels erweichen,
also verändert dich kein Ernst, Gefahr und Scherz.
Wie Flüsse sich ins Meer ohn Abnahm stets ergießen,
ins Meer ohn Zunahm stets die vollen Ströme fließen,
also sich und der Welt ist gleich des Helden Herz.

Mit schlechtem Brot und Trank gesättiget zu werden,
als Trinkglas seinen Helm, als Ruhbett harte Erde,
als Pfühl den nächsten Stein, ja auch wohl Schnee und Eis,
als Bad den wilden Fluß ganz zaglos zu gebrauchen,
sein Werk zu setzen fort in Hitze, Frost und Regen,
sich selber gleich und fromm, so war des Königs Weis.

„Es walt der liebe Gott, Gott mit uns wie vorzeiten,
o Jesu, Jesu hilf, hilf Jesu mir heut streiten
zu deines Namens Ehr, zu steuern Feindes Macht!"
Also hat er sein Volk anführend mehr ergötzet
und mitten in die Feind, stets siegreich, selbst gesetzet,
da er bald manche Tat und seinen Tag vollbracht.

Gleich wie ein Sturmwind dort, die Windsbraut hier entstehet,
und Hecken, Bäum und Türm urplötzlich stracks umwehet,
ein trauriges Gewölk, ganz finster schwarz und dick,
dem Trauerschleier gleich mit Dunst und Rauch erfüllet,
den Tag, das Firmament, die Sonne selbst verhüllet,
verblindet das Gesicht in einem Augenblick.

Bald mancher Donnerschlag, mit Strahlen ganz beladen,
durchstürmet das Gewölk und Land mit Brunst und Schaden,
bald feurig ist die Luft, bald finster um und um,
die Wolken brechen sich, dann fallet ein Schlagregen,
verhärtet ganz in Eis, das bald mit tausend Schlägen
zerschmettert Frucht und Volk, und wer nicht schreit ist stumm.

Also und greulicher mit Krachen, Schallen, Knallen,
sind bald die beiden Heer einander angefallen,
da war die Luft alsbald voll Feuer, Rauch und Dampf,
der Grund erschüttert schon von Böllern und Kartaunen,
darob die Tier und Leut erstummen und erstaunen,
als ob der Himmel selbst und Erde hier im Kampf.

Damals hat unser Held, indem es Feuer regnet,
mit seinem teuren Blut siegreich die Welt gesegnet,
da denn das Firmament bald krönet seine Stirn.
Damals ist unser Held, ich sprechs, uns zu bewahren,
als wahrer Herkules dem Himmel zugefahren,
da er denn leuchtet klar, ein neues Nordgestirn.

Kaum, kaum war das Gerücht, das niemals stumm, gehöret,
daß Gustav Adolf schon der Götter Zahl vermehret,
vermehrt sich auch des Heeres Grimm und Stärk und Macht,
mit ganz gerechtem Zorn ihr Mut und Herz ist wachsen,
vor allen tröstet sie Bernhard, der Held aus Sachsen,
daß, der nicht sterblich mehr, ihr Schutzherr, sie bewacht.

Daher des Helden Stell gebührlich zu vertreten,
hat er, als heimlich sie den Stern schon angebetet,
begierig sie geführt auf den siegtrunknen Feind,
geschleifet auf den Grund, ohn alle Gnad und Dauern,
des Feindes Eisentürm, lebendig starke Mauern,
da half kein Herrenstand, da galt kein Geld noch Freund.

Ein Regen dick von Blei, Stein, Erz und Feuerschlossen,
mit schwarzem Dunst und Brunst wird wieder ausgegossen,
mit scheußlich herbem Tod, trifft auf des Feindes Heer,
des Nordsterns Einfluß kann der Feind nicht mehr vermeiden,
er muß, er muß nun gleich des Lebens Schiffbruch leiden,
in seinem auf dem Feld noch rasend blutgem Meer.

Damals der bleiche Feind, auf den der Nordstern schießet,
hat seine Tirannei, den Blutdurst schwer gebüßet,
mit seinem eignen Blut, das da bei Lützen fließt,
darauf des Helden Heer mit aufgehobnen Händen
erfleht von Gott mit Lob, sein Werk auch zu vollenden,
stark durch des Sternes Kraft, der hell die Sieger grüßt.

Ja sieg- und trostreich ists erhöret und gewähret,
befand es sich alsbald und immerdar und lehret,
daß lang in Eitelkeit zu leben ganz umsunst,
denn unserm Lebenslauf ein kurzes Ziel gestecket,
nur der, der drüber hin sein Lob durch Tat erstrecket,
der ist den Göttern gleich, der hat der Tugend Kunst.

(Vgl. Wunderhorn und Erlach in Volkslieder der Deutschen, 1834 [Bd. II, S. 399].)

Schlacht bei Vilmergen (24. Jan. 1656).

Allegoria Einer onwerthen Buhlschaft, eines wohlbewehrten, und in der Kunst wohlerfahrnen jungen Müllers, gegen eine hochgeborne Jungfrau im Schwitzerland. Jungfrau Urbs Luzern. Adolescens Werthmüller, Dux Tigurinus.

Ein reine Magd ihrn Kranz noch tragt,
und prangt trutz allen Damen;
sie hat das prae am Zürcher See,
und gar einen großen Namen.

Ihr Adel tut von Grafen gut,
von hohem G'schlecht herquellen;
an Geld und Hab geht ihr nichts ab,
kann sich gar höflich stellen.

Ein Müller kam, buhlt um die Dam,
als d' Fastnacht angegangen;
erweist ihr Ehr, und was noch mehr,
hat sie gar umgefangen.

Die Jungfrau lacht, und nur veracht't
des jungen Müllers Bitten;
sie spricht ihm ab: „Kein Lust ich hab" —
sagt sie zu seinen Sitten.

Er bild't ihm ein, es müßt nur sein
darzu in wenig Tagen;
setzt wieder an, so stark er kann;
wiedrum wird's ihm abg'schlagen.

Der Baum nit gleich auf ersten Streich —
denkt Müller — tut umfällen;
was ihm durch List nit g'raten ist,
soll der G'walt ins Werk stellen.

Auf See und Land durch Schwert und Brand,
mit achtundvierzig Stucken,
fangt an und spielt, den Kranz es gilt,
o Jungfrau, tu dich ducken!

Fünf Wochen lang samt sein Anhang,
tut er sie also grüßen;
daß etlichmal ein große Zahl
ins g'frorne Gras gebissen.

Man warf und schoß Granaten groß,
Rauch an den Feuersballen,
die doch ohn' Schad, mit Wundertat,
auf d' Jungfrau seind gefallen.

Vor Sturm und G'schütz hat sich beschützt
die Jungfrau auserkoren;
an diesem Tanz hat sie den Kranz
und Keuschheit nit verloren.

Es kratzt in Kopf der arme Tropf,
der g'frorne Un-Werthmüller;
weil er Schabab, drum zieht er ab,
heimwärts sein Rad zu trüllen.

Die Fastnacht wend't sich schon zu End;
Müller, willst Hochzeit machen,
so geh und schau sonst um ein Frau,
die tut dich nur auslachen!

Nichts von ihr hast als Tannenast,
dein Roß darmit zu schlagen;
auf deinen Hut sich schicken tut
der Mai, drum tu ihn tragen.

Hängs Fürfell an, bleibst doch der Mann,
in deiner Mühl kannst bleiben!
kein Jungfrau mehr zur Eh begehr,
daheim kannst Zeit vertreiben.

(Ditfurth, Histor. Volksl. 1648—1756. Heilbronn 1877. S. 18.)

Schlacht bei Trier (1675).

(Ehn Platdütsch Leed.)

Originaltext:

Düc Krequi, hör, wat wultu dohn?
wultu verwarf'n dat grote Lohn,
en got Frantzose bliefen?
So mostu hen na Trier gahn,
de Dütschen dar weg driefen.

De Frantzmann sprak ehn trotzig Wort,
dc Dütschen wil ick jagen fort,
Canalj, ick wil dick faten!
Ach, seiestu biem Grütte-Pott,
et möchte dick wol baten!

De Dütschen sähn: Bist du so dull,
un kumst, wie schlaet de Huet die vull,
du schast den Hänger kriegen!
Du segst von K'noljen? töff du man,
dien Muhl schall bolle schwiegen!

Kum an, wie gath flucks up dick loß,
un wenn du wöhrst de schwarte Drohß,
mie wilt deck so to kielen,
dat Blod die duller lopen schal
aß steken dick de Ilen!

De Frantzmann wul dar nich heruth,
bet he möst spelen üm de Bruth,
umt Brot, dat kam to Water;
de Dütschen wulln öt nehmen weg,
do brumd he aß en Kater.

Der Spiet un Schimp wör all to groth
üßk Lüen van so hogem Bloth,
ded he full Ivers spreken.
Vör Hochmöth un vör grotem Torn
wol öhm dat Harte breken.

Düc Krequi sprak: Mick wungert man,
dat se wilt vör Soldaten stahn
un up üßk Kehrels luhren;
man hört an ören Wörden wol,
et sind haagputjen Buren.

Drup gingen se im Grull to hoop,
de ehn sä: stah! de anner: loop!
De Kerels sick to schlögen,
veel duller asse wenn se sick
haartaget in den Krögen.

De Dütschen stännen aß en Pahl
un schlögen wohl twe- un dremahl
in ene Stäh den Hanen,
de sick dat nich vermoen währn,
begun darbie to schwanen.

Übersetzung:

Düc Crequi, hör, was willst du tun?
willst du verwerfn den großen Lohn,
ein gut Franzose bleiben,
so mußt du hin nach Trier gehn,
die Deutschen da wegtreiben.

Der Franzmann sprach ein trotzig Wort:
„Die Deutschen will ich jagen fort,
Canalj, ich will dich fassen!
Ach, säßest du beim Grützetopf,
es möchte dir wohl nützen!"

Die Deutschen sagten: „Bist du so toll
und kommst, wir schlagen die Haut dir voll,
du sollst den Henker kriegen!
Du sagst von K'naljen? wart du nur,
dein Maul soll balde schweigen!

Komm an, wir gehn flugs auf dich los,
und wenn du wärst der schwarze Teufel,
wir wolln dich so zerkeilen,
daß Blut dir toller laufen soll,
als stächen dich die Egel!"

Der Franzmann wollt da nicht heraus,
bis er mußt spielen um die Braut,
ums Brot, das kam zu Wasser;
die Deutschen wollten es nehmen weg,
da brummt er wie ein Kater.

„Der Spott und Schimpf wär allzu groß
uns Leuten von so hohem Blut!" —
Tat er voll Eifers sprechen;
vor Hochmut und vor großem Zorn,
wollt ihm das Herze brechen.

Düc Crequi sprach: „Mich wundert nur,
daß sie wolln vor Soldaten stehn
und auf uns Kerle lauern;
man hört an ihren Worten wohl,
es sind hagenbüchene (grobe) Bauern."

Drauf gingen sie im Groll zuhauf,
der ein sagt: steh! der andre: lauf!
Die Kerle sich da schlugen,
viel toller, ja als wenn sie sich
Haarraufen in den Krügen (Wirtshäusern).

Die Deutschen stunden wie ein Pfahl
und schlugen wohl zwei- und dreimal
in einem fort den Hahnen,
die sich das nicht vermutend warn,
begannen dabei zu schwanen.

En ider kehrd' üm sinem Zöhr
und wul van Harten gern gahn döhr,
man öhm sat in den Hacken
de Dütsch, un blauer Bohnen vehl
gaff he öhm in den Nacken.

Se lagen darhen hupenwieß,
öhr Goht de Dütschen mack den Prieß,
un nöhmen vehl gefangen;
wiel sie so rohfft un brennet hefft,
schöln se van rechte hangen.

Dem lewen Gott sie hiervör Loff,
he make de vördan to Stoff,
de Ohrsaek heffet gewen
in düssem Krieg, in welkem ist
manch Moderkind geblewen.

Ein jeder kehrt um seine Schneid
und wollt von Herzen gern gehn durch,
nur ihm saß in den Hacken
der Deutsch, und blauer Bohnen viel
gab er ihm in den Nacken.

Sie lagen dahin haufenweis,
ihr Gut die Deutschen machten Preis.
und nahmen viel gefangen;
weil sie so geraubt und gebrannt,
solln sie mit Rechte hangen.

Dem lieben Gott sei hierfür Lob,
er mache die fortan zu Staub,
die Ursach haben geben
zu diesem Krieg, in welchem ist
manch Mutterkind geblieben.

(Ditfurth, Hist. Volksl. 1648—1756, S. 43.)

Schlacht bei Fehrbellin (18. Juni 1675).

He lustig, es krachen Kartaunen,
des Martis sein Mahlzeit beginnt!
Wir wollen nicht länger mehr saumen,
marschieren herzu geschwind.
Soldaten sind herzhaft zum Streite,
sind allezeit lustig im Feld;
da gibt es rechtschaffene Beute,
wenn man den Sieg erhält.

Hör, Schwede, laß dir was sagen:
wir wollen bei Fehrbellin
dir jetzo an deinen Kragen,
sollst du ganz blutig entfliehn.
Dein Sengen, Brennen und Morden,
dein Rauben, Plündern im Land,
als wie die Türkenhorden,
das machet dir ewige Schand.

Frisch auf, ihr Kameraden!
Unser Kurfürst der reitet vorauf,
er muntert uns tapfre Soldaten
zu einem Siegeslauf.
Ihr Räuber, ihr tätet wohl hoffen,
ihr schösset ihn tot mit dem Blei:
ist aber falsch abgeloffen,
er reitet dort offen und frei.

Itzt lausen wir euch die Köpfe
mit Kolben, wie's Narren gebührt,
zerschmeißen euch Mäuler und Kröpfe,
daß euch vergolten wird.
Ihr müsset ja rennen und laufen
im Dreck durch dick und durch dünn,
dörft nicht einmal verschnaufen
von hier bis nach Demin.

Itzt haben wir wieder gewonnen,
was eure Räubershand,
mit Stehlen und Plündern genommen
allhier im Brandenburger Land.
Der Kurfürst von Brandenburg soll leben!
Er ist ein tapferer Held,
tut seine Feinde erlegen,
steht allezeit wohl im Feld. —

(Ditfurth, Hist. Volksl. 1648—1756, S. 46.)

Entsatz von Wien (1683).

Freu dich, du edles Wien,
daß du nun wieder worden frei!
Wie ist dir doch zu Sinn,
daß du der Türken Tirannei
befreiet, gleichsam lebst aufs neu?
All Furcht ist nun dahin.

Dein tapfrer Kommandant,
Graf Starhemberg, der deutsche Held,
tät ernsten Widerstand:
vieltausend Türken hat gefällt
und sie den Toten zugesellt,
o Wien, der Türken Schand!

Vierzigtausend und mehr
vor Wien bereits geblieben sein
durch tapfre Gegenwehr;
also daß auch der Grandwesir
wütig und rasend worden schier
mit seinem Türkenheer.

Er hat den Untergang
geschworen Wien mit Grimm und Wut,
dir ward dennoch nicht bang;
traust Gott und der gerechten Sach,
der wendet auch dein Ungemach
und deiner Feinde Zwang.

Er stellt gut Ordinanz,
Graf Starhemberg mit Witz und Mut
gab acht auf seine Schanz;
was bei der Nacht der Feind tendiert,
am Tag er wieder ruiniert,
daß blieb kein Splitter ganz.

Manch Stürmen ward verbracht,
sie fanden allzeit Gegenwehr,
bei Tag und auch bei Nacht
Graf Starhemberg sie tapfer drüllt,
die Gräben lagen angefüllt,
der Türkenhund man lacht.

Sehr man mit Stücken schoß,
es regnet gleichsam Feuer ein,
man gab sich doch nicht bloß;
Granaten, Bomben groß und klein,
viel Feuerballen insgemein,
man achtet es nicht groß.

Graf Starhemberg mit Mut
ließ heben Stein und Pflaster auf,
zu stören solche Wut;
man deckt Böden und Dächer ab,
daß es so leicht nicht Unglück gab,
die Gegenwehr war gut.

Als dies nicht helfen wollt,
der Großwesir entbot hinein:
man sich ergeben sollt,
sonst wollt er weder groß noch klein
verschonen. Nein, es kann nicht sein,
ihr Hunde fort euch trollt!

Graf Starhemberg sprach frei,
daß er ihm nichts geständig sei
als Pulver, Eisen und Blei;
ließ heben viel Gegitter aus,
zerhauen, schoß damit hinaus,
das macht den Türken Graus.

Sie gruben als die Mäus
und fingen zu minieren an;
Starhemberg spart keinen Fleiß,
mit Gegenminen sie auffucht
und viel zerstöret ohne Frucht;
ihm ist und bleibt der Preis.

Inzwischen der Entsatz
ward auf das fleißigst konsultiert,
wie endlich dieser Platz
möcht zeitlich werden sekundiert,
der Angriff wurde resolviert,
es gab ein scharfe Hatz.

Hört an die Tapferkeit!
Der Polenkönig in Person
zum Angriff war bereit,
Herzog von Lothringen, desgleich
viel brave Helden aus dem Reich,
es war nun Fechtens Zeit.

Der tapfre Sachsenfürst,
Kurbayern, Markgraf von Bayreuth
an Feind gingen gerüst,
die Sachsen, Bayern insgemein,
als eine Mauer gestanden sein,
nach Türkenblut gedürst.

Es macht durch Schreiben kund
Herzog von Lothringen in Eil
Graf Starhemberg mit Grund,
daß der Entsatz nun nahe sei
und man sich einst der Not befrei
zu der erwünschten Stund.

Den Wald rekognosziert
Graf Dünewald, der tapfre Held,
kein Feind ward da verspürt.
Die christlich Armee insgemein
bei hunderttausend stark tät sein,
die ward an Feind geführt.

Der Feind ward aufgesucht;
er hat zum Schlagen wenig Lust
und gab gar bald die Flucht;
ließ Läger, Zelt, Geschütz im Stich,
sucht nur zu retirieren sich;
es gab erwünschte Frucht.

Kartaunen groß und klein,
Haubitzen auch dergleichen hier
dreißig gezählet sein;
samt achtundzwanzig Pöllern mehr,
viel Feuerbomben hin und her,
man setzte tapfer drein.

Baracken und Gezelt
fünfzigtausend gezählet sein,
samt allem Gut und Geld,
viel Proviant, Munition,
an Gold viereinhalb Million
verlor der Türk im Feld.

Fürst Waldeck, Dünewald,
der General Herr von der Ley
machten sehr gut Anstalt;
gaben dem Feind nach Kriegsgebrauch
zu kühlen Feuer, Dampf und Rauch,
man setzt drauf mit Gewalt.

Also und dergestalt
ist Gottlob die Stadt Wien befreit
von der Türken Gewalt.
Das Christenheer setzt tapfer nach,
zu üben an den Feinden Rach —
o Herr, dein Volk erhalt!

O Wien, du Freudenstadt!
Dein Starhemberg allzeit früh und spat
für dich gesorget hat,
daß nicht der Römeradler Nest
zerstöret ward durch Räubergäst:
O tapfere Heldentat!

(Erk-Böhme II, S. 128, und Ditfurth a. a. O., S 103.)

Schlacht bei Peterwardein (5. August 1716).

Erste Glorreiche Victori, welche der Unüberwindlichste Römische Keyser Karl der Sechste, Unter Heldenmüthiger Anführung deß unvergleichlichen Kayß. Herrn General-Lieutenant Printzen Eugeny von Savoyen etc. Wider den in 200000 Mann bestandenen Türckischen Erb-Feind etc. Siegreichist erhalten etc.

Wer soll schweigen, was ich weiß?
Sä Kuraschi, etwas Neus!
Ein Kavalier
ist kommen schier
namentlich Graf Kevenhüller,
dieser war der Freuderfüller,
aus Hungarn er avisiert,
daß der Teutsch viktorisiert.

Zweimalhunderttausend Mann
hat der Türk gebracht zusamm,
nach seinem Brauch;
zwei Brucken auch
übern Saufluß tät er schlagen,
keiner sollte da verzagen,
hundertzweiundsiebenzig
brachte er Kanon mit sich.

Prinz Eugenius wußte bald,
wie der Feind mit seiner Gewal
gelägert sei,
verschanzt darbei,
auch mit Stucken wohlversehen,
tät in guten Posto stehen,
dacht demnach aufs allerbest,
ihn zu jagen aus dem Nest.

Dieser Prinz im freien Feld
alsobalden Kriegsrat hält,
wie dieser Sach
zu kommen nach;
dann ließ er das Volk marschieren,
auf die Türken avancieren.
Als der Feinde dies ersach,
schröcklich Feuer er auch gab.

So doch nichts effektuiert,
vielmehr ist man avanciert,
mit Stucken auch
geschossen drauf,
bis man endlich nach acht Stunden
gar den Feind hat überwunden.
Da liegt nun der türkisch Hund,
in sein eignen Blut verwundt.

Doch, daß ich recht zeige an
den Anfang der Aktion,
so merkt mich all
mit Jubelschall:
Als des Kaisers Volk marschierte,
bei Carlowitz's Lager führte,
ruckten vierzigtausend Mann
türkische Soldaten an.

Ritten an mit vollem Saus:
Halloi! schrien's all mit Graus.
Der türkisch Feind
es übel meint.
General Palfy war beflissen,
ließ brav in die Türken schießen;
dieses war ihnen ein Spott,
schossen ihm zwei Pferde tot.

Prinz Eugeni observiert,
daß der Türk sei anmarschiert
zu Peterwardein,
folgt er gleich drein,
tät zur Schlacht die Anstalt machen,
und den Feind zu schlagen trachten;
dies den Teutschen war ein Freud,
daß es einmal ging zum Streit.

Jeder voll Kuraschi war;
der Türk mußte lassen Haar,
das war ein Freud
zu jeder Zeit
Die Soldaten ganz erbittert,
schießen, hauen, daß alles zittert,
ob der Feind schon desperat
sich anfangs gewehret hat.

Der Türken auf diesen Plan
blieben dreißigtausend Mann.
Bei den so wird
sehr hart blessiert,
was nicht in die Flucht gerennet,
wurde in die Saw gesprenget;
Türkenköpf in g'schwinder Eil
flugen um als wie ein Pfeil.

Türken waren so erschröckt,
wurfen ihre Säbel weck,
verlangen hier
zwar Quartier,
es war aber all's vergeben;
der Teutsche schwingt seinen Degen,
also durch des Kaisers Schwert
fallet mancher Türk zur Erd.

Nach so blutiger Aktion
in der Teutsche Hände kam
Stuck und Gezelt,
behaupt das Feld,
reiche Beut noch ebnermaßen
hat der Türk im Stich gelassen,
des Großwesir Zelt gar schön
mußte bleiben auch da stehn.

Dessen Töchterlein sehr zart
in dem Zelt gefangen ward,
im achten Jahr
das Mägdlein war,
die Kriegskasse auch imgleichen
konnt den Teutschen nicht entweichen;
in sechs Millionen bestund,
das war ja ein guter Fund.

Hundertsechsundfunfzig Fahn'
man auch da zur Beut bekam;
den Türkenhund
dies sehr verwund't.
Hundertzweiundsiebenzig Stucke
der Feind gleichfalls auf uns ruckte,
welche alle worden sein
uns zur Beute ganz allein.

Darunter zwei Haubitzen,
einundzwanzig Mörser schön,
Kartaunen auch
nach Kriegsgebrauch.
Fünf Roßschweif und drei Paar Pauken
kriegt der Teutsch mit Freud und Jauchzen,
samt viel tausend Zentner Blei,
Büffel, Kamel auch darbei.

Maria Fest seynd sehr beglückt,
Maria allzeit Siege schickt
den Kaiser dar,
weiß jeder klar,
weil er Ihr Lob stets vermehret
und wie Jesu sie verehret,
deswegen des Kaisers Schwert
macht zuschand der Feinde Herd.

Noch nicht zwanzig Jahr vorbei,
daß der Türk mit Österreich frei
hat Krieg gehabt
mit großen Schad,
da der Teutschen Heldenfauste
brav den türkschen Schopf zerzauste,
daß er tät verwundet wüten,
endlich gar um Friede bitten.

Eja! so stimmet allzusamm
Te Deum laudamus an,
hebt eure Händ
zu Gott behend,
um Hilf tut ihn ferner bitten,
daß er uns stets woll behüten
vor der Türken großen Schar,
Amen, ja das werde wahr! —

(Ditfurth, Hist. Volksl. 1648—1756, S. 268.)

Prinz Eugen vor Belgrad (1717).

Prinz Eugen, der edle Ritter,
wollt dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
daß man kunnt hinüberrucken
mit d'r Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war geschlagen,
daß man kunnt mit Stuck und Wagen
frei passiern den Donaufluß:
bei Semlin schlug man das Lager,
alle Türken zu verjagen,
ihnen zum Spott und zum Verdruß.

Am einundzwanzigsten August soeben
kam ein Spion bei Sturm und Regen,
schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
daß die Türken futragieren,
so viel als man kunnt verspüren,
an die dreimalhunderttausend Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen,
ließ er gleich zusammenkommen
seine General und Feldmarschall;
er tät sie recht instrugieren,
wie man sollt die Truppen führen
und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole tät er befehlen,
daß man sollt die zwölfe zählen
bei der Uhr um Mitternacht;
da sollt alls zu Pferd auffitzen,
mit dem Feinde zu scharmützen,
was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles saß auch gleich zu Pferde,
jeder griff nach seinem Schwerte,
ganz still ruckt man aus der Schanz;
die Musk'tier wie auch die Reiter
täten alle tapfer streiten;
's war fürwahr ein schöner Tanz!

„Ihr Konstabler auf der Schanzen,
spielet auf zu diesem Tanzen
mit Kartaunen groß und klein,
mit den großen, mit den kleinen
auf die Türken, auf die Heiden,
daß sie laufen all davon!"

Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
tät als wie ein Löwe fechten
als General und Feldmarschall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
„Halt't euch brav, ihr deutschen Brüder,
greift den Feind nur herzhaft an!"

Prinz Ludewig, der mußt aufgeben
seinen Geist und junges Leben,
ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugen war sehr betrübet,
weil er ihn so sehr geliebet;
ließ ihn bring'n nach Peterwardein.

Erk-Böhme II, S. 134. „Der Sage nach wurde dieses Volkslied von einem brandenburgischen Krieger gedichtet, der unter dem Fürsten von Dessau, im Heere Eugens dienend, bei Hochstädt und Turin mitfocht."

*

Prinz Eugen, der edle Ritter,
wollt dem Kaiser liefern wieder
Stadt und Festung Belgarad;
er ließ schlagen eine Brücken,
bei Temeswar, daß man konnt rücken
mit der Armee vor die Stadt.

Als die Brücken war'n geschlagen,
daß man konnt mit Stück und Wagen
passiern übern Donaufluß:
bei Semlin schlug man das Lager,
alle Türken zu verjagen,
ihnen zum Spott und Verdruß.

Prinz Eugen der ließ befehlen,
daß man sollte zwölfe zählen
an der Uhr um Mitternacht,
dann sollt alls zu Pferde sitzen,
auf die Feinde tapfer hitzen,
was zum Streit hat eine Macht.

Prinz Eugen tat kommandieren,
selbst die Felder einrangieren,
und Kanonen stellen an.
Prinz Ludwig ritt auf und nieder:
Halt euch wohl, ihr deutschen Brüder,
greift den Feind nur herzhaft an!

Prinz Ludwig der mußt hergeben
sehr geschwind sein junges Leben,
ward getroffen an ein Bein;
Prinz Eugen war sehr betrübet,
weil er ihn so sehr geliebet,
ließ ihn führn nach Peterwardein.

Die Konstabler auf der Schanze
spielten auf zu diesem Tanze
aus dem Rohr mit grobem Ton,
schießen über ihre Freunde,
auf die Türken, ihre Feinde,
bis sie fliehen all davon.

(Andre Fassung; vgl. Ditfurth, Hist. Volksl. 1648—1756, S. 279.)

Das Marlborough-Lied (1709).

Marlbruck zog aus zum Kriege,
Mirong tong tong tong, mirongtaine!
Marlbruck zog aus zum Kriege,
weiß nicht kömmt er zurück.

Er kömmt auf Ostern wieder, Mirong usw.
längst Trinitatis doch.

Und Ostern war vergangen,
Marlbruck kam nicht zurück.

Auf ihren Turm Madame,
so hoch sie konnte, stieg.

Sah ihren Pagen kommen,
wie traurig kam er her!

„Ach lieber, lieber Page,
was bringst du Neues mir?"

Dein schönes Aug wird weinen,
hörst du die Trauerpost.

Leg ab die ros'gen Kleider
und deinen Blumenschmuck.

Dein Marlbruck ist gestorben,
tot und begraben schon.

Ich sah'n zu Grabe tragen,
vier Offizier trugen ihn.

Der eine trug den Harnisch,
der andre seinen Schild.

Sein großes Schwert ein dritter,
der vierte der trug nichts.

Um seines Grabes Hügel
ist Rosmarin gepflanzt.

Auf seinem höchsten Stengel
schlug eine Nachtigall.

Nach der vollbrachten Feier
ging jedermann zu Bett.

Die Männer mit den Weibchen,
die andern all allein.

Die vielen die ich kenne,
die waren all dabei.

Die Blonden und die Schwarzen,
die Braunen auch dazu.

So endigt sich das Märchen,
Mirong tong tong tong, mirongtaine!
So endigt sich das Märchen,
so endigt sich Marlbruck.

(Erk-Böhme II, S. 136.)

Alle Texte sind ziemlich getreue Übersetzungen des französischen Urtextes; vgl. S. 157. Der Text, bei Soltau S. 351 abgedruckt, beginnt:

„Marlborough s'en va-t-en guerre,
mirontontonton mirontaine!
Marlborough s'en va-t-en guerre,
ne sait quand reviendra." (21 Str.)

Niederdeutsche Parodie im Kölner Dialekt:

Malbröck ging unger et Freikor,
Mirumtumtum metum tere.
Malbröck ging unger et Freikor,
we lang blif hä wal üs? usw.

„Dieses berühmte Lied auf den englischen Feldherrn Herzog von Marlborough wurde im Jahre 1709 nach der Schlacht bei Malplaquet gedichtet, nicht aber (wie manche behaupten) nach dem im Jahre 1722 erfolgten Tode des Herzogs. In jener Schlacht hatte sich das Gerücht verbreitet, der Herzog sei im Handgemenge umgekommen, und es scheint, daß irgendein munterer französischer Sänger sogleich dieses Trauerlied auf seinen Feind dichtete, der noch am Leben war. Nach dem wirklichen Tode des Helden von Malplaquet verscholl das Lied, erhielt sich aber durch Überlieferung in einigen Provinzen, wohin es wahrscheinlich durch die Krieger von Villars und durch Bouffleurs gebracht worden war. Und plötzlich erklang es wieder im Jahr 1781 von einem Ende des französischen Reichs zum andern. Es ist bekannt, daß es das Lieblingslied Napoleons I. war."

Galgengesang,

so Joseph Süß Oppenheimer in seinem eisernen Vogel-Hauß noch vor seinem Ende von sich hören lassen. Übersendet von einem jüdischen Rabbi. Stuttgart 1738.

Das Sprichwort ist gewiß,
so man zu sagen pflegt,
und das man an dem Süß
erfahren wahr und recht:
Die Äpfel fielen selten von ihrem Stamm weit hin;
wie nun der Vater sei, so auch des Sohnes Sinn.

Am Süßen kann man's sehen.
Sein Vater war ein Jud;
wann man's will recht gestehen,
aus einer Schelmenbrut.
Was Wunder, wann der Sohn auch g'lernt die Diebesgriff,
Betrug und Schinderei in Zeiten bald begriff?

Davon kann Stuttgart zeugen,
ja wohl ganz Württemberg,
und sollten diese schweigen,
so würd'n in eine Lerch
die Steine sich verwandeln und schreien: Dieb, Dieb, Dieb!
denn Stehlen, Huren, Bube, war dir alleine lieb!

Das lerntest du vom Vater,
doch hör, was ich noch sag —
halt's nicht für ein Geschnader,
was ich dir jetzt vortrag:
Dein Memmi, es ist wahr, war eine Kurtisanin,
ein Offizier in Heidelberg legt sie ins Bette hin.

Was soll ich jetzt viel sagen,
wann auch ihr Söhnlein hat
zu Weibern Lieb getragen
und manche schändlich Tat
begangen und verübt mit Ledig, Jung und Alt,
wann letztere nur war'n nicht gänzlichen erkalt.

Doch wie mag's jetzo stehen?
Mich dünkt, ich höre dich,
ja kann dich auch fast sehen,
wie du so jämmerlich
dich krümmest und bewegst in deinem Vogelhaus
und schreiest: Auweh jou! jetzt ist mein Leben aus!

Auweh! seht hier die Gojim,
wie sie mich lachen aus!
Sie wollen, daß ich anstimm
ein Lied in meinem Haus.
Lo tof, was soll ich singen in meiner großen Trau'r?
Der Galgen ist meine Wohnung, mein Haus ein Vogelbau'r.

So recht, so muß den Dieben
und allen Schelmen gehn!
So welche Huren lieben
und ihre Freude sehn,
wann Städt und ganze Länder in Grund verderbet sind,
wann Untertanen liegen und andre werden blind.

So hang dann in die Wette,
du erzverruchter Dieb!
allhier an dieser Stätte,
daß dir krach deine Nipp!
Euch aber, Judasbrüder, laßt's euch ein Warnung sein:
betrügt und stehlet nicht, so meid't ihr diese Pein!

Ihr Juden seht den Galgen!
Wer hanget wohl daran?
Kennt ihr den Fuchs am Balgen?
Meint, saget es doch an!
Ist's nicht der Oppenheimer, der große Finanzrat,
der so viel Schindereien begangen, trieben hat?

Jetzt hört ihr aber klagen
auf seiner Galgenbahn.
Auweh! was soll ich sagen?
Der Tod, bei meiner Scham,
ist mir jetzt ganz gewiß! Nun kommt der Henker schon,
das Gnicke mir zu brechen, zu meinem Diebeslohn.

Nun gute Nacht, ich sterbe!
Auweh, nun ist es aus!
Ob ich den Himmel erbe
und komm in Abrams Haus?
Das muß ich jetzt erwarten, was Adonai tut —
warum war ich im Leben nicht wohl auf meiner Hut.

Auweh, jetzt geht's ans Brechen!
ach, Henker tue sacht!
Doch ich darf nichts mehr sprechen,
ein Lärmen wird gemacht;
die Trommel tut man rühren, ich darf nicht reden mehr —
ihr Brüder, gute Nacht! betrüget nicht so sehr!

Eloha mir beistehe
in dieser letzten Not,
daß ich nicht untergehe
und gänzlich werd zu Spott.
Ich leide hier mein Recht, doch dies mein letztes Wort:
Der Gott von Israel, der ist ein ein'ger Gott! —

(Ditfurth, Hist. Volksl. 1648—1756, S. 294.)

Hahnengeschrei (1742).

Parbleu, wie ändert sich die Zeit!
Wer hätte das gemeinet?
Es regnet, hagelt, friert und schneit,
statt daß mein Glücksstern scheinet.
He foudre, quel malheur ici!
Kikiriki!

O hätte ich mein Lebtag doch
kein fremdes Huhn bestiegen,
so könnt ich wenigstens doch noch
den Weg nach Hause fliegen!
O misérable que je suis!
Kikiriki!

Der Nachbar Görg schleicht um mich her,
mit ziemlich hohen Beinen;
er trägt die beiden Taschen schwer
von aufgelesnen Steinen
und murmelt stets von Garantie —
Kikiriki!

Der Nachbar Fritz, den ich beschütz,
läßt mich in größten Nöten;
ich glaub, er denkt, daß es ihm nützt,
wenn man mich würde töten.
Le diable emporte sa fourberie!
Kikiriki!

Und endlich kommt des Stephans Frau
mit einem dicken Prügel;
sie wirft und trifft mich sehr genau
und lähmt mir meine Flügel.
Enfin je pleur, enfin je crie —
Kikiriki!

Ein Blitzmann stehet vorn am Haus,
der weiß mich zu ertappen;
er zieht sein langes Messer aus
und fängt mich an zu klappen.
Peste soit de cette chirurgie, —
Kikiriki!

Ein Stück vom Kamm ist nunmehr ab,
und dieses wächst nicht wieder;
der Schwanz, so mir mein Ansehn gab,
senkt sich schon wirklich nieder.
A'Dieu couillons, mes chèrs amis!
Kikiriki!

Die teutschen Hühner stehn bereit
und geckseln mir zum Hohne;
die Welschen gleichsam voller Freud:
Chazzo che bel capone!
Et moi je fais mon dernier crie:
Kikiriki!

(Ditfurth, ebenda, S. 317.)

❊

Die Prager Schlacht (6. Mai 1757).

Als die Preußen marschierten vor Prag
gleich nach der Lowositzer Schlacht,
auf dem weißen Berg das Lager ward geschlagen,
dahin man konnt mit Roß und Wagen.
Kanonen wurden aufgeführt,
Schwerin der hat uns kommandiert.

Ein'n Trompeter schickten sie hinein:
Ob sie Prag wollten geben ein?
oder ob sie's wollten lassen beschießen?
„Ihr Bürger, laßt's euch nicht verdrießen!
Wir wollen's gewinn wohl mit dem Schwert,
es ist ja viel Millionen wert."

Der Trompeter hat die Order gebracht,
er hat's dem König selber gesagt:
„Großer König Friedrich auf Erden,
dein Ruhm wird dir erfüllet werden!
Sie wollen das Prag nicht anders geben ein,
es soll und muß beschossen sein!"

Darauf rückte Prinz Heinrich heran,
wohl mit vierzigtausend Mann;
als das Schwerin nun hat vernommen,
daß der Sekkurs war angekommen,
da schossen sie fein brav darein,
Bataillje muß gewonnen sein!

Die Bürger schrien: „Daß Gott erbarm!
Wie macht uns doch der Fritz so warm!
Wir wollen ihm das Prag gern eingeben,
verschon er uns doch nur das Leben!"
Der Kommandant der ging darauf nicht ein:
Es soll und muß geschossen sein!

Darauf ward ein Ausfall gemacht,
Schwerin führt an die Schlacht.
Potz Donner, Hagel, Feuer und Flammen,
so schossen sie die Festung zusammen!
Bei einer so großen Angst und Not
Schwerin der ward geschossen tot.

Da fing der König wohl an:
„Ach, ach, was hat der Feind getan!

Mein halbe Armee wollt ich drum geben,
wenn mein Schwerin noch wär am Leben,
war mir ein tapfrer Kriegesheld,
stund allezeit bereit im Feld."

Ei wer hat denn das Liedlein erdacht?
Drei Husaren wohl auf der Wacht;
bei Lowositz sind sie gewesen,
in Zeitungen haben sie's gelesen.
Triumph, Triumph, Viktoria!
Es lebe der große Friedrich allda!

(Erk-Böhme II, S. 139.)

Belagerung von Prag.

Prag! du Stadt von vieren Städten!
in was Jammer, in was Nöten
bist du abermal gesteckt?
Nie vorhin ein Feindesheere
hat so heftig, hat so sehre
wie anjetzo dich geschröckt.

Eingeschlossen, umgerungen,
gleichsam ganz und gar verschlungen
hatte dich der Feind, der Preuß;
wieviel Kugeln, wieviel Bomben
sein von ihm dir zugekommen?
ach, wie machte er dir heiß!

Wieviel Häuser, wieviel Gassen
haben sich da sehen lassen
nachts, als tags, im vollen Brand!
Kirchen, Klöster hat berühret,
hart verletzet, ruiniret
eines stolzen Feindes Hand.

O was Kummer, o was Jammer,
keine Stube, keine Kammer
ware sicher vor dem Schuß!
Dücke G'wölber, starke Mauren,
die ein Bombe wohl ausdauren,
hieß es: man jetzt suchen muß.

Viel durch Kugeln, viel durch Bomben
plötzlich seind ums Leben kommen,
viele wurden schwer verwund't;
der des Arms und der der Füßen
hat beraubt sich sehen müssen,
sicher war kein Ort und Stund.

Es war schmerzlich anzuschauen:
zarte Kinder, zarte Frauen
fielen in die Ohnmacht hin;
so auch manchem tapfern Herzen
war nun keine Lust zum Scherzen,
abgeändert war der Sinn.

Und daß ich die Worte spare,
ähnlich dem Karfreitag ware
dazumal die ganze Zeit;
Glocken, Uhren mußten schweigen,
ohne Schlag die Stund anzeigen,
zeigen tiefe Traurigkeit.

Traktamenten und Banketten,
musikalische Sonetten,
Spiele, Tänz und Komödien,
all dergleichen Lustbarkeiten
hätte man bei diesen Zeiten
für ein Laster angesehn.

Statt der delikaten Bissen
mußte mancher nun genüssen
ungeschmalzne Fastenspeis.
Ei, bei so bestellten Tagen
muß man nicht den Magen fragen,
er wohl auch zu fasten weiß.

O mit was für Schußgebetern,
mit wie vielen Andachtsblättern
wurd der Himmel bombardiert! . . .

Gott hat dein Gebet erhöret
und des Feindes Macht zerstöret
auf ein wunderbare Weis;
als die Sonn in Krebs gegangen,
hat den Krebsgang angefangen
auch der stolze Feind, der Preuß. —

„Dann stand inzwischen mit 60000 Mann auf den Höhen von Kollin in sehr fester Stellung, erhielt aber von Wien aus Befehl, Prag zu entsetzen. Dies zu verhindern, kam ihm Friedrich zuvor und griff ihn mit nur 32000 Mann an. Durch mangelhafte Befolgung seiner Dispositionen ging diese Stadt bei Kollin für den König verloren. Er mußte die Belagerung Prags aufheben und sich nach Sachsen zurückziehn."

(Ditfurth, Hist. Volksl. 1756—1763. Berlin 1871/72. S. 25.)

Schlacht bei Roßbach (5. November 1757).

Aus „Geschichte des Krieges zwischen dem König in Preußen, Friedrich dem Größten und Marien Theresien, Kaiserinkönigin von Ungarn und Böhmen, welcher sich im Jahre 1756 angefangen, darinnen die merkwürdigsten Begebenheiten wahrhaftig erzehlet werden von einem Patrioten. Hamburg 1758."

Wie man vernommen
so siegt der Friederich bei Rosbach ganz vollkommen,
Reichs-Frankreichs Kriegesvolk hat er da ganz zerstreut,
sehr groß und herrlich war der Preusen ihre Beut;
ein etlich tausend Mann sind von dem stolzen Feind,
wie selbst der Feind vermeint,
da auf dem Platz geblieben,
den Rest hat Friederich in völlge Flucht getrieben.
Franzosen! flieht! hier gehts, nicht wahr, sehr hizig her?
Ein jeder wünschte wohl: wenn ich in Frankreich wär,
bei dem chambagner Wein! das sind ganz andre Trauben
als die, die uns alhier das Blut und Leben rauben!
Nun wißt ihr, das der Held der König tapfrer Preusen
vermag, ihr seyd geklopft; ach! wolt nach Hause reisen!
ja! tuts, und folget mir! sagt eurem König an,
was ihr erfahren habt, was Preusens Feur getan,
sagt offenherzig raus: es können die Franzosen
geg'n Friedrichen den Grosen
nicht stehn, Sein tödend Feuer reißt ganze Glieder nieder,
kaum, daß sie abgesezet, so schiesen sie schon wieder,
ausweichen denkt man nicht,
wir müssen dieses sagen:
wir sind geschlagen,
und unsere Armee ist fast zu Grund gericht't.
Es wünschet jedermann euch bald nicht mehr zu sehen,
geht, geht! es dürfte euch in Deutschland übel gehen!

Man spricht, es träfe ein:
es dürften Adler, Hahn nicht noch beisammen seyn,
es lief sonst übel ab, der Hahn muß jenem weichen.
Ein jeder kann nun dies mit der Geschicht vergleichen,
Gott segne fernerhin der Preusen ihre Waffen!
laß sie noch ferner siegen!
und niemals unterliegen!
und wolle so dem Reich den Frieden bald verschaffen.
(Hierauf folgt das „Bild" der Schlacht in Versen ohne Reime.)
(Ditfurth, Hist. Volksl. 1756—1763, S. 138.)

Schlacht bei Lissa (Leuthen, 5. Dez. 1757.)

(Ebenda.)

Bei Lissa kams zur Schlacht, man hörte mit Erstaunen
das Brüllen der Karthaunen,
die rissen ganze Glieder
vom Feind darnieder;
dem schlägt ein Feuerball Kopf, Bein und Arme ab,
dort liegt ein Heldens Arm mit dem Kommandostab,
hier liegen Hut und Hand, Spies, Degen, Trommelsplitter,
Kopf, Beine, Finger, Schwert, Knecht, Fusvolk, Fahn und Ritter;
man hört wie der Pandur, im Mantel eingehüllt,
vor Schmerzen schreit, weil ihm Blut aus dem Halse quillt;
hier liegt der tode Feind bei aufgetürmten Haufen,
die Reuterei entflieht, das Fusvolk sieht man laufen.
Man schreit: ergreift die Flucht! das Feuer ist zu gros!
der Preusen Feuer geht beständig fertig los!
der Preusen König siegt! der Feind kann sich nicht halten,
denn seine Kugel trifft, und seine Schwerter spalten;
der grose Friederich, der gröste Königs Held
gewinnt die Schlacht und siegt, behaupt der Wahlstatt Feld.
Man siehet, daß es Gott und Vorsicht haben wollen,
daß Feinds Gewalt und List Ihn nie bezwingen sollen.
(Ditfurth, ebenda, S. 139.)

Friedrichs Ankunft im Olymp.

Als jüngstens Herr Mercurius
im Himmel rapportierte,
daß König Friedrich Maximus
auf Erden noch regierte,
sprach Zeus: „Er hat genug getan,
der Tod hol ihn von seiner Bahn,
und geb ich seine Krone
an seines Bruders Sohne."

Als nun der Tod die Order sah,
erbebte sein Gebeine;
er sprach zu Pluto: „Herr Papa!
ich gehe nicht alleine;
denn geht nicht Vater Zieten mit,
geh ich wahrhaftig keinen Schritt;
denn das will vieles sagen,
wer das allein will wagen!"

Drauf kriegte Zieten gleich Befehl,
die Sache auszuführen,
auch mußte General von Scheel
mit nach der Welt spazieren.

Zeus sprach zu ihnen: „Macht's gescheit;
denn wenn ihr dort nicht glücklich seid,
so könnt ihr nicht drauf bauen,
den Himmel je zu schauen."

Da strich sich Zieten seinen Bart
und sprach mit vollem Lachen:
„Jetzt wird wohl Fritz nach seiner Art
ein Herbstmanöver machen;
wagt er sich nur aus Sanssouci,
so können wir ihn ohne Müh,
anstatt zum Manövrieren,
zum Himmel transportieren."

Drauf machten sich nun beide Herrn,
nach alter preuß'scher Weise
von aller Furcht und Zaudern fern,
geschwinde auf die Reise;
sie reisten nach der Unterwelt,
zu fangen Preußens tapfern Held,
und standen auf der Lauer
hart an des Schlosses Mauer.

So standen unsre Herren da,
dem König aufzupassen,
als eben Madam Podagra
in etwas ihn verlassen;
er ahnte nichts von der Gefahr,
und weil just schönes Wetter war,
so ließ er sich verleiten,
ein wenig auszureiten.

Kaum aber war er vor dem Tor,
so fiel ein dicker Nebel,
und gleich sprang Vater Zieten vor
mit blank gezognem Säbel.
Dem König ward dabei nicht wohl,
er griff nach seinem Terzerol,
das war zu allem Schaden
diesmal gar nicht geladen.

„Verzeihen Ihro Majestät!"
sprach Scheel mit vielem Bücken,
„und alldieweil's nicht anders geht,
müssen Sie sich drein schicken;
im Himmel ist es auch recht gut,
da fließt an keinem Säbel Blut,
da schweigen die Kanonen
und ist vortrefflich wohnen.

Auch können Ihro Majestät
im Himmel manövrieren;
Bellona, die das Ding versteht,
hält viel vom Exerzieren.
Ihr Name ist dort schon bekannt,
denn an des Speisesaales Wand
stehn alle Ihre Siege
vom Siebenjähr'gen Kriege."

Der König sprach: „Ich seh es ein,
ich muß mich drein ergeben;
die Sache kann nicht anders sein,
aus ist's mit meinem Leben.
Auf Erden hält mich nichts zurück;
ich nährte meiner Völker Glück:
die Größe meiner Staaten
bezeuget meine Taten.

Mein Brudersſohn hat nachſtudiert
ſchon manchen frühen Morgen,
wie ich mein Königreich regiert;
drum laß ich ohne Sorgen
mein Zepter nun in ſeiner Hand
und reiſe mit in jenes Land,
wohin mich abzuholen
der Götter Gott befohlen."

Der Tod verlas nun den Befehl
und ſchüttelte die Senſe;
des Pferdes Zügel faßte Scheel,
und Zieten nahm die Trenſe.
Schnell, wie der Blitz nur fahren kann,
ging ihre Reiſe himmelan;
und unter ihnen ferne
blieb Sonne, Mond und Sterne.

Am Himmel ſtand ein Grenadier,
aus Potsdam ein Gefreiter,
der ſprach: „Fürwahr, ich ſehe hier
von ferne einen Reiter;
mir ſcheint, als ob es Friedrich wär. —
Er iſt's. — Raſch, Burſchen, ins Gewehr!
ihr müßt gut präſentieren,
das wird ihm recht charmieren!"

Der König kam. Der Offizier
der Wache ſalutierte,
indes der Tambour nach Manier
das Kalbfell wirbelnd rührte.
Raſch ging es durch die Straßen durch,
bis zu der großen Götterburg, —
da ſaß man juſt beim Mahle
im großen Speiſeſaale.

Der Marſchall, der den Dienſt verſah,
ging hin, ihn anzumelden:
welch froh Gemurmel wurde da
bei Göttern und bei Helden!
Nektar, Ambroſia blieb ſtehn,
um Preußens Friederich zu ſehn;
ihn freudig zu empfangen,
war jedermanns Verlangen.

Doch, ſchwache Muſe, ſchweige ſtill!
zu kühn wird ſonſt dein Singen;
für deine Kräfte iſt's zu viel,
um dahinein zu dringen,
was Zeus für Friederich beſchloß;
denn ſein Verdienſt iſt viel zu groß:
zu viel tat er auf Erden,
um je belohnt zu werden!

(Difurth, Hiſt. Volksl. 1763—1812. Berlin 1872. S. 40.)

*

Franzöſiſche Revolution (1790 u. 1791)[1].

Immer ärger, immer ſchlimmer
wird's ja in Paris jetzt drin!
Alle Ordnung geht in Trümmer,
nur auf Umſturz ſteht ihr Sinn.
Was ſo lang zu Recht beſtanden
und vererbt vom Vater her,
wird gemacht zu Spott und Schanden
und zerſtöret immer mehr.

Jeder Stand iſt aufgehoben,
hoch, gering, arm oder reich,
ſteh es unten oder oben:
alles ſoll nun werden gleich,
Titel, Wappen, Livereien
gelten nichts mehr in der Welt,
denn des wilden Pöbels Schreien
alls vor ſeinesgleichen hält.

König, Prinzen, Generalen,
Grafen, Bürger, Edelmann,
Biſchöf, Richter, Prinzipalen,
Bauer, Knecht und Bettelmann:
alles wird im großen Topfe
nun gekocht zu einem Brei;
mit der Freiheitsmütz am Kopfe
heißet das nun „gleich und frei".

Selbſt das Geld kommt bös in Schaden,
weil es ihnen nicht mehr kleckt;
dafür gibt's Papierſignaten,
wo man Pfeifen mit anſteckt.
Maß, Gewicht, was ſonſt gegolten,
das iſt alles abgeſchafft;
wer's nicht lobt, der wird geſcholten,
leichtlich an den Strang gebracht.

Auch das Land von unt bis oben,
anders eingeteilt muß ſein,
alte Nam ſind aufgehoben,
führen neugetaufte ein.
Doch die ehrlich Chriſtentaufe
und das heilig Gotteswort
werfen ſie ganz übern Haufen,
jagen es zum Teufel fort.

Ach, des wilden Pöbels Wüten
überſchreiet Zucht und Recht,
keine Ordnung will man hüten,
die Geſetze halten ſchlecht.
Bosheit, Tücken und Verraten
walten überall zumeiſt,
und der großen Schreier Taten
treten kecker vor und dreiſt.

Kann daraus was Gutes werden,
kann ſolch Unſinn denn beſtehn?
So was lebt doch nicht auf Erden,
daß man auf dem Kopf kann gehn.
Selbſt das Gute, was ſie haben
auch dabei zuweg gebracht,
wird von ſoviel Schutt begraben,
daß es tiefer ſinkt in Nacht.

Ach, das kann nicht glücklich enden,
und kein Leben draus ſich hebt,
wo ſich mit den eignen Händen
jeder ſelbſt die Grube gräbt!
Ihr Franzoſen, euer Prahlen
mit der Freiheit, Gleichheit groß,
werdet teuer ihr bezahlen,
und wir neiden nicht eur Los!

Schreiet euch nicht müd und heiſer,
daß ihr bringt der Welt das Licht;

[1] Ich möchte dieſes wie auch einige der folgenden Gedichte für die „ſoziale Ballade" in Anſpruch nehmen, deren Ton lyriſcher als der der eigentlichen Ballade iſt.

werdet selbst erst klüger, weiser,
eh euch so der Hafer sticht!
Sorgt für Schulen und für Lehre,
daß die Jugend doch was lernt,
eh ihr wollt die Welt bekehren
und das Alte so entfernt!

Freiheitsbäume aufzupflanzen
mit der Jakobinermütz
und um die halbtot sich tanzen,
ist als Narrenspiel nur nütz.
Könnt ihr sonst nichts Bessers schaffen,
als ihr durch Zertrümmern glaubt,
gleichet ihr den dummen Affen,
der nur hohle Nüsse klaubt.

Mit dem Lärmen und dem Toben
baut kein Zimmermann ein Haus,
und mit eurem Selbstbeloben
spottet euch die Welt nur aus.
Plündern, Rauben, Morden, Stürzen,
wie bei euch des Pöbels Wut,
kann den Frieden nur verkürzen —
Glück schreibt keine Hand mit Blut.

König Ludwig fliehen wollte
mit den Seinen aus Paris,
weil er alles leiden wollte,
was das freche Volk ihm hieß.
Doch sie haben ihn gefangen
und zurückgebracht mit Hohn.
Wer weiß, was sie noch verlangen
und wo enden wird ihr Drohn!

(Ditfurth, Hist. Volksl. 1763—1812, S. 69.)

Rückzug aus der Champagne (1792).

Ach Brüder, wie es uns geht,
erbärmlich um uns steht!
Wie sind wir straplezieret,
wie sind wir ausmarschieret!
Das hält kein Mensch mehr aus;
ach, wären wir zu Haus?

Bis Koblenz an dem Rhein
kann's noch so ziemlich sein;
doch was uns da begegnet,
wie's Tag und Nacht geregnet,
dabei verschimmelt Brot,
das weiß der liebe Gott!

Kein Berg für uns zu hoch,
zu tief kein Morastloch,
wir müssen es passieren;
oft hungrig ausmarschieren
und ziehen spat und früh,
noch ärger wie das Vieh.

Da hieß es: Habt brav Mut!
Frankreich macht alles gut;
da habt ihr euren Willen,
könnt eure Beutel füllen
und baden euch in Wein —
doch beides darf nicht sein.

Frankreich, du edles Land,
nun bist du uns bekannt!
Wir woll'n, da wir dich kennen,
das wahre Elend nennen,
und jeder stimmt mit ein:
das muß die Wahrheit sein!

Bis Longwi und Verdun
ging's noch so ziemlich hin;
da, bei der Kanonade
und nach der Retirade,
da ging für jedermann
das wahre Elend an.

Tabak und Branntewein
konnt's wohl noch teurer sein?
Auch hatten mir arme Leute
Wasser wie die Kreide;
sechs Tage gab's kein Brot;
war dies nicht große Not?

Hier konnte man uns sehen
wie die Zigeuner gehen;
halb barfuß und zerrissen,
den Kühfuß weggeschmissen,
die Wägen auch verbrannt,
so zogen wir durchs Land.

Der Weg war allzumal
voll Toter ohne Zahl;
von Kaiser, Preußen, Hessen
war's keiner nicht vergessen;
hier lag, betrauernswert,
der Knecht und auch sein Pferd.

Nun, so gelangen wir
bei Koblenz ins Quartier,
zum Trost uns zu erquicken;
doch wollt es uns nicht glücken;
hier ging's erst kohlig zu,
man ließ uns keine Ruh.

Auf Ehrenbreitenstein
muß man auf Arbeit sein;
Patronen zu ballieren,
die Rüstung reparieren
und Kugelgießen in der Nacht,
daß ein der Buckel kracht.

Beim Bauer haben wir
kein herrliches Quartier:
kein Holz, kein Salz, kein Feuer,
das Zugemüs ist teuer;
wenn Gott kein Wunder tut,
so gehn wir all kaput!

(Ditfurth, ebenda, S. 84.)

Hinrichtung König Ludwigs XVI. (21. Januar 1793)[1].

Und nun muß der Tag erscheinen,
welcher war dazu bestimmt,
da der König von den Seinen
hier auf Erden Abschied nimmt.
Nun hört man die Trauerglocken!
Ludwig fährt ganz unerschrocken
und mit heiterm Mut und Sinn
ruhig nach dem Richtplatz hin.

[1] Die ersten acht Strophen blieben fort, vgl. Ditfurth a. a. O. Das Gedicht ist in seinem unfreiwillig komischen, fast koupletartig wirkenden trivialen Ton ungemein charakteristisch für die Zeit und ihren Geschmack.

Langsam steigt er aus dem Wagen,
voll Vertraun auf Gottes Huld.
„Franken" — hört man ihn noch sagen —
„seht, ich sterbe ohne Schuld!
In der Stunde, da ich eben
scheiden soll aus diesem Leben,
leg ich euch bei meinem Grab
freudig dies Bekenntnis ab."

Jetzt tritt Ludwig auf die Stufen,
reicht sein Haupt dem Richter dar,
nun ertönt ein Gnadenrufen,
da es doch vergeblich war.
Da flog aus dem Volksgetümmel
Ludwigs Seele in den Himmel,
wo sie frei von Menschenlist
in der Freiheit Gottes ist.

Königsmörder! trauert, weinet,
denn euch trifft ein harter Schlag:
euer Untergang erscheinet
mit des Königs Todestag.
Er verzeiht auf dem Schafotte
euch und eurer ganzen Rotte,
er ist frei von eurem Joch,
eure Richter leben noch!

O, ihr waret gar zu sicher,
habt die Freiheit sehr mißbraucht,
habt aus Blutdurst eure Tücher
in des Königs Blut getaucht!
Zorn und Rache, Schimpf und Schande
zeichnen jetzt die Mörderbande,
welche, trotz der fremden Macht,
ihren König umgebracht.

Grabt ihn nimmer in die Kirche,
höhnet ihn nach seinem Tod:
eure Schandtat ist euch Bürge,
daß euch gleiches Schicksal droht!
Schande ist auf euch gekommen,
nie wird sie von euch genommen,
und ihr seid der ganzen Welt
als Barbaren aufgestellt.

Leset, was im Testamente
eures guten Königs stand:
Ich befehl an meinem Ende
meine Seel in Gottes Hand,
und aus jenen Himmelshöhen
will ich allen Gnad erflehen,
die, von Mörderwut entzünd't,
schuld an meinem Tode sind!

Ich bekenn an meinem Ende,
daß mein Herz von Zweifeln frei,
von dem Wert der Sakramente
völlig überzeuget sei,
und was ich nicht konnte fassen,
will ich andern überlassen,
denn ich sterbe als ein Christ,
dessen Herz voll Glauben ist.

Hab ich je was unternommen,
das der christlichen Gemein
irgend sollt zu Schaden kommen,
das wird mir mein Gott verzeihn!
Denn ich wurd vom Volk gedrungen,
oft zur Unterschrift gezwungen,
und ich tret mit frohem Sinn
vor den Thron des Höchsten hin.

Ich empfehle meine Kinder
Gottes treuer Vaterhand,
meine Schwester auch nicht minder,
die mir stets zur Seite stand.
Ich empfehle meinem Sohne,
wenn derselbe auf dem Throne
einst als König noch erscheint,
daß er sei ein Menschenfreund!

Und da jetzt mein End erscheinet,
so empfehl ich meinen Sohn
jedem, der es redlich meinet,
jeder würdigen Person,
die mir hier in meinem Leben
stets mit Treue war ergeben,
und ich sag es nochmals frei,
daß ich ganz unschuldig sei!

So starb Ludwig, Frankreichs König,
welcher an dem letzten Tag
seines Lebens zwar nur wenig,
aber mit Verstand nur sprach.
Zeichnet mit dem hellsten Lichte
diese Tat in die Geschichte,
schreibet: Ludwigs Todestag
ist der Franken letzter Schlag!

(Ditfurth, ebenda, S. 92.)

Schinderhannes' Abschiedslied (20. November 1803)[1].

Gute Nacht! — lebt wohl! — ich scheide —
Gute Nacht, ihr Menschen all! —
Schaut mich nur recht an, denn heute
seht ihr mich zum letztenmal;
laßt euch noch von mir erzählen
meinen kurzen Lebenslauf,
prägt ihn tief in eure Seelen,
Jugend hör — und merk darauf:

Wahr ist's, was von mir zu lesen:
daß ich eines Bauern Sohn
von Saarbrücken bin gewesen
und dem Vater lief davon.
Wahr ist's: daß ich mich verdungen
zum Fallmeister in dem Land;
daher auch der Nam entsprungen,
daß man Schinderhanns mich nannt.

Wahr ist's: daß ich einer Bande
Hauptmann und Anführer war,
daß ich manchen in dem Lande
plündert und ermord't sogar,
welches meist an reichen Leuten
und an Juden ich verübt;
darum ich den Tod muß leiden,
den man auch mit Recht mir gibt.

[1] Auch diese sentimentale Verbrecherballade ist für den Zeitstil sehr charakteristisch; vgl. hierzu noch die folgende vom „Mahne-Friedrich", die in ihrem naiven Ton ein Gegenstück zu dieser ist.

Zweimal ist mir's zwar gelungen,
daß ich mich aus dem Arrest
losgemacht und bin entsprungen,
doch zuletzt hielt man mich fest,
da mein Schwager mich verraten,
daß ich Schinderhannes sei.
Ich wurd darauf zum Soldaten,
mich dadurch zu machen frei.

Bald drauf wurd durch die Franzosen
ich nach Mainz geliefert gar,
da im Holzturm ich geschlossen
saß, beinah sechsviertel Jahr.
Und nun naht die letzte Stunde
meines Lebens sich heran;
drum so hört aus meinem Munde
meinen letzten Abschied an.

Nehmt euch all an meinem Leben
ein Exempel und Beispiel,
wer dem Müßiggang ergeben,
nichts arbeit, noch lernen will;
ach! ich sag es unverhohlen,
wollte Gott, daß nicht so wär,
daß ich schon als Knab gestohlen
und es nicht konnt lassen mehr.

Merkt dies, junge Leut und Kinder!
nehmt nichts, was euch nicht gehört;
halt't die Eltern und nicht minder
eure Lehrer hoch und wert!
Laßt mit wenig euch genügen,
geht zur Kirch und Schule gern;
meidet schlechte Streich und Lügen;
denn wer lügt, der stiehlt auch gern.

Lasset Geiz und Habsucht fahren;
lebt keusch, züchtig, fromm und rein.
Laßt euch auch in ältern Jahren
nicht in böse G'sellschaft ein;
laßt euch nie zu etwas brauchen,
das zur bösen Tat verleit't;
habt im Herzen und vor Augen
Gott, der richt't es mit der Zeit!

Nichts half es mir, daß den Armen
ich viel Guts erwiesen dort;
weil ohn Mitleid und Erbarmen
ich geraubet und gemord't.
Menschen! wollt ihr Gutes üben,
haßt das Böse, was ihr tut,
und tut niemand nicht betrüben,
sei's ein Christ gleich oder Jud.

Dreiundfünfzig Hauptverbrechen
hab ich schuldig mich gemacht,
die auf meinen Räuberwegen
seit vier Jahren ich vollbracht.
Einbruch, Straßenräubereien
nebst drei Mordtat ich verübt.
Weib und Kinder mir nachschreien:
Mörder, uns hast du betrübt!

Gott, ich bin ein armer Sünder,
war ein großer Bösewicht!
Ach, verfahr mit mir gelinder,
geh nicht mit mir ins Gericht!
Lang tät mir's im Sinn schon schweben,
daß ich bin zum Tod bestimmt;
weil, wer andern raubt ihr Leben,
man mit Recht sein Leben nimmt.

Ich gesteh frei und geduldig:
ich sterb nach Gerechtigkeit;
aber zehn sind fast unschuldig,
ihr Tod tut mir herzlich leid,
weil ich sie selbst hab verführet
unter meine Räuberschar;
ihr Tod ist es, der mich rühret.
Gott, verzeih mir dies noch gar!

Lebt wohl, all, die ihr mich balde
seht hinführen zum Gericht!
Ach, ich bitt euch, Jung und Alte,
nehmt zu Herzen dies Gedicht!
Fürchtet Gott von eurer Jugend,
arbeit't gern mit eurer Hand,
daß ihr nie vom Weg der Tugend
fallt in Laster, Sünd und Schand!

Gute Nacht, Kind und Geliebte,
die auf ihrer Jugendbahn
ich verführt und jetzt betrübte.
Ach, verzeih, was ich getan!
Du warst treu, doch falsch dein Bruder,
der mir Fall und Netz gestellt;
gute Nacht, Vater und Mutter!
ich geh in ein beßre Welt.

Ruhig, froh, getrost und heiter
geh ich in die Ewigkeit;
springe von der Wagenleiter
rasch und willig und bereit
hin zu jener Mordmaschine
ohne Schrecken, Qual und Pein,
und sterb durch die Guillotine.
Führ mich Gott zum Himmel ein!

(Ditfurth, ebenda, S. 270.)

Der Mahne-Friedrich[1].

Seit dem ersten Märzen ist bekannt
der Hemsbacher Mord im Badenland,
der uns in großes Leid gestürzt
und unser Leben hat verkürzt.

Die Armut freilich war dran schuld,
weil man sie nicht mehr hat geduld't.
Die hohen Herrn sind schuld daran,
daß man tut, was man sonst nicht getan.

[1] „Philipp Friedrich Schulz — Verbrechername: Mahne-Friedrich — wurde am 31. Juli 1812 mit seinen Genossen wegen des Raubmordes, den er mit ihnen in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai 1811 bei Hemsbach, zwischen Heppenheim und Weinheim, an der Bergstraße, an dem von der Frankfurter Messe zurückkehrenden Kaufmann Jakob Rieder aus Winterthur begangen hatte, hingerichtet. — Obiges Gedicht schrieb er mit großen Frakturbuchstaben an die Wand seines Kerkers. Das Gedicht wurde weiter verbreitet, gelangte sogar an die Spießgesellen des Dichters, welche es alle auswendig wußten." — Ich habe das Gedicht der ausgezeichneten Sammlung von Hans Ostwald „Lieder aus dem Rinnstein", Leipzig 1904, entnommen und am besten hier dem Liede vom Schinderhannes angeschlossen.

Drum sind wir jetzt, wir armen Leut,
in diesem Fall, der uns gereut.
Wir sind selb fünfe arretiert,
nach Heidelberg in Arrest geführt.

Valentin Krämer der erste war,
der macht's den Richtern offenbar,
wer diesen Raub und Mord verricht't
und sagt's uns andern ins Gesicht.

Im Oktober wards Verhör geschlossen.
Viel Tränen haben wir vergossen.
Gott ist's, der aller Herzen sicht (sieht),
und dieser, der verläßt uns nicht.

Unsern armen Weibern und Kinderlein
mag er hinfort Beschützer sein;
da du doch selbst, Herr Jesu Christ,
der armen Waisen Vater bist.

Jetzt wollen wir das Lied beschließen;
auch laß sich niemand drob verdrießen,
vielleicht ist wohl ein Fehler drein,
dieweil wir nicht studieret sein.

*

Schlacht bei Jena (4. Okt. 1806).

Wir, Sachsen und Preußen, standen zusammen
wohl gegen Napoleon,
der uns bei Jena entgegengekommen
mit achtzigtausend Mann.
Wir hatten mehr nicht als halb so viel
dem Kaiser entgegenzustellen;
so gab's für uns ein böses Spiel,
bekam Prinz Hohenloh 'ne Schelle.

Frühmorgens ein dicker Nebel war,
als kaum der Tag anfinge;
da rückten wir mit General Tauenzien vor,
an den Feind es herzhaft ginge.
Kanonen brüllten, daß es donnert und kracht,
Musketen dazwischen knallen;
es war fürwahr eine rechte Schlacht,
viel Brüder mußten fallen.

Wir aber waren an Zahl zu schwach,
wir mußten uns ziehen zurücke,
bis General Grawert kame nach,
da gab's ein anderes Stücke.
Um Vierzehn-Heiligen spielten wir auf
den heiligen Herren Franzosen;
sie kamen vom Tanzen gar wohl in Lauf,
wir klopften ihnen tapfer die Hosen.

Doch kein Sukkurse kam uns daher,
wir standen ganz verlassen;
so kehrten sie wieder und noch viele mehr,
uns besser anzufassen.
Von allen Seiten kam's da mit Macht
auf uns hereingedrungen;
hatten wir sie eben ausgelacht,
haben sie uns nun übel gesungen.

Da gab's ein Donnern, als ging die Welt
nur gleich in Scherben zusammen,
ein Bruder bei dem andern fällt,
steht alles in Rauch und Flammen.

Doch hielten wir aus und standen fest,
gaben ihnen tapfer zu schaffen;
waren unsrer zu wenig, ein kleiner Rest,
in den Händen uns brennen die Waffen.

So taten wir uns zurücke ziehn
bis auf Klein-Romstädt eben;
alldort zerschossen sie unsre Batterien,
die mußten sich da ergeben.
Und als verloren so die Stück,
da kamen wir in die Enge;
es wichen ganze Haufen zurück,
und ward ein großes Gedränge.

Doch noch geschlossen man uns fand,
konnt uns kein Teufel nicht trennen;
Grenadier-Bataillon Winckel, bei dem ich stand,
muß man vor allen wohl nennen.
Ich hab meine Fahne tapfer geschwenkt,
Hurra, ihr deutsche Brüder!
Eh daß ich sie vor den Franzosen gesenkt,
hätt auch den Tod ich viel lieber.

Was sonsten in der Schlacht geschehn,
das kann ich nicht wohl berichten;
es wollt nichts recht zusammengehn,
darüber ward alles zunichte.
Von früh bis abends hat es gewährt,
da ging die Schlacht zu Ende.
Ade, ihr Brüder, unter der Erd,
befehl euch in Gottes Hände!

(Ditfurth, Hist. Volksl. 1756—1812, S. 294.)

Verteidigung von Colberg.

19. März bis 2. Juli 1807.

Seid lustig, ihr Brüder! es freuet uns prächtig:
der Kaiser von Frankreich ist Colbergs nicht mächtig!
Er ließ zwar durch einen Trompeter ansagen,
daß er die Stadt Colberg und Festung wollt haben.

Der brave Kommandant antwortet ihm drauf:
„Wir geben die Festung von Colberg nicht auf;
wir haben Kanonen, viel Pulver und Blei,
es gibt auch noch recht brave Preußen dabei!"

„Seid ihr gleich brave Preußen, ich Kaiser von Frankreich,
schieße Colberg zusammen, und so zeig ich euch,
daß ihr mir sollt geben die Festung jetzt auf
und gehen als Kriegsgefangne heraus!"

„Wir tun uns nicht ergeben, wir lieben den König
und unsere Freiheit, und fürchten uns wenig!
Wenn auch gleich die halbe Stadt liegt in der Asche,
doch brennet das Schnupftuch noch nicht in der Tasche.

Glaubt ihr denn, Franzosen, wir müssen retirieren,
weil ihr konntet Prinz Louis bei Saalfeld blessieren?
Glaubt mir, so lange das Blut in uns wallet,
so lange auch alle Kanonen frisch knallen!

Was helfen euch Kanonen? Wir haben auch Mauern,
wir sitzen in Kasematten und können ausdauern;
wir haben wohl Fleisch, Brot, Bier und auch Wein,
die Tore sind verschlossen, darf niemand herein."

„So haut auf die Lunten und laßts einmal knallen!
Laßt Bomben, Granaten und Kugeln drein fallen,
daß alle, die drin sind, in Gewölbe schnell rennen,
darauf sie dann sprechen: wir müssen verbrennen!"

„Ihr wollt uns aushungern? Wir lachen dazu!
Wir essen und trinken in fröhlicher Ruh:
wir haben Kanonen und haben kein Bang —
marschiert nur nach Hause und wartet nicht lang!"

(Ditfurth, ebenda, S. 306.)

Spottlied auf Napoleons Rückzug aus Rußland (1812)[1].

Alexander der große, der große, große Held,
der schlug den Napoleon im offnen Feld;
bei Moskau da war die große, große Schlacht,
Napoleon verlor seine Kriegesmacht:
Hurra, hurra, hurra! die Kosaken die sind da,
sie tragen lange Bärte, wie die Teufel stehn sie da.

Und er schrie, daß sich Gott im Himmel hoch erbarm:
„Wie bin ich doch auf einmal so arm, so arm!
Ich hab meine ganze Kriegskass verlorn,
dazu sind mir hunderttausend Pferde verfrorn.

Ach Gott, wo retirieren wir uns jetzt hin?
Ach daß ich ganz verlassen hier nun bin!
Das hätt ich nicht geglaubt von der Russen-Nation
daß sie mich würde jagen weit davon!"

Und als er nun gekommen bis nach, bis nach Dres'n,
da hat man ihn gefragt, wo er sei gewes'n:
ich wagte mich zu tief nach Rußland hinein,
das soll mir künftig eine Warnung sein!

Und als er nun gekommen bis nach, bis nach Mainz,
das war des Nachts um halber Eins:
die Illumination war eben nicht sehr hell,
man hielt ihn für den Fürsten von Neufchâtel.

Und als nun der Wagen so schnell, so schnell hinrollt,
so hat man ihn gefragt, wo er denn hin wollt?
„Ich will nun fahren nach Paris,
kurieren lassen meine Füß."

Und als er nun gekommen bis nach, bis nach Paris,
besahe der Senat sein geschwollenen Füß.
„I, Na-pi-pa-poleon, wie siehst du denn nur aus,
wie bist du denn gekommen aus Rußland heraus?"

Dann fuhr er in aller Geschwindig — Schwindigkeit
aufs Rathaus, dort stellt er sich hin, die Arme in die Seit,
und da ihn nun die Ratsherren ausgelacht,
da schrie er aus aller Leibesmacht:
Hurra, hurra, hurra! die Kosaken die sind da!
sie tragen lange Bärte, wie die Teufel stehn sie da!

(Erk-Böhme II, S. 160.)

[1] Bemerkenswert ist der frische, eherne, oft ganz eigenartig gehobene, den hohen Geist der Zeit genial treffende Stil der folgenden Volkslieder, die man rechte „Kriegsballaden" nennen kann: eine nationale Dichtung voll Kraft und Feuer! Man vgl. hierzu die gleichzeitigen, in demselben Stil gehaltenen Dichtungen von Körner, Arndt, Rückert u. a.

So hat sie Gott geschlagen.

Mit Roß und Mann und Wagen,
so hat sie Gott geschlagen.
Es irrt durch Schnee und Wald umher
das große mächt'ge Franzenheer;
der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen,
so hat sie Gott geschlagen.

Jäger ohn Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildnis ohne Weiser.
Mit Mann und Roß und Wagen,
so hat sie Gott geschlagen.

Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann und Roß und Wagen,
so hat sie Gott geschlagen.

Fähnrich ohne Fahn,
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß.
Mit Mann und Roß und Wagen,
so hat sie Gott geschlagen.

Feldherrn ohne Witz,
Stückleut ohn Geschütz,
Flüchter ohne Schuh,
nirgends Rast und Ruh.
Mit Mann und Roß und Wagen,
so hat sie Gott geschlagen.

Mit Mann und Roß und Wagen,
so hat sie Gott geschlagen.
Speicher ohne Brot,
aller Orten Not,
Wagen ohne Rad,
alles müd und matt;
Kranke ohne Wagen, —
so hat sie Gott geschlagen.

(Ditfurth, Die historischen Volkslieder der Freiheitskriege von 1812—1815. Berlin 1871. S. 2.)

Schlacht an der Katzbach (26. Aug. 1813).

Und die Katzbach, das ist euch ein grausamer Fluß,
der machte dem Napoleon gar bittern Verdruß.
Es zählte jedes Heer an achtzigtausend Mann,
und da zogen auch die Blücherschen Husaren heran,
an der Katzbach, an der Katzbach!

Das Wort war gegeben, das hieß: Sieg oder Tod!
Und ein Regen goß vom Himmel, wie die Schockschwerenot.
Da schrie der Vater Blücher: „Der Tag ist erwacht,
frisch auf, mein Trompeter, und blase zur Schlacht!
An der Katzbach, an der Katzbach!"

Der Trompeter blies, und der Teufel ging los,
und bis Nachmittag wehrte sich tapfer der Franzos;

da rief der Vater Blücher: „Kinder, seid ihr alle da?
Zeigt euch wie tapfre Preußen, der König Hurra!“
An der Katzbach, an der Katzbach!

Marsch, vorwärts die Kolonnen, und Donner links und rechts,
und Guß auf Guß, und die Hitze des Gefechts!
Hei, das war eine Lust, hei, das war eine Hatz,
wie wir packten die wilde französische Katz,
an der Katzbach, an der Katzbach!

Ein Karree stand wie Mauern, und da schrieen wir: drauf!
da ward aus dem Karree bald von Leichen ein Hauf.
Und die Reiter und die Rosse und die Kanonen hinterdrein,
die jagten in die Neiß und in die Katzbach hinein!
An der Katzbach, an der Katzbach!

Und als der Sieg errungen, da beteten wir:
Gott, gib den toten Brüdern im Himmel Quartier! —
Ach, schon lange ist es her, und schon lange bin ich müd!
O schlief doch bei den Brüdern der alte Invalid.
An der Katzbach, an der Katzbach!

(Ditfurth, ebenda, S. 22.)

Schlacht bei Dennewitz (8. September 1813).

Bei Dennewitz, da haben wir ihnen 's Maul gestopft
und den Franzosen die Hosen recht tüchtig ausgeklopft;
wir waren doch nicht stärker als vierzigtausend Mann,
da sie mit achtzigtausend auf uns gerückt heran.

Marschall Ney, der wollt gewinnen die schöne Stadt Berlin
und dorten alles plündern in seinem Räubersinn;
kein Stein wär auch geblieben, verschont kein Mutterskind,
wenn er dorthin gekommen — doch gings nicht so geschwind.

Die Tauenzienschen griffen gleich tapfer an den Feind,
der sie aus ihrer Stellung nur so zu jagen meint;
sie feuerten und fochten, bis Blei und Pulver fehlt,
da haben wir Bülowschen uns in die Schlucht gestellt.

Hurra, ihr tapfern Preußen, nur immer vorwärts drauf!
Wir wollen sie schon kriegen und bringen in den Lauf.
Wir stürzten uns darunter mit unsrer Kavallerie,
daß bald zurück mußt weichen ihr starke Infanterie.

Bei Gölsdorf aber weiter, da ging es schlimm und schwer,
da wankte und da schwankte der Sieg lang hin und her,
bis unser tapfrer Vorstell sie aus dem Dorfe trieb,
daß sie das Stehn vergaßen, und uns der Sieg verblieb.

Der Marschall Ney voll Grimm, der hat da angesetzt
mit seinem ganzen Heere, daß er uns zwingt zuletzt;
vielhundert Stück Kanonen, die feuern auf uns ein,
als sollten wir zu Grütze und Mus geschossen sein.

Er wollt uns ganz auffressen in seinem Zorn;
wir lachten ihm in die Zähne — da spitzt er seine Ohrn:
es kamen uns zu Hilfe die Russen und der Schwed
mit Rossen und Kanonen, daß es bald anders geht.

Voraus der General Pahlen mit seiner Reiterei,
haut in die dicksten Haufen und macht uns Luft dabei.
Und als der Schwed und Russe kolonnenweis aufmarschiert,
da haben wir miteinander aufs neue attackiert.

Sie fingen an zu wanken, und unsere Kavallerie,
die hieb so schrecklich drunter, wie mans erhört noch nie;
sie kamen aus dem Wanken geschwind in wilde Flucht,
daß sie den Weg nach Torgau halsüberkopfs gesucht.

Viktoria, ihr Brüder! der Feind der liegt im Feld
zu vielen, vielen Tausend, von unserm Schwert gefällt.
Marschall Ney, der erst so grimmig sich ins Zeug hat gelegt,
zuletzt doch ganz geschwinde zur Flucht die Beine bewegt.

Vorwärts! Wir wolln nicht ruhen, bis wir sie allesamt
erschlagen und verjaget aus unserm Preußenland.
Frisch auf und immer weiter, der Himmel hilft uns schon,
zum Teufel mit Franzosen und mit Napoleon!

(Ditfurth, ebenda, S. 27.)

Sturm auf Leipzig (9. Oktober 1813).

Marschierten wir in das Sachsenland,
Stadt Leipzig ist uns wohlbekannt,
marschierten wir über das weite Feld
wohl an der Elster und Pleiße:
da kam daher der starke Held,
Napoleon der Kaiser.

Frühmorgens leuchtet uns der Tag,
als man über die Ebne sah,
da sah man so viele Franzosen da stehn,
Scharfschützen und Grenadiere:
Wir Preußen täten gleich frisch drauf gehn,
Franzosen retirieren.

Marschall Vorwärts schickt einen Trompeter hinein,
was sich Napoleon wohl bildet ein,
ob er die Stadt wolle geben verlorn —
er sollte sich gleich resolvieren;
die Preußen ständen ganz dichte davor,
sonst ließ er bombardieren.

Napoleon aber zur Antwort gab:
„So kann mir das nicht laufen ab;
ich muß besehen der Preußen Stück,
sonst wär es mir eine Schande;
und käm ich wieder nach Paris zurück,
sie jagten mich aus dem Lande."

Ihr Kanoniere nun seid frisch auf,
so rücket die Stücke alle darauf!
Zünd't an, gebt Feuer, daß es donnert und kracht,
schießt Mann und Maus danieder,
bis daß zerstört Napoleon seine Macht, —
hurra, ihr preußischen Brüder!

(Ditfurth, ebenda, S. 44.)

*

Der Zollverein (1834)[1].

Ach, deutscher Michel, freu dich,
jetzt kannst du lustig sein!
Wir haben uns nun leidlich
geeint im Zollverein.

Man hat dich lang turbieret
mit Maut und Zoll aufs best,
den Sack dir visitieret
in jedem Rattennest.

Man zog dir aus die Hosen,
ob nichts akzisbar drein,
guckt gar in deinen Bloßen
mit der Latern hinein.

Sie ließen dich lazieren,
vomieren hier und da —
du könntest defraudieren
im Magen und Caca.

Das hat nun aufgehöret,
du knöpfst die Jacke zu,
kein Teufel mehr durchstöret
dir Hosen, Hemd und Schuh.

O Deutschland, rost'ge Hechel!
dein ewiges Geropf
strich deinem guten Michel
das beste Haar vom Kopf.

Jetzt kann er doch verschnaufen,
geht er durchs deutsche Land:
Wir sind ein großer Haufen
und kriegen nun Verstand.

Ach wüchs der nur ins Schaffen,
daß gegen alle Feind
wir stünden in den Waffen
also, wie hier vereint!

Mehr woll'n wir heut nicht bitten,
ob wir vom Ziel gar weit;
gelitten und gestritten —
hat alles seine Zeit.

(Ditfurth, Hist. Volksl. 1815—1866. Berlin 1872. S. 56.)

Attentat auf Ludwig Philipp (28. Juli 1835).

Ihr Leute, kommet hier heran
und höret diese Greultat an,
es ist die G'schicht, die jeder kennt
vom Boireau, wie man ihn nennt.

Einst ritte König Philipp aus
nach dem Repräsentantenhaus,
und alle Prinzen von Geblüt,
die ritten in dem Zuge mit.

Und als sie kamen vor das Haus,
streckt Boireau die Büchsen raus;
wohl tausend Schüsse auf einmal,
die geben einen großen Knall.

Der König schaut sich um und um,
fühlt sich am ganzen Leib herum,
jedoch in keiner Region
spürt er die mindeste Kontusion.

Doch von der Suite wurden viel
den Büchsen Boireaus ein Ziel;
am meisten aber jammert er
um seinen Marschall Mortier.

Der kam durch einen einzigen Schuß
um seinen ganzen rechten Fuß.
Zerschossen ward ihm sehr die Taille,
den Kopf, den fand man in Versaille.

Dem Könige zur rechten Hand,
da ritt der Fürste Talleyrand;
der blieb am ganzen Leib gesund,
doch ward erschossen ihm sein Hund.

Und auch ein Deutscher namens Hase,
der kam dabei um seine Nase.
O Boireau, du Bösewicht,
was tat dir Hasens Angesicht?

Der König kriegt einen großen Schreck
von diesem Attentat hinweg;
ihm tat davon sein Bauch so weh,
er hat seitdem die Diarrhoe.

[1] Die folgenden Gedichte beleuchten die Revolutionszeit, man kann sie als soziale, besser als politische Balladen ansprechen; vgl. meine Schrift: „Die soziale Ballade in Deutschland", München, 1912.

Der König, seines Schreckens ledig,
zeigt sich nun über die Maßen gnädig
und jedem Bettler an der Krücke
gab er ein blank Dreikreuzerstücke.

Bald kam ein Knabe winzig klein,
der brachte ihm ein lediges Bein;
der König drückt drauf einen Kuß,
es war dem Mortier sein Fuß.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . Boireau
guillotiniert, das war sein Loh!

Ihr Leute, tretet näher heran
und nehmt euch ein Exempel dran!
Hört die Moral von dem Gedicht:
schießt ja auf keinen König nicht!

Denn Karlo Mor und Rinaldo
sind selbst nicht so wie Boireau,
und selbst unter dem lieben Vieh
trifft man auf keinen Fieschi.

(Ditfurth, ebenda, S. 59.)

Das Treffen bei Kandern (20. April 1848).

Hört, Leute, hört, Leute, was ich euch erzähl
und vom Hecker, dem Räuber, dem meineid'gen Kerl.

Als Hecker ist kommen in Schwarzwald hinein,
und als Kaiser der Deutschen, das wollt er gleich sein.

Den Zepter, die Krone, das hätt er gern g'habt,
und da hab'n die Soldat'n ihn gleich halt ertappt.

Den Zweck zu erreichen schickt er sein Adjutant,
der gab als Verräter dem General die Hand.

Als Hecker ist kommen zu seiner freien Rott,
und da schossen die Schurken den General zu tot.

Da kamens die Hessen und Nassauer in die Wut,
und sie kämpften wie die Löwen, bis Blut fließen tut.

Da laufens die Schurken alsbald in die Flucht,
und sie werfen ihre Waffen hinein in die Schlucht.

Gelt, Hecker, gelt, Hecker, das Blatt hat sich gewend't,
und du hast dir bei Kandern dein Schnurren verbrennt.

Den Schnurren verbrennt und die Sensen verlorn,
gelt, Hecker, gelt, Hecker, im Schweizer Kanton!

Ihr König und Kaiser, mit dem Hecker ist's aus!
Was kriegen Soldaten, wann sie kommen nach Haus?

Sie haben gestritten fürs deutsche Parlament
und für Deutschland zu Ehren, von vielen verkennt.

(Ditfurth, ebenda, S. 96.)

Das Guckkastenlied vom großen Hecker (1848).

Seht, da steht der große Hecker,
eine Feder auf dem Hut,
seht, da steht der Volkserwecker,
lechzend nach Tyrannenblut!
Wasserstiefeln, dicke Sohlen,
Säbeln trägt er und Pistolen,
und zum Peter sagte er:
„Peter, sei du Statthalter!"

„Peter," sprach er, „du regiere
Konstanz und den Bodensee,
ich zieh aus und kommandiere
unsre tapfre Armee;
mit Polacken und Franzosen
wird der Herwegh zu mir stoßen,
und der stirbt lebendig' eh'r,
als daß er ein Hundsfott wär."

Pflästerer und Schieferdecker,
alles, niederig und hoch,
alles jauchzte unserm Hecker,
als er aus zum Kampfe zog.
Handwerksburschen, Literaten,
Tailleurs, Bauern, Advokaten,
alles folgte rasch dem Zug,
als er seine Trommel schlug.

Rumbidibum, so hört man's schlagen,
Rumbidibum Dumdumdumbum;
und bei Straf ließ Weißhaar sagen
rings im ganzen Land herum:
„Tut euch schnell zusammenraffen,
gebt mir Mannschaft, Pferde, Waffen,
oder ich bring alles um;
Rumbidibum Dumdumdumbum!"

Durch die Baar tat man jetzt wandern
und hernach ins Wiesental
und daselbst stieß man bei Kandern
auf Soldaten ohne Zahl.
Edler Gagern, wackre Hessen,
wollt ihr euch mit Hecker messen?
Gagern, du kommst nicht zurück,
vivat hoch die Republik!

Gagern wollt parlamentieren,
doch das ist nicht Heckers Art:
„Ich", sprach er, „soll retirieren,
ich mit meinem roten Bart?!" —
Ach! nun hört man Schüsse knallen,
General Gagern sah man fallen —
und der tapfre Hinckeldey
saß zu Pferde auch dabei.

Und als Gagern war gefallen,
fing man leider auf dem Rhein,
zur Bekümmernis uns allen,
unsern edeln Struwel ein;
man tat ihn in Eisen legen,
aber von des Heckers wegen
ließ der Oberamtmann Schley
den Gefangnen wieder frei.

Kaiser, Weißhaar, Struwel, Peter,
alle trieb man allbereits
gleichsam als wie Übeltäter
in die schöne, freie Schweiz.
Doch der Peter, der kam wieder,
legt die Statthalterschaft nieder,
„denn," sprach er, „ich werde alt
und verlier sonst mein Gehalt."

Hecker, sag, wo bist du, Hecker?
legst die Hände in den Schoß?
Auf nun, du Tyrannenschrecker,
jetzt geht es auf Freiburg los!

Baden, Hessen und Nassauer
stehen dorten auf der Lauer.
Doch wir kommen schon hinein,
denn neutral will Freiburg sein.

All die schönen Stadtkanonen,
großer Hecker, sie sind dein;
und man ladet blaue Bohnen
nebst Kartätschen schnell hinein.
Langsdorf will rekognoszieren,
läßt sich auf den Münster führen
und guckt durch ein Perspektiv,
ob es gut geht oder schief.

Oben her vom Günterstale,
hinter Wald und Hecken vor,
kam im Sturm mit einem Male
Siegels wildes, tapfres Korps.
Aber unsre Hessenschützen
ließen ihre Büchsen blitzen,
und das Korps zog sich zurück, —
aus war's mit der Republik!

Denn hinein zu allen Toren
stürmte jetzt das Militär,
und die Freischar war verloren
trotz der tapfern Gegenwehr;
alle, die sich blicken ließen,
tat das Militär erschießen;
alle Führer gingen durch,
und erobert war Freiburg.

Doch nun kamen Herweghs Scharen,
er und seine Frau kam nach,
kamen in der Chaise gefahren
auf dem Weg nach Dossenbach.
Doch zu ihrem großen Ärger
sah man dort die Württemberger;
Miller, dieser grobe Schwab,
kam von einem Berg herab.

Heckers Geist und Schimmelpfennig
machten da den Schwaben warm:
Herwegh sah's, er fuhr einspännig,
und es fuhr ihm in den Darm.
Unter seinem Spritzenleder
forcht er sich vorm Donnerwetter;
heiß fiel es dem Herwegh bei,
daß der Hinweg besser sei.

„Ach, Madamchen," tat er sagen,
„aus ist's mit der Republik!
Soll ich Narr mein Leben wagen?
Nein, für jetzt nur schnell zurück!
Laß für meinen Kopf uns sorgen,
komm ich heut nicht, komm ich morgen;
ach, wie kneipt's mich in den Leib,
wende um, mein liebes Weib!"

Und Madam hieß ihn verkriechen
sich in ihren treuen Schoß,
denn er konnt kein Pulver riechen,
und es ging erschrecklich los;
Schimmelpfennig ward erstochen,
manche Sense ward zerbrochen,
und erschossen mancher Mann,
die ich nicht all nennen kann.

Also ist's in Baden gangen;
was nicht fiel und nicht entfloh,
ward vom Militär gefangen,
liegt zu Bruchsal auf dem Stroh —
Ich, ein Spielmann bei den Hessen,
der kann Baden nicht vergessen,
der den Feldzug mitgemacht,
habe dieses Lied erdacht.

(Ditfurth, ebenda, S. 98.)

Auerswalds und Lichnowskys Ermordung (18. September 1848).

„O Felix Lichnowsky, hätt'st du gedacht,
daß du den letzten Spazierritt gemacht,
wärst wohl zu Hause geblieben!
So mit General Auerswald reitest du aus
vors Eschenheimer Tor zur Anlag hinaus,
zu schaun was dort getrieben."

Da wo das Denkmal der Hessen steht,
es wirr und bunt durcheinander geht,
sie baun dort Barrikaden;
von Blusenmännern, Gesellen wild,
ist alles ringsher angefüllt,
mit Wehr und Waffen beladen.

Und wie da ein schwarzer Geselle steht,
o Felix, dein Hirn mit der Zunge durchgeht:
„Was macht ihr mit den Gewehren?
Ob ihr sie ablegt!" der wettert darein:
„Das Gewehr ist mein, die Kugel dein —
weißt du's nicht, will dich's lehren!"

Alsbald die Reiter waren umringt,
die Steine flogen, Prügel man schwingt,
von Zorn ist der Haufe entglommen;
der Weg zur Stadt ward ihnen versperrt,
so spornen sie hinaus die Pferd,
durch die Gartenweg zu entkommen.

Doch überall folgen die Tobenden nach,
die ganze Gegend schreien sie wach,
kein Ausweg blieb mehr offen:
da flüchten sie in des Rosenkönigs Haus —
der sieht die Not, stößt sie nicht aus —
läßt Rettung sorglich hoffen.

Verkleidet hat er beide versteckt,
gesondert, daß man sie nicht leicht entdeckt,
verschlossen das Haus in Eile.
Da sprengt die Rotte das Tor schon ein,
droht Tod und Verderben mit Fluchen und Schrein
und wütigem Geheule.

Das Haus durchsucht der wilde Hauf,
bricht Türen, Kisten und Kasten auf,
bis daß sie den einen gefunden.
General Auerswald ist's, sie stoßen ihn vor,
die Treppe hinab, hinaus zum Tor
und schlagen ihm tausend Wunden.

Am Wiesengraben sinkt er tot.
Das Gleiche ward dem andern gedroht,
verderben soll'n sie beide.
Sie suchen im Hause hin und her —
da schaut ein Bub von ungefähr
den Zipfel von seinem Kleide.

Mit Wutgelächter, teuflischem Hohn,
mit Schimpfen und mit wildem Drohn
ward er hervorgezogen;
mit Kolben stieß man ihn hinaus,
in die Allee am Gartenhaus,
Säbel funkelnd über ihm flogen.

„Nicht tot, nicht tot!" — schrie ein wilder Gesell —
„Zustimmen soll er, schwören zur Stell
für uns im Parlamente.
Schau, daß du's gelobt in unsre Hand,
reiß ich dies Stück von deinem Gewand,
bist unser, wie ich es trennte!"

O Felix Lichnowsky, das war zu viel!
„Fort, Schurken, ich lehr euch treiben Spiel!"
Hat's Gewehr dem Nächsten entrissen.
Da ward er von ihren Fäusten gepackt,
von blitzenden Säbeln durchstoßen, zerhackt,
durchbohrt von tödlichen Schüssen.

Zur Erde nieder sank er schwer —
Da kam die preußische Wacht daher —
fort stob die mördrische Bande.
Halbtot ward er ins Spital gebracht,
sein Leben erlosch dieselbe Nacht! —
Der Tag bleibt zur ewigen Schande!

(Ditfurth, ebenda, S. 116.)

Struwes Einzug in Lörrach,

dessen Niederlage und Flucht von Staufen, im zweiten republikanischen Aufstand im badischen Oberlande (21.—24. September 1848).

Als Struwe ist kommen nach Lörrach hinein,
ging er gleich aufs Rathaus und fing an zu schrein:

„Ihr Leute, jetzt bring ich die wahr Republik,
die Freiheit und Wohlstand und ewiges Glück!

Ich sag euch: kein Steuern und Lasten gibt's mehr,
kommt all miteinander jetzt zu mir daher!

Die Fürsten, Soldaten und all ihr Gesind,
die jagen wir fort jetzt, ich und der Blind.

Wir leben in Freuden und herrlicher Ruh —
das bring ich und noch viel bessers dazu!"

Die Leut aber standen ganz still und stumm
und wagten sich kaum zu schauen um.

Drauf gab er gleich alle Gefangene los,
Beamte und Richter aber unter Riegel und Schloß.

Die Kassen, die nahm er doch selber zur Hand
und machte sich gut mit ihnen bekannt.

Drauf sprach er zu seinen Leuten: „Geht hin
und macht es im Lande nach unserm Sinn!"

Und seine schwarze Bande, die zog umher
und raubte und plünderte alles leer.

Gesunde und Kranke mußten mitziehen gar,
bei Totschießen Strafe, unter die Freischar.

Sie kamen nach Schliengen, Schopfheim und Kandern,
nach Schönau und Todtnau und vielen andern.

Die Bahnzüg und Postwäg'n hieltens überall an,
plünderten und preßten Weib und Mann.

Am 24. September darauf,
da kam Herr Struwe auch vor Stadt Stauf.

Mit einer roten Fahn und etlich tausend Mann,
zwei alten Kanonen zog er ein alsdann.

Alle Glocken mußten zusammen läut'n,
des Statthalters seine Ankunft zu bedeut'n.

Die ganze Schar die sah aber aus,
als käm sie grad aus dem Spittelhaus.

Madam Struwe, in einem geraubten Wagen,
zog auch mit ein, von vier Pferden gezogen.

Sie hatte Pistol'n und Säbel zur Seit,
guckt mit der Lorgnette ganz gnädig auf die Leut.

Herr Struwe stieg wieder aufs Rathaus sogleich
und rief da aus sein Himmelreich.

Dann ließ er schlagen das Taufbuch auf,
alle Männer bis vierzig Jahr mußten mit seinem Hauf.

Auch nahm er selbst wieder die Kassen in Hut,
das war eine Kunst, die verstand er gut.

Indem kommt aber eine schlimme Post,
daß er sich eilig rüsten mußt.

General Hoffmann der kam ja schon anmarschiert,
der gar nicht lange erst veriert.

Da ließ er schnell Barrikaden baun,
es war den Soldaten nicht recht zu traun.

Die Brücke auch über den Neumag'n
die mußte man ganz geschwind abtrag'n.

Die Gärten und Häuser vor der Stadt,
er auch mit Schützen besetzet hat.

General Hoffmann kommt da von oben schon an,
zum Sturm daher mit seinen Kolonn.

General Gayling aber mit seinem Korps
der eilt auch schon von unten hervor.

Da hört man es hüben und drüben knall'n
und Tote von beiden Seiten fall'n.

Das fuhr Herrn Struwe in seinen Mag'n,
er konnte die Pillen nicht wohl vertrag'n.

Er eilte mit seiner Madam hinweg
und ließ seine Freischaren stecken im Dreck.

Die aber, die rissen auch bald aus,
ein jeder sucht wie er komm nach Haus.

Doch als Herr Struwe nach Wehr hinkam,
ward er gefangen samt seiner Madam.

Man bracht ihn nach Schliengen. Alles Volk schrie umher:
schlagt tot ihn, der uns gedrangsalt so sehr!

Das Militär, das er wollt erschieß'n,
mußt wehrn den Leuten, daß sie ihn nicht zerriss'n.

Jetzt sitzt er in Mülheim, und schießt man ihn tot,
so hat er, was er uns hat angedroht.

(Ditfurth, ebenda, S. 118.)

Der Sturm auf die Düppeler Schanzen (13. April 1849).

Vor abends hatte alarmiert
und schnell vorbrechend attackiert
der Däne die Vorpostenkett,
weil er so gern verspüret hätt,
wie stark die Feinde deutschen Stamms.
Doch kaum ward ihm verbrannt der Wams,
der Däne bald zurücke wich.
Nun glaubte er ganz sicher sich.

Eins! schlägt die Glock nach Mitternacht,
Vedetten halten treue Wacht,
Patrouillen machen ihre Rund,
still ruht der Schuß im Kugelschlund.
Und bei dem Dorfe Willebüll
stehn Bayerns Banner mäuschenstill,
der Tambour schlägt nicht seine Trumm,
das Horn der Jäger bleibet stumm.

Warum so still, du tapfre Schar?
Als wär gelähmet durch Gefahr
dein froher Sinn, dein kecker Mut,
dein treues, bayersches Heldenblut.
O nein! o nein! so ist es nicht!
Wenn erst das Morgenrot anbricht,
dann sollst du sehn, daß noch frisch auf
das Herz, der Arm, der Siegeslauf.

So horch denn weiter unserm Lied,
es dich jetzt hin nach Düppel zieht,
wo hoch auf meerumflossnen Höhn
gar fest verschanzt die Dänen stehn,
zu decken Sonderburg, die Stadt,
und Insel Alsen, wo man hat,
um sich zu sichern seinen Schopf,
erbauet einen Brückenkopf.

Der Pioniere Korps voran,
vier Bataillone folgten dann,
und hinterdrein auf tausend Schritt,
damit kein Lärm den Marsch verriet,
zog Sancta Barbaras treuer Sohn
mit schwer Geschütz und Munition.
Das war der Bayern stiller Zug,
der nun begann ganz sacht und klug.

Am Himmel stand der Mond auf Wacht,
umgeben von der Sterne Pracht,
die kecken Bayern er wohl sah,
helleuchtend rief er sein: Werda!
Doch mocht es ihm zu kalt wohl sein,
hüllt sich im Wolkenmantel ein,
blieb als neutraler Posten stehn
und tat nicht ferner um sich spähn.

Nachdem drei Stunden man marschiert
und Sturmkolonnen dann formiert,
da hieß es: schließet Mann an Mann!
denn jetzt sind wir an Düppel dran;
Pioniere vor an den Verhau,
schwingt Axt und Schaufel, seid nicht flau!
Und als erbrochen nun die Bahn,
da hieß es: Jäger stürmt nun an!

Und vorwärts stürmet Mann auf Mann,
durch jeds Verhau bricht sich die Bahn,
und jedem Dänen, der da steht,
das Bajonett zur Rippe geht.
Und mit dem vierten Glockenschlag —
begrüßend einen Siegestag —
da hört den ersten Schuß man wettern,
zum Sturmeslauf die Hörner schmettern.

Die Pfälzer Jäger sind voran,
ihr Hurra schallet himmelan,
und Bataillon auf Bataillon
stürmt aufwärts keck zum Schanzenthron.
Sie sind's wohl wert, daß man es nennt,
welch Nummro trägt ihr Regiment:
sie warn von Nummro vier und siebn
und Nummro acht, all treu und kühn!

Gar herrlich war die wilde Jagd,
und eh es noch ganz helle tagt,
sah man auf jenen Schanzenhöhn
der Bayerschen Fahne Siegeswehn.
Die Dänen warn in voller Flucht,
verfolgt von wilder Kampfeswucht,
am Brückenkopfe hält ihr Lauf,
da geht die goldne Sonne auf.

Und aus der Dänen Strandbattrien
beginnet nun ein wildes Sprühn,
Kanonenboote aus dem Meer
entsenden auch ihr wildes Heer;
Granaten, Bomben und Schrapnell
durchfurchen donnernd blitzesschnell
die Luft, die Erd, den Schlachtenplan —
es fing der Tod zu mähen an.

Doch Bayerns Krieger stehen fest,
denn Mut die Bayern nie verläßt,
sie holn herbei mit Flugesschnell
all ihr Geschütz zur Kampfesstell.
Es warn gar wackre Kanonier,
die ihr Geschütz nun führten für,
vom erst und zweiten Regiment,
auch wahrlich wert, daß man sie nennt.

Horch, wie die Kugel schwirrt und saust
und wie's am rechten Flügel braust;
dort stehn die Jäger im Gehöft
und treiben gar ein ernst Geschäft:
sie bannen an die Brücke fest
die Dänen bis im Schanzennest,
all Bataillone sich postiert
und treffenweise sind formiert.

Und wie's so saust und wie's so schwirrt,
da kommt links rückwärts anmarschiert
der Waffenbrüder treue Schar
aus Altenburg und aus Weimar,
aus Hessen und aus Sachsenland,
sie alle rückten kampfentbrannt
am bayerschen linken Flügel an —
Nun geht es erst recht drauf und dran!

Da plötzlich überm Brückenkopf,
gleich einem langen schwarzen Zopf,
der ins Unendliche sich zieht
und Tausende von Dänen sprüht,
bricht eine Sturmessäul hervor,
anstürmend keck zur Höh empor.

Von neuem bricht nun das Wüten los
von Kleingewehr und schwer Geschoß.

Doch Deutsche Wehr erschrecket nicht,
wie auch die Kugel Reihen bricht
und manchem Mann zum letztenmal
erglänzet heut der Sonne Strahl,
sie weicht doch nicht, die Deutsche Wehr,
gibt das Erkämpfte nimmer her,
und Sturmschritt schlagen mächtig ein
die deutschen Trommler im Verein.

Und mit Hurra und fällt's Gewehr
stürzt sich die tapfre Deutsche Wehr
hin auf die Dänen, die mit Macht,
von Wut und Rache angefacht,
nun immer weiter aufwärts ziehn
und überall Verderben sprühn,
da von drei Seiten das Geschütz
bewirft den hohen Schanzensitz.

Doch trotz Kanon- und Bombenschuß
und trotz der Büchsen harter Nuß,
die zahllos aus der Dänen Reihn
auf deutscher Seite schlagen ein,
schlingt um die deutsche Waffe sich,
— verkünd o Lied es ewiglich! —
der Treu und Tapferkeit zum Lohn,
des Sieges heilge Ehrenkron.

Und mit des heißen Kampfes Schluß —
als wie für Mars zum Dankesgruß —
stieg eine Opferflamm empor,
entflammt durch der Geschütze Rohr.
Windmüller signaliert nicht mehr,
und fünf Gehöfte stehen leer,
Windmühl und Häuser flammten auf
bei deutscher Krieger Siegeslauf.

Noch dreimal in des Tags Verlauf
die Dänen stürmten höhenauf,
und bis zur Sonne Untergang
erklang der Bomben Donnersang.
Doch deutscher Fäuste Siegesschrift
noch fort und fort die Feinde trifft;
die Schanzen bliebn in deutscher Hand, —
der Dankesblick Gott zugewandt.

Es war der dreizehnte April,
an dem dies erste Waffenspiel
geschlagen ward zu Ruhm und Ehr
für altes Recht durch Deutsche Wehr. —
Wer seine Fahne nicht verläßt
und wie in Mut, in Treue fest,
mit dem ist stets der große Gott,
so wie im Sieg, so auch im Tod!

(Ditfurth, ebenda, S. 139.)

Das Radetzky-Lied (1849).

Graf Radetzky, edler Degen,
schwurs, des Kaisers Feind zu fegen
aus der falschen Lombardei.
In Verona langes Hoffen . . .
Als mehr Truppen eingetroffen,
fühlt und rührt der Held sich frei.

Schleicht um Mantua mit den Seinen,
fällt heraus eh sie's vermeinen,
schlägt die Feind am Curtaton.
Vicenza höhnt sein Erbarmen;
da faßt er es mit Eis'narmen,
und Vernichtung ward dem Hohn.

Bald die blutgen Würfel rollen
bei Custozza, bis den vollen
Sieg errungen Östreichs Heer.
Volta will der Feind noch wagen,
wird auch da herausgeschlagen
in wilde Flucht . . ., hält nicht mehr.

Schnell ist Mailand auch gewonnen,
das „welsche Schwert" kaum entronnen,
Östreichs Doppelaar hoch fliegt.
Dank, Marschall! jubelt der Soldat,
in der verräterischen Stadt,
Dank, Vater! Wir haben gesiegt!

Doch nach kurzem Stillstand wieder
falln die eisern Würfel nieder;
wohl, der Feldherr drauf bereit —
gen Novara schnell gewendet,
hat zu Habsburgs Ruhm geendet
er auch diesen blutgen Streit.

So ward Sieg auf Sieg errungen,
Lug und Trug und Feind bezwungen,
Karl Albert gestürzt vom Thron.
Held Radetzkys tapfrer Degen
bracht dem Kaiser dies zuwegen
und bewahrt die Eisenkron.

(Ditfurth, ebenda, S. 155.)

*

Raritäte seyn zu sehn!

Neuestes Guckkastenlied 1861.

Raritäte seyn zu sehn,
rare Raritäte,
interessant und wunderschön,
in der Weltpastete!
Groß seyn dieser Zeitepoch —
Messieurs, immer ran ans Loch!
kost't nur einen Sechser!

Hier im ird'schen Wuppertal
treibt mit kindlich Glauben
wieder Mucker ein Skandal,
daß sich Haare strauben!
Dunkle Keller, Sündenlast,
junge Mädchen, „angefaßt" —
führt zum selgen Leben!

Daß Paris nicht steh zurück
an die Lumpgesindel
hinter Wien und die Berlin,
kommt hier Mirèsschwindel,
Cassaignac und Polignac,
Lumpenpack und Schubijack —
Vive la Companeia!

Weiter links bemerke Sie,
wieder Pässe nehme
schöne Kaiserin Eugenie
nach Jerusaleme:
„Böse Mann, Napoleon!

Willst du seyn die ältste Sohn
und schlägst nach die Vater?"

Rechts steht ängstlich Nuntius,
Kummer in den Zügen:
haben von Herrn Mirès auch
Peterpfennig kriegen.
Weinen große Tränen sehr,
daß er nicht gekriegen mehr
und gesteckt ad saccum.

Otez les chapeaux, Messieurs!
Was sik jetzt hier zeige,
soll sik jede brave Mann
seine Haupte neige:
Wie sik mutig, unverdutzt,
seine Stiebel selber putzt
große Garibaldi!

Gar der schöner Ungarland
Freiheit hat erstritten,
reicht sie treue Bruderhand
arme Israeliten;
aber manchmal wie es Brauch,
prügelt sie den Bruder auch —
was sich liebt, das neckt sich.

Guck sie, wie die Kossuth da
auf die Londons Docke
kauft sik für die Heimkehr schon
dicke Knotenstocke.
Wenn sie über Dresden reist,
daß sie nicht die Hunde beust
hinten in die Waden.

Hier noch preußisch Errenhaus
mit die vielen Rechte!
Die Regierung gar zu gern
sie beschränke möchte.
Aber mehr schon als man denkt
sind die Erren all beschränkt —
leisten was nur möglich!

(Ditfurth, ebenda, S. 175.)

*

Preußens 5. Jäger mit dem 37. Regiment bei Nachod (27. Juni 1866).

Es krachen bei Nachod die Schüsse,
es wettert da Schlag auf Schlag,
heut gilt es, lieber Steinmetz,
heut gibt's 'nen heißen Tag!

Zum erstenmal wieder heut Preußen
bei Nachod im blutigen Kampf.
Wild donnern wohl fünfzig Kanonen,
die Sonne verbirgt sich im Dampf.

Wohl krachen bei Nachod die Schüsse,
wohl schlägt sich der Preuße so gut,
wohl sinken die Krieger des Kaisers
vom Langblei getroffen ins Blut.

Doch drängen sich Massen auf Massen
herauf aus dem Tale zur Höh,
wild brauset's: Es lebe der Kaiser!
wild donnernd, wie brandende See.

Doch fest wie die Berge der Heimat,
die machtlos der Nordwind umweht,
das Regiment aus Westfalen,
das siebenunddreißigste steht.

Wir schworen dem König die Treue
und haltens ihm bis ans Grab;
nur tot nehmt ihr dem Westfalen
die preußischen Waffen ab.

Und ruft ihr: Die Brüder sind ferne!
wir hören ihr „Hurra" doch schon;
Westfalen, sie können wohl sterben,
doch nehmen sie nimmer Pardon.

Und sieh, aus dem Walde zur Linken
ein endloses Krachen sagt:
„Es kommen die schlesischen Jäger,
's kommt Lützows verwegene Jagd."

Es tauchen die Tschakos, die schwarzen,
hervor aus dem dunkeln Grün,
es schleudern die Büchsen die Kugeln,
daß möchten die Röhre erglühn.

Wohl stürzen die Feinde zum Sturme,
doch reihenweis wütet der Tod;
sie kommen, westfälische Brüder,
die Retter aus der Not!

Horch, horch! ein endloses Ringen,
daß ringsum die Erde erdröhnt,
wie aus den Bergen der Heimat
hin übers Schlachtfeld es tönt.

Es nahen die Brüder, die braven,
sie stürzen sich wild in die Schlacht;
und als sich die Sonne will neigen,
der herrliche Sieg ist vollbracht!

Es krachen bei Nachod die Schüsse,
es wettert da Schlag auf Schlag.
Hoch Schlesien, hoch Westfalen!
vereint am blutigen Tag!

(Ditfurth, ebenda, S. 189.)

*

Soldatenlied 1870.

König Wilhelm saß ganz heiter
jüngst zu Ems, dacht gar nicht weiter
an die Händel dieser Welt.
Friedlich, wie er war gesunnen,
trank er seinen Kränchenbrunnen
als ein König und ein Held.

Da trat in sein Kabinette
eines Morgens Benedette,
den gesandt Napoleon.
Der fing zornig an zu kollern,
weil ein Prinz von Hohenzollern
soll auf Spaniens Königsthron.

Wilhelm sagte: „Benedettig!
Sie ereifern sich unnötig,
brauchen Sie man nur Verstand!
Vor mir mögen die Spanioten
sich nach Lust 'nen König holen,
meinthalb aus dem Pfefferland!"

Der Gesandte, so beschieden,
war noch lange nicht zufrieden,
weil er's nicht begreifen kann;
und er schwänzelt und er tänzelt
um den König und scharwänzelt,
möcht es gerne schriftlich han.

Da sieht unser Wilhelm Rexe
sich das klägliche Gewächse
mit den Königsaugen an,
sagte gar nichts weiter, sundern
wandte sich, so daß bewundern
jener seinen Rücken kann.

Als Napoleon das vernommen,
ließ er gleich die „Stiebeln" kommen,
die vordem sein Onkel trug.
Diese zog der Bonaparte
grausam an, und auch der zarte
Lulu nach den seinen frug.

So in grauser Kriegesrüstung
rufen sie in stolzer Brüstung:
„Auf, Franzosen! übern Rhein!"
Und die Kaiserin Eugenie
ist besonders noch diejen'ge,
die ins Feuer bläst hinein.

Viele tausend rote Hosen
stark, nun treten die Franzosen
eiligst untern Chassepot,
blasen in die Kriegstrompete,
und dem Heere à la tête
brüllt der tapfere Turiko.

Der Zephire, der Zuave,
der Spahi und jeder Brave
von der grrrande nation;
an zweihundert Mitrailleusen
sind bei der Armee gewesen
ohne sonstiges Kanon.

Deutschland lauschet mit Erstaunen
auf die welschen Kriegsposaunen,
ballt die Faust, doch nicht im Sack;
nein, mit Fäusten, mit Millionen,
prügelt es auf die Kujonen,
auf das ganze Lumpenpack.

Wilhelm spricht mit Moltk' und Roone
und spricht dann zu seinem Sohne:
„Fritz, geh hin und haue ihm!"
Fritze, ohne lang zu feiern,
nimmt sich Preußen, Schwaben, Bayern,
geht nach Wörth und — hauet ihm.

Haut ihm, daß die Lappen fliegen,
daß sie all die Kränke kriegen
in das klappernde Gebein,
daß sie, ohne zu verschnaufen,
bis Paris und weiter laufen,
und wir ziehen hinterdrein.

Unser Kronprinz, der heißt Fritze,
und der fährt gleich einem Blitze
unter die Franzosenbrut.
Und, ob wir sie gut geschlagen,
Weißenburg und Wörth kann sagen,
denn wir schrieben dort mit Blut.

Ein Füsilier von dreiundachtzig
hat dies neue Lied erdacht sich
nach der alten Melodei.
Drum, ihr frischen, blauen Jungen,
lustig darauf losgesungen!
denn wir waren auch dabei.

(Dr. med. Kreusler 1870.)

Erk-Böhme II, S. 182. In der „Neuen Preuß. Ztg." vom 14. September 1870 zuerst veröffentlicht.

Wie Napoleon Saarbrücken nahm (1. August 1870).

Schnapphahn Bonapart der Dritte
denket: ei, die Kriegsvisite
bei den Deutschen wird mir schwer,
stehn in Waffen an die Zähne,
drum 'nen Coup, ja, eine Szene,
für Paris, mit meinem Heer!

Schnüffelnd mit der krummen Nase
hält, samt der Genralstabsblase,
Kriegsrat er im alten Metz;
da kommt ein Spion gelaufen —
welch ein Pusten, Prusten, Schnaufen!
und nun endet das Geschwätz.

„En avant! Ja bei Saarbrücken
wollen wir hinüberrücken,
wenig Volk und offne Stadt.
Siebenhundertfünfzig Preußen
stehen dort, die wir zerreißen,
die Affäre gehet glatt."

Und er sammelt dreißigtausend
Fußsoldaten, 's folgen sausend
Reiterregimenter drei,
der Kanonen sechsunddreißig,
und der Mitrailleusen dreißig,
Spritzenkugeln auch dabei.

Nach drei Stunden Manövrieren
sieht er endlich retirieren
siebenhundertfünfzig Mann.
Große Nation, ohne Zweifel!
Und er grinset wie der Teufel,
schreibet an Eugenien dann:

„Großer Sieg, Saarbruck genommen,
Luluchen ward mitgenommen
und im Feuer heut getauft;
hinterm Schuß sehr viel Courage!
hat bei Knechten der Bagage
Feindeskugeln sich gekauft.

Auch die erste Mitrailleuse
orgelt er mirakuleuse,
traf zwar nicht, Schreckschüsse sind's.
Muß ihn früh den Blutdurst lehren —
und wir nennen ihn mit Ehren
jetzt den Mitrailleusenprinz.

Jetzt Paris nur alarmieret,
kanoniert, illuminieret!
Ha! ich seh nur Brand und Blut!"
Warte, Korsenwolf, wir taufen
dich und deine Schergenhaufen
bald in deutscher Feuerglut! —

(Ditfurth, Historische Volks- und volkstümliche Lieder des Krieges von 1870—1871. Berlin, 1871. S. 36.)

Kutschkelied.

„Was kraucht dort in dem Busch herum?
ich glaub, es ist Napolium."
Was hat der 'rumzukrauchen dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!

„Dort haben sich im offnen Feld
noch rote Hosen aufgestellt!"
Was haben die da 'rumzustehn?
Drauf los, wir müssen sie besehn!

„Mit den Kanonen und Mamselln,
da knalln sie, daß die Ohren gelln."
Was haben sie da 'rum zu knalln?
Drauf, Kameraden, bis sie falln!

„Napolium, Napolium,
mit deiner Sache geht es krumm!"
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei
mit seiner ganzen Kaiserei!

(Ditfurth, ebenda, S. 44.)

Schlacht bei Mars la Tour oder Vionville (16. August 1870).

Es brüllt die Schlacht von Mars la Tour
und hagelt Blei und Tod.
Dort stehn die Brandenburger nur
und leiden große Not.
Da sprengt und ruft ein Offizier
durch Dampf und Donner durch:
„Vor, Halberstädter Kürassier,
und rettet Brandenburg!"

Sein Testament schreibt der Major
auf seinen Sattelknopf,
die Reiter biegen weit sich vor
bis auf den Pferdekopf.
Es jauchzen die Trompeten auf,
und die Standarte fliegt:
Marsch, marsch, in Gottes Namen drauf!
Haut ein, bis alles liegt!

So geht es drauf. Als Schmettow sie
zum Sammeln wieder ruft,
ist stumm des Feindes Batterie,
und Brandenburg hat Luft.
Doch was ist das? in Frankreich hat
es im August geschneit?
Da liegt das halbe Halberstadt
im weißen Waffenkleid.

Da liegen sie, da schlafen sie
den ehrenreichen Schlaf,
wie sie der Blitz der Batterie,
der Säbelhieb sie traf.
Doch — über ihren Häuptern fliegt
die Fahne hoch im Wind,
und König Wilhelm hat gesiegt,
und Deutschland, das gewinnt.

(Ditfurth, ebenda, S. 78.)

Schlacht bei Gravelotte oder Rezonville (18. August 1870).

Das war der Tag bei Gravelotte —
's war eine heiße Schlacht!
Wir kamen ins Gedränge
von der Franzosen Menge
und großen Übermacht.

Und immer neu stürmt Bazaine vor,
wollt uns erdrücken gar;
wir konnten uns kaum mehr schützen,
keine Hilfe uns unterstützen,
da war wohl groß die Gefahr.

Var Moltke reitet in Sorgen hinaus:
„Wo bleibt Franseckys Korps?"
Da sah er die Pommern kommen,
vom Abendrot umklommen,
Franseckys allen vor.

Vater Moltke schwang den Degen hoch
und rief entgegen laut:
„Vorwärts, ihr tapfern Scharen,
treibt dort den Feind zu Paaren,
auf euch hab ich vertraut!"

„Hurra! 's ist Vater Moltke selbst
und mitten im Schlachtgewühl!"
Vorwärts die Pommern stürmen,
ob sich die Höhn auch türmen,
übersät von Granatenspiel.

Bazaine grimmvoll wütet zwar
in seinem Zorne groß;
doch die Pommern niederschlagen
Franzosen, Turkos, Zuaven,
trotz ihrer Chassepots.

Und als Bazaine retiriert,
da reitet der alte Held
zu König Wilhelm wieder:
„Der Feind liegt vor uns nieder,
Eurer Majestät ist das Feld!"

(Ditfurth, ebenda, S. 81.)

Schlacht bei Sedan (1. September 1870).

Von Remilly sind wir die Nacht marschiert,
die Maas zur rechten Hand.
Der Weg, der ist ganz helle
vom Feuer in Bazeilles,
hat lichterloh gebrannt.

An der Bahnhofsbrück wurd Posto gefaßt,
bei sechs Stund ohngefähr.
Über Bazeilles auf den Höhen
tausend Wachtfeuer sind zu sehen
von der Franzosen Heer.

Und als es gegen vier Uhr kommt
und noch nicht aus die Nacht,
da müssen wir marschieren,
Franzosen zu attackieren,
zu einer großen Schlacht.

Den Bahnhof vorn, den nehmen wir,
da ging das Schießen an.
Mitrailleusen fahren hernieder
in unsre Reihn und Glieder,
daß tot bleibt mancher Mann.

Doch kommt uns frische Hilfe zu
wohl von dem Tannschen Korps.
Gleich geht es wieder ans Stürmen,

ob auch die Gefallnen sich türmen
und mancher sein Leben verlor.

Bazailles nehmen wir mit Sturm,
sie wehrten sich tapfer und gut;
selbst ihre Weiber und Kinder
sind gegen uns nicht minder,
sie schießen auf uns voll Wut.

Und immer kommen Franzosen mehr
aus ihrem Lager gerückt,
was wir auch mochten beginnen,
wir mußten wieder von hinnen,
durch ihre Macht erdrückt.

Die Weiber, wie die wilden Tier,
mit ihrer ruchlosen Hand,
sie warfen in die Flammen
unsre Verwundeten all zusammen —
bleibt ihnen ein ewige Schand.

Da stürzen wir aufs neue vor
in großem Zorn und Wut:
jedes Haus wird da genommen,
erschlagen, was entgegen gekommen,
der Ort steht in Feuersglut.

Drauf jagen wir sie von da hinweg
bis hinten in den Park,
da kommen wieder neue Kolonnen,
die nehmen uns, was wir eben gewonnen,
sie sind uns viel zu stark.

Ob unsre Batterien auch
von der andern Seite her
tapfer schießen in ihre Glieder,
das Glück geht für uns nieder,
wir haben's schlimm und schwer.

Sie stehen auf den Höhen fest
mit großer Übermacht:
ihr Mitrailleusenfeuer,
das wütet ganz ungeheuer,
erschrecklich ist die Schlacht.

Sechs Stunden hab'n wir in Minderzahl
gehalten tapfer stand;
können kaum mehr widerstehen,
wir müssen zugrunde gehen
oder weichen — das wär eine Schand.

Da kommt ein Offizier gesprengt
von unsern Chevauxlegers,
der ruft: „Die Sachsenbrüder kommen,
sie kommen in dicken Kolonnen,
sind da mit der ganzen Armee!"

Da schreien wir: „Viktoria!
Hurra, unsre Not ist aus!"
Und als die Sachsen aufmarschieren,
entgegen wir jubilieren,
daß es donnert und schallet weit hinaus.

Franzosen aber stehen fest
wie hinter Mauer und Turm;
ihre Schrapnells und Mitrailleusen
mit Hurra wir begrüßen,
wir gehen frisch zum Sturm.

Von nah und fern erschallt auch rings
Kanonendonner schwer;
unsre deutschen Brüder herschreiten
von allen vier Enden und Seiten
wohl um der Franzosen ihr Heer.

Und als nun Kronprinz von Preußen kommt,
nach unserm Kriegesplan,
da hat Mac Mahon müssen fliehen
und sich zurücke ziehen
wohl in die Festung Sedan.

Da sitzt er nun gefangen drin,
kann nicht mehr frei davon:
mit ihm ist auch verloren,
der uns den Tod geschworen,
Kaiser Napoleon.

Unsre Bomben, die fallen donnernd hinein,
steht manches Haus in Glut;
groß Schrecknis ist darinnen,
kann keiner nicht entrinnen,
geht ihnen aus der Mut.

Und als nun kommt der andre Tag,
da hat ihr Trutz ein End:
der Kaiser, Mac Mahon daneben,
sie müssen sich ergeben,
fünfzig Generäl in unsre Händ.

's ist geschehn, geschieht auch nimmer mehr
ein solcher Sieg wie hier!
Hundertzwanzigtausend gefangen,
zwölftausend Pferd wir erlangen,
viertausend Offizier.

Vierhundertfünfzig Kanonen auch,
hundertfünfzig Belagerungsstück,
fällt alles in unsre Hände,
dazu Kriegsbeut ohn Ende,
durch unser Waffenglück.

Gott hat geholfen wunderbar,
gebt ihm allein die Ehr!
Deutschland ist herrlich erstanden,
der Feind gemacht zuschanden,
gestürzt in Staub sein Heer!

Hurra, ihr Brüder, nach Paris,
bis Frankreich ist besiegt!
Den Frieden woll'n wir dort diktieren,
Frankreich die Lust soll verlieren,
daß es uns wieder bekriegt! —

(Ditfurth, ebenda, S. 87.

Bazaines Abschied.

Eugenie.

Will Bazaine sich ewig von mir wenden,
wo der Fritz mit unnahbaren Händen
immer näher auf den Hals mir rückt?
Wer schützt uns wohl künftighin vor Keile,
wenn dirs nicht, zu Frankreichs großem Heile,
nach Paris, zu mir zu kommen glückt? —

Bazaine.

Teures Weib, gebiete deinen Tränen;
nach Paris hin ist mein feurig Sehnen,
doch der Wilhelm macht sich hier zu breit.
Vertraue nur mit deiner Isabellen
und deinem Lulu dich den Wasserwellen,
in Calais liegt ja das Schiff bereit!

Eugenie.

Nimmer lausch ich deiner Waffen Schalle,
müßig liegst du hinter Metzens Walle,
und die grrande Nation, ach die, die stirbt!
Komm, Bazaine, ach komm, laß dich erweichen,
komm und such Paris noch zu erreichen,
eh der „schnelle Fritz" den Spaß verdirbt!

Bazaine.

Schon seit Wochen tue ich nun sinnen,
aus der Mausefalle zu entrinnen,
aber, Kais'rin, das verstehst du nich:
Draußen steht der Steinmetz vor dem Walle,
Wilhelm, Friedrich Karl und die alle —
Nee, Eugenie, 's geht dir wirklich nich!

(Ditfurth, ebenda, S. 93.)

Auf Bastion Nr. 53 vor Straßburg.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Sept. 1870.

Auf Nummer Dreiundfünfzig
da ist es still und leer,
es regt sich auf der Schanze
auch kein Chaßpötchen mehr.
Und um die zehnte Stunde,
wo alles dunkel schon,
da schleichen ihrer sieben
wir hin nach der Bastion.

Dort vor den Mauern stehet
ein Palisaden-Wald,
sechs Fuß hoch — doch er bietet
uns keinen weitern Halt.
„Heraus mit diesen Dingern!"
befiehlt der Herr Major,
„schon längst zum Kaffeekochen
ich mir dies Zeug erkor!"

Vier Palisaden fallen,
der Durchgang ist gemacht,
und nach dem Walle schleichen
wir Sieben stumm und sacht.
von rechts und links fliegt singend
ein Kügelchen herbei,
auch Bomben und Granätchen,
die fehlen nicht dabei.

Doch allen diesen Dingern
sind wir ja längst bekannt,
sie bringen Abendgrüße
von Uhrich hergesandt;
von Uhrich, der geschworen,
daß er sich nicht ergibt,
ob auch das schöne Straßburg
in Trümmer ganz zerstiebt.

Wir stehen vor der Mauer,
zwölf Fuß hoch ist die Wehr.
„Hier müssen wir hinüber!"
ruft unser Kommandeur,
und schnell wird angegriffen,
drei heben uns hinauf,
der Herr Major der erste,
wir nach im Siegeslauf.

Und obendrauf da spähen
umher wir überall,
verlassen und verödet
ist rings der ganze Wall.
Kein Feind mehr zu erblicken,
und alles still und stumm,
nur hinten, an dem Wasser,
da kriechen sie herum.

Im Wall ist eine Pforte,
verschlossen zwar die Tür,
doch einge Pioniere,
die schaffen Eingang hier.
Mit Sägen, Bohrern, Beilen
bewaffnet, kommen sie,
und nach zweistündger Arbeit
belohnt sich ihre Müh.

Es wankt, es bricht und sinket
das starke Eisentor,
und wir, wir stehn gerüstet
und schußbereit davor.
Doch durch die dunkle Pforte
ertönt keins Feindes Schuß,
ein leises Hurra! klinget
von uns als Morgengruß.

Wir dringen bis ans Ende
und stellen Posten aus,
dicht vor uns, da liegt Straßburg,
zerschossen Haus für Haus,
dies war die erste Wache
auf feindlicher Bastion,
und wir die ersten Sieben
vom zweiten Bataillon.

(Ditfurth, ebenda, II. Teil, S. 128.)

Brandenborschet Landwehrlied.

(Middelmärkisch.)

Nu, Vaddermann, de Seiße furt
un fott de Dunderküle,
schnäll üm de Plempe met'n Gurt,
den Affen up de Büle;
fix sette di in Posentur
un loop nich wackelbeenig,
wies wedder dine Klopp-Natur:
et geit för unsen König!

Da Landwehr geiht nach Frankreich 'rin,
de Linje is all dringer;
nu schlah dir allens ut 'n Sinn,
de Wirtschaft, Frau un Kinger.
Frankreich is uter Rand un Band,
drüm rüste di un höre:
et geit för 't deutsche Vaderland,
et geit för unse Ehre.

In Spanjen fung der Rummel an,
da woll'n se 'n König wählen;
Prinz Leopold war der rechte Mann,
den dähden se drüm quälen.
Und as he hadde tugesäht,
der Prinz von Hohenzolldern,
hat sich Napoljon upgebläht,
fung schmählich an tu koldern.

Flux säht he unsen König an,
he wulle dät nich liden;
drup het de Krone utgeschlahn
der Prinz üm'n liewen Frieden,
doch Musje Bonaparte will,
der König soll kaviren,
dät gar keen Hohenzolldern süll
in Spanjen mal regieren.

Un Willem sett den Helm sich up,
denn he word bitterböse,
un säht tu Moltken: Nu man drup
up Schaßpo, Medralljöse!
Und allens nu marschierde los
ut alle deutsche Länder;
denk di Bismarckens Freude bloß,
as allens bei eenänder!

Nu wettste, Vaddermann, wu't gung —
Kotts Bomben und Granaten!
Der Kronprinz namm den Feind bei'n Schlung
als dunne de Kroaten;
und Friedrich Karl un Steinmetz joog
mank Turkos un Zefire;
wat örgend man Pumphosen droog,
det kreeg ook allens Schmiere.

Der gröttste Schnitt war äwer doch
da an de belj'sche Gränze;
Mac Mahons Kohr satt da in't Loch.
kreeg fast de Pestellänze,
un wußte nu nich in, nich ut,
Napoljon het drüm schräwen —
denn he war midden in den Klut —
dät se sich wull'n ergäwen.

Hurra, det war 'n schöner Dag
för König un Soldaten!
denn hundertdausend up 'n Schlag
met öhren Potendaten
marschirden nu nah Deutschland 'rin,
doch ahne de Gewehre,
un unse Lüdens frommer Sinn
gaf Gott alleen de Ehre.

Doch, Vaddermann, bei all det Glück
un all die Heldentaten,
kehrt mänjer doch nich mehr turügg
von unse Kameraten,
so mänjer storf den Ehrendood
un füll et nich erläwen,
dät sich Paris in sine Not
ook endlich het ergäwen.

Nu förwards, olle Jung, in't Feld,
de Isenbahn het Ile!
Hurra, juchhei, de ganze Welt
allwile is mobile.
Nu schenk noch fix 'n Landstorm in:
nu marsch in Gottes Namen!
So wahr ick Brandenbörger bin,
se luren, dät wi kämen!

(Ditfurth, ebenda, I. Teil, S. 113.)

Korporal Dettenhofer.

„Frisch auf, seids lustig, ihr Schwalangschier,
mir sein kommandiert zum Ekelier[1]!"
Korporal Dettenhofer reit't aus mit zehn Mann,
die fürcht'n koan Teixl, sein allzeit frisch dran.

Es schaugt zu Nacht was in der Fern,
reit't frisch drauf zu. „Gotts Blitz und Stern,
das sein ja Französle!" Die käm'n gezog'n
mit etliche Bayern, die hab'ns gefang'n.

Drei Offizier und an die zwölf Mann,
schreit einer d' Schwalangschierer gleich an:
„Zurück, sonst seid's g'fangne Leut!
Franzos'n, die stehn ja weit und breit."

„Mir sein nix g'fangt! Schwalangschierer, haut's ein!"
schreit Dettenhofer, sprengt unter sie 'nein.
Hurra! die tapfern Schwalangschier,
die haun frisch ein, ganz ohne Schenier.

Ein Teil hauns nieder, ein Teil jag'ns in d'Flucht;
itzt krieg'n d' g'fangnen Bayern a Luft,
schlag'n mit g'salzne Faustknedl drauf;
bal alle Französle sein käm'n in Lauf.

„Korporal Dettenhofer, du dunderschlächtinga Held,
bist ja bein Teixl wie Siemson im Feld!"
So red'n d' Offizier und reich'n eam d' Händ —
sein g'wes'n die Braven vom Leibregiment.

Da schreiens hoch auf: Viktoria!
und kehr'n zum Regiment — hurra!
Französle, die laufen, schaugt keiner mehr um. —
Korporal Dettenhofer hast Ehr und groß'n Ruhm!

(Ditfurth, ebenda, I. Teil, S. 150.)

[1] Ekelier = Eklairieren.

Das 1. Bataillon des 9. Grenadier-Regiments (Colbergisches) im Gefecht bei Pontarlier am 1. Febr. 1871.

Es war im rauhen Jura,
es war bei Pontarlier,
da haben wir gestritten
im blutgemischten Schnee.
Der Franzmann mit sechstausend Mann
griff ungestüm fünfhundert an
vom ersten Bataillon.

Es sprach zu unserm Oberst
des Feindes General:
„Wir haben euch umzingelt
mit zwölffach größrer Zahl;
den Degen her, streckt das Gewehr!
Es kann sich doch nicht halten mehr
das erste Bataillon."

Der Oberst sprach: „Verloren
bist du mein Bataillon!
Doch noch verlangte Colberg
vom Feinde nie Pardon.
Und wenn der Schnee gleich blutgetränkt,
noch wird die Fahne hoch geschwenkt
vom ersten Bataillon!"

Und Colbergs Grenadiere,
sie standen felsenfest,
bis von des Juras Spitze
der Ruf sich hören läßt:
Hurra, hurra! auch wir sind da,
die Füsiliere, die sind nah,
und's zweite Bataillon!

Dem Oberst rinnt die Träne
die Heldenwang hinab.
Drauf ging es auf den Franzmann,
bis Fersengeld er gab.
„Den Degen her, streckt das Gewehr!"
so schallt es hinterm Franzmann her
aus jedem Bataillon.

Sie taten, was sie sollten,
es war bei Pontarlier!
Wir werden's nie vergessen,
das Blut im tiefen Schnee,
die vielen Kameraden wert,
die ausruhn dort in kühler Erd,
vom ersten Bataillon!

(Ditfurth, ebenda, S. 169.)

Die vorklassische Ballade

(von ungefähr 1750 bis 1780).

Es war meine Absicht, die Balladen Bürgers, Goethes und Schillers und einige Dichtungen Herders in einer besonderen Serie zusammenzustellen. Diese Serie sollte die klassische Ballade — die erste Blütezeit der deutschen Kunstballade — repräsentieren. Eine Einleitung zu diesem Abschnitte soll nun die vorklassische Ballade bilden, die mehr durch ihre Entwicklung, mehr durch charaktervolle als durch künstlerische Qualitäten interessant ist. Es wurde mir allerdings nicht leicht, diese vorklassische Ballade ganz von der klassischen zu trennen, denn ihre späteren Vertreter sind bereits durch Bürger beeinflußt, wie z. B. die Gebr. Grafen Stolberg und der derbe Ludwig Philipp Hahn. Trotzdem glaubte ich alle diese „Primitiven" und literar- und kulturgeschichtlich interessanten Charakterköpfe in einem besonderen Abschnitt zusammenstellen zu müssen. Auch sie unter sich zu ordnen, war nicht ganz leicht. Ich habe sie schließlich so aneinandergereiht — jedoch auch unter Berücksichtigung des Alters der Autoren und der Entstehungszeit ihrer Dichtungen —, daß die Entwicklung und die Gruppen der Ballade erkenntlich werden.

Einige Fabeln und Erzählungen Gellerts und Lichtwers schicke ich voraus, weil diese Dichtungsart an sich — als charakteristische des Rokokozeitalters — interessant ist und andrerseits den späteren Stil, auch den der Ballade, durch ihren nüchternen Realismus, durch ihre hausbackene Ironie beeinflußt hat. Selbstverständlich ist es hier nicht angebracht, auch von den späteren Fabeldichtern — Gleim, Pfeffel, Michaelis u. a. — Proben zu bringen. Nicht unerwähnt lassen will ich Hagedorns bekannte Erzählung „Johann der Seifensieder". — Der Ton des Hans Sachs klingt nach oder besser wieder auf in einigen Legenden Zachariaes, er wird bekanntlich von Goethe wieder aufgenommen.

Es ist zunächst die Zeit der falschen — parodischen — Volksballade (im Bänkelsängerton), der moralisierenden Sittenballade, deren Motive Mordtaten, Ehegeschichten u. dgl. sind. Ihre Hauptvertreter sind Gleim und Löwen. Eine Abart dieser parodischen Ballade ist die etwas später aufkommende, vorzugsweise Motive aus der griechischen Mythologie (Ovid) verwertende, aber ebenfalls parodische Ballade. Ihr Hauptvertreter ist Schiebeler, ein echter Rokokopoet. Andre Vertreter dieser bänkelsängerischen, burlesk-mythologischen, plumpwitzigen, „in Reifrock und Toupet sich spreizenden" Rokokoromanze sind Chr. Felix Weiße, J. A. Weppen; selbst Dichter wie J. G. Jacobi und F. W. Gotter huldigen ihr noch. Nicht von jedem dieser Dichter sind hier Balladen aufgenommen. — Die Muster dieser Dichter waren einesteils die graziösen, dem Volksliede nahestehenden Gedichte des Spaniers Don Luis de Gongora (1561—1627) und die ironisierenden Romanzen des Franzosen Moncrif (1687—1770). Diese Dichter führten „Gleim zu der falschen Ansicht, daß ein parodistischer Ton in der Romanze vorherrschen müsse, und so kam er dazu, diese Gattung mit den deutschen Bänkelsängerliedern zu identifizieren, welche den Besuchern von Jahrmärkten und Messen berühmte blutige Begebenheiten in burlesk-komischem, marktschreierischem Tone erzählten, — ein Irrtum, durch welchen die episch-lyrische Poesie für einige Zeit auf ein sehr tiefes Niveau herabsank, von welchem sie erst Bürgers kräftige Hand wieder emporhob." Ich muß freilich bekennen, daß diese Romanzen grade wegen ihres bänkelsängerischen Tones immer wieder reizvoll auf mich gewirkt haben; ich kann nicht verhehlen, daß ich diesen Stil als einen eigentümlichen balladesken, als einen Vorklang der sozialen Ballade empfinde. — Gleim hat durch seine 1756 erschienenen „Romanzen" den vergessenen Namen wieder in die Literatur eingeführt.

Die eigentliche Ritter-, Räuber- und Gespensterballade entwickelt sich dann ebenfalls um diese Zeit. Ihre Hauptvertreter sind Schubart, die Gebrüder Stolberg, Hölty, Göckingk u. a. Auch Bürger gehört ihr noch an, wie sie überhaupt vorzugsweise im Kreise des Hainbundes gepflegt wird. Sie nimmt schon nationale Allüren an, bereitet die Romantik vor und findet ihre Fortsetzung tatsächlich in der nachklassischen vulgärromantischen Ballade der Vulpius u. a. Übrigens ist die Schar dieser Balladendichter unzählig. Nur einige typische Beispiele konnten hier wiedergegeben werden.

Auch zwischen Klopstocks Oden findet man einige balladenartige Dichtungen, die ich hier besonders gern aufgenommen habe. Die von ihm repräsentierte Richtung des Bardengesanges war allerdings eine wesentlich lyrische. Charakteristisch für die Zeit war die Begeisterung für Ossian. Dies und der seelenvolle balladeske Klang der Lieder Ossians hat mich veranlaßt, zwei Stücke aus dem Ossian in einer Übersetzung aus jener Zeit (Herder) hier aufzunehmen. Von dem Barden Denis teile ich die Nachdichtung eines Eddaliedes mit.

Endlich gehören dieser Sphäre zeitlich noch einige echte Poeten an, wie Claudius, Pfeffel Lenz, Maler Müller, Jung Stilling, deren Balladen, Anekdoten usw. den Volkston treffen und auch zum Teil volkstümlich geworden sind. Zu den merkwürdigsten Balladen der Zeit gehört jedenfalls L. Ph. Hahns derbkräftige Bauernballade „Zill und Marie". Bemerkenswert sind auch Joh. H. Voß' schlichte liedartige Balladen. Der parodistische Ton wird von Blumauer in seiner Äneis wieder aufgenommen. Es hätte zu weit geführt, etwa auch aus Kortums Jobsiade einige Stücke wiederzugeben.

In den bibliographischen Notizen bei jedem Dichter werden nur die hauptsächlichsten lyrischen und epischen Werke des betreffenden Dichters angegeben. Dies gilt auch für alle weiteren Abschnitte der Sammlung. Die Orthographie ist im allgemeinen die heutige, doch unter Berücksichtigung dieser und jener Eigenart der Originale. Weitere Abweichungen sind am Orte selbst bemerkt.

Christian Fürchtegott Gellert.

Geb. am 4. Juli 1715 in Hainichen im sächsischen Erzgebirge, gest. am 13. Dezember 1769 zu Leipzig.

Fabeln und Erzählungen, 1746 und 1748. Sämtliche Schriften 1769—74. — Gewisse stilistische Eigentümlichkeiten, Humor und Ironie dieser moralischen Erzählungen der Rokokozeit weisen auf den älteren Schwank zurück und klingen in der späteren Schwankballade der Biedermeierzeit nach, vgl. z. B. Langbeins Dichtungen.

Der Prozeß.

Ja, ja, Prozesse müssen sein;
gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
wie könnt alsdann das Mein und Dein
bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
drum, Bruder, recht und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
doch gib nicht nach, setz alles auf
und laß dem Handel seinen Lauf;
denn Recht muß doch Recht bleiben.

*

Was sprecht Ihr, Nachbar? dieser Rain,
der sollte, meint Ihr, Euer sein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter, nicht, Ihr irrt;
ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,
von denen jeder sagen wird,
daß lange vor der Schwedenzeit — —"

Gevatter, Ihr seid nicht gescheit!
versteht Ihr mich? Ich will Euch's lehren,
daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
das Recht, das soll den Ausspruch tun.
So saget Kunz, schlägt in die Hand
und rückt den spitzen Hut die Quere.
„Ja, eh ich diesen Rain entbehre,
so meid ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
er eilet nach der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advokat,
war kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich sein?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, stellt das Reden ein,
sonst werd ich, diesen Schimpf zu rächen,
gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.

Ich sag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
greift in den Zaum und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
mein Nachbar, der infame Mann,
der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen —
der, denkt nur, spricht, der schmale Rain,
der zwischen unsern Feldern lieget,
der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Kuh,
sechs Scheffel Haber noch dazu!
(hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O, dient mir wider ihn und helft die Sach entscheiden.

Kein Mensch, versetzt Herr Glimpf, dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
aus Euren Reden zeigt es sich.
Genug! verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
dies tut kein ehrlicher Jurist;
doch dieses könnt Ihr leicht erfahren,
ob ein Prozeß seit zwanzig Jahren
von mir verloren worden ist!
Ich will Euch Eure Sache führen,
ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort. Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
ich halte, was ich Euch versprach.

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geschrieben;
das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
und fünfundzwanzig müssen schwören,
und diese schwören insgesamt,
daß, wie die alte Nachricht lehrte,
der Rain ihm gar nicht zugehörte.

Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
doch im Vertraun gered't, ich dächte,
du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urteil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Klienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
ich schwör Euch, endlich durchzudringen;
doch —"

Herr, ich hör es schon, ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit;
allein warum so lange Zeit?
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urteil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
allein was tuts, daß Haus und Hof verstritten
und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
O! ruft er, lernt von mir, den Streit aufs höchste treiben;
ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

* * *

Magnus Gottfried Lichtwer.

Geb. am 13. Januar 1719 zu Wurzen, gest. am 6. Juli 1783. Vier Bücher äsopischer Fabeln 1748. Schriften 1828.

Die seltsamen Menschen[1].

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen scharenweise
und grüßten ihren Freund, so pflegt es zu geschehn.
Da hieß es allemal: „Uns freut von ganzer Seele,
dich hier zu sehn, und nun: erzähle!"
Was ward da nicht erzählt! „Hört," sprach er einst, „ihr wißt,
wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist.
Elfhundert Meilen hinter ihnen
sind Menschen, die mir seltsam schienen:
sie sitzen oft bis in die Nacht
beisammen fest auf einer Stelle
und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht,
es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
zwei Heer im Kampfe stehn; sollt auch der Himmel schon
mit Krachen seinen Einfall drohn,
sie blieben ungestöret sitzen.
Denn sie sind taub und stumm, doch läßt sich dann und wann
ein halb gebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
der nicht zusammenhängt und wenig sagen kann,
ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen;
denn wenn dergleichen Ding geschieht,
so pflegt man öfters hinzugehen,
daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Gebärden
aus dem Gemüte kommen werden,
die ich an ihnen sah: Verzweiflung, Raserei,
boshafte Freud und Angst dabei,
die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör ich euch,
an Wut den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
an Angst den Missetätern gleich."
„Allein was ist ihr Zweck?" so fragten hier die Freunde,
„vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?"
„Ach nein!" — „So suchen sie der Weisen Stein?"
— „Ihr irrt."
„So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?"
„Nein!" — „So bereun sie alte Sünden?"
„Das ist es alles nicht." — „So sind sie gar verwirrt;
wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
noch sehn, was tun sie denn?" — „Sie spielen."

[1] Ebenfalls Beispiel einer Erzählung wie das vorige Gedicht.

Die Katzen und der Hausherr.

Tier und Menschen schliefen feste,
selbst der Hausprophete schwieg,
als ein Schwarm geschwänzter Gäste
von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
stimmten sie ihr Liedchen an,
so ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murrners Schwiegervater,
schlug den Takt erbärmlich schön,
und zween abgelebte Kater
quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzten alle Katzen,
poltern, lärmen, daß es kracht,
zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
in dem finstern Saal herum,
schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
wirft ein Dutzend Schalen um.

Stolpert über eigne Späne,
stürzt im Fallen auf die Uhr
und zerbricht zwo Reihen Zähne:
blinder Eifer schadet nur.

* * *

Justus Friedrich Wilhelm Zachariae.

Geb. am 21. Mai 1726 zu Frankenhausen in Thüringen, gest. am 30. Januar 1777. — Scherzhafte epische Poesien 1754. Poetische Schriften 1763/65. Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier 1771. Zwei neue schöne Märlein 1772.

Sankt Peter, der Gott sein wollte[1].

Sankt Peter ging einst über Feld
mit seinem Meister. Von der Welt
und ihrer besseren Regierung,
von aller Sachen weisern Führung,
sprach er da viel und mancherlei.
Zuletzt ward er so dreist und frei,
daß er vor Überklugheit schwur:
Wär ich, wie du, Herr der Natur,
so sollte mir's ganz anders gehn,
als wie man es bisher gesehn!
Laß einen Tag mich Gott nur sein,
und Mensch und Vieh soll sich erfreun.

Sein Meister lächelte und sprach:
Ich gebe deinen Wünschen nach
und trete dir die Herrschaft ab.
Da! nimm auf heute meinen Stab;
regier die Welt und gib wohl acht!
Dein Regiment dau'rt bis zur Nacht,
dann will ich's wieder übernehmen;
bis dahin laß ich dich bezähmen.

Sankt Peter nahm mit großen Freuden
den Stab des Meisters, — als sich beiden,
da eben itzt das Morgenrot
den ersten Gruß der Erde bot,

[1] Beispiel einer im volkstümlichen Legendenton gehaltenen Erzählung — nach Art des Hans Sachs.

ein Weib bei einem Dorfe naht,
die hart an eine Wiese trat
und, so wie es ihr Mann ihr hieß,
da eine Ziege laufen ließ.
Sie sagte ziemlich laut für sich:
lauf weiter, Gott behüte dich!
Hörst du? (fing drauf der Heiland an)
was sie für einen Wunsch getan?
Du bist, so wie du mich gebeten,
auf heut an Gottes Statt getreten;
drum hat dies Weib dir zu gebieten,
und du mußt ihre Ziege hüten.
Tu also, was man dir bestimmt,
und daß sie ja nicht Schaden nimmt!

Sankt Petern kam dies ungelegen;
allein hier half kein lang Erwägen.
Er mußte seiner Ziege nach,
die itzo durchs Gesträuche brach,
bald an dem Zaun ihr Futter nagt,
bald auf den Weidenbaum sich wagt;
dies währte so den ganzen Tag,
daß er für Hitz und Durst erlag.
Sie lief die Klippen auf und nieder,
strich durch die Wälder hin und wieder;
durch Sumpf und Moor, durch Busch und Hecken,
blieb öfters in den Dornen stecken,
woraus Sankt Peter ganz im Schweiß
sie mit viel Arbeit, Müh und Fleiß
herausziehn mußte. Voller Zorn
nahm er sie endlich bei dem Horn
und brachte sie der Frau zurück,
so wie der letzte Sonnenblick
am Horizont verschwunden war.
Kaum ward er seines Herrn gewahr,
so rief er kraftlos, schwach und matt:
ich bin des Weltregierens satt!
Ich Tor? wie? Ich will der Natur
und all und jeder Kreatur,
vom Menschen bis zum Vieh gebieten
und kann kaum eine Ziege hüten?
Nimm deinen Stab, Herr, wieder hin,
ich will gern bleiben, wer ich bin!

* * *

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Geb. am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, gest. am 18. Februar 1803 zu Halberstadt.

Versuch in scherzhaften Liedern 1744 und 1745, 1758. Lieder 1745. Fabeln 1756 und 1757. Romanzen 1756. Lieder, Fabeln und Romanzen 1758. Preußische Kriegslieder 1757. Neue Lieder 1767. Romanzen 1777. — Sämtliche Werke, herausg. von W. Körte 1811—1813; Leipzig 1841.

Marianne.

Traurige und betrübte Folgen der schändlichen Eifersucht wie auch heilsamer Unterricht, daß Eltern, die ihre Kinder lieben, sie zu keiner Heirat zwingen, sondern ihnen ihren freien Willen lassen sollen, enthalten in der Geschichte Herrn Isaak Veltens, der sich am 11. April 1756 zu Berlin eigenhändig umgebracht, nachdem er seine getreue Ehegattin Marianne und derselben unschuldigen Liebhaber jämmerlich ermordet.

Die Eh ist für uns arme Sünder
ein Marterstand;
drum Eltern, zwingt doch keine Kinder
ins Eheband.

Es hilft zum höchsten Glück der Liebe
kein Rittergut;
es helfen zarte, keusche Triebe,
und frisches Blut.

Dies wußte Fräulein Marianne
so gut als ich!
Dem schönsten, jüngsten, treusten Manne
ergab sie sich.
Mama! sprach sie, ich bin zum Freien
nicht mehr zu jung,
und einem Manne mich zu weihen,
schon klug genung.

Ich kann es länger nicht verhehlen
in meinem Sinn,
Mama! daß ich von Grund der Seelen
verliebet bin.
Verliebt? in wen? — Ich will ihn nennen,
ich will, allein,
Sie müssen ihn nicht hassen können
und gnädig sein.

Versprechen Sie mir das, Mamachen!
sein Sie so gut,
dann weiß ich ja, daß mein Papachen
es auch gleich tut!
Leander — ach, Sie wollen schelten,
ich seh es schon!
Leander? Kind? — O nein! Herr Velten
sei Schwiegersohn!

Ja, ja, Herrn Velten sollst du nehmen,
denn der hat Geld,
und du mußt dich zu dem bequemen,
was mir gefällt.
Wie können junge Mädchen wissen,
was nützlich ist?
Die meisten sind verpicht aufs Küssen,
wie du auch bist.

Herr Velten soll ich? ach! ich Arme,
was soll mir der?
Ach, daß der Himmel sich erbarme!
was soll mir der?
Es schwillt von Millionen Tränen
ihr Angesicht.
Und tausendmal sagt sie mit Stöhnen:
ich will ihn nicht.

Du willst ihn nicht? Ich muß nur lachen,
sagt drauf Mama.
Wir wollen dir den Willen machen,
ich und Papa.
Man zwinget sie in einen Wagen,
hält sie vermummt;
man bittet sie noch, ja zu sagen,
und sie verstummt!

Sie sieht, nach einer kurzen Reise,
sich eingesperrt,
wo, nach beliebter alten Weise,
die Nonne plärrt;
da soll sie beten und nicht lieben:
allein sie weint,
sie weint und will sich tot betrüben
um ihren Freund.

Einst aber geht mit schwarzer Lüge
Mama zu ihr;
mein Kind! sagt sie, kennst du die Züge
des Schreibens hier?
Der ew'ge Treue dir geschworen,
hat sie verfehlt.
Leander ist für dich verloren,
er ist vermählt.

Schnell rollt in einem goldnen Wagen
Herr Velten her;
auch kommt ein Mann mit weißem Kragen
von ohngefähr!
Gequälet wird von Jung und Alten
das arme Kind,
und die Verlöbnis wird gehalten,
ach, wie geschwind!

Nun freut ein Haufen Anverwandten
sich auf den Tanz,
nun binden Mutter, Nichten, Tanten
am Jungferkranz;
nun schickt sich zu drei wilden Tagen
das ganze Haus,
und Priester gehn mit leeren Magen
zum Hochzeitsschmaus!

Nur für die Braut ist keine Freude
und keine Lust.
Sie quält sich mit geheimem Leide
tief in der Brust,
mit Zittern höret sie den Segen
vorm Altar an;
und seufzt, bei lauten Herzensschlägen:
ach, welch ein Mann!

Am Abend mehret sich ihr Jammer
und ihre Pein;
denn, ach! sie soll nun in die Kammer
mit ihm hinein!
Wie man ein Lamm zur Schlachtbank führet,
so führt man sie;
seht, spricht Mama, wie sie sich zieret,
die Närrin die!

Jedoch, sie war am frühen Morgen
nun eine Frau.
Sie teilte nun des Mannes Sorgen,
war nun genau,
ihm seine Wirtschaft recht zu führen,
so Tag als Nacht,
und keinen Heller zu verlieren,
war sie bedacht.

Ach, aber ach! geheime Schmerzen
verzehren sie!
Leander herrscht in ihrem Herzen
so spät als früh.
Ach wie mag er um mich sich kränken?
Lebt er wohl noch?
Sie will nicht mehr an ihn gedenken
und tut es doch.

Oft sitzt sie neben einer Linde
und spricht mit sich:
Ach! an ihn denken, das ist Sünde!
und die tu ich!
Könnt ich sie meiden, nicht mehr wissen
im fünften Jahr,
daß, ach! Leander meinen Küssen
einst lieber war!

Von so schwermütigen Gedanken
wird sie geplagt,
sie schränkt in heilge Eheschranken
sich ein und klagt.
Einst, als sie sich dem Gram ergiebet
und einsam sitzt
und ihrem Ehmann, den sie liebet,
mit Spinnen nützt,

da tritt er in das stille Zimmer
vergnügt herein
und bittet sie, doch nur nicht immer
betrübt zu sein.
Ihm folgt ein Kaufmann, der Juwelen
und Perlen trägt
und der im Innersten der Seelen
Betrübnis hegt.

Kind, spricht er, kauf dir von den Waren,
was dir gefällt!
Wir dürfen ja nicht immer sparen,
sieh, hier ist Geld!
Er gibt zwölf Taler ungezählet
und pfeift und lacht
und geht, weil ihm ein Braten fehlet,
hin auf die Jagd.

Nun steht, mit zitternden Gebärden,
der Kaufmann da,
voll Furcht, von der gehaßt zu werden,
die ihn itzt sah;
weil von den Rosen seiner Wangen
ein langer Bart
herab hing und, wie sie vergangen,
gesehen ward.

Die Augen niederwärts geschlagen,
sieht sie ihn an;
was habt Ihr, fängt sie an zu fragen,
mein lieber Mann?
Er zeigt ihr seine Waren, schweiget
und spricht kein Wort,
doch geht, so oft er ihr was zeiget,
ein Seufzer fort.

Ach, denkt sie, warum so betrübet?
er jammert mich!
sein Gram ist groß, gewiß er liebet
und seufzt, wie ich.
Sie fragt ihn: Was für stille Schmerzen
erduldet Ihr?
Ist Liebesgram in Eurem Herzen?
so sagt es mir.

Der Gram, mit welchem ich mich quäle,
verzehret mich!
Madam, er bleibt in meiner Seele
wohl ewiglich.
Ein einz'ges Kleinod war auf Erden,
das wünscht ich mir!
Dadurch der Glücklichste zu werden,
das wünscht ich mir!

Ich bat zu Gott, es mir zu geben
zum Eigentum.
Mein Hab und Gut und selbst mein Leben
bot ich darum!
Mein einz'ger Wunsch und meine Freude
war, es zu sehn.
Wie war es meiner Augen Weide!
wie war's so schön!

Ach aber, ach in tausend Stücken
zerriß der Schmerz,
der nicht mit Worten auszudrücken,
mein armes Herz!
Verzweiflung, Treue, Glück und Ehre
bestritt mein Haupt,
als ich vernahm, mein Kleinod wäre
mir weggeraubt!

Was war es, sagt's, ich möcht es wissen:
welch Kleinod kann
Euch so betrüben? darf ich's wissen?
mein lieber Mann!
Ich dächt, Euch wär das Leben lieber
als Stein und Gold,
mich wundert's, daß Ihr Euch darüber
tot grämen wollt.

Madam, was von entfernten Mohren
der Geiz sich holt,
ist Kleinigkeit! Was ich verloren,
ersetzt kein Gold!
Es war mir teurer als mein Leben,
als alles Geld,
ach, was hätt ich darum gegeben?
die ganze Welt.

Einst malt ich mir aus dem Gedächtnis
das werte Bild,
des Himmels einziges Vermächtnis,
das Kummer stillt.
Ein Bild ist es, darum Ihr klaget?
ach zeigt es mir!
Er zieht es aus dem Busen, saget:
hier ist es, hier!

Sie nimmt es hin. Er sieht's mit Freuden
in ihrer Hand.
Es war gehüllt in Gold und Seiden,
auswendig stand:
Von meinen zärtlich treuen Tränen
entsteht ein Bach;
und dieses ist das Bild der Schönen,
ach, Himmel, ach!

Sie macht es auf — allein erblasset,
vom Schreck erfüllt,
fällt sie in Ohnmacht, denn sie fasset
ihr eignes Bild.
Ach Marianne, Marianne!
ach stirb doch nicht!
ach sieh mich, Engel! ach ermanne
dein schön Gesicht!

Erweckt vom Schalle dieser Worte
kommt sie zu sich.
Freund, spricht sie, flieh von diesem Orte,
Freund, meide mich!
Ein andrer, saget die Getreue,
hat meine Hand!
Entferne dich, denn meine Treue
hält ihm Bestand.

Er eilt, gehorsam dem Befehle,
urplötzlich fort.
Ach, seufzt er, ach, geliebte Seele
nur noch ein Wort.
Ich sterb um dich. Er faßt im Gehen
die Hand ihr an;
zum letztenmal will er sie sehen, —
da kommt der Mann.

Stirb, sagt er, Räuber meiner Ehre,
mit tausend Schmerz!
Er tobt und stößt mit Mordgewehre
durch beider Herz.
Leander stirbt! Und Marianne
spricht: Gott Lob, ich
verdient es nicht. Sie spricht zum Manne:
Du jammerst mich!

Nun hat er keine frohe Stunde,
des Nachts erscheint
die treue Gattin, zeigt die Wunde
dem Mann und weint.
Ein klägliches Gewinsel irret
um ihn herum,
ihn reut die Tat, er wird verwirret, —
er bringt sich um.

Beim Hören dieser Mordgeschichte
sieht jedermann
mit liebreich freundlichem Gesichte
sein Weibchen an
und denkt: wenn ich es einst so fände,
so dächt ich dies:
sie geben sich ja nur die Hände,
das ist gewiß!

* * *

Johann Friedrich Löwen.

Geb. 1729 zu Klausthal im Harz, gest. am 23. Dezember 1771 zu Rostock.

Romanzen nebst anderen komischen Gedichten 1762. Schriften, 4 Teile 1765. — Eine in die folgende Auswahl nicht aufgenommene Ballade Löwens führt den Titel: „Zuverlässige Geschichte von einem in der Hitze der Begeisterung mit einem Federmesser sich selbst geblendeten Dichter nebst einem angehängten wohlmeinenden Warnungsmittel."

Erste Romanze.

Der in dem blutigen doch mutigen Treffen bei Roßbach den 5. November 1757 verwundete und von seiner gnädigen Frau Mama beweinte Junker Hans aus Schwaben.

Ein Junker aus dem Schwabenland
sollt nach des Vaters Willen
einst rühmlich im Soldatenstand
den Durst nach Ehre stillen.

Die Post erscholl: Der Krieg ist nah!
Hans, der nach Ehre strebte,
zog hin, es schrie die Frau Mama,
das Fräulein Schwester bebte.

Bei seines Kreises Kontingent
stieg er zum Leutnant plötzlich;
und prügelte beim Element!
den Musketier entsetzlich.

Nach Sachsen ging der Schneckenzug,
die Feinde dort zu schauen;
doch ihm und manchem Schwaben schlug
das Herz vor Furcht und Grauen.

Bekannter ist die große Schlacht,
als daß man sie beschreibe.
Hans rief: Halt! richtet euch! gebt acht!
und habt ein Herz im Leibe!

Doch alle wurden blind und taub
für Müllers Höllenschlünden,
sie zitterten wie Espenlaub
und flohn nach Roßbachs Gründen.

Da kam ein tapfrer Totenkopf
dem Schwaben auf den Hacken;
er spaltete des Junkers Zopf
und schlitzt ihm beide Backen.

Schießt, rief er: Bursche nur nicht mehr,
sonst sterbt ihr sonder Zweifel.
Und zitternd warfen sie Gewehr
und Schnappsack zu dem Teufel.

Die Helden liefen; blutend lief
ihr Leutnant in der Mitten.
Der Zopf war fort, das Maul hing schief,
der Backen war zerschnitten.

Er kam, es sei dem Himmel Dank!
noch mit geraden Beinen,
als die Mama gleich Kaffee trank,
zu den geliebten Seinen.

Ach Hänschen! rief ihr blasser Mund;
ach! war der Schwester Schreien, —
ach! heulte selbst der Hühnerhund,
und Jäger und Lakaien.

Der Vater rief: schon wieder da!
Wie, Junge! so zerfetzet?
Doch soviel wie bei Pultava
hat's dort wohl nicht gesetzet.

Dein Wunder hättest du gesehn!
es zeigens meine Wunden;
drei Tage sah ich fast vergehn,
eh man mich erst verbunden.

Ach! was wird Fräulein Rosamund
zu dem Gesichte sagen!
Wird deine Tante wohl itzund
sie dir zu geben wagen?

So klagt die gnädige Mama:
nehmt, Mütter! dies zu Herzen,
das Glück der teuren Söhne ja
nicht selber zu verscherzen!

Nicht für den Staat, auch nicht fürs Feld
muß euer Söhnchen lernen.
Wißt: euer Landgut ist die Welt,
soll er sich hier entfernen?

Was soll sich Fritzchen mit Latein
den schwachen Kopf zerbrechen,
lernt er zur Not nur etwas fein
Französisch radebrechen.

Schläft euer Junkerchen gesund
und kann er mit Ergötzen
die Bauern und den Hühnerhund
nur recht in Atem setzen.

Ein Held zu sein, erfordert Mut
und kostet oft das Leben.
Doch dürstet euer Sohn nach Blut,
ihr könnt ihm Nahrung geben.

Er hetze manches wilde Schwein,
mag Rehen Netze stellen,
hol im Galopp den Hasen ein
und lerne Füchse prellen.

Doch soll er ja auf kurze Frist
vom Hause sich entfernen:
schickt ihn am nächsten Hof, und wißt:
dort kann er Mores lernen.

Hofdamen zeigen ihm die Spur
galant und feiner Sitten;
denn hier wird von der Landfigur
kein Überrest gelitten.

Drum gnäd'ge Mütter, denket ja
weit adliger und größer;
sonst geht's, wie Hansens Frau Mama,
euch allen auch nicht besser.

Zwote Romanze.

So schreckliche als blutige Geschichte von einem durch Husaren entweihten Nonnenkloster.

Ihr lieben Leute höret zu,
was sich hat zugetragen
in einem Kloster, — als in Ruh
schon alle Nonnen lagen.

Die guten Dinger schnarchten sehr
und träumten, was im Wachen
bei keuschen Nonnen Sünde wär:
entzückend schöne Sachen!

Ach, da pocht eine ganze Schar
Husaren vor der Pforte,
und fluchten arg; — denn kein Husar
flucht höflich-süße Worte.

Man hätte, war der Lärm gleich nah,
den Lärm doch nicht gehöret,
wenn nicht zum Glück die Domina
ihr Nachtgeschirr geleeret.

Im Hemd, das Licht in einer Hand,
den Nachttopf in der andern,
sah man sie halb schon ohn Verstand
durch alle Zellen wandern.

Ach, schrie sie: Kinder, Räuber sind
im Kloster angekommen.
Steht auf! ach rettet euch geschwind! —
die Röcke mitgenommen.

Daß es den heil'gen Franz erbarm!
Wer hilft nun diesen Kindern? —

Die stieß den Kopf, die schrammt den Arm,
und die fiel auf den Hintern.

Die hielt den Rock mit fester Hand,
vergaß, sich zu bedecken;
die nahm ein Beinkleid von der Wand
und fuhr hinein mit Schrecken.

Ein junger Mönch, der Beichtiger
viel trostbedürftger Nonnen,
der, wenn auch jede trostlos wär,
durch Zuspruch sie gewonnen, —

der hatte Clärchen diese Nacht
viel Tröstung zugesprochen
und war voll Angst in Clärchens Tracht
itzt unters Bett gekrochen.

Indes erstieg man wie der Blitz
der Mauer hohe Zinnen;
Husaren waren im Besitz
von keuschen Vestalinnen.

Wie, wenn ins stille Taubenhaus
der Marder diebisch schleichet,
des Räubers Stirn, von Mordsucht kraus,
die Täubchen schnell verscheuchet,

sie flüstern, sich mit Ungestüm
vom Räuber loszumachen,
sie fliegen dumm und fliegen ihm
gerade in den Rachen —

So zitterte der Nonnen Schar
beim Anblick rauher Bärte,
und jede floh, und keine war
da frei, wohin sie kehrte.

Die kroch in Keller, und mit ach!
sprang Julchen in den Garten.
Ach! Schwestern! keine springe nach,
seht wie dort Räuber warten.

Ein Nönnchen, das oft nächtelang
einsam im Bette stöhnte
und immer, vor Kasteien bang,
sich gern nach Räubern sehnte,

lief, als die Domina noch rief!
ach! heil'ger Franz erbarme
dich deiner Schäfchen! — ach das lief
dem Hauptmann in die Arme.

Er hielt die schöne Beute fest,
trug sie in ihre Zelle —
und nahm den kleinen Überrest
der Furcht ihr auf der Stelle.

Sein Reitknecht, der ins fünfte Jahr
in Festung und im Lager
Kopie von seinem Hauptmann war,
verbuhlt wie er, und hager, —

zog blind sein Los und griff und hielt
(denn fast wär sie entronnen)
ein hagres Weib, das keucht und schielt,
die Domina der Nonnen.

Doch seht die keusche Domina
ein Küchenmesser fassen.
Sie sprach: So starb Lukrezia;
so will ich auch erblassen.

Den welken Leib durchstieß die Hand;
sie blutete; voll Schmerzen
sank sie voll Ohnmacht in den Sand
und starb mit keuschem Herzen.

Die Schwestern brachten sie zur Ruh
und sangen Klagelieder
und sangen: Domina, wie du
ersticht sich keine wieder.

Dritte Romanze.

Wahrhaftige Geschichte von dem Ende eines geplagten Ehemanns, der sich zu Hamburg den letzten Jenner 1759 auf seinem Boden, an der Spitze des Dachstuhls, eigenhändig erhing; allen seinen noch lebenden Mitbrüdern zur Warnung aufgesetzt.

Ach! hört mit Furcht und Grauen
ihr guten Männer an,
wozu die Wut der Frauen
euch alle reizen kann.

Glaubt nicht, daß ihr auf Erden
stets euren Himmel habt,
wenn euch bei viel Beschwerden
der Kuß der Schönen labt.

Quält in dem Weltgetümmel
den Mann des Ehstands Pflicht:
so glaubt, der gute Himmel
schloß seine Ehe nicht.

So glaubt, er kaufte teuer
den kurzen Zeitvertreib;
so glaubt, zum Fegefeuer
ward ihm sein liebes Weib.

Dann kennt er ohne Zweifel
die Hölle ganz genau:
denn mehr als sieben Teufel
quält eine böse Frau.

In Eheprüfungsstunden
hat mancher Hahnrei oft
beim Trost, den er empfunden,
auf Rache mit gehofft.

Er dacht an seine Brüder
und an der Ehe Lauf
und setzte manchem wieder
zwölfend'ge Hörner auf.

Drum nehmt, geplagte Männer,
Geduld und Tröstung wahr:
zankt eure Frau im Jenner,
zankt ihr im Februar.

Hat sie im März von Ränken
das starre Köpfchen voll,
greift im April zu Schwänken
und macht im Mai sie toll.

So standhaft wechselt immer;
merkt diesen treuen Rat:
tut nie, was einstens schlimmer
ein armer Ehmann tat.

Er, der bei grauen Haaren
ein rasches Mädchen nahm
und nunmehr schnell erfahren,
wie man zu Hörnern kam, —

er glaubte, da zur Rache
sein Alter ihn gelähmt,
es sei sein schöner Drache
durch Schmeicheln leicht gezähmt.

Allein, wie grimmig flogen
nicht oft dem armen Tropf,
der schrecklich sich betrogen,
die Schlüssel nach dem Kopf.

Sie droht, er mußte fliegen
und kommen, wenn sie rief,
und untern Stuhle kriechen,
saß ihr das Kopfzeug schief.

Zehn scharfe Nägel fuhren
ihm öfters durch den Bart
und hinterließen Spuren
von ihrer Gegenwart.

Einst, schrecklich ist's zu sagen!
wollt er das erstemal
zu widersprechen wagen,
da sah er seine Qual.

Mir, rief sie, mir zu wehren!
und ich, ich schweige still?
Dein Wunder sollst du hören,
ein Wort ist gnug: ich will!

Schon flammten ihre Blicke;
ein Wörtchen sprach er nur,
als schnell in die Perücke
Glas und Pantoffel fuhr.

Er schwieg und lief verzaget
fünf Treppen unters Dach;
da hat er viel geklaget —
du Muse, klag ihm nach.

„Ach! ist ein Mann auf Erden
wohl so geplagt als du?
Erst muß ich Hahnrei werden,
dann Prügel noch dazu?"

Er dachte drauf mit Schmerzen
an alle seine Not
und fühlte Wut im Herzen
und knirscht und rief den Tod.

Der Tod, der ungebeten
oft kömmt mit Ungestüm,
kroch doch in diesen Nöten
nicht unters Dach zu ihm.

Und weil er nicht gekommen,
so hat er wehmutsvoll
gar den Entschluß genommen,
den keiner nehmen soll.

„Der, welcher sich erhenket,
schloß er, fühlt kurze Pein.
Mein Weib, wenn man's bedenket,
wird stets mein Henker sein.

Was acht ich denn der Qualen
von einem Augenblick?
da schon zu tausend Malen —
komm her, geliebter Strick!"

Es war der letzte Jenner,
als sich der Geck erhing
und für geplagte Männer
die Märterkron empfing.

Vierte Romanze[1].

Glaubwürdige Nachricht von dem Leben, dem Schicksale und dem Tode eines berühmten Marionettenspielers, allen Marionettenkennern und Liebhabern zur Erinnerung und Bezeugung ihres herzlichen Mitleids getreulich aufgezeichnet und verfasset.

Ein Afterheld der deutschen Bühne,
sein Name tut nichts zum Verstand,
war mit den Musen sehr verwandt,
so sehr als Scarrons Roquebrüne.

Er, beim Held Kuniger ein Stutzer
und lange Narr beim Narren Schuch,
war, für Talente fast ein Fluch,
beim Meister Koch erst Lichterputzer.

Doch endlich glänzten seine Gaben
bei dir, verfaulter Reibehand!
Kein Kunstpferd hat so viel Verstand,
als wir an ihm bewundert haben.

Er war, Parterr und Loge fühlte,
das Schwein in dem verlornen Sohn.
Wißt auch, daß er als Knabe schon
oft des Tobias Hündchen spielte.

Er war Marquis in Kapriolen,
hat brav wie Arlequin geschmaust,
konnt auch als Teufel, in dem Faust,
den Doktor teufelmäßig holen.

Wie witzig er nicht in dem Wilden
den Einfall mit der Pritsche traf!
Im Cid gab er die Maulschell brav
und focht kunstmäßig in Sinilden.

Doch kennt ein großer Geist auch Grenzen?
Wie mancher ist Original
und will aus Ehrsucht auf einmal
in einer fremden Sphäre glänzen.

Er denn, selbst ewig Marionette,
ward Marionettenprinzipal,
sah Jahrmärkt, Meß und Karneval,
viel Dörfer, klein und große Städte.

Ein Bierfaß diente seiner Bühne
zur Stütze, öfters auch zum Thron,
auf dem der König Agamon,
wie sich's gebührt, am Draht erschiene.

Oft ließ er manchem im Vertrauen,
wie schrecklich der Trojansche Brand
durch Kolofonien entstand,
und den Trojanschen Esel[2] schauen.

[1] Diese Romanze habe ich aufgenommen, weil sie den Zusammenhang der Bänkelsängerballade mit dem Marionettenspiel und der Harlekinposse der Zeit vortrefflich illustriert. Die in den ersten Strophen genannten Namen beziehen sich auf das Theater und auf beliebte Theaterstücke jener Zeit.

[2] Trojanischer Esel hieß in seiner Sprache das Trojanische Pferd.

In * war sein Fall beschlossen!
Den Musen ist seit langer Zeit
ein ew'ger Tempel hier geweiht,
den Bacchus ja mit eingeschlossen.

Er nahm von seinem Schiebekarren
aus einem Kasten voller Schmutz
den Kaiser und den Skaramutz,
die Prinzessin und ihren Narren.

Drei Tage mußt er sich versäumen;
denn wißt: es hatte kein Akteur
vom Fahren Kopf und Füße mehr;
selbst die Prinzessin mußt er leimen.

Doch seht: auf einem dürren Schimmel
trompetet er nun durch die Stadt;
und allen Pöbel, den sie hat,
sieht man jetzt gaffend im Getümmel.

Er schrie: „Es sei kund und zu wissen!
Mit Obrigkeits Permission
wird eine Haupt- und Staatsaktion
heut vorgestellt — Hanswurst wird schließen.

Banise soll euch alle rühren;
man führet sie zum Opfer hin.
Es wird sich auch der Arlequin
besonders lustig distinguieren."

Um fünf Uhr, wenn in großen Städten
das Schauspiel seinen Busch aufsetzt
und die Vernünftigen ergötzt,
indes Matron und Schwärmer beten,

sah man den Pöbel in Karossen
und den zu Fuß in großer Zahl
auf einem niedrig dunklen Saal
vor Marionetten hingegossen.

Doch nun entwickelt sich der Knoten
von meiner Mordgeschichte bald, —
o hört nur, mit wie viel Gewalt
besoffene Studenten drohten!

Banise schien den Musen teuer.
Man bot für sie den halben Satz —
man widerstritt, sie machten Platz;
man schimpfte, alles kam in Feuer.

Held Raufbold, den man stark touchieret,
griff mit dem Degen in der Hand
den Schauplatz an, schlug was er fand
und ward getreulich sekundieret.

Wie Don Quichott die Marionetten
des Meisters Peter[1] grausam schlug,
Akteurs zerfetzte, Mohren jug,
um Melisandern zu erretten.

So drangen zehn Studentendegen
hier grimmig ins Theater ein;
der hieb den Arlequin ins Bein
und warf ihm Chaumigrem entgegen;

der fiel Banisen in die Haare,
die kaum ihr hölzern Mäulchen schloß,
aus dem ein Schwanenliedchen floß:
dies: Sollen nun die grünen Jahre!

Wie fürchterlich! die Degen blinken;
wie schnell ist jeder Mord vollbracht!
Man sah in ewig finstre Nacht
Akteur und Bühn und alles sinken.

„Ach!" seufzte nach zween Augenblicken
der nun verwaiste Prinzipal:
„Wie grausam sich zu meiner Qual
Don Roderichs Gedanken schicken!

Ich war vor einer Viertelstunde
noch Herr von einer Monarchie;
nun hab ich nichts und geh wie sie
und wie mein Arlequin zugrunde."

Drauf sieht er unter den Ruinen
Banisens scharfen Opferstahl.
„Komm," spricht er: „du sollst meiner Qual
so wie der Dolch dem Kato dienen!"

Allein, indem er recht bedenket,
sein nahes Ende, das ihm droht,
sei kein Komödiantentod,
nicht der, wenn sich Hanswurst erhenket:

So dünkt ihm doch das Leben lieber;
er ging, zumal bei feister Hand
und bei noch feisterem Verstand,
er ging und starb als Karrenschieber.

* * *

Daniel Schiebeler.

Geb. am 25. März 1741 zu Hamburg, gest. am 19. August 1771. Romanzen mit Melodien 1767. Neue Sammlung von Romanzen 1771. — Auserlesene Gedichte, herausgeg. von J. J. Eschenburg, 1773.

Leander und Hero.

Dir etwas zu erzählen,
befiehlst du, Chloe, mir,
wie gern, geliebte Chloe,
wie gern gehorch ich dir!

Es war einmal ein Jüngling,
voll Zärtlichkeit wie ich;
er glühte für ein Mädchen,
das dir an Schönheit glich.

Sie war an Reiz dir ähnlich,
doch nicht an Sprödigkeit,
und Gegengunst belohnte
des Jünglings sanftes Leid.

In Sestus lebte Hero
nah an des Meeres Rand,
Leander in Abidus,
am gegenseit'gen Strand.

Einst hatte sie am Feste
Cytherens ihn erblickt,
sein zärtlich Flehn vernommen,
ihn an ihr Herz gedrückt.

Allein ihr strenger Vater
erriet, zu beider Pein,

[1] Meister Peter, dessen Marionettenbude der tapfre Don Quichott in ein Chaos verwandelt hatte, seufzte ebenso und erinnerte sich dieser Worte des Don Roderich: Gestern war ich König von ganz Spanien, und heute habe ich keinen Daumen breit Land mehr. (Löwen.)

den Trieb, der sie entflammte,
und schloß das Mädchen ein.

Leander sieht von Ferne
den Turm, der sie umgibt,
wie mutig macht nicht Amor
den, der wahrhaftig liebt!

Der Schlaf goß Schlummerkörner
auf ganz Abidus aus,
und schnell verließ Leander
das väterliche Haus.

Er geht zum nahen Meere,
geführt von Heros Bild,
und fleht zur Göttin Luna,
die ihren Glanz enthüllt.

Er wirft sich in die Wellen
mit frohem Ungestüm,
die Silberwellen rauschen
und schäumen hinter ihm.

Er kömmt zum andern Ufer,
wo seines Mädchens List
den festen Turm eröffnet,
Und küßt und wird geküßt.

Erst wenn die Morgenröte
am Horizont erwacht,
vertraut er sich von neuem
dem Meer, das ihn gebracht.

Oft sahn ihn die Tritonen
und rühmten seine Glut;
oft priesen seine Liebe
die Nymphen in der Flut.

Doch ach! ein Sturm entstehet
und schreckt des Jünglings Blick
und tobt und wehrt dem Schwimmer
den Weg zu seinem Glück.

Er hofft, der Sturm wird schweigen,
doch stärker tobt das Meer.
Er hofft acht lange Tage
und irrt am Strand einher.

Und endlich scheint ihm länger
kein Hindernis zu groß;
er stürzet, voll Verlangen,
sich in des Meeres Schoß.

Umsonst, sein Fuß ermüdet,
dem Arm gebricht die Kraft;
er wird vom schnellen Wirbel
zum Abgrund fortgerafft.

Der Strom bringt seine Leiche
zu seinem Mädchen hin;
sie sinkt auf den Geliebten,
von Schmerz entseelt, dahin.

Die traurige Geschichte
bewegt zu Tränen dich?
Du fühlst des Mitleids Züge,
nur, Chloe, nicht für mich!

Doch zittre, folgst du länger
der Sprödigkeit Gebot;
auch in den stillsten Bächen
trifft, wer ihn sucht, den Tod.

Pyreneus und die Musen.

Die Musen waren ausspaziert,
nachdem sie gnug gesessen;
da kam ein Sturm mit Regenflut,
sie hatten Schirm und Sonnenhut
zum Ungelück vergessen.

Fürst Pyreneus wohnte hier
recht in der Fluren Mitte.
Er sah die Not der heil'gen Neun
und lud sie in sein Schloß herein;
genehmigt ward die Bitte.

Er schützte hübsche Mädchen gern
vor Sturm und Ungewitter.
Er war im Lande weit und breit
das Schrecken und das Herzeleid
der Männer und der Mütter.

Der Hof war, seinem König gleich,
den Lüsten ganz ergeben.
Es galt für ihre Schwelgerei
Frau, Witwe, Jungfer einerlei;
welch ein verruchtes Leben!

Neun art'ge Mädchen auf einmal!
erwünscht war diese Beute.
Geordnet ward ein prächt'ger Schmaus,
ein jeder griff ein Mädchen aus
und saß an ihrer Seite.

Nach aufgehobner Tafel ließ
das heitre Licht sich sehen;
die schönen Kinder neigten sich
und nahmen Abschied dankbarlich
und wollten weiter gehen.

Allein der Wirt ersuchte sie,
die Zeche zu bezahlen.
In welcher Münze! Himmel, ach!
für keusche Mädchen, welche Schmach!
Wer kann ihr Schrecken malen?

Man kam zu räubrisch kühner Wut,
verriegelte die Türen.
Dort standen, schön und weich und groß,
drei Kanapees fürwahr! nicht bloß
das Zimmer auszuzieren.

Der König wagt's, Melpomenen
in seinen Arm zu fassen.
Sie zog ein gräßliches Gesicht;
doch dies bewog den Wütrich nicht,
den schönen Raub zu lassen.

Und ach! Talia ward das Teil
des trunknen Hofpoeten.
Er greift sie an, voll Raubbegier,
daß er so oft umsonst von ihr
Begeisterung erbeten.

Die Frevler waren schon bereit,
die Bosheit zu vollenden;
doch plötzlich rief das Musenchor
der Gottheit ganze Macht hervor,
das Unglück abzuwenden.

In bunte Vögel seltner Art
verkehren sich die Schönen;

ein Fenster, das sie offen sahn,
gab ihrem Fluge freie Bahn;
fort gingen die Kamönen.

Die Frevler blieben sprachlos stehn
und mit verwirrtem Blicke.
Der König sprang den Musen nach
vom hohen Fenster, fiel und brach
erbärmlich das Genicke.

Die ihr dies Märchen angehört,
es kann euch Nutzen bringen.
Wenn ihr den Musen nicht gefallt,
versucht es ja nicht durch Gewalt;
sie lassen sich nicht zwingen.

* * *

Friedrich Wilhelm Gotter.

Geb. am 3. September 1746 zu Gotha, gest. am 18. März 1797 zu Gotha. — Gedichte 1787—1802.

Blaubart.

(Romanze.)

Blaubart war ein reicher Mann,
hatte Haus und Hof und Garten,
schmauste, zechte, spielte Karten,
lebte wie ein Tartarchan.

Stark war seines Körpers Bau,
feurig waren seine Blicke,
aber ach! ein Mißgeschicke!
aber ach! sein Bart war blau.

Doch durch seines Goldes Kraft
trieb er jedes Herz zu Paaren,
und schon zwanzig Weiber waren
durch den Tod ihm weggerafft.

Er läßt immerfort zu frein,
sich die Mühe nicht verdrießen,
setzt, den Antrag zu versüßen,
stets die Frau zur Erbin ein.

Und zwei Schwestern der Galan
wird er jetzo; Schmausereien,
Schauspiel, Ball und Mummereien
stellt er ihretwegen an.

Bietet ihnen Gold wie Heu. —
Einstens, als sie Kaffee trinket,
spricht die Jüngste: „Hm! mich dünket,
daß sein Bart so blau nicht sei.“

Frisch gewagt ist halb getan,
hurtig muß ihn Trulle freien;
Schauspiel, Ball und Schmausereien
gehen nun von neuem an.

Drauf führt er sein Weibchen fort;
ein Cabriolet mit Sechsen
bringt, als könnte Blaubart hexen,
sie an den bestimmten Ort.

Gleich der Feenkönigin
lebt hier Trulle, sonder Sorgen;
vor dem Spiegel geht der Morgen
und beim Spiel der Abend hin.

An Tapeten, Kanapeen,
Schilderein, Trumeaux und Vasen
können Tanten sich und Basen
stundenlang nicht müde sehn.

Dann kömmt der Bewundrung Reih
an den Schatz von Küch und Keller;
ungekostet bleibt kein Teller,
und kein Glas geht voll vorbei.

Ja man packt, beim Lebewohl,
um noch unterwegs zu naschen,
mit Konfekt und Wein die Taschen
und die Mantelsäcke voll.

Unter manchem tiefen Knicks
wird die ältre Schwester Annchen,
fromm und sittsam wie ein Nönnchen,
täglich Zeugin ihres Glücks.

Da sah man kein bös Gesicht;
Täubchen! hieß es nur und Püppchen!
Dann und wann schlug Trull ein Schnippchen,
doch er tat, als säh er's nicht.

Es bewegt ihr Ehestand
Hagestolze selbst zum Neide;
aber Leid folgt oft der Freude,
großes Glück hat nicht Bestand!

„Ich verreise, sprach er einst,
nimm die Schlüssel, liebe Trulle!
Zimmer, Kisten und Schatulle
stehn dir offen, wenn du meinst.

Nimm dir einen Cicisbee,
um dich zu desennüyieren!
Spiel im Schachbrett, geh spazieren,
schaukle dich und trinke Tee!

Flieh die schwarze Kammer nur,
sonst ist dir der Tod geschworen!“ —
Noch schallt er in ihren Ohren,
so vergißt sie auch den Schwur.

Bricht vor Eile bald das Bein;
knack! so springen alle Riegel,
und der schwarzen Kammer Flügel
öffnen sich; sie wischt hinein.

O, der Greuel, die sie sah!
Blut in Strömen! tote Leiber!
Blaubarts alle zwanzig Weiber
hingen wie Gewehre da.

Fliehn will sie, zurückgeschreckt;
Angst entstellt Blick und Gebärde;
als ein Schlüsselchen zur Erde
fällt und sich mit Blut befleckt.

Was sie sich für Mühe gab!
zehnmal wischte sie und rieb es;
blutig war es, blutig blieb es,
und das Blut ging nimmer ab.

Noch vor Nacht kommt ihr Barbar,
fragt mit aufgeworfnem Rüssel:
„Weib, wo hast du meine Schlüssel?“ —
Zitternd reicht sie sie ihm dar.

„Sind es alle? — Laß doch sehn!
Einer fehlet, schaff ihn wieder!“ —
Weinend stürzt sie vor ihm nieder
und bekennet ihr Vergehn.

„Gut! so weißt du dein Geschick!
Jene dort sind dein gewärtig.
Mache dich zur Reise fertig!
Dein ist noch ein Augenblick!“ —

Schleppt sie drauf mit eigner Hand
in des Hofes innre Mauer,
wo, in feierlicher Trauer,
ein verfallner Wachtturm stand.

Trulle sträubt sich, zappelt, schreit:
„Aufschub! Aufschub! ich will sterben;
doch die Seele vom Verderben
zu erretten, laß mir Zeit!“ —

Ännchen läuft auf ihr Geschrei
atemlos zum nahen Turme;
schauet, ob dem armen Wurme
Hilfe noch zu schaffen sei.

Er, der auf und nieder geht
und den Hut ins Auge drücket,
spricht, da er den Säbel zücket:
„Bet ein kurzes Stoßgebet!“ —

Trullen stockt des Blutes Lauf
beim gezückten, scharfen Säbel;
schon umringt vom Todesnebel,
seufzet sie zum Turm hinauf:

„Schwester Ännchen, siehst du nichts?“ —
„Stäubchen in der Sonne drehen
und des Grases Spitzen wehen,
Schwesterchen, sonst seh ich nichts!“ —

„Schwester Ännchen, siehst du nichts?“ —
„Stäubchen fliegen, Gräschen wehen.“ —
„Ännchen, läßt sich sonst nichts sehen?“ —
„Schwesterchen, sonst seh ich nichts.“ —

Trulle fragt ohn Unterlaß.
Ännchen ruft: „Sei guter Laune!
Dort, beim Hagebuchenzaune,
reitet man im starken Paß.

Jetzo sprengt man — langt schon an!“
Trullens beide Herren Brüder
kamen von der Beitze wieder,
mit dem schönsten Auerhahn.

Blaubart kriegt den Tod zum Lohn,
wird gekocht in heißer Lauge;
Trulle kömmt mit blauem Auge
dieses Mal noch so davon.

Weiber bleiben wie sie sind;
ihre Neugier auszurotten,
hilft nicht predigen, nicht spotten;
Weiber bleiben wie sie sind!

* * *

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Geb. am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, gest. am 14. März 1803 zu Ottensen. — Der Messias 1751—1773, 1780. Oden 1771.

Heinrich der Vogler[1] (1748).

Der Feind ist da. Die Schlacht beginnt.
Wohlauf, zum Sieg herbei!
Es führet uns der beste Mann
im ganzen Vaterland.

Heut fühlet er die Krankheit nicht,
dort tragen sie ihn her.
Heil, Heinrich, Heil dir, Held und Mann
im eisernen Gefild!

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier
und herrscht den Sieg herbei.
Schon ist um ihn der Edeln Helm
mit Feindesblut bespritzt.

Streu furchtbar Strahlen um dich her,
Schwert in des Kaisers Hand,
daß alles tödliche Geschoß
den Weg vorüber geh!

Willkommen, Tod fürs Vaterland!
Wenn unser sinkend Haupt
schön Blut bedeckt, dann sterben wir
mit Ruhm fürs Vaterland!

Wenn vor uns wird ein offnes Feld
und wir nur Tote sehn
weit um uns her, dann siegen wir
mit Ruhm fürs Vaterland.

Dann treten wir mit hohem Schritt
auf Leichnamen daher!
dann jauchzen wir im Siegsgeschrei!
das geht durch Mark und Bein!

Uns preist mit frohem Ungestüm
der Bräutgam und die Braut:
Er sieht die hohen Fahnen wehn
und drückt ihr sanft die Hand.

Und spricht zu ihr: „Da kommen sie,
die Kriegesgötter, her!
Sie stritten in der heißen Schlacht
auch für uns beide mit!“

Uns preist, der Freudentränen voll,
die Mutter und ihr Kind.
Sie drückt den Knaben an ihr Herz
und sieht dem Kaiser nach.

Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt,
wenn wir gestorben sind,
gestorben für das Vaterland
den ehrenvollen Tod!

Hermann und Thusnelda (1752).

„Ha, dort kömmt er mit Schweiß, mit Römerblute,
mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hat's ihm
nie von dem Auge geflammt!

[1] 1749 unter dem Titel: „Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-chase Jagd“ erschienen.

Komm! ich bebe vor Lust, reich mir den Adler
und das triefende Schwert! Komm, atm' und ruh aus in meiner Umarmung [hier
von der schrecklichen Schlacht.

Ruh hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne
und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann, Hermann, so hat dich
niemals Thusnelda geliebt!

Selbst nicht, da du zuerst im Eichenschatten
mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich und sah dir
schon die Unsterblichkeit an.

Die nun dein ist. Erzählt's in allen Hainen,
daß Augustus nun bang mit seinen Göttern
Nektar trinket, daß Hermann,
Hermann unsterblicher ist!"

„Warum lockst du mein Haar? Liegt nicht der stumme
tote Vater vor uns? O, hätt' Augustus
seine Heere geführt, er
läge noch blutiger da!"

„Laß dein sinkendes Haar mich, Hermann, heben,
daß es über dem Kranz in Locken drohe!
Siegmar ist bei den Göttern!
Folg du und wein ihm nicht nach!"

Der Fürst und sein Kebsweib[1] (1789).

K. Warum wirst du so ernst? F. Was fragst du mich? geuß den Kristall mir
voll des blinkenden goldenen Weins!
K. Aber du nimmst ihn ja nicht. F. Was quälst du mich! wecke der Laute
leisesten Ton und singe dein Lied!
K. Ach ich sang, und du hörtest mich nicht. F. Du hättest gesungen?
Eile jetzt, dort Rosen zu streun.
K. Rosen sollt ich streun, daß du sie nicht sähest? Was gehn dich
jetzo Lieder, was Rosen dich an!
Hör, es wiehert unten dein Roß, aus der Burg dich zu tanzen
zu der Schar, die Schlachten uns spielt,
zu der Jünglinge Reihen mit blankem Gewehr, das dem Blitze gleicht,
wenn sie mit rascher Eile sich drehn.
Warum wirst du noch ernster, da ich die Krieger dir nenne?
trüber als erst? sinkst tiefer in Gram?
Warum blickst du so wild? Was siehst du? siehst du Erscheinung?
nahet dir eine Totengestalt?
F. Keine Totengestalt, der abgeschiedenen Geister keiner, aber dennoch ein Geist,
ha, der schreckliche Geist der Freiheit, durch den sich die Völker
jetzt erfrechen zu sehn, was sie sind!
Welcher Zauber beschwört und bannt ihn hinab in des stummen
Kerkers Nacht, aus welcher er kam?
Weh mir! wo ist, der sich an den hundertarmigen Riesen,
hundertäugigen Riesen sich wagt?

[1] Dieses Gedicht empfinde ich als eine soziale Ballade von starker Stimmung.

* * *

Johann Michael Kosmas Denis,

— der Barde Sined, wie er sich nannte, — geb. am 27. Sept. 1729 zu Schärding am Inn, gest. am 29. Sept. 1800. — Die Gedichte Ossians, eines alten keltischen Dichters, 1768/69. Die Lieder Sineds des Barden 1772. Ossians und Sineds Lieder 1784/92 u. a.

Denis gehörte mit Gerstenberg, Kreischmann (der Barde Singulph) u. a. der sogenannten Bardenschule an. Sie ging von Klopstock aus, ihre Anhänger begeisterten sich namentlich an den Liedern Ossians und an der altnordischen Poesie. Die hier wiedergegebenen Gedichte sind nur deshalb aufgenommen, damit auch dieser Ton in der lyrisch-epischen Balladendichtung des 18. Jahrhunderts nicht fehle.

Odins Helafahrt[1].

Lang ist in Monden des Eises die Nacht. Am glimmenden Herde
wachet der einsame Barde. Vom ersten Schlummer ergriffen
ruht sein Geschlecht. Er wachet und horcht den Strömen des Windes,
der an der Halle sich bricht. Da fährt ihm auf einem der Ströme
plötzlich die Seele nach Norden dahin in Tage der Vorzeit,
Tage der Asen, als Fenris in Banden noch heulte, der Götter
Dämmrung ferne noch war, Allvater nicht überall herrschte.
Unter Königen wandelt sie dort und Skalden und höret
Lieder im Mahle des Siegs und Lieder in Mitte der Schildburg,
höret und lernet und rettet mit sich die Lieder herüber.

Harfe, Gespielin der Bardengesänge! steig nieder von deiner
bräunlichten Wand! Ich will der herübergeretteten Lieder
eines in deinem Geleite versuchen. Vernehmet, o Söhne
meines Volkes! vernehmet ein Lied aus Tagen der Vorzeit,
Tagen der Asen, als Fenris in Banden noch heulte, der Götter
Dämmrung ferne noch war, Allvater nicht überall herrschte.

*

Odin, der gewaltigste der Männer,
hub sich auf und zäumte seinen Sleipner,
ritt hinab nach Hela.
Sieh, da kam ein Hündlein
von den Toren Helas auf ihn zu!

Blutbespritzet war die Brust des Hündleins,
Blut im grimmen Rachen, am Gezähne.
Bellend tat's dem Vater
aller Zauberkünste
weit den Rachen auf und bellte lang.

[1] Zweiter Teil einem Eddaliede nachgedichtet.

Odin ritt, daß ihm der Grund erbebte.
Als er Helas hohen Sitz erreichte,
wandt' er sich gen Osten
an des Tores Seite;
denn dort, wußt' er, lag die Seherin.

Er begann ein weckend Lied der Weisen,
zeichnete das Grab gekehrt nach Norden,
tat ihr seine Fragen,
drang auf Antwort, bis sie
zum Gespräche sich gezwungen hub:

Seherin.

Welcher Mann mir unbekannt versucht es,
meines Geistes Ruhe mir zu stören?
Schnee und Ungewitter
traf mich, und betauet
von dem Regen lag ich lange tot.

Odin.

Wandrer heiß ich, eines Kriegers Abkunft.
Kunde von der Welt für Helas Kunde
bring ich. Wem soll dieser
Sitz mit Gold bedecket?
dieses Lager schön und goldgezieret?

Seherin.

Unter diesem Schilde wartet reiner
Honigtrank für Balder zubereitet.
Diesem Göttersohne
dräuet Schmerz. Gezwungen
sag ich es und schweigen will ich nun.

Odin.

Schweig nicht, Seherin! ich will dich fragen,
bis ich alles weiß. O sage, sage,
wer wird Balder töten?
Wer wird Odins Kinde
seiner Lebenstage Kürzer sein?

Seherin.

Hoder sendet uns den ehrevollen,
hohen Bruder. Der wird Balder töten,
seiner Lebenstage
Kürzer sein. Gezwungen
sag ich es und schweigen will ich nun.

Odin.

Schweig nicht, Seherin! ich will dich fragen,
bis ich alles weiß. O sage, sage,
wer vergilt es Hodern?
Wer ist, der den Töter
Balders blutig auf den Holzstoß bringt?

Seherin.

Einen Sohn gebiert im Westen Rinda,
eine Nacht alt kämpft der Sohn von Odin,
pfleget seinen Leib nicht,
bis er's tut. Gezwungen
sag ich es und schweigen will ich nun.

Odin

Schweig nicht, Seherin! noch will ich fragen:
Wer sind jene Mädchen, die voll Tiefsinn
weinen und die Schleier
gegen Himmel werfen?
Sage dies nur, eher schläfst du nicht.

Seherin.

Nein! du bist kein Wandrer, wie ich glaubte!
Du bist Odin selbst, der Männer erster.

Odin.

Und du bist gewißlich
dreier Riesen Mutter,
keine Seherin, kein weises Weib!

Seherin.

Deinen Weg zurück! Du kannst dich rühmen,
Odin! so kömmt keiner mehr zu forschen,
bis zu Loks Entfeßlung
und zu jener Ankunft,
die das End der Götterdämmrung dräun.

* * *

Aus den Liedern Ossians

(nach der Übersetzung in Herders „Stimmen der Völker")[1].

Fillans Erscheinung und Fingals Schildklang.

Vom See in Büschen des Lego
steigen Nebel, die Seite blau, von Wellen hinauf,
wenn geschlossen die Tore der Nacht sind,
überm Adlerauge der Sonne des Himmels.

Weit von Lara, dem Strom,
ziehen Wolken, dunkel tief:
wie blasser Schild zieht voran den Wolken
und schwimmt beiseit der Mond der Nacht.

Mit ihnen haschen die Toten der Vorzeit,
schnelle Gestalten in Mitte des Sturms,
sie schlüpfen von Hauche zu Hauche
auf dem dunkeln Antlitz der Nacht voll Laut.

Auf Lüftchen schleichend zum Grabe der Edeln,
ziehn sie zusammen Nebel des Himmels,
zur grauen Wohnung dem Geiste des Toten,
bis steigt von Saiten das Sehnen des Totengesangs.

*

Kam Schall von der Wüsten am Baum —
Konar, der König heran —
zieht schnell schon Nebel grau
um Fillan am Lubar blau.
Traurig saß er im Gram,
gekrümmt im Nebelstrahl.
Bald rollt ihn ein Lüftchen zusammen;
bald kommt sie wieder, die schöne Gestalt.
Er ist's! mit langsam sinkendem Blick,
mit wehender Locke von Nebel im Sturm.

Dunkel ist's!
Das Heer noch schlafend in Banden der Nacht
erloschen die Flammen auf Königs Hügel,
der einsam liegt auf seinem Schild:
Halbgeschlossen die Augen in Taten,
kam Fillans Stimme zum Ohr ihm:

„Und schläft der Gatte von Klatho?
Und wohnt der Vater des Toten in Ruh?
Und ich, vergessen in Falten der Wolken,
bin einsam in Banden der Nacht."

„Warum kommst in Mitte der Träume du mir?"
sprach Fingal und hob sich schnell;

[1] Folgende Fußnote befindet sich unter den von Herder mitgeteilten Stücken aus dem Ossian: „Versuche einer Übersetzung nach den Proben des Originals der Tamora, von Macpherson herausgegeben. Die Übersetzung ist nicht von mir."

„Kann ich dich vergessen, mein Sohn?
Deinen Gang von Feuer auf Rethlans Felde!
Nicht also kommen auf Königs Seele
die Taten der Mächtgen im Stahle des Strahls.

Sie scheinen ihm nicht wie ein Blitzstrahl,
der schwimmet in Nacht den Fußtritt hinweg.
Ich denk im Schlaf des lieblichen Fillan,
denn hebt in der Seele sich Zorn." —

Griff der König zum Speer,
schlug zum Schilde tönenden Schall,
zum Schilde, hangend im Dunkel hoch,
Verkündung der Schlacht der Wunden — —

Auf jeglicher Seite des Bergs
auf Winden flohen die Toten hinweg,
durchs Tal der vielen Krümmen
weinen die Stimmen der Tiefe.

Schlug an das Schild, noch einmal,
aufstand Krieg in den Träumen des Heers:
weites Streitgetümmel, es glüht
im Schlaf auf ihren Seelen, den Edeln,
blauschildige Krieger steigen zur Schlacht,
das Heer ist fliehend, und harte Taten
stehn vor ihnen halbverborgen im Schimmer des Stahls.

Als aufstieg noch einmal der Schall,
da stürzte von Felsen das Tier.
Man hört das Krächzen der Vögel der Wüste,
auf seinem Lüftchen ein jedes,
halb erhoben Albions Stamm des Hügels
griff jeder hinauf, jeder zum glimmenden Speer;
aber Schweigen kehrte zurück zum Heere,
sie kannten Morvens Schild,
der Schlaf kam auf die Augen der Männer.
Das Dunkel ist schwer im Tal.

*

Kein Schlaf in deinem Dunkel ist auf dir,
blauaugigte Tochter Konmors, des Hügels.
Es hört Sulmalla den Schlag,
aufstand sie in Mitte der Nacht,
ihr Schritt zum Könige Athas des Schwerts.
„Kann ihm erschrecken die starke Seele?"
Sie stand in Zweifel, das Auge gebeugt.
Der Himmel im Brande der Sterne. — —

Sie hört den tönenden Schild,
sie geht, sie steht, sie stutzet, ein Lamm,
erhebt die Stimme; die sinkt hinunter — —
sie sah ihn im glänzenden Stahl,
der schimmert zum Brande der Sterne — —
sie sah ihn in dunkler Locke,
die stieg im Hauche des Himmels — —
sie wandte den Schritt in Furcht:
„Erwachte der König Erins der Wellen!
Du bist ihm nicht im Traume des Schlafs,
du Mädchen Inisvina des Schwerts."

Noch härter tönte der Schall;
sie starrt; ihr sinket der Helm.
Es schallet der Felsen des Stroms,
nachhallets im Traume der Nacht;
Kathmor hörets unter dem Baum,
er sieht das Mädchen der Liebe,
auf Lubhars Felsen des Bergs,
rotes Sternlicht schimmert hindurch
dazwischen der Schreitenden fliegendem Haar.

Wer kommt zu Kathmor durch die Nacht?
in dunkler Zeit der Träume zu ihm?
ein Bote vom Krieg im schimmernden Stahl?
Wer bist du, Sohn der Nacht?
Stehst da vor mir, ein erscheinender König? —
Rufen der Toten, der Helden der Vorzeit? —
Stimme der Wolke des Schauers, —
die warnend tönt vor Erins Fall?

„Kein Mann, kein Wandrer der Nachtzeit bin ich,
nicht Stimme von Wolken der Tiefe,
aber Warnung bin ich vor Erins Fall.
Hörst du das Schallen des Schildes?
Kein Toter ists, o König von Atha der Wellen,
der weckt den Schall der Nacht!"

„Mag wecken der Krieger den Schall!
Harfengetön ist Kathmor die Stimme!
Mein Leben ists, o Sohn des dunkeln Himmels,
ist Brand auf meine Seele, nicht Trauer mir.
Musik den Männern im Stahle des Schimmers
zu Nachts auf Hügeln fern.
Sie brennen an denn ihre Seelen des Strahls,
das Geschlecht der Härte des Willens.
Die Feigen wohnen in Furcht,
im Tal des Lüftchens der Lust,
wo Nebelsäume des Berges sich heben
vom blauhinrollenden Strom."

* * *

Johann Caspar Lavater.

Geb. am 15. November 1741 in Zürich, gest. am 2. Januar 1801 daselbst. — Schweizerlieder 1766.

Die Schlacht bei Laupen.

„So muß es sein; auf, auf zum Streit!
der Sieg ist uns nicht schwer!"
so strömt von Erlach Dapferkeit
und Siegslust um sich her.

„Schon hab ich in der sechsten Schlacht
mit dieser Faust gekriegt,
wo stets von kleiner große Macht
geschreckt ward und besiegt."

Viertausend Berner sahn im Feld
dreimal zehntausend stehn,
viel Helm und Panzer, Roß und Held;
ja hier läßt Mut sich sehn!

Mit furchtbar drohendem Gewehr
in streitgeübter Hand
stieß noch zu Bern ein Heldenheer,
durch Macht und Mut bekannt.

Neunhundert Schweizer alter Art,
mit breitgewölbter Brust
und Felsenstirn und grauem Bart
und sich des Siegs bewußt.

Die lachten, eigner Siege voll,
der schrecklichsten Gefahr:
„Wir wissen, wie man schlagen soll,
laßt uns die Reuterschar!

Leicht fällen wir mit einem Schlag
den Reuter und das Pferd!
Zehntausend schlägt in einem Tag
ein langes Schweizerschwert."

Umsonst rief mancher Berner: „Nein!
uns, uns die Reisigen!
Am schwersten Ort ein Held zu sein
fürs Vaterland, ist schön!"

Sie schreckte kein hochbäumend Roß
und keine Panzerburg:
„Wir kommen alle, klein und groß,
mit Morgensternen durch!

Nur, Brüder, wenn ihr fertig seid,
so kommt mit Siegsgeschrei
und helft und schlagt im heißen Streit
mit uns die Reuterei."

Mit unbewegtem Heldenhaupt,
dem stolzen Feinde nah,
mit Rebenblättern hoch umlaubt,
stand Mann und Jüngling da.

Verachtend sieht der Feind sie an
und gibt für Frieden Hohn,
mit Stolz und Panzer angetan,
träumt er Triumphe schon.

Erst murmelt um die Vesperzeit
die Trommel zu der Schlacht:
„Hervor, rief Erlach, dapfer heut!
Verewigt diese Nacht!

Hervor mit Axt und breitem Schwert
und schlagt den Feind mit Gott!
Kniet nieder! Gott im Himmel hört
eur Flehn und seinen Spott!

Steht Mauern, stehet Felsen gleich
um unser Panner her!
Kämpft immer mutig! Streich auf Streich!
Das, Helden, das bringt Ehr!"

Und Männer rissen sich hervor,
die Augen voller Glut;
und plötzlich flammte hoch empor
in jedem neuer Mut.

Sie stampften, und die wilde Hand
warf dreimal Kieselstein
ins Feld, wo Roß an Rosse stand,
mit Siegsgeschrei hinein.

Sie liefen! — Wagen rollten mit
laut, wie ein Wasserfall,
und Heldenscharen strömten mit
herab vom hohen Wall.

Von Erlach drang, im Auge Sieg,
das Panner hinter ihm,
tief in das Wetter von dem Krieg,
wie Wetter ungestüm.

Von Freiheit und von Vaterland
glüht Stirne, Wang und Blick!
Und Fahn um Fahne warf die Hand
des Helden hoch zurück.

Und schlug, und wer sie schlagen sah,
schlug dapfer, wie sie schlug.
Zehntausend Leichen lagen da!
zehntausend! — noch nicht g'nug!

Noch kämpfte mit der Reuterei
der Schweizer Keul und Schwert;
Held, Sieger — Erlach eilt herbei
und stürzt in Mann und Pferd.

Schlägt Mann und Pferd; ihm fehle nie
ein Schlag; schnell floh das Heer.
Wie Gras an Sensen sanken sie.
Und schon war keiner mehr . . .

* * *

Christian Friedrich Daniel Schubart.

Geb. am 13. April 1739 zu Oberfontheim in Württemberg, gest. am 10. Oktober 1791 zu Stuttgart.

Todesgesänge 1767. Gedichte aus dem Kerker 1785. Sämtliche Gedichte 1785/86. Gesammelte Schriften 1839/40.

Die Wucherer.

(Ein Volkslied.)

Im großen Dorfe Haberstätt
geht's um.
Sobald der Wächter Zwölfe ruft,
rumort's daher, saust in der Luft
und rast im Dorf herum.

Zwölf Geister heulen fürchterlich:
„O weh!
der Fluch der Sünde macht uns bang,
verworfen hat uns — ach wie lang!
der Rächer in der Höh."

Da schlingt das Weib sich um den Mann
herum.
Die Kindlein schlüpfen unters Bett,
und alles ist zu Haberstätt
vor Todesängsten stumm.

Wie betet da das ganze Dorf
so heiß:
wir arme Bauern bitten dich,
Gott, treibe von uns gnädiglich
dies höllische Geschmeiß!

Der Pfarrer, der im Swedenborg
studiert
und als ein tiefgelehrter Mann
mit allen Geistern sprechen kann,
wagt es und exorziert.

Vom Grabe eines Frommen sprach
der Mann:
„Ihr Geister aus dem Schattenreich,
im Namen Gottes frag ich euch:
sagt, was habt ihr getan?"

Da kam ein Geist, wie Säulenrauch
von Torf.
Dem Pfarrer bebt das Herz wie Sulz.
Hohl sprach der Geist: „Ich war der Schulz
einmal in diesem Dorf.

Dies war ein Müller, der ein Wirt,
und der
Schulmeister gar; die andern acht
sind Bauern, durch des Teufels Macht
sind wir zwölf Wucherer.

Auf unsern Böden lag die Frucht
wie Sand.
Oft gab der Himmel Fruchtbarkeit;
doch wir erschufen teure Zeit
gar weit umher im Land.

Denn Korn und Wein verschlossen wir
mit Fleiß.
Und brach herein die Hungersnot,
verkauften wir erst Wein und Brot
um teuflisch hohen Preis.

Wir haben uns mit Armenblut
genährt.
Wir haben der Bedrängten Schrei,
geblendet von der Täuscherei
des Wuchers, nicht gehört.

Wir starben, Geister peitschten uns
hinab.
Dreihundert Jahre sind es bald,
daß solchen Greuelaufenthalt
uns Gottes Rache gab.

Doch wird vom Fluch einst unser Geist
befreit,
wenn's hier im Dorf zwölf Bauern gibt,
wo jeder Treu und Glauben liebt
und schwarzen Wucher scheut.

O weh, es schaurt der Morgen schon;
fort, fort!
O weh, noch werden wir nicht los;
des Jahres Segen ist zu groß.
Hinab an unsern Ort!"

Husch, rasselt's fort. Der Pfarrer fiel
aufs Knie
und bat: verwirf uns nicht im Grimm,
die Bauern sind doch gar zu schlimm,
ach, Herr, bekehre sie!

Du gabst uns, Gott! ein gutes Jahr;
doch laurt
der Wuchrer schon, wie er die Frucht
in Scheunen zu verbergen sucht
und unsern Wein vermaurt!

Verschlossen ist, o Wucherer,
dein Herz.
Doch harre, Sünder, bald zerbricht
es Gottes Donner am Gericht
mit unnennbarem Schmerz.

Fluch des Vatermörders.

(Eine Romanze.)

Ihr Mädels kommt, ihr Buben kommt,
daß ich euch was erzähle!
Es steht im heil'gen Bibelbuch:
Den Vatermörder trifft der Fluch,
ein Fluch an Leib und Seele.

Einst sprach vom Berge Sinai
der Herr aus schwarzen Wettern:
Verehr den Mann, der dich gezeugt,
verehr das Weib, das dich gesäugt,
sonst werd ich dich zerschmettern!

Ein Edelmann aus Bayerland
tät sich zum Hochzeitsfeste
gar stattlich rüsten: Ungerwein,
auch Wildbret, Fisch und Zucker fein
kauft er für seine Gäste.

Ein Fräulein war Brautführerin,
man hieß sie Kunigunde;
da ging es an ein Leben, ha!
da schmaust und tanzt man, hopsasa,
bis um die zwölfte Stunde.

Weil wenig Platz im Schlosse war,
mußt Kunigunde liegen
in einem alten schwarzen Turm,
drum saust der Wind, drum rast der Sturm,
die Schuhu um ihn fliegen.

Das Fräulein Gundel war sehr fromm,
befahl Gott ihre Seele:
Ach! liebster Jesu! betet sie,
ans Bett geworfen auf die Knie,
nur dir ich mich befehle.

Das Fräulein kaum im Bette war,
da kam mit grasser Miene,
mit dürrer, hagerer Gestalt
ein Mann gar blaß, gekrümmt und alt,
und naht sich dem Kamine.

Er streckt die magre lange Hand
wohl übers Kohlenfeuer;
er ächzt mit fürchterlichem Ton:
Verflucht bin ich, verflucht mein Sohn,
wir Höllenungeheuer!

Das Fräulein hatte Christenmut,
sie fuhr im Nachtgewande
schnell aus dem Bett und fragt den Mann:
Geist oder Mensch? Sag mir es an,
was trägst du diese Bande?

Der Greis schleppt eine Kette nach,
drum fragt ihn Kunigunde,
warum er diese Kette trug?
Der Greis sich an den Schädel schlug
und sprach mit hohlem Munde:

Der Ritter, der heut Hochzeit hat,
ich bin, ich bin sein Vater;
er legt mir diese Ketten an:
ich alter, ich verfluchter Mann,
ich zeugte diese Natter.

Schon fünfzehn Jahre hat er mich
in diesem Turm verschlossen:
ich schlief auf kalter, fauler Streu,
nur schimmlicht Brot hab ich dabei
und Wasser nur genossen.

Schau, Mädel, diese Lumpen sind
verfault um meine Hüfte.

Sieh Läus' in diesem grauen Bart,
und rieche, bist du nicht zu zart,
des eignen Unrats Düfte.

Die Woche dreimal läßt er mich
mit einer Peitsche geißeln;
ihn rühret nicht mein Zeterach,
er sieht die Tränen tausendfach
in meinem Haar sich kräuseln.

Heut schnellt ich meine Ketten ab;
es war im Hochzeitlärmen;
mein Hüter, heut besoffen sehr,
vergaß mich ganz; ich schlich hieher,
mich einmal zu erwärmen.

Genug! Genug! sprach blaß wie Wand
das edle Fräulein Gundel:
Dein Sohn ist dieses Ungeheur?
O Greis, du hast mein Herz mit Feur
entbrannt, wie mürben Zundel.

Will rächen dich! — Du rächen mich?
O Fräulein! laß dir sagen:
Siehst du dort Blut noch an der Wand?
dort hab ich, ach! mit eigner Hand
den Vater einst erschlagen!

Kaum sprach er's aus, so fiel ein Bein
herab vom obern Boden,
huhu! ein Bein und noch ein Bein
und drauf, erhellt vom Kohlenschein,
Geripp von einem Toten.

Ein hohler Schädel oben stand,
Glut flimmt in weiten Augen:
Ach Gott! 's ist wahr, ach Gott! 's ist wahr,
der Teufel hier im grauen Haar,
an dem die Schlangen saugen,

hat mich mit der verfluchten Faust
einst in der Nacht getötet;
dies Blut hier an der Wand ist mein,
dies Blut hat in den Himmel 'nein
mit stummem Mund geredet.

Verfluchter Sohn, sprach das Geripp,
dir, dir ist recht geschehen!
Wer seinen Vater würgt, den trifft
weit mehr als Dolch und Schwert und Gift,
ihn treffen Höllenwehen.

Wuwu! man hörte Hundgebell,
man hörte Katzen mauen;
es kräht der Hahn! Ha! ich muß fort,
sprach das Geripp, an meinen Ort,
der Tag beginnt zu grauen.

Der Geist verschwand, das Fräulein geht
und ließ den Alten stehen, —
kommt in die Stadt, sobald das Licht
am Himmel graut, sagt vor Gericht,
was sie im Turm gesehen.

Soldaten eilten, fanden bald
im Turm den Alten liegen;
sein Haar und Bart war ausgerauft,
die Brust zerrissen, schrecklich schnauft
er in den letzten Zügen.

Er starb; sein Aug hing aus dem Kopf;
Gott seiner Seel genade!

Der Edelmann aus Bayerland
starb, wie es weit und breit bekannt,
zu München auf dem Rade.

Am Hochgericht da geht er um,
schlägt seine Händ zusammen;
o weh! so brüllt's um Mitternacht,
hab meinen Vater umgebracht!
mich sengen Höllenflammen.

Das Fräulein Kunigunde ging
nach der Geschicht' ins Kloster;
viel tausend Ave betet sie
für ihre Seelen auf dem Knie,
viel tausend Paternoster.

Und jedes Kind, das zu ihr kam,
nahm sie auf ihre Arme,
und sprach: Kind, ehre bis ins Grab
die Eltern, die dein Gott dir gab,
daß er sich dein erbarme!

Der ewige Jude[1].

(Eine lyrische Rhapsodie.)

Aus einem finsteren Geklüfte Karmels
kroch Ahasver. Bald sind's zweitausend Jahre,
seit Unruh ihn durch alle Länder peitschte.
Als Jesus einst die Last des Kreuzes trug
und rasten wollt vor Ahasveros Tür,
ach! da versagt ihm Ahasver die Rast
und stieß den Mittler trotzig von der Tür;
und Jesus schwankt und sank mit seiner Last.
Doch er verstummt. — Ein Todesengel trat
vor Ahasveros hin und sprach im Grimme:
„Die Ruh hast du dem Menschensohn versagt!
Auch dir sei sie, Unmenschlicher, versagt,
bis daß er kommt!" —
Ein schwarzer, höllentflohner
Dämon, er geißelt nun dich, Ahasver,
von Land zu Land. Des Sterbens süßer Trost,
der Grabesruhe Trost ist dir versagt!

Aus einem finsteren Geklüfte Karmels
trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
aus seinem Barte, nahm der aufgetürmten
Totenschädel einen, schleudert ihn
hinab vom Karmel, daß er hüpft und scholl
und splitterte. „Der war mein Vater!" brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ha,
noch sieben Schädel polterten hinab
von Fels zu Fels! „Und die — und die," mit stierem,
vorgequollnem Auge ras't's der Jude:
„und die — und die — sind meine Weiber — ha!"
Noch immer rollten Schädel. „Die und die,"
brüllt Ahasver, „sind meine Kinder, ha!
Sie konnten sterben! — Aber ich Verworfner,
ich kann nicht sterben! Ach! das furchtbarste Gericht
hängt schreckenbrüllend ewig über mir. —

Jerusalem sank. Ich knirschte dem Säugling,
ich rannt in die Flamme; ich fluchte dem Römer:
doch, ach! doch, ach! der rastlose Fluch
hielt mich am Haar, und — ich starb nicht.

[1] Beispiel einer lyrisch-epischen Phantasie, einer symbolischen Dichtung von balladenartiger Kraft und Anschaulichkeit.

Roma, die Riesin, stürzte in Trümmer;
ich stellte mich unter die stürzende Riesin,
doch sie fiel — und zermalmte mich nicht.
Nationen entstanden und sanken vor mir;
ich aber blieb und starb nicht!
Von wolkengegürteten Klippen stürzt ich
hinunter ins Meer; doch strudelnde Wellen
wälzten mich ans Ufer, und des Seins
Flammenpfeil durchstach mich wieder.
Hinab sah ich in Ätnas grausen Schlund
und wütete hinab in seinen Schlund;
da brüllt ich mit dem Riesen zehn Monden lang
mein Angstgeheul und geißelte mit Seufzern
die Schwefelmündung. Ha! zehn Monden lang! —
Der Ätna gor und spie in einem Lavastrom
mich wie deraus. Ich zuckt in Asch' und lebte noch!

Es brannt ein Wald; ich Rasender lief
in den brennenden Wald. Vom Harze der Bäume
troff Feuer auf mich —
doch senkte nur die Flamme mein Gebein
und verzehrte mich nicht.

Da mischt ich mich unter die Schlächter der Menschheit,
stürzte mich dicht ins Wetter der Schlacht,
brüllte Hohn dem Gallier,
Hohn dem unbesiegten Deutschen:
doch Pfeil und Wurfspieß brachen an mir.
An meinem Schädel splitterte
des Sarazenen hochgeschwungnes Schwert.
Kugelsaat regnete herab an mir,
wie Erbsen auf eiserne Panzer geschleudert.
Die Blitze der Schlacht schlängelten sich
kraftlos um meine Lenden,
wie um des Zackenfelsen Hüften,
der in Wolken sich birgt.
Vergebens stampfte mich der Elefant;
vergebens schlug mich der eiserne Huf
des zornfunkelnden Streitrosses.
Mit mir borst die pulverschwangre Mine,
schleuderte mich hoch in die Luft,
betäubt stürzt ich herab und fand mich geröstet
unter Blut und Hirn und Mark
und unter zerstümmelten Ästern
meiner Streitgenossen wieder.

An mir sprang der Stahlkolben des Riesen;
des Henkers Faust lahmte an mir;
des Tigers Zahn stumpfte an mir;
kein hungriger Leu zerriß mich im Zirkus.
Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen;
ich zwickte des Drachen blutroten Kamm;
doch die Schlange stach — und mordete nicht;
mich quälte der Drache — und mordete nicht.

Da sprach ich Hohn dem Tyrannen,
sprach zu Nero: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Christiern: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Mulei Ismael: Bist ein Bluthund!
Doch die Tyrannen ersannen
grausame Qualen und würgten mich nicht.

Ha! nicht sterben können! nicht sterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Mühen!
den Staubleib tragen! mit seiner Totenfarbe
und seinem Siechtum! seinem Gräbergeruch!
Sehen müssen durch Jahrtausende
das gähnende Ungeheuer Einerlei
und die geile, hungrige Zeit,
immer Kinder gebärend, immer Kinder verschlingend!
Ha! nicht sterben können! nicht sterben können! —
Schrecklicher Zürner im Himmel,
hast du in deinem Rüsthause
noch ein schrecklicheres Gericht?
Ha! so laß es niederdonnern auf mich! —
Mich wälz ein Wettersturm
von Karmels Rücken hinunter,
daß ich an seinem Fuße
ausgestreckt lieg —
und keuch — und zuck und sterbe!" —

Und Ahasveros sank. Ihm klang's im Ohr;
Nacht deckte seine borst'gen Augenwimpern.
Ein Engel trug ihn wieder ins Geklüft.
„Da schlaf nun, sprach der Engel, Ahasver,
schlaf süßen Schlaf! Gott zürnt nicht ewig!
Wenn du erwachst, so ist Er da,
des Blut auf Golgatha du fließen sahst,
und der auch dir verzeiht!"

* * *

Heinrich Christian Boie.

Geb. am 19. Juli 1744 zu Meldorp in Dittmarsen, gest. in Meldorp am 3. März 1806.

Gedichte 1770. Musenalmanach oder poetische Blumenlese für 1770 (mit Fr. Wilh. Gotter) und (allein) für 1771—75. Zerstreute Gedichte im Musenalmanach, in Schillers Horen (1796).

Wilhelm und Suschen.

Getakelt lag das Schiff am Port,
die Wimpel flossen rot im Winde,
schwarzäugig Suschen kam an Bord:
„O sagt mir, wo ich Wilhelm finde!
Ihr weidlichen Matrosen, sagt mir wahr:
geht Wilhelm mit in eurer frohen Schar?"

Wilhelm, der hoch am Maste sang,
gewiegt von Wellen hin und wieder,
sobald die traute Stimm' ihm klang,
sah stumm durch Seil und Stangen nieder;
das lange Tau durchglitt ihm heiß die Hand,
und rasch erreicht er das Verdeck und stand.

So, wenn die Lerch' im Saatfeld ruft,
verstummt ihr Gatte schnell, der munter
sein Frühlied singt in blauer Luft,
und schießt geschloßner Schwing hinunter.
Die holden Küss', o Wilhelm, ohne Zahl,
mißgönnte dir Kap'tän und Admiral.

„O Suschen! Suschen! muß ich gehn,
auch ferne bleibst du mein Verlangen.
Wir trennen uns zum Wiedersehn;
o trockne dir die heißen Wangen!
Verstürm uns auch der Wind nach Ost und West,
dir steht mein Herz, ein treuer Kompaß, fest!

O süßes Mädchen, traue nicht
des falschen Landvolks schnödem Worte:
der Seemann find't ein glatt Gesicht

für seine Lieb an jedem Orte.
Ein glatt Gesicht ist hier und allerwärts;
doch, Suschen, wo dein gutes liebes Herz?

Ob uns Orkan und Wogen drohn,
ob Klipp und Sandbank um uns brande:
den Elementen biet ich Hohn
und kehre heim vom fernsten Strande;
und donnert auch mit Kugelsaat die Schlacht,
mich rettet dir der holden Liebe Macht!" —

Der Schiffer ruft sein schrecklich Wort;
der Anker steigt, die Segel schwellen.
„Ach", schluchzt er küssend, „Suschen, fort!"
Und starrt ihr nach durch dunkle Wellen.
Schon kleiner wankt ihr Nachen noch am Strand,
und weiß noch weht das Tuch in Suschens Hand.

*

Der Ozean stieg schaurig,
vom Sturmwind aufgeschreckt,
da seufzte Suschen traurig,
am Felsenbach gestreckt.
Ihr Auge, weithin spähend,
durchflog den Wogendrang,
indes die Stirn ihr wehend
die Trauerweid umschlang.

„Das Jahr ist schon vorüber,
ach! schon neun Tage mehr!
Warum so dreist, o Lieber,
vertrautest du dem Meer?
Laß, Meer vom Sturm gehoben,
laß meinen Wilhelm ruhn!
Ach! hier im Busen toben
noch wildre Stürme nun!

Was zogst du, Gold zu häufen,
zum fernen Mohrenstrand,
wo Spezereien reifen
und Perl und Diamant?
Der Fleiß bei sicherm Werke
gewährt uns Überfluß;
uns gäbe Mut und Stärke
ein treuer Herzenskuß.

Wie ringt mit grausen Wettern
dein überwogtes Schiff!
O wehe mir! nun schmettern
es Stürm' ans Felsenriff!
Jetzt schwimmst du auf der Trümmer
durchs Weltmeer! sinkend jetzt
nennst du mit Angstgewimmer
dein Suschen noch zuletzt!" —

Sie rief's mit bangem Sehnen
vom Felsen, wo sie saß,
und weinte helle Tränen,
ihr Busentuch ward naß;
da trieb die Woge schäumend
den kalten Leichnam her;
stie starrt ihn an, wie träumend,
erblaßt und sank ins Meer.

* * *

Leop. Friedr. Günther von Göckingk.

Geb. zu Gröningen bei Halberstadt am 13. Juli 1748, gest. in Wartenberg in Schlesien am 18. Februar 1828. — Gedichte 3 Teile 1780—1782.

Der getreue Hund.

In König Karls, des Weisen, Gnade
wuchs Aubry von Montdidier,
gleich einem Ölbaum am Gestade
der Marne, in die Höh;
denn er, kein Schmeichler und kein Zwitter
von Schurk und Biedermann,
hing eifriger, als alle Ritter
bei Hof, der Weisheit an.

Scheel sah der Ritter von Macaire
im Sommerglanz den Lieblichen blühn,
und er, der gern gewesen wäre,
was, ohne sein Bemühn,
itzt Aubry war, legt Aubry Schlingen,
fein, wie der Hofmann flicht,
und grub ihm Gruben; doch gelingen
wollt alle List ihm nicht.

Von einem Jagdhund nur begleitet,
ging einstens Aubry in den Wald
von Bondy. Siehe! plötzlich reitet
sein Feind daher. „Halt! halt!
du Schurke!" rief er. Aubry kannte
die Stimm' und hielt's für Scherz;
doch jener zog sein Schwert und rannte
die Spitz' in Aubrys Herz.

Noch warm, verscharrt er Aubrys Leiche,
bedeckte den blutroten Ort
mit Erde, Rasen und Gesträuche
sorgfältig und ritt fort.
Der Hund blieb aber auf der Stelle,
dem toten Herrn zu lieb,
mit Kratzen, Heulen und Gebelle,
bis Hunger fort ihn trieb. —

Von Aubrys Freunden fast vergessen
kam Herkul mager nach Paris.
Kaum hatt er halb sich satt gefressen,
so heult er und verließ
geschwind das Haus und rannte wieder
in Bondys Wald hinauf,
legt auf der Gruft des Herrn sich nieder
und hielt Schildwache drauf.

So trieb er's lange Zeit. Man spürte
des Hundes Fährte nach und fand
tief im Gehölz, wohin sie führte,
den Hund auf seinem Stand.
Als man die Stelle voll Gesträuche
und frisch gegraben sah,
grub man sie auf, und Aubrys Leiche
lag halb verweset da.

Man fuhr sie nach Paris. Die Ohren
gesenkt, lief Herkul nebenher.
Schon alle Hoffnung war verloren,
je zu entdecken, wer
der Mörder sei. Da packt voll Rache
einst Herkul seinen Mann,
im Kreis der Armbrustschützenwache
des Königs, grimmig an.

Was schlagen konnte, schlug den Treuen
der seines Herren Mörder biß;
doch immer faßt er ihn von neuem,
bis man hinweg ihn riß.
In allen Häusern, allen Gassen
sucht er den Ritter auf,
und konnt er ihn nach Wunsch nicht fassen,
so bellt er drauf und drauf.

Dem Adel, der den Hund wohl kannte,
schien das verdächtig. Bald erfuhr
der König selbst es. Dieser brannte,
noch näher auf die Spur
zu kommen; ließ, umringt von Rittern,
den Mörder Aubrys stehn;
und dennoch war heraus ihn wittern
in einem Hui geschehn.

Denn Herkul kündigt mit Gebelle,
so schlau sich dieser auch verbirgt,
den Mörder an, und auf der Stelle
hätt er ihn stracks erwürgt
(so schlug er, Haken gleich, die Pfoten
ins Fleisch des Feindes ein!),
wenn nicht der weise Karl geboten,
Macaire zu befrein.

Der König zog ihn auf die Seite:
„Gestehet, Ritter!" sprach er sacht,
„habt Ihr — schon sagen's alle Leute —
nicht Aubry umgebracht?
Bedenkt! wenn selbst verloren sollte
auch Eure Seele gehn!"
Allein aus Furcht vor Strafe wollte
Macaire nichts gestehn.

„Nun wohl!" sprach König Karl, „so mache
Gott selber denn die Wahrheit kund,
denn Aubrys Blut schreit laut um Rache
durch seinen treuen Hund;
drum soll ein Zweikampf zwischen beiden
den sonderbaren Zwist
auf übermorgen gleich entscheiden,
und wenn du schuldig bist" —

Karl drohte mit den Augenbrauen
dem Mörder noch und hieß ihn gehn.
Die Insel unsrer lieben Frauen
zum Kampfplatz ausersehn,
ward eingefasset mit Staketen,
dem Hof ein Pavillon
erbaut; der König kam; Trompeten
erschallten vom Balkon.

Macair erschien; in seiner rechten
mit einem Prügel, einen Schild
in seiner linken Hand. Zum Fechten
hatt' Herkul nichts, der wild
um seinen Feind und um die Keule,
die keck der Bube schwang,
mit Zähnefletschen und Geheule
herum im Kreise sprang.

Auf einmal fuhr er zu und packte
den, der verhöhnend vor ihm lief,
so fest, daß das Genick ihm knackte
und daß aus Angst er rief:
„Ach, Gnad! ihr sollet alles wissen!
bringt nur die Bestie fort!"
Und als der Hund war losgerissen,
gestand er seinen Mord.

Man drängt sich, Herkuln liebzukosen:
es lebe, schrien aus einem Mund
enthusiastisch die Franzosen,
der König und der Hund!
„So!" rief itzt vom Balkon der König:
„Wohlan! du Schlangenbrut!
Recht und Gerechtigkeit versöhn ich
nunmehro durch dein Blut!"

Macair erzittert und erbleichte;
er bat; — umsonst! Da kamen schon
zwei Priester, führten ihn zur Beichte
und Absolution, —
worauf, als er sich sträuben wollte,
der Henker fest ihn band,
und — nur ein Schwertschlag — schnappend rollte
sein Kopf schon in den Sand.

* * *

Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

Geb. am 21. Dezember 1748 zu Marienfee im Hannöverschen, gest. am 1. September 1776 in Hannover.
Gedichte, herausg. v. Leopold Gr. von Stolberg und Joh. H. Voß 1783.

Die Nonne.

Es liebt in Welschland irgendwo
ein schöner junger Ritter
ein Mädchen, das der Welt entfloh,
trotz Klostertor und Gitter;
sprach viel von seiner Liebespein
und schwur auf seinen Knien,
sie aus dem Kerker zu befrein
und stets für sie zu glühen.

Bei diesem Muttergottesbild,
bei diesem Jesuskinde,
das ihre Mutterarme füllt,
schwör ich's dir, o Belinde!
Dir ist mein ganzes Herz geweiht,
so lang ich Odem habe!
Bei meiner Seelen Seligkeit,
dich lieb ich bis zum Grabe!

Was glaubt ein armes Mädchen nicht,
zumal in einer Zelle?
Ach! sie vergaß der Nonnenpflicht,
des Himmels und der Hölle.
Die, von den Engeln angeschaut,
sich ihrem Jesu weihte,
die reine schöne Gottesbraut
ward eines Frevlers Beute.

Drauf wurde, wie die Männer sind,
sein Herz von Stund an lauer;
er überließ das arme Kind
auf ewig ihrer Trauer,
vergaß der alten Zärtlichkeit

und aller seiner Eide
und flog im bunten Galakleid
nach neuer Augenweide;

begann mit andern Weibern Reihn
im kerzenhellen Saale,
gab andern Weibern Schmeichelein
beim lauten Traubenmahle
und rühmte sich des Minneglücks
bei seiner schönen Nonne
und jedes Kusses, jedes Blicks,
und jeder andern Wonne.

Die Nonne, voll von welscher Wut,
entglüht in ihrem Mute
und sann auf nichts als Dolch und Blut
und träumte nur von Blute.
Sie dingte plötzlich eine Schar
von wilden Meuchelmördern,
den Mann, der treulos worden war,
ins Totenreich zu fördern.

Die bohren manches Mörderschwert
in seine schwarze Seele:
sein schwarzer, falscher Geist entfährt
wie Schwefeldampf der Hölle.
Er wimmert durch die Luft, wo sein
ein Krallenteufel harret;
drauf ward sein blutendes Gebein
in eine Gruft verscharret.

Die Nonne flog, wie Nacht begann,
zur kleinen Dorfkapelle
und riß den wunden Rittersmann
aus seiner Ruhestelle,
riß ihm das Bubenherz heraus
und warf's, den Zorn zu büßen,
daß dumpf erscholl das Gotteshaus,
und trat es mit den Füßen.

Ihr Geist soll, wie die Sagen gehn,
in dieser Kirche weilen
und, bis im Dorf die Hahnen krähn,
bald wimmern und bald heulen.
Sobald der Zeiger zwölfe schlägt,
rauscht sie an Grabsteinwänden
aus einer Gruft empor und trägt
ein blutend Herz in Händen.

Die tiefen hohlen Augen sprühn
ein düsterrotes Feuer
und glühn, wie Schwefelflammen glühn,
durch ihren weißen Schleier.
Sie gafft auf das zerrißne Herz
mit wilder Nachgebärde
und hebt es dreimal himmelwärts
und wirft es auf die Erde.

Und rollt die Augen voller Wut,
die eine Hölle blicken,
und schüttelt aus dem Schleier Blut
und stampft das Herz in Stücken.
Ein dunkler Totenflimmer macht
indes die Fenster helle.
Der Wächter, der das Dorf bewacht
sah's oft in der Kapelle.

Elegie auf ein Landmädchen[1].

Schwermutsvoll und dumpfig hallt Geläute
vom bemoosten Kirchenturm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute,
und der Totengräber gräbt ein Grab.
Angetan mit einem Sterbekleide,
eine Blumenkron im blonden Haar,
schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
so der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
stehn am Sarge, winden nassen Blickes
ihrer Freundin einen Totenkranz.
Ach! kein Mädchen war der Tränen werter,
als du gutes, frommes Mädchen bist,
und im Himmel ist kein Geistverklärter,
als die Seele Röschens ist.

Wie ein Engel stand im Schäferkleide
sie vor ihrer kleinen Hüttentür,
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide
und ein Veilchen ihres Busens Zier;
ihre Fächer waren Zephirs Flügel
und der Morgenhain ihr Putzgemach,
diese Silberquelle ihre Spiegel,
ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloß wie Mondenschimmer
ihre Rosenwangen, ihren Blick;
nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
nach dem Reiz des lieben Mädchens hin,
aber keiner als ihr Vielgetreuer
rührte jemals ihren Sinn.

Keiner als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
rief die Edeln in den Buchenhain,
angeblinkt von Maienhimmelbläue
flogen sie den deutschen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
lächelt ihm zur Arbeit Mut.

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
band und äugelt ihrem Liebling nach,
bis die Kühlung kam und Abendröte
durch die hellen Westgewölke brach.
Über alles war ihm Röschen teuer,
war sein Taggedanke, war sein Traum.
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
liebten sich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
und die Grabgesänge heben an,
schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
und die Totenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche
nassen Auges an das offne Grab,
trocknet mit dem weißen Leichentuche
sich die hellen Tränen ab.

[1] Man mag in diesem Gedichte (1775) Züge erkennen, die auf eine gewisse Verwandtschaft der elegischen und der balladesken Stimmung hinweisen; vgl. auch Schillers „Elegie auf den Tod eines Jünglings" und „Leichenphantasie".

Schlummre sanft, du gute, fromme Seele,
bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
um die Dämmerung ein Sterbelied.
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieser Kirchhoflinde
nist' ein Turteltaubenpaar!

* * *

Christian Graf zu Stolberg.

Geb. am 15. Oktober 1748 zu Hamburg, gest. am 18. Januar 1821 auf Windeby bei Eckernförde. — Siehe die Angaben bei Friedr. Leop. Graf zu Stolberg.

Wolfenschieß.

In des Morgens grauem Schleier
kehrte heim zum Felsenschloß,
wo die feile Wage schwebte,
wo die Unschuld jammernd bebte,
Wolfenschieß auf seinem Roß.

Auf der Wies' am Erlenbache,
wo sie bei dem Morgensang
häuslich ihre Gewebe tränkte,
sah er Adelheid und lenkte
schnell den Pfad zu ihr entlang.

Adelheid, der Weiber schönste,
Ros' und Lilie Wang und Brust,
blau ihr Auge, Krokosblüten
ihre Locken. Plötzlich glühten
Wut in ihm und Frevellust.

Blickte dir der jungen Frühe
Unschuld nicht ins Angesicht?
Lispelten des Sees Lüfte
dir nicht? noch des Tales Düfte?
Sang dir Lerch und Drossel nicht?

Ihm, dem Wütrich? Sonn und Sterne
schaut nicht, Mond und Berg und See,
der die Unschuld kränkt, die Kette
Freien schmiedet, der das Bette
höhnt der Jungfrau und der Eh!

„Ha! willkommen! nicht vergebens
sind ich, schönes Weib! dich hier;
mit mir in des Baches Welle
steigst du, und der Freuden Quelle —
komm! — ergeußt sich mir und dir.

Säumst du? meines Fürsten Rechte
sind mit seinem Schlosse mein!
Widerstrebst du mir, so fließet
deines Mannes Blut, so schließet
dich des Zwingers Kerker ein."

Sprach's und warf den Mantel nieder,
riß den Purpurwams sich ab:
„Tue, Weib, wie ich, enthülle
deiner Schönheit ganze Fülle,
komm mit mir ins Bad hinab!"

„Ach nicht hier im Strahl des Tages!
Weiber schmückt, wie euch der Mut,
Zucht und Scham; die Welle webe
mir den Schleier; Schatten bebe
auf die stillverborgne Flut!

Harr' im Bade, wo das Bächlein
schlängelnd unter Haseln schlüpft."
Sprach's und auf der Eile Flügel
war sie, wo ihr Mann am Hügel
nebenan die Stäbe knüpft.

„Komm sei unsrer Schande Rächer!"
Wenig Worte taten's kund,
doch Erröten und Erbleichen,
Tränen und des Busens Keuchen
sprachen lauter als der Mund.

Harre, Wolfenschieß, es nahet
Adelheid! — Des Frevlers Stahl
hebt sie aus dem Haselschatten,
fleht zu Gott, gibt ihn dem Gatten —
blutig fleußt der Bach ins Tal.

* * *

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Geb. am 7. November 1750 zu Bramstedt in Holstein, gest. am 5. Dezember 1819 in Sondermühlen bei Osnabrück.

Gedichte der Gebrüder Christian und Friedrich Leopold von Stolberg, herausgegeben v. Heinr. Chr. Boie, 1779. Der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen v. Stolberg gesammelte Werke, 1820—25. — Auch die übrigen Balladen Friedrich Leopolds von Stolberg sind wie die seines Bruders im Tone der Ritterballade jener Zeit gehalten.

Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn[1].

Sohn, da hast du meinen Speer;
meinem Arm wird er zu schwer!
Nimm den Schild und dies Geschoß;
tummle du forthin mein Roß!

Siehe, dies nun weiße Haar
deckt der Helm schon fünfzig Jahr;
jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwert und Streitaxt stumpf gemacht!

Herzog Rudolf hat dies Schwert,
Axt und Kolbe mir verehrt,
denn ich blieb dem Herzog hold
und verschmähte Heinrichs Sold!

Für die Freiheit floß das Blut
seiner Rechten! Rudolfs Mut
tat mit seiner linken Hand
noch den Franken Widerstand!

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiser Konrad rüstet sich!
Sohn, entlaste mich des Harms
ob der Schwäche meines Arms!

Zücke nie umsonst dies Schwert
für der Väter freien Herd!
Sei behutsam auf der Wacht!
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer sei zum Kampf bereit!
Suche stets den wärmsten Streit!
Schone des, der wehrlos fleht!
Haue den, der widersteht!

[1] Liedartige Ballade.

Wenn dein Haufe wankend steht,
ihm umsonst das Fähnlein weht,
trotze dann, ein fester Turm,
der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwert,
sieben Knaben, Deutschlands wert!
Deine Mutter härmte sich
stumm und starrend, und verblich.

Einsam bin ich nun und schwach;
aber, Knabe, deine Schmach
wär mir herber siebenmal,
denn der sieben andern Fall.

Drum so scheue nicht den Tod
und vertraue deinem Gott!
So du kämpfest ritterlich,
freut dein alter Vater sich!

Romanze.

In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolfs Heldenarm,
Rudolfs, den die Schlacht erfreute,
Rudolfs, welchen Frankreich scheute
und der Sarazenen Schwarm.

Er, der letzte seines Stammes,
weinte seiner Söhne Fall,
zwischen moosbewachsnen Mauern
tönte seiner Klage Trauern
in der Zellen Widerhall.

Agnes mit den goldnen Locken
war des Greises Trost und Stab;
sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
küßte sie des Vaters Träne
von den grauen Wimpern ab.

Ach! sie weinte selbst im stillen,
wenn der Mond ins Fenster schien.
Albrecht mit der offnen Stirne
brannte für die edle Dirne,
und die Dirne liebte ihn!

Aber Horst, der hundert Krieger
unterhielt in eignem Sold,
rühmte seines Stammes Ahnen,
prangte mit erfochtnen Fahnen,
und der Vater war ihm hold.

Einst beim freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiche Hand,
ihre sanften Augen strebten
ihn zu strafen, ach! da bebten
Tränen auf das Busenband.

Horst entbrannte, blickte seitwärts
auf sein schweres Mordgewehr;
auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer sprühte
aus den Augen wild umher.

Drohend warf er seinen Handschuh
in der Agnes keuschen Schoß:
„Albrecht, nimm! zu dieser Stunde
harr ich dein im Mühlengrunde!"
Kaum gesagt, schon flog sein Roß.

Albrecht nahm das Fehdezeichen
ruhig und bestieg sein Roß;
freute sich des Mädchens Zähre,
die der Lieb und ihm zur Ehre
aus dem blauen Auge floß.

Rötlich schimmerte die Rüstung
in der Abendsonne Strahl;
von den Hufen ihrer Pferde
tönte weit umher die Erde
und die Hirsche flohn ins Tal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
die betäubte Agnes sich,
sah die blanken Speere blinken,
sah — den edlen Albrecht sinken,
sank wie Albrecht und erblich.

Bang von leiser Ahnung spornet
Horst sein schaumbedecktes Pferd;
höret nun des Hauses Jammer,
eilet in des Fräuleins Kammer,
starrt und stürzt sich in sein Schwert.

Rudolf nahm die kalte Tochter
in den väterlichen Arm,
hielt sie so zwei lange Tage,
tränenlos und ohne Klage,
und verschied im stummen Harm.

Die Büßende.

Hört, ihr lieben deutschen Frauen,
die ihr in der Blüte seid,
eine Mär aus alter Zeit,
die ich selbst nicht ohne Grauen
euren Ohren kann vertrauen;
denn mit Schrecken sollt ihr schauen,
wie ein Ritter sonder Glimpf
rächte seines Bettes Schimpf.

In den alten Biederzeiten,
da noch Keuschheit Sitte war
und ein Weib nicht um ein Haar
durft aus ihrem Wege gleiten,
kam ein Rittersmann von weiten,
der zum Kaiser sollte reiten,
von Navarras Fürst gesandt,
in das heil'ge deutsche Land.

Einst, da Strom und Nachtwind brauste
und sein Roß ermüdet war,
ward er eine Burg gewahr,
wo ein deutscher Ritter hauste,
dessen Hof der Sturm durchsauste
und der Ulmen Haupt zerzauste;
freudig leitet er sein Roß
an das hochgetürmte Schloß.

Laut klopft er ans Tor; es klappen
ihm die Zähn', er war erstarrt;
denn des Winters Frost war hart,

bald erschienen edle Knappen,
forschten nach des Fremdlings Wappen,
hielten seinen treuen Rappen,
führten dann bei Fackelschein
ihn in den Palast hinein.

Herzlich, nach der Deutschen Weise,
ging auf ihn der Deutsche zu:
„Komm, geneuß bei mir der Ruh
nach der schweren Winterreise
und erquicke dich mit Speise!
Sieh, es glänzt von Reif und Eise
dir das Haupthaar und der Bart;
auch ist deine Hand erstarrt.“ —

Bei der krummen Hörner Schalle
führt er den erfrornen Mann
einen Windelsteig hinan
in die kerzenvolle Halle.
Seine Väter standen alle,
aus gegossenem Metalle,
schön gewappnet ohne Zahl
in dem ungeheuren Saal.

Hier heißt er das Mahl bereiten,
und schon sitzen sie am Tisch.
Unsre Helden trinken frisch
aus Pokalen und aus breiten
Tummlern, nach dem Brauch der Zeiten;
Rheinwein und Tokaier gleiten
in die Kehlen glatt hinein,
Welscher und Burgunder Wein.

Aber mitten in der Freude
öffnet eine Türe sich;
stumm und langsam feierlich
kommt ein Weib in schwarzem Kleide,
ohne Gold, Geschmuck und Seide,
abgehärmt von bitterm Leide,
mit geschornem Haupte, schön
wie der blasse Mond zu sehn.

Grauen überfiel und Beben
den Navarrer; er ward blaß;
ihm entsank ein Doppelglas,
und er zweifelte, ob Leben
wär im Weibe, ob sie schweben,
senken oder sich erheben
würde, ein Gespenst der Nacht,
das in grausen Stunden wacht.

Aber näher kam sie ihnen,
setzte nun sich an den Tisch,
aß zween Bissen Brot und Fisch.
Und sie schellte; da erschienen,
mit des Mitleids trüben Mienen,
Knappen, ihrer Frau zu dienen;
einem winkt sie; er versteht
ihren Jammerblick und geht.

Und schon hält er in der Linken
einen Schädel, spült ihn rein,
gießet Wasser dann hinein,
hält's ihr schweigend dar zu trinken;
ach! sie läßt die Augen sinken,
sieht den nassen Schädel blinken,
starret vor sich, trinkt ihn aus,
setzt ihn hin und wankt hinaus.

„Ich beschwöre dich, zu sagen,“
hub der fremde Ritter an:
„was hat dir dies Weib getan?
Wie kannst du mit diesen Plagen
so sie martern? wie ertragen
ihrer Tränen stumme Klagen?
Sie ist schön, wie Engel sind,
und geduldig, wie ein Kind.“ —

„Fremdling, sie ist schön! Ich baute
auf die Schönheit all mein Glück;
labte mich an ihrem Blick,
wann sie bei der sanften Laute
fromm und liebend auf mich schaute!
Ach! mein ganzes Herz vertraute
sonder Zweifel ich ihr an,
war ein hochbeglückter Mann!

Ihre schönen Augen logen!
Wer ergründet Weibessinn?
Ihre Liebe war dahin,
einem Buben zugeflogen,
den ich in der Burg erzogen!
Lange hat sie mich betrogen;
meines Herzens Lieb und Treu
blieb sich immer gleich und neu!

Als ich einst von frohen Siegen
unvermutet kam zurück,
ach! da sah mein erster Blick,
der sich fand nach langen Kriegen,
sie in meinem Bette liegen
mit dem Ehebrecher! Schmiegen
tät er wie ein Lindwurm sich,
doch ihn traf der Todesstich!

Aber sie fiel mir zu Füßen,
flehend: ‚Herr, erbarme dich
meiner und erwürge mich!
Laß mich mein Verbrechen büßen!
Sieh, das Eisen möcht ich küssen,
das da soll mein Blut vergießen
und mich bald in jener Welt
meinem Trauten zugesellt!‘ —

In dem Augenblick gedachte
ich in meinem Zorne doch
ihrer armen Seele noch,
und das Bild der Hölle brachte
Schrecken in mein Herz; doch wachte
meine Rache noch und fachte
meines Zornes Glut; ich sprach:
‚Büßen sollst du meine Schmach!

Aber nicht mit deinem Leben! —
Denn was hätt' ich deß Gewinn,
so du führst zum Teufel hin?
Nein, mit Tränen, Flehn und Beben
magst du nach dem Heile streben,
ob dir wolle Gott vergeben;
aber Jammer, Angst und Not
geb ich dir bis an den Tod!‘

Da tät ich ihr Haupt bescheeren,
nahm ihr Gold und Edelstein,
hüllte sie in Trauer ein,
ungerührt von ihren Zähren.
Welche Schmerzen sie verzehren,
magst du von ihr selber hören.
Fasse dich und folge mir
hier durch diese Seitentür!" —

Und er führt ihn eine lange,
steile, dunkle Trepp' hinab.
„Ach! du führst mich in ein Grab!" —
rief der Ritter und ward bange.
„Graut dir schon vor diesem Gange?
Aber horch dem leisen Klange
einer Laute! bei dem Klang
singt sie ihren Bußgesang." —

„Halt! nun sind wir an der Schwelle!" —
rief der Deutsche, stieß ans Schloß;
rasselnd sprang die Feder los,
und sie sahn sie in der Zelle.
Von den Augen stürzt die helle,
gottgeweihte Tränenquelle,
fließet, aus zerknirschtem Sinn,
auf das offne Psalmbuch hin.

„Ach! wie ist ihr Schicksal bitter!"
ruft der Gast und geht hinein.
Stracks führt ihn an einen Schrein
der gestrenge deutsche Ritter.
Wie getroffen vom Gewitter
sieht er hinter einem Gitter,
o, wer hätte das geglaubt?
ein Gerippe sonder Haupt.

Als der Fremdling sich ermannte,
sprach der Deutsche: „Sieh den Mann,
der dies Weib hier liebgewann,
erst für sie im stillen brannte,
dann sein Feuer ihr bekannte;
den sie ihren Trauten nannte,
der mit seiner Freveltat
mir mein Bett beschimpfet hat!

Das ist nun ihr größtes Leiden,
daß sie ihren Ehemann,
der solch Leid ihr angetan,
muß beständig um sich leiden!
Jenes Anblick gab ihr Freuden
sonst, nun möcht sie gern ihn meiden,
doch sie sieht ihn, und beim Mahl
ist sein Schädel ihr Pokal." —

Ehe sie das Weib verlassen,
wünscht der Fremdling ihr Geduld
und Erlassung ihrer Schuld.
Sie antwortete gelassen
mit gesenktem Blick und blassen
Lippen: „Ritter, nicht zu fassen
ist mit Worten mein Vergehn!
Deiner Magd ist recht geschehn!" —

Freundlich wünschte sie den Rittern
gute Nacht! Sie gehen fort
aus dem jammervollen Ort.
Bilder ihrer Angst erschüttern
den Navarrer; sie verbittern
ihm den dunkeln Weg; es zittern
seine Kniee; banger Schweiß
überläuft ihn, kalt wie Eis.

Endlich kömmt er in sein Zimmer,
bang und kummervoll durchwacht
er die lange Winternacht.
Ach! er sah ihr Bildnis immer,
wie sie bei der Lampe Schimmer
spielte, sang und weinte. Nimmer
ward wohl je ein Weib gesehn,
das so elend war und schön.

Bei der goldnen Morgenröte
tät er seine Rüstung an,
ging hinein zum deutschen Mann,
nahm ihn bei der Hand und flehte,
daß er, eh der Gram sie töte,
aus dem Jammer sie errette;
sprach es, schwang sich auf sein Roß
und verließ das alte Schloß.

Jahre währten ihre Leiden;
ihre helle Träne sank
täglich in den bittern Trank,
abgestorben allen Freuden,
tät sie jedes Labsal meiden,
tät an ihrem Gram sich weiden,
sang den frommen Bußgesang
täglich bei der Laute Klang.

Endlich rührt ihr leises Stöhnen
und ihr demutvoller Schmerz
des gestrengen Mannes Herz.
Wer vermag sich zu den Tönen
leiser Klage zu gewöhnen?
Rührender bewegen Tränen
einer stummen Dulderin
jeden felsenharten Sinn.

Sieh, er ließ sein rasches Dräuen,
ihr die ganze Lebenszeit
anzufügen solches Leid,
sich aus Herzensgrunde reuen;
nahm sie in sein Bett von neuen,
tät sich weidlich mit ihr freuen;
zeugte Söhne, stark von Art,
Töchter, wie die Mutter zart.

Unsre Frauen zu belehren,
hab ich solches kund gemacht
und in saubre Reimlein bracht;
auch die Herrchen zu bekehren,
die der Weiblein Herz betören
und sich täglich bei uns mehren.
Tausend Schädel, die wir sehn,
sollten auf dem Schenktisch stehn.

* * *

Ludwig Philipp Hahn.

Geb. 1746 zu Trippstedt in der Pfalz, gest. 1814 in Zweibrücken. „Zill und Margreth. Eine Ballade aus den Werken des Westricher Bänkelsängers. Dem stolzen Dichter Bürger zu Wöllmershausen 1781." Lyrische Gedichte 1786. — Neudruck der Ballade „Zill und Marte" 1907 bei Julius Zeitler, Leipzig. Diese im derben Volkstone gehaltene Ballade ist eine der eigenartigsten und kräftigsten ihrer Zeit und ihrer Art. Sie ist nach der Zeitlerschen Ausgabe durchweg in der ursprünglichen originellen Schreibweise abgedruckt worden.

Zill und Marte.

Erstes Buch.

Wie Zill von einer Bauersfrau Herberge begehrt, und von derselben zum Ehbruch verführt wird; und wie er darnach, als ihm das Gewissen aufwacht, allerlei Erscheinungen hat, und aus Verzweiflung sich anwerben lässt; auch wie ihm dieselbige Bauersfrau ein Spiel macht, daß er wieder zu ihr kommen muß.

Du schiltst das Schicksal ungerecht
Und dünkst dich, frecher Sünder!
Wol für ein Bessers nicht zu schlecht,
Wie alle Teufelskinder.
Vergißt, daß, der das Schicksal lenkt,
Nur selten straft, oft gütig schenkt,
Mehr Vater ist als Richter.

Nach Pfaffen Sprach lechzt' freilich er
Nur stets nach Menschen Blute,
Kein wildes Thier ist grimmiger;
Halt's aber ihm zu gute!
Es ist getroschen leeres Stroh
Ein Vaterherz kan niemal so
Tirannisch seyn und wüten.

Hab's oft erfahren und gesehn,
Und weis davon zu sagen.
Ich war ein bitter böses Kind
In meinen jungen Tagen.
Hätt' seine Lieb mich nicht geschont,
Und er mir nach Verdienst gelont;
Was wär aus mir geworden?

Verlaß dich aber nicht darauf
Und denk, Gott wird verzeihen,
Was Böses ich vor ihm gethan,
Von Strafe mich befreien.
Zu bitten drum ist deine Pflicht,
Ohn' bittre Reu vergibt er nicht;
Sonst wär's ein schwacher Vater.

Hört Christenmenschen die Geschicht,
Die noch vor wen'gen Tagen,
Sich bei dem Städtlein Frauenlust,
Im Westrich, zu getragen.
Ach Gott, ach Gott! wie schauerlich!
Gedenk ich dran, so stellen sich
Zu Berg mir all' die Haare.

Es kam ein Ziegler jung und frisch,
Des Handwerks wol erfahren,
Gen Nacht zu einer Bauersfrau,
Von etwa dreisig Jahren.
Nimm auf mich, sprach er schreckenvoll,
Weis nicht, wo mich verbergen soll;
Die Werber woll'n mich haben.

Sie sieht ihm steif ins Angesicht;
S war voller Angst und Schrecken.
Den armen Kerl — wie daurt er mich!
Unmenschlich so zu necken.
Alleine, wie ich izund bin,
Geht mir, denkt sie, wol so was hin;
Wer wird es denn erfahren?

So kom denn immer nur herein;
Ich will dich wol verstecken.
Die bösen Werber mögen dich
Und mich im H** lecken!
Will wärmen, speisen, tränken dich
Und thun und sorgen mütterlich,
Daß dir kein Leid geschehe.

Wie's Abendessen war vorbei,
Begann ein traulich Klaffen.
Wo, seufzet Marte, wird denn wol
Mein lieber Velten schlafen?
Sechs Tag schon ist er auf der Reis,
Und kehret erst, so viel ich weis,
In drei o'r vier zurücke.

Der Krocodill! — Christ meinst du nicht,
Das war ein gutes Weibe?
Wirst's hören; nur Geduld! Es hatt'
Viel Teufel in dem Leibe.
Ach! fängt es an: geh nit aufs Heu,
Ich mach dir' eine gute Streu
Hier an den warmen Ofen.

Zehn schlug das Glöcklein auf dem Thurm
Zill sucht die Lagerstätte,
Und Marte, jüngferlich verschämt,
Entkleid't sich hinterm Bette.
Und zeigt, als hätt' sie des nicht acht,
Bald dies, bald das. In Hiz gebracht,
Tritt Zill zu ihr ans Bette.

Schön's Weib! ich hab' dir was gesehn:
Ich muß heunt bei dir schlafen.
Thu's nicht Zill, und bedenke dich —
Der Himmel thät uns strafen!
Zill stuzt und wirft sich auf die Sprau,
Und denkt in seinem Sinn: die Frau
Hat doch noch Ehr im Leibe.

Der Geist ist willig, 's Fleisch ist schwach
Bei'n armen Menschenkindern.
Das heil'ge Wasser überm Bett
Soll nun den Teufel hindern.
Das Weib, mit einem Tröpfelein
Am Finger, hüpft ihm hintendrein
Und spriżt's ihm ins Gesichte.

Du segnest mich? — Zieh's Röcklein an,
Halt's Hemde vorn zusammen;
Sonst löscht die ganze Bliese nicht
Die wilde Liebesflammen.
Beim heil'gen Kreuz beschwör ich dich,
Wirf's Röcklein über, sonst muß ich
Dir deine Ehre rauben!

Da schlappern deine Tüttelein
So weis an deinem Halse —
Und schau nur, hier ein Beinelein,
Rund wie 'ne Haberwalze!
Schau weg! dein Aug sprüht Funken her;
Es blinkt und blizt wie's neu Gewehr,
Bei's Herzog's Regimente.

Ha, denkt das Weib, ein guter Fang —
Ein frischer, saft'ger Bissen!
Kom denn nur her! du dauerst mich —
Kom, leg dich auf mein Kissen!
'S ist kalt! Im Bettlein, ach, da ruht
So sanft es sich; da schläft sichs gut;
Da träumt sichs schöne Sachen.

Taub lag er da — taub stand er da;
Ihm funkelts vor der Stirne;
Tapt dreimal hin und dreimal her —
Es klingelt ihm im Hirne.
Wo bist du, Marte? wo ist's Bett?
Wollt, daß mich Der und Jener hätt!
Lang her! — Ich bin wie trunken.

Izt langt sie Zillen ihre Hand,
Zieht auf das Bett ihn nieder.
Und tatschelt ihn und batschelt ihn,
Küsst ihn, und küsst ihn wieder,
Und zwikt und next — Du böses Weib!
Das ist ein Teufelszeitvertreib;
Erführs dein Mann, er stürbe.

Schau, junger Mann, schau nit ins Bett
Des Unflats und der Sünden,
Daß nicht entzünde sich dein Herz.
Gott wird es einst schon finden!
Hier wälzt im Kothe sich der Thor;
Dort zupft der Teufel ihn am Ohr,
Und speit ihm ins Gesichte.

Wie's Mütlein abgekület war,
Entschliefen alle Beide,
Und schnarrten laut und träumten laut
Von süser Lust und Freude.
Ihr Auge, wie's Gewissen schlief;
Kein Fünkchen Gottes Liebe rief
Den Sündern zu: was macht ihr?

Kaum war die liebe Sonn' herab
Auf Veltens Dach gestiegen;
Da wacht Zill auf, und sieht zur Seit
Ein'n schwarzen Teufel liegen.
Zwei Hörnlein standen auf der Stirn,
Den Leib bedeckt', wie schwarzer Zwirn,
Viel dicke grause Bürsten.

Das Schwänzlein hielten wol gefasst
Zwo teuflisch schöne Klauen,
Als thät ihm, wie zur Sommerzeit,
Dem Roß, für'n Fliegen grauen.
Es schlief so sanft das Ungeheu'r,
Und schnarrte dudelnd, wie zur Lei'r
Die Murmelthierchens Buben.

Hilf, lieber Herr! was seh ich da?
Ist das die traute Bule?
Ruft Zill erstaunt, kreuzt dreimal sich
Und raft sich aus der Wule.
Wie'n Hälm'chen Stroh der Sturm vor sich
Auf Bergen treibt, so emsiglich
Eilt keuchend Zill von dannen.

Kaum trat sein Fus auf weiches Gras;
Der Werber kam gelaufen,
Halt Kerl und steh! Zill steht. — Du machst
Dein Fell uns teuer kaufen.
Du bist mein Bruder — deiner ich!
Nimm hin mit Leib und Seele mich,
Und tumle dich von hinnen!

Wie bist du im Gesicht so blaß —
So schreklich deine Blicke?
Hast du gemordet, Bruder? Ha!
Mord wär für mich noch Glücke.
So hör's und schaure: Zill hat heunt,
Bewahr uns Gott! den bösen Feind,
Wie seine Braut, gebulet.

Nachdem sie von dem Teufelsspiel
Sich hin und her besprochen;
Da kommen sie im Städtlein an
Und thun am Fenster pochen.
Schnell kamen her, der Brüder acht,
Die wurden izt nach Mez gebracht
Und lernten exerziren.

Ein Jahr, o'r halbes, gieng vorbei;
Da fieng Zill an zu zagen
Und auszusehn, wie ein Gespenst.
Was will das Trauren sagen,
Fragt sein Kamrad? Ach Bruder mein!
Es muß, es muß geschieden seyn,
Kan nicht mehr ruhn noch rasten.

Herr Obrist Urlaub muß ich han;
Muß heim zu meinen Leuten!
Ein Teufelsweib hat mich behext;
Hab weder Lust noch Freuden. —
Geh, braver Kerl, ich kenn' dich wol,
Und schlag dem Weib den Rucken voll,
Daß sich der Zauber ende.

Er komt in gutem Mute heim
Und geht zu seiner Bule.
Die führt sogleich den armen Zill
In's Wollustteufels Schule;
Und ist so kirr und ist so laut,
Und krabelt ihm an Bart so traut,
Das Zill für Wonne schlukste.

'S gieng hin, 's gieng her zween Monden lang;
Hin morgens in der Frühe,
Her Abends spat im Mondenschein.
Man gab sich viele Mühe;
Sie kocht und bäckelt Gut's und viel,
Und er — macht ihr das Mütlein kühl
Und sich die Hölle heiser.

Nun hört, was ich von Martens Mann
Euch Gutes sing' und sage!
Der war gar schreklich brav und fromm:
Stets an dem grauen Tage
War er allert, Jahr aus, Jahr ein,
Bei Regen, wie bei Sonnenschein.
Er brante Kalk zum Bauen.

Der Ofen mit dem Hüttlein lag
Ein Stündchen fern dem Städtchen.
Die Suppe bracht zur Mittagszeit
Ihm Eines seiner Mädchen.
Dann liefen alle Kinder mit,
Und dekten ämsig in der Hütt
Den Tisch ihm auf den Boden.

Und gieng er, wie denn oft geschah,
Am Abend spät nach Hause;
So hiengen sie am Kittel ihm,
Aus alberm kind'schen Grause.
Dann gab er Jedem in die Hand
Ein Stöcklein, um die Räuberband
Mit Nachdruk abzuhalten.

Zweites Buch.

Wie Marte Zillen hart zusezt, daß er ihren Ehemann solte umbringen; und wie er endlich im Trunk ihren Willen thut, und den Velten mit Steinen gar jämmerlich zerschlägt; auch wie ihn der leidige Teufel darauf holhipt.

Gesegn' es Der und Jener dir,
Du Satanspack zu Hause!
Geludert und gebulet ward
Mehr, als in heil'ger Klause
Gebetet Salve. Süs wärs Brot,
Hies' oft es, süse — wär nur tod
Der mürr'sche Tropf — mein Velten!

Schon steht die Sonne tief am Wald,
Der Tölpel wird nun kommen;
Du aber Herzgeliebter wirst
Mir abermal genommen.
Wenn Abends andre lustig seyn;
So sitz ich traurich da und mein',
Das Herz wolt' mir zerspringen.

Nachts liegt er da, wie Stein und Holz,
Rührt weder Arm noch Beine,
Und schläft und schnarcht, und schnarcht und schläft
Bis Tag, von Abends Neune.
Wenn ich ihn nicht ermuntert hätt',
Noch wär aus unserm Ehebett'
Kein einzigs Kind gekommen.

Ob seiner Tummheit möcht' ich mich
Manchmal zu tode weinen.
Kein gröfers Vieh — bin gut dafür! —
Stand niemals auf zwei Beinen,
Schlag tod den Schöpsen — schlag ihn tod,
Und kom zu mir! Hab' für dich Brod,
Auch Bazen in der Kiste.

Das mag mir wol der Teufel thun!
Nein, Weib, das thu ich nimmer,
Erwiedert Zill. Das ist nicht schön
Vom deutschen Frauenzimmer.
Französ'sche Damen, kenn' ihr'r viel —
Die treiben oft auch so ein Spiel,
Doch bleibt das Männlein leben.

Die Frau meint anders, Zill meint so —
Und Jed's besteht mit Feuer
Auf seinem Wahn, doch endlich siegt
Das weiblich Ungeheuer.
Die Frau schenkt ein, der Mann trinkt aus,
Der Mann schenkt ein, die Frau trinkt aus —
Sie saufen um die Wette.

Was nicht thut Satan, thut der Wein
Hab' oft ich hören sagen.
Mit schwerem Kopf und blassem Mund
Lallt' Zill von thun und wagen.
Dann schweigt er still. Sie klingelt fort:
Die Hand gib mir, gib mir dein Wort,
Den Tölpel zu erwürgen!

Bin, siehst es ja, noch jung und schön,
Kan spinnen, nähen, stricken,
Und weis mich auch so ziemlich gut
In jeden Fall zu schicken.
Möcht denn geniesen auch die Welt;
Weil ich ihr, und sie mir gefällt,
Kurz — noch ein Bischen rasen.

Wie aufgewacht aus tiefem Schlaf,
Wirft Zill rasch in die Höhe
Den schweren Kopf; reißt's Fenster auf,
Ruft: Wehe! Wehe! Wehe!
Und wie er so begann zu schrei'n,
Wars ihm, als ob er mitten ein
In Glut und Hölle schaute.

Allein der böse Geist war schon
In Leib und Seel gefahren.
Er schlägt das Fenster hurtig zu
Und — Herr wollst uns bewahren
Fürs Teufels Klau'n! schwört teu'r und hoch,
Wenn Velten nicht den Abend noch
Ein toder Leichnam wäre.

O du verruchtes Menschenkind,
Zum Untergang Erkohrner,
An Leib und Seel und Geiste blind,
Des Teufels Eingeborner!
Was hat dir denn der arme Mann
Nur immerhin zu Leid gethan,
Daß du ihn wilst ermorden?

Schau, wie ihn Der und Jener reut't —
Wie'n spornt der höll'sche Ritter!
Zill gibt dem Weib die Hand und spricht:
Tod ist er, kom ich wieder.
Und kom ich nicht, so bin ich tod.
Er oder ich ißt nimmer Brod;
Du kanst mir sicher glauben.

Bist nun, wie ich dich haben wollt;
kom, Zill, noch Eins auf's Bette,
Zum Dank voraus! Er aber wünscht,
Daß sie der Teufel hätte!
Izt da ich habe Mord im Sinn,
Und wie ein Schwein besoffen bin,
Magst du vom Vulen sprechen?

Schweig izt davon! Wird mir der Streich,
Wie ich nicht zweifle, glücken;
Ist's ja noch immer Zeit genug
Zum Küssen und zum Drücken.
Und schlüg mich etwa tod dein Mann:
Hab ich der Sach genug gethan.
Kan schon 'ne Weile warten.

Ade, ade! mein lieber Zill,
Viel Glück auf deine Reise!
Ruft es ihm nach, das Teufelszeug,
Nach frommer Christen Weise.
Gott kan nicht leiden diese That:
Und wenn er sie beschlossen hat,
Weh deiner armen Seele!

Zill taumelt rechts und taumelt links,
Kan seinen Pfad nicht halten;
Er stolpert über Busch und Dorn,
Und flucht und schwört gewaltig.

Dann faßt er einen grosen Stein,
Schlägt wütig auf die Hecken drein
Und brüllt: so muß er sterben!

Schon lag der Thal in Dämm'rung da,
Und Rauch und Dunst stand drüber;
Heim zog der Hirt; das Blöcken schallt'
Vom fernen Berg herüber;
Da kam zum Velten Zill und sprach:
Gott helf! — dir auch, Zill! folgte nach.
Zill stumm, stopft seine Pfeife.

Er stopft und stopft — die Pfeif' bleibt leer,
Das Kraut fällt auf die Steine.
Nun schaut er wild sich um und fragt:
Seid ihr so ganz alleine? —
Alleine nicht; der liebe Gott
Ist stets bei mir in Sorg und Not
Und hilft mein Werk vollenden.

Gib Feuer her auf meine Pfeif! —
Das kanst du wol bekommen,
Spricht Velten, schlupft zum Loch hinein
So flink, so unbeklommen;
Weis, leider! nicht, daß seine Stund
Zu sterben ist gekommen, und
Sein Mörder vor ihm stehet.

Indessen Velten Feuer holt,
Da ward die Sünd geboren
In Zillens Herz, und wie sie kam,
Gieng seine Seel verloren.
Er greift nach einem scharfen Stein,
Schlägt Veltens Schädel damit ein;
Der Arme sinkt zu Boden. —

Ach Gnade, Gnade, lieber Zill!
Nim alles, laß mich leben,
Und hätt' ich dir was Leids gethan;
So thu mirs doch vergeben!
Noch schlägt ihn Zill. — Erbarm dich mein!
Nichts Gnad! Es muß gestorben seyn!
Der Wurm seufzt auf zum Himmel.

Die dunkle Nacht verbirgt das Blut,
Macht taub der Menschen Ohren,
Denkt Zill — mag immer jammern er,
Er ist und bleibt verloren. —
Wer komt? — Was surrt mir da im Haar?
Was braußt für Wasser? Wunderbar!
Was bellen dort für Hunde? —

O ho! wer sizt mir auf den Hals? —
Ei fiz du und der Teufel!
Herunter da! — hier komt ein Bock;
Der Satan ohne Zweifel? —
Wie so, Herr Teufel! stößt er mich?
Ich komme ja; o gib Er sich
Doch nicht so viele Mühe!

So bult der Teufel sein Gesind
Mit Schauer, Angst und Schrecken;
So — hat er Gott's Geschöpf verstrickt —
Thut er es grausam necken!
Er ist ein grimmiger Despot. —
Und, Sünder, ach, so gut ist Gott!
Du fliehst aus seinen Armen?

Drittes Buch.

Wie sich Marte, als ihr Zill anzeigt, daß er ihren Mann umbracht habe, so thorecht gebehrdet; und wie sie darnach mit ihm an den Kalkofen komt, und ihren Mann mit dem Strumpfbändel vollends erwürgt. Dann, was sich weiters dabei zugetragen, und wie sie sind gefangen worden.

Nun kam ins Städtlein Zill betäubt,
Und wankend seine Schritte.
Herr Wirt, langt mir ein Gläschen Wein!
Wieviel? Nach Landes Sitte,
Ein Schöpfchen! — Zill sezt an und trinkt —
Sezt ab und riecht — er gräzt und stinkt:
Den mag der Teufel saufen!

Holt mir ein Schöpfchen gutes Bier;
Der Wein ist mir zu sauer.
Man bringt das Bier; Zill sezet an —
Das ist für'n vollen Bauer!
Kan's trinken nicht. Gib Brantwein her!
Wie der komt: bin nit durstig mehr,
Ruft Zill. Was ist die Zeche?

Wie'n Raubtier, das bei finstrer Nacht
Der Jäger listig quält,
Bald Feld, bald Wald und Felsenkluft
Für seine Freistadt wälet,
So rennet Zill verwirrt und stumm,
Von Schenk' zu Schenke lang herum,
Und findet nirgends Ruhe.

Muß heim zu meiner Marte gehn,
Laß mir ein Süpplein kochen;
Weis schier nit, wo der Kopf mir steht —
Mir zittern alle Knochen.
Und hab' ich heunt bei ihr geruht,
Ist es wol morgen wieder gut,
Der Kopf mir leicht und helle.

Gedacht, gethan! Zill steigt bergan
Und komt zu seiner Bule.
Wie steht es? — Er ist mause tod! —
Hin wirft sie Rad und Spule,
Und schlägt ein lauts Gelächter auf:
Gemacht, mein Lieber, ist der Kauf,
Izt Zill, bin ich dein Weibe!

Nun geht erst recht das Schmausen an.
Vier Pfännlein stehn am Feuer,
Die brutteln, quattlen überlaut,
Mit Fleisch, Fisch, Speck und Eier.
Und Marte trippelt hin und her,
Als wenn sie noch ein Mädchen wär
Von etwa tausend Wochen.

Mag essen nicht — mag trinken nicht;
Es ist mir winn und wehe.
Schlies Fenster, Thür und Laden zu
Daß Niemand da mich sehe.
Mach sänftiglich und weich das Bett;
Ich wolt, daß mich der Teufel hätt —
Ich weiß nicht, was mir fehlet!

Schweis trieft ihm von dem Angesicht,
So dick wie Gerstenkerne.
Es knöpft den weisen Wammes auf;
Da sah man — o ihr Sterne!
Ein'n langen Streif von Blut so rot;
Da siehst du, Martchen! Er ist tod,
Das ist von seinem Blute!

Des Satans Zwilling legt sich izt
In Veltens Bett zusammen;
Und Marte schwazt gar mutiglich
Von treuen Liebesflammen.
Doch Zill, kalt wie ein Marmorstein,
Starrt stier und dumpf die Welt hinein,
Und kan sich nicht erwärmen.

'S war alles izund wieder gut.
Der Tag erschien am Himmel;
Da schwärmen überm niedern Dach
In schrecklichem Gewimmel,
Der Raben gar ein groses Heer,
Das schreit und krächzt so laut und sehr.
Als witterte es Aeser.

Sie achten nicht der Raben Schrei'n;
Wie Pharao verstocket
War beider Herz. Sie thaten nur,
Worzu sie Satan locket.
Kom, wollen an den Ofen gehn
Und nach dem lieben Velten sehn!
Sprach Zill, der Mörder, hönisch.

Und als sie kamen an den Ort,
Da lag der arme Velten,
Wie'n Wurm geringelt — dann und wann
Noch zappelnd — athmend selten,
In seinem Blute da — dem Tod
Ganz nah. Giebt's, lieber Gott!
So schreckliche Tirannen?

Bei diesem Anblik meinet ihr,
Ward es vielleicht erweichet,
Das sonst so sanft geschafne Weib —
Hätt' etwa Leid bezeiget?
Nein, lieber Christ, sein Tiegerherz
Blieb ungerürt bei Veltens Schmerz;
Es trat sein Blut mit Füsen.

Blutdürstig knüpfet izt das Band
Sich Marte los am Beine
Und rief: Kurz, Zill, sei der Prozeß!
Ich würg' ihn — nim du Steine,
Und schlag damit dem Einfaltstropf
Zehn Tausend Löcher in den Kopf,
Damit er bald krepire.

Gesagt, gethan! Das Weibe würgt,
Indeß mit scharfem Steine
Ihm grausam Zill den Kopf zerschlägt.
Nun zukt er Arm und Beine
Zum letztenmal, und seine Seel
Flog izt aus ihrer Marterhöl'
Hinauf zum heil'gen Peter.

Die Raben, welche hinter her
In Reih'n geflogen kamen,
Die sezen auf die Bäume sich
Und schreien laut zusammen:
Hier zwo und dorten eine Leich'!
Hurra! ihr Schwestern rüstet euch,
Hurra — ein Mal für alle!

Du lieber Gott, hast Menschen doch,
Wie du die Welt erschaffen,
So fromm, so nachbarlich gemacht,
Gutmütig, ohne Waffen.
Man meinet schier es wär nicht wahr,
Die Schrift wär nit so sonnenklar;
So bös sind izt die Leute.

Verzeih' mir meine schwere Sünd',
Du guter Gott im Himmel,
Daß mich mein Herz zu zweifeln reizt!
In diesem Weltgetümmel
Geht alles, ach! so krumm — so quer,
Als wenn kein Gott im Himmel wär,
Kein jüngster Tag thät kommen.

Ich bin gewiß ein Ehrenmann
Und hab, Gott ist mein Zeuge!
Ein guts Gewissen — reines Herz:
Und doch geht mir's — ich schweige!
Gott wird mich rächen an dem Mann,
Der mir so oft schon weh gethan;
Sonst wär er nicht mein Vater.

Da steht das Pack um Velten her,
Mag weinen nicht, noch lachen;
Mit Mienen, wie die Schindersknecht'
Am Stricke knüpfend, machen.
Was izt mit ihm? — Die Höllenbrut
Wirft Veltens Leichnam in die Glut,
Daß sie ihn schnell verzehre.

In dem sie diesen Teufelsschluß
In ihrem Sinn bedenken;
Stehn Ihrer Sechs mit Spiesen da,
Die schrei'n: Halt! Ihr müsst henken!
Zween fassten Marte mutig an;
Zill aber, hurtiger, entrann,
Sprang über Heck und Stauden.

Vier Mann ihm nach in aller Eil;
Sie laufen, was sie können,
Berg auf, Berg ab, durch Busch und Dorn
Für Zorn und Hiz sie brennen.
Sie kommen endlich an ein Haus,
Da gukt der Vogel frech heraus
Und pfeift ein lustig's Liedchen.

Wir suchen einen Mörder hier —
Woll'n einen Mörder fangen.
Wie heißt er? — Zill! — Der bin ich hier,
Zu dienen auf Verlangen.
Ist sonder Zweifel doch bekant
Den Herren, hier ist Herzogs Land,
Und für sie nichts zu fangen!

Ei schau! wie hochgelehrt — wie fein!
Herr Schulz, hab er die Güte,
Und führ er seine Weisung doch
Dem Vogel zu Gemüte!
Der ruft: weh deiner armen Seel!
Man bind', auf hohen Amts Befehl,
Die Händ' ihm auf den Rücken!

Auf Amts Befehl? — Votre Serviteur
Tres humble, mein Herr Bittel!
Ich tummer Teufel! — doch es sei!
Gibt's doch wol Auskunftsmittel.
Hier bin ich, und hier meine Hand!
Verflucht, daß man in fremdem Land
Für'm Fangen nicht ist sicher!

Prozesse über dies und das
Gewinnen nie das Ende
Bei diesen Herrn, und gleichwol reicht
Man stets sich Bruder Hände,
Wenn's so was anbetrift. 'S ist schlimm;
da schwimm der wakre Pursche — schwimm!
Das Wasser steht am Halse.

Viertes Buch.

Wie ein geistlicher Herr zu Zill in den Thurm komt, der ihm sein Gewand giebt, und ihm den Kopf beschehrt, daß er aus der Gefangenschaft entrinnt. Und wie darauf Zill wieder ausgeforscht und eingeholt wird.

Als Zill nun kam im Städtlein an,
Gemeldter Weis gefangen,
Ward er in finstern Thurm geführt,
Mit Ketten schwer behangen;
So wie vorher dem Weib geschehn,
Die ward gefangen, wie gesehn,
Früh morgens an dem Ofen.

'S geht ein — 's geht aus gar ämsiglich
Der Bittel bei den Sündern.
Der Schinder denket schon bei sich,
Aufm Berg sie überwintern.
Schon fasst ers Rad, schon knirscht das Bein,
Der Sünder brüllt — die Paters schrei'n —
Die Leute stehn erschrocken.

Herr Jes! was hat man mit mir vor?
Fragt Marte, muß da sizen,
Und hab' so viel zu Haus zu thun,
Muß Aepfel, Bieren schnizen.
Drei Kinder — und kein Mensch um sie —
Die Brodrahm leer — das arme Vieh,
Muß hungern und krepiren!

Leg ab die Sorgen für dein Vieh —
Denk' nicht an deine Kinder!
Für deine Seele sei bedacht;
Den Leib kriegt bald der Schinder.
Ei ja, der Schinder! Ei das wär
Doch schön! Herr Amtmann, gar viel Ehr!
Hi, hi! Ja wol, der Schinder!

Auch so der Mörder Zill. — Er war
Der That zwar überwiesen;
Doch bat er keinen Rosenkranz —
Lies keine Träne fliesen.
Die Leute flehn — der Pater spricht.
Vergiß doch deine Seele nicht,
Und fürcht' dich für der Hölle!

Hm, Höll! — wär einer doch so gut,
Mir seinen Rok zu geben,
Für diesen hier! Man denke nur,
Es ist doch süs das Leben.
Der Pfaff denkt dies und Zill denkt das.
Wie — wenn — Herr Pater, weis er was?
Geb' er mir seine Kutte!

Der Bittel staunt — Herr Pater, poz!
Mein Seel, das wär drum schreklich!
Der resolut die Kutte weg,
Und Zill erhascht sie keklich.
Auf Mainz zu — Mainz zu, Bruder Zill!
Hast Ablaß, Bittel, schweig nur still,
Für sieben volle Jahre.

Herr Pater, alles zwar schon gut!
Allein, wenn wir's bedenken,
Ist's doch gefärlich. Sieht er wol,
Zill hat verdient zu henken. —
Was henken? Absolution
Ist gut für alles. Schweig mein Sohn,
Ich steh für allen Schaden.

Kett' weg! Thür auf! Fort Zill — Schön Dank!
Ei schau, da steht ein Karren?
Nur aufgesessen — ist für dich.
Halt't mich für keinen Narren!
Will gehen — nein, will laufen ich.
Das Fuhrwerk geht zu stetiglich;
Auch hab' ich flinke Beine.

So denn entkam mit Gottes Hilf —
Was — Gottes Hilf? — durchs Teufels!
Ein Galgenschwengel — Rabenaas!
Wers nicht gern glaubt, bezweifel's!
Das Kloster Sandheim reichte Hand
Und schaft ihn heimlich aus dem Land,
Mit Bruderglaz und Kutte.

Zu Bimpelstein, im Kloster, lies
Sich's Zill fürtreflich schmecken;
Trank guten firnen Wein und aß'
Wol apprettirte Schnecken.
Des Nachmittags — nach altem Brauch,
Die Schnecken liegen schwer im Bauch, —
Spazirte man im Garten.

Jed's Bruderherze zärtiglich
Um Bruder Zillen hupfte;
Der izt mit diesem schekerte,
Und dann mit jenem schnupfte.
Vergessen war all Leid ihm schier,
Als an des Klosters Gartenthür
Ganz unsanft Jemand pochte.

Drei bärt'ge Männer traten vor;
Und alle Brüder stunden
Vernagelt da wie nach dem Spiel
Figuren. Roch den Lunten
Izt Bruder Zill? Er roch ihn wol,
Und dacht bei sich: den Amtmann soll
Der Morenteufel holen!

Herr, fieng der Fremden einer an —
Es war der Luster Bittel.
Herr Guardian, erlauben Sie —
Nur Präses ist mein Titel.
Was wär ihm lieb? Ein Stük Papier —
Sel'n Sie so gütig — Ist die Thür,
Mit Gunsten! auch verriegelt?

Der Präses las — Kent ihr den Mann,
Den man bei uns vermutet?
Ich denke ja, nur gar zu gut! —
Der Brüder Herze blutet. —
So seht euch um! Hier sind sie all';
Beschaut sie zehn und hundertmal —
Doch, vorher eins zu trinken!

Bedanke mich, hochwürd'ger Herr!
Hernach, wenns b'liebt? Der Bittel
Blikt grell und scharf die Brüder an,
Und stokt beim letzten Drittel.

Ei schau, rief er und zog den Hut;
Die Kutte steht ihm ziemlich gut.
Sein diener, wehrter Bruder!

Das ist er — greift ihn! — Zill gehst mit,
Herr Präses wird's erlauben.
Ich denk', wir können dich wol auch
An Christum lernen glauben.
Wir lehrten schon mit Extrapost,
Manch jüd'schen Schelm, bei Christenkost
Sein Rosenkränzchen beten.

Wie steht's, fragt Zill, Hochwürd'ger Herr!
Izt um die Klosterrechte?
Wer darf mich fangen hier? Sie sind
Wol nicht der Herren Knechte.
Halt, rief 'ne fette Paters Stimm
Im Hause, langsam noch mit ihm!
Man muß sich erst besprechen.

Doch gebt euch weiter keine Müh'!
Ihr pfeift da nur den Mäusen.
Ich sehe schon, wie's gehen wird,
Will mit dem Bittel reisen.
Was hilft mir Kutt' und Kloster? Hat
Der Amtmann für mich keine Gnad;
Sterb' ich am Luster Galgen.

Ade denn nun, Hochwürd'ger Herr,
Ade, ihr Herren Brüder!
Geht keiner mit mir? Auch schon gut!
Vielleicht sehn wir uns wieder.
Wär's Nadelöhr nur nit so klein;
Ich fürcht, 's möcht' Manchem mühsam seyn:
Ihr Herr'n habt dicke Bäuche!

Der Sackerment! — Hört, wie er da
Uns uzt! — Ei, ei, Herr Bruder,
Das ist ein Bischen schlecht gedankt,
Für unser gutes Futter!
Wär's Oehr so weit, wie's Klosterthor,
Du stünd'st mit deinem Pak davor;
Ich wett', du könt'st nicht schlupfen!

Fünftes Buch.

Wie Zill in gar enge Verwahrsam gebracht, und darnach mit Marte zum Tode verurteilt wird. Auch wie sie beide gar schrecklich hingerichtet wurden.

War's nicht ein Bruder, den man da
Heut früh durch's Dorf geführet?
Sechs Männer mit gespanntem Hahn
Sind neben her marschiret;
So fragt man da, so fragt man dort,
Still gieng der Wachtzug durch den Ort;
Nur rasselten die Ketten.

Das muß ein groser Sünder seyn —
Vielleicht ein Königsmörder?
Raunt sich der Bauer bang ins Ohr. —
Hu, hu! ein Königsmörder!
Ein Mann, in einer heil'gen Tracht,
So scharf geschlossen und bewacht —
Hu, hu! das ist drum schreklich!

O Thor; du kennst die Menschen nicht.
Sind alle, was sie scheinen?
Weißt du nicht, daß auch Heiligkeit
Und Bosheit sich vereinen.
Daß Priester schon, was Gott bejaht,
Verneinten frech mit Wort und That,
Und seinem Strafschwerd trozten?

Der Blutschuld Rache schwebt' ob ihm
Zill lag schon auf den Knieen.
Der Richter winkt — Wer wagt dem Streich
Den Sünder zu entziehen?
Wer, von uns Sterblichen hat's Macht?
Ein Franciskaner hat's vollbracht —
Nun wend' dich weg und schau're!

Das bracht' ich übers Herze nicht;
Es brant' mir drinn, wie Feuer.
Es musst heraus! Wer zitterte
Nicht vor dem Ungeheuer?
Du hättest nicht geglaubt vielleicht
Daß so eins unterm Monde kreucht?
'S kreucht voll in allen Landen.

Nun höret ferner, was geschah!
Als Zill kam angefahren;
Herab in Thurm! der Amtmann ruft,
Herab von deinem Karren!
Du wirst mir nun nicht mehr entfliehn;
In schwere Ketten häng man ihn,
Drei Spannen übern Boden!

Herr Amtmann ist erstaunlich bös —
Die Schlosser raffiniren,
Mit Eisenbändern neuer Art
Den Zill zu ausstaffiren.
Hu, Hu! Was fangt ihr mit mir an?
Macht doch nur, daß ich liegen kann,
Will gern das Stehn euch schenken.

Der Pater komt. Willkommen Zill!
Schaut Herr, ich bin gefangen.
Bereite dich, die Stund ist da!
Sein diener, auf Verlangen!
Gar gern! Wie greif ich's aber an?
Hab' freilich, dünkt's mich, was gethan,
Das nicht viel Leute loben.

Ich merk' es auch so halb und halb,
Wie sie das Kindlein heisen.
Sie wollen, fürcht' ich gar, den Berg
Hinauf mich machen reisen,
Wo die drei dicke Pfosten stehn,
Und mich am Stricke pampeln sehn.
Was meinen Sie Herr Pater?

Doch apropos! Was Marte macht?
Möcht' sie noch einmal sprechen,
Die Wetterhex! — Der Teufel hol'!
Ich könt' den Hals ihr brechen.
Schaut Herr! Ich will nicht ehrlich seyn,
Die Hex' hat alle Schuld allein;
Sie ist ein Stük vom Bösen.

Man schwazte dies, und schwazte das,
Erzält sich manches traulich.
Dem Sünder ward die Zeit nie lang,
Nie vor dem Tode graulich.
Wie gieng dir's da? Wie gieng dir's dort?
Wie teu'r der Tabak in dem Ort?
Was gilt die Maas vom Besten?

Der schicket Zillen kräft'ge Brüh,
Für seinen schwachen Magen,
Der Fleisch und Zugemüs — der Wein;
Das thät ihm wol behagen.
Mag's, daß ich armer Teufel hier
In Ketten hänge, schmeckt es mir,
Bei allem dem doch treflich.

Das Leben ist ein kostbar Ding —
Verloren, nicht mehr käuflich.
Prüft, untersucht und sprecht nach Recht,
Bedenket alles reiflich —
So sprach zu ihrem Referent
Die Gräfin, denn mein Regiment
Soll Rechtsmord nicht beflecken.

Die Advokaten nagten lang
Die Federn, und gebeten
Ward viel; doch alles war umsonst,
Vom Tode sie zu retten.
Convictus et confessus war
Des Mords das Inquisitenpaar,
Die Sünde lag am Tage.

Die Wacht erscheint, und Zillen fasst
Der Büttel bei den Armen,
Zum Thor hinaus — dem Galgen zu!
Ein Crucifix — Erbarmen!
Bei Gott ist Gnad, bei Menschen nicht.
Fort wüster Sünder, vors Gericht,
Dein Urteil anzuhören!

Die Burgerwache schliest den Kreis;
Der Richtstul in der Mitte.
Die Sünder liegen auf den Knie'n —
Nach jenes Landes Sitte.
Ach, eine fürchterliche Pauf'!
Wem geht da nicht ein Schauer aus? —
Wem schlägt nicht laut das Herze?

Der Richter liest — dort liegt der Stab
Den Sündern vor den Füsen.
Zill auf dem Rad, das Weib durchs Schwerd
Soll'n ihr Verbrechen büsen,
Beladen schwer mit Gottesfluch! —
Zwar hart, o Richter ist dein Spruch;
Doch schreklich auch die Sünde.

Blaßlippigt, aber herzhaft tritt
Izt in den Kreis der Schinder.
Ein Pater rechts — ein Pater links,
Und zwischen drein der Sünder
Am Strick. Sie meint es könt' nicht seyn
Und heult — Er, taub wie harter Stein,
Hört nicht den Pater beten.

Nun geht der Zug dem Galgen zu,
Bergan, schwer, stet und träge.
Des Paters Baß — des Weib's Diskant
Hallt auf dem langen Wege.
Vergeblich legt an Zillen Ohr
Den Mund der Pater, spricht ihm vor;
Er will nicht sehn noch hören.

Die Wagen nah'n, das Volk macht Plaz,
Der Cirkul schliest sich wieder.
Der Pater zupft — der Sünder sinkt
Zur lezten Beicht darnieder;

Indeß der rohe Schindersknecht
Die gute Sache schlecht doch recht
Bald ab zu machen wünschet.

Schon grabelt er am scharfen Schwerd,
Das unterm Mantel blinket,
Und lauert, bis der Amtmann ihm
Vom weisen Rosse winket.
Er winkt — Die Beicht' ist nun vorbei —
Der Schinder fasst — der Weg ist frei —
Die Augen sind verbunden.

Schau selbst hinüber auf den Berg,
Hör Leidender Gewimmer!
Erzälen kan ich dir es nicht;
Mir Bangen klappern immer
Für Graus die Zähne — Lieber Gott,
Uns alle laß den sanften Tod
Der frommen Menschen sterben!

* * *

Friedrich Müller (Maler Müller).

Geb. am 13. Januar 1749 zu Kreuznach, gest. am 23. April 1825 zu Rom.

Bacchidon und Milon, Idylle, 1773, 1778. Der Satyr Mopsus, Idylle, 1775. Die Schafschur, pfälzische Idylle, 1775. Balladen 1776. Werke, herausggb. von Ludwig Tieck, Heidelberg 1811, N. A. 1825.

Soldatenabschied[1].

Heute scheid ich, heute wandr' ich,
keine Seele weint um mich.
Sind's nicht diese, sind's doch andre,
die da trauren, wenn ich wandre;
holder Schatz, ich denk an dich.

Auf den Bachstrom hängen Weiden;
in den Tälern liegt der Schnee;
trautes Kind, daß ich muß scheiden,
muß nun unsre Heimat meiden,
tief im Herzen tut mir's weh.

Hunderttausend Kugeln pfeifen
über meinem Haupte hin!
Wo ich fall, scharrt man mich nieder,
ohne Klang und ohne Lieder,
niemand fraget, wer ich bin.

Du allein wirst um mich weinen,
siehst du meinen Totenschein.
Trautes Kind, sollt er erscheinen,
tu im stillen um mich weinen
und gedenk auch immer mein.

Heb zum Himmel unsern Kleinen,
schluchz': nun tot der Vater dein!
Lehr ihn beten! gib ihm Segen!
reich ihm seines Vaters Degen!
mag die Welt sein Vater sein.

Hörst? die Trommel ruft zu scheiden·
drück ich dir die weiße Hand!
Still die Tränen! laß mich scheiden!
Muß·nun für die Ehre streiten,
streiten für das Vaterland.

[1] Beispiel eines Volkslied gewordenen Liedes. Die gegenständliche balladenartige Darstellung ist charakteristisch für die Volkspoesie.

Sollt ich unter freiem Himmel
schlafen in der Feldschlacht ein:
soll aus meinem Grabe blühen,
soll auf meinem Grabe glühen
Blümchen süß: Vergiß nicht mein.

Der rasende Geldar.

Wer ist's, der wild
und fürchterlich siegreich brüllt,
ins Hifthorn stößt zum blumigen Tanze?
Mit Zweigen geschmückt rollt er sein Schild
in blitzendem Mondesglanze;
träufelnd Blut raucht von seiner Lanze.
Geier riechen's, schrein und fliehn.
Ach Geldar, Geldar, deine Tochter hin!
liegt blutig in Todes Arme!
Ha! sie hat troffen der eifersuchtwütende Rhyn!
Ha! du hast wieder getroffen ihn!
Blutig fuhr sein Nacken dahin,
niedergeschleudert von des rasenden Vaters Arme
(Geldar blickt umher.)
Wo ist sie? — — Still der Pfad zu ihr! —
Die Kammer schweigt! — (Er erblickt sie.) Hier! hier!
willkommen, süße Tochter!
(Zerreißt seinen Kranz.)
Heult, heult, heult mit mir
zum weiblichen Wonnegesange!
(Er hüpft um den Leichnam herum.)
Lanzen, blitzt auf! Bogen, erklingt!
Singt! singt! singt! singt!
Hab ich sie nicht erdrosselt, die Schlange?
O wie hüpft's, wie schlägt's mir so bange!
Stilles zartes Töchterlein, schläfst du noch lange?
(Sticht die Lanze in die Erde und stößt ins Hifthorn.)
Gelt, vor des Mondes Spiegel
schlug ich den, der dein Herzchen zerdrückt?
Juch! juch! hab erhascht ihn, ich Vater! zerknickt
mit dieser Faust den schlagenden Flügel!
Hab ihm doch troffen die Stirne, so wild,
bis sie geküßt herunter mein Schild!
Gesunken, gesunken, gesunken!
Dort, wo einst stirnegeschmückt
er meines Mädchens Wange gedrückt,
von Löwenmondes Tänzen trunken.
(Stößt wieder ins Hifthorn.)
Könnt ich dich wieder erwecken,
den ganzen Erdball wollt ich schrecken;
aber du bist hin, — bist hin!
Könnt ich dich wieder gewinnen,
ewig sollten meine Augen rinnen.
Ach! du bist hin! hin!
Rhyn, Rhyn, grausamer Rhyn!
Sie hat dich so zärtlich geliebet!
sie hat doch kein Würmchen betrübet!
Nun ist sie hin!
Bringt ihr der Blumen Pracht!
Ob sie noch atmet, ob sie noch lacht?
Kein Klopfen mehr im Herzen! —
(Er befühlt sie.)
Ha! du mußt sinken, Brüstepaar!
Sollst trauern, spielendes Haar!
Sollst modern, mein Mädchen! — o Schmerzen!
Gelt, an meinem Herzen
traf dich des Pfeiles Spitze?
Ach! an meinem Herzen,
wie ein junges Wild, noch saugend Mutterzitze!
(Er weint.)
Werd ich nimmer dich sehen
spielend im Tannental unter meinen Rehen?
dir nimmer winken
am Felsenquell, wo meine Adler trinken?
Arm Töchterlein, so zart und lieb!
o du Herzchen, so still mir ergeben!
o Luiberth, Luiberth, dein Äuglein wie trüb —
(Er fällt rasend in sein Schwert.)
Verflucht sei ohne dich das Leben!

* * *

Matthias Claudius.

Geb. am 15. August 1740 zu Reinfeld im Holsteinischen, gest am 21. Januar 1815 in Hamburg.

„Asmus omnia sua Secum portans, oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten" 1775—1812.

Die Geschichte von Goliath und David in Reime bracht.

(1778.)

War einst ein Riese, Goliath,
gar ein gefährlich Mann!
Er hatte Tressen auf dem Hut
und eine Klunker dran,
mit einem Rock von Drap d'argent
und alles so nach advenant.

An seinen Schnurrbart sah man nur
mit Gräsen und mit Graus;
und dabei sah er von Natur
pur wie der — aus.
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
so groß schier als ein Weberbaum.

Er hatte Knochen wie ein Gaul
und eine freche Stirn
und ein entsetzlich großes Maul
und nur ein kleines Hirn;
gab jedem einen Rippenstoß
und flunkerte und prahlte groß.

So kam er alle Tage her
und sprach Israel Hohn.
„Wer ist der Mann? wer wagt's mit mir?
sei's Vater oder Sohn,
er komme her, der Lumpenhund,
ich bax'n nieder auf den Grund."

Da kam in seinem Schäferrock
ein Jüngling, zart und fein;
er hatte nichts als seinen Stock,
als Schleuder und den Stein,
und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr,
ich komm im Namen Gottes her."

Und damit schleudert er auf ihn
und traf die Stirne gar;
da fiel der große Esel hin,
so lang und dick er war.
Und David haut in guter Ruh
ihm nun den Kopf noch ab dazu.

*

Trau nicht auf deinen Tressenhut,
noch auf den Klunker dran!
Ein großes Maul es auch nicht tut:
das lern vom großen Mann;
und von dem kleinen lerne wohl,
wie man mit Ehren fechten soll.

Urians Reise um die Welt, mit Anmerkungen[1].

Wenn jemand eine Reise tut,
so kann er was verzählen;
drum nahm ich meinen Stock und Hut
und tät das Reisen wählen.

Da hat Er gar nicht übel dran getan;
verzähl Er doch weiter, Herr Urian!

Zuerst ging's an den Nordpol hin;
da war es kalt, bei Ehre!
Da dacht ich denn in meinem Sinn,
daß es hier besser wäre.

In Grönland freuten sie sich sehr,
mich ihres Orts zu sehen,
und setzten mir den Trankrug her;
ich ließ ihn aber stehen.

Die Esquimaux sind wild und groß,
zu allem Guten träge;
da schalt ich einen einen Kloß
und kriegte viele Schläge.

Nun war ich in Amerika;
da sagt ich zu mir: Lieber!
Nordwestpassage ist doch da,
mach dich einmal darüber!

Flugs ich an Bord und aus ins Meer,
den Tubus festgebunden,
und suchte sie die Kreuz und Quer
und hab sie nicht gefunden.

Von hier ging ich nach Mexiko,
ist weiter als nach Bremen;
da, dacht ich, liegt das Gold wie Stroh,
du sollst 'n Sack voll nehmen.

Allein, allein, allein, allein,
wie kann ein Mensch sich trügen!
ich fand da nichts als Sand und Stein
und ließ den Sack da liegen.

Drauf kauft ich etwas kalte Kost
und Kieler Sprott und Kuchen
und setzte mich auf Extrapost,
Land Asia zu besuchen.

Der Mogul ist ein großer Mann
und gnädig über Maßen
und klug; er war itzt eben dran,
'n Zahn ausziehn zu lassen.

Hm! dacht ich, der hat Zähnepein
bei aller Größ und Gaben!
Was hilft's denn auch noch, Mogul sein?
die kann man so wohl haben.

Ich gab dem Wirt mein Ehrenwort,
ihn nächstens zu bezahlen;
und damit reist ich weiter fort
nach China und Bengalen.

Nach Java und nach Otaheit
und Afrika nicht minder,
und sah bei der Gelegenheit
viel Städt' und Menschenkinder;

Und fand es überall wie hier,
fand überall 'n Sparren,
die Menschen grade so wie wir
und ebensolche Narren.

* * *

Gottlieb Konrad Pfeffel.

Geb. am 28. Juni 1736 zu Colmar im Elsaß, gest. am 1. Mai 1809 ebendort. — Poetische Versuche 1761, 1762, 1789/90, 1802/05, 1817/21. Fabeln 1783.

Die Tabakspfeife[1].

(1783.)

„Gott grüß Euch, Alter! schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! — ein Blumentopf
von rotem Ton, mit goldnem Reifchen! —
Was wollt Ihr für den Kopf?"

O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
er kommt vom bravsten Mann,
der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
es lebe Prinz Eugen!
wie Grummet sah man unsre Leute
der Türken Glieder mähn. —

„Ein andermal von Euren Taten!
Hier, Alter, seid kein Tropf,
nehmt diesen doppelten Dukaten
für Euren Pfeifenkopf."

Ich bin ein armer Kerl und lebe
von meinem Gnadensold;
doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
ich nicht um alles Gold.

Hört nur: Einst jagten wir Husaren
den Feind nach Herzensluft,
da schoß ein Hund von Janitscharen
den Hauptmann in die Brust.

Ich heb ihn flugs auf meinen Schimmel —
er hätt' es auch getan —
und trag ihn sanft aus dem Getümmel
zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
reicht er mir all sein Geld
und diesen Kopf, drückt mir die Hände
und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirte schenken,
der dreimal Plündrung litt,
so dacht ich; und zum Angedenken
nahm ich die Pfeife mit.

[1] Beispiel einer scherzhaften Erzählung.

[1] Beispiel einer Anekdote.

Ich trug auf allen meinen Zügen
sie wie ein Heiligtum,
wir mochten weichen oder siegen,
im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
das Bein durch einen Schuß;
da griff ich erst nach meiner Pfeife
und dann nach meinem Fuß.

„Ihr rührt mich, Freund, bis zu den Zähren.
O sagt, wie hieß der Mann,
damit auch mein Herz ihn verehren
und ihn beneiden kann!"

Man hieß ihn nur den tapfern Walter:
dort lag sein Gut am Rhein ...
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
und jenes Gut ist mein.

Kommt Freund, Ihr sollt bei mir nun leben!
vergesset Eure Not;
kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
und eßt von Walters Brot!"

Nun, top! Ihr seid sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
die Türkenpfeife sein.

* * *

Johann Heinrich Voß.

Geb. am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg, gest. in Heidelberg am 29. März 1826. Gedichte 1785 und 1795. Luise, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen, 1795, vollst. Ausg. 1807. Idyllen 1800. Sämtliche Gedichte 1802. N. Ausg., Auswahl letzter Hand, 1825. Sämtliche poetische Werke, besorgt von Abrah. Voß und Th. Schmid, nebst Lebensbeschreibung, Leipzig 1835.

Die Spinnerin.

Ich saß und spann vor meiner Tür,
da kam ein junger Mann gegangen;
sein braunes Auge lachte mir,
und röter glühten seine Wangen.
Ich sah vom Rocken auf und sann
und saß verschämt und spann und spann.

Gar freundlich bot er guten Tag
und trat mit holder Scheu mir näher.
Mir ward so angst; der Faden brach;
das Herz im Busen schlug mir höher.
Betroffen knüpft ich wieder an
und saß verschämt und spann und spann.

Liebkosend drückt er mir die Hand
und schwur, daß keine Hand ihr gleiche,
die schönste nicht im ganzen Land,
an Schwanenweiß und Rund und Weiche.
Wie sehr dies Lob mein Herz gewann,
ich saß verschämt und spann und spann.

Auf meinen Stuhl lehnt er den Arm
und rühmte sehr das kleine Fädchen;
sein naher Mund, so rot und warm,
wie zärtlich haucht er: Süßes Mädchen!
Wie blickte mich sein Auge an!
Ich saß verschämt und spann und spann.

Indes an meiner Wange her
sein schönes Angesicht sich bückte,
begegnet ihm von ohngefähr
mein Haupt, das sanft im Spinnen nickte,
da küßte mich der schöne Mann;
ich saß verschämt und spann und spann.

Mit großem Ernst verwies ich's ihm:
doch ward er kühner stets und freier,
umarmte mich mit Ungestüm
und küßte mich so rot wie Feuer.
O sagt mir, Schwestern, sagt mir an:
war's möglich, daß ich weiter spann?

Der Flausrock[1].

(Nach dem Altenglischen.)

Ein Regensturm mit Schnee und Schlossen
zog düster über Land und Meer,
daß traufengleich die Dächer gossen;
die Küh im Felde brüllten sehr.
Frau Käthe, die zwar niemals zanket,
sprach hastig: „Geh doch, lieber Mann,
geh hin, eh Bläßchen uns erkranket,
und zieh den alten Flausrock an!

Die beste Kuh ist unser Bläßchen;
und höre, wie sie kläglich brüllt!
Sie hat uns schon manch liebes Fäßchen
mit Milch und Butter angefüllt.
Entsetzlich tobt des Sturms Gesause.
Geh hin, mein lieber guter Mann,
und hole Bläßchen mir zu Hause
und zieh den alten Flausrock an!" —

„Mein Flausrock dient in Sturm und Regen,
so lang er neu und wollig war;
doch jetzo hält er schwerlich gegen,
ich trag ihn schon an dreißig Jahr.
Frau, laß uns nicht so nährig geizen,
wer weiß, wie bald man sterben kann!
Bedenk, für eine Tonne Weizen
schafft sich ein neuer Flausrock an." —

„Für so viel Weizen trug zur Feier
der Herzog Ulrich seinen Rock
und murrte doch, er sei zu teuer,
und schalt den Schneider einen Bock.
Der fromme Herr war Fürst im Lande,
und du bist ein gemeiner Mann.
Der Hochmut führt in Sünd und Schande!
drum zieh den alten Flausrock an!" —

„Nicht prunken will ich, liebes Käthchen,
nur warm durch Sturm und Regen gehn;
schon zählen läßt sich jedes Drähtchen,
ja Fäserchen und Fetzen wehn.
Sieh Roberts, Wilms und Bartels Kleider;
wann gehen die so lumpicht, wann?
Doch Werkeltag und Sonntag leider
zieh ich den alten Flausrock an." —

„Der Flausrock, deucht mir, ist noch billig,
ich hab ihn gestern erst geflickt.
Du weißt, wie sorgsam ich und willig
dich stets gepfleget und geschmückt.
Du findest hier ein warmes Stübchen

[1] Scherzhafte Ballade.

und eine warme Suppe dann.
So geh denn hin, mein wackres Bübchen,
und zieh den alten Flausrock an!" —

„Ein jedes Land hat seine Weise,
und seine Hüls ein jedes Korn.
Die Wirtschaft, Frau, kömmt aus dem Gleise,
verliert der Mann erst Zaum und Sporn.
In Sturm und Regen übernachte
das Bläßchen, wo es will und kann;
denn nimmer, ob sie auch verschmachte,
zieh ich den alten Flausrock an." —

„Mein Herzensmann! seit dreißig Jahren
hab ich in Fried' und Einigkeit
mit dir viel Freud und Leid erfahren
und dich mit manchem Kind erfreut.
Zum Segen zog ich alle sieben
mit Wachen und Gebet heran:
Nun, Männchen, laß dich immer lieben
und zieh den alten Flausrock an!" —

Frau Käthe, die zwar niemals zanket,
mag gern des Wortes sich erfreun,
auch wird's mit Ruhe mir verdanket,
laß ich nur fünf gerade sein.
Stillschweigend stand ich auf vom Sitze,
ein wohlgezogner Ehemann,
verschob aufs eine Ohr die Mütze
und zog den alten Flausrock an.

* * *

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling.

Geb. am 12. September 1740 zu Grund im Nassauischen, gest. am 2. April 1817 in Karlsruhe. — Gedichte, herausg. v. W. E. Schwarz 1821.

Romanzen[1].

I.

Es ritt ein Ritter wohl übers Feld,
er hatte kein'n Freund, kein Gut, kein Geld.
Sein Schwesterlein war hübsch und fein:
„Ach Schwesterlein! ich sage dir Adie,
ich sehe dich ja nimmermehr;
ich reite weg in ein fremdes Land,
reich du mir deine weiße Hand!
Adie! Adie! Adie!"

Ich sah, mein schönstes Brüderlein,
ein buntig, artig Vögelein,
es hüpfte im Wacholderbaum;
ich warf's mit meinem Ringelein,
es nahm ihn in sein Schnäbelein
und flog weg in dem Walde fort;
Adie! Adie! Adie!

„Schließ du dein Schloß wohl feste zu,
halt dich fein still in guter Ruh;
laß niemand in dein Kämmerlein:
Der Ritter mit dem schwarzen Pferd
hat dich zumalen lieb und wert;
nimm dich vor ihm gar wohl in acht,
manch Mägdlein hat er zu Fall gebracht.
Adie! Adie! Adie!"

Das Mägdlein weinte bitterlich;
der Bruder sah noch hinter sich
und grüßte sie noch einmal schön.
Da ging sie in ihr Kämmerlein
und konnte da nicht fröhlich sein:
den Ritter mit dem schwarzen Pferd
hätt' sie vor allem lieb und wert.
Adie! Adie! Adie!

Der Ritter mit dem schwarzen Roß
hätt' Güter und viel Reichtum groß;
er kame zum Jungfräulein zart,
er kame oft um Mitternacht
und ginge, wann der Tag anbrach.
Er führt sie in sein Schlösselein
zum anderen Jungfräulein fein.
Adie! Adie! Adie!

Sie kam dahin in schwarzer Nacht,
sie sah, daß er zu Fall gebracht
viel edele Jungfrauen zart.
Sie nahm wohl einen kühlen Wein
und goß ein schnödes Gift hinein
und trank's dem schwarzen Ritter zu,
es gingen beiden die Äugelein zu.
Adie! Adie! Adie!

Sie begruben den Ritter im Schlosse fein,
das Mägdlein inbei ein Brünnelein;
sie schläft da im kühlen Gras.
Um Mitternacht da wandelt sie umher
im Mondenschein, dann seufzet sie so sehr,
sie wandelt da im weißigen Kleid
und klaget da dem Wald ihr Leid.
Adie! Adie! Adie!

Der edle Bruder eilt herein
bei diesem klaren Brünnelein
und sah es, sein Schwesterlein zart.
Was machst du, mein Schwesterlein, allhier?
du seufzest so, was fehlt dann dir?
„Ich hab den Ritter in schwarzer Nacht
und mich mit bösem Gift umgebracht:
Adie! Adie! Adie!"

Wie Nebel in dem weiten Raum
flog auf das Mägdlein durch den Baum,
man sah sie wohl nimmermehr.
Ins Kloster ging der Rittersmann
und fing ein frommes Leben an.
Da betete er fürs Schwesterlein,
auf daß sie möchte selig sein.
Adie! Adie! Adie!

II.

Es leuchten drei Sterne über des Königes Haus,
drei Jungfräulein wohnten darin;
ihr Vater war weit über Land hinaus
auf ein'm weißen Rösselein.
Sternelein blinzet zu Leide!

[1] Über diese Romanzen schreibt Schwarz in der Einleitung: „Welche Meisterwerke die Romanzen seien, wird dem Kunstverständigen außerdem noch daraus erhellen, daß der große Dichter Deutschlands, Stillings Jugendfreund (Goethe), dieselben bei ihrer ersten Erscheinung als alt und klassisch ansah."

Siehst du es, das weiße Rößlein, noch nicht,
ach Schwesterlein, unten im Tal?
Ich seh es, meins Vaters Rösselein, licht,
es trabet da mutig im Tal.
Sternelein blinzet zu Leide!

Ich seh es, das Rößlein, mein Vater nicht drauf:
ach Schwesterlein, Vater ist tot!
Mein Herzel ist mir es betrübet.
Wie ist mir der Himmel so rot!
Sternelein blinzet zu Leide!

Da trat ein Reiter im blutigen Rock
ins dunkle Kämmerlein klein:
Ach, blutiger Mann, wir bitten dich hoch,
laß leben uns Jungfräuelein!
Sternelein blinzet zu Leide!

Ihr könnt nicht leben, ihr Jungfräulein zart!
Mein Weiblein, frisch und schön,
erstach mir eur Vater im Garten so hart,
ein Bächlein von Blut floß daher.
Sternelein blinzet zu Leide!

Ich fand ihn, den Mörder, im Walde grün,
ich nahm ihm sein Rößlein ab
und stach ihm das Messer ins Herze;
er fiel drauf den Felsen herab.
Sternelein blinzet zu Leide!

Auch hätt'st du die liebe Mutter mein
getötet am hohligen Wege;
ach Schwesterlein, lasset uns fröhlich sein,
wir sterben ja wundergerne.
Sternelein blinzet zu Leide!

Der Mann nahm ein Messer, scharf und spitz,
und stieß es den Jungfräulein zart
in ihr betrübtes Herzelein,
zur Erde fielen sie hart.
Sternelein blinzet zu Leide!

Da fließet ein klares Bächelein hell,
herunter im grünigen Tal;
fließ krumm herum, du Bächlein hell,
bis in die weite See!
Sternelein blinzet zu Leide!

Da schlafen die Jungfräulein alle drei
bis an den Jüngsten Tag,
sie schlafen da in kühliger Erd
bis an den Jüngsten Tag.
Sternelein blinzet zu Leide!

III.

Es saß auf grüner Heide
ein Schäfer grau und alt;
es grasten auf der Weide
die Schäflein längs dem Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Schäfer, krumm und müde,
stieg bei der Herde her;
und wenn die Sonne glühte,
dann war sein Gang so schwer.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sein Mädchen, jung und schöne,
sein einzigs Töchterlein,
war vieler Schäfer Söhne
ihr einz'ger Wunsch allein.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Doch einer unter allen,
der edle Faramund,
tät ihr allein gefallen
in ihres Herzensgrund.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Es hatte ihn gebissen
ein fremder Schäferhund,
sein Fleisch war ihm zerrissen,
sein Fuß war ihm verwundt!
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sie gingen einmal beide
im Walde hin und her,
eins an des andern Seite,
das Herz war jedem schwer.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sie kamen nah zur Heide,
allwo der Vater saß;
es trauerten an der Weide
die Schäflein in dem Gras.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Auf einem grünen Rasen
stand Faramund starr und fest;
die bangen Vögelein saßen
ganz still in ihrem Nest.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Er fiel mit blanken Zähnen
sein armes Mädchen an,
sie rief mit tausend Tränen
ihn um Erbarmen an.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Das bange Seelenzagen
hört nun der Vater bald,
des Mädchens Ach und Klagen
erscholl im ganzen Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Vater, steif und bebend,
lief langsam stolpernd hin;
er fand sie kaum mehr lebend,
ihm starrte Mut und Sinn.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Jüngling kehrte wieder
von seiner Raserei
und fiele sterbend nieder,
zog Lorens Haupt herbei.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Und unter tausend Küssen
flog hin das Seelenpaar,
in matten Tränengüssen
entflohn sie der Gefahr.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Nun wankt im Seelenleiden
der Vater hin nnd her;
ihn fliehen alle Freuden,
kein Sternlein glänzt ihm mehr.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

IV.

Es zog einmal im Mondenschein
ein Jüngling über Land;
er ritt ein braunes Rösselein,
den Zügel in der Hand.
Es äugelten die Sternlein klar,
ein Windchen kräuselte sein Haar,
ihm flossen milde Tränen.

Sein Weg ging durch den wilden Wald
nach einem festen Schloß;
den hohen Turm erblickt er bald.
Nun spornt er stracks sein Roß
und trapp! trapp! ging's den Wald hinein,
bald wollt er bei Jorinde sein;
sein Herz vor Liebe wallte.

Nun ging der Wald bald linker Hand
bei dunkeln Buchen hin,
und bei den dunkeln Buchen stand
ein Reiter, stolz und kühn.
Der Jüngling stutzt, doch ritt er zu
und schrie so mutig: Wer bist du?
daß Berg und Tal erschallte.

Nun stand der Reiter auf dem Pfad
und drückte los den Pfeil;
er rief: Hier findst du keine Gnad,
dein Schatz wird mir zuteil!
Des Jünglings Brust quoll mildes Blut,
es wallte fort in roter Flut
auf seine Lenden nieder.

Der Jüngling ächzt die Seele aus,
gestreckt am Wege hin;
sein Roß trabt nach Jorindens Haus.
Jorinde schaute hin;
sie schaute, ob ihr Liebster käm',
daß sie ihn in die Arme nähm'
und an ihr Herze drückte.

Von weitem hörte sie den Trab
von seinem braunen Roß;
nun flog sie bald den Hof hinab,
allwo ein Bächlein floß.
Nun hörte sie kein Traben mehr,
das Rößlein stand! — der Sattel leer!
Der Mond war schwarz am Himmel.

Sie schrie wild ihrem Jüngling zu,
und sieh, im Mondenschein
rief eine Eule Schuhuhu!
Sie schaut den Wald hinein,
ein Schattenbild wankt zu ihr her,
sie eilt und schwankt, ihr Fuß war schwer,
und schloß ihn in die Arme.

So kalt wie Eis! — mit hellem Schrei
sank sie zur Erde hin.
Der Reiter ritt nun auch herbei,
der schwarze Valentin;
er hob sie auf sein fahles Pferd
und führte sie nach Ritterswert,
so hieß die Räuberhöhle.

Jorinde flehte Tag und Nacht
um einen sanften Tod,
und endlich ward ihr Wunsch vollbracht,
Gott sahe ihre Not.
Es trat am sanften Mondenschein
ein Engel in ihr Kämmerlein,
in Sternenlicht gekleidet.

Jorinde, komm! im sanften Ton
sprach ihr der Engel zu:
komm, ernte nun der Tugend Lohn,
komm her zur stolzen Ruh!
Nun schloß er ihren sanften Blick
und führte sie zum ew'gen Glück,
wohl auf Elias Wagen.

Drauf kehrt er um und hüllte sich
in falbe Blitze ein
und trat zu Valentin fürchterlich
in seinen Saal hinein:
Er lag und dachte mancherlei
des Nachts ums erste Hahngeschrei,
für Angst konnt er nicht schlafen.

Erstarrt sah er mit rotem Blick
den Todesboten stehn;
der winkte ihm und trat zurück;
nun war's um ihn geschehn.
Der Geist des wilden Valentin
starrt vor dem Todesengel hin,
er stürzte ihn zur Hölle.

* * *

Jakob Michael Reinhold Lenz.

Geb. am 12. Januar 1751 zu Seßwegen in Livland, gest. am 24. Mai 1792 in Moskau.

Die Landplagen 1769. Gesammelte Schriften, herausg. von Ludwig Tieck 1828. Gedichte, herausg. von Karl Weinhold 1891. Gesammelte Schriften, herausg. von Franz Bley, München 1909 ff. Ausgewählte Gedichte, herausg. von Erich Osterheld, Leipzig 1909.

Die Liebe auf dem Lande[1].

(Wahrscheinlich 1775.)

Ein wohlgenährter Kandidat,
der nie noch einen Fehltritt tat
und den verbotnen Liebestrieb
in lauter Predigten verschrieb,
kehrt einst bei einem Pfarrer ein,
den Sonntag sein Gehilf zu sein.
Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich,
von Kummer krank, doch Engeln gleich.
Sie hielt im halberloschnen Blick
noch Flammen ohne Maß zurück,
all itzt in Andacht eingehüllt,
schön wie ein marmorn Heiligenbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
verlaßne Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
sie stets an der Erinnrung sog,
an ihrem Brotschrank an der Wand
er immer, immer vor ihr stand,
und wenn ein Schlaf sie übernahm,
im Traum er immer wiederkam.
Für ihn sie noch ihr Härlein stutzt,
sich, wenn sie ganz allein ist, putzt,

[1] Vergl. die beiden Fassungen in der Ausgabe der „Gesammelten Schriften" von Franz Bley, Bd. I, S. 134 ff.; oben wird die spätere Fassung mitgeteilt.

all ihre Schürzen anprobiert
und ihre schönen Kätzchen schnürt,
und vor dem Spiegel nur allein
verlangt, er soll ein Schmeichler sein.
Kam aber etwas Fremds ins Haus,
so zog sie gleich den Schnürleib aus,
tat sich so schlecht und häuslich an,
es übersah sie jedermann.
Zum Unglück unserm Pfaffen allein
der Lilie Nachtglanz leuchtet ein,
obschon sie matt am Stengel hing.
Früh eh er in die Kirche ging,
er sehr eräschert zu ihr trat
und sie — um ein Glas Wasser bat;
dann laut er auf der Kanzel schreit,
man hört ihn auf dem Kirchhof weit,
und macht solch einen derben Schluß,
daß alt und jung noch weinen muß,
und der Gemeinde Sympathie
ergriff zuallerletzt auch sie —
's ging jeder wie gegeißelt fort.
Der Kandidat ward Pfarr am Ort.

Ob's nun die Dankbarkeit ihm tat,
eins Tags er in ihr Zimmer trat:
„Sehr holde Jungfrau," sagt er ihr,
„Ihr schickt Euch übel nicht zu mir,
Ihr seid voll Tugend und Verstand,
Ihr habt mein Herz, da nehmt die Hand —"
Sie sehr erschrocken auf den Tod,
ward endlich wieder einmal rot:
„Ach, lieber Herr — mein Vater — ich —
Ihr findet bessere als mich,
ich bin zu jung — ich bin zu alt —"
Der Vater kroch hinzu und schalt
und kündigt Stund und Tag und Mann
ihr mit gefaltnen Händen an.

Wer malet diesen Kalchas mir
und dieses Opfers Blumenzier,
wie's vorm Altar am Hochzeitstag
in seiner Mutter Brautkleid lag,
wie's unters Vaters Segenshand
mehr litt als es sich selbst gestand;
wie's dumpf, nur ahndend seine Pflicht,
entzog den Qualen sein Gesicht,
und, tausend Nattern in der Brust,
zum Dienste ging verhaßter Lust.

Ach, Männer, Männer, seid nicht stolz,
als wärt nur ihr das grüne Holz,
der Weiber Güt und Duldsamkeit
ist grenzenlos wie Ewigkeit.
Sie fand an ihrem Manne nun,
all seinem Reden, seinem Tun,
an seiner plumpen Narrheit gar
noch was, das liebenswürdig war.
Sie dreht und rieb so lang dran ab.
bis sie ihm doch ein Ansehn gab,
und wenn's ihr unerträglich kam,
nahm sie's als Zucht — für ihren Gram.

Ihr einzig Gut auf dieser Welt
der Engel noch für Sünde hält.
Dem Mann gelind, sich selber scharf,
sie — Gott! — nicht einmal weinen darf.
Sie kommt und bringt ihr Auge klar
als sein geraubtes Gut ihm dar,
und wenn er schilt und brummt und knirrt,
ihr leichter um das Herze wird,
denn wenn er freundlich herzt und küßt,
für Unruh sie des Todes ist.

Denn immer, immer, immer doch
schwebt ihr das Bild an Wänden noch
von einem Menschen, welcher kam
und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
doch seiner Worte Kraft noch nicht.
Und jener Stunden Seligkeit,
ach, jener Träume Wirklichkeit,
die angeboren jedermann,
kein Mensch sich wirklich machen kann.

Die Geschichte auf der Aar.

„Was machst du hier, lieb Mägdelein,
am Wasser tief und schnelle?
und sitzest da am Bach allein
mit nassen roten Bäckelein
und guckst auf eine Stelle?
Hat dich die Mutter was bedroht?
Bekamst du heut kein Morgenbrot?
Hat Bruder dich geschlagen?
Du kannst mir alles sagen!"

Das Mägdlein schaut ihm ins Gesicht,
sieht, kehrt sich weg und redet nicht.
„Sag, wo bist du zu Hause?" —
„Herr, dort in jener Klause." —
Er kriecht zur kleinen Tür herein
und find't ein hagres Mütterlein
auf schlechten Binsen liegen.
„Sagt, liebe Frau, was fehlt dem Kind?
es sitzt da draußen in dem Wind
und ist nicht still zu kriegen."

„Ach, lieber Herr," das Mütterlein
mit schwerem Husten saget,
„es geht den ganzen Tag allein
und leid't nicht, daß man's fraget.
Es hat von seiner Kindheit an
nichts als beständig weinen tan."
„So wahr ein Gott im Himmel ist,
Euch muß was heimlich quälen,
Ihr sagt nicht alles, was Ihr wißt;
Ihr sollt mir nichts verhehlen." —

„Nun, lieber Herr," — und faßt den Mann
mit beiden welken Händen an:
„geht an den Strom, fallt auf die Knie
und dann kommt wieder morgen früh;
wird sich mein Husten kehren,
so sollt Ihr alles hören."

Der Blick, der Ton, der Händedruck
dem Fremden an die Seele schlug,
er geht zum Bach, fällt auf die Knie,
kommt zu dem Weiblein morgens früh,
find't sie in bitteren Zähren.
„Ach, Herr, was uns verloren ging,
kann dieses Blatt und dieser Ring
Euch baß, denn ich erklären."

Mit diesem Wort zieht sie ein Tuch
aus ihrer Brust, darin ein Buch,
und in dem Buch ein Blättlein war,
bemalt mit plumpen Farben zwar,
und an dem Farbenblättlein hing
als Siegel ihr Verlöbnisring.
Auf diesem Blättlein schwamm ein Weib
im höchsten Strom mit halbem Leib;
ihr Kahn war umgeschlagen;
und an des Weibes Zipfel faßt
ihr Ehmann sich, doch diese Last
schiens Wasser nicht zu tragen.

Je mehr der Fremd' aufs Blättlein sieht,
je mehr ihm Aug und Stirne glüht,
und darf sie nichts mehr fragen,
bis sie die Brust tat schlagen
und weint und heulte außer sich:
„Seht, lieber Herr, das Weib bin ich;
um mich mußt er ertrinken!
Ich in dem Schrecken rief ihn: Mann,
ach, warum faßt du mich denn an?
und gleich sah ich ihn sinken.
Er rief — bei dieser Stelle quoll
ihr starrend Auge minder —
er rief im Sinken: Weib! leb wohl!
und sorg für unsre Kinder!"

* * *

Friedrich von Matthisson.

Geb. am 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, gest. am 12. März 1831 in Wörlitz bei Dessau. Lieder 1781. Gedichte 1787. Schriften, Ausg. letzter Hand 1827|30.

Der Geistertanz[1].

Pulvis et umbra sumus.

Die bretterne Kammer
der Toten erbebt,
wenn zwölfmal den Hammer
die Mitternacht hebt.

Rasch tanzen um Gräber
und morsches Gebein
wir lustigen Schweber
den sausenden Reihn.

Was winseln die Hunde
beim schlafenden Herrn?
Sie wittern die Runde
der Geister von fern.

Die Raben entflattern
der wüsten Abtei
und flehn an den Gattern
des Kirchhofs vorbei.

Wir gaukeln, wir scherzen
hinab und empor,
gleich irrenden Kerzen
im dunstigen Moor.

O Herz! dessen Zauber
zur Marter uns ward,
du ruhst nun, in tauber
Verdumpfung, erstarrt.

Tief bargst du im düstern
Gemach unser Weh;
wir Glücklichen flüstern
dir fröhlich: Ade!

Zauberlied.

Endlich, alte Wundergerte,
über ein Jahrtausend
nur in Gräbern hausend,
hobst du dich ans Licht hervor;
furchtbar krachte das gesperrte
Geistertor.

Wahrlich, als wir Hexenjünger
dich auf Alraunbeeten
ahnungsvoll erspähten,
waltete mit unsrer Schar
Salomos erhabner Finger
unsichtbar.

In des Erdballs Mittelpunkte,
in des Mondes Grüften,
in der Sterne Klüften
herrscht allmächtig auf und ab
der in Drachenblut getunkte
Zauberstab.

Treu dem Satz der Meistergilde,
laß aus Memphis Tiefen
dunkle Hieroglyphen
eng uns um die Zirkel reihn,
und zum Weihaltare bilde
sich Gebein.

Wenn die Leichensteine beben,
an des Kirchhofs Eiben
sich die Blätter sträuben
und aus morscher Särge Nacht
sieben Flämmchen bläulich schweben,
ist's vollbracht!

Milesisches Märchen[1].

Ein milesisches Märchen, Adonide! —
Unter heiligen Lorbeerwipfeln glänzte
hoch auf rauschendem Vorgebirg ein Tempel.
Aus den Fluten erhub, von Pan gesegnet,
im Gedüfte der Ferne sich ein Eiland.
Oft, in mondlicher Dämmrung, schwebt ein Nachen
vom Gestade des herdenreichen Eilands
zur umwaldeten Bucht, wo sich ein Steinpfad
zwischen Myrten zum Tempelhain emporwand.
Dort, im Rosengebüsch, der Huldgöttinnen
Marmorgruppe geheiligt, fleht oft einsam
eine Priesterin, reizend wie Apelles
seine Grazien malt, zum Sohn Cytherens,
ihren Kallias freundlich zu umschweben
und durch Dunkel und Wogen ihn zu leiten,
bis der nächtliche Schiffer, wonneschauernd,
an den Busen ihr sank. Ein schöner Jüngling!
wert, Endymions Göttertraum zu träumen.
Liebe säuselte Zephir; Liebe strahlte
Luna durch die Platanen; Philomele
sang, in Tönen der Nachtigall von Lesbos,

[1] Balladenstimmung, liedartige Ballade, vgl. auch das folgende Gedicht.

[1] Beispiel einer poetischen Erzählung.

auf den Myrten ein Brautlied; Amorn woben
einen magischen Flor um die Vermählten.

Veilchen blühten und starben an der Quelle
schlossen Rosen sich auf; im Ährenkranze
grüßte Ceres die goldne Flur, und immer
kam und kehrte der Nachen. Den Beglückten,
gleich den seligen Herrschern des Olympus,
fern vom Künftigen und Vergangnen, strömte
der Entzückungen Fülle. Arethusa
wallt im Scheine des Morgenrots nicht heller
als die Stunden der Liebe; doch sie rauschen,
Adonide! wie Pfeile von Apollons
Silberbogen dahin. Olympiaden
schwinden Amors Geweihten mit dem Eilflug
eines Tages im Lenzhain, wenn den Chortanz
Lied und Flöte begeistern und mit Efeu
holde Mädchen den Kelch von Thasos krönen.

Agerochos, der alte Zaubrer, brannte
für die Priesterin, und zu ihren Füßen
schmolz sein ehernes Herz in wilder Flamme.
Doch sie spottete sein, wie des Zyklopen
Galathea die Nymph', und ihr Gedanke
flog zur seligen Insel, wo der Nachen,
wenn die Sonne meerunterging, dem Ufer
auf geröteter Spiegelflut entrauschte,
von Tritonen umschwärmt und Nereiden.
Bläulich schimmert auch oft (ein schaurig Wunder!),
wenn sie festlich bekränzt den Opferhymnus
am Altare begann, durch Weihrauchwolken
am Gewölbe des Heiligtums die Glutschrift:

„Lieb', o schöne, den Zaubrer Agerochos!
Seit Deukalions Flut gebeut der Zepter
seiner Göttergewalt den Elementen,
hüllt die Scheibe des Monds in Rabenschwärze,
hemmt den brausenden Stromfall, heißt Paläste
von Rubinen und Gold der Erd entschimmern,
winkt die Geister der Toten aus versunknen
Sarkophagen empor, verwandelt Menschen
bald in Bäume der Flur und Haingestäude,
bald in schuppige Wasserungeheuer,
bald in flammenbeschweifte Nachtphantome.
Herrsch' auf strahlendem Thron im Schoß der Bergkluft!
Lieb', o Schöne, den Zaubrer Agerochos!"

Eine wächserne Tafel an der Felswand,
wo des Tempels Gebüsch an wilde Spalten
und vulkanische Bergruinen grenzte,
gab dem schrecklichen Freier drauf zur Antwort:

„Wenn die Fichten der Öde von der Goldfrucht
der hesperischen Wundergärten schimmern,
wenn gesprenkelte Pardel mit Delphinen
und die Gluten des waldumrauschten Ätnas
mit kaukasischem Eise sich vermählen,
wird dem Herrscher der Bergkluft und Glyzeren
Hymens Fackel am goldnen Torus lodern."

Wut entfunkelte drob des Unholds Nachtblick.
Einst als Kallias, in des Zaubermondes
lauer Dämmerung, an Glyzerens Busen
traulich koste, da scholls, wie dumpfes Donnern
in den Tiefen des Ätnas, durch die öden
Felsenschlünde der hohen Berggehölze;
Wetterwolken umlagerten den Vollmond;
durch die sausenden Lorbeerwipfel zuckten
blaue Leuchtungen, und es rauscht urplötzlich,
an zersplitterten Zweigen, ein umflammter
Drachenwagen herab. Glyzera bebend,
gleich dem Laube des Hains, und den Geliebten,
wie die Rebe den Ulmbaum, fest umschlingend,
wähnt in stygisches Dunkel zu versinken,
denn mit Grausen erkannte sie im schwarzen
Drachenlenker den Zaubrer Agerochos.
Als, umwunden vom Schwanenarm der Schönen,
die Adonisgestalt sich ihm enthüllte,
da, im Krampfe des Zorns, berührt er beide
mit dem Zepter der Rache. Donnerwolken
bargen mystisch die Szene. Blitze flammten
furchtbar über des Meeres grausem Abgrund.
Bald verstummte der Nachtorkan; die düstern
Wolkenheere verflogen, und der Vollmond
schwebt in freundlicher Herrlichkeit am Himmel.
Doch er leuchtete nicht wie sonst dem holden
Paar im Rosengebüsch; der Platz war öde,
beide grünten als Myrten, dicht am Wäldchen,
wo der Grazien Marmorgruppe glänzte.
Amor heiligte die verschränkten Zweige,
wo die Nachtigall gern, im Rosenmonde,
um die Dämmerung sang, zum Laub der Liebe.

Ein ephesischer Priester, der zu Kuma
mir dies Wunder erzählte, sah als Knabe
oft, mit heiligem Graun, des weitberühmten
Tempels prächtige Trümmer und die Waldbucht,
wo der Nachen des kühnen Jünglings ruhte.

* * *

Henriette von Hagen.

Gest. 1793 in Arolsen.
Vgl. Musenalmanach von Voß für 1782, S. 174 ff.

Lotte auf Karls Grab[1].

Hier ruhst du, Karl, hier werd ich ruhn
mit dir in einem Grabe;
noch einmal denk ich, da ich nun
bald ausgetrauert habe,
des letzten Morgens, da du kamst
und ewig von mir Abschied nahmst.

Leb wohl, sprachst du, leb, Lotte, wohl!
Du wirst mich heut nicht sehen;
die lang verschobne Reise soll
nun endlich vor sich gehen.
Leb wohl und nimm dir's nicht so nah;
den Abend bin ich wieder da.

Er ging, und ich, ich sah ihm nach,
so weit mein Auge reichte;
mir klopfte's Herz, dies Klopfen, ach!
mir schon nichts Gutes deuchte.
Doch nur ein Tag, so ist er ja,
dacht ich, den Abend wieder da.

[1] Dieses Gedicht teile ich mit, um eine Probe der sentimentalen balladenartigen Lyrik des Zeitalters der „Leiden des jungen Werther" zu geben.

So ging ich hin und ans Klavier
und spielte Klagelieder
und sang: Ach wäre Karl doch hier!
ach käm er doch bald wieder!
Doch was ich spielt und was ich sang,
mir diesmal alles Mißlaut klang.

Zu eng ward mir die ganze Welt,
und meine Angst stets größer;
ich auf und fort ins weite Feld,
da dacht ich, wird's wohl besser.
Doch alles sah mir finster aus,
und Kopfweh bracht ich mit nach Haus.

Jetzt fiel mir ein, als wenn mir's zu
geflüstert jemand hätte:
was machst du, töricht Mädchen du,
denn wohl mit Karls Porträte?
Um, wenn er selbst nicht bei dir wär,
es anzusehn! — Gleich holt ich's her.

Und stellt es an das Plätzchen hin,
wo er zu sitzen pflegte;
wie gleich! er war's so ganz! es schien,
als wenn er sich bewegte.
Da stand er nun, der liebe Mann,
in Lebensgröß' und sah mich an.

Der Anblick tat so weh und wohl!
ich saß wer weiß wie lange.
Bald hatt' ich's Auge tränenvoll,
bald war mir nicht mehr bange.
Doch als ich noch so vor ihm saß,
ward stracks das Bild ganz totenblaß.

Ich fuhr zurück: Karl ist nicht mehr!
Das Bild fällt hin zur Erde.
Grün, gelb und schwarz ward's um mich her.
Da ging's trab trab wie Pferde;
Karls Reitknecht tritt ins Zimmer und —
macht seines Herren Tod mir kund!

Ich kann seit diesem Augenblick
nur weinen, trauern, klagen.
Sie haben meine Ruh, mein Glück
mit ihm ins Grab getragen.
Des Himmels Blau, der Rose Rot
ist für mich schwarz, und alles tot.

An seinem Arm bei Sternenschein
durchstrich ich sonst die Gärten;
nun wandl' ich weinend und allein,
nur Eulen zu Gefährten.
Im Sterne, der am hellsten blitzt,
denk ich dann oft, ist Karl wohl itzt.

Ich streue Ros' und Lilien,
weiß wie die Totenblässe,
hin auf sein Grab und denk, indem
ich sie mit Tränen nässe:
ihr welkt. Karl auf der Himmelsflur
pflückt unvergängliche itzt nur.

Wenn, wie mich's dünkt, des Abends still
bimbam die Glocke läutet,
das, wie der Aberglaube will,
auf eine Leiche deutet,
wünsch ich, hör ich der Glocke zu:
ach wärst doch nur die Leiche du!

Wenn meine Hand ein Blümchen bricht
von jenem Gartenbeete,
worauf er mit Vergißmeinnicht
einst meinen Namen säte,
so sprech ich zu dem Blümchen gleich:
zum Totenkranze spar ich euch!

* * *

Joseph Friedrich Engelschall.

Geb. 1789 zu Marburg in Hessen, gest. 1797.
Gedichte 1788.

Schnell[1].

Eine Erzählung, die nicht erdichtet ist.

Begleitet von zwei treuen Hunden,
ging Schnell, ein Fleischer, über Land.

Schon waren ihm nach wenig Stunden
die Türme seiner Stadt verschwunden,
als in dem Wald, durch den der Weg sich wand,
ein Mann mit Knotenstock — im Blicke
mehr tiefen Gram als Herzenstücke —
bescheiden flehend vor ihm stand:
Freund! nur ein kleines einem Armen,
Gott näher bringt dich das Erbarmen.

Schnell wendet sich und sucht hervor
ein Silberstück, als — mir zittert
die Feder, und mir singt das Ohr! —
als jener Unhold im Gewande
der Dürftigkeit durch einen Schlag
den Fleischer, der nichts Arges wittert,
zu Boden stürzt. Der Edle lag
betäubt und sinnenlos im Sande
und auf dem Punkt, beraubt zu sein.

Doch Vorsicht und Instinkt verkürzen
die Freveltat: wie Blitze stürzen
die Hunde wütend auf den Mörder ein,
zerfleischen schrecklich ihn und zerren
ihn endlich nach dem nahen Sumpf.
Dann fliegen sie zu ihrem Herren,
der noch an allen Sinnen stumpf
zu Boden lag, beriechen und belecken,
ihn in das Leben zu erwecken,
ihm freundlich Händ und Angesicht.

Schnell wachet auf, sieht seinen Mörder nicht,
doch findet er sein Geld und seine Hunde,
fühlt eine Beule, keine Wunde
und wandert seines Weges fort.

Urplötzlich dringt aus einem nahen Ort
ein kläglich Wimmern ihm zu Ohren.
Er geht dem Laute nach und sieht
den Räuber blutend und verloren,
wenn niemand rettet. Hochentglüht
von Menschlichkeit und Tugend, springet
er mutig in den Sumpf und zieht
selbst seinen Mörder an das Land und ringet
ihm Haar und Kleider aus und jagt
die Hunde fort. Worauf er endlich fragt:

[1] Beispiel einer Erzählung in vulgär-sentimentalem Stil der Zeit.

Was tat ich dir, daß du mich schlugest
und friedlich nicht ein klein Geschenk von mir
zurück in deine Hütte trugest?

Mitleiden, sprach der Räuber hier,
Mitleiden lebt nur noch in Sittensprüchen;
doch das Bedürfnis wird nicht satt von Wohlgerüchen!
Ich tat es, Wanderer, weil höchster Grad der Not
mir nur die Wahl noch ließ von mein und deinem Tod!

Ich könnte, sprach der Fleischer mit der Miene
des inneren Bewußtseins, das
so schön belohnet, wenn auch gleich auf ihrer Bühne
die Welt, die, was sie soll, fast immer noch vergaß,
es kaum bemerkt, — ich könnt auf Tod und Leben
dich den Gerichten übergeben;
doch armer Mann, was hälf es mir?
Nimm diesen blanken Taler hier
und eile, daß kein Zeuge dort erzähle,
was hier geschehn!
Erhabne Seele!
rief über ihm ein Genius
und schwang das goldene Gefieder,
du lebst im schönsten aller Lieder
des Dichters, der dich singen muß.

* * *

Aloys Blumauer.

Geb. am 21. Dezember 1755 zu Steyer in Oberösterreich, gest. am 16. März 1798 in Wien.

Gesammelte Gedichte. 4 Teile 1782. — Virgils Äneis, travestiert. 3 Teile. 1784—88; 1824. — Sämtliche Werke. 8 Bde., herausgegeben von K. G. L. Müller, 1801—03.

Äneas im Elysium[1].

(Aus Virgils Äneis. Königsb. Ausg. I, S. 161 ff.)

Voll Schrecken, Angst und Furcht verließ
der Held den Ort der Buße[2]
und kam itzt in das Paradies
der ewig frohen Muße,
wo man, auf Rasen hingestreckt,
so ganz die süße Wonne schmeckt
des sel'gen Far niente.

Hier trug um jede Jahreszeit
das Firmament, zur Freude
der Herrn Elysier, ein Kleid
von himmelblauer Seide,
mit sanftem Purpurrot verbrämt,
so wie wenn sich ein Mädchen schämt
bei offenen Gardinen.

Das Wasser war hier Milchkaffee,
das Erdreich Schokolade,
Gefrornes aller Art der Schnee,
die Seen Limonade,
der Rasen lauter Thymian,
die Berge Zuckerhüt und dran
die Felsen Zuckerkandel.

Champagner, Sekt und Met sah man
an den Kaskaden schäumen,
es wuchsen Torten, Marzipan
und Krapfen auf den Bäumen;
die Flüsse führten Wein und Bier,
und Maulwurfshügel waren hier
die köstlichsten Pasteten.

Gebraten kömmt hier ein Fasan,
das Sauerkraut zu zieren,
gespickt läuft dort ein Has' heran
und fleht, ihn zu tranchieren;
hier legt die Henn' auf den Salat
ihr Ei, dort wälzt ein Schwein, anstatt
im Kot, sich in der Sauce.

Hier kriegt ein armer Schüler, statt
des Brots, Prälatenfutter,
da haut ein wackerer Soldat
sich ein in Käs' und Butter;
dort schifft ein Admiral daher
auf einem ganzen roten Meer
von köstlichem Burgunder.

Gold gab's wie Mist, und doch hieß man
hier niemand Ihro Gnaden;
die Bankozettel brauchte man
nur auf den Retiraden.
Und o, Brillanten trug man hier
an jedem Finger, größer schier
als unsre Quadersteine.

Man sah hier Menschen aller Art:
in Jacken und Soutanen,
mit langem und geschornem Bart,
mit Mützen und Turbanen,
mit Hüten von verschiednem Schnitt,
doch ach! sehr wenige nur mit
Biretten und Tiaren.

Hier flochten Jungfern einen Kranz,
der Jungferschaft zu Ehren,
da hüpften sie im Reihentanz
bei der Musik der Sphären;
dort zog ein frommer Ehemann
die Ehstandshosen wieder an,
die einst sein Weib getragen.

Hier schmauchen Solon, Wilhelm Penn[1],
Konfuz und Zoroaster
und Montesquieu beim himmlischen
Bierkrug ihr Pfeifchen Knaster
und lesen dann, wenn ihnen sehr
die Zeit lang wird, den Erlanger
und Schlözers Staatsanzeiger.

Sankt Locke hier anatomiert
bis auf die ersten Keime
die Wahrheit; dort realisiert
Sankt Plato seine Träume;
da lehret und katechisiert
Sankt Sokrates und dirigiert
die himmlische Normalschul.

Hier singt beim frohen Dichtermahl
Anakreon Gleims Lieder
und dort umarmen Juvenal
und Swift sich als zween Brüder;

[1] Probestück aus dem bekannten parodistischen Epos.

[2] Den Tartarus nämlich.

[1] William Penn, ein berühmter Quäker aus London, dem 1681 der König Karl II. die Provinz im nördlichen Amerika schenkte, welche von ihm und den vielen Wäldern noch heute den Namen Pennsylvanien führt.

da stimmt man Klopstocks Hymnen an,
dort trinkt Horaz und Luzian
auf Wielands Wohlergehen.

Hier disputieret über Wahn
Sankt Pyrrho[1] mit Sankt Lessing,
und da begleitet Ossian
mit seinem Horn von Messing
ein Lied von Kleist; dort greift Homer
auf seiner Harfe hin und her
und singet die Lenore.

Hier kann an einer Opera
sich Ohr und Auge weiden;
da spielet Sankt Cäcilia
ein groß Konzert von Hayden;
und dort noch singen Engelchen
in Maras[2] Ton und Gluckischen
Akkorden Alleluja. —

Und alle diese Glücklichen,
die unter Edens Bäumen
hier, frei von allen Kränkungen,
die Ewigkeit durchträumen,
die gingen hier en negligé,
und hatten musselinene
Schlafhauben auf den Köpfen.

Nun dacht Äneas erst daran,
Anchisen nachzufragen.
Er frug den nächsten besten Mann:
„Kann mir der Herr nicht sagen,
wo hier mein Herr Papa logiert?
Er hat hieher mich invitiert
und heißt: Herr von Anchises."

„Der wohnt im Wirtshaus dort, wo man
den besten Lethe schenket,
der so besoffen machen kann,
daß man an nichts mehr denket;
die Seelen, welche von hier fort
marschieren müssen, trinken dort
noch den Johannissegen."

Äneas lief ins Wirtshaus hin,
genannt zur goldnen Tonne,
und kaum erblickt Anchises ihn,
so rief er voller Wonne:
„Nu, bist du endlich einmal da?
Schon glaubt ich dich in Libya
so gut als eingebökelt!"

„Ich habe dich hieher zitiert,
um dir, was aus den Rassen
der Römer einst noch werden wird,
in nuce sehn zu lassen;
drum komm auf den Altan zu mir
herauf, mein Sohn, ich will dir hier
die künft'gen Römer zeigen." — —

[1] Pyrrho, ein Schüler des Anaxarchus, Stifter der skeptischen Sekte.

[2] Mara, berühmte Sängerin unter Friedrich dem Großen.

Die klassische Ballade.

Eine breite Kluft trennt die Balladenpoesie der Vorklassiker von der der eigentlichen schöpferischen und originalen Dichter der klassischen Zeit. Wenn wir die Blüte der deutschen Ballade auch in erster Linie dem Genie eines Bürger, eines Goethe verdanken, — in beider Wesen fand doch auch der Zeitgeist seine Erfüllung und herrlichste Offenbarung. Dieser Zeitgeist drängte zu einer selbständigen Entwicklung der deutschen Poesie hin. Das war bereits Klopstocks, das war auch Herders Mission. Im Jahre 1778 erschienen Herders „Stimmen der Völker in Liedern". 1773 bereits hatte Bürger seine „Lenore" gedichtet, 1778 erschien die erste Sammlung seiner Gedichte. 1771/72 dichtete Goethe an seiner „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen", die 1773 erschien; um diese Zeit beschäftigte ihn auch der „Faust". Diese Werke und Daten läuten die große Zeit der deutschen Balladenpoesie ein, deren Entwicklung in Goethes und Schillers Meisterballaden um die Wende des Jahrhunderts ihren Gipfelpunkt erreichte. Erzieherisch wirkte namentlich auch die englische Ballade, die durch Thomas Percys Sammlung „Reliques of ancient English poetry" (1765) bekannt geworden war. Diese Sammlung war auch eine Hauptquelle Herders. Um den Stil der englischen Ballade, der auch für spätere Dichter, wie z. B. Fontane, charakteristisch ist, zu kennzeichnen, wurden einige der markantesten englischen Balladen aus Herders „Stimmen der Völker" in diese Sammlung aufgenommen, vgl. den Abschnitt „Volkslieder anderer Völker", in welchem als Proben der spanischen Volksromanze auch Stellen aus dem „Cid" mitgeteilt worden sind. Vor allem aber wiesen Bürger und Herder auf das deutsche Volkslied hin. Wie sehr dann die Balladen Bürgers und Goethes grade dem Wesen der deutschen — volkstümlichen — Ballade entsprachen, darauf habe ich in der Haupteinleitung hingewiesen. Herder selbst ist mehr Legenden- als Balladendichter. Seine Legenden wirken reizvoll durch ihren prosaisch-poetischen, ganz persönlichen Stil wie durch ihre sinnvollen Pointen. Schillers persönliche Art und die Eigentümlichkeiten seiner Ballade sind ja dem deutschen Volke bekannt. Ich fasse seine Ballade als subjektive Kunstballade auf und habe sie, ebenso wie die Bedeutung der Ballade Bürgers und Goethes, in der Haupteinleitung charakterisiert.

Joh. Gottfried von Herder.

Geb. am 25. August 1744 zu Mohrungen, gest. am 18. Dezember 1803 in Weimar.
Stimmen der Völker in Liedern 1778. Cid 1805. Legenden 1806.

Aus den „Legenden".

Das Teufelchen mit dem verbrannten Daum.

Ein muntres Teufelchen fuhr aus dem Pfuhl
der Höll' hinauf, dem heilgen Dominik
auch einen Streich zu spielen. Schamlos flattert
es um den emsig Schreibenden; es tanzt
vor ihm (wie denn die Teufelchen
vor Heilgen pflegen) in unzüchtigen
Gestalten.
„Komm," sprach Sankt Dominikus,
„und halte mir das Licht."
Der Teufel hielt,
der Heilge schrieb; er zupft ihm oft das Ohr,
die Nase; strich dem Heiligen das Kinn,
das Augbraun — denn er sah ihm ins Papier.

Wie flammete den heilgen Mann das an!
daß ihn auch selbst ein Teufel lobte. „Halt,"
sprach er, da schon das Licht am Ende war,
„halt! und dein eigener Daum brenne; bald
bin ich am End." Er schrieb, der Eiferer,
das Buch der Inquisition und schrieb.
Der Teufel hielt. Der Daume und die Brust
des Heilgen flammten. „Jetzt bin ich am Ende,"
sprach Sankt Dominikus; „du hast mir fest
gehalten."
„Doch mein Daume schmerzt."
„Tut nichts!
Bei alle Dem, wozu du leuchtetest,
kommt aller Schmerz gar nicht ins Ansehn, kommt
in keinen als gericht- und kirchlichen
Betracht. Und kühle dir — du weißt es ja —
den Daumen in der Ketzer Blut." —
Es schied,
das Teufelchen, und pfiff am Daum vor Schmerz;
doch nieden in der Hölle prahlt es sich
als Überwinder des Dominikus.

„Geh," sprach Beelzebub, „und prahle fortan,
du dummer Dämon, je mit deinem Daum!
Weißt du nicht, daß aus Flammen, daß aus Blut
Rechtschaffener nichts mehr erwächst als unser
Verderben? Kühl einmal in jenem Blut
den Finger, und er schmerzt, er schmerzt dir mehr.
Steck ihn — unwiderruflich ist der Schade,
durch jenes Höllenfeuer, unsern Dampf.
Jetzt läutern sich die Seelen; jetzt erhellen
sich die Gedanken; jedes menschliche
Gefühl erwacht, empört sich. — Geh, du armer Teufel
und trage fort und immer deinen Namen,
den unsre heilige Versammlung
dir gibt, den keine Flut abwäschet, den
kein Seufzer löst: das muntre Teufelchen
der Eiferer — mit dem verbrannten Daum.
(An dir hat unser Reich ihn sich verbrannt.)

Die Cicada.

In dem Kleinesten der Schöpfung zeiget
sich des Schöpfers Macht und Huld am größten.

Nahe Sankt Franziskus kleiner Zelle
stand ein Feigenbaum; und auf dem Baume
sang am Morgen, frisch gestärkt vom Taue,
lieblich die Cicada. Sankt Franziskus
hört ihr zu an seinem kleinen Fenster
und verstand ihr Lied. „Hieher, o Schwester,"
rief er, „komm hieher!" und winkt ihr freundlich.
„In dem Kleinesten der Schöpfung zeiget
sich des Schöpfers Macht und Huld am größten."

Fröhlich sprang sie von dem Feigenbaume
auf Franziskus Finger, neigte freundlich
sich, den hocherhabnen Mann zu grüßen,
der ihr rief; er grüßete sie wieder:
„Sing, o Schwester, wie du droben sangest,
von des Höchsten Lobe, du, die Kleinste."

Alsobald (sie fühlete mit Freuden
und mit Stolz das heilige Katheder,
wo sie stand, und ihren hohen Hörer),
alsobald erhob in süßen Tönen
sich ihr zirpender Gesang. Es nahten
alle ihre Schwestern, ihre Töchter,
Schnur und Schwieger; rings auf Bäum und
horchte schweigend jegliche Cicada. [Sträuchen

Und sie sang, die zarten Flügel schwingend,
ihre kleinen Beine froh bewegend:
„Wer, wer gab mir diese leichten Füße,
zierte sie mit schönen festen Knoten,
schnell hinabzuspringen, leicht zu hüpfen
rings von Baum zu Baum, von Zweig auf Zweige?
Augen gab er mir, kristallne Sphären,
die sich wenden, vor- und rückwärts blicken,
aufzuspähen alle meine Feinde,
den gefräßgen Specht und Spatz und Raben.
Flügel gab er mir, ein Goldgewebe,
grün und blau, in Farben seines Himmels
und in Farben meiner Bäume spielend.
Fröhlich schwing ich sie, wie keine Lerche,
keine Nachtigall die Flügel schwinget,
koste Gottes Tau, den jeden Morgen
mir, nur mir sein Finger niedertröpfelt,
und erhebe meine Stimm' und singe
in des Wandrers Ohr den Ton der Schöpfung,
und erfrische seinen Gang. Dem Landmann
stimm ich an das frohe Lied der Ernte:
Reich, o Bruder, stehen unsre Felder;
schön, o Schwester, dein und meine Auen.
Singet mit mir dankbar und zufrieden:
Groß ist Gott im Kleinesten und Größten!"

Rauher pries sie jetzt in wilden Tönen,
wie auf Kräutern sie und über Blumen
manchen Blum- und Krautverwüster aufspäht,
ihn mit scharfen Nägeln faßt und festhält
und aussauget ihre Beute. —
„Schweige,"
sprach Franziskus, „deine Stimme tönet
rauh und heiser. Lerne von mir, Schwester,
Zeit ist jetzt zu singen, jetzt zu schweigen.
Fleuch empor und preise mir in Zukunft
Gottes Lob, nicht deine eignen Taten."
„Groß ist Gott im Größesten und Kleinsten!"
jauchzten auf die horchenden Cicaden.

Die Orgel.

O sagt mir an, wer diesen Wunderbau
voll Stimmen alles Lebenden erfand?
Den Tempel, der, von Gottes Hauch beseelt,
der tiefsten Wehmut herzerschütternde
Gewalt mit leisem Klageflötenton
und Jubel, Zimbeln- und Schalmeienklang,
mit Kriegstrommetenhall und mit dem Ruf
der siegenden Posaune kühn verband.

Vom leichten Hirtenrohre stieg der Schall
zum Paukendonner und der weckenden
Gerichtstrommet. Es stürzen Gräber! Horch,
die Toten regen sich! — Wie schwebet jetzt
der Ton auf aller Schöpfung Fittichen
erwartend. Und die Lüfte rauschen. Hört,
Jehova kommt! Er kommt! Sein Donner ruft! —

In sanftanwehendem, beseeltem Ton
der Menschenstimme spricht der Gütige
anjetzt; das bange Herz antwortet ihm.
Bis alle Stimmen nun und Seelen sich
zum Himmel heben, auf der Wolke ruhn —
Ein Halleluja! — Betet, betet an!

Apoll erfand die Zither, Majas Sohn
bespannete die Lyra; Pan erfand
die Flöte; wer war dieser mächtge Pan,
der aller Schöpfung Atem hier vereint?

* * *

Cäcilia, die edle Römerin,
verschmähete der weichen Saite Klang,
in ihrem Herzen betend: „Wäre mir
gewährt, den Lobgesang zu hören, den
die Knaben sangen in des Feuers Glut,
das Lied der Schöpfung!" Da berührt ihr Ohr
ein Engel, der ihr sichtbar oft erschien,
der Betenden. Entzücket hörte sie
das Lied der Schöpfung. Sterne, Sonn' und Mond,
und Licht und Finsternis, und Tag und Nacht,
die Jahreszeiten, Winde, Frost und Sturm,
und Tau und Regen, Reif und Eis und Schnee,
und Berg und Tal in ihrem Frühlingsschmuck,
und Quellen, Ström' und Meere, Fels und Wald,
und alle Vögel in den Lüften, was
auf Erden Odem hat, lobpries den Herrn,
den Heiligen, den Gütigen. Sie sank
anbetend nieder: „Würd', o Engel, mir
ein Nachhall dieses Liedes!" —

Eilig ging
er hin zum Künstler, den Bezaleels
geweihter Geist belebte, gab ihm Maß
und Zahl in seine Hand. Es stieg ein Bau
der Harmonieen auf! Das Gloria
der Engel tönt; einmütig stimmete
die Christenheit ihr hohes Kredo an,
der Seelen große Gottvereinigung.
Und als beim Sakrament das Heilige:
Er kommt! Gesegnet, der da kommt! erscholl,
hernieder ließen sich die Seligen

und nahmen an der Andacht Opfer. Erd'
und Himmel ward Ein Chor: den Bösewicht
erschüttert an des Tempels Pforte schon
die Tuba, die den Tag des Zorns erklang. —

Mit allen Christenherzen freute sich
Cäcilia, genießend, was das Herz
der Betenden verlanget, Einigung
der Seel und Herzen, Christvereinigung.

„Wie nenn ich," sprach sie, „den vielarmgen Strom,
der uns ergreift und in das weite Meer
der Ewigkeiten träget?" „Nenne," sprach
der Engel, „es, was du dir wünschetest,
Organ des Geistes, der in allem schläft,
der aller Völker Herzen reget, der
anstimmen wird der ewgen Schöpfung Lied,
im reichsten Labyrinth die vollste
Vereinigung, der Andacht Organum."

* * *

Gottfried August Bürger.

Geb. am 31. Dezember 1747 zu Molmerswende im Fürstentum Halberstadt, gest. am 8. Juni 1794 zu Göttingen.
Gedichte 1878. Gedichte II. 1789. Gedichte, herausgegeben von Karl Reinhard 1796—97. — Sämtliche Werke, herausgegeben von Dr. Wolfgang von Wurzbach. — Fortgelassen wurde in der folgenden Auslese die weit und breit bekannte Ballade „Der wilde Jäger".

Lenore.

(1773.)

Lenore fuhr ums Morgenrot
empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?" —
Er war mit König Friedrichs Macht
gezogen in die Prager Schlacht,
und hatte nicht geschrieben,
ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
des langen Haders müde,
erweichten ihren harten Sinn
und machten endlich Friede;
und jedes Heer, mit Sing und Sang,
mit Paukenschlag und Kling und Klang,
geschmückt mit grünen Reisern,
zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, allüberall,
auf Wegen und auf Stegen,
zog alt und jung dem Jubelschall
der Kommenden entgegen,
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
war Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab
und frug nach allen Namen;
doch keiner war, der Kundschaft gab,
von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
zerraufte sie ihr Rabenhaar
und warf sich hin zur Erde
mit wütiger Gebärde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
du trautes Kind, was ist mit dir?"
und schloß sie in die Arme.
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!"

„Hilf Gott, hilf! sieh uns gnädig an!
Kind, bet ein Vaterunser!
Was Gott tut, das ist wohlgetan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!" —
„O Mutter, Mutter! eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgetan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöten."

„Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
wird deinen Jammer lindern."
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
den Toten wiedergeben."

„Hör, Kind! Wie, wenn der falsche Mann
im fernen Ungerlande
sich seines Glaubens abgetan
zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn:
wann Seel' und Leib sich trennen,
wird ihn sein Meineid brennen."

„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
o wär ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen;
o weh, o weh mir Armen!"

„Hilf Gott, hilf! geh nicht ins Gericht
mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
und denk an Gott und Seligkeit,
so wird doch deiner Seelen
der Bräutigam nicht fehlen."

„O Mutter! was ist Seligkeit?
o Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn ihn mag ich auf Erden,
mag dort nicht selig werden."

So wütete Verzweifelung
ihr in Gehirn und Adern,
sie fuhr mit Gottes Vorsehung
vermessen fort zu hadern,

zerschlug den Busen und zerrang
die Hand bis Sonnenuntergang,
bis auf am Himmelsbogen
die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trapp trapp trapp,
als wie von Rosseshufen,
und klirrend stieg ein Reiter ab
an des Geländers Stufen.
Und horch! und horch! den Pfortenring,
ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
vernehmlich diese Worte:

„Holla, holla! tu auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
und weinest oder lachst du?"
„Ach, Wilhelm, du? ... so spät bei Nacht?
Geweinet hab ich und gewacht,
ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?"

„Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht
und will dich mit mir nehmen."
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
den Hagedorn durchsaust der Wind,
herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!"

„Laß sausen durch den Hagedorn,
laß sausen, Kind, laß sausen!
der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn,
ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
mit dir ins Brautbett eilen."

„Ach! wolltest hundert Meilen noch
mich heut ins Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
die elf schon angeschlagen."
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Toten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
noch heut ins Hochzeitbette."

„Sag an, wo ist dein Kämmerlein?
wo? wie dein Hochzeitbettchen?" —
„Weit, weit von hier! ... still, kühl und klein! ...
sechs Bretter und zwei Brettchen!"
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
die Kammer steht uns offen."

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
sich auf das Roß behende;
wohl um den trauten Reiter schlang
sie ihre Lilienhände;
und hurre hurre, hopp hopp hopp!
ging's fort in sausendem Galopp,
daß Roß und Reiter schnoben
und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
vorbei vor ihren Blicken,
wie flogen Anger, Heid' und Land!
wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? ... der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„Ach nein! ... Doch laß die Toten!" —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? ...
Horch Glockenklang! horch Totensang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
der Sarg und Totenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib
mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ ich heim mein junges Weib;
mit, mit zum Brautgelage! ...
Komm, Küster, hier! komm mit dem Chor
und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff, und sprich den Segen,
eh wir zu Bett uns legen!"

Still Klang und Sang ... Die Bahre schwand ...
Gehorsam seinem Rufen,
kam's, hurre hurre! nachgerannt
hart hinters Rappen Hufen.
Und immer weiter, hopp hopp hopp!
ging's fort in sausendem Galopp,
daß Roß und Reiter schnoben
und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
die Dörfer, Städt und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? ... der Mond scheint
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„Ach! laß sie ruhn, die Toten." —

Sieh da! sieh da! am Hochgericht
tanzt um des Rades Spindel,
halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
ein luftiges Gesindel.
„Sasa! Gesindel, hier! komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
tanz uns den Hochzeitreigen,
wann wir zu Bette steigen!" —

Und das Gesindel, husch husch husch!
kam hinten nachgeprasselt,
wie Wirbelwind am Haselbusch
durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hopp hopp hopp!
ging's fort in sausendem Galopp,
daß Roß und Reiter schnoben
und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
der Himmel und die Sterne! —

„Graut Liebchen auch? ... der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„O weh! laß ruhn die Toten!" —

„Rapp'! Rapp'! mich dünkt, der Hahn schon ruft...
bald wird der Sand verrinnen ...
Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft ...
Rapp'! tummle dich von hinnen!
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette tut sich auf!
Die Toten reiten schnelle! —
Wir sind, wir sind zur Stelle."

Rasch auf ein eisern Gittertor
ging's mit verhängtem Zügel;
mit schwanker Gert ein Schlag davor
zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
und über Gräber ging der Lauf;
es blinkten Leichensteine
rundum im Mondenscheine.

Ha sieh! ha sieh! im Augenblick,
huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
fiel ab wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
zum nackten Schädel ward sein Kopf,
sein Körper zum Gerippe,
mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
und sprühte Feuerfunken;
und hui! war's unter ihr hinab
verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft, —
Lenorens Herz mit Beben
rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz
rundum herum im Kreise
die Geister einen Kettentanz
und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!"

Der Raubgraf.

(1773.)

Es liegt nicht weit von hier ein Land,
da reist ich einst hindurch;
am Weg auf hohem Felsen stand
vor alters eine Burg;
die alten Rudera davon
wies mir der Schwager Postillon.

„Mein Herr", begann der Schwager Matz
mit heimlichem Gesicht,
„wär mir beschert dort jener Schatz,
führ ich den Herrn wohl nicht.
Mein Seel! den König fragt ich gleich:
wie teuer, Herr, Sein Königreich?

Wohl manchem wässerte der Mund,
doch mancher ward geprellt;
denn, Herr, Gott sei bei uns! ein Hund
bewacht das schöne Geld,
ein schwarzer Hund, die Zähne bloß,
mit Feueraugen, tellergroß!

Nur immer alle sieben Jahr
läßt sich ein Flämmchen sehn.
Dann mag ein Bock, kohlschwarz von Haar,
die Hebung wohl bestehn;
um zwölf Uhr in Walpurgisnacht
wird der dem Unhold dargebracht.

Doch merk' eins nur des Bösen List!
Wo noch zum Ungelück
am Bock ein weißes Härchen ist,
alsdann: ade, Genick!
Den Kniff hat mancher nicht bedacht
und sich um Leib und Seel gebracht.

Für meinen Part, mit großen Herrn
und Meister Urian
äß ich wohl keine Kirschen gern,
man läuft verdammt oft an;
sie werfen einem, wie man spricht,
gern Stiel und Stein ins Angesicht.

Drum rat ich immer: Lieber Christ,
laß dich mit keinem ein!
Wann der Kontrakt geschlossen ist,
bricht man dir Hals und Bein.
Trotz allen Klauseln, glaube du,
macht jeder dir ein X für U.

Goldmacherei und Lotterie,
nach reichen Weibern frein
und Schätze graben, segnet nie,
wird manchen noch gereun.
Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau,
arbeite brav und leb genau! —

„Ein alter Graf", fuhr Schwager Matz
nach seiner Weise fort,
„vergrub zu Olims Zeit den Schatz
in seinem Keller dort.
Der Graf, mein Herr, hieß Graf von Rips,
ein Kraut, wie Käsebier und Lips.

Der streifte durch das ganze Land
mit Wagen, Roß und Mann,
und wo er was zu kapern fand,
da macht er frisch sich dran.
Wips! hatt' er's weg, wips! ging er durch,
und schleppt es heim auf seine Burg.

Und wenn er erst zu Loche saß,
so schlug mein Graf von Rips —
denn hier tat ihm kein Teufel was —
gar höhnisch seinen Schnips.
Sein allverfluchtes Felsennest
war wie der Königstein so fest.

So übt er nun gar lang und oft
viel Bubenstückchen aus
und fiel den Nachbarn unverhofft
in Hof und Stall und Haus.
Allein der Krug geht, wie man spricht,
so lang zu Wasser, bis er bricht.

Das Ding verdroß den Magistrat
im nächsten Städtchen sehr,
drum riet der längst auf klugen Rat
bedächtlich hin und her
und riet und riet, — doch weiß man wohl! —
die Herren rieten sich halb toll.

Da nun begab sich's, daß einstmals
ob vielem Teufelsspaß
ein Lumpenherchen auf den Hals
in Kett' und Banden saß.
Schon wetzte Meister Urian
auf diesen Braten seinen Zahn.

Dies Herchen sprach: ‚Hört! laßt mich frei,
so schaff ich ihn herein.' —
‚Wohl!' sprach ein edler Rat, ‚es sei!'
Und gab ihr obendrein
ein eisern Privilegium,
zu hexen frank und frei herum.

Ein närr'scher Handel! Unsereins
tät nichts auf solchen Kauf.
Doch Satans Reich ist selten eins
und reibt sich selber auf!
Für diesmal spielt die Lügenbrut
ihr Stückchen ehrlich und auch gut.

Sie kroch als Kröt' aufs Räuberschloß
mit losem, leisem Tritt,
verwandelte sich in das Roß,
das Rips gewöhnlich ritt,
und als der Schloßhahn krähte früh,
bestieg der Graf gesattelt sie.

Sie aber trug trotz Gert und Sporn,
so sehr er hieb und trat,
ihn über Stock und Stein und Dorn
geradeswegs zur Stadt.
Früh, als das Tor ward aufgetan,
sieh da! kam unser Hexlein an.

Mit Kratzfuß und mit Reverenz
naht höhnisch alle Welt:
„Willkommen hier, Ihr Exzellenz!
Quartier ist schon bestellt!
Du hast uns lange satt geknufft;
man wird dich wiederknuffen, Schuft!"

Dem Schnapphahn ward, wie sich's gebührt,
bald der Prozeß gemacht,
und drauf, als man ihn kondemniert,
ein Käfig ausgedacht.
Da ward mein Rips hineingesperrt
und wie ein Murmeltier genärrt.

Und als ihn hungern tät, da schnitt
der Knips mit Höllenqual
vom eignen Leib ihm Glied für Glied
und briet es ihm zum Mahl.
Als jeglich Glied verzehret war,
briet er ihm seinen Magen gar.

So schmaust er sich denn selber auf
bis auf den letzten Stumpf
und endigte den Lebenslauf,
den Nachbarn zum Triumph.
Das Eisenbau'r, worin er lag,
wird aufbewahrt bis diesen Tag. —

Mein Herr, fällt mir der Käfig ein,
so denk ich oft bei mir:
er dürfte noch zu brauchen sein,
und weiß der Herr, wofür —?
Für die französchen Raubmarquis,
die man zur Ferme kommen ließ." —

Als Matz kaum ausgeperoriert,
sieh da! kam querfeldan
ein Sansfaçon daher trottiert
und hielt den Wagen an
und visitierte Pack für Pack
nach ungestempeltem Tabak.

Die Weiber von Weinsberg.

(1775.)

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen,
soll haben, fromm und klug, gewiegt,
viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
so werd ich eins aus Weinsberg frein.

Einstmals der Kaiser Konrad war
dem guten Städtlein böse
und rückt heran mit Kriegesschar
und Reisigengetöse,
umlagert es mit Roß und Mann
und schoß und rannte drauf und dran.

Und als das Städtlein widerstand
trotz allen seinen Nöten,
da ließ er, hoch vom Grimm entbrannt,
den Herold 'neintrompeten:
„Ihr Schurken, komm ich 'nein, so wißt,
soll hängen was die Wand bepißt."

Drob, als er den Avis also
hineintrompeten lassen,
gab's lautes Zetermordio
zu Haus und auf den Gassen.
Das Brot war teuer in der Stadt;
doch teurer noch war guter Rat.

„O weh, mir armen Korydon!
o weh mir! die Pastores
schrien: Kyrie eleison!
wir gehn, wir gehn kapores!
O weh, mir armen Korydon!
es juckt mir an der Kehle schon."

Doch wann's Matthä' am Letzten ist
trotz Raten, Tun und Beten,
so rettet oft noch Weiberlist
aus Ängsten und aus Nöten!
denn Pfaffentrug und Weiberlist
gehn über alles, wie ihr wißt.

Ein junges Weibchen lobesan,
seit gestern erst getrauet,
gibt einen klugen Einfall an,
der alles Volk erbauet;
den ihr, sofern ihr anders wollt,
belachen und beklatschen sollt.

Zur Zeit der stillen Mitternacht
die schönste Ambassade

von Weibern sich ins Lager macht
und bettelt dort um Gnade.
Sie bettelt sanft, sie bettelt süß,
erhält doch aber nichts als dies:

„Die Weiber sollten Abzug han,
mit ihren besten Schätzen,
was übrig bliebe, wollte man
zerhauen und zerfetzen."
Mit der Kapitulation
schleicht die Gesandtschaft trüb davon.

Drauf als der Morgen bricht hervor,
gebt Achtung! was geschiehet?
Es öffnet sich das nächste Tor,
und jedes Weibchen ziehet
mit ihrem Männchen schwer im Sack,
so war ich lebe! huckepack.

Manch Hofschranz suchte zwar sofort
das Kniffchen zu vereiteln;
doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort
soll man nicht drehn noch deuteln.
Ha bravo!" rief er, „bravo so!
meint' unsre Frau es auch nur so!"

Er gab Pardon und ein Bankett,
den Schönen zu Gefallen.
Da ward gegeigt, da ward trompet't
und durchgetanzt mit allen,
wie mit der Burgemeisterin,
so mit der Besenbinderin.

Ei! sagt mir doch, wo Weinsberg liegt?
Ist gar ein wackres Städtchen,
hat, treu und fromm und klug, gewiegt,
viel Weiberchen und Mädchen.
Ich muß, kommt mir das Freien ein,
fürwahr! muß eins aus Weinsberg frein.

Das Lied vom braven Manne.

(1777.)

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann:
zu singen und preisen den braven Mann.

Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
wie wann der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
der Sturz von tausend Wassern scholl;
das Wiesental begrub ein See;
des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
aus Quaderstein von unten auf,
lag eine Brücke drüber her,
und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!"

Es dröhnt und dröhnte dumpf heran,
laut heulten Sturm und Wog ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
und blickt in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?"

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
von beiden Ufern, hier und dort,
von beiden Ufern riß der Fluß
die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
an beiden Enden, hier und dort,
zerborsten und zertrümmert, schoß
ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!" —

Hoch auf dem fernen Ufer stand
ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
und jeder schrie und rang die Hand,
doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang?
wohlan! so nenn ihn nenn ihn dann!
Wann nennst du ihn., mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch galoppiert ein Graf hervor,
auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? ist's der Graf?
sag an, mein braver Sang, sag an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
doch weiß ich einen bravern Mann.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoll die Flut,
und immer lauter schnob der Wind,
und immer tiefer sank der Mut.
O Retter! Retter! komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Hallo! Hallo! Frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte, mit Weib und Kind,
der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
am Wanderstabe schritt daher,
mit grobem Kittel angetan,
an Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
er in den nächsten Fischerkahn;
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war zu klein,
um Retter von allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
und dreimal kam er glücklich an,
bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
so rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben dran;
doch tat er's wohl um Goldesklang?
denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
so wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund!
hier ist dein Preis! komm her! nimm hin!" —
Sag an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch eß ich satt.
Dem Zöllner werd Eur Gold zuteil,
der Hab und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muts sich rühmen kann,
den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
unsterblich zu preisen den braven Mann.

Der Bruder Graurock und die Pilgerin.

(1777.)

Ein Pilgermädel, jung und schön,
wallt auf ein Kloster zu.
Sie zog das Glöcklein an dem Tor,
und Bruder Graurock trat hervor,
halb barfuß ohne Schuh.

Sie sprach: „Gelobt sei Jesus Christ!"
„In Ewigkeit!" sprach er.
Gar wunderseltsam ihm geschah,
und als er ihr ins Auge sah,
da schlug sein Herz noch mehr.

Die Pilgerin mit leisem Ton,
voll holder Schüchternheit:
„Ehrwürdiger, o meldet mir,
weilt nicht mein Herzgeliebter hier
in Klostereinsamkeit?" —

„Kind Gottes, wie soll kenntlich mir
dein Herzgeliebter sein?" —
„Ach! an dem gröbsten härnen Rock,
an Geisel, Gurt und Weidenstock,
die seinen Leib kasteln.

Noch mehr an Wuchs und Angesicht,
wie Morgenrot im Mai,
am goldnen Ringellockenhaar,
am himmelblauen Augenpaar,
so freundlich, lieb und treu!"

„Kind Gottes, o wie längst dahin,
längst tot und tief verscharrt!
Das Gräschen säuselt drüber her;
ein Stein von Marmel drückt ihn schwer;
längst tot und tief verscharrt!

Siehst dort, in Immergrün verhüllt,
das Zellenfenster nicht?
Da wohnt' und weint' er und verkam
durch seines Mädels Schuld, vor Gram,
verlöschend wie ein Licht.

Sechs Junggesellen, schlank und fein,
bei Trauersang und Klang,
sie trugen seine Bahr ans Grab,
und manche Zähre rann hinab,
indem sein Sarg versank."

„O weh! o weh! so bist du hin?
bist tot und tief verscharrt? —
Nun brich, o Herz, die Schuld war dein!
und wärst du wie sein Marmelstein,
wärst dennoch nicht zu hart."

„Geduld, Kind Gottes, weine nicht!
nun bete desto mehr!
Vergebner Gram zerspellt das Herz;
das Augenlicht verlischt von Schmerz;
drum weine nicht so sehr!"

„O nein, Ehrwürdiger, o nein!
verdamme nicht mein Leid!
denn meines Herzens Lust war er;
so lebt und liebt kein Jüngling mehr
auf Erden weit und breit.

Drum laß mich weinen immerdar
und seufzen Tag und Nacht,
bis mein verweintes Auge bricht
und lechzend meine Zunge spricht:
Gottlob! Nun ist's vollbracht!"

„Geduld, Kind Gottes, weine nicht!
o seufze nicht so sehr!
Kein Tau, kein Regentrank erquickt
ein Veilchen, das du abgepflückt,
es welkt und blüht nicht mehr.

Huscht doch die Freud' auf Flügeln, schnell
wie Schwalben, vor uns hin.
Was halten wir das Leid so fest,
das, schwer wie Blei, das Herz zerpreßt?
Laß fahren! hin ist hin!"

„O nein, Ehrwürdiger, o nein!
gib meinem Gram kein Ziel!
Und litt ich um den lieben Mann,
was nur ein Mädchen leiden kann,
nie litt ich doch zu viel.

So seh ich ihn nun nimmermehr?
o weh! nun nimmermehr? —
Nein! nein! ihn birgt ein düstres Grab
es regnet drauf und schneit herab,
und Gras weht drüber her. —

Wo seid ihr Augen, blau und klar,
ihr Wangen, rosenrot,
ihr Lippen, süß wie Nelkenduft? —
Ach! alles modert in der Gruft,
und mich verzehrt die Not."

„Kind Gottes, härme so dich nicht!
und denk, wie Männer sind!
Den meisten weht's aus einer Brust
bald heiß, bald kalt; sie sind zur Lust
und Unlust gleich geschwind.

Wer weiß, trotz deiner Treu und Huld
hätt' ihn sein Los gereut,
dein Liebster war ein junges Blut,
und junges Blut hegt Wankelmut
wie die Aprilenzeit."

„Ach nein, Ehrwürdiger, ach nein!
sprich dieses Wort nicht mehr!
Mein Trauter war so lieb und hold,
war lauter, echt, und treu wie Gold
und aller Falschheit leer.

Ach! ist es wahr, daß ihn das Grab
im dunkeln Rachen hält?
so sag ich meiner Heimat ab
und setze meinen Pilgerstab
fort durch die weite Welt.

Erst aber will ich hin zur Gruft;
Da will ich niederknien;
da soll von Seufzerhauch und Kuß
und meinem Tausendtränenguß
das Gräschen frischer blühn."

„Kind Gottes, kehr allhier erst ein,
daß Ruh und Kost dich pflegt!
Horch! wie der Sturm die Fahnen trillt
und kalter Schloßenregen wild
an Dach und Fenster schlägt."

„O nein, Ehrwürdiger, o nein!
o halte mich nicht ab!
Mag's sein, daß Regen mich befällt!
wäscht Regen aus der ganzen Welt
doch meine Schuld nicht ab." —

„Heida! Fein's Liebchen, nun kehr um!
bleib hier und tröste dich!
Fein's Liebchen, schau mir ins Gesicht! —
Kennst du den Bruder Graurock nicht?
Dein Liebster, ach! — bin ich.

Aus hoffnungslosem Liebesschmerz
erkor ich dies Gewand.
Bald hätt' in Klostereinsamkeit
mein Leben und mein Herzeleid
ein hoher Schwur verbannt.

Doch, Gott sei Dank! mein Probejahr
ist noch nicht ganz herum.
Fein's Liebchen, hast du wahr bekannt?
Und gäbst du mir wohl gern die Hand,
so kehrt ich wieder um." —

„Gottlob! gottlob! nun fahre hin
auf ewig Gram und Not!
Willkommen! o willkommen, Lust!
Komm, Herzensjung', an meine Brust!
nun scheid uns nichts als Tod!"

Der Kaiser und der Abt.

(1785.)

Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig:
es war mal ein Kaiser, der Kaiser war knurrig;
auch war mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
nur schade! sein Schäfer war klüger als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz und in Kälte;
oft schlief er bepanzert im Kriegeszelte,
oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst
und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen
und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht,
drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
in brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

„Ha," dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde.
„Knecht Gottes, wie geht's Dir? Mir deucht wohl ganz recht,
das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

Doch deucht mir daneben, Euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit erteile;
man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb ich denn Euern zwei tüchtigen Backen
zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm ich zur Zeit,
dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rate
zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
wieviel ich wohl wert bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten sollt Ihr mir berechnen und sagen,
wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.

Zum dritten noch sollst Du, o Preis der Prälaten,
aufs Härchen mir meine Gedanken erraten.
Die will ich dann treulich bekennen: allein
es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
so seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen,
so laß ich Euch führen zu Esel durchs Land,
verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
der vor hochnotpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'verst'täten;
er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten;
er zahlte Gebühren und Sportuln vollauf;
doch löste kein Doktor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen
die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
in Wäldern und Feldern die einsamsten Orter.
Da traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt," sprach Hans Bendix, „was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Josef! wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixchen! es muß Euch was angetan sein."

„Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken
und hat mir drei Nüß auf die Zähne gepackt,
die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rate
zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
wieviel er wohl wert bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen,
und keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
soll ich ihm gar seine Gedanken erraten;
die will er mir treulich bekennen: allein
es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
so bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen,
so läßt er mich führen zu Esel durchs Land,
verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

„Nichts weiter?" erwidert Hans Bendix mit Lachen,
„Herr, gebt Euch zufrieden, das will ich schon machen.
Nur borgt mir Eur Käppchen, Eur Kreuzchen und Kleid;
so will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
so weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
das hab ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da sprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rate,
hoch prangt er mit Zepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
wieviel ich itzt wert bis zum Heller mag sein."

„Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
drum geb ich, so sehr Ihr auch pochet und prachert,
für Euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
den einen müßt Ihr doch wohl minder wert sein."

„Hum," sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören
und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr!
geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär.

Nun aber sollst du mir berechnen und sagen,
wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?"

„Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet
und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
so setz ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
in zweimal zwölf Stunden ist alles getan."

„Ha," lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen:
Was denk ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!"

„Ihr denket, ich sei der Herr Abt von Sankt Gllaen."
„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen."
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget Eur Sinn;
denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!"

„Was Henker! Du bist nicht der Abt von Sankt Gallen?"
rief hurtig, als wär er vom Himmel gefallen,
der Kaiser mit frohem Erstaunen darein,
„wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe,
dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
und lerne fortan erst quid juris verstehn!
denn wenn man will ernten, so muß man auch sän."

„Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
auch weiß ich kein sterbendes Wörtlein Latein.
Was Hänschen versäumt, holt Hans nicht mehr ein."

„Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
erbitte demnach dir ein andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank,
drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank."

„Herr Kaiser, groß hab ich soeben nichts nötig;
doch seid Ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
so will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
für meinen hochwürdigen Herren Pardon."

„Ha Bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
das Herz wie den Kopf auf der richtigsten Stelle;
drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt
und obenein dir ein Panisbrief beschert.

Wir lassen dem Abt von Sankt Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,
umsonst bis an seinen sanftseligen Tod."

Des Pfarrers Tochter von Taubenhain.

(1789.)

Im Garten des Pfarrers von Taubenhain
geht's irre bei Nacht in der Laube.
Da flüstert und stöhnt's so ängstiglich;
da rasselt, da flattert und sträubet es sich,
wie gegen den Falken die Taube.

Es schleicht ein Flämmchen am Unkenteich,
das flimmert und flammert so traurig.
Da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras,
das wird vom Tau und vom Regen nicht naß,
da wehen die Lüftchen so schaurig. —

Des Pfarrers Tochter von Taubenhain
war schuldlos wie ein Täubchen.
Das Mädel war jung, war lieblich und fein,
viel ritten der Freier nach Taubenhain
und wünschten Rosetten zum Weibchen. —

Von drüben herüber, von drüben herab,
dort jenseits des Baches vom Hügel,
blinkt stattlich ein Schloß auf das Dörfchen im Tal,
die Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,
die Fenster wie brennende Spiegel.

Da trieb es der Junker von Falkenstein
in Hüll und in Füll und in Freude.
Dem Jüngferchen lacht in die Augen das Schloß,
ihm lacht in das Herzchen der Junker zu Roß,
im funkelnden Jägergeschmeide.

Er schrieb ihr ein Briefchen auf Seidenpapier,
umrändelt mit goldenen Kanten.
Er schickt ihr sein Bildnis, so lachend und hold,
versteckt in ein Herzchen von Perlen und Gold;
dabei war ein Ring mit Demanten.

„Laß du sie nur reiten und fahren und gehn,
laß du sie sich werben zuschanden!
Rosettchen, dir ist wohl was Bessers beschert.
Ich achte des stattlichsten Ritters dich wert,
beliehen mit Leuten und Landen.

Ich hab ein gut Wörtchen zu kosen mit dir;
das muß ich dir heimlich vertrauen.
Drauf hätt' ich gern heimlich erwünschten Bescheid.
Lieb Mädel, um Mitternacht bin ich nicht weit;
sei wacker und laß dir nicht grauen!

Heut Mitternacht horch auf den Wachtelgesang,
im Weizenfeld hinter dem Garten.
Ein Nachtigallmännchen wird locken die Braut
mit lieblichem, tief aufflötendem Laut;
sei wacker und laß mich nicht warten!" —

Er kam, in Mantel und Kappe vermummt,
er kam um die Mitternachtsstunde.
Er schlich, umgürtet mit Waffen und Wehr,
so leise, so lose wie Nebel, einher
und stillte mit Brocken die Hunde.

Er schlug der Wachtel hellgellenden Schlag
im Weizenfeld hinter dem Garten.
Dann lockte das Nachtigallmännchen die Braut
mit lieblichem, tief aufflötendem Laut;
und Röschen, ach! — ließ ihn nicht warten.

Er wußte sein Wörtchen so traulich und süß
in Ohr und Herz ihr zu girren! —
Ach, Liebender Glauben ist willig und zahm!
Er sparte kein Locken, die schüchterne Scham
zu seinem Gelüste zu kirren.

Er schwur sich bei allem, was heilig und hehr,
auf ewig zu ihrem Getreuen.
Und als sie sich sträubte und als er sie zog,
vermaß er sich teuer, vermaß er sich hoch:
„Lieb Mädel, es soll dich nicht reuen!"

Er zog sie zur Laube, so düster und still,
von blühenden Bohnen umdüftet.
Da pocht ihr das Herzchen, da schwoll ihr die Brust;
da wurde vom glühenden Hauche der Lust
die Unschuld zu Tode vergiftet. —

Bald, als auf duftendem Bohnenbeet
die rötlichen Blumen verblühten,
da wurde dem Mädel so übel und weh,
da bleichten die rosichten Wangen zu Schnee,
die funkelnden Augen verglühten.

Und als die Schote nun allgemach
sich dehnt in die Breit und Länge,
als Erdbeer und Kirsche sich rötet und schwoll,
da wurde dem Mädel das Brüstchen zu voll,
das seidene Röckchen zu enge.

Und als die Sichel zu Felde ging,
hub's an sich zu regen und strecken.
Und als der Herbstwind über die Flur
und über die Stoppel des Habers fuhr,
da konnte sie's nicht mehr verstecken.

Der Vater, ein harter und zorniger Mann,
schalt laut die arme Rosette:
„Hast du dir erbuhlt für die Wiege das Kind,
so hebe dich mir aus den Augen geschwind
und schaff auch den Mann dir ins Bette!"

Er schlang ihr fliegendes Haar um die Faust;
er hieb sie mit knotigen Riemen.
Er hieb, das schallte so schrecklich und laut!
er hieb ihr die samtene Lilienhaut
voll schwellender blutiger Striemen.

Er stieß sie hinaus in der finstersten Nacht
bei eisigem Regen und Winden.
Sie klimmt am dornigen Felsen empor
und tappte sich fort bis an Falkensteins Tor,
dem Liebsten ihr Leid zu verkünden. —

„O weh mir, daß du mich zur Mutter gemacht,
bevor du mich machtest zum Weibe!
Sieh her! sieh her! mit Jammer und Hohn
trag ich dafür nun den schmerzlichen Lohn
an meinem zerschlagenen Leibe!"

Sie warf sich ihm bitterlich schluchzend ans Herz;
sie bat, sie beschwur ihn mit Zähren:
„O mach es nun gut, was du übel gemacht!
Bist du es, der so mich in Schande gebracht,
so bring auch mich wieder zu Ehren!"

„Arm Närrchen", versetzt er, „das tut mir ja leid!
Wir wollen's am Alten schon rächen.
Erst gib dich zufrieden und harre bei mir!
Ich will dich schon hegen und pflegen allhier;
dann wollen wir's ferner besprechen."

„Ach, hier ist kein Säumen, kein Pflegen, noch Ruhn!
Das bringt mich nicht wieder zu Ehren.
Hast du einst treulich geschworen der Braut,
so laß auch an Gottes Altare nun laut
vor Priester und Zeugen es hören!"

„Ho, Närrchen, so hab ich es nimmer gemeint!
Wie kann ich zum Weibe dich nehmen?
Ich bin ja entsprossen aus adligem Blut.
Nur Gleiches zu Gleichem gesellet sich gut;
sonst müßte mein Stamm sich ja schämen.

Lieb Närrchen, ich halte dir's, wie ich's gemeint:
mein Liebchen sollst immerdar bleiben.
Und wenn dir mein wackerer Jäger gefällt,
so laß ich's mir kosten ein gutes Stück Geld.
Dann können wir's ferner noch treiben."

„Daß Gott dich! — du schändlicher, bübischer Mann!
daß Gott dich zur Hölle verdamme!
Entehr ich als Gattin dein adliges Blut,
warum denn, o Bösewicht, war ich einst gut
für deine unehrliche Flamme? —

So geh denn und nimm dir ein adliges Weib!
Das Blättchen soll schrecklich sich wenden!
Gott siehet und höret und richtet uns recht.
So müsse dereinst dein niedrigster Knecht
das adlige Bette dir schänden!

Dann fühle, Verräter, dann fühle wie's tut,
an Ehr und an Glück zu verzweifeln!
Dann stoß an die Mauer die schändliche Stirn
und jag eine Kugel dir fluchend durchs Hirn!
Dann, Teufel, dann fahre zu Teufeln!"

Sie riß sich zusammen, sie raffte sich auf,
sie rannte verzweifelnd von hinnen,
mit blutigen Füßen, durch Distel und Dorn,
durch Moor und Geröhricht, vor Jammer und Zorn
zerrüttet an allen fünf Sinnen.

„Wohin nun, wohin, o barmherziger Gott,
wohin nun auf Erden mich wenden?"
Sie rannte verzweifelnd an Ehr und an Glück
und kam in den Garten der Heimat zurück,
ihr klägliches Leben zu enden.

Sie taumelt, an Händen und Füßen verklomt,
sie kroch zur unseligen Laube;
und jach durchzuckte sie Weh auf Weh
auf ärmlichem Lager, bestreuet mit Schnee,
von Reisig und rasselndem Laube.

Es wand ihr ein Knäbchen sich weinend vom Schoß
bei wildem unsäglichen Schmerze.
Und als das Knäbchen geboren war,
da riß sie die silberne Nadel vom Haar
und stieß sie dem Knaben ins Herze.

Erst als sie vollendet die blutige Tat,
mußt, ach! ihr Wahnsinn sich enden.
Kalt wehten Entsetzen und Grausen sie an.
„O Jesu, mein Heiland, was hab ich getan?"
Sie wand sich den Bast von den Händen.

Sie kratzte mit blutigen Nägeln ein Grab
am schilfigen Unkengestade.
„Da ruh du, mein Armes, da ruh nun in Gott,
geborgen auf immer vor Elend und Spott!
Mich hacken die Raben vom Rade!" —

Das ist das Flämmchen am Unkenteich,
das flimmert und flammert so traurig.
Das ist das Plätzchen, da wächst kein Gras,
das wird vom Tau und vom Regen nicht naß,
da wehen die Lüftchen so schaurig.

Hoch hinter dem Garten vom Rabenstein,
hoch über dem Steine vom Rade
blickt hohl und düster ein Schädel herab,
das ist ihr Schädel, der blicket aufs Grab,
drei Spannen lang an dem Gestade.

Allnächtlich herunter vom Rabenstein,
allnächtlich herunter vom Rade
huscht bleich und molkicht ein Schattengesicht,
will löschen das Flämmchen und kann es doch nicht
und wimmert am Unkengestade.

Graf Walter.

(1789.)

(Nach dem Altengländischen.)

Graf Walter rief am Marstallstor:
„Knapp, schwemm und kämm mein Roß!"
Da trat ihn an die schönste Maid,
die je ein Graf genoß.

„Gott grüße dich, Graf Walter, schön!
Sieh her, sieh meinen Schurz!
Mein goldner Gurt war sonst so lang,
nun ist er mir zu kurz.

Mein Leib trägt deiner Liebe Frucht.
Sie pocht, sie will nicht ruhn,
mein seidnes Röckchen, sonst so weit,
zu eng ist mir es nun."

„O Maid, gehört mir, wie du sagst,
gehört das Kindlein mein,
so soll all, all mein rotes Gold
dafür dein eigen sein.

O Maid, gehört mir, wie du schwörst,
gehört das Kindlein mein,
so soll mein Land und Leut und Burg
dein und des Kindleins sein."

„O Graf, was ist für Lieb und Treu
all, all dein rotes Gold?
All, all dein Land und Leut und Burg
ist mir ein schnöder Sold.

Ein Liebesblick aus deinem Aug,
so himmelblau und hold,
gilt mir, und wär es noch so viel,
für all dein rotes Gold.

Ein Liebeskuß von deinem Mund,
so purpurrot und süß,
gilt mir für Land und Leut und Burg,
und wär's ein Paradies."

„O Maid, früh morgen trab ich weit
zu Gast nach Weißenstein,
und mit mir muß die schönste Maid,
wohl auf, wohl ab am Rhein."

„Trabst du zu Gast nach Weißenstein,
so weit schon morgen früh,
so laß, o Graf, mich mit dir gehn,
es ist mir kleine Müh.

Bin ich schon nicht die schönste Maid,
wohl auf, wohl ab am Rhein:
so kleid ich mich in Bubentracht,
dein Leibbursch dort zu sein."

„O Maid, willst du mein Leibbursch sein
und heißen Er statt Sie,
so kürz dein seidnes Röcklein dir
halb zollbreit überm Knie.

So kürz dein goldnes Härlein dir
halb zollbreit überm Aug!
Dann magst du wohl mein Leibbursch sein;
denn also ist es Brauch."

Beiher lief sie den ganzen Tag,
beiher im Sonnenstrahl;
doch sprach er nie so hold ein Wort:
nun, Liebchen, reit einmal!

Sie lief durch Heid- und Pfriemenkraut,
lief barfuß nebenan;
doch sprach er nie so hold ein Wort:
o Liebchen, schuh dich an!

„Gemach, gemach, du trauter Graf!
was jagst du so geschwind?
Ach, meinen armen, armen Leib
zersprengt mir sonst dein Kind."

„Ho, Maid, siehst du das Wasser dort,
dem Brück und Steg gebricht?"
„O Gott, Graf Walter, schone mein!
denn schwimmen kann ich nicht."

Er kam zum Strand, er setzt hinein,
hinein bis an das Kinn.
„Nun steh mir Gott im Himmel bei!
sonst ist dein Kind dahin."

Sie rudert wohl mit Arm und Bein,
hält hoch empor ihr Kinn.
Graf Waltern pochte hoch das Herz;
doch folgt er seinem Sinn.

Und als er überm Wasser war,
rief er sie an sein Knie:
„Komm her, o Maid, und sieh, was dort,
was fern dort funkelt, sieh!

Siehst du wohl funkeln dort ein Schloß,
im Abendstrahl wie Gold?
Zwölf schöne Jungfraun spielen dort,
die schönste ist mir hold.

Siehst du wohl funkeln dort das Schloß,
aus weißem Stein erbaut?
Zwölf schöne Jungfraun tanzen dort,
die schönst' ist meine Braut."

„Wohl funkeln seh ich dort ein Schloß,
im Abendstrahl wie Gold.
Gott segne, Gott behüte dich,
samt deinem Liebchen hold!

Wohl funkeln seh ich dort das Schloß,
aus weißem Stein erbaut.
Gott segne, Gott behüte dich,
samt deiner schönen Braut!" —

Sie kamen wohl zum blanken Schloß,
wie Gold im Abendstrahl,
zum Schloß, erbaut aus weißem Stein,
mit stattlichem Portal.

Sie sahn wohl die zwölf Jungfraun schön;
sie spielten lustig Ball.
Die zwölfmal schöner war als sie,
zog still ihr Roß zu Stall.

Sie sahn wohl die zwölf Jungfraun schön;
sie tanzten froh ums Schloß.
Die zwölfmal schöner war als sie,
zog still zur Weid ihr Roß.

Des Grafen Schwester, wundervoll,
gar wundervoll sprach sie:
„Ha, welch ein Leibbursch! nein, so schön
war nie ein Leibbursch! nie!

Ha, schöner als ein Leibbursch je
des höchsten Herrn gepflegt!
Nur, daß sein Leib, zu voll und rund,
so hoch den Gürtel trägt!

Mir deucht, wie meiner Mutter Kind,
lieb ich ihn zart und rein.
Dürft ich, so räumt ich wohl zu Nacht
Gemach und Bett ihm ein."

„Dem Bürschchen, rief Herr Walter stolz,
das lief durch Kot und Moor,
ziemt nicht der Herrin Schlafgemach,
ihr Bett nicht von Drap'dor.

Ein Bürschchen, das den ganzen Tag
durch Kot lief und durch Moor,
speist wohl sein Nachtbrot von der Faust
und sinkt am Herd aufs Ohr."

Nach Vespermahl und Gratias,
ging jedermann zur Ruh.
Da rief Graf Walter: „Hier, mein Bursch!
was ich dir sag, das tu!

Hinab! geh flugs hinab zur Stadt,
geh alle Gassen durch!
Die schönste Maid, die du ersiehst,
bescheide flugs zur Burg!

Die schönste Maid, die du ersiehst,
all säuberlich und nett,
von Fuß zu Haupt, von Haupt zu Fuß,
die wirb mir für mein Bett!" —

Und flugs ging sie hinab zur Stadt,
ging alle Gassen durch.
Die schönste Maid, die sie ersah,
beschied sie flugs zur Burg.

Die schönste Maid, die sie ersah,
all säuberlich und nett,
von Fuß zu Haupt, von Haupt zu Fuß
die warb sie ihm fürs Bett. —

„Nun laß, o Graf, am Bettfuß nur
mich ruhn bis an den Tag!
Im ganzen Schloß ist sonst kein Platz,
woselbst ich rasten mag."

Auf seinen Wink am Bettfuß sank
die schönste Maid dahin
und ruhte bis zum Morgengrau
mit stillem frommen Sinn. —

„Hallo! Hallo! es tönet bald
des Hirten Dorfschalmei.
Auf, fauler Leibbursch! gib dem Roß,
gib Haber ihm und Heu!

Bursch, goldnen Haber gib dem Roß
und frisches, grünes Heu!
damit es rasch und wohlgemut
mich heimzutragen sei." —

Sie sank wohl an die Kripp' im Stall;
ihr Leib war ihr so schwer.
Sie krümmte sich auf rauhem Stroh
und wimmert, o wie sehr!

Da fuhr die alte Gräfin auf,
erweckt vom Klageschall:
„Auf, auf, Sohn Walter, auf und sieh!
Was ächzt in deinem Stall?

In deinem Stalle haust ein Geist
und stöhnt in Nacht und Wind,
es stöhnet, als gebäre dort
ein Weiblein jetzt ihr Kind." —

Hui sprang Graf Walter auf und griff
zum Haken an der Wand
und warf um seinen weißen Leib
das seidne Nachtgewand.

Und als er vor die Stalltür trat,
lauscht er gar still davor.
Das Ach und Weh der schönsten Maid
schlug kläglich an sein Ohr.

Sie sang: „Susu, lullull mein Kind!
mich jammert deine Not.
Susu, lullull, susu, lieb Lieb!
o weine dich nicht tot!

Samt deinem Vater schreibe Gott
dich in sein Segensbuch!
Werd ihm und dir ein Purpurkleid
und mir ein Leichentuch!"

„O nun, o nun, süß süße Maid,
süß süße Maid, halt ein!
Mein Busen ist ja nicht von Eis
und nicht von Marmelstein.

O nun, o nun, süß süße Maid,
süß süße Maid, halt ein!
Es soll ja Tauf und Hochzeit nun
in einer Stunde sein."

Die Schatzgräber[1].

(1787.)

Ein Winzer, der am Tode lag,
rief seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz,
grabt nur danach!" — „An welchem Platz?"
schrie alles laut den Vater an.
„Grabt nur!" ... O weh! da starb der Mann.

Kaum war der Alte beigeschafft,
so grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
man warf die Erde gar durchs Sieb
und zog die Harken kreuz und quer
nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt,
und jeder hielt sich angeführt.

Doch kaum erschien das nächste Jahr,
so nahm man mit Erstaunen wahr,
daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug
und gruben nun jahrein jahraus
des Schatzes immer mehr heraus.

Veit Ehrenwort[2].

(1791.)

Veit Ehrenwort ging an den Beeten
in seinem Garten, Hand an Kinn,
betrachtend her, betrachtend hin.
Auf einmal rief er ganz betreten:
„Potz sapperment! wo kommen von den Beeten
die Schoten mir und Wurzeln hin?
Das geht nicht zu mit rechten Dingen.
Dieb über Dieb! ei, wenn wir dich doch fingen!"

Den nächsten Abend stellt er sich
ins Lambertsnußgebüsch zur Lauer.
Und sieh! bald naht mit leisem Schlich
durch einen Spalt der Gartenmauer
die Nachbarin Rosette sich,
ein Weib, so jung, so schön und säuberlich,
daß selbst der leckerste der Prasser
es schmausen möcht aus Salz und Wasser.

„Ei, ei!" rief Meister Ehrenwort,
als er beim Fittich sie erwischte
und innen wurde, was er fischte,
wobei ein Tröpfchen Huld sofort
sich unter seine Galle mischte,
„ei, ei! woher an diesem Ort?
Wie? schämt Sie sich denn nicht, Rosette? —
Wenn ich nicht Mitleid mit Ihr hätte,
so — hätt' ich wohl ein Zuchthaus dort
und drin zur Züchtigung ein Bette,
worauf ich Sie — mit einem Wort —
worauf ich so dich wurzeln wollte,
daß dir das Äuglein brechen sollte.
Für diesmal laß ich noch dich fort.
Doch hüte dich, vernaschtes Mäuschen!

[1]) Beispiel eines erzählenden Lehrgedichtes
[2]) Beispiel einer scherzhaften Erzählung.

Sonst — siehst du dort das Gartenhäuschen? . . .
Ein Wort, ein Mann! Ein Mann, ein Wort!"

Ob vor der Tat, ob vor dem Häuschen,
das weiß ich nicht, kurz, sehr verschämt,
an Zung und Lippe halb gelähmt,
enttrippelt das ertappte Mäuschen.
Veit Ehrenwort bleibt da und grämt
sich hinterdrein, daß er sich so bezähmt
und nicht schon heut den Strafakt unternommen;
denn morgen wird sie schwerlich wiederkommen.

„Ei, nimmermehr wird das geschehn!" —
„So? meint Ihr das? wir wollen sehn!" —
Veit Ehrenwort, den nächsten Abend
mehr an Erinnerung als Hoffnung sich erlabend,
denkt: wozu hilft das Wachestehn?
Und will schon aus dem Garten gehn;
sieh, da kommt wieder, wie gepfiffen,
das Mäuschen an und — wird ergriffen.

„Ein Wort, ein Mann! Ein Mann, ein Wort!"
Ruft Veit mit fest entschloßner Stimme,
und trotz Gewinde, trotz Gekrümme
geht's marsch! ins kleine Zuchthaus fort.
Hier wird ihr Veit, das könnt ihr denken,
den Zuchtwillkommen nicht mehr schenken.

Wer hätt' es nicht wie Veit gemacht?
Allein wer hätt' auch wohl gedacht,
Rosette würde gehn und klagen:
„Veit Ehrenwort hat jene Nacht
mich — mit Gewalt . . . in Schimpf gebracht." —
„Wie kam denn das?" hör ich hier fragen;
„hm! erst sich liefern, dann doch klagen!"
Ei nun! man hatte nicht bedacht,
Veit würde jetzt in wenig Tagen,
wie er auch tat, den Spaß der Nacht
vor aller Welt zu Markte tragen.

„Das hat auch Veit nicht gut gemacht!"
hör ich die Rechtsgelahrten sagen.
„Wenn's nach der Carolina geht
und nicht Stuprata für ihn fleht,
so kostet's Veiten Kopf und Kragen." —

Wir wollen sehen! — Bei gutem Mut
weiß Veit den ganzen Fall so gut
den Herren Richtern aufzuklären,
weiß bündig stets durch Schluß auf Schluß
so seine Unschuld zu bewähren,
daß Frau Rosette schweigen muß.
„Und Veit?" Kommt los mit allen Ehren.

Hilf Himmel, welch ein Gaudium! —
Allein die Nachbarinnen alle
ereiferten sich ob dem Falle
und stahlen — weiß nicht recht, warum?
ob angereizt von böser Galle?
ob von dem Speck der Mausefalle? —
kurz, stahlen Nacht für Nacht den ganzen Garten
und Veit behielt kein Hälmchen mehr. [leer

* * *

Johann Wolfgang von Goethe.

Geb. am 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., gest. am 22. März 1832 zu Weimar.

In der folgenden Sammlung der Balladen Goethes sind nur einige wenige weggeblieben. — Es lag mir daran, ein Bild von der Entwicklung der Goetheschen Ballade zu geben; die Anordnung ist deshalb hier eine möglichst chronologische. Ebenso lege ich Wert darauf, das balladeske und legendäre Moment in dem Schaffen Goethes in allen seinen Stilarten und Nuancen aufzuzeigen. Es ergibt sich hieraus ein bei aller scheinbaren Verschiedenheit im einzelnen einheitlicher Stil, der Goethesche Stil, der kein andrer ist als: der deutsche. Es ergibt sich hieraus überdies ein Gesamtstimmungsbild des Balladesken an sich, aller balladesken Vorstellungen, Formen und Möglichkeiten. „Der König von Thule", „Der Erlkönig", „Der Totentanz" sind typische Balladen im eigentlichen Sinne „Die Braut von Korinth", „Der Paria", „Der Gott und die Bajadere" stehen diesen als „Kunstballaden" gegenüber, das Balladeske wird in ihnen nicht unmittelbar — gefühlsmäßig — empfunden. Dagegen empfinde ich die „Lieder Mignons" und die „Lieder des Harfners" als eigentümliche poetische Niederschläge romantischer Schicksale, balladesker Persönlichkeiten; diese Lieder sind auch von sozialen Empfindungen tragisch durchklungen. (Vgl. hierzu etwa Mörikes Peregrina-Lieder). Zum Teil liedartig (Mädchenlied), zum Teil urballadesk wirken die aus dem „Faust" mitgeteilten Lieder und Szenen. Und den balladesken Urklang hochtragischen Timbres, den orphischen Balladenton wird man aus „Prometheus", aus „Grenzen der Menschheit" und aus der „Harzreise" sehr deutlich herausvernehmen. Über die Bedeutung der Goetheschen Ballade vgl. im übrigen die Haupteinleitung. — Dem Text zugrunde gelegt wurde hauptsächlich die Fassung und Schreibart der Weimarer Ausgabe der sämtlichen Werke Goethes.

Das Veilchen.

(Entstanden vor 1774, später in das Singspiel „Erwin und Elmir usw." aufgenommen).

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher! Daher!
Die Wiese her, und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach! Nur ein kleines Weilchen.
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Busen mattgedrückt,
Ach nur! Ach nur!
Ein Viertelstündchen lang!

Ach, aber, ach! Das Mädchen kam,
Und nicht in acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sank und starb und freut sich noch:
Und sterb ich denn, so sterb ich doch
Durch sie! Durch sie!
Zu ihren Füßen doch!

Geistesgruß.

(Am 18. Juli 1774 vor Burg Lahneck gedichtet.)

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Sehne war so stark,
Dies Herz so fest und wild —
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt —

Mein halbes Leben stürmt ich fort,
Verdehnt' die Hälft in Ruh.
Und du, du Menschenschifflein dort,
Fahr immer, immerzu!"

Der König in Thule[1].

(Von Goethe rezitiert 1774.)

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als es kam zu Sterben,
Zählt' er seine Städt und Reich,
Gönnt' alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heilgen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen täten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

[1] In der ersten Fassung — vgl. das Fragment „Faust, in ursprünglicher Gestalt", Lied Margretes vor dem Schlafengehen — lauten die ersten Strophen:

Es war ein König in Tule,
Einen goldnen Becher er hätt
Empfangen von seiner Buhle
Auf ihrem Todesbett.

Der Becher war ihm lieber,
Trank draus bey jedem Schmaus.
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Der Ewige Jude.

Des Ewigen Juden erster Fetzen.

Um Mitternacht wohl fang ich an,
Spring aus dem Bette wie ein Toller —
Nie war mein Busen seelevoller,
Zu singen den gereisten Mann,
Der Wunder ohne Zahl gesehn,
Die trutz der Lästrer Kinderspotte
In unserm unbegriffnen Gotte
Per omnia tempora in einem Punkt geschehn.
Und hab ich gleich die Gabe nicht
Von wohlgeschliffnen leichten Reimen,
So darf ich doch mich nicht versäumen,
Denn es ist Drang und so ists Pflicht.
Und wie ich dich, geliebter Leser, kenne,
Den ich von Herzen Bruder nenne,
Willst gern vom Fleck und bist so faul,
Nimmst wohl auch einen Ludergaul,
Und ich, mir fehlt zu Nacht der Kiel,
Ergreif wohl einen Besenstiel.
Drum hör es denn, wenn dir's beliebt,
So kauderwelsch, wie mir der Geist es gibt.

In Judäa, dem heiligen Land,
War einst ein Schuster wohlbekannt
Wegen seiner Herzfrömmigkeit
Zur gar verdorbnen Kirchenzeit,
War halb Essener, halb Methodist,
Herrnhuter, mehr Separatist,
Denn er hielt viel auf Kreuz und Qual,
Genug, er war Original.
Und aus Originalität
Er andern Narren gleichen tät.

Die Priester vor so vielen Jahren
Waren, als wie sie immer waren
Und wie ein jeder wird zuletzt,
Wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt.
War er vorher wie ein Ameis krabblig
Und wie ein Schlänglein schnell und zapplig,
Wird er hernach in Mantel und Kragen
In seinem Sessel sich wohlbehagen.
Und ich schwöre bei meinem Leben,
Hätte man Sankt Paulen ein Bistum geben:
Poltrer wär worden ein fauler Bauch
Wie coeteri confratres auch.

Der Schuster aber und seinesgleichen
Verlangten täglich Wunder und Zeichen,
Daß einer predgen sollt für Geld,
Als hätt' der Geist ihn hingestellt.
Nickten die Köpfe sehr bedenklich
Über die Tochter Zion kränklich,
Daß ach auf Kanzel und Altar
Kein Moses und kein Aaron war,
Daß es dem Gottesdienste ging,
Als wärs ein Ding wie ein ander Ding,
Das einmal nach dem Lauf der Welt
Im Alter dürr zusammenfällt.

„O weh der großen Babylon!
Herr, tilge sie von deiner Erden,
Laß sie im Pfuhl gebraten werden,
Und, Herr, dann gib uns ihren Thron!"
So sang das Häuflein, kroch zusammen,

Teilten so Geists- als Liebesflammen,
Gafften und langeweilten nun,
Hätten das auch können im Tempel tun.
Aber das Schöne war dabei,
Es kam an jeden auch die Reih,
Und wie sein Bruder welscht und sprach,
Durft er auch welschen eins hernach.
Denn in der Kirche spricht erst und letzt
Der, den man hat hinaufgesetzt,
Und gläubigt euch und tut so groß
Und schließt euch an und macht euch los,
Und ist ein Sünder wie andre Leut,
Ach und nicht einmal so gescheit!
— — — — — — — —

Der größte Mensch bleibt stets ein Menschenkind,
Die größten Köpfe sind das nur, was andre sind,
Allein das merkt: sie sind es umgekehrt.
Sie wollen nicht mit andern Erdentröpfen
Auf ihren Füßen gehn, sie gehn auf ihren Köpfen,
Verachten was ein jeder ehrt,
Und was gemeinen Sinn empört,
Das ehren unbefangne Weisen.
Doch brachten sies nicht allzuweit,
Ihr non plus ultra jeder Zeit
War: Gott zu lästern und den Dreck zu preisen.
— — — — — — — — —

Die Priester schrieen weit und breit:
Es ist, es kommt die letzte Zeit,
Bekehr dich, sündiges Geschlecht!
Der Jude sprach: Mir ist's nicht bang,
Ich hör vom jüngsten Tag so lang.
— — — — — — — —

Behalten auch zu unsern Zeiten
Die Gabe, Geister zu unterscheiden,
Kap und Champagner und Burgunder
Von Hoch- nach Niedesheim hinunter.
— — — — — — — —

Der Vater saß auf seinem Thron,
Da rief er seinen lieben Sohn,
Mußt zwei- bis dreimal schreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Gestolpert über Sterne her
Und fragt: was zu befehlen?
Der Vater frägt ihn, wo er stickt —
„Ich war im Stern, der dorten blickt,
Und half dort einem Weibe
Vom Kind in ihrem Leibe."
Der Vater war ganz aufgebracht
Und sprach: Das hast du dumm gemacht,
Sieh einmal auf die Erde.
Es ist wohl schön und alles gut,
Du hast ein menschenfreundlich Blut
Und hilfst Bedrängten gerne."
— — — — — — — —

Ich habe nun dem strengsten heilgen Leben
Von meiner Jugend mich ergeben.
O, Freund, der Mensch ist nur ein Tor,
Stellt er sich Gott als seines Gleichen vor.
Du fühlst nicht, wie es mir durch Mark und Seele geht,
Wenn ein geängstet Herz bei mir um Rettung fleht,
Wenn ich den Sünder seh mit glühenden Tränen ...
— — — — — — — — — — — —

Und fand als ich mich aufgerafft
Verschüttet ach in meinem Bette
Des Lebensbalsams Füllekraft,
Womit ein Fürstenkind sich wohl begnüget hätte.
— — — — — — — — — —

„Es waren, die den Vater auch gekannt. —
Wo sind denn die?" „Eh man hat sie verbrannt .."
— — — — — — — — — —

Als er sich nun herniederschwung
Und näher die weite Erde sah
Und Meer und Länder weit und nah,
Ergriff ihn die Erinnerung,
Die er so lange nicht gefühlt,
Wie man dadrunten ihm mitgespielt.
Er auf dem Berge stille hält,
Auf den in seiner ersten Zeit
Freund Satanas ihn aufgestellt
Und ihm gezeigt die volle Welt
Mit aller ihrer Herrlichkeit.

Wie man zu einem Mädchen fliegt,
Das lang an unserm Blute sog
Und endlich treulos uns betrog:
Er fühlt in vollem Himmelsflug
Der irdschen Atmosphäre Zug,
Fühlt, wie das reinste Glück der Welt
Schon eine Ahnung von Weh enthält.
Er denkt an jenen Augenblick,
Da er den letzten Todesblick
Vom Schmerzenhügel herab getan —
Fing vor sich hin zu reden an:
Sei, Erde, tausendmal gegrüßt!
Gesegnet all, ihr meine Brüder!
Zum erstenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Von meinem trüben Auge nieder.
O, mein Geschlecht, wie sehn ich mich nach dir!
Und du mit Herz- und Liebesarmen
Flehst du aus tiefem Drang zu mir?
Ich komm, ich will mich dein erbarmen!
O, Welt voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar!
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im ganzen doch nicht sonderlich verstehe —:
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier, in der du bebtest,
Von ihr dich zu befreien strebtest
Und dann befreit dich wieder neu umschlangst:
Das rief mich her aus meinem Sternensaal,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn.
Ich komme nun zu dir zum zweitenmal,
Ich säte dann und ernten will ich nun!"

Er sieht begierig rings sich um,
Sein Auge scheint ihn zu betrügen,
Ihm scheint die Welt noch um und um
In jener Sauce da zu liegen,
Wie sie an jener Stunde lag,
Da sie bei hellem lichtem Tag
Der Geist der Finsternis, der Herr der Alten Welt,

Im Sonnenschein ihm glänzend dargestellt
Und angemaßt sich ohne Scheu,
Daß er hier Herr im Hause sei.

„Wo, rief der Heiland, ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen!
Weh, und ich seh den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel 'rab gesponnen.
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die weiß aus meinem Blut entsprungen?
Und, ach, wohin der Geist, den ich gesandt! – –
Sein Wehn, ich fühls, ist all verklungen.
Schleicht nicht mit ewgem Hunger-Sinn,
Mit halbgekrümmten Klauenhänden,
Verfluchten eingedorrten Lenden
Der Geiz nach tückischem Gewinn,
Mißbraucht die sorgenlose Freude
Des Nachbars auf der reichen Flur
Und hemmt in dürren Eingeweiden
Das liebe Leben der Natur?
Verschließt der Fürst mit seinen Sklaven
Sich nicht in jenes Marmorhaus
Und brütet seinen irren Schafen
Die Wölfe selbst im Busen aus?
Ihm wird zu grillenhafter Stillung
Der Menschen Mark herbeigerafft,
Er speist in ekler Überfüllung
Von Tausenden die Nahrungskraft.
In meinem Namen weiht dem Bauche
Ein Armer seiner Kinder Brot,
Mich schmäht auf diesem faulen Schlauche
Das goldne Zeichen meiner Not!"
— — — — — — — — — —

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat
Und man für lauter Kreuz und Christ
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.
Er trat in ein benachbart Land,
Wo er sich nur als Kirchfahn fand,
Man aber sonst nicht merkte sehr,
Als ob ein Gott im Lande wär.
Wie man ihm denn auch bald beteuert,
Aller Sauerteig sei hier ausgescheuert,
Befurcht er, daß das Brot so lieb
Wie ein Mazkuchen sitzen blieb.

Davon sprach ihm ein geistlich Schaf,
Das er auf hohem Wege traf,
Das eine maklige Frau im Bett,
Viel Kinder und viel Zehnten hätt:
Der also Gott ließ im Himmel ruhn
Und sich auch was zugute tun.

Unser Herr fühlt ihm auf den Zahn,
Fing etlich'mal von Christo an,
Da war der ganze Mensch Respekt,
Hätte fast nie das Haupt bedeckt.
Aber der Herr sah ziemlich klar,
Daß er drum nicht im Herzen war,
Daß er dem Mann im Hirne stand,
Als wie ein Holzschnitt an der Wand.

Sie waren bald der Stadt so nah,
Daß man die Türme klärlich sah.
„Ach, sprach mein Mann, hier ist der Ort,
Aller Wünsche sichrer Friedensport;
Hier ist des Landes Mittelthron:
Gerechtigkeit und Religion.
Spedieren wie der Selzerbrunn
Petschiert ihren Einfluß ringsherum."

Sie kamen immer näher an,
Sah immer der Herr nichts Seinigs dran.
Sein innres Zutraun war gering,
Als wie er einst zum Feigbaum ging;
Wollt aber doch eben weiter gehn
Und ihm recht unter die Äste sehn.

So kamen sie denn unters Tor,
Christus kam ihnen ein Fremdling vor:
Hätt' ein edel Gesicht und einfach Kleid
Sprachen: „Der Mann kommt gar wohl weit."
Fragt ihn der Schreiber wie er hieß?
Er gar demütig die Worte ließ:
„Kinder, ich bin des Menschen Sohn —."
Und ganz gelassen ging davon.
Seine Worte hatten von jeher Kraft,
Der Schreiber stande wie vergafft,
Der Wache war, sie wußt nicht wie;
Fragt keiner: „Was bedienen Sie?"
Er ging grad durch und war vorbei.
Da fragten sie sich überlei,
Als in Rapport sies wollten tragen:
„Was tät der Mann Kurioses sagen?
Sprach er wohl unsrer Nase Hohn?
Er sagt: Er wär des Menschen Sohn?"
Sie dachten lang, doch auf einmal
Sprach ein branntweinger Korporal:
„Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen,
Sein Vater hat wohl Mensch geheißen."

Christ sprach zu seinem Geleiter dann:
„So führet mich zum Gottesmann,
Den ihr als einen solchen kennt
Und ihn Herr Oberpfarrer nennt."
Dem Herren Pfaff das krabbeln tät,
War selber nicht so hoch am Brett.
Hätt so viel Häut ums Herze ring,
Daß er nicht spürt, mit wem er ging, —
Auch nicht einmal einer Erbse groß.
Doch war er gar nicht liebelos
Und dacht: kommt alles ringsherum,
Verlangt er ein Viatikum.

Kamen ans Oberpfarrers Haus,
Stand von uralters noch im Ganzen.
Reformation hätt' ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen neinzupflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr schwätzen, wenger Grimassen machen.

Sie klopften an, sie schellten an,
Weiß nicht bestimmt was sie getan.
Genug, die Köchin kam hervor,
Aus der Schürz ein Krauthaupt verlor,
Und sprach: „Der Herr ist im Konvent,
Ihr heut nicht mit ihm sprechen könnt."
„Wo ist denn das Konvent?" sprach Christ.
„Was hilft es Euch, wenn Ihrs auch wißt,"
Versetzt die Köchin porrisch drauf,
„Dahin geht nicht eines jeden Lauf."

„Möchts doch gern wissen!“ tät er fragen.
Sie hätt' nicht Herz, es zu versagen:
Wie er den Weg zur Weiblein Brust,
Von alten Zeiten wohl noch wußt.
Sie zeigts ihm an und er tät gehn,
Wie ihrs bald weiter werdet sehn.
— — — — — — —

Prometheus.

(Aus dem Spätherbst 1774.)

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn, als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Toren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga,

aus dem Morlackischen.

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?
Wär es Schnee, er wäre weggeschmolzen,
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.

Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
's ist der Glanz der Zelten Asan Aga.
Niederliegt er drin an seiner Wunde;
Ihn besucht die Mutter und die Schwester,
Schamhaft säumt sein Weib, zu ihm zu kommen.

Als nun seine Wunde linder wurde,
Ließ er seinem treuen Weibe sagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen.“

Als die Frau dies harte Wort vernommen,
Stand die Treue starr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Türe,
Und es deucht ihr, Asan käm, ihr Gatte,
Springt zum Turme, sich herabzustürzen.

Ängstlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Tränen:
„Sind nicht unsers Vaters Asan Rosse,
Ist dein Bruder Pintorowich kommen!“

Und es kehret die Gemahlin Asans,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schwester!
Mich verstoßen, Mutter dieser fünfe!“

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Tasche,
Eingehüllet in hochrote Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß sie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei sich einem andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauerscheidbrief sahe,
Küßte sie der beiden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber ach! vom Säugling in der Wiege
Kann sie sich im bittern Schmerz nicht reißen!

Reißt sie los der ungestüme Bruder,
Hebt sie auf das muntre Roß behende,
Und so eilt er mit der bangen Frauen
Grad nach seines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht sieben Tage;
Kurze Zeit gnug; von viel großen Herren
Unsre Frau in ihrer Witwentrauer,
Unsre Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoskis Kadi,
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beschwöre dich bei deinem Leben,

Gib mich keinem andern mehr zur Frauen,
Daß das Wiedersehen meiner lieben
Armen Kinder mir das Herz nicht breche!"

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Fest, Imoskis Kadi sie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
„Schicke wenigstens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoskis Kadi:
Dich begrüßt die junge Witib freundlich
Und läßt durch dies Blatt dich höchlich bitten,
Daß, wenn dich die Suaten herbegleiten,
Du mir einen langen Schleier bringest,
Daß ich mich vor Asans Haus verhülle,
Meine lieben Waisen nicht erblicke."

Kaum ersah der Kadi dieses Schreiben,
Als er seine Suaten alle sammelt,
Und zum Wege nach der Braut sich rüstet,
Mit den Schleier, den sie heischte, tragend.

Glücklich kamen sie zur Fürstin Hause,
Glücklich sie mit ihr vom Hause wieder.
Aber als sie Asans Wohnung nahten,
Sahn die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
Iß das Abendbrot mit deinen Kindern!"
Traurig hört es die Gemahlin Asans,
Kehrete sich zu der Suaten Fürsten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
Halten wenig vor der Lieben Türe,
Daß ich meine Kleinen noch beschenke."

Und sie hielten vor der Lieben Türe,
Und den armen Kindern gab sie Gaben;
Gab den Knaben goldgestickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling, hilflos in der Wiege,
Gab sie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das beiseit sah Vater Asan Aga,
Rief gar traurig seinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen!
Eurer Mutter Brust ist Eisen worden,
Fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen."

Wie das hörte die Gemahlin Asans,
Stürzt' sie bleich den Boden schütternd nieder,
Und die Seel entfloh dem bangen Busen,
Als sie ihre Kinder vor sich fliehn sah.

Erklärung eines alten Holzschnittes,

vorstellend

Hans Sachsens poetische Sendung.

(Im März und April 1776 gedichtet.)

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser teurer Meister hie:
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Ein sauber Feierwams er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an den Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am siebenten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingssonne spürt,
Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert:
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und leben,
Daß er sie gerne möcht von sich geben.
Er hätt ein Auge treu und klug
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein
Und wieder alles zu machen sein;
Hätt' auch eine Zunge, die sich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß.
Des täten die Musen sich erfreuen,
Wollten ihn zum Meistersänger weihen.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Brust und rundem Leib;
Kräftig sie auf den Füßen steht,
Grad, edel vor sich hin sie geht,
Ohne mit Schlepp und Steiß zu schwänzen,
Noch mit 'n Augen 'rum zu scharlenzen.
Sie trägt einen Maßstab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel ist ein güldin Band,
Hätt' auf dem Haupt ein'n Kornährkranz,
Ihr Aug war lichten Tages Glanz:
Man nennt sie Tätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Großmut, Rechtfertigkeit.
Die tritt mit gutem Gruß herein.
Er drob nicht mag verwundert sein:
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meint er, er hätt' sie schon lang gesehn.

Die spricht: „Ich hab dich auserlesen
Vor vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn andre durcheinander rennen,
Sollst dus mit treuem Blick erkennen;
Wenn andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis deine Sach fürtragen;
Sollst halten über Ehr und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht;
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
Das Bös mit seinem Namen heißen,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt,
Nichts verlindert und nichts verwitzelt!
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn:
Ihr festes Leben und Mannlichkeit!
Ihr inner Maß und Ständigkeit.
Der Naturgenius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen all das Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben;
Wie kunterbunt die Wirtschaft tollert,
Der Ameishauf durcheinander kollert!
Mag dir aber bei allem geschehn,
Als tätst's in ein'm Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihnen möcht zur Witzung werden."
Da macht sie ihm ein Fenster auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Wesen,
Wie ihrs möcht in sein'n Schriften lesen.

Wie nun der liebe Meister sich
An der Natur freut inniglich,
Da seht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten:
Man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula;
Sie ist rumpfet, schrumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb;
Sie schleppt mit keuchend wankenden Schritten
Ein große Tafel in Holz geschnitten:
Drauf seht ihr mit weiten Armeln und Falten
Gottvater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradeis und Schlang,
Sodom und Gomorras Untergang,
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in ein'm Ehrenspiegel schauen;
Dann allerlei Blutdurst, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandenport,
Auch allerlei Lehr und gute Weis.
Könnt sehen Sankt Peter mit der Geiß,
Über der Welt Regiment unzufrieden,
Von unserm Herrn zurecht beschieden.
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit Weltlich Tugend- und Lastergeschicht.

Unser Meister dies all ersicht
Und freut sich dessen wundersam,
Denn es dient wohl in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
Gut Exempel und gute Lehr,
Erzählt das alles fix und treu,
Als wär er selbst gesyn dabei.
Sein Geist was ganz dahingebannt,
Er hätt' kein Aug davon verwandt,
Hätt' er nicht hinter seinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen spucken.
Da tät er einen Narren spüren
Mit Bocks- und Affensprüngen hofieren
Und ihm mit Schwank und Narreteiden
Ein lustig Zwischenspiel bereiten.
Schleppt hinter sich an einer Leinen
Alle Narren, großen und kleinen,
Dick und hager, gestreckt und krumb,
Allzuwitzig und allzudumb.
Mit einem großen Farrenschwanz
Regiert er sie wie 'n Affentanz:
Bespottet eines jeden Fürm,
Treibt sie ins Bad, schneidt ihnen die Würm
Und führt gar bitter viel Beschwerden,
Daß ihr doch nie wölln minder werden.

Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt ihm das fast den Kopf herum:
Wie er möcht Worte zu allem finden?
Wie er möcht so viel Schwall verbinden?
Wie er möcht immer mutig bleiben,
Das all zu singen und zu schreiben? —
Da steigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfensters Raum
Die Muse, heilig anzuschaun,
Wie 'n Bild unsrer lieben Fraun.
Die umgibt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie spricht: „Ich komm, um dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Das heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag aus in hohe lichte Glut!
Doch daß das Leben, das dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,
Hab ich deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
Daß deine Seel sei wonnereich,
Einer Knospe im Taue gleich."

Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus
Heimlich zur Hintertür hinaus
In dem eng umzaunten Garten
Ein holdes Mägdlein sitzend warten
Am Bächlein, beim Holunderstrauch;
Mit abgesenktem Haupt und Aug
Sitzt's unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihrn Schoß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt,
Mit hellen Knospen und Blättern drein.
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfüll ihr Busen steigt;
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll.
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.

Warum ist deine Stirn so trüb?
Das, was dich dränget, süße Lieb,
Ist volle Wonn und Seligkeit,
Die einem in dir ist bereit,
Der manches Schicksal wirrevoll
An deinem Aug sich lindern soll,
Der durch manch wunniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß.
Wie er den schlanken Leib umfaßt,
Von aller Müh er findet Rast,
Wie er ins runde Armlein sinkt,
Neue Lebenstäg und Kräfte trinkt;
Und dir kehrt süßes Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmerein
Wirst ihn bald nagen, bald erfreun:
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Weil er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt
Ein Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt:
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.

Harzreise im Winter.

(„Aus dem Harze im Dezember 1777"; am 1. Dezember 1777 in Elbingerode nahe dem Brocken niedergeschrieben.)

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittich ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt; —
Aber wem Unglück
Das Herz zusammenzog,
Sträubt vergebens
Gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löst. — —
— — — — — — —

In Dickichts-Schauer
Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Leicht ist's, folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert
In ungnügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Schweins,
Mit jugendlichem Übermut
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbills,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Über grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du stehst, unerforscht die Geweide,
Geheimnisvoll offenbar
Über der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

Vor Gericht.

(Etwa 1777 oder 1778.)

Von wem ich es habe, das sag ich euch nicht,
Das Kind in meinem Leib. —
Pfui! speit ihr aus: die Hure da! —
Bin doch ein ehrlich Weib.

Mit wem ich mich traute, das sag ich euch nicht.
Mein Schatz ist lieb und gut,
Trägt er eine goldene Kett am Hals,
Trägt er einen strohernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen sein,
Trag ich allein den Hohn.
Ich kenn ihn wohl, er kennt mich wohl,
Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann ihr,
Ich bitte, laßt mich in Ruh!
Es ist mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja nichts dazu.

Der Fischer.

(1778.)

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Teilt sich die Flut empor:
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ewgen Tau?

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Netzt ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm —
Da wars um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Epiphaniasfest.

(1780.)

Die heilgen drei König mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken, und bezahlen nicht gern;
Sie essen gern, sie trinken gern,
Sie essen, trinken, und bezahlen nicht gern.

Die heilgen drei König sind kommen allhier,
Es sind ihrer drei und sind nicht ihrer vier;
Und wenn zu dreien der vierte wär,
So wär ein heilger drei König mehr.

Ich erster bin der weiß und auch der schön,
Bei Tage solltet ihr erst mich sehn!
Doch ach, mit allen Spezerein
Werd ich sein Tag kein Mädchen mehr erfrein.

Ich aber bin der braun und bin der lang,
Bekannt bei Weibern wohl und bei Gesang.
Ich bringe Gold statt Spezerein,
Da werd ich überall willkommen sein.

Ich endlich bin der schwarz und bin der klein
Und mag auch wohl einmal recht lustig sein.
Ich esse gern, ich trinke gern,
Ich esse, trinke und bedanke mich gern.

Die heilgen drei König sind wohlgesinnt,
Sie suchen die Mutter und das Kind;
Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
Der Ochs und Esel liegen auf der Streu.

Wir bringen Myrrhen, wir bringen Gold,
Dem Weihrauch sind die Damen hold;
Und haben wir Wein von gutem Gewächs,
So trinken wir drei so gut als ihrer sechs.

Da wir nun hier schöne Herrn und Fraun,
Aber keine Ochsen und Esel schaun,
So sind wir nicht am rechten Ort
Und ziehen unsers Weges weiter fort.

Erlkönig.

(Ursprünglich in das Singspiel „Die Fischerin" eingeschaltet, das im Frühling 1782 entstand; angeregt durch eine dänische Volksballade von Herrn Oluf und dem Erlkönig (vgl. S. 146.)

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

„Du liebes Kind, komm geh mit mir.
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind:
In dürren Blättern säuselt der Wind.

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan! —

Dem Vater grausets, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

Grenzen der Menschheit.

(1781.)

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sät,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde:
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Mignon-Lieder.

(Wahrscheinlich vor der „Italienischen Reise" entstanden, mit Ausnahme des letzten Mignonliedes, das erst 1795 oder 1796 entstanden ist.)

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht —
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan? —
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut —
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg; o Vater, laß uns ziehn!

*

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen;
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

*

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

*

So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick;
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt ich ohne Sorg und Mühe,
Doch fühlt ich tiefen Schmerz genung;
Vor Kummer altert ich zu frühe —
Macht mich auf ewig wieder jung!

Lieder des Harfners.

(Wahrscheinlich vor der „Italienischen Reise" entstanden.)

Der Sänger.

Was hör ich draußen vor dem Tor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen!
Der König sprachs, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch: hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Doch darf ich bitten, bitt ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergehts euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein.

Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einsam sein,
Dann bin ich nicht allein.

Es schleicht ein Liebender lauschend sacht,
Ob seine Freundin allein —
So überschleicht bei Tag und Nacht
Mich Einsamen die Pein,
Mich Einsamen die Qual.
Ach, werd ich erst einmal
Einsam im Grabe sein,
Da läßt sie mich allein!

Lieder und Szenen aus „Faust“.

(Manche dieser Lieder und Szenen sind bereits in der ältesten Fassung des „Faust“ und in dem Fragment der Jahre 1788—90 enthalten.)

Lied des Brander (Frosch).

(Älteste Fassung, Urfaust).

Es war ein Ratt im Kellernest,
Lebt nur von Fett und Butter,
Hätt' sich ein Ränzlein angemäst
Als wie der Doktor Luther.
Die Köchin hätt' ihr Gift gestellt,
Da ward so eng ihr in der Welt,
Als hätt' sie Lieb im Leibe!

Sie fuhr herum, sie fuhr heraus
Und soff aus allen Pfützen,
Zernagt, zerkratzt das ganze Haus,
Wollt nichts ihr Wüten nützen.
Sie tät so manchen Angstesprung,
Bald hätt' das arme Tier genung,
Als hätt' es Lieb im Leibe.

Sie kam vor Angst am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt und lag
Und tät erbärmlich schnaufen.
Da lachte die Vergiftrin noch:
Ha! sie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätt' sie Lieb im Leibe.

Lied des Mephistopheles.

(Älteste Fassung.)

Es war einmal ein König,
Der hätt' einen großen Floh,
Den liebt er gar nit wenig
Als wie sein eignen Sohn.
Da rief er seinen Schneider,
Der Schneider kam heran:
Da meß dem Junker Kleider
Und meß ihm Hosen an!

In Sammet und in Seide
War er nun angetan,
Hätte Bänder auf dem Kleide,
Hätt' auch ein Kreuz daran.
Und war so gleich Minister
Und hätt' einen großen Stern,
Da wurden sein Geschwister
Bei Hof auch große Herrn.

Und Herrn und Fraun am Hofe
Die waren sehr geplagt,
Die Königin und die Zofe
Gestochen und genagt
Und durften sie nicht knicken,
Und weg sie jagen nicht.
Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht.

Gretchens Stube.

(Letzte Fassung.)

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmer mehr.

Wo ich ihn nicht hab,
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmer mehr.

Nach ihm nur schau ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck
Und ach sein Kuß!

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt[1]
Sich nach ihm hin.
Ach, dürft ich fassen
Und halten ihn!

Und küssen ihn
So wie ich wollt,
An seinen Küssen
Vergehen sollt!

Am Brunnen[2].

Lieschen. Hast nichts von Bärbelchen gehört?
Gretchen. Kein Wort. Ich komm gar wenig unter Leute.
Lieschen. Gewiß, Sibylle sagt mirs heute!
Die hat sich endlich auch betört.
Das ist das Vornehmtun!
Gretchen. Wie so?
Lieschen. Es stinkt!
Sie füttert zwei, wenn sie nun ißt und trinkt.
Gretchen. Ach!
Lieschen. So ists ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat sie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spazieren,
Auf Dorf und Tanzplatz Führen,
Mußt überall die erste sein,
Kurtesiert ihr immer mit Pastetchen und Wein,
Bildt sich was auf ihre Schönheit ein,
War doch so ehrlos, sich nicht zu schämen,
Geschenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekos' und ein Geschleck;
Da ist denn auch das Blümchen weg!
Gretchen. Das arme Ding!
Lieschen. Bedauerst sie noch gar!
Wenn unsereins am Spinnen war,
Uns nachts die Mutter nicht hinunter ließ,
Stand sie bei ihrem Buhlen süß,
Auf der Türbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag sie denn sich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß tun!
Gretchen. Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau.
Lieschen. Er wär ein Narr! Ein flinker Jung
Hat anderwärts noch Luft genung;
Er ist auch fort.
Gretchen. Das ist nicht schön!
Lieschen. Kriegt sie ihn, solls ihr übel gehn.
Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling streuen wir vor die Tür! (Ab.)

[1] Diese Strophe lautete in der ältesten Fassung:
Mein Schoos! Gott! drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft ich fassen
Und halten ihn.

[2] Die nächsten Szenen nach letzter Fassung.

Gretchen (nach Hause gehend).
Wie konnt ich sonst so tapfer schmälen,
Wenn tät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt ich über andrer Sünden
Nicht Worte gnug der Zunge finden!
Wie schien mirs schwarz, und schwärzts noch gar,
Mirs immer doch nicht schwarz gnug war,
Und segnet mich und tat so groß,
Und bin nun selbst der Sünde bloß!
Doch — alles, was dazu mich trieb,
Gott, war so gut! ach, war so lieb!

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa, Blumenkrüge davor.

Gretchen (steckt frische Blumen in die Krüge.) Ach, neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Not!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein und deine Not.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach! kaum alleine,
Ich wein, ich wein, ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Betaut ich mit Tränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir diese Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett schon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach, neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Not!

Nacht. Straße vor Gretchens Türe.

Valentin, Soldat, Gretchens Bruder.

Valentin. Wenn ich so saß bei einem Gelag,
Wo mancher sich berühmen mag,
Und die Gesellen mir den Flor
Der Mägdlein laut gepriesen vor,
Mit vollem Glas das Lob verschwemmt,
Den Ellenbogen aufgestemmt:
Saß ich in meiner sichern Ruh,
Hört all dem Schwadronieren zu
Und streiche lächelnd meinen Bart

Und kriege das volle Glas zur Hand
Und sage: Alles nach seiner Art!
Aber ist eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schwester das Wasser reicht?
Top! Top! Kling, Klang! Das ging herum!
Die einen schrieen: er hat recht,
Sie ist die Zier vom ganzen Geschlecht!
Da saßen alle die Lober stumm.
Und nun! — Ums Haar sich auszuraufen
Und an den Wänden hinaufzulaufen! —
Mit Stichelreden, Naserümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!
Soll wie ein böser Schuldner sitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen schwitzen!
Und möcht ich sie zusammenschmeißen,
Könnt ich sie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was schleicht herbei?
Irr ich nicht, es sind ihrer zwei.
Ist ers, gleich pack ich ihn beim Felle,
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Faust. Wie von dem Fenster dort der Sakristei
Aufwärts der Schein des ewgen Lämpchens flämmert
Und schwach und schwächer seitwärts dämmert,
Und Finsternis drängt ringsum bei:
So siehts in meinem Busen nächtig.

Mephistopheles. Und mir ists wie dem Kätzlein schmächtig,
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis dann um die Mauern streicht.
Mir ists ganz tugendlich dabei,
Ein bißchen Diebsgelüst, ein bißchen Rammelei.
So spukt mir schon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch, warum man wacht.

Faust. Rückt wohl der Schatz indessen in die Höh,
Den ich dort hinten flimmern seh?

Mephistopheles. Du kannst die Freude bald erleben,
Das Kesselchen herauszuheben. [ficht.
Ich schielte neulich so hinein,
Sind herrliche Löwentaler drein.

Faust. Nicht ein Geschmeide, nicht ein Ring,
Meine liebe Buhle damit zu zieren?

Mephistopheles. Ich sah dabei wohl so ein Ding
Als wie eine Art von Perlenschnüren.

Faust. So ist es recht! Mir tut es weh,
Wenn ich ohne Geschenke zu ihr geh.

Mephistopheles. Es sollt Euch eben nicht verdrießen,
Umsonst auch etwas zu genießen.
Jetzt, da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt Ihr ein wahres Kunststück hören:
Ich sing ihr ein moralisch Lied,
Um sie gewisser zu betören.

(Singt zur Zither.)

Was machst du mir
Vor Liebchens Tür,
Kathrinchen, hier
Bei frühem Tagesblicke?
Laß, laß es sein!
Er läßt dich ein,
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in acht!
Ist es vollbracht,
Dann gute Nacht,
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Tut keinem Dieb
Nur nichts zulieb,
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin (tritt vor). Wen lockst du hier? Beim Element!
Vermaledeiter Rattenfänger!
Zum Teufel erst das Instrument!
Zum Teufel hinterdrein den Sänger!

Mephistopheles.
Die Zither ist entzwei! an der ist nichts zu halten.

Valentin. Nun soll es an ein Schädelspalten!

Mephistopheles (zu Faust).
Herr Doktor, nicht gewichen! Frisch!
Hart an mich an, wie ich Euch führe!
Heraus mit Eurem Flederwisch!
Nur zugestoßen! Ich pariere!

Valentin. Pariere den!

Mephistopheles (zu Faust). Warum denn nicht?

Valentin. Auch den!

Mephistopheles. Gewiß!

Valentin. Ich glaub, der Teufel ficht!
Was ist denn das? Schon wird die Hand mir lahm.

Mephistopheles (zu Faust). Stoß zu!

Valentin (fällt). O weh!

Mephistopheles. Nun ist der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müssen gleich verschwinden:
Denn schon entsteht ein mörderlich Geschrei.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann schlecht mich abzufinden.

Marthe (am Fenster). Heraus! Heraus!

Gretchen (am Fenster). Herbei ein Licht!

Marthe. Man schilt und rauft, man schreit und ficht.

Volk. Da liegt schon einer tot?

Marthe (heraustretend). Die Mörder, sind sie denn entflohn?

Gretchen (heraustretend). Wer liegt hier?

Volk. Deiner Mutter Sohn.

Gretchen. Allmächtiger! welche Not!

Valentin. Ich sterbe! das ist bald gesagt
Und bälder noch getan.
Was steht ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!
Mein Gretchen, sieh! du bist noch jung,
Bist gar noch nicht gescheit genung,
Machst deine Sachen schlecht.
Ich sag dirs im Vertrauen nur:
Du bist doch nun einmal eine Hur;
So seis auch eben recht.

Gretchen. Mein Bruder! Gott! Was soll mir das?

Valentin. Laß unsern Herrgott aus dem Spaß.
Geschehn ist leider nun geschehn,
Und wie es gehn kann, so wirds gehn.
Du fingst mit einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erst die Schande wird geboren,
Wird sie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren!
Ja, man möchte sie gern ermorden.
Wächst sie aber und macht sich groß,
Dann geht sie auch bei Tage bloß
Und ist doch nicht schöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Gesicht,
Je mehr sucht sie des Tages Licht.
Ich seh wahrhaftig schon die Zeit,
Daß alle brave Bürgersleut,
Wie von einer angesteckten Leichen,
Von dir, du Metze, seitab weichen.
Dir soll das Herz im Leib verzagen,
Wenn sie dir in die Augen sehn!
Sollst keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar stehn!
In einem schönen Spitzenkragen
Dich nicht beim Tanze wohlbehagen!
In eine finstre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel dich verstecken
Und, wenn dir dann auch Gott verzeiht,
Auf Erden sein vermaledeit!

Marthe. Befehlt Eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt Ihr noch Lästrung auf Euch laden?

Valentin. Könnt ich dir nur an den dürren Leib,
Du schändlich kupplerisches Weib!
Da hofft ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden.

Gretchen. Mein Bruder! Welche Höllenpein!

Valentin. Ich sage, laß die Tränen sein!
Da du dich sprachst der Ehre los,
Gabst mir den schwersten Herzensstoß.
Ich gehe durch den Todesschlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav. (Stirbt.)

Dom.

Amt, Orgel und Gesang.

Gretchen unter vielem Volke. Böser Geist hinter Gretchen.

Böser Geist. Wie anders, Gretchen, war dirs,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar tratst,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo steht dein Kopf?
In deinem Herzen
Welche Missetat?
Betst du für deiner Mutter Seele, ...
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberschlief?
Auf deiner Schwelle wessen Blut?
— Und unter deinem Herzen
Regt sichs nicht quillend schon
Und ängstet dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen. Weh! Weh!
Wär ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor. Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla. (Orgelton.)

Böser Geist. Grimm faßt dich!
Die Posaune tönt!
Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aschenruh
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Bebt auf!

Gretchen. Wär ich hier weg!
Mir ist, als ob die Orgel mir
Den Atem versetzte,
Gesang mein Herz
Im Tiefsten löste.

Chor. Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet, adparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen. Mir wird so eng!
Die Mauernpfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böser Geist. Verbirg dich! Sünd und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!

Chor. Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Böser Geist. Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauerts den Reinen.
Weh!

Chor. Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen. Nachbarin! Euer Fläschchen! —
(Sie fällt in Ohnmacht.)

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Gegend von Schierke und Elend.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles. Verlangst du nicht nach einem Besenstiele?
Ich wünschte mir den allerderbsten Bock.
Auf diesem Weg sind wir noch weit vom Ziele.

Faust. Solang ich mich noch frisch auf meinen Beinen fühle,
Genügt mir dieser Knotenstock.
Was hilfts, daß man den Weg verkürzt! —
Im Labyrinth der Täler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu ersteigen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt!
Der Frühling webt schon in den Birken,
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon;
Sollt er nicht auch auf unsre Glieder wirken?

Mephistopheles. Fürwahr, ich spüre nichts davon!
Mir ist es winterlich im Leibe;
Ich wünschte Schnee und Frost auf meiner Bahn.
Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds mit später Glut heran
Und leuchtet schlecht, daß man bei jedem Schritte
Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!

Erlaub, daß ich ein Irrlicht bitte!
Dort seh ich eins, das eben lustig brennt.
He da! mein Freund! Darf ich dich zu uns fodern?
Was willst du so vergebens lodern?
Sei doch so gut und leucht uns da hinauf!

Irrlicht. Aus Ehrfurcht, hoff ich, soll es mir gelingen,
Mein leichtes Naturell zu zwingen;
Nur zickzack geht gewöhnlich unser Lauf.

Mephistopheles. Ei! Ei! Er denkts den Menschen nachzuahmen.
Geh Er nur grad, ins Teufels Namen!
Sonst blas' ich Ihm sein Flackerleben aus.

Irrlicht. Ich merke wohl, Ihr seid der Herr vom Haus,
Und will mich gern nach Euch bequemen.
Allein bedenkt! der Berg ist heute zaubertoll,
Und wenn ein Irrlicht Euch die Wege weisen soll,
So müßt Ihrs so genau nicht nehmen.

Faust, Mephistopheles, Irrlicht (im Wechselgesang).

In die Traum- und Zaubersphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen.
Führ uns gut und mach dir Ehre,
Daß wir vorwärts bald gelangen
In den weiten, öden Räumen!

Seh die Bäume hinter Bäumen,
Wie sie schnell vorüberrücken,
Und die Klippen, die sich bücken,
Und die langen Felsennasen,
Wie sie schnarchen, wie sie blasen!

Durch die Steine, durch den Rasen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör ich rauschen? hör ich Lieder?
Hör ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wider.

Uhu! Schuhu! tönt es näher;
Kauz und Kiebitz und der Häher,
Sind sie alle wach geblieben?
Sind das Molche durchs Gesträuche?
Lange Beine, dicke Bäuche!
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden sich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu schrecken, uns zu fangen;
Aus belebten derben Masern
Strecken sie Polypenfasern
Nach dem Wandrer. Und die Mäuse,
Tausendfärbig, scharenweise,
Durch das Moos und durch die Heide!
Und die Funkenwürmer fliegen
Mit gedrängten Schwärmezügen
Zum verwirrenden Geleite.

Aber sag mir, ob wir stehen,
Oder ob wir weiter gehen?
Alles, alles scheint zu drehen,
Fels und Bäume, die Gesichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die sich mehren, die sich blähen.

Mephistopheles. Fasse wacker meinen Zipfel!
Hier ist so ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erstaunen sieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.

Faust. Wie seltsam glimmert durch die Gründe
Ein morgenrötlich trüber Schein!
Und selbst bis in die tiefsten Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da steigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Glut aus Dunst und Flor,
Dann schleicht sie wie ein zarter Faden,
Dann bricht sie wie ein Quell hervor.
Hier schlingt sie eine ganze Strecke
Mit hundert Adern sich durchs Tal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt sie sich auf einmal.
Da sprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgestreuter goldner Sand.
Doch schau! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet sich die Felsenwand.

Mephistopheles. Erleuchtet nicht zu diesem Feste
Herr Mammon prächtig den Palast?
Ein Glück, daß dus gesehen hast;
Ich spüre schon die ungestümen Gäste.

Faust. Wie rast die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft sie meinen Nacken!

Mephistopheles. Du mußt des Felsens alte Rippen packen;
Sonst stürzt sie dich hinab in dieser Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wies durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör! es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Übereinander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wütender Zaubergesang!

Hexen (im Chor).

Die Hexen zu dem Brocken ziehn,
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün.
Dort sammelt sich der große Hauf,
Herr Urian sitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock,
Es f—t die Hexe, es st—t der Bock.

Stimme. Die alte Baubo kommt allein;
Sie reitet auf einem Mutterschwein.

Chor. So Ehre dem, wem Ehr gebührt!
Frau Baubo vor! und angeführt!
Ein tüchtig Schwein und Mutter drauf,
Da folgt der ganze Hexenhauf.

Stimme. Welchen Weg kommst du her?
Stimme. Übern Ilsenstein!
Da guckt ich der Eule ins Nest hinein.
Die macht ein Paar Augen!
Stimme. O fahre zur Hölle!
Was reitst du so schnelle!

Stimme. Mich hat sie geschunden;
Da sieh nur die Wunden!

Hexen. Der Weg ist breit, der Weg ist lang;
Was ist das für ein toller Drang?
Die Gabel sticht, der Besen kratzt,
Das Kind erstickt, die Mutter platzt.

Hexenmeister. (Halbes Chor).
Wir schleichen wie die Schneck' im Haus,
Die Weiber alle sind voraus.
Denn, geht es zu des Bösen Haus,
Das Weib hat tausend Schritt voraus.

(Andre Hälfte.)
Wir nehmen das nicht so genau:
Mit tausend Schritten machts die Frau;
Doch, wie sie auch sich eilen kann,
Mit einem Sprunge machts der Mann.

Stimme (oben).
Kommt mit, kommt mit, vom Felsensee!

Stimmen (von unten).
Wir möchten gerne mit in die Höh.
Wir waschen, und blank sind wir ganz und gar,
Aber auch ewig unfruchtbar.

Beide Chöre.
Es schweigt der Wind, es flieht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt sich gern.
Im Sausen sprüht das Zauberchor
Viel tausend Feuerfunken hervor.

Stimme (von unten). Halte! Halte!

Stimme (von oben).
Wer ruft da aus der Felsenspalte?

Stimme (unten).
Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich steige schon dreihundert Jahr
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich wäre gern bei meinesgleichen.

Beide Chöre. Es trägt der Besen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock;
Wer heute sich nicht heben kann,
Ist ewig ein verlorner Mann.

Halbhexe (unten). Ich tripple nach, so lange Zeit;
Wie sind die andern schon so weit!
Ich hab zu Hause keine Ruh,
Und komme hier doch nicht dazu.

Chor der Hexen. Die Salbe gibt den Hexen Mut,
Ein Lumpen ist zum Segel gut,
Ein gutes Schiff ist jeder Trog;
Der flieget nie, der heut nicht flog.

Beide Chöre. Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So streichet an dem Boden hin
Und deckt die Heide weit und breit
Mit eurem Schwarm der Hexenheit.

(Sie lassen sich nieder.)

Mephistopheles. Das drängt und stößt, das rutscht und klappert!
Das zischt und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!
Nun fest an mir! sonst sind wir gleich getrennt.
Wo bist du?

Faust (in der Ferne). Hier!

Mephistopheles. Was! dort schon hingerissen?
Da werd ich Hausrecht brauchen müssen.
Platz! Junker Voland kommt. Platz! süßer Pöbel, Platz!
Hier, Doktor, fasse mich! Und nun, in einem Satz,
Laß uns aus dem Gedräng entweichen;
Es ist zu toll, sogar für meinesgleichen.
Dort neben leuchtet was mit ganz besondrem Schein,
Es zieht mich was nach jenen Sträuchen.
Komm, komm! wir schlupfen da hinein.

Faust. Du Geist des Widerspruchs! Nur zu! du magst mich führen.
Ich denke doch, das war recht klug gemacht;
Zum Brocken wandeln wir in der Walpurgisnacht,
Um uns beliebig nun hierselbst zu isolieren.

— — — — — — — — — —

Lied der Parzen aus „Iphigenie auf Tauris".

(1787.)

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen
Und können sie brauchen,
Wies ihnen gefällt.

Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.

Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste,
Geschmäht und geschändet,
In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens,
Im Finstern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Atem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.

So sangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen,
Der Alte, die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und schüttelt das Haupt.

Der Edelknabe und die Müllerin.

(Sommer 1797.)

Edelknabe.

Wohin? wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt du?

Müllerin.

Liese.

Edelknabe.

Wohin denn? wohin,
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.

Edelknabe.

Und gehst so allein?

Müllerin.

Das Heu soll herein,
Das bedeutet der Rechen.
Und im Garten daran
Fangen die Birnen zu reifen an,
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Ist nicht eine stille Laube dabei?

Müllerin.

Sogar ihrer zwei,
An beiden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verstecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus —

Müllerin.

Das gäbe Geschichten!

Edelknabe.

Ruhst du in meinen Armen aus?

Müllerin.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt,
Auf der Stelle verraten ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Tät mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! so allein ists recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht.
An dem ist nichts zu verderben.

Der Junggesell und der Mühlbach.

(Sommer 1797.)

Gesell.

Wo willst du, klares Bächlein, hin
So munter?
Du eilst mit frohem, leichtem Sinn
Hinunter.
Was suchst du eilig in dem Tal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell.
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell
Im Graben
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest mit gelaßnem Mut
Zur Mühle
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß,
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesglut
Entzünden,
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Wohl finden?
Wenn man sie einmal nur gesehn,
Ach, immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft,
Hat auch das Wasser beßre Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz,
Wie andre?
Sie lacht dich an und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer, vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm es erst auf mich nur an,
Der Weg wär bald zurückgetan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide!
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, sag ihr gleich und sag ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft.

Der Müllerin Verrat.

(Mai 1798.)

Woher der Freund so früh und schnelle,
Da kaum der Tag im Osten graut?
Hat er sich in der Waldkapelle,
So kalt und frisch es ist, erbaut?
Es starret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was flucht er seinen Morgensegen
Durch die beschneiten wilden Höhn?

Ach wohl! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er sich andern Spaß versprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie schrecklich wäre seine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm den Bündel abgepackt:
Der arme Freund ist ausgezogen
Und fast, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch schlich er diese Wege
Nach einem solchen Apfelpaar,
Das freilich schön im Mühlgehege,
So wie im Paradiese war?
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen,
Er drückte schnell sich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre laute Klagen aus:

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Silbe von Verrat:
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und sann auf solche schwarze Tat!
Konnt ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchlerisch der Busen schlug?
Sie hieß den holden Amor säumen,
Und günstig war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erst die Mutter anzuschreien,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom,
Da kamen Vettern, guckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.

Das war ein Toben, war ein Wüten!
Ein jeder schien ein andres Tier.
Sie forderten des Mädchens Blüten
Mit schrecklichem Geschrei von mir. —
Was dringt ihr alle wie von Sinnen
Auf den unschuldgen Jüngling ein?
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender sein.

Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn:
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur so viel verflucht Gesindel
Im engen Hause sich verkroch!

Nun sprang ich auf und tobt und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugehn.
Ich sah noch einmal die Verruchte,
Und ach! sie war noch immer schön.
Sie alle wichen meinem Grimme,
Es flog noch manches wilde Wort;
Da macht ich mich, mit Donnerstimme,
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man soll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn.
So lasset doch den Fraun vom Stande
Die Lust, die Diener auszuziehn!
Doch seid ihr auch von den Geübten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch sie verraten müßt ihr nicht."

So singt er in der Winterstunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache seiner tiefen Wunde,
Denn wirklich ist sie wohlverdient.
So geh es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt
Und nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falscher Mühle kriecht.

Der Müllerin Reue.

(Sommer 1797.)

Jüngling.

Nur fort, du braune Hexe! fort
Aus meinem gereinigten Hause,
Daß ich dich, nach dem ernsten Wort,
Nicht zause!
Was singst du hier für Heuchelei
Von Lieb und stiller Mädchentreu?
Wer mag das Mädchen hören!

Zigeunerin.

Ich singe von des Mädchens Reu
Und langem, heißem Sehnen:
Denn Leichtsinn wandelte sich in Treu
Und Tränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Faust nicht so sehr,
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Von Eigennutz sing und von Verrat,
Von Mord und diebischem Rauben;
Man wird dir jede falsche Tat
Wohl glauben.
Wenn sie Beute verteilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner tut,
Das sind gewohnte Geschichten.

Zigeunerin.

Ach weh! ach weh! was hab ich getan!
Was hilft mir nun das Lauschen!
Ich hör an meine Kammer heran
Ihn rauschen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht:
O, hättest du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verraten!

Jüngling.

Ach leider trat ich auch einst hinein
Und ging verführt im stillen:
Ach Süßchen! laß mich zu dir ein
Mit Willen!
Doch gleich entstand ein Lärm und Geschrei;
Es rannten die tollen Verwandten herbei.
Noch siedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerin.

Kommt nun dieselbige Stunde zurück,
Wie still michs kränket und schmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verscherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verrucht genung,
So schlecht an dem Liebsten zu handeln.

Der Dichter.

So ging das schwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur springenden Quelle;
Sie wusch sich heftig die Augen aus,
Und helle
Ward Aug und Gesicht, und weiß und klar
Stellt sich die schöne Müllerin dar
Dem erstaunt erzürnten Knaben.

Müllerin.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Gesicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter,
Und Schläg und Messerstiche nicht!
Nur lauter
Sag ich von Schmerz und Liebe dir
Und will zu deinen Füßen hier
Nun leben oder auch sterben.

Jüngling.

O Neigung, sage, wie hast du so tief
Im Herzen dich versteckt?
Wer hat dich, die verborgen schlief,
Gewecket?
Ach, Liebe, du wohl unsterblich bist!
Nicht kann Verrat und hämische List
Dein göttlich Leben töten.

Müllerin.

Liebst du mich noch so hoch und sehr,
Wie du mir sonst geschworen,
So ist uns beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib,
Den jungen unberührten Leib!
Es ist nun alles dein eigen!

Beide.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf!
Ihr Sterne, leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgestirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle springt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgesinnt,
Eins an des andern Herzen.

Wanderer und Pächterin.

(1797.)

Er.

Kannst du, schöne Pächtrin ohnegleichen,
Unter dieser breiten Schattenlinde,
Wo ich Wandrer kurze Ruhe finde,
Labung mir für Durst und Hunger reichen?

Sie.

Willst du, Vielgereister, hier dich laben:
Sauren Rahm und Brot und reife Früchte,
Nur die ganz natürlichsten Gerichte,
Kannst du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Ist mir doch, ich müßte schon dich kennen,
Unvergeßne Zierde holder Stunden!
Ähnlichkeiten hab ich oft gefunden:
Diese muß ich doch ein Wunder nennen.

Sie.

Ohne Wunder findet sich bei Wandrern
Oft ein sehr erklärliches Erstaunen.
Ja, die Blonde gleichet oft der Braunen:
Eine reizet eben wie die andern.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum ersten Male
Hat mir's diese Bildung abgewonnen!
Damals war sie Sonne aller Sonnen
In dem festlich aufgeschmückten Saale.

Sie.

Freut es dich, so kann es wohl geschehen,
Daß man deinen Märchenscherz vollende:
Purpurseide floß von ihrer Lende,
Da du sie zum erstenmal gesehen.

Er.

Nein, fürwahr, das hast du nicht gedichtet!
Konnten Geister dir es offenbaren?
Von Juwelen hast du auch erfahren
Und von Perlen, die ihr Blick vernichtet.

Sie.

Dieses Eine ward mir wohl vertrauet:
Daß die Schöne, schamhaft, zu gestehen,
Und in Hoffnung, wieder dich zu sehen,
Manche Schlösser in die Luft erbauet.

Er.

Trieben mich umher doch alle Winde!
Sucht ich Ehr und Geld auf jede Weise!
Doch gesegnet, wenn am Schluß der Reise
Ich das edle Bildnis wiederfinde!

Sie.

Nicht ein Bildnis, wirklich siehst du jene
Hohe Tochter des verdrängten Blutes;
Nun im Pachte des verlaßnen Gutes
Mit dem Bruder freuet sich Helene.

Er.

Aber diese herrlichen Gefilde,
Kann sie der Besitzer selbst vermeiden?
Reiche Felder, breite Wies und Weiden,
Mächtge Quellen, süße Himmelsmilde.

Sie.

Ist er doch in alle Welt entlaufen!
Wir Geschwister haben viel erworben:
Wenn der Gute, wie man sagt, gestorben,
Wollen wir das Hinterlaßne kaufen.

Er.

Wohl zu kaufen ist es, meine Schöne!
Vom Besitzer hört ich die Bedinge;
Doch der Preis ist keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort, es ist: Helene!

Sie.

Konnt uns Glück und Höhe nicht vereinen!
Hat die Liebe diesen Weg genommen?
Doch ich seh den wackren Bruder kommen:
Wenn ers hören wird, was kann er meinen?

Die Braut von Korinth.

(Juni 1797.)

Nach Korinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft er sich gewogen:
Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er teuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Und schon lag das ganze Haus im stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit bestem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Essen prangt,
Eh er es verlangt:
So versorgend wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erregt:
Müdigkeit läßt Speis und Trank vergessen,
Daß er angekleidet sich aufs Bette legt;
Und er schlummert fast,
Als ein seltner Gast
Sich zur offnen Tür herein bewegt.

Denn er sieht, bei seiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief sie aus, so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam.

Bleibe, schönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
Hier ist Ceres', hier ist Bacchus' Gabe,
Und du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind!

Ferne bleib, o Jüngling! bleibe stehen!
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt ist, ach! geschehen
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur,
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig untertan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert:
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht:
Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sei die meine nur!
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältst du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach! in ihren Armen denk an mich,
Die an dich nur denkt,
Die sich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt sie sich.

Nein! bei dieser Flamme seis geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen uns voraus:
Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitschmaus!

Und schon wechseln sie der Treue Zeichen:
Golden reicht sie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.
Die ist nicht für mich,
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gib von deinem Haar.

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde,
Und nun schien es ihr erst wohl zu sein.
Gierig schlürfte sie mit blassem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrot,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale.
Der, wie sie, nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beim stillen Mahle:
Ach, sein armes Herz war liebekrank.

Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern seh ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt wie Eis
Ist das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?

Liebe schließet fester sie zusammen,
Tränen mischen sich in ihre Lust;
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im andern sich bewußt.
Seine Liebeswut
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange
Häuslich spät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Tür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sei:
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
Und des Liebestammelns Raserei.

Unbeweglich bleibt sie an der Türe,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb und Schmeichelworte mit Verdruß:
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Bist du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Öffnet das bekannte Schloß geschwind:
Gibt es hier im Hause solche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen sind?
So zur Tür hinein.
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! sie sieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im ersten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken,
Doch sie windet gleich sich selbst hervor.
Wie mit Geists Gewalt
Hebet die Gestalt
Lang und langsam sich im Bett empor.

Mutter! Mutter! spricht sie hohle Worte,
So mißgönnt Ihr mir die schöne Nacht?
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte!
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ists Euch nicht genug,
Daß ins Leichentuch,
Daß Ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht:
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt,
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus' heitrer Tempel stand.
Mutter, habt Ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd Euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd ich ausgetrieben,
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ists um den geschehn,
Muß nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wut.

Schöner Jüngling, kannst nicht länger leben!
Du versiechest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab ich dir gegeben,
Deine Locke nehm ich mit mir fort.
Sieh sie an genau,
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Öffne meine bange kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Gott und die Bajadere.

Indische Legende (Juni 1797).

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Daß er unsersgleichen werde,
Mit zu fühlen Freud und Qual.
Er bequemt sich, hier zu wohnen,
Läßt sich alles selbst geschehn:
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes schönes Kind.
Grüß dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart, ich komme gleich hinaus. —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dies ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Zimbeln zum Tanze zu schlagen,
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich und reicht ihm den Strauß,

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein:
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte sein.
Bist du müd, ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt: er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüte
Bald und bald die Frucht sich ein:
Ist Gehorsam im Gemüte,
Wird nicht fern die Liebe sein.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal,
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinst,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunkeln behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden, das schöne Gespinst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Tot den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder,
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Totengesänge,
Sie raset und rennet und teilet die Menge.
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur *eine* süße Nacht!
Es singen die Priester: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh sies gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Totenreich;

Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn Erbarmen
Mehret ihres Herzens Not;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Hochzeitlied.

(1797).

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da, wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben,
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu tun in der herbstlichen Nacht?
So hab ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle!

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelen-Licht,
Mit Redner-Gebärden und Sprecher-Gewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht er doch schlafen.

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Daß einem so Hören als Sehen vergeht,

Wies nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen,
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelts und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert und knisterts und flüsterts und schwirrt.
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg er im Fieber.

Nun dappelts und rappelts und klapperts im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein,
Es kreiset beständig der köstliche Wein:
Das tost und kost so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

*

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er so artig im kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im großen.
Trompeten und klingender, singender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Der Zauberlehrling.

(1797.)

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort und Werke
Merkt ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen,
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen:
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk es! Wehe! wehe!
Hab ich doch das Wort vergessen!

Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach, und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ichs lassen:
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach, nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!

Willsts am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder.
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich atme frei!

Wehe! wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen;
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister
Werd ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

Der Schatzgräber.

(1797.)

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten:
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken,
Und ich dacht: es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.

Legende vom Hufeisen.

(1797.)

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichnis und Exempel
Macht er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß,
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
Heb doch einmal das Eisen auf!
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte soeben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohl gefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron und Zepter sein;
Aber wie sollt er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und tut, als hätt' ers nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmut, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf
Und tut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Tür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Ärmel aufbewahrt.

Nun gings zum andern Tor hinaus,
Durch Wies und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß:
Die Sonne schien, die Hitz war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinterher,
Als wenn es ein goldner Apfel wär;
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.

Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Tätst du zur rechten Zeit dich regen,
Hättst dus bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Groß ist die Diana der Epheser.

(Apostelgeschichte 19, 39.)
(Frühjahr 1812.)

Zu Ephesus ein Goldschmied saß
In seiner Werkstatt, pochte,
So gut er konnt, ohn Unterlaß,
So zierlich ers vermochte.
Als Knab und Jüngling kniet er schon
Im Tempel vor der Göttin Thron
Und hatte den Gürtel unter den Brüsten,
Worin so manche Tiere nisten,
Zu Hause treulich nachgefeilt,
Wies ihm der Vater zugeteilt;
Und leitete sein kunstreich Streben
In frommer Wirkung durch das Leben.

Da hört er denn auf einmal laut
Eines Gassenvolkes Windesbraut,
Als gäbs einen Gott so im Gehirn,
Da hinter des Menschen alberner Stirn,
Der sei viel herrlicher als das Wesen,
An dem wir die Breite der Gottheit lesen.

Der alte Künstler horcht nur auf,
Läßt seinen Knaben auf den Markt den Lauf,
Feilt immer fort an Hirschen und Tieren,
Die seiner Gottheit Kniee zieren;
Und hofft, es könnte das Glück ihm walten,
Ihr Angesicht würdig zu gestalten.

Wills aber einer anders halten,
So mag er nach Belieben schalten;
Nur soll er nicht das Handwerk schänden;
Sonst wird er schlecht und schmählich enden.

Der getreue Eckart.

(17. April 1813.)

O wären wir weiter, o wär ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sinds, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.

Gesagt so geschehn! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wütige Heer,
Ins weite Getal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig! —
Wir kriegen nun Schelten und Streich bis aufs Blut.—
Nein, keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anrät und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen.

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergötzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Der Totentanz.

(April 1813.)

Der Türmer, der schaut zumitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage:
Der Mond, der hat alles ins Helle gebracht,
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun, es will sich ergötzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung, und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da gibt es vertrackte;
Dann klipperts und klapperts mitunter hinein,
Als schlüg man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Türmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, ins Ohr:
Geh! hole dir einen der Laken.

Getan wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Türen.
Der Mond, und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,

Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und husch ist es unter dem Rasen.

Nur einer, der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt;
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Turmtür, sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Türmer zum Glück,
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen,
Den gotischen Zierat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ists um den armen, den Türmer getan!
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Türmer erbleichet, der Türmer erbebt,
Gern gäb er ihn wieder, den Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längsten gelebt —
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins,
Und unten zerschellt das Gerippe.

Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

(Ende 1816.)

Herein, o du Guter! du Alter, herein!
Hier unten im Saale da sind wir allein,
Wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter, sie betet, der Vater im Hain
Ist gangen, die Wölfe zu schießen.
O sing uns ein Märchen, o sing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne;
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft,
Die Kinder, sie hören es gerne.

„Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze, die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind.
Die Kinder, sie hören es gerne.

Nun hellt sich der Morgen, die Welt ist so weit,
In Tälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger.
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
Der Bart wächst ihm länger und länger;
Doch wächst in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichsten Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind. —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Und immer sind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
Er könnte sie länger nicht fassen.
Der Vater, er schaut sie: wie ist er beglückt!
Er kann sich vor Freude nicht lassen:
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne,
Wie macht sie den Vater, den teuren, so reich! —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn:
Almosen will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich, so ruft er, aufs Leben!
Erkennst du, erwidert der Alte, den Schatz,
Erhebst du zur Fürstin sie gerne;
Sie sei dir verlobet auf grünendem Platz. —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte, der wandelt nun hier und bald dort,
Er träget in Freuden sein Leiden.
So hab ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelin wohl in der Ferne;
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht" —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Er segnet die Kinder; da polterts am Tor,
Der Vater, da ist er! Sie springen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen. —
„Was lockst du die Kinder! du Bettler, du Tor!
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!
Zum tiefsten Verlies den Verwegenen fort!"
Die Mutter vernimmts in der Ferne,
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Die Schergen, sie lassen den Würdigen stehn,
Und Mutter und Kinder, sie bitten so schön;
Der fürstliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wut, ihn entrüstet das Flehn,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet.
„Du niedrige Brut! du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch recht! —
Die Kinder, sie hörens nicht gerne.

Noch steht der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen, sie treten zurück,
Es wächst nur das Toben und Wüten.
„Schon lange verflucht ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüten!
Man leugnete stets, und man leugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel erlerne:
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht! —
Die Kinder, sie hörens nicht gerne.

„Und wenn euch der Gatte, der Vater verstößt,
Die heiligsten Bande verwegentlich löst,
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg, die ist meine! Du hast sie geraubt,
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt! —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Rechtmäßiger König, er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich löse die Siegel der Schätze."

So rufet der Alte mit freundlichem Blick —
„Euch künd ich die milden Gesetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne,
Die Fürstin, sie zeugte dir fürstliches Blut!“ —
Die Kinder, sie hören es gerne.

Paria.

(17. Dezember 1821 vollendet.)

Des Paria Gebet.

Großer Brahma, Herr der Mächte!
Alles ist von deinem Samen,
Und so bist du der Gerechte!
Hast du denn allein die Brahmen,
Nur die Rajahs und die Reichen,
Hast du sie allein geschaffen?
Oder bist auch du's, der Affen
Werden ließ und unsersgleichen?

Edel sind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte, das gehört uns,
Und was andre tödlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.
Mag dies für die Menschen gelten,
Mögen sie uns doch verachten;
Aber du, du sollst uns achten,
Denn du könntest alle schelten.

Also, Herr, nach diesem Flehen
Segne mich zu deinem Kinde;
Oder eines laß entstehen,
Das auch mich mit dir verbinde!
Denn du hast den Bajaderen
Eine Göttin selbst erhoben;
Auch wir andern, dich zu loben,
Wollen solch ein Wunder hören.

Legende.

Wasser holen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Brahmen,
Des verehrten, fehlerlosen,
Ernstester Gerechtigkeit.
Täglich von dem heilgen Flusse
Holt sie köstlichstes Erquicken; —
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.
Selgem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu kristallner Kugel;
Diese trägt sie, frohen Busens,
Reiner Sitte, holden Wandelns,
Vor dem Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges' Fluten,
Beugt sich zu der klaren Fläche —
Plötzlich überraschend spiegelt,
Aus des höchsten Himmels Breiten
Über ihr vorübereilend,
Allerlieblichste Gestalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich schönes Denken
Aus dem ewgen Busen schuf;
Solchen schauend, fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefste Leben,
Will verharren in dem Anschaun,
Weist es weg, da kehrt es wieder,
Und verworren strebt sie flutwärts,
Mit unsichrer Hand zu schöpfen;
Aber, ach! sie schöpft nicht mehr!
Denn des Wassers heilge Welle
Scheint zu fliehn, sich zu entfernen,
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grause Tiefen unter sich.

Arme sinken, Tritte straucheln;
Ists denn auch der Pfad nach Hause?
Soll sie zaudern? soll sie fliehen?
Will sie denken, wo Gedanke,
Rat und Hilfe gleich versagt?
Und so tritt sie vor den Gatten;
Er erblickt sie, Blick ist Urteil,
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt sie zu dem Totenhügel,
Wo Verbrecher büßend bluten.
Wüßte sie zu widerstreben?
Wüßte sie sich zu entschuldgen,
Schuldig, keiner Schuld bewußt?

Und er kehrt mit blutgem Schwerte
Sinnend zu der stillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn:
„Wessen Blut ists? Vater! Vater!“ —
„Der Verbrecherin!“ — „Mit nichten!
Denn es starret nicht am Schwerte
Wie verbrecherische Tropfen;
Fließt wie aus der Wunde frisch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage, was er jetzt verübt.“ —
Schweige! Schweige! 's ist das ihre! —
„Wessen ist es?“ — Schweige! Schweige! —
„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geschehen? was verschuldet?
Her das Schwert! ergriffen hab ichs;
Deine Gattin magst du töten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,
Seiner einzig teuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn.“

„Halt, o halte!“ rief der Vater,
„Noch ist Raum, enteil, enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder,
Du berührest mit dem Schwerte,
Und lebendig folgt sie dir.

Eilend, atemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Überkreuzt und so die Häupter;
Welch Entsetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfaßt er,
Küßt es nicht, das tot erblaßte,
Auf des nächsten Rumpfes Lücke
Setzt ers eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Aufersteht ein Riesenbildnis;
Von der Mutter teuren Lippen,
Göttlich-unverändert-süßen,
Tönt das grausenvolle Wort:
„Sohn, o Sohn! Welch Übereilen!
Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun hast du ihrem Körper
Eingeimpft auf ewge Tage;
Weisen Wollens, wilden Handelns
Werd ich unter Göttern sein.
Ja, des Himmelsknaben Bildnis
Webt so schön vor Stirn und Auge;
Senkt sichs in das Herz herunter,
Regt es tolle Wutbegier.
Immer wird es wiederkehren,
Immer steigen, immer sinken,
Sich verdüstern, sich verklären,
So hat Brahma dies gewollt.
Er gebot ja buntem Fittich,
Klarem Antlitz, schlanken Gliedern,
Göttlich-einzigem Erscheinen,
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung,
Wenn's den Göttern so beliebt.
Und so soll ich, die Brahmane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich sende dich dem Vater!
Tröste! — Nicht ein traurig Büßen,
Stumpfes Harren, stolz Verdienen
Halt euch in der Wildnis fest;
Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringstem:
Daß ihn Brahma droben hört!

Ihm ist keiner der Geringste —
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerstörtem Geiste,
Düster ohne Hilf' und Rettung,
Sei er Brahme, sei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wirds empfinden, wirds erfahren:
Dort erglühen tausend Augen,
Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Heb ich mich zu seinem Throne,
Schaut er mich, die Grausenhafte,
Die er gräßlich umgeschaffen.
Muß er ewig mich bejammern,
Euch zugute komme das!
Und ich werd ihn freundlich mahnen,
Und ich werd ihm wütend sagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Busen schwellet.
Was ich denke, was ich fühle —
Ein Geheimnis bleibe das."

*

Dank des Paria.

Großer Brahma! nun erkenn ich,
Daß du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn ich;
Denn du lässest alle gelten.

Und verschließest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief Herabgesetzten,
Alle hast du neu geboren.

Wendet euch zu dieser Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt!
Nun beharr ich, anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

Gutmann und Gutweib.

(Juni 1827.)

Und morgen fällt St. Martins Fest,
Gutweib liebt ihren Mann;
Da knetet sie ihm Puddings ein
Und bäckt sie in der Pfann.

Im Bette liegen beide nun,
Da saust ein wilder West;
Und Gutmann spricht zur guten Frau:
„Du, riegle die Türe fest." —

„Bin kaum erholt und halb erwarmt,
Wie käm ich da zu Ruh;
Und klapperte sie einhundert Jahr,
Ich riegelte sie nicht zu."

Drauf eine Wette schlossen sie
Ganz leise sich ins Ohr:
So wer das erste Wörtlein spräch,
Der schöbe den Riegel vor.

Zwei Wanderer kommen um Mitternacht
Und wissen nicht, wo sie stehn,
Die Lampe losch, der Herd verglomm,
Zu hören ist nichts, zu sehn.

„Was ist das für ein Hexenort?
Da bricht uns die Geduld!"
Doch hörten sie kein Sterbenswort,
Des war die Türe schuld.

Den weißen Pudding speisten sie,
Den schwarzen ganz vertraut;
Und Gutweib sagte sich selber viel,
Doch keine Silbe laut.

Zum andern sprach der eine dann:
„Wie trocken ist mir der Hals!
Der Schrank, der klafft, und geistig riechts,
Da findet sichs allenfalls.

Ein Fläschchen Schnaps ergreif ich da,
Das trifft sich doch geschickt!
Ich bring es dir, du bringst es mir,
Und bald sind wir erquickt."

Doch Gutmann sprang so heftig auf
Und fuhr sie drohend an:
„Bezahlen soll mit teurem Geld,
Wer mir den Schnaps vertan!"

Und Gutweib sprang euch froh heran,
Drei Sprünge, als wär sie reich:
„Du Gutmann sprachst das erste Wort,
Nun riegle die Türe gleich!"

Friedrich von Schiller.

Geb. am 10. November 1759 zu Marbach in Württemberg, gest. am 9. Mai 1805 in Weimar.

Die Meisterballaden Schillers entstanden in den Jahren 1798—1804. Da sie allbekannt sind, sind hier nur einige wenige Balladen als Musterbeispiele der klassischen Kunstballade und eines persönlichen Kunststils der Ballade aufgenommen. Diese Balladen hält der Herausgeber für die vorzüglichsten Schillers; er stellt ihnen noch zur Seite die sogenannten kulturhistorischen Gedichte Schillers, die im Sinne des subjektiven Balladenstils Schillers einen balladenartigen Charakter zeigen, „Das Siegesfest", „Klage der Ceres", „Das Eleusinische Fest", die ebenfalls sehr bekannt sind. Dagegen werden einige der interessanten balladesken Jugenddichtungen Schillers hier aufgenommen. Man vergleiche hiermit die Ausführungen über Schillers Ballade in der Haupteinleitung. — Dem Texte zugrunde gelegt wurde die historisch-kritische Ausgabe der sämtlichen Werke Schillers von Otto Güntter und Georg Witkowski (Leipzig, Hesse & Becker Verlag).

Eine Leichenphantasie[1].

(1780.)

Mit erstorbnem Scheinen
Steht der Mond auf totenstillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft —
Nebelwolken schauern,
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Gleich Gespenstern, stumm und hohl und hager,
Zieht in schwarzem Totenpompe dort
Ein Gewimmel nach dem Leichenlager
Unterm Schauerflor der Grabnacht fort.

Zitternd an der Krücke
Wer mit düsterm, rückgesunknem Blicke,
Ausgegossen in ein heulend Ach,
Schwer geneckt vom eisernen Geschicke,
Schwankt dem stummgetragnen Sarge nach?
Floß es „Vater" von des Jünglings Lippe?
Nasse Schauer schauern fürchterlich
Durch sein gramgeschmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen sich. —

Aufgerissen seine Feuerwunde!
Durch die Seele Höllenschmerz!
„Vater" floß es von des Jünglings Munde,
„Sohn" gelispelt hat das Vaterherz.
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,
Und dein Traum, so golden einst, so süß!
Süß und golden, Vater, dir zum Fluche!
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,
Deine Wonne und dein Paradies! —

Mild, wie umweht von Elysiumslüften,
Wie, aus Auroras Umarmung geschlüpft,
Himmlisch umgürtet mit rosigen Düften,
Florens Sohn über das Blumenfeld hüpft,
Flog er einher auf den lachenden Wiesen,
Nachgespiegelt von silberner Flut,
Wollustflammen entsprühten den Küssen,
Jagten die Mädchen in liebende Glut.

Mutig sprang er im Gewühle der Menschen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh,
Himmelum flog er in schweifenden Wünschen,
Hoch wie die Adler in wolkiger Höh;
Stolz, wie die Rosse sich sträuben und schäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel sich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürsten daher.

Heiter wie Frühlingstag schwand ihm das Leben,
Floh ihm vorüber in Hesperus Glanz,
Klagen ertränkt er im Golde der Reben,
Schmerzen verhüpft er im wirbelnden Tanz.
Welten schliefen im herrlichen Jungen,
Ha! wenn er einsten zum Manne gereift —
Freue dich, Vater! — im herrlichen Jungen
Wenn einst die schlafenden Keime gereift.

Nein doch, Vater — Horch! die Kirchhoftüre brauset,
Und die ehrnen Angel klirren auf —
Wie's hinein ins Grabgewölbe grauset! —
Nein doch, laß den Tränen ihren Lauf. —
Geh, du Holder, geh im Pfad der Sonne
Freudig weiter der Vollendung zu,
Lösche nun den edeln Durst nach Wonne,
Gramentbundner, in Walhallas Ruh! —

Wiedersehen — himmlischer Gedanke! —
Wiedersehen dort an Edens Tor!
Horch! der Sarg versinkt mit dumpfigem Geschwanke,
Wimmernd schnurrt das Totenseil empor!
Da wir trunken um einander rollten,
Lippen schwiegen und das Auge sprach —
Haltet! haltet! — da wir boshaft grollten —
Aber Tränen stürzten wärmer nach — —

Mit erstorbnem Scheinen
Steht der Mond auf totenstillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft
Nebelwolken schauern
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Dumpfig schollerts überm Sarg zum Hügel —
O, um Erdballs Schätze, nur noch einen Blick!
Starr und ewig schließt des Grabes Riegel,
Dumpfer — dumpfer schollerts überm Sarg zum Hügel,
Nimmer gibt das Grab zurück.

[1] Vgl. hierzu auch Schillers „Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Weckerlins von seinen Freunden" (1781) und Höltys „Elegie auf ein Landmädchen" (S. 289); die elegische Stimmung aller dieser Gedichte ist auch eine balladeske.

Die Kindsmörderin[1].

(1782.)

Horch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, so sei's denn! — Nun, in Gottes Namen,
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!
Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse!
Diese Tränen nimm, o Welt, noch hin!
Deine Gifte — o sie schmeckten süße! —
Wir sind quitt, du Herzvergifterin!

Fahret wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahret wohl, du Rosenzeit voll Wonne,
Die so oft das Mädchen lustberauscht!
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder Phantasien! —
Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geschmückt mit rosenroten Schleifen,
Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid,
In der blonden Locken loses Schweifen
Waren junge Rosen eingestreut.
Wehe! — die Geopferte der Hölle
Schmückt noch itzt das weißliche Gewand,
Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
Nahm ein schwarzes Totenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Lilien blühn,
Denen zu dem weichen Busenwallen
Heldenstärke die Natur verliehn!
Wehe! — menschlich hat dies Herz empfunden!
Und Empfindung soll mein Richtschwert sein!
Weh! vom Arm des falschen Manns umwunden,
Schlief Luisens Tugend ein.

Ach vielleicht umflattert eine andre,
Mein vergessen, dieses Schlangenherz,
Überfließt, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Putztisch in verliebtem Scherz?
Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den sie entgegenbringt,
Wenn, verspritzt auf diesem Todesblocke,
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luisens Totenchor,
Und des Glockenturmes dumpfes Heulen
Schlage schrecklich mahnend an dein Ohr —
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
Bohr es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wollust Rosenbild!

Ha, Verräter! nicht Luisens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht, was Löw' und Tiger milden kann?

Seine Segel fliegen stolz vom Lande!
Meine Augen zittern dunkel nach;
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winselt er sein falsches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schoße
Lag es da in süßer, goldner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenrose
Lachte mir der holde Kleine zu —
Tödlichlieblich sprach aus allen Zügen
Des geliebten Schelmen Konterfei;
Den beklommnen Mutterbusen wiegen
Liebe und — Verräterei.

Weib, wo ist mein Vater? lallte
Seiner Unschuld stumme Donnersprach;
Weib, wo ist dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach —
Weh, umsonst wirst, Waise, du ihn suchen,
Der vielleicht schon andre Kinder herzt,
Wirst der Stunde unsrer Wollust fluchen,
Wenn dich einst der Name Bastard schwärzt.

Deine Mutter — o im Busen Hölle! —
Einsam sitzt sie in dem All der Welt,
Durstet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt.
Ach, in jedem Laut von dir erwachet,
Toter Wonne Qualerinnerung,
Jeder deiner holden Blicke fachet
Die unsterbliche Verzweifelung.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermisse,
Hölle, wo mein Auge dich erblickt,
Eumenidenruten deine Küsse,
Die von seinen Lippen mich entzückt!
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
Ewig — hier umstrickte mich die Hyder —
Und vollendet war der Mord.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög mit kalten Armen dich ereilen,
Donnre dich aus Wonneträumen wach,
Im Geflimmer sanfter Sterne zucke
Dir des Kindes grasser Sterbeblick,
Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
Geißle dich vom Paradies zurück.

Seht! da lag es — lag im warmen Blute,
Das noch kurz im Mutterherzen sprang,
Hingemetzelt mit Erinnysmute,
Wie ein Veilchen unter Sensenklang; — —
Schrecklich pocht' schon des Gerichtes Bote,
Schrecklicher mein Herz!
Freudig eilt ich, in dem kalten Tode
Auszulöschen meinen Flammenschmerz.

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
Schlage, Flamme, durch den Holzstoß hin! —
Glücklich! glücklich! Seine Briefe lodern,
Seine Eide frißt ein siegend Feu'r,
Seine Küsse! — wie sie hochauf lodern! —
Was auf Erden war mir einst so teu'r?

[1] Ältere Fassung nach der Horenausgabe. — Vgl. hiermit das alte Volkslied von der Kindsmörderin (S. 101), ferner Bürgers „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" und Goethes „Vor Gericht". Jedes dieser charaktervollen Gedichte repräsentiert einen besonderen Stil, eine besondere künstlerische Auffassung und ist charakteristisch für die künstlerische Persönlichkeit seines Urhebers.

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtstatt hier verfluch ich sie! —
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angesicht!
Henker, kannst du keine Lilie knicken?
Bleicher Henker, zittre nicht! — — —

Die Schlacht.

(„In einer Bataille, von einem Offizier", 1782).

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Totengesichtern
Niederjagt die Front der Major:
„Halt!"
Und Regimenter fesselt das starre Kommando.

Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenrot
Was blitzt dorther vom Gebirge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Lustig! hört ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder —
Wie braust es fort im schönen wilden Takt!
Und braust durch Mark und Bein.

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer —
Laß brausen in Gottes Namen fort,
Freier schon atmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf,
Eisern im wolkigen Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich.
Fertig! heults von P'loton zu P'loton;
Auf die Knie geworfen
Feu'rn die Vordern, viele stehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die streifende Kartätsche,
Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus — heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Toten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du, Franz?" — „Grüße mein Lottchen,
Wilder immer wütet der Steit. [Freund!"
„Grüßen will ich" — Gott! Kameraden, seht!
Hinter uns wie die Kartätsche springt! —
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
Schlummre sanft! wo die Kugelsaat
Regnet, stürz ich Verlaßner hinein."

Hieher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finstrer brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was strampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.
Viktoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und seine Fahne sinkt. —

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Graf Eberhard der Greiner von Württemberg.

(Kriegslied, 1782.)

Ihr — ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig!
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wettersturm im Krieg.

Und auch sein Bub, der Ulerich,
War gern, wo 's eisern klang;
Des Grafen Bub, der Ulerich,
Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
Wenns drauf und drunter sprang.

Die Reutlinger, auf unsern Glanz
Erbittert, kochten Gift,
Und buhlten um den Siegeskranz,
Und wagten manchen Schwertertanz,
Und gürteten die Hüft —

Er griff sie an — und siegte nicht,
Und kam gepantscht nach Haus;
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Tränen drangen raus.

Das wurmt ihm — Ha! Ihr Schurken, wart!
Und trugs in seinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart!
Auswetzen wollt er diese Schart
Mit manchem Städtlerschopf.

Und Fehd entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller gings dem Junker auf,
Und, hurra! heiß gings an.

Und unsres Heeres Losungswort
War die verlorne Schlacht:
Das riß uns wie die Windsbraut fort,
Und schmiß uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf voll Löwengrimm
Schwung seinen Heldenstab,
Wild vor ihm ging das Ungestüm,
Geheul und Winseln hinter ihm,
Und um ihn her das Grab.

Doch, weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sunk schwer auf sein Genick.
Schnell um ihn her der Helden Trieb,
Umsonst! Umsonst! erstarret blieb
Und sterbend brach sein Blick.

Bestürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —
Hoch führt der Graf die Reiter an:
Mein Sohn ist wie ein andrer Mann!
Marsch, Kinder! In den Feind!

Und Lanzen sausen feuriger,
Die Rache spornt sie all,
Rasch über Leichen ging's daher.
Die Städtler laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Tal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgesang,
Beim Walzer und beim Becherklang
Lustfeiren unser Glück.

Doch unser Graf — was tät er itzt? —
Vor ihm der tote Sohn.
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf, und eine Träne blitzt
Im Aug auf seinen Sohn.

Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenschwarm,
Der Donner rast in seinem Arm,
Er ist des Landes Stern.

Drum ihr dort außen in der Welt,
Die Rasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Nadowessiers Totenlied.

(1797.)

Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er's Licht noch sah.

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Atems Hauch,
Der noch jüngst zum großen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Renntiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Tau der Flur?

Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh.

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff!
Seht, das Leben ist entflogen,
Seht, sie hängen schlaff!

Wohl ihm, er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt;

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speist er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Taten loben
Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang;

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land.

*

Der Taucher.

(1797.)

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?"

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunterschlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein —
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwinkt er den Becher mit freudigem Winken.

Und atmete lang und atmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!"

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell, —
Da stürzt' mir aus felsichtem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell:
Mich packte des Doppelstroms wütende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Not,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt ich behend und entrann dem Tod —
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär er ins Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsternis da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

Und schaudernd dacht ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir — in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin —
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall —
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick:
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Der Handschuh.

(1797.)

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auftut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen
Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich behend,
Ein zweites Tor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend,
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
Auf das Tigertier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf — da wirds still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund':
„Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

Die Kraniche des Ibykus.

(1797.)

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreundte Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm ich euch,
Mein Los, es ist dem euren gleich:
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte —
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder,
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wut,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Täter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
Tat's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht;
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend, wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Theseus' Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie.

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler schlingt.
Besinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Feh
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn.
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere Tat vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund
Mit langsam abgemeßnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehend vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichtem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!" — Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug!
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?" —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar —
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! Der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Szene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Der Graf von Habsburg.

(1803.)

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.

Und der Graf sich neiget zur Erde hin,
Das Haupt sich mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen,
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet;
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

Nicht wolle das Gott, rief mit Demutsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
So bleib es gewidmet dem göttlichen Dienst;
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.

So mög Euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt er vergangener Zeiten; —
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das getan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Das Siegesfest.

(1803.)

Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.

Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder.

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir den fremden Herrn.
Ach wie glücklich sind die Toten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Ägis grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus' Sohn, der Fürst der Scharen,
Übersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Tal.
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick:
Von dem hergeführten Volke
Bracht er wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder.

Alle nicht, die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freun,
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.
Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid' und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Freveltat,
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rat.

Böses muß mit Bösem enden,
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus' tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!
Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebenslos gewonnen!

Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Turm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zuteil.
Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft:
Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Losen,
Hoher Vater, preis' ich deins!
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Toten dauern immer.

Wenn des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen —
Hub der Sohn des Tydeus an —
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel —
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das schönre Ziel!
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der beträuten Hekuba:
Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den herben Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam fürs zerrißne Herz!
Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerrißne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe.

Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Ähren
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn solang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt!
Denn solang die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethes Welle.

Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin:
Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stet.
Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her:
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

Die Romantiker und ihre Kreise.

Die Ballade der Romantiker ist ebenso vielseitig und subjektiv wie das Wesen der romantischen Poesie überhaupt. Die deutsche Sage und die christliche Legende werden bevorzugt; Wesen und Formen sind vielfach lyrisch romanzenartig (vgl. z. B. die schönen, echt romantischen Romanzen von August Wilhelm Schlegel), aber auch heroisch-balladesk — nach nordischen Vorbildern (vgl. z. B. Tieck, Fouqué). Auch eigenartige psychologische Motive werden gern poetisch behandelt — vgl. z. B. die wenig bekannten, sehr interessanten und originellen Balladen von Karl Friedrich Wetzel —, ebenso klingen schon leise soziale Ideen und Pointen an — vgl. Pape und Brentano („Ich kenn ein Haus, ein Freudenhaus"). Andrerseits ist die romantische Ballade und Romanze höchst persönlich und willkürlich, sie vermischt die Stile des Volksliedes, der Legende und der spanischen Romanze, naive und sentimentale Elemente, reine Phantasie und komplizierte Symbolik, grelle Realistik und dunkle Mystik. Die vornehmste und lichtvollste Erscheinung dieser persönlichen Dichter ist Novalis. Man kann seine Gedichte „Mädchenlied", „Gesang der Toten", auch die „Bergmannslieder", kaum Balladen nennen, doch sie alle sind voll des tiefen mystischen Klanges, voll der balladesken Stimmung; deshalb sind sie in diese Sammlung aufgenommen worden. Verwandten Fühlens ist Karoline von Günderode. Auch ihre Dichtungen glühen von verborgenem Feuer, jene mystisch-elementare Verbindung des Geistigen und Sinnlichen gibt auch ihnen die suggestive lebendige Macht des Tiefmenschlichen, des Wesenhaften, — die Macht, Seelen durch das Seelenhafte zu bannen. Höhepunkte erreicht die Entwicklung der romantischen Poesie — auch grade der Ballade — dann weiter in dem Schaffen Achim von Arnims und Clemens Brentanos. Beide Dichter, die ich den genialsten zurechne, sind leider in Deutschland viel zu wenig bekannt. Ihre Balladen sind entweder großzügige legendäre und visionäre Phantasien voll wundersamen Arabeskenwerks, voll bedeutsamen Eigenlebens, voll von Beziehungen auf den tiefsten Sinn der Dinge, oder balladeske, ganz lyrische, auch im Tone ganz subjektiv gestimmte, dem deutschen Volksliede abgelauschte und den Geist des Volksliedes persönlich nachempfundene Lieder. Bei Brentano insbesondere ist Lied und Ballade nicht mehr zu trennen, es gehen alle Formen in einander über, Lieder werden zu Balladen, Legenden werden zu Hymnen. — Feine, zarte und innige Töne findet oft Friedrich Kind in seinen Legenden, deren Art man mit der keuschen Empfindungsweise und dem eigenartigen beseelten Stil der Nazarener wohl vergleichen kann. Einen nochmaligen Höhepunkt erreicht die romantische Lyrik und Balladendichtung in den ebenfalls ganz volksliedartigen, doch nicht mehr auf einen durchaus persönlichen Ton gestimmten Gedichten Eichendorffs. Einzelne bemerkenswerte Balladen dichteten Schreiber, Apel, Trinius, Raupach u. a. Von Dichtern, die den Kreisen der Romantiker nahe standen, jedoch in dieser Sammlung nicht berücksichtigt worden sind, weil ihre Balladen doch des Charakters und der Spannung entbehren, erwähne ich noch Gottlieb Adolf Ernst von Nostitz und Jänckendorf („Der Luftkönig"), Georg Philipp Schmidt von Lübeck („Susanna"), die Gebrüder Christian Jacob und Karl Wilhelm Contessa, Karoline Pichler („Philippine Welserin"), Friedrich Laun, Konrad Friedrich von Schmidt-Phiseldeck („Die nächtliche Wanderung", „Die Stimme aus dem Grabe"), Friedrich Adolf Kuhn, Johann Dietrich Gries, Friedrich Krug von Nidda, Isaak von Sinclair (Crisalin, Freund Hölderlins), Karoline Luise Brachmann („Kolumbus"), Ludwig Robert. Man kann alle diese Dichter — wie auch einige der hier aufgenommenen — auch zu den Nachklassikern rechnen. Sie schließen sich in mancher Beziehung den älteren Dichtern der Ritter- und Gespensterballade an, sie repräsentieren die vulgären Unterströmungen der Zeit. Wie Tiedge, Langbein u. a. setzen sie, auch noch der bedeutendere Freischütz-Dichter Friedrich Kind, die Kulturphase und -stimmung, die man die Biedermeierzeit genannt hat, weiter fort (vgl. hierzu den nächsten Abschnitt).

Nicht mehr eigentlich in den Kreis der Romantiker gehört Wilhelm Müller; er ist im Liede Eichendorff verwandt, doch charakteristisch für ihn ist bereits eine realistische Nuance, die zur Spät- und Pseudoromantik Scheffels und der Butzenscheibenlyriker hinüberleitet. Auch Chamisso wird oft den Romantikern zugesellt; ich erkenne in ihm jedoch eine ganz eigene, originale, einer realistischen Kunstauffassung zugeneigte Persönlichkeit. Beide Dichter erscheinen in späteren Teilen.

August Wilhelm von Schlegel.

Geb. am 8. September 1767 zu Hannover, gest. am 12. Mai 1845 in Bonn.
Gedichte 1800. Poetische Werke 1811. Sämtliche Werke 1846.

Rittertum und Minne.

(Romanze.)

Ein Ritter ganz in blankem Stahl,
auf seinem hohen Roß,
sprengt bei des Morgens erstem Strahl
herab vom Felsenschloß.
Nach Abenteuern steht sein Sinn,
durch Wald, Gebirg und Feld;
denn bis zum heil'gen Lande hin
ist Mut der Herr der Welt.

Und wie er zog im Tal einher
für sich so kühn und wild,
da trat in seinen Weg ihm quer
ein schönes Frauenbild.
Dem Pferde griff sie in den Zaum
und lächelnd so begann:
Gewahrt man Fleisch und Bein doch kaum;
seid Ihr ein Eisenmann?

Das Eisen, spricht er, zartes Weib,
ist ja des Mannes Kraft.
Es schirmt nicht starrend bloß den Leib,
er fühlts wie Mark und Saft.
Es zuckt, geschliffen und gespitzt,
von selber nach dem Blut,
und wo es durch die Lüfte blitzt,
da zündet Kampfes Mut.

Drauf sie: Doch warum so in Eil?
fürwahr, es tut nicht not!
Den Strauß entscheidet kurze Weil
zum Sieg wohl oder Tod.
Die Sonne scheint den Panzer heiß:
entledigt Euch der Last
und pflegt am Örtchen, das ich weiß,
im Schatten süßer Rast.

Der Mai gibt seinen Wonneschein,
der Blumen sind genug,
das Leben will gelebet sein,
nicht so in Sturm und Flug.
Und habt Ihr friedlich erst geruht,
und nicht gewehrt der Lust,
dann strebt zur Tat mit frischerm Mut
die freudenstolze Brust.

Wer kann aus so beredtem Mund
der Ladung widerstehn?
Er folgt ihr tiefer in den Grund,
wo kühle Lüfte wehn.
Sie weilt an einer Quelle Rand,
der Ritter steigt vom Roß
und löset jedes ehrne Band,
so seinen Leib umschloß.

Auf grünem Teppich, hoch umlaubt,
der hier zum Sitze schwillt,
hebt er den Helm von seinem Haupt,
legt Panzer ab und Schild.
Dem Boden eingepflanzt den Speer,
den Schild daran gelehnt,
lauscht er des Weibes holder Mär,
ohn' Arges, wie er wähnt.

Jedoch ihr Kosen schmeichelt kaum
dem rauhen Sinn sich ein,
so sieht er, zweifelnd, wie im Traum
seltsame Zauberein.
Im Helmbusch erst ein Wehn sich regt,
ein Rauschen ihn durchklingt,
bis er die Flügel mächtig schlägt
und rasch empor sich schwingt.

Nun wiegt der neugeschaffne Falk
sich in der Lüfte Blau
und späht mit hellem Aug', ein Schalk,
was irgend lockt, genau.
Doch wie zum Busch er niederschießt,
o Wunder! so zerwallt
all sein Gefieder und entsprießt
in Vöglein mannigfalt.

Die bunten Sänger tönen gleich,
versteckt im Laub, ihr Lied,
das klagend und doch wonnereich
durch Blütendüfte zieht.
Zu solcher Waldesmelodie
ziemt wohl ein frischer Trank!
so sagend, beut dem Ritter sie
den Becher, zierlich schlank.

Verwandelt hat sich zum Pokal
sein Helm, wie sie 's gewollt;
des Weines geistig goldner Strahl
blinkt in des Bechers Gold.
Nun griff sie auch zur Laute hin
und hielt sie vor die Brust
und spielt aus zartem Frauensinn,
was Ahndung weckt und Lust.

Sieh, Ritter, sagte sie und sang,
besaitet und erfüllt
den Harnisch dein von süßem Klang,
der sonst dein Herz umhüllt.
Drum laß es beben bei dem Schall,
von meiner Hand entlockt:
das ist der Triebe Widerhall,
die unterm Erz gestockt.

Sieh! deine Lanze sproßt und grünt
zum Lorbeer, stolz belaubt,
an dem sich nie ein Blitz erkühnt,
kein Herbst die Zierde raubt.
Zur Rose sieh dein Schwert erblüht,
so mildert sich sein Zorn;
doch blutig noch ihr Purpur glüht,
und Wunden sticht ihr Dorn.

Du wandelst alle meine Wehr,
so schalt der Ritter frei,
als wär's in einer Zaubermär,
in lose Gaukelei.
Mir bleibt allein mein gutes Roß,
ich schwinge mich im Flug
zurück auf meiner Väter Schloß
und rüste neu den Zug.

Dein Roß, erwidert sie, fürwahr!
wird schwer zu fangen sein;
am Sattel wuchs ein Flügelpaar,

vom Dienst es zu befrein.
Schon bäumt es sich den Berg hinauf
zum Gipfel sonnenhell,
sein Huf entschlägt im raschen Lauf
dem Felsen einen Quell.

Der Ritter sprach: Was mich geschmückt,
was klag ich, daß es hin?
Hast du mich doch mir selbst entrückt;
schon spür ich andern Sinn.
Dein Blick, dein Lied hat mich berauscht,
o wunderlieblich Weib!
Was ich verloren, sei vertauscht
um deinen holden Leib.

Mitnichten, sprach sie sittiglich,
erwirbst du mich zur Braut,
wo du zu heil'gem Bunde dich
nicht erst mir angetraut.
Hoch auf dem Berge, wo dein Roß
sich mutig hin verirrt,
da prangt ein rosig schimmernd Schloß,
das uns zum Tempel wird.

Der Sonne König wohnet dort,
in Freuden ewig jung;
neun Jungfraun bieten immerfort
ihm keusche Huldigung.
Sie feiern unsern Hochzeitreihn
mit Spiel und mit Gesang:
Was sie voll sinn'ger Anmut weihn,
vor allem stets gelang.

Wohlan! so rief er, neu entflammt:
das Bündnis deucht mir gut.
Ich heiße Bieder, abgestammt
aus altem deutschen Blut.
Zu buhlen weiß ich nicht um Gunst,
auf Tod und Leben Freund,
und schlage, sonder schlaue Kunst,
mit gleicher Wehr den Feind.

Vom fernen Norden kam ich her,
und war noch jung und wild:
Da hört ich eine fromme Lehr
und sah ein göttlich Bild.
Dem Zeichen, das die Welt verehrt,
schwur ich die Lehenspflicht;
zum Kreuze bildet' ich mein Schwert,
das ew'gen Sieg ersticht.

Darum gehorch ich heil'gem Recht
nebst echter Ehre Brauch.
Nun aber nenne dein Geschlecht
und deinen Namen auch.
Ob dein Gemüt wie meins bestellt,
das sag mir ohne Hehl;
nur wo sich Gleich und Gleich gesellt,
vermählt man Leib und Seel.

Errötend schwieg die Schöne nun
und seufzt aus tiefer Brust
und zögerte, sich kund zu tun,
wie innrer Reu bewußt.
Wie du, so heg ich fromme Brunst,
Frau Minne heißt man mich,
doch andern Namen führt ich sonst,
als ich mir selbst nicht glich.

Nur Lust und Reiz schien mir Gewinn,
und inn'ger Trieb ein Spott,
und so gefiel dem leichten Sinn
der wüste Kriegesgott.
Da frönte alle Welt im Joch
als Liebesgöttin mir.
Ach! sterblich wie die Jugend doch
war meine Macht und Zier.

Allein ich sah ein himmlisch Weib,
ein Kindlein auf dem Arm;
jungfräulich war ihr reiner Leib,
von Mutterliebe warm.
Verloren ganz, sie anzuschaun,
in demutsvollem Schmerz,
fühlt ich die holde Milde taun
in mein erneutes Herz.

Nun floh ich in die Wildnis wüst,
begehrend eigne Qual,
bis bange Sehnsucht abgebüßt
den Trug der ersten Wahl.
Da hört ich deiner Taten Ruf
und deiner Biederkeit,
die stille Neigung in mir schuf,
wie Sitte sie verleiht.

Der Ritter sann den Worten nach
und staunte, tief entzückt,
da wurde neuer Jubel wach,
und neu der Mai geschmückt.
Es öffnet sich das hohe Tor
vom sonnigen Palast,
und die neun Mägdlein gehn hervor,
zu grüßen ihren Gast.

Sie tanzen um der Lieben Paar
in bunt verschlungnen Reihn,
und aus den Kehlen süß und klar
haucht Leben und Gedeihn.
„O wohl des Helden edlem Leib,
der treu und sittig minnt!
O wohl dir auch, du weiblich Weib,
die solche Huld gewinnt!"

Fortunat.

(Romanze.)

Tauig in des Mondscheins Maniel
liegt die stille Sommernacht,
und ein Ritter reitet singend
Wiesenplan und Wald entlang.

Munter zu, mein gutes Pferdchen!
sagt er, klatscht ihm sanft den Hals;
weißt du nicht, daß wartend Lila
an dem offnen Fenster wacht?

Bist ja kein Turnier- und Streitroß,
wie sein Reiter steif und starr,
das, den Stachel an der Stirne,
nur so blindlings rennen mag.

Nein, du trägst auf seinen Zügen
den behenden Fortunat,
schmiegst mit ihm dich still im Dunkel
über Stege, glatt und schmal.

Bald zu dieser, bald zu jener
ging die heimlich nächt'ge Bahn;
abends hin mit raschem Sehnen,
früh zurück mit trägem Gram.

Wann ich oft von deinem Rücken
mich zur hohen Kammer schwang,
standst du still, bis mich empfangen
der Geliebten zarter Arm.

Ja ich weiß, wenn eine Spröde
Herz und Tür verschlösse gar,
würdest du mit leisem Hufe
klopfen, bis sie aufgetan.

Wie er noch die Worte redet,
öffnet sich ein heimlich Tal.
Bin ich, sprach er, irr geritten?
ist mir's doch so unbekannt.

Wunderlich durch Sträuch' und Bäume
schleicht des Mondes blasser Strahl,
und ein Busch mit blühnden Rosen
winkt von drüben voll und schlank.

Busch, ich grüß in dir mein Bildnis,
Rosen trägst du ohne Zahl,
und mir blüht im regen Herzen
so der Liebe süße Wahl.

Manche reif, und Knospen andre,
alle doch verblühn sie bald,
und der Saft, der jene füllte,
wird den jüngern zugewandt.

Denn den Kelch, der sich entblättert,
schließet keines Willens Kraft.
Lila, Lila! diese Knospen
drohn dir meinen Unbestand.

Aber daß du nicht ihn ahndest,
komm ich mit dem Kranz im Haar,
biet ein schön errötend Sträußchen
deinem weißen Busen dar.

Rosen, Rosen! laßt euch pflücken,
so zu sterben ist kein Harm:
o wie will ich euch zerdrücken
zwischen Brust und Brust so warm!

Und er lenkt das Roß entgegen,
doch es scheut sich, wie es naht,
und er kann von keiner Seite
dicht zur Rosenlaub' hinan.

So gewohnt bei Nacht zu wandern,
töricht Roß, wie kommt dir das?
Fürchtest du die Licht' und Schatten,
wankend auf dem feuchten Gras?

Doch es tritt zurück und bäumt sich,
wie er spornt und wie er mahnt;
drauf mit seinen Vorderfüßen
stampfet es den Grund und scharrt.

Wühlet weg den lockern Boden,
tief und tiefer sich hinab.
Schätze, glaub ich, willst du graben;
eben ists ja Mitternacht.

Unter seinem Huf nun dröhnt es,
das sind Bretter, ist ein Sarg,
und es traf ein Schlag gewaltig,
daß der schwarze Deckel sprang.

Schwingen will er sich vom Sattel,
doch er fühlt sich dran gebannt,
und der Gaul steht jetzo ruhig
vor dem Sarg, im Boden halb.

Und es hebt sich wie vom Schlummer
eine weibliche Gestalt,
deren Züge blasser Kummer,
aber sanfte Lieb umwallt.

Kommst du, hier mich zu besuchen,
deine Clara, Fortunat?
Diese Linden, diese Buchen
waren Zeugen unsrer Tat.

Wie du Treue mir geschworen,
wie dein Mund so flehend bat,
meine Ros' ich dann verloren
Und die Scham danieder trat.

Doch die Sünde ward mir teuer,
mahnte nun mich früh und spat;
für des Angedenkens Feuer
wußt ich keinen andern Rat,

als mich hier so kühl zu betten,
wie du siehst, daß ich getan.
Ach! ich hofft in Liebesketten
dich noch einmal hier zu fahn.

Von des stillen Tales Schoße
wird geschirmt die bange Scham;
Lieb erzog hier manche Rose
für die eine, die sie nahm.

Sieh dies Lager, traut und enge,
wie ich sorgsam anbefahl,
daß es uns zusammendränge
zu der süßen Wollust Qual.

Durch des Vorhangs grünen Schleier
bricht kein unwillkommner Strahl,
und uns weckt aus ew'ger Feier
keiner Mond' und Sonnen Zahl.

In den kühlen Arm zu sinken,
beut die heiße Brust mir dar.
Deine Seel' im Kusse trinken
will ich nun und immerdar.

Leise zieht sie ihn hernieder:
schöner Jüngling, so erstarrt?
Kaum gebrochne Augen hebend,
sinkt er zu ihr in den Sarg.

Lila, Lila! wollt er lispeln,
doch es ward ein sterbend Ach,
weil alsbald des Grabes Schauer
seinen Lebenshauch verschlang.

Mit Getöse taumeln wieder
fest die Bretter auf den Sarg,
und ein Sturm verwühlt die Erde,
die der Gaul hat aufgescharrt.

Heftig bricht er alle Rosen,
säuselnd blättern sie sich ab,
streun sich zu des Brautbetts Weihe
purpurn auf das grüne Gras.

Weit ist schon das Roß entsprungen,
flüchtig durch Gebirg und Wald,
kommt erst mit des Tages Anbruch
vor der Hütte Lilas an.

Bleibt da stehn, gezäumt, gesattelt,
ledig, mit gesenktem Hals,
bis die arme schlummerlose
seine Botschaft wohl verstand.

Und dann floh es in die Wildnis,
wo kein Aug' es wieder sah,
wollte keinem Ritter dienen
nach dem schlanken Fortunat.

Arion[1].

Arion war der Töne Meister,
die Zither lebt in seiner Hand;
damit ergötzt er alle Geister,
und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
jetzt von Tarents Gestaden,
zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh in die Fremd' er ausgegangen,
bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dirs in meinen Hallen
doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
wie werd ich einst mich laben,
des weiten Ruhmes froh bewußt!" —

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen!
vergiß sie nun in meinem Arm.
Wir wollen mit Geschenken
die Götter reich bedenken
und jubeln in der Gäste Schwarm." —

Es bleiben Wind und See gewogen,
auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
er hat nicht allzuviel den Wogen,
den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
nach seinen Schätzen lüstern;
doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
so mußt du hier den Tod dir geben,
sonst wirf dich in das Meer hinab!"
„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
ich kaufe gern mein Blut euch ab."

„Nein, nein! wir lassen dich nicht wandern,
du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
verrietst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
wenn wieder heim zu kommen
uns nimmermehr die Furcht erlaubt."

„Gewährt mir denn noch eine Bitte,
gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
daß ich nach Zitherspieler Sitte,
wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
die Saiten ausgeklungen,
dann fahre hin des Lebens Tag." —

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
sie denken nur an den Gewinn;
doch solchen Sänger zu vernehmen,
das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
laßt mich die Kleider tauschen,
im Schmuck nur reißt Apoll mich hin."

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
in Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
ein leichter farbiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
um Hals und Stirn und Wangen
fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
er strahlt im Morgensonnenschein,
es staunt der Schiffer Bande;
er schreitet vorn zum Rande
und sieht ins blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme,
komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
dem dunkeln Strom entflohen,
ihr Friedlichen, schon grüß ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
was dir dein Lied gewonnen,
verfluchtest du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
erblasset, wenn ich untergeh!

[1] Schlegel nennt auch dies Gedicht eine „Romanze"; es ist 1797 — nach der Ausgabe der „Gedichte" von 1811 — entstanden; es erinnert in Ton und Stil ganz an den Schillerschen Balladenstil, etwa an den „Ring des Polykrates", im Motiv an „Die Kraniche des Ibykus"; doch auch diese Gedichte Schillers sind erst 1797 entstanden; trotzdem kann freilich eine Beeinflussung Schlegels stattgefunden haben. Vgl. hiermit Tiecks Ballade „Arion", S. 328.

Den Gast, zu euch gebettet,
ihr Nereïden, rettet!" —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen;
die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
als lockte sie ein Zauberwort:
eh Fluten ihn ersticken,
beut einer ihm den Rücken
und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
ward stummen Fischen nur verliehn;
doch lockt Musik aus salz'gem Hause
zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt ihn oft bestricken,
mit sehnsuchtsvollen Blicken
dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
das menschenliebend sinn'ge Tier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
hält im Triumph der Leier Zier.
Und kleine Wellen springen
wie nach der Saiten Klingen
rings in dem blaulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
der ihn gerettet uferwärts,
da wird dereinst an Felsgestaden
das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
zu seinem Elemente,
grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb wohl, und könnt ich dich belohnen,
du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen,
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
noch Galatea zügeln,
du wirst sie stolz und heilig ziehn."

Arion eilt nun leicht von hinnen,
wie einst er in die Fremde fuhr;
schon glänzen ihm Korinthus' Zinnen,
er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb und Lust geboren,
vergißt er, was verloren,
bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
nun ruh ich, Freund! an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
die wohlerworbnen Gaben,
doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
daß Periander staunend horcht.
„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
ich hätt' umsonst die Macht geborgt!
Die Täter zu entdecken,
mußt du dich hier verstecken,
so nahn sie wohl sich unbesorgt." —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
bescheidet er sie zu sich her:
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr." —
„Wir ließen, recht im Glücke,
ihn zu Tarent zurücke." —
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
in Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
ein leichter faltiger Talar;
die Arme zieren Spangen,
um Hals und Stirn und Wangen
fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
er ist zum Gotte worden:
O schläng uns nur die Erd' hinein!" —

„Er lebet noch, der Töne Meister;
der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
des Geizes Knechte, fahren;
nie labe Schönes euern Mut!"

* * *

Friedrich von Schlegel.

Geb. am 10. März 1772 zu Hannover, gest. am 11. Februar 1829 zu Dresden. — Gedichte 1809. Sämtliche Werke 1846.

Das versunkene Schloß.

Bei Andernach am Rheine
liegt eine tiefe See;
stiller wie die ist keine
unter des Himmels Höh.
Einst lag auf einer Insel
mitten darin ein Schloß,
bis krachend mit Gewinsel
es tief hinunter schoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
der Schiffer noch zur Stund,
was Leben hat und Odem,
ziehet hinab der Schlund. —
So schritten zween Wandrer
zu Abend da heran,
zu ihnen trat ein andrer,
bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
das Schloß im See versank,
ihr mir die Kunde sagen,
so habet dessen Dank.
Ich wandre schon seit Jahren
die Lande aus und ein,
manch Wunder zu bewahren
in meines Herzens Schrein."

Der jüngste von den zween
bereit der Frage war,
er sprach: das soll geschehen,
so wie ichs hörte zwar.
„Als noch die Burgen stunden,
lebt da ein Ritter gut,
in Trauer fest gebunden,
grämt er den stolzen Mut.

Warum er das muß dulden,
hat keiner noch gesagt;
ob alter Väter Schulden
ihm das Gericht gebracht,
ob eigne Missetaten
ihn rissen in den Schlund,
wo keiner ihm mag raten
in offnen Grabes Mund."

So sprach von jenen Leiden
der jüngste an dem Ort,
der Fremdling dankt den beiden,
als traut er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „Mitnichten,
wie sprichst du falsch, o Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
sind't jeder seinen Lohn.

Wahr ist's, es hausen Geister
da unten wundervoll,
doch nimmer sind sie Meister,
wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter, gut und bieder,
war ehrentreu und recht,
noch rühmen alte Lieder
das edele Geschlecht.

Nur daß so schwere Trauer
das Herz ihm hält umspannt,
drum sucht er öde Schauer,
all Freude weit verbannt,
und des Gesanges Klagen
sind seine einz'ge Lust:
nur diese Wellen schlagen
einsam an seine Brust.

Wohl jene Wasser drunten
sind voller Klag und Schmerz,
stets einsam wohnt dort unten,
wem sie gerührt das Herz.
Denn alles was vergangen,
schwebt lockend vor dem Blick,
es steigt aus dem Gesange
klagend die Welt zurück.

Die Gegenwart verschwindet,
die Zukunft wird uns hell,
und was die Menschen bindet,
geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermutswogen
das Licht im Auge hält,
hat hier schon überflogen
die Banden dieser Welt.

So dünkt mich, daß die Geister
durch Neid in ihrem Grab
ihn, des Gesanges Meister,
zogen den Schlund hinab.

Wir sehn, wie jedes Schöne
des Todes Wurm verdirbt,
schnell fliehen so die Töne,
und der Gesang erstirbt.

Wem alle Zukunft offen,
klar die Vergangenheit,
setzt oben hin sein Hoffen,
flieht aus der starren Zeit.
Und wenn er nicht so dächte,
so haßt das Ird'sche ihn;
wo es den Tod ihm brächte,
lockt es ihn schmeichelnd hin."

So treten nun die dreie
tiefer in dunkeln Wald;
wie er des Danks sie zeihe,
ersinnt der Fremd' alsbald.
„Und liebt ihr denn Gesänge,
ich bin Gesanges reich,
so sollen Wunderklänge
erfreun euch alsogleich."

Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
bald klagend wie von weiten,
bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen,
brichts überall hervor,
mit Lust und doch mit Grausen,
hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd' ist nicht zu sehen,
doch scheint ein Riesenbild
fern übern See zu gehen,
wie Abendwolken mild;
und wie hinaufgezogen
sehn sie, die ihm nachschaun,
rauschen empor die Wogen,
sehn es mit Lust und Graun.

Frankenberg bei Aachen.

In des Maien linden Tagen
hört ich die alte Sage,
dort wo bei warmen Quellen
die sanften Hügel grünend schwellen,
von dem Wunderringe,
der Kaiser Karol konnte zwingen,
in Lieb ihn binden,
daß er nach Aachens heitern Gründen
sich wie zur Heimat sehnte,
so weit sein Reich sich dehnte,
vor allen Burgen, Landen,
gebunden hier, wo süße Lieb ihn bannte.

Spiegelhelle Seen,
ringsum die Büsche stehen
sah ich auf der Hügel Rücken,
wo zwischen Grenzen, kleinen Brücken,
Bäche durch den Wiesengrund hinfliehen,
Schwäne auf den stillen Wassern ziehen,
kühl' und warme Wellen
aus einem Boden quellen,
Kinder an dem Brunnen spielen,
die laue Luft so lind zu fühlen.

Dort wo sich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufsteigen,
von grünem Schilf und Moos umgeben:
Da hat das Wunder sich begeben,
daß, durch mag'sche Kraft gebunden,
Karl nicht eher Ruh gefunden,
wie die alte Sage uns berichtet,
bis er hier die Burg errichtet,
wovon die Spur wir froh noch schauen
jedweden Frühling in den stillen Auen.

In süßer Lust gefangen,
den sehnenden Schmerzen nachzuhangen,
bezaubert alle Sinne,
zwingt Karlen holde Minne,
dem tiefen Sehnen sich ergebend,
einzig sein Leben liebend, in Liebe lebend.
Doch nimmer ward noch Minne
selig der sel'gen Schätze inne.
Tod will mit Minne streiten,
ein bittres Ende süßer Lust bereiten,
so muß auch Karles Herz vergehen,
die Huldin sterben sehen.

Auch tot noch will er sich von ihr nicht trennen,
wähnt, daß sie wieder ihn wird kennen.
Das Grabmal zu durchschauen,
läßt er von Glas den Sarg erbauen,
und brünstig noch zu lieben
den süßen Körper, fühlt er sich getrieben.
An dem Sarge festgebunden
schwinden ihm die schnellen Stunden.
Nicht Durst noch Hunger fühlend,
spricht er mit seinem Schmerz nur spielend.
Die Diener sehn mit Trauern
immer den wilden Wahn noch dauern;
da naht Turpin, der Weise,
öffnet den Sarg so leise,
weil Karl, des Ohr wohl Zauber trafen,
auf einen Augenblick entschlafen,
und zieht den Ring vom Finger
der schönen Leiche, den Bezwinger
von Karles Herzen,
das frei nun wird von Schmerzen.

Der Zauber ist verschwunden;
von dem Wahn entbunden,
will Karl schon entfliehen,
einsam auf Berge ziehen:
da sieht er stille Seen
vor seinen Augen stehen.
Sind die Schmerzen gleich verschwunden,
fühlt er sich dennoch festgebunden;
das stille Wasser ohne Wog' und Wellen
erregt im eignen Aug' die Quellen
gelinder Tränen;
unendliches Sehnen
will in die Tief' ihn ziehen,
er kann nicht fliehen —
Hier hat den Zauberring versenket
der Weise, der auf seine Rettung denket;
drum nach den stillen Seen
muß sein Auge immer sehen.

* * *

Ludwig Tieck.

Geb. am 31. Mai 1773 zu Berlin, gest. am 28. April 1853 ebendort.
Gedichte 1821—23 und 1851.

Von Tiecks Balladen nach deutschen Sagen seien noch erwähnt „Siegfried der Drachentöter", der Zyklus: „Der getreue Eckart" und „Zeichen im Walde"; ihr Stil ist, wie der der hier aufgenommenen Balladen „Siegfrieds Jugend" und „Weland", von einer gewissen einfachen Originalität, wirkt jedoch in häufiger Wiederkehr unpoetisch und langatmig.

Arion.

Arion schifft auf Meereswogen
nach seiner teuren Heimat zu,
er wird von Winden fortgezogen,
die See in stiller, sanfter Ruh.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
der Dichter sieht ins Morgenrot,
nach seinen goldnen Schätzen lüstern,
beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
er bietet ihnen all sein Gold,
er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
das Schicksal nicht wie vordem hold. —

Sie aber haben es beschlossen,
nur Tod gibt ihnen Sicherheit,
hinab ins Meer wird er gestoßen;
schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leier nur gerettet,
sie schwebt in seiner schönen Hand,
in Meeresfluten hingebettet,
ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
daß laut die Wölbung widerklingt,
statt mit den Wogen wild zu streiten,
er sanft die zarten Töne singt:

„Klinge, Saitenspiel!
In der Flut
wächst mein Mut;
sterb ich gleich, verfehl ich nicht mein Ziel.

Unverdrossen
komm ich, Tod,
dein Gebot
schreckt mich nicht, mein Leben ward genossen.

Welle hebt
mich im Schimmer,
bald den Schwimmer
sie in tiefer, nasser Flut begräbt."

So klang das Lied durch alle Tiefen,
die Wogen wurden sanft bewegt,
in Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
die Seegetiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
die hüpfend um den Sänger ziehn,
die Meeresfläche weit hinunter
beschwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fische springen;
seit Venus aus den Fluten kam,
man dieses Jauchzen, Wonneklingen
in Meeresvesten nicht vernahm.

Arion sieht mit trunknen Blicken
laut singend in das Seegewühl,
er fährt auf eines Delphins Rücken,
schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Der Fisch zu Diensten ihm gezwungen,
naht er mit ihm der Felsenbank,
Arion hat den Fels errungen
und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphiert in Wettern,
ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

Die Rose.

O beglückt, beglückt, du Persien!
Persien, Wunderland des Morgens!
süße Fluren, heil'ge Wälder,
o du Glanz des vollen Stromes,
Meer mit deinem weiten Spiegel,
Luft mit deinem lieben Odem,
Quellen, mächtige Gebirge,
Heimat, wo die Lieder wohnen!
Aber ihr vor allen, Gärten!
seid gegrüßt mir, Lauben, dorten
möcht ich auf den Fluren wandeln,
wann sie blühen rot von Rosen.
Rose, liebste Mädchenblume!
Rose, die du dort geboren!
Ach, wie ist ein Liebesblut
das Gefilde, wann du oben
an Gesträuchen blühend dichte
wankst und zitterst mit den Knospen,
und die heißen Sommerwinde,
in der Farbenglut verloren,
kühlend baden, sich berauschen:
Nein, so schön ist nichts geworden,
was die Erde liebend treibet,
was vom Himmel schaut die Sonne,
als flatternd auf grünem Stengel
meine liebste rote Rose;
Rose, liebste Mädchenblume,
Liebesblume, süße Rose!

Wie ich dich in Händen halte,
die zur Lieb ich mir erkoren,
und ich schau in deine Blätter,
in das Labyrinth, das rote,
und ich frage die Bedeutung
und wie du zur Welt geboren,
bin ich trunken und weissagend
süßen Rausches aufgehoben;
Liebesblume, Mädchenblume,
Rosenblume, süße Rose.

Nicht umsonst bist du erst quillend
eingehüllt in deiner Knospe;
also schläft des Mädchens Busen,
eh die Liebe ihn erhoben:
und das Rot, ein heimlich Feuer,
bricht hervor, süß angeschwollen,
und wie ein verstohlen Küßchen
hängst du an dem Zweig gebogen.
Aber inniger entbrennen
Lüfte, die dich aufgesogen,
immer süßer träumst du Liebe,
hast die Luft in dich gezogen,
immer buhlerischer küsset
dich das Licht, das dir gewogen,
und du lässest nun die Scham,
und es dringt zu deinem Schoße
alle Kraft des heil'gen Äthers,
seine Pfeile, glänzend golden. —
Mußt du welken in der Liebe,
Mädchenblume, süße Rose?

Als die Göttin sonst der Liebe,
Venus, auf der Erden wohnte
und zum erstenmal sie wandelnd
trat der grünen Wiese Boden,
Jungfrau noch und unvermählet
aus dem Meere jüngst entsprossen, —
aus der Zeugungskraft des Wassers
war das Licht emporgeflogen, —
und sie stand, sich selbst besinnend,
selber über sich betroffen,
ihre Schönheit, ihre Anmut
mußte Venus selber loben,
und der Himmel glänzte heller,
wie den Blick sie aufgehoben,
und die Erde grünte grüner,
von dem Fuß getreten, stolzer
sangen murmelnd blaue Bäche,
von dem Widerschein vergoldet,
und die Tauben girrten inn'ger,
und die Nachtigall schlug voller,
hub und breitete ihr Lied aus
wie ein Kleid von süßem Wohllaut,
deckte Wald mit und Gefilde,
daß die Bäume treibend quollen.
Noch nicht war die Liebesblume
lebend, meine süße Rose.

Aus dem Walde tritt ein Jüngling,
und wie Flammen angezogen
fliegen zündend ihre Blicke,
brennen nicht mehr hier und dorten,
beider Blick ist jetzt nur einer,
Liebe, einsam noch und ohne
Liebe, wird nun bang und feurig,
fühlt sich zweifelnd neu geboren.
Doch der Jüngling tritt zur Jungfrau;
und sie halten sich umschlossen,
und die Unschuld lehrt sie küssen,
und es treibt zum süßen Zorne,
wie sie sehnen und ermatten,
kaum erkannt ein Liebeswollen:
Und im Sträuben und Ergeben
löset sich der wunderholde
Zauber, Liebe wird zur Liebe,
und der Flur wird von dem Zorne,
von den Küssen, von der Milde
ein Andenken wie zum Zolle
dargebracht; dem heil'gen Blut
zittert gleich das Feld voll Wollust,
und es rauschen und es treiben
quillend ungestüm die roten
Blumen her, bedecken blutig,
lächelnd, küssend, voll und voller,

knospend, blumend, ganz den Anger,
und die Göttin weiht die Rose
zu dem Eigentum der Liebe:
Also wurdest du geboren
Mädchenblume, Liebesblume,
Rosenblume, süße Rose.

Die Lilie.

Sei du mein Gesang, o weiße,
heil'ge, sanfte Liebeslilge;
wenn ich dich mit Lippen küsse,
weißt du, wie ich innig liebe.
Keiner soll die Rose schelten,
deren süßes Blut durchdringet
unser Blut mit froher Sehnsucht,
zündet in dem Herzen Schimmer:
aber wer den blauen Äther
kannte und das Licht des Himmels
und die stille Kraft der Wellen,
liebt auch dich, holdsel'ge Lilge.

Unter Felsen, unter Wäldern,
in dem einsamsten Gefilde,
wo nur heilig Rauschen wohnte,
Geister in den Quellen rieselnd
mit den Bäumen sich besprachen
und sich in dem Echo riefen,
lebten zwei Geliebten glücklich,
selig ganz in ihrer Liebe,
aus der wüsten Welt geflohen,
fanden sie die Ruhe wieder
und ihr Herz in Blumen, Bäumen,
Bergen und der heil'gen Stille.
Einst, als sie nach langen Küssen
sich beglückt in Armen hielten
und die Blicke zueinander
sehnsüchtig, befriedigt spielten,
blickte er in ihre Augen,
sie in seines Herzens Tiefe,
und so wie aus Geisterbrunnen
stiegen beiden in die lichten
Augen auf zwei große Tränen,
die sie fest im Zittern hielten.
Was bedeuten, sprach er seufzend,
die Gefühle, Liebe, diese
wehmutsvollen süßen Tränen,
die in Andacht du erwiderst?
Nein, ich mag sie nicht verbergen,
gern hab ich sie dir gewiesen,
und die Träne soll nicht rinnend
aus dem Blicke niederfließen. —
Ein Geheimnis ist es, sprach sie,
wonach diese Wasser zielen,
das sie gerne mit der Andacht
wollen aus dem Herzen ziehen,
aber schwach sind ihre Arme,
und es fällt ins Dunkle wieder,
und ermüdet sinkt die Träne
über unsre Wange nieder. —
Also nur ist Erd und Wasser,
sang er, Luft, Licht und Gestirne
aus der Sehnsucht hergequollen,
ein Geheimnis aufzufinden:
klar im Golde funkelt Sehnsucht,
süß Ermatten glänzt im Silber;
wollte sich doch deine Träne
auch gestalten als Erinnrung!
Ward ja aus der Flut Geheimnis
doch der Bau der Welt gebildet.
Süße Geister, regt euch alle,
daß ein Sein der Trän' entquille,
und ein neues Gold wird leuchten
süßer, sanfter, glänzen milder. —
Und es waren Geister nahe,
die im Quell mit Blumen spielten,
sie erhörten das Gebet, die
Tränen sanken, Blumen fielen,
griffen, hielten fest die Erde,
und geheimnisvoll zwei Lilien
sahen hin auf die Entzückten,
inn'ger fühlten sie die Liebe.
Sanfte, goldne, silberweiße,
also wardst du, Liebeslilge.

Siegfrieds Jugend.

In frühen Kindestagen,
aus Trutz und frevlem Mut,
entlief der Burg zu Santen
Siegfried, ein Recke gut.

Er kam nach vielem Irren
in einen fernen Wald,
sah da die große Schmiede,
ein trat der Knabe bald.

Hier wohnt mit seinen Künsten
Mimer, ein Held bekannt,
der mit vielen Gehilfen
schmiedete schön Gewand.

Er wirkte edle Schwerter,
Panzer und Schilde breit,
die kauften werte Recken
und Kön'ge hocherfreut.

Er war ein Held gewaltig,
zu ihm trat Siegfried ein,
und wollt im grünen Walde
Mimers Gehilfe sein.

Als größer ward der Knabe
zeigt er viel bösen Sinn,
er droht und plagte alle,
der Meister furchte ihn:

Er stellt ihn an die Arbeit
an einem Sommertag,
da nahm Siegfried den Hammer
und tat so kräft'gen Schlag,

daß er den Ambos spaltete
und schlug ihn in den Grund,
darob sie all erschraken
und wünschten zu der Stund,

er wäre nie gekommen,
sie hatten sein nicht not,
sie furchten, daß der Große
sie alle schlüge tot.

Ein giftiger Linddrache
dort in dem Walde was,

vor dessen grimmen Rachen
der Kühnste nicht genas.

Mimer in seinen Listen
dachte mit klugem Sinn:
der Knab' wird sich nicht fristen;
sandt ihn zum Wurme hin.

Da folgt der Jüngling kühne
dem anbefohlnen Werke,
ohn' Waffen in der Grüne,
nur in selbsteigner Stärke.

Der Drache schoß im Grimme
aus seiner Höhle wild,
den jungen Ritter schirmten
Baumzweige wie ein Schild.

Damit kämpft er so kräftig
und schlug das Ungeheuer,
dann aß er in dem Walde
und zündete ein Feuer.

Im Drachenblut er badete,
hürnen ward seine Haut,
kein Waffen ihm nun schadete,
wie scharf es auf ihn haut.

In sehr grimmigem Mute
riß er vom Wurm das Haupt,
und rennt durch Waldesdunkel,
als schon der Meister glaubt,

er sei im Wald erstorben.
Da schreien die Gesellen:
Wir sehen Siegfried kommen,
der wird uns alle fällen!

Er trägt das Wurmhaupt blutig
wie einen Schildesrand!
Siegfried trat ein wildmutig,
sie flohn zur Steineswand.

Mimer ging ihm entgegen,
er sah des Jünglings Wut,
um Gnade bat der Degen,
Harnisch und Schwerter gut

versprach er fleh'nd dem Werten:
Siegfried nichts sagte wieder,
das Haupt warf er zur Erden
und schlug den Meister nieder.

Auf saß er dann zu Rosse
und nahm ein Sturmgewand,
nicht sucht er die Genossen,
weit fuhr er durch das Land.

Weland.

Wir hören große Wunder
vom klugen Weland sagen,
sein Vater, Riese Vade,
bracht ihn in jungen Tagen

zu Mimer, dem verständ'gen,
dem Schmied im dunkeln Tann,
dann kam Weland zu Zwergen,
wo er mehr Kunst gewann.

Zum König Nidung ging er,
sein Ruhm war weit bekannt,
er wirkte schöne Schwerter
und manchen Schildesrand.

Und Messer, wunderkünstlich,
auch Becher goldner Pracht,
er wurde für den klügsten
und besten Schmied geacht't.

Durch Welands Weisheit siegte
Nidung, vom Feind gequält,
drum ward des Königs Tochter
dankbar dem Mann vermählt.

Als nun der Feind geschlagen,
Weland zum König trat,
doch zürnend hörte dieser
nicht, was der Schmied ihn bat.

Er stieß ihn hart zurücke,
du kannst nicht sein mein Sohn,
mein Kind find't ander Glücke! —
So gebt mir meinen Lohn,

laßt mich von dannen ziehen,
rief Weland, fern von hier! —
Du bleibst hier, rief der König,
das Fortgehn hindr' ich dir.

Am Fuß ließ er die Sehnen
ihm schneiden; nun geh hin,
nicht fliehst du, sollt ich wähnen,
sprach er mit falschem Sinn.

Hinkend und ungemutet
schlich Weland in sein Haus, —
wie schwach er war, doch Rache
sann seine List ihm aus.

Um schmieden ihn zu sehen,
der Sohn des Königs kam,
beim Ambos stand der List'ge,
er schnell den Knaben nahm

und tötete ihn heimlich,
dann faßt er sein Gebein
und goß von Erz und Silber
viel Leuchter, schön und fein,

die Knochen in den Säulen;
den Schädel nahm er dann,
es machte den zum Becher
von Gold der kluge Mann.

Man suchte wohl den Knaben,
sie fragten auch Weland;
der sprach: ich sah ihn nimmer,
er ist zum Wald gerannt.

Des Königs schöne Tochter,
ein junges Mägdelein,
trug einen Ring von Golde
mit manchem Edelstein,

den ihr der Vater schenkte
und gern ihn schimmern sah
an ihren weißen Fingern, —
im Garten es geschah,

als sie dort Blumen suchte,
daß ihr der Ring zerbrach,
die Jungfrau rang die Hände
und klagte Weh und Ach.

Sie furchte ihres Vaters
Bestrafung, seinen Zorn,
sie rief: o wär ich Arme
doch nimmermehr geborn!

Er wird gewiß mich töten
um dieses Ringelein,
kein Mägdlein könnte ärmer
auf dieser Welt doch sein.

Da rieten die Freundinnen:
geh heimlich zum Weland,
von seinen klugen Sinnen
wird bald dein Leid gewandt.

Sie trat in seine Schmiede
und klagte ihre Not,
er nahm den Ring und fachte
schnell an das Feuer rot,

er fügte ihn zusammen
und schmolz wohl Gold und Erz,
sie sah froh in die Flammen,
vergessen war ihr Schmerz.

Sie lächelte ihm freundlich,
da schloß der Schmied Weland
schnell seine feste Türe
und nahm sie bei der Hand.

Er zwang das Mägdlein dorten,
die Nidung ihm versprach,
sie weinte in den Nöten
und sah nie schlimmern Tag.

Sie kehrte heim zum Vater,
sie hat ihm nichts gesagt.
Bald fühlte sie sich schwanger,
da wurde viel geklagt.

So hatte sich gerächet
Weland, der kluge Mann,
drauf macht er große Flügel
und band sich diese an,

so stand er auf der Zinne,
die Leute riefen: Seht!
Weland ist nun ein Vogel,
er fliegend von uns geht.

Auch Nidung kam, der König,
es nahm ihn Wunder groß,
Weland rief: fort ich fliege,
du bist nun erbelos.

Den Sohn hab ich getötet,
in Leuchtern, golden fein,
die deine Tafel schmücken,
schmolz ich des Sohns Gebein.

Auch hast du einen Becher,
leuchtend von Golde rot,
du trinkst aus seinem Schädel
und kennst nicht deine Not.

Und deine schöne Tochter
geht nicht mehr Jungfrau dir,
sie zwang ich dir erzürnet,
sie trägt ein Kind von mir.

Der König nahm den Bogen,
legt auf den scharfen Pfeil,
alle Ritter im Zorne
spannten in grimmer Eil.

Da flogen scharfe Strahlen
und schossen durch das Licht,
doch Weland hob die Schwingen,
kein Eisen traf ihn nicht.

Er flog mit klugen Sinnen
auf seines Vaters Schloß,
und Nidung starb, der König,
das Herzeleid war groß.

Sein jüngster Sohn ward König.
Die Schwester sein gebar
Wittich, den kühnen Helden,
noch in demselben Jahr.

* * *

Friedrich Wilhelm Jos. Schelling.

Geb. am 27. Januar 1775 zu Leonburg in Württemberg, gest. am 20. August 1854 in Ragaz in der Schweiz.

Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland[1].

Die müden Glieder neigen sich zur Erde,
und bald kann ich dies Schweigen nicht mehr brechen,
es sieht mich an mit flehender Gebärde
das stumme Bild und dringt, mich noch zu sprechen!
Warum, o Erde! hatt'st du keinen Mund,
und warst so träg, die Freveltat zu rächen?
Ihr ew'gen Lichter, die des Himmels Rund,
so weit es reicht, mit stummem Glanz erfüllen,
ist das Verbrechen auch mit euch im Bund?
Kann nur der Mund, was er gesehn, enthüllen,
warum denn konnten mir die Zunge binden
ein falscher Eidschwur und ein feiger Willen?
Laß mich nicht sterben, Gott, in meinen Sünden!
Nimm diese Last von der gedrückten Seele
und laß dies Blatt den rechten Leser finden!
Daß es der Zeit, die kommen wird, erzähle,
was ich gesehn, und nicht in ew'ger Nacht
ein Grab mit mir die Greueltat verhehle! —
Es war in tiefer dunkler Mitternacht,
wann kräft'ger der Gedanke sich entzündet,
als einsam ich beim Wort des Herrn gewacht,
auf daß am nächsten Morgen ich's verkündet;
daß unversehns zwo dräuende Gestalten
(wie es geschehn, hab ich noch nie ergründet),
indem ich sinnend sitze, vor mir halten,
schwarz wie die Nacht und ihre dunkeln Mächte.
Wo wart ihr da, ihr schirmenden Gewalten?

[1]) Erlesenes Beispiel einer balladesken Erzählung in der edlen Form der Terzine. Das Gedicht ist Gustav Schwabs Sammlung „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte" (1840) entnommen. Übrigens hat Detlev von Liliencron denselben Stoff in Balladenform behandelt.

War abgewendet eure heil'ge Rechte,
dem Frommen eine feste Burg und Mauer
vor bösem Anlauf und Gefahr der Nächte?
Schon sank ich in des sichern Todes Trauer;
die Seele wandte sich zum ew'gen Lichte,
die Glieder aber löste kalter Schauer;
doch während so das Härt'ste ich erdichte,
das Äußerste zu dulden schon mich rüste,
geschah es mir, wie ich wahrhaft berichte.
Es ist ein Ort, nicht fern der Meeresküste; —
verwitwet steht der Kirche alt Gemäuer
in des Gefildes dürrer, sand'ger Wüste,
seit Gottes Hand an eines Sonntags Feier
das alte Dorf durch Sturm und Meeresbraus
bedeckte mit des Sandes dichtem Schleier.
Dahin zu kommen in dem nächt'gen Graus,
befahl der eine: „Willst die Glieder laben,
so folge mir zu spätem Hochzeitsschmaus!
Du kannst das wohl nicht alle Tage haben!"
Der andre sprach: „Nimm dieses Gold und eile!
Wo nicht, so bist du morgen schon begraben!"
Indem ich mich bedenkend noch verweile,
werd mit Gewalt und Dräun ich fortgezogen;
der Weg ist wohl von einer halben Meile.
Die Sterne standen an des Himmels Bogen,
sonst war die Nacht von keinem Lichte heiter,
und fernher tosten dumpf die Meereswogen.
Doch unsres Weges einz'ger sichrer Leiter
war ferner Laut, wie ich ihn nie vernommen!
Denn schnell durchs Dunkel gingen die Begleiter.
Und als wir endlich näher nun gekommen
dem Ziel der Reise, hielten die Gefährten;
und mehr und mehr ward mir das Herz beklommen.
Sie sprachen mit einander durch Gebärden,
drauf gaben sie den Augen eine Hülle,
wodurch sie nur die innre Nacht vermehrten.
Ich wurde nun in meiner Seele stille
und wiederholte gläubig stets die Worte
voll Trost und Kraft: Herr, es geschehe dein Wille!
Und bald gelangt ich zu dem stillen Orte,
wohin so oft voll Andacht ich gegangen;
und auf ein Zeichen öffnet sich die Pforte.
Von andern Händen werd ich da empfangen;
obwohl geblendet, kenn ich alle Schritte
und weiß, daß zum Altare wir gelangen.
Ich hört Geräusch, als wären's Menschentritte,
und leise Laute durch die Stille schweben;
doch hatt' ich Mut zur Drohung nicht, noch Bitte.
Jetzt aber schien die Ruhe aufzuleben.
Schon war ich meiner Sinne nicht mehr Meister
und dachte: nun wird sich's zum Ende geben.
So machte Furcht und Schrecken selbst mich dreister,
daß ich die Stimme herzhaft so erhoben:
„Seid abgeschiedne ihr, doch gute Geister,
die Gott den Herrn und Jesum Christum loben,
so sprecht! was treibt euch noch, zurückzukehren
in diese Welt von jener Welt dort oben?
Doch seid ihr nicht aus jenen sel'gen Sphären,
wer gab euch Macht, euch also zu erfrechen,
die heil'ge Ruhe dieses Orts zu stören?"
Doch hört ich, kaum war dies vergönnt zu sprechen,
ein schrecklich Wort mir an das Ohr getragen
und stark wie Felsen durch das Herz mir brechen.
Es galt nicht weder Fragen mehr, noch Klagen;
ich konnte meinen Willen nicht mehr regen,
denn selbst die Kraft des Wollens war zerschlagen.
Die Hülle fällt und schon steht mir entgegen
das junge Brautpaar, harrend am Altare
und wartend auf den priesterlichen Segen;
das Mädchen mit dem frischen Kranz im Haare,
zwar schön, doch bleich, als käm sie aus dem Grabe;
der Jüngling in der ersten Blüt' der Jahre.
Und hinter ihnen weiter noch hinab
sah ich beim hellen Schimmerglanz der Lichter
im mittlern Gang ein frisch geöffnet Grab.
Und nah und fern ein Volk, das dicht und dichter
sich wölkte, als es jemals sonst gewesen.
Es waren eigne seltsame Gesichter,
worin man glaubt ein fernes Land zu lesen;
doch ihre Herkunft war nicht auszuwittern,
so fremd und unbekannt war Tracht und Wesen.
Und alsbald hör ich durch die Kirche zittern
so Orgelton als sonderbare Klänge,
dergleichen auch den stärksten Sinn erschüttern.
Und als verstummten Orgel und Gesänge,
an Sprach' und Weise keinen zu vergleichen,
sah ich zum Altar drängen sich die Menge,
das Mädchen gegen mich sich freundlich neigen,
mit einem Blick — ich werd ihn immer schauen! —
und dieser Blick schien mir ein willig Zeichen.
Darob ergriff ich ohne Furcht und Grauen
des Mädchens kalte totenblasse Hand,
um sie dem schönen Jüngling anzutrauen; —
wie war's, daß ich das Zittern nicht verstand,
als ihre Hand zu seiner sich gewendet?
und warum knüpft ich solch unselig Band?
Kaum war der letzte Segensspruch vollendet
(in griech'scher Zunge, wie man mir befohlen),
so wurden mir die Augen neu verblendet;
woraus sich Tränen nicht umsonst gestohlen.
So schied mein Blick von der vermählten Braut.
Dann ließen sie ein Kruzifix sich holen,
auf das ich mußt mit heller Stimm' und laut
ein ewig Schweigen dieser Nacht geloben,
mit einem Schwur, ob dem mir jetzt noch graut.
Dies war mir noch die härteste der Proben!
Und als auch diesen Zwang ich überstanden,
ward ich zur Kirche still hinausgeschoben.
Nun frei, löst ich sogleich mich von den Banden,
so mir die Augen starr und fest umzogen,
die sich alsbald empor zum Himmel wandten.
Die Sterne standen noch am Himmelsbogen,
sie sahen auf des alten Dorfes Trümmer,
und näher brausten laut die Meereswogen;
und in der Kirche war noch schwacher Flimmer;
doch bald drauf sah ich's dunkel drinnen werden,
und es erstarb des Lichtes letzter Schimmer.
So legt, ermüdet von der Nacht Beschwerden,
kraftlos und schwach, um weiter noch zu wallen,
ich eine Weile nieder mich zur Erden.
Noch eine Weile, und ich hör ein Schallen:
es trug der Wind es von der Kirch' herüber;
es deuchte mir, als wär ein Schuß gefallen.

Darob ergriff mich Schau'r und kaltes Fieber,
in allen Gliedern schien es mich zu packen;
ich sah noch einmal in die Nacht hinüber, —
dann wandt ich eilig ihr die flücht'gen Hacken
und, fliehend schnell durch Dornen, Schilf und Moor,
als säße Tod und Hölle mir im Nacken,
kam ich vor meines Hauses offnes Tor.
Dort warf der Schrecken mich gewaltsam nieder;
doch früh am Morgen riß es mich empor:
nicht Ruh noch Rast für die zerschlagnen Glieder!
Noch eh die Sonn' emporstieg an dem Himmel,
stand ich schon vor der alten Kirche wieder.
Verschwunden war der dunkeln Nacht Gewimmel;
die Kirche färbte sich mit goldnem Saume;
es legte sich der Sinne wild Getümmel.
Mir war's, als wacht ich auf aus einem Traume!
War es des heitern Morgens frische Kühle,
die alte Still' in diesem heil'gen Raume;
war es der Trost der himmlischen Gefühle,
die dieser Ort so oft auf mich ergossen
in mancher Leiden schwerer banger Schwüle: —
mir war die Nacht wie ein Gesicht zerflossen!
Aufs neue war das Herz dem Glauben offen;
und schon hatt' ich die Kirche aufgeschlossen.
Der erste Punkt, auf den das Aug' getroffen,
ist jener Ort, wo ich das Grab erblickt:
ich gehe hin und öffn' es, stark im Hoffen, —
so tief ist mir das Zutraun eingedrückt!
ich öffn' und finde — o ihr ew'gen Wunden!
ihr ew'gen Dolche, die auf mich gezückt! —
die bleiche Braut, so ich dem Tod verbunden! —
Warum hat euch, ihr allzutreuen Augen,
nicht schwarze Nacht auf immer gleich gebunden?
O Herz, woran so viele Qualen saugen,
was hinderte dich damals abzusterben?
Ihr Lippen, die noch Lebensatem hauchen,
was hielt euch ab, euch damals zu entfärben?
O Kräfte, die allmählich mich zerstören,
was wehrt euch, damals gleich mich zu verderben?
Und so viel Jahre mußt ich in mir nähren
das traurige Geheimnis, das mich quälet,
und so mir selbst den Weg zu Gott verwehren!
Indes der Tod schon meine Stunden zählet
und vor mich stellt in jenem Schreckensbild
die Braut der Nacht, die ich ihm einst vermählet.
O selig jeder, welchem sanft und mild
aus reinem Sinn und fröhlichem Gewissen
in innrer Brust der Friede Gottes quillt!
Und diesen Frieden mußt ich lange missen!
O Quell des Heiles, unerschöpfter Born,
von dem der Gnade reiche Ströme fließen,
wend ab von mir den lang getragnen Zorn!
Laß schlafen endlich, laß sich endlich brechen
des Herzens Not und des Gewissens Dorn!
Dir ziemt es, das Verborgene zu rächen,
und neigst dich auch des Sünders frommen Bitten.
Laß diese Schrift zur fernen Zukunft sprechen
und nimm mich auf in deine ew'gen Hütten!

* * *

Friedrich von Hardenberg, gen. Novalis.

Geb. am 2. Mai 1772 zu Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld, gest. zu Weißenfels am 25. März 1801.

Novalis' Schriften, herausg. von Fr. Schlegel und Ludwig Tieck, 1802. — Novalis' Schriften, herausg. v. J. Minor, Jena 1907.

Die folgenden Gedichte, die mit Ausnahme des zweiten „Die Schlangenkönigin" alle dem romantischen Roman „Heinrich von Ofterdingen" entnommen sind, sind keine Balladen; aber der Herausgeber konnte sich nicht entschließen, sie fortzulassen; sie scheinen ihm vielmehr in einem neuen und besonderen und doch wiederum recht eigentlichen Sinne rätselhafte balladeske Stimmungen zu sein, seltene Beispiele tiefsinniger Balladen. Man vergleiche hierzu moderne Gedichte wie Hofmannsthals „Ballade des äußeren Lebens".

Lied von der Mädchen Plagen.

Sind wir nicht geplagte Wesen?
unser Los nicht sehr betrübt?
Nur zu Zwang und Not erlesen,
in Verstellung nur geübt,
dürfen selbst nicht unsre Klagen
sich aus unserm Busen wagen.

Allem, was die Eltern sprechen,
widerspricht das volle Herz.
Die verbotne Frucht zu brechen,
fühlen wir der Sehnsucht Schmerz
möchten gern die süßen Knaben
fest an unserm Herzen haben.

Wäre dies zu denken Sünde?
zollfrei sind Gedanken doch!
Was bleibt einem armen Kinde
außer süßen Träumen noch?
Nimmer ziehen sie von dannen,
will man sie auch gern verbannen.

Wenn wir auch des Abends beten,
schreckt uns doch die Einsamkeit,
und zu unsern Kissen treten
Sehnsucht und Gefälligkeit.
Würden wir wohl widerstreben,
alles, alles hinzugeben?

Unsre Reize zu verhüllen,
schreibt die Mutter streng uns vor.
Ach! was hilft der gute Willen,
quellen sie nicht selbst empor?
Bei der Sehnsucht starkem Heben
muß das beste Band sich geben.

Jede Neigung zu verschließen,
tun, als wär man kalt wie Stein,
schöne Augen nicht zu grüßen,
einsam nur und streng zu sein,
keiner Bitte nachzugeben,
das ist unser Jugendleben?

Groß sind eines Mädchens Plagen,
und ihr Herz ist doch so heiß.
Ach! zum Lohn für unsre Klagen
küßt wohl gar uns noch ein Greis.
Möchten holde Freier eilen,
Herz und Bett mit uns zu teilen.

Die Schlangenkönigin.

Der Himmel war umzogen,
es war so trüb und schwül,
heiß kam der Wind geflogen
und trieb sein seltsam Spiel.

Ich schlich in tiefem Sinnen,
von stillem Gram verzehrt.
Was soll ich nun beginnen?
Mein Wunsch blieb unerhört.

Wenn Menschen könnten leben
wie kleine Vögelein,
so wollt ich zu ihr schweben
und fröhlich mit ihr sein.

Wär hier nichts mehr zu finden,
wär Feld und Staude leer,
so flögen gleich den Winden
wir übers dunkle Meer.

Wir blieben bei dem Lenze
und von dem Winter weit,
wir hätten Früchť und Kränze
und immer gute Zeit.

Die Myrte sproßt im Tritte
der Wohlfahrt leicht hervor,
doch um des Elends Hütte
sprießt Unkraut nur empor.

Mir war so bang zumute,
da sprang ein Kind heran,
schwang fröhlich seine Rute
und sah mich freundlich an:

Warum mußt du dich grämen?
o weine doch nicht so,
kannst meine Gerte nehmen,
dann wirst du wieder froh.

Ich nahm sie, und es hüpfte
mit Freuden wieder fort,
und stille Rührung knüpfte
sich an des Kindes Wort.

Wie ich so bei mir dachte:
was soll die Rute dir?
schwankt aus den Büschen sachte
ein grüner Glanz zu mir.

Die Königin der Schlangen
schlich durch die Dämmerung;
sie schien gleich goldnen Spangen
in wunderbarem Prunk.

Ihr Krönchen sah ich funkeln
mit bunten Strahlen weit,
und alles war im Dunkeln
mit grünem Gold bestreut.

Ich nahte mich ihr leise
und traf sie mit dem Zweig,
so wunderbarer Weise
ward ich unsäglich reich.

Lied des jungen Sängers.

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
zerreißt in Dornen sein Gewand;
er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
und keins reicht hilfreich ihm die Hand.
Einsam und pfadlos fließt in Klagen
jetzt über sein ermattet Herz;
er kann die Laute kaum noch tragen,
ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

Ein traurig Los ward mir beschieden,
ich irre ganz verlassen hier,
ich brachte allen Lust und Frieden,
doch keiner teilte sie mit mir.
Es wird ein jeder seiner Habe
und seines Lebens froh durch mich;
doch weisen sie mit karger Gabe
des Herzens Forderung von sich.

Man läßt mich ruhig Abschied nehmen,
wie man den Frühling wandern sieht;
es wird sich keiner um ihn grämen,
wenn er betrübt von dannen zieht.
Verlangend sehn sie nach den Früchten
und wissen nicht, daß er sie sät;
ich kann den Himmel für sie dichten,
doch meiner denkt nicht ein Gebet.

Ich fühle dankbar Zaubermächte
an diese Lippen festgebannt.
O! knüpfte nur an meine Rechte
sich auch der Liebe Zauberband!
Es kümmert keine sich des Armen,
der dürftig aus der Ferne kam;
welch Herz wird sein sich noch erbarmen
und lösen seinen tiefen Gram?

Er sinkt im hohen Grase nieder
und schläft mit nassen Wangen ein;
da schwebt der hohe Geist der Lieder
in die beklemmte Brust hinein:
Vergiß anjetzt, was du gelitten,
in kurzem schwindet deine Last;
was du umsonst gesucht in Hütten,
das wirst du finden im Palast.

Du nahst dem höchsten Erdenlohne,
bald endigt der verschlungne Lauf;
der Myrtenkranz wird eine Krone,
dir setzt die treuste Hand sie auf.
Ein Herz voll Einklang ist berufen
zur Glorie um einen Thron;
der Dichter steigt auf rauhen Stufen
hinan und wird des Königs Sohn!

Der Sänger fährt aus schönen Träumen
mit froher Ungeduld empor;
er wandelt unter hohen Bäumen
zu des Palastes ehrnem Tor.
Die Mauern sind wie Stahl geschliffen,
doch sie erklimmt sein Lied geschwind;
es steigt, von Lieb und Weh ergriffen,
zu ihm hinab des Königs Kind.

Die Liebe drückt sie fest zusammen,
der Klang der Panzer treibt sie fort;
sie lodern auf in süßen Flammen,

im nächtlich stillen Zufluchtsort.
Sie halten furchtsam sich verborgen,
weil sie der Zorn des Königs schreckt;
und werden nun von jedem Morgen
zu Schmerz und Lust zugleich erweckt.

Der Sänger spricht mit sanften Klängen
der neuen Mutter Hoffnung ein;
da tritt, gelockt von den Gesängen,
der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in goldnen Locken
den Enkel von der Brust ihm hin;
sie sinken reuig und erschrocken,
und mild zergeht sein strenger Sinn.

Der Liebe weicht und dem Gesange
auch auf dem Thron ein Vaterherz,
und wandelt bald in süßem Drange
zu ew'ger Lust den tiefen Schmerz.
Die Liebe gibt, was sie entrissen,
mit reichem Wucher bald zurück,
und unter den Versöhnungsküssen
entfaltet sich ein himmlisch Glück.

Lob des Weins.

Auf grünen Bergen wird geboren
der Gott, der uns in Himmel bringt,
die Sonne hat ihn sich erkoren,
daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
der zarte Schoß quillt sacht empor,
und wenn des Herbstes Früchte prangen,
springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
ins unterirdische Geschoß,
er träumt von Festen und von Siegen
und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
wenn er sich ungeduldig drängt
und jedes Band und jede Klammer
mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
solang er träumt, sich um ihn her;
und wer betritt die heil'gen Schwellen,
den trifft ihr luftumwundner Speer.

Sowie die Schwingen sich entfalten,
läßt er die lichten Augen sehn.
Läßt seine Priester mit ihm schalten
und kommt heraus, wenn sie ihn flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schoße
erscheint er im Kristallgewand;
verschwiegner Eintracht volle Rose
trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
sich seine Jünger hocherfreut;
und tausend frohe Zungen stammeln
ihm ihre heiße Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
sein innres Leben in die Welt;
die Liebe nippt aus seinen Schalen
und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
von jeher sich des Dichters an,
der immer seine Lieblichkeiten
in trunknen Liedern kundgetan.

Er gibt ihm, seine Treu zu ehren,
ein Recht auf jeden süßen Mund,
und daß es keine darf ihm wehren,
macht Gott durch ihn es allen kund.

Die Lieder des alten Bergmann.

Der ist der Herr der Erde,
wer ihre Tiefen mißt
und jeglicher Beschwerde
in ihrem Schoß vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
geheimen Bau versteht
und unverdrossen nieder
zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
und inniglich vertraut
und wird von ihr entzündet,
als wär sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
mit neuer Liebe zu
und scheut nicht Fleiß und Plage,
sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
der längst verfloßnen Zeit
ist sie ihm zu berichten
mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
umwehn sein Angesicht,
und in die Nacht der Klüfte
strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
ein wohlbekanntes Land,
und gern kommt sie entgegen
den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
hilfreich den Berg hinauf;
und alle Felsenschlösser
tun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
in seines Königs Haus
und schmückt die Diademe
mit edeln Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
den glückbegabten Arm,
doch frägt er nach ihm wenig
und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
am Fuß um Gut und Geld, —
er bleibt auf den Gebirgen
der frohe Herr der Welt.

Ich kenne wo ein festes Schloß,
ein stiller König wohnt darinnen,
mit einem wunderlichen Troß;
doch steigt er nie auf seine Zinnen.
Verborgen ist sein Lustgemach
und unsichtbare Wächter lauschen;
nur wohlbekannte Quellen rauschen
zu ihm herab vom bunten Dach.

Was ihre hellen Augen sahn
in der Gestirne weiten Sälen,
das sagen sie ihm treulich an
und können sich nicht satt erzählen.
Er badet sich in ihrer Flut,
wäscht sauber seine zarten Glieder,
und seine Strahlen blinken wieder
aus seiner Mutter weißem Blut.

Sein Schloß ist alt und wunderbar,
es sank herab aus tiefen Meeren,
stand fest und steht noch immerdar,
die Flucht zum Himmel zu verwehren,
von innen schlingt ein heimlich Band
sich um des Reiches Untertanen,
und Wolken wehn wie Siegesfahnen
herunter von der Felsenwand.

Ein unermeßliches Geschlecht
umgibt die festverschloßnen Pforten,
ein jeder spielt den treuen Knecht
und ruft den Herrn mit süßen Worten.
Sie fühlen sich durch ihn beglückt
und ahnen nicht, daß sie gefangen;
berauscht von trüglichem Verlangen,
weiß keiner, wo der Schuh ihn drückt.

Nur wenige sind schlau und wach
und dürsten nicht nach seinen Gaben;
sie trachten unabläßig nach,
das alte Schloß zu untergraben.
Der Heimlichkeit urmächt'gen Bann
kann nur die Hand der Einsicht lösen;
gelingt's, das Innere zu entblößen:
so bricht der Tag der Freiheit an.

Dem Fleiß ist keine Wand zu fest,
dem Mut kein Abgrund unzugänglich;
wer sich auf Herz und Hand verläßt,
spürt nach dem König unbedenklich.
Aus seinen Kammern holt er ihn,
vertreibt die Geister durch die Geister,
macht sich der wilden Fluten Meister
und heißt sie selbst heraus sich ziehn.

Je mehr er nun zum Vorschein kömmt
und wild umher sich treibt auf Erden;
je mehr wird seine Macht gedämmt,
je mehr die Zahl der Freien werden.
Am Ende wird, von Banden los,
das Meer die leere Burg durchdringen
und trägt auf weichen grünen Schwingen
zurück uns in der Heimat Schoß.

*

Das Lied der Toten.

Lobt doch unsre stillen Feste,
unsre Gärten, unsre Zimmer,
das bequeme Hausgeräte,
unser Hab und Gut.
Täglich kommen neue Gäste,
diese früh, die andern späte,
auf den weiten Herden immer
lodert neue Lebensglut.

Tausend zierliche Gefäße,
einst betaut mit tausend Tränen,
goldne Ringe, Sporen, Schwerter,
sind in unserm Schatz:
viel Kleinodien und Juwelen
wissen wir in dunklen Höhlen,
keiner kann den Reichtum zählen,
zählt er auch ohn Unterlaß.

Kinder der Vergangenheiten,
Helden aus den grauen Zeiten,
der Gestirne Riesengeister,
wunderlich gesellt,
holde Frauen, ernste Meister,
Kinder und verlebte Greise
sitzen hier in einem Kreise,
wohnen in der alten Welt.

Keiner wird sich je beschweren,
keiner wünschen fort zu gehen,
wer an unsern vollen Tischen
einmal fröhlich saß.
Klagen sind nicht mehr zu hören,
keine Wunden mehr zu sehen,
keine Tränen abzuwischen;
ewig läuft das Stundenglas.

Tiefgerührt von heil'ger Güte
und versenkt in sel'ges Schauen,
steht der Himmel im Gemüte,
wolkenloses Blau;
lange fliegende Gewande
tragen uns durch Frühlingsauen,
und es weht in diesem Lande
nie ein Lüftchen kalt und rauh.

Süßer Reiz der Mitternächte,
stiller Kreis geheimer Mächte,
Wollust rätselhafter Spiele,
wir nur kennen euch;
wir nur sind am hohen Ziele,
bald in Strom uns zu ergießen,
dann in Tropfen zu zerfließen
und zu nippen auch zugleich.

Uns ward erst die Liebe Leben;
innig wie die Elemente
mischen wir des Daseins Fluten,
brausend Herz mit Herz.
Lüstern scheiden sich die Fluten,
denn der Kampf der Elemente
ist der Liebe höchstes Leben
und des Herzens eignes Herz.

Leiser Wünsche süßes Plaudern
hören wir allein und schauen
immerdar in sel'ge Augen,

schmecken nichts als Mund und Kuß.
Alles, was wir nur berühren,
wird zu heißen Balsamfrüchten,
wird zu weichen, zarten Brüsten,
Opfer kühner Lust.

Immer wächst und blüht Verlangen,
am Geliebten festzuhangen,
ihn im Innern zu empfangen,
eins mit ihm zu sein,
seinem Durste nicht zu wehren,
sich im Wechsel zu verzehren,
von einander sich zu nähren,
von einander nur allein.

So in Lieb und hoher Wollust
sind wir immerdar versunken,
seit der wilde trübe Funken
jener Welt erlosch;
seit der Hügel sich geschlossen
und der Scheiterhaufen sprühte
und dem schauernden Gemüte
nun das Erdgesicht zerfloß.

Zauber der Erinnerungen,
heil'ger Wehmut süße Schauer
haben innig uns durchklungen,
kühlen unsre Glut.
Wunden gibts, die ewig schmerzen,
eine göttlich tiefe Trauer
wohnt in unser aller Herzen,
löst uns auf in eine Flut.

Und in dieser Flut ergießen
wir uns auf geheime Weise
in den Ozean des Lebens
tief in Gott hinein;
und aus seinem Herzen fließen
wir zurück zu unserm Kreise,
und der Geist des höchsten Strebens
taucht in unsre Wirbel ein.

Schüttelt eure goldnen Ketten
mit Smaragden und Rubinen
und die blanken saubern Spangen,
Blitz und Klang zugleich.
Aus des feuchten Abgrunds Betten,
aus den Gräbern und Ruinen,
Himmelsrosen auf den Wangen,
schwebt ins bunte Fabelreich.

Könnten doch die Menschen wissen,
unsre künftigen Genossen,
daß bei allen ihren Freuden
wir geschäftig sind:
jauchzend würden sie verscheiden,
gern das bleiche Dasein missen, —
o! die Zeit ist bald verflossen,
kommt, Geliebte, doch geschwind!

Helft uns nur den Erdgeist binden,
lernt den Sinn des Todes fassen
und das Wort des Lebens finden;
einmal kehrt euch um.
Deine Macht muß bald verschwinden,
dein erborgtes Licht verblassen,
werden dich in kurzem binden,
Erdgeist, deine Zeit ist um.

Heinrich von Kleist.

Geb. am 18. Oktober 1777 zu Frankfurt a. O., gest. am 20. Nov. 1811 in Wannsee bei Potsdam.

„Gesammelte Schriften", herausgegeben v. L. Tieck 1826. — Sämtliche Werke und Briefe, herausgegeben von Wilhelm Herzog, Leipzig 1909/11.

Auch das folgende Gedicht ist keine Ballade; aber der Herausgeber mochte dieses eigenartige, kräftig gezeichnete legendäre Bild in dieser Sammlung als Gegenstück zur Ballade nicht missen. Wenn man übrigens von einer balladesken Wirkung des Dramas spricht, so kann dies von keinen Dramen mehr behauptet werden als grade von den Dramen Kleists. Man prüfe in dieser Beziehung die Dramen „Familie Schroffenstein", „Das Käthchen von Heilbronn", „Der zerbrochene Krug", „Die Hermannsschlacht", „Prinz von Homburg" und das Fragment „Robert Guiscard".

Der Engel am Grabe des Herrn.

Als still und kalt, mit sieben Todeswunden,
der Herr in seinem Grabe lag; das Grab,
als sollt es zehn lebend'ge Riesen fesseln,
in eine Felskluft schmetternd eingehauen;
gewälzet mit der Männer Kraft, verschloß
ein Sandstein, der Bestechung taub, die Türe;
rings war des Landvogts Siegel aufgedrückt:
es hätte der Gedanke selber nicht
der Höhle unbemerkt entschlüpfen können;
und gleichwohl noch, als ob zu fürchten sei,
es könn auch der Granitblock sich bekehren,
ging eine Schar von Hütern auf und ab
und starrte nach des Siegels Bildern hin:
Da kamen, bei des Morgens Strahl,
des ew'gen Glaubens voll, die drei Marien her,
zu sehn, ob Jesus noch darinnen sei:
denn er, versprochen hatt' er ihnen,
er werd am dritten Tage auferstehn.
Da nun die Fraun, die gläubigen, sich nahten
der Grabeshöhle: was erblickten sie?
Die Hüter, die das Grab bewachen sollten,
gestürzt, das Angesicht in Staub,
wie Tote, um den Felsen lagen sie;
der Stein war weit hinweggewälzt vom Eingang;
und auf dem Rande saß, das Flügelpaar noch regend,
ein Engel, wie der Blitz erscheint,
und sein Gewand so weiß wie junger Schnee.
Da stürzten sie, wie Leichen, selbst getroffen,
zu Boden hin und fühlten sich wie Staub
und meinten, gleich im Glanze zu vergehn.
Doch er, er sprach, der Cherub: „Fürchtet nicht!
ihr suchet Jesum, den Gekreuzigten —
der aber ist nicht hier, er ist erstanden:
kommt her und schaut die öde Stätte an."
Und fuhr, als sie, mit hocherhobnen Händen,
sprachlos, die Grabesstätte leer erschaut,
in seiner hehren Milde also fort:
„Geht hin, ihr Frau'n, und kündigt es nunmehr
den Jüngern an, die er sich auserkoren,
daß sie es allen Erdenvölkern lehren
und tun also, wie er getan —" und schwand.

Gleich und Ungleich.

(Eine Legende nach Hans Sachs.)

Der Herr, als er auf Erden noch einherging,
kam mit Sankt Peter einst an einen Scheideweg,
und fragte, unbekannt des Landes,

das er durchstreifte, einen Bauersknecht,
der faul, da, wo der Rain sich spaltete, gestreckt
in eines Birnbaums Schatten lag:
Was für ein Weg nach Jericho ihn führe?
Der Kerl, die Männer nicht beachtend,
verdießlich, sich zu regen, hob ein Bein,
zeigt auf ein Haus im Feld und gähnt und sprach:
da unten!
zerrt sich die Mütze übers Ohr zurecht,
kehrt sich und schnarcht schon wieder ein.
Die Männer drauf, wohin das Bein gewiesen,
gehn ihre Straße fort; jedoch nicht lange währt's,
von Menschen leer, wie sie das Haus befinden,
sind sie im Land schon wieder irr.
Da steht, im heißen Strahl der Mittagssonne,
bedeckt von Ähren, eine Magd,
die schneidet, frisch und wacker, Korn,
der Schweiß rollt ihr vom Angesicht herab.
Der Herr, nachdem er sich gefällig drob ergangen,
kehrt also sich mit Freundlichkeit zu ihr:
„Mein Töchterchen, gehn wir auch recht,
so wie wir stehn, den Weg nach Jericho?"
Die Magd antwortet flink: „Ei, Herr!
da seid ihr weit vom Wege irr gegangen;
dort hinterm Walde liegt der Turm von Jericho,
kommt her, ich will den Weg euch zeigen."
Und legt die Sichel weg und führt, geschickt und
emsig,
durch Äcker, die der Rain durchschneidet,
die Männer auf die rechte Straße hin,
zeigt noch, wo schon der Turm von Jericho erglänzet,
grüßt sie und eilt zurücke wieder,
auf daß sie schneid', in Rüstigkeit, und raffe,
von Schweiß betrieft, im Weizenfelde,
so nach wie vor.
Sankt Peter spricht: „O Meister mein!
ich bitte dich, um deiner Güte willen,
du wolleſt dieſer Maid die Tat der Liebe lohnen,
und, flink und wacker, wie sie ist,
ihr einen Mann, flink auch und wacker, schenken."
„Die Maid, versetzt der Herr voll Ernst,
die soll den faulen Schelmen nehmen,
den wir am Scheideweg im Birnbaumsschatten
trafen;
also beschloß ich's gleich im Herzen,
als ich im Weizenfeld sie sah."
Sankt Peter spricht: „Nein, Herr, das wolle Gott
Das wär ja ewig Schad' um sie, [verhüten.
müßt' all ihr Schweiß und Müh verloren gehn.
Laß einen Mann, ihr ähnlicher, sie finden,
auf daß sich, wie sie wünscht, hoch bis zum Giebel ihr
der Reichtum in der Tenne fülle."
Der Herr antwortet, mild den Sanktus strafend:
„O Petre, das verstehst du nicht.
Der Schelm, der kann doch nicht zur Höllen fahren.
Die Maid auch, frischen Lebens voll,
die könnte leicht zu stolz und üppig werden.
Drum, wo die Schwinge sich ihr allzuflüchtig regt,
henk' ich ihr ein Gewichtlein an,
auf daß sie's beide im Maße treffen
und fröhlich, wenn es ruft, hinkommen, er wie sie,
wo ich sie alle gern versammeln möchte.

* * *

Karoline von Günderode.

Geb. am 11. Februar 1780 zu Karlsruhe, gest. am 26. August 1806 zu Winkel am Rhein (Pseud. Tian.)

Gedichte und Phantasien 1804. Poetische Fragmente 1805. — Gesammelte Dichtungen, herausgegeben von F. Götz 1857. — Die Günderode, herausgegeben von Paul Ernst, Leipzig 1904.

Der Trauernde und die Elfen.

Zum Grab der Trauten schleicht der Knabe;
ihm ist das Herz so bang und schwer.
Da sinkt die dunkle Nacht hernieder,
und bleiche Geister gehn umher.
Des Abends feuchte Nebel tauen,
der Nachtwind wühlt in seinem Haar,
das alles wird er nicht gewahr.

In Träumen ist er ganz verloren,
er merket nicht der Stunden Gang.
Da weckt ihn aus dem dumpfen Schlummer
Musik und froher Chorgesang;
er blicket auf: und schaut den Reigen
der Elfen, deren muntrer Tanz
sich schlingt um frischer Gräber Kranz.

Und sieh! ihm naht der Elfen schönste
und spricht: „Was trauerst du so sehr?
komm! ist dein Mädchen dir gestorben?
vergiß sie! komm zum Tanze her!
Frei sind wir Elfen, ohne Sorgen.
Leicht wie der Sinn ist unser Fuß,
und froh und leicht sind Lieb und Kuß.

O zögre nicht! Nur wenig Stunden,
so moderst du; nur kurze Zeit,
so welket alles, was jetzt blühet.
Drum komm! entsag dem schweren Leid." —
Wild springt er auf zum raschen Tanze
und über seiner Braut Gebein
schlingt sich der luſt'ge Elfenreihn.

Er tanzt, vergisset die Geliebte.
Leicht, wie der Elfen, wird sein Sinn;
entbunden aller Erdensorgen,
schwingt er sich über Wolken hin.
Er sieht Geschlechter kommen, sterben,
kann alles froh und lustig sehn,
der Dinge Blühen und Vergehn.

Don Juan.

Es ist der Festtag nun erschienen,
geschmücket ist die ganze Stadt.
Und die Balkone alle grünen,
in Blumen blüht der Fürstin Pfad.
Da kommt sie, schön in Gold und Seide,
im königlichen Prunkgeschmeide
an ihres Neuvermählten Seite.

Erstaunet siehet sie die Menge
und preiset ihre Schönheit hoch!
Doch einer, einer im Gedränge
fühlt tiefer ihre Schönheit noch.
Er möcht in ihrem Blick vergehen,
da er sie einmal erst gesehen,
und fühlt im Herzen tiefe Wehen.

Sein Blick folgt ihr zum Hochzeitstanze
durch all der Tänzer bunte Reihn,
erstirbet bald in ihrem Glanze,
lebt auf im milden Augenschein.
So wird er seines Schauens Beute,
und seiner Augen süße Weide
bringt bald dem Herzen bittres Leiden.

So hat er Monde sich verzehret
in seines eignen Herzens Glut,
hat Töne seinem Schmerz verwehret,
gestählt in der Entsagung Mut;
dann könnt er vor'gen Mut verachten
und leben nur in tiefem Schmachten,
die Anmutsvolle zu betrachten.

Mit Philipp war, an heil'ger Stätte,
am Tag der Seelen fromm geweiht,
sein Hof versammelt zum Gebete,
das Seelen aus der Qual befreit;
da flehen Juans heiße Blicke:
daß sie ihn einmal nur beglücke!
erzwingen will er's vom Geschicke.

Sie senkt das Haupt mit stillen Sinnen
und hebt es dann zum Himmel auf;
da flammt in ihm ein kühn Beginnen,
er steigt voll Mut zum Altar auf.
Laut will er seinen Schmerz ihr nennen
und seines Herzens heißes Brennen
in heil'ger Gegenwart bekennen.

Laut spricht er: Priester! lasset schweigen
für Tote die Gebete all.
Für mich laßt heiße Bitten steigen;
denn größer ist der Liebe Qual,
von der ich wen'ger kann genesen,
als jene unglückse'gen Wesen,
zur Qual des Feuers auserlesen.

Und staunend siehet ihn die Menge
so schön verklärt in Liebesmut.
„Wo ist, im festlichen Gepränge?"
denkt manche still, „die solche Glut
und solches Wort jetzt hat gemeinet?"
Sie ist's, die heimlich Tränen weinet,
die Juans heiße Liebe meinet.

War's Mitleid, ist es Lieb gewesen,
was diese Tränen ihr erpreßt?
Vom Gram kann Liebe nicht genesen,
wenn Zweifelmut sie nicht verläßt.
Er kann sich Friede nicht ersagen;
denn nimmer darf's die Lippe wagen,
der Liebe Schmerz ihr mehr zu klagen.

Nur einen Tag will er erblicken,
der trüb ihm nicht vorüberflieht,
nur eine Stunde voll Entzücken,
wo süße Liebe ihm erblüht,
nur einen Tag der Nacht erwecken,
es mag ihn dann mit ihren Schrecken
auf ewig Todesnacht bedecken.

Es liebt die Königin die Bühne,
erschien oft selbst im bunten Spiel.
Daß er dem kleinsten Wunsche diene,
ist jetzt nur seines Lebens Ziel.

Er läßt ihr ein Theater bauen,
dort will die reizendste der Frauen
er noch in neuer Anmut schauen.

Der Hof sich einst zum Spiel vereinet,
die Königin in Schäfertracht
mit holder Anmut nun erscheinet,
den Blumenkranz in Lockennacht.
Und Juans Seele sieht verwegen
mit ungestümem, wildem Regen
dem kommenden Moment entgegen.

Er winkt, und Flamm' und Dampf erfüllen
entsetzlich jetzt das Schauspielhaus;
der Liebe Glück will er verhüllen
in Dampf und Nacht und Schreck und Graus;
er jauchzet, daß es ihm gelungen,
des Schicksals Macht hat er bezwungen,
der Liebe süßen Lohn errungen.

Gekommen ist die schöne Stunde;
er trägt sie durch des Feuers Wut,
raubt manchen Kuß dem schönen Munde,
weckt ihres Busens tiefste Glut.
Möcht sterben jetzt in ihren Armen,
möcht alles geben ihr! — verarmen,
zu anderm Leben nie erwarmen.

Die eilenden Minuten fliehen,
er merket die Gefahren nicht
und fühlt nur ihre Wangen glühen:
doch sie, sie träumet länger nicht,
sie reißt sich von ihm los mit Beben,
er sieht sie durch die Halle schweben —
verhaucht ist der Minute Leben.

Mit sehnsuchtsvollem, krankem Herzen
eilt Juan durch die Hallen hin.
In Wonne, Gram und süße Schmerzen
versinket ganz sein irrer Sinn,
er wirft sich auf sein Lager nieder
und holde Träume zeigen wieder
ihm ihr geliebtes, holdes Bild.

Die Sonne steiget auf und nieder;
doch Abend bleibt's in seiner Brust.
Es sank der Tag ihm, kehrt nicht wieder,
und sie, nur sie ist ihm bewußt,
und ewig, ewig ist gefangen
sein Geist in quälendem Verlangen,
sie, wachend, träumend anzuschaun.

Und da, erwacht aus seinem Schlummer,
ist's ihm, als stieg er aus der Gruft,
so fremd und tot; und aller Kummer,
der mit ihm schlief, erwacht und ruft:
o weine, sie ist dir verloren,
die deine Liebe hat erkoren,
ein Abgrund trennet sie und dich

Er rafft sich auf mit trüber Seele
und eilt des Schlosses Gärten zu;
da sieht er, bei des Mondes Helle,
ein Mädchen auf ihn eilen zu.
Sie reicht ein Blatt ihm und verschwindet,
eh er zu fragen Worte findet.
Er bricht die Siegel auf und liest:

„Entfliehe! wenn dies Blatt gelesen
du hast, und rette so dich mir.
Mir ist, als sei ich einst gewesen,
die Gegenwart erstirbt in mir,
und lebend ist nur jene Stunde,
sie spricht mir mit so süßem Munde
von dir, von dir und stets von dir."

Er liest das Blatt mit leisem Beben
und liebt's und drückt es an sein Herz.
Gewaltsam teilet sich sein Leben
in große Wonne — tiefen Schmerz.
Soll er die Teuerste nun meiden?
Kann sie dies Trauern ihm bereiten?
Soll er sie nimmer wiedersehn?

Er geht nun, wie sie ihm geboten;
da trifft ein Mörderdolch die Brust.
Doch steigt er freudig zu den Toten,
denn der Erinnrung süße Lust
ruft ihm herauf die schönste Stunde,
er hänget noch an ihrem Munde —
entschlummert sanft in ihrem Arm.

* * *

Clemens Brentano.

Geb. am 8. September 1778 zu Ehrenbreitenstein, gest. am 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg.

Godwi oder das steinerne Bild der Mutter 1801—02. Des Knaben Wunderhorn 1808—09. Gedichte 1854. Gesammelte Schriften 1851—53. Gesamtausgabe, Verlag von Georg Müller, München 1909 ff.

Die hier mitgeteilten Gedichte kennzeichnen die ganz subjektive Art dieses genialen und vielseitigen Dichters, in dessen Schaffen die Romantik ihren Höhepunkt erreicht und sich auflöst. Man beachte auch den sozialen Hintergrund mancher der Balladen. Es war verlockend, einige Balladen aus „Des Knaben Wunderhorn" aufzunehmen, doch die schönsten dieser Balladen sind ja bereits in dem Abschnitt: „Die deutsche Volksballade" und zwar in ursprünglichen Fassungen enthalten.

Die lustigen Musikanten.

Da sind wir Musikanten wieder,
die nächtlich durch die Straßen ziehn,
von unsren Pfeifen lust'ge Lieder
wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —
Es brauset und sauset
das Tambourin,
es prasseln und rasseln
die Schellen darin;
die Becken hell flimmern
von tönenden Schimmern,
um Kling und um Klang,
um Sing und um Sang
schweifen die Pfeifen und greifen
ans Herz
mit Freud und mit Schmerz!

Die Fenster gerne sich erhellen,
und brennend fällt uns mancher Preis,
wenn wir uns still zusammenstellen
zum frohen Werke in den Kreis.
Es brauset und sauset usw.

An unsern herzlich frohen Weisen
hat nimmer alt und jung genug,
wir wissen alle hinzureißen
in unsrer Töne Zauberzug.
Es brauset und sauset usw.

Schlug zwölfmal schon des Turmes Hammer,
so stehen wir vor Liebchens Haus,
aus ihrem Bettchen in der Kammer
schleicht sie und lauscht zum Fenster raus.
Es brauset und sauset usw.

Wenn in des goldnen Bettes Kissen
sich küssen Bräutigam und Braut
und glauben's ganz allein zu wissen,
macht bald es unser Singen laut.
Es brauset und sauset usw.

Bei stiller Liebe lautem Feste
erquicken wir der Menschen Ohr,
denn holde Mädchen, trunkne Gäste
verehren unser klingend Chor.
Es brauset und sauset usw.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen,
sie singen nur bei Nacht ihr Lied,
bei uns kann es nur lustig schallen,
wenn uns kein menschlich Auge sieht.
Es brauset und sauset usw.

Die Tochter.

Ich habe meinen Freund verloren
und meinen Vater schoß man tot,
mein Sang ergötzet eure Ohren,
und schweigend wein ich auf mein Brot!
Es brauset und sauset usw.

Die Mutter.

Ist's Nacht? ist's Tag? ich kann's nicht sagen,
am Stabe führet mich mein Kind,
die hellen Becken muß ich schlagen
und ward von vielem Weinen blind!
Es brauset und sauset usw.

Die beiden Brüder.

Ich muß die lust'gen Triller greifen,
und Fieber bebt durch Mark und Bein,
euch muß ich frohe Weise pfeifen
und möchte gern begraben sein!
Es brauset und sauset usw.

Der Knabe.

Ich habe früh das Bein gebrochen,
die Schwester trägt mich auf dem Arm,
aufs Tambourin muß rasch ich pochen —
sind wir nicht froh? daß Gott erbarm!
Es brauset und sauset
das Tambourin,
es prasseln und rasseln
die Schellen darin;
die Becken hell flimmern
von tönenden Schimmern,
um Kling und um Klang,
um Sing und um Sang
schweifen die Pfeifen und greifen
ans Herz
mit Freud und mit Schmerz!

Die Lore Lay.

Zu Bacharach am Rheine
wohnt eine Zauberin,
die war so schön und feine
und riß viel Herzen hin.

Und machte viel zuschanden
der Männer ringsumher,
aus ihren Liebesbanden
war keine Rettung mehr!

Der Bischof ließ sie laden
vor geistliche Gewalt —
und mußte sie begnaden,
so schön war ihr' Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore Lay!
wer hat dich dann verführet
zu böser Zauberei?"

„Herr Bischof, laßt mich sterben,
ich bin des Lebens müd,
weil jeder muß verderben,
der meine Augen sieht!

Die Augen sind zwei Flammen,
mein Arm ein Zauberstab, —
o schickt mich in die Flammen,
o brechet mir den Stab!"

„Den Stab kann ich nicht brechen,
du schöne Lore Lay!
Ich müßte dann zerbrechen
mein eigen Herz entzwei!

Ich kann dich nicht verdammen,
bis du mir erst bekennt,
warum in deinen Flammen
mein eigen Herz schon brennt."

„Herr Bischof, mit mir Armen
treibt nicht so bösen Spott
und bittet um Erbarmen
für mich den lieben Gott!

Ich darf nicht länger leben,
ich liebe keinen mehr, —
den Tod sollt Ihr mir geben,
drum kam ich zu Euch her.

Mein Schatz hat mich betrogen,
hat sich von mir gewandt,
ist fort von mir gezogen,
fort in ein fremdes Land.

Die Augen sanft und wilde,
die Wangen rot und weiß,
die Worte still und milde,
das ist mein Zauberkreis.

Ich selbst muß drin verderben,
das Herz tut mir so weh;
vor Jammer möcht ich sterben,
wenn ich mein Bildnis seh!

Drum laßt mein Recht mich finden,
mich sterben wie ein Christ,
denn alles muß verschwinden,
weil er mir treulos ist!"

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie ins Kloster hin!
Geh, Lore! Gott befohlen
sei dein berückter Sinn!

Du sollst ein Nönnchen werden,
ein Nönnchen schwarz und weiß,
bereite dich auf Erden
zum Tod mit Gottes Preis!"

Zum Kloster sie nun ritten,
die Ritter alle drei
und traurig in der Mitten
die schöne Lore Lay.

„O Ritter, laßt mich gehen
auf diesen Felsen groß,
ich will noch einmal sehen
nach meines Lieben Schloß.

Ich will noch einmal sehen
wohl in den tiefen Rhein
und dann ins Kloster gehen
und Gottes Jungfrau sein!"

Der Felsen ist so jähe,
so steil ist seine Wand,
doch klimmt sie in die Höhe,
bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Reiter
die Rosse unten an
und klettern immer weiter
zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: „Da wehet
ein Segel auf dem Rhein,
der in dem Schifflein stehet,
der soll mein Liebster sein!

Mein Herz wird mir so munter,
er muß mein Liebster sein!" —
Da lehnt sie sich hinunter
und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
sie konnten nicht hinab;
sie mußten all verderben,
ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
und immer hat's geklungen
von dem Dreiritterstein:
Lore Lay!
Lore Lay!
Lore Lay!
Als wären es meiner Drei!

Auf dem Rhein[1].

Ein Fischer saß im Kahne,
ihm war das Herz so schwer,
sein Lieb war ihm gestorben,
das glaubt er nimmermehr.

Und bis die Sternlein blinken
und bis zum Mondenschein
harrt er, sein Lieb zu fahren
wohl auf dem tiefen Rhein.

Da kommt sie bleich geschlichen
und schwebet in den Kahn,
sie schwanket in den Knieen,
hat nur ein Hemdlein an.

Sie schwimmen auf den Wellen
hinab in tiefer Ruh,
da zittert sie und wanket —
„Feinsliebchen, friereſt du?

Dein Hemdlein spielt im Winde,
das Schifflein treibt so schnell,
hüll dich in meinen Mantel,
die Nacht ist kühl und hell.“

Stumm streckt sie nach den Bergen
die weißen Arme aus
und lächelt, da der Vollmond
aus Wolken blickt heraus.

Und nickt den alten Türmen
und will den Sternenschein
mit ihren schlanken Händlein
erfassen in dem Rhein.

„O halte dich doch stille,
herzallerliebstes Gut,
dein Hemdlein spielt im Winde
und reißt dich in die Flut.“

Da fliegen große Städte
an ihrem Kahn vorbei,
und in den Städten klingen
der Glocken mancherlei.

Da kniet das Mädchen nieder
und faltet seine Händ',
aus seinen hellen Augen
ein tiefes Feuer brennt.

„Feinsliebchen bet hübsch stille,
schwank nicht so hin und her,
der Kahn möcht uns versinken,
der Wirbel reißt so sehr.“

In einem Nonnenkloster
da singen Stimmen fein,
und aus dem Kirchenfenster
bricht her der Kerzenschein.

Da singt Feinslieb gar helle
die Metten in dem Kahn
und sieht dabei mit Tränen
den Fischerknaben an.

Da singt der Knab' gar traurig
die Metten in dem Kahn
und sieht dazu Feinsliebchen
mit stummen Blicken an.

Und rot und immer röter
wird nun die tiefe Flut,
und bleich und immer bleicher
Feinsliebchen werden tut.

Der Mond ist schon zerronnen,
kein Sternlein mehr zu sehn,
und auch dem lieben Mädchen
die Augen schon vergehn.

„Lieb Mägdlein, guten Morgen!
lieb Mägdlein, gute Nacht!
Warum willst du nun schlafen,
da schon der Tag erwacht?“

Die Türme blinken sonnig,
es rauscht der grüne Wald,
in wildentbrannten Weisen
der Vogelsang erschallt.

Da will er sie erwecken,
daß sie die Freude hör,
er schaut zu ihr hinüber
und findet sie nicht mehr.

Ein Schwälblein strich vorüber
und netzte seine Brust,
woher, wohin geflogen,
das hat kein Mensch gewußt.

Der Knabe liegt im Kahne,
läßt alles Rudern sein
und treibet weiter, weiter
bis in die See hinein.

Ich schwamm im Meeresschiffe
aus fremder Welt einher
und dacht an Lieb und Leben
und sehnte mich so sehr.

Ein Schwälbchen flog vorüber,
der Kahn schwamm still einher,
der Fischer sang dies Liedchen,
als ob ichs selber wär.

[1] In der Fassung der Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ (1852), II. Bd., S. 99. — Der Schluß des Gedichtes lautet besser nach einer andern Fassung:

Und legt sich in den Nachen
und schlummert weinend ein
und treibet weiter, weiter
bis in die See hinein.

Die Meereswellen brausen
und schleudern ab und auf
den kleinen Fischernachen,
der Knabe wacht nicht auf.

Doch fahren große Schiffe
in stiller Nacht einher,
so sehen sie die beiden
im Kahne auf dem Meer.

Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hinaus in das dunkle Tal
auf engen Felsenstufen
und hab mein Liebchen ohne Zahl
bald hier, bald da gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Mein lieber Hirt, nun sage mir,
hast du Treulieb gesehen,

sie wollte zu den Lämmern hier
und dann zum Brunnen gehen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb in meinem Schoße saß
dort oben an den Klippen,
und weil die Wangen ihr so blaß,
so küßt ich ihre Lippen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich blies die Flöte, ich flocht den Kranz,
ich ging, ihr Blumen zu pflücken,
ich wollte sie zum Abendtanz
als meine Buhle schmücken.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Da hört sie ein schallendes Jägerhorn,
da tät sie die Ohrlein stellen
und schwang sich hinüber durch Distel und Dorn
und folgte dem Waldgesellen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hinab in den dunklen Wald
auf engen Felsenstufen
und habe mein Liebchen, daß es schallt,
bald hier, bald da gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Mein lieber Jäger, nun sage mir,
hast du mein Lieb gesehen?
Sie wollte in das Waldrevier
zu Hirsch und Rehen gehen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb lag heut in meinem Arm
im Schatten kühler Eichen;
wir herzten uns, es ward ihr warm,
sie ging, ins Bad zu steigen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Der Mühlbursch hell ein Liedlein pfiff,
da tauchte Treulieb unter
und tauchte auf, sprang in sein Schiff,
ganz wohlgemut und munter."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hin am Mühlbachsrand
auf engen Felsenstufen
und habe an schallender Klippenwand
mein Liebchen oft gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Nun lieber Müller, sage mir,
hast du mein Lieb gesehen?
Ich gab ihr Korn, sie wollte hier
bei dir zur Mühle gehen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb ist heut auf weichem Pfühl
in meinem Arm entschlafen,
es klang die Schelle, es klappte die Mühl,
das Auffüllen hab ich verschlafen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Und als mich morgens die Reiter geweckt,
die hier vorbeigezogen,
hat sie der Trompeter in Mantel gesteckt
und mich um sie betrogen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hin auf der Reiter Zug,
im Staub erkannt ich die Hufen,
und wo das Herz mir lauter schlug,
hab Treulieb ich gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Mein lieber Reiter, willst du mir
wo Liebchen ist wohl sagen,
ich weiß, sie hat geholfen dir
dein Zeltlein aufzuschlagen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb bei mir im Zelte lag,
das Pulver hat sie gerochen
die ganze Nacht, doch früh am Tag,
da ist sie aufgebrochen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Es zog der Bettelstudent vorbei
und spielte auf der Leier,
sie guckte hinaus, was es wohl sei,
und folgte dem neuen Freier."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte, ich folg der Leier Klang
hinab viel Felsenstufen
und habe auf dem bittern Gang
mein Liebchen noch oft gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Mein lieber Schüler, sage mir,
hast du Treulieb gesehen,
sie wollte, ich weiß es wohl, bei dir
zur Singeschule gehen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb, die fraß mir auf ein Mahl,
wohl Bettelbrot zwei Pfunde,
den Wein, den sie dem Reiter stahl,
trank ich aus ihrem Munde.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Doch als ich an der Schmiede stand,
ums Abendbrot zu singen,
viel größere Freude sie empfand
am kräft'gen Hammerschwingen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

‚Mein lieber Meister, wohlgetan',
sprach sie zum ruß'gen Mohren,
‚stell mich in deiner Schmiede an,
dich hab ich mir erkoren'."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte zur Schmiede den schwarzen Gang
hinab so viele Stufen,
und lauter als der Hammer klang
hab ich Treulieb gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Da sprach der Meister: „Sie hat der Knecht,"
der Knecht: „Sie hat der Bube,"
der Bube wies mich dann zurecht
zu Totengräbers Stube.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hinab ins Totental
wohl tausend dunkle Stufen
und hab mein Lieb wohl tausendmal

mit bittrer Angst gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Mein Totengräber, nun sage mir,
hast du mein Lieb gesehen?
Auf ihrer Mutter Grab allhier,
wollt sie die Blumen säen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb war bei mir manche Nacht
und sang mir freche Lieder,
und wenn ich ein Fräulein zu Grab gebracht,
da stahl sie ihr das Mieder.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Sie stiehlt der Braut den Jungfernkranz,
die schwarzen Totenschuhe,
die zieht sie an und ging zum Tanz
und nimmt den Leichen die Ruhe.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Und als sie nach goldenen Ringen sucht
mit gierigem Verlangen,
der tote Jude, der tief verflucht,
hat zärtlich sie umfangen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Wo ist des toten Juden Grab,
wo ruht der böse Bube?"
Der Totengräber zur Antwort gab:
„Geh nach der Schindergrube."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte zum dunklen Galgen hin
hinauf viel tausend Stufen
und hab mein Lieb mit wildem Sinn
wie Raben und Geier gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Nun, toter Jude, sage mir,
hast du Treulieb gesehen?
Sie wollte ganz allein zu dir,
um dich zu taufen, gehen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Sie war bei mir zur zwölften Stund'
und hat mir's nicht gedanket,
es heulte zum Mond des Schinders Hund,
der Gehenkte im Galgen schwanket.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Da läßt sie die edle vertrauliche Gruft
und stiehlt mir mein Geschmeide
und steigt hinauf zu dem luftigen Schuft
auf der dünnen Galgenleiter."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hinauf ins leere Schloß
wohl auf der Leiter Stufen
und habe auf jeder Galgensproß
nach meinem Lieb gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Nun sage mir, mein gehenkter Schuft,
hast du Treulieb gesehen?
Sie schöpfte hier wohl frische Luft
und wollte um sich sehen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Sie hat mit mir im Mondenschein
ein Stündchen sich geschaukelt,
da hob sich Lärm und wildes Schrein,
da kam es herangegaukelt.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Zuerst der Hexen Troß voran
auf Gabeln und auf Besen,
und dann der Meister Urian,
der hat sie sich erlesen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Er faßt die Jungfer sich aufs Korn
mit angenehmen Sitten,
sie faßt den Teufel bei dem Horn,
zum Blocksberg sie dann ritten."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hinauf die steile Höh
auf engen Felsenstufen
und hab mit Ach und hab mit Weh
nach meinem Liebchen gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Nun, lieber Teufel, sage mir,
hast du Treulieb gesehen?
Sie kam allein herauf zu dir,
dich kämpfend zu bestehen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb küßt mich beim Mummenschanz,
ich war ihr wohlgewogen,
doch hat sie mir beim wilden Tanz
ein Ohr schier abgelogen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Geh, nimm sie wieder, da sitzet sie
beschmutzt auf schmutzigem Flecke!"
„Bist du Treulieb!" ich laut aufschrie,
als ich sie dort entdeckte.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Mein lieb Treulieb, nun sage mir,
hast du Treulieb gesehen,
sie soll mir nun in dir allhier
wahrhaftiglich bestehen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb, Treulieb ist nicht allhie,
sie spukt dir im Gehirne,
Treulieb ist Dichterphantasie —
und ich bin — eine Dirne!"
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Des toten Bräutigams Lied.

Ich ging auf grünen Wegen
und trug den Hochzeitskranz,
Treulieb ging mir entgegen,
geschmückt mit gleichem Glanz.
„O wie blinkte ihr Krönlein schön,
eh die Sonne wollt untergehn!"

Und als die lichte Wonne
sich unter Wolken barg,
da spielt die letzte Sonne
im Kranz auf meinem Sarg.
„O wie blinkte usw."

Es ging im Witwenschleier
Treulieb mit mir zu Grab
und schwur: mein einz'ger Freier
sinkt mir mit dir hinab!
„O wie blinkte usw."

Sie steckt die Myrtenkrone
auf meinen Totenkranz.
Die Weiber sprachen: schone
ihn für den neuen Hans!
„O wie blinkte usw."

Sie wollt ihn mir nur geben,
wollt keines andern sein,
da lacht das volle Leben
mir in das Grab hinein.
„O wie blinkte usw."

Wer meine Kron' erblickte
und ihre Myrte drauf,
zu seinem Nachbar nickte:
Der wacht einst selig auf!
„O wie blinkte usw."

Doch als neun Monde gingen
stets müder durch den Sand,
den Strohkranz sie ihr hingen
ans Haus ob ihrer Schand!
„O wie blinkte usw."

Und die ihr Häcksel streuen
zur Nacht vor ihre Tür,
die hören's Kindlein schreien:
ich kann ja nichts dafür!
„O wie blinkte usw."

Auf meiner Krone wehen
noch ihre Myrten stets,
doch die sie schimmern sehen,
die sprechen: ja, so geht's!
„O wie blinkte usw."

Dem Tode hingegeben
hat sie ihr Kränzlein leicht,
da hat das schlechte Leben
den Strohkranz ihr gereicht.
„O wie blinkte usw."

Ihr Kind am Kirchhof spielet
und mit dem Abendlicht
hin nach dem Kränzlein schielet
und recht unschuldig spricht:
„O wie blinkte usw."

Da hatt' ich keine Ruhe
und mußte auferstehn
und ging aus meiner Truhe,
das Kränzlein einzusehn.
„O wie blinkte usw."

Ich wollt den Kranz mir holen
ins Grab mir auf das Herz,
das Kind hat ihn gestohlen,
da fühlt ich wieder Schmerz.
„O wie blinkte usw."

Konnt nicht die Stimm' erheben,
nicht schreien: den Kranz gib her!
das Totsein wie das Leben
war mir unendlich schwer!
„O wie blinkte usw."

Da half mir das Gewissen,
es nahm dem Kind den Kranz,
ich hab ihn unzerrissen,
ich hab ihn rein und ganz.
„O wie blinkte usw."

Um einen guten Namen
freit sie den ärmsten Mann,
da sie zur Kirche kamen,
sah sie die Kron' nicht an.
„O wie blinkte usw."

Da sprach ich aus der Truhe:
„Hab Dank für Lust und Schmerz,
dein Kranz mit ew'ger Ruhe
kühlt mir das treue Herz!
„O wie blinkte usw."

Wohl mir, daß ich gestorben,
als er im vollen Glanz,
mir bist du nicht verdorben,
ich habe deinen Kranz!
„O wie blinkte usw."

Treu will ich ihn aufheben;
wenn wir uns wiedersehn,
sollst du im bessern Leben
mit ihm gezieret gehn!
„O wie blinkte usw."

Denn eine einz'ge Treue
ist aller Liebe wert,
und eine einz'ge Reue
zerbricht das Richterschwert!"
„O wie blinkte usw."

Dies hört sie, ist gegangen
still mit dem armen Mann
und sah nun ohne Bangen
mein einsam Krönlein an!
„O wie blinkte usw."

Und wenn die Abendwinde
bis durch die Kronen ziehn,
spricht sie zu ihrem Kinde:
Gottlob, die Zeit geht hin!
„O wie blinkte mein Krönlein schön,
eh die Sonne wollt untergehn!"

Fragment aus einem ungedruckten Roman.

„In Not und Sünd hab ich geschwebt,
in Fluchen und in Jammer
hab ich das Elend hingelebt
auf meiner finstern Kammer.

Bei Sonnenschein und Himmelblau
hab ich zu Haus getrauert,
auf Herzensschlag und Uhrenschlag
in Einsamkeit gelauert.

Ich wußt nicht, was die Liebe ist,
man hat mich's nicht gelehret,
ich hab statt dir, Herr Jesus Christ,
die Bilder nur verehret!

Damit auch alles mir gebricht,
was mir das Herz könnt laben,
konnt ich die Eltern achten nicht,
die mich verkaufet haben.

Mensch, hilf dir selbst, so hilft dir Gott!
hat keiner mir gesaget,
es ward mein Leib der Sünde Spott,
mein Leib, der göttlich raget.

Die Küsse, die ich heiß geküßt,
sind kalt dahingeflogen,
mich hat die Lust, mich hat die List,
um Heil und Welt betrogen."

So sprach die Tochter weinend aus;
kein Brot hat sie auf morgen,
der Vater trieb sie aus dem Haus:
„Du mußt jetzt für dich sorgen!"

Sie schnürt sich ein das arme Herz,
kraust die verwirrten Locken
und geht voll Schmerz zu bösem Scherz,
die Buhler anzulocken.

Sie dreht das Haupt, sie schwingt den Leib,
sie läßt die Augen winken, —
du schönes Weib, du elend Weib,
wer wird den Becher trinken?

Ins Schauspielhaus geht sie zuletzt,
das Volk sitzt schon gedränget,
sie hat unziemlich sich gesetzt,
von Männern eingeenget.

Und rings um sie Verleumdung geht,
die Jungfraun von ihr rücken,
der Mann, der ihr zur Seite steht,
mißt sie mit Sünderblicken.

Ein Fremder setzt sich hin zu ihr,
er hat sie gleich erkennet,
das Elend ist mit böser Zier
ihr auf die Stirn gebrennet.

Sein Fuß berühret ihren Fuß,
sie könnt hinweg ihn rücken,
doch weil sie heute sorgen muß,
läßt sie ihn lieber drücken.

Er spricht zu ihr: „Der Teufel hat
zusammen uns geführet!"
Doch ward ihr Herz, so müd und matt,
nicht durch dies Wort gerühret.

Sie geht, er folgt, sie führet ihn
nach der verfluchten Kammer
und gibt dem Fremdling alles hin,
die Lust und auch den Jammer.

Er ging von ihr, kehrt wieder oft,
er hat mit ihr gelebet,
bis die Natur so unverhofft
ein beßres Band gewebet.

Ihr armes Herz hat sich erwarmt,
die Lieb ist ihr begegnet
und hat sich ihres Leibs erbarmt:
ihr Schoß ward ihr gesegnet.

Der Mieder springt, der sie geschnürt,
es wuchs ihr unterm Herzen,
und was sich ihr im Schoße rührt,
es macht ihr Freud und Schmerzen.

Sie weinet nieder in den Schoß
und denkt: „Ich will dich lieben;
bin ich gleich aller Freude los,
das Kind ist mir geblieben.

Hab ich doch nicht umsonst gelebt,
bin ich doch Mutter worden,
die Unschuld unterm Herzen schwebt,
kein Mensch soll mir sie morden.

Und stoßen sie mich auch hinaus
auf Nimmerwiedersehen,
mit meinem Kind von Haus zu Haus
will gern ich betteln gehen.

Du armes Kind, bist mein, bist mein,
auf dich will ich vertrauen,
ich werd nicht ausgestoßen sein,
du wirst ein Haus mir bauen.

Du läßt die Mutter nicht ohn Brot,
du wirst statt ihrer sorgen,
drückst ihr die Augen zu im Tod,
ist's heut nicht, ist's doch morgen."

So sinnt das Weib und hofft und wähnt
und zählt und mißt die Wochen,
da hat der Tod, den sie ersehnt,
ihr all ihr Glück zerbrochen.

Der Monde Zahl war noch nicht voll,
die Frucht noch nicht gereifet,
als schon der Schoß ihr überquoll,
das Weh ihr Kind ergreifet.

Es hat die Sonne nicht gesehn,
hat nicht die Luft getrunken,
ist, eh es sollte auferstehn,
zur Nacht hinabgesunken.

Es hat die Küsse nicht gefühlt,
womit sie es bedecket,
der Schmerz, der ihr im Herzen wühlt,
er hat's nicht aufgeweckt.

Sie hat's gekleidet, hat's geschmückt,
mit Tränen es getaufet,
hat ihm, das nie das Licht erblickt,
den kleinen Sarg gekaufet.

O dunkles Leben, heller Tod!
o kalte, kalte Erde!
o Himmel, ewig Morgenrot,
ob ich's einst sehen werde!

Ich kenn ein Haus, ein Freudenhaus!

Ich kenn ein Haus, ein Freudenhaus,
es hat geschminkte Wangen,
es hängt ein bunter Kranz heraus,
drin liegt der Tod gefangen.

In meinem Mantel trag ich hin
Biskuit und süße Weine,
der Himmel weiß wohl wer ich bin,
die Welt schimpft was ich scheine.

Die eine liest mir in der Hand,
sie will mein Unglück lesen,
die andre malt mich an die Wand
und nennt mich holdes Wesen.

Die dritte weiß sich flink zu drehn,
es schwindeln mir die Sinne,
und jede dieser bösen Feen
sucht, wie sie mich umspinne.

Doch dorten auf den Arm gelehnt,
sitzt eine stumm und weinet,
sie hat sich längst mit Gott versöhnt
und sitzet doch und weinet.

Was will sie noch in diesem Haus,
sie muß den Spott erleiden,
es zischt der freche Chor sie aus:
„Du kannst uns doch nicht meiden!"

Sie schweigt und weint und trägt den Hohn,
den schweren Büßer-Orden,
man zuckt die Achseln, kennt sie schon,
sie ist zur Närrin worden.

Doch ich berühr um sie allein
die himmelschreiende Schwelle,
bei ihr, tret ich zum Saal herein,
ist meine feste Stelle.

Sie achtet's nicht, sie blickt nicht auf:
wenn alle tanzend fliegen,
seh ich mit stetem Tränenlauf
das bleiche Haupt sie wiegen.

So hundert Tage ohne Ruh
sah ich sie wanken, weinen,
und sprach: „O Weib, welch Kind wiegst du?
will denn kein Schlaf erscheinen?

Du hast dem Leid genug getan,
gib mir's, ich will dir's tragen" —
Da schrie ihr Blick mich schneidend an,
doch konnt ihr Mund nichts sagen.

Und neulich nachts um Mitternacht
kam ich mit meiner Laute;
die Pforte hat sie aufgemacht,
die noch am Fenster schaute.

Sie zieht mich in den Garten fort,
sitzt auf ein Hüglein nieder,
gibt keinen Blick und gibt kein Wort
und weinet stille wieder.

Zu ihren Füßen saß ich hin
und ehrte ihren Kummer,
da hat mir Gott ein Lied verliehn,
ich sang sie in den Schlummer.

Ich sang so kindlich, sang so fromm,
ach, säng ich je so wieder!
„O Ruhe komm, ach Friede komm,
küß ihre Augenlider!"

Und da sie schlief, da stieg so hold
ein Kindlein aus dem Hügel,
trug einen Kranz von Flittergold
und einen Taschenspiegel.

Und brach ein Zweiglein Rosmarin,
das ihm am Herzen grünet,
und legt es auf die Mutter hin
und sprach: „Gott ist versühnet!"

Und wo den Rosmarin es brach,
da bluteten zwei Wunden,
und als es kaum die Worte sprach,
ist es vor mir verschwunden.

Die Mutter ist nicht mehr erwacht,
noch schläft sie in dem Garten,
ich steh und sing die ganze Nacht,
kann wohl den Tag erwarten.

Da ruft mich Zucht und Ehr und Pflicht
aus diesem Haus der Sünde,
doch von der Mutter laß ich nicht,
ob ihrem armen Kinde.

Es winkt zurück, wenn ich will gehn,
sitzt an des Hügels Schwelle,
und kann nicht aus dem Spiegel sehn,
sein Flitterkranz glänzt helle.

Es brach das Haus, der Kranz fiel ab,
fiel auf den Sarg der Frauen,
ich blieb getreu, tät bei dem Grab
mir eine Hütte bauen.

Und daß die Schuld nicht mehr erwacht,
will ich da ewig singen,
bis Jesus richtend bricht die Nacht,
bis die Posaunen klingen.

Oft mit dem Kind in Sturm und Wind,
sing ich auf meinen Knien:
o Jesus! du gemordet Kind,
du hast ja auch verziehen.

Ein Tröpflein deines Blutes nur
laß auf die Mutter fallen,
das macht uns rein und klar und pur,
daß wir zum Lichte wallen!

Cypressus er nun heißet!

Cyparissus.

Nicht lachen mehr, nicht singen mehr,
nicht mehr in Wäldern jagen,
still sitzen hier und klagen,
weil ich nun mein Hirschlein geschlagen tot!

Wollt eilen hin, wollt eilen her,
könnt einer mir nur sagen,
daß ich es nicht erschlagen,
daß ich nicht vergossen sein Blut so rot!

O böse Jagd! o böser Pfeil!
mit liebem Blut gerötet,
mein Freund hab ich getötet,
der um mich verlassen die Freiheit sein!

Nicht lachen mehr, nicht singen mehr,
nicht mehr in Wäldern jagen,
still sitzen hier und fragen:
wer hat erschlagen das Hirschlein mein?

O Sonnenschein, o heißer Schein!
hier sitz ich an der Quelle,
wo in dem Wasser helle
das Hirschlein sah sein güldin Geweih!

Was rauschet wohl, was blinket fein?
Was brauch ich's dann zu hören,

mein Hirschlein kann nicht kehren,
es ist ja tot und blinket nicht meh'!

Welch hoher Schritt, welch güldner Schein!
zwei Hörner seh ich blinken,
mein Hirschlein kommt zu trinken,
o Freude groß! daß ich es noch seh.

Phöbus.

O Cypariß! du holder Knab'!
dein Hirschlein ist im Walde,
mein hoher Tritt so schallte,
mein güldin Leier gab solchen Glanz!

Seit ich dich nicht gesehen hab
und hier bei dir gesessen,
hast du mich schon vergessen,
und flochte dir doch den grünen Kranz!

Cyparissus.

Den grünen Kranz will ich nicht mehr,
und bist du nicht mein Hirschelein,
und gehe und laß mich nur allein,
so habe ich es doch geschlagen tot!

Phöbus.

Deins Hirschleins Tod verdrießt mich sehr,
will dir ein andres suchen
in Eich' und grünen Buchen,
vom Morgen bis zum Abendrot.

In heißer Sonn', in kühler Nacht
will ruhn in keiner Stunden,
bis ich ein solches funden,
damit ich tröste dein'n bittern Schmerz.

Cyparissus.

In heißer Sonn', in kühler Nacht
kannst du keins je erjagen
wie meins, das ich erschlagen,
dem ich durchstochen sein treues Herz!

Verlassen hats seinen freien Stand,
von selbst kam es gegangen,
ich hab es nicht gefangen,
ein'n treueren Freund gibt es wohl kaum!

Am Halse trugs ein güldin Band,
mit Schellen auch von Golde,
und wenn ich reiten wollte,
legt ich ihm auf ein'n Purpurzaum!

Ihm war vergüldt sein hoch Geweih,
daß mit den vielen Enden
es alles mocht verblenden,
wann es rannte durch den dunklen Wald!

Es schien, als obs ein Blitzstrahl sei,
in seinen Ohren hinge
von Perlin ganz ein Ringe,
so war geziert seine hohe Gestalt!

Phöbus.

O Cypariß, du holder Freund!
ich geb dir Pfeil und Bogen,
mit Gold ganz überzogen,
o höre doch auf betrübt zu sein!

Dein schöne Augen sind ganz verweint,
von deinen süßen Wangen
ist ganz das Rot vergangen,
und deine Lippen sind so voll Pein!

Komm, geh mit mir durch den dunklen Wald,
den wilden Schmerz zu kühlen,
will singen dir und spielen,
komm und vergesse dein Hirschelein!

Cyparissus.

Dein Pfeil und Bogen nur behalt
und in den Wald alleine geh,
denn ich vergeß es nimmermeh'
und sterbe hier voll großer Pein!

Will setzen zu dem Hirschlein mich
am heißen Mittag, wenn alles schweigt,
will ruhen da,
will sterben da,
in der Einsamkeit will ich sterben,
meine Gedanken ganz traurig,
will sterben bei dem Hirschelein!

*

Da saß der Jüngling und weinte,
der Gott konnte ihn nicht trösten
und mocht nicht, daß er leide!
Da macht er ihn aus Liebe
zu einer Trauerweide!
Des Baumes Zweig' sich senken
und scheinen still zu denken
und leis herab zu weinen,
Cypressus er nun heißet!

An den Engel in der Wüste.

Ich bin durch die Wüste gezogen,
des Sandes glühende Wogen
verbrannten mir den Fuß;
es haben die Wolken gelogen,
es kam kein Regenguß.

Die Sonne trank wie im Zorne
das Wasser aus jeglichem Borne,
an dem die Reise geruht;
ich dürste, es leckten die Dorne
meiner brennenden Wunden Blut.

Ich nahm den erschlagnen Kamelen
das Wasser, das Blut aus den Kehlen,
zu retten mein Weib und Kind;
die Schätze an Gold und Juwelen
begrub im Sande der Wind.

Dann wühlt ich mit glühendem Schwerte
den Kindern manch Grab in die Erde,
erwühlte doch keinen Quell:
ob Gott sie wohl finden werde?
Die Hyäne heulte so grell.

Ein Kind unterm Mutterherzen
brach mit ihm, in schreienden Schmerzen
gebar sie es sterbend dem Tod;
es goß gleich glühenden Erzen
die Sonne mir Licht in die Not.

Gern hätte ich Tränen getrunken,
die Augen weinten nur Funken,
ich wühlt noch ein Grab in den Sand
und bin in Verzweiflung gesunken,
ach, weil ich kein Wasser fand.

Da werd ich zur wandelnden Leiche,
auf daß ich den Brunnen erreiche,
den letzten auf glühender Bahn,
und wie ich so lechzend hinschleiche,
da brüllen die Tiger mich an.

Es brannte die glühende Schwelle
des Tages, da kam ich zur Stelle,
der Brunnen war trocken und tot,
es glühte zur Mitternacht helle
der Mond wie Kupfer so rot.

Der Tod flog auf aus der Wüste
und schauderte, da ich ihn grüßte,
und floh, da rief ich ihm zu:
daß einer hier sterben müßte!
er schrie mir: „Erst lebe du!

Denn sterben heißt Ruhe erwerben,
drum kannst du nicht leben, nicht sterben,
der Durst ist unendlich in dir.
Dein Erbteil, das will ich nicht erben!"
So schrie er und eilte von mir.

Und heulend flog der Geselle
wüsteinwärts mit Pfeilesschnelle,
der Sand schlug rasselnd um ihn,
da traf mich die glühende Welle,
ach, daß ich erblindet bin.

O, Nacht ohn' Anfang und Ende,
kein Stern, wohin ich mich wende,
kein Bogen, kein Pfeil, kein Ziel!
Da rang ich betend die Hände,
bis die Decke mir niederfiel.

Da fühlt ich das Ziel mir gekommen,
die glühende Leiter erklommen
und schrie zu dem bitteren Stern:
„Der Herr hat gegeben, genommen,
gelobt sei der Wille des Herrn!"

Da hört ich ein Flügelpaar klingen,
da hört ich ein Schwanenlied singen,
da fühlt ich ein kühlendes Wehn,
da sah ich mit tauschweren Schwingen
den Engel der Wüste gehn.

Und als ich ihn fragend begrüßte:
„Sag an, du Engel der Wüste,
wo find ich den Wasserquell?"
Da sprach er: „Wer treulich büßte,
der steht an der Brunnenschwell."

„Sag an, du Engel der Wüste,
wo find ich den Quell, da ich büßte,
wo find ich Jerusalem?"
Da sprach er: „Wer das nicht wüßte,
kam nie von Bethlehem.

So folge nun streng meinem Gleise,
du wandeltest blind nur im Kreise,
nach Jerusalem wolltest du?
Reich mir die Hand auf der Reise,
du zogst nach Babylon zu.

Der Herr trieb tausend Meilen
mich her, um dich zu heilen,
zu brechen mein Brot mit dir,
den Becher auch mit dir zu teilen,
wohl auf, wir bleiben nicht hier!"

Da kniete ich still vor ihm nieder,
da legt er sein tauig Gefieder
mir kühl um das glühende Haupt
und sang mir die Pilgerlieder:
da hab ich geliebt und geglaubt.

Da sah ich den Himmel wohl offen,
ach, Gott! kühl niedergetroffen
kam Gnade, kam Segensflut;
da konnte ich endlich auch hoffen
auf meines Erlösers Blut.

Da sang ich: „Reich treulich die Hände,
nun nimmer, nimmermehr wende,
o Engel der Wüste, von mir
die Augen vor meinem Ende,
dein Kreuz ist mein Kreuz auch mir."

So haben wir da wohl gesungen
und Hand in Hand da geschlungen
und Flügel in Flügelpaar
uns über die Wüste geschwungen,
die ein Garten voll Segen war.

Dies war wohl ein innerlich Sehen,
ein innerlich Auferstehen,
in mir selber erwachte der Geist;
die Wüste, das waren die Wehen,
in denen mein Leben gekreißt.

All, was ich verloren, begraben,
all, was ich, allein zu haben,
in der heißen Wüste gesucht,
das soll mich im Geiste nun laben
in unverbotener Frucht.

O Schimmer, o Lichter, o Farben,
o alle ihr goldenen Garben
in Duft, in Sonne, in Tau!
ich schwelge, ich kann nicht mehr darben,
Gott grüß dich, mein geistlicher Pfau!

Ach, alles, was ich je gewesen,
kann dir in der Seele ich lesen,
kann vor dir in Tränen vergehn,
kann vor dir in Reue genesen,
kann mit dir dann auferstehn.

Und will dieser Abend verglimmen,
laß höher und höher uns klimmen,
auf Golgatha sinkt keine Nacht,
es singen da ewige Stimmen:
„Am Kreuze, nun hab ich vollbracht!"

Der heilige Solinus.

Ein armer Tor lebt ausgeschlossen
drauß an dem Weg bei einem Baum,
die Wandrer reichen unter Possen
ihm hartes Brot, er danket kaum.

Denn von der Sonne erstem Steigen
bis zu der Sonne Untergang,
schwingt er sich an des Baumes Zweigen
mit ewig heiligem Gesang.

Er singet nur die süßen Worte
Ave Maria! fort und fort,
aus seines Mundes armer Pforte
kam niemals noch ein ander Wort.

Und als er endlich ausgeschwungen
am Abend bei dem Baume lag,
hat sterbend leiser er gesungen
Ave Maria! bis zum Tag.

Es nahten sich des Weges Boten
erstaunt, weil sich der Tor nicht schwang,
und scharrten fromm den armen Toten
am Baume ein ohn' Sang und Klang.

Ein Weiser, der ihn oft verlachte,
reist eine Zeit nachher vorbei
und naht dem Baume stolz und dachte:
was half sein Schwingen und Geschrei?

Da spielt ein Lüftlein in den Zweigen,
auf jedem Blatt der Weise sieht
Ave Maria! steigen, neigen,
mit goldner Schrift, des Toren Lied.

Da grüßt ihn selbst der Liebe Wunder,
er kündet es der ganzen Welt
und macht zum Gruß viel Herzen munter
und schlägt viel Schwätzer aus dem Feld.

Nach des Erlösers wahren Worten
„Selig die Armen in dem Geist,"
der arme Tor, der selig worden,
der selige Solinus heißt.

Wer so für Gott nur schwingt und singet,
der löst die Fesseln der Natur,
denn nach Erlösung seufzt und ringet
mit uns ja alle Kreatur.

O, Seligkeit der beiden Worte
Ave Maria! fort und fort,
Erlösung tönet im Akkorde:
Gott, Mensch, im Fleisch gewordnen Wort!

Die Gottesmauer.

Draus bei Schleswig vor der Pforte
wohnen armer Leute viel,
ach, des Feindes wilder Horde
werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen ab zur Nacht.
Russen, Schweden sind verbündet,
brechen her mit wilder Macht.
Draus bei Schleswig, weit vor allen,
steht ein Häuslein ausgesetzt.

Draus bei Schleswig in der Hütte
singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß ich schütte
alle meine Angst und Pein."
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
zwanzigjährig, neuster Zeit,
will nicht auf den Herren bauen,
meint, der liebe Gott wohnt weit.
Draus bei Schleswig in der Hütte
singt ein frommes Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue,"
singt das fromme Mütterlein,
„daß dem Feinde vor uns graue,
hüll in deine Burg uns ein."
„Mutter," spricht der Weltgesinnte,
„eine Mauer uns ums Haus,
kriegt unmöglich so geschwinde
euer lieber Gott heraus."
„Eine Mauer um uns baue,"
singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen,
wenn's dem lieben Gott gefällt,
kann er uns die Mauer bauen;
was er will, ist wohlbestellt."
Trommeln romdidom rings prasseln,
die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln,
ach, nun bricht der Feind herein.
„Eine Mauer um uns baue,"
singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed und Russe mit Geschrei,
lärmen, fluchen, drängen, zechen,
doch dies Haus ziehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verrät das Lied";
aber sieh, das Heer vom Morgen
bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue,"
singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
an das Fenster stürmt der Nord.
„Schließt den Laden, liebe Kinder!"
spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
vier Kosakenpulke an,
rings in allen Hütten liegen
sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue,"
singt das fromme Mütterlein.

Bange Nacht voll Kriegsgetöse,
wie es wiehert, brüllet, schwirrt,
Kantschuhhiebe, Kolbenstöße,
weh! des Nachbarn Fenster klirrt.
Hurra, Stupai, Boschka, Kurwa,
Schnaps und Branntwein, Rum und Rack,
schreit und flucht und plackt die Turba,
erst am Morgen zieht der Pack.
„Eine Mauer um uns baue,"
singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue,"
singt sie fort die ganze Nacht;
morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht".
Auf nach innen geht die Türe,
nimmer käm er sonst hinaus;
daß er Gottes Allmacht spüre,

lag der Schnee wohl manshoch draus.
„Eine Mauer um uns baue,"
sang das fromme Mütterlein.

„Ja, der Herr kann Mauern bauen,
liebe, fromme Mutter, komm,
Gottes Mauer anzuschauen!"
rief der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
als der Herr die Mauer baut,
in der fünften Nacht des Jahres.
Selig, wer dem Herrn vertraut!
„Eine Mauer um uns baue,"
sang das fromme Mütterlein.

*

Aus „Romanzen vom Rosenkranz".

Rosablankens Traum.

(Erste Romanze.)

In des ernsten Tales Büschen
ist die Nachtigall entschlafen,
Mondenschein muß auch verblühen,
wehet schon der Frühe Atem.

Jetzt auch hält auf stummen Hügeln
einsam freudig seine Wache
Phosphoros, der Held der Frühe,
strahlend, ernsthaft, sinnend, harrend.

Und es geht mit leisen Füßen,
daß der Vater nicht erwache,
Rosablanka aus der Hütte,
um die Sonne zu erwarten.

Nieder sitzt sie an der Türe
und blickt betend in den Garten,
ehe noch mit grauem Flügel
an dem Dach die Schwalbe raschelt.

Auf den Schattenkelchen glühen
milden Taues Diamanten;
sind es Tränen, sind es Küsse,
ists der Glanz prophet'scher Flammen?

„Morgenstern, o sei gegrüßet
du, Maria, voll der Gnaden,
bitte für uns arme Sünder
jetzt und in dem Tode, Amen!"

Spricht sie — und vom Stern der Frühe
weissagt auch die fromme Schwalbe,
und des Traumes schwülen Flügel
spannt sie über Rosablanken.

Auf der goldnen Locken Fülle,
schwer vom blanken Nacken wallend,
sinkt ihr schlummernd Haupt zurücke,
Himmelsspiegel wird die Wange.

Schüchtern um die ros'gen Füße
ihr der Tau die Traumflut sammelt,
und der West mit kühlem Flüstern
dunkle Schlummersegel spannet.

Und der Traum spielt, sie berückend,
auf der Wimpern goldnen Strahlen,
die zum Schlummer sind entzücket
in des Morgensternes Glanze.

Und es kreuziget die Süße
fromm gewohnt sich Stirn und Wange,
legt in Gottes Hand die Zügel
der nachtwandelnden Gedanken.

Von den lichtergrauten Hügeln
nieder zu des Tales Garten
durch die Nebelwege düster
sieht sie einen Jüngling wallen.

Zu des Gartens Rosengrüften,
wo die Düfte schlummernd schwanken,
eilet Rosablanka schüchtern;
jener folget ihrem Pfade,

wandelt ernsthaft durch die Türe,
in der Rechten einen Spaten,
und sie wagt nicht ihn zu grüßen,
also hell und finster war er.

Und sie pflückt gebückt in Züchten
süße Blümlein, die noch schlafen,
die unschuld'gen, ohne Sünde,
ohne Taufe, ihm zum Kranze.

Da sie scheu den Kranz schon ründet,
steht vor ihr der trübe Wandrer,
spricht: „Wohl selig sind die Blüten,
die du tötetest im Schlafe;

selig in der Nacht gepflücket,
die in Unschuld sind empfangen,
die nicht traf der Fluch der Sünde,
starben selig vor dem Apfel.

Aber uns tut not zu büßen,
denn das Weib ward durch die Schlange
zu dem Gottesraub verführet,
den sie teilte mit dem Manne.

Und so hat der Herr erzürnet
an die Erde uns gebannet;
in der Mutter muß ich wühlen
nach dem göttlichen Erbarmen.

Mit dem Fleische ist die Sünde
aus der Erde aufgegangen;
in der Mutter muß ich wühlen,
bis der Vater sich erbarmet!"

Und vor Rosablankens Füßen
fing der Ernste an zu graben,
und da er die Gruft erwühlet,
hat die Erde ihn umfangen.

Mit ihm zu der Erde Grüften
sinken auch des Tales Schatten;
aus den Gründen zu den Hügeln
tritt die Nebelwoge wachsend.

Trüb getürmt auf düstern Füßen
schwankt der Riese auf am Walde,
schwingt die Nacht auf seinen Rücken,
kalt die Nebelfäuste ballend.

Trügend rüstet sich der Lügner
mit dem Sonnengott zum Kampfe,
der auf goldnen Flügelfüßen
flammet aus den Ozeanen.

Seinen Spiegel stellt er lügend
in der Dünste gift'gem Walle
Antichristisch ihm genüber;
jeder wache, nicht zu fallen!

Wo der Traum in ird'schen Gründen
barg den Mann, will Rosablanka,
ganz in tiefer Angst entzücket,
ihren Blumenkranz begraben.

Aber ihr entgegen züngelnd
reckt sich eine bunte Schlange,
und mit heil'gem Mut gerüstet
betet bebend Rosablanka:

„Sei verflucht, du Geist der Lügen,
dich zertrat des Weibes Samen;
o Maria, sei gegrüßet,
Mutter Gottes, voller Gnaden!

Amen!" und aus Himmelsflüssen
gießt sich aus ein Meer des Glanzes:
Maris Stella sei gegrüßet,
semper virgo, ave, salve!

Und Aurorens Heldenfüße
traten auf das Haupt der Schlange;
kindisch ihre Schuld zu sühnen,
gibt den Kranz ihr Rosablanka.

Aber auf des Tales Hügeln
glüht die Sonne, und es wallen
schon die Bienen nach den Blüten,
und es eilt die fromme Schwalbe,

kühlt des Traumes schwülen Flügel
auf dem Spiegel klarer Wasser
und beträufelt mit dem Flügel
weckend Rosablankens Wange.

Pietro.

(Sechste Romanze.)

Sieh, es schürzet Rosablanka
sich ihr Röcklein vor dem Tore,
rückt den Korb, daß er nicht wanke,
sich bequemer auf dem Kopfe.

Ganz gefangen in Gedanken
und erfüllt mit neuer Sorge
eilet durch das Feld die Schlanke
wie auf traumbeschwingter Sohle.

Höret nicht den guten Abend,
den der Wandrer ihr geboten,
und erwidert kaum das Amen
auf ein: Jesus sei gelobet!

Aber an dem letzten Garten
steht des Gärtners Fenster offen:
„Rosablanka, Rosablanka!"
ruft er ihr mit freud'gem Tone.

„Willst du so vorüber wandeln?
Nimm vorlieb; hier sind Melonen,
Feigen, Ananas, Orangen,
alle bloß für dich gebrochen!

Lange hab ich dein geharret;
die mit dir zum Markte zogen,
sind schon lang zurückgewandert.
Wo hast du so lang verzogen?"

Und die Jungfrau spricht, sich sammelnd:
„Bald hätt ich mein Wort gebrochen,
aber lieber mirs erlasse,
denn es sinket schon die Sonne!

Ängstlicher, als du geharret,
harret mein der Vater Kosme.
Sieh, wie lange schon die Schatten!
Wäre ich den Berg erst oben!

Sei Geleitsmann deinem Gaste,
ich will deine Güte loben!"
Also bittet Rosablanka;
jener greift nach seinem Korbe,

füllt ihn unten mit Orangen,
legt die zarten Feigen oben,
hängt zur Schulter ihn am Stabe,
tritt heraus und schließt die Pforte.

Und er spricht zur Seite wandelnd:
„Zürnen hätt' ich mit dir sollen,
sehnlich hab ich dein geharret,
und nun ist auch dies verloren!

Dies ist ihrer Schritte Schallen,
glaubt ich, wenn mein Herz so pochte,
blickte ängstlich durch die Kammer,
ob auch alles sei geordnet.

Und wenn ich dann wieder dachte:
sie versprach dirs nur zum Hohne,
fühlt das Herz ich lauter schlagen,
als den Tritt der leichten Sohlen.

Wer mir bot den guten Abend,
war an mir zum Lügner worden,
und die schnellen Stunden standen
boshaft still an meiner Pforte."

Also sprach er: Tränen drangen
ihm ins Aug, geheime Boten
zücht'ger Flamme, die gefangen
lag bis jetzt im Jugendstolze.

Doch dies fühlt nicht Rosablanka.
Ungeschickt zu seinem Troste
spricht sie: „Gib mir die Orangen,
die du für mich abgebrochen!"

Nimmt die goldne Frucht und danket.
Mutiger spricht er: „O Holde,
wolltest du mit gleichem Danke
nehmen, was du selbst gebrochen!

Was vertraulich bei dem Mahle
ich, dein Wirt, dir bieten wollte,
dieses Herz muß auf der Straße
scheu und unstet ich dir opfern.

Mich ernähret wohl mein Garten;
um Bologna aller Orten
siehst du keinen so gewartet
und so vorteilhaft geordnet.

Und, verzeih, ich muß es sagen:
also hab ich ihn erzogen
in dem heimlichen Verlangen,
das du drinnen mögest wohnen.

Wärst du mit hineingegangen,
unter bunten Blumenkronen
eine Königin empfangen
hätt' ich dich mit dieser Krone!"

Und nun setzt er Rosablanken
auf das Haupt die Blumenkrone,
die er in dem Korb bewahret,
ruhend auf den Früchten oben.

Und die Jungfrau in Gedanken
gehet mit begrenzten Locken
ihm zur Seite durch den Abend,
gleichend einer stummen Flora.

Pietro aber spricht: „Dein Vater
könnte dann bei uns auch wohnen,
und er wäre nie verlassen,
eines blieb ihm stets zum Troste.

Und an manchem schönen Abend
kömmt mein Bruder Jacopone,
der an Weisheit hochgeachtet,
in den Garten, sich erholend.

Und zur Freundin wirst du haben
Rosarosen, seine fromme,
stille Gattin: dir gefallen
wird mein Bruder auch, Meliore."

Aber stumm bleibt Rosablanka,
und der Jüngling spricht betroffen:
„Schweige nicht, o laß mich Armen
nicht in zweifelhaftem Troste.

Seit als Gärtner deinem Vater
ich gepflegt die roten Rosen,
trag ich heimlich, Rosablanka,
weißer Rosen bittre Dornen.

Ich versetzte ihm im Garten
weiße, rote, schwarze Rosen,
und begehrt am letzten Abend
eine weiße mir zum Lohne.

Da gabst du von deinem Stamme
mir ein Zweiglein, dicht in Moose
hüllt ichs, trugs zu meinem Garten,
stellt es in den besten Boden.

Schonend ist der Sonne Wagen
über dieses Reis gezogen,
segnend hat des Mondes Schale
guten Tau zu ihm gegossen.

Hoch bei goldnen Pomeranzen
rankt sie aus den grünen Wolken,
deines Namens Sternbild strahle
günstig meinem Horizonte!

Paradiesisch blüht der Garten,
seit die Rose bei mir wohnet,
und ich gleich dem ersten Manne,
eh das Weib geschaffen worden."

Aber Rosablanka dachte
nun des Traums von diesem Morgen.
„Pietro," sprach sie, „eine Schlange
rankt um deinen Baum die Rose!

Und der Herr hat sie geschaffen
aus der sehnsuchtsvollen Woge
seines Busens; des Entschlafnen
Herz entstieg die Traumgeborne.

Die Orange wird zum Apfel,
und der Apfel wird zum Tode,
willst du schließen in die Arme,
die dir in dem Herzen wohnet.

Heute früh in meinem Garten
grub er traurig bei den Rosen
nach dem göttlichen Erbarmen,
das er mit dem Weib verloren.

Und die bunte, böse Schlange
drang zu mir und meinen Rosen,
doch Mariens Füße traten
nieder diese Schuld des Todes.

Nimm zurücke die Orange,
die du mir vom Baum gebrochen,
denn ich teile keinen Apfel,
weil der Herr um mich gestorben."

Also redet Rosablanka.
Pietro schweigt, und tief betroffen
legt der Jüngling die Orange
zu den andern in dem Korbe.

Schweigend gehn sie nun zusammen
bis zu der Kapelle oben,
und des Abends Zaubergarten
schwankt vor ihrem Aug entrollet.

Aus den Tälern wächst der Schatten,
und es betet schon die Sonne
ihren Abendsegen, schwankend
auf des Waldes goldnen Kronen.

Durch des Himmels Gründe wallen
Wolkenschafe, goldgeflocket;
in dem Abendmeere badend
trinken sie die Purpurwoge.

Und zum Rosengarten wandelt
sich zu baden nun die Sonne,
einen Mantel webt im Schatten
ihr die Nacht aus grauem Flore.

Als sie schwebet ob dem Bade,
gleicht es einem Feueropfer,
sie dem Phönix, der mit Flammen
sich verjünget in dem Tode.

Aber rings aus Luft erstarren
hohe Purpurburgen, golden
wundervolle Inseln wachsen
aus des Äthers glüh'nden Wogen.

Und die Inseln werden Drachen,
und die Burgen all Sankt George,
und der Sonne Strahlen Lanzen,
gen die Drachen blank erhoben.

Aber ewig sich verwandelnd,
wo sie aufeinander stoßen,
ziehn sie eine Bucht kristallen
um der Sonne Bad voll Rosen.

Wie ein Schäfer scheu und schmachtend,
lauschend schleicht auf leichten Sohlen
zu der spröden Hirtin Bade,
zieht der Mond schon hinter Wolken.

Nieder zuckt sie gleich Dianen;
jungfräulich erglüh'nd im Zorne
spritzt empor sie Goldkristalle,
birgt den Schoß im Wellenschoße.

Und der Mond, den Tropfen trafen,
steht gehörnt gleich Aktäone,
und zu Sternen rings erstarren
um ihn her die goldnen Tropfen.

Mahnend zieht die Nacht den Mantel
vor des Unterganges Tore,
und die Herzen fühlen alle,
wer verloren, wer gewonnen.

Seine Schmerzen nicht mehr fassend
spricht nun Pietro: „Deine Rosen,
Sonne, sind im Abendgarten
all verblutet an den Dornen.

Paris gab den goldnen Apfel
liebend hin der Schaumgebornen,
aber mir ward ausgeschlagen
die Granate, scheu geboten!

Und die Sonne gleicht dem Apfel,
Paris gleicht dem Silbermonde,
und das Meer des Unterganges
der entschleierten Dione.

Aber ach, meine Granate
gleicht den Äpfeln von Gomorra,
innen voll von gift'ger Asche,
außen lustig und voll Wonne.

Und es drohet mir die blanke
Todessichel dort des Mondes,
wie in meinem armen Garten
tödlich steht die weiße Rose!" —

„Pietro!" spricht nun Rosablanka,
„umschaun hat der Herr verboten,
sahst du in den Abendflammen
Sodom und Gomorra lodern.

Gab zurück ich dir den Apfel,
denk getröstet meiner Worte:
Keinen Apfel mit dem Manne
teil ich; Jesus ist gestorben!

Lasse sinken all dies Trachten,
lasse sinken diese Sonne,
lasse wachsen diese Schatten!
sinkt zur Ruhe, wächst zum Troste!

Sieh, die Kerne der Granate,
die verglichen du der Sonne,
sind als Sterne aufgegangen,
leuchtend zu des Ew'gen Lobe.

Betend sollst du nun betrachten,
wie gehütet von dem Monde
sie wie Gottes Lämmer wandern,
und du sollst nicht trauern wollen.

Trauern nicht um die Granate,
trauern nicht um eine Rose,
trauern nicht um Rosablanka,
die dem Himmel sich verlobet!"

Und nun nimmt sie die Gewande
von Biondetten aus dem Korbe,
legt sie an und fromm verwandelt
steht sie eine weiße Nonne.

Pietro spricht: „Leb wohl, zum Garten
kehre ich, die Hochzeitskrone
pfleg ich dir, dir muß sie tragen
weiße Rosen, mir die Dornen!"

Und zur Erde kniet er jammernd,
aus den dunklen Augen flossen
Tränen heiß, und seine Arme
hielt er schmerzemporgehoben.

Aber in den Büschen raschelt's,
und die Jungfrau spricht: „Es kommen
meine Freunde, ausgegangen
sind die Hirsche, mich zu holen.

Beten werd ich noch heut abend,
daß die kühlen Taestropfen
diese Nacht dein Herz erlaben,
und dich ruhig seh der Morgen."

Pietro spricht: „Es wird die Flamme
in der Nacht noch wilder lodern,
büßend streue meine Asche
sich ins falbe Haar Aurora!

Doch sie schreitet zu dem Walde:
„Jesus Christus sei gelobet!"
Pietro spricht ein leises Amen,
und der Mond tritt aus den Wolken.

* * *

Achim von Arnim.

Geb. am 26. Januar 1781 zu Berlin, gest. am 21. Januar 1831 zu Wiepersdorf bei Dahme in der Mark.

Arnims Gedichte befinden sich zerstreut in seinen Romanen und Novellen (vgl. insbesondere „Armut, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" 1810 und „Die Kronenwächter" 1817) und gesammelt im 22. Bd. der „Sämtlichen Werke", 1853—56. — Eine vortreffliche Sammlung bietet der dritte Band der neuerdings von Reinhold Steig herausgegebenen Ausgabe „Achim von Arnims Werke" (Insel-Verlag, Leipzig.) — Arnims herrliche, romantische, sprachlich ungemein vollklingende und inhaltlich bedeutsame und interessante Balladen sind leider im deutschen Volke ebenso wenig bekannt wie Brentanos geniale Dichtungen; daher gereicht es dem Herausgeber zur besonderen Genugtuung, von beiden Dichtern hier eine reiche und vielseitige Auswahl zu bringen. — Über „Des Knaben Wunderhorn" vgl. die Angaben bei Brentano.

Getrennte Liebe.

Zwei schöne, liebe Kinder,
die hatten sich so lieb,
daß eines dem andern im Winter
mit Singen die Zeit vertrieb,
diesseit und jenseit dem Wasserfall
höret ihr immer den Doppelschall.

Der Winter bauet Brücken,
sie beide hat vereint,
und jedes mit frohem Entzücken
die Brücke nun ewig meint;
diesseit und jenseit am Wasserfall
wohnten die Eltern getrennt im Tal.

Der Frühling ist gekommen,
das Eis will nun aufgehn,
da werden sie beide beklommen,
die laulichen Winde wehn;
diesseit und jenseit am Wasserfall
stürzen die Bächlein mit wildem Schall.

Was hilft der helle Bogen,
womit der Fall entzückt,
von ihnen so liebreich erzogen,
zum erstenmal bunt geschmückt?
Diesseit und jenseit am Wasserfall
höret sie klagen getrennt im Tal.

Die Vögel über fliegen,
die Kinder traurig stehn
und müssen sich einsam begnügen,
einander von ferne zu sehn;
diesseit und jenseit am Wasserfall
kreuzen die Schwalben mit lautem Schall.

Sie möchten zusammen mit Singen,
so wie der Vöglein Brut,
den himmlischen Frühling verbringen,
das Scheiden so wehe tut;
diesseit und jenseit am Wasserfall
sehn sie sich endlich zum letztenmal.

Der Knabe kriegt zur Freude
ein Röckchen wie ein Mann,
das Mädchen ein Kleidchen von Seide,
nun gehet die Schule an;
diesseit und jenseit am Wasserfall
gehn sie zum Kloster bei Glockenschall.

Sie sahn sich lange nicht wieder,
sie kannten sich nicht mehr,
das Mädchen mit vollem Mieder,
der Knabe ein Mönch schon wär';
diesseit und jenseit am Wasserfall
kamen und riefen sie sich im Tal.

Das Mädchen ruft so helle,
der Knabe singt so tief;
verstehn sich endlich doch schnelle,
als alles im Hause schlief;
diesseit und jenseit am Wasserfall
springen im Mondschein die Fische all.

Froh in der nächt'gen Frische
sie kühlen sich im Fluß,
sie können nicht schwimmen wie Fische
und suchen sich doch zum Kuß;
diesseit und jenseit am Wasserfall
reißen die Strudel sie fort mit Schall.

Die Eltern hören singen
und schaun aus hohem Haus,
zwei Schwäne im Sternenschein ringen
zum Dampfe des Falls hinaus;
diesseit und jenseit am Wasserfall
hören sie Echo mit lautem Schall.

Die Schwäne herrlich sangen
ihr letztes schönstes Lied,
und leuchtende Wölkchen hangen,
manch Engelein niedersieht;
diesseit und jenseit am Wasserfall
schwebet wie Blüte ein süßer Schall.

Der Mond sieht aus dem Bette
des glatten Falls empor,
die Nacht mit der Blumenkette
erhebet zu sich dies Chor;
diesseit und jenseit am Wasserfall
grünt es von Tränen nun überall.

Der Ritter und seine Frau.

Willkommen! ruft die Freude
aus Busch und Hecken laut,
ein weißes Pferd trägt beide
zu ihrem grünen Haus:
Gebaut in fernen Stunden
erwacht des Frühlings Haus,
der Frühling hat verbunden,
die leben ew'gen Schmaus.

Tagtäglich kommen Gäste
im Flug, zu Fuß, zu Pferd,
durch Tag und Nacht zum Feste
erflammet hell der Herd:
Durch Tanz und Jubelreihen
die Frau entflammt die Schar,
die Herren ihr sich weihen
zur Jagd im Morgenklar.

Zu Paaren treiben frühe
sie aus dem Tal das Reh,
mit einem Hirsch so glühe,
zu ihres Schlosses Höh',
die schmückt sie bunt mit Bändern,
vergoldet sein Geweih
und läßt sie frei, den Ländern
zum jubelnden Geschrei.

Wenn dann die Helden schmausen,
so singt der Musen Chor,
nach ihrer Art sie hausen
nur, wo ein offnes Tor;
und offen sind die Türen,
am Tische immer Raum,
sie weiß sie wohl zu führen
mit frommer Sitte Zaum.

In ihrem Purpurnachen
mit Rudern, hell von Gold,
sie läßt sich sanft anfachen
vom Winde, kühl und hold,
sie läßt die Netze ziehen
und läßt die Fischlein schön,
daß sie vor Freude glühen,
durch ihre Hände gehn.

Da findet sie mit Freuden
des Ahns Verlobungsring,
den er in Witwerleiden
an einen Brassen hing:
„Er war das erste Zeichen",
so stand's darauf, „vom Glück,
nichts wird dem Glücke gleichen,
kommt er ins Haus zurück."

Und wird der Abend länger,
so spinnt und singt die Frau,
der Kreis wird still und enger,
der Wind durchzieht die Au;
den Sommer seht ihr ziehen,
scheint wohl Gespinst von ihr,
wenn hoch die Vögel ziehen,
die singen noch von ihr.

Die Herren möchten bleiben
bei dieses Hauses Frau,
das Leben sich vertreiben,
ins Auge ihr zu schaun;
so ziehen fort die Gäste,
wie Wolken aus dem Blau,
das Blau steht ewig feste,
die Wolken ziehn so grau.

Doch wißt, daß jeder reise
vergnüglich, ohne Harm,
die Frau erteilet Preise
beim Abschied an dem Schwarm:
Sie stecket an die Helme
die Blümlein voller Sinn,
ei seht die armen Schelme
fernwinkend weinen drin.

Dazu die Frau im Zwinger
zieht täglich Blumen auf,
doch alle viel geringer
als die des Liebsten Kauf;
die gibt sie nicht für Lieder
und nicht im Spiele hin,
die trägt kein bunt Gefieder,
die ist der Liebe Sinn.

Der Mann erkennt die Blume,
sie bleibt ihm ewig neu,
sie ruht im Heiligtume
von seinem Glauben treu:
Er kranket nicht in Sorgen,
geht keck in dunkle Schlacht,
ihm dann der helle Morgen
aus ihrer Blume lacht.

Die Blume heißt nicht Rose,
die schon voll Wunderblut,
sie heißt die Zeitenlose,
weil ihr die Zeit nichts tut;
die Jungfrau früh sie pflanze
in frischem Herzensgrund,
sie blüht mit vollem Glanze
in schönen Kindern bunt.

Winternacht.

Durch die Fenster, blumig befroren,
schimmern die Lichter matt und fern,
Trommeln und Pfeifen dumpf vor den Ohren
hören wir draußen im Schnee so gern;
bei den Feuerbecken wir wachen,
weil wir nicht gebeten hier,
meinen die Hochzeit mitzumachen
bei den Lampen an der Tür.

Drinnen sind alle im Tanz verloren,
Einer flieht vom Tanze fern,
Mädchen, seid doch keine Toren,
sprecht nicht an den blanken Herrn.
Seht, er flieht zum Platz mit Bäumen,
die geordnet schwarz im Schnee
wie ein Leichenzug da säumen,
vor dem Haus im stummen Weh.

„Was ich suche, was mich treibet,
ist mir Zauber angetan?
Ich bin selber mir entleibet,
leichter Schnee auf glatter Bahn:
O ihr Augen, lieben Sterne,
wie ihr blinket, wie ihr lachet,
bläulich scheint die tiefe Ferne,
Flammen habt ihr angefachet."

Eine öffnet da das Fenster,
glühend, atmet kalte Luft.
Hüt dich, Braut! viel Luftgespenster
dringen aus dem heißen Duft.
Der verschmähte Gott ergrimmend
kalte Pfeile auf dich wirft,
doch den Todesgesang anstimmend
sie den kalten Becher schlürft.

„Kühlung," ruft sie, „Melodien
meinem heißen Fackeltanz,
kühler Wind, du kannst entfliehen,
wirf ihm zu der Jungfrau Kranz!"
Wie der Schmiede starker Hammer
schlägt ihr Herz den Takt zum Tanz;
strahlte doch zu ihm der Jammer,
dieses Feuers letzter Glanz.

Denn sie sinket tot zurücke,
wie ein Schrei den Saal gestillt,
aus Musik im Augenblicke,
wie ein Schiff, das Wasser füllt,
eben scheinet da die Fläche,
Wellen wirbeln obenhin,
und es spielt mit ihrer Schwäche
starker Winde hoher Sinn.

Drunten schlagen sich mit Fackeln
die Bedienten um den Kranz,
ha er wird nicht lange fackeln,
denn er eilt zum Totentanz.
Mit dem blanken Degen trennend
dieses Haufens rohen Schmerz,
hebt er ihren Kranz schon brennend
auf den Degen, auf sein Herz:

„Heil'ger Schimmer, dich bewahren
kann ich nur am Herzen mein,
es erlischt mit Flammenhaaren
schon der Hochzeit Fackelschein;
wenn die Augen sind geschlossen,
mild ein Bild darinnen schafft,
ich ihm nach auf hellen Sprossen
steige in des Himmels Kraft."

Mit dem Degen, der's durchdrungen,
drückt er auf das Herz den Kranz,
scheinet von Rubin umschlungen
in des Schnees Demantglanz;
jeder war bei ihr bemühet,
bis man ihn beim Kranze fand,
der auf dem Erstarrten glühet,
so war beider Lieb erkannt.

Wie ein Mühlrad sich beweget,
wo die Mühle abgebrannt,
lange noch sein Herz sich reget,
als sein Augenlicht verbrannt;
aus dem neidenswerten Glücke,
das da oben uns erschien,
machten wir die Trauerbrücke,
ins Gewölb' sie beid' zu ziehn.

Frühlingsnacht.

Geraubet war ihm das Fräulein sein,
er sucht es in Morgen und Abend,
er sucht es in Sonn- und Mondenschein
auf glänzendem Rosse trabend:
„Wohin, wohin, mein wildes Herz?"
so ruft er, es sausen die Wälder von Schmerz.

Er suchet in seinen Gedanken auf
die Blicke voll Lust und voll Liebe
und drücket die Augen fest zu im Lauf,
taucht Sonne ins Wasser so trübe;
wie weit, wie weit bringt Frühlingstag
das weite Land, wie's keiner vermag.

Er lernet der Sprachen Mannigfalt,
zu fragen nach ihr in allen,
er lernet auch eine, die keinem schallt,
der stummen Blumen Gefallen:
Woher, woher der deutende Strauß?
Er fiel zum Fenster des Turmes hinaus!

„O Schicksal, du spielest mit Blumen bunt,
sie will in die Arme mich fassen!"
Da drückt er die Blumen an seinen Mund
und kann sich selber kaum fassen:
Wozu, wozu nun alle der Schmerz,
sie sinket im Mondenschein an sein Herz!

Und als der Mond den Bogen hell
spannt über dem Turme und zielet
und schießet die silbernen Pfeile schnell
in Augen, die brennend gefühlet:
Wie weit, wie weit bringt Liebesmacht
zwei liebende Herzen in einer Nacht.

Er spannet die Arme zum Turme aus:
„O fülle die Arme, du Liebe,
wie du mir versprochen im bunten Strauß."
Sie hört es und folget dem Triebe:
Woher, woher? Vom Turme herab
sie stürzt in die Arme ihm — beider Grab!

Am Morgen, da fliegen zwei Lerchen auf,
die überfliegen einander,
wohin, wohin der schnelle Lauf?
Sie singen es jubelnd einander:
Warum, warum viel liebe Not?
Aus Armen der Nacht steigt Morgenrot.

Der Liebesritter.

Ein versuchter Liebesritter rührt der Jungfrau schuldlos Herz,
führt als Braut vom Klostergitter sie zur Stadt in Lust und Scherz.
Zu dem großen Hochzeitmahle tritt der Bräutigam vermummt,
naht der Braut mit dem Pokale, sie erkennt ihn und verstummt.

An dem ahndungsvollen Tage quälet sie dies seltsam Spiel,
schwere Kleider sind schon Plage und der Fremden allzuviel.
Seht, ein Messer tut er zeigen, zierlich wie ein Pfeil geschliffen,
es der holden Braut zu reichen, und sie hat es scheu ergriffen.

„Schenket mir, dem armen Blinden," spricht er, „einen Tropfen Blut,
und das Licht wird sich verkünden in der heil'gen Unschuld Glut,
durch der Jungfrau blut'ge Gabe, die der Unschuld höchste Huld,
senkt sich Licht zum Augengrabe, das ich ausgeweint um Schuld."

Und die Jungfrau füllt den Becher mit dem edlen, reinen Wein:
„Trink den Glauben, lieber Zecher, und der Augen Licht wird dein."
Schuld kann nicht an Unschuld glauben, Unschuld glaubt an Unschuld gern;
nichts kann ihr Vertrauen rauben, sein Vertrauen bleibt stets fern.

Und er trinkt und spricht mit Tücke: „Dies ist keiner Jungfrau Blut,
viele schwelgten da im Glücke, denn der Wein schmeckt allen gut.
Kannst du mir kein Licht mehr schenken, bleibet Nacht mein traurig Haus,
vor dem Abend mag bedenken, wen die Gäste lachen aus."

Schelmisch lächeln schon die Gäste, ganz unleidlich scheints der Braut,
an der Unschuld Opferfeste Unschuld sich verhöhnet schaut.
Und sie spielt mit seinem Messer, gräßlich, in Verlegenheit:
„Deine Augen werden besser," spricht sie, „nimm mein Blut noch heut."

Mit dem Messer will sie ritzen ihre Brust so rein und weiß,
und des Bräut'gams Augen blitzen, weil er sie nun schuldlos weiß;
gleich als ob's ein Zufall wäre, sticht sie mit dem Messer tief
in ihr Herz aus keuscher Ehre, daß ihr Blut in Strömen lief:

„Füll den Becher, trink Vertrauen, deine Blindheit wird geheilt,
kannst ins offne Herz nun schauen, ob es seine Gunst geteilt."
Ihre Wunde will er schließen mit des Schmerzes Glaubenskuß,
doch die blut'gen Ströme fließen, ihn ersticken im Genuß.

Die Wettfahrt.

Zum Raubschloß geht der Wolken Lauf
wie flücht'ger Heere Troß.
Es schlägt der Sturm die Fenster auf
und weckt den Herrn vom Schloß.
Er träumte noch vom Fest der Nacht,
ein Traum scheint jetzt der Tag,
er sieht, was schon der Sturm vollbracht,
denkt, was er noch vermag.
Der schön verzierte Giebel wankt,
die Tanne stützt sich dran,
auf der so manche Flagge schwankt,
die er im Kampf gewann.

Der Wasservogel flieht zum Land
und jammernd es umzieht,
die See braust übern Ufersand
und scheu zurück entflieht;
am Himmel steht bald schwarze Nacht,
bald grelles Tageslicht,
der Sturm bekämpft der Erde Pracht,
was sich nicht beugt, das bricht;
ein Wolkenadler deckt die Welt
wie ein Gewölbe zu,
sein Flügelschlag die Meere schwellt
und läßt kein Blatt in Ruh.

Umschauend tritt der Herr vors Tor,
sieht da sein Pflegekind,
das in Gedanken sich verlor,
es scheint vom Weinen blind.
Er spricht: „Kein Brunnen sich ergießt,
du ringst ein Leintuch aus,
wer ist es, den dein Blick begrüßt,
wem bandest du den Strauß?
Was wandelt für ein Mißgeschick
durch deinen Trauerblick?
Sonst rühmtest du des Fischers Glück
im Fang bei Sturmes Tück!"

Sie spricht: „Lief auch der Brunnen ab,
dies Tränenmeer bleibt mir,
drin wasch ich für mein nahes Grab
die Leinentücher hier.
Du nahmst mich milde in dein Haus,
mich armes Fischerkind,
nun bring ich dir hinein den Graus
wie dieser kalte Wind!
Hör, beide Söhne plagten mich
mit Liebsgesang bei Nacht,
schier hätten sie mit Messern sich
hier morgens umgebracht.

Mich forderten sie zu der Eh,
einander auf den Speer,
da schickte ich sie auf die See,
wer da der erste wär;
das sei bei einer Fischerin
der höchsten Ehre Ziel.
Sie folgten meinem Eigensinn
und rüsteten das Spiel.
Sie fuhren in den Schiffen aus,
zur Wette segeln sie,
dem Sieger soll ich Herz und Strauß
dann geben für die Müh."

Der alte Herr in Eifer spricht:
„Du bist ein töricht Kind,
zur Ehe nehmen sie dich nicht,
verführen dich zur Sünd;
du weißt, ein streng Gesetz hier trennt
den Freien von der Magd,
ihr ehlich Kind, das er erkennt,
doch nicht zu erben wagt.
Vergiß die Lust, das eitle Wort,
bleib fromm in meiner Hut,
zum Krieg send ich die Söhne fort,
sie tun zu Haus nicht gut." —

„Ach Herr, wer denkt so weit hinaus,
wenn hier so nahes Leid;
die Söhne meid ich und das Haus,
ich schwör's mit heil'gem Eid.
Ich dacht der Söhne hohe Ehr,
ich zieh sie nicht herab,
und wurd es mir auch noch so schwer,
ich nahm den Wanderstab.
Eh sie die lange Fahrt vollbracht,
konnt ich ins Kloster fliehn:
dies hatt' ich klüglich mir erdacht,
umsonst war mein Bemühn.

Der Wind hat erst mit grimmer List
sie günstig angeweht,
jetzt seine Eile keiner mißt,
der Atem mir vergeht.
Ich habe hier umsonst gewinkt,
sie ziehn kein Segel ein,
und wenn der Liebste mir ertrinkt,
ich mich zu Tode wein!
Noch leben sie, sind kühn bemüht
an ihrer Schiffe Bord,
wenn ihnen Unglück jetzt geschieht,
so ist es doch kein Mord!"

Der Herr sieht durch die hohle Hand,
sieht beide Schiffe ziehn,
als ob's ein Schaum am Wellenrand,
als ob zwei Fischer kühn
in Sturmesheul'n, in Well'ngeschwätz
erschrockne Fisch' belauscht
und drängen sie ins Todesnetz,
das zwischen ihnen rauscht:
Zwei Segel jeder hat gesetzt,
als wär der Wind zu schwach,
mit Schaufeln jeder sie durchnetzt,
und keiner bleibet nach.

Der Alte sagt: „Ich zürn dir nicht,
du hast's nicht bös gemeint,
ich zürne deinem Angesicht,
weil es so vornehm scheint:
ich zürne mir, ich zog sie auf
zum Spiel mit Waffenehr,
das sollte flügeln ihren Lauf
auf wildem Todesmeer.
Mir schallen ihre Stimmen jetzt
im Sturm zum letztenmal,
der Mond am Meer die Sichel wetzt
beim flücht'gen Sonnenstrahl."

Jetzt hört er seiner Söhne Wort,
zerrissen bringt's der Wind,
es klingt, als ob sie nah dem Ort,
obgleich sie fern noch sind.
Der ältre spricht: „Der Sturm meint's schlecht,
gleich ist der Schiffe Lauf,
laß mir die Magd, ich geb mein Recht
als Erstgeborner auf."
Der jüngre ruft: „Das wär mir Schand,
wenn ich dein Gut dir nähm,
es ist die Magd in meiner Hand,
wenn ich die Wellen zähm!"

„Die Wellen sind mir untertan,"
ruft jener, „sie ist mein,
erweitern wir der Wette Bahn,
der Himmel fällt nicht ein;
und stieg die See auch himmelan,
die uns zur Hölle senkt,
so ist doch ehrlos, ist kein Mann,
der hin zum Lande lenkt,
eh nicht der Sieg hat Hand und Mund
für einen frei gemacht,
legt mich der Sturm jetzt in den Grund,
dich stört ein Geist der Nacht!"

Der Vater ruft: „Hört meinen Fluch,
kommt ihr nicht gleich ans Land!"
Fort trägt der Wind im Adlerflug
das Wort wie einen Brand,
doch seine Söhne hören nicht,
wie er mit schwacher Stimm'
des Himmels höchstes Strafgericht
beschwört im Vatergrimm;
der Wolken schwarz Gewölbe bebt,
viel Hagel fällt herab,
die Welle, die das Schiff jetzt hebt,
gräbt unter ihr ein Grab.

Die Welle steigt wie eine Wand
vom Fluch aus Vatermund,
der ältre stürzt vom Schiffesrand,
das Schiff sinkt auf den Grund.
Ganz leise fragt der alte Mann:
„O sag mir, liebes Kind,
mein schwaches Aug' sich täuschen kann,
ein Schiff nur steht im Wind?"
Die Magd seufzt tief: „Es sank, verschwand,
als wär's nie auf der Welt,
und bald verkehrt im Ufersand
sich wie die Muschel stellt!

Der Bruder denkt, er sei voraus,
weil er allein im Wind,
hört Ihr, er fordert jetzt den Strauß
zu seinem Angebind'!
Den bunten Strauß, ich werf ihn hin,
er sink' zum Grund der See,
den ich als Sieger trug im Sinn,
da drunten schmück' zur Eh:
Verein dich, Seufzer meiner Brust,
mit seinem Todeshauch,
und stürz des Siegers Segellust,
versenk ins Meer ihn auch.

Es öffnet mir sein Tod den Mund,
er schloß den seinen zu,
nie ward ihm meine Liebe kund,
ach gäb sie ihm jetzt Ruh.
Ja, nun wird alles ihm bewußt,
wie ich an ihn gedacht,
wie ich so oft mit sel'ger Lust
den Becher ihm gebracht;
und wie ich ihm den Sieg erfleht
in dieser Wettfahrt Lauf,
der Sturm hat mein Gebet verweht,
den Fluch bewahrt er auf."

Der Alte ruft die Dienerschaft,
daß schnell ein Schiff bemannt;
sie ruhn vom Fest in Schlafes Haft,
kein Diener kommt gerannt.
Da stößt die schöne Fischerin
ein Segelboot ins Meer,
sie fährt den alten Herrn darin,
die Brandung rollt so schwer:
Doch wohlbekannt mit dem Geschäft,
sie hält den richt'gen Lauf,
die Segel, die all eingerafft,
spannt schnell der Alte auf.

Dem Land hat sich der Sohn genaht,
weil er sich Sieger meint,
doch neue Täuschung ihn umfaht,
als dieses Schiff erscheint,
er glaubt, der ältre Bruder sei
zum Wettlauf neu bemüht,
er höret nicht des Vaters Schrei,
sein Schiff in Segeln blüht,
so treibt die Wettfahrt beide fort,
der Vater möcht ihm nahn,
daß er nur hör sein Trauerwort
und wende heim den Kahn.

Doch eh das Wort noch ist gesagt,
eh ihn der Sohn erkannt,
ein Stoßwind sie zusammenjagt,
zum Abgrund beide bannt;
auch sinkt die schöne Fischerin,
doch hebt sie Wellenhand
noch lebend an das Ufer hin,
sie ist dem Meer verwandt;
geboren war sie auf der See,
erzogen an dem Strand,
mit ihrer Schönheit, ihrem Weh
ist jede Well bekannt.

Kaum ist sie an dem Strand erwacht,
so kommt der Diener Schar
und denkt, daß sie nach froher Nacht
hier sanft entschlummert war.
Da füllt ihr Klagelied die Luft,
der Sturm hat ausgebraust:
„Das Meer ist eurer Herren Gruft,
im Schlosse keiner haust.
Doch wartet kurze Zeit am Strand,
seht meinen Traum erfüllt,
das Meer wirft dreie Hand in Hand
ans Land und ist gestillt.

Begrabt die Herrn, vom Meer gebracht,
dies ist die letzte Pflicht,
ich aber halt am Grabe Wacht,
verlasse sie noch nicht.
Im Sturm, der rings den Wald gestreckt,
erweitert sich mein Blick,
die andre Welt wird erst entdeckt
im ird'schen Mißgeschick;
im Sturm, der diese Welt zerstört,
die andre Welt erscheint,
der Lieb' und Ehre angehört
und beide ewig eint.

Es sinkt das Haus, doch ohne Schuld,
den Mut, der es gezeugt,
hat nicht des reichen Lebens Huld
und nicht der Sturm gebeugt.
Die Flamme, die der Sturm nicht beugt,
die löscht er auch nicht aus,
was hier vollendet, ist gezeugt
für eines Höhern Haus:
bald ringt ihr mit vereinter Kraft
im reinen Element,
und in der ird'schen Leidenschaft
des Himmels Führung kennt."

Guter Hoffnung.

Der Sonntag winkt mit stillen Blicken
und schmückt ein jedes Blumenbeet,
der Gärtner will ein Sträußlein pflücken,
weil seine Frau zur Kirche geht.
Und kann sich immer nicht entschließen,
wo er sein Messer brauchen soll,
die Blumen sich im Tau noch küssen,
und Herz am Herzen hängt so voll.

Da kommt sein junges Weib gegangen,
ihr schwarz Gebetbuch in der Hand,
ihr Blick gesenkt in frommem Bangen,
zur Laube hat sie sich gewandt;
wie heimlich glüht die Gaisblattlaube,
ihr Schatten ist ein duftig Bad,
und drinnen girrt die Turteltaube,
und Nelken glänzen an dem Pfad.

Da spricht die Frau mit bangen Sorgen:
„Vergessen ist die Sündenschuld,
was wollt ich beichten heute morgen,
ach Gott, hab nur mit mir Geduld.
Ach hätte ich nur eine Stunde,
mir fielen wieder Sünden ein,
aus welchem bösen Sündengrunde
mag ich wohl so vergeßlich sein."

Der Gärtner hat sich nicht verstecket,
doch ist er nicht von ihr gesehn,
die Reben haben ihn gedecket,
er staunet still, wie sie so schön;
es kniet sein Weib am Bänklein nieder
und deckt das holde Angesicht
und steht dann auf und sagt dann wieder:
was ich gesündigt, weiß ich nicht.

Der Mann will eben zu ihr springen,
und ihr, in Kraft von Lieb und Lust,
Vergebung für die Sünde bringen,
die ihrem Herzen unbewußt,
da hört er eine Harfe klingen,
sieht eine Frau mit grünem Hut,
die ihr will süße Früchte bringen,
die Frau sagt wahr und ist ihr gut.

Sie küßt die Hand des schönes Weibes
und rufet mit Verwundrung aus:
„Du bist gesegnet deines Leibes,
und Segen kommt nun in dein Haus!"
Beschämt will es die Frau nicht glauben
und klagt, wie schwer zumute ihr,
Tirola spricht: „Eh reif die Trauben,
die jetzt so hart, dann glaubst du mir."

Ihr glaubt die Frau, und heil'ge Blicke
wie Perlen sie umkränzen schön,
Tirola singt von ihrem Glücke
zu ihrer Harfe Vollgetön;
was sie gedrückt, war keine Sünde,
es war die ungewohnte Lust,
daß sie den Dank an Gott verkünde,
erhebt Gesang die freud'ge Brust.

In wessen Herz die Sünde schweiget,
da klingt des Herren Lobgesang,
das Dasein sich so freundlich zeiget,
wenn neue Hoffnung es durchdrang;
sie fleht, daß sie der Herr durchdringe
mit seines Geistes Gegenwart,
daß früh ihr Kind den Geist empfinge,
wenn es noch bildsam, rein und zart.

Da kann der Gärtner sich nicht halten,
er stimmt ins frohe Lied mit ein
und muß die Hände betend falten:
so muß sich eine Kirche weihn!
Und er gelobt, an dieser Stelle
zum Angedenken dieser Gunst
will er erbauen die Kapelle
mit hocherfahrner Bildner Kunst.

Es steht die Frau in Scham betroffen,
woher er ihr Geheimnis weiß?
Er spricht: „Ich sah den Himmel offen,
ein Engel sagte es mir leis:
Und alles Geld, was du gesparet,
den Armen gib zum Freudenmahl,
daß Gott, der Herr, dein Kind bewahret
und führt es leicht zum Sonnenstrahl."

Jakob Böhme.

Bin eines armen Bauern Knabe
und hütete der Zicklein sein
um wenig Kost und Weihnachtsgabe
und wünschte einst mir Flügelein.

Die Zicklein wollte ich ereilen
und hatte mich verstiegen fast,
die Lüfte tät ein Adler teilen
und mich bei meinem Röcklein faßt.

Da hat der Adler mich getragen
hin zu dem Berge Landeskron,
daß in der Freude viel Verzagen —
ich wünschte mich recht weit davon.

Da sah ich hoch von rotem Steine
ein Tor gewölbet rund und spitz;
da ließ der Vogel mich alleine,
da ruhten Zicklein in der Hitz.

Da hab ich auch hineingesehen,
hab einen großen Schatz erblickt,
hab drin gespielt und ließ ihn stehen:
ein alter Mann da freundlich nickt.

Dem war der Bart so wild zerzauset,
als hätt' er eine böse Frau;
es hat mir nicht vor ihm gegrauset,
er zeigte mir den ganzen Bau.

Dann mußt ich seinen Bart ihm rechten,
zu dreien Strahlen eingestrählt;
ich täte ihn gar künstlich flechten
und hab ihn wohl dabei gequält.

Ich nahm dann Abschied von dem Alten,
der Abend glänzte an dem Tor —
ich ließ mich nun nicht länger halten,
daß ja kein Zicklein sich verlor.

Und als die Vögel krochen unter,
komm ich bei meinem Bauern an;
mein Auge lachte mir so munter,
die Backen klopft der alte Mann.

Und als er alles hat gehöret,
da stieg er gleich mit mir zurück:
da war das rote Tor zerstöret,
es lag da manches Felsenstück.

Die Pfalz.

Im See auf Felsenspitzen
wird bald dein Schloß, die Pfalz,
so eckig weiß dir blitzen,
als wär's ein Körnlein Salz,
  und rings in dem Kessel von Felsen,
  da siedet das Wasser am Grund,
  ich rat es euch Wagehälsen,
  verbrennet euch nicht den Mund.

Es glänzen da sieben Türme,
von sieben Strudeln bewacht,
und wie der Feind sie stürme,
der alte Türmer lacht;
  Die alten Salme lauern
  auf frische Helden voll Mut,
  wenn Heldenbräute trauern,
  da füttern sie ihre Brut.

Denn sieh, die Schiffe kommen
gerüstet bis zum Schloß
gar prächtig angeschwommen,
da trifft sie Wirbelstoß.
  Und wie ein Rad der Mühle
  so drehn sie sich geschwind,
  als wär es nur zum Spiele,
  bis sie verschwunden sind.

Doch willst du einen retten,
dem wirft der Türmer dreist
um den Leib den Haken an Ketten
und ihn hinüberreißt
  und zeigt ihm des Schlosses Türe;
  doch wer nicht fliegen kann,
  der braucht der Leitern viere,
  eh er zur Türe hinan.

Und ist er eingetreten,
da stehn vier eiserne Mann,
die stechen, eh er kann beten,
hält sie der Türmer nicht an;
  sie scheuen keinen Degen
  und haben doch kein Herz,
  Stahlfedern sie bewegen,
  sie sind gegossen aus Erz.

Und ist er da vorüber
im grünen ummauerten Platz,
da wird ihm wohler und trüber,
als wär er bei seinem Schatz.
  Da stehen die Kirschen in Blüten
  und Kaiserkronen in Glanz,
  die Nachtigall singet im Brüten,
  kein Mädchen führt ihn zum Tanz.

Der Türmer nimmer leidet
ein Mädchen in der Pfalz,
und ist sie als Ritter verkleidet,
so kostet's ihr den Hals.
  Doch hat er den Bart gefühlet,
  dann läßt er ihn zu dir ein
  zum Schloßhof, wo Wasser spielet
  mit buntem Strahlenschein.

Da fließet ein Brünnlein helle,
das wie der Himmel rein,
wie auch der See anschwelle
von irdisch gelbem Schein.
  Der Blumen stehen da viele
  am schwarzen Gemäuer entlang,
  und eine kleine Mühle
  steht mitten in dem Gang.

Die Mühle drehet und netzet
den Schleifstein grau und fein,
ein Alter schleifet und wetzet
beständig auf dem Stein:
  da schleifet er alle Stunden
  ein Heldenschwert am Stein
  und hat nicht Zeit gefunden,
  daß alle würden rein.

Nun, Fremdling, geh nur vorüber,
dir fliegen die Funken ins Aug,
bald wäre es dir viel lieber,
du lägst bei den andern auch.
  Denn keiner kömmt zurücke,
  der einmal hier oben war,
  es sei denn, daß er sich bücke
  und daß ihm gebleicht sein Haar.

Die Zimmer des Schlosses sind enge,
gewölbt von Doppelkristall,
und blankes Silbergepränge,
das spielt mit den Strahlen Ball;
  da sitzet auf einem Löwen
  des letzten Grafen Sohn,
  an solchen gefährlichen Höfen
  ist das der sicherste Thron.

Er denkt an Vater und Mutter
und an des Unsterns Nacht,
das ist ein Heldenfutter,
das nährt des Herzens Macht;
da sieht er in die Schrecken
wie in Alltäglichkeit
und läßt sich nimmer necken
von falscher Sorglichkeit.

Er ist so sicher in Kräften,
so herrlich von Angesicht,
so glücklich in allen Geschäften,
des Unsterns achtet er nicht;
ihm scheinet der Tag der Sage
schon freudig durch die Nacht,
die Nacht vorm jüngsten Tage
wird schweigend zugebracht . . .

Die Narren.

Der Böhmen König gibt ein Fest;
auf goldnem reichbesetzten Tisch
steht ein verstecktes Narrennest,
ein ungeheurer Riesenfisch.
Der König schneidet in den Bauch,
da springt ein kleiner Kerl heraus,
bekleidet nach Prophetenbrauch,
und gibt sich für den Jonas aus
und küßt des Königs Gnadenhand,
die aus dem Fische ihn befreit;
das Kerlchen spricht so schlau gewandt,
daß es den König recht erfreut.

„Wer bist du, Zwerglein?“ spricht der Held,
„sei mir willkommen bei dem Schmaus;
was treibt dich in die weite Welt,
wo bist du, kleiner Mann, zu Haus?“
Er spricht: „Ich bin ein Narr fürs Geld,
ein Narr ist überall zu Haus,
ich bleibe, wenn es euch gefällt,
ich gehe, wenn mein Witz zu kraus.
Beim Herrn von Limpurg war ich lang,
der war zu sanft, ich sprach zu hart,
so machte ich zu Euch den Gang,
um mich zu freun an Heldenart.“

Der König ruft nun seine Narrn,
um ihn zu prüfen, ob er klug,
um ihn zu fangen in dem Garn
mit einem list'gen Narrenzug;
zwei alte Tölpel stolpern her,
mit buntem Kleide angetan,
doch ihre Zungen sind so schwer,
sie greifen an den kleinen Mann
mit lahmen Späßen ohne Mut
und wären lieber wieder fort;
doch unser Kleiner gar nicht ruht,
er schenket ihnen gar kein Wort.

Der Kleine übermeistert sie,
im fremden Land gilt der Prophet,
er fürchtet keinen, scheut sich nie,
er weiß es nicht, wie es dort steht.
Die großen Tölpel werden stumm,
der König nimmt ihr hölzern Schwert
und spricht: „Ihr Narren seid zu dumm,
der Kleine ist des Schwertes wert,
ihr geht, der Mann im roten Kleid
wird eure Löhnung zahlen aus!“
Der Kleine schmückt sich voller Freud,
die beiden gehen voller Graus.

Der Kleine höhnt sie wacker aus,
ein jeder Einfall neue schafft,
nie dauerte so lang der Schmaus,
wie mundet heut der Rebensaft;
der König sagt zu allen laut,
daß er noch nie so lustig war,
dem Kleinen hat er ganz vertraut,
er sagt was wahr, er trinkt, was klar,
der Narr belehrt den klügsten Rat
und wendet jeglichen Verdruß,
der Kleine denkt: es ist ein Staat,
wo mir ein jeder gut sein muß.

Da bringt der Mann im roten Kleid
noch eine Schüssel seinem Herrn,
der sieht hinein mit Schadenfreud
und tut sie wieder dann versperrn.
Doch unser Narr ist schon so dreist,
er blicket durch den Spalt hinein,
obgleich der König es verweist.
Der Narr fängt kindisch an zu schrein.
„Herr,“ sprach er mit gebrochner Stimm',
„zwei Menschenhäupter liegen drin;
wer reizte Euren edlen Grimm
mit Frevel oder Eigensinn?“

„Mitnichten,“ spricht der König kalt,
„die beiden hab ich nicht gehaßt,
sie wurden mir nur allzu alt
und haben hier nicht mehr gepaßt.
Es sind die Narren, die allhier
dein guter Witz schnell überwand,
was sollten sie nun ferner mir,
du hast sie in ihr Nichts gesandt.
Ein kluger Mann, wenn er verdummt,
erweckt noch aller Narren Witz;
was ist ein Narr, der je verstummt!
er ist auf Erden nichts mehr nütz.“

Das läuft dem Narren kalt wie Eis
durchs Rückenmark zu Zung' und Mund,
dann wird ihm wieder glühend heiß,
er spricht aus bangem Herzensgrund:
„Der Teufel sei hier Narr fürs Geld,
denn wagte ich mein Leben gern,
so wär ich auch ein großer Held
und nicht ein Narr für große Herrn.
Ich spring zurück in meinen Fisch,
der Narren Blut löscht allen Witz:
Wer junge Narren braucht am Tisch,
der gönn' den alten ihren Sitz.“

Der Wilddieb.

Die Mutter hat schon lang geschaut
von ihrem Giebelfenster,
als kaum der Morgen hat gegraut,
es weckten sie Gespenster:
Der Mann, der Sohn, sie blieben aus,
sie wollten abends schon nach Haus.

Da naht der Sohn, sie lacht ihn an,
er keucht mit schwerem Ranzen;
sie rät, was ihm so lasten kann,
was nach der Pfeif' muß tanzen:
Ob Hirsch, ob Reh im Tanze fiel?
Sie holet Wein zum Freudenspiel! —

Der Sohn schleicht scheu und denkt der Not,
die nachts von ihm bestanden,
wie viele Jäger ihn bedroht,
im Dunkel ihn nicht fanden;
der Vater nur, der konnt' nicht mit,
der rief zu ihm die letzte Bitt'.

Der Vater scheut die lange Haft,
fällt er in Jägerhände,
erloschen war der Füße Kraft,
der Augen Feuerbrände;
vom Sohn erfleht er schnellen Tod,
der wartet bis zum Morgenrot.

Der Sohn kann fliehen, doch er harrt,
daß sich der Vater stärke,
sein Fuß scharrt leis, sein Auge starrt,
daß es der Vater merke:
Kein Jäger weicht von seinem Ort,
sonst trüge er den Vater fort.

Der Fuchs, wenn ihn das Eisen fängt,
beißt ab die eignen Glieder;
die gleiche Not ihn jetzt umdrängt
und das Gesetz der Brüder:
„Wer lebend fällt in Jägers Hand,
den töte, wer ihm noch verwandt."

Sein Kopf wird heiß, kein Tau ihm sinkt,
die Nacht ist so verflossen,
der Vater kniet, als Morgen blinkt
der Sohn hat abgeschossen,
und wie der Vater niederfällt,
die Jäger fliehn, die ihn umstellt.

Sie meinen all, ein Jäger tat's,
und scheun des Sohnes Rache,
durch Zeichen sind sie eines Rats,
sie fliehn, als ob ein Drache
an ihre Fersen sei gebannt,
so sind die Jäger fortgerannt.

Des Vaters Ehr' bedenkt der Sohn,
daß ihn nicht fressen Raben,
daß ihn die Fremden nicht mit Hohn
in Kirchhofseck begraben:
Er sackt ihn ein und hebt ihn auf
und eilt nach Haus im schnellen Lauf.

So tritt er zu der Türe ein,
die Mutter fröhlich winket:
„Heut muß es reiche Beute sein,
das Blut schon fernhin blinket!" —
„Da, Mutter, nehmt sie heut für Euch,
ich brach mir keinen grünen Zweig.

Spart auf den Wein zum Totenmahl,
das Ehbett macht zur Bahre,
wascht Vatern rein vom blut'gen Strahl,
daß keiner es erfahre,
das beste Hemde zieht ihm an
und sprecht, es starb am Schlag der Mann.

Ihr sorgt für Schmaus und ehrlich Grab,
für Gäste will ich sorgen,
die Büchs schoß manchen Vogel ab,
die Freunde Kugeln borgen:
so viele Jäger uns umstellt,
so viele sind zum Schmaus gesellt.

Ich ruf die Freund' um Hilfe an,
daß ich bald fertig werde,
die Jäger treff' ich Mann für Mann
rings an des Försters Herde:
durchs Fenster schießen wir hinein,
solang sich reget ein Gebein."

Guter Rat kommt über Nacht[1].

Über den Knüppeldamm durchs Knochenfeld
bei der wüsten Kirche fahren vorbei
sieben Bauern nachts mit trunknem Geschrei,
klatschen mit Peitschen und klappern in der Tasche mit Geld,
kommen vom Markt und rühmen einander die Zeit,
galt doch der Scheffel Roggen drei Taler heut.

An der Mauer des Kirchhofs steht da ein Weib,
bleich von Gesicht, sie trägt ein schimmerndes Hemd,
eine frostige Tracht und hier in den Marken so fremd;
peitscht doch der erste der Bauern ihr höhnend den Leib.
„Nehmt mich lieber ein Stündlein für Gotteslohn mit!"
bittet die Frau den ersten, der fährt noch im Schritt.

„Gott, der schläft jetzt," spricht der Bauer in Ruh,
„denn wie käm's sonst, Bauern gewinnen so viel:
sind doch gottlos, trunken, ergeben dem Spiel,
und die Armen, die geben das Geld uns dazu,
Gottslohn machte noch keinen reicher, gib acht,
sieh dein Heil ab, wenn der Teufel erwacht."

Laut belacht er sein Wort und treibet die Pferd',
fünf der andern folgen im zuckelnden Trab,
nur der letzte noch zögert und schaut auf ein Grab,
das da stehet geöffnet in Kirchhofs Erd';
hört, das Weiblein spricht zu dem langsamen Knecht:
„Nehmet mich auf, denn Gott wird jedem gerecht."

„Gott ist gnädig," so spricht er, „steige nur auf,
rede, erzähle, bin nachts nicht gerne allein,
zitterst so, kriech in die leeren Säcke hinein,
Säcke des Korns, das ich heute führte zum Kauf,
glaubst du, die Preise steigen noch höher im Jahr,
so verkauf ich nicht mehr, jetzt sage mir wahr."

„Tor, der du harrst auf Unglück der andern," sie spricht,
„stehest du nicht in derselben strafenden Hand?
Wisse: es nahen bald reichere Zeiten dem Land,
wisse: es keimet der Roggen so reichlich und dicht,
aus der Fremde zu Schiff zieht Vorrat hier ein,
anderthalb Taler wird bald der Preis nur sein."

„Wunderding brauchet der Zeichen," saget der Mann,
„und Propheten, die wollen geprüfet erst sein;
so zu lügen, das stehet Euch wahrlich nicht fein,
denn ich diente Euch gern, nicht führt' ich Euch an!"

[1]) Eine unter den Landleuten in der Mark seit dem Herbst 1817 herumwandernde Geistergeschichte.

Doch das Weiblein ihm sagt: „Ich gebe ein Zeichen Euch gern,
fahret nur rasch zu dem ersten Bauer dort fern.

Sicher Ihr denkt, der lebe noch frisch so wie Ihr,
denn er hält noch die Zügel der Pferde so fest,
Gott schläft nimmer! Wir sind auf Erden nur Gäst',
jener schläft und erwachet nimmermehr hier;
sehet nur zu, ich stehe am schmerzlichen Ziel,
hier am Galgen, da hänget mein süßer Gespiel."

Also das Weiblein entspringt dem Wagen des Manns,
und er jagt, daß die Funken hell stieben vom Huf,
hin zum ersten mit fluchendem, gellendem Ruf:
„Bruder, wach auf, du fährst an den Galgen an, Hans!"
doch den ersten erweckt nicht der Ruf, nicht der Knall,
und sein Wagen erkracht, schwankt über im Fall.

Nicht erwachet der Bauer, was jener auch treibt,
rüttelt ihn, schüttelt ihn, spritzet mit Wasser ihn an,
nicht erwachet der leise noch atmende Mann,
sondern erstarrt und erkaltet, so kräftig er reibt,
und der letzte erzählt nun, was ihm dies Weiblein gesagt,
keiner nach ihr hat umzusehen gewagt.

Geschichte des Mohrenjungen[1].

(1810.)

Pripert war ein mächt'ger Herzog
von dem großen Volk der Pirpen,
saß auf einem hohen Schlosse
bei dem dunklen Karpfenteiche,
wo die braunen Frösche hüpfen;
seine Schwester hieß Fikette,
Fidibus sein schlankes Weibchen.
Als die Schwester in den Jahren,
wo sie könnte sich vermählen,
denn verliebt war sie schon lange,
fordert er von seinen Ständen
ihre Ausstattung ganz schleunig,
Samt und Seide wie gewöhnlich,
und die Stände bringen beides.
Doch nachdem er es befühlet,
scheint ihm beides also köstlich,
daß er es gern selbst behielte,
um sich einen neuen Schlafrock
statt des alten, der zerrissen,
zu der Cour daraus zu schneidern;
und die schöne junge Schwester
sendet er nun als Äbtissin
nach dem großen Fräuleinstifte,
daß sie es nicht fordern könne.
„Samt und Seide sind jetzt teuer,"
sagte ihr der gute Bruder;
„kommen gar viel fremde Prinzen,
wie es bei der Werbung möglich,
geht mehr Hafer, Weißbrot, Kuchen
auf an einem einz'gen Tage,
als du ißt im ganzen Jahre;
auch die alten Livereien
sind dann nötig umzuwenden,
mancher Knopf geht da verloren,
mancher Flecken kommt beim Essen:
darum ist es mehr geraten,
daß du bleibest unvermählet."
Traurig fährt Prinzeß Fikette
nach dem alten Fräuleinstifte,
doch gedenkt sie da zu finden
holde, liebliche Freundinnen,
denen sie sich kann vertrauen;
ach, was findet sie für alte,
ausgedürrte, ausgeschriene,
gelbe Tabaksschnupferinnen,
die im ewigen Gezänke
ihr das Blau im Aug' abstreiten;
alle fluchten wie die Landsknecht',
kommen stets zu spät zum Singen;
keine wollte Brot anschneiden,
keine das Gebet hersagen.
Wenn sie dann in ihren Nöten
zu dem tapfern Stiftshauptmann
hat gesendet ihre Diener,
da begann erst recht die Fehde,
und der Hauptmann war noch fröhlich,
wenn er ohne Nägelmale
zu der Tür hinaus geflüchtet;
sicher fand er Reihen Zähne
in dem Rocke fest verbissen,
ziegenhaarige Perücken,
Lappen Flor in seinen Händen;
ach, es sind zu alte Sünder,
um sich jemals noch zu bessern!
Zählt zusammen ihre Jahre,
steigen sie zu vielen Tausend,
bis zu Medern und Assyrern,
und Methusalem dagegen
ist ein elend junges Bürschchen.
Also war der Stamm beschaffen,
also war ihr reines Leben;
denn unheil'ger ist wohl nimmer
auf der Erd' ein Stift gewesen,
und geplagter war auch keines.
„Sagt, was spotten denn die Männer
über uns, die alten Jungfern
also frech von allen Seiten?
Ist es nicht die Schuld der Männer?
Unser Wille war es nimmer!"
Also seufzte manches Fräulein,
das recht tücksch war genecket,
wenn die Knaben aus dem Städtchen
mit den flinken Blaseröhren
ihren Kater niederschossen,
der zum Nachbarhaus geschlichen,
auf den Dächern kühnlich irrte.
Gab es Schnee, so standen morgens
weiße Männer vor dem Fenster;
jeder Baum, der in der Nähe,
ward bezeichnet mit Skandalen,
und die Früchte weggestohlen;
und für so viel stete Leiden
was war die Entschädigung?
Keine reichen Nadelgelder,
keine Leckerein beim Schmause,
gleiche Kost an jedem Tage,

[1] Beispiel einer scherzhaften romantischen Erzählung in vierfüßigen Trochäen.

täglich Ziegenfleisch und Erbsen,
damit war das Stift dotieret.
Schwere Kost für alte Magen!
Darum suchte jedes Fräulein
ihre mächt'gen Portionen
heimlich solchen zu verkaufen,
die dafür was Leckres brachten;
darum schlichen viele Leute
abends durch des Stiftes Garten,
um zu tauschen, um zu kaufen
Ziegenfleisch und gelbe Erbsen,
heimlich, daß doch die Äbtissin
nichts von dem Erwerbe wisse.

Arme, arme Fürstentochter!
die in ihren frühen Jahren
mit so manchem schönen Pagen
ein Versteckens oft gespielet
und nach ihrem frohen Sinne
sie genecket und geküsset.
Ach, noch denkt sie an den Einen,
der so oft am gläsern Wagen
neben ihrem Sitz gehangen
und mit seiner heißen Liebe
ihr das Spiegelglas behauchte,
bis er ihr darin verschwunden!
Ach, er ist nicht ganz verschwunden!
Seit er ist herangewachsen,
reitet er nach der Parade
täglich bei dem Stift vorüber,
als ein prächtiger Dragoner
mit dem Degen an der Seite,
mit der Feder auf dem Hute,
mit den schönen blanken Stiefeln,
mit der weißen Krauf' am Hemde,
mit der hohen, schwarzen Binde,
mit dem Rock Vergißmeinnicht,
mit den Wangen Milch und Blut,
mit dem schwarzen Knebelbarte;
kommt geritten, sie begrüßend;
seinem Pferd hat er gelehret,
sich zu bäumen und zu wiehern;
daß der Puder weit aufflieget,
hat er ab den Hut genommen;
also weicht er von dem Stifte
wie ein schönes Wolkenbild.
Alle Nächte denkt sie seiner,
wenn das Dunkel Frieden stiftet
und kein Blick sie mehr belauschet,
wenn sie wandelt in dem Garten,
süßes Schmachten in dem Herzen,
holde Töne auf den Lippen,
denen sie sich gern vertrauet,
weil sie nicht als Zeugen dienen,
sondern allsogleich versinken
wie der Traum, der sie geschaffen.
Leise singt sie ihre Lieder,
wie die Quellen zu den Veilchen,
und im Hauche dieser Veilchen
scheint der Liebling ihr zu nahen,
mit dem Degen, mit dem Hute,
mit der Krause, mit den Spornen,
mit dem Zopfe, mit dem Puder;
und mit ausgespannten Armen,
wie mit Segeln zu dem Hafen,
stürzt sie in den Arm des Teuren:
und da sind es leere Lüfte,
eine Hand, die faßt die andre;
traurig singt sie, leise flüsternd:

Gesang der Äbtissin.

Soll ich's mir wie Strahlen denken,
wie die Veilchen ferne düften
und den Lüften
doch die nahe Wollust schenken?
Will der Wind sie zu mir lenken,
muß ich denken
meiner Lieb in allen Sinnen,
träumend ihn in Liebe grüßen;
ihn zu küssen
mein ich und mich einzuspinnen
in des Vielgeliebten Armen;
süß Erwarmen!

Seine Lippen Hyazinthen
in dem frischen runden Schnitte
und die Mitte
ist ein Kelch, den zu ergründen
tausend schöne Worte dienen!
Welch Erkühnen!
Alle möchte ich ergreifen,
ihn zu finden unter allen;
ich muß fallen
in ein wüstes, leeres Schweifen!
Wiederum ein Jahr vergangen
im Verlangen!

Etwas muß der Mensch doch lieben,
süßer Duft, du mußt vor allen
mich umwallen,
flieh die Blumen, die betrüben,
weil von jenes Frühlings Scherzen
Zeugen schwärzen;
süßer Duft, nimm mein Vertrauen,
denn zu hart sind die Gespielen
den Gefühlen,
daß sie nie die Liebe schauen;
lieblos sich dem Himmel geben
ist ihr Leben.

Alles hab ich dir gegeben,
schönes fernes Bild im Herzen,
Lust und Schmerzen,
nahe endlich, nimm mein Leben! —
Wie die Reben niederhängen
in den Gängen,
die ich sonst um feste Bäume
mit der eignen Hand geschlungen!
Ach umschlungen
hab ich oft, o süße Träume,
diesen Baum, der dir geweihet,
tief erfreuet! —

Also sang die Frau Äbtissin,
glaubt den dunklen Stamm zu fassen,
den sie dem Geliebten weihte,
doch von ihrer Glut getäuschet
hat sie einen Mann umfasset,
der da heimlich sich gestellet,
als ob er ein Baum gewesen,

daß sie ihn nicht möchte sehen.
Und sie meint, sie täte Wunder
und belebte liebend Bäume;
das ist Schwärmerei, nicht Sünde,
denn sie war sonst sehr moralisch;
doch zu groß ist dieses Wunder
für die liebekranke Seele!
Ist der Baum zum Menschen worden,
kann sie ihm doch nicht entziehen,
was ihm schon als Baum so eigen
ihrer Liebe schönen Glauben;
und so sehen wir hier wieder,
daß die Phantasie verbunden
mit der Wahrheit falschem Bilde
sei wie Pulver in der Bombe,
die von Unschuld aufgelesen,
wie alt Eisen in das Feuer
wird geworfen und zersprenget
Schuld und Unschuld, falsche Wahrheit,
wahre Phantasie und falsche.
Daß der Mann kein Baum gewesen,
muß sie endlich doch wohl glauben,
daß es aber der geliebte
prächtig glänzende Offizierer,
dem wie Milch und Blut die Wangen,
glaubt sie mit demselben Glauben.

Traurig und verlangend schmachtet
die Prinzessin nach zwei Monden,
müde ärgerlich sie fühlet
sich in ihrem Stift verschlossen,
und in ihrem Innern treibet,
was wohl nicht verschlossen bleibet.
Kühnheit haben schwangre Frauen
und Entschluß in den Gefahren;
die Prinzessin setzt sich nieder
an den Schrank von bunten Masern,
schneidet eine Pfauenfeder,
schreibt dem Herzog, ihrem Bruder.

Die Äbtissin an den Herzog.

Bruder, du hast mich verschlossen
in dem alten Fräuleinstifte,
um die Ausstattung zu sparen,
Samt und Hafer und das Weißbrot,
von den Ständen mir geschenket.
Sieh, zur Strafe von dem Himmel,
bist du ohne Kind geblieben,
das er mir zur Straf' bescheret;
doch es stammt von einem Helden,
also wird's ein Held auch werden,
darum seid geneigt dem Rate,
den ich Euch in Demut gebe.
Euer Reich fällt heim den Fremden,
und mein armes Kind muß sterben,
und ich geh in Schand' verloren,
wenn Ihr diesem Rat nicht folget,
nicht mein Kind, in Schuld empfangen,
mild zu Eurem Kind annehmet,
Eure Frau, die Herzoginne
muß sich stellen guter Hoffnung
und ich komme dann im Schlosse
heimlich nieder: Gott wird helfen!
Und mein Kindlein wird getragen
heimlich zu der Herzoginne,
als ob sie es hätt' geboren.
Denkt darüber nach in Liebe
und dann seid Ihr überzeuget,
fühlet recht den Willen Gottes,
wie er Böses gut hier mache,
so verzeihet der Äbtissin.

Als der Herzog dies gelesen,
schloß er sich in seinem Zimmer
ein mit Ärzten und mit Räten,
und nach dreien schweren Tagen,
wo sie ohne Schlaf verhandelt,
ist der kühne Plan gebilligt
und mit ihnen angeordnet,
wie er leichtlich auszuführen
in dem Schlosse, wo er thronet.
Nach dem Astronomenturme
in der Mitt' vom Karpfenteiche
tragen sie den Thron, den weichen,
als Geburtsstuhl ihn zu richten;
aus dem astronomischen Werkzeug
wird die Zange bald geschmiedet,
und im Spiegeltelesskope
sei die Wiege für das Kindlein.
Als dies alles angeordnet,
setzt er sich zum Tisch von Pappe,
die mit Goldpapier bezogen,
schreibt mit einer Kasuarfeder.

Der Herzog an die Äbtissin.

Pripert Magnus, Herzog aller
groß und kleinen Karpfenteiche,
Euch entbietet Gruß und Gnade! —
Schwester, seid Ihr ganz des Teufels,
doch es sei Euch dies verziehen,
möchte Euch nicht gern erschrecken,
könnte Eurer Frucht sonst schaden;
Euer Vorschlag ist genehmigt
wegen Eurer klugen Listen,
und Ihr sollt ins Kindbett kommen
auf dem Astronomenturme;
heimlich reiset Ihr zur Hauptstadt,
als ob Ihr zum Bade reistet
wegen eines innern Übels
von der schlechten Kost im Stifte;
Schreiben ist nicht meine Sache,
sprechen läßt sich alles besser,
ich bin wohl affektionieret.

Also hat sie ungesäumet
sich zur Reise angeschicket.
Und die Fräuleins alle möchten
mit ihr ziehen nach dem Bade,
doch sie läßt sie all zurücke.
Nächtlich kommt sie nach dem Schlosse,
wird vom Leibarzt hingeführet
nach dem hohen Schmerzensturme.
Ach, wie viele müß'ge Stunden
sind ihr nun von tausend Uhren,
die im ganzen Hause ticken,
vorgerechnet, wo sie müßig
legt im Schoß die schönen Hände,
und sie will Kalender machen,
schauet, kalkuliert und rechnet

mit den Ärzten ganze Tage.
Während sie so eng verschlossen,
trägt die Herzogin die Zeichen
ihrer guten Hoffnung mühsam;
wird begrüßt von allen Ständen,
die nach dem Gelüsten fragen,
was sie wünsche, was sie fordre.
Äpfel, indian'sche Nester,
Marzipan und Pfeffernüsse,
alles wird herbeigeschaffet,
alle Edlen sind in Sorgen,
alle Landeskirchen beten
um die glückliche Befreiung.
Doch die Herzogin viel lieber
wär befreiet von dem Panzer,
den die Ärzte ihr bereitet,
ihr den schlanken Wuchs verstellend:
denn sie war so zart gewachsen,
wie ihr Name es bezeichnet;
wie ein Fidibus für Pfeifen
schien sie sonst im weißen Kleide,
mit den kranken roten Wangen.
Stolz ging jetzt der dicke Herzog
auf und nieder in dem Schlosse,
strich sich seine goldne Weste,
meinte, daß ein jeder sehe
nun auf ihn, weil bald ein Kindlein
würde auch nach ihm genennet;
denn nach allen Glückwünschungen
meinte er sich wirklich Vater,
sprach von nichts als von der Ehre,
von der Würde eines Vaters,
von der Mühe es zu werden;
gnädig ließ er sich die Hände
küssen von der Herzoginne,
tat, als wenn er Vater wäre
aller Kinder in dem Reiche.

Endlich naht der Tag der Freude,
alle Telegraphen spielen,
Kanonier' mit brennenden Lunten,
und der Herzog wie ein Puthahn
kullernd in dem ganzen Hause,
und die Herzogin verlegen,
und die Ärzte ängstlich laufend,
daß man ihren Weg nicht sehe
nach dem Astronomenturme;
und die alten Fraun vom Hofe
sehr erbittert, daß man ihnen
allen Zutritt hat verschlossen;
jede hat ein volles Dutzend
lieblicher Historien
aus dem Rauch dazu genommen,
und nun müssen sie einander
in der Kürze alles sagen,
weil es kalt ist auf den Treppen,
der Effekt ist ganz verloren.

Endlich seht das große Zeichen
in den tiefen nächt'gen Stunden,
und der Marschall mit dem Schnupftuch
winket zweimal aus dem Fenster,
von den Fackeln wohl beleuchtet.
Also ist ein Prinz geboren,
und die Kanoniere schießen,
daß die Scheiben aus den Fenstern,
Menschen aus den Türen fliegen;
und es gibt ein frohes Jauchzen,
daß die Frösche in dem Teiche
nicht alleine nächtlich singen.
Als das Wappen eingebrennet
unserm Prinzen an den Hüften,
daß man ihn nicht mög' vertauschen,
merkt man eine eigne Farbe
in der Haut, die schwer zu nennen;
doch das ist gar oft an Kindern,
die erst neu zur Welt gekommen,
eins ist grün, das andre bläulich,
das vergeht in wenig Wochen.
Als die Glückwünschung empfangen
und die Taufe ist verrichtet
und noch vierzehn Tage später
dauert unsers Herzogs Freude.
Doch da wird der Prinz viel schwärzer
als des Herzogs Tintenfinger,
den er braucht zum Unterzeichnen,
und der Herzog sieht mit Schrecken,
daß es sei ein Mohrenjunge,
was noch keiner von den Ärzten
hat gewagt, ihm zu verkünden.
Und der Herzog will verzweifeln,
beißet sich auf seinen Finger
und der schmecket gar nach Tinte;
und die Herzogin erboset,
daß ihr guter Ruf könnt' leiden,
wütet ein auf die Prinzessin,
doch es muß verheimlicht werden.
Traurend wird des Thrones Erbe
bei dem Volke totgesaget,
und ein Affe wird geschlachtet
von den beiden flinken Ärzten,
wohlrasiert und angezogen,
mit dem Myrtenkranz und Degen,
in ein kleines Sarg geleget,
schwach beleuchtet ausgestellet,
und mit großem Leichenzuge
beigesetzt in der Kapelle.

Ach du ärmste der Prinzessen,
wieviel Schimpf mußt du ertragen,
heimlich wirst du ausgekiffen
von der bösen Herzoginne,
und du sehnst dich nach dem Stifte.
Kinderlos bleibt so der Herzog,
doch genügte ihm am Ruhme,
daß ein Kind von ihm entsprossen;
nur zum Schein hat er gescholten
die Äbtissin, daß sie frevelnd
sich mit Heiden abgegeben.
Sie beschwört die eigne Unschuld.
Will doch nicht den Vater nennen,
weil sie ihn nicht hat gesehen,
weil sein Leben ihr noch teuer,
hat er's Kind gleich angeschwärzet.
Sie erzählt nur, wie im Garten
sich belebte jener Nußbaum,
meint, daß sie sich hab versehen
an der Nacht, die gar zu dunkel,
oder daß, wie grüne Schale

von den Nüssen schwärzt die Finger,
so auch dieses Kind des Nußbaums
sei in seiner Haut geschwärzet,
und man hätt' es schwefeln sollen,
doch das ist nun viel zu späte.
Als sie ganz gesund zur Reise,
kehrt sie heim zum Fräuleinstifte;
alle Lieb' ist ihr vergangen,
seit sie Sternenkunst getrieben,
und sie hält sich zu den andern
schwätzend, spielend, zankend, putzend.

Bei dem Landvolk aufgezogen,
unbewußt, woher er stamme,
wächst der kleine Mohrenjunge
und durch seine Wundergaben
alle Nachbarn fast erschrecket,
während noch die andern Kinder
mit ihm spielen ihresgleichen.
Wer gestohlen, konnt' er wissen,
wer zu Nachte umgegangen,
wer vom Morgen abgepflüget,
welcher Schneider in die Hölle
hat gepeitschet große Lappen,
welche Kühe würden kalben,
welche Tauben sich verfliegen,
alles wußt er zu erraten,
und der Kuckuck war vor allen
ihm gewogen mit dem Rufen.
Wie ein rechtes Meereswunder
wurde dieser schwarze Flecken
in der Ehre der Prinzessin
rings im Lande vorgezeiget.
Also kam er auch zum Stifte,
machte schamrot alle Fräuleins,
daß sie ihn ermorden wollten.
Doch er bittet, eh er sterbe,
daß ihn höre die Äbtissin
ganz allein in ihrem Zimmer,
was sie endlich ihm gewähret,
ahnend, daß es sei ihr Knabe;
und da zeigt er ihr sein Wappen,
das ihm eingebrannt so frühe
und zu löschen ist vergessen,
er begrüßet sie als Mutter.
Und sie frägt, ihn freundlich küssend
trotz der aufgeworfnen Lippen:
„Da du alles kannst erraten,
sage mir, wer war dein Vater?
War es nicht der Herr Offizierer,
der so oft vorbeigeritten
mit den Wangen rötlich weißlich?"
Und der Knabe spricht mit Lächeln:
„Nimmer nein, es war ein Pauker,
Cipripor, das war sein Name,
bei dem Regiment Dragoner,
wovon jener war der Oberst;
sicher habt Ihr ihn gesehen,
war ein Mohr, ein schwarzer Teufel,
und der Teufel war im Vater,
als er Euch in schönem Dunkel
überraschte und besiegte;
also teuflisch sind die Kräfte,
die er mir damit verliehen;
doch weil Ihr in reiner Unschuld
seid gefallen von dem Guten,
nur von Einbildung befangen,
wohl, so sind mir alle Kräfte
nun zum Guten hingewendet." —
Nun erzählt er ihr ausführlich,
wie der Vater, wenn es dunkel,
in des Stiftes Garten kommen,
Ziegenfleisch und gelbe Erbsen
von den Fräuleins einzuhandeln,
was zu reichlich war dotieret,
und so hab ihn da Frau Mutter,
in dem Wahnsinn alter Liebe,
schmachtend ihn im Kuß umfangen,
hab geglaubt, es sei der Oberst.
Das sei gar nicht zu verwundern,
war doch seine Stimm' nicht schwärzer
als von allen andern Männern,
trug er doch so gut den Degen
und die Feder auf dem Hute,
schwere Stiefeln, Klapperspornen,
und die Binde und die Krause
wie der schönste Stabsoffizierer.
Die Moral ist nun gewesen:
Dieser kleine Mohrenjunge,
der mit recht beredter Zunge,
jetzt geschützt von der Äbtissin,
trat zu ihren alten Fräulein
und mit rechtem scharfen Besen
aus den Winkeln der Gemüter
hat gefeget weltlich Leben,
die Äbtissin schickt ihn heimlich
zu dem Herzog, der gealtert
jetzt nun gar nichts denken konnte,
sondern alles unterschriebe,
seine besten Freund' ließ hängen,
wenn nur zu der rechten Stunde
ihm das Mittagsmahl bereitet.
Und der Herzog läßt ihn kommen,
frägt ihn lächelnd, was er könne,
ob er auf dem Seile tanze
oder Kartenkünste mache,
ob er unverbrennlich wäre?
Alles dreie macht der Knabe,
und der Herzog wählt ihn gnädig
sich zum ersten Staatsminister
und will gerne mit ihm reden
von der wahren Staatsverfassung.
Wie ein Buch spricht da der Knabe,
doch der Herzog hat noch nimmer
acht gegeben, was gesprochen;
und der Knabe kann auch singen,
nun verstehet ihn der Herzog,
aber ich verschweig' dies Liedchen,
denn es riechet gar zu mystisch.
Es beweiset die Verwandlung
in dem Kopf des alten Herzogs,
weil er sei der Stein der Weisen,
der Metalle kann verwandeln,
daß zum Chaos alles kehre.
Als der Herzog dies vernommen,
wird ihm bange und beklommen,
sieht, wie schon in den Gedanken
alles Runde sich verwandelt,

und die Krone ihm als Mühlrad
und als Suppendeckel scheinet,
während viele list'ge Feinde
nach der einen Krone trachten,
die auf seinem Haupte wackelt.
Klüglich nimmt er an den Jungen
sich zum Hof- und Staatspropheten,
daß er ihm die Krone halte:
der nun alles weiß, was künftig
bringt die Welt gar bald zum Ende.
Und so endet mein Gedicht.

* * *

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Geb. am 12. Februar 1777 zu Brandenburg a. d. Havel, gest. am 23. Januar 1843 zu Berlin.

Romanzen vom Thal Ronceval 1808. Gedichte 1814 und 1816—27. Ausgewählte Werke 1841. Fouqués Werke, herausgegeben von Walther Ziesemer.

Die Stimme des Grabes.

Zwei Königssöhne standen zu Nacht,
gelehnt an hohen Lanzenstab,
und hielten vor einem Berg die Wacht,
der Berg war ihres Vaters Grab.
Von Wolken oft umsponnen,
sah Mondlicht wechselnd drein;
da ward Gespräch begonnen
also von diesen zwein:

„O Bruder mein, was denkst du wohl,
bracht uns der Hirt wahrhafte Mär,
daß dort in Vaters Berggrab hohl
ein lust'ges Singen zu hören wär?
Mich dünkt, es kann nicht hausen
bei Toten heller Klang;
er fänd im kalten Grausen
wohl schlechten Liebesdank."

„O Bruder mein, wie du's gedacht,
so denk ich's auch in meiner Brust.
Wo keines Lichtes Goldblick lacht,
hat niemand ja zum Singen Lust,
und helle Leuchten taugen
in Totenklausen nicht;
man sagt, gestorbnen Augen
sei herbe Pein das Licht."

„O Bruder mein, du redest gut,
o Bruder mein, wie lebt sich's schön!
Im Leben nur wohnt freud'ger Mut,
und alles, was Herzen kann erhöhn.
Schlimm machten es die Götter,
daß man ins dunkle Grab,
gar sonder allen Retter,
so sicher muß hinab."

Und kaum noch war das Wort heraus,
das lebenshold der Jüngling rief,
da regte sich's im Grabeshaus,
da täten sich auf die Kammern tief,
und draus hervor sah fröhlich
das alte Königshaupt;
man hätte kaum so selig
'nen Herrn der Welt geglaubt.

Er saß im Grab, das Schild sein Tisch,
vier Lichter brannten in Ecken klar,
und Mond strich ab die Wolken risch
und nahm liebvoll des Alten wahr.
Da in die goldnen Schimmer
sang froh hinein der Held,
er sang so freudig nimmer
ehmals auf dieser Welt.

So war sein Spruch, so war sein Lied,
er schlug mit dem Schwert dazu das Maß:
„Weh dem, der wankt, weh dem, der flieht,
weh dem, der zitternd im Sattel saß!
Ein Vater zweier Söhne
hielt immer fröhlich stand
und hat nun Licht und Töne
mit sich im dunkeln Land."

Und zu ging wieder das Grabeshaus,
und drin ward's wieder still und stumm,
der Kerzen Lichtstrom löschte aus,
Mond nahm den Wolkenmantel um.
Die Brüder sahn zur Stunde
den Bildern staunend nach,
bis, wie aus einem Munde,
jedweder also sprach:

„O Bruder mein, o Bruder gut,
wir woll'n dran denken, was wir sahn,
wo's gilt in Schlachten Kriegesmut
und durch Heerscharen brechen die Bahn.
Hell mag das Leben gleißen
in kühner Jünglingsbrust,
doch auch, was Tod wir heißen,
hegt schön geheime Lust!" —

Sie gingen heim, die Brüder zwei,
gar kecklich in erneuter Kraft;
hoch sangen sie und schwangen frei
das blanke Schild und den Lanzenschaft.
Sie haben viel errungen
des Ruhms am Norderstrand,
seit ihnen ward gesungen
das Lied vom dunkeln Land.

Die Schlachten.

Das Lied rollt 'nen blutigen Teppich auf;
sind Haralds Siege gewoben drauf.
Zuerst war die Schlacht in Orkadal,
da hielten die Geier ein reiches Mahl,
und weil der Harald den Sieg gewann,
ward König Gyting ein Haraldsmann. —
Dann ward in Trondheim rüstig gestritten,
achtmal ist Harald ins Feld geritten.
Und streckte der Könige acht in den Sand;
da ward ihm Trondheim sein eigenes Land.
Es herrschten zwei Brüder in Naumadal,
die hielten all zwei verschiedne Wahl,
denn als der Harald anzog mit Macht
und ihn die beiden zu stark geacht't,
da ging der ein' in des Hügels Grund,
ließ hinter sich schließen ihn zur Stund';
als König schritt er ins erdige Haus
und kam fortan da nimmer heraus.
Der andre hat sich dem Harald ergeben,

dafür ließ der Harald ihm Gut und Leben.
So wählten die Brüder in Naumadal;
verschiedener Sinn, verschiedene Wahl. —
Bei Solfkel dann ward gefochten frei,
da fielen der wackern Könige zwei;
des einen Sohn war Sölfi genannt,
der ist aus der blutigen Schlacht gerannt,
nicht um des ärmlichen Lebens Lust,
nein, Rache tragend in heißer Brust.
Wohl rief er zum neuen fährlichen Lauf
die Fürsten Audbiörn und Arnvid auf;
was half's? es stand zu des Haralds Seiten
fest einmal der Sieg in allem Streiten,
die Götter hatten geworfen das Los;
da sanken vor seinem gewaltigen Stoß
die Tapfern blutig in Well und Sand,
die Blöden unmutig ins ehrne Band. —
Der König Wemund saß nachts beim Feste,
um ihn wohl neunzig der tapfern Gäste;
da traten die Haraldskämpfer ans Tor
und lockten die zehrende Flamme hervor,
und zwischen der Flamme feindlicher Pracht
verging der König in blut'ger Nacht. —
Was half's euch Goten, daß Pfahlesreihn
ihr dicht gerammt in das Flußbett ein?
Der Harald stieg von den Schiffen aus,
trug über das Feld hin Mord und Graus;
da mußtet ihr doch mit den Klingen kommen,
ward Sieg und Freiheit von euch genommen,
denn Rani fiel, euer bester Degen;
wo die Wurzel kracht, ist der Stamm erlegen.
O Gyda, Gyda, du schönes Weib,
vor deinen Worten fällt mancher Leib! —
Zuletzt in Hafurs salziger Bucht
ha'n sie's noch 'mal zu Schiffe versucht,
ha'n mutig gestritten viel Herren und Knechte,
mit Schwertern gefragt nach dem alten Rechte.
Doch es blieb der Sieg seinem Schoßkind treu;
über Norweg schritt der Herrscher neu,
saß hoch und fest auf dem ehrnen Throne,
ob wolkigen Locken die güldne Krone,
doch stets im Herzen das süße Leid
um die stolze, schlachtenheischende Maid.

Die Erscheinung.

Gekommen war schon der Abendtau,
auf Wiesen und Feldern lag Nebelgrau.

Für jeglichen Wandrer ward es spat,
als noch aus der Hall' ein Fräulein trat.

Da ritt's von den nahen Bergen hernieder,
die Täler klangen vom Hufschlag wider.

Und in des Mondes beginnenden Schein
fuhr Helge vor aus dem nahen Hain.

„Ach, sprach sie, wärst du nicht längst gefallen,
wie sollt es hier innen von Liedern schallen:

So aber bist du ein Geistergebild
und siehst auch schauerlich drein und wild.

Ja, ist dir von Blut der Harnisch rot,
ganz weiß dein Antlitz von Todesnot.

Auch alle, die reiten hinter dir her,
traf schon des Feindes tödlicher Speer.

Es waren zusammen viel wackre Reiter,
nun bleiche, blutige Grabgeleiter.

O Helge, rühmlich erschlagner Held,
was kommst du zurück aufs heimische Feld?

Ist's an der Zeit, daß die Götter beginnen
den letzten der Kriege vor Asgards Zinnen?

Und stehn die Toten fast alle zu Hauf
aus Walhalls Sälen zum Scheidetag auf?"

So fragte das Fräulein. Der neblige Schein,
der duftige Helge schüttelte: „Nein!"

„Oder haben sie dir den Rückweg gewährt,
und kehrst du wieder zum heimischen Herd?

So komm und lenke seitab in das Schloß,
laß nicht vorüberfliegen dein Roß.

Ich meld es Sigrunen; sie trockne die Wangen,
sie eile, dich bräutlich und froh zu empfangen."

So rief das Fräulein. Der neblige Schein,
der duftige Helge schüttelte: „Nein!"

„Dann ahn ich's, dann weiß ich's. Mit eitler Gestalt
betrügt mich nächtigen Kobolds Gewalt.

Der weiß manch wunderlich Bildnis zu schaffen,
der hüllt sich in mit dir begrabene Waffen.

S'ist Kobold, und sprengt nun im fliegenden Trab
mit all seinem schaurigen Heer in dein Grab."

So rief das Fräulein. Rückblickte der Schein,
der duftige Helge, und schüttelte: „Nein!"

Die wahrsagenden Bäume.

Es war ein also schöner Tag,
an Farb' und Düften wohlgetan,
wie nur auf Indiens bestem Plan
das Aug' ihn jemals schauen mag;
da kam mit seiner Ritterschaft
Herr Alexander hergefahren,
durch Schönheit, Adel, Mut und Kraft
hochprangend er vor all den Scharen.

Und wie er lustig weiterzieht,
gewahrt er einen grünen Baum,
die Blätter schön mit goldnem Saum,
weil Sonnenschein nach ihnen sieht.
Er hält des Rosses Zügel an,
der Farben Spiel sich zu beschauen,
fühlt sich von ernster Lust umfahn
und auch von heimlich süßem Grauen.

Er spricht: „Was will der Baum von mir?
Ich sann in diesem Augenblick,
ob mich zur Mutter das Geschick
noch brächt ins heimische Revier;
und kaum nur hatt' ich's ausgedacht,
so war, gleich Worten, in den Zweigen
ein unbekannter Ton erwacht; —
hört ihr noch jetzt ihn niedersteigen?"

Drauf sagt ein Magus in dem
ein alter Indier, weiß an Bart:
„Die Sprach' ist wundervoller Art,
doch eben nicht zu deuten schwer."
„So tu es!" ruft der König aus.
Und jener spricht, — und alle lauschen,
indes mit fei'rlichem Gebraus
die Zweige laut und lauter rauschen:

„O tapfres Herz, o kühner Sinn,
o Falkenaug' so ritterlich,
seltsamerweise kehrst du dich
nach der verlaßnen Heimat hin,
du hast kein' andre Heimat mehr
als all das Erdenrund zusammen.
Fleuch vorwärts über Land und Meer,
gehorsam deinen innren Flammen!

Du hast kein' andre Mutter nun
als Gloriam, früh von dir erkoren;
die hat zum Leben dich geboren;
in ihren Armen sollst du ruhn.
Das Erdenweib Olympia muß
um deinen Tod sich frühe grämen
und kann auch Abschied nicht und Kuß
von der entfernten Leiche nehmen.

Erfreu dich nun, du kühner Geist!
Du hast's nach deiner eignen Wahl.
Steh auf vom kurzen Liebesmahl,
empfange, was du Beßres weißt!
Sei du die unverlöschte Glut,
durch aller Zeiten Himmel streifend,
und spätrer Helden tapfren Mut
als dein verwandtes Gut ergreifend."

Es schweigt der Baum, der Magus schweigt,
doch Alexander horcht dem Wort
mit glüh'nden Wangen fort und fort,
hat Ohr und Herz dahin geneigt.
Und all die Ritter um ihn her
ergießen sich in lauten Klagen;
den biedren Degen wird es schwer,
des großen Königs Tod zu tragen.

Und nimmer hat ihr Forschen Ruh!
„Wannehr? wodurch? war's gar ein Traum?"
„Für euch gibt's einen andern Baum"
so spricht der Magus ihnen zu.
„Freut dieser sich der Sonne Gunst,
so wächst in jenen dunklen Talen
ein andrer, welcher Red' und Kunst
empfängt von Mondes bleichen Strahlen.

Der spricht jedwedes Erdenkind
in seiner eignen Zungen an
und sagt euch Zeit und Ort und Bahn
und was der Fragen mehr noch sind." —
Man zieht dahin, und kaum erwacht
des Mondes ungewisser Schimmer,
so klangen Worte durch die Nacht,
als wie mit leisem Klaggewimmer.

„Im Mai, im Mai, im nächsten Mai,
wenn andres Leben all geht auf,
da ist des jungen Fürsten Lauf
ganz wider Blumenart vorbei.

Er traue nicht dem klaren Schein,
er traue nicht der kühlen Milde!
Erlabend wird ein Grab ihm sein
und feindlich: friedliche Gefilde."

„Fahr hin, fahr hin," so spricht der Held,
„fahr hin, du üpp'ge Lebensglut!
Mein Erbteil ist ein höh'res Gut.
Fahr hin, du bunte Maienwelt!
Du Baum mit deinen Klagen still,
dein Bruder sang die rechten Klänge,
wer Gloriam froh umfangen will,
zerbricht auch froh des Lebens Enge."

* * *

Karl Friedrich Gottlob Wetzel.

Geb. am 14. September 1779 zu Bautzen, gest. am 27. Juli 1819 zu Bamberg. — Gedichte 1803. Gesammelte Gedichte, herausgegeben von Z. Funck 1838.

Tongesicht.

Bei Jena auf der Leuchtenburg,
als ich das Irrenhaus ging durch,
ein'n schlichten, stillen Mann ich sah,
der stund mit einer Geige da.

Urplötzlich kommt der Geist auf ihn,
er hebt zu spielen stark und kühn,
ein jeder Strich wie Blitz und Licht;
solch Spiel hört ich mein Tage nicht.

Halt ein! halt ein! bald rief es aus,
kein Menschenherz den Klang hält aus,
solch übermenschliche Gewalt!
Das ist nicht Ton! das ist Gestalt!

Gestalt? Ha! ruft der Mann verstört,
hast lauten auch davon gehört?
Ja! ja! mir ist es wohl geschehn,
die Töne in Gestalt zu sehn.

Im Fieber lag ich bang und schwül,
schier taub und blind und ohn' Gefühl,
vielmehr Aug', Ohr und aller Sinn
gewendet ganz nach innen hin.

Am dritten Tag zur Abendzeit
mir ist, die Ohren würden weit,
und eine Luft, so kühl und klar,
zieht durchs Gehör mir wunderbar.

Des andern Tags zur selben Stund
ich ganz dasselbe Ding empfund;
am dritten aber es geschach —
es war kein Traum, ich war ganz wach —:

Beginnt ein Tönen über mir,
als käm es aus dem Himmel schier;
viel zarter als Harmonika,
kommt es je mehr und mehr mir nah.

Ich schaut empor und ward gewahr,
was unaussprechlich ganz und gar,
die Töne selber mannigfalt
in geistig-leiblicher Gestalt.

Und sah, wie Ton aus Ton entsprang,
ihr Tanz sich ineinander schlang
in überirdisch süßem Schall,
als wie Gestirne von Kristall.

Und höher immer über mich
die Tongebilde schwangen sich,
zuletzt in eine Höh empor,
die meinem Auge sich verlor.

Und immer leiser wird der Hall,
bis es zuletzt verklungen all;
wie lang gewährt das Wunderspiel,
ich weiß nicht, denn die Zeit stund still.

Auch wie die Töne von Gestalt,
ist mir entfallen alsobald;
nur tief im Ohre blieb noch lang
ein Nachhall von dem Himmelsklang.

Und lang, auch wie ich schon gesund,
mir all' Musik gar widerstund;
mir war, ich hört nur Holz und Stahl,
doch nicht den Ton, den reinen Strahl! —

So spricht der Mann, wird plötzlich stumm;
auf einmal wendet er sich um, —
zurück! zurück! — da fängt der Mann
flugs fürchterlich zu wüten an.

Der Wärter stracks ergreift die Geig':
Es hilft, spricht er, nichts weiter euch;
ich halt ihm nur die Geige vor,
gleich wird er still als wie zuvor.

Der Wärter tuts, und sieh, im Nu
kommt wie bezaubert er zur Ruh,
er faßt die Geig und hebt sodann
ein schmelzend Stück zu spielen an.

Ein Ton, der durch die Seele dringt
und wilde Bären wohl bezwingt.
Noch immer steht der Mann mir vor,
noch klingt der Ton in meinem Ohr!

Die Untrennbaren.

Nun laßt uns singen mit rechter Art
von einer edlen Jungfrau zart;
die Jungfrau war wie Engel hold,
sie trug ein Herz von lautrem Gold.

Es liegt eine Stadt im Braunschweiger Land,
Hannover an der Leine wohlbekannt;
da geschah es, wie ich euch bericht,
im Siebenjähr'gen Krieg, es ist kein Gedicht.

Das Reichsheer lag in selber Stadt;
ein Kaufherr gar ein schön Töchterlein hat;
da herbergt ein Hauptmann schön und klug,
der ein stilles Neigen zur Jungfrau trug.

Die Jungfrau gab ihm kein Gehör,
des wird er traurig mehr und mehr,
bis er verfällt in stillen Wahn,
daß man zu den Irren ihn hat getan.

Die Reichsmacht ward geschlagen schwer,
zur Stadt kommt König Friedrichs Heer;
beim Kaufherrn mit dem schön Töchterlein
kehrt wieder ein junger Hauptmann ein.

Und wie es dem ersten ergangen war,
geschieht's dem andern auf ein Haar,
sie bringen ihn in dasselbe Gemach,
darin sein Unglücksbruder lag.

Und wie sich auf die Türe tut,
springt dieser auf in frohem Mut:
„Sie bringen meinen Bruder dort!"
Es war seit Monden sein erstes Wort.

Und wie sie gegeneinander gehn,
als leibliche Brüder sie beide sehn;
hervor aus beider Angesicht
ein' Ähnlichkeit gar eigen bricht.

Sie liegen einander schon im Arm,
sie herzen, drücken stark und warm;
wie alte Freunde gebärden sie
und sahen sich vordem doch nie

Von Stund' an scheidet sie nichts mehr:
kaum lieben Brüder sich so sehr,
als eine Seele in beider Leib,
das tut das wunderfüße Weib.

Gegeneinander am Tische sitzen sie
und schreiben spat und schreiben früh
Lieb'sbriefe dem allerschönsten Kind
in Zeichen, die niemand kenntlich sind.

Sie leben viele Jahre so
in stiller Liebe fromm und froh,
sie sterben beide zu einer Stund,
ruhn wohl beisammen im kühlen Grund.

Graf Ulrich von Württemberg.

Von Württemberg Graf Ulrich ritt jagen einst im Wald,
da lockt ein wunderstolzer Hirsch ihn von den Seinen bald,
in eine öde Gegend zuletzt er ist gekommen,
so nie sein Fuß betreten noch er davon vernommen.

Nicht lang, kommt ihm entgegen ein Ritter mit einer Fraun,
auf rabenschwarzen Rossen, gar stattlich anzuschaun.
Herr Ulrich höflich grüßet, die beiden aber schweigen
und danken keines Lautes noch sich dem Ritter neigen.

Bald sieht noch mehr dergleichen Herr Ulrich ziehn daher,
bis ihrer, Mann und Frauen, wohl hundert oder mehr,
je Paar und Paar zu Rosse, mit schweigenden Gebärden,
wie fein Herr Ulrich grüßet, kein Danken mag ihm werden.

Ein Weib fuhr noch alleine zuhinterst in der Schar,
die dankt mit: Gott vergelt es! Wie froh Herr Ulrich war,

daß er Gott höret nennen! Darauf die Frau er frug:
Wer diese Leute wären in so seltsamem Zug?

„Laßt Euch des nicht verdrießen, gibt ihm die Frau Bescheid,
dieweil wir niemand grüßen, denn wir sind tote Leut."
Wie aber, spricht Herr Ulrich, Eu'r Mund ist frisch und rot?
„Ach, spricht sie, das ist nur der Schein, denn ich bin auch schon tot.

Wohl zwanzig Jahr und drüber erstorben ist mein Leib,
die Seele aber leidet Qual," seufzt das betrübte Weib. —
Das aber nimmt mich wunder, daß Ihr alleine fahrt,
spricht Ulrich, da die andern doch Mann und Frau gepaart.

„Der Ritter, den ich haben soll, spricht sie, ist noch nicht tot;
doch führ' ich lieber stets allein in meiner großen Not,
dafern er Buße täte für seine bösen Werk'." —
Wie heißt, spricht er, der Ritter? — „Ulrich von Württemberg."

Herr Gott, das bin ich selber — und Ihr? — Da spricht die Frau:
„Ich mein, Ihr sollt mich kennen; beschaut mich nur genau!
Mein Herr war ausgeritten, ich ließ Euch ein zur Stund',
da habt Ihr mich geküsset auf meinen roten Mund.

O wollte Gott im Himmel, ich hätt' Euch nie gesehn!"
Und kann nichts, spricht Herr Ulrich, für Eure Ruh geschehn? —
„Ach, aller Pfaffen Beten ist wohl an mir verdorben,
dieweil ich sonder Beichte in Sünde bin gestorben."

So eilten sie zusammen wohl Feld und Holz hindurch,
bis daß der Haufen kommen vor eine hohe Burg
mit vielen starken Türmen und solcher reichen Zier,
wie keine noch gesehn Herr Ulrich für und für.

Da stiegen von den Rossen die edlen Ritter ab
und huben ihre Frauen gar zierlich auch herab.
Nun saßen sie darnieder je zwei im grünen Gras,
und jene Frau am Ende allein verachtet saß.

Da trugen Diener Speisen, die köstlichsten, herein
in gülbenen Geschirren und schenkten kühlen Wein;
sie setzten auch Herrn Ulrich vor; da sprach zu ihm das Weib:
„Du, hüt Dich anzurühren, es kostet Dir den Leib."

Da hat er sich vergessen, daß er wohl auf dem Tisch,
so rochen süß die Speisen, langt nach gebratnem Fisch.
Alsbald sind ihm verbrunnen von seinen Fingern drei,
als wie von höllischem Feuer; des hub er laut Geschrei.

Kein Wasser mochte löschen, kein Wein den Höllenbrand,
da faßt die Frau ein Messer, und über seine Hand
hat sie ein Kreuz geschnitten, und wie nun floß das Blut,
da ist davon gewichen des roten Feuers Wut.

Und nach dem Mahle huben die Ritter ein Turnieren,
Herrn Ulrich auch die Diener ein edel Roß vorführen.
Die Frau, die warnt ihn wieder, daß er es nicht bestieg,
wie sehr sein Herz ihm pochte nach Ritterkampf und Sieg.

Nun das Turnier zu Ende, kam Saitenspiel und Reigen.
Herr Ulrich bot zum Tanz der Frau die Hand mit Reigen,
doch wie er sie berühret, flugs fällt er tot darnieder,
da gibt die Frau ein Kraut ihm ein, davon er lebend wieder.

Drauf sprach sie: „Herr, nun eilet, es naht dem Tage schon,
und wie der Hahn nun krähet, wir müssen all davon." —
Und ist denn Nacht? antwortet er; mir ist es vorgekommen
wie heller Tag. — „Der Wahn," spricht sie, „hat Euch den Sinn benommen.

Ihr findet, spricht sie weiter, bald einen Waldsteig wohl,
der Euch aus dieser Wildnis zum Ausgang bringen soll". —
Da wird alsbald ein Zelter wohl vorgeführt der Frauen,
der wie in roten Gluten hellbrennend anzuschauen.

Als sie zu Roß gestiegen und sie der Zelter trug,
sie grüßet ihn zum Scheiden, zurück ihr Ärmel schlug;
da schießt die helle Lohe von ihrem bloßen Arm,
indem da kräht der Hahn, und hui! verschwindet all der Schwarm.

Und wie er schaut zurücke, Herr Ulrich, nach dem Schloß,
in blauen Schwefelflammen der Bau zusammenschoß,
ein kläglich Schrei'n und Heulen von da herüberschallt.
So ist er heimgekommen, der edle Graf, alsbald.

Da aber ihn die Seinen noch kaum erkennen mehr,
verstellet und verwandelt sein Ansehn also sehr;
und er, der noch gewesen ein rüst'ger Degen eh,
war eisgrau flugs geworden, sein Haupt und Bart wie Schnee.

Herr Ulrich bald nach diesem ist über Meer gefahren,
hat ritterlich gefochten mit den ungläub'gen Scharen,
daß er die viel elende Frau erlöst von ihrer Pein;
das mag durch Gottes Gnade ihm wohlgeraten sein.

Geisterweihnacht.

Ein Reiter jagt durchs Feld zu Nacht,
da wird sein Roß ihm scheu,
er treibt und spornt mit aller Macht,
das Roß will nicht vorbei,
und wie er umschaut heiß und wild,
er hält am Kirchhoftor,
da tritt ein hohes Mannesbild
in Rittertracht hervor.

Hebt ihn vom Rosse leicht und schnell,
führt ihn zum Friedhof ein,
da funkt der ganze Garten hell
in wunderbarem Schein,
auf jedem Grabe brennt ein Licht,
als wie ein kleiner Stern.
Der Fremde spricht: Sohn, fürcht dich nicht,
wir loben Gott den Herrn.

Du weißt, daß heute Weihnacht ist,
die benedeite Nacht,
wo uns geboren Jesus Christ,
zu tilgen Satans Macht.
Dies Fest, so hehr und freudenreich,
begehn die Toten auch,
im ganzen weiten Geisterreich
herrscht dieser heil'ge Brauch.

Der Jüngling schaut ihm ins Gesicht,
der Ton klang ihm bekannt:
Herr Gott, bist du mein Vater nicht! —
Und die Gestalt verschwand.
Indem da wird es still und hehr,
dem Jüngling pocht sein Herz,
die Lichter wuchsen mehr und mehr
und brennen himmelwärts.

Und weben wunderlichen Tanz
und wallen ab und auf —
da geht ein morgenroter Glanz
im tiefen Osten auf,
da schwebt sie unter Sternen hin,
die Mutter samt dem Kind,
und um die Himmelskönigin
viel tausend Engel sind.

Und wie des Himmels Herrlichkeit
hoch droben fürder zieht,
der ganze Kirchhof weit und breit
stimmt an ein leises Lied.
Das Lied, das klang so wundersam,
wie keine Zunge spricht;
der Jüngling wohl den Laut vernahm,
doch er verstand ihn nicht.

Bald wird es finster hie und dort,
die Lichter löschen aus,
der schöne Jüngling reitet fort,
kommt leichenblaß nach Haus,
bleibt seit der Zeit in sich gekehrt
und blüht zusehends ab:
Der Weihnachtsabend wiederkehrt,
der Jüngling schläft im Grab.

* * *

Johann Friedrich Kind.

Geb. am 4. März 1768 zu Leipzig, gest. am 24. Juni 1843 zu Dresden. — Gedichte 1808, 1817—25. Der Freischütz 1822.

Verkündigung.

Bei Tagesfrühe ganz allein
Maria sitzt im Kämmerlein;
gar emsiglich die Jungfrau näht
Gewänder für Elisabeth.

Ob rot des Morgens Rosenlicht
den Rahmen färbt, es stört sie nicht.
Sie seufzt und denkt in bangem Mut:
„Der Joseph ist doch fromm und gut!

In Nazareth kein Zimmermann,
wie er, die Zeder hauen kann;
was Ebenist und Tischler macht,
wird zierlich auch von ihm vollbracht.

Wie liebt er mich so still und treu,
sinnt stets, wie er mein Herz erfreu,
hat oft geschnitzt die ganze Nacht
und früh mir ein Gerät gebracht;

ist fröhlich, ehrlich und gescheit —
fürwahr, es sagen's alle Leut; —

dies Spänglein zart von reinem Gold
ist seiner Liebe Pfand und Sold.

Was blick ich denn mit trübem Sinn
so zagend auf das Leben hin?
Was kämpft so stets das rege Herz
mit Himmelswonn' und Erdenschmerz?

Zwar gab der Gott der Väter mir
der ird'schen Schöne Pracht und Zier;
Levit und Ratmann, die mich sehn,
auf offner Gassen bleiben stehn.

Doch hat vor Stolz und schnöder Art
stets Demut meinen Sinn bewahrt.
Wie kommt mir's doch, daß mein Gemüt
so Hohes ahnt, das Herz so glüht?"

So sprach die Jungfrau hold und rein,
und, hell bestrahlt vom Morgenschein,
vom dunklen Aug' ein Tränlein warm
tropft leis herab auf Brust und Arm.

Da hob die kühle Morgenluft
ihr braunes Haar; und Nebelduft
entquoll dem Strauß, den Josephs Hand
gepflückt, und der im Fenster stand.

So wähnt die Dirn'; doch Blüten, die
hienieden sprossen, hauchten nie
den Balsam, der das Haus durchdrang,
daß schwer die Brust nach Atem rang;

und Morgenröte schimmert nicht
so rein und mild als Himmelslicht,
das jetzt mit Wölkchen sonnenhell
erfüllt der Jungfrau niedre Zell.

Am Täfelwerk klingt süß Getön,
und vor ihr steht ein Jüngling schön,
mit Flügeln, wie in Edens Au'n
die Knaben Gottes sind zu schaun.

Ein Psalterspiel mit goldnem Zug
der Engel in der Linken trug;
drei Lilien hielt die rechte Hand,
und himmelblau war sein Gewand.

Maria bebt mit süßer Scham,
weil unverhofft der Fremdling kam,
die Locke, noch der Winde Spiel,
auf Brust und Nacken ringelnd fiel.

Die Nadel fällt aus ihrer Hand;
sie schaut erglüht aufs Frühgewand.
Der Jüngling spricht mit süßem Schall:
„Du Schönste von den Jungfrau'n all!

Du Himmelsrose, benedeit
von nun an bis in Ewigkeit,
Holdsel'ge, sei gegrüßet mir!
Der Herr des Himmels ist mit dir!

Die Jungfrau blickt mit Demutssinn,
in sich geschmiegt, zu Boden hin;
der Ahnung leise Stimme rief
ihr: „Welch ein Gruß!" im Busen tief.

Der Engel spricht: „Erzittre nicht!
Gott hat gewandt sein Angesicht
und gnadenreich auf dich gesehn;
ein Großes wird an dir geschehn!

Du wirst gebären Gottes Sohn,
der herrschen wird auf Davids Thron;
ihm dienet Erd' und Himmel gleich,
und ewig währt sein Königreich."

Sie bebt und fühlt sich tief verwund't,
eröffnet leis den roten Mund,
deckt mit der Hand die reine Brust
und spricht: „Ich bin mir nichts bewußt."

Der Engel spricht: „Vertraue mir;
des Höchsten Hand schwebt über dir,
und treu erfüllt der gute Geist,
was gläub'gen Seelen er verheißt.

Schau auf! im Regenbogenschein
naht dort die Taube weiß und rein,
die Hoffnungsbotin, die das Blatt
des Ölbaums einst gebrochen hat.

Und wisse, auch Elisabeth,
die Freundin, guter Hoffnung geht.
Des Menschen Herz verzweifelt oft;
doch Gott vermag, was keiner hofft!"

Sie sprach zu ihm: „Wie du gesagt,
geschehe mir, des Herren Magd!"
Und sah empor; des Himmels Plan
licht über ihr war aufgetan.

In güldnem Schein mit grünem Reis
erschien die Taube rein und weiß.
Geblendet sie hernieder sah;
da stand der Engel nicht mehr da.

Doch gottgetröstet war ihr Sinn;
sie sehnte nach der Freundin hin;
sie nahm den Mantel und entwich
nach dem Gebirge endelich.

Christus als Gärtner.

(Altarbild.)

Als die drei Frauen, die mit Salben nahten,
bei Sabbatsfrüh zum Heil'gen Grabe traten,
da sahen sie herabgewälzt den Stein;
die Leinwand und das Schweißtuch lagen beide
zusammgewickelt, und im weißen Kleide
saß in der Gruft ein Jüngling, zart und rein;
der sprach: „Wen sucht ihr hier in Todesbanden?
Das Grab ist leer, der Herr ist auferstanden!"

Da eilten zwei, was sich hier zugetragen,
beklommnen Muts den Jüngern anzusagen;
doch einsam still durchwallte Magdalene,
das Nardenglas noch in der weißen Hand,
des Palmengartens frische Morgenschöne;
den heil'gen Leichnam wähnte sie entwandt,
den kargen Trost, die Rechte noch zu küssen,
die sie der Tugend Pfad geführt, entrissen.

Durchs Grün der Zweige zogen Morgenlüfte,
vom Beet der Blumen wehten Balsamdüfte,
es kräuselte der Wind ihr dunkles Haar,
das aufgelöst hinab zur Hüfte wallte;
von Ast zu Ast im Wechselgruß erschallte
das Feierlied der muntern Vogelschar.
Zur Freude war die Gegend rings erwacht,
nur sie umgab des Kummers tiefste Nacht.

Und als ihr Aug' trüb durch den Garten irrte,
ob keiner nahe, ihrem Schmerz verwandt,
gewahrte sie im Schatten einer Myrte
der reinsten Lilie tauumglänzten Stand
und bog sich hin, den Lilienstab zu pflücken,
um selbst das leere Grab damit zu schmücken.

Und als sie sich hinab zur Erde bückte,
der Tränen Tau mild auf die Blätter rann,
da regt es sich im Laub, und sie erblickte,
ihr Tun betrachtend, einen hehren Mann,
der, halb verdeckt vom morgenhellen Grün,
der Lilien und Myrten Pfleger schien;
er wandte sich mit sanftem Blick ihr zu
und frug voll Mitleids: „Weib, was weinest du?"

Sie aber sprach mit fromm erhobnen Händen:
„O eile, Freund, den Schmerz von mir zu wenden,
o eile, Freund, mir liebreich anzusagen,
wo du des Meisters Leichnam hingetragen?"

„Maria!" sprach der Herr, und sie erkannte
des Meisters Stimme, der sich zu ihr wandte,
rief fromm: „Rabbuni!" — da war er verschwunden,
doch für ihr Herz des Himmels Trost gefunden. —
O kehr auch, Herr, in unsre Herzen ein
und laß sie stets dein Liliengarten sein!

*

Die Sonntagsdrescher.

„Ehrt Ihr so die Sabbatsfeier,
heiligt so den Ostertag?
Schallend klappt in Eurer Scheuer
muntrer Drescher Wechselschlag.
Horcht, die Glocke läutet,
ruft ins Gotteshaus;
Weib und Dirne schreitet
mit dem Buch und Strauß."

„Vater!" sprach verschämt Frau Änne,
„glaubt so Arges nicht von mir!
Niemand drischt auf meiner Tenne;
schaut, es hängt der Schlüssel hier.
Sünd'gen ich — bewahre!
wider Gotts Gebot?
War nicht schon drei Jahre
groß des Armen Not?"

„Was mein eignes Ohr vernommen,
halt ich Alter auch für wahr.
Wie? Euch zählt ich zu den Frommen,
und Ihr täuscht dies graue Haar?" —
„Euer Wort ist teuer,
aber — seht mich an!
kommt in meine Scheuer,
ob ich lügen kann!"

Hand in Hand gehn sie zur Tenne,
horchen unterm Lindenbaum.
Wacker dreschen hört Frau Änne,
traut den eignen Sinnen kaum;
hört mit bängerm Lauschen
an der Scheune Tor
reifer Garben Rauschen
und Gesang im Chor.

„Wir verkünden gute Märe" —
tönt es hell wie Silberklang —
„hundertfältig trägt die Ähre
sieben frohe Jahre lang.
Ihres Gottes wegen
gab Frau Änne gern;
drum gibt Gott ihr Segen —
alles kommt vom Herrn!"

Und als sie das Tor zur Banze
bangen Mutes seitwärts drehn,
sehn sie, schlank im Ährenkranze
drei der schönsten Mägde stehn;
die Gewänder blinken
blau wie Himmelsduft,
und sie lächeln, winken
und zergehn in Luft.

*

Purpurblümchen.

Es wächst in stillem Grunde
ein Kräutchen tief im Moos,
zu St. Johannis Stunde
bricht's aus des Berges Schoß.

Ich sah es silbern blinken
durch Tau und Mondenlicht,
den Geist des Felsens winken
mit braunem Angesicht.

Auf Purpursamt erhoben
sich Kelchlein schwanenrein;
zu goldnen Zügen woben
sich zarte Fädchen drein.

Gerüche sondergleichen
durchwürzten süß die Luft.
Mir nickte hinzuschleichen
der Gnom aus grüner Kluft.

Ich zog aus meinen Haaren,
wie mir sein Wink gebot,
das Tuch, um zu bewahren
das Blümchen purpurrot.

Und schweigend warf ich's nieder
und senkte mich aufs Knie;
da drang durchs ros'ge Mieder
ein Schmerz — ich bebt und schrie.

Ein Bienchen, das die Dolden
zum Bettchen sich erkor,
ein Bienchen, glatt und golden,
summt aus dem Schleier vor.

Leicht flog es hin — mir brannte
ein Stich, dem Herzen nah;
und, da ich mich ermannte,
war Blümchen nicht mehr da.

Der Gnome war verschwunden
mit braunem Angesicht.
Ach, nie werd ich gesunden,
find ich das Blümchen nicht!

Das Winzermädchen.

Fremder.

Guten Tag, du artige Winzerin!
Wo führt der Weg längs der Mauer hin?

Mädchen.

Links nach dem Dorfe, rechts nach der Stadt;
weiß nicht, wo er zu verrichten hat.

Fremder.

Schönes Kind, bist ja so schwer bepackt —

Mädchen.

Die vollste Butte hab ich aufgesackt,
und der Weg nach der Presse ist weit.
Da — schwatzt sich's denn so bei Gelegenheit.

Fremder.

Ist die heurige Lese denn reich?
Gibt's der artigen Winz'rinnen viel?

Mädchen.

Jede Traube hat ihren Stiel,
und die Jahre sind sich nicht gleich.

Fremder.

Mir ist heiß. — Dürft ich dich wohl berauben?

Mädchen.

Wähl Er sich von den schönsten Trauben!
Sie sind süß und schwellend und heller
als Goldtraminer und Muskateller.
Die gelbe hier, unter der blauen versteckt,
hat Beeren so rötlich und braun.
Da sagen wir Mädchen im Spiel:
die Beeren hat das Füchslein geleckt.

Fremder.

Bist ja selbst so rötlich und braun —
Kleine! gibt's der Füchse hier viel?

Mädchen.

Wüßte nicht hier zu Land eben sehr,
kommen nur so aus der Fremde her;
doch finden sie nicht immer, wo sie's glauben,
für sie dahängend reife Trauben. —
Muß eilen — es ruft auf der Höh:
Butte voll! — Herr Fremder, ade!

Aus der Oper: Der Freischütz[1].

Max.

Durch die Wälder, durch die Auen
zog ich leichten Muts dahin;
alles, was ich konnt erschauen,
war des sichern Rohrs Gewinn.
Abends bracht ich reiche Beute,
und als über eignes Glück,
drohend wohl dem Mörder, freute
sich Agathes Liebesblick.

Jetzt ist wohl ihr Fenster offen,
und sie horcht auf meinen Schritt,
läßt nicht ab vom treuen Hoffen:
Max bringt gute Zeichen mit!
Wenn sich rauschend Blätter regen,
wähnt sie wohl, es sei mein Fuß;
hüpft vor Freuden, winkt entgegen —
nur dem Laube — Liebesgruß.

Kaspar.

Hier im ird'schen Jammertal
wär doch nichts als Plack und Qual,
trüg der Stock nicht Trauben;
darum bis zum letzten Hauch
setz ich auf Gott Bachus Bauch
meinen festen Glauben!

Eins ist eins, und drei sind drei!
drum addiert noch zweierlei
zu dem Saft der Reben:
Kartenspiel und Würfellust
und ein Kind mit runder Brust
hilft zum ew'gen Leben!

Ohne dies Trifolium
gibt's kein wahres Gaudium
seit dem ersten Übel.
Fläschchen, sei mein Abc,
mein Gebetbuch: Katherle,
Karte: meine Bibel.

Ännchen.

Kommt ein schlanker Bursch gegangen,
blond von Locken oder braun,
hell von Aug' und rot von Wangen,
ei, nach dem kann man wohl schaun.

Zwar schlägt man das Aug' aufs Mieder
nach der Klosternonnen Art,
doch verstohlen hebt man's wieder,
wenn's das Bürschchen nicht gewahrt.

Sollten ja sich Blicke finden,
nun, was hat auch das für Not?
Man wird drum nicht gleich erblinden,
wird man auch wie Scharlach rot.

Blickchen hin und Blick herüber,
bis der Mund sich auch was traut!
Er seufzt: Schönste! Sie spricht: Lieber!
Bald heißt's Bräutigam und Braut.

Immer näher, liebe Leutchen!
wollt ihr mich im Kranze sehn?
nicht? das ist ein nettes Bräutchen?
und der Bursch nicht minder schön?

Agathe.

Leise, leise,
fromme Weise!
Schwing dich auf zum Sternenkreise.
Lied, erschalle!
feiernd walle
mein Gebet zur Himmelshalle!

Zu dir wende
ich die Hände,
Herr ohn' Anfang und ohn' Ende!

[1] Daß auch die Oper, und insbesondere die romantische Oper, romanzen- und balladenartige Wirkungen, Stimmungen usw. erzielen kann, sollen diese Arien aus dem „Freischütz" andeuten. Man muß sich freilich die Szenerie, die Situation dazu vorstellen. Vgl. auch die im nächsten Abschnitt mitgeteilten Stücke aus Opern.

Vor Gefahren
uns zu wahren,
sende deine Engelscharen!

Und ob die Wolke sie verhülle,
die Sonne bleibt am Himmelszelt!
Es waltet dort ein heil'ger Wille,
nicht blindem Zufall dient die Welt!
Das Auge, rein und ewig klar,
nimmt aller Wesen liebend wahr!

Für mich auch wird der Höchste sorgen,
dem kindlich Herz und Sinn vertraut!
Und war dies auch mein letzter Morgen,
rief mich sein Vaterwort als Braut,
sein Auge, rein und ewig klar,
nimmt alle seine Kinder wahr.

*

Eine Brautjungfer.

Wir winden dir den Jungfernkranz
mit veilchenblauer Seide.
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
zu Glück und Liebesfreude.

Alle.

Schöner, grüner Jungfernkranz!
veilchenblaue Seide.

Eine Brautjungfer.

Lavendel, Myrt' und Thymian,
das wächst in meinem Garten;
wie lang bleibt doch der Freiersmann?
ich kann es kaum erwarten.

Alle.

Schöner, grüner Jungfernkranz!
veilchenblaue Seide!

Eine Brautjungfer.

Sie hat gesponnen sieben Jahr
den goldenen Flachs am Rocken,
die Schleier sind wie Spinnweb klar,
und grün der Kranz der Locken.

Alle.

Schöner, grüner Jungfernkranz!
veilchenblaue Seide!

Eine Brautjungfer.

Und als der schmucke Freier kam,
war'n sieben Jahr verronnen;
und weil sie der Herzliebste nahm,
hat sie den Kranz gewonnen.

Alle.

Schöner, grüner Jungfernkranz!
veilchenblaue Seide!

*

Chor der Jäger.

Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?
Wem sprudelt der Becher des Lebens so reich?
Beim Klange der Hörner im Grünen zu liegen,
den Hirsch zu verfolgen durch Dickicht und Teich,
ist fürstliche Freude, ist männlich Verlangen
erstarket die Glieder und würzet das Mahl;
wenn Wälder und Felsen uns halten umfangen,
tönt freier und freud'ger der volle Pokal!
Jo hoho! Drallara!

Diana ist kundig, die Nacht zu erhellen,
wie labend am Tage ihr Dunkel uns kühlt;
den blutigen Wolf und den Eber zu fällen,
der gierig die grünenden Saaten durchwühlt,
ist fürstliche Freude, ist männlich Verlangen usw.

* * *

Samuel Christian Pape.

Geb. am 22. November 1774 zu Lesum bei Bremen, gest. am 5. April 1817 zu Nordleda im Lande Hadeln. — Gedichte, herausgegeben von Friedrich de la Motte Fouqué, 1821.

Der Königssohn.

Es ritt ein Mann mit goldnem Stern
im hellen Mondenstrahl.
Drei Hütten dämmerten von fern
im tiefen Mühlental.
Da tummelt er sein edles Roß
mit seinem goldnen Sporn,
bis unter ihm die Welle floß
im kleinen Mühlenborn.

Er bückte sich, er wandte sich
ans stille Kämmerlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
der falsche Mondenschein!"
„Mein lieber Mann ist auf der Fron,
dort oben auf der Burg,
und auf dem Felde wacht mein Sohn
die ganze Nacht hindurch!"

Er bückte sich, er wandte sich
ans andre Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
der falsche Mondenschein!"
„Mein Vater ist im grünen Wald
beim Ritter auf der Jagd,
und meine Brüder, jung und alt,
sind in der wilden Schlacht."

Er bückte sich, er wandte sich
ans andre Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
der falsche Mondenschein!"
„Mein Bruder dient für Königsgeld,
mein armer Mann ist tot,
und meine Kindlein über Feld,
die betteln dort ihr Brot."

Er bückte sich, er wandte sich
vom stillen Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
gottlob! der Mondenschein."
Dann tummelt er sein edles Roß
mit seinem goldnen Sporn,
bis hinter ihm die Welle floß
im kleinen Mühlenborn.

Und um ihn her der stille Quell,
der frische Wiesengrund,
des vollen Mondes Silberhell
schuf nicht sein Herz gesund;

er weinte bis ans Morgenlicht,
er weinte sich recht satt
und ritt mit Tränen im Gesicht
in seine Königsstadt.

* * *

Wilhelm Aloys Schreiber.

Geb. am 12. Oktober 1761 im badischen Dorf Kappel-Windeck bei Bühl, gest. am 21. Oktober 1841 in Baden-Baden. — Rhapsodien 1790. Gedichte 1801, 1812. Poetische Werke 1817/18.

Meister Oluf.

Meister Oluf, der Schmied auf Helgoland,
stand noch vor dem Amboß um Mitternacht;
laut heulte der Wind am Meeresstrand,
da pocht es an seiner Tür mit Macht.

„Heraus, heraus, beschlag mir mein Roß,
ich muß noch weit und der Tag ist nah!"
Meister Oluf öffnet der Türe Schloß,
ein stattlicher Reiter steht vor ihm da.

Schwarz ist sein Panzer, sein Helm und Schild,
an der Hüfte hängt ihm ein breites Schwert,
sein Rappe schüttelt die Mähne gar wild
und stampfet mit Ungeduld die Erd'.

Woher so spät? Wohin so schnell?
„Auf Norderney kehrt ich gestern ein,
mein Pferd ist rasch, die Nacht ist hell,
vor der Sonn' muß ich in Norwegen sein."

Hättet ihr Flügel, so glaubt ich's gern!
„Mein Rappe läuft wohl mit dem Wind!
Doch bleichet schon da und dort ein Stern,
drum her mit dem Eisen und mach geschwind!"

Meister Oluf nimmt das Eisen zur Hand,
es ist zu klein, doch dehnt es sich aus,
und wie es wächst um des Hufes Rand,
da fassen den Meister Angst und Graus.

Der Reiter sitzt auf, es klirrt sein Schwert.
„Nun, Meister Oluf, gute Nacht!
Wohl hast du beschlagen Odins Pferd,
ich eile hinüber zur blutigen Schlacht."

Der Rappe schießt fort über Land und Meer,
um Odins Haupt erglänzet ein Licht;
zwölf Adler fliegen hinter ihm her,
sie fliegen schnell und erreichen ihn nicht.

* * *

Karl Bernhard von Trinius

Geb. am 7. März 1778 zu Eisleben, gest. am 29. Februar 1844 zu Petersburg. — Gedichte, herausgegeben von zweien seiner Freunde, 1848.

Norfalls Turm.

Was jagt Euch, Wandrer, aus wirtlichem Dach?
war weich nicht Euer Bettlein und warm das Gemach?
Zwölf Uhr hat's geschlagen auf Norfalls Turm.
Wie gießt's mit Regen! wie sauset der Sturm!

„Und grauset dich nicht, Wächter, die heulende Wut?
und hörst du des Regens unendliche Flut?
Wohl ehe der Morgen die Nacht durchbricht,
stürzt über uns krachend Norfalls Gewicht!"

Des kehrt nur, Wandrer, geruhig nach Haus,
wißt, das ist Wolkenkönigs Gebraus!
Wolkenkönigs, der nimmer der Rache vergißt,
alljährlich kehrt er zur selbigen Frist.

Denn also begab sich's: Als abends er fuhr
auf Sturmwindflügeln um Thules Flur,
gewahrt er, sausend in Norfalls Burg,
ein Fräulein die hellen Fenster hindurch.

In Blick und Gebärde tut Stolz sich kund,
und zornige Rede schwellt höhnisch den Mund;
doch ihr zu Füßen, bewegt und bemüht,
ein Edelknabe süßblickend kniet.

„O neigst du mir nimmer dein Auge voll Huld?
und fehlt ich vermessen, wer strafte die Schuld?
wer sieht dich und fühlt nicht des Zaubers Gewicht?
wer ist, der ein Herz hat und gibt es dir nicht?

Wohl bet ich dich an, ich bekenn es und sag's,
dich, Traumbild der Nacht! dich, Gedanke des Tags!
Doch nimmer, o Hohe, mein frommer Sinn
begehrt der irdischen Liebe Gewinn!

Der Pilger, er wallt zur Marienkapell
und küßt voll Demut die heilige Schwell,
er rührt von fern an das himmlische Kleid;
so, Hohe, so hab ich mein Herz dir geweiht."

Doch stolz und hoch sich die Schöne vermißt:
„Was wagst du, Knabe, mit keckem Gelüst?
Wohl mancher König aus nordischem Land
hat sonder Erhörung mir Liebe bekannt.

Verbirg dich, Verwegner! Der atme den Tod,
des Lippe die schöne Hand mir bedroht,
die schöne, so nimmer den sterblichen Mann
mit Wonnen des Staubes beseligen kann.

Der Sylphen der Luft, der Elfen im Tal
ein mächtiger König sei mein Gemahl!
Und löst er nicht zween Gebote mir gleich,
hält doch mich nimmer sein machtlos Reich!"

Und wie das Wort von der Lippe geflohn,
bebt Norfalls Burg, und mit Zepter und Kron
steht Wolkenkönig, von Brausen umwallt,
in Donner und Blitz vor der bleichen Gestalt.

„Du Hochgesinnte, es ist dir gewährt,
was dir hochherrschend dein Herz begehrt!
Was bietet von Staub dir der zitternde Wurm!
Ich bringe zum Brautschatz Donner und Sturm!

Und wie du kühnlich auf Hohes gebaut,
führt Wolkenkönig dich heim als Braut,
und löst er dir zween Gebote nicht gleich,
so halte dich nimmer sein machtlos Reich!"

Und spricht's und packt sie im Wirbelwind
und flieht mit der sträubenden Beute geschwind,
bis hoch in Lüften ihr bebendes Ohr
des treuen Knaben Klage verlor.

Jetzt mit ihr ruhend in seinem Palast,
der Geist sie streichelt und lieblich faßt.
„Muß jetzt, Feinlieb, den Herren im Reich
mein' Hochzeit melden, daß sie kommen zugleich!"

Flugs dreimal im Wirbel sich reißt er und rauft
drei Haar aus dem Barte von Nebel betrauft
und spritzet hervor drei Tröpflein Blut
und zündet's zusammen bei Blitzes Glut.

Sieh! plötzlich daher auf feuchtem Roß
ein weißer Reiter die Luft durchfloß;
die Mutter hinten, die alte Fei,
eine Perlenschale trägt sie herbei.

„Heil, Wolkenkönig! ich bringe zum Mahl
(spricht Wasserkönig) eine frische Schal,
der schönen Müllerin purpurnes Blut;
ich zerrt sie herunter in meine Flut."

Und wieder ein Wagen ansauset weich,
Erlkönig mit seinen Töchtern zugleich,
Talelfen umreiten auf Heimchen, gebäumt,
und geißeln den Alp, der huckend säumt.

„Heil, Wolkenkönig! ich bringe zum Mahl
(spricht Erlkönig) eine frische Schal,
ein's Knäblein Herz, noch zappelnd und warm;
ich kneipt und würgt es in Vaters Arm."

Und wieder saust es und prasselt heran,
glutroter Drachen schnaubend Gespann,
und Salamander, umschlängelnd im Reif
der gelben Lohe Purpurschweif.

„Heil, Wolkenkönig! dein Tisch ist besetzt
(spricht Feuerkönig), so komm ich zuletzt.
Drum frisch die Dirn, und lustig zum Mahl!
Es ist die Nahrung dem Feuer schmal."

„Ringst, Lieb, umsonst die Händlein wund,
es ist der Dämonen alter Bund,
die willig in Geisterumarmung geruht,
man schmaust sie behaglich und saugt ihr Blut."

„Nie, Scheusal! erfüllst du den schrecklichen Bund,
bis du mir den meinen erfüllet zur Stund.
Denn löst du nicht zween Gebote mir gleich,
so hält mich nimmer dein machtlos Reich!"

„Ei, Lieb, das mach uns die Suppe nicht kalt;
nur frisch gefordert, ich bring's alsbald!"
Sie sinnt und besinnt sich, das zitternde Kind,
und prüft und wählt und erwählet geschwind:

„Der Liebenden Treusten verlangt mich zu sehn!" —
Und vor sich sieht sie den Knaben stehn,
sein Herz voll Liebe, ihr Herz voll Lust,
und drückt ihn innig an ihre Brust.

„Der Liebenden Treusten zeigt'st du mir; doch
flugs einen Treuern zeige mir noch!" —
Ein heulend Kreischen zerreißt die Luft,
und Spuk und Zauber zerrinnt in Duft.

Die Morgensonne bricht hell hindurch;
Romhilde ruhet auf Norfalls Burg,
und ihr im Arm der holde Knab,
dem treu sie Hand und Leben ergab.

Doch wenn die Gleiche der Herbst' erscheint,
spukt um die Fenster der alte Feind,
drum laßt ihn sausen, so kraus er will;
wenn Morgen anbricht, wird alles still.

* * *

Johann August Apel.

Geb. am 17. September 1771 zu Leipzig, gest. am 9. August 1816 ebenda. — Cicaden 1809. Zeitlosen 1817.

Asvit und Asmund.

König Erich zog wohl auf und ab,
er traf an ein mächtiges Hünengrab.

„Wer wälzt mir vom Grabe den schweren Stein?"
Drin ruft es, als litt es viel grimmige Pein.

„O Herr, nicht gut ist's, in Gräber zu schaun;
drin wohnet Entsetzen und finstres Graun;

drin sitzen die Geister mit grimmigem Blick
und halten verborgene Schätze zurück."

„Die Geister zwinget mein Zauberschwert,
den Eingang lassen sie unversehrt."

Da regt sich der Stein von der Männer Gewalt,
und es öffnet sich langsam ein finsterer Spalt;

und es öffnet sich weiter das finstre Tor,
ein greuliches Schreckbild drängt sich hervor.

Bleich ist es zu schaun wie der bleiche Tod,
von triefendem Blut sind die Wangen rot.

Die Glieder sind zitterndes Totengebein,
und modernde Tücher hüllen sie ein.

Und der König entsetzet sich ob dem Gesicht,
da hebt es die Hände empor und spricht:

„O König, wende dein Auge nicht ab!
Ein Lebender bin ich, doch wohn ich im Grab;

mein Nam' ist dir und den Helden bekannt,
Asvit ward ich einst mit Ruhme genannt."

Da staunt der König, es staunt das Heer:
„Asvit, wie kamst du ins Grab hierher?"

„O König, ich schloß den Freundschaftsbund
auf Tod und Grab mit dem Held Asmund.

Wir trugen zusammen die Freud' und das Leid
wir fochten zusammen den heißen Streit.

Und als Asmund zu sterben kam,
seine Roß und Hunde er mit sich nahm.

Seine Roß und Hund' und das beste Kleid,
und ich folgt ihm ins Grab nach meinem Eid.

Die erste Nacht und den ersten Tag,
beweinend den Toten, ich trauernd lag;

den zweiten Tag und die zweite Nacht
ergriff mich brennend des Hungers Macht;

am dritten wühlt ich in Roß und Hund,
doch graute vor solcher Speise dem Mund;

am vierten erlag ich der gräßlichen Qual,
ich schwelgt in dem blutigen Leichenmahl.

Das störte den Toten in finsterer Nacht,
und der modernde Leichnam Asmunds erwacht.

Gewendet war seine Lieb in Haß,
seine Stimme war grimmig, sein Blick war graß.

Er stürzt auf mich in entsetzlicher Wut,
er saugt aus Gliedern und Wangen das Blut;

aus Lippen und Mund er den Atem mir saugt
und Grabesluft in die Brust mir haucht.

Allnachts ward grauser das Totengebein
und grimmer sein Blick und wilder sein Schrein.

Allnachts mit dem Toten der Lebende rang
und doch nimmer die morschen Gebeine bezwang.

Drum seht Ihr mich bleich wie den bleichen Tod,
von triefendem Blut nur die Wangen rot.

Drum sind meine Glieder wie Totengebein,
und modernde Lumpen hüllen sie ein."

Da sprach der König: „Du treuer Mann,
deinem Schwur hast du wahrlich genug getan.

Der Lebend'ge sich nicht zu den Toten gesellt,
dem Toten der Lebende nicht gefällt.

Nun sollst du des Königs Gefährte sein,
und den Toten verschließe des Grabes Stein!"

Der heilige Felix.

Vor den Feinden floh der heil'ge Felix;
doch sie folgten seinen flücht'gen Schritten.
Nah bei ihm schon waren die Verfolger,
aber nirgends bot sich eine Zuflucht,
als des Felsen leicht entdeckte Höhle.
„Herr" — sprach Felix betend — ist's dein Wille,
daß ich fürder hier dein Reich verkünde
und des Werks mich freue, das dich preiset,
leicht ja werden dann der Höhle Schatten
mir zur sichern undurchdrungnen Hülle!
Aber hast du deinen Knecht geheiligt,
daß er Zeuge sei für deine Wahrheit,
dann, o Heil'ger, nimm mein Blut zum Opfer,
auch für diese Blinden, die mich töten.
Und die Höhle, wo dein Zeuge blutet,
werd alsbald ein Tempel deiner Ehre,
der die Feinde deinem Reich versammelt."
So trat er hinein voll hohen Glaubens.
Bald aus allen Felsenritzen drängten
haufenweis sich Spinnen zu der Öffnung
und sie webten emsig vor dem Eingang.
Dichte Netze mehr und mehr erschienen,
und die Höhle schien seit grauen Zeiten
nur des schwarzen Giftgewürms Behausung.

Schnell vorüber war der Feind geeilet,
weit in fernem Land den Heil'gen suchend.
Und alsbald, gleich seidnem Prachtgewande,
glänzt der Spinnen giftiges Gewebe,
und es strahlt, wie Licht des reinen Demants,
jeder Spinne Rücken, und die Füße
schlingen sich zur schön gewundnen Fassung.
Da vernahm Sankt Felix durch das Zeichen,
daß die heil'gen Engel ihn behütet
vor dem Zorn der wildergrimmten Feinde.
Und er trat anbetend aus der Höhle,
lehrte viel und mehrte Christi Kirche.

Ernst Benjamin Salomo Raupach.

Geb. am 21. Mai 1784 zu Straupitz bei Liegnitz, gest. am 18. März 1852 in Berlin. — Erzählende Dichtungen 1821.

Die Nachtwandlerin.

„Ach Mutter, Mutter! laß mich hinaus,
schon schwirret lustig die Fledermaus;
und sieh, wie des Mondes kindliches Licht
zum Nebelkranze die Berge verflicht,
wie fromm und gut
das wilde, brausende Leben ruht!"

So sprach das Fräulein vom Bodenstein.
Sie sehnte sich stets in die Nacht hinein,
und wie der Sphinx mit dämmernder Nacht
zum Rundflug auf duftigen Blumen erwacht,
erwachen auch
des Fräuleins Geister beim Abendhauch.

Die Mutter wohl sprach: „Des Tages Gold,
mein Töchterlein, ist dem Guten hold,
des Mondes Silber ist totenbleich,
und die Nacht an Betrug und Tücke reich;
drum bleib, mein Kind,
daß nicht der Versucher dich einst umspinnt!"

Das Fräulein vergaß die Mahnung schnell;
wie ahndend auch scholl der Hunde Gebell,
wie warnend auch klang der Eulen Schrein,
ging träumend sie doch in die Nacht hinein,
ging sonder Graus
ins matt erleuchtete Totenhaus.

Sie schmähte die Wahrheit am Tageslicht,
die frostig zum frostigen Geiste spricht;
und mit den Schatten, schwankend und bleich,
dem Feuerwurm, der Unk' im Teich
und dem Nebelgebild,
mit allen koste sie liebend mild.

Sie schaut auf das dunkelsaphirne Meer
und auf der silbernen Wölklein Heer
und dacht und sehnte sich freventlich:
„O trügen der Wolken Flügel mich,
vom Himmelsrand
zu schauen die Erd' im Nachtgewand!"

Vom Bodenstein hallte die eilfte Stund,
da schwebte hervor aus dem düsteren Grund
ein Wölklein, dunkel im innern Raum,
ringsum verbrämt mit purpurnem Saum,
und berührte den Fuß
des staunenden Fräuleins mit purpurnem Kuß.

Es stand ein Jüngling im luftigen Kahn,
wie ein riesiger Knabe fast angetan;
aus Regenbogen war sein Gewand,
das um die Hüften ein Mondstrahl band;
auf dem goldenen Haar
von buntem Gestein die Krone war.

„O Fräulein, Fräulein! was sitzest du hier,
die Armut beschauend für und für?
Komm, steig in meinen flüchtigen Kahn!
Ich führe dich schnell auf der Stürme Bahn
zu dem wonnigen Raum,
wo Traum ist Leben und Leben Traum."

Es bot ihr der Jüngling die rosige Hand;
das Fräulein dem Locken nicht widerstand;
es trug sie ein Zephir aus Blumenduft
bald hin, bald her durch die silberne Luft,
bis an Bergeshöhn
das Wolkenschifflein blieb stille stehn.

Es legte der Wolke Saum sich rund
um des Blocksbergs Felsen als Purpurbund,
und des Jünglings Regenbogengewand
flugs über die Kuppe war ausgespannt;
und der Steuermann
das Fräulein führte den Berg hinan.

Hier stellt dem schwärmenden Mägdlein sich dar
der eigenen Träume verwirrende Schar:
was wachend und schlummernd die Seel' ihr je
geschaffen hatte zu Lust und Weh,
mit eignem Sein
erblickt sie's hier in bunten Reihn.

Auch sah sie der Frauen und Mägdlein viel,
gleich ihr ergeben dem träum'rischen Spiel,
und jede, gleich ihr, von der Träume Schar,
die sie selbst geboren, umgeben war;
wie Waldgesang
und Flöten die Rede der Schatten klang.

Nun reihten sich alle beim grünlichen Glanz
der Feuerwürmchen zum schwebenden Tanz,
dann aßen sie Brot von Blumenstaub
und tranken Tau von Zypressenlaub
und sangen zum Mahl,
vergessend des sonnigen Lebens Qual.

Das Fräulein saß wieder beim Morgenschein
wohl auf dem Berg beim Bodenstein,
doch war's dasselbe Fräulein nicht mehr,
denn ach! der Busen war liebeleer;
wie des Tages Licht,
so floh sie der Menschen Angesicht.

Den Geistern und Träumen lebte sie bloß,
sie sagte von Mutter und Schwester sich los,
sie sagte sich los von dem liebenden Mann,
der werbend sie schon zur Braut gewann;
in der Höhle Nacht
begrub sie sich vor der Sonne Pracht.

Sie durchschweifte die Nacht mit tränendem Blick
und sehnte sich heiß nach der Höhe zurück;
die Höhe blieb fern, das Herz war matt,
im Strome fand sie die Ruhestatt.
Sanft ruh ihr Gebein!
der Seele wird Gott ja gnädig sein.

* * *

Helmina von Chezy.

Geb. am 26. Januar 1783 in Berlin, gest. am 28. Januar 1856 in Genf. — Gedichte 1812. Neue auserlesene Schriften 1817. Altschottische Romanzen, herausgeg. 1818.

Maria und der Dornbusch.

Auf grünen Wiesen ging Marie,
kein Blümchen leuchtend süß wie sie,
auch wollten alle Blümelein
dem holden Kinde freundlich sein.

Vergißmeinnicht sprach: pflückst mich nicht?
bin doch wie deiner Augen Licht!
Und Goldblum sprach: dein golden Haar
und ich, wie leuchten wir so klar!
Und Veilchen sprach: wie süßen Duft
ich hauchen mag in ferne Luft,
doch will kein Duft so lieblich sein
als deine Demut mild und rein!
Und Quelle sprach: wär ich so klar
wie deine Seele immerdar!
So freuten hold und inniglich
die Blümlein und die Quellen sich.
Nur Dornbusch seufzt und spricht: wie mag
ich nur so freudlos stehn am Hag;
was liebend auch mein Arm erfaßt,
das schilt mich doch nur rauhen Gast,
mich schmückt nicht Farbe, Tau noch Licht,
du süßes Kind! mein denkst du nicht!
Ei sprach Marie, da sie's vernahm,
was soll dir doch der heiße Gram?
Meinst du, daß ich für schlecht dich halt,
weil ernst und schmucklos die Gestalt?
O nein! wer weiß, was dir gewährt!
manch dunkles Los wird süß verklärt!
Und nun mit kindisch regem Sinn
neigt sich Marie zur Quelle hin
und nimmt den Busenschleier fein
und taucht ihn in die Perlen ein
und legt ihn flink aufs grüne Gras,
wie freut der süßen Last sich das!
Und wie nun sinnend ruht das Kind,
da hebet sich ein Wirbelwind,
der hascht zum Spiel das Busentuch
und trägt es fort im schnellen Flug,
der Dornbusch regt die Zweig' behend
und faßt im Nu des Schleiers End'
und hält es fest mit starker Hand,
daß es Maria wiederfand.
Da sieht Marie den treuen Sinn
und blickt zum Dornbusch freundlich hin,
und von der Blicke Glanz berührt,
im Dorn sich Leben quillend rührt
und purpurn, goldig sprießt's und weht:
der Dornbusch voller Rosen steht.
Die leuchten wie die Wangen klar,
die duften wie das goldne Haar ...
Noch heut trägt er den Purpurschein,
das muß Marienröslein sein!

* * *

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Geb. am 10. November 1788 zu Lubowitz in Oberschlesien, gest. am 26. November 1857 zu St. Rochus bei Neiße. — Gedichte 1837. Sämtliche Werke 1864.

Waldgespräch.

Es ist schon spät, es wird schon kalt,
was reitst du einsam durch den Wald?
Der Wald ist lang, du bist allein,
du schöne Braut! ich führ' dich heim!

„Groß ist der Männer Trug und List,
vor Schmerz mein Herz gebrochen ist,
wohl irrt das Waldhorn her und hin,
o flieh! du weißt nicht, wer ich bin."

So reich geschmückt ist Roß und Weib,
so wunderschön der junge Leib,
jetzt kenn ich dich — Gott steh mir bei!
du bist die Hexe Lorelei.

„Du kennst mich wohl — von hohem Stein
schaut still mein Schloß tief in den Rhein.
Es ist schon spät, es wird schon kalt,
kommst nimmermehr aus diesem Wald!"

Die Saale.

Doch manchmal in Sommertagen
durch die schwüle Einsamkeit
hört man mittags die Turmuhr schlagen,
wie aus einer fremden Zeit.

Und ein Schiffer zu dieser Stunde
sah einst eine schöne Frau
vom Erker schaun zum Grunde —
er ruderte schneller vor Graun.

Sie schüttelt die dunklen Locken
aus ihrem Angesicht:
„Was rudersst du so erschrocken?
Behüt dich Gott, dich mein ich nicht!"

Sie zog ein Ringlein vom Finger,
warf's tief in die Saale hinein:
„Und der mir es wiederbringet,
der soll mein Liebster sein!"

Der Kämpe.

Wohl nach Jahren kam gefahren
einsam auf dem Rhein ein Schiff,
drin gebunden und voll Wunden
lag ein Rittersmann und rief:

„Still den Garten schön tust warten,
bleibst am Fenster ofte stehn,
ruhig scheinst du, heimlich weinst du,
wie die Schiffe unten gehn.

Was vertraust du, warum baust du
auf der Männer wilde Brust,
die das Blut ziert und der Streit rührt
und die schöne Todeslust!"

Oben spinnend, saß sie sinnend —
schwanden Schiff und Tageslicht,
was er sunge, war verklungen,
sie erkannt den Liebsten nicht.

Der stille Freier.

Mond, der Hirt, lenkt seine Herde
einsam übern Wald herauf,
unten auf der stillen Erde
wacht verschwiegne Liebe auf.

Fern vom Schlosse Glocken schlagen,
übern Wald her von der Höh
bringt der Wind den Schall getragen,
und erschrocken lauscht das Reh.

Nächtlich um dieselbe Stunde
hallet Hufschlag, schnaubt ein Roß,
macht ein Ritter seine Runde
schweigend um der Liebsten Schloß.

Wenn die Morgensterne blinken,
totenbleich der Hirte wird,
und sie müssen all versinken:
Reiter, Herde und der Hirt.

Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde
da geht ein Mühlenrad,
mein' Liebste ist verschwunden,
die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen,
gab mir ein'n Ring dabei,
sie hat die Treu gebrochen,
mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht als Spielmann reisen
weit in die Welt hinaus
und singen meine Weisen
und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht als Reiter fliegen
wohl in die blut'ge Schlacht,
um stille Feuer liegen
im Feld bei dunkler Nacht.

Hör ich das Mühlrad gehen:
ich weiß nicht, was ich will —
ich möcht am liebsten sterben,
da wär's auf einmal still!

Der alte Garten.

Kaiserkron' und Päonien rot,
die müssen verzaubert sein,
denn Vater und Mutter sind lange tot,
was blühn sie hier so allein?

Der Springbrunn plaudert noch immerfort
von der alten schönen Zeit,
eine Frau sitzt eingeschlafen dort,
ihre Locken bedecken ihr Kleid.

Sie hat eine Laute in der Hand,
als ob sie im Schlafe spricht,
mir ist, als hätt' ich sie sonst gekannt —
still, geh vorbei und weck sie nicht!

Und wenn es dunkelt das Tal entlang,
streift sie die Saiten sacht,
da gibt's einen wunderbaren Klang
durch den Garten die ganze Nacht.

Meeresstille.

Ich seh von des Schiffes Rande
tief in die Flut hinein;
Gebirge und grüne Lande
und Trümmer im falben Schein
und zackige Türme im Grunde,
wie ichs oft im Traum mir gedacht,
das dämmert alles da unten
als wie eine prächtige Nacht.

Seekönig auf seiner Warte
sitzt in der Dämmerung tief,
als ob er mit langem Barte
über seiner Harfe schlief;

da kommen und gehen die Schiffe
darüber, er merkt es kaum,
von seinem Korallenriffe
grüßt er sie wie im Traum.

Nachtwanderer.

Er reitet nachts auf einem braunen Roß,
er reitet vorüber an manchem Schloß:
Schlaf droben, mein Kind, bis der Tag erscheint,
die finstre Nacht ist des Menschen Feind!

Er reitet vorüber an einem Teich,
da stehet ein schönes Mädchen bleich
und singt, ihr Hemdlein flattert im Wind:
Vorüber, vorüber, mir graut vor dem Kind!

Er reitet vorüber an einem Fluß,
da ruft ihm der Wassermann seinen Gruß,
taucht wieder unter dann mit Gesaus,
und stille wird's über dem kühlen Haus.

Wenn Tag und Nacht in verworrenem Streit,
schon Hähne krähen in Dörfern weit,
da schauert sein Roß und wühlet hinab,
scharret ihm schnaubend sein eigenes Grab.

Der Schatzgräber.

Wenn alle Wälder schliefen,
er an zu graben hub,
rastlos in Berges Tiefen
nach einem Schatz er grub.

Die Engel Gottes sangen
derweil in stiller Nacht,
wie rote Augen drangen
Metalle aus dem Schacht.

„Und wirst doch mein!" und grimmer
wühlt er und wühlt hinab,
da stürzen Steine und Trümmer
über dem Narren herab.

Hohnlachen wild erschallte
aus der verfallnen Kluft,
der Engelgesang verhallte
wehmütig in der Luft.

Der Reitersmann.

Hoch über den stillen Höhen
stand in dem Wald ein Haus,
dort wars so einsam zu sehen
weit übern Wald hinaus.

Drin saß ein Mädchen am Rocken
den ganzen Abend lang,
der wurden die Augen nicht trocken,
sie spann und sann und sang:

„Mein Liebster, der war ein Reiter,
dem schwur ich Treu bis in Tod,
der zog über Land und weiter,
zu Krieges Lust und Not.

Und als ein Jahr war vergangen
und wieder blühte das Land,
da stand ich voller Verlangen
hoch an des Waldes Rand.

Und zwischen den Bergesbogen
wohl über den grünen Plan
kam mancher Reiter gezogen,
der meine kam nicht mit an.

Und zwischen den Bergesbogen,
wohl über den grünen Plan
ein Jägersmann kam geflogen,
der sah mich so mutig an.

So lieblich die Sonne schiene,
das Waldhorn scholl weit und breit,
da führt er mich in das Grüne,
das war eine schöne Zeit!

Der hat so lieblich gelogen
mich aus der Treue heraus,
der Falsche hat mich betrogen,
zog weit in die Welt hinaus."

Sie konnte nicht weiter singen,
vor bitterem Schmerz und Leid,
die Augen ihr übergingen
in ihrer Einsamkeit.

Die Muhme, die saß beim Feuer
und wärmte sich am Kamin,
es flackert und sprüht das Feuer,
hell über die Stube es schien.

Sie sprach: „Ein Kränzlein in Haaren,
das stünde dir heut gar schön,
willst drauß auf dem See nicht fahren?
hohe Blumen am Ufer dort stehn."

Ich kann nicht holen die Blumen,
im Hemdlein weiß am Teich
ein Mädchen hütet die Blumen,
die sieht so totenbleich.

„Und hoch auf des Sees Weite,
wenn alles finster und still,
da rudern zwei stille Leute, —
der eine dich haben will."

Die schauen wie alte Bekannte,
still, ewig stille sie sind,
doch einmal der eine sich wandte,
da faßt mich ein eiskalter Wind.

Mir ist zu wehe zum Weinen —
die Uhr so gleichförmig pickt,
das Rädlein, das schnurrt so in einem,
mir ist, als wär ich verrückt.

Ach Gott! wann wird sich doch röten
die fröhliche Morgenstund!
Ich möchte hinausgehn und beten
und beten aus Herzensgrund!

So bleich schon werden die Sterne,
es rührt sich stärker der Wald,
schon krähen die Hähne von ferne,
mich friert, es wird so kalt!

Ach, Muhme! was ist Euch geschehen?
die Nase wird Euch so lang,
die Augen sich seltsam verdrehen —
wie wird mir vor Euch so bang!

Und wie sie so grauenvoll klagte,
klopft's draußen ans Fensterlein,
ein Mann aus der Finsternis ragte,
schaut still in die Stube herein.

Die Haare wild umgehangen,
von blutigen Tropfen naß,
zwei blutige Streifen sich schlangen
wie Kränzlein ums Antlitz blaß.

Er grüßt sie so fürchterlich heiter,
seine Braut wohl heißet er sie,
da kannt sie mit Schaudern den Reiter,
fällt nieder auf ihre Knie.

Er zielt mit dem Rohre durchs Gitter
auf die schneeweiße Brust hin.
„Ach, wie ist das Sterben so bitter,
erbarm dich, weil ich so jung noch bin!"

Stumm blieb sein steinerner Wille,
es blitzte so rosenrot,
da ward es auf einmal stille
im Walde und Haus und Hof.

Frühmorgens da lag so schaurig
verfallen im Walde das Haus,
ein Waldvöglein sang so traurig,
flog fort über den See hinaus.

Die verlorne Braut.

Vater und Kind gestorben
ruhten im Grabe tief,
die Mutter hat erworben
seitdem ein ander Lieb.

Da droben auf dem Schlosse
da schallt das Hochzeitsfest,
da lacht's und wiehern Rosse,
durchs Grün ziehn bunte Gäst'.

Die Braut schaut ins Gefilde
noch einmal vom Altan,
es sah so ernst und milde
sie da der Abend an.

Rings waren schon verdunkelt
die Täler und der Rhein,
in ihrem Brautschmuck funkelt
nur noch der Abendschein.

Sie hörte Glocken gehen
im weiten tiefen Tal,
es bracht der Lüfte Wehen
fern übern Wald den Schall.

Sie dacht: „O falscher Abend!
wen das bedeuten mag?
wen läuten sie zu Grabe
an meinem Hochzeitstag?"

Sie hört im Garten rauschen
die Brunnen immerdar
und durch der Wälder Rauschen
ein Singen wunderbar.

Sie sprach: „Wie wirres Klingen
kommt durch die Einsamkeit,
das Lied wohl hört ich singen
in alter, schöner Zeit."

Es klang, als wollt sie's rufen
und grüßen tausendmal —
so stieg sie von den Stufen,
so kühle rauscht das Tal.

So zwischen Weingehängen
stieg sinnend sie ins Land
hinunter zu den Klängen,
bis sie im Walde stand.

Dort ging sie, wie in Träumen,
im weiten, stillen Rund,
das Lied klang in den Bäumen,
von Quellen rauscht der Grund.

Derweil von Mund zu Munde
durchs Haus, erst heimlich sacht,
und lauter geht die Kunde:
die Braut irrt in der Nacht!

Der Bräut'gam tät erbleichen,
er hört im Tal das Lied,
ein dunkelrotes Zeichen
ihm von der Stirne glüht.

Und Tanz und Jubel enden,
er und die Gäst' im Saal,
Windlichter in den Händen,
sich stürzen in das Tal.

Da schweifen rote Scheine,
Schall nun und Rossehuf,
es hallen die Gesteine
rings von verworrnem Ruf.

Doch einsam irrt die Fraue
im Walde schön und bleich,
die Nacht hat tiefes Grauen,
das ist von Sternen so reich.

Und als sie war gelanget
zum allerstillsten Grund,
ein Kind am Felsenhange
dort freundlich lächelnd stund.

Das trug in seinen Locken
einen weißen Rosenkranz,
sie schaut es an erschrocken
beim irren Mondesglanz.

„Solch Augen hat das meine,
ach meines bist du nicht,
das ruht ja unterm Steine,
den niemand mehr zerbricht.

Ich weiß nicht, was mir grauset
blick nicht so fremd auf mich!
ich wollt, ich wär zu Hause."
„Nach Hause führ ich dich."

Sie gehn nun miteinander,
so trübe weht der Wind,
die Fraue sprach im Wandern:
„Ich weiß nicht, wo wir sind.

Wen tragen sie beim Scheine
der Fackeln durch die Schluft?
O Gott, der stürzt vom Steine
sich tot in dieser Kluft!"

Das Kind sagt: „Den sie tragen,
dein Bräut'gam heute war,
er hat meinen Vater erschlagen,
's ist diese Stund ein Jahr.

Wir alle müssen's büßen,
bald wird es besser sein,
der Vater läßt dich grüßen,
mein liebes Mütterlein."

Ihr schauert's durch die Glieder:
„Du bist mein totes Kind!
Wie funkeln die Sterne nieder,
jetzt weiß ich, wo wir sind." —

Da löst sie Kranz und Spangen,
und über ihr Angesicht
Perlen und Tränen rannen,
man unterschied sie nicht.

Und über die Schultern nieder
rollten die Locken sacht,
verdunkelnd Augen und Glieder,
wie eine prächtige Nacht.

Ums Kind den Arm geschlagen,
sank sie ins Gras hinein —
Dort hatten sie erschlagen
den Vater im Gestein.

Die Hochzeitsgäste riefen
im Walde auf und ab,
die Gründe alle schliefen,
nur Echo Antwort gab.

Und als sich leis erhoben
der erste Morgenduft,
hörten die Hirten droben
ein Singen in stiller Luft.

Die späte Hochzeit.

Der Mond ging unter — jetzt ist's Zeit.
Der Bräut'gam steigt vom Roß,
er hat so lange schon gefreit —
da tut sich auf das Schloß,
und in der Halle sitzt die Braut
auf diamantnem Sitz,
von ihrem Schmuck tut's durch den Bau
ein'n langen roten Blitz.

Blass' Knaben warten schweigend auf,
still' Gäste stehn herum,
da richt't die Braut sich langsam auf,
so hoch und bleich und stumm.
Sie schlägt zurück ihr Goldgewand,
da schauert ihn vor Lust,
sie langt mit kalter, weißer Hand
das Herz ihm aus der Brust.

Der Kehraus.

Es fiedeln die Geigen,
da tritt in den Reigen
ein seltsamer Gast,
kennt keiner den Dürren,
galant aus dem Schwirren
die Braut er sich faßt.

Hebt an, sich zu schwenken
in allen Gelenken.
Das Fräulein im Kranz:
„Euch knacken die Beine —"
„bald rasseln auch deine,
frisch auf, spielt zum Tanz!"

Die Spröde hinterm Fächer,
der Zecher vom Becher,
der Dichter so lind,
muß auch mit zum Tanze,
daß die Lorbeern vom Kranze
fliegen im Wind.

So schnurret der Reigen
zum Saal 'raus ins Schweigen
der prächtigen Nacht,
die Klänge verwehen,
die Hähne schon krähen,
da verstieben sie sacht.

So gings schon vorzeiten
und geht es noch heute,
und hörest du hell
aufspielen zum Reigen,
wer weiß, wem sie geigen —
hüt dich, Gesell!

*

Marias Sehnsucht.

Es ging Maria in den Morgen hinein,
tat die Erd einen lichten Liebesschein,
und über die fröhlichen grünen Höhn
sah sie den bläulichen Himmel stehn.
„Ach, hätt' ich ein Brautkleid von Himmelsschein,
zwei goldene Flüglein — wie flög ich hinein!"

Es ging Maria in stiller Nacht,
die Erde schlief, der Himmel wacht,
und durchs Herze, wie sie ging und sann und dacht,
zogen die Sterne mit goldener Pracht.
„Ach, hätt' ich das Brautkleid von Himmelsschein
und goldene Sterne gewoben drein!"

Es ging Maria im Garten allein,
da sangen so lockend bunt' Vögelein,
und Rosen sah sie im Grünen stehn,
viel, rote und weiße so wunderschön.
„Ach, hätt' ich ein Knäblein, so weiß und rot,
wie wollt ich's lieb haben bis in den Tod!"

Nun ist wohl das Brautkleid gewoben gar,
und goldene Sterne im dunkelen Haar,
und im Arme die Jungfrau das Knäblein hält,
hoch über der dunkelerbrausenden Welt,
und vom Kindlein gehet ein Glänzen aus,
das ruft uns nur ewig: „Nach Haus, nach Haus!"

Die Flucht der heiligen Familie.

Länger fallen schon die Schatten
durch die kühle Abendluft,
waldwärts über stille Matten
schreitet Joseph von der Kluft,
führt den Esel treu am Zügel;
linde Lüfte fächeln kaum,
's sind der Engel leise Flügel,
die das Kindlein sieht im Traum,

und Maria schauet nieder
auf das Kind voll Lust und Leid,
singt im Herzen Wiegenlieder
in der stillen Einsamkeit.
Die Johanniswürmchen kreisen
emsig leuchtend übern Weg,
wollen der Mutter Gottes weisen
durch die Wildnis jeden Steg,
und durchs Gras geht süßes Schaudern,
streift es ihres Mantels Saum;
Bächlein auch läßt jetzt sein Plaudern,
und die Wälder flüstern kaum,
daß sie nicht die Flucht verraten.
Und das Kindlein hob die Hand,
da sie ihm so Liebes taten,
segnete das stille Land,
daß die Erd mit Blumen, Bäumen
fernerhin in Ewigkeit
nächtlich muß vom Himmel träumen —
o gebenedeite Zeit!

* * *

Otto Heinrich Graf von Loeben,

mit dem Dichternamen Isidorus Orientalis.

Geb. am 18. August 1786 in Dresden, gest. am 3. April 1825 ebendort.

Gedichte 1810. Der Schwan, Poesien aus dichterischer Jugend, 1816. Rosengarten, Dichtungen 1818. Der Pilger und die Pfalzgräfin 1825.

Der Tanz mit dem Tode.

Zur Hochzeit ward gefahren
nach einer Stadt am Rhein;
die Braut war jung an Jahren,
doch nicht vom Herzen rein;
das Spiel, der Tanz nahm nie ein End,
das Sausen und das Brausen
sich weder legt noch wendt.

Die Braut in Feierkleidern
saß über Tag und Nacht
vor Fiedlern, Narren und Schneidern:
ward nicht an Gott gedacht.
Der Bräutigam ließ sein Geschäft;
das Gesind schwänzt hin und wieder;
den Gästen schwanden ihre Kräft'.

Nun waren sie just beim Tanze,
die Braut hoffärtig spricht:
Von meinem Myrtenkranze
kehrt sich mein Angesicht;
mein Antlitz und das ist so rot,
die grünen Blätter sind welke,
neue Blumen mir tun not!

Da trat der Tod nun eben
mit Sens' und Stundenglas herein:
„Frische Blumen dir will ich geben,
die sollen auf deinem Grabe sein.
Dein Stündlein ist gelaufen ab,
hast deine Ehr' verjubelt,
mußt in das kühle Grab!

Du lebtest hoch in Freuden
und kanntest keinen Schmerz,
die Welt lag golden und seiden
vor deinem reinen Herz.
Ach! hättest du geliebet treu,
du wärst es nun zufrieden,
daß mit dem Fest deine Frist vorbei."

Er schwang die Braut behende
aus Tanz und Spiel heraus,
er gab ihr beide Hände,
er nahm sie mit sich in sein Haus.
Sie mußte tanzen atemlos,
da lag sie nun im Kühlen —
tief ist der Erde Schoß.

Der Bergknapp.

Der König saß unter dem Purpurthron,
den Wein kredenzt ihm der eigene Sohn,
der schaute hinauf und sahe nieder;
ein brauner Mantel floß um ihn her,
der Lipp' entströmte geheime Mär,
die Gäst' ergötzten die Lieder.

Da hob der König den Zepterstab:
„Laß von den gespenstischen Liedern ab!
Ich, der Vater, der König, will es haben.
Was gehst du wie mein geringster Knecht,
der um Sold sich wagt zu dem Gnomengeschlecht
und mit Kränzen gleich Liederknaben?"

Still ließ der Sänger sich auf ein Knie
und sprach zu schmelzender Melodie:
„Was wehret der König meinem Liede?
O laß mich, Vater, in meiner Natur!
Dort unten vergeht der Ängste Spur,
in der Nacht wohnt ewiger Friede!

Nicht mich belaste mit Gold und Gestein;
meinen Schmuck laß den Kranz, die Blende mir sein!
Verstoße mich tief, wo Geister rauschen,
sprich meinem Bruder die Krone zu!
Ich bin schon mächtig, bin König, wie du,
und möchte mit dir nicht tauschen!"

Da warf der König sein Zepter hin:
„Sohn! ändre deinen verkehrten Sinn,
ich, der Vater, der König, will es haben.
Den Sänger laß spielen, dein Kleid wirf ab;
der Knapp nur steig in die Grube hinab,
nicht ziemt das fürstlichen Knaben."

Den Sohn bedrückte des Wortes Last,
er hielt den Talar des Vaters umfaßt,
er blickte so demutsvoll zum König:
„O Vater, deine Gebote sind schwer!
Doch ich will's; ein einzig Verlangen gewähr,
ich flehe zum Vater, zum König.

Noch einmal verlang ich zum tiefsten Schacht
hinab in die stille, die heilige Nacht,
und bin ich daraus emporgestiegen,
dann nimm mich hin, als wär ich dein Knecht;
der Lock' entsinke des Kranzes Geflecht,
mich soll der Purpur umfliegen.

Laß folgen drei Ritter mit Lampenglut,
denn im Finstern schlummert unheimliche Brut.
Ich führe sie wohl in meine Schächte,
denn ich bin mit jeglichem Gange vertraut,
wo ich wunderbarliche Frucht gebaut,
wo ich sprach zum Geistergeschlechte."

Drauf senkte der König den goldenen Stab,
den Sohn entließ er samt Ritter und Knapp.
Der führte sie wohl in seine Schächte,
denn er war mit jeglichem Gange vertraut,
wo er wunderbarliche Frucht gebaut
und gesprochen zum Geistergeschlechte.

Wohl ging er mit klingender Laute voran,
ihm schwoll der Busen von Sehnsucht an,
ihn lockten die dunkeln, die reichen Klüfte.
Schon sauft ein geheimes Rauschen her,
wie ein unterirdisch ertosendes Meer;
es redeten heimlich die Lüfte.

Und er schwand hinab in den tiefen Schacht,
in die ewig stille, die heimliche Nacht.
Was flüstert von fern, gleich Sturms Gewimmer?
Wohl folgen Ritter mit Lampenglut;
doch im Finstern lauert die Gnomenbrut,
es verlischt des Grubenlichts Schimmer.

Nur der Sänger sieht in schauriger Nacht,
ihm leuchtet's ringsher, wie Rubin und Smaragd,
und Knaben erscheinen, mit Kristallkronen
auf zarten Locken aus reinstem Gold,
sie nahn und lächeln, sie winken hold:
wo mag der König auch wohnen?

Und wie den Sänger ihr Glanz umwebt
und das Herz herunter, herunter strebt,
daß er dort beim Feste der Nacht erscheine,
da hörten die Ritter gar leisen Klang,
als tönte zur Laute Geistergesang, —
fern schimmert's wie Edelgesteine.

„Mein Herr, mein König! wo bist du hin?"
Aus der Tief' antwortet's: Dahin! dahin!
Wohl hörte das Ohr die Wasser brausen,
wohl tönt's tief unten, wie leise Musik,
doch der Herr, der König, kehrt nicht zurück, —
sie verließen den Ort mit Grausen.

Neben- und nachklassische und -romantische Ballade (Ballade der Biedermeierzeit).

Neben der klassischen und romantischen Ballade entwickelt sich auch die vulgär-naive und vulgär-romantische Dichtung zu reicher Blüte. Man kann diese volkstümliche Richtung, die bereits von Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Gleim eingeleitet, weiter von den Dichtern des Hainbundes, von Boie, Voß, Miller, auch Bürger, ferner von Pfeffel, Claudius und vielen anderen gern gepflegt wurde, sehr gut die Dichtung der Biedermeierzeit, den Biedermeierstil nennen. Diese populäre Kunst ist bald realistisch-hausbacken, bald romantisch-sentimental, bald pikant, bald fromm-legendär, aber ausgeglichen wird diese Verschiedenheit durch jenen vulgären hausbackenen gemütlichen und behaglichen Ton, der für diese ganze Zeit, die bis tief in das 19. Jahrhundert hineinreicht, charakteristisch ist, eben durch den Biedermeierstil. Um die Wende der Jahrhunderte erreicht diese Strömung ihren Höhepunkt. Typische Vertreter dieser Dichtung sind um diese Zeit die in dem folgenden zusammengestellten Dichter. Ich bin mir jedoch wohl bewußt, daß die Entwicklung einiger dieser Dichter schon frühzeitig, bereits vor dem Jahre 1780, beginnt, und daß andrerseits Dichter, die ich in der Gruppe der Vorklassiker behandelt habe, grade durch spätere Gedichte (Pfeffels „Die Tobakspfeife" z. B. ist in das Jahr 1783 zu setzen, Claudius' bekanntes Gedicht vom Riesen Goliath in das Jahr 1778) volkstümlich geworden sind. Trotzdem gehören Dichter wie Claudius, Pfeffel u. a. ihrer ganzen Persönlichkeit und Entwicklung nach eben der Gruppe der Vorklassiker an. Während Tiedge, Langbein u. a., die in der folgenden Sammlung erscheinen, typische Vertreter der vulgären Dichtung, von etwa 1790–1820, sind. Einzig die vornehmste Erscheinung unter ihnen — Kosegarten — zeigt deutliche Einwirkungen von Herder her. Seine Legenden sind oft voll zarter aparter Schönheit, sie werden jedoch unwirksam durch langatmige rhetorische und sentimentale Breite. Viel gelesen wurden in ihrer Zeit Langbein und Tiedge. Ersterer ist ganz gewiß ein witziger Kopf und begabter Schwankdichter gewesen, — er war der rechte Typus des Poeten der Biedermeierzeit. Ihnen schließen sich an einige volkstümliche Dichter romantischer Richtung, wie Friedrich Kind, die bereits in dem vorigen Abschnitt behandelt worden sind. Den Übergang zur Romantik kennzeichnen auch der witzige Friedrich Haug und Karl Philipp Conz, — beide sind Jugendfreunde Schillers. Ein Charakter für sich — noch in den besten und ältesten klassischen Traditionen wurzelnd — ist Seume, in dessen Wesen sich Idealismus und Realismus nicht auszugleichen vermochten. Selbstverständlich ist die Schar der Dichter auch dieser Sphären groß. Jedoch nur einige charakteristische Erscheinungen können mitgeteilt werden. Aus diesem Grunde wurde auch Vulpius' bekannte Räuberromanze aufgenommen, ferner charakteristische Einzelgedichte jetzt vergessener Dichter. — Endlich ist die Singspiel- und Opernromanze (Arie usw.) jener Zeit nicht zu übersehen; vergegenwärtigt man sich die plastischen Stimmungen und Szenen, durch die diese Romanzen veranschaulicht und die durch diese Romanzen gewissermaßen beseelt werden, so entstehen sehr wohl romanzeske und balladeske Wirkungen, — ganz abgesehen davon, daß manche dieser Lieder an sich poetisch wertvoll sind. Man denke nur an die Szenen aus dem „Don Juan", aus der „Zauberflöte" usw. („Reich mir die Hand mein Leben", „In diesen heiligen Hallen" usw.). Auch für das spätere Couplet, für eine gewisse Spielart der vulgären sozialen Ballade ist der Stil dieser Arien und leichtgeschürzten Singspiellieder von vorbildlicher Bedeutung gewesen. Einen vortrefflichen Überblick über diese ganze Literatur der Biedermeierzeit gewährt die Anthologie „Als der Großvater die Großmutter nahm" („Ein Liederbuch für altmodische Leute", von Gustav Wustmann, Leipzig 1905, Verlag von Wilh. Grunow).

Ludwig Theobul Kosegarten.

Geb. am 1. Februar 1758 zu Grevesmühlen in Mecklenburg, gest. am 26. Oktober 1818 zu Greifswald.
Gesänge 1776. Gedichte 1788. Poesien 1798. Legenden 1804. Dichtungen 1812—15, 1824—27.

Das Amen der Steine.

(Beda Venerabilis, 672—753 nach Chr.)

Vom Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
zu predigen die neue frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
an seines Führers Hand der fromme Greis
und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.

Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Tal,
das übersät war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr als boshaft sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
versammelt hier und harren auf die Predigt."

Der blinde Greis erhub sich alsobald,
wählt einen Text, erklärt ihn, wandt ihn an,
ermahnte, warnte, strafte, tröstete
so herzlich, daß die Tränen mildiglich
ihm niederflossen in den grauen Bart.

Als er beschließend drauf das Vaterunser,
wie sich's geziemt, gebetet und gesprochen:
„Dein ist das Reich und dein die Kraft und dein
die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten!" —
Da riefen rings im Tal viel tausend Stimmen:
„Amen, ehrwürd'ger Vater! Amen! Amen!"

Der Knab' erschrak; reumütig kniet er nieder
und beichtete dem Heiligen die Sünde.
„Sohn," sprach der Greis, „hast du denn nicht gelesen:
Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrein?
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinern,
so wird im Stein ein Menschenherz sich regen."

Die sieben Freuden.

Ein frommer Priester in Hispania,
der unsrer lieben Frau von Kindheit auf
zu eigen sich gegeben, pflegte sie
zu mahnen täglich an die sieben Freuden,
die sie genossen in der Zeitlichkeit;
die erste, da sie ihren Sohn empfing;
die zweite, da sie ihn gebar; die dritte,
da ihm die fremden Weisen huldigten;
die vierte, da nach dreien bangen Tagen
sie den Gemißten wiederfand im Tempel;
die fünfte, da er aus der Gruft erstand;
die sechste, da er nach bestandnem Streit
glorreich gen Himmel fuhr; die siebente
und höchste, da er aus der dunkeln Gruft
sie selber aufgerufen und sofort
sie aufgenommen in die Herrlichkeit.
An solche sieben Freuden pflog der Priester
alltäglich sie zu mahnen und allstündlich.

Einstmals nun, als er eben auch den Spruch
gesprochen hatte nach gewohnter Weise,
erschien Maria ihm und sprach holdlächelnd:
„Die sieben Freuden, frommer Sohn, die mich
vormals erquickt in meiner Niedrigkeit,
sind längst dahin, und wie der Sternlein Schimmer
der Sonne Glanz verschlingt, so sind auch jene
verschlungen von der Flut der Seligkeit,
die stündlich mir jetzt an die Seele tritt.
So wünsch ich denn, du mögest, frommer Sohn,
von nun an mir die sieben Freuden bieten,
die ich genieße in der Gegenwart;
die erste die, daß meine Glorie
die Glorie aller Heil'gen überstrahlt;
die zweite, daß, wie alle Kreatur
des Sonnenlichts sich freuet, also auch
die Himmel meiner Herrlichkeit sich freun;
die dritte, daß der Himmel lichte Scharen
mir Reverenz und Würdigkeit entbieten,
wie es des höchsten Königs Mutter ziemt;
die vierte, daß mein Wille ganz und gar
vereinigt worden mit der Gottheit Willen;
die fünfte, daß ich jedem, der mich liebt,
mag Dank und Sold von meinem Sohn erwerben;
die sechste, daß mir armen Magd ein Stuhl
gesetzt ward, höher als die höchsten Thronen;
die siebente, daß solche meine Ehr'
und Freud' und Wonn' und Schönheit ewig grünt
unkränkbar, unantastbar, unverwelklich.
So will ich nun, o Sohn, daß du hinfort
mit diesen sieben Freuden nicht allein
mich selber grüßest, sondern auch die Brüder
mit solchen mich zu grüßen treulich mahnst."

So sprach Maria und verschwand, umflossen
von Rosenduft und abendrotem Schimmer.

Der fromme Priester, der Erscheinung froh,
der Mahnung willig folgend, hat sofort
geprediget von solchen sieben Freuden
mit großer Kraft. Tagtäglich und nachtnächtlich
hat er die reine Magd, die hochgelobte,
gegrüßt mit den erzählten sieben Freuden
herzlich, inbrünstig, rast- und ruhelos,
bis ihm die Zung' erstarrt und stand sein Herz.

Zu solches Dienstes freundlichem Entgelt
hat ihm die Mutter Gottes, da er starb,
von ihrem Sohn erwirkt vollkommnen Ablaß,
Errettung aus des Fegefeuers Glut
und frohen Eingang in die ew'ge Freude.

Die Tänzerin[1].

Eine Jungfrau lebt im welschen Lande,
jung und schön, verständig auch und sittig,
nur dem Tanz fast allzusehr ergeben.
Kirch' und Meß, die Metten und die Vesper
zu versäumen um des Tanzes willen,
war schon mehrmal ihr begegnet, also
daß zu fürchten stand, es werde Musa
einst noch gar sich um den Himmel tanzen.

Das erwog die hochgebenedeite
Jungfrau-Mutter. Sie erwog, daß Musa
allzeit gleichwohl vor und nach dem Tanze
ihr genaht in Ehrfurcht, ihrer Obhut
sich empfohlen, mit viel süßen Namen
sie begrüßt, gepflegt auch ihres Bildes
mit des Weihrauchs Duft, der Kerze Schimmer.
Dies beherzigend, verdroß die Jungfrau,
preiszugeben Musa dem Verderben.

Einstmals nun, als feuernd noch vom Tanze,
schwindelnd noch von wilder Schleifer Wirbeln,
Musa heimkam in die stille Kammer,
als sie diesmal auch, wie stets sie pflegte,
niederkniete vor der Gottesmutter,
mit viel schönen Namen sie begrüßte,
ihrer Obhut sich befahl mit Inbrunst,
ward sie plötzlich hingerückt im Geiste.
Offen stand der Himmel. Aus des Himmels
lichten Fernen quollen Melodien,
süß und schmelzend. Zu den süßen Weisen
tanzten Sonn' und Mond und alle Sterne
und die heil'gen Jungfraun weißbekleidet
und die hohe Gottesmutter selber
selige geheimnisreiche Tänze.

[1] Vgl. hierzu das Gedicht „Gelübde" von Tiedge, S. 388.

Als das Mägdlein nun, wie leicht zu glauben,
solchem Schauspiel wohlgefällig zusah,
sprach zu ihr die Mutter aller Gnaden:

„Liebe Tochter, möchtest du wohl solchen
Weisen lauschen, solche Tänze tanzen
alle Tage deines Erdenlebens?"

Also sprach die hochgelobte Jungfrau;
und tanzlüstern gab zurück das Mägdlein:

„Gern, o Herrin, möcht ich alle Tage
dieses Lebens und des andern Lebens
solchem Wohllaut lauschen, solchen Tänzen
zusehn, und dafern ich es vermöchte,
selbst wohl solches Tanzes Regel lernen."

Und Maria sprach: „Gar leicht gelangen
magst du zur Erfüllung dieses Wunsches.
Darfst nur dreißig Tag lang mir zuliebe
dich enthalten alles Spiels und Tanzes,
eiteln Putzes, üppigen Gepränges
und des Umgangs mit den Weltgesinnten;
so will ich nach dreißig Tagen kommen,
dich abholen in das Haus der Hochzeit,
wo du tanzen sollst den Ringelreihen
immerdar mit mir und meinen Jungfraun."

Also sprach die Mutter aller Gnaden
und verschwand. Zerronnen war das Duftbild.
Musa, wie aus schwerem Traum erwachend,
fühlte umgewandt ihr ganzes Innres,
bitter war die Welt ihr, gallenbitter,
gar verhaßt ihr Tanz und Putz und Kurzweil.
Satt des Eiteln, eingedenk des Endes,
tat sie Buse, beichtete, beharrte
dreißig Tage lang in heißer Andacht.

Als die dreißigste nun kam der Nächte,
nahet ihr die Mutter aller Gnaden
und entnahm mit lindem Kuß die Seel' ihr.
Himmelan stieg die erlöste Seele,
und des Himmels diamantne Tore
flogen offen; aus den lichten Fernen
quollen wiederum die Harmonien
süß und schmelzend, zu den süßen Weisen
tanzten Sonn' und Mond und alle Sterne
und die heil'gen Jungfraun weißbekleidet
und die hohe Gottesmutter selber
selige geheimnisreiche Tänze.

Und der Jungfraun eine winkte Musen.
Ein trat Musa in die hellen Reihen,
wo sie tanzt mit Sonn' und Mond und Sternen,
mit den heil'gen Jungfraun, mit der hohen
Gottesmutter, der Gebenedeiten,
immerdar den hochzeitlichen Reigen.

* * *

Kaspar Friedrich Lossius.

Geb. 1753 in Erfurt, gest. ebenda 1817.

Der gute Reiche.

An einem Fluß, der rauschend schoß,
ein armes Mädchen saß;
aus ihren blauen Äuglein floß
manch Tränchen in das Gras.

Sie wand aus Blümchen einen Strauß
und warf ihn in den Strom.
Ach guter Vater, rief sie aus,
ach lieber Bruder, komm!

Ein reicher Herr gegangen kam
und sah des Mädchens Schmerz,
sah ihre Tränen, ihren Gram,
und dies brach ihm das Herz.

Was fehlet, liebes Mädchen, dir,
was weinest du so früh?
Sag deiner Tränen Ursach' mir,
kann ich, so heb ich sie.

Ach, lieber Herr, sprach sie und sah
mit trübem Aug' ihn an:
Sie sehn ein armes Mädchen da,
dem Gott nur helfen kann.

Denn sehn Sie, jene Rasenbank
ist meiner Mutter Grab,
und ach, vor wenig Tagen sank
mein Vater hier hinab.

Der wilde Strom riß ihn dahin,
mein Bruder sah's und sprang
ihm nach; da faßt der Strom auch ihn,
und ach! auch er ertrank.

Nun ich im Waisenhause bin,
und wenn ich Rasttag hab,
schlüpf ich zu diesem Flusse hin
und weine mich recht ab.

Sollst nicht mehr weinen, liebes Kind!
Ich will dein Vater sein.
Du hast ein Herz, das es verdient,
du bist so fromm und fein.

Er tat's und nahm sie in sein Haus,
der gute reiche Mann,
zog ihr die Trauerkleider aus
und zog ihr schönre an.

Sie aß an seinem Tisch und trank
aus seinem Becher satt. —
Du guter Reicher habe Dank
für deine edle Tat.

* * *

Christoph August Tiedge.

Geb. am 14. Dezember 1752 zu Gardelegen in der Altmark, gest. am 8. März 1841 zu Dresden.

Uranio 1800. Elegien und vermischte Gedichte 1803. Werke 1823—29, 1832—33.

Romanze.

(1804.)

Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind,
da sitzet Mariechen und wieget ihr Kind;
sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand,
den Blick in die Ferne hinausgewandt.

In die Ferne hinaus schweift all ihr Sinn,
ihr Lieber, ihr Treuer, der ging dahin.
Sie hielt ihn nur wenige Stunden im Arm,
nun ist ihr Geliebter der weinende Harm.

In den Busen ihr fallen die Tränen hinein,
da trinket ihr Kind sie säugend mit ein.
Es schmeichelt der Mutter die kleine Hand.
Ihr Blick ist hinaus in die Ferne gewandt.

Ha! sausend wehet der Wind und kalt!
Mariechen, dein Treuer ging aus in den Wald,
die tanzenden Elfen empfingen ihn dort
und rissen auf immer, auf immer ihn fort.

Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind,
da sitzet Mariechen und wieget ihr Kind;
sie wieget es mit ihrer schneeweißen Hand,
den Blick in die Ferne hinausgewandt.

Das Gelübde[1].

Es fuhr eine Schifferin über den See,
ihr werdet sie freilich nicht kennen;
doch, daß sie nicht namenlos vor euch steh':
so will ich Bionda sie nennen.

Das Schifflein, das fuhr auf den Fluten dahin,
und Mai war's, und alles war heiter;
gestimmt zur Freude war jeder Sinn;
was will unsre Schifferin weiter?

Allein ein Mädchen will immer noch was.
Ein Sturm, meint sie, wäre wohl besser;
da käme doch Leben und lustiger Spaß
und Tanz in das stille Gewässer.

Gesagt, geschehn! Von Süden daher
kam ein Sturm mit gewaltigen Schwingen.
Da tanzten die Wellen; da drohte das Meer,
das taumelnde Schiff zu verschlingen.

Nun blickte sie schreiend zum Himmel auf:
„Nicht tanzen mehr!" ruft sie und weinet;
„wer nimmt denn alles so ernstlich auf?
so war es ja gar nicht gemeinet!

Laß mich, o Himmel, nicht untergehn!
Bei der Sonne gelob ich's da droben:
sie soll mich nimmermehr tanzen sehn!" —
Man kann nichts fester geloben.

Das Schiff gewann nun sanfteren Lauf;
der Himmel fing an, sich zu hellen;
die Sonne ging unter, der Mond ging auf
und blinkt auf den spiegelnden Wellen.

So fuhr das Schifflein nun ein in den Port
von einem gar fröhlichen Städtchen;
da tanzten an einem offnen Ort
die Fischerbuben und Mädchen.

Und als Bionda so sinnend dastand,
da konnten die Füße kaum ruhen;
es tanzten, auf ihre eigene Hand,
die Zehen geheim in den Schuhen.

Sie aber bleibt in sich gekehrt und stumm,
als behorchte sie still ihr Gewissen,
und sieht nach dem Meere verdrießlich sich um,
das solch ein Gelübd' ihr entrissen.

So lockend auch tönet der Geige Klang:
sie will in den Tanz sich nicht mischen;
doch endlich währt ihr das Ding zu lang,
sie springet entschlossen dazwischen.

Und flieget hinunter den lustigen Reihn;
es wehn die schmückenden Kränze;
von oben der prächtige Maimondenschein
beleuchtet die schwebenden Tänze.

Da ruft eine Stimme vom Himmel: „O weh!
Bionda, du hast dich verloren!
Gedenk an den fährlichen Tanz auf der See!
Was hast du der Sonne geschworen?

Bionda, du hast dein Gelübde verletzt!" —
„Was," spricht sie, „was hab ich verbrochen?
Die Sonn' ist in Amerika jetzt,
und dem Mond hab ich gar nichts versprochen." —

Bionda kam bald in ihr Hüttchen zurück;
sie fand es vom Sturme zerrissen:
da trübt sich im Auge der fröhliche Blick
und innerlich zankt das Gewissen.

„Ach!" ruft sie, „wie schlimm ein Tanz doch lohnt!
Das soll mir nicht wieder geschehen!
Gewiß hat die Sonn' aus der Ferne dem Mond
dort über die Schulter gesehen!"

* * *

August Friedrich Ernst Langbein.

Geb. am 6. Sept. 1757 zu Radeberg unweit Dresden, gest. am 2. Januar 1835 in Berlin.

Gedichte 1788. Schwänke 1792. Neue Schwänke 1799. Neuere Gedichte 1812/23. Sämtliche Gedichte 1838 und 1841.

Langbein pflegte und zwar sehr oft mit poetischem Geschmack die humoristische und pikante balladeske Erzählung, den Schwank und die scherzhafte pointierte Legende. Er ist ein Hauptrepräsentant dieser epischen Kleinkunst in Deutschland und gehört seinem ersten Auftreten und seinem dichterischen Wesen nach noch der klassischen Periode an. Auch die vulgäre Ritter- und Gespensterballade kultivierte er noch mit Vorliebe.

Der Vatermörder.

(1788.)

Graf Eulenfels war reich an Gold,
doch arm an Lebensfreuden,
so wie der Uhu einsam grollt,
sah man ihn Menschen meiden.
Ihn nagt ein Wurm, der nimmer wich
und doppelt hart ihn quälte,
als seine Tochter Anna sich
mit Junker Horst vermählte.

Sein düstrer Blick verscheuchte ganz
die Fröhlichkeit vom Feste,
und seiner hundert Kerzen Glanz
bestrahlte stumme Gäste.
Ein fremder Ritter, Karl von Sturm,
befand sich unter diesen.
Ihm ward ein Zimmer noch am Turm
des Schlosses angewiesen.

Um Mitternacht entschlief er kaum
im weichen Schwanenbette,
da weckt ihn aus dem ersten Traum
das Klirren einer Kette.

[1] Vgl. hierzu die Ballade „Die Tänzerin" von Kosegarten, S. 386.

Erschrocken rafft er sich empor,
denkt, seine Sinne trügen;
doch klirrt es stärker als zuvor
und kommt herauf die Stiegen.

Es tappt im Vorsaal her und hin,
schleicht jetzt herein und rasselt
am Bett vorüber zum Kamin,
wo noch die Flamme prasselt.
Hier bleibt's und stöhnet schauerlich
wie Ruf aus einem Grabe:
Huhu! wie lange, seit ich mich
nicht mehr gewärmet habe!

Karl zog sich grausend an die Wand;
dann schob er die Gardine
des Betts zurück mit leiser Hand
und blickte zum Kamine.
Hier saß, des Todes Bild, ein Greis,
mit Lumpen nur behangen;
sein langer Bart floß silberweiß
von leichenfahlen Wangen.

Bald sah er irr und wirr umher,
bald starr hin nach den Dielen;
es schien, als wogt in ihm ein Meer
von marternden Gefühlen.
Denn wie zerrüttet im Gehirn
rang er die Knochenhände
und stieß verzweifelnd seine Stirn
ans Mauerwerk der Wände.

Halt ein! rief Karl, wer du auch bist!
halt ein! was ist dein Jammer?
Lebst du noch wirklich, oder ist
das Beinhaus deine Kammer? —
Der Greis schrak auf und schwankte hin
ans Bette: Fremdling, bebe
nicht vor mir armen Mann! ich bin
kein böser Geist, ich lebe!

Nun denn, Nachtwandler, beichte frei!
Was drücken dich für Leiden?
Ich helfe dir, bei Rittertreu!
so du's verdienst, mit Freuden. —
Ja, Rittersmann ich will mein Leid
Euch offenherzig klagen;
doch sagt mir erst, was rollten heut
durchs Schloß so viele Wagen?

Ich konnt in meinem Felsennest
vor dem Getös nicht schlafen;
was gab's? — Je nun, das Hochzeitsfest
der Tochter von dem Grafen. —
Des Grafen? meiner Enkelin?
O Gott! sei ihr Berater!
Ihr glaubt, ich rase. Nein, ich bin,
ich bin — des Grafen Vater.

Ja, Herr, ich sag es noch einmal:
mein Sohn ist der verruchte
Graf Eulenfels, den ich zur Qual
des Abgrunds oft verfluchte.
Es hat, der seltne Bösewicht,
mit Ketten mich beladen,
denn seiner Habsucht fraßen nicht
mich früh genug die Maden.

Der Unmensch! ach, er zeigte klar,
da noch die Kinderstube
der Schauplatz seiner Taten war,
sich schon als böser Bube.
Mit seinem Wuchs stieg Tritt auf Tritt
die Bosheit. Jener machte
zum Gipfel kaum den letzten Schritt,
als sie ihn auch vollbrachte.

Und diese schwarze Tat begann
in seiner Brust zu kochen,
als er einst einen Edelmann,
des Vater seit vier Wochen
begraben war, umgeben fand
von Reichtum und Vasallen.
Da fiel er von der Menschheit Rand
dem Teufel in die Krallen.

Er kam zurück, ging wie ein Bär
herum und pries mit Brummen
des Edelmanns Vasallenheer
und die ererbten Summen.
Dann warf er scheele Blick' auf mich,
worin ich hell geschrieben
den grassen Wunsch las: wenn wir dich
doch heute schon begrüben!

So trieb er's einen Monat lang,
daß jedermann ihn scheute.
Nun wird sein Plan zur Tat: es drang
ein Trupp vermummter Leute
bei Nacht in meinem Zimmer ein,
riß nackt mich aus dem Bette
und legte, taub bei meinem Schrein,
im Turm mich an die Kette.

Drei Tage saß ich schwermutsvoll;
dann hört ich Glocken läuten
und Totensang. Das mochte wohl
auf mein Begräbnis deuten.
Vollführt war nun die Scheidewand,
die von der Welt mich trennte.
O daß ich Euch, was ich empfand,
recht klar beschreiben könnte!

Ich flehte hundertmal: laßt doch,
eh meine Augen brechen,
mich nur zwei Augenblicke noch
mein Kind, den Grafen, sprechen!
Doch ganz umsonst. Allmorgens bringt
ein Stallknecht des Tyrannen
mir Brot und Wasser, pfeift und singt
und gehet kalt von dannen.

Schon zwanzig Jahre hab ich hier
im Burgverlies durchjammert.
Mein Wärter hatte heut die Tür
nicht fest genug verklammert;
drum hab ich Euch in Angst gebracht.
Der Hahn fängt an zu krähen.
Schlaft ruhig, Ritter! ich will sacht
zurück nun wieder gehen.

Bewegt rief Karl: Ihr armer Mann!
wie schrecklich was ich hörte!
Für Euch zu tun, was ich nur kann
schwör ich bei meinem Schwerte!

Kommt, eh die Ungeheuer hier
vom Schlummer noch erwachen!
kommt eilend fort, dann wollen wir
das übrige schon machen. —

Nein, Ritter! mir ist Einsamkeit,
fern von den wilden Horden
der Menschen, wie ein Alltagskleid
nun lieb und wert geworden.
Die Stille meines Kerkers mag
ich nicht um Lärm vertauschen;
drum laßt mich gehn! Schon graut der Tag;
man möcht uns hier belauschen! —

Mag lauschen Mordlust und Verrat,
Euch darf davor nicht grauen.
Mein Schwert soll Euch gebahnten Pfad
durch Eure Feinde hauen!
Wollt Ihr in ew'ger Tränenflut
hier Euer Leben enden?
Nein, geht mit mir, und Gut und Blut
will ich für Euch verspenden.

Welch Zaudern, Graf! Verlanget Ihr,
daß ich zur Hauptstadt jage
und Euren Sohn, das Tigertier,
beim Fürsten dort verklage? —
Nein, braver Mann! Gewissensnot
ist drückender als Ketten,
und ach! von dieser kann kein Gott,
geschweig' ein Fürst, mich retten.

Seht Ihr das Blut dort an der Wand?
dies Blut hier wo wir stehen?
Und flöh ich an des Meeres Strand,
so würd ich's dort auch sehen!
Dies Blut ist meines Vaters Blut,
wird mich bei Gott verklagen.
Hier hab ich, um sein Geld und Gut
zu erben, ihn erschlagen!

Die Stelle brennt wie Höllenglut —
lebt wohl! — mögt für mich beten!
O schaut Ihr dort den Mann voll Blut,
der mir den Weg vertreten? —
Hinab, hinab, erzürnter Geist,
hinab in deine Höhle!
Ich folge — Gott! mein Herz zerreißt —
erbarm dich meiner Seele! —

Der Vatermörder fiel, um sich
nie wieder zu erheben;
denn um ihn stritten fürchterlich
im Staube Tod und Leben.
Entsetzen, kalt wie Eis ergoß
sich durch des Ritters Glieder;
er floh das grauenvolle Schloß
sofort und sah's nie wieder.

Die Freunde.

(Pikante Erzählung.)

Herr Valentin ging abends aus
zum Kartentisch im roten Drachen.
Schnell huscht ein guter Freund ins Haus,
um mit der jungen Frau ein andres Spiel zu machen;
sie selbst, voll heißer Spielbegier,
ließ ihn nicht lange müßig warten;
doch Amor mischte kaum die Karten,
da klopft es an des Vorsaals Tür.

„Blitz!" rief Frau Valentin mit Schrecken:
jetzt kommt der Herr Baron Amint!
Sie müssen sich vor ihm verstecken;
denn sähe er, daß Sie bei mir sind,
er machte drob ein heidnisches Getümmel!
Drum rasch auf dieses Bettes Himmel;
geschwind, mein Herzensfreund, geschwind!"

Mit einem Angstgesicht, wie Molken,
erstieg sein Himmelreich der arme Seladon,
verbarg sich hinter Leinwandwolken,
und nun erschien der Herr Baron.
Die Dame bat, in Gnaden zu verzeihen,
daß nicht der Schlüssel gleich zur Hand gewesen sei,
und spielte dann, ganz ohne Scheu
des Lauschers im Gewölk, das alte Spiel von neuem.

Allein auch diese Spielpartie
ward durch ein ungestümes Pochen
nach zehn Minuten unterbrochen.
„Ach Gott! das ist mein Mann!" rief sie:
„Fort, Herr Baron, fort von der Stelle,
und hinter in die Ofenhölle!" —

Der Freiherr kroch
husch! in sein Loch,
und in das Zimmer trat Herr Velten,
rot, wie ein türkscher Hahn, auf einem Ohr den Stutz,
und hob gewaltig an, das Spielerglück zu schelten,
daß dieser ungetreue Mutz
sich heute wider ihn verschworen
und er sein Hab und Gut, sechs Louisdor verloren.

Sein Weib, das solchenfalls sonst leicht in Feuer kam,
war jetzt, man weiß warum, ein Lämmchen, fromm
und zahm,
und tröstete den tiefbetrübten Gatten:
„Der Freund im Himmel wird's erstatten." —

„Pah!" rief der pinselhafte Freund
im Bett-Olymp, voll Wahn, er sei gemeint:
„Der in der Hölle muß die Hälfte dazu geben!" —
Ei, wie erschrak das junge Weib!
Auch Valentin fing an zu beben;
bald aber wittert er, was hier für Zeitvertreib
gewesen war, und wollte Lärm erheben.
Da trat hervor das kecke Buhlerpaar
und bot mit guter Art ihm volle Börsen dar.

Das stillte plötzlich sein Getümmel;
die Faltenstirn ward wieder glatt,
und lachend rief er aus: „Wie gut, wenn man im
Himmel
und in der Hölle Freunde hat!" —

Die Heilige, oder das natürliche Wunder.

(Schwank.)

Der Priester eines Dorfs in Böhmen
verfolgte jeden Kuß, der noch nicht am Altar,
wie sich's gebührt, verzollet war,
mit seines Eifers Flammenströmen.

Er ahndete mit Kirchenbann
den heimlichen Genuß der konterbanden Ware
und predigte sogar, daß man
dafür zur tiefsten Hölle fahre.
Schien auch zu seiner Zeit durch jenes ganze Land,
wie anderwärts, die Sitte gleich fast eisern,
daß man in allen Priesterhäusern
ein schönes Wirtschaftsmädchen fand,
so war's doch ihm bequem, mit einer alten,
eisgrauen Witib hauszuhalten.

Bei diesem Sonderling sprach einst ein Pilgrim ein,
der, schwer bepackt, zurück aus fernen Ländern kehrte,
und dankbarlich für einen Becher Wein
ihm einen braunen Eisenstein
von ihm ganz fremder Art verehrte.
Er sandte dies Geschenk, des Nam' ein Rätsel blieb,
mit erster Post nach Prag und schrieb
an einen Bildner dort: „Bereit aus diesem Steine,
desgleichen ich noch nimmer sah,
dem Kirchlein meiner Dorfgemeine
das Bild der heil'gen Ursula."

Was er verlangte, das geschah.
Die Heil'ge kam gesund und wohl in seine Hände,
und festlich trug er sie, von einer frommen Schar
begleitet, hin zum Hochaltar,
wo schon in einer Bilderblende
ein Ehrenplatz ihr ausersehen war.

Nah bei dem engen Schilderhause,
worin sie wohnen sollte, stand
ein kleiner Heiliger (sein Nam' ist nicht genannt)
in einer eben solchen Klause.
Daß er von Eisen war, ist mir genau bekannt;
doch da ich ihn nicht selbst gemessen,
meld ich als Sage nur, daß er kaum sieben Zoll
vom Schädel bis zum Fuß gehalten haben soll.
Sein Angesicht und Bart war stark von Rost befressen,
und ach! er schien von Gott und aller Welt vergessen.

Ein solcher Kaltsinn gegen ihn
war ihm vielleicht seit Jahren nicht gelegen.
Er wollte jetzt den Blick des Volkes auf sich ziehn
und fing denn an, sobald die Nachbarin erschien,
in seiner Nische sich zu regen
und sich zum Rand hin zu bewegen.
O welch ein Wunder! rief man laut:
Und sieh, da sprang der Zwerg behende,
gleich einem Frosch, hinüber in die Blende
der heil'gen Ursula und schmiegte so vertraut,
so zärtlich sich an sie, als ob er seine Braut
nach langer Trennung wiederfände.

Der Priester schauderte zurück;
sein Blut vergaß beinah die Adern zu durchkreisen;
und einen stummen Augenblick
sah er so starr, wie selbst ein Mann von Eisen,
dem sonderbaren Auftritt zu.
Ihn wunderte nichts mehr als Ursels kalte Ruh,
und daß sie nicht begann, den Buhler abzuweisen.
Darüber glühte sein Gesicht,
und er befahl dem kleinen Wicht,
in seine Heimat schnell zu reisen;
allein das Männlein tat, als seh und hör es nicht.

„Ist's möglich," rief der Pfaff, „daß es ein Heil'ger wagte,
so zu entweihen diesen Ort?
Auch du, o Ursula, treibst nicht den Frechen fort?
es scheint, als ob sogar dir sein Besuch behagte!" —
Die Heilige versetzte drauf kein Wort.
„Ach!" sprach er seufzend, „ihr seid beide
fürwahr! von gleichem Schrot und Korn!
Ich bin nicht wert, daß ich mein Priesteramt bekleide,
wofern ich diesen Unfug leide." —

Er zog hierauf im höchsten Zorn
ein großes Messer aus der Scheide
und stieß die scharfe Spitz und Schneide
auf das verhaßte Liebesband.
Da gab es neue Wunderdinge,
wobei sein Bratenschwert am schlimmsten sich befand:
denn rasch bemächtigte sich Ursula der Klinge,
und er behielt das Heft nur in der Hand.

Ein solcher Vorfall kann den Tapfersten entmuten.
Der waffenlose Priester stand
mit steifem Arme drei Minuten,
von Staunen und Entsetzen festgebannt,
und stöhnte dann: „Bedenkliche Geschichten!
Entheiliget ist unser Gotteshaus!
Geliebte Christen, eilt hinaus!
Ich will, was ihr gesehn, dem Bischof stracks berichten." —

Und als er nun mit Schauder floh,
rief hinter ihm die Jugend schadenfroh:
„Hat nicht der Pfaff oft Lärm um einen Kuß getrieben!
Nun sieht er, daß sogar die Heiligen sich lieben!" —

Indem man jetzt die Kirche schloß,
hielt vor der Tür ein Mann zu Roß:
es war der Freund aus Prag, der einen Lustritt machte
und den für Ursels Bild verdienten Künstlerlohn,
als Reisegeld, dabei in Anschlag brachte.
„Ach!" rief der Seelenhirt, „willkommen, lieber Sohn!
Ich bin zur Zahlung dir verpflichtet,
doch Ursula hat hier viel Unfug angerichtet.
Ein eisernes Geschöpf, das wir bis diesen Tag
für einen Heiligen in Einfalt gelten ließen
(von dem wohl aber nichts der Himmel wissen mag),
sprang eben jetzt mit gleichen Füßen
von seinem Platz zu ihr und hängt mit Liebeslust
bis diesen Augenblick noch fest an ihrer Brust." —

Der Bildner lächelte. „Herr Pater, Ihr beschuldigt
zu hart den guten Eisenmann.
Wenn er der heil'gen Dame huldigt,
so tut er nur, was er nicht lassen kann.
Es gehet ihm wie mir und andern Erdensöhnen;
uns legt der Zauberblick der Schönen
mit Allgewalt oft Fesseln an.
Darum verzeihet ihm die Raschheit seiner Liebe,
von der ich ganz die Schuld auf Ursels Reize schiebe!
Denn ohne Scherz, sie ist — glaubt dem, der es versteht! —
ein eisenziehender Magnet."

Der Substitut des heiligen Georgs.

(Schwank.)

In einer dunkeln Dorfkapelle,
dem heiligen Georg geweiht,
stand er in Lebensform auf einer hohen Stelle,
zum Trost des Volks, seit langer Zeit.
Der Priester sorgte stets aufs beste
für des verehrten Schutzherrn Ruhm
und reinigt einst zu seinem Feste
mit eigner Hand das Heiligtum.
Um dieses gute Werk zu krönen,
wollt er ihn selbst, den Herrn Patron, verschönen
und säubert ihn vom Fuße bis zum Schopf!
Der Besen aber stieß zu hart ihn an den Kopf,
und dieser (der vielleicht schon immer
ein wenig schwach gewesen war)
brach, knacks! vom Hals und fiel in Trümmer.

Der Priester raufte wild sein Haar.
„O ich Unglücklichster auf Erden!
Was fang ich an? Das Dorf wird rasend werden!
Ich stehe morgen in Gefahr,
daß es in Rotten sich vereinigt
und mich aus Christeneifer steinigt."

So klagend, trat er an die Tür
und seufzte himmelan: „Ihr Engel,
ihr guten Engel helfet mir!" —
Es kam nicht einer; doch dafür
erschien ein alter Galgenschwengel,
der weit und breit das Land durchzog,
teils betteln ging und teils betrog.
Er schlich gebückt an einem Stabe
und bat um eine milde Gabe.

Mit Staunen sah der Kapellan
vom Fuße bis zum Kopf ihn an
und murmelte, hinweggewendet:
„Den haben mir die Engelein gesendet!
Er gleichet, schwarzbraun wie ein Mohr,
dem Heil'gen, der sein Haupt verlor,
so Zug für Zug, als wären's Zwillingsbrüder.
Der Kerl ist mir ein wahrer Schatz;
ich stell ihn an Georgens Platz,
und alles Volk fällt vor ihm nieder."

Ein kluger Einfall! Der Vagant
war in der Gegend nicht bekannt,
und nah und fern ließ sich kein Lauscher spüren.
So hemmte nichts den Kapellan,
das kühne Wagstück auszuführen,
und leise fühlt er stracks dem Bettler auf den Zahn:
ob er des nächsten Tags der Rolle
des heiligen Georgs sich unterfangen wolle.

Der Gauner hätte wohl für ein Glas Branntewein
sich nicht bedacht, der Teufel selbst zu sein:
was sollt er lange sich besinnen,
als Heiliger ein Trinkgeld zu gewinnen?
Er sagte ja, verschlief die Nacht
in einem Winkel der Kapelle
und blähte sich bei früher Tageshelle,
bekleidet mit der Galatracht
des Heiligen, an seiner Stelle.

Bald fanden sich viel fromme Seelen ein
und strömten hin zum Könige des Festes.
Er tat, wie ihm befohlen war, sein Bestes
und stand wie ein geborner Stein.
Sie warfen sich mit flehenden Gebärden
zu seinen Füßen auf die Knie
und glaubten fest, von ihm erhört zu werden.
„Seht, wie er lächelt!" riefen sie:
„Er blickt uns an, als lebt er noch auf Erden!"

Der Afterheilige vernahm
mit Schrecken diese Schmeichelworte,
verwünschte still den bösen Kram
und sehnte weit sich weg von seinem Orte,
wo bald das Ding noch schlimmer kam.
Ein Teufelchen, das, ohne Zweifel
beordert von dem Oberteufel,
in einer Wespe Körper fuhr,
stach, wie mit einem Dolch, ihn tückisch in die Nase.
Er platzte schier heraus mit einer Flucherphrase;
doch blieb's bei dem Gedankenschwur,
flugs nach dem Gottesdienst der Rache zu genießen
und jenen Plagegeist zu fangen und zu spießen.

Indessen nahm die schwellende Blessur
der Fliegengott selbst in die Kur
und eilte, Balsam drauf zu gießen.
Das war brühheißes Wachs, das an des Altars Wand,
drei Spannen überm Kopf des Substituten,
von einer Kerze floß, die dort hellflammend stand
und, schief gebeugt von Satans Hand,
nicht geizig war mit ihren Perlengluten.
Dies Tropfbad hielt der Patient
nur zwei Sekunden aus. „Kreuztausend Element!"
schrie er und sprang mit Schmerzgrimassen
herab von seinem Postament.
Ha! welcher Aufruhr in des Kirchleins Gassen!
Die sämtliche Gemeinde floh
zur Tür mit Zetermordio,
als würd ein Leu von Ketten losgelassen.
Der Bettler, stürzend durchs Gewühl,
rief laut: „Schön Dank für so ein Spiel!
Nein, lieber ein Verdammter in der Hölle
als so ein Heiliger in dieser Angstkapelle!"

Der Kapaun.

(Legende.)

Auf Erden schützt nicht Redlichkeit
vor bösem Leumund, Haß und Neid;
erfuhr das selbst doch mit Verdruß
der heilige Antonius.
Er lebte friedsam, schlicht und recht,
war ein getreuer Gottesknecht,
und wer in Not um Hilfe bat,
dem sprang er bei mit Rat und Tat.
Drum hielt man höher ihn als Gold;
der Bischof war voraus ihm hold
und stellte seiner Kirchenschar
den Biedermann zum Vorbild dar.
Ein reicher Kauz nur, der fast grob
die Armut drückte und darob
vom Heiligen gescholten ward,
war in geheim sein Widerpart,
mißgönnt ihm seinen Ruhm und Preis
und sann, wie er ihn führ aufs Eis.

Doch barg den Schalk er hinterm Ohr,
log dem Gehaßten Freundschaft vor
und lud, auf einen Streich gefaßt,
an einem Freitag ihn zu Gast.

Der Heil'ge setzte sich zu Tisch,
sah sich bescheiden um nach Fisch,
den er an jedem Fastentag
als röm'scher Christ zu speisen pflag;
doch war kein Essen hier zu schaun
als ein gebratener Kapaun.
Ob dem anstößigen Gericht
verzog der Gast sein Angesicht;
da hub der Hausherr an: „Verzeiht,
daß keinen Fisch die Tafel beut;
es ist ein schändliches Versehn
in meiner Küche heut geschehn.
Indessen leuchtet mir nicht ein,
warum Ihr wollt den Braten scheun.
Gott schuf den Fisch und schuf das Huhn,
um gütlich uns damit zu tun.
Nur Menschensatzung heischt und spricht:
Geneuß der Gottesgabe nicht!
Zwar ehrt man gern ein solch Gebot,
doch wird zur Tugend bald die Not,
und in dem Fall befindet Ihr,
verehrter Freund, Euch jetzt bei mir.
Drum speiset mit Gewissensruh;
es schaut uns kein Verräter zu." —

Ihm Obstatt hielt der Gottesmann;
bald aber fing sein Magen an,
sich einzumischen in den Streit,
sah mit des Hungers Lüsternheit
aus beiden Augen hell heraus,
begehrte seinen Teil vom Schmaus
und ließ damit nicht eher nach,
bis daß sein Herr die Fasten brach.
Der Kapphahn ging nun glatt ihm ein;
es blieb nichts übrig als Gebein.

Dem Wirt das Herz vor Freude sprang,
als ihm sein Pfiff so wohl gelang;
und kaum entledigt vom Besuch,
rafft er die Knöchlein in ein Tuch
und lief mit atemloser Hast
hin zum bischöflichen Palast.
„Hochwürdigster," begann er dort,
„vergönnet mir ein freies Wort!
Es hat schon lange mich empört,
daß Euch Antonius betört.
Ihr stellt uns seinen Lebenslauf
als Leitstern zu dem Himmel auf;
doch hebet aus des Lasters Moor
dies Irrlicht täuschend sich empor.
Mich schmerzt, daß ich es sagen muß:
ein Gleisner ist Antonius.
Trotz seiner Frömmigkeit Geräusch
ißt er an Fastentagen Fleisch.
Er hat von meinem eignen Herd
heut einen Fettkapaun verzehrt
und ließ davon nur dies Gebein,
das soll der Wahrheit Zeuge sein."

Der ernste Bischof war ganz Ohr
und hub erstaunt die Händ' empor,
indes der hämische Gesell,
ins Fäustchen lachend, froh und schnell
das Tüchlein auseinander schlug,
in welchem er die Knochen trug.
Doch plötzlich starrt er wie ein Stein:
das Tuch enthielt kein Hahngebein;
er fand, mit dumpf betäubtem Sinn,
nur Gräten eines Fisches drin. —
„O, das ist Gottes Finger!" rief
er totenbleich und seufzte tief:
„Den ich in Schmach zu stürzen sann,
der ist, fürwahr! ein edler Mann.
Der Himmel streitet selbst für ihn,
und ewig wird sein Name blühn."

„Das wird er!" sprach des Bischofs Mund,
„Macht Euch, wie jener, rühmlich kund!
Nicht wert ist, daß die Erd' ihn trägt,
wer seinem Nächsten Schlingen legt."

Die Fahrt ins Heu.

(Nach einem alten Volksliede.[1])

Ein niedliches Mädel, ein junges Blut
erkor sich ein Landmann zur Frau,
doch war sie einem Soldaten gut
und bat ihren Alten einst schlau,
er sollte doch fahren ins Heu,
er sollte doch fahren ins —
Ha ha ha ha ha ha heidideldei,
juchhei, tralalei!
er sollte doch fahren ins Heu.

Ei, dachte der Bauer, was fällt ihr denn ein?
Sie hat mir etwas auf dem Rohr!
Wart, wart! ich schirre die Rappen zum Schein
und stelle mich hinter das Tor;
ich tu, als führ ich ins —
Ha ha ha ha ha ha heidideldei
juchhei, tralalei!
ich tu, als führ ich ins Heu.

Bald kam ein Reiter im Dörfchen herab,
so nett wie ein Hofkavalier.
Das Weiblein am Fenster ein Zeichen ihm gab
und öffnete leise die Tür:
Mein Mann ist gefahren ins Heu,
mein Mann ist gefahren ins —
Ha ha ha ha ha ha heidideldei
juchhei, tralalei!
Mein Mann ist gefahren ins Heu.

Sie drückte den blühenden Buben ans Herz
und gab ihm manch feurigen Kuß.
Dem Bauer am Guckloch ward schwül bei dem Scherz,
er sprengte die Tür mit dem Fuß:
Ich bin nicht gefahren ins Heu!
ich bin nicht gefahren ins —
Ha ha ha ha ha ha heidideldei,
juchhei, tralalei!
ich bin nicht gefahren ins Heu.

Der Reiter machte sich wie ein Dieb
durch Fenster geschwind auf die Flucht;
doch sie sprach bittend: Lieb Männchen vergib!
Er hat mich in Ehren besucht,

[1] Vgl. S. 118.

ich dachte, du führest ins Heu,
ich dachte, du führest ins —
Ha ha ha ha ha heidideldei,
juchhei, tralalei!
ich dachte, du führest ins Heu.

Potz Hagel! und wär ich auch meilenweit
gefahren ins Heu oder Gras,
verbät' ich, zum Henker! doch während der Zeit
mir solchen verwetterten Spaß!
Da fahre der Teufel ins Heu!
Da fahre der Teufel ins —
Ha ha ha ha ha heidideldei,
juchhei, tralalei!
da fahre der Teufel ins Heu!

Der Zecher.

Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen;
niemand verträgt sich so herrlich als wir!
Steh auch der Erdball in feindlichen Flammen,
spricht's doch die zärtlichste Sprache mit mir.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
liebliche, schöne,
zaubrische Töne!
Und sie verstehet der Mohr und Kalmuck.

Mancher vertändelt mit Weibern sein Leben,
höfelt und schmachtet und härmet sich krank,
denn auch den rosigsten Lippen entschweben
oft genug Grillen und Launen und Zank.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
sagt nur die Schöne,
welcher ich fröne,
und sie begehret nicht Kleider, nicht Schmuck.

Wann sich das Schicksal, mit Wettern gerüstet,
wider mich frohen Gesellen erboßt
und mir den Garten der Freude verwüstet,
dann ist das Fläschlein mein kräftiger Trost.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
flüstert die Treue,
und wie ein Leue
trotz ich dem Schicksal und sage nicht Muck.

Ich und mein Fläschchen wir scheiden uns nimmer,
bis mir der Lustbach des Lebens verrinnt
und in des Schreiners verhaßtem Gezimmer
schreckbar ein ewiges Dursten beginnt.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
dich muß ich missen,
dorthin gerissen,
unter des Grabsteines umnachteten Druck.

Sie nur, sie dursten nicht, die ihn erleben,
den einst die Toten erweckenden Ruf.
Köstlichen Wein muß es oben doch geben,
wo er regiert, der die Reben erschuf.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
klingt es dort wieder;
himmlische Brüder
reichen mir einen verjüngenden Schluck

* * *

Joh. Christoph Friedrich Haug.

Geb. am 9. März 1761 zu Niederstotzingen im Württembergischen, gest. am 30. Jan. 1829.

Sinngedichte, von Fr. Hophthalmos, 1791. Epigramme und vermischte Gedichte 1805. Zweihundert Fabeln 1823. Bacchus, Anti-Momus, Jocus und Sphinx 1823. Gedichte 1827. Heidelberger Kommersbuch 1828.

Adelstan.

Ein stilles Mahl begann.
Besiegt von König Adelstan
saß König Udalrick,
und eine Wehmutsträne rann,
er dachte sein Geschick.

Ach, keine Rettung mehr!
Vernichtet war die Gegenwehr,
durch Feindes Übermacht
geschlagen sein Spartanerheer.
Er floh in tiefer Nacht.

Die Fessel klirrt. Geschwind —
mit seiner Harf' und seinem Kind
verließ er Thron und Land,
ihm folgte treu sein Hofgesind
und treu sein Ritterstand.

„Ist auch mein Reich dahin,
wohl mir, daß ich geborgen bin!
Geliebte Tochter, du!
du Harfe, süße Trösterin,
fielst Adelstan nicht zu!"

Iduna hört's und schwieg.
So bang, so stürmisch wallend stieg
und sank ihr Busen nie;
ach, sie verwünschte nur den Sieg,
den Sieger liebte sie!

Ein stilles Mahl begann.
Besiegt von König Adelstan
saß König Udalrick,
und eine Wehmutsträne rann,
er dachte sein Geschick.

Da tönte Harfenklang,
und mit den Zaubertönen drang
ein Trostlied in sein Ohr.
Der König sprach: „O habe Dank!
Wo bist du? — Tritt hervor!"

„Mein König, sei gegrüßt!"
so rief der Harfenspieler traut,
in weißem Bart und Haar,
„Heil dir, Iduna, schöne Braut!
Willkommen, Ritterschar!

Nicht um ein Lorbeerreis,
du Harfenkönig! wagt ein Greis
den Saitenkampf mit dir;
doch, wenn ich siege, gib zum Preis,
o, gib Iduna mir!"

Der König wundernd spricht:
„Ein Lorbeerreis gilt Sängern viel,
und solcher Lohn sei Pflicht;
doch wenn du siegst im Harfenspiel,
Iduna geb ich nicht."

„Nicht um ein Lorbeerreis,
du Streiterfahrner, wagt ein Greis
den Waffenkampf mit dir;
doch wenn ich siege, gib zum Preis,
o, gib Iduna mir!"

Der König wundernd spricht:
„Ein Kranz genügt der Tapferkeit,
und solcher Lohn sei Pflicht;
doch wenn du siegst im Waffenstreit,
Iduna geb ich nicht."

„Vergib den stolzern Ton:
Dein Reich und deiner Väter Thron
erobern will ich dir;
doch, König, zum verdienten Lohn,
o, gib Iduna mir!"

„Ist dein Erbot nicht Hohn,
eroberst du mir Reich und Thron,
von Lieb und Mut beseelt:
so bist, o Harfner, du mein Sohn,
wenn — dich Iduna wählt."

Iduna bebt und weint:
„Unmöglich, seid mein erster Freund!
Verzeihung, Biedermann!
Ich liebe meines Vaters Feind,
den König Adelstan."

„O süßer Himmelslaut!
Fort, Greisenhülle! — Hört und schaut!
Ja, Reich und Thron sind dein!
Seht Adelstan! — O meine Braut!
Iduna, bist du mein?"

* * *

Karl Philipp Conz.

Geb. am 28. Oktober 1762 zu Lorch im württembergischen Jaxtkreise, gest. am 20. Juni 1827. — Gedichte, 1792, 1806, 1824. Rhapsodien 1801. Biblische Gemälde und Gedichte 1818.

Der fremde Spielmann.

Was rennen die Straßen auf und ab
die Väter, die Mütter so bange?
„Schon sank hinunter der Sonnenschein,
schon grauet die Nacht von den Bergen herein;
wo bleiben die Kinder so lange?"

Als jetzt die Abendglock' erklang
mit dumpf verhallenden Tönen,
der Pförtner die Tore zu schließen begann,
da wuchs bis zur Verzweiflung an
das tief bekümmerte Sehnen.

Ein Spielmann kam gezogen daher,
gar bunt und seltsam geschmücket;
schön weht ihm vom Hute die Feder, ein Band
wallt von der Schulter, in seiner Hand
eine goldene Harf' man erblicket.

Er rührte die Saiten, das klang so süß,
so wunderneu in den Ohren;
es rauschte der Töne bezaubernde Flut,
daß sich in berückender Wollust Glut
die Sinne dem Hörer verloren.

Und als das Städtchen ab und auf
er wandelte spielend und singend,
da sammeln sich all die Kindlein zu Hauf
wohl durch das Städtchen ab und auf,
ihm nach mit Entzücken sich dringend.

Und immer, immer gedrängter die Schar,
und wirbelnder immer die Saiten;
es tanzten, es sangen und sprangen empor
die Knaben und Mädchen in hellem Chor,
ein Wunder vor allen Leuten.

So zog mit dem Trupp er hinab ans Tor:
ob schalten, ob baten die Alten,
was auch die Mutter vom Fenster schrie:
„Geht nicht vors Tor, o bleibet doch hie!"
Doch keins ließ sich mehr halten.

Und an dem Tor ein grauer Mann
mit wunderbarlichen Falten
dreimal hohl rufend, ein Warner, schrie:
„O Kinder, Kinder bleibt doch hie!"
Doch keines ließ sich mehr halten.

Zu dem Tore sie stürmen all hinaus;
voran mit Singen und Klingen
der Spielmann eilet, sie hinterher;
bald tönen die Saiten so dumpf und schwer,
daß Ängsten ihr Herz durchdringen.

Er führt sie an einen Wald so graus;
jetzt ringen umsonst sie zu fliehen.
Weh! überqualmet von schweflichtem Duft,
weit gähnend eröffnet sich eine Kluft;
hinunter die Klänge sie ziehen.

Und rasch die Kluft jetzt zusammen sich schlang
unter kläglichem Heulen und Weinen.
O weh! wie brach jetzt voll Jammer und Schmerz,
als die Kund erscholl, manch Mutterherz
um die armen verlorenen Kleinen! —

Ein Wanderer, der mit Entsetzen es sah,
erzählt es frühmorgens mit Tränen.
Nichts fanden die Sucher; der Waidmann allein
hört oft im Grauen der Nacht dort ein Schrein
in dumpfen, verlorenen Tönen.

Die Finnenhochzeit.

In König Sumblus Hallen erhub sich Freudenspiel,
es saßen da der Recken und edlen Degen viel,
der König in der Krone mit Edelstein geschmückt;
bei ihm die schöne Tochter in Brautschmuck man erblickt.

Zur Hand der Vogt von Sachsen als Bräutigam ihr saß.
Ei, was da nicht von Freuden und Lust ein Übermaß!
Es strömt in goldnen Schalen der purpurrote Wein, —
all Sorg und trübe Schwere, sie müssen vergessen sein.

Da tritt herein ein Harfner, gar wunderseltsam gestaltet,
vermummt, mit grauendem Barte und Rock und Mantel veraltet:
„Willkomm zu hohen Freuden, willkommen schöne Maid!
Willkomm, Herr König in Trauer! Willkomm, Herr Bräut'gam zu Leid!"

„Was, Leid im Freudensaale? Du wunderlicher Gast!
setz dich, und wenn du getrunken und satt gegessen dich hast,
so freu dich mit den Freudigen und nimm das Wort zurück!
Wo nicht, so eile, du Schlimmer, von hinnen im Augenblick!"

So Sumblus zu dem Gaste. Gar seltsam tritt's ihn an.
Der Gast: „Was ihr euch freuet, das ist nur alles ein Wahn;
was oft mit Freude begonnen, ist bald in Leid zerstoben.
Man soll, hört ich oft sagen, den Tag vorm Abend nicht loben!"

„Wie, bist du krank an Sinnen, und doch ein Harfner gut?
Wie, bannt dir nicht die Harfe der Sorge schweren Mut?
Auf, greife zu den Saiten! laß frisch ein Lied uns hören!
ein neues Lied, ein munteres Lied! so wollen wir baß dich ehren!"

Rasch schlug er in die Saiten, er sang von einer Braut,
die einem edlen König ein König hätt' getraut
und hätt' sie ihm gesichert fest in die rechte Hand
und dann in falschen Treuen den Sinn schnell abgewandt.

„O wer auf Weibertreue und Männerschwüre baut,
dem Sande und dem Wasser der seinen Fuß vertraut!
Ich mochte nimmer zagen mit flammenheißem Mut
vor Lanzen und vor Pfeilen, vor Schwertern rot von Blut.

Acht übermute Recken warf hin mein Schwert zumal,
neun streckte meine Lanze voll wilden Grimms zu Tal:
und soll jetzt so gehöhnet vor Braut und Rittern stehn
und einem fremden Bräutigam vermählt die meine sehn?

O du viel falscher Vater, o du viel falsche Braut!
O du viel falscher Bräutigam!" so schrie er wild und laut.
Den König kam ein Zagen, die Braut ein Zittern an,
als mit gezücktem Schwerte mit eins den Harfner sie sahn.

Weg warf er Bart und Larve, enthüllte sein Gesicht:
Gorm war's, der edle König, entflammt von Zornes Licht;
und alle die Recken im Saale, die fuhren erschrocken auf,
als auf den Vogt von Sachsen er fuhr in grimmigem Lauf.

Und eh sie sich mochten besinnen, lag Heinz schon tot im Blut.
„Da lieg nun, Ungesunder, und feire die Hochzeit gut!"
Und rasch die Braut aus dem Saale er aufhub löwenstark
und fort vom Finnenfeste sie führte nach Dänemark.

* * *

Johann Gottfried Seume.

Geb. 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels, gest. 13. Juni 1810 zu Teplitz. — Gedichte 1801.

Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
übertünchte Höflichkeit nicht kannte
und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
brachte, was er mit des Bogens Sehne
fern in Quebeks übereisten Wäldern
auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
so wie man ihm bot, die Felsenvögel
um ein Kleines hingegeben hatte,
eilt er froh mit dem geringen Lohne
heim zu seinen tiefbedeckten Horden,
in die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
überfiel ihn unter freiem Himmel
schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen rabenschwarzen Haare
troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
und das grobe Haartuch seines Kleides
klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
eilt der gute wackre Wilde
in ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,"
bat er mit der herzlichsten Gebärde
den gesittet feinen Eigentümer,

„Obdach hier in Eurem Hause finden!" —
„Willst du mißgestaltes Ungeheuer,"
schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!"
und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
fort von dieser unwirtbaren Schwelle,
bis durch Sturm und Guß der späte Abend
ihn in seine friedliche Behausung
und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt er bei dem Feuer
sich zu seinen nackten Kleinen nieder
und erzählte von den bunten Städtern
und den Kriegern, die den Donner tragen,
und dem Regensturm, der ihn ereilte,
und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knien,
schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
trockneten die langen schwarzen Haare
und durchsuchten seine Weidmannstasche,
bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
auf der Jagd im Walde sich verirret.
Über Stock und Stein, durch Tal und Bäche
stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
um sich umzusehen nach dem Pfade,
der ihn tief in diese Wildnis brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
nichts vernahm er als das hohle Echo
längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Ängstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
wo er an dem Fuß des nächsten Berges
noch ein kleines, schwaches Licht erblickte;
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
und er faßte Mut und nahte leise.
„Wer ist draußen?" brach mit Schreckentone
eine Stimme tief her aus der Höhle,
und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,"
sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd,
„gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
und zeigt nach der Stadt, ich werd' Euch danken,
morgen früh mir die gewissen Wege."

„Kommt herein," versetzt der Unbekannte,
„wärmt Euch; noch ist Feuer in der Hütte!"
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
schreitet finster trotzig in den Winkel,
holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
um den späten Fremdling zu bewirten.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste,
festlich wie bei einem Klosterschmause,
neben seinem Wirt der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
seinem Gaste spähend auf die Stirne,
der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
und mit Wollust trank vom Honigtranke,
den in einer großen Muschelschale
er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
war des Pflanzers gute Lagerstätte,
und er schlief bis in die hohe Sonne

Wie der wilden Zone wildster Krieger
schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
der Hurone jetzt vor seinem Gaste
und erweckt ihn, und der Europäer
griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
und der Wilde gab ihm eine Schale,
angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
bracht er ihn durch manche lange Windung,
über Stock und Stein, durch Tal und Bäche,
durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer.
Finsterblickend blieb der Wilde stehn,
sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
und erkannte nun in seinem Wirte
jenen Mann, den er vor wenig Wochen
in dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen!"
und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Aus „Lebenslauf Jeremias Bunkels, des alten Torschreibers."

Ich bin geboren Anno eins,
laut meiner Mutter Sage,
in einem Dorf unweit des Rheins
am St. Egidytage.
Man trug mich Wicht ins Gotteshaus
und taufte und trieb den Teufel aus;
doch hat's nicht viel geholfen.

*

Bald war ich Dorfschulmeisterlein;
bald Held für sieben Dreier;
bald sang ich neue Melodein
zu einer alten Leier;
bald blies ich Horen von dem Turm,
bald war ich Bootsmann in dem Sturm,
bald Amsterdamer Böhnhas.

Bald lief ich und bald jagte man
mich mit dem Interdikte;
weil ich mich fast in jeden Plan
wie Stock ins Auge schickte.
So wurd ich immerfort geknufft.
Gut ist er! sprach man, wenn der Schuft
nur nicht so räsonierte.

Vorzüglich sprach ich rund und keck
mit Narren und mit Schurken;
dafür bekam ich Mäusedreck
statt Pfeffer in die Gurken.
Ich sagte stets nur, Kahn sei Kahn,
und das fuhr manchem Dummrian
mit Ehren in die Nase.

So lange man's mit Fäusten greift,
geht's immer noch erklecklich;
doch wenn man mit dem Kopfe läuft,
wird euch der Lauf gar schrecklich.

Drum rat ich, jeder brave Tropf
soll, so viel möglich, ohne Kopf
am Fädchen weiter schlendern.

So lang ich mich mit Prinz Eugen
und Friedrich tummeln konnte
und närrisch mich gar wunderschön
an ihren Lorbeern sonnte,
so lange ging's wohl immer gut:
doch nach und nach gerinnt das Blut,
und morsch wird jeder Knochen.

Man wird so sauber und so fein
nicht durch die Welt getragen.
Hier wurd ein Arm und dort ein Bein
mir in der Schlacht zerschlagen:
und hat der Feldscher gleich geflickt
mit jedem großen Horne drückt
das Flickwerk mich verteufelt.

Die Hand wird schwach, der Fuß wird Eis,
der Bart ist Schnee am Kropfe,
das Haar ist um den Schädel weiß,
der Schnupfen haust im Kopfe.
Sonst neckt ich kühnlich manchen Duns,
nun sitz ich hier, Gott sei bei uns,
als Zöllner und als Sünder.

Hätt' ich geglaubt und nie gedacht,
könnt ich jetzt stattlich lungern.
So weit hat mich Vernunft gebracht!
Mit ihr kann man verhungern.
Dafür, daß ich ihr Ritter war,
mach ich nun hier mit grauem Haar
den Anhang der Akzise.

Noch wirft sich mir der Magen um,
wenn Paroxismen kommen,
als hätt' ich ein Emetikum
nur eben eingenommen.
Du sollst nicht stehlen! tönt es schwer
und mächtig hoch von oben her:
denn uns allein gebührt es!

So bin am Ende von dem Ritt,
kraft meiner Amtsbekleidung,
ich denn ein Stück Israelit:
Akzise heißt Beschneidung.
Kanonisiert man hier sofort
gleich den Erfinder, soll doch dort
der Teufel ihn kasteien.

Gott, straf mich nicht in deinem Grimm
für Sünden, die ich tue;
der Magen ist ein Ungetüm;
ich brauche Rock und Schuhe.
Es geht nach altem, schlechtem Fuß;
ich sündige nur, was ich muß,
und andern in die Seele.

Noch jetzo regt der Kitzel sich,
und selber mit der Brille
auf meiner Pritsche halt ich mich
noch nicht gehörig stille.
Noch gärt das alte Cerebrum,
und meines Herzens Gaudium
sind Meister Rabners Bücher.

Doch werd ich nach und nach mit kalt
und fertig abzutrollen
und seh vermutlich jenseits bald,
wie dort die Dinge rollen.
Herrscht aber dort, wie hier, die Not,
so schieß ich mich im Himmel tot;
dann mag ein Schurke leben.

Ihr Kinder, nehmt für diese Welt
an mir euch ein Exempel;
sonst werdet ihr, wie ich, geprellt.
Glaubt fest an Schlag und Stempel,
wenn ihr das Glück des Lebens liebt,
auch wenn's Ephraimiten gibt;
und hütet euch vor Denken.

* * *

Christian August Vulpius.

Geb. am 23. Januar 1762 zu Weimar, gest. am 26 Juni 1827. daselbst.

Rinaldo Rinaldini[1].

(1800.)

In des Waldes finstern Gründen,
in den Höhlen tief versteckt,
ruht der Räuber allerkühnster,
bis ihn seine Rosa weckt.

„Rinaldini!" ruft sie schmeichelnd,
„Rinaldini, wache auf!
Deine Leute sind schon munter,
längst schon ging die Sonne auf."

Und er öffnet seine Augen,
lächelt ihr den Morgengruß.
Sie sinkt sanft in seine Arme,
sie erwidert seinen Kuß.

Draußen bellen laut die Hunde,
alles flutet hin und her;
jeder rüstet sich zum Streite,
ladet doppelt sein Gewehr.

Und der Hauptmann, wohlgerüstet,
tritt nun mitten unter sie.
„Guten Morgen, Kameraden!
Sagt, was gibt's denn schon so früh?" —

„Unsre Feinde sind gerüstet,
ziehen gegen uns heran." —
„Nun wohlan! sie sollen sehen,
ob der Waldsohn fechten kann.

Laßt uns fallen oder siegen!" —
Alle rufen: „Wohl, es sei!"
Und es tönen Berg und Wälder
rundherum vom Feldgeschrei.

Seht sie fechten, seht sie streiten!
Jetzt verdoppelt sich ihr Mut;
aber ach! sie müssen weichen,
nur vergebens strömt ihr Blut.

[1] Die Ballade ist dem berühmten Räuberroman „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann" entnommen und wird als typisches Beispiel der um die Wende des 18. u. 19. Jahrhunderts noch blühenden Räuber- und Ritterballade mitgeteilt.

Rinaldini eingeschlossen,
haut sich mutig kämpfend durch
und erreicht im finstern Walde
eine alte Felsenburg.

Zwischen hohen, düstern Mauern
lächelt ihm der Liebe Glück,
es erheitert seine Seele
Dianorens Zauberblick.

„Rinaldini! lieber Räuber!
raubst den Weibern Herz und Ruh.
Ach! wie schrecklich in dem Kampfe.
wie verliebt im Schloß bist du!"

* * *

Georg Philipp Schmidt.

Als Dichter bekannt unter dem Namen Schmidt von Lübeck.

Geb. am 1. Januar 1766 zu Lübeck, gest. zu Ottensen am 28. Oktober 1849. — Lieder 1821 u. 1847.

Des Fremdlings Abendlied.

(1808.)

Ich komme vom Gebirge her,
es ruft das Tal, es rauscht das Meer;
ich wandle still und wenig froh,
und immer fragt der Seufzer: Wo?

Die Sonne dünkt mich hier so kalt,
die Blüte welk, das Leben alt,
und was sie reden, tauber Schall;
ich bin ein Fremdling überall.

Wo bist du mein gelobtes Land,
gesucht, geahnt und nie gekannt?
das Land, das Land, so hoffnungsgrün,
das Land, wo meine Rosen blühn?

Wo meine Träume wandeln gehn,
wo meine Toten auferstehn;
das Land, das meine Sprache spricht
und alles hat, was mir gebricht?

Ich wandle still und wenig froh,
und immer fragt der Seufzer: Wo?
Es bringt die Luft den Hauch zurück:
da, wo du nicht bist, blüht dein Glück!

Zitherbubens Morgenlied.

(1802.)

Fröhlich und wohlgemut
wandert das junge Blut
über den Rhein und Belt
auf und ab durch die Welt.

Husch husch! mit leichtem Sinn
über die Fläche hin!
Schaffe sich Unverstand
Sorgen und goldnen Tand!

Griesgram sieht alles grau,
Frnude malt grün und blau;
rings, wo der Himmel ta
Frohsinn sein Nestchen baut.

Überall Sonnenschein!
Gehts in die Welt hinein,
wölbt dir der Baum ein Dach,
rinnet zum Trunk der Bach.

Hin und her durch das Land,
frische Luft, Freundes Hand!
Ehrlich und leichtes Blut,
Mädlein, ich bin dir gut!

Leben bist doch so schön,
wenn wir landanwärts gehn!
Schattenspiel an der Wand!
Schaut doch den bunten Tand!

* * *

Johannes Daniel Falk,

Pseud.: Johannes von der Ostsee.

Geb. am 28. Oktober 1770 zu Danzig, gest. am 14. Febr. 1826. Der Mensch (Satire) 1795. Die Helden (Satire) 1796 usw. Neueste Sammlung kleinerer Gedichte und Erzählungen 1804. — Auserlesene Werke 1819.

Sankt Martinus.

Als Kaiser Theodosius
regierte mit Arkadius,
einem Reiter aus Pannonia,
mit Namen Martin, dies geschah:

Er kam in Sturm und Schnee einst mitten
zu einem Ort hineingeritten;
da fleht alsbald ein armer Mann
um eine kleine Gab ihn an.
Der Mann war elend, nackt und bloß,
der Wind ging auf die Haut ihm los.
Herr Martin hätt' ihm für sein Leben
gern Koller, Rock und Wams gegeben;
allein ihr wißt wohl, ein Soldat
sehr wenig zu verschenken hat.
Doch hielt er an auf hohem Roß,
worauf der Regen niederfloß,
und sprach: „Der Mann ist nackt und bloß;
es muß ja grad auch Geld nicht sein,
ich will ihm dennoch was verleihn."
Sein Schwert drauf mit der Faust gefaßt,
haut er von seinem Mantel fast
des einen Zipfels Hälft' herab,
die er dem armen Manne gab.

Der Arme nimmt das Stück sogleich
und wünscht dafür das Himmelreich
dem guten, frommen Reitersmann,
der sich nicht lange drauf besann.

Wie der gesagt sein Gratias,
so reitet dieser auch furbaß
zu einer armen Witwe Tür
und legt daselbst sich ins Quartier,
nimmt Speis und Trank ein wenig ein —
es wird nicht viel gewesen sein.
Nachdem er also 'trunken, 'gessen
und das Gebet auch nicht vergessen,
legt er sich nieder auf die Streu,
ob's eins gewesen oder zwei, —
das hat die Chronik nicht gemeld't;
drum laß ich's auch dahingestellt.

Alsbald begibt sich's in der Nacht,
daß er von einem Schein erwacht;
der zwingt das Aug ihn aufzuschließen.
Da steht ein Mann zu seinen Füßen,
sein Haupt trägt eine Dornenkron:
Er ist's, Er ist's, des Menschen Sohn!
Mit tausend Engeln, die ihm dienen,
ist plötzlich unser Herr erschienen
in aller seiner Herrlichkeit;
und mit dem Mantel, welchen heut
der Martin von Pannonia,
der dessen gar sich nicht versah,
geschenkt dem armen Bettelmann,
ist unser Heiland angetan.

Und so der Herr zu Petrus spricht:
„Siehst du den neuen Mantel nicht,
den ich hier auf den Schultern trage?"
Auf des Apostels weitre Frage,
wer ihm den Mantel denn geschenkt,
das Aug auf Martin hingesenkt,
mit einem sanften Himmelston
fährt also fort des Menschen Sohn:
„Der Martin hier, der ist es eben,
der diesen Mantel mir gegeben.
Ermuntre dich! steh auf, mein Knecht,
den ich erwählt, du bist gerecht!
Du warst bisher ein blinder Heide;
das Schwert, das steck nun in die Scheide!
Ein Streiter Gottes soll auf Erden
mein frommer Bischof Martin werden."

Als dieses Wort der Herr gesagt,
so kräht der Hahn, der Morgen tagt.
Ein Engel küßt des Mantels Saum,
und Martin ist erwacht vom Traum,
denkt nach, klopft an ein Kloster an
und ist, getreu nach Christi Worten,
aus einem wilden Reitersmann
ein großer, frommer Bischof worden.

* * *

Benedikt von Wagenmann.

Geb. 1763 in Altdorf in Schwaben, gest. nach 1835. — Gedichte 1813.

Unten und oben.

(Scherzhafte Erzählung.)

Ein Brite war zu ebner Erde
in einem Hause einlogiert.
Der ward von mancherlei Beschwerde
des Körpers oft inkommodiert.
Sein Arzt, ein erzgescheiter Mann,
riet ihm als Kur Bewegung an.

Die will ich mir auch wahrlich machen,
sprach Pitt, doch schmerzt mein linkes Bein,
und alle Leute würden lachen,
wollt ich als Lamech Läufer sein;
sonst ging ich fleißig auf die Jagd,
jetzt schmerzt mein Fuß, Gott sei's geklagt!

Doch kann ich auch im Zimmer jagen,
man fange mir nur einen Hasen ein
und lasse junge Bäume schlagen,
die Stuben sind als Wald dann mein;
auch schaffe man mir Hunde an,
daß ich wie vormals jagen kann.

In selbstgeschaffenem Gehege
ward nun ein solcher Lärm gemacht,
als ob der wilde Jäger zöge
vom Morgen an bis in die Nacht
durch Hundgebell und Hörnerschall,
Hurrageschrei und Peitschenknall.

Gleich über diesen Jagdrevieren
logierte ein Philosophus,
dem machte dieses Mordturnieren
so manche Störung und Verdruß.
Drum kam er appellando ein,
man möchte unten ruhig sein.

Was ich in meinem Zimmer mache,
schiert dies wohl einen andern was?
sprach Pitt, das ist nur meine Sache!
Mir macht einmal das Jagen Spaß.
Nicht einen Tag wird's eingestellt;
Herr! morgen wird ein Fuchs geprellt!

Und ohn' ein einzigs Wort zu sagen,
fistierte sich der Musensohn.
Er dachte: Sollst du dich hier schlagen,
wer zahlte wohl der Mühe Lohn?
Wenn er genug spektakelt hat,
kriegt er das Ding schon selber satt.

Auf einmal träufelten die Decken
des Briten, und gleich Bächen floß
ein Wasserstrom aus allen Ecken
herab vom oberen Geschoß,
so daß das Wasser eine Hand
hoch in den untern Zimmern stand

Und unter Schimpfen, unter Fluchen
hinkt unser Pitt die Trepp' hinan,
die Sache selbst zu untersuchen,
wer ihm wohl diesen Schur getan.
Doch wie versteinert stand er da
ob der Geschichte, die er sah.

Der Dichter saß auf einem Tische
und angelte; im Zimmer war
viel Wasser, und in diesem Fische;
die Dienerschaft trug immerdar
in großen Kübeln ohne Ruh
das abgelaufne Wasser zu.

Herr! lassen Sie die Narrenstreiche!
sprach hier der Brite voll Verdruß,
Sie machen meinen Forst zum Teiche,
worinnen ich ersaufen muß.
Und das geht doch Goddam nicht an,
daß ich so etwas leiden kann.

Was ich in meiner Stube treibe,
schiert dies wohl einen andern was?
Denn ob ich lese oder schreibe,
mir macht einmal das Fischen Spaß.
Auch nicht ein Tag wird ausgesetzt;
Herr! morgen wird ein Aal gehetzt!

Doch daß Sie sehen, ich bin billig,
so lassen Sie das Jagen sein,
und ich hingegen stelle willig
mein Lieblingsfach, das Fischen, ein.
Dies Paktum wurde registriert
und gegenseitig akzeptiert.

Heinrich Döring.

Geb. 1789 in Danzig, gest. 1862 in Jena. — Schwänke, scherzhafte Gedichte und Poesien ernsterer Gattung 1828.

Die Einquartierung.

In seinem Fenster lag Herr Schmoll,
des Dörfleins Prediger,
blies sinnend und gedankenvoll
manch Wölkchen vor sich her
und sah dabei in Seelenruh
dem Durchmarsch fremder Truppen zu.

Sein Pfeifchen war kaum ausgebrannt,
als eilig ein Soldat
mit einem Zettel in der Hand
zu ihm ins Zimmer trat;
mit seinem Barte, schwarz und kraus,
sah er recht martialisch aus.

Erstaunt rief Schmoll: Quartier und Bett
für einen Offizier? —
Ja, ja, Herr Pfarr! doch das Billett
spricht, glaub ich, auch von mir,
der ich mit treuergebnem Sinn,
Hans Spornegut, sein Reitknecht bin.

Hier waltet wohl ein Irrtum ob,
versetzte Schmoll, ei ei!
Stets blieb die Pfarre doch, gottlob!
von Einquartierung frei.
Meld Er, mein Freund, nur unverzagt
dem Kommissär, was ich gesagt.

Der Ankömmling empfahl sich zwar,
doch bald mit schnellem Schritt
kam er zurück und brachte gar
den Offizier noch mit,
der ernst, ein blühend schöner Mann,
fast schüchtern dieses Wort begann:

Daß ich Sie leider stören muß,
Herr Pfarrer, kränkt mich sehr;
allein der Kommissarius
wies nochmals mich hierher.
Ich bin gleichwohl ein stiller Gast
und falle niemand gern zur Last.

Indessen ging's ein wenig bunt
im Kopf des Pfarrers her;
des Fremden Auge, Stirn und Mund --
war's blindes Ungefähr —
genug, es schien ihm so bekannt,
daß er ein Weilchen sprachlos stand.

Wie ist Ihr Name? fragt er dann
verwirrt und unruhvoll.
Ich, stotterte der Kriegesmann,
ich heiße — Gustav Schmoll.
Wie? Gu—Gu—Gustav Schmoll? Wie? Wa--?
So heiß ich, Wohlehrwürden, ja.

Nein, rief der Pfarrer, dies Gesicht
und dieser Stimme Ton —
du bist — o leugn' es länger nicht —
ja ja, du bist mein Sohn!
Nach Jahren drück' ich heut mit Lust
dich an die väterliche Brust.

Da sprach bewegt der Offizier:
Wie klingt der Ton so süß!
Verzeihung, teurer Vater, mir,
der heimlich Sie verließ
und fern des Krieges blut'gen Pfad
drei lange Jahre schon betrat.

Befestigt ward durch manchen Kuß
der Vaterliebe Band,
und Hans, der tippelnd mit dem Fuß
noch an der Türe stand,
rief: Wohlehrwürden, auf ein Wort!
Nicht wahr, Sie schicken uns nicht fort?

* * *

Johann Heinrich Kärner.

Geb. 1776 in Gera, gest. 1824 in Paunsdorf bei Leipzig.

Die kleinen Krebse.

(Scherzhafte Erzählung.)

Zu einem Bäcker traten
Franzosen ins Quartier.
Sie werden mit Manier
zum Mittagsmahl geladen.

Allein der Dienst geht vor
sie müssen um sich kleiden
und zu dem ganzen Korps
hinaus zur Mustrung schreiten.

Die gute Hausfrau wärmt
die Rindfleischbrüh' indessen
am Bäckerherd; vermessen
und unaufhaltsam schwärmt
ein Heer von Bäckerschwaben
um das Gericht herum
und liegt entseelt und stumm
am Ende drin begraben.

Jetzt ziehn die Herren heim,
man trägt herbei die Speisen.
Man wird zurück sie weisen!
O nein! wie Honigseim
schmeckt Fleisch und Brüh' den Kriegern
die tote Schwabenschar
wird schnell von Weltbesiegern
verzehrt mit Haut und Haar.

Die Frau besorgt mit Müh'
nun eine ander Brüh'
und Fleisch von anderm Schlage
zum bessern Mittagsschmaus
am zweiten Ruhetage.

Da ruft ein Franzmann aus:
Fi! c'est une autre chose!
Nicks nicks, brink wieder Sauce
mit kleine Krebse her!
dock Krebse nock weit mehr!

Plus, plus encore von kleine
Krebs, Krebs! ruft alles aus
im stürmischen Vereine.
Ein jedes Bäckerhaus
muß von den Ungeziefern
nun ganze Körbe liefern.

Und mit den Worten nahm
man Abschied in der Früh:
Adieu! ick dank, Madame,
für delikate Brüh.
So lang ick leb, Gott geb's,
ick denk' an kleine Krebs.

* * *

Christian Gottlieb Neefe.

Geb. 1748 in Chemnitz, gest. 1798.

Neefe verfaßte den Text zu Mozarts Don Juan nach dem italienischen Original des Lorenzo Da Ponte. Die Oper wurde zuerst italienisch (Don Giovanni) am 29. Oktober 1787 in Prag, deutsch zum erstenmal am 23. Mai 1789 in Mainz aufgeführt.

Aus der Oper „Don Juan".

Leporello.

Keine Ruh bei Tag und Nacht,
nichts, was mir Vergnügen macht,
schmale Kost und wenig Geld,
das ertrage, wem's gefällt!
Ich will selbst den Herren machen,
Sie, mein Herr, Sie können lachen!
wenn Sie drin sich divertieren,
muß ich Schildwach' hier erfrieren;
doch mich deucht, ich höre Leute!
Husch ins Winkelchen hinein!

Don Juan.

Reich mir die Hand mein Leben,
komm auf mein Schloß mit mir!
Kannst du noch widerstreben?
Es ist nicht weit von hier.

Zerline.

Nein, nein, ich darf's nicht wagen,
mein Herz warnt mich davor.
Fühlt man's so ängstlich schlagen,
hat man was Böses vor.

Don Juan.

Du, die ich mir erkoren —

Zerline.

Masetto wär' verloren.

Don Juan.

Kannst du mich sterben lassen?

Zerline.

Ich weiß mich nicht zu fassen.

Don Juan.

O komm!

Zerline.

Wohlan!

Beide.

So dein zu sein auf ewig,
wie glücklich, o wie selig,
wie selig werd ich sein!

Don Juan.

So mein?

Zerline.

So dein!

Don Juan.

Ganz mein?

Zerline.

Ganz dein!

*

Don Juan.

Treibt der Champagner
das Blut erst im Kreise,
dann gilt's ein Leben,
herrlich und frei!
Artige Mädchen
führst du mir leise
nach deiner Weise
zum Tanze herbei.
Hier gilt, ihr Damen,
kein Rang, kein Namen!
Englisch und Steirisch,
Schwäbisch und Bayrisch
tanzt ihr und walzet
die Kreuz und die Quer
in buntem Gewirr umher.
Ich unterdessen,
nach alter Weise,
führe mein Liebchen,
trotz Weh und Ach,
ins Schlafgemach!
Blonde, Brünetten,
drauf will ich wetten,
zählt mein Register
morgen noch mehr!

*

Don Juan.

Hör auf den Klang der Zither
und öffne mir das Gitter!
O lindre meine Pein
und laß mich glücklich sein!
Läßt du mich trostlos flehen,
so macht ein rascher Tod,
Hartherz'ge, sollst es sehen,
das Ende meiner Not.
Dein Auge gleicht der Sonne,
dem Honigseim dein Mund,
o mach, du meine Wonne,
mir bald mein Glücke kund!
Magst du auch grausam scheinen,
was gilt's, du hast mich lieb?
Laß mich nicht länger weilen,
komm, loser Herzensdieb!

* * *

Joachim Perinet.

Geb. 1765, gest. 1816.

Schauspieler am Leopoldstädter Theater in Wien. Die Oper „Schwestern aus Prag" wurde zuerst 1794 in Wien aufgeführt.

Die zwei Schwestern aus Prag.

Crispin.

Ich bin der Schneider Kakadu,
gereist durch alle Welt,
und kurz vom Kopfe bis zum Schuh
ein Bügeleisenheld.

Jüngst kam ich grade nach Paris,
als Orleans die Welt verließ,
da ward ich schleunigst ausgespürt
und zum Konvente transportiert.

Hier fragt ein Krippenbeißer mich:
Bist du Aristokrat?
Mitnichten, Freund! erwidert ich,
und auch kein Demokrat.
Ich bin ein Mensch, der ißt und trinkt,
gelassen seine Nadel schwingt,
kurzum, du alter Esel du,
ich bin der Schneider Kakadu!

Jetzt taten alle, Mann für Mann,
die Riesenmäuler auf
und riefen: Legt ihm Fesseln an,
sonst hebt der Wind ihn auf!
Vergebens wandt und sträubt ich mich;
ein Helfershelfer packte mich,
und, um den Hals ein Eisenband,
ward Kakadu ins Feld gesandt.

Dort ward ich stündlich exerziert
und richtig, Tag für Tag,
mit dreißig Prügeln regaliert,
ich seufzte Weh und Ach.
Doch endlich ward mein Rücken froh,
denn Monsieur Kakadu entfloh,
und mit dem Bündel in der Hand
reist er ins deutsche Vaterland.

* * *

Pius Alexander Wolff.

Geb. 1784 in Augsburg, gest. 1828 in Weimar. Dichter des Textes der von Weber 1820 komponierten und 1821 zuerst in Berlin aufgeführten Oper „Preziosa".

Aus der Oper „Preziosa"[1].

Chor der Zigeuner.

Im Wald, im Wald,
im frischen, grünen Wald,
wo's Echo schallt,
im Wald, wo's Echo schallt,
da tönet Gesang und Hörner Klang
so lustig den schweigenden Forst entlang.
Trara!

Die Nacht, die Nacht,
die rabenschwarze Nacht,
Gesellen wacht,
durchwacht die schwarze Nacht!
die Wölfe sie lauern und sind uns nicht fern,
das Bellen der Hunde, sie hören's nicht gern.
Wauwau.

Die Welt, die Welt,
die große, weite Welt
ist unser Zelt,
die Welt ist unser Zelt.
Und wandern wir singend, so schallen die Lüfte,
die Wälder, die Täler, die felsigen Klüfte.
Hallo!

*

Preziosa.

Einsam bin ich nicht alleine,
denn es schwebt ja süß und mild
um mich her im Mondenscheine
dein geliebtes, teures Bild.

Was ich denke, was ich treibe,
zwischen Freude, Lust und Schmerz,
wo ich wandle, wo ich bleibe,
ewig nur bei dir mein Herz!

Unereichbar wie die Sterne,
wonneblinkend wie ihr Glanz,
bist du nah, ach doch so ferne
füllest mir die Seele ganz.

*

Chor der Zigeuner.

Die Sonn erwacht,
mit ihrer Pracht
erfüllt sie die Berge, das Tal!
o Morgenluft,
o Waldesduft,
o goldener Sonnenstrahl!

Mit Sing und Sang
die Welt entlang!
wir fragen woher nicht, wohin.
Es treibt uns fort
von Ort zu Ort
mit freiem, fröhlichem Sinn.

In Weit und Fern
führt uns ein Stern,
auf ihn nur gerichtet den Blick!
Preziosa, dir,
dir folgen wir,
und keiner bleibt, keiner zurück.

[1] Vgl. hierzu auf S. 373 die Arien aus dem Freischütz, die des Zusammenhanges wegen bei den übrigen Gedichten des Romantikers Friedrich Kind mitgeteilt wurden. Diese Zigeunerlieder, Zigeuneropern usw. sind typische romantische Erzeugnisse. Man beachte die eigentümliche soziale Stimmung dieser Vagantenromantik, die bereits in Goethes Liedern von Mignon und von dem Harfner sehr vernehmlich anklingt. Auch das Wandererlied und „Zitherbubens Morgenlied" von Schmidt von Lübeck wie Brentanos „Die lustigen Musikanten" gehören dieser sozial-romantischen Kategorie an.

* * *

Die Dichter der Freiheitskriege.

Die Dichter E. M. Arndt, Körner und Schenkendorf werden immer zusammen genannt, es liegt kein Grund vor, sie hier zu trennen und in andern Kapiteln unterzubringen; es würde sogar schwer fallen, sie anderswohin einzuordnen; ihre Dichtungen sind eine Frucht jener Zeit, in ihren Gesängen und Balladen offenbart sich der eherne Stil der Kriegsjahre. E. M. Arndt hat freilich bis in sein spätes Alter hinein tiefinnige, gedankenschöne, kraftvolle und ganz persönlich gestimmte Lieder gedichtet — grade diese Gedichte sind weniger bekannt; aber es sind keine Balladen. Es wäre noch Rückert in diese Reihe aufzunehmen, wenn nicht sein Gesamtschaffen ihm einen besonderen und anderen Platz zuweisen würde. — Wilhelm Hauffs Lieder „Soldatenliebe" (Steh ich in finstrer Mitternacht) und „Reiters Morgengesang" sind kaum Balladen zu nennen. Von andren bekannten Dichtern ist noch Fouqué zu nennen, der einem früheren Abschnitt (Romantiker) eingegliedert ist. Die übrigen Dichter der Freiheitskriege haben keine nennenswerten Balladen hinterlassen, mit Ausnahme etwa des Lützower Jägers Fr. Förster, dessen schöne Ballade — im Zeitstil — „Eine Heldin" hier mitgeteilt wird. Um den Zeitstil vollständig zu kennzeichnen, müßten auch einige Volkslieder aus jener Zeit hier wiedergegeben werden; sie sind jedoch in dem Abschnitt „Das historische Volkslied" leicht zu finden. Der Versuchung, einige Balladen von Mosen, Heine u. a., die Motive aus der Zeit der Befreiungskriege behandeln, hier aufzunehmen, habe ich widerstanden und zwar aus dem Grunde, weil die charakteristische dichterische Form der Zeit nicht die Ballade sondern das Lied ist, so daß also eine noch so vollzählige Balladensammlung nicht das Wesen und den Stil dieser Zeitdichtung und ihrer Nachklänge repräsentieren würde. Andrerseits will diese ganze Sammlung die Balladen möglichst bei ihrer ästhetischen Art oder bei der Persönlichkeit, die sie geschaffen hat, belassen.

Ernst Moritz Arndt.

Geb. am 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf Rügen, gest. am 29. Januar 1860 in Bonn. — Gedichte 1804. Lieder für Teutsche 1813. Gedichte 1818 usw. Ausgewählte Werke, herausg. von H. Meisner und R. Geerds. 4 Bände (Leipzig).

Der Stromgeiger auf Starkoddurs Grabe[1].

Der Mond ist aufgegangen,
der Turm hat zwölf geschlagen,
mit hunderttausend Wagen
rennt hell das Sterngespann,
da taucht er aus den Fluten
und rührt die goldnen Saiten,
daß still die Wellen gleiten,
der alte Geigenmann;
ihm strahlt sein Haar in Gluten,
ihm klirrt ein Schwert zur Seiten,
das Geier kämpfend deuten:
er ist ein stolzer Mann!
Er schwingt sich hoch mit Sausen
empor vom Felsenwalle,
er haut mit lautem Schalle
das Grab mit blankem Schwert,
und dumpfe Schrecken brausen
die schwarzen Wellen alle
aus seines Stromes Tiefe,
wie's aus der Scheide fährt.
Er ruft mit heller Stimme:
„Tu auf, Gesell der Jugend!
Mich lüstet deiner Tugend,
tu auf dein Felsenbett!"

Nicht lang, es tönt im Grimme
herauf vom harten Steine:
„Wer ist der Schalk, der meine
Ruhstätte stören geht?
Ich lob ihm, ich erscheine
auf leichter Geisterschwinge . . .
Weh ihm, wenn meiner Klinge
er nicht gerüstet steht!"
Drauf klingt der Felsenboden
gleich einem gläsern Berge,
der für das Spiel der Zwerge
um Mitternacht zerspringt;
er läßt den hohen Toten
heraus mit blanken Waffen,
er schwingt den Stahl in straffen
gewalt'gen Fäusten, welcher
durch alle Helme dringt;
es wächst ihm Haupt und Schulter,
wie wenn in Mitternächten
die Wolkengeister fechten
und Zorn vom Himmel klingt.

„Laß ab, mit mir zu streiten!
Wir sind ja Waffenbrüder . . .
kenn deinen Ivar wieder!
kenn auch dies Falkenschwert!
Dein Zorn macht Helden grauen,
o laß dich freundlich schauen,
Starkoddur, kühner Degen!
du erster Kämpfer wert!
O gib mir deine Rechte,
dem alten Streitgenossen!
Ich sang vieltausend Nächte
seit deinem langen Schlaf;
manch Wasser ist geflossen
seitdem herab vom Berge,
als mich vom falschen Zwerge
der böse Zauber traf.
Nun muß ich einsam spielen
dem leichten Nachtgesindel
dreihunderttausend Sommer
aus tiefem Wassergrund.
O laß die Hand mich fühlen,
du Tapfrer und du Frommer!
tu mir die Liebe kund!

[1] Strömgigare, Strömkarl, heißt er in der nordischen Volkssage.

Denn die hier oben weiden,
sind Söhne kleiner Männer,
nicht kühne Lanzenrenner,
nicht Reiter auf der See."

Und jener schlägt in Freuden
auf ihn die dunkeln Blicke
und neiget mild das Eisen
und reicht die Hand ihm hin.
So stehen da die beiden
im kurzen alten Glücke,
dann tönt es: „Ich muß reisen,
woher ich kommen bin!"

Und plötzlich sank er wieder
zurück zum kalten Bette,
zurück zur finstern Nacht;
es schloß der Stein sich wieder,
mit diamantner Kette
band ihn der Tod ans Lager,
daß laut empor es kracht.

Der Geiger schlägt die Saiten,
er schlägt die goldnen Töne,
der Jugend Kraft und Schöne
brennt ihm das Herz mit Macht;
und süße Tränen gleiten
den längst begrabnen Zeiten,
und in dem grauen Busen
blüht alles frisch erwacht.
Da kam der flinke Reigen
der Elfen aus den Zweigen,
aus Bergen und aus Quellen,
und tanzten in der Nacht;
sie tanzten, bis mit hellen
Gesängen Vögel klangen:
da war die Zeit vergangen,
da war das Lied vollbracht.

*

Das Lied vom Schill.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
er führte sechshundert Reiter ins Feld,
sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
die dürsteten alle Franzosenblut.

Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, gesegn' euch Gott jeglichen Schuß,
durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

So zieht der tapfre, der mutige Schill,
der mit den Franzosen schlagen sich will;
ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
das Magdeburger Land mit französischem Blut,
zweitausend zerhieben die Säbel blank,
die übrigen machten die Beine lang.

Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
und jagten die Schelmenfranzosen hinaus,
dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
da soll kein Franzos sein Kiwi! mehr schrein.

Auf Stralsund stürmte der reisige Zug —
O Franzosen, verständet ihr Vogelflug!
o wüchsen euch Federn und Flügel geschwind!
es nahet der Schill und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
die der Wallenstein weiland belagert hat,
wo der zwölfte Karolus im Tore schlief.
Jetzt liegen ihre Mauern und Türme tief.

O weh euch, Franzosen, jetzt seid ihr tot,
ihr färbet die Säbel der Reiter rot,
die Reiter sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu säbeln, das deucht ihnen gut.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viele ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
der Däne, die tückische Schlange, daher.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
was sprengst du nicht mit den Reitern ins Feld?
was schließest in die Mauern die Tapferkeit ein?
in Stralsund da sollst du begraben sein.

O Stralsund, du trauriges Stralesund!
in dir geht das tapferste Herz zugrund,
eine Kugel durchbohret das treueste Herz,
und Buben sie treiben mit Helden Scherz.

Da schreiet ein frecher Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
schon fütterte Krähen und Raben satt."

So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
ohne Pfeifenspiel und ohne Trommelklang,
ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
womit man die Tapfern begraben muß.

Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
und warfen den Leib in ein schlechtes Grab,
da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da schläft er, der fromme, der tapfre Held,
ihm war kein Stein zum Gedächtnis gestellt;
doch hat er auch keinen Ehrenstein,
sein Name wird nimmer vergessen sein.

Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd,
und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert,
so ruft er immer: Herr Schill! Herr Schill!
ich an den Franzosen euch rächen will.

Die Leipziger Schlacht.

Wo kommst du her in dem roten Kleid
und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komm aus blutigem Männerstreit,
ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
da ward ich so rot.

Sag an, Gesell, und verkünde mir,
wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
das manches Auge voll Tränen macht,
da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
und Tausenden mußte der Atem stocken
bei Leipzig der Stadt.

Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
und ließen fliegende Banner aus?
Es kamen Völker aus aller Welt,
die zogen gegen Franzosen aus,
die Russen, die Schweden, die tapfern Preußen
und die nach dem glorreichen Östreich heißen,
die zogen all aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit,
wem ward der Preis mit der Eisenhand?
Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
die Welschen hat Gott verweht wie den Sand·
viele Tausende decken den grünen Rasen,
die Übriggebliebnen entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Zimbeln hell,
habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
so lange rollt der Jahre Rad,
so lange scheinet der Sonnenstrahl,
so lange die Ströme zum Meere reisen,
wird noch der späteste Enkel preisen
die Leipziger Schlacht.

Das Lied vom Feldmarschall.

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
o schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang,
da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
den Welschen zu weisen die deutscheste Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
hei! wie der weiße Jüngling in 'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
mit eisernen Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus,
daß Tausende liefen dort hastigen Lauf,
zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab.

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg!
da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
hinterdrein ließ erklingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein!
du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

* * *

Max von Schenkendorf.

Geb. am 11. Dezember 1783 in Tilsit, gest. am 11. Dezember 1817 zu Koblenz. — Gedichte 1815.

Andreas Hofer.

(13. April 1809.)

Als der Sandwirt von Passeier
Innsbruck hat mit Sturm genommen,
die Studenten, ihm zur Feier,
mit den Geigen mittags kommen,
laufen alle aus der Lehre,
ihm ein Hochvivat zu bringen,
wollen ihm zu seiner Ehre
seine Heldentaten singen.

Doch der Held gebietet Stille,
spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen,
ernst ist Gottes Kriegeswille,
wir sind all dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Tränen liegen:
weil ich nach dem Himmel ziele,
kann ich ird'sche Feind' besiegen.

Kniet bei euren Rosenkränzen,
dies sind meine frohsten Geigen;
wenn die Augen betend glänzen,
wird sich Gott der Herr drein zeigen.
Betet leise für mich Armen,
betet laut für unsern Kaiser,
dies ist mir das liebste Karmen:
Gott schütz edle Fürstenhäuser!

Ich hab keine Zeit zum Beten,
sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe,
wieviel Leichen wir hier säten
in dem Tal und auf der Höhe,
wie wir hungern, wie wir wachen,
und wie viele brave Schützen
nicht mehr schießen, nicht mehr lachen:
Gott allein kann uns beschützen!"

Auf Scharnhorsts Tod.

(28. Juni 1813.)

In dem wilden Kriegestanze
brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
sah er Freiheitswaffen blitzen,
doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel, raffst mich doch nicht nieder,
dien euch blutend, werte Brüder,
führt in Eile mich gen Prag.
Will mit Blut um Östreich werben,
ist's beschlossen, will ich sterben,
wo Schwerin im Blute lag."

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
reißest alle Blüten ab,
nennen dich mit leisen Schauern, —
heil'ge Stadt, nach deinen Mauern
zieht uns manches teure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
haben Engel in den Himmel
seine Seele sanft geführt.
Zu dem alten deutschen Rate,
den im ritterlichen Staate
ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß euch Gott, ihr teuren Helden,
kann euch frohe Zeitung melden,
unser Volk ist aufgewacht.
Deutschland hat sein Recht gefunden,
schau, ich trage Sühnungswunden
aus der heilgen Opferschlacht."

Solches hat er dort verkündet,
und wir alle stehn verbündet,
daß dies Wort nicht Lüge sei.
Herr, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Mut erkoren,
wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
wo die freien Adler horsten,
hat sich früh sein Blick gewandt;
nur dem Höchsten galt sein Streben,
nur in Freiheit konnt er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
näher stand dem König keiner, —
doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
wird er, wird im Volke leben,
besser als in Stein und Erz.

Laß uns deine Blicke scheinen,
darfst nicht länger mehr beweinen,
schöne Gräfin, seinen Fall.
Meinen's alle recht in Treue,
schau, dein Vater lebt aufs neue
in des deutschen Liedes Schall.

Das Bild in Gelnhausen.

(1813.)

Zu Gelnhausen[1] an der Mauer
steht ein steinern altes Haupt
einsam in dem Haus der Trauer,
das der Efeu grün umlaubt.

Und das Haupt, es scheint zu sprechen:
Starb die ganze deutsche Welt?
Will kein Mann die Unbill rächen,
bis der Erde Bau zerfällt?

Und das Haupt, es scheint zu grüßen,
fragend uns halb streng, halb mild.
Laßt es uns in Demut küssen,
das ist Kaiser Friedrichs Bild.

Herrlich hat sein Schloß gestanden
hier vor langer, ferner Zeit,
als er nach den Morgenlanden
zog in Gottes heil'gem Streit.

Rotbart, wie so fest gebunden,
hält ein Zauber dich gebannt?
Fließt hier Blut aus offnen Wunden?
Sind das Tränen an der Wand?

Alter Herr, ich kann dir melden
reiches, schönes Freudenwort:
Schau, dort ziehn viel tausend Helden
in die Schlachten Gottes fort.

Und die Welschen sind geschlagen,
und es siegt das heilge Kreuz,
wieder kehrt aus deinen Tagen
Lebensfülle, Lebensreiz.

Magst nun dich zur Ruhe legen,
altes, stolzes Kaiserhaupt,
deine Kraft, dein Waffensegen
wird uns nimmermehr geraubt! —

* * *

Karl Theodor Körner[1].

Geb. am 23. September 1791 zu Dresden, gest. am 26. August 1813 bei Gadebusch. — Leyer und Schwert 1814.

Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
und gellende Hörner schallen darein
und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
das ist Lützows wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
das Hurra jauchzt und die Büchse knallt,
es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
das ist Lützows wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
der Wütrich geborgen sich meinte;
da naht es schnell mit Gewitterschein
und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
das ist Lützows wilde verwegene Jagd.

[1] Der alte Kaiserpalast bei Gelnhausen wurde von Kaiser Friedrich I. erbaut. Ruinen desselben, nebst dem alten Steinbilde Friedrich Barbarossas sind noch vorhanden.

[1] Die bekannte Ballade „Der kühne Springer Harras" wurde hier fortgelassen, „Lützows wilde Jagd" wurde dagegen aufgenommen als charakteristisches balladenartiges Lied jener großen Zeit.

Was braust dort im Tale die laute Schlacht,
was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
das ist Lützows wilde verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
doch die wackern Herzen erzittern nicht;
das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt:
das war Lützows wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
das war Lützows wilde verwegene Jagd.

* * *

Fr. Förster.

(Lützower Jäger.)

Eine Heldin.

Ich hatt' einen braven Kamerad,
kein tapfrer war im Feld.
Und galt es verwegen zu jagen,
den Feind aus der Schanze zu schlagen:
wir waren uns treu gesellt.

Ein feines Bürschchen war es noch,
ein blutjung Milchgesicht,
und neckten ihn gute Bekannte,
dann sang er in hohem Diskante:
„Die Schneider sind andres nicht!"

Nie wich er von meiner Seite,
gefällig und behend;
er verstand gut zu kochen, zu waschen.
Nun hatt' ich ganze Gamaschen
und auch ein weißes Hemd.

Bei Lüneburg in der Heiden,
da liegt ein großer Wald:
„Auf, auf zum fröhlichen Jagen!
die Franzosen herausgeschlagen!"
Das Büchslein blitzt und knallt.

Und vor dem Wall da draußen
empfing uns Kononengruß:
„Spielt auf, spielt auf zum Tanze!
Ihr Brüder wir stürmen die Schanze,
den Feinden zum Verdruß!"

Mein Bürschchen nahm eine Trommel.
„Trum, trum!" so marschiert er voran.
Den Sturmschritt hat er geschlagen,
wir stürmten ohne Verzagen
den grünen Hügel hinan.

Und als nun die letzte Salve kam,
da stürzten sie Mann bei Mann,
da sank auch mein Kamerad nieder!
„Ach," rief er, „nehmt euch, ihr Brüder,
eines armen Mädchens an!"

Und wenn's mein eigner Bruder wär,
jetzt vorwärts zu dieser Stund!
Hurra! auf die Schanzen gesprungen!
ihr Kanonen habt ausgesungen —
wir stopften euch euern Mund!

Es waren die ersten Kanonen
gewonnen von dem Feind.
In dem Pulverdampf inmitten,
wir haben wie Kinder drauf geritten
und haben vor Freuden geweint.

Und war nun auch der Jubel groß,
ach, eins ging mir doch nah!
Wo ist mein Kamerad geblieben?
Es wollt mich zum Tode betrüben,
daß ich ihn nicht bei uns sah.

Da unten auf grüner Heide tot,
da lag eine Jungfrau zart.
Prochaska war sie geheißen —
das tapferste Mädchen in Preußen
Sie war mein Kamerad!

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.

Moritz von Schwind, Der Graf von Gleichen.

Original in der Schack-Galerie in München.
Nach einer Orig.-Aufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Die deutsche Ballade

Eine Auslese aus der gesamten deutschen Balladen-, Romanzen- und Legenden-Dichtung unter besonderer Berücksichtigung des Volksliedes

Herausgegeben von

Hans Benzmann

2. Band

Von der Romantik bis zur Gegenwart

Zweite Auflage

Hesse & Becker Verlag / Leipzig
1925

Inhaltsverzeichnis.

IX. Die Ballade seit Uhland bis zur Moderne.

Seite

Die schwäbischen Dichter.

Uhland, Ludwig: Das Schloß am Meere 1
Der blinde König 2
Die drei Lieder 2
Harald 2
Klein Roland 3
König Karls Meerfahrt . . 4
Taillefer 5
Schwäbische Kunde 5
Graf Eberstein 6
Der Sieger 6
Der Rosengarten 6
Des Goldschmieds Töchterlein . 7
Der Wirtin Töchterlein . . 7
Der weiße Hirsch 8
Junker Rechberger 8
Der schwarze Ritter 9
Die Rache 9
Des Sängers Fluch 9
Die Mähderin 10
Rudello 11
Der Kastellan von Coucy . . 12
Der Student 13
Ver sacrum 13
Kerner, Justinus: Die Lilie 14
Die Mühle steht still . . . 15
Herr von der Heide 15
Die traurige Hochzeit . . . 15
Der Ring 16
Der Geiger zu Gmünd . . . 16
Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe 17
Schwab, Gustav: St. Fridolin und der Tote 17
Der Fleischer von Konstanz . 18
Des Ritters von Gerhausen Schwur 19
Das Mahl zu Heidelberg . . 20
Der Schwedenturm 21
Pfizer, Gustav: Hermes Psychopompos 21
Almansor 22
Zimmermann, Wilh.: Kaiser Friedrich II. Tod 22
Württemberg, Alexander Graf von: Der Organist . 23
Mörike, Eduard: Gesang Weylas 24
Die traurige Krönung . . . 24

Seite

Die Geister am Mummelsee . 24
Der Feuerreiter 24
Schön-Rohtraut 25
Jung Volkers Lied 25
Der Gärtner 25
Suschens Vogel 25
Rat einer Alten 26
Erstes Liebeslied eines Mädchens 26
Das verlassene Mägdlein . . 26
Peregrina 26
Die schlimme Gret und der Königssohn 27
Der Schatten 29
Vom Sieben-Nixen-Chor . . 29
Der Zauberleuchtturm . . . 30
Erzengel Michaels Feder . . 30
Vischer, Fr. Theodor: Das Bankett 32
Gwyon und Taliesin . . . 33
Pfau, Ludwig: Der Zigeunerkönig 34
Zum 18. März 34
Lied von Robert Blum . . . 34
Fischer, Johann Georg: Rosamunde 35
Totentanz 36
Gerok, Karl: Friedrich mit der gebissenen Wange 37
Die Rosse von Gravelotte . . 37
Herwegh, Georg: Die kranke Lise 38
Ordonnanzen 38
Er tröstet sich 39
Hertz, Wilh.: König Haddings Herz wird müde 40

Bayerische Dichter.

Rückert, Friedrich: Klage . 41
Roland zu Bremen 42
Vorreiter Schill 42
Der Kapuziner Haspinger . . 42
Speckbacher 43
Der Frühling an der Grenze . 43
O süße Mutter 44
Der Spielmann 45
Das Männlein in der Gans . 45
Die Rätsel der Elfen . . . 46
Der fehlende Schöppe . . . 46
Erscheinung der Schnitterengel 46

Seite

Der Weichdorn 47
Parabel 47
Chidher 48
Platen-Hallermünde, August Graf von: Wittekind 48
Der Tod des Carus 49
Das Grab im Busento . . . 50
Harmosan 50
Der Pilgrim von St. Just . . 51
Colombos Geist 51
Nächtlicher Weichselübergang der flüchtigen Polen bei Krakau . 51
Der Rubel auf Reisen . . . 52
Pocci, Franz Graf: Abgelöst! 52
Blaubart 53
Schad, Christian: Der ungarische Graf und sein Kind . . 54
Lingg, Herm: Gotenkönig Tejas 55
Die Tanzwut 56
Herodias 56
Der Vandalen Meerfahrt nach der Plünderung Roms . . . 57
Die großen Städte 58
Reder, Heinrich von: Der arme Sünder 59
Ein Lied der Bauern . . . 59
Vor Bazeilles 59
Skizzen 60
Hopfen, Hans: Die Sendlinger Bauernschlacht 60
Stieler, Karl: An Anfrag . 61
Greif, Martin: Held Reinhold 62
Prinzessin Rhodopis 62
Das klagende Lied 62
Barbarazweige 65
Das Grab der böhmischen Bauerndirne 65
Johanni 65

Badische Balladendichter.

Schnezler, August: Vom Mummelsee 66
Die verlassene Mühle . . . 66
Scheffel, Joseph Victor von: Der Ichthyosaurus . . 67
Die Teutoburger Schlacht . . 67
Bruder Waghals 68
Dörpertanzweise 68

Seite

Balladendichter Elsaß-Lothringens.

Stöber, August: Das Märchen von der bösen Stiefmutter . 69
Bischof Kletus 69
Stöber, Ludwig Adolf: Das Münster zu Thann . . . 70
Das Lügenfeld 71
Die Kerze 71
Candidus, Karl August: Der Bauernkrieg im Elsaß . . 72
Das verfluchte Dorf 72
Das rote Männlein 72
Hexenwald 73
Otte, Friedrich (J. G. F. Zetter): Der fahrende Schüler . 73

Balladendichter der Schweiz.

Fröhlich, Abraham Emanuel: Ulrich Zwingli in der Kappeler Schlacht 75
Keller, Gottfried: Jung gewohnt, alt getan 77
Der Narr des Grafen von Zimmern 77
Has von Überlingen . . . 77
Parteigänger 78
Ich fürcht' nit Gespenster . . 78
Tretet ein, hoher Krieger . . 78
Wandl' ich in dem Morgentau 79
Waldfrevel 79
Die Winzerin 79
Geistergruß 80
Nikolai 80
Der Kürassier (2 Fassungen) . 81
Frau Rösel (2 Fassungen) . 82
Poetentod 83
Ein Schwurgericht 83
Wochenpredigt 84
Meyer, Conrad Ferdinand: Schillers Bestattung . . . 85
Burg ‚Frag mir nicht nach' . 85
Laß scharren deiner Rosse Huf 85
Erntegewitter 85
Der Stromgott 85
Der trunkene Gott 86
Der Gesang der Parze . . 87
Venedigs erster Tag . . . 87
Bettlerballade 88
Galaswinte 89
Der gleitende Purpur . . . 89
Das kaiserliche Schreiben . . 90
Die drei gemalten Ritter . . 90
Das bittere Trünklein . . 90
Ja 91
Il Pensieroso 91
Die verstummte Laute . . . 91
Hugenottenlied 91
Die Füße im Feuer . . . 92
Dranmor (Pseud. für Ferdinand von Schmid): Santos Peréz 93

Seite

Balladendichter Österreichs.

Castelli, Ignaz Franz: Die Hostie 96
St. Martin 96
Grillparzer, Franz: Incubus 97
Vision 97
Rudolf und Ottokar . . . 98
Zedlitz, Joseph Christian Freiherr von: Die nächtliche Heerschau 100
Die Worte des Koran . . . 100
Ebert, Karl Egon Ritter von: Schwerting 101
Frau Hitt 101
Jolanta 102
Hermann Grün, Bürgermeister von Köln 103
Künstlersühne 106
Leitner, Karl Gottfried von: Die Wettfahrt . . . 107
König Hakons letzte Meerfahrt 108
Maria spinnt 109
Halirsch, Friedrich Ludwig: Die Nesselhemden . . 109
Vogl, Johann Nepomuk: Heinrich der Vogler . . . 110
Die Legende von der Pförtnerin 111
Schenkenbild 112
Der Wildschütz und sein Geselle 113
Die vierte Stimme . . . 113
Bauernfeld, Eduard von: Träumerchen 113
Ein persischer Heiliger . . . 114
Halm, Friedrich: Die Brautnacht 114
Dräxler-Manfred, Karl Ferdinand: Eine Szene auf Java 116
Seidl, Johann Gabriel: Die Begegnung 117
Die Bardeninsel 117
Mac. Gregors Nachtritt . . 118
Der Lachschädel 118
Der Wiedertäufer 119
Grün, Anastasius (Pf. Graf von Auersperg): Ein Schloß in Böhmen 120
Botenart 121
Liebfrauenkirche 122
Junggesellentod 122
Der Weidenbaum 123
Ein Märchenerzähler in Irland 123
Der eiserne Mann 124
Sankt Hilarion 124
Unheimliche Gäste 125
Das rechte Wort 126
Die Leiche zu Sankt Just . . 126
Aus dem Romanzenkranz: ‚Der letzte Ritter' 127
Salonszene 128
Warum? 129
Der alte Komödiant . . . 130

Seite

Feuchtersleben, Ernst Freiherr von: Bithon und Kleobis 130
Totenfeier 131
Böhm, Karl Matth.: Der heilige Franz 132
Duller, Eduard: Franz von Sickingen 132
Der Rotbart auf der Tiberbrücke 133
Lenau, Nikolaus (Niembsch v. Strehlenau): Der schwarze See 135
Das Roß und der Reiter . . 135
Die Heideschenke 135
Die Werbung 137
Die drei Zigeuner 137
Der Polenflüchtling . . . 138
Der Raubschütz 139
Ahasver, der ewige Jude . . 139
Die drei Indianer 140
Die drei 141
Der Tod Lorenzos des Erlauchten 141
Aus ‚Die Albigenser' . . . 144
Frankl, Ludwig August: Ein Flammenfest 147
Der Goldschmied 147
Beck, Karl: Das rote Lied . 148
Hartmann, Moritz: Herrn Mannwelts Woche . . . 149
Die Lampe 150
Der alte Reitersmann . . . 150
Die böhmischen Bauern . . 151
Der Pifferaro 152
Meißner, Alfred: Eine Mutter 152
Hephaistos 153
Zwei Räuber 154
Aus ‚Ziska' 154
Gilm, Hermann von: Aus dem ‚Tiroler Schützenleben' 156
Paoli, Betty: Rabbi Löw . 156
Traun, Julius v. d.: Eine Nacht Karls des Neunten . 157
Pichler, Adolf: Dynamit . 158
Lorm, Hieronymus: Buddhas Geburt 159
Hamerling, Robert: Totengräberhochzeit 159
Correggio 159
Saar, Ferdinand von: Arbeitergruß 160
Das letzte Kind 161
Der Ziegelschlag 161
Anzengruber, Ludwig: Die Spinnen und die Fliegen . 161
Christen, Ada: Die Kunstreiterin 162
Im Konzert 162
Am Teich 162
Ein Balg 162

Seite

Balladendichter Schlesiens.

Schefer, Leopold: Moses Nachtgesang bei der Herde . 163
Wiederkehr 164
Des Liebenden Morgen . . 164
Die Nachtwandlerin . . . 165
Unvergeßliche Liebe . . . 165
Gherardino delle Notte . . 165
Die neue Göttin 166
Der Gast 167
Alexis, Willibald: Der späte Gast 168
Entführung 169
Walladmor 169
Das Lied von den Mörungern 169
Friedericus Rex 170
General Schwerin 171
Die Berezinanacht 171
Kopisch, August: Die Wettersäule 172
Der Gonger 172
Der Mäuseturm 173
Des Prior Wichmann von Arnstein Wundertat . . . 173
Friedrich II. Kutscher . . . 174
Der Klopfer 174
Die Trommelmusik . . . 175
Die Zwerge in Pinneberg . 175
Das kleine Tümmelding . . 176
Das Krähen 177
Das lange Pferd 177
Des kleinen Volkes Überfahrt 178
Sallet, Friedrich von: Traum des Kurfürsten Friedrich von Sachsen 179
Hanswurfts Traum . . . 179
Der Zaubergärtner . . . 180
Der Tannhäuser 181
Zwei tragikomische Geschichten 182
Solitaire, M. (W. Nürnberger): Sturm und seine Gesellen 183
Die wackeren Mütterlein . . 184
Liebesoffizin 184
Campanella oder des Glockengießers Wanderschaft und Heimkehr 185
Der Turm in der Öde . . . 185
Der Musikant von Scheweningen 186
Mühler, Heinrich von: König Karl am Meer . . 187
Otto I. und Heinrich . . . 188
Strachwitz, Moritz Graf v.: Ein Faustschlag 189
Ein anderer Orpheus . . . 189
Herrn Winfreds Meerfahrt . 190
Das Herz von Douglas . . 190
Crillon 191
Die Jagd des Moguls . . 192
Die Perle der Wüste . . . 192
Freytag, Gustav: Der Nachtjäger 193

Seite

Gottschall, Rudolf von: Lucile Desmoulins . . . 194
Die Flucht des Kaisers . . 195
Prittwitz und Gaffron, Konrad von: Sesostris . 195
Nöthig, Theobald: Bei Gravelotte 196
Wir Königsgrenadiere . . 196

Balladendichter Thüringens und Sachsens.

Streckfuß, Adolf Friedrich Karl: Pipin der Kurze . . 197
Fink, Gottfried Wilhelm: Romanze 198
Müller, Wilhelm: Die Sage vom Frankenberger See bei Aachen 199
Der Glockenguß zu Breslau . 200
Der gute Pfalzgraf . . . 201
Est Est! 201
Der kleine Hydriot 202
Alexander Ypsilanti auf Munkacs 202
Immermann, Karl Lebrecht: Die drei Jungfrauen 203
Der Zauberer Virgilius . . 203
Der Fischer 204
Schmied Weland 204
Dietlieb 205
Die Witwe von Wykombe . 205
Der Student von Prag . . 206
Bechstein, Ludwig: Die Schlangenamme 207
Der fromme Ritter . . . 207
Das Mysterium 208
Landgraf Ludwig und der Löwe 208
Barbarossa im Kyffhäuser . 209
Storch, Ludwig: Der finstere Waffenschmied 209
Mosen, Julius: Heinrich der Löwe 210
Andreas Hofer 211
Der Trompeter an der Katzbach 212
Die Völkerschlacht bei Leipzig . 212
Die letzten Zehn vom vierten Regiment 212
Besser, Hermann: Der Choral von Leuthen . . . 213
Hammer, Julius: Die Schmiede am Bodensee . . 213
Das verirrte Hähnlein . . 214
Christus und Johannes . . 214
Drobisch, Theodor: Der Dessauer Marsch 215
Ludwig, Otto: Das Lied von der Bernauerin 216
Böttger, Adolf: Aus der Gnomenwelt 216
Sturm, Julius: Wie schön leuchtet der Morgenstern . 217
Ein deutscher Postillion . . 218

Seite

Heseliel, George: König Johann von Böhmen . . 218
Die ältesten Edelleute . . . 219
Grosse, Julius: Romanze . 220
Schön Ilona 220
Baumbach, Rudolf: Spuk in Ruhla 221
Maria und die Mutter . . 221
Das lange Band 222
Die gestohlene Feder . . . 223

Balladendichter Rheinlands und Hessens.

Schenk, Eduard von: Der kalte Baum 224
Follen, August A. L. (Follenius): Des Arnold von Winkelried Opfertod . . . 225
Der Kölner Dom 226
Tanz an der Katzbach . . . 227
Nodnagel, August: Thomas 227
Heine, Heinrich: Aus dem ‚Buch der Lieder‘ 228
Sturm 229
Fragen 229
Seegespenst 229
Aus den ‚Traumbildern‘ . . 230
Die Grenadiere 232
Schelm von Bergen . . . 233
Begegnung 233
Pfalzgräfin Jutta 233
Die Wallfahrt nach Kevlaar . 234
Schlachtfeld bei Hastings . . 234
Karl I. 236
Ritter Olaf 236
Der Tannhäuser 237
Belsazer 239
Salomo 239
Der Asra 239
Der Dichter Firdusi . . . 239
Don Ramiro 241
Prinzessin Sabbat 242
Pomare 244
Ein Weib 244
Jammertal 245
Die Weber 245
Die Wanderratten 245
Der Kaiser von China . . . 246
Die Audienz 246
Deutschland 247
Altes Lied 247
Enfant perdu 247
Für die Mouche 247
Babylonische Sorgen . . . 248
Simrock, Karl Joseph: Das Pferd als Kläger 249
Der Fuß an der Wand . . 249
Das Ave Maria 251
Christophorus 251
Der Rekrut auf Philippsburg 252
Michel unter den Räubern . 253
Görres, Guido: St. Benno 253

Seite

Becker, Nicolaus: Die treue Haut 254
Müller von Königswinter, Wolfgang: Der Mönch von Heisterbach 254
Wilhelm von Holland . . . 255
Nächtliche Erscheinung in Speyer 255
Kinkel, Gottfried: Dietrich von Berne 256
Kaufmann, Alexander: Der heilige Walther 257
Die Mönche von Johannisberg 258
Merlin und Niniane . . . 258
Mosenthal, Salomon Hermann: St. Bernhard . . 259
Fastenrath, Johannes: Der tote Cid 260
Moriana und Galvan . . . 260
Stiergefecht 261
Roffhack, Albert: Ballade vom Reiter 262
Am Tor des Hamadan . . 263

Balladendichter Westfalens, Hannovers und Braunschweigs.

Droste-Hülshoff, Annette von: Das Hirtenfeuer . . 264
Der Heidemann 265
Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln. 266
Das Fegefeuer des westfälischen Adels 267
Der Fundator 268
Vorgeschichte 269
Das Fräulein von Rodenschild 270
Grabbe, Christian: Friedrich der Rotbart 271
Freiligrath, Ferdinand: Ein Ritt 272
Der Mohrenfürst 272
Die seidne Schnur 273
Der Scheik am Sinai . . . 274
Kreuzigung 275
Eine Geusenwacht 276
Prinz Eugen, der edle Ritter. 276
Die Trompete von Vionville . 277
Vom Harze 277
Aus dem schlesischen Gebirge . 278
Das Lied vom Hemde . . . 278
Die Seufzerbrücke 279
Die Toten an die Lebenden . 280
Blum 282
Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich: Michels Abendlied . . . 283
Ordenssehnsucht 283
Aus Ovids Metamorphosen . 283
Schwabenkrieg 283
Der Spittelleute Klagelied . 284

Seite

Oer, Maximilian Freiherr von: Die Glocken zu Speier 284
Strauß und Torney, Victor von: Untertanenliebe . 284
Weber, Friedrich Wilh.: Ein Nobistrug 285
Lepel, Bernhard von: Kaiser Heinrich II. . . . 285
Jessy Brown in Lucknow . . 286
Bodenstedt, Fried.: Schamyl in den Wäldern von Itschkeri 287
Wolff, Julius: Die Fahne der Einundsechziger . . . 287

Balladendichter Schleswig-Holsteins, Oldenburgs und der Hansastädte.

Hebbel, Friedrich: Der Heideknabe. 289
's ist Mitternacht 290
Virgo et Mater 290
Vinum sacrum 290
Vater unser 291
Vater und Sohn 291
Herr und Knecht 292
Der Ring 292
Der Tod kennt den Weg . . 293
Die Odaliske 294
Geibel, Emanuel: Der Bildhauer des Hadrian . . . 294
König Romans Zins . . . 295
Rheinsage 296
Der reiche Mann von Köln . 296
Wittenborg 297
Bothwell 298
Höchstädt 298
Die Goldgräber 299
Dreves, Leberecht: Kurfürst Joachim 299
Storm, Theodor: Geschwisterblut 300
In Bulemanns Haus . . . 300
Groth, Klaus: Graf Rudolf vun de Bökelnborg . . . 301
Hans Iwer 301
Herr Jehannis 302
Dat gruli Hus 302
He waak 302
Dahn, Felix: Der stolze Gast 303
Der Königsbronn in Dunsadal 304
Ralf Douglas 304
Ralf Douglas und Rob Percy 306
Gotentreue 306
König Manfreds Grab . . 306
Die Mette von Marienburg . 307
Jensen, Wilhelm: Zwölfnacht 308
Am ersten Sarge 309
Fitger, Artur: Johann Sebastian Bach 310
Werwolf 310

Balladendichter Brandenburgs.

Seite

Chamisso, Adelbert von: Das Riesenspielzeug . . . 311
Die Männer im Zobtenberge 312
Der rechte Barbier . . . 312
Das Urteil des Schemjâka . 313
Ein Lied von der Weibertreue 315
Das Auge 316
Vergeltung 317
Die Giftmischerin 318
Der Graf und der Leibeigene 318
Das Gebet der Witwe . . 319
Der Bettler. 319
Prophezeiung des Nostradamus 320
Der Bettler und sein Hund . 320
Der Invalid im Irrenhaus . 321
Der alte Müller 321
Ungewitter 321
Der alte Sänger 322
Erscheinung 322
Traum 323
Die Kreuzschau 323
Der Stein der Mutter oder der Guahiba-Indianerin . 324
Gaudy, Franz Freiherr von: Das Leichenheer . . 325
Fontainebleau 326
Haussuchung 327
Der Staatsrat 328
Der König von Yvetot . . 328
Wackernagel, Wilhelm: Jarl Iron und Isolde . . 329
Glaßbrenner, Adolf: Der Tambour 330
Variationen zum Leierkasten . 330
Der Hofpoet bei der Geburt eines Prinzen. 330
Fontane, Theodor: Gorm Grymme 331
Waldemar Atterdag . . . 331
Der Tag von Hemmingstedt . 332
Der 6. November 1632 . . 334
Die Gans von Putlitz und die Erstürmung von Angermünde 334
Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland 335
Seydlitz und der Bürgermeister von Ohlau 335
Der Tag von Düppel . . . 335
Einzug 336
Archibald Douglas . . . 337
Thomas Harrison 337
Lied des James Monmouth . 337
Das Trauerspiel von Afghanistan 338
Die Brücke am Tay . . . 338
Blomberg, Hugo Freiherr von: Die Dame von Faverne 339
Der Herr Marquis . . . 339
Heyse, Paul: Telegonos . . 340
Das Festmahl des Alten . . 341

Balladendichter Pommerns, Mecklenburgs u. Preußens.

Seite

Meinhold, Wilhelm: Die treue Hand 344
Karl XII. und der pommersche Bauer Müsebaek 345
Scherenberg, Christian Friedrich: Der güldene Ring 347
Prinz Louis Ferdinand . . 347
Lagerszene 348
Der Sieg von Belle-Alliance . 349
Prutz, Robert: Bretagne . 350
Allerseelentag 351
Kugler, Franz: Jungfrau Lorenz 352
Heinrich der Heilige . . . 352
Semiramis 353
Reuter, Fritz: De Wedd . 354
Dor heft eins 355
Schack, Adolf Friedrich Graf von: Stesichoros . . 355
Mahmud der Gasnevide . . 356
Ziel, Ernst: Die Zähne des Don Diego 357
Frau Goneril 357
Gruppe, Otto Friedrich: Finboge 358
Der Verräter von Marienburg 359
Der Trompeter von Königswinter 359
Reinick, Robert: Das Sturmroß 360

X. Die moderne Ballade.

Wildenbruch, Ernst von: König Haralds Rosse . . 364
Das Hexenlied 365
Spitteler, Karl: Adamsruh 368
Kronos und der Greis . . 368
Die Blütenfee 369
Walpurga 369
Der gute Besuch 369
Mittagskönig und Glockenherzog 369
Die traurige Geschichte vom goldenen Goldschmied . . 370
Puttkamer, Alberta von: Cleopatra 370
Kaiser Sigismund und die Straßburger Edelfrauen . 371
Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von: Die Löwin 372
Genrebild 372
Sulamith 372
Auf letzten Bergen 373
Kurz, Isolde: Der schwarze Reiter 374
Die beiden Bräute 374
Die Kavalkade 375
Vierordt, Heinrich: Der Hexengeiger 376
Gaudy, Alice Freiin von: Gustav III. von Schweden auf dem Maskenball . . . 376
Die Glocke von Dunbar . . 377
Heinz von Lüder 377
Brandes, Wilhelm: Vom alten Heinrich. 378
Der Gutsherr von Vechelde . 379
Celbo, Bruno: Rolves Karstens Knecht 380
Löwenberg, Jakob: Ik kann nich helpen 381
Bessel, Adolf: Der blanke Hans 381
Liliencron, Detlev Freiherr von: Die Kapelle zum finstern Stern 382
König Abels Tod 383
Aus ‚Breide Hummelsbüttel‘ 384
Pidder Lüng 384
Der Heidebrand 385
Der Mörder 386
Die Falschmünzer 386
Der Tod 387
Die nächtliche Traumg . . 388
Krischan Schmeer 388
Der schwermütige König . . 389
Golgathaphantasie aus ‚Poggfred‘ 390
Pietà 391
Fühler und Vorhang . . . 392
Die Attacke 392
Die Schlacht (aus ‚Eine Sommerschlacht‘) 392
Wer weiß wo 393
Erinnerung 393
Der Kampf um die Wasserstelle 394
Terzinen aus ‚Poggfred‘ . . 394
Auf dem Kirchhof 395
Falke, Gustav: Der Rittmeister 395
Die Equipage 396
Thies und Ose 397
Nachtwandler 297
Holz, Arno: Nachtstück . . 398
Phantasus 398
Adler, Friedrich: Ein Schachspiel 398
Held, Franz: Meister Diepolt 399
Scharf, Ludwig: Traumbild 400
Der bleiche Verbrecher. . . 400
Proleta sum 400
Dehmel, Richard: Anno Domini 1812. 401
Ein Märtyrer 401
Im Spelunkenrevier . . . 402
Venus Pandemos 402
Der Arbeitsmann 402
Erntelied 403
Aus ‚Zwei Menschen‘ I, 16. II, 23. III, 21. 403
Henckell, Karl: Der Steinklopfer 404
Die Dirne 404
Die rote Rosa 404
Hartleben, Otto Erich: Der levitische Mann 405
Lienhard, Friedrich: Der Bauer von Lupfteln . . . 406
Vierbaum, Otto Julius: Die schwarze Laute . . . 406
Weihnachtslied 406
Die heiligen drei Könige des Elends 407
Die Legende vom Hadernburger Wein 407
Genug 408
Benzmann, Hans: Mädchenträume. 409
Von drei Liebenden . . . 409
Christus und die beiden Frauen 409
Istars Höllenfahrt 410
Mitternacht 410
Des Gefangenen Abschied . 411
Totenwacht 411
Die Wiener Meerfahrt . . 411
Scholz, Wilhelm von: Der Träumer 412
Reifer Sommer 412
Der Alte 413
Morgenstern, Christian: Legende 413
Münchhausen, Börries Freiherr von: Simson . 413
Helge 415
Der Fischer von Svendaland . 416
Die vertauschten Frauen . . 417
Graf Egisheim 417
Der Nobis-Krug 418
Ballade vom Brennesselbusch . 419
Der Todspieler 419
Strauß und Torney, Lulu von: Die Nonne . . . 420
Lady Lindsays Page . . . 421
Die Bauernführer 422
Die Tulipan 422
Dreesen, Willrath: Otto ten Broks Tod 424
Dirk Tyrling 425
Ruseler, Georg: Die Herzogin und der Page . . . 426
In der Silvesternacht . . . 426
Tielo, A. K. T.: König Usinar 427
Johannisnacht 427
Gesindel 428

	Seite
Sternberg, Leo: Wilhelm der Löwe	428
Margareta von Norwegen	429
Der gute James	430
Andreas Moray	431
Seeliger, Ewald Gerhard: Der Kinderbischof	432
Die beiden Deserteure	433
Schanz, Frida: Rolf Krake	434
Ballata (3 Übersetzungen altital. Balladen unbekannter Verfasser)	435
Die Bogenschützin	435
Der Lichtertanz	436
Miegel, Agnes: Schöne Agnete	437
Die Mär vom Ritter Manuel	437
Das Märchen von der schönen Mete	438
Der Tanz	439
Santa Cäcilia	439
Marie Antoinette	440
Schüler, Gustav: Die blitzerschlagene Magd	441
Godiva	441
Die Schlacht bei Sempach	442
Mazeppa	443
Napoleons Rückzug aus Rußland	443
Engelhard, Karl: Julnachtspuk	444
Jürgen Tobi	445
Jäger Barthel	446
Die ‚Elfin'	447
Mönch und Nonne	447
Om mani padme hum	448
Traumballade	448
Forbes-Mosse, Irene: Marianna	449
Die Flucht	450
Semmig, Jeanne Berta: Das Requiem des Bischofs Turpin	450
Plötz, Hermann: Andrea Dandolo	451
Zaleukos	451
Berger, Manfred: Julius II. und Michelangelo	451
Weber, Ernst: Der Bote	452
Windegg, Walther Eggert: Oh! Vitrier!	452
Franke, Ilse: Frauke Prang	453
Rethra	453
Wildberg, Body: Das Rudel	454
Salus, Hugo: Legende von der Mutter Gottes	454
Talmudische Legende	455
Handel-Mazzetti, Enrica Baronin v.: Bethlehem	455
Ginzkey, Franz Karl: Der Künstler	456
Der Basilisk	457
Das Wurstduell	457
Hofmannsthal, Hugo v.: Die Beiden	459
Ballade des äußeren Lebens	459
Manche freilich müssen unten sterben	459
Vollmoeller, Karl G.: Aus ‚Parzival'	459
Stucken, Eduard: Aus dem ‚Triumph des Todes'	461
Hjang-Yü	461
Satinig	462
Mombert, Alfred: Winterabend	462
Schlummerlied	462
Aus ‚die Schöpfung'	463
Aus ‚Die Blüte des Chaos'	463
Linde, Otto zur; Urvater	465
Der Zug der Toten	465
Haebe, Hans: Der Tod des Perikles	466
Der Sohn	466
Schickele, René: Sturmnacht	467
Vollandt, Friedrich: Ostpreußische Ballade	467
Die Teufelskanzel	468
Csokor, Franz Theodor: Die Versuchung des h. Gallus	469
Die tanzende Stadt	470
Herr Raimund	471
Wolzogen, Ernst von: Madame Adèle	472
Der Flieger	472
Wedekind, Frank: Brigitte B.	474
Hyan, Hans: Frau Hartert	474
Die letzte Nacht	474
Heym, Georg: Robespierre	475
Die Dämonen der Städte	475
Die Tote im Wasser	475
Das Fieberspital	476

Alphabetisches Verzeichnis der in Bd. I und II enthaltenen Gedichte nach Überschriften und Anfangszeilen 477

Sach- und Autorenregister 488

Die schwäbischen Dichter.

Über die Anordnung dieser Sammlung und über die Bedeutung der hervorragendsten schwäbischen Balladendichter (Uhland, Kerner, Schwab, Mörike) vgl. die Haupteinleitung vor Band I. Grade jene vier Dichter, so eigentümlich auch der Stil eines jeden von ihnen ist, offenbaren sich in ihren Balladen, ganz abgesehen von der Wahl der Stoffe, die sie mit Vorliebe süddeutschen Sagenkreisen und geschichtlichen Vorgängen entnehmen, als Heimatsdichter im vornehmsten und echtesten Sinne. Selbst ein Justinus Kerner findet für seine düsteren und mystischen Themen eine süddeutsch lichte, anmutige und volksliedartig einfache Form. Uhlands realistisch klare Art ist ja jedem wohlbekannt. Für Gustav Schwab ist die realistische Auffassung, die bisweilen fast nüchtern anmutet, noch mehr charakteristisch. Mörike hat in seinen Natur- und Geisterballaden m. E. das Wesen der deutschen Naturballade — im Sinne Goethes — mit genialem Empfinden für das Typisch-Balladeske zum Ausdruck gebracht. Freilich sein Gebiet ist ein beschränktes; die schwere, mehr episch als lyrisch gestimmte tragische Ballade blieb norddeutschen Dichtern, einer Droste-Hülshoff, einem Hebbel, Liliencron u. a. vorbehalten. — Im Sinne der großen Meister Schwabens dichteten auch Wilhelm Zimmermann (Hohenstaufenballaden), Johann Georg Fischer, Karl Gerok, Wilhelm Hertz. Ihren Kreisen gehören auch an Paul Achaz Pfizer, Karl Grüneisen, Albert Knapp (bekannt ist seine Ballade „Die Einladung" — „Ein frommer Landmann in der Kirche saß ..."), Hermann Kurz. Von ihnen sind jedoch keine Balladen der Aufnahme in diese Sammlung für wert erachtet worden. Eigene Wege ging, den Spuren Schillers folgend, Gustav Pfizer, ein feiner, geistvoller und origineller Poet. Einzelne interessante Balladen hinterließ Friedr. Theodor Vischer. Graf Alexander v. Württemberg, bekannt durch seine, unserem Empfinden jedoch nicht mehr entsprechenden pathetischen „Lieder des Sturms", kommt als Balladendichter wenig in Betracht, ebenso Ludwig Pfau, ein ausgesprochener Epigone, der den Dichtern der deutschen Revolution nahe steht. Zu letzteren gehört der Schwabe Georg Herwegh. Pfau und Herwegh sind mit sozialen Balladen vertreten, wobei ich bemerke, daß m. E. für die soziale Ballade, ihren formalen Charakter und Stil, ein anderer Maßstab anzulegen ist als für die Ballade an sich, — wie ich dies in meiner Schrift „Die soziale Ballade in Deutschland" auseinandergesetzt habe.

Die sehr bekannten, auch allzu liedhaften Gedichte „Reiters Morgengesang" und „Steh ich in finstrer Mitternacht" von Wilhelm Hauff sind fortgeblieben.

Von modernen Balladendichtern sind Schwaben Isolde Kurz und Karl Gustav Vollmoeller (vgl. den letzten Abschnitt „Die moderne Ballade").

Ludwig Uhland.

Geb. am 26. April 1787 zu Tübingen, gest. am 13. November 1862 ebenda.
Gedichte 1815. Vaterländische Gedichte 1817. Gedichte und Dramen 1863.

Fortgelassen wurden die zum Teil sehr bekannten Balladen und Romanzen: „Siegfrieds Schwert", „Der Schenk von Limburg", „Bertran de Born", „Das Glück von Edenhall", „An der Vidassoabrücke", „Der Waller", „Unstern", „Roland Schildträger". Der Herausgeber mußte sich zu seinem großen Bedauern auch entschließen, den allerdings weit und breit bekannten Zyklus „Graf Eberhard der Rauschebart" aus Raumrücksichten fortzulassen; diese köstlichen Gedichte sind Musterbeispiele der breit und behaglich erzählenden Ballade, die man auch „Märe" genannt hat. Dafür wurden weniger bekannte und besonders charaktervolle Balladen aufgenommen. Einige Balladen, wie „Der Sänger" und „Die Mähderin", erscheinen hier auch wegen ihres sozialen Gehaltes

Das Schloß am Meere.[1]

Hast du das Schloß gesehen,
das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
in die spiegelklare Flut,
es möchte streben und steigen
in der Abendwolken Glut.

„Wohl hab ich es gesehen,
das hohe Schloß am Meer
und den Mond darüber stehen
und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen
gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
lagen in tiefer Ruh;
einem Klagelied aus der Halle
hört ich mit Tränen zu."

[1] Dieses Gedicht und das folgende als markante Beispiele heroisch empfundener nordisch-romantischer Stimmungen im Balladenstil.

Sahest du oben gehen
den König und sein Gemahl,
der roten Mäntel Wehen,
der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
eine schöne Jungfrau dar,
herrlich wie eine Sonne,
strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
ohne der Kronen Licht,
im schwarzen Trauerkleide;
die Jungfrau sah ich nicht."

Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schar
hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
auf seinen Stab gelehnt,
daß überm Meeresarme
das Eiland wiedertönt:

„Gib, Räuber, aus dem Felsverlies
die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß
war meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
hast du sie weggeraubt;
dir ist es ewig Schande,
mir beugts das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
der Räuber groß und wild,
er schwingt sein Hünenschwert empor
und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
und keiner kämpft um sie?"

Noch stehn die Fechter alle stumm,
tritt keiner aus den Reihn,
der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
sein junger Sohn so warm:
„Vergönn mir's, daß ich fechte!
wohl fühl ich Kraft im Arm."

„O Sohn, der Feind ist riesenstark,
ihm hielt noch keiner stand;
und doch, in dir ist edles Mark,
ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
die Flut mich armen Greis!"

Und horch! es schäumet und es rauscht
der Nachen übers Meer;
der blinde König steht und lauscht,
und alles schweigt umher,
bis drüben sich erhoben
der Schild' und Schwerter Schall
und Kampfgeschrei und Toben
und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert (ich kenn's am guten Klang),
es gab so scharfen Laut." —
„Der Räuber ist gefallen,
er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
du starker Königssohn!"

Und wieder wird es still umher,
der König steht und lauscht:
„Was hör ich kommen übers Meer?
es rudert und es rauscht." —
„Sie kommen angefahren,
dein Sohn mit Schwert und Schild,
in sonnenhellen Haaren
dein Töchterlein Gunild."

„Willkommen!" ruft vom hohen Stein
der blinde Greis hinab,
„Nun wird mein Alter wonnig sein
und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
singst mir den Grabgesang."

Die drei Lieder.

In der hohen Hall saß König Sifrid:
„Ihr Harfner, wer weiß mir das schönste Lied?"
Und ein Jüngling trat aus der Schar behende,
die Harf' in der Hand, das Schwert an der Lende:

„Drei Lieder weiß ich; den ersten Sang,
den hast du ja wohl vergessen schon lang:
Meinen Bruder hast du meuchlings erstochen!
Und aber: Hast ihn meuchlings erstochen!

Das andre Lied, das hab ich erdacht
in einer finstern, stürmischen Nacht:
Mußt mit mir fechten auf Leben und Sterben!
Und aber: Mußt fechten auf Leben und Sterben!"

Da lehnt er die Harfe wohl an den Tisch,
und sie zogen beide die Schwerter frisch
und fochten lange mit wildem Schalle,
bis der König sank in der hohen Halle.

„Nun sing ich das dritte, das schönste Lied,
das werd ich nimmer zu singen müd:
König Sifrid liegt in seim roten Blute!
Und aber: Liegt in seim roten Blute!"

Harald.

Vor seinem Heergefolge ritt
der kühne Held Harald;
sie zogen in des Mondes Schein
durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch erkämpfte Fahn,
die hoch im Winde wallt,
sie singen manches Siegeslied,
das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich
und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn,
schwingt auf die Rosse sich?

Was kost so sanft und küßt so süß
und hält so lind umfaßt?
und nimmt das Schwert und zieht vom Roß
und läßt nicht Ruh und Rast?

Es ist der Elfen leichte Schar:
hier hilft kein Widerstand,
schon sind die Krieger all dahin,
sind all im Feenland.

Nur er, der Beste, blieb zurück,
der kühne Held Harald;
er ist vom Wirbel bis zur Sohl
in harten Stahl geschnallt.

All seine Krieger sind entrückt,
da liegen Schwert und Schild;
die Rosse, ledig ihrer Herrn,
sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
der stolze Held Harald;
er ritt allein im Mondenschein
wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar;
er springt vom Rosse schnell,
er schnallt vom Haupte sich den Helm
und trinkt vom kühlen Quell.

Doch, wie er kaum den Durst gestillt,
versagt ihm Arm und Bein;
er muß sich setzen auf den Fels,
er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
schon manche hundert Jahr,
das Haupt gesenket auf die Brust,
mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
wann Sturm erbraust im Wald,
dann greift er träumend nach dem Schwert,
der alte Held Harald.

*

Klein Roland.

Frau Berta saß in der Felsenkluft,
sie klagt ihr bittres Los;
klein Roland spielt in freier Luft,
des Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr,
o daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr;
nun zürnst du schrecklich mir.

O Milon, mein Gemahl so süß,
die Flut verschlang mir dich.
Die ich um Liebe alles ließ,
nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein teures Kind,
nun Ehr und Liebe mir,
klein Roland, komm herein geschwind!
mein Trost kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
zu bitten um Speis' und Trank!
Und wer dir gibt eine kleine Gab,
dem wünsche Gottes Dank!"

Der König Karl zur Tafel saß
im goldnen Rittersaal;
die Diener liefen ohn' Unterlaß
mit Schüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
ward jedes Herz erfreut;
doch reichte nicht der helle Klang
zu Bertas Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
da saßen der Bettler viel;
die labten sich an Trank und Speis'
mehr, als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng'
wohl durch die offne Tür,
da drückt sich durch die dichte Meng'
ein feiner Knab herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar,
vierfarb zusammengestückt;
doch weilt er nicht bei der Bettlerschar,
herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
als wär's sein eigen Haus;
er hebt eine Schüssel von des Tisches Mitt'
und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „Was muß ich sehn?
Das ist ein sondrer Brauch."
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
so lassen's die andern auch.

Es stund nur an eine kleine Weil,
klein Roland kehrt in den Saal;
er tritt zum König hin mit Eil
und faßt seinen Goldpokal.

„Heida, halt an, du kecker Wicht!"
der König ruft es laut;
klein Roland läßt den Becher nicht,
zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
doch lachen mußt er bald:
„Du trittst in die goldne Halle da
wie in den grünen Wald;

du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
wie man Äpfel bricht vom Baum;
du holst wie aus dem Bronnen frisch
meines roten Weines Schaum."

„Die Bäurin schöpft aus dem Bronnen frisch,
die bricht die Äpfel vom Baum;
meiner Mutter ziemet Wildbret und Fisch,
ihr roten Weines Schaum."

„Ist deine Mutter so edle Dam',
wie du berühmst, mein Kind,
so hat sie wohl ein Schloß lustsam
und stattlich Hofgesind.

Sag an! wer ist denn ihr Truchseß?
sag an! wer ist ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
meine linke, die ist ihr Schenk."

„Sag an! wer sind die Wächter treu?"
„Meine Augen blau allstund."
„Sag an! wer ist ihr Sänger frei?"
„Der ist mein roter Mund."

„Die Dam' hat wackre Diener, traun!
doch liebt sie sondre Livrei,
wie Regenbogen anzuschaun,
mit Farben mancherlei."

„Ich hab bezwungen der Knaben acht
von jedem Viertel der Stadt;
die haben mir als Zins gebracht
vierfältig Tuch zur Wat."

„Die Dame hat nach meinem Sinn
den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
die offne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
von meinem Hofe sein;
wohlauf; drei Damen! auf, drei Herrn!
führt sie zu mir herein!"

Klein Roland trägt den Becher flink
hinaus zum Prunkgemach;
drei Damen, auf des Königs Wink,
drei Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil
(der König schaut in die Fern),
da kehren schon zurück mit Eil
die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einemmal:
„Hilf, Himmel! seh ich recht?
Ich hab verspottet im offnen Saal
mein eigenes Geschlecht.

Hilf, Himmel! Schwester Berta, bleich,
im grauen Pilgergewand!
Hilf, Himmel! in meinem Prunksaal reich
den Bettelstab in der Hand!"

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
das bleiche Frauenbild;
da regt sich plötzlich der alte Grimm,
er blickt sie an so wild.

Frau Berta senkt die Augen schnell,
kein Wort zu reden sich traut;
klein Roland hebt die Augen hell,
den Ohm begrüßt er laut.

Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, du Schwester mein!
um diesen deinen lieben Sohn
soll dir verziehen sein."

Frau Berta hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
klein Roland dir vergelten soll,
was du mir Guts getan;

soll werden seinem König gleich
ein hohes Heldenbild,
soll führen die Farb' von manchem Reich
in seinem Banner und Schild;

soll greifen in manches Königs Tisch
mit seiner freien Hand,
soll bringen zu Heil und Ehre frisch
sein seufzend Mutterland."

König Karls Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
mit seinen zwölf Genossen,
zum heil'gen Lande steuert er
und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen;
doch hält mir diese Kunst nicht stand
vor Wellen und vor Stürmen."

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
was hilft mir das, wenn also stark
die Wind' und Wellen jagen?"

Herr Oliver war auch nicht froh;
er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
wie um die Altekläre."

Dann sprach der schlimme Ganelon
(er sprach es nur verstohlen):
„Wär ich mit guter Art davon,
möcht euch der Teufel holen!"

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
komm, liebster Heiland, über das Meer
und führ uns gnädig weiter!"

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle,
ich hab euch manchen Dienst getan;
jetzt helft mir von der Stelle!"

Herr Naimes diesen Ausspruch tat:
„Schon vielen riet ich heuer,
doch süßes Wasser und guter Rat
sind oft zu Schiffe teuer."

Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen
und möchte meinen Leichnam wohl
dereinst ins Trockne legen."

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
der fing wohl an zu singen:
„Ich wollt, ich wär ein Vögelein:
wollt mich zu Liebchen schwingen."

Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf uns aus der Schwere!
Ich trink viel lieber den roten Wein,
als Wasser in dem Meere."

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll uns nicht vergessen!
Äß lieber selbst 'nen guten Fisch,
statt daß mich Fische fressen."

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich laß mir's halt gefallen;
man richtet mir nicht anders an,
als meinen Brüdern allen."

Der König Karl am Steuer saß;
der hat kein Wort gesprochen,
er lenkt das Schiff mit festem Maß,
bis sich der Sturm gebrochen.

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht
so lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt
im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
wann er abends sich legt und wann er morgens erwacht."

Der Herzog sprach: „Ich hab einen guten Knecht,
den Taillefer; der dienet mir fromm und recht,
er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut
und singet so hell; das höhet mir den Mut."

Da sprach der Taillefer: „Und wär ich frei,
viel besser wollt ich dienen und singen dabei.
Wie wollt ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!"

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild
auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Turm ins Feld;
sie sprach: „Dort reitet, bei Gott, ein stattlicher Held."

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Turm,
da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust;
es zittert der Turm, und es zittert mein Herz in der Brust."

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei," rief er, „ich faß und ergreife dich, Engelland!"

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab ich gesungen und Feuer geschürt,
manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab ich Euch gedient und gesungen zu Dank,
zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
so laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag."

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer;
er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld;
von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
da brannten Ritter und Mannen von hohem Mut;
der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's, die harrten nicht allzulang,
sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei, sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld;
inmitten der Toten spannt' er sein Gezelt;
da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
auf dem Haupte die Königskrone von Engelland:

„Mein tapfrer Taillefer, komm! trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb und in Leid;
doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
der tönet in den Ohren mir mein Leben lang."

*

Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rotbart lobesam
zum heil'gen Land gezogen kam,
da mußt er mit dem frommen Heer
durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not,
viel Steine gab's und wenig Brot,
und mancher deutsche Reitersmann
hat dort den Trunk sich abgetan;
den Pferden war's so schwer im Magen,
fast mußt der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
von hohem Wuchs und starker Hand,
des Rößlein war so krank und schwach,
er zog es nur am Zaume nach;
er hätt' es nimmer aufgegeben,
und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
hinter dem Heereszug zurück;
da sprengten plötzlich in die Quer
fünfzig türkische Reiter daher.
Die huben an auf ihn zu schießen,
nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
ging seines Weges Schritt vor Schritt,
ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
und tät nur spöttlich um sich blicken,
bis einer, dem die Zeit zu lang,
auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
er trifft des Türken Pferd so gut,
er haut ihm ab mit einem Streich
die beiden Vorderfüß' zugleich.

Als er das Tier zu Fall gebracht,
da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
er schwingt es auf des Reiters Kopf,
haut durch bis auf den Sattelknopf,
haut auch den Sattel noch zu Stücken
und tief noch in des Pferdes Rücken;
zur Rechten sieht man wie zur Linken
einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus;
sie fliehen in alle Welt hinaus,
und jedem ist's, als würd ihm mitten
durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
die auch zurückgeblieben war;
die sahen nun mit gutem Bedacht,
was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen.
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
er sprach: „Sag an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang;
sie sind bekannt im ganzen Reiche,
man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

Graf Eberstein.

Zu Speier im Saale, da hebt sich ein Klingen,
mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberstein
führet den Reihn
mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im luftigen Reigen,
da flüstert sie leise (sie kanns nicht verschweigen):
„Graf Eberstein,
hüte dich fein!
Heut nacht wird dein Schlößlein gefährdet sein."

„Ei," denket der Graf, „Euer kaiserlich Gnaden,
so habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!"
Er sucht sein Roß,
läßt seinen Troß
und jagt nach seinem gefährdeten Schloß.

Um Ebersteins Feste, da wimmelts von Streitern,
sie schleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberstein
grüßet sie fein,
er wirft sie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiser am Morgen gekommen,
da meint er, es seie die Burg schon genommen.
Doch auf dem Wall
tanzen mit Schall
der Graf und seine Gewappneten all:

„Herr Kaiser, beschleicht Ihr ein andermal Schlösser,
tuts not, Ihr verstehet aufs Tanzen Euch besser.
Euer Töchterlein
tanzet so fein,
dem soll meine Feste geöffnet sein."

Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,
mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberstein
führet den Reihn
mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,
da flüstert er leise, nicht kann er's verschweigen:
„Schön Jungfräulein,
hüte dich fein!
Heut nacht wird ein Schlößlein gefährdet sein."

Der Sieger.

Anzuschauen das Turnei,
saßen hundert Frauen droben;
diese waren nur das Laub,
meine Fürstin war die Rose.
Aufwärts blickt ich keck zu ihr,
wie der Adler blickt zur Sonne.
Wie da meiner Wangen Glut
das Visier durchbrennen wollte!
Wie des Herzens kühner Schlag
schier den Panzer durchgebrochen!
Ihrer Blicke sanfter Schein
war in mir zu wildem Lodern,
ihrer Rede mildes Wehn
war in mir zu Sturmestoben,
sie, der schöne Maientag,
in mir zum Gewitter worden;
unaufhaltbar brach ich los,
sieghaft alles niederdonnernd.

Der Rosengarten.

Vom schönen Rosengarten
will ich mit Sang euch melden;
am Morgen lustwandelten Fraun,
am Abend fochten die Helden.

„Mein Herr ist König im Land,
ich herrsch im Garten der Rosen;
er hat sich die güldene Kron,
ich den Blumenkranz mir erkosen.

So hört, ihr junge Recken,
ihr lieben drei Wächter mein!
laßt alle zarten Jungfräulein,
laßt keinen Ritter herein!

Sie möchten die Rosen verderben;
das brächte mir große Sorgen."
So sprach die schöne Königin,
als sie dannen ging am Morgen.

Da wandelten die drei Wächter
gar treulich vor der Tür.
Die Röslein dufteten stille
und blickten lieblich herfür.

Und kamen des Wegs mit Sitten
drei zarte Jungfräulein:
„Ihr Wächter, liebe drei Wächter,
laßt uns in den Garten ein!"

Als die Jungfraun Rosen gebrochen,
da haben sie alle gesprochen:
„Was blutet mir so die Hand?
hat mich das Röslein gestochen?"

Da wandelten die drei Wächter
gar treulich vor der Tür.
Die Röslein dufteten stille
und blickten lieblich herfür.

Und kamen des Wegs auf Rossen
drei freche Rittersleut:
„Ihr Wächter, schnöde drei Wächter,
sperret auf die Türe weit!"

„Die Türe, die bleibet zu,
die Schwerter, die sind bloß;
die Rosen, die sind teuer,
eine Wund' gilt jegliche Ros."

Da stritten die Ritter und Wächter,
die Ritter den Sieg erwarben,
zertraten die Röslein all;
mit den Rosen die Wächter starben.

Und als es war am Abend,
Frau Königin kam herbei:
„Und sind meine Rosen zertreten,
erschlagen die Jünglinge treu,

so will ich auf Rosenblätter
sie legen in die Erden,
und wo der Rosengarten war,
soll der Liliengarten werden.

Wer ist es, der die Lilien
mir treulich nun bewacht?
Bei Tage die liebe Sonne,
der Mond und die Sterne bei Nacht."

Des Goldschmieds Töchterlein.

Ein Goldschmied in der Bude stand
bei Perl und Edelstein:
„Das beste Kleinod, das ich fand,
das bist doch du, Helene,
mein teures Töchterlein!"

Ein schmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldschmied mein!
Mach mir ein köstlich Kränzchen
für meine süße Braut!"

Und als das Kränzlein war bereit
und spielt in reichem Glanz,
da hängt Helen' in Traurigkeit,
wohl als sie war alleine,
an ihren Arm den Kranz:

„Ach, wunderselig ist die Braut,
die 's Krönlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
ein Kränzlein nur von Rosen,
wie wär ich freudenvoll!"

Nicht lang, der Ritter trat herein,
das Kränzlein wohl beschaut:
„O fasse, lieber Goldschmied mein,
ein Ringlein mit Demanten
für meine süße Braut!"

Und als das Ringlein war bereit
mit teurem Demantstein,
da steckt Helen' in Traurigkeit,
wohl als sie war alleine,
es halb ans Fingerlein:

„Ach, wunderselig ist die Braut,
die 's Ringlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
nur seines Haars ein Löcklein,
wie wär ich freudenvoll!"

Nicht lang, der Ritter trat herein,
das Ringlein wohl beschaut:
„Du hast, o lieber Goldschmied mein,
gar fein gemacht die Gaben
für meine süße Braut!

Doch, daß ich wisse, wie ihrs steh,
tritt, schöne Maid, herzu,
daß ich an dir die Probe seh
den Brautschmuck meiner Liebsten!
Sie ist so schön wie du."

Es war an einem Sonntag früh!
drum hatt' die feine Maid
heut angetan mit sondrer Müh,
zur Kirche hinzugehen,
ihr allerbestes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz
sie vor dem Ritter stand;
er setzt ihr auf den goldnen Kranz,
er steckt ihr an das Ringlein,
dann faßt er ihre Hand:

„Helene süß, Helene traut!
der Scherz ein Ende nimmt.
Du bist die allerschönste Braut,
für die ich 's goldne Kränzlein,
für die den Ring bestimmt.

Bei Gold und Perl und Edelstein
bist du erwachsen hier;
das sollte dir ein Zeichen sein,
daß du zu hohen Ehren
eingehen wirst mit mir."

Der Wirtin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
bei einer Frau Wirtin, da kehrten sie ein:

„Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie ihr schönes Töchterlein?"

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar.
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr."

Und als sie traten zur Kammer hinein,
da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der erste, der schlug den Schleier zurück
und schaute sie an mit traurigem Blick:

„Ach, lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit."

Der zweite deckte den Schleier zu
und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach, daß du liegst auf der Totenbahr!
Ich hab dich geliebet so manches Jahr."

Der dritte hub ihn wieder sogleich
und küßte sie an den Mund so bleich:

„Dich liebt ich immer, dich lieb ich noch heut
und werde dich lieben in Ewigkeit."

Der weiße Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
sie wollten erjagen den weißen Hirsch.

Sie legten sich unter den Tannenbaum;
da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste.

„Mir hat geträumt, ich klopf auf den Busch,
da rauschte der Hirsch heraus, husch husch!"

Der zweite.

„Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
da brannt ich ihn auf das Fell, piff paff!"

Der dritte.

„Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
da stieß ich lustig ins Horn, trara!"

So lagen sie da und sprachen, die drei,
da rannte der weiße Hirsch vorbei.

Und eh die drei Jäger ihn recht gesehn,
so war er davon über Tiefen und Höhn.
Husch husch! piff paff! trara!

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
der Kaufleut und der Wanderer Schreck.
In einer Kirche, verlassen,
da tät er die Nacht verpassen.

Und als es war nach Mitternacht,
da hat er sich auf den Fang gemacht;
ein Kaufzug, hat er vernommen,
wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
da sprach er: „Reitknecht, reite zurück!
Die Handschuh hab ich vergessen
auf der Bahre, da ich gesessen."

Der Reitknecht kam zurück so bleich:
„Die Handschuh hole der Teufel Euch!
Es sitzt ein Geist auf der Bahre;
es starren mir noch die Haare.

Er hat die Handschuh angetan
und schaut sie mit feurigen Augen an,
er streicht sie wohl auf und nieder;
es beben mir noch die Glieder."

Da ritt der Junker zurück im Flug;
er mit dem Geiste sich tapfer schlug,
er hat den Geist bezwungen,
seine Handschuh wieder errungen.

Da sprach der Geist mit wilder Gier:
„Und läßt du sie nicht zu eigen mir,
so leihe mir auf ein Jährlein
das schmucke, schmeidige Pärlein!"

„Ein Jährlein ich sie dir gerne leih,
so kann ich erproben des Teufels Treu;
sie werden wohl nicht zerplatzen
an deinen dürren Tatzen."

Rechberger sprengte von dannen stolz;
er streifte mit seinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
da hören sie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze schlug;
des Weges kam ein schwarzer Zug
vermummter Rittersleute
(der Junker wich auf die Seite),

Und hinten trabt noch einer daher,
ein ledig Räpplein führet er,
mit Sattel und Zeug staffieret,
mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag an! wer sind die Herren vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe,
wem gehört der ledige Rappe?"

„Dem treuesten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt man ihn nah und fern.
Ein Jährlein, so ist er erschlagen,
dann wird das Räpplein ihn tragen."

Der Schwarze ritt den andern nach.
Der Junker zu seinem Knechte sprach:
„Weh mir! vom Roß ich steige,
es geht mit mir zur Neige.

Ist dir mein Rößlein nicht zu wild
und nicht zu schwer mein Degen und Schild,
nimms hin dir zum Gewinste
und brauch es in Gottes Dienste!"

Rechberger in ein Kloster ging:
„Herr Abt, ich bin zum Mönche zu ring;
doch möcht ich in tiefer Reue
dem Kloster dienen als Laie."

„Du bist gewesen ein Reitersmann,
ich seh es dir an den Sporen an;
so magst du der Pferde walten,
die im Klosterstalle wir halten."

Am Tag, da selbiges Jahr sich schloß,
da kaufte der Abt ein schwarz wild Roß;
Rechberger sollt es zäumen,
doch es tät sich stellen und bäumen;

es schlug den Junker mitten aufs Herz,
daß er sank in bitterem Todesschmerz.
Es ist im Walde verschwunden,
man hats nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
da stieg ein schwarzer Reitknecht ab,
einem Rappen hält er die Stangen;
Reithandschuh am Sattel hangen.

Rechberger stieg aus dem Grab herauf,
er nahm die Handschuh vom Sattelknauf,
er schwang sich in Sattels Mitte;
der Grabstein diente zum Tritte.

Dies Lied ist Junkern zur Lehr gemacht,
daß sie geben auf ihre Handschuh acht
und daß sie fein bleiben lassen,
in der Nacht am Wege zu passen.

Der schwarze Ritter.

Pfingsten war, das Fest der Freude,
das da feiern Wald und Heide.
Hub der König an zu sprechen:
„Auch aus den Hallen
der alten Hofburg allen
soll ein reicher Frühling brechen."

Trommeln und Drommeten schallen,
rote Fahnen festlich wallen.
Sah der König vom Balkone;
in Lanzenspielen
die Ritter alle fielen
vor des Königs starkem Sohne.

Aber vor des Kampfes Gitter
ritt zuletzt ein schwarzer Ritter.
„Herr, wie ist Eur Nam' und Zeichen?"
„Würd' ich es sagen,
Ihr möchtet zittern und zagen;
bin ein Fürst von großen Reichen."

Als er in die Bahn gezogen,
dunkel ward des Himmels Bogen,
und das Schloß begann zu beben.
Beim ersten Stoße
der Jüngling sank vom Rosse,
konnte kaum sich wieder heben.

Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
wankt ein großer Schatten drinnen.
Er tät mit Sitten
des Königs Tochter bitten,
tät den Tanz mit ihr beginnen.

Tanzt im schwarzen Kleid von Eisen,
tanzet schauerliche Weisen,
schlingt sich kalt um ihre Glieder.
Von Brust und Haaren
entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

Und zur reichen Tafel kamen
alle Ritter, alle Damen.
Zwischen Sohn und Tochter innen
mit bangem Mute
der alte König ruhte,
sah sie an mit stillem Sinnen.

Bleich die Kinder beide schienen;
bot der Gast den Becher ihnen:
„Goldner Wein macht euch genesen."
Die Kinder tranken,
sie täten höflich danken:
„Kühl ist dieser Trunk gewesen."

An des Vaters Brust sich schlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
täten völlig sich entfärben.
Wohin der graue
erschrockne Vater schaue,
sieht er eins der Kinder sterben.

„Weh! die holden Kinder beide
nahmst du hin in Jugendfreude;
nimm auch mich, den Freudelosen!"
Da sprach der Grimme
mit hohler, dumpfer Stimme:
„Greis, im Frühling brech ich Rosen."

Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
der Knecht wär selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
und den Leib versenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüstung blank,
auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
da schleuderts ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
der schwere Panzer ihn niederzwingt.

Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer,
und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton!
nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl,
der König furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtschein,
die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit,
sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet; verlockt ihr nun mein Weib?"
der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib;
er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;
der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Tore, da hält der Sängergreis,
da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis,
an einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
euch zeig ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängertums!
umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hats gerufen, der Himmel hats gehört,
die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
noch *eine* hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland,
kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

*

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! so frühe schon rüstig und rege?
Dich, treuste der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja, mähst du die Wiese mir ab von jetzt in drei Tagen,
nicht dürft ich den Sohn dir, den einzigen, länger versagen."

Der Pächter, der stattlich begüterte, hat es gesprochen.
Marie, wie fühlt sie den liebenden Busen sich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder:
wie schwingt sie die Sense, wie streckt sie die Mahden danieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
sie suchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten;
noch schaffen im heißen Gefilde die summenden Bienen;
Marie, sie ruht nicht, sie schafft um die Wette mit ihnen.

Die Sonne versinkt, es ertönet das Abendgeläute.
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug ists für heute."
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Herde von hinnen;
Marie, sie dengelt die Sense zu neuem Beginnen.

Schon sinket der Tau, schon erglänzen der Mond und die Sterne,
es duften die Mahden, die Nachtigall schlägt aus der Ferne:
Marie verlangt nicht zu rasten, verlangt nicht zu lauschen,
stets läßt sie die Sense, die kräftig geschwungene, rauschen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
mit Liebe sich nährend, mit seliger Hoffnung sich labend.
Zum drittenmal hebt sich die Sonne, da ist es geschehen;
dort seht ihr Marien, die wonniglich weinende, stehen.

„Guten Morgen, Marie; was seh ich? o fleißige Hände!
gemäht ist die Wiese, das lohn ich mit reichlicher Spende;
allein mit der Heirat . . . du nahmest im Ernste mein Scherzen.
Leichtgläubig, man sieht es, und töricht sind liebende Herzen."

Er spricht es und gehet des Wegs; doch der armen Marie
erstarret das Herz, ihr brechen die bebenden Kniee.
Die Sprache verloren, Gefühl und Besinnung geschwunden,
so wird sie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt sie noch Jahre, so stummer, erstorbener Weise,
und Honig ein Tropfen, das ist ihr die einzige Speise.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendsten Wiese!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer wie diese.

*

Rudello.

In den Talen der Provence
ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
holder, inniger Genossen.
Blütenglanz und süße Stimme
konnt an ihm den Vater zeigen,
Herzensglut und tiefes Schmachten
war ihm von der Mutter eigen.
Selige Provencer Tale,
üppig blühend wart ihr immer,
aber eure reichste Blüte
war des Minneliedes Schimmer.
Jene tapfern, schmucken Ritter,
welch ein edler Sängerorden!
Jene hochbeglückten Damen,
wie sie schön gefeiert worden!
Vielgeehrt im Sängerchore
war Rudellos werter Name,
vielgepriesen, vielbeneidet
die von ihm besungne Dame.
Aber niemand mocht erkunden,
wie sie hieße, wo sie lebte,
die so herrlich, überirdisch
in Rudellos Liedern schwebte;
denn nur in geheimen Nächten
nahte sie dem Sänger leise,
selbst den Boden nie berührend,
spurlos, schwank, in Traumesweise.
Wollt er sie mit Armen fassen,
schwand sie in die Wolken wieder,
und aus Seufzern und aus Tränen
wurden dann ihm süße Lieder.
Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
brachten dazumal die Märe,
daß von Tripolis die Gräfin
aller Frauen Krone wäre;
und so oft Rudell es hörte,
fühlt er sichs im Busen schlagen,
und es trieb ihn nach dem Strande,
wo die Schiffe fertig lagen.
Meer, unsichres, vielbewegtes,
ohne Grund und ohne Schranken!
Wohl auf deiner regen Wüste
mag die irre Sehnsucht schwanken.
Fern von Tripolis verschlagen,
irrt die Barke mit dem Sänger;
äußrem Sturm und innrem Drängen
widersteht Rudell nicht länger.
Schwer erkranket liegt er nieder,
aber ostwärts schaut er immer,

bis sich hebt am letzten Rand
ein Palast im Morgenschimmer.
Und der Himmel hat Erbarmen
mit des kranken Sängers Flehen;
in den Port von Tripolis
fliegt das Schiff mit günst'gem Wehen.
Kaum vernimmt die schöne Gräfin,
daß so edler Gast gekommen,
der allein um ihretwillen
übers weite Meer geschwommen:
alsobald mit ihren Frauen
steigt sie nieder unerbeten,
als Rudello schwanken Ganges
eben das Gestad betreten.
Schon will sie die Hand ihm reichen,
doch ihm dünkt, der Boden schwinde;
in des Führers Arme sinkt er,
haucht sein Leben in die Winde.
Ihren Sänger ehrt die Herrin
durch ein prächtiges Begängnis,
und ein Grabmal von Porphyr
lehrt sein trauriges Verhängnis.
Seine Lieder läßt sie schreiben
allesamt mit goldnen Lettern,
köstlich ausgezierte Decken
gibt sie diesen teuren Blättern;
liest darin so manche Stunde,
ach, und oft mit heißen Tränen,
bis auch sie ergriffen ist
von dem unnennbaren Sehnen.
Von des Hofes lust'gem Glanz,
aus der Freunde Kreis geschieden,
suchet sie in Klostermauern
ihrer armen Seele Frieden.

Der Kastellan von Coucy.

Wie der Kastellan von Coucy
schnell die Hand zum Herzen drückte,
als die Dame von Fayel
er zum erstenmal erblickte!
Seit demselben Augenblicke
drang durch alle seine Lieder
unter allen Weisen stets
jener erste Herzschlag wieder.
Aber wenig mocht ihm frommen
all die süße Liederklage;
nimmer darf er dieses hoffen,
daß sein Herz an ihrem schlage.
Wenn sie auch mit zartem Sinn
eines schönen Lieds sich freute,
streng und stille ging sie immer
an des stolzen Gatten Seite.
Da beschließt der Kastellan,
seine Brust in Stahl zu hüllen
und mit draufgeheft'tem Kreuz
seines Herzens Schlag zu stillen.
Als er schon im heilgen Lande
manchen heißen Tag gestritten,
fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
trifft ihm noch das Herze mitten.
„Hörst du mich, getreuer Knappe?
Wann dies Herz nun ausgeschlagen,
zu der Dame von Fayel
sollt du es hinübertragen."
In geweihter, kühler Erde
wird der edle Leib begraben;
nur das Herz, das müde Herz
soll noch keine Ruhe haben.
Schon in einer goldnen Urne
liegt es, wohl einbalsamieret,
und zu Schiffe steigt der Diener,
der es sorgsam mit sich führet.
Stürme brausen, Wogen schlagen,
Blitze zucken, Maste splittern;
ängstlich klopfen alle Herzen,
eines nur ist ohne Zittern.
Golden strahlt die Sonne wieder,
Frankreichs Küste glänzet drüben;
freudig schlagen alle Herzen,
eines nur ist still geblieben.
Schon im Walde von Fayel
schreitet rasch der Urne Träger,
plötzlich schallt ein lustig Horn
samt dem Rufe wilder Jäger;
aus den Büschen rauscht ein Hirsch,
dem ein Pfeil im Herzen stecket,
bäumt sich auf und stürzt und liegt
vor dem Knappen hingestrecket.
Sieh! der Ritter von Fayel,
der das Wild ins Herz geschossen,
sprengt heran mit Jagdgefolg',
und der Knapp ist rings umschlossen.
Nach dem blanken Goldgefäß
tasten gleich des Ritters Knechte,
doch der Knappe tritt zurück,
spricht mit vorgehaltner Rechte:
„Dies ist eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kastellans von Coucy:
laßt dies Herz im Frieden weiter!
Scheidend hat er mir geboten,
wann dies Herz nun ausgeschlagen,
zu der Dame von Fayel
soll ich es hinübertragen."
„Jene Dame kenn ich wohl,"
spricht der ritterliche Jäger
und entreißt die goldne Urne
hastig dem erschrocknen Träger,
nimmt sie unter seinen Mantel,
reitet fort in finstrem Grolle,
hält so eng das tote Herz
an das heiße, rachevolle.
Als er auf sein Schloß gekommen,
müssen sich die Köche schürzen,
müssen gleich den Hirsch bereiten
und ein seltnes Herze würzen.
Dann, mit Blumen reich bestecket,
bringt man es auf goldner Schale,
als der Ritter von Fayel
mit der Dame sitzt am Mahle.
Zierlich reicht er es der Schönen,
sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze."
Wie die Dame kaum genossen,
hat sie also weinen müssen,
daß sie zu vergehen schien
in den heißen Tränengüssen.

Doch der Ritter von Fayel
spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„Sagt man doch von Taubenherzen,
daß sie melancholisch machen:
wieviel mehr, geliebte Dame,
das, womit ich Euch bewirte,
Herz des Kastellans von Coucy,
der so zärtlich Lieder girrte!“
Als der Ritter dies gesprochen,
dieses und noch andres Schlimme,
da erhebt die Dame sich,
spricht mit feierlicher Stimme:
„Großes Unrecht tatet Ihr;
Euer war ich ohne Wanken,
aber solch ein Herz genießen
wendet leichtlich die Gedanken.
Manches tritt mir vor die Seele,
was vorlängst die Lieder sangen;
der mir lebend fremd geblieben,
hat als Toter mich gefangen.
Ja, ich bin dem Tod geweihet,
jedes Mahl ist mir verwehret;
nicht geziemt mir andre Speise,
seit mich dieses Herz genähret.
Aber Euch wünsch ich zum Letzten;
milden Spruch des ewgen Richters.“
Dieses alles ist geschehen
mit dem Herzen eines Dichters.

Der Student.

Als ich einst bei Salamanka
früh in einem Garten saß
und beim Schlag der Nachtigallen
emsig im Homerus las:
wie in glänzenden Gewanden
Helena zur Zinne trat
und so herrlich sich erzeigte
dem trojanischen Senat,
daß vernehmlich der und jener
brummt in seinen grauen Bart:
„Solch ein Weib ward nie gesehen,
traun, sie ist von Götterart.“
Als ich so mich ganz vertiefet,
wußt ich nicht, wie mir geschah,
in die Blätter fuhr ein Wehen,
daß ich staunend um mich sah.
Auf benachbartem Balkone,
welch ein Wunder schaut ich da!
Dort in glänzenden Gewanden
stand ein Weib wie Helena,
und ein Graubart ihr zur Seite,
der so seltsam freundlich tat,
daß ich schwören mocht, er wäre
von der Troer hohem Rat.
Doch ich selbst ward ein Achäer,
der ich nun seit jenem Tag
vor dem festen Gartenhause,
einer neuen Troja, lag.
Um es unverblümt zu sagen:
manche Sommerwoch' entlang
kam ich dorthin jeden Abend
mit der Laut' und mit Gesang,
klagt in mannigfachen Weisen
meiner Liebe Qual und Drang,
bis zuletzt vom hohen Gitter
süße Antwort niederklang.
Solches Spiel mit Wort und Tönen
trieben wir ein halbes Jahr,
und auch dies war nur vergönnet,
weil halb taub der Vormund war.
Hub er gleich sich oft vom Lager
schlaflos, eifersüchtig bang,
blieben doch ihm unsre Stimmen
ungehört wie Sphärenklang.
Aber einst (die Nacht war schaurig,
sternlos, finster wie das Grab)
klang auf das gewohnte Zeichen
keine Antwort mir herab;
nur ein alt zahnloses Fräulein
ward von meiner Stimme wach,
nur das alte Fräulein Echo
stöhnte meine Klagen nach.
Meine Schöne war verschwunden,
leer die Zimmer, leer der Saal,
leer der blumenreiche Garten,
rings verödet Berg und Tal.
Ach, und nie hatt' ich erfahren
ihre Heimat, ihren Stand,
weil sie, beides zu verschweigen,
angelobt mit Mund und Hand.
Da beschloß ich, sie zu suchen
nah und fern, auf irrer Fahrt:
den Homerus ließ ich liegen,
nun ich selbst Ulysses ward;
nahm die Laute zur Gefährtin,
und vor jeglichem Altan,
unter jedem Gitterfenster
frag ich leis mit Tönen an,
sing in Stadt und Feld das Liedchen,
das im Salamanker Tal
jeden Abend ich gesungen
meiner Liebsten zum Signal.
Doch die Antwort, die ersehnte,
tönet nimmermehr, und, ach!
nur das alte Fräulein Echo
reist zur Qual mir ewig nach.

Ver sacrum.

Als die Latiner aus Lavinium
nicht mehr dem Sturm der Feinde hielten stand,
da hoben sie zu ihrem Heiligtum,
dem Speer des Mavors, flehend Blick und Hand.

Da sprach der Priester, der die Lanze trug:
„Euch künd ich statt des Gottes, der euch grollt:
‚Nicht wird er senden günst'gen Vogelflug,
wenn ihr ihm nicht den Weihefrühling zollt.‘“

„Ihm sei der Frühling heilig!“ rief das Heer,
„und was der Frühling bringt, sei ihm gebracht!“
Da rauschten Fittiche, da klang der Speer,
da ward geworfen der Etrusker Macht.

Und jene zogen heim mit Siegesruf,
und wo sie jauchzten, ward die Gegend grün;
Feldblumen sproßten unter jedem Huf;
wo Speere streiften, sah man Bäum' erblühn.

Doch vor der Heimat Toren, am Altar,
da harrten schon zum festlichen Empfang
die Frauen und der Jungfraun helle Schar,
bekränzt mit Blüte, welche heut entsprang.

Als nun verrauscht der freudige Willkomm,
da trat der Priester auf den Hügel, stieß
ins Gras den heilgen Schaft, verneigte fromm
sein Haupt und sprach vor allem Volke dies:

„Heil dir, der Sieg uns gab in Todesgraus,
was wir gelobten, das erfüllen wir;
die Arme breit ich auf dies Land hinaus
und weihe diesen vollen Frühling dir.

Was jene Trift, die herdenreiche, trug,
das Lamm, das Zicklein flamme deinem Herd!
das junge Rind erwachse nicht dem Pflug
und für den Zügel nicht das mut'ge Pferd!

Und was in jenen Blütengärten reift,
was aus der Saat, der grünenden, gedeiht,
es werde nicht von Menschenhand gestreift,
dir sei es alles, alles dir geweiht!"

Schon lag die Menge schweigend auf den Knien;
der gottgeweihte Frühling schwieg umher,
so leuchtend, wie kein Frühling je erschien:
ein heilger Schauer waltet' ahnungschwer.

Und weiter sprach der Priester: „Schon gefeit
wähnt ihr die Häupter, das Gelübd vollbracht?
Vergaßt ihr ganz die Satzung alter Zeit?
Habt ihr, was ihr gelobt, nicht vorbedacht?

Der Blüten Duft, die Saat im heitern Licht,
die Trift, von neugeborner Zucht belebt,
sind sie ein Frühling, wenn die Jugend nicht,
die menschliche, durch sie den Reigen webt?

Mehr, als die Lämmer, sind dem Gotte wert
die Jungfraun in der Jugend erstem Kranz;
mehr, als der Füllen auch, hat er begehrt
der Jünglinge im ersten Waffenglanz.

O nicht umsonst, ihr Söhne, waret ihr
im Kampfe so von Gotteskraft durchglüht!
O nicht umsonst, ihr Töchter, fanden wir
rückkehrend euch so wundervoll erblüht!

Ein Volk hast du vom Fall erlöst, o Mars!
von Schmach der Knechtschaft hieltest du es rein
und willst dafür die Jugend eines Jahrs;
nimm sie! sie ist dir heilig, sie ist dein."

Und wieder warf das Volk sich auf den Grund,
nur die Geweihten standen noch umher,
von Schönheit leuchtend, wenn auch bleich der Mund;
und heilger Schauer lag auf allen schwer.

Noch lag die Menge schweigend wie das Grab,
dem Gotte zitternd, den sie erst beschwor;
da fuhr aus blauer Luft ein Strahl herab
und traf den Speer und flammt' auf ihm empor.

Der Priester hob dahin sein Angesicht
(ihm wallte glänzend Bart und Silberhaar);
das Auge strahlend von dem Himmelslicht
verkündet' er, was ihm eröffnet war:

„Nicht läßt der Gott von seinem heilgen Raub,
doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;
nicht will er einen Frühling welk und taub,
nein, einen Frühling, welcher treibt im Saft.

Aus der Latiner alten Mauern soll
dem Kriegsgott eine neue Pflanzung gehn;
aus diesem Lenz, inkräft'ger Keime voll,
wird eine große Zukunft ihm erstehn.

Drum wähle jeder Jüngling sich die Braut!
mit Blumen sind die Locken schon bekränzt;
die Jungfrau folge dem, dem sie vertraut!
So zieht dahin, wo euer Stern erglänzt!

Die Körner, deren Halme jetzt noch grün,
sie nehmet mit zur Aussaat in der Fern!
Und von den Bäumen, welche jetzt noch blühn,
bewahret euch den Schößling und den Kern!

Der junge Stier pflüg euer Neubruchland!
Auf eure Weiden führt das muntre Lamm!
Das rasche Füllen spring an eurer Hand,
für künft'ge Schlachten ein gesunder Stamm!

Denn Schlacht und Sturm ist euch vorausgezeigt;
das ist ja dieses starken Gottes Recht,
der selbst in eure Mitte niedersteigt,
zu zeugen eurer Könige Geschlecht.

In eurem Tempel haften wird sein Speer;
da schlagen ihn die Feldherrn schütternd an,
wann sie ausfahren über Land und Meer
und um den Erdkreis ziehn die Siegesbahn.

Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt.
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt:
das ist der Weihefrühling, den er will."

* * *

Justinus Kerner.

Geb. am 18. Septbr. 1786 zu Ludwigsburg, gest. am 21./22. Februar 1862 zu Weinsberg.

Gedichte 1826. Dichtungen 1834. Der letzte Blütenstrauß 1852. Winterblüten 1859. — Sämtl. poet. Werke, herausg. von Josef J. Gaismaier (Leipzig). — Fortblieb die sehr bekannte Ballade „Der reichste Fürst" („Preisend mit viel schönen Reden").

Die Lilie.

Viel Blumen blühten einst auf einem Grabe,
hießen sich Röslein, Veilchen, Hyazinthe.
Winter erschien, da gingen all die Blumen,
kamen auch nimmer auf den stillen Hügel.

Doch eine Blume, Lilie geheißen,
griff ein mit starker Wurzel in die Erde,
Jahre vergingen, und sie stund noch herrlich.

Kam ein Gärtner auf den Grabeshügel,
sah die Schöne, dacht in einen Lustwald
vom verlaßnen Orte sie zu pflanzen,
riß sie aus, doch wehe! aus dem Grabe
riß ein Herz er, das sie fest umschlungen.

Die Mühle steht still.

Herr Irrwing reitet nachts durchs Tal der Mühle
ein Lichtstrahl folgt ihm und ein Windhauch kühle.
Herr Irrwing denkt: das ist des Mondes Licht;
da haucht es hohl: der Mondstrahl redet nicht!
Die Mühle steht stille.

Herr Irrwing denkt: das ist des Baches Tönen!
Da haucht es hohl: vom Bach aus Blut und Tränen!
Herr Irrwing spornt sein Roß zu schnellem Lauf,
doch plötzlich geht ihm innres Schauen auf.
Die Mühle steht stille.

„Das ist nicht Mondenstrahl, nicht Baches Wogen,
gespenstig kömmt ein Weib mir nachgeflogen,
vom Leichentuch getragen, bleich und wund,
ein kalter Hauch entströmet ihrem Mund."
Die Mühle steht stille.

Herr Irrwing läßt dem scheuen Roß die Zügel,
der Geist doch auf des Leichentuches Flügel
ereilt ihn bald und hauchet in die Luft:
Schnell wie kein Vogel fliegt ein Geist der Gruft.
Die Mühle steht stille.

Und wie Herr Irrwing schaut, sieht er gespalten
des Geistes Haupt, er siehet in den kalten
gespenst'gen Schädel tief bis auf den Grund,
da haucht also des Geistes kalter Mund —
Die Mühle steht stille.

„Schau diese Spalte, draus entfloh mein Leben,
sie hat mein Mann, John Mulling, mir gegeben,
der Müller dort, den Sarg schlug selbst er zu
und sprach: Ein Schlag gab ihr die ew'ge Ruh!"
Die Mühle steht stille.

„Nun irr ich ungerochnes Weib als Schatte,
Johannens jüngern Leib umfängt mein Gatte,
die trägt den Goldkranz mein im Haare dicht,
der trinkt er zu mein röm'sches Glas so licht.
Die Mühle steht stille.

Die schläft im Bette mein, hat all mein Habe,
hungrig mein Knäblein weint auf meinem Grabe.
Herr Irrwing! daß Ihr meinen Worten glaubt,
werft Euren Goldring mir ins offne Haupt!"
Die Mühle steht stille.

Herr Irrwing spricht: „In Jesu Christi Namen
werf ich den Goldring mein ins Haupt dir, Amen!"
Er wirft den Goldring in der Spalte Blut,
zu klappt der Schädel laut, der Wurf war gut.
Die Mühle steht stille.

Der Geist verschwindet, aus löscht alle Helle,
ein kalter Graus Herrn Irrwing packt zur Stelle,
er braucht zu spornen nicht sein weißes Roß,
von selber rennt es vor des Richters Schloß.
Die Mühle steht stille.

„Herr Richter," spricht er, „eine Bitt' ich habe,
kommt auf den Kirchhof mit zu Elsbeths Grabe!"
Sie graben lange da, sie graben tief,
bis zu dem Sarge, drin Frau Elsbeth schlief.
Die Mühle steht stille.

Sie brechen auf den Deckel, daß es schallte,
da liegt die Leiche mit des Schädels Spalte,
Herr Irrwing spricht: „So war's!", und plötzlich rollt
hell aus der Spalte Irrwings Ring von Gold.
Die Mühle steht stille.

Was sammeln sich die Raben dort in Banden?
John Mulling hat die blut'ge Tat gestanden:
Hoch auf dem Berge bleichet sein Gebein,
Frau Elsbeth ging in Gottes Himmel ein.
Die Mühle steht stille.

Herr von der Heide.

Sagt an, Herr von der Heide, sagt!
was soll dies weiße Kleid?
„Wohl auf der Höh, weh! auf steiler Höh
steht mir ein Rad bereit!"

Sagt an, Herr von der Heide, sagt!
wo ist denn Euer Weib?
„Wohl auf der See, weh! auf weiter See
schifft sie zum Zeitvertreib."

Man führt ihn unter Sang und Klang
zu Bremen zum Tor hinaus,
zwei Raben fliegen hinterher,
zwei andre fliegen voraus.

„Hört an! o hört an, ihr Vögel schwarz,
da in der blauen Höh!
Seid ihr von meinem Fleische satt,
erzählts der Frau zur See!" —

Leis streicht das Schiff durch die grüne See,
der Mond durch den Himmel blau,
stolz blickt vom Verdeck mit ihrem Galan
Herrn von der Heidens Frau.

„Seht an! seht an! die Vögel schwarz
da in der blauen Höh;
sie sinken auf Mast und Segelstang',
halt, Schiffer! mir wird so weh!"

Hurra! huhu! ihr schwarzen Gäst'
auf Mast und Segelstang!
Sie blicken ruhig, sie sitzen fest.
„Halt, Schiffer! mir wird so bang!"

Der erste läßt fallen ein Auge schwarz,
der zweit ein Fingerlein,
der dritte läßt fallen eine Locke Haar,
der vierte läßt fallen ein Bein.

Leis streift das Schiff durch die grüne See,
der Mond durch den Himmel blau —
tot liegt im Arme des Galans
Herrn von der Heidens Frau.

Die traurige Hochzeit.

Zu Augsburg in dem hohen Saal
Herr Fugger hielt sein Hochzeitmahl.

Kunigunde hieß die junge Braut,
saß krank und bleich, gab keinen Laut.

Zwölf goldne Becher gingen herum,
nichts trank Herr Fugger, so bleich und stumm.

Zwölf Blumenkörbe bot man umher,
die Braut verlangte kein Blümlein mehr.

Zwölf Harfner lockten zum Fackeltanz,
die Fackeln gaben so matten Glanz.

Die Gäste tanzten in langen Reihn,
zwo weiße Gestalten hinterdrein.

Die Gäste tanzten zum Saal hinaus,
sie tanzten und tanzten wohl aus dem Haus.

Die Saiten der Harfen sprangen zumal,
stumm schlichen die Harfner sich aus dem Saal.

Im Saale vernahm man keinen Laut,
tot saßen im Dunkel Bräut'gam und Braut.

Der Ring.

Ein fremder Kavalier
stieg ab vom schwarzen Roß,
trat in den Königssaal
mit andern Herren groß.

Derselbe Kavalier
trug einen Edelstein,
wie man noch keinen sah,
von wundersamem Schein.

Ein Stein von hohem Wert
in Königs Krone saß,
doch schien vor diesem er
ein mattgeschliffen Glas.

Der König bot ihm Gold,
er bot ihm Leut und Land,
doch lassen wollt er nicht
den edlen Diamant.

Der König des erbost,
spricht zu dem Hauptmann sein:
bringt mir des Mannes Hand
samt seinem Edelstein.

Der Hauptmann reckt das Schwert,
haut nach des Mannes Hand,
doch statt des Kavaliers
der Teufel vor ihm stand.

Glut strömt aus seinem Ring,
zur Hölle wächst der Stein,
schleußt Burg und König bald
samt allen Dienern ein.

Der Geiger zu Gmünd.

Einst ein Kirchlein sondergleichen,
noch ein Stein von ihm steht da,
baute Gmünd der sangesreichen
heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
ob der Heil'gen mondenklar,
hell wie Morgenrot bekränzten
goldne Rosen den Altar.

Schuh aus reinem Gold geschlagen
und von Silber hell ein Kleid
hat die Heilige getragen:
denn da wars noch gute Zeit,

Zeit, wo überm fernen Meere,
nicht nur in der Heimat Land,
man der Gmündschen Künstler Ehre
hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
zu Cäcilias Kirchlein viel;
ungesehn woher, erschallten
drin Gesang und Orgelspiel.

Einst ein Geiger kam gegangen,
ach, den drückte große Not,
matte Beine, bleiche Wangen,
und im Sack kein Geld, kein Brot,

Vor dem Bild hat er gesungen
und gespielet all sein Leid,
hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
aus der lebenlosen Ruh,
wirft dem armen Sohn der Lieder
hin den rechten goldnen Schuh.

Nach des nächsten Goldschmieds Hause
eilt er, ganz vom Glück berauscht,
singt und träumt vom besten Schmause,
wenn der Schuh um Geld vertauscht.

Aber kaum den Schuh ersehen,
führt der Goldschmied rauhen Ton,
und zum Richter wird mit Schmähen
wild geschleppt des Liedes Sohn.

Bald ist der Prozeß geschlichtet,
allen ist es offenbar,
daß das Wunder nur erdichtet,
er der frechste Räuber war.

Weh! du armer Sohn der Lieder
sangest wohl den letzten Sang!
an dem Galgen auf und nieder
sollst, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man schallen,
und man sieht den schwarzen Zug
mit dir zu der Stätte wallen,
wo beginnen soll dein Flug.

Bußgesänge hört man singen
Nonnen und der Mönche Chor,
aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mitzuführen,
war des Geigers letzte Bitt.
„Wo so viele musizieren,
musizier ich Geiger mit!"

An Cäcilias Kapelle
jetzt der Zug vorüberkam,
nach des offnen Kirchleins Schwelle
geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehasset,
seufzt: „Das arme Geigerlein!"
„Eins noch bitt ich," — singt er, „lasset
mich zur Heil'gen noch hinein!"

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
geigt er abermals sein Leid
und er rührt die Himmlischmilde:
horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
aus der lebenlosen Ruh,
wirft dem armen Sohn der Lieder
hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erstaunen steht die Menge,
und es sieht nun jeder Christ,
wie der Mann der Volksgesänge
selbst der Heil'gen teuer ist.

Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
wohl gestärkt mit Geld und Wein,
führen sie zu Sang und Tänzen
in das Rathaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
schön zum Fest erhellt das Haus,
und der Geiger ist gesessen
obenan beim lust'gen Schmaus.

Aber als sie voll vom Weine,
nimmt er seine Schuh zur Hand,
wandert so im Mondenscheine
lustig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
liebreich jedes Geigerlein,
kommt es noch so arm gegangen —
und es muß getanzet sein.

Drum auch hört man geigen, singen,
tanzen dort ohn Unterlaß,
und wem alle Saiten springen,
klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingeln, Tanz und Sang,
wird zu Gmünd noch immer schallen
selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
stark am Geist, am Leibe schwach,
sitzt der greise Kaiser Rudolf,
spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Ärzte, sagt mir ohne Zagen:
wann aus dem zerbrochnen Leib
wird der Geist zu Gott getragen?"

Und die Meister sprechen: „Herr,
wohl noch heut erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!"

„Auf nach Speier! auf nach Speier!"
ruft er, als das Spiel geendet;
„wo so mancher deutsche Held
liegt begraben, sei's vollendet!

Blast die Hörner! bringt das Roß,
das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd stehn die Diener all,
doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,"
spricht er, „trage, treuer Freund,
jetzt den Herrn, den Lebensmüden!"

Weinend steht der Diener Schar,
als der Greis auf hohem Rosse,
rechts und links ein Kapellan,
zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
vor ihm ihre Äste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
singen wehmutsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
der gehört die bange Sage,
sieht des Helden sterbend Bild
und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
spricht der Greis mit jenen zweien,
lächelnd blickt sein Angesicht,
als ritt er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Fraun
weinend ihm entgegenwallen.

In den hohen Kaiserfaal
ist er rasch noch eingetreten;
sitzend dort auf goldnem Stuhl,
hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heilgen Leib!"
spricht er dann mit bleichem Munde,
drauf verjüngt sich sein Gesicht
um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
hell von überird'schem Lichte,
und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
alle Herzen längs des Rheins
fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
seinen Geist der Dom des Himmels.

* * *

Gustav Schwab.

Geb. am 19. Juni 1792 in Stuttgart, gest. am 4. November 1850 zu Tübingen.

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christophs von Württemberg 1819. Gedichte 1828—29, 1838. — Gedichte, Gesamt-Ausgabe, in Reclams Universalbibliothek.

Fortblieb die bekannte Ballade „Der Reiter und der Bodensee".

St. Fridolin und der Tote.

Fridolin, der fromme Schotte,
trat vor Landolf hin, den Grafen,
sprach: „Was Gottes ist, gib Gotte!
Ist dein Bruder nicht entschlafen?

Der zu seiner Seele Frieden
meinem heil'gen Gotteshause
Gut und Habe zubeschieden,
liegt zu Glaris in der Klause.
Warum ernteſt du die Felder,
die dem Herrn zu schneiden wären,
warum fälleſt du die Wälder,
die dem Kirchenbau gehören?
Wageſt du's, den Rausch zu trinken
von dem roten Ehrenweine,
der im heil'gen Kelch soll blinken?
Kirchengut, iſt es das deine?
Laß von deines Bruders Gabe,
Wald und Feld und Garten räume,
daß der Bruder in dem Grabe
sanfter lieg und besser träume."
Aber Landolf sprach mit Lachen:
„Soll ich deinem Spruch mich beugen,
muß der Bruder erst erwachen,
deine Worte selbst bezeugen!
Kannst du ihn herauf beschwören,
wenn zu Rangkwil wird gerichtet,
wohl, dann mögen wir dich hören,
sonst iſt's Lug, den du erdichtet!"
Fridolin auf solche Tücke
würdiget kein Wort zu sprechen,
sieht ihn an mit einem Blicke,
der durch Gräber könnte brechen.
Und von Seckingen am Rheine
aus dem Kloſter, an dem Stabe
zog der Greis durchs Waldgesteine
bis gen Glaris zu dem Grabe.
Und er trat beim Abendschauer
in die düstre Waldkapelle,
er durchbricht des Grabes Mauer,
stellt sich auf die kalte Schwelle.
„Auf, erwach in Gottes Namen,"
ruft er, „Urso, wehr den Tücken."
Sieh! und aus der Grube kamen
weiße Händ' und Haupt und Rücken.
Und als ob des Herrn Posaunen
zum Gerichte schon gerufen,
steigt der Leichnam sonder Staunen
starr empor des Grabes Stufen.
Und es faßt die kalten Hände
Fridolin ihm, frei von Schrecken,
steigt mit ihm die Felsenwände
auf bis an der Gletscher Decken.
Durch das Hochgebirge schreitet
der Lebend'ge mit der Leiche,
und die Nacht den Mantel spreitet
um das Paar, das geistergleiche.
Wie der Morgen schon sich wittert,
steigen sie vom Felsgesteine,
und es sieht's der Senn, erzittert,
daß ihm's geht durch Mark und Beine.
Aber Landolf im Gerichte
sitzt zu Rangkwil ohne Zagen,
mit dem ersten Morgenlichte
hat den Stuhl er aufgeschlagen.
Schöppen zwölf, des Rechtes Hüter,
sitzen um ihn her, zu sprechen:
jetzt erhält er doch die Güter,
kein Verblichner kann sich rächen: —
Sieh! da pocht es an der Pforte,
wie von eines Toten Knochen
leis und scharf; und hohle Worte
werden draußen schon gesprochen.
Durch die Türe kommt geschritten
Fridolin mit seiner Leiche,
Landolf in der Richter Mitten
sitzt — dem Bruder gleich an Bleiche.
Weh! und aus des Toten Kehle
steigen Laute, halb verloren:
„Was beraubst du meine Seele,
Bruder!" weht's ihm durch die Ohren.
„Ja, ich zeuge diesem Frommen,
daß mein Erb ihm zugefallen,
gib zurück, was du genommen,
laß getrost ins Grab mich wallen!"
Landolf sank ins Knie mit Beben:
„Nimm dein Gut, Herr, nimm das meine,
meinen Atem nimm, mein Leben!
und behalte neu das deine!"
Doch es wandte sich die Leiche
mit dem Führer in die Berge,
sehnte sich, die müde, bleiche,
nach der stillen Ruh der Särge.
Wie des Abendlichtes Streifen,
wie vom Mond zwei blasse Strahlen,
sah man längs dem Berg sie schweifen,
bis sie in den Wald sich stahlen.
Und vom schrecklichen Gerichte
eilet Landolf heim zum Rheine,
mit erbleichtem Angesichte
ordnet er zu Haus das Seine.
Setzt das Kloſter ein zum Erben
seiner reichen Doppelhabe,
neigt das Haupt zum sanften Sterben,
ruht beim Bruder in dem Grabe.

Der Fleischer von Konstanz.

Wohl wehrt sich die alte, die freie Stadt,
den herrlichen römischen Namen sie hat
und römischen Mut
und deutsches Blut
und Christenglauben,
den soll ihr der spanische Henker nicht rauben!

Drum kämpfen die Bürger vom Turm und am Tor
und dringen zur hallenden Brücke hervor,
es hört es der Rhein,
da rauschet er drein,
es ruft die Söhne
der See mit der tosenden Wellen Getöne.

Wer streitet am kühnsten für Ehr und Heil?
Das iſt der Fleischer mit hauendem Beil.
Sonst schlägt er den Stier,
das brüllende Tier,
heut muß er sie schlachten,
die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Er steht auf der Brücke zuvorderst im Schwarm,
den Ärmel gestülpet, mit nervigtem Arm,
und jeder Streich
schlägt einen bleich,
da kommen die andern
zur Schlachtbank läßt er sie spöttlich wandern.

O weh, ihr Brüder, verlasset ihr ihn?
Es doppelt der Spanischen Heer sich, sie fliehn,
sie rufen ihn mit:
doch keinen Schritt
weicht von der Stelle,
alle Feinde bekämpfet der kühne Geselle.

Vorn einer und hinten da nahet ein Paar,
die wildesten Knechte der stürmenden Schar,
sie packen in Eil
des Fleischers Beil —
er ist verloren;
da denkt er: soll ihnen nicht frommen, den Toren!

Zween Arme ja hat er, die fassen die zwei:
und wollt ihr ein Leben, so opfr' ich euch drei!
Er hält sie umspannt,
er drängt sie zum Rand,
er sendet die Blicke
hinab zu dem schäumenden Rhein von der Brücke.

Und schnell ans Geländer, eh andere nahn,
drückt er sie, die Ringenden, kräftiglich an;
mit ihnen hinein
kopfüber zum Rhein
mit frohem Schwunge
sieht man ihn stürzen im tödlichen Sprunge.

Die klagenden Feinde verschlinget die Flut,
lang wiegt sie, lang trägt sie den Bürger gut,
jetzt zeigt sie den Fuß,
den Arm wie zum Gruß,
die Schultern, die blanken,
das lockigte Haupt und den Nacken, den schlanken.

Da sucht ihn das fremde Geschoß, doch der Rhein
hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein.
Er zieht ihn hinab
ins festliche Grab,
dort ruht er geborgen
vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort schläft ohne Traum er den süßesten Schlaf,
er weiß nicht das Los, das die Heimat ihm traf.
Man trügt, man raubt
ob seinem Haupt
Freiheit und Glauben;
die Märtyrerkrone wird keiner ihm rauben.

Des Ritters von Gerhausen Schwur.

Der Ritter von Gerhausen
liegt unter einem Stein,
ein Meister hieb mit Grausen
darauf sein Bildnis ein.
Von Ottern und von Schlangen
zeigt es den Leib umstrickt,
ganz mit Gewürm behangen,
wie man ihn einst erblickt.

Ihm folgte solche Strafe
hinab ins finstre Grab,
weil er dem ewgen Schlafe
sich nicht in Gott ergab.

Sonst dämpft die letzte Stunde
den kecksten Übermut,
ihm tobt im innern Grunde
die wilde Lebenswut.

Als vor sein Lager tretend
der Priester sich geneigt,
dem Sterbenden leis betend
sein Kruzifix gezeigt:
den Herrn, der auferstanden,
betrachtet' er mit Neid,
er schrie: „Aus Todes Banden
hast du dich selbst befreit!

Mich lässest du verderben
und spottest meiner Not?
Ich will, ich will nicht sterben,
ich streite mit dem Tod!
Und wenn sie mich getragen
hinaus zur schnöden Ruh:
ich schwörs, in dreien Tagen
da steh ich auf, wie du!"

Und kaum ließ er ihn tönen,
den lästerlichen Schwur,
als schon mit kurzem Stöhnen
die grimme Seel' entfuhr.
Da konnte keiner weinen,
sie rüsteten die Gruft,
es senkten ihn die Seinen
hinab in Moderluft.

Doch sieh, am dritten Tage
da schwankt der Kirche Rund,
mit einem Donnerschlage
fährt nieder es zum Grund,
es hüllt in Qualm und Brodem
der Chor sich plötzlich ein,
und wie von Gottes Odem
wälzt sich vom Grab der Stein.

Hat er den Tod geschlagen,
kommt atmend aus dem Grab?
Es schaut das Volk mit Zagen
in seinen Schlund hinab.
O schrecklich Wunderzeichen,
o Leichnam, drin es gärt!
Leib, mehr denn andre Leichen
vom Tod halbaufgezehrt!

An dem Gerippe hingen
die Schlangen wie am Nest
und hielten, als mit Schlingen,
es an die Grube fest.
Der wird nicht auferstehen,
am Jüngsten Tage nicht!
Der wird zu Staub verwehen —
so hält der Herr Gericht.

Mit Mühe schnell sie huben,
auf legten sie den Stein,
was sie geschauet, gruben
sie zum Gedächtnis ein.
Noch sieht man drauf mit Grausen
des Leichenbildes Spur:
den Ritter von Gerhausen,
der zu ersiehen schwur.

Das Mahl zu Heidelberg.

Von Württemberg und Baden
die Herren zogen aus;
von Metz des Bischofs Gnaden
vergaß das Gotteshaus;
sie zogen aus zu kriegen
wohl in die Pfalz am Rhein,
sie sahen da sie liegen
im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüte
sie tränkt mit mildem Duft,
umsonst des Himmels Güte
aus Ährenfeldern ruft:
sie brannten Hof und Scheuer,
daß heulte groß und klein;
da leuchtete vom Feuer
der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
sieht es der Pfälzer Fritz,
heißt springen auf die Rosse
zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
sprengt er durch Feld und Wald,
doch ward die kleine Wolke
zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen deiner spotten,
da sind sie schon umringt,
und über ihre Rotten
sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
das Heidelberger Schloß,
dorthin führt er gefangen
die Fürsten samt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer,
da ragt ein Turm so fest,
das ist ein Sitz der Trauer,
der Schlang' und Eule Nest;
dort sollen sie ihm büßen
im Kerker trüb und kalt,
es gähnt zu ihren Füßen
ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
der Württemberger Utz,
der Bischof hält ein Fasten,
der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
um Leib und Leben sein,
da trat am andern Morgen
der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herrn, gestiegen
in meinen hellen Saal!
ihr sollt nicht fürder liegen
in Finsternis und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
die Tafel ist gedeckt,
drum, wenn es euch gelüstet,
versucht, ob es euch schmeckt!"

Sie lauschen mit Gefallen,
wie er so lächelnd spricht,
sie wandeln durch die Hallen
ans goldne Tageslicht.

Und in dem Saale winket
ein herrliches Gelag,
es dampfet und es blinket,
was nur das Land vermag.

Es setzten sich die Fürsten;
da mocht es seltsam sein,
sie hungern und sie dürsten
beim Braten und beim Wein!
„Nun, wills euch nicht behagen?
es fehlt doch, deucht mir, nichts?
worüber ist zu klagen?
an was, ihr Herrn, gebrichts?

Es schickt zu meinem Tische
der Odenwald das Schwein,
der Neckar seine Fische,
den frommen Trank der Rhein!
Ihr habt ja sonst erfahren,
was meine Pfalz beschert,
was wollt ihr heute sparen,
wo keiner es euch wehrt?"

Die Fürsten sahn verlegen
den andern jeder an,
am Ende doch verwegen
der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Bissen,
doch eines tut ihm not,
das mag kein Knecht vermissen:
wo ließest du das Brot?"

„Wo ich das Brot gelassen?"
sprach da der Pfälzer Fritz,
er traf, die bei ihm saßen,
mit seiner Augen Blitz;
er tat die Fensterpforten
weit auf im hohen Saal,
da sah man aller Orten
ins offne Neckartal.

Sie sprangen von den Stühlen
und blickten in das Land,
da rauchten alle Mühlen
rings von des Krieges Brand;
kein Hof ist da zu schauen,
wo nicht die Scheune dampft,
von Rosses Huf und Klauen
ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
bis ihr besät mein Feld,
bis in des Sommers Schwüle
mir reifet eure Saat
und bis mir in der Mühle
sich wieder dreht ein Rad.

Ihr seht, der Westwind fächelt
in Stoppeln und Gesträuch;
ihr seht, die Sonne lächelt,
sie wartet nur auf euch!
Drum sendet flugs die Schlüssel
und öffnet euren Schatz,
so findet bei der Schüssel
das Brot den rechten Platz!"

Der Schwedenturm.

Zu Würzburg steht ein grauer Turm
weit ab vom lust'gen Maine,
in seinen Balken pickt der Wurm,
es nagt das Moos am Steine.

Die hohle Brust durchröchelt schwach
ein rostig Uhrwerk stöhnend,
sein Stundenschlag ist auch noch wach,
doch nur die Zeit verhöhnend.

Denn wenn die Glocken alle ruhn
ein Viertel vor der Stunde,
beginnt er ein verkehrtes Tun
mit eh'rnem Lügenmunde.

Ob seinem frühen Schlage quält
sich, was auf Märkten handelt,
der Kranke, der die Stunden zählt,
der Reisende, der wandelt.

Wie dulden es die Städter nur,
den Trüger stets zu hören?
So wißt: sie mögen seiner Uhr
den alten Fluch nicht stören.

Denn in dem dreißigjähr'gen Sturm,
im langen Jammerkriege,
da ward der falsche Schwedenturm
einst eines Greuels Wiege.

Verschwörer saßen dort versteckt
in seiner Glockenstube;
ein dumpfer Streich ward ausgeheckt
in luft'ger Mördergrube.

Als drauf die Stadt voll Frieden schlief,
die unbewehrte Rechte
in sichrem Schlummer senkten tief
des Reiches treue Knechte,

ein Viertel hub vor Mitternacht
der Turm an irr zu reden:
zwölf Schläge dröhnten da mit Macht,
laut riefen sie dem Schweden.

Und der verstand das Zeichen wohl,
ein Pförtlein fand er offen,
das Blut in allen Kammern quoll,
die Schlummerkissen troffen.

Der Strom empfing, als tiefes Grab,
der Leichen schwer Gerölle;
doch Jubel scholl vom Turm herab,
hoch oben jauchzt die Hölle.

Ihr Sieg war kurz, ihr Stachel ward
geknickt durch schnelle Rache;
dem Turm verräterischer Art
ließ man des Truges Sprache.

Im Räderwerk der Wahnsinn knarrt;
so steht er grau, zerfallen,
muß, bis man ihn als Schutt verscharrt,
von seiner Sünde lallen.

* * *

Gustav Pfizer.

Geb. am 29. Juli 1807 zu Stuttgart, gest. am 19. Juli 1890 ebenda.

Gedichte 1831. Neue Sammlung 1835. Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung 1840.

Hermes Psychopompos.[1]

Schwärzlich ruhn des Sees Gewässer,
unermeßlich, unbelebt;
und der Sonne Glut wird bläßer,
wenn sie diesen Kreis durchschwebt;
und des Himmels Blau ist trüber,
und kein Vogel fliegt darüber,
und es flöhen gern die Bäume,
wenn sie könnten, diese Räume.

Selbst der unverzagtste Schwimmer,
dem vor keiner Brandung graut,
diesen Wassern hätt' er nimmer
sich zum Wiegen anvertraut;
grauser als der Sturmnacht Reigen
ist das nie gebrochne Schweigen,
das zu diesen Gramgestaden
scheint den Wahnsinn einzuladen.

Was dies feuchte Grab verhehle?
Keinem Auge ward es kund;
unerforscht, wie einer Seele
Haß und Liebe, ist sein Grund.
Keine Wasserlilien schwanken
mit dem Haupt, dem silberblanken;
nur in grünlichem Gespinste
tauchen auf verborgne Künste.

Jener Bach, aus Fels geboren,
grüner Wiesen Silberzier,
hat nun Kraft und Glanz verloren,
seine Leiche modert hier.
Der Najaden Sarg umschweben
nur noch Flüchtlinge vom Leben:
Seelen, die vom Leib entbunden
und noch nicht ihr Ziel gefunden.

Die in eines Tags Vollendung
abgeschieden, harren dort,
bis der Gott der letzten Sendung
hin sie führt zum ewgen Port;
bis er mit dem goldnen Stabe,
was nicht angehört dem Grabe,
zu der stillen Insel lenket,
welche keine Rückkehr schenket.

Schwankend, neblig sind die Züge
ihres fahlen Angesichts;
die Gestalt wird selbst zur Lüge,
angerührt vom Pfeil des Lichts;
aber die zerfloßnen, matten
Glieder sammeln sich im Schatten
unter einer Wolke Schilde
wieder zu des Leibs Gebilde.

[1] Dieses erzählende und reflektierende Gedicht — eigentlich keine Ballade — wurde hier aufgenommen wegen der originellen, vertieften Behandlung des antiken Motivs. Selten nur gelang deutschen Dichtern eine derartig durchgeistigte Bearbeitung eines klassischen Themas. Eine Ausnahme machen fast nur Schiller und K. F. Meyer. Sprache und Rhythmus des „Hermes Psychopompos" erinnern an Novalis' herrliches Totenlied.

Könnten sie noch Tränen weinen,
höher schwöll empor der See;
könnt ihr Leid im Wort erscheinen,
Stürme zeugt' ihr tiefes Weh.
Ach! im Leid mit bittrem Sehnen
ließen Lächeln sie und Tränen,
Schmerzenslaut und Lustgeflöte,
Liebeskraft und Wangenröte.

Seit dem grauen Morgen sammeln
sich die Scharen, alt und jung;
aber kaum ein leises Stammeln
flattert durch die Dämmerung;
keines steht dem andern Rede,
ausgelöscht sind Lieb und Fehde;
jedes in sich selbst versunken,
halb vom Lebenswein noch trunken.

Und im stolzen Königskleide,
mit der Sonne letztem Strahl,
naht der Gott; vom ird'schen Neide
glühen sie zum letztenmal.
Aber er mit Götterschritte
wandelt durch der Seelen Mitte,
sie vom Ird'schen zu befreien
und zur Ruhe einzuweihen.

Bilder möchten noch sich ringen
aus der Trauer Einerlei;
doch wie Wasserblasen springen
im Entstehen sie entzwei;
wie die Blum' im West sich bücket,
trüb ihr Haupt zum Abschied nicket,
aber willenlos dem Zuge
folgen sie mit raschem Fluge.

Und nur aus dem dichten Drange
flüsterts manchmal dumpf und hohl,
wie ein Schatten von Gesange:
„Schöne Erde, lebe wohl!"
Doch sie folgten ihrem Hirten,
daß sie nicht vom Pfad verirrten,
bis sie hinter schwarzen Toren
leise klagend sich verloren.

Und mit ungetrübter Wonne,
von dem Nachtwerk unentstellt,
schreitet mit der jungen Sonne
Hermes freudig in die Welt.
Ewig schön und ewig heiter
führt er die Geschlechter weiter
mit dem Stab, den er am Morgen
unter Blüten hält verborgen.

Almansor.

Almansor klagt in der Wüste, verirrt;
kein Vogel die brennenden Lüfte durchschwirrt;
im Sande verloren ist jegliche Spur,
der einzige Quell ist der Tränenbach nur,
der heiß von den Wangen ihm flutet.

Da nahet dem Betenden eine Gestalt,
von weißem, glänzendem Mantel umwallt,
verheißenden, milden, tröstlichen Blicks
und glückliche Wendung des droh'nden Geschicks
im Auge, dem seligen, tragend.

Dem Hoffenden reicht sie mit gütiger Hand
durchwirket mit seltsamen Zeichen ein Band.
„Ein herrliches Wunder gönnt Allah dir!
Verbürget ist mit dem Pfande hier
dir des liebsten Gebetes Erhörung!"

Almansor beugte sich tief in den Staub;
doch achtet es seine Seele für Raub,
jetzt gleich zu verschwenden des Himmels Huld;
es wuchs ihm die Kraft und die ehrne Geduld;
er entkam dem Grab in der Wüste.

Nach Jahren wurde das Feld ihm verheert
und das Haus und die Habe vom Feuer verzehrt;
doch focht es den Mann, den verarmten, nicht an;
Ihm blieben die Kräfte ja untertan,
die er anzurufen noch zögert.

Dann starb ihm die blühende Gattin dahin;
er sah auf die Leiche mit heiterem Sinn:
„Ich kann ja noch immer zu neuem Glück
aus dem Grabe die Tote rufen zurück!
Mein bist du, sobald ich gebiete!"

Die lieblichen Kinder auch pflückte der Tod.
„Es führt samt der Mutter sie mein Gebot
dem Leben, dem goldenen, wieder zu!"
Er lächelt sanft und schaute mit Ruh
die Särge versenken im Grabe.

Und Monde und Jahre noch zögert der Greis
und sparet das mächtige Zaubergeheiß;
er darf nur wünschen, so kehret das Glück,
das Leben dem einsamen Hause zurück;
oft labt sich sein Geist an dem Bilde!

Die tödliche Krankheit nagt ihm das Mark;
doch ist noch immer der Talisman stark;
bald will er beleben nun Kinder und Weib,
sich selber verjüngen den welken Leib;
die Hoffnung verscheucht ihm die Schmerzen.

An einem Morgen, da müd er erwacht,
beschließet er fest: heut sei es vollbracht!
Er schlummerte ein und schlummerte fort,
der Tod, der eilende, nahm ihm das Wort
von der bleichen, lächelnden Lippe.

Die Nachbarn fanden den Alten tot,
der immer so froh war in Armut und Not;
sie schmückten den Sarg mit dem seltsamen Band,
und keiner von allen Weisen im Land
vermochte die Zeichen zu deuten.

* * *

Wilhelm Zimmermann.

Geb. am 2. Januar 1807 in Stuttgart, gest. am 22. September 1878 in Mergentheim. — Gedichte 1832.
Die bekannte Ballade „König Enzios Tod" blieb fort.

Kaiser Friedrichs II. Tod.

In Firenzolas Garten
dort in Italia
sitzt, still des Tods zu warten,
der große Kaiser da.

Er sitzt im Kaisergepränge,
geschmückt mit Zepter und Kron',
sein Baldachin Wolkengehänge,
die grünende Erde sein Thron.

Wie einem göttlichen Schauer
erglänzen die Augen ihm hehr,
rings stehn die Getreuen, von Trauer
die tapferen Herzen schwer.

„Ich habe gelebt und sterb ich,
so sterb ich in gutem Krieg
und hier und dorten erwerb ich,
ein treuer Held, den Sieg.

Schon seh ich das Nordland krönen
das neue Morgenrot,
doch möcht ich mich versöhnen
noch mit der Kirch' im Tod."

Doch stillt kein Priester sein Hoffen
und reicht ihm den Leib des Herrn;
den schwer der Bann getroffen,
der bleibt vom Heile fern.

Es will kein Gottesweiser
ihm mit dem Blute nahn,
und stille lächelt der Kaiser,
das Auge zum Himmel hinan.

Es ruht, wie in Leichengewande,
die Erd' ins Gewölke vermummt,
nicht rauschen die Wogen am Strande,
die Vögel sind todesverstummt.

Und Lorbeer, Zypressen und Myrten,
sie halten den Atem ein,
am Sterbbett des Völkerhirten
muß heilige Stille sein.

Da reißet am Himmelsrande
der schwarze Vorhang entzwei,
draus tritt in purpurnem Brande
die Sonne leuchtend aufs neu.

Wie Traubenblut in der Schale,
ein feuriger Lebensquell,
glänzt sie im goldnen Pokale
des Ozeans blutigrot hell.

Den Kelch mit des Blutes Gaben,
den Becher des Nachtmahls hält
als Hoherpriester erhaben
der ewige Geist der Welt.

Und der Held, der sterbende, trinket
das heiligste Abendmahl,
anbetend steht alles, da sinket
die Sonn' in erlöschendem Strahl.

Und dreimal mit dumpfem Schallen
bebt Land und Wasser umher,
es ist ein Stern gefallen,
der Kaiser ist nicht mehr.

* * *

Alexander Graf von Württemberg.

Geb. am 5. November 1801 zu Kopenhagen, gest. am 7. Juli 1844 zu Wildbad. — Gedichte 1837. Gesammelte Gedichte 1841.

Der Organist.

Wenn von dem alten Dome
die Geisterglocke schallt,
der Organist im Grabe
die Faust zusammenballt.

Er reißt den schweren Deckel
von dem bestaubten Sarg,
der viele lange Jahre
den greisen Leichnam barg.

Er eilt im Geisterfluge,
es flattert sein Gewand,
das Tor zur Gotenkirche
sprengt seine Knochenhand.

Er steigt empor zur Orgel,
die er sich einst gebaut;
der Sturmwind treibt die Bälge
und Donner werden laut.

Von acht gewalt'gen Glocken
er nun die Stränge zieht
und läutet längst Verstorbnen
ein Auferstehungslied.

Aus trübem Schattenreiche
kommt düster angeschwebt
die Schar gefallner Geister,
die einst mit ihm gelebt.

Zur grauenvollen Stunde
wird jeder Geist ein Ton
und klagt mit bangem Zagen
ob seinem Sündenlohn.

Der Orgler in die Tasten
greift nun mit Geisterkraft,
laut tönt der Chor der Seelen
nach langer Grabeshaft.

Und von den fernsten Sternen
hallt wider ihr Gesang.
Wie dünkt den armen Sündern
die Ewigkeit so lang!

Er zieht ein manch Register,
er rast auf dem Pedal,
es braust der Baß der Männer
Verzweiflung, Höllenqual.

Der kleinen Kinder Jammern
tönt wider im Diskant;
der Weiber banges Klagen
erbebt im Tremulant.

So tobt der Sang der Geister
bis früh zum Hahnenschrei;
die Messe ist vorüber,
der Sturmwind zieht vorbei.

Die Taster werden Bahren,
drin birgt sich jeder Ton;
der bleiche Orgelmeister
schleicht sich zuletzt davon.

Eduard Mörike.

Geb. am 8. September 1804 zu Ludwigsburg, gest. am 4. Juni 1875 zu Stuttgart.

Gedichte 1838. — Einige der schönsten Lieder Mörikes wurden als Beispiele des balladenartigen Liedes, des Liedes mit Balladenanschaulichkeit und -stimmung, aufgenommen. — Die Legende „Erzengel Michaels Feder", ist voll des feinen Scherzes und für Mörikes persönliche Art besonders charakteristisch. Eine eigenartige balladeske Stimmung liegt über den „Peregrina-Liedern", sie sind der Wiederklang eines balladesken Schicksals, ähnlich wie Goethes Mignonlieder.

Gesang Weylas.

Du bist Orplid, mein Land,
das ferne leuchtet!
Vom Meere dampfet dein besonnter Strand
den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.

Uralte Wasser steigen
verjüngt um deine Hüften, Kind!
Vor deiner Gottheit beugen
sich Könige, die deine Wärter sind.

Die traurige Krönung.

Es war ein König Milesint,
von dem will ich euch sagen:
der meuchelte sein Bruderskind,
wollte selbst die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
auf Liffey-Schloß begangen.
O Irland, Irland! wareſt du so blind?

Der König sitzt um Mitternacht
im leeren Marmorsaale,
sieht irr in all die neue Pracht,
wie trunken von dem Mahle.
Er spricht zu seinem Sohne:
„Noch einmal bring die Krone!
Doch schau, wer hat die Pforten aufgemacht?"

Da kommt ein seltsam Totenspiel,
ein Zug mit leisen Tritten,
vermummte Gäste groß und viel,
eine Krone schwankt inmitten;
es drängt sich durch die Pforte
mit Flüstern ohne Worte:
Dem Könige, dem wird so geisterschwül

Und aus der schwarzen Menge blickt
ein Kind mit frischer Wunde,
es lächelt sterbensweh und nickt,
es macht im Saal die Runde,
es trippelt zu dem Throne,
es reichet eine Krone
dem Könige, des Herze tief erschrickt.

Darauf der Zug von dannen strich,
von Morgenluft berauschet.
Die Kerzen flackern wunderlich,
der Mond am Fenster lauschet.
Der Sohn mit Angst und Schweigen
zum Vater tät sich neigen —
er neiget über eine Leiche sich.

Die Geister am Mummelsee.

Vom Berge was kommt dort um Mitternacht spät
mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
O nein!
So sage, was mag es wohl sein!

Das, was du da sieheſt, ist Totengeleit,
und was du da höreſt, sind Klagen.
Dem König, dem Zauberer, gilt es zu Leid,
sie bringen ihn wieder getragen.
O weh!
so sind es die Geister vom See.

Sie schweben herunter ins Mummelseetal —
sie haben den See schon betreten —
sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal —
sie schwirren in leisen Gebeten —
O schau,
am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Tor;
gib acht! nun tauchen sie nieder.
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
und — drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn unten zur Ruh.

Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn!
sie spielen in grünendem Feuer;
es geisten die Nebel am Ufer dahin,
zum Meere verzieht sich der Weiher —
Nur still!
ob dort sich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf!
nun kommen sie wieder, sie kommen!
Es orgelt im Rohr und es klirret im Schilf;
nur hurtig, die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, sie haschen mich schon.

Der Feuerreiter.

Sehet ihr am Fensterlein
dort die rote Mütze wieder?
Nicht geheuer muß es sein,
denn es geht schon auf und nieder.
Und auf einmal welch Gewühle
bei der Brücke, nach dem Feld!
Horch! das Feuerglöcklein gellt:
Hinterm Berg,
hinterm Berg
brennt es in der Mühle!

Schaut! da sprengt er wütend schier
durch das Tor, der Feuerreiter,
auf dem rippendürren Tier,
als auf einer Feuerleiter.
Querfeldein! durch Qualm und Schwüle
rennt er schon und ist am Ort!
Drüben schallt es fort und fort:
Hinterm Berg,
hinterm Berg
brennt es in der Mühle!

Der so oft den roten Hahn
meilenweit von fern gerochen,
mit des heil'gen Kreuzes Span
freventlich die Glut besprochen —
weh! dir grinst vom Dachgestühle
dort der Feind im Höllenschein.
Gnade Gott der Seele dein!
Hinterm Berg,
hinterm Berg
rast er in der Mühle!

Keine Stunde hielt es an,
bis die Mühle borst in Trümmer;
doch den kecken Reitersmann
sah man von der Stunde nimmer.
Volk und Wagen im Gewühle
kehren heim von all dem Graus;
auch das Glöcklein klinget aus:
Hinterm Berg,
hinterm Berg
brennts —

Nach der Zeit ein Müller fand
ein Gerippe samt der Mützen
aufrecht an der Kellerwand
auf der beinern' Mähre sitzen.
Feuerreiter, wie so kühle
reitest du in deinem Grab!
Husch! da fällts in Asche ab.
Ruhe wohl,
ruhe wohl
drunten in der Mühle.

Schön-Rohtraut.

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was tut sie denn den ganzen Tag,
da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
Tut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär!
Fischen und Jagen freute mich sehr. —
Schweig stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil,
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
so dient der Knab auf Ringangs Schloß
in Jägertracht und hat ein Roß,
mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb ich so sehr. —
Schweig stille, mein Herze!

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
da lacht Schön-Rohtraut:
„Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!"
Ach, erschrak der Knabe!
Doch denket er: mir ists vergunnt,
und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund. —
Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut;
es jauchzt der Knab in seinem Sinn:
und würdst du heute Kaiserin,
mich sollts nicht kränken:
Ihr tausend Blätter im Walde, wißt!
ich hab Schön-Rohtrauts Mund geküßt —
schweig stille, mein Herze!

Jung Volkers Lied.

Und die mich trug in Mutterleib,
und die mich schwang im Kissen,
die war ein schön frech braunes Weib,
wollte nichts vom Mannsvolk wissen.

Sie scherzte nur und lachte laut
und ließ die Freier stehen:
„Möcht lieber sein des Windes Braut,
denn in die Ehe gehen!"

Da kam der Wind, da nahm der Wind
als Buhle sie gefangen:
Von dem hat sie ein lustig Kind
in ihren Schoß empfangen.

Der Gärtner.

Auf ihrem Leibrößlein,
so weiß wie der Schnee,
die schönste Prinzessin
reit't durch die Allee.

Der Weg, den das Rößlein
hintanzet so hold,
der Sand, den ich streute,
er blinket wie Gold.

Du rosenfarbs Hütlein,
wohl auf und wohl ab,
o wirf eine Feder
verstohlen herab!

Und willst du dagegen
eine Blüte von mir,
nimm tausend für eine,
nimm alle dafür!

Suschens Vogel.

Ich hatt' ein Vöglein, ach, wie fein!
kein schöners mag wohl nimmer sein:

hätt' auf der Brust ein Herzlein rot
und sung und sung sich schier zutot.

Herzvogel mein, du Vogel schön,
nun sollt du mit zu Markte gehn! —

Und als ich in das Städtlein kam,
er saß auf meiner Achsel zahm.

Und als ich ging am Haus vorbei
des Knaben, dem ich brach die Treu,

der Knab just aus dem Fenster sah,
mit seinem Finger schnalzt er da:

Wie horchet gleich mein Vogel auf!
zum Knaben fliegt er husch! hinauf.

Der koset ihn so lieb und hold;
ich wußt nicht, was ich machen sollt,

und stund, im Herzen so erschreckt,
mit Händen mein Gesichte deckt,

und schlich davon und weinet' sehr,
ich hört ihn rufen hinterher:

„Du falsche Maid, behüt dich Gott!
Ich hab doch wieder mein Herzlein rot."

Rat einer Alten.

Bin jung gewesen,
kann auch mit reden,
und alt geworden,
drum gilt mein Wort.

Schön reife Beeren
am Bäumchen hangen;
Nachbar, da hilft kein
Zaun um den Garten:
lustige Vögel
wissen den Weg.

Aber, mein Dirnchen,
du laß dir raten:
halte dein Schätzchen
wohl in der Liebe,
wohl im Respekt!

Mit den zwei Fädlein,
in eins gedrehet,
ziehst du am kleinen
Finger ihn nach.

Aufrichtig Herze,
doch schweigen können,
früh mit der Sonne
mutig zur Arbeit,
gesunde Glieder,
saubere Linnen —
das machet Mädchen
und Weibchen wert.

Bin jung gewesen,
kann auch mit reden,
und alt geworden,
drum gilt mein Wort.

Erstes Liebeslied eines Mädchens.

Was im Netze? schau einmal!
Aber ich bin bange;
greif ich einen süßen Aal?
greif ich eine Schlange?

Lieb ist blinde,
Fischerin;
sagt dem Kinde,
wo greifts hin?

Schon schnellt mir's in Händen.
Ach Jammer! o Lust!
mit Schmiegen und Wenden
mir schlüpfts an die Brust.

Es beißt sich, o Wunder!
mir keck durch die Haut,
schießt's Herze hinunter.
O Liebe, mir graut!

Was tun, was beginnen?
Das schaurige Ding,
es schnalzet da drinnen,
es legt sich im Ring.

Gift muß ich haben!
Hier schleicht es herum,
tut wonniglich graben
und bringt mich noch um.

Das verlassene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähn,
eh die Sternlein verschwinden,
muß ich am Herde stehn,
muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
es springen die Funken;
ich schaue so drein,
in Leid versunken.

Plötzlich da kommt es mir,
treuloser Knabe,
daß ich die Nacht von dir
geträumet habe.

Träne auf Träne dann
stürzet hernieder:
so kommt der Tag heran —
o ging er wieder!

*

Peregrina.

I.

Der Spiegel dieser treuen braunen Augen
ist wie von innerm Gold ein Widerschein;
tief aus dem Busen scheint ers anzusaugen,
dort mag solch Gold in heil'gem Gram gedeihn.
In diese Nacht des Blickes mich zu tauchen,
unwissend Kind, du selber lädst mich ein:
willst, ich soll kecklich mich und dich entzünden,
reichst lächelnd mir den Tod im Kelch der Sünden.

II.

Aufgeschmückt ist der Freudensaal.
Lichterhell, bunt in laulicher Sommernacht
stehet das offene Gartengezelte.
Säulengleich steigen, gepaart,
grünumranket, eherne Schlangen,
zwölf, mit verschlungenen Hälsen,
tragend und stützend das
leicht gegitterte Dach.

Aber die Braut noch wartet verborgen
in dem Kämmerlein ihres Hauses.
Endlich bewegt sich der Zug der Hochzeit,
Fackeln tragend,
feierlich stumm.
Und in der Mitte,
mich an der rechten Hand,
schwarz gekleidet, geht einfach die Braut;
schöngefaltet ein Scharlachtuch
liegt um den zierlichen Kopf geschlagen.
Lächelnd geht sie dahin; das Mahl schon duftet.

Später im Lärmen des Fests
stahlen wir seitwärts uns beide
weg, nach den Schatten des Gartens wandelnd,

wo im Gebüsche die Rosen brannten,
wo der Mondstrahl um Lilien zuckte,
wo die Weymouthsfichte mit schwarzem Haar
den Spiegel des Teiches halb verhängt.

Auf seidnem Rasen dort, ach, Herz am Herzen,
wie verschlangen, erstickten meine Küsse den scheueren Kuß,
indes der Springquell, unteilnehmend
an überschwenglicher Liebe Geflüster,
sich ewig des eigenen Plätscherns freute!
Uns aber neckten von fern und lockten
freundliche Stimmen,
Flöten und Saiten umsonst.

Ermüdet lag, zu bald für mein Verlangen,
das leichte, liebe Haupt auf meinem Schoß.
Spielenderweise mein Aug auf ihres drückend,
fühlt ich ein Weilchen die langen Wimpern,
bis der Schlaf sie stellte,
wie Schmetterlingsgefieder auf und niedergehn.

Eh das Frührot schien,
eh das Lämpchen erlosch im Brautgemache,
weckt ich die Schläferin,
führte das seltsame Kind in mein Haus ein.

III.

Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten
einer einst heiligen Liebe;
schaudernd entdeckt ich verjährten Betrug.
Und mit weinendem Blick, doch grausam,
hieß ich das schlanke,
zauberhafte Mädchen
ferne gehen von mir.
Ach, ihre hohe Stirn
war gesenkt, denn sie liebte mich;
aber sie zog mit Schweigen
fort in die graue
Welt hinaus.

Krank seitdem,
wund ist und wehe mein Herz.
Nimmer wird es genesen!
Als ginge, luftgesponnen, ein Zauberfaden
von ihr zu mir, ein ängstig Band,
so zieht es, zieht mich schmachtend ihr nach. —
Wie? wenn ich eines Tags auf meiner Schwelle
sie sitzen fände, wie einst, im Morgenzwielicht,
das Wanderbündel neben ihr,
und ihr Auge, treuherzig zu mir aufschauend,
sagte: Da bin ich wieder
hergekommen aus weiter Welt!

IV.

Warum, Geliebte, denk ich dein
auf einmal nun mit tausend Tränen
und kann gar nicht zufrieden sein
und will die Brust in alle Weite dehnen?

Ach, gestern in den hellen Kindersaal
beim Flimmern zierlich aufgesteckter Kerzen,
wo ich mein selbst vergaß in Lärm und Scherzen,
tratst du, o Bildnis mitleid-schöner Qual:
es war dein Geist, er setzte sich ans Mahl,
fremd saßen wir mit stumm verhaltnen Schmerzen;
zuletzt brach ich in lautes Schluchzen aus,
und Hand in Hand verließen wir das Haus.

V.

Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden,
geht endlich arm, zerrüttet, unbeschuht;
dies edle Haupt hat nicht mehr, wo es ruht,
mit Tränen netzet sie der Füße Wunden.

Ach, Peregrinen hab ich so gefunden!
Schön war ihr Wahnsinn, ihrer Wange Glut,
noch scherzend in der Frühlingsstürme Wut
und wilde Kränze in das Haar gewunden.

Wars möglich, solche Schönheit zu verlassen? —
So kehrt nur reizender das alte Glück!
O komm, in diese Arme dich zu fassen!

Doch weh! o weh! was soll mir dieser Blick?
Sie küßt mich zwischen Lieben noch und Hassen,
sie kehrt sich ab und kehrt mir nie zurück.

*

Die schlimme Gret und der Königssohn.

„Gott grüß dich, junge Müllerin!
Heut wehen die Lüfte wohl schön?" —
„Laßt sie wehen von Morgen und Abend,
meine leere Mühle zu drehn!"

„Die stangenlangen Flügel,
sie haspeln dir eitel Wind?" —
„Der Herr ist tot, die Frau ist tot:
da feiert das Gesind." —

„So tröste sich Leid mit Leide!
Wir wären wohl gesellt:
ich irr, ein armer Königssohn,
landflüchtig durch die Welt.

Und drunten an dem Berge
die Hütte dort ist mein;
da liegt auch meine Krone,
Geschmuck und Edelstein.

Willt meine Liebste heißen,
so sage, wie und wann
an Tagen und in Nächten
ich zu dir kommen kann!" —

„Ich bind eine güldne Pfeife
wohl an den Flügel hin,
daß sie sich helle hören läßt,
wann ich daheime bin.

Doch wollt Ihr bei mir wohnen,
sollt mir willkommen sein:
mein Haus ist groß und weit mein Hof,
da wohn ich ganz allein." —

Der Königssohn mit Freuden
ihr folget in ihr Haus;
sie tischt ihm auf — kein Edelhof
vermöchte so stattlichen Schmaus —

Schwarzwild und Rebhuhn, Fisch und Met;
er fragt nicht lang woher.
Sie zeigt so stolze Sitten,
des wundert er sich sehr.

Die erste Nacht, da er kost mit ihr,
in das Ohr ihm sagte sie: „Wißt!
eine Jungfrau muß ich bleiben,
so lieb Euer Leben Euch ist!" —

Einsmals da kam der Königssohn
zu Mittag von der Jagd,
unfrohgemut, doch barg er sich,
sprach lachend zu seiner Magd:

„Die Leute sagten mir neue Mär
von dir und böse dazu;
Sankt Jörgens Drach' war minder schlimm,
wenn man sie hört, denn du." —

„Sie sagen, daß ich ein falsches Ding,
daß ich eine Hexe sei?" —
„Nun ja, mein Schatz, so sprechen sie:
eine Hexe, meiner Treu!

Ich dachte: wohl, ihr Narren,
ihr lüget nicht daran;
mit den schwarzen Augen aufs erstemal
hat sie mirs angetan.

Und länger ruh ich keinen Tag,
bis daß ich König bin,
und morgen zieh ich auf die Fahrt:
aufs Jahr bist du Königin."

Sie blitzt ihn an wie Wetterstrahl,
sie blickt ihn an so schlau:
„Du lügst in deinen Hals hinein,
du willt kein' Hex' zur Frau.

Du willt dich von mir scheiden;
das mag ja wohl geschehn:
sollt aber von der schlimmen Gret
noch erst ein Probstück sehn." —

„Ach, Liebchen, ach, wie hebet sich,
wie wallet dein schwarzes Haar!
und rühret sich kein Lüftchen doch —
o sage, was es war!

Schon wieder, ach, und wieder!
Du lachest, und mir graut,
es singen deine Zöpfe — weh!
du bist die Windesbraut!" —

„Nicht seine Braut, doch ihm vertraut;
meine Sippschaft ist gar groß.
Komm, küsse mich! ich halte dich
und lasse dich nimmer los.

O pfui, das ist ein schief Gesicht!
du wirst ja kreideweiß.
Frisch, munter, Prinz! ich gebe dir
mein bestes Stücklein preis."

Rührlöffel in der Küch' sie holt,
Rührlöffel ihrer zwei,
war jeder eine Elle lang,
waren beide nagelneu.

„Was guckst du so erschrocken?
denkst wohl, es gäbe Streich'?
Nicht doch, Herzliebster; warte nur!
dein Wunder siehst du gleich."

Auf den obern Boden führt sie ihn.
„Schau, was ein weiter Platz!
wie ausgeblasen, hübsch und rein!
Hie tanzen wir, mein Schatz.

Schau, was ein Nebel zieht am Berg!
gib acht! ich tu ihn ein."
Sie beugt sich aus dem Laden weit,
die Geister zu bedräun:

sie wirbelt übereinander
ihre Löffel so wunderlich,
sie wickelt den Nebel und wickelt
und wirft ihn hinter sich.

Sie langt hervor ein Saitenspiel,
sah wie ein Hackbrett aus,
sie rühret es nur leise:
es zittert das ganze Haus.

„Teil dich, teil dich, du Wolkendunst!
ihr Geister, geht herfür!
lange Männer, lange Weiber, seid
hurtig zu Dienste mir!"

Da fangt es an zu kreisen,
da wallet es hervor,
lange Arme, lange Schleppen,
und wieget sich im Chor.

„Faßt mir den dummen Jungen da!
geschwinde wickelt ihn ein!
Er hat mein Herz gekränket,
das soll er mir bereun!"

Den Jüngling von dem Boden hebt's,
es dreht ihn um und um,
es trägt ihn als ein Wickelkind
dreimal im Saal herum.

Margret ein Wörtlein murmelt,
klatscht in die Hand dazu:
da fegt es wie ein Wirbelwind
durchs Fenster fort im Nu.

Und fähret über die Berge,
den Jüngling mitten inn'.
Und fort, bis wo der Pfeffer wächst —
o Knabe, wie ist dir zu Sinn?

Und als er sich besonnen,
lag er im grünen Gras
hoch oben auf dem Seegestad;
die Liebste bei ihm saß.

Ein Teppich war gebreitet,
köstlich gewirket, bunt,
darauf ein lustig Essen
in blankem Silber stund.

Und als er sich die Augen reibt
und schaut sich um und an,
ist sie wie eine Prinzessin schön,
wie ein Prinz er angetan.

Sie lacht ihn an wie Maienschein,
da sie ihm den Becher beut,
sie legt den Arm um seinen Hals:
vergessen war all sein Leid.

Da ging es an ein Küssen,
er kriegt nicht satt an ihr;
fürwahr ihr güldner Gürtel wär
zu Schaden kommen schier.

„Ach, Liebchen, ach, wie wallet hoch
dein schwarzes Ringelhaar!
Warum mich so erschrecken jetzt?
Nun ist meine Freude gar.“ —

„Rück her, rück her! sei nicht so bang!
Nun sollt du erst noch sehn,
wie lieblich meine Arme tun,
komm! es ist gleich geschehn.“

Sie drückt ihn an die Brüste,
der Atem wird ihm schwer;
sie heult ein grausiges Totenlied
und wirft ihn in das Meer.

Der Schatten.

Von Dienern wimmelt's früh vor Tag,
von Lichtern in des Grafen Schloß.
Die Reiter warten sein am Tor,
es wiehert morgendlich sein Roß.

Doch er bei seiner Frauen steht
alleine noch im hohen Saal,
mit Augen gramvoll prüft er sie,
er spricht sie an zum letztenmal:

„Wirst du, derweil ich ferne bin
bei des Erlösers Grab, o Weib,
in Züchten leben und getreu
mir sparen deinen jungen Leib?

Wirst du verschließen Tür und Tor
dem Manne, der uns lang entzweit
wirst meines Hauses Ehre sein,
wie du nicht warest jederzeit?“

Sie nickt. Da spricht er: „Schwöre denn!“
Und zögernd hebt sie auf die Hand.
Da sieht er bei der Lampe Schein
des Weibes Schatten an der Wand.

Ein Schauer ihn befällt; er sinnt,
er seufzt und wendet sich zumal.
Er winkt ihr einen Scheidegruß
und lässet sie allein im Saal.

Elf Tage war er auf der Fahrt,
ritt krank ins welsche Land hinein:
Frau Hilde gab den Tod ihm mit
in einem giftigen Becher Wein.

Es liegt eine Herberg an der Straß'
im wilden Tal, heißt Mutintal,
da fiel er hin in Todesnot
und seine Seele Gott befahl.

Dieselbe Nacht Frau Hilde lauscht,
Frau Hilde luget vom Altan:
nach ihrem Buhlen schaut sie aus;
das Pförtlein war ihm aufgetan.

Es tut einen Schlag am vordern Tor
und aber einen Schlag, daß es dröhnt und hallt:
im Burghof mitten steht der Graf;
vom Turm der Wächter kennt ihn bald.

Und Vogt und Zofen auf dem Gang
den toten Herrn mit Grausen sehn,
sehn ihn die Stiegen stracks herauf
nach seiner Frauen Kammer gehn.

Man hört sie schreien und stürzen hin,
und eine jähe Stille war.
Das Gesinde, das flieht, auf die Zinnen es flieht:
da scheinen am Himmel die Sterne so klar.

Und als vergangen war die Nacht
und stand am Wald das Morgenrot,
sie fanden das Weib in dem Gemach
am Bettfuß unten liegen tot.

Und als sie treten in den Saal,
o Wunder! steht an weißer Wand
Frau Hildes Schatten, hebet steif
drei Finger an der rechten Hand.

Und da man ihren Leib begrub,
der Schatten blieb am selben Ort
und blieb, bis daß die Burg zerfiel;
wohl stünd' er sonst noch heute dort.

Vom Sieben-Nixen-Chor.

Manche Nacht im Mondenscheine
sitzt ein Mann von ernster Schöne,
sitzt der Magier Drakone
auf dem Gartenhausbalkone
mit Prinzessin Liligi,
lehrt sie allda seine Lehre
von der Erde, von dem Himmel,
von dem Traum der Elemente,
vom Geschick im Sternenkreise.

„Laß es aber nun genug sein!
Mitternacht ist lang vorüber,“
spricht Prinzessin Liligi.
„Und nach solchen Wunderdingen,
mächtigen und ungewohnten,
lüstet mich nach Kindermärchen,
lieber Mann, ich weiß nicht, wie!“ —

„Hörst du gern das Lied vom Winde,
das nicht End' noch Anfang hat,
oder gern vom Königskinde,
gerne von der Muschelstadt?“ —

„Singe du so heut, wie gestern
von des Meeres Lustrevier,
von dem Haus der sieben Schwestern
und vom Königssohne mir!“ —

„Zwischen grünen Wasserwänden
sitzt der Sieben-Nixen-Chor:
Wasserrosen in den Händen,
lauschen sie zum Licht empor.

Und wenn oftmals auf der Höhe
Schiffe fahren, schattengleich,
steigt ein siebenfaches Wehe
aus dem stillen Wasserreich.

Dann zum Spiel kristallner Glocken
drehn die Schwestern sich im Tanz,
schütteln ihre grünen Locken
und verlieren Gurt und Kranz.

Und das Meer beginnt zu schwanken,
Well' auf Welle steigt und springt,
alle Elemente zanken
um das Schiff, bis es versinkt.“ —

Also sang in Zaubertönen
süß der Magier Drakone
zu der lieblichen Prinzessin,
und zuweilen im Gesange
neiget er der Lippen Milde
zu dem feuchten Rosenmunde,
zu den hyazintheblauen,
schon in Schlaf gesenkten Augen
der betörten Jungfrau hin.
Diese meint im leichten Schlummer,
immer höre sie die Lehre
von der Erde, von dem Himmel,
vom Geschick im Sternenkreise;
doch zuletzt erwachet sie.

„Laß es aber nun genug sein!
Mitternacht ist lang vorüber,
und nach solchen Wunderdingen,
mächtigen und ungewohnten,
lüstet mich nach Kindermärchen,
lieber Mann, ich weiß nicht, wie!“ —

„Wohl! — Schon auf des Meeres Grunde
sitzt das Schiff mit Mann und Maus,
und die Sieben in die Runde
rufen: Schönster, tritt heraus!

Rufen freundlich mit Verneigen:
Komm! es soll dich nicht gereun;
woll'n dir unsre Kammer zeigen,
wollen deine Mägde sein.

Sieh! da tritt vom goldnen Borde
der betörte Königssohn,
und zu der korallnen Pforte
rennen sie mit ihm davon.

Doch man sah nach wenig Stunden,
wie der Nixenbräutigam
tot, mit sieben roten Wunden
hoch am Strand des Meeres schwamm.“

Also sang in Zaubertönen
süß der Magier Drakone,
und zuweilen im Gesange
neiget er der Lippen Milde
zu dem feuchten Rosenmunde,
zu den hyazintheblauen,
schon in Schlaf gesenkten Augen
der betörten Jungfrau hin.
Sie erwacht zum andern Male,
sie verlanget immer wieder:
„Lieber Mann, ein Kindermärchen
singe mir zu guter Letzt!“

Und er singt das letzte Märchen,
und er küßt die letzten Küsse:
Lied und Kuß hat ausgeklungen,
aber sie erwacht nicht mehr.
Denn schon war die dritte Woche,
seit der Magier Drakone
bei dem edeln Königskinde
seinen falschen Dienst genommen;
wohlberechnet, wohlbereitet,
kam der letzte Tag heran.

Jetzo fasset er die Leiche,
schwingt sich hoch im Zaubermantel
durch die Lüfte zu dem Meere,
rauschet nieder in die Wogen,
klopft an dem Korallentor,
führet so die junge Fürstin,
daß auch sie zur Nixe werde,
als willkommene Genossin
in den Sieben-Nixen-Chor.

Der Zauberleuchtturm.

Des Zauberers sein Mägdlein saß
in ihrem Saale rund von Glas,
sie spann beim hellen Kerzenschein
und sang so glockenhell darein.
Der Saal, als eine Kugel klar,
in Lüften aufgehangen war
an einem Turm auf Felsenhöh,
bei Nacht hoch ob der wilden See
und hing in Sturm und Wettergraus
an einem langen Arm hinaus.
Wenn nun ein Schiff in Nächten schwer
sah weder Rat noch Rettung mehr,
der Lotse zog die Achsel schief,
der Hauptmann alle Teufel rief,
auch der Matrose wollt verzagen:
„o weh mir armen Schwartenmagen!“ —
Auf einmal scheint ein Licht von fern,
als wie ein heller Morgenstern.
Die Mannschaft jauchzet überlaut:
„Heida! jetzt gilt es trockne Haut!“
Aus allen Kräften steuert man
jetzt nach dem teuren Licht hinan:
das wächst und wächst und leuchtet fast
wie einer Zaubersonne Glast,
darin ein Mägdlein sitzt und spinnt,
sich beuget ihr Gesang im Wind.
Die Männer stehen wie verzückt,
ein jeder nach dem Wunder blickt
und horcht und staunet unverwandt,
dem Steuermann entsinkt die Hand,
hat keiner acht mehr auf das Schiff;
das kracht mit eins am Felsenriff,
die Luft zerreißt ein Jammerschrei:
„Herr Gott im Himmel, steh uns bei!“
Da löscht die Zauberin ihr Licht;
noch einmal aus der Tiefe bricht
verhallend Weh aus einem Mund:
Da zuckt das Schiff und sinkt zu Grund.

Erzengel Michaels Feder.

I.

Weil schon vor vielen hundert Jahren,
da unsre Väter noch Heiden waren,
unser geliebtes Schwabenland
so lustig wie ein Garten stand,
so sah der Teufel auch einmal
vom Michelsberg ins Maiental
und auf das weit gebaute Feld.
Er sprach: „Das ist ja wohlbestellt!
Hier blüht, wie einst im Paradies,
der Apfelbaum und schmeckt so süß.
Wir wollen dieses Gartens pflegen,
und soll sich erst kein Pfaff drein legen!“ —

Solch Frevelwort des Satans hört
der Herr im Himmel ungestört,
war aber gar nicht sehr ergötzt,
daß sich der Bock zum Gärtner setzt.
Er sandte Bonifazium
damals im Deutschen Reich herum,
daß er, des heiligen Geistes voll,
den himmlischen Weinstock pflanzen soll.
So rückt er nun auch zum Michelsberg:
das kam dem Satan überzwerch,
tät ihm sogleich den Weg verrennen,
ließ den Boden wie Schwefel brennen,
hüllet mit Dampf und Wetterschein
das ganze Revier höchst grausam ein,
ging selber auf den Heiligen los;
der stand aller irdischen Waffen bloß,
die Hände sein zum Himmel kehrt,
rief: „Starker Gott! leih mir ein Schwert!"
Da zückt herab wie ein Donnerstreich
Erzengel Michael sogleich.
Sein Flügel und sein Fußtritt dämpft
das Feuer schnell, er ficht und kämpft
und würgt den Schwarzen blau und grün;
der hätte schier nach Gott geschrien.
Schmeißt ihn der Engel auch alsbald
kopfunter in den Höllenspalt,
schließt sich der Boden eilig zu:
Da war's auf Erden wieder Ruh,
die Lüfte flossen leicht und rein,
der Engel sah wie Sonnenschein.
Unser Heiliger bedankt sich sehr,
möcht aber noch ein Wörtlein mehr
mit dem Patronen gern verkehren;
des wollte jener sich erwehren,
sprach: „Jetzo hab ich keine Zeit."
Da ging Herr Bonifaz so weit,
daß er ihn faßt an seiner Schwingen;
der Engel ließ sich doch nicht zwingen,
war wie ein Morgenrauch entschlüpft.
Der Mann Gottes stund sehr verblüfft.
Ihm war, wie er mit dem Erzengel rang,
eine Feder, gülden, schön und lang,
aus dem Fittich in der Hand geblieben.
Flugs tät er sie in Mantel schieben,
ging eine Strecke fort und sann:
Was fang ich mit der Feder an?
Nun aber auf des Bergesrand
ein kleiner Heidentempel stand,
noch in der letzten Römerzeit
Luna, der Mondgöttin, geweiht
von Trephon, dem Feldhauptmann.
Da nahm Bonifaz ein Ärgernis dran,
ließ also das Bethaus gleich fegen und lichten,
zur christlichen Kapell herrichten
und weihte sie auch auf der Stell'
dem teuren Erzengel Michael.
Sein Bild, übern Altar gestellt,
mit der rechten Hand die Feder hält,
die dann bei mancher Pilgerfahrt
noch bis heute hoch verehret ward.
Zu guter Letzt ich melden will:
da bei dem Berg liegt auch Tripstrill,
wo, wie ihr ohne Zweifel wißt,
die berühmte Pelzmühl ist.

II.

Es war ein Kaufherr zu Heilbronn,
fürwahr ein halber Salomon;
mit seinen Talern hätt' man mögen
den Markt wohl zwiefach pflästern und legen;
zwar seines Glaubens nur ein Jüd,
jedoch ein echt und fromm Gemüt:
machte manchen Christenbettler satt.
Er hatte drei Häuser in der Stadt,
indes er selbst das ganze Jahr,
oft über Meer, verreiset war.
Weil aber in guter Christen Mitte
sein Volk damals viel Tort erlitte,
ließ Herr Aaron seiner Frauen
auf dem Land ein Schlößlein bauen,
ringsum mit Wiesen, See und Wald,
zur Sommerzeit ein Aufenthalt.
Zu all dem sah sein jung Gemahl
nur wie das Klagweib im Hochzeitsaal,
ging weder fischen, weder jagen,
ließ sich auch nicht vom Maultier tragen
durch Berg und Wald, das Dorf entlang,
wollte kein Saitenspiel, noch Gesang:
denn ihr einzig Kind, ein Mägdlein zart
wie ein Fürstenblut so schön von Art,
war leider taub und stumm geboren,
auch Kunst und Hoffnung ganz verloren.

Als nun das Mägdlein endlich groß,
einer Lilie gleich aufschoß,
ging es und ritte manches Mal
ohne Diener durchs Wiesental.
Dann sprachen die Leute insgemein:
„Seht da, des Sultans Töchterlein!"
War weiß von Haut und schwarz von Haar,
mit Ringeln deckt's den Nacken gar;
ihr Auge, hell und lauter ganz,
sah munter drein beim Schäfertanz;
ihr roter Mund zwar red'te nicht,
konnt aber lachen inniglich.

Einsmals schön Rahel saß allein
beim Birkenwald am grünen Rain,
dacht einem Traumgesichte nach,
darin ihr Gott der Herr versprach
treu und wahrhaft durch Engelsmund,
sie sollte werden ganz gesund,
wenn sie ihm täte dies und das —
sie wußte leider nicht mehr was;
hätt' sie's gewußt, sie könnt's nicht sagen,
müßt es ewig bei sich selber tragen.
Das fiel ihr nun aufs Herz so schwer,
daß sie seufzet laut und weinet sehr.
Nun kam den Pfad ein Büblein her,
dem war die Rahel wohlgesinnt;
es war des Juden Pächters Kind,
kam von der Synagoge warm,
hatt' Buch und Täflein unterm Arm.
Sie macht ihm Platz an ihrer Rechten,
lehrt ihm ein lustig Kränzlein flechten;
am Bach, da hatt's der Blumen viel.
Der Tag war aber gar zu schwül:
Der Knabe nickt, dann schläft er ein,
Schön-Rahel sitzt für sich allein.

Sie kriegt des Knaben Buch zur Hand,
davon sie leider nichts verstand;
sie nimmt das Täflein auf den Schoß:
da wurden ihr die Tränen los.
Mit Händen deckt sie ihr Gesicht,
sie bet't im stillen und weiß es nicht.
Und wie sie wieder aufgeblickt,
ein frisches Aug ins Blaue schickt:
vom Michelsberg was blinkt so hell,
als wie das Kreuz auf der Kapell?
streicht es nicht durch die Luft daher?
kommt es nicht nah und immer mehr?
Ein Vogel, ei! ein Schwälblein hold!
im Schnabel hat's ein klares Gold.
Der Jungfrau legt's, o Wunder, sieh!
eine güldene Feder auf ihr Knie,
fliegt auf den nächsten Erlenbaum.
Der Jungfrau ist es als ein Traum;
wie wird es ihr im Geist so licht!
sie weiß ihr ganzes Traumgesicht!
ihr klinget, was der Engel sprach,
hell, wie Gesang, im Herzen nach.
Im Taumelsinn, in seliger Hast
hat sie den güldnen Kiel gefaßt:
er lebt und schreibt — kaum hält sie ihn,
so rasch geht's übers Täflein hin —
mit goldiger Hebräerschrift
(wohl feiner denn mit Schieferstift):
„Schön-Rahel! Friede sei mit dir!
Der ewig Vater grüßt dich hier,
will lösen deiner Zunge Band,
auftun dein Ohr mit seiner Hand,
so du mit Vater und Mutter dein
dem Heiland willt zu eigen sein."

Die Feder ruht; das Schwälblein keck
fliegt ab dem Baum und nimmt sie weg,
und auf und fort in einem Nu
dem Michelsberg da wieder zu!

Indessen war der Knab erwacht,
nahm auch das Wunder wohl in acht,
die Jungfrau winket ihm aufzustehn:
alle beide still nach Hause gehn.
Wie sie noch wenig Schritt vom Hofe,
entgegen rennet schon die Zofe,
bedeutend, daß der Vater kommen.
Von tausend Freuden übernommen,
jetzt eilet das glückselig Kind
ins Haus noch zehnmal so geschwind.
Herr Aaron stund just in der Tür,
faßt sie in Arm; sie zittert schier.
Sie dringet ihm das Täflein auf,
dann eilet sie in einem Lauf,
holt ihre Mutter in den Saal,
herzet und küßt sie tausendmal,
winket des Pächters Kind herbei,
das sagt, was all geschehen, frei.
Der Alte liest und staunt und schweigt,
seiner Frauen dar das Wunder reicht
und murmelt für sich unbewußt,
schlägt dann laut an seine Brust
und ruft: „Dein Knecht, Herr, ist nicht wert,
daß ihm so Großes widerfährt!
Ich seufzet oft in Nächten tief
nach deines Sohnes Heil und rief,
doch Zweifels Angst und Spott der Welt
hat mir so teures Licht verstellt;
ich war verstocket, taub und blind:
muß mich noch retten mein armes Kind!
Dafür sei Preis und Ehre dein!
Laß mich jetzt auch der erste sein,
so brünstig dir, Herr Jesu Christ,
weh! die durchgrabnen Füße küßt!
Und wie, zu deinem Stern gewandt,
drei Könige aus Morgenland
dir brachten Myrrhen, Weihrauch, Gold:
vergönne, daß dein Knecht dir zollt,
was alles du seit so viel Jahren
durch ihn der Kirche wollen sparen! —
O du, an deines Sohnes Seite,
vertritt uns, Mutter, benedeite!"

So sprach Herr Aaron jenen Tag.
Hört an, was weiter werden mag!
Zu Pfingsten früh vor Tage schon
zieht, groß und lang, eine Prozession
mit hellen Kerzen ohne Zahl
langsam dahin durchs grüne Tal,
Söhne und Töchter Israel,
zum Berg des Engels Michael.

Zuvörderst tät Herr Aaron gehn
mit seiner Frauen und Rahel schön,
kam hierauf seine Dienerschaft,
lobpreisend Gottes Wunderkraft,
aber zuletzt in langen Reihn
an die Zweihundert seiner Gemein:
die kamen nicht zu sehn und zu gaffen,
sondern geschlagen von Gottes Waffen,
wollten sich alle taufen lassen.
Das Kirchlein nicht ein Drittel faßt
der Meng', so an den Pforten paßt.

Jetzo die Orgel hell erklingt,
man freudig Halleluja singt.
Dann voller Demut, holder Sitte
Schön-Rahel vor den Taufstein schritte.
Ihr Haupt gebeuget und ihr Knie,
empfänget Bad und Segen sie.
Und als der Priester feierlich
sprach: „Gotteskind, ich taufe dich,
so jetzo Dorothea heißt,
auf Vater, Sohn und Heiligen Geist.
Glaubst du an des Dreieinigen Namen?"
Schön-Dorothe sprach: „Ja und Amen!"

* * *

Friedrich Theodor Vischer.

Geb. am 30. Juni 1807 in Ludwigsburg, gest. am 14. Sept. 1887 in Gmunden. — Lyrische Gänge 1882.

Das Bankett.

Die Diener eilen hin und her,
sie tragen auf zum Feste,
die Tafel prangt von Silber schwer,
wo bleiben nur die Gäste?

„Und eh ich wart in Ewigkeit,"
schreit wild der Herr vom Hause,
„so seien alle Teufel heut
geladen zu dem Schmause!"

Da glänzt im Hofe Fackelschein,
da scharrt es auf dem Gange,
geputzte Herren treten ein
mit hellem Sporenklange.

„Willkomm, ihr Herrn," so spricht der Graf,
„lang seid ihr ausgeblieben,
nun aber sei mit Trinken brav
und Schmaus die Zeit vertrieben!"

Die Gäste nicken wunderlich
mit schmunzelndem Gesichte,
sie räuspern sich, verbeugen sich
im Kerzenflimmerlichte.

Des Grafen Knie sein Kind umflicht,
hängt sich an ihn mit Bangen:
„Ach siehst du denn die Krallen nicht,
die spitzigen, die langen?"

Der Graf nach ihren Fingern sieht —
„Hilf, Herr im Himmel droben!"
Graf, Gräfin und Gesinde flieht,
wie Spreu im Wind zerstoben.

Im Saal erschallt ein Jubelschrei,
sie setzen sich zum Schmause,
es quakt, es schnarrt: „Juchhei! Juchhei!
Nun sind wir Herrn im Hause!"

Wie tobt das wilde Höllenpack
mit Springen und mit Singen!
Die Fiedel kreischt, der Dudelsack,
man hört die Gläser klingen.

Sie füllen sich den Höllenbauch,
sie grunzen, bellen, mauen,
man sah sie aus den Fenstern auch
mit langen Rüsseln schauen.

Die Gräfin lauschet in die Höh,
es gellt ihr in die Ohren,
sie sieht umher: „O weh, o weh!
mein Kind, mein Kind verloren!

Vergessen blieb mein armes Kind
dort oben in dem Saale!"
Ein treuer Diener läuft geschwind
hinauf zum Teufelsmahle.

Er höret auf der Treppe schon
ein Näseln und ein Meckern,
sie treiben mit dem Kinde Hohn,
sie schnäbeln und sie schäkern.

Der eine reichts dem andern dar,
es auf dem Arm zu schaukeln;
sie zupfen es am blonden Haar,
sie tänzeln und sie gaukeln.

Der Diener ohne Furcht und Schreck
steht mitten in dem Schwarme,
ergreift das Kind und reißt es keck
aus eines Teufels Arme.

„Gib her das Kind," so schreit er laut,
„in Jesu Christi Namen!"
Das Kindlein munter um sich schaut,
und leise sagt es: „Amen!"

Von oben glänzt ein heller Strahl,
die Gäste sind verschwunden,
der Diener steht im leeren Saal,
den Arm ums Kind gewunden.

*

Gwyon und Taliesin.

Gwyon, dieser kleine Tropf —
was tut der?
Hat geschleckt vom Zaubertopf.
Wer kommt her?
Kommt herbei, o weh! o weh!
Coridwen, die starke Fee!

Gwyon, dieses Zwergelein,
was wird er?
Wird ein flinkes Häsulein.
Wer kommt her?
Coridwen als Hündin schnell
will zerzausen ihm das Fell.

Daß sie ihn nicht packt am Wisch,
was tut er?
Gwyon wird im Nu ein Fisch.
Wer kommt her?
Coridwen als Ottertier
jagt ihn und erhascht ihn schier.

Gwyon, Gwyon, jetzt sei flink!
was tut er?
Er wird flugs ein Distelfink.
Wer kommt her?
Coridwen stößt auf den Schalk
gleich herab als Finkenfalk.

Zu entfliehn des Falken Zorn,
was tut er?
Er wird rasch ein Weizenkorn.
Wer kommt her?
Coridwen wird eine Henn'
und verschluckt ihn, Coridwen.

Das Korn hat gegoren
im heiligen Leib,
da hat sie geboren,
das Wunderweib,
die Strahlenstirne, den Taliesin,
der da schauet allen geheimen Sinn,
der da blicket hinaus in die Ewigkeit,
der da ist und war in aller Zeit,
der Druiden Vater und Geisterhaupt.
Selig, wer an Taliesin glaubt,
doch zurück zum Zwergengeschlechte kehrt,
wer ihm nicht glaubet und ihn nicht ehrt.

* * *

Ludwig Pfau.

Geb. am 25. August 1821 zu Heilbronn, gest. am 12. April 1894 zu Stuttgart.

Gedichte 1847. Gesamtausgabe 1874. — Die Gedichte „Zum 18. März“ und „Lied von Robert Blum“ können als politische Balladen aufgefaßt werden.

Der Zigeunerkönig.

Es schrillen die Fahnen, es pfeift der Sturm,
der Zigeunerkönig sitzt im Turm.
Sie wollen ihn hängen die nächste Nacht,
doch der Zigeunerkönig singt und lacht:
„Giggerigi! du roter Hahn!“

Es weht im Wind sein schwarzkraus Haar,
es blitzt sein pechschwarz Augenpaar;
seine Hosen sind wie Feuer so rot;
er spricht: „Mit mir hats keine Not —
Giggerigi! du roter Hahn!

Ihr sollt mir nicht krümmen ein Haar zuleid,
ihr sollt mir nicht rühren ein Falt am Kleid.
Ich setze den Rat und den Henker in Ruh,
ich verbrenn euch den Strick und den Galgen dazu —
Giggerigi! du roter Hahn!

Du Krämervolk, du gierige Brut,
wohl bekomm dir das rote Zigeunerblut!
Wach auf und flieg, du roter Hahn,
nimm deinen gellenden Weckruf an —
Giggerigi! du roter Hahn!

Auf die Häuser stolz, auf die Giebel jäh,
hui! schwing dich hinan, hinauf und kräh!
Mit den Flügeln schlag einen glühenden Reif,
die Dächer peitsch mit feurigem Schweif —
Giggerigi! du roter Hahn!“

Da klettert die Flamme durch Tür und Tor
an allen vier Ecken der Stadt empor.
Die Glocken heulen von Turm zu Turm,
der Zigeuner ruft und kräht in den Sturm:
Giggerigi! du roter Hahn!

Willkommen, du lieber, feuriger Gast,
der hoch in den Lüften schwelgt und praßt;
du bist dem Zigeuner freundlich gesellt,
wir jauchzen all beid so frei durch die Welt —
Giggerigi! du roter Hahn!

Tief unten wimmelt der Ameisenhauf —
Das rennt die Straßen wohl ab, wohl auf,
das schafft und scharrt, und wir lachen sie aus:
dem Zigeuner verbrennt weder Hof noch Haus —
Giggerigi! du roter Hahn!“

Und Giebel um Giebel fällt und kracht,
es flieht der Rat, es flieht die Wacht.
Bald wird der Turm des Feuers Raub,
der Zigeuner macht sich aus dem Staub —
Giggerigi! du roter Hahn!

Und als er war durchs brennende Tor,
steht er noch einmal still davor:
„Du Brut! Das war mein Henkerschmaus,
jetzt bau dir neu dein Schneckenhaus —
Giggerigi! du roter Hahn!“

*

Zum 18. März.

Vor dem Berliner Schlosse
ertönt ein Trauerlied:
da liegen viel hundert Tote,
sie liegen in Reih und Glied.
Und Leich' um Leiche tragen
die Bürger stumm heran,
als wollten sie sagen: König!
Da sieh, was du getan!

Da liegen sie, Mann und Knabe,
starr mit zerfetztem Leib;
da kommen sie weinend und klagend,
Braut, Schwester, Bruder, Weib.
Da schauen Väter und Mütter
die toten Söhne an —:
Herrgott! und das hat ein König,
ein deutscher König getan!

Viel tausend Stimmen drohen:
der König muß herab;
er salutiert die Toten
und nimmt die Mütze ab.
Da bluten alle aufs neue
bei ihres Mörders Nahn,
als sprächen sie: Das hat ein König,
ein deutscher König getan!

Und viele werden's sprechen,
viel tausend nah und fern;
die Völker werden rächen
den Frevel, der geschah.
Auf Sturmesflügeln bricht sich
durch Land und Länder Bahn
der Zornesschrei: Das hat ein König,
ein deutscher König getan!

Weh! Volk, vom eignen Blute
sind deine Hände rot;
der Bruder schlug den Bruder,
weil es ein Fürst gebot.
Ein großes Grab soll alle
in seinen Schoß empfahn,
drauf schreibet: Das hat ein König,
ein deutscher König getan!

Dies Grab, es wird zum Grabe
der königlichen Macht;
die Blut gesäet haben,
die ernten eine Schlacht.
Im Blute wir ersticken
der alten Treue Wahn:
Gottlob! und das hat ein König,
ein deutscher König getan!

Lied von Robert Blum.

Was rasseln denn die Trommeln
durch Wien so dumpf und schwer?
Was kommt denn durch die Tore
im Trauerzug einher?
Sie führen ihn zum Tode
beim ersten Morgenrote,
den treuen Robert Blum.

Und zwischen den Soldaten
geht er mit festem Schritt,
der Mann der Barrikaden,
den Tod, den fürcht er nit.
„Ihr Fernen und ihr Meinen!
lebt wohl!“ Da tät er weinen,
der arme Robert Blum.

„Mein Weib und meine Kinder
sind dir, mein Volk, vermacht;
nur Tränen laß ich ihnen,
drum hab du ihrer acht.
Hab acht auf dein Versprechen;
die Freiheit soll uns rächen,
dich und den Robert Blum.

O März, o schöner Märzen!
wie bist du schon so weit!
November mußt es werden,
da ist es Säenszeit.
Mein Blut, das wolln sie säen,
hei! das wird auferstehen,
aus jedem Tropfen eine Blum'.

Euch Soldaten sei vergeben
mein Mord und eure Schand!
Für die Freiheit darf ich sterben,
ade, mein deutsches Land!
Mein Blut darf ich dir schenken,
so wolltest du mein gedenken,
des treuen Robert Blum.“

* * *

Johann Georg Fischer.

Geb. am 25. Oktober 1816 zu Groß-Süßen im Filstal in Württemberg, gest. am 4. Mai 1897 zu Stuttgart.
Gedichte 1854. Neue Gedichte 1865. Den deutschen Frauen 1869. Aus frischer Luft 1872. Neue Lieder 1876. Merlin 1877. Auf dem Heimweg 1891. Mit achtzig Jahren 1896.

Rosamunde.

Wie sitzest du da so versunken, bleich?
Fürst Alboin hält dir ein Mahl so reich,
wie glänzt es von Schildern und Lichtern!
Ein Schädel vor ihm, in Gold gefaßt,
den füllt er mit Weine, den schwingt er mit Hast
vor den wilden Lombardengesichtern:

„Schön Rosamund, siehst du, den hab ich traun
aus einem Gepidenkopf gehaun,
den der König, dein Vater, getragen,
den füll ich mit Weine, so rot wie Blut,
den trink ich mir selbst und dem Arm zugut,
der dein Volk samt dem König erschlagen.

Und wenn der Lombardenkönig trinkt,
Longobardenschwerter, so tönt und klingt!“
Und die Schwerter klingen und tönen.
„Und den andern, den trink ich schön Rosamund,
den leer ich, ihr Krieger, bis auf den Grund
eurer Fürstin, der stolzen und schönen.“

Und die Schwerter klingen zum andernmal,
wie Gewitterodem erfüllts den Saal:

„Und wer trinkt den Becher zum dritten?
Den leerst du selber, o Königin gut,
aus welchem gezeuget dein Hirn und Blut,
es rettet kein Zittern und Bitten.“

„Der König bist du, mein Gehorsam blind:
doch sag, was geziemt dem Gepidenkind,
dem Ehr und Krone gebrochen?
Die Geraubte bin ich, der Räuber du,
der Erschlagenen Geistern trink ich zu —
und hörst an der Tür du sie pochen?“

Und sie faßt den Becher zum andernmal,
wie Wetterleuchten durchzuckt den Saal
ihres schrecklichen Auges Blitzen;
auf springt die Flammende, zornverschönt:
„Das trink ich dir selbst, der mein Blut gehöhnt!“
Auf springt das Gelag von den Sitzen.

„Kein süßeres Bild als ein zürnend Weib!
Im Schlafgemach, komm, den lockenden Leib
will ich zähmen, es rettet kein Bitten!“
Aus dem Saal ist gestoben des Festes Pracht;
doch Einer kommt durch der Gänge Nacht
wie ein lauschender Schatten geschritten.

Aus der Berge Kammern ein Donnerhall,
von des Tigers Lager ein Sprung — ein Fall
kommt so an das Ohr gedrungen,
wie vom Schlafgemach jetzt ein Schwerthieb klang,
ein erstickter Schrei durch die Halle drang,
von schütterndem Fall verschlungen.

Und ein dumpfes Röcheln, dann totenstill —
„Auf, Helmichis, auf, wer die Königin will,
es warten die schnaubenden Pferde,
die Freiheit harrt in Ravennas Schloß,
zur Eile, liebender Fluchtgenoß,
hinaus durch die nächtliche Erde!“

Und sie spricht zu ihm in Ravennas Palast:
„Wohl fühl ich, zärtlicher Reisegast,
vorm Manne tödlich Entsetzen;
doch weil du den König mir umgebracht,
so harre des schönsten Lohns die Nacht,
nur laß uns ein Mahl erst letzen.“

Sie reicht ihm den Becher, der Trank ist kühl,
da wird dem Manne so todesschwül,
es schleicht ihm ans Herz wie Sterben.
„Und bist du nicht auch ein Lombardensohn?
So nimm wie dein König den Dank und Hohn,
Verderben ist Losung, Verderben!“

Da faßt er den Becher mit krampfiger Hand
und drängt mit dem Rest ihr des Bechers Rand
an den Mund und das Schwert an die Kehle:
„Hinab die Neige, du Mörderin,
daß ich nicht allein in der Hölle bin!“
Und sie trinkt mit frohlockender Seele.

„Des Sterbens lach ich, was ists für Not?
Dem sein Volk erschlagen, was heißt ihm Tod,
du Sprößling der raubenden Horden?
Der Becher ist aus und mein Blut gerinnt,
die Wölfe sind los und den Reigen beginnt
das Völker- und Fürstenmorden.“

Totentanz.

Zu Basel, wo die fromme Schar
nicht leiden mag des Tanzes Geigen,
kreist doch schon an dreihundert Jahr,
von aller Welt besucht, ein Reigen;
ein sichrer Spielmann führt den Chor,
läßt Trommel nicht noch Fiedel schonen,
den überlustigen Humor
der tollen Tänzer zu belohnen.

Und wen der Taumel hat gepackt,
den läßt er nimmer aus dem Kreise:
Der Tod ists, der regiert den Takt
und aufspielt immer neue Weise.
Manch nie gekanntes Instrument,
er ziehts aus seinem Arsenale,
der Tänzer rast, die Sohle brennt
und tut den Dienst zum letzten Male.

So schuf mit kecker Phantasei
ein deutscher Meister in den Farben
des Totentanzes Konterfei,
drauf Könige und Bettler starben;
doch unbewußt hineingemalt
hat er ein Stück vom eignen Leben,
mit siebenfachem Tod bezahlt,
was Großes ihm die Kunst gegeben.

Nur sie, die zwischen Glut und Schnee
des Süds und Nordens ist entsprungen,
nur deutsche Kunst weiß von dem Weh,
das in den Musenkranz bedungen:
mit vorgeneigtem Angesicht
der Zukunftsahnung nachzuhängen
und mit des ganzen Manns Gewicht
sich dem Verhängnis zuzudrängen.

Wie treibt den Meister, zu entfliehn
der Heimat seines Totentanzes,
rheinabwärts ein gewaltig Ziehn,
ein Ziehn des jungen Künstlerkranzes,
hinab zu Englands Majestät,
wo in des achten Heinrichs Glanze
ihn lockt ein zwingender Magnet
zu einem neuen Totentanze!

Wie hat die Meisterhand gebrannt,
was von den reizendsten Gestalten
das stolze England sein genannt,
im Glanz der Farben festzuhalten?
Wie stürmt des Königs wilde Glut
vom Reize der gemalten Leiber,
zu jagen auf lebendig Blut
durchs ganze Alphabet der Weiber!

Wenn durch die Hand der Kunst geschmückt,
der Schönheit Blüten voller wallen,
da liebt die Wollust, wutverzückt,
die Beute heißer anzufallen;
daß sie den Künstler glühen macht,
läßt süßer ihre Reize sprechen
und nach der ersten Liebesnacht
das rührende Gefäß zerbrechen.

Und rasch genossen, rasch verkannt
der schönsten Königinnen Liebe!
Enthauptet die, und die verbannt,
und immer, immer neue Triebe,
und immer neue Liebeswut,
gepaart mit eines Tigers Zähnen,
und immer neue Farbenglut
des Malers, heiß von seinen Tränen!

Geschmiedet an des Wütrichs Gunst,
ein rarer Sklave seiner Lüste,
entwirft des seltnen Pinsels Kunst
nur Galerien der Blutgerüste.
Verhundertfachte Todesqual:
Am warmen, heut gemalten Nacken
vorauszusehn das Wundenmal,
wo morgen ihn die Henker packen!

In jedem Pinselzuge schon
zu sehn des jungen Blutes Fließen,
wie durch der Farben wärmsten Ton
des Todes kalte Striemen schießen!
Sieh, sieh die blutig scharfe Spur
um Anna Boleyns Hals gezogen! —
Und weder Farbe noch Lasur
hat jenen Fleck hinweggelogen.

Drangst, Meisterseele, du so tief,
daß du das unverwischte Zeichen,
das um der Mutter Nacken lief,
hinab zur Tochter sahest reichen,
die sich den schicksalvollen Streif
so tief ins Herz gewußt zu prägen,
um einst den gleichen Todesreif
der Stuart um den Hals zu legen?

Und eine hast zum Todesgang,
arm Künstlerherz, du weihen müssen,
sie, deren Liebereiz dich zwang,
den Saum des Kleides ihr zu küssen:
Als Katharina Howard sank,
die du in tiefster Brust getragen,
da sahst du, deiner Kunst zu Dank,
auch deine Liebe mit erschlagen. —

Der Maler krank; der König sonnt
sich an des Alters welken Strahlen:
„Wir beiden habens halt gekonnt,
das Lieben mein ich und das Malen;
und alle, alle waren schön,
Kathrinen, Annen und Johannen,
und alle — hörst du? — waren schön,
und alle gingen früh von dannen!“

Der König tot; der Maler alt,
vom eignen Geist zu Grab gebogen,
der einst durch seiner Kunst Gewalt
die Frauen in den Tod gezogen.
Daß ihm die Pest die Seele brach,
ich könnts zu sagen fast ersparen,
hat doch im Leben hundertfach
des Todes Grausen er erfahren.

Das ist des Tanzes Konterfei,
darauf die Königinnen starben,
die mit der Schicksalsphantasei
berührt der Meister in den Farben;
das war der tiefe Zug und Drang
in jenes jungen Künstlers Kranze,
den's früh vorauszudichten zwang
sein Los im Basler Totentanze.

Karl Gerok.

Geb. am 30. Januar 1815 zu Vaihingen a. d. Enz in Württemberg, gest. am 14. Januar 1890 zu Stuttgart.
Palmblätter 1857. Pfingstrosen 1864. Blumen und Sterne 1868. Eichenblätter 1870. Der letzte Strauß 1885. Unter dem Abendstern 1886. — Ausgewählte Dichtungen 1907.

Friedrich mit der gebissenen Wange.

(Um 1300.)

Die Wartburg ruht im Dunkel,
der Bergwald stöhnt im Sturm,
nur eines Lichts Gefunkel
glimmt matt im Frauenturm;
dort flieht der süße Schlummer
zwei Augen, trübverwacht,
dort nagt der bittre Kummer
ein Herz in stiller Mitternacht.

Das ist Frau Margarete,
Graf Albrechts fromm Gemahl,
sie kniet noch im Gebete
in tiefer Seelenqual;
der solch Juwel zerschlagen,
solch edlen Schatz verkannt,
der wird seit alten Tagen
wohl „der Unartige" genannt.

Ihr hoher Seelenadel,
ihr Hohenstaufenblut,
die Schönheit sonder Tadel,
drei Kindlein hold und gut,
der keines rührt die Sinne
dem ungetreuen Mann,
den eine wilde Minne
mit Zaubernetzen ganz umspann.

Die schöne Kunigunde,
das Fräulein Isenberg,
lockt ihn zu bösem Bunde
durch teuflisch Zauberwerk;
sie mag nicht Ruhe geben,
bis daß ihr Werk vollbracht:
es geht dir an dein Leben,
hüt, arme Frau, dich heute nacht!

Sie hüllt sich keusch in Decken,
sie schloß die Augen kaum,
da fährt in jähem Schrecken
sie auf aus bangem Traum,
ihr Herz schlägt wie ein Hammer,
sie sieht sich grausend um:
Weh! mitten in der Kammer
da steht ein Mörder bleich und stumm.

Doch plötzlich rührt ein Grauen
des Knechtes rohen Sinn,
vor seiner edlen Frauen
in Tränen sinkt er hin:
„Ich kann es nicht vollbringen,
Ihr seid zu tugendreich,
mich ließ der Landgraf dingen,
nun helft vom Tode mir und Euch!"

Da sprach sie: „Schleich verstohlen
dich in den Ritterbau,
geh meinen Kämmrer holen
mir schwerverratnen Frau."

Sie weckt die treuen Frauen,
da hält man weinend Rat:
„Ihr müßt vor Morgengrauen
weit weg von hier auf sichrem Pfad!"

Sie läßt sich zitternd kleiden
in rauhes Reisgewand,
sie rafft von Brautgeschmeiden
ihr Bestes rasch zur Hand;
sie weiß vor Angst und Grämen
kaum selber, was sie tut,
darf doch nicht mit sich nehmen
den besten Schatz, ihr liebstes Gut.

Sie tritt mit schwanker Kerze
ins nahe Schlafkloset
und steht in stummem Schmerze
an ihrer Kindlein Bett;
da liegen sie verschlungen
auf einem Schlummerpfühl,
drei blühendschöne Jungen,
drei Rosen gleich an einem Stiel.

Sie schlingt die Mutterarme
um Dietz mit heißem Schmerz,
sie preßt in herbem Harme
den holden Heinz ans Herz;
doch da sie nun zum dritten,
zum süßen Friedrich kam,
da zuckt ihr Herz, durchschnitten
von unaussprechlich bittrem Gram.

Sie hebt vom Schlummerkissen
ihn weinend in die Höh,
erstickt ihn schier mit Küssen,
dem Kindlein ward so weh,
drückt lange, lange, lange
ihn an den heißen Mund
und beißt im Liebesdrange
des Knaben weiche Wange wund.

Lang blutet ihm die Wange,
doch länger ihr das Herz,
das blutet fort so lange,
bis daß es brach vor Schmerz.
Wohl von der Wartburg Mauer
half ihr das Rettungsseil,
doch von des Abschieds Trauer
ihr Mutterherz ward nimmer heil.

Zu Frankfurt an dem Maine,
im stillen Klosterhaus,
ruht unterm Leichensteine
die Schmerzensreiche aus.
Dort kniete oft und lange
ein Degen ritterlich:
Mit der gebißnen Wange
ihr bester Sohn, Graf Friederich.

Die Rosse von Gravelotte.

Heiß war der Tag und blutig die Schlacht,
kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.

Droben vom Waldsaum nieder ins Tal
dreimal schmettert Trompetensignal,

ladet so laut und schmettert so hell,
ruft die Dragoner zurück zum Appell.

Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwein,
stellen die tapferen Reiter sich ein.

Aber nicht alle kehren zurück,
mancher liegt da mit gebrochenem Blick,

kam zur Reveille frisch noch und rot,
liegt beim Appell bleich, blutig und tot.

Ledige Rosse, den Sattel leer,
irren verwaist auf der Walstatt umher.

Doch der Trompete schmetternd Signal
ruft aus der Ferne zum drittenmal.

Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr,
wiehernd wirft er die Nüstern empor.

Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei,
trabt ihm zur Seite wie sonst in der Reih.

Selber der blutige Schimmel, so müd,
hinkt auf drei Beinen und reiht sich ins Glied.

Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwein,
stellen die ledigen Rosse sich ein.

Rosse wie Reiter verstehn den Appell;
ruft die Trompete, so sind sie zur Stell.

Über dreihundert hat man gezählt,
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.

Über dreihundert, o blutige Schlacht,
die so viel Sättel hat ledig gemacht!

Über dreihundert, o tapfere Schar,
wo bei vier Mann ein gefallener war!

Über dreihundert, o ritterlich Tier,
ohne den Reiter noch treu dem Panier!

Wenn ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,
denkt auch der Rosse vom Leibregiment!

* * *

Georg Herwegh.

Geb. am 31. Mai 1817 zu Stuttgart, gest. am 7. April 1875 in Baden-Baden.

Gedichte eines Lebendigen 1841—44. Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz 1843. Neue Gedichte, nach seinem Tode herausg. 1877. — Herweghs Werke, herausg. von Hermann Tardel, Leipzig. Gedichte eines Lebendigen, Hesses Volksbücherei, Leipzig. — Die beiden interessanten Pamphlete „Ordonnanzen“ und „Er tröstet sich“ können dem Tone nach als satirisch-politische Balladen gelten.

Die kranke Lise.

Weihnacht! die kranke Lise schreitet
durchs Faubourg hin in banger Flucht,
sie hat zu Haus kein Bett bereitet
für ihres Leibes erste Frucht.
Wohl manches prunkt im Fürstensaale,
den stolzer Kerzen Glanz erhellt —
Marsch, Lise, weiter, zum Spitale!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Mein armer Weber mag nur zetteln,
sein Fleiß und Schweiß — was helfen sie?
Das Volk muß Sarg und Wiege betteln;
Allons, enfant de la patrie!
Kind, dem sie unter meinem Herzen
die Lust am Leben schon vergällt,
Geduld, bis wir im Haus der Schmerzen!
Dort kommt das Volk zur Welt.

Sie feiern heut dem Gott der Armen,
die reichen Herrn, ein Freudenfest:
doch glaubt nicht, daß sich das Erbarmen
an ihrem Tische sehen läßt,
daß je in ihre Festpokale
der Schimmer einer Träne fällt —
Marsch, Lise, weiter, zum Spitale!
Dort kommt das Volk zur Welt.

Du machst mir wahrlich viel Beschwerden,
der Liebe Kind, ich dacht es nie;
das wird ein wilder Junge werden:
Allons, enfant de la patrie!
Für eurer Prinzen zarte Nerven
ist Daun auf Daune hoch geschwellt:
ich muß in einer Grube werben —
so kommt das Volk zur Welt.

Kläng' noch die Trommel unserm Ohre
und wär' noch eine Fahne rein:
der Lappen einer Trikolore,
er sollte deine Windel sein;
du wärst getauft, eh seine Schale
ein Pfaffe dir zu Häupten hält —
Marsch, Lise, weiter, zum Spitale!
Dort kommt das Volk zur Welt.

Wer wird so ungestüm sich melden?
Mein kleines Herz, was suchst du hie?
Nur noch zum Grabe jener Helden!
Allons, enfant de la patrie!
Dort seh ich in des Frührots Helle
die Julisäule aufgestellt —“
und nieder sank sie auf der Schwelle; —
so kommt das Volk zur Welt!

Ordonnanzen!

(April 1846.)

Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müssen tanzen,
wie ich ihnen aufgespielt!
Eins — zwei — drei — und Runde! Runde!
Tanzet, ihr getreuen Hunde,
wenn der König es befiehlt.

Lernt des Lebens Lust begreifen,
euer König wird euch pfeifen —
und ihr werdet ihn verstehn.
Nur im Kreise, nur im Kreise,
nach dem Takt der Russenweise,
nur um mich sollt ihr euch drehn.

Ich bin euer Kopf und Magen,
antwort ich auf alle Fragen,
aller Rede letzter Sinn;
ihr der Abglanz nur des Fürsten —
und wer wagte noch zu dürsten,
wenn ich selber trunken bin?

Volksvertreten? Volksvertreten?
Beten sollt ihr, ruf ich, beten!
Ich bin Solon und Lykurg!

Brecht mir nicht des Schweigens Siegel,
denn ich habe Schloß und Riegel;
Gott ist eine feste Burg!

Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müssen tanzen,
wie ich ihnen aufgespielt!
Tanzt, o Polen — tanzt, o Deutsche,
alle nach derselben Peitsche,
wenn der König es befiehlt!

Ich bin König, meine Gründe
donnern durch Kanonenschlünde
in des Pöbels taubes Ohr;
rasselt irgendwo die Kette,
hunderttausend Bajonette
schaffen Ruhe wie zuvor.

Wer sich rühret, wird geschlossen
und womöglich schon erschossen,
eh man ihm das Urteil fällt.
Die Justiz — geheim und schnelle,
fördert noch vor Tageshelle
jeden Meutrer aus der Welt.

Freiheit — welch ein toll Begehren!
Ja, der Henker soll sie lehren
euch zum Schrecke und zum Graus;
wird der Vorrat hier zu mager,
hilft ja gern mein lieber Schwager
mir mit seinem Galgen aus.

Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müssen tanzen,
wie ich ihnen aufgespielt!
Tanzt, ihr Deutschen — tanzt, ihr Polen,
wie der Zar es mir befohlen,
wie's der König euch befiehlt!

Jeder Flügel sei beschnitten,
auch dem Amor — der die Sitten
unsres Reichs kompromittiert.
Und von nun an sei bewußtes
Bett von weiland Herrn Prokrustes
als Reichsehbett eingeführt.

Nur ein Vorurteil ist Liebe;
unsre ungestümen Triebe
zügl' ich durch ein christlich Joch.
Ich bin Herr von allen Sachen,
und allein das — Kindermachen
laß ich euch in Gnaden noch.

Ich verbiete, ich erlaube,
ich nur denke, ich nur glaube,
und ihr alle seid bekehrt.
Jeden Zweifel löst die Knute:
Hat man denn das Absolute
in Berlin umsonst gelehrt?

Seid ihr denn nicht meine Knechte?
und ihr fragt nach einem Rechte,
wenn der König was befiehlt?
Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müssen tanzen,
wie ich ihnen aufgespielt!

Er tröstet sich.

Die Pourtalès in Neuchâtel,
die wollten mal Polichinel
zu ihrem König machen —
ha! ha! das war zum Lachen.

Der Punch schrieb aus Germanien,
sie sollten die Kastanien
ihm aus dem Feuer holen —
sie taten, wie befohlen.

Und eines Morgens um die Drei
probierten sie die Meuterei,
des andern Tags jedoche
war schon ein Graf im Loche.

Auf seinem Thron saß eben Fritz
und trank sich wieder einen Spitz,
der König und seine Kujone —
der Wein, der war nicht ohne.

Die Pfropfen flogen hin und her,
der Flaschen wurden immer mehr,
und Fritz, der Hohenzoller,
der wurde immer voller.

Und als man ihm die Mär gebracht,
da hält er sich den Bauch und lacht:
„Sie ist verrückt, ich glaube,
die fromme Pickelhaube!

So wird man seiner Feinde Spott.
Eine feste Burg ist unser Gott;
alleene mich verläßt er,
und Neuenburg ist fester.

Indes der Schaden ist nicht groß, —
fahr wohl, fahr wohl, du luftig Schloß!
Wenn ich Berlin behalte,
so bleib ich doch der Alte.

Denn mein Berlin, das kennt mir schon
von wegen seiner Rebellion —
gerät mein Volk in Hitze,
so zieh ich nur die Mütze.

Und alles ruft: es lebe Punch!
und alles tanzt nach meinem Wunsch:
wir singen im Mondenscheine
die Freiheit, die ich meine.

's ist keine Ordnung in der Schweiz,
im Winter regnet's, im Sommer schneit's,
es ragen die Berge, die Lümmel,
so unverschämt in den Himmel.

Und zudem auch — bedenk ich's recht —
ist ihr Champagner herzlich schlecht;
dem Lande fehlt der Glauben,
und sauer sind die Trauben."

Da riefen die Kujone: Oh,
der König ist ein Cicero!
Champagner, Herr von Keller!
doch keinen Neuchâteller.

* * *

Wilhelm Hertz.

Geb. am 24. September 1835 in Stuttgart, gest. am 7. Januar 1902 in München.

Gedichte 1859. Lanzelot und Ginevre 1860. Hugdietrichs Brautfahrt 1863. Bruder Rausch 1882. Gesammelte Dichtungen 1900.

König Haddings Herz wird müde.

In öder Hall um Mitternacht
der alte König sitzt und wacht.
Seine Helden sanken im Kampfgewühl;
dem Alten wird's im Saal so schwül;
König Haddings Herz wird müde.

„Und sind meine Helden erschlagen all,
was sitz ich allein in der öden Hall?
und soll ich hinsterben wie ein Weib?
o weh, du alter Heldenleib!
König Haddings Herz wird müde.

Kein Berserk haust um Nordlands Seen,
der König Hadding mag bestehn;
Schildklang und Holmgang bleiben fern, —
und König Hadding stürbe so gern!
König Haddings Herz wird müde."

Doch ehe noch sein Wort entschwand,
da pochts ans Tor mit ehrner Hand.
„Herr König, habt Ihr Lust zum Streit,
so dünkts mich just die rechte Zeit!" —
König Haddings Herz wird müde.

„Ist Euch Swibhagers Nam' bekannt?
Ihr nahmt ihm Leben einst und Land!
Auf dem Haupte tragt Ihr Dymins Kron' —
und ich bin Alf, Swibhagers Sohn!" —
König Haddings Herz wird müde.

Da schnürt der Held sein Eisenkleid:
„Ihr Schildesjungfraun, seid bereit!"
Sie ringen Schild an Schild gestemmt;
ihn schlug der Knab' durchs Panzerhemd.
König Haddings Herz wird müde.

Doch wie er fühlt so guten Schlag,
sein Herz in Scham und Stolz erschrak:
er senkt den Schild und hebt die Hand —
der Knabe taumelt in den Sand.
König Haddings Herz wird müde.

Der Mond will sinken überm See;
der Knabe ringt in Todesweh,
und Hadding senket Dymins Kron'
wie träumend auf Swibhagers Sohn.
König Haddings Herz wird müde.

Er kehrt zurück zur öden Hall;
sein Panzer sinkt mit dumpfem Schall.
Dann bohrt er in die Brust zumal
der Todesrunen heil'ge Zahl.
König Haddings Herz wird müde.

„Rinn hin, mein Blut! ich hab's erkannt:
Hadding stirbt nur durch Haddings Hand!" —
Still wird es, wo der König ruht;
leis auf den Estrich tropft das Blut:
König Haddings Herz wird müde.

Bayerische Dichter.

Der Zug der Ballade geht im Verlaufe des letzten Jahrhunderts von Süddeutschland nach Norddeutschland. Schwaben am nächsten liegt Bayern, das alte Franken. — Die bayrischen Balladendichter hegen jedoch keine Tradition wie die Schwaben. Rückert und Platen sind individuelle Dichter, auch Hermann Lingg und — in geringerem Grade — der später geborene Hans Hopfen. Eine Ausnahme macht einzig der stark vom Volkslied beeinflußte, in Speier geborene Martin Greif. Allerdings auch einige Balladen Rückerts sind Musterbeispiele der heiteren Volksballade, andrerseits aber ist Rückert der typische Dichter der lehrhaften Ballade, der Allegorie und „Parabel" (Chidher), endlich bevorzugte er gern orientalische Motive. Es lag nahe, Stücke aus den Übersetzungen und Nachdichtungen Rückerts aufzunehmen, doch wurde davon abgesehen, weil sie einmal dem Wesen der Ballade kaum entsprechen, andrerseits, aus dem Zusammenhang herausgerissen, ohne diesen wenig verständlich wirken würden. — Platens Balladen gehören zu den schönsten deutschen Kunstballaden (Grab am Busento u. a.), sie stellen sich dar wie etwa K. F. Meyers Balladen als Balladen eines subjektiven Kunststiles. Auch Platen hatte übrigens eine Neigung für orientalische Stoffe. — Hermann Lingg darf als Balladendichter nicht unterschätzt werden, er ist eigenartiger, feiner und auch kraftvoller als etwa Geibel. Einem Zuge monumentaler, außerordentlich farbiger, dramatisch belebter Freskogemälde zu vergleichen ist seine „Völkerwanderung". Dem Kreise der Münchner Dichter gehörte auch Heinrich von Reder an, der in hohem Alter noch so jugendlich frisch empfundene Lieder dichtete — die er in der bekannten Zeitschrift der Modernen „Die Gesellschaft" veröffentlichte, — daß man ihn dem Jungen Deutschland von 1880 zugerechnet hat. Unter seinen älteren Balladen ist freilich wenig Originelles, dagegen unter den dreistrophigen Gedichten — er liebte diese knappe Form besonders — der späteren Zeit findet man feine balladeske Stimmungen. — Von Hans Hopfen konnte die meines Erachtens hier und dort überschätzte, jedoch kraftvolle Ballade „Die Sendlinger Schlacht" berücksichtigt werden. Bemerkenswert immerhin ist Christian Schad, ein vergessener Dichter, der in manchem Lied seine eigene Physiognomie zeigt. — Endlich abseits von ihnen: der bekannte Kinderliederdichter Graf Pocci. In seinen Gedichten habe ich vergebens nach markanten oder künstlerisch feinen Balladen gesucht; — ich habe jedoch als Beispiel der naiven Märchenballade seinen „Blaubart" hier aufgenommen. — Von Karl Stieler, der in Süddeutschland durch seine frischen Dialektdichtungen bekannt geworden ist, konnte ein Gedicht ernsten, doch anekdotenhaften Charakters hier wiedergegeben werden. — Martin Greif ist als Balladendichter im allgemeinen epigonenhaft nüchtern und farblos; doch seine kleinen bildartigen Balladen sind als stimmungstiefe, poesievolle Dichtungen hervorzuheben, ebenso einige größere Balladen, wie das hochromantische Gedicht „Das klagende Lied", ferner „Held Reinhold" und „Prinzessin Rhodopis".

Friedrich Rückert.

Geb. am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, gest. am 31. Januar 1866 in Neuseß bei Koburg.

Deutsche Gedichte von Freimund Reimar 1814. Kranz der Zeit 1817. Östliche Rosen 1822. Nal und Damajanti 1828. Gesammelte Gedichte 1834—1838. Rostem und Surab 1838. Liebesfrühling 1844. Rückerts Werke, herausg. von C. Beyer, 6 Bde., Leipzig. — Fortgelassen wurden die bekannten Gedichte: „Der alte Barbarossa", die Märchenballaden „Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen", „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt", „Vom Bäumlein, das spazieren ging".

Klage.

Da noch der Ur
durch deutsche Wälder
ging und der Elch,
und der Arm des Jägers
noch stark genug
war mit den Starken zu ringen!

Da die Wasserfälle
brausten durch schroffe Klippen
und durch zackige Tannen
zog wie Sturmwind
alter Schlachtgesang!

Von der Schärfe des Beiles
sind die Wälder gesunken,
und der Stammbaum der Kämpfer
von der Sichel der Zeit.

Die Berge sind kleiner geworden,
geschoren ihre freien Locken;
über die kahlen Stirnen
zieht die Furchen des Kummers
der knechtische Pflug.

Die Ströme des Landes
sind eingetrocknet,
wie die Adern der Leiber:
die blauen Augen,

die heimischen Seen,
wo sich Himmel und Wolken
spiegelten, sind versumpft.
Und nichts ist geblieben
als die Echo im Gebirg,
die mit dem alten
Freunde, dem Nachtwind,
seufzend sich bespricht
über die Herrlichkeit
dessen, was war.

Roland zu Bremen.

Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen,
steht er ein Standbild
standhaft und wacht.
Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen,
Kämpfer einst Kaiser
Karls in der Schlacht.
Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen,
männlich die Mark einst
hütend mit Macht.
Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen,
wollten ihm Welsche
nehmen die Wacht.
Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen,
wollten ihn Welsche
werfen in Nacht.
Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen,
lehnet an langer
Lanz' er und lacht.
Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen;
Ende ward welschem
Wesen gemacht.
Roland, der Ries', am
Rathaus zu Bremen,
wieder wie weiland
wacht er und wacht!

Vorreiter Schill.

Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
die ihr reitet im Mondenlicht,
ihr kühnen Lützowschen Jäger,
vergeßt doch euren Vorreiter nicht.
Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
wo reitet ihr hin im Mondenlicht?
ihr kühnen Lützowschen Jäger,
kennt ihr euren Vorreiter nicht?
Ich bin vor euch her geritten,
ich hab im stillen euch Bahn gemacht:
ich bin vor euch her geritten,
vier Jahre schon vor der Lützener Schlacht.
Ich bin vor euch her geritten,
und hätten alle wie ich es gemacht,
so wäre die Freiheit erstritten
und hätte bedurft nicht der Lützener Schlacht.
Ich bin vor euch her geritten,
mit kleinerem Häuflein als ihr noch seid,
frei hin durch Deutschlands Mitten,
es war gar nicht vor den Feinden mir leid.
Ich bin hindurch geritten,
es hat mich gefangen kein Franzenheer,
ich habe mich durchgestritten
und bin geritten bis an das Meer.
Ich habe mich durchgestritten,
ich bin geritten bis nach Stralsund;
da wollt ich hinüber zum Briten,
da hat mich gebissen ein franzischer Hund.
Er hat mich in'n Schenkel gebissen,
daß ich von meinem Schimmel fiel;
er hat mir den Kopf abgerissen
und hat damit getrieben sein Spiel.
Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
nehmt euch vor den franzischen Hunden in acht,
daß sie's nicht euch machen, ihr Jäger,
wie sie's eurem Vorreiter gemacht.
Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
die ihr reitet im Mondenlicht,
ihr schwarzen Gewandes Träger,
ihr Rächer, vergeßt euren Vorreiter nicht.
Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
wo reitet ihr hin im Mondenschein?
Ich bin nur ein Geist, doch kein träger,
ich kann noch jetzt euer Vorreiter sein.
Ihr kühnen Lützowschen Jäger,
laßt mich euren Vorreiter sein;
ihr deutscher Rache Träger,
mir nach! ich reit euch voran zum Rhein.

Der Kapuziner Haspinger.

Der Kapuziner Haspinger
mit seinem roten Bart,
der einst in dem Tirolerkrieg
beim Land zu hohen Ehren stieg,
sein Name sei bewahrt.
Der Kapuziner Haspinger
mit seinem roten Bart;
er hieß sich selbst den Rotbart gern
der Rotbart war ein roter Stern,
der'm Feinde furchtbar ward.
Der Kapuziner Haspinger
mit seinem roten Bart;
beim Angriff ging er uns voran,
daß wir auf seinen Bart nur sahn,
wie nach Blutfahnenart.
Der Kapuziner Haspinger
mit seinem weißen Stab,
ging einstmals wieder uns voran
und zeigt' uns auf den Feind die Bahn,
der auf uns Salven gab.
Der Kapuziner Haspinger
scheut keine Kugelsaat;
da springt ein Bayer auf ihn her,
der ihn von vorn mit dem Gewehr
Lust zu durchstoßen hat.
Der Kapuziner Haspinger,
der Pater ist in Not!
Springt ein Tiroler Schütz heran,
legt auf des Paters Schultern an
und schießt den Bayer tot.

Der Kapuziner Haspinger,
das rettet ihn vom Tod.
Der Schuß hat ihm den Bart versengt;
der Bart, der sonst war rot gesprengt,
ist jetzt zündfeuerrot.

Speckbacher.

Der Speckbacher, der Speckbacher!
wenn der die Schützen rief, —
der Tag und Nacht und Nacht und Tag
den Feinden auf der Fährte lag
und gar des Nachts nicht schlief.
Zum Schlafen nahm er nie sich Zeit,
als wenn er nachts wo ritt;
wenn dann das Pferd des Wegs fort lief,
so saß der Held darauf und schlief
und kam vom Fleck damit.
Und wenn wo kam ein Scheideweg,
so stand der kluge Gaul;
aufwacht' der Held und wohlgemut
als hätt er recht die Nacht geruht,
war er den Tag nicht faul.
Der Speckbacher, der Speckbacher!
als er vor Kufstein lag,
ging er auf Kundschaft selbst zur Stad
zu sehn, ob sie noch Vorrat hat
und sich noch halten mag.
Und als auf ihn Verdacht gefaßt
der Festung Kommandant,
ließ er ihn hin ins Zimmer stehn,
von Leuten ihn beim Licht besehn,
die ihn sonst wohl gekannt.
Da sah der Held so mutig drein,
so seltsam ganz und gar,
daß er von keinem ward erkannt,
und ihn entließ der Kommandant
hinaus zu seiner Schar.
Der Speckbacher, der Speckbacher!
wenn er zum Kampf zog aus,
da lief sein kleiner Bub ihm nach,
und was der Vater droht' und sprach,
er blieb doch nicht zu Haus.
In das Gewehrfeur lief er 'nein,
da wies man ihn hinaus;
da macht sich seitwärts hin der Bub,
wo Kugeln schlugen ein, die grub
er mit dem Messer aus.
Und wie er sieht, den Schützen fehlt
es an Munition,
läuft er damit hinein ins Glied
und bringt, daß es sein Vater sieht,
sein Hütlein voll davon.
Der Speckbacher, der Speckbacher!
als es nun lang gewährt,
der Held nun gehn mußt auf die Flucht,
wird er von Reitern aufgesucht,
für vogelfrei erklärt.
Im Winter tief im Schneegebirg
mußt er umirren gehn;
als er sich in das Wetterloch
in seiner höchsten Not verkroch,
hatt' er viel auszustehn.
Im Mute der Verzweifelung
trieb's ihn zuletzt heraus;
er wagts, ins Tal hinabzugehn,
sein treues Weib einmal zu sehn,
schlich er sich in sein Haus.
Da fängt sein treuer Knecht ihn auf:
Im Haus kein Flecklein ist,
die Reiter liegen überall;
er muß den Herrn im Pferdestall
eingraben unterm Mist.
Der Knecht trägt ihm das Essen zu
in seinem schlimmen Bett;
da liegt er mit begrabnem Leib
und darf nicht einmal sehn sein Weib,
so gern getan ers hätt'.
Da lag er einen Monat lang
und etwa länger noch;
da mußt er auch von da nun fort;
sein treues Weib wollt er am Ort
zuletzt nur sprechen doch.
Da weinete das edle Weib
in ungestillter Qual,
daß ihr vor Schmerz das Herz zerbrach,
weil liegen mußt in solcher Schmach
ihr edeler Gemahl.

Der Frühling an der Grenze.

Der Frühling in einer warmen Nacht
kam an die —*—sche Grenze,
nach Deutschland wollt er mit Bedacht
aus Welschland bringen Kränze.
Herr Lenz! habt acht!
der Grenzner wacht,
den Schlagbaum läßt er fallen
und seine Stimm erschallen:
Wer bist du wandernder Gesell
im flattrigen Gewande?
Woher des Nachts an dieser Stell?
wohin? aus welchem Lande?
Wie heißt du? „Lenz!"
Ei Pestilenz!
Herr Lenz, den Namen lasse
mich sehn in deinem Passe.
„Vergessen hab ich meinen Paß,
ich habe den Paß verloren,
ich hab an Pässen keinen Spaß,
bin ohne Paß geboren."
Ganz gut, doch muß,
das ist der Schluß,
den Paß ich visieren,
sonst kannst du nicht passieren.
Da ist der Lenz des Passens satt,
er greift in seine Tasche
und wirft ein grünes Lindenblatt
dem Zöllner zu: „Da hasche!"
Was ist denn das?
„Das ist mein Paß."
Der Zöllner ist übersichtig
und meint, der Paß sei richtig.
Sag an, ich kanns im Paß nicht sehn,
was ist der Zweck der Reise?
„Der Zweck ist, zwecklos zu besehn
das Land auf meine Weise."

Und was ist, zeig,
dein Nahrungszweig?
„O, es sind deren viele,
auf kurzem und langem Stiele.
Die grünen Zweig' in aller Welt,
die lieb ich für mein Leben.
Bin auch als Gärtner angestellt,
doch zieh ich Blumen nur eben."
Du solltest im Feld
Kohl ziehn fürs Geld
und fein zu Markt ihn bringen,
die Steuern zu erschwingen.
„Ich war beständig steuerfrei,
und die mich so belehnten
mit meinem Gut, bedungen dabei
sich nur von Blumen den Zehnten;
den geb ich gern
auch euch, ihr Herrn.
Kohl pflanz ich nicht, mein frommer
Vetter tut das, der Sommer.
Doch treib ich auch eine Handelschaft,
ich führe hier im Täschchen
Fläschchen voll allerlei Blumensaft,
da riech einmal das Fläschchen!"
Der Grenzner niest,
das ihn verdrießt:
Tabak riecht angenehmer;
Zum Teufel, Balsamskrämer!
„So habt Ihr keine Freude gar
an allen lenzlichen Dingen?"
O ja! gern hätt' ich einen Star
in meinem Käfig singen.
Ich darf nicht raus
aus meinem Haus,
kann also keinen mir fangen.
„Da tu ich dein Verlangen."
Der Grenzner spricht: Mein lieber Wicht
bist auch ein Vogelsteller?
Der Frühling spricht: „Warum denn nicht,
es fängt sie niemand schneller.
Ich fange nie
mit Ruten sie,
die Vöglein sind mein eigen
auf allen grünen Zweigen.
Ich geh frühmorgens aus ins Feld
und lasse den Vogelruf schallen,
den jeder Vogel für seinen hält,
Lerchen und Nachtigallen
lernen von mir
ihn mit Begier,
ich lern ihn nicht von ihnen;
kann ich damit dir dienen?"
Er setzt' ein Pfeiflein an den Mund
und blies darein mit Machten;
da taten sich tausend Vöglein kund,
die in der Nacht erwachten,
der Grenzner stutzt:
Herr, das benutzt!
wenn Ihr Euch Müh wollt geben,
so könnt Ihr davon leben.
Wir haben hier schon lange gesucht
ein Mittel zu ersinnen,
der Vöglein ungezähmte Zucht
für unsre Sach' zu gewinnen.
Die Kunst besitzt
Ihr, seh ich itzt,
die Vöglein dahin zu bringen,
nach Eurer Pfeife zu singen.
Seid uns willkommen, tretet ein
in unsres Reiches Grenze!
befaßt Euch nicht mit Kinderein,
werft von Euch Eure Kränze,
meldet Euch frei
der Polizei,
und wollt zum Angedenken
mir auch ein Stärlein schenken.

*

O süße Mutter[1].

O süße Mutter,
ich kann nicht spinnen,
ich kann nicht sitzen
im Stüblein innen
im engen Haus;
es stockt das Rädchen,
es reißt das Fädchen,
o süße Mutter,
ich muß hinaus.
Der Frühling gucket
hell durch die Scheiben;
wer kann nun sitzen,
wer kann nun bleiben
und fleißig sein?
O laß mich gehen
und laß mich sehen,
ob ich kann fliegen
wie Vögelein.
O laß mich sehen,
o laß mich lauschen,
wo Lüftlein wehen,
wo Bächlein rauschen,
wo Blümlein blühn, —
laß sie mich pflücken
und schön mir schmücken
die braunen Locken
mit buntem Grün.
Und kommen Knaben
in wilden Haufen
so will ich traben,
so will ich laufen,
nicht stille stehn;
will hinter Hecken
mich hier verstecken,
bis sie mit Lärmen
vorüber gehn.
Bringt aber Blumen
ein frommer Knabe,
die ich zum Kranze
just nötig habe —
was soll ich tun?
Darf ich wohl nickend,
ihm freundlich blickend,
o süße Mutter,
zur Seit ihm ruhn?

*

[1] Beispiel des Mädchenliedes, des anschaulichen Liedes, vgl. die Gretchenszenen bei Goethe, die Lieder Mörikes, Gottfried Kellers u. a.

Der Spielmann.

Der Spielmann stimmt seine Geigen
und spricht zu ihr:
du sollst dein Kunststück zeigen,
komm, geh mit mir!
Der Spielmann geht mit ihr vor ein Schloß;
's ist Nacht, der Spielmann fiedelt drauf los.
Der Spielmann sagt: 's ist nicht genug,
ich muß fiedeln noch einen Zug.
Vor dem Schloß ist ein Garten,
mit Bäum' und Pflanzen;
die können die Zeit nicht erwarten,
zu tanzen.
Der Spielmann fiedelt vor dem Schloß:
die Bäume tanzen alle drauf los.
Der Spielmann spricht: 's ist nicht genug,
ich muß fiedeln noch einen Zug.
Im Garten ist ein Weiher,
darin sind Fisch';
die hören auch das Geleier
und tanzen frisch.
Der Spielmann fiedelt vor dem Schloß:
die Bäum' und die Fische tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: 's ist noch nicht genug,
ich muß fiedeln noch einen Zug.
Im Schlosse drin sind Mäuse,
der Spielmann spielt auf,
die Mäuse hören leise,
sie wachen auf.
Der Spielmann fiedelt vor dem Schloß:
Bäume, Fisch' und Mäuse tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: 's ist noch nicht genug,
ich muß fiedeln noch einen Zug.
Im Schloß sind Tisch' und Bänke,
die werden wach,
sie kommen aus dem Gelenke
und tanzen nach.
Der Spielmann fiedelt vor dem Schloß:
Bäume, Fische, Mäuse, Bänke tanzen drauf los
Der Spielmann spricht: 's ist noch nicht genug,
ich muß fiedeln noch einen Zug.
Sind denn keine Menschen vorhanden?
Der Spielmann spricht:
ich spiele mich schier zuschanden,
sie hören nicht.
Bäume, Fische, Mäuse, Bänke tanzen drauf los;
wollen die Menschen nicht aus dem Schloß?
Der Spielmann spricht: 's ist noch nicht genug,
ich muß fiedeln noch einen Zug.
Da wird das Schloß auf einmal ganz
lebendig,
es stellt sich auf die Spitz und tanzt
unbändig.
Der Spielmann spielt, es tanzt das Schloß,
die Menschen schlafen noch immer drauf los.
Der Spielmann spricht: 's ist noch nicht genug,
ich muß fiedeln noch einen Zug.
Da tanzt das Schloß, bis in Stücken es geht
mit Krachen;
nun hören es endlich die Menschen im Bett
und erwachen;
sie hören den Spielmann spielen vorm Schloß
und tanzen nun auch mit dem andern Troß.
Der Spielmann spricht: Nun ist es genug;
doch will ich fiedeln noch einen Zug.
Warum denn noch einen?
Wegen des Männleins in der Gans.
Muß das auch in den Tanz?
Wird gleich erscheinen:

Das Männlein in der Gans.

Das Männlein ging spazieren einmal
auf dem Dach, ei seht doch!
Das Männlein ist hurtig, das Dach ist schmal,
gib acht, es fällt noch.
Eh sich's versieht, fällt's vom Dach herunter
und bricht den Hals nicht, das ist ein Wunder.
Unter dem Dach steht ein Wasserzuber,
hinein fällt's nicht schlecht;
da wird es naß über und über,
ei, das geschieht ihm recht.
Da kommt die Gans gelaufen,
die wird's Männlein saufen.
Die Gans hat's Männlein 'nuntergeschluckt,
sie hat einen guten Magen;
aber das Männlein hat sie doch gedruckt,
das wollt ich sagen.
Da schreit die Gans ganz jämmerlich;
das ist der Köchin ärgerlich.
Die Köchin wetzt das Messer,
sonst schneid'ts ja nicht:
die Gans schreit so, es ist nicht besser,
als daß man sie sticht;
wir wollen sie nehmen und schlachten
zum Braten auf Weihnachten.
Sie rupft die Gans und nimmt sie aus
und brät sie,
aber das Männlein darf nicht 'raus,
versteht sich.
Die Gans wird eben gebraten;
was kann's dem Männlein schaden?
Weihnachten kommt die Gans auf den Tisch
im Pfännlein;
der Vater tut sie 'raus und zerschneid't sie frisch.
Und das Männlein?
Wie die Gans ist zerschnitten,
kriechts Männlein aus der Mitten.
Da springt der Vater vom Tisch auf,
da wird der Stuhl leer;
da setzt das Männlein sich drauf
und macht sich über die Gans her.
Es sagt: du hast mich gefressen,
jetzt will ich dafür dich essen.
Da ißt das Männlein gewaltig drauf los,
als wären's seiner sieben;
da essen wir alle dem Männlein zum Trotz,
da ist nichts übergeblieben
von der ganzen Gans als ein Tätzlein,
das kriegen dort hinten die Kätzlein.
Nichts kriegt die Maus,
das Märlein ist aus.
Was ist denn das?
ein Weihnachtsspaß;
aufs Neujahr lernst
du, — was?
Den Ernst.

Die Rätsel der Elfen.

Die Elfen sitzen im Felsenschacht,
vertreiben mit Reden die lange Nacht.

Sie legen sich lustig Rätsel vor,
die, wenn sie nicht Gold sind, doch klingen im Ohr.

Und wie ein Windzug dazwischen geht,
so sind samt den Elfen die Rätsel verweht. —

Welch Gold entstammt dem Erdschacht nicht?
Ich hörte von goldenem Sonnenlicht.

Wer borgt sein Silber von fremdem Gold?
Der Mond, der ob unsern Häuptern rollt.

Wo quillt die Trän' aus härtester Brust?
Der Quell im Fels ist mir wohl bewußt.

Wo strömt ein Strom, da kein Strombett ist?
Der Regenstrom, der in Lüften fließt.

Wo ist auf dem Fluß die breiteste Brück'?
Das Eis ist gebaut aus einem Stück.

Die Flut, die im stetesten Takt sich bewegt?
Das Blut, das im Herzen des Menschen schlägt.

Wer trauert in seinem buntesten Kleid?
Das ist der Baum zu des Herbstes Zeit.

Wer hat tausend Augen und sieht sie nicht?
Der Strauch, der sie treibt und weiß es nicht.

Wer sah nie von innen sein eignes Haus?
Die Schnecke, und kommt doch niemals heraus.

Wo hat man den kleinsten zum König gemacht?
Der Zaunkönig wird ausgelacht.

Wo tritt der Schwache den Starken nieder?
Den Erdboden des Menschen Glieder.

Was ist stärker als der Erdengrund?
Das Eisen, denn es macht ihn wund.

Was ist stärker als Eisen und Stahl?
Das Feuer schmelzt sie allzumal.

Was ist stärker als Feuersglut?
Die feuerlöschende Wasserflut.

Was ist stärker als Flut im Meer?
Der Wind, der sie treibt hin und her.

Und was ist stärker als Wind und Luft?
Der Donner; sie zittern, wenn er ruft.

Wer ist mächtiger als der Tod?
Wer da kann lachen, wenn er droht.

Und wer, wenn die Erde bebt, kann stehn?
Wer nicht fürchtet unterzugehn.

Warum fließt das Wasser den Berg nicht hinauf?
Weils bergunter hat leichteren Lauf.

Warum trägt Kürbse der Eichbaum nicht?
Daß sie dir nicht fallen aufs Angesicht.

Wozu hat der Gaul vier Füße empfahn?
Damit er mit vieren stolpern kann.

Und warum sind die Fische stumm?
Weil sie sonst würden reden dumm.

Wer löset alle Rätsel auf?
Wer immer was weiß, was sich reimet drauf.

Und warum schweig' ich jetzo still?
Weil ich nichts weiter hören will.

Der fehlende Schöppe.

Zu Ebern hält man Hochgericht
über Leben und Blut;
zwölf Stühle sind zugericht
für die zwölf Schöppen gut.
Elfe sind gekommen,
han ihre Stühl' eingenommen.
Der zwölfte Stuhl bleibt unberührt,
niemand drauf sitzen darf;
denn der Schöppe, dem er gehört,
ist aus Abermannsdorf;
aber Abermannsdorf ist versunken,
sein Schöpp' hält Gericht bei den Unken.
Da reitet von den elfen
ein Bote hinaus zu Roß,
der den fehlenden zwölften
herein laden muß.
Der Bot' b'hält's Roß am Zügel,
den linken Fuß im Bügel.
Mit dem rechten Fuß dreimal
stampft er auf den Grund,
und den Schöppen dreimal
ruft er mit lautem Mund:
„Zu Ebern ist Schöppengericht,
Schöppe, säume dich nicht!"
Da wird es unter der Erde laut
von furchtbarem Getos.
Der Bot' nicht vor- noch rückwärts schaut,
sondern springt auf sein Roß;
und muß schnell fort sich machen,
sonst verschlingt ihn der Erde Rachen.

Erscheinung der Schnitterengel.

Die Mägdelein
im Mondenschein,
die Schnitterinnen tanzen,
die Kleider sind
im Abendwind
geworfen auf die Pflanzen;
sie tanzen wie sie Gott erschaffen,
es wird sich niemand hier vergaffen;
und wenn der Mond sich will verschanzen,
mag er ein Wölkchen raffen.
Allein, wer kommt?
nun Eile frommt,
zu schlüpfen in die Röckchen.
Wer ist der Narr?
ach Gott, der Pfarr'!
er geht an seinem Stöckchen.
Der Schreck verwirrt die Tänzerinnen,
die jeden Rock verkehrt gewinnen;
da sprach das jüngste klügste Döckchen
mit unverstörten Sinnen:
Wie toll ihr seid!
wollt ihr im Kleid
erscheinen und euch nennen?
Er kennt euch nicht

am Angesicht,
im Rock wird er euch kennen.
Wir tanzen wie uns Gott erschaffen,
er ist zu alt, sich zu vergaffen,
und wenn er fürchtet anzubrennen
mag er hinweg sich raffen.
Er sieht den Tanz
im Mondenglanz,
die Wesen ohne Mängel;
sie kamen nur
von höh'rer Flur,
doch ohne Lilienstengel.
Still geht er heim auf seinen Wegen
und danket Gott beim Schlafenlegen,
daß er gesehn die Schnitterengel,
bedeutend Erntesegen.
Und als nun gar
gedroschen war,
die Mägde stehn betroffen;
dort war's so schwül,
nun ist's so kühl;
der Buße Tor ist offen:
jedwede bringt aus freiem Triebe
ein Mäßlein, wohl gefegt im Siebe,
dem Pfarrherrn, daß des Segens Hoffen
ihm unerfüllt nicht bliebe.

Der Weichdorn.

Als Maria heut entwich,
heut vor Jahren, über
das Gebirge endelich,
wunderten darüber
alle Büsch' und Bäume sich,
wie vorüber
so geschwind
wie ein Frühlingswind sie strich.
Und sie hätten gern im Gehn,
gern sie angehalten,
durften sich's nicht unterstehn
alle jung' und alten;
nur ein Dörnlein hielt im Wehn
ihre Falten
wie ein Kind
und begann geschwind zu flehn:
Laß von diesen Tropfen Schweiß,
die auf deinen Wangen
stehn als wie die Perlen weiß,
eine mich empfangen!
Wenn auf mir die Perle leis
ist zergangen,
will ich lind
duften deinem Kind zum Preis.
Und sie gab von ihrer Wang'
ihm ein Tröpflein nieder,
das dem armen Dorn durchdrang
Herz und alle Glieder.
„Wann dir Blatt und Blüt' entsprang,
kehr' ich wieder,
mein Gesind'!
Jetzo nicht mich bind' im Gang!"
Und es läßt der Dorn sie gehn,
und der blätterlose
sieht sich Blatt um Blatt entstehn,
Ros' erblühn um Rose.
Jede Ros' ist anzusehn
wie im Schoße
Jesuskind,
duftet auch so lind und schön.
Eh des Dörnleins Rose roch,
duftets schon am Laube,
und die Blättlein duften noch
von der Ros' im Staube.
Wann sich Blüt' und Blatt verkroch,
ob nun schnaube
Winterwind,
duftet Holz und Rind' ihm doch.
Weichdorn soll mich Berg und Kluft,
das ist Weihdorn, nennen;
wenn man Rosendorn mich ruft,
werd' ich's nicht erkennen.
Mich geweiht bei Wieg' und Gruft
soll man brennen.
Augen blind
stärkt als Angebind mein Duft.
Ich bin's, der die Äpfel trägt,
die, dem Ruhekissen
des Schlaflosen unterlegt,
Schlummer bringen müssen,
daß dein Herz in Frieden schlägt,
wie dem süßen
Himmelskind,
als es Kripp' und Rind umhegt.

*

Parabel.

Es ging ein Mann im Syrerland,
führt ein Kamel am Halfterband.
Das Tier mit grimmigen Gebärden
urplötzlich anfing scheu zu werden
und tat so ganz entsetzlich schnaufen,
der Führer vor ihm mußt entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
von ungefähr am Wege da.
Das Tier hört er im Rücken schnauben,
das mußt ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
aus des geborstnen Brunnens Bauch;
daran der Mann sich fest tat klammern
und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh und sah
dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
das ihn wollt oben fassen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;
da sah am Grund er einen Drachen
aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
der drunten ihn verschlingen wollte,
wenn er hinunterfallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte,
da sah der Arme noch das dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
da sah er still ein Mäusepaar,
schwarz eine, weiß die andre war.

Er sah die schwarze mit der weißen
abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
die Erd ab von der Wurzel spülten;
und wie sie rieselnd niederrann,
der Drach' im Grund aufblickte dann,
zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Not,
umstellt, umlagert und umdroht,
im Stand des jammerhaften Schwebens,
sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
sah er ein Zweiglein, welches nickte
vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
da konnt er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameles Wut
und nicht den Drachen in der Flut
und nicht der Mäuse Tückespiel,
als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Tier von oben rauschen
und unter sich den Drachen lauschen
und neben sich die Mäuse nagen,
griff nach den Beerlein mit Behagen,
sie deuchten ihm zu essen gut,
aß Beer auf Beerlein wohlgemut,
und durch die Süßigkeit im Essen
war alle seine Furcht vergessen.

Du fragst: Wer ist der töricht Mann
der so die Furcht vergessen kann?
So wiß, o Freund, der Mann bist du;
vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
des Todes aufgesperrter Schlund;
und das Kamel, das oben droht,
es ist des Lebens Angst und Not.
Du bists, der zwischen Tod und Leben
am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
dich samt den Zweigen, die dich tragen,
zu liefern in des Todes Macht,
die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
vom Abend heimlich bis zum Morgen,
es nagt vom Morgen bis zum Abend
die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
lockt dich die Beere Sinnenlust,
daß du Kamel, die Lebensnot,
daß du im Grund den Drachen Tod,
daß du die Mäuse Tag und Nacht
vergissest und auf nichts hast acht,
als daß du recht viel Beeren haschest,
aus Grabes Brunnenritzen naschest.

Chidher.

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
ein Mann im Garten Früchte brach;
ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort
und wird so stehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
die Herde weidete Laub und Blatt;
ich fragte: wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst, wenn das andre dorrt;
das ist mein ewiger Weideort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
ein Schiffer warf die Netze frei,
und als er ruhte vom schweren Zug,
fragt ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach und lachte meinem Wort:
Solang als schäumen die Wellen dort,
fischt man und fischt man in diesem Port.
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum
und einen Mann in der Siedelei,
er fällte mit der Axt den Baum;
ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort:
schon ewig wohn ich an diesem Ort,
und ewig wachsen die Bäum hier fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an diesem Ort
und wird so gehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
will ich desselbigen Weges fahren.

* * *

August Graf von Platen-Hallermünde.

Geb. am 24. Oktober 1796 zu Ansbach, gest. am 5. Dezember 1835 zu Syrakus.

Hymne der Genien 1817. Ghaselen 1821. Neue Ghaselen 1824. Lyrische Blätter 1821. Sonette aus Venedig 1825. Gedichte 1828. — Sämtliche Werke in 12 Bdn., histor.-krit. Ausgabe, herausgegeben von Max Koch und Erich Petzet, Leipzig.

Wittekind.

Da kaum den Hügel matt erhellte
der morgenrote, lichte Schein,
wer schleicht sich in die Zelte
des Frankenlagers ein?
Mit Schritten leise, leise,
wie Späherschritte sind,
verfolgt er die geheime Reise.
Das ist der Sachse Wittekind.

Schon focht er wider mut'ge Franken
durch lange Jahre blut'gen Streit
und grollte sonder Wanken
dem Herrn der Christenheit:

nun schlich er kühn und schnelle
zum Feinde sich bei Nacht,
vertauschend seine Heldenfelle
mit einer feigen Bettlertracht.

Da fühlt er plötzlich sich umrungen
von Melodien sanft und weich,
gesungen wird, geklungen
wird um ihn her zugleich;
verwundert eilt er weiter,
durchzieht das rüst'ge Heer,
da sieht er Beter statt der Streiter,
das Kreuz als ihre ganze Wehr.

Weihnachten war herangekommen,
der heil'ge Morgen war entglüht,
und innig schwoll des frommen,
des großen Karls Gemüt,
zum hohen Tempelbaue
ließ wölben er sein Zelt,
daß er im Land der Heiden schaue
die Glorie der Christenwelt.

Hoch überm Altar prangt und raget
ein blauer, golddurchwirkter Thron,
drauf sitzt die reine Maget,
und ihr im Schoß der Sohn.
Hell schimmert rings das schöne,
das heilige Gerät,
und alle Farben, alle Töne
begrüßen sich mit Majestät.

Schon kniete brünstig, stillandächtig
der Kaiser vor dem Hochaltar,
mit Grafenkronen prächtig
um ihn die Heldenschar,
schon fällt vom Spiel der Lichter
ein rosenfarbner Schein
auf ihre klaren Angesichter,
da tritt der Heide keck hinein.

Er staunt, als er die stolzen Paire
mit Karl auf ihren Knien erkennt,
damit sie himmlisch nähre
das ew'ge Sakrament!
Doch staunt er des nicht minder,
da sich kein Priester fand —
und sieh! es kamen Engelskinder
im blütenweißen Lichtgewand.

Sie boten zum Versöhnungsmahle
die Hostie dem Kaiser dar,
die auf smaragdner Schale
sie trugen wunderbar:
und Jubel füllt die Seelen,
empfahend Brot und Wein,
es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
vom göttlichen Zugegensein!

Der Sachse steht betäubt, er faltet
die Hände fromm, sein Aug ist naß,
das hohe Wunder spaltet
den heidnisch argen Haß:
hin eilt er, wo der Haufe
mit frohem Blick ihn mißt:
Gib, Karl, dem Wittekind die Taufe,
daß er umarme dich als Christ!

Der Tod des Carus.

Mutig stand an Persiens Grenzen Roms erprobtes Heer im Feld,
Carus saß in seinem Zelte, der den Purpur trug, ein Held.

Persiens Abgesandte beugten sich vor Roms erneuter Macht,
flehn um Frieden an den Kaiser; doch der Kaiser wählt die Schlacht.

Kampfbegierig sind die Scharen, die er fern und nah beschied;
durch das Heer, aus tausend Kehlen, ging das hohe Siegeslied:

„Weh den Persern, Römer kommen, Römer ziehn im Flug heran,
rächen ihren Imperator, rächen dich, Valerian!

Durch Verrat und Mißgeschick nur trugst du ein barbarisch Joch;
aber, starbst du auch im Kerker, deine Rächer leben noch!

Wenn zu Pferd stieg Artaxerxes, ungezähmten Stolz im Blick,
setzte seinen Fuß der König auf Valerians Genick.

Ach, und Rom in seiner Schande, das vordem die Welt gewann,
flehte zum Olymp um einen, flehte nur um Einen Mann!

Aber Männer sind erstanden, Männer führen uns zur Schlacht:
Scipio, Marius und Pompejus sind aus ihrem Grab erwacht!

Unser Kaiser Aurelianus hat die Goten übermannt,
welche deinen Wundertempel, Ephesus, zu Staub verbrannt.

Unser Kaiser Aurelianus hat die stolze Frau besiegt,
welche nun im stillen Tibur ihre Schmach in Träume wiegt.

Probus führte seine Mutter durch des Nordens halbe Welt,
neun Germanenfürsten knieten vor dem römischen Kaiserzelt.

Carus, unser Imperator, sühnt nun auch die letzte Schmach,
geht mit Heldenschritt voran uns, Heldenschritte folgen nach."

So der Weihgesang. Und siehe, plötzlich steigt Gewölk empor,
Finsternis bedeckt den Himmel, wie ein schwarzer Trauerflor.

Regen stürzt in wilden Güssen, grausenhafter Donner brüllt,
keiner mehr erkennt den andern, alles ist in Nacht verhüllt.

Plötzlich zuckt ein Blitz vom Himmel. Viele stürzen bang herbei,
denn im Zelt des Imperators hört man einen lauten Schrei.

Carus ist erschlagen! Jeder tut auf Kampf und Wehr Verzicht,
und es folgt des Heers Verzweiflung auf die schöne Zuversicht.

Alle fliehn, das Lager feiert, wie ein unbewohntes Haus,
und der Schmerz der Legionen bricht in laute Klagen aus:

„Götter haben uns gerichtet, Untergang ist unser Teil;
denn des Kapitols Gebieter sandte seinen Donnerkeil!

Untergang und Schande wälzen ihren uferlosen Strom:
stirb und neige dich, o neige dich zu Grabe, hohes Rom!“

Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
aus den Wassern schallt es Antwort und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,
die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen:
mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren;
keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!“

Sangens, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere;
wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:
schon langt am Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt;
doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?“
Und Harmosan erwidert ihm: „In deinen Händen ist die Macht;
wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!“
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
doch Harmosan befürchtet Gift und zaudert eine kleine Zeit.

„Was zagst du?“ ruft der Sarazen, „nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies getrunken hast!“
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.“

Der Pilgrim vor St. Just.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
hispanische Mönche, schließt mir auf die Tür!

Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein.
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
mit mancher Krone ward's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich
und fall in Trümmer, wie das alte Reich.

Colombos Geist.

Durch die Fluten bahnte, durch die dunkeln,
sich das Schiff die feuchte Straße leicht;
Stürme ruhn und alle Sterne funkeln,
als den Wendepunkt die Nacht erreicht.

Und der neuentthronte Kaiser stützte
seine Stirne mit der tapfern Hand,
eine Welle nach der andern sprützte
um das Steuer des Northumberland.

An die Schlachten denkt der Held im Geiste,
die er schlug, an sein erprobtes Heer;
doch um ihn und seine Träume kreiste,
einer Riesenschlange gleich, das Meer.

Den des Südens Steppen nicht bezwangen,
den der Frost des Nordens kaum besiegt,
fühlt sich nun im engen Raum gefangen,
auf dem Schaum sich hin und her gewiegt.

Als er hadernd solchem Truggeschicke
Gottes Ratschluß fordert vor Gericht,
sieh, da zeigt sich seinem nassen Blicke
eines Helden Schattenbild und spricht:

„Klage nicht, wenn auch die Seele duldet,
klage nicht, dir ist ein Trost bereit:
was du leidest, litt ich unverschuldet,
und Colombo nannte mich die Zeit.

Ich zuerst durchschnitt die Wasserwüste,
über der du deine Zähren weinst,
der Atlantis frühverlorne Küste,
dieser Fuß betrat zuerst sie einst.

Nun erglänzt in heller Morgenstunden
Auferstehung jenes teure Land,
das der Menschheit ich zum Heil gefunden,
nicht zum Frondienst einem Ferdinand!

Du erlagst dem unbezwingbarn Norden;
aber jene, die darob sich freun,
werden zitternd vor entmenschten Horden
ihren blinden Jubel bald bereun.

Aber kommt der große Tag der Schmerzen,
und es hemmt ja nicht der Zeiten Lauf,
nimm, Columbia, dann die freien Herzen,
nimm Europas letzte Helden auf!

Wann das große Henkerschwert geschliffen,
meinen Kindern dann ein werter Gast,
kommt die Freiheit auf bekränzten Schiffen,
ihre Mütze pflanzt sie auf den Mast!

Segle westwärts, sonne dich am Lichte,
das umglänzt den stillen Ozean;
denn nach Westen flieht die Weltgeschichte:
wie ein Herold segelst du voran!"

Sprachs das Schattenbild und schien vergangen,
wie ein Stern, der im Verlöschen blinkt:
Freude färbt des großen Würgers Wangen,
weil Europa hinter ihm versinkt.

*

Nächtlicher Weichselübergang der flüchtigen Polen bei Krakau[1].

Die Lüfte wehn so schaurig,
wir ziehn dahin so traurig
nach ungewissem Ziel.
Kaum leuchten uns die Sterne:
Europa sieht von ferne
das große Trauerspiel.

Uns wendend oft zurücke,
betreten wir die Brücke,
die uns von Polen trennt.
Bei trübem Fackelbrande
grüßt uns das Volk am Strande,
das unsre Leiden kennt.

Verkauft, besiegt, verraten —
sind unsre besten Taten
wie Träume leer und hohl
und lassen keine Spuren;
so nehmt, geliebte Fluren,
das letzte Lebewohl!

Lebt ewig wohl, ihr Brüder!
Ein Haufe Lebensmüder
trifft überall ein Grab.
Nicht uns vom Tod zu retten,
nein, nur zu fliehn die Ketten,
ergreifen wir den Stab.

Wir ziehn von Weib und Kindern,
vermögen nicht zu hindern
des Vaterlands Ruin.
Schon lechzt nach unserm Blute
die Petersburger Knute,
die Fuchtel von Berlin.

Ein tränenloses Wesen
ward uns zum Herrn erlesen,
versteint und ungebeugt:
aus mörderischem Stamme
trägt seine Stirn die Schramme,
die sein Geschlecht bezeugt.

[1] Als politische Ballade, ebenso wie das folgende Gedicht, hier mitgeteilt.

Die wir jedoch erwarben,
deck auf, o Ruhm, die Narben,
mach unsre Namen klar!
Du machst den Schmerz gesetzter,
denn unsres Volkes letzter
ist größer als der Zar.

Uns bleibt nur ein Vermächtnis:
des edlen Kampfs Gedächtnis,
der Polen neu verband,
des langen Kriegs Beschwerde
und eine Handvoll Erde
aus unserm Vaterland.

O selig jene, welche,
berauscht vom Todeskelche,
gesunken sind im Streit.
Und ihr, Volhyniens Söhne,
die aus dem Angstgestöhne
die feuchte Gruft befreit!

Sie drangen auf den Rossen,
von Feinden fast umschlossen,
zum Weichselufer vor,
an fremden Strand zu schiffen:
da schwoll von Schmerz ergriffen
ihr groß Gemüt empor.

Sie konntens nicht ertragen,
der Heimat abzusagen,
die jeden Wunsch umschloß.
Da stürzten sich die Guten
hinunter in die Fluten
mit Waffen und mit Roß.

O vaterländische Wellen,
die längst von Blute schwellen,
nehmt euch der Toten an!
Ihr dürft das Meer erreichen;
so wälzt die freien Leichen
zum freien Ozean!

Der Rubel auf Reisen.

Der Rubel reist im deutschen Land,
der frommen Leuten frommt,
und jeder öffnet schnell die Hand,
sobald der Rubel kommt.

Ihn speichert selbst der Pietist
und gibt den Armen mehr:
seit außer Kurs die Tugend ist,
kursiert der Rubel sehr.

Der Tugend wird bloß Ruhm zuteil,
es ist ein hohler Schall;
doch wem die Welt um Rubel feil,
dem klingt ein rein Metall!

Da wird die Nacht gescholten Tag,
der Teufel wird so gut!
Was nicht ein heller Klang vermag,
was nicht ein Rubel tut!

Des Nordens Sternbild wird bekränzt
vom Sängerchor des Teut:
es ist der Rubel, der so glänzt,
der so das Aug erfreut.

Wohl ist er ein an jedem Strand
süßangegrinster Gast:
verkaufe nur dein Vaterland,
wofern du eines hast!

Doch ist dir auch, welch eine Kraft
du töten sollst, bewußt?
Gymnastik ists und Wissenschaft,
die du verleumden mußt.

Es wird, und sind nur diese zwo
zum Land gepeitscht hinaus,
mit Rubeln ach, mit Rubeln o,
gepflastert jedes Haus.

Und sind versagt nur diese zwei,
dann herrscht Tyrann und Pfaff,
und jede Nerve wird wie Brei
und jede Sehne schlaff.

Der Rubel klirrt, der Rubel fällt,
was ist der Mensch? ein Schuft!
Und wenn die Welt dir nicht gefällt,
so steig in deine Gruft!

Erst gabs nur einen Kotzebu,
jetzt gibts ein ganzes Schock;
und schüttelst du das Haupt dazu,
so leg es auf den Block!

Der Teufel siegt, der Gott verliert,
der blanke Rubel reist:
So ward von je die Welt regiert,
so lang die Sonne kreist.

* * *

Franz Graf Pocci.

Geb. am 7. März 1807 zu München, gest. am 7. Mai 1876 ebenda. — Blumenlieder 1835. Dichtungen 1843. Herbstblätter 1866.

Abgelöst!

Als gestern ich stund auf dem Wall —
ihr lagt im tiefen Schlummer all —
und mir beim hellen Mondenschein
der Nachtwind blies durch Mark und Bein,
schaut ich hinaus ins tiefe Tal,
darauf ein Schimmer lag so fahl.
Da rasselts her, als käm zu Roß
wohl einer aus des Feindes Troß,
und näher, näher trabt der Gaul
und keucht und dampft aus wundem Maul;
vom Helm des Reiters ein Federlein
schwankt in der Luft, ein Flamberg fein
schlägt an den Sporn — Da ruf ich: „Halt,
wer da? die Losung, so's gefallt!
Wo nicht, stoß ich nach Landsknechts Brauch
den langen Spieß Euch in den Bauch!"
„Oho," — schreit mir der Reiter zu,
„laß deine Lanzen nur in Ruh,
ich heiß Gut Freund in aller Welt,
mich hat noch keiner je gestellt."
Vom Rößlein schwingt sich der Gesell —
der Mond blickt ihm aufs Antlitz hell —
's war ein Gesicht, so dürr, so kalt;
mich faßt, weiß nit, was für Gewalt,
die Lanze sank mir aus der Hand
und mußt mich lehnen an die Wand.

„Gut Freund — fürwahr, ich bin kein Feind,
hab's noch mit jedem wohl gemeint" —
kreischt er mir zu und tritt zu mir —
da weht's mich an wie Fieber schier.
„Kennst mich nit, bist ein Landsknecht doch,
der vieler Orte das Pulver roch,
der fremdes Volk sah Tag und Nacht?"
dabei hat höhnisch er gelacht —
„merk auf und hör's: mit dir ist's all,
ich lös dich ab" — der Worte Hall
drang mir ins Herz wie 'n Lanzenstich;
der Reiter sich von dannen schlich.
„Löst ab" — schrie ich — „'s schlug Mitternacht!" —
Das hat ein Landsknecht nach der Wacht
uns einst erzählt; am andern Tag
er auf dem Feld erstochen lag,
als wir bei Fürth nach kurzem Streit
die Städt'schen warfen und ihr Geleit,
's war wohl der Tod, der auf der Schanz
den Landsknecht lud zum letzten Tanz!

Blaubart[1].

Ein Märchen.

Es lebt ein Ritter viel bekannt
auf seiner Burg im Frankenland,
Raoul der Blaubart wohl genannt:
ja Blaubart — denn sein Bart war blau.
Er nahm sich manche schöne Frau;
doch war sein Herz so wild und rauh,
daß von sechs wunderholden Fraun
jedwede, die sich ihm ließ traun,
bald war nicht lebend mehr zu schaun.

Man sagte sich im ganzen Land,
er morde sie mit eigner Hand
und hing die Leichen an die Wand!
So war es auch; denn jedes Weib
nahm er sich nur zum Zeitvertreib;
bald tötet' er den schönen Leib.
So waren denn sechs Weiber dort
erlegen schon dem schnöden Mord,
verborgen an geheimem Ort.
Die Siebente freit' er nun bald,
und gleich aus Volkes Mund erschallt:
„Nicht lang währt's, ist auch diese kalt!"

Als einstmals er von Hause ritt,
nahm er sein junges Weib nicht mit
und heuchelt' eine süße Bitt:
„Da geb ich einen Schlüssel dir,
der sperrt das Schloß des Zimmers hier;
und nun, lieb Weib, gelobe mir,
daß du die Neugier wohl bezähmst
und dich darob nun gar nicht grämst,
wenn du in dies Gemach nicht kämst.
Betritt es nicht — ich warne dich —
die Strafe wäre fürchterlich!
Nur wahr das Schlüsselchen für mich.
Leb wohl, ich kehre bald zurück;
verscherze nicht dein Lebensglück,
den Schlüssel nicht ins Schlößlein drück!"

So sprach er und bestieg sein Roß
und flog mit seinem Knappentroß
schnell durch das Tor hinaus zum Schloß.
Da stund die Frau nun ganz allein,
in ihrer Hand das Schlüsselein,
und das Verbot ward bald zur Pein.
„Was birgt wohl jene Kammer doch,
in die ich nie gekommen noch?
Ei was, ich guck durchs Schlüsselloch!
Durchs Schlüsselloch? — Ist's denn wohl gut?
mir scheint's fürwahr nicht Übermut,
vielleicht schau ich verborgen Gut!" —
Da ward der Kopf etwas geduckt,
ein bißchen durch das Loch geguckt
und endlich auch am Schloß geruckt.
Nun nahm die Neugier immer zu
und ließ der Armen keine Ruh:
sie dachte spät und dachte fruh
nur an Herrn Blaubarts hart Verbot;
sie nannt es eine grause Not,
da er sogar mit Strafe droht'.
Allmählich hielt sie's nicht mehr aus.
Sie lief umher im ganzen Haus,
als wie die Katz nach einer Maus;
ja endlich eines Tages doch —
es graute kaum der Morgen noch —
steckt sie den Schlüssel in das Loch
und dreht und dreht — o welch Geschick! —
die Tür geht auf, was sieht ihr Blick?
Viel Blut lag auf dem Boden dick,
sechs Weiberleichen an der Wand!!
Da fiel der Schlüssel aus der Hand,
und Ohnmacht ihre Sinne band.
Als sie noch halb betäubet stund,
da weckt sie ganz des Wächters Mund,
der blies vom Turm zu früher Stund!
„O weh, o weh! da kommt mein Mann!
Was fang ich armes Weib nun an?
O Himmel, wie's geschehen kann!"

Den Schlüssel hebt sie schleunigst auf —
es waren Flecken Bluts darauf —
Zum Quell eilt sie im schnellen Lauf,
da wäscht sie ihn, der Fleck bleibt stehn,
wie wird's der armen Frau wohl gehn?
O hätt' sie nie hineingesehn! —
Und wieder tönt des Hörnleins Schall,
man hört der Kettenbrücke Fall,
es klirrt des Blaubarts Sporntrittshall!
„Sei mir gegrüßt, herzliebste Frau;
wie freut's mich doch, daß ich dich schau! —
Doch wie? — dein Willkomm ist ganz lau!
und leichenblaß ist dein Gesicht,
du bist doch wohl erkranket nicht!
Heda, der Arzt tu seine Pflicht!"
„O nein, o nein! ich bin gesund,
die Freude ist wohl nur der Grund,
zu sehn dich in so früher Stund!"
„Den Harnisch, Knappen, lüftet mir,
die Schienen weg, bringt Wein und Bier,
den Imbiß nun kredenzet hier!
Wie schmeckt ein Trunk nach weitem Ritt! —
Komm, liebes Weib, ei trink doch mit! —
Und nun gewähre meine Bitt,

[1] Als Beispiel der naiven und in ihrer Art reizvollen Märchenballade.

gib mir auch jenen Schlüssel dann,
nicht wahr, es war ein harter Bann,
den ich zur Prüfung wohl ersann?"

„Den Schlüssel, lieber Blaubart mein?
den Schlüssel? ja — den sperrt' ich ein."
„So hol ihn mir nur gleich herein!"
„Doch nein — ich hab ihn wohl verlegt,
als ich die Stube ausgefegt." —
„Ei was gefegt, ei was verlegt!
den Schlüssel her! was soll das sein?!"
Und nun sprach Blaubart gar nicht fein:
„Betratst wohl gar das Zimmerlein?
Den Schlüssel her!" — „Hier ist er ja!" —
„Wie? Flecken Blutes seh ich da; —
nun weiß ich alles, was geschah.
So ist gefallen denn dein Los,
gebrochen wirst du, holde Ros! —
Hinab mit dir ins Erdgeschoß!
da schmachte nun in Kerkersgruft
und atme kalten Moderduft,
nie mehr zu schaun des Himmels Luft!
Drei Tage sein dir noch geschenkt,
auf daß dein Sinn es wohl bedenkt,
wie du durch Neugier mich gekränkt.
Dann bei dem vierten Morgenrot
bereite dich alsbald zum Tod.
Scharf ist mein Schwert, dein Blut ist rot!
Du kommst dann auch in das Gemach,
folgst meinen andern Frauen nach,
von denen jede dir gleich sprach." —

Bald lag nun Blaubarts holde Frau
im Kerker, sah nicht Himmels Blau,
nur kalter Wände Modergrau.
„Ach! hätt' ich meine Brüder hier;
die hälfen wohl ganz sicher mir!
O Gott, o Gott! ich klag es dir!" —
Da kam ein kleines Vögelein
und setzte sich aufs Fenster fein.
Das war ein Strahl, wie Hoffnungsschein!

„O Vögelein, ich bitte dich,
lieb Vögelein, erhöre mich!
Zu meinen lieben Brüdern flieg,
nimm diesen Ring und bring ihn hin
auf ihre Burg; es wird ihr Sinn
verstehn, daß ich in Nöten bin!"
Da nahm das kleine Vögelein
das goldne Fingerringelein
und flog davon im Sonnenschein.

Am vierten Tag beim Morgenrot
trat Blaubart ein — o welche Not! —
und sprach: „Bereite dich zum Tod!"
Er schleppte sie am schönen Haar,
gleichwie ein Opfer zum Altar,
hinauf, wo jene Kammer war.

Ein breites Schwert hing an der Wand,
das nahm er nun sogleich zur Hand;
die Augen er dem Weib verband. —
„O Blaubart mein, o Blaubart mein,
gewähre nur ein Stündelein,
eh mich durchbohrt der Degen dein!"
„Nicht eine Stunde Gnadenzeit!
sei nur zum Tode jetzt bereit
und flieg dann in die Ewigkeit!"

„O Brüder mein, wo bleibet ihr?
o sähet ihr die Schwester hier!
eilt, eilet zur Befreiung mir!"
„Was Brüder, laß die Brüder nun!
was sollen diese denn hier tun.
Bald, bald wirst du getötet ruhn!"
„O Vögelein, wo flogst du hin?
Ich hieß dich doch zu ihnen ziehn;
und nun ich ganz verlassen bin!"
„Was — Vögelein? was soll das sein?
denk lieber an die Todespein,
stirb bei der Morgensonne Schein!"

Da zückte Blaubart schon den Stahl; —
horch! welch ein Ton dringt aus dem Tal?
Ein Hifthorn ist es allzumal.
Da knarrt das Tor, die Brücke fallt,
Huftritte hallen und nahen bald,
ein lauter Ruf durchs Schloß erschallt,
die Brüder eilen liebeswarm;
es sank das Schwert aus Blaubarts Arm,
bald endet seines Weibes Harm.

Die Schwerter klirren auf Raouls Schild,
der Wütrich wehrt sich stolz und wild —
die Schläge tönen durchs Gefild.
Doch Blaubart stürzt getroffen gut,
wälzt sich im eignen schwarzen Blut;
es siegt der Brüder Liebesmut! —

Die Brüder ziehn mit Knappentroß
samt ihrer Schwester hoch zu Roß
nun heimwärts in ihr festes Schloß.
Blaubart ist tot, die Burg verbrannt.
Wer hat den Blaubart nicht gekannt?
„Gottlob" ertönt's durchs ganze Land.
Ein Vögelein, lieb Vögelein
fliegt auf in hellem Sonnenschein,
im Schnabel hält's ein Ringelein!

* * *

Christian Schad.

Geb. am 1. Juli 1821 zu Schweinfurt in Unterfranken, gest. am 1. Juni 1871 zu Kitzingen.

Studentenlieder 1841. Shakespeare-Sonette 1864. Tränen aus Villa Malta 1865.

Der ungarische Graf und sein Kind.

Es wankte der blinde Barde
mit seinem Kind an den See;
der Reif der letzten Nächte
tat den Saaten so weh.

Es schwankt der alte Vater
mit seiner Tochter zum See;
der Harm verweinter Nächte
tut den Augen so weh.

Es sitzt der Graf mit der Tochter
am nebelumzogenen See,
die Seele durchschneidet beiden
ein tiefgeheimes Weh.

Der Tag ist lang vergangen —
im bleichen Vollmondschein
schaun sie sich gramumnachtet
ins Auge seelenallein.

Das Vaterland wie ferne!
verödet Hof und Haus!
und aus den hohlen Augen
sieht Hunger und Kummer heraus.

Sie füllt ihm die leeren Taschen
mit schwerem Kieselstein;
ihn zieht das alte Heimweh
in die winkenden Wellen hinein.

Sie binden mit einem Laken
die Hände sich aneinand
und gleiten hinunter ins Wasser
vom reifumglitzerten Rand.

Die Wellen wirbeln und legen
bald wieder sich glatt und flach
und tragen aus der Tiefe
ein letztes langes „Ach!"

Der Kirchhof der Gedanken,
die Nacht steigt aus dem Rohr
und murmelt die alte Messe
vom Sterben den Sternen vor.

Der Mondschein kauert am Ufer
und denkt ans Ungerland,
wo auf besonnter Diele
des Grafen Wiege stand;

wo über verbrannte Pußten
der wiehernde Renner fliegt,
als Braut die blühende Rebe
um funkelnde Höhn sich schmiegt. —

Von scharfen Winden umpfiffen
die Wasser sterben leis,
gesenkt vom klirrenden Rauchfrost
in glitzernde Särge von Eis.

Und tief in ihnen begraben
liegt auch des Grafen Gram,
der seine liebste Habe
mit in die Wellen nahm.

Mit halberstarrten Lidern
schaun sich die Leichen an,
die blauen Lippen umspielet
noch bittersüßer Wahn.

Silberlocken, gefroren,
schwarze Flechten umfahn
und fragen sich wie im Traume,
wer ihnen das getan

Nur Gras und Schilf in den Händen!
ist das der Blumenstrauß,
den ihnen in die Fremde
mitgab das Vaterhaus?

Als Leichenmal der Gletscher
mit seinem ewigen Schnee
klagt ob den kristallenen Särgen
im eingefrornen See. —

Und grünen die Brombeersträuche,
und tönt der Drosselschlag,
und treiben die ersten Blätter
drüben am Weißdornhag,

und locken im Holz die Tauben
und laden einander ins Nest:
ich weiß, warum sich mein Auge
vom Wind nicht trocknen läßt.

* * *

Hermann Lingg.

Geb. am 22. Januar 1820 in Lindau am Bodensee, gest. am 18. Juni 1905 zu München.

Gedichte 1854. Die Völkerwanderung 1865–68. Vaterländische Balladen und Gesänge 1868. Gedichte 2. Bd. 1868, 3. Bd. 1870. Dunkle Gewalten 1872. Schlußsteine 1878. Lyrisches 1885. Jahresneige 1889. Schlußrhythmen und Neueste Gedichte 1901.

Gotenkönig Tejas.

(553—54.)

Es schleudert Well auf Welle
an des jonischen Tempels Schwelle
das wilde Meergebraus,
der Brandung Zischen und Heulen
bäumt hoch sich gegen die Säulen
und über die Stufen hinaus.

Da landen am äußersten Riffe
die mächtigen Gotenschiffe
des Königs Tejas an,
wie schuppige Drachen springen
die Recken ans Land und dringen
zum Tempelbau hinan.

Nun gib uns heraus die Schafe
und schlachte sie, grauer Sklave,
du Diener des Götzen Apoll!
Schließ auf von den Schätzen die Schreine
und schenke mit chiischem Weine
des Königs Trinkhorn voll.

Ihr seid es, — die Nacht ist gelichtet,
ruft freudig emporgerichtet
der Greis mit funkelndem Blick,
vollendet habt ihr, ihr Hohen,
ihr Helden von Troja, Heroen,
ein ungeheures Geschick.

Die Wandrung der Seelen erfüllend,
erscheint ihr wieder, euch hüllend
in sterblicher Männer Gestalt.
Ich fülle die Becher, Atride,
vernimm von mäonischem Liede
der heiligen Töne Gewalt.

Er schreitet mit mächtigem Schritte
die Stufen empor und in Mitte
des Tempels zum alten Altar,
da singt er in schwellenden Tönen
die Rückkehr der Fürsten den Söhnen
des Nordens, der Seehelden Schar.

Sie lauschen gelehnt an die Speere
dem Lied und dem brausenden Meere,
und es klingt ihnen beides so traut.
Verschwunden war in den Tiefen
der Greis, als zum Dank sie ihn riefen,
nur die Wogen erdonnerten laut.

Die Tanzwut.

(1374.)

Bald nach des schwarzen Todes Zeiten
geschah's, daß eine wilde Lust
zu Tanz und Spiel und Üppigkeiten
durchzuckte vieler Menschen Brust.
Es kam ein Not- und Hungerjahr
in Lüften starb der Vögel Schar.

Bald sah man Volk, das durch die Städte
am hellen Tag im Jubel zog
und fragte, wo man Geiger hätte,
und tanzend durch die Straßen flog.
Schalmei und Flötenspiel ertönten
im Kirchhof und im Kirchengang.
Die Toten in den Grüften stöhnten:
erweckt uns schon Posaunenklang?
Der Bettler ließ sein Lagerstroh,
vom Kloster kamen Mönch und Nonne,
vom Krankenbett der Sieche floh,
der Säufer von der vollen Tonne.
Und alle sangen: „Frisch und froh
macht euch an die Sonne!
Mußtet lang im Dunkel liegen,
Demut hegen, Wehmut wiegen;
aber heute seid ihr Leute!
Seht ihr wo verlaßne Bräute?
seht ihr wo verlorne Kinder?
nehmt sie mit und schwingt sie so,
so und so,
immer geschwinder, geschwinder."
So tanzten Arm in Arme schmiegend
in bunten Kleidern Paar an Paar,
den kranken Leib in Sehnsucht wiegend,
voll Anmut, schön und wunderbar.
Das Alter schien sich zu verjüngen,
die Jugend plötzlich früh gereift,
so sprangen sie mit wilden Sprüngen
bis Sock und Sohle durchgeschleift.
Die von der Wut ergriffnen Leiber,
ach, wie sie nach dem Wasser schrien.
Die Männer und die jungen Weiber,
man sah sie bitten, weinen, knien.
Sie tanzten über Flur und Felder,
sie sprangen über Stock und Stein,
sie tanzten in die wilden Wälder
und in den tiefen Rhein hinein.
Sie rasten fort und fort gezogen
und eilten bis ans Meer voll Weh
und stürzten in die wilden Wogen,
die Fische spritzten in die Höh. —

Herodias.

Zur Zeit des Aufruhrs in den Niederlanden,
als der Blockade durch das Spanier-Heer
die Bürger von Antwerpen widerstanden
in mondenlanger tapfrer Gegenwehr:
da fiel einst in des Kampfs Beginnen
ein altes Schloß am Scheldestrand
den fremden Truppen in die Hand.
Der Frühlingswind blies um die Zinnen
des mächtigen Kastells mit aller Wut,
und in die Drachenhälse vor den Rinnen
ergoß vom Dache sich die Regenflut.
Es krächzte laut die Windfahn' auf dem Turme,
es stampften Pferde aufgezäumt am Tor,
und Leuchter flackerten im Sturme,
und Männer schritten durch den Korridor.
Zwei Reiter saßen am Kamin ums Feuer,
dem einen schien es nicht geheuer,
ein Spanier war's, er gab auf alles acht
und blickte oft voll Unruh in die Nacht;
denn manches Herz schlug noch voll Trauer
im stillen für das Vaterland
und bot selbst über Wall und Mauer
dem Aufruhr in dem Land die Hand.
Der andre war ein stattlicher Wallone,
ein Löwenkopf mit langem blonden Haar,
es schien, auf seinen stolzen Lippen throne
nur kecker Mut und spotte der Gefahr;
sein Schwert war breit, ein rechtes Schwert,
und die Agraff' auf seinem Hute
war über tausend Taler wert,
sie war ein Kleinod aus dem Reichsstiftgute.
„Was ist das für ein Bild dort oben?"
begann der Spanier, „o seht, es hält
das schöne Weib ein blutig Haupt erhoben,
das ist wohl Judith?" — „Wie es Euch gefällt" —
entgegnete der andre, „ich behaupte,
es ist Herodias und ihre Magd,
die mit des Täufers Haupt, an den sie glaubte,
laut heulend durch die Lüfte jagt;
das Bild ist gut, es spricht vernehmlich:
gen Himmel schreit schuldlos vergoßnes Blut!"
Der Spanier lächelte: „Sehr gut, sehr gut!"
und höhnisch rief er: „Ist es nicht aus Brüssel,
dies schöne Bild? in Brüssel nämlich
hat manche saubere Herodias
des Grafen Egmont Haupt auf ihrer Schüssel!" —
Das traf. Von Zorn ganz blaß,
ergrimmt und mit verbißnem Hohne
sprach durch die Zähne der Wallone:
„Sagt mir, Sennor, ist's wirklich wahr,
als Egmonts Haupt fiel auf dem Blocke,
daß Alba dabei gegenwärtig war?" —
„Still!" sprach der Spanier, „still, die Glocke
schlägt Mitternacht, wir wollen fort, —
der Herzog, müßt Ihr mir erlauben,
läßt von dem strengen Wort
der alten Lehre nicht ein Jota rauben.
Er selbst war auf dem Richtplatz Kommandant,
und Egmont hat, er starb im wahren Glauben,
all seine Sünden reuevoll bekannt!" —
„Ha!" rief der Niederländer, „Schimpf und Schande,
ja, Zeter über einen, dessen Herz
kalt lächelt bei des Feindes Todesschmerz
und Hohn spricht dem Gefühl im ganzen Lande!" —
„Wie?" rief der Spanier aus und sah sich um,
„daß sich die Meuterei nicht rühre,
wir machen noch die Ketzer stumm;
Ihr wißt, für wen ich diesen Degen führe!" —
„Das glaub ich," sagte jener, „aber hier,
hier schlägt es auch; wer nicht dem Alba flucht,
der ist nicht wert, daß ihn . . ." — „Verrucht!"
fuhr jener auf, „bei meinem Eide,
das ist zu arg!" — „Zu arg? wohlan!
laßt sehn, hat Euer Degen Schneide?" —
„Versucht Ihr, flämischer Kumpan,

die Schärfe dieses Stahles aus Toledo!“ —
„Es gilt!“ rief der Wallone, „fort, du Hund,
mit deinem welschen Kreuz und Kredo!
Hoch Gent und hoch der Bettlerbund!“ —
Der Spanier, ohne noch ein Wort zu sagen,
fuhr wütend über seinen Gegner los
und traf, eh der noch einen Hieb geschlagen,
ihn in die Brust mit einem Stoß,
und eine Wunde wurde bloß,
aus der in purpurroter Welle
das Blut hervor und auf den Boden schoß.
Er taumelte und stürzte auf der Stelle,
die Faust noch um den Degenknauf,
zur Erde hin, doch hielt er noch die Wunde
im Sterben zu: „Ihr Mörder,“ rief er auf,
„ihr Spanier, seid gefestet und im Bunde
mit einem in der Hölle; aber auf mein Wort,
ihr müßt noch alle fort!“ —
Der Spanier wusch den Degen rein von Blut,
warf seinen Handschuh aufs Kamin,
ergriff sein Glas und lachte vor sich hin:
„Mit all der Tollheit, all dem Mut
bringt ihr es doch nicht weiter
als höchstens zum Schafott und auf die Leiter.“
Und sieh, da war's, als nicke das Gemälde,
und eine Totenstille ward im Saal,
man hörte, wie die Flut der Schelde
an ihre Ufer schwoll; mit einemmal
verändern sich des Spaniers Züge
in Graun und Furcht, sein Auge stiert
auf einen Punkt, er lauscht, als schlüge
ein Tosen an sein Ohr: „Da wird miniert!
Fort!“ ruft er vor Entsetzen blaß — —
in ihren Angeln flogen auf die Türen
und eintrat aufgelösten Haars Herodias;
sie faßt ihn um den Leib,
und dreimal ihn im Wirbel drehend
saust durch das Fenster, wie die Windsbraut wehend,
im Sturmesheulen mit ihm fort das Weib.
Zugleich geschah ein Knall, das Firmament
erschien im Augenblick ein Feuerschlund;
das Schloß, erschüttert bis zum Fundament,
mit allem was darin war, sank zugrund.
Die Mine von Antwerpen war gesprungen
und hatte ringsumher das Land versengt,
zertrümmert und verschlungen
und in die Luft gesprengt.

Der Vandalen Meerfahrt nach der Plünderung Roms.

(Aus „Die Völkerwanderung“.)

Die Recken Geiserichs indessen stellten
die Schild' und Schwerter aufrecht, daß vom Strahl
des Widerscheins die Säle sich erhellten
und Flammen warfen in den Weinpokal.
Und andre, die die Platten Gold zerschellten
vom Dach des Kapitols, die schleppten Pfahl
und Pfühl und Öl und Wein und Salz und Brote
des reichen Roms auf ihre Ruderboote.

Als nun mit ungeheuren Beutelasten
die Flott' ins Meer ging durch den Tiberstrom,
daß alle Schiffe kaum den Reichtum faßten
und wie verwaist schien und erstorben Rom:
da standen Marmorgötter an die Masten
gebunden, Zierden sonst im Tempeldom;
Erzbilder, weggeführt aus heil'gen Nischen,
sahn unter sich den Schaum der Woge zischen.

Gelagert in der Segel langen Schatten,
bestaunten Krieger, was vom Kapitol,
was in den Villen sie geplündert hatten;
gefiel sein Römerschwert dem einen wohl,
so pries ein andrer schwere Silberplatten,
Kunstwerke von Rubin und Karneol;
Armspangen, Ringe, goldner Ketten Splitter
entschüttelte aus seinem Helm ein dritter.

Und Vasen, Münzen, Leuchter, Gürtelbänder,
Trophän aus jedem Sieg, den Rom erfocht,
purpurne Teppiche und Kriegsgewänder,
dran wohl noch jüngst ein tapfres Herz gepocht,
dies alles mit den Schätzen fernster Länder
lag da in große Ballen aufgejocht;
daneben saßen, stumm in Gram verloren,
gefangne Ritter, Frauen, Senatoren.

Oft, wenn ein Schiff sich um das andre wandte,
erhob sich an den Borden Haupt um Haupt;
hier rief ein Freund dem Freunde; Küsse sandte
der lieben Tochter, die man ihr geraubt,
dort eine Mutter zu; ein Sohn erkannte
den Vater wieder, den er tot geglaubt;
ein kurzer Augenblick voll Lust und Leiden
vereinte Wiedersehn und neues Scheiden. — —

Am Steuer saß, umringt von erznen Streitern,
Karthagos Fürst. Jetzt winkt er und befahl
mit Liedern, die ein banges Herz erweitern,
mit Feuerwein und reich besetztem Mahl
die Seelen der Gefangnen zu erheitern.
„Auch mir,“ so rief er, „füllt den Festpokal!
Wer weiß von morgen! Weil wir's heute dürfen,
laßt uns des Sieges froh Falerner schlürfen!“

Der König rief's. Und bald in freudevollster
Bewegung war das Schiff; manch brauner Schlauch
ward hergeschleppt, man legte Purpurpolster
um Marmortisch' und Bretter schwarz von Rauch,
und Heil'ges und Profanes ward in tollster
Vermischung nun verwandt zum Trinkgebrauch,
vom Weine troff beim wilden Bacchanale
der Kelch des Nachtmahls wie die Opferschale.

Doch als allmählich sich in Abendferne
die letzte Küste dämmernder verlor,
da kamen nicht wie sonst die goldnen Sterne,
da stieg vom Norden schwarz Gewölk empor.
Von jedem Maste nun, als flücht' es gerne,
bog ängstlich sich das weiße Segel vor,
an jedes Kiels umerzter Eichenwandung
zischt höher schon und rauschender die Brandung.

Laut sausend kommt der Sturm, da bäumt mit Grollen
die Woge sich, eisgrün emporgeschwellt;
die schaumgekrönten Flutgebirge rollen,
von blauen Flammen schrecklich nun erhellt,
nun wieder zugedeckt von schauervollen
Verfinstrungen, die der Orkan durchgellt.
Bald irrt nach allen Winden die zerstreute
Vandalenflotte mit der Römerbeute.

Am Bord des Schiffs, aus welchem in Verbannung
von Götterbildern ein Olymp entflog,
trotzt heldenkühn im Sturme die Bemannung.
So oft ein Windstoß tief die Masten bog,
so oft das Segel in der höchsten Spannung
das Schiff fast mit sich in die Wogen zog,
erhoben sie, das Element zu höhnen,
ein lachend Lied in lauten Jubeltönen.

Doch wie nun Blitz um Blitz mit grellen Strahlen
die Götterbilder flammend übergoß,
erschienen wie belebt die kolossalen
metallnen Glieder bleich und riesengroß;
zu drohen schien ihr Antlitz den Vandalen,
ein Zürnen wie erzürnter Geister schoß
aus ihrem starren Blick und ließ hingegen
Erstarrung auf die Lebenden sich legen.

Ein Bild Neptuns stand zwischen Eichenkloben,
aufrecht gebunden an dem Vordermast;
wenn nun das Schiff vom Sturm emporgehoben
hoch in die Wellen sprang mit seiner Last,
erschien der Meergott wie in Wolken oben,
den goldnen Dreizack hielt sein Arm gefaßt,
und neben ihm, der finster niederdrohte,
stand furchtbar Hermes da, der Götterbote.

Ein Steuermann rief aus: „Gewiß beschwören
den Sturm uns diese fremden Götzen nur;
denn ihrer dunklen Höllenmacht gehören
noch stets die blinden Kräfte der Natur.
Wohlauf denn, Brüder, laßt uns sie zerstören,
eh das Verderben auf uns niederfuhr!
kein Zaudern mehr! ergreift die Waffen schnelle!
zerschlagt und werft sie stückweis in die Welle!"

Er ruft's, und jene folgen ihm. Durchs Heulen
des Sturmes brüllt ihr Kampfruf in die Nacht.
Mit Äxten, Schwertern, rieſ'gen Eisenkeulen
beginnen sie die unerhörte Schlacht.
Schon trümmern Glieder von den Göttersäulen,
da fährt der Blitz ins Schiff ... der Mast zerkracht,
bordüber schlägt die Flut, entführt das Steuer,
und durch die Taue prasselnd saust das Feuer.

So gegen Götter mit den halbverbrannten,
halbnackten Leibern gleicht ihr Kampf dem Drohn
der alten Himmelsstürmer und Giganten,
wie sie mit Zeus im Zwist von Pelion
machtlose Schwerter gegen Blitze wandten.
Und so ihr Tod; die nächste Sturzflut schon
begräbt mit donnerähnlichem Gedröhne
ins Meer die nordischen Titanensöhne.

Mit Tagesanbruch lag der Sturm gebettet,
die See ging hoch, die Sonne stieg empor.
Sonst hatten alle Schiffe sich gerettet
bis auf dies eine, das die Welt verlor.
Die wurden nun im Hafen angekettet,
Karthago öffnete sein finstres Tor,
um aufzunehmen Rosse, Mann und Wagen,
des Siegers Jubel und den Schrei der Klagen.

Auf ihre Speer' gelehnt, sahn in die Schäume
der Brandung die Vandalen. Helm und Schild
und Armbrust hingen um die Mastenbäume.
Die Segel sanken, Rosse scheu und wild,
das Deck zerstampfend, knirschten in die Zäume.
Die Sonne warf ins Meer ein Feuerbild;
Karthagos König, von dem Glanz bekrönet,
rief laut: „Nun Harfe, vor dem Sieger tönet!"

*

Die großen Städte[1].

Die großen Städte schleppen
durchs Meer und über Steppen
sich fort und ihren Fluch,
sie haben ihre Narren
und hinter sich Erstarren
und Schutt und Leichentuch.

Vom Euphrat an die Tiber
schlich ein verzehrend Fieber,
dein Dämon, Babylon!
Anstatt der Belsazare
erhoben sich Cäsare,
Wahnsinnige zum Thron.

In Schlangenträgheit sonnte
am Nil, am Hellesponte
ein Volk sich, nein, ein Schwarm
verdorrter Eintagsfliegen
und ward nur bei den Siegen
der Wagenrennen warm.

Die großen Städte raffen
die Welt an sich und schaffen
sich Raum von Land zu Land,
sie sind die Völkerzwinger
und sind die Fackelschwinger,
des Aufruhrs erster Brand.

Sie schaun die letzte Blöße,
das Grab von jeder Größe,
das Elend und die Pracht.
Sie sind die Totenstille
in Tower und Bastille
und sind die Straßenschlacht.

Sie wären Höllen, wären
nicht Tage, die verklären,
und Werke, die bestehn,
in ihnen sehn Befreier
und Denker ihre Feier
von Jahr zu Jahr begehn.

Inmitten des Getöses
sind Kreise, denen Böses
und Lüge nimmer naht.
Hart an der Stürme Toren,
vom Geist der Zeit beschworen,
erwächst die große Tat.

* * *

[1] Frühzeitiges Beispiel einer ausgesprochenen Großstadtstimmung im Balladenstil.

Heinrich von Reder.

Geb. am 19. März 1824 in Mellrichstadt, gest. am 15. Februar 1909 in München.

Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren 1854. Gedichte 1859. Federzeichnungen aus Wald und Hochland 1885. Wotans Heer 1892. Rotes und Blaues Blut 1893. Lyrisches Skizzenbuch 1893. Soldatenlieder von drei deutschen Offizieren 1893. Mein Wanderbuch 1895. Gedichte, herausg. von Artur Kutscher, München 1910.

Der arme Sünder.

Auf öder Heide ragt das Hochgericht
gespenstig in die Nacht hinein,
erhellt vom zweifelhaften Mondenlicht,
dreibeinig auf einem Kranz von Stein.

Und klappernd an dem hölzernen Gestell,
vom Winde hin und her geschwenkt,
ist hoch hinauf ein schlotternder Gesell,
an hanfgedrehtem Strick gehenkt.

Kein Auge ward bei seinem letzten Gang
von einer stillen Trän' betaut.
Bevor er von der Leitersprosse sprang,
hat flehend noch sein Aug geschaut.

Es stand ringsum ein dichtes Menschenheer,
soweit, soweit er traurig sah;
da ward dem armen Burschen das Herz so schwer,
kein einz'ger Freund war fern noch nah.

Nicht Vater und Mutter, nicht Schwesterlein,
kein Bruder und kein treues Lieb,
kein einz'ger Freund in all den dichten Reihn,
der treu im Unglück ihm verblieb.

Da hat er, statt zu beten, wild geflucht,
dem Vater geflucht, der ihn gezeugt,
da hat er, statt zu beten, wild geflucht,
der Mutter geflucht, die ihn gesäugt.

Geflucht des Tages goldnem Sonnenstrahl,
des blauen Himmels frischer Luft,
geflucht dem Waldgrün und dem Wiesental,
dem Vogelsang und Blumenduft.

Der Pfaffe sprach zu ihm vom güt'gen Gott
und seiner Allbarmherzigkeit;
das dünkte dem jungen Blute Hohn und Spott:
„Barmherzigkeit, wie bist du weit!"

Die Zeit ist um, noch einen einz'gen Blick
auf alles Leben um ihn her,
ein Stoß hinab, vollbracht ist sein Geschick,
und ringsum war es still und leer.

So hing er droben schon ein ganzes Jahr,
vom Regen und vom Tau gebleicht;
um ihn herum die finstre Rabenschar
mit heisrem Krächzen kreisend streicht.

So hing er heute bis zur Mitternacht,
als über die Heide die Windsbraut sprang,
daß im Gefuge das Gerüste kracht
und schrill zerriß der morsche Strang.

Zu Boden stürzte das Gerippe zerschellt,
der Schädel rollte von Stein zu Stein,
und durch den Sturm ein wilder Wehruf gellt,
als fluchte wieder das Klapperbein.

Ein Lied der Bauern.

Ich bin der arme Kunrad
und komm von nah und fern,
von Hartematt und Hungerrain
mit Spieß und Morgenstern.
Ich will nicht länger sein der Knecht,
leibeigen, frönig, ohne Recht.
Ein gleich Gesetz, das will ich han,
vom Fürsten bis zum Bauersmann.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad
in Aberacht und Bann,
den Bundschuh trag ich auf der Stang,
hab Helm und Harnisch an.
Der Papst und Kaiser hört mich nicht,
ich halt nun selber das Gericht,
es geht an Schloß, Abtei und Stift,
nichts gilt als wie die Heilige Schrift.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad,
trag Pech in meiner Pfann.
Heijoh! nun gehts mit Sens und Axt
an Pfaff und Edelmann.
Sie schlugen mich mit Prügeln platt
und machten mich mit Hunger satt,
sie zogen mir die Haut vom Leib
und taten Schand an Kind und Weib.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
drauf und dran!

Vor Bazeilles[1] ...

Vor Bazeilles im Straßengraben
lag erstarrt ein junger Jäger,
einer von den „blauen Teufeln",
die bei Weißenburg gefochten.
Auf dem blauen Odel schwammen
seine blonden Ringellocken,
und dazwischen hingen schmierig
giftiggrün Kartoffelknollen.
Größer kaum wie Marmelschusser,
die den Kindern sind ein Spielwerk,
grub er sie beim Halt im Marsche
mit den Fingern aus dem Feld.
Aufbewahrt fürs nächste Biwak,
waren sie aus seinem Brotsack,
als er stürzte, ausgeronnen
in das Gold von seinen Locken.

An der Grabenböschung lagen
mancher Türko und Zuave
steif in ihren Pluderhosen,
in den Händen noch den Chassepot.

[1] Hier mitgeteilt, weil das Gedicht eines der wenigen wirklich poetischen ist, die Ereignisse und Erlebnisse aus dem letzten großen deutschen Kriege schildern. Man vergleiche hierzu Liliencrons und Nöthigs ähnliche Dichtungen.

Ihre feuchten Reisrationen
hingen aus den Blechgeschirren
grau und klumpig am Tornister,
besser kaum als die Kartoffeln.
Hie und da braunrote Tupfen
klebten auf den Uniformen,
schmutzbedeckt vom Staub der Straße
und dem letzten Lagerplatz.
Sohn der Alpen, Sohn der Wüste,
du verlor'n Pariser Kind!
nimmer kann ich euch vergessen
mit dem Totenfleckgesicht. —

Plaudernd ritt ein Stab vorüber,
war gefolgt von einem Wagen,
angefüllt mit Dienstpapieren,
Rotwein, Schinken und Konserven.

Skizzen.

Verfallen steht im Waldesgrund
am Saumweg eine Schmiede,
draus tönt nicht mehr der Hammerschlag
zum arbeitsfrohen Liede.

Nicht weit entfernt ragt in die Luft
ein langgestreckt Gebäude,
dort walten im Maschinenraum
berußte Hammerleute.

Mit Nägeln aus der Dampffabrik
ward zu der Sarg geschlagen,
der den verarmten Hammerschmied
zu Grabe hat getragen.

*

Im Wald steht eine Mühle,
ein grau verwettert Haus,
dort drängt aus enger Felsschlucht
der Wildbach sich heraus.

Des Abends sitzt am Fenster
des Müllers junges Weib
und schaut aufs alte Schöpfrad
zu Langerweil Vertreib.

Das Wasser schießt hinunter
und dreht im Sturz das Rad.
Das Weib dreht einen Garnstrang
und sinnt auf böse Tat.

* * *

Hans Hopfen.

Geb. am 8. Januar 1835 zu München, gest. 19. November 1904 zu Großlichterfelde. — Gedichte 1883.

Die Sendlinger Bauernschlacht.

(1705.)

Nun wollen wir aber heben an,
von einer Christnacht melden,
aus den Bergen ziehn gen München heran
fünftausend männliche Helden.
Der Gemsbart und der Spielhahnschweif
sind drohend gerückt nach vorne,
an ihren Bärten klirrt der Reif,
ihr Auge glüht vor Zorne;
sie schwenken die Sense, die Keule, das Schwert,
fünfhundert sind mit Büchsen bewehrt,
und wie die Schneelahn wächst die Schar,
von den Bergen rollend im Monde klar.
Ein Fähnlein himmelblau und weiß
trägt vor dem Zug ein riesiger Greis;
das ist der stärkste Mann des Lands,
der Schmied von Kochel, der Meier Hans;
von seinen Söhnen sieben
ist keiner zu Haus geblieben.

„O Kurfürst Max Emanuel,
wir müssens bitter beklagen,
daß du für die Habsburg' Leib und Seel
so oft zu Markt getragen!
Du Belgradstürmer, du Mohrentod,
du mußtest ins Elend wandern
und brichst französisch Gnadenbrot
zu Brüssel jetzt in Flandern.
Es irrt dein Weib auf der Landesflucht,
deine Waisen weinen in Feindes Zucht,
gebrandschatzt darben die reichen Gaun,
man sengt die Fluren, man sengt die Fraun,
man rädert die Männer um leisen Verdacht,
man reißt die Söhne vom Stroh zu Nacht,
sie nach Ungarn zu trommeln ins heiße Blei —
das Maß ist voll, es birst entzwei;
drum lieber bayrisch sterben
als kaiserlich verderben!

Auch hat die Münchner Bürgerschaft
uns einen Brief geschrieben,
daß sie mit ungebrochner Kraft
in Treue fest geblieben.
Wenn wir den roten Isarturm
nach Mitternacht berennten,
erhöben drinnen sich zum Sturm
die Bürger und Studenten.
Denn wie den letzten, teuersten Schatz
vergruben sie am geheimsten Platz,
was ihnen geblieben an Waffen und Wehr.
Sie sprechen am Tage sich nimmermehr,
doch tief in den Kellern bei Fackelbrand
reicht sich die ganze Stadt die Hand;
allnächtens zieht von Haus zu Haus
ein unterirdisches Gebraus,
ein: Lieber bayrisch sterben
als kaiserlich verderben!

Wir klopfen ans Tor, nun laßt uns ein!" —
Da geht von den Wällen ein Blitzen,
und feurigen Tod zum Willkommen speit
gutkaiserliche Haubitzen;
und Straßen auf und Straßen ab
Musketen und Granaten —
wer hat die Landsleut' an das Grab,
an Österreich verraten?
Der Pfleger von Starnberg war der Wicht!
Mein Lied nenn seinen Namen nicht,
Verdammnis und Vergessenheit
begrab ihn heut und allezeit,
sein Kleid sei gelb, sein Haar sei rot,
sein Stammbaum des Ischarioth! —
In Tränen flucht die Bürgerschaft,
ihr blieb keine Klinge, kein Rohr, kein Schaft;
sie ward in wenig Stunden
entwaffnet und gebunden.

„Doch spie die Höll aus dem roten Turm:
der Landsturm von den Bergen,
er nimmt die Münchner Stadt mit Sturm
trotz Kaiser Josephi Schergen!"
Die Brücke dröhnt, die Nacht wird hell,
hie Wirbeln, Schreien, Knallen,
vom „Hurra Max Emanuel!"
die Gassen widerhallen.
Schon rief der Feldmarschall von Wendt:
„Die Sache nimmt ein schlechtes End;
wo bleibt des Kriechbaum Reiterei?
ich rief sie doch im Flug herbei!"
Da rasselten über den Brückenkopf,
mit rotem Mantel und doppeltem Zopf,
die fremden Schwadronen die Kreuz und die Quer,
von den Wällen schlugen die Bomben schwer,
die Landsleut in der Mitten,
die haben viel hart gestritten.

Sie flohen über die Heide breit,
durch tiefverschneite Fluren,
im Rücken und an jeder Seit'
Kroaten und Panduren.
Dort sind wohl ihrer tausend und meh
unter Rosseshufe gesunken
und haben den blutigen Weihnachtsschnee
als Wegzehrung getrunken.
Ein Friedhof steht am Hügelrand,
den erklommen die Bauern mit Knie und Hand,
auf dem Glatteis ringend im Einzelkampf
unter Kolbenstößen im Pulverdampf,
bis von dem Rest der treuen Schar
der steile Hof erklettert war.
Da stieß in ein verschneites Grab
der greise Schmied den Fahnenstab:
„Hie lieber bayrisch sterben
als kaiserlich verderben!"

Heiß kochte der Schnee, die Nacht war lang,
durchs Knattern der Musketen
zog sichs wie Orgel- und Glockenklang,
wie fernher wanderndes Beten.
Und ein Bauer ein weißes Tuch aufband,
er tats an der Sense schwenken,
er mußte des Jammers im bergigen Land,
der Witwen und Waisen gedenken.
„Von der Zugspitz bis zum Wendelstein
nur Sturmgeläut und Feuerschein,
derweil zwischen Hufschlag, Schnee und Blei
wir fruchtlos fallen vor Hahnenschrei.
Wir habens verspielt ohne Nutz und Lohn,
drum, feindlicher Obrist, gib uns Pardon,
daß die dreihundert, die wir noch sind,
heimziehen dürfen zu Weib und Kind." —
Drauf ist unter Blitzen und Knallen
der Sprecher vom Stein gefallen.

Da schlossen ums brennende Gotteshaus
die Landsleut eine Kette
und knallten und schrien in die Welt hinaus
eine furchtbare Weihnachtsmette.
Als der Hahn im Dorfe zu krähen begann,
war all ihr Blei verschossen,
sie hingen würgend Mann an Mann
auf den schäumenden Ungarrossen;
und als an die Glocken der Frühwind fuhr,
da stand von den Bauern ein einziger nur,
das war der stärkste Mann des Lands,
der Schmied von Kochel, der Meier Hans;
mit einer Keule von Eisenguß
drasch er sie nieder zu Pferd und Fuß,
doch als die Sonne zur Erde sah,
seine sieben Söhne lagen da
ums Fähnlein, das zerfetzte;
der Vater war der letzte.

Nun tröst euch Gott im Himmelreich,
ihr abgeschiednen Seelen!
Es wird von solchem Bauernstreich
noch Kindeskind erzählen.
Wohl manch ein Mann, wohl manch ein Held
geht um in deutschen Weisen,
wir wollen den, der Treue hält,
vor allen andern preisen,
der trotz Verrat und Hochgericht
von seinem Wort kein Jota bricht.
Jetzt aber sagt, wo kehren wir ein?
ich denk, heut solls in Sendling sein.
Vorbei am Friedhof führt die Straß',
da grüßen wir unters verschneite Gras:
„Hie lieber bayrisch sterben
als kaiserlich verderben!"

* * *

Karl Stieler.

Geb. am 15. Dezember 1842 zu München, gestorben am 12. April 1885 ebenda.

Bergbleameln 1865. Weil's mi freut! 1876. Habt's a Schneid 1877. Um Sunnawend 1878. Hochlandlieder 1879. Neue Hochlandlieder 1881. Wanderzeit 1882. In der Sommerfrisch 1883. A Hochzeit in die Berg 1883. Ein Winteridyll 1885.

An Anfrag.

(1870.)

A Bauer hat drei Buabn im Feld,
sie lassen gar nix hör'n,
jetzt is er halt nach Münka 'nein
zum Fragen in d'Kasern.

„Wie geht's mein Toni?" hat er g'fragt,
den mag er halt vor allen;
da schaugen's nach und sagen's ihm:
„Der is bei Wörth drin g'fallen."

„O mein Gott nei'! — und unser Hans?"
„Der is mit siebez'g Mann
bei Sedan g'fallen." — „Und der Sepp?"
„Der liegt bei Orleans!"

Der Alte sagt koa Wort und geht.
Er hebt sich an am Kasten,
am Stuhl, am Türg'schloß, an der Stieg'n —
Er muaß a weni' rasten.

Drunt auf der Staffel vor'n Haus
da is er niederg'sessen,
er halt sein Hut no' in der Hand,
er hat auf all's vergessen.

Es gengant wohl viel tausend Leut,
viel hundert Wag'n vorbei.
Der Vader sitzt no' allweil dort . . .
„Drei Buabn und — alle drei!"

Martin Greif.

Geb. am 18. Juni 1839 in Speier, gest. 1. April 1911 in Kufstein. — Gedichte 1868, 7. Aufl. 1903. Neue Lieder und Mären 1902.

Held Reinhold.

Megagys, der Zaubrer, und Reinhold, der Held,
sie ziehen zu Hofe verschrumpft und entstellt
dem Blicke;
so kauern sie arm an der Brücke,
darüber der König den Kirchgang hält.

Da nahten der Ritter und Grafen genug,
auch folgte von Frauen ein mailicher Zug:
manch Blume
sprach von der Erlesenen Ruhme,
sie wußte, wo kühnlich ein Herze schlug.

Voll Züchten die eine der Holden begann:
„Auf Erden ist Roland der herrlichste Mann.
Zur Seiten
des Königs ihr seht ihn ja schreiten,
im Kampfe wohl geht er ihm gar voran."

Da winkte die zweite mit schneeiger Hand
und wies auf den Herzog von Bayerland:
„Seht hinter
dem Hehren den Lenz auf den Winter,
ihm lacht ja der Mund wie aus Rosenland."

Zuletzt eine Jungfrau lispelt herfür:
„Wohl einen vermiß ich, o ständ er doch hier,
der Hohe,
man würde des wahrlich frohe —"
Der Jüngling im Zauber da lachte schier.

Sie reichte den Pfennig ihm mildreich hinab,
da lächelt wieder der Held am Stab.
Sein Auge
verrät, zu wie Hohem er tauge —
nur schwer von dem Armen sie wandte sich ab.

Da sah sie ihm schimmern am Fuße den Sporn
mit seinem gebogenen güldenen Dorn,
sie lachte,
Reinholdens sie heimlich gedachte;
es blitzte das Schwert aus dem Mantel ihm vorn.

Da nimmt sie sich Mut und in Eile sie kehrt
und spricht zum Jungalten, der Gabe begehrt,
doch leise:
„Ihr grüßt in besonderer Weise,
doch hat Euch nur wenig der Zauber versehrt."

Prinzessin Rhodopis.

Rhodopis im Meere badet,
badet in den blauen Wogen,
kommt ein Vogel spähen Auges:
„Ei, was blitzt so hell im Sand?"

Niederfährt der kühne Vogel,
stößt auf ihre goldnen Schuhe,
faßt den einen mit dem Schnabel
und enträgt ihn in die Luft.

Trägt ihn über Meer und Länder
durch den weiten großen Himmel,
bis er an das Schloß gelanget,
drin ein Herr, der König, wohnet.

Rauschend fliegt er ein durchs Fenster
mit der schimmerhellen Beute,
läßt den Schuh von oben fallen,
grade auf des Königs Knie.

Dieser hat es kaum begriffen,
was der kluge Vogel brachte,
als er staunend und mit Seufzer
drückte an das Herz den Schuh.

Sprach: „Wo weilt, die du bestohlen
doch nur um der Schuhe einen,
weshalb nahmst du nicht die beiden
und nicht gleich sie selbst dazu?

Sind so herrlich wohlgestaltet
schon die Füße, die sie tragen,
wie muß erst ihr Leib beschaffen
bis zu Hals und Haupte sein?"

Heimlich auf des Königs Schulter
lacht der Vogel, stolz sich wiegend,
und die beiden Flügel spreitend,
spricht er also ihm ins Ohr.

„Fragt Ihr, wo ich sie gelassen
mit dem andern goldnen Schuhe,
kann ich Euch darauf erwidern,
was ich mit dem Blick gesehn.

Just sie badet noch zur Stunde,
badet in den blauen Wogen,
wollt Ihr etwas Euch gedulden,
bring ich Euch den zweiten Schuh.

Doch sie selbst auch zu entführen,
dieses dürfte mir nicht glücken,
Euch den Weg dahin zu weisen,
aber bin ich gern bereit."

Dies vernehmend, ohne Weile
ließ sein Roß der König satteln,
stürmisch ritt er aus dem Schlosse,
stets den Vogel vor sich her.

Abends ritt davon der König,
kam am andern Tag nicht wieder,
kam auch nicht nach einem Jahre,
kam zurück bis heute nicht.

Das klagende Lied.

I.

Es stritten zwei Königskinder
in einem Rosenhain,
es wollte keines minder
als wie das andre sein.

Wohl war an sie gedrungen,
seitdem der König verblich,
die Rede vieler Zungen,
die merkten die Kinder sich.

Der Knabe sprach: „Ich werde,
was einst der Vater war,
die Könige müssen zu Pferde
vorauf der reisigen Schar."

Das Mägdlein stritt dagegen:
„Nein, ich bin Königin,
mich küren alle Degen,
weil ich das Ältre bin."

Heran mit scharfem Speere
auf die Schwester drang der Knab',
da nahte die Königin hehre
und wehrte den Grimmen ab.

Sie hielt in ihren Händen
eine Blume wundersam:
ein Zepter schien zu enden
in eine Lilienflamm'.

Besorgt die Mutter blickte
und wies sie beiden zugleich:
wer eine solche pflückte,
der gewänne des Vaters Reich.

Die Kinder schauten lange
die fremde Blumengestalt,
sie stürmten vom Bergeshange
entgegen dem dunklen Wald.

II.

Die Kinder liefen weiter und weiter durch den Wald und kamen, eh sie's wußten, sich aus den Augen bald. Ein jedes strich alleine, die Augen am Boden dahin, die Blume zu erspähen, die beiden köstlich schien.

Der Knabe brach durch Hecken und dichtes Waldgesträuch,
er glaubte wohl zu finden die Blume allsogleich,
da sprang mit einem Male ein Rehe vor ihm auf,
er hob den Speer zum Wurfe und folgte des Tieres Lauf.

Und weiter, immer weiter riß es den Knaben fort,
bald schien es hier verschwunden, bald sprang es wieder dort.
Oft glaubt er sich ihm nahe, da lief es wieder vorn,
es blutete der Knabe von manchem scharfen Dorn.

Das Mägdlein stieg zu Quellen, die murmelten so frisch,
es streifte rote Beeren, die winkten im Gebüsch,
doch nirgend hielt sie inne, wie auch der Pfad sich wand,
bis sie auf einer Wiese mitten im Walde stand.

Da blühten viele Blumen in Farben mancherlei,
jedoch die blaue Lilie stand nirgend mit dabei,
und weiter lief sie, weiter, und wie sie vor sich sah,
da stund mit einem Male die blaue Blume da.

Wohl war sie ganz gestaltet so fremd und wundersam:
ein Zepter schien zu enden in eine Lilienflamm',
mit ihrer Krone spielte ganz sacht ein leichter Wind —
da riß sie ab vom Boden das glückliche Königskind.

Und wie sie nun die Blume in ihren Händen hielt,
mit deren Wunderkrone der Wind noch kaum gespielt,
da ward der Lilienstengel in ihrer Hand so schwer,
als ob er wohl von Golde ein starkes Zepter wär.

Sie fühlte sich so müde, und alles lag so still:
„Wo nur im Wald der Bruder so lange bleiben will?"
Bald sanken ihre Augen, sie lag in tiefer Ruh,
durch eines Baumes Wipfel sah ihr die Sonne zu.

Da stund mit einem Male der wilde Knab' im Hag,
er war gefolgt dem Wilde bis an den sinkenden Tag,
nun sah er die Schwester liegen am kühlen Waldesrand,
sie hielt die blaue Blüte halbwelk in ihrer Hand.

In ihrem offnen Haare ging leis der Abendwind,
ein Lächeln spielt' am Munde dem edlen Königskind,
da schoß es in die Wangen dem Knaben heiß und rot,
er schlug mit seinem Speere die schlafende Schwester tot.

Jetzt grub und hob er eilig ein Grab im Boden auf
und legte drein die Tote und deckte Erde drauf —
Dann lief er mit der Blume des Wegs zum Schlosse hin:
„Die Schwester hab ich verloren" . . . Da weinte die Königin.

III.

Einst kam ein Hirt vorbei dem Grab
und wühlte drin mit seinem Stab
und grub wie von ungefähre,
da drang was hervor,
er hob es empor,
was an dem Ding wohl wäre,
da hielt er in Händen ein Totenbein,
wie ein Rohr gebauet, wie Schnee so rein,
das hob er zu seinem Munde —
Da sang zu ihm
eine Flötenstimm
eine seltsame, klagende Kunde:

„O Hirte mein, o Hirte mein,
du flötest auf meinem Totenbein!
Mein Bruder erschlug mich im Haine.
Nahm aus meiner Hand
die Blum', die ich fand,
und sagte, sie sei die seine,
er schlug mich im Schlaf, er schlug mich so hart —
hat ein Grab gewühlt, hat mich hier verscharrt —
mein Bruder — in jungen Tagen.
Nun durch deinen Mund
soll es werden kund,
will es Gott und Menschen klagen."

So sang die Flöte traurig und bang,
dem Hirten das zu Herzen drang,
nachdenklich wurde der Knabe,
die Augen naß
er zog fürbaß,
halb träumend an seinem Stabe.
Und wo er sie blies, kein Vogel mehr rief,
die Herde folgte, als wenn sie schlief,
kein Bienlein tät mehr summen;
wohin er kam,
da schien vor Gram
die ganze Welt zu verstummen.

IV.

Ein Ritter hört, wie der Hirte sang,
er folgte der träumenden Herde lang,
bis spät zum sinkenden Tage.
Wie sein Rößlein ging,
die Mähn' es hing,
als verständ es selber die Klage.
Doch endlich lenkt er zum Hirten heran
und redet ihn milde mit Worten an:
„Gib mir die Flöte zu eigen,
dich macht sie nur krank,
du ziehest so wank,
als wolltest ins Grab du steigen."

Da reichte der Hirt die Flöt' ihm dar:
„Nehmt hin und macht es offenbar,
es will ja zu Menschen dringen!
Doch hört ich so gern
noch einmal von fern
das klagende Lied erklingen."
Da dankt ihm der Ritter und bot ihm viel Gold,
der Knab verschmähte den fremden Sold,
er stund wie im Traum verloren.
Bis der Reiter schwand
in das dunkle Land,
drang ihm das Lied zu Ohren.

„O Ritter mein, o Ritter mein,
du flötest auf meinem Totenbein!
Mein Bruder erschlug mich im Haine.
Nahm aus meiner Hand
die Blum' die ich fand,
und sagte, sie sei die seine.
Er schlug mich im Schlaf, er schlug mich so hart —
hat ein Grab gewühlt, mich im Walde verscharrt —
mein Bruder — in jungen Tagen.
Nun durch deinen Mund
soll es werden kund,
will es Gott und Menschen klagen."

V.

Es saß der junge König hoch auf des Vaters Thron,
es schien, daß er vergessen die Blume lange schon.
Wohl ritt er laut zu Walde des Morgens jeden Tag;
die alte Königinne allein der steten Trauer pflag.

Da hieß es mit einem Male, ein Ritter zieht durchs Reich,
der spielt auf einer Flöte gar traurig und wunderreich,
und wo er vorüberreitet, da stehen die Menschen still,
und wer ihn einmal gehöret, nie wieder fröhlich werden will.

Bald drang die neue Kunde auch zu der Königin:
„Laßt mir den Spielmann kommen, ob er mir steht zu Sinn".
Da führte man den Ritter heimlich in ihre Tür,
wohl einen Tag beinahe blieb er verschlossen da mit ihr.

Und als er wieder weiter vom Königshofe zog,
gar bald hinaus die Märe auf alle Straßen flog:
er hat die Flöte gelassen wohl in der Königin Hand.
Da redeten die Leute von nichts mehr sonst im ganzen Land.

VI.

Der König lud die Edlen all nach Hof zu einem Feste,
da kamen sie mit lautem Schall; er grüßte sie aufs beste.
Den Kämmrer hieß er steigen zur Königin hinauf,
er trug ihm sich zu neigen mit vielen Worten auf.
„Hehre Königin,
schlagt Euch aus dem Sinn
die Trauer um die Toten, sie kehren doch nicht mehr."
„Wohl weiß ich es wohl, die Toten sind tot,
doch fiele mir's hart, zu kleiden mich rot
vor alle den Rittern und Degen umher.
Wohl aber zum Feste zu kommen, das bin ich sehr bereit."
Und er brachte die Kunde
dem König zur Stunde,
dem schien sie nicht zu frommen; er schwieg eine lange Zeit.

Der ganze Hof beisammen harrt, der König saß erhoben,
zur Türe hin sein Auge starrt; verdüstert saß er oben.
Da begannen die Harfen zu klingen; ganz schwarz sie trat herein.
Was tät sie in den Händen schwingen? ein weißes Zepterlein.
Nach dem Throne sie schritt
und winkte damit,
da ward es im weiten Kreise auf einmal gänzlich still.
Nun zum Munde sie hob das Totenbein,
da schaute bestürzt der König darein,
was wohl für ein Lied sie beginnen will.
Da kam ein Ton wie ein Grüßen und Weinen [bitterlich,
und noch ein Ton,
da bebt er schon:
„O Mutter, wolle beschließen!" Die Flöte sang für sich.

„O Mutter mein, o Mutter mein" — da fing er an zu wanken —
„Du flötest auf meinem Totenbein" — da tät die Kron' ihm schwanken —
„mein Bruder erschlug mich im Haine" — da schrie der König auf —
wohl klang es unten feine, wie Donner rollt es hinauf:
„Nahm aus meiner Hand
die Blume, die ich fand,
und sagte, sie sei die seine" — da fiel die Kron' ihm ab —
„Er schlug mich im Schlaf, er schlug mich so hart,
hat ein Grab gewühlt, mich im Walde verscharrt" —
Da stürzte der König vom Thron herab —
„Mein Bruder in jungen Tagen" — da bäumt' er sich vor Graus —
„Nun durch deinen Mund
soll es werden kund,
will es Gott und Menschen klagen" .... da war ihr Singen aus.

Der Gäste Schwarm war längst entflohn, allein die Königinne
noch kniete bei ihrem sterbenden Sohn, auf daß er den Himmel gewinne.

Sie neigte das Haupt mit Schmerzen tief auf sein Angesicht,
erloschen waren die Kerzen bis auf zweier Ampeln Licht.
Ein Windstoß kam
und eines nahm,
da lag der König gestorben in seiner Mutter Schoß.
Wohl blickte sie lang noch betend hinan,
bis der grauende Morgen zu zucken begann,
und die Augen vom Weinen tränenlos.
Jetzt entfaltet sie stumm die Hände und löscht das letzte müd.
Darauf zerbrach sie die Flöte,
daß sie nimmermehr rede.
Hier hat die Mär ein Ende. Das ist das klagende Lied.

Barbarazweige.[1]

Am Barbaratage holt ich
drei Zweiglein vom Kirschenbaum,
die setzt ich in eine Schale,
drei Wünsche sprach ich im Traum:

Der erste, daß einer um mich werbe,
der zweite, daß er noch jung,
der dritte, daß er auch habe
des Geldes wohl genung.

Weihnachten vor der Mette
zwei Stöcklein nur blühten zur Frist: —
Ich weiß einen armen Gesellen,
den nehm ich, wie er ist.

[1] Diese und die beiden folgenden Gedichte als Beispiele der kleinen liedartigen Stimmungsballade.

Das Grab der böhmischen Bauerndirne

Eine Bauerndirn wollt einen Grafen han,
— das ging nicht an —
sie ist drob närrisch worden.
Auf ihrem Grabkreuz sieht man stahn
eine Schrift in diesen Worten:

„Eine Grasblum und eine wilde Ros,
— das geht wohl an —
die stehen oft beisammen.
Die Menschen scheiden und trennen bloß,
ob sie hoch, ob niedrig stammen.

Engel tragen keine Grafenkron',
— das geht nicht an —
daß ich bei denen wohne,
bracht mich ein junger Grafensohn
unter die Rauschgoldkrone."

Johanni.

Ein Kränzlein zu Johanni
schaff ich mir wohl herbei,
in das ich eingeflochten
der Blumen neunerlei.

Vergißmeinnicht vor allen,
doch auch ein Röslein fein
mit Immergrün daneben
muß mit darunter sein.

Das schieb ich unters Kissen,
wenn es noch dunkelt kaum, —
ist mir der Liebste sicher,
erscheint er mir im Traum.

Badische Balladendichter.

Von badischen Dichtern fanden hier Berücksichtigung nur August Schnezler, der u. a. einige stimmungstiefe echte Naturballaden („Vom Mummelsee") verfaßt hat, und Joseph Victor von Scheffel wegen seiner typischen Scherz- und pseudoromantischen Balladen. Zu nennen sind noch Ludwig Braunfels und Eduard Brauer (Gedichte 1834) und der bekannte Humorist Ludwig Eichrodt, dessen Gedichte Nachklänge der Scheffelschen Art sind. — Von modernen Balladendichtern ist Heinrich Vierordt Badenser.

August Schnezler.

Geb. am 4. August 1809 zu Freiburg i. Br., gest. am 11. April 1853 zu München. — Gedichte 1833, 1846.

Vom Mummelsee.

(Im Schwarzwald.)

Im Mummelsee, im dunkeln See
da blühn der Lilien viele,
sie wiegen sich, sie biegen sich,
dem losen Wind zum Spiele;
doch wenn die Nacht herniedersinkt,
der volle Mond am Himmel blinkt,
entsteigen sie dem Bade
als Jungfern ans Gestade.

Es braust der Wind, es saust das Rohr
die Melodie zum Tanze;
die Lilienmädchen schlingen sich
von selbst zu einem Kranze
und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
bis ihre bleichen Wangen
mit zarter Röte prangen.

Es braust der Sturm, es saust das Rohr,
es pfeift im Tannenwalde,
die Wolken ziehn am Monde hin,
die Schatten auf der Halde;
und auf und ab durchs nasse Gras
dreht sich der Reigen ohne Maß,
und immer lauter schwellen
ans Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm sich aus der Flut,
die Riesenfaust geballet,
ein triefend Haupt dann, schilfbekränzt,
vom langen Bart umwallet,
und eine Donnerstimme schallt,
daß im Gebirg es widerhallt:
„Zurück in eure Wogen,
ihr Lilien ungezogen!"

Da stockt der Tanz — die Mädchen schrein
und werden immer bläßer.
„Der Vater ruft: puh! Morgenluft!
zurück in das Gewässer!"
Die Nebel steigen aus dem Tal,
es dämmert schön der Morgenstrahl,
und Lilien schwanken wieder
im Wasser auf und nieder.

Die verlassene Mühle.

Das Wasser rauscht zum Wald hinein,
es rauscht im Wald so kühle,
wie mag ich wohl gekommen sein
vor die verlaßne Mühle?
Die Räder stille, morsch, bemoost,
die sonst so fröhlich herumgetost,
Dach, Gäng' und Fenster alle
im drohenden Verfalle.

Allein bei Sonnenuntergang
da knisterten die Äste,
da schlichen sich den Bach entlang
gar sonderbare Gäste,
viel Männlein grau, von Zwergenart,
mit dickem Kopf und langem Bart,
sie schleppten Müllersäcke
daher aus Busch und Hecke.

Und alsobald im Müllerhaus
beginnt ein reges Leben,
die Räder drehen sich im Saus,
das Glöcklein schellt daneben;
die Männlein laufen ein und aus,
mit Sack hinein und Sack heraus,
und jeder von den Kleinen
scheint nur ein Sack mit Beinen.

Und immer toller schwärmten sie
wie Bienen um die Zellen,
und immer toller lärmten sie
durch das Getos der Wellen;
mit wilder Hast das Glöcklein scholl,
bis alle Säcke waren voll,
und klar am Himmel oben
der Vollmond sich erhoben.

Da öffnet sich ein Fensterlein,
das einzige noch ganze,
ein schönes, bleiches Mägdelein
zeigt sich im Mondesglanze
und ruft vernehmlich durchs Gebraus
mit süßer Stimme Klang hinaus:
„Nun habt ihr doch, ihr Leute,
genug des Mehls für heute!"

Da neigt das ganze Lumpenpack
sich vor dem holden Bildnis,
und jeder sitzt auf seinem Sack
und reitet in die Wildnis;

Schön Müllerin schließt's Fenster zu,
und alles liegt in alter Ruh,
des Morgens Nebel haben
die Mühle ganz begraben.

Und als ich kam am andern Tag
in trüber Ahnung Schauern,
die Mühle ganz zerfallen lag
bis auf die letzten Mauern;
das Wasser rauschet neben mir hin,
es weiß wohl was ich fühle,
und nimmermehr will aus dem Sinn
mir die zerfallne Mühle.

* * *

Josef Victor von Scheffel.[1]

Geb. am 26. Febr. 1826 zu Karlsruhe, gest. am 9. April 1886 ebenda. Der Trompeter von Säkkingen 1854. Frau Aventiure 1863. Gaudeamus 1868. Bergpsalmen 1870. Der Heini von Steier 1883. Fünf Dichtungen 1887. Aus Heimat und Fremde 1892. — Gesammelte Werke (Volksausgabe) 1907.

Der Ichthyosaurus.

Es rauscht in den Schachtelhalmen,
verdächtig leuchtet das Meer,
da schwimmt mit Tränen im Auge
ein Ichthyosaurus daher.

Ihn jammert der Zeiten Verderbnis,
denn ein sehr bedenklicher Ton
war neuerlich eingerissen
in der Liasformation.

„Der Plesiosaurus, der Alte,
er jubelt in Saus und Braus,
der Pterodactylus selber
flog neulich betrunken nach Haus.

Der Iguanodon, der Lümmel,
wird frecher zu jeglicher Frist,
schon hat er am hellen Tage
die Ichthyosaura geküßt.

Mir ahnt eine Weltkatastrophe,
so kann es ja länger nicht gehn;
was soll aus dem Lias noch werden,
wenn solche Dinge geschehn?"

So klagte der Ichthyosaurus,
da ward es ihm kreidig zumut;
sein letzter Seufzer verhallte
im Qualmen und Zischen der Flut.

Es starb zu derselbigen Stunde
die ganze Saurierei,
sie kamen zu tief in die Kreide,
da war es natürlich vorbei.

Und der uns hat gesungen
dies petrefaktische Lied,
der fand's als fossiles Albumblatt
auf einem Kropolith.

Die Teutoburger Schlacht.

Als die Römer frech geworden,
zogen sie nach Deutschlands Norden,
vorne mit Trompetenschall
ritt der Generalfeldmarschall,
Herr Quinctilius Varus.

Doch im Teutoburger Walde
hu, wie pfiff der Wind so kalte,
Raben flogen durch die Luft,
und es war ein Moderduft,
wie von Blut und Leichen.

Plötzlich aus des Waldes Duster
brachen krampfhaft die Cherusker,
mit Gott für König und Vaterland
stürmten sie von Wut entbrannt
gegen die Legionen.

Weh, das war ein großes Morden.
Sie erschlugen die Kohorten;
nur die römische Reiterei
rettete sich noch ins Frei,
denn sie war zu Pferde.

O! Quinctili, armer Feldherr!
dachtest du, daß so die Welt wär?
Er geriet in einen Sumpf,
verlor zwei Stiefel und einen Strumpf
und blieb elend stecken.

Da sprach er voll Ärgernussen
zum Zenturio Titiussen:
„Kamerade, zeuch dein Schwert hervor
und von hinten mich durchbohr,
da doch alles futsch ist!"

In dem armen römischen Heere
diente auch als Volontäre
Scävola, ein Rechtskandidat,
den man schnöd' gefangen hat,
wie die andern alle.

Diesem ist es schlecht ergangen;
eh daß man ihn aufgehangen,
stach man ihn durch Zung' und Herz,
nagelte ihn hinterwärts
auf sein corpus juris.

Als die Waldschlacht war zu Ende,
rieb Fürst Hermann sich die Hände,
und um seinen Sieg zu weihn,
lud er die Cherusker ein
zu 'nem großen Frühstück.

[1] Ich muß gestehen, daß ich weder für die „naturwissenschaftlichen" noch für die „kulturhistorischen" Balladen Scheffels viel übrig habe. Meines Erachtens entbehren beide doch des echten Humors und noch mehr der poetischen Stimmung, sie wirken oft geschmacklos. Hübsch ist fast einzig „Altassyrisch" („Im schwarzen Walfisch zu Askalon"), eine sehr bekannte Bierballade. Ebenso bekannt sind „Guano", „Pumpus von Perusia" und „Die Lieder vom Rodenstein". Ich vermag, wie gesagt, diesen spaßigen Balladen nicht beizustimmen; doch ich teile als Beispiele ihrer Art einige mit. — Scheffel ist ferner einer der Hauptvertreter, ja der eigentliche Urheber der pseudoromantischen sog. „Butzenscheibenlyrik". Der „Trompeter von Säkkingen" ist das Muster- und Meisterstück dieser Gattung. Als Beispiele dieser Lyrik sind die Gedichte „Dörpertanzweise" und „Bruder Waghals" hier wiedergegeben. Diese Pseudoromantik geht allerdings bereits zurück auf Wilhelm Müller, Robert Reinick u. a.; aber erst mit Scheffel und seinen Nachfolgern (Emil Rittershaus, Rudolf Baumbach, Julius Wolff u. a.) nimmt sie jenen typischen süßlichleichten Ton an, der für die Poesie der siebziger und achtziger Jahre charakteristisch ist und auf den noch heute Dilettanten gern verfallen. B.

Nur in Rom war man nicht heiter,
sondern kaufte Trauerkleider.
Grade als beim Mittagmahl
Augustus saß im Kaisersaal,
kam die Trauerbotschaft.

Erst blieb ihm vor jähem Schrecken
ein Stück Pfau im Halse stecken,
dann geriet er außer sich
und schrie: „Varus, Fluch auf dich!
Redde Legiones!“

Sein deutscher Sklave, Schmidt geheißen,
dacht: „Ihn soll das Mäuslein beißen,
wenn er je sie wieder kriegt;
denn wer einmal tot daliegt,
wird nicht mehr lebendig.“

Bruder Waghals.

Swer minne und wiplich grüezen
alsô enpfienc
daz si sich muosen scheiden,
swaz du dô riete in beiden
do ûf gienc
der morgensterne, wahtaer, swic, dâ-
von niht gerne sienc.
Wolfram v. Eschenbach.

Blitz und blau Feuer! ... des Feindes Stadt
schau, schau, wie die sich verborstet hat
und aufgeknault wie ein Igel!
Spießbürger umschreiten den Wall und das Tor,
der Hochgerichtsgalgen ragt drohsam empor,
Schanzpfähle umrammen die Hügel.

Schau, schau, Freund Pfeffersack duldet nicht mehr,
daß wir Männer von Reinhart Zerbrechekopfs Heer
sein Wackenpflaster begehen!
Schlupfpförtlein du, an der Münsterpfalz:
ich landfremdes Brüderlein Wagehals
möcht doch mir das Städtlein besehen ...

Ein Pilgermantel, ein Muschelhut
taugt zu viel löblichen Dingen gut,
man fühlt sich so fromm drin und sicher ...
... Jetzt, heiliger Reineke, spende mir Heil!
... Hier bin ich ... trag Rosen von Jericho feil,
Veltkränze und Bücher und Tücher.

Gebrustschutzt sitzen die Schöffen beim Wein,
sie spinnen wohl Kriegsrat und spinnen ihn fein,
wie sie mich fangen und henken,
mich und manch andern von waglicher Sitt'! ...
„Pax dei vobiscum! Ihr Herren, ich bitt',
wollt mir einen Zehrpfennig schenken!“

Der Stadtschultheiß, der kreisrunde Wicht, —
noch flammt ihm die Schmarre im Angesicht,
die einst mein Flamberg gehauen, —
vor die Füße warf er den Silberling mir:
„Du fremd Wallbrüderlein, scher dich von hier,
deinen Plunder weis' unsern Frauen!“

... Und als ich hoch oben im Zwingergang stund,
ein lachendes Taubenpaar wurde mir kund,
das girrte und gurrte beständig ...
Und als mich, ich sage nicht wer, ersah,
da rief's: „O wohl mir, daß endlich du nah,
Waghälslein, Frechliebster, ich kenn dich!“

Den Mummschanz, den Mantel, das Hütlein — man nahm's.
Schmal schlupft ich herfür im siglâtseidnen[1] Wams
in alten vielheimlichen Treuen ...
Drauß' wachten die Bürger mit grimmigem Schall,
spätnächtig noch dröhnte ihr Rundgang vom Wall,
sie schrien ihr „Werda?“ wie Leuen.

... Im Sommer wenn's regnet, im Winter wenn's schneit,
das Scheiden und Meiden schafft allemal Leid,
sie weinte, derweil ich mußt lachen:
„Schau, schau, die sorglich besperrete Stadt,
wohl ihr, die solche Verteidiger hat,
wenn andere schlafen, sie wachen!“

Und als ich entschleichend zum Wurzgärtlein kam,
noch einmal bei Hand und bei Mund sie mich nahm,
da bliesen die Türmer den Morgen.
Da stund ich am Graben ... ein Sprung ... hei gut Glück!
frei schwing' ich mich über die Heide zurück;
ihr Väter der Stadt: — Guten Morgen!

Dörpertanzweise.

(Zu Ehren Heinrichs von Ofterdingen gedichtet)

„Ich versihe mich niuwer maere,
uns komt der Stiuraere!“
Kunech Luarin. V. 80.

Den Finken des Waldes die Nachtigall ruft:
„Von Geigenstrich schallt es goldrein durch die Luft,
ihr Zwitschrer, ihr Schreier, nun spart den Diskant,
der Heini von Steier ist wieder im Land!“

Flickschuster im Gaden schwingts Käpplein und spricht:
„Der Himmel in Gnaden vergißt unser nicht,
Sohlleder wird teuer, Bundschuh platzt am Rand,
der Heini von Steier ist wieder im Land.“

Schon schwirren zur Linde, berückt und entzückt
die lieblichen Kinder mit Kränzen geschmückt:
„Wo säumen die Freier? manch Herz steht in Brand ...
der Heini von Steier ist wieder im Land.“

Und wer schürzt mit Schmunzeln den Rock sich zum Sprung?
Großmutter in Runzeln, auch sie wird heut jung ...
sie stelzt wie ein Reiher dürrbeinig im Sand ...
der Heini von Steier ist wieder im Land!

Der Hirt läßt die Herde, der Wirt läßt den Krug,
der Knecht läßt die Pferde, der Bauer den Pflug,
der Vogt und der Maier kommt scheltend gerannt:
„Der Heini von Steier ist wieder im Land!“

Der aber hebt schweigend die Fiedel zur Brust ...
halb brütend, halb geigend — des Volks unbewußt.
Leis knisternd strömt Feuer um Saiten und Hand ...
der Heini von Steier ist wieder im Land!

... Im Gärtlein der Nonnen auf blumiger Höh
lehnt eine am Bronnen und weint in den Klee:
„O Gürtel und Schleier ... o schwarzes Gewand ...
der Heini von Steier ist wieder im Land!“

[1] Ziklat oder Siglât, ein orientalisches Wort, das einen kostbaren Seidenstoff mit eingewebtem Gold bezeichnet.

Balladendichter Elsaß-Lothringens.

Wie die schwäbischen Dichter haben die Dichter Elsaß-Lothringens stets mit Vorliebe Sagen ihrer Heimat zu Balladen umgedichtet. Eigen ist fast allen diesen Poeten der Sinn für volkstümliche Wirkung und für eine gewisse psychologisch reizvolle und anmutige Behandlung der Form. Sie sind keine starken Persönlichkeiten, doch jeder von ihnen hat seine individuelle Züge. Hier erscheinen die beiden Brüder August und Ludwig Adolf Stöber, Karl Candidus, ein eigenartiger, geistvoller Poet, und der kräftigere Friedrich Otte (H. Zetter). Zu erwähnen sind außerdem August Lamey (geb. 1772), Georg Daniel Hirtz (geb. 1804), Gustav Mühl („Die Judenverbrennung zu Straßburg"). Von modernen Balladendichtern ist Elsässer Friedrich Lienhard.

August Stöber.

Geb. am 9. Juli 1808 zu Straßburg i. E., gest. am 9. März 1884 zu Mülhausen. — Alsalieder (mit L. Adolf Stöber) 1836. Gedichte 1842, 1873.

Das Märchen von der bösen Stiefmutter.

Die böse Stiefmutter sitzt und spinnt
und drüber manch böse Mär ersinnt.

Das Knäblein springt lustig zur Tür herein:
„Frau Mutter, schenkt mir ein Äpfelein!"

„Du weißt, in der Kammer da steht die Truh,
da liegen viel Äpfel so rosig wie du."

Das Knäblein hebt auf den Deckel schwer;
die böse Stiefmutter ist hinter ihm her.

Da hört man's dumpf rollen hinab in die Truh,
der schwere Deckel klappt drüber zu.

*

Die böse Stiefmutter sitzt und spinnt
und drüber manch böse Mär ersinnt.

Das Mägdlein springt lustig zur Tür herein:
„Frau Mutter, wo ist mein Brüderlein?"

„Dein liebes Brüderlein nascht allein
in der Kammer die süßen Rotäpfelein."

„Frau Mutter, möcht auch ein Äpflein süß!"
„So schau, was dein Brüderlein übrig ließ!"

Das Mägdlein hebt auf den Deckel schwer;
die böse Stiefmutter ist hinter ihm her.

Da hört man's dumpf rollen hinab in die Truh,
der schwere Deckel klappt drüber zu.

*

Die böse Stiefmutter sitzt und spinnt,
am Rocken blutige Fäden sie spinnt.

Der Vater tritt spät zur Tür herein:
„Wo sind meine lieben zwei Kinderlein?"

„Die Kinderlein liegen in guter Ruh,
sie schlafen selbander in einer Truh."

Es flattert, es pickt ans Fensterlein,
zwei schneeweiße Vöglein schauen herein.

„Frau Mutter, habt Dank für die Äpflein rot!
Frau Mutter, habt Dank für den süßen Tod!"

Die fällt vom Sessel zu Boden schwer;
der Platz ist hinter dem Rocken leer.

Ein schwarzer Vogel die Kammer durchirrt
und ächzend, krächzend durchs Fenster schwirrt.

Bischof Kletus.

Der Kaiser sitzt auf goldnem Thron,
im Purpurkleid mit goldner Kron'.
Auf seidnen Kissen funkelnd ruht
des Golds und der Kleinodien Glut.

Es letzt sein Blick sich an dem Licht,
das blitzend aus den Schätzen bricht;
es tönt ihm süßer als Gesang
der goldnen Stücke heller Klang.

„Ihr Diener alle um mich her:
wann werden meine Kisten leer?"
„Ausschöpfen läßt das Meer sich nicht,
nicht wägen deines Golds Gewicht!"

„Ihr Diener, nennt mit einemmal
mir meiner Edelsteine Zahl!"
„Wer zählt der Sterne zahllos Heer?
der Edelsteine hast du mehr!"

„Wo blitzt etwan ein hellrer Schein
als der aus meines Geschmeides Schrein?"
„Die Sonne hat wohl funkelnd Licht,
wie dein Geschmeide glänzt es nicht!"

So prahlt des Kaisers stolzes Wort;
es schmeicheln so die Knechte fort.
Da schreitet aus der Söldner Chor
mit finstrer Stirn Sankt Kletus vor.

Der Bischof tritt zum Kaiser hin:
„Mein Herr! nicht bringt dir das Gewinn!
Laß ab! laß ab von Trug und List,
vernimm, was an der Wahrheit ist!

Wohl funkelt hell der Schätze Glut.
Doch weh! dran klebt manch schuldlos Blut!
doch weh! dran klebet brennendheiß
der armen Untertanen Schweiß!

Doch weh! dran haften Seufzer bang,
die schallen das ganze Land entlang,
und Waise- und Witwentränen viel
träufeln von deinem Augenspiel!

So rot und hell die Schätze sprühn,
so heiß soll dein Gewissen glühn!
soll schelten in dein sündig Tun
und nimmer mit seinem Schelten ruhn!"

Der Kaiser flammt von Zorneswut,
er zückt sein Schwert in wilder Glut:
„Ihr Knechte, was haut sogleich ihr nicht
zu Stücken den kecken, frevlen Wicht!"

Der Knechte Schwerter blitzten hell,
sie zückten nach dem Bischof schnell.
Der stehet furchtlos und ruhig doch:
„Herr Kaiser, vergönn ein Wörtlein noch!

Reich mir aus deiner Schätze Zahl
ein Goldstück her nach eigner Wahl;
reich einen Edelstein mir klar
und prüf, ob ich geredet wahr!"

Der Kaiser willigt das Begehr,
reicht Edelstein und Goldstück her.
Der Bischof bricht entzwei den Stein —
es quollen draus viel Tränen rein.

Er bricht entzwei das Goldstück schnell,
draus träufeln viel Blutstropfen hell . . .
Den Kaiser greifet Angst und Graus;
die Knechte stürzen zum Saal hinaus.

Es sitzt ein Bild auf güldnem Thron,
im Purpurkleid mit goldner Kron'.
Die Schätze funkeln hell — und bleich
starret herab die Kaiserleich'.

* * *

Ludwig Adolf Stöber.

Geb. am 7. Juli 1810 zu Straßburg i. E., gest. am 8. November 1892 zu Mülhausen. — Alsatieder (zusammen mit August Stöber) 1836. Gedichte 1846.

Das Münster zu Thann.

„Mein lieber Knecht Materne,
für alle deine Treun
möcht ich mit Lohn dich gerne
zu guter Letzt erfreun;
doch was mir Goldes eigen war,
das trugest du ja selber
den Witwen und Waisen dar.

Nimm, was von allem bliebe,
dies goldne Ringlein hin,
das trage mir zuliebe,
wenn ich gestorben bin."
Entschlafen ist er alsobald
in seines Knechtes Armen,
der Bischof Theobald.

Maternus hat dem Greise
die Augen zugedrückt,
darauf mit Weinen leise
sich nach dem Ring gebückt:
er zieht — doch sieh, der Finger bricht,
und wie der Knecht ihn winde,
vom Ringe läßt er nicht.

Kaum hat er unter Tränen
bestattet seinen Herrn,
so trieb es ihn mit Sehnen
zur alten Heimat fern.
Er macht' aus Umbria sich auf
und schloß den Finger heilig
in seines Stabes Knauf.

Und als er heimgeschritten
ins Elsaß eben kam
und noch in Waldesmitten
die letzte Ruhe nahm,
lehnt' er an einen Tannenbaum
den Pilgerstab und legte
sich hin zu kurzem Traum.

Nach seinem Stab geschwinde
nun springt er wieder auf;
doch an der Tannenrinde
hält fest der heil'ge Knauf,
verwachsen ist er ganz und gar,
und aus dem Wipfel steigen
zwei blaue Flammen klar.

Er sieht sie staunend wehen,
da rauscht's im Dickicht nah,
und vor dem Pilger stehen
viel schmucke Ritter da,
der Herr von Engelburg voraus,
dem auf dem Felsen droben
sich hebt das Grafenhaus.

Er hat im Waldesgrunde
die Flamme leuchten sehn
und kommt, daß er erkunde,
was Wunder hie geschehn.
Was mit dem Ringlein seines Herrn
sich alles hat begeben,
das meldet ihm Matern.

Auch hebt er an zu künden,
wie er vor langer Frist
aus diesen Talesgründen
einst ausgezogen ist
und bald zu Land, zu Meere bald
mit seinem Herrn gewandert,
dem Ritter Theobald.

Wie der, gebeugt von Schmerze,
nicht Ruh noch Freude fand,
bis leichter schlug sein Herze
im geistlichen Gewand;
und wie er Bischof ward zuletzt,
und wo sein Leichnam ruhet
in kühler Erde jetzt.

Da ruft der Graf: „Materne!
bist du es wahr und echt?
Zurück aus weiter Ferne
du treuer, alter Knecht?
Sieh her — von Engelburg der Graf
bin ich, des junge Schwester
der Blitz vor Jahren traf.

Als ihm die Braut verschieden,
dein Herr von hinnen schwand —
so fand er denn den Frieden
im geistlichen Gewand!
O Theobald und Adelheid,
ihr habt euch wiederfunden
nach langer Trennung Leid!"

Der Stab wird ausgehauen,
es drängt den Grafen gar,
das Ringlein zu erschauen:
„Der Brautring ist's fürwahr!
Das Wunder plötzlich deutet sich:
das ist dieselbe Tanne,
wo einst die Maid erblich!

Drum hing an diesem Stamme
so fest des Stabes Knauf!
Es schlug die Zwillingsflamme
aus diesem Ringlein auf;
das hat im weiten Waldesraum
getreulich aufgefunden
den alten Tannenbaum.

O Schwester Adelheide!
Theobald, mein Bruder wert!
wie diese Flammen beide
ist eure Lieb verklärt.
So soll auch diesem Baum geschehn:
an seiner Statt soll künftig
ein heilig Münster stehn." —

Und wie der Morgen dämmert,
schon hallt's im Waldesgau,
der muntre Steinmetz hämmert,
und bald ersteht der Bau;
gen Himmel sproßt er kühn und schwank
mit tausend luftigen Ästen,
wie eine Tanne schlank.

Und ringsum unverzüglich
erhebt sich Haus an Haus,
zum Tale schaut vergnüglich
das Städtlein Thann heraus;
Sankt Theobaldus schirmt es mild,
und eine Tanne führt es
in seinem Wappenschild.

Und alle Glocken mahnen
am Tag Sankt Theobald,
da kommt mit Kreuz und Fahnen
der fromme Zug gewallt;
und mancher hat zur Nacht gesehn
hoch aus der Münsterkrone
zwei blaue Flammen wehn.

Das Lügenfeld.

Bei Thann da grünen Triften voll reicher Wiesenflur,
und lustig rauscht dazwischen die himmelblaue Thur;
doch öde liegt inmitten der blütenreichen Welt,
in meilenweiter Strecke, das brache Lügenfeld.

Da sprießen keine Saaten, da schallt kein Vogellied,
nur Farrenkräuter wuchern hervor aus schwarzem Ried,
der Bauersmann sich kreuzet und flüchtet schnell vorbei,
ein Fluch hat längst getroffen die lange Wüstenei.

Einst hatte sich da drüben ein Wandersmann verirrt,
da dröhnt es durch die Wildnis, ein Eisenharnisch klirrt,
und aus den dichten Sträuchern und aus dem tiefen Moor
da rasselt wilden Schrittes ein Kriegesmann hervor.

„Was rief dich, Unglückselʼger, in diese Wildnis her?
Was trieb dich, uns zu wecken aus Träumen tief und schwer?
Da drunten in den Höhlen, in weitverschlungnem Gang,
da schlafen ganze Heere vielhundert Jahre lang!

Verruchter Söhne Frevel, geschworner Treue Bruch,
hat längst auf uns geladen des Himmels Rachespruch.
Vernimm die grause Kunde, du stehst an selber Statt,
wo Ludewig den Frommen sein Heer verraten hat!

Wir schlossen dichte Reihen bis an die Berge fern,
gerüstet, ihn zu schirmen, den kaiserlichen Herrn;
da zog in blanken Waffen der Söhne Schar heran,
von dumpfem Rasseln dröhnte der weite Rasenplan.

So stürmten sie herüber, die freveln Brüder vorn,
in ihren Fäusten Schwerter, in ihren Blicken Zorn;
durch unser Lager schlüpfte der tückische Lothar
und bot uns blanke Münze und glatte Worte dar.

Der heilʼge Vater selber hat uns den Sinn betört:
es gelte keine Treue, die man dem Sünder schwört!
So schlich er durch die Reihen und streute schlimme Saat —
bis alle wir verblendet uns fügten dem Verrat.

Drauf schlugen die Verruchten des alten Vaters Hand —
er bot sie schon zum Frieden — in schweres Eisenband,
sie rissen ihm die Krone vom Haupte silberweiß
und führten ihn von hinnen, den weltverlaßnen Greis.

Und Ludewig der Fromme das Aug gen Himmel schlug:
Ist denn geschworne Treue und Kindesliebe Trug?
Weh, falsche Söldnerscharen, so feil und so verrucht!
Weh dir, du Lügenstätte, — ihr seid fortan verflucht!

Der Himmel hat vollzogen des Greises Rachewort,
die Bäche sind vertrocknet, der Anger liegt verdorrt,
und keine Saaten sprießen, es schallt kein Vogellied;
nur Farrenkräuter schießen hervor aus schwarzem Ried.

Und in den Höhlen drunten, in weitverschlungnem Gang,
da schlafen unsre Scharen vielhundert Jahre lang;
da schlafen auch die Brüder, die frevlen Söhne drei;
verrostet sind die Schwerter, verstummt das Siegsgeschrei.

Fleuch, Wandersmann, von hinnen und sag es aller Welt,
wes Fluch in diesen Gauen uns tief in Schlummer hält!" —
Der Wandersmann sich kreuzet und tut zur selben Stund'
im Thanner Münster drüben die Märe beichtend kund.

Die Kerze.

Das Mägdlein in der Kammer liegt,
tief in die weißen Decken geschmiegt.
Die Wangen brennen fieberheiß,
und von der Stirne rinnt der Schweiß.

Am Bette steht zur Mitternacht
ein weißes Kerzlein angefacht;
die Maid sieht in den hellen Schein
mit irrem Augenstern hinein.

„O weißes Wachs, du flimmerst hell!
vertraue mir, zu welcher Stell
sind wohl die Bienen hingeschweift
und haben aus Blumen dich gestreift?

Ich weiß ... am Totengräberhaus,
da summten die Bienen ein und aus
und streiften auf meines Liebsten Grab
den Staub der weißen Lilien ab.

Die Lilien sogen in ihr Laub
von seinem Herzen allen Staub,
die Bienen bauten Zellen draus —
nun brennt das Wachs in Liebchens Haus!

Drum, weiße Kerze, wehst du auch
so heimlich wie ein Geisterhauch!
Mein Herz bricht auch und möchte nun
still an des Liebsten Seite ruhn."

Sie spricht es leis im Fiebertraum
und flüstert noch, man hört es kaum —
erloschen ist der Kerze Schein,
und stille wird's im Kämmerlein.

* * *

Karl August Candidus.

Geb. am 14. April 1817 zu Bischweiler im Unter-Elsaß, gest. am 16. Juli 1872 im Bade Feodosia in der Krim. Gedichte eines Elsässers 1846. Vermischte Gedichte 1867.

Der Bauernkrieg im Elsaß.

Die Bauern wollten Freie sein,
das nahm ein schlecht Gelingen!
Schenkt roten Wein, schenkt blutrot ein,
dann will ich das Lied euch singen.

Die Bauern wollten Freie sein,
sie täten zusammen sich raffen,
sie sagtens der Stadt ins Gesicht hinein,
den Herren und den Pfaffen.

Den Bundschuh haben sie aufgericht't —
„Ach Gott, was ist das für ein Wesen,
wir können vor den Edeln nicht,
noch vor den Pfaffen genesen!"

Und haben sich zusammengetan,
das nahm ein schlecht Gelingen!
Es zog mit seinen Rotten heran,
der Herzog von Lotharingen.

Zu Lupstein war die erste Tat,
da fielen viertausend Bauern;
drauf sechzehntausend durch Verrat
zu Zabern vor den Mauern.

Zu Dambach, wo die Kapelle steht,
da liegen sechstausend begraben;
und wo der Wind zu Ensen weht,
die Henker gerichtet haben.

Drauf baute man wieder im ganzen Land
die zerstörten Klöster und Schlösser.
O Bauernstand, du armer Stand!
nun drückten sie erst besser.

O Ittel Jörg, du freier Mut,
du wackerer Schultheiß von Rosen,
zu Straßburg, ach, da ist dein Blut,
dein teures Blut geflossen!

Es gehn vom Bauernkrieg so fort
im Elsaß die blutigen Sagen.
Darum die Bauern alle dort
so rotes Brusttuch tragen.

Ach, wie das Brusttuch euer rot,
so habt ihr die Freiheit geliebet,
und wie das Herzblut euer rot,
so habt ihr sie geliebet!

Das verfluchte Dorf.

Es geht die trübe Sage
von einem verfluchten Dorfe:
die Häuser stehn verfallen;
gesprungen sind die Glocken;
hochalterige Raben
auf allen Firsten hocken;
es schleichen umher wie Schatten
unheimlich die Bewohner;
die Kinder sehen wie Alte,
sie werden zur Welt geboren
mit großen Augen von Glase,
mit aschenfarbenen Locken;
und sind sie ausgewachsen,
so heiraten sie im Dorfe,
dieweil sie außerhalben
kein Lieb würden bekommen;
und allzeit tragen alle
sie Trauer um einen Toten,
dieweil sie untereinander
verwandt im ganzen Dorfe;
da pfeift kein Knecht im Stalle;
da tönt kein Fiedelbogen;
die Störche und die Schwalben
sind alle weggeflogen.

Das rote Männlein.

Es liegt ein Dorf im Hochland,
es liegt auf einem Berg.
Die Kunkelbänder schimmern
und flimmern
beim Spätherbstabendwerk.

„Mein Sohn", so spricht die Mutter,
„willst du nicht sehn einmal,
ob deinen Wiesen 's Wasser
der Hasser
wohl wieder nahm im Tal.

Wer ist nur so voll Tücke?
vermaledeite Sach!
Kein Nachbar tuts, und immer
und immer
verrammt man uns den Bach!"

Schlapphut und Regenmantel
und Hacke nimmt der Sohn,
setzt auf den Schoß das Kätzchen
dem Schätzchen
und zieht umlacht davon.

Er steigt den Berg hinunter,
summt für sich eine Weis'.
Der Nachtwind tät durchstreichen
die Eichen
am Bergeshang so leis.

Er tritt in eine Helle —
ins weite Männeltal.
Der grauen Berge Massen
rings blassen
im grauen Mondenstrahl.

Das Wasser war genommen.
Er richtet's wieder ein.
Die Wässerchen erklangen
und sangen
mit Silberstimmelein.

Er kehrt zurück. Da schallet
Gelächter schon von fern.
Es sind zur Kunkelstuben
die Buben
gekommen alle gern.

Und auf der Schwelle fand er
die Liebste stehn allein.
Er nimmt sie in die Arme
so warme!
Wann wird die Hochzeit sein?

Die jungen Burschen lenzen
wohl auf der Ofenbank.
Sie rauchen braune Stummeln
und brummeln
und treiben losen Schwank.

Die jungen Bräute spinnen
den Linnen gold vom Berg.
Umdrehn die jüngern Mädchen
die Rädchen
und knotteln das Gewerg.

Schlapphut und Regenmantel
und Hacke nimmt der Sohn.
„Ich muß hinuntergehen
und sehen;
's ist wohl genommen schon."

„Am End", so spricht die Liebste,
„tut dir's das Rötelein."
Er küßt ihr 's rote Sündchen
vom Mündchen
und geht die Wege sein.

Der Mond im Nebelhimmel
verdämmert umrißlos.
Der Nachtwind tät durchstreichen
die Eichen.
Das Laub zur Erde floß.

Das Wasser war genommen.
Er richtet's wieder ein.
Die Wässerchen erklangen
und sangen
mit bangen Stimmelein.

„Ei, den will ich doch kennen,
der so mich narren darf!"
Er stieg herüber balde
zum Walde
und sah hinüber scharf.

Der Mond im Nebelhimmel
erlosch jetzt ganz und gar,
so daß in Tales Weite
und Breite
kein Ausblick möglich war.

Doch tät sichs bald erhellen,
da kehrte er zum Bach:
die Gräben sind verrammet,
verschlammet. —
Er steht. — Drauf stutzt er jach.

Jach stößt es ihn hinunter.
Sein Schrei ist gleich verhallt.
Der Tiefe ist sein Leben
gegeben.
Rotmännlein kehrt zum Wald.

Hexenwald.

Ein Wandrer zog an seinem Stab
allein den grünen Wald hinab.
Am Wege war ein hohler Baum,
drin stand ein Jäger wie im Traum,
der blies: trarah, trarah, trarah —
der Wandrer wußte nicht, wie ihm geschah.

Und als er bald ein Häuschen fand,
darauf ein kleiner Tambour stand,
der wirbelte ganz eigner Weis'
und trommelte so fein und leis,
so leis: raplang, raplang, raplang —
da wards ihm in der tiefsten Seele bang.

Und als er schaut zum Fenster 'nein,
und sitzen sieht ein Mütterlein,
die laust sich ihren eignen Schopf,
hat aufgesetzt 'nen Geisenkopf —
da sprang er aus dem Wald und Platz
als wie ein Floh, hoho! mit einem Satz.

* * *

Friedrich Otte.

Pseud. für Johann Georg Friedrich Zetter.

Geb. am 4. März 1819 zu Mülhausen im Elsaß, gest. 21./22. Okt. 1872 ebenda.

Schweizersagen in Balladen, Romanzen und Legenden 1840, neue Sammlung 1842. Gedichte 1845. Aus dem Elsaß 1862.

Der fahrende Schüler.

(Elsässische Sage.)

Es zog ein fahrender Scholar
des Wegs, da es schon finster war.
Er war nicht jung, er war nicht alt;
das Mäntelein, das ihn umwallt,
zwar fadenscheinig hier und dorten,
war schön verbrämt mit güldnen Borten.
Das Mützlein auf dem Ohr ihm saß,
an seiner Seite sah man prangen
ein Federrohr, ein Tintenfaß,
ein Pergament mit Silberspangen.

Gar wohlgemut, mit Sing und Sang,
zog unser Bursch des Wegs entlang.
Er sang vom Land Italia,
von schönen Weibern, die er sah,
und ließ, weil es sich fügte eben,
den Wasgau und den Rheinwein leben.
Doch finstre Nacht lag ringsumher,
und nirgends streckt dem armen Degen
die Schenke, wie es sein Begehr,
erbarmungsvoll den Arm entgegen.

Er ging fürbaß. Da traten risch
zwei Räuber aus dem Waldgebüsch.
Sie riefen: „Halt!“ — der Wandersmann
sah schreckensbleich die beiden an;
da schwang der eine seinen Degen,
der andre trat ihm keck entgegen
und rief: „Gib deine Schätze her!
dein Ränzchen auf, ohn' Widerstreben!
Wir fragen dich: was liebst du mehr,
dein blankes Gold? dein lustig Leben?“

Der Wandersmann beteuert sehr,
daß er ein armer Schüler wär
und außer seiner Wissenschaft
nichts habe, was da Nutzen schafft.
Die Räuber schütteln, ihm zuleide,
das Haupt ungläubig alle beide;
sie schnallen ihn aufs schwarze Roß
und reiten, daß dem Burschen grauet,
den Berg hinan aufs Felsenschloß,
das düster aus den Föhren schauet. —

Der Knabe liegt im tiefen Turm,
zu seinen Häupten braust der Sturm,
die Bäume rauschen schauerlich,
und schwarze Wolken sammeln sich;
doch sorglos tafeln hoch im Saale
die Räuber hinterm Weinpokale,
der, schön bekränzt, die Runde macht.
Die Buhle, auf des einen Schoße,
gähnt schlafbefangen in die Nacht
und spielt mit einer welken Rose.

Sie schmollt: „Langweilig ist's, mein' Seel',
auf eurem Schloß, ich hab's nicht Hehl!
Die schöne Zeit ist lang vorbei,
da ihr gewaltet frank und frei,
des Volkes Schreck, des Landes Schaden, —
nun wächst das Gras auf allen Pfaden!
Bringt drum den Schüler mir herauf,
daß er mit eines Liedes Würze
und lust'gem Schwanke uns den Lauf,
den trägen Lauf der Stunden kürze.“

Gesagt, getan. Ein trat sogleich
der fahrende Schüler, hoch und bleich;
er war nicht jung, er war nicht alt;
das Mäntelein, das ihn umwallt,
zwar fadenscheinig hier und dorten,
war schön verbrämt mit güldnen Borten.
Das Mützlein auf dem Ohr ihm saß,
an seiner Seite sah man prangen
ein Federrohr, ein Tintenfaß,
ein Pergament mit Silberspangen.

Er schaut sich um, verblendet fast
vom goldnen Schein, vom bunten Glast;
zieht drauf galant das Mützchen ab,
grüßt beide Herrn, die Frau vorab,
und streicht mit heimlichem Frohlocken
vom Angesicht die goldnen Locken.
Er spricht: „An meiner seltnen Kunst
sollt ihr euch, denk ich, baß erbauen.
Gern buhl und werb ich um die Gunst
so wackrer Herrn, so schöner Frauen.“

Drauf stellt er aus dem Ränzchen frisch
Glas und Retorte auf den Tisch.
Ein Zauberfläschchen prangt dabei,
darin Figürchen mancherlei
zu schauen sind. Hei, wie sie alle
sich drehn im glänzenden Kristalle!
als da sind: Geister, Teufelein
und Drachen, so die Flügel spreiten,
und Fledermäuse, groß und klein,
und Hexen, die auf Besen reiten.

Und vor dem aufgeschlagnen Buch
beginnt er manchen Zauberspruch;
derweil er liest, durchblitzt den Saal
ein goldner Strahl mit einemmal.
Ha, welch ein Licht! ha, welch ein Flimmer!
Ein Wunderfrühling schmückt das Zimmer.
Der Zauberflasche ist alsbald
die schönste Rosenschar entstiegen,
und an den Wänden glänzt ein Wald
von Tulpen, die sich drehn und wiegen.

Waldhörner schmettern lustig drein
die frischen Jägermelodein,
und goldne Falter wiegen sich
auf Blumenkelchen freudiglich.
Man hört die Vöglein Lieder tauschen,
die Quellen munter talwärts rauschen.
Es ist ein wunderschöner Mai,
durchblitzt vom Gold der Morgensonne.
Die Ritter lachen alle zwei,
der Buhle Herz zerspringt vor Wonne.

Und dumpfer schallt des Schülers Wort:
da steiget hier und steiget dort
ein Wölkchen aus dem Fläschchen auf,
ein niedlich Teuflein sitzt darauf,
und neue kommen — seltsam Wandern!
Das eine reicht die Hand dem andern.
Die Teuflein sind, eh man's versieht,
zu Teufeln flugs emporgeschossen;
da heult der Sturm sein grausig Lied
und ist das Blau in Grau zerflossen.

Das Wölkchen hat sich alsobald
zur mächt'gen Wolkenfaust geballt,
entsendet in die Kreuz und Quer
den gelben Blitz, den Flammenspeer.
Der Donner rüttelt an den Mauern,
die Magd erblaßt, die Ritter schauern.
Der Zaubermann steht ohne Zag'
gebietend in der höllischen Runde,
da zischt die Glut, da dröhnt ein Schlag,
da wankt das Schloß im tiefsten Grunde.

Und noch ein Schlag! da sinkt das Haus
mit Mann und Maus in Schutt und Graus.
Auf Trümmer schaut das Morgenlicht,
das aus den nächt'gen Wolken bricht,
und freie Vogellieder schallen
in den geborstnen Säulenhallen.
Und aus dem Schutt ringt sich empor
in sondrer Tracht ein sondrer Knabe,
er streicht die Locken hinters Ohr
und zieht fürbaß am Wanderstabe.

Balladendichter der Schweiz.

Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer: Es gibt keine größeren Gegensätze, und doch haben die beiden Dichter gemeinsame Züge. C. F. Meyer ist als Stilist, als Schöpfer einer persönlich gehaltenen, doch außerordentlich klar und plastisch stilisierten Kunstballade neben Schiller zu stellen. Die Struktur seiner Ballade ist wie der Ausdruck im einzelnen ganz kondensiert, prägnant, durchsichtig, höchst anschaulich und bedeutungsvoll in der Wirkung. Diese fast starre und doch so durchaus biegsame und fließende Form wird durchwärmt und beseelt durch die individuelle Art des Dichters, der das Balladenmotiv ganz verinnerlicht, die Menschen ganz vermenschlicht, die Dinge bedeutsam miteinander in Einklang bringt, den Moment in seinen wirkungsvollsten Ausstrahlungen erfaßt, steigert und das Singuläre zu einem allgemeinen Ausdruck des Menschlichen werden läßt, — so daß wohl jede seiner Balladen in ihrer feinen Synthese von Natur und Kunst, von Leben und Allegorie wie ein Schicksal, wie eine Tragödie wirkt. Mit Meyer hat Keller den Zug gemeinsam, die Phantasie zu bannen, die Fülle des Empfundenen und Geschauten individuell zu formen. Auch er ist immer künstlerisch fein bedacht, — doch sein Dichten entquillt einem überreichen Innenleben! Hier sind die Wunder des deutschen Herzens, der deutschen Legende, des deutschen Humors, — eine krause phantastische eigenwillige Welt, naiv und bedeutsam zugleich, verträumt, verspielt und doch tief und sinnvoll!

Unter den Gedichten Heinrich Leutholds (geb. 1827 im Kanton Zürich), den ich für einen wenig interessanten Epigonen halte, habe ich keine Ballade für diese Sammlung gefunden. Dagegen mochte ich den abenteuerlichen und originellen Weltschmerzler Dranmor, dessen reizvolle Eigenart freilich in seinen lyrischen Stimmungen mehr als in seinen epischen Stücken zum Ausdruck kommt, hier nicht missen.

Von älteren Schweizer Balladendichtern und Epikern des letzten Jahrhunderts konnte Abraham Emanuel Fröhlich berücksichtigt werden. — Von modernen Balladendichtern ist Schweizer Karl Spitteler.

Abraham Emanuel Fröhlich.

Geb. am 1. Febr. 1796 zu Brugg im Kanton Aargau, gest. am 1. Dez. 1865 zu Gabensdorf im Kanton Aargau. — Fabeln 1825. Ulrich Zwingli 1840.

Ulrich Zwingli in der Kappeler Schlacht.

(Aus „Ulrich Zwingli".)

Noch liegt im Schlafe Zwingli, und noch ists Morgen nicht,
da pocht es an die Türe; ihm sendet schon Bericht
Abt Joner her von Kappel, und so beginnt das Blatt:
„Der Feind ist aufgebrochen; eilt, eilt uns zu, was Waffen hat!"

Da nimmt der fromme Zwingli die Rüstung von der Wand,
mit der er schon im Blute vor Marignano stand:
Sturmhaube, Schwert und Panzer, noch glänzend stets bewahrt
als Spiegel jener Taten und nach der Väter Landesart.

So groß das Schwert und mächtig, es ist ihm nicht zu lang,
es steht ihm wohl und hindert nicht seinen großen Gang;
der Panzer, wie gewölbt auch, er ist ihm nicht zu weit,
es deckt ihm rechtermaßen die Heldenbrust so stark als breit.

So zieret eins das andere des Mannes Helm und Haupt
und scheinet, wenn auch schmucklos, dennoch von Sieg umlaubt.
So tritt er jetzt noch einmal zu seinem Pult heran
und sieht in einer Summe, was hier er Tag und Nacht getan.

Und denkt: nehm ich die Bibel mit mir, den höchsten Hort?
doch nein, sie ist geschrieben ins Herz mir Wort für Wort,
und nah schon ist der Meister, der, wo mir Licht gebricht,
mich selbst wird unterrichten von Angesicht zu Angesicht.

Da strahlet ihm das Wort noch: „Sei in den Tod getreu,
so will ich dir die Krone des Lebens legen bei!“
Da legt er wie zum Schwure die Hand auf dieses Blatt
und läßt das Buch geöffnet, — wie er es auch geöffnet hat.

Nun tritt er zu den Seinen; o wie die Frau erschrickt,
da sie ihn reisefertig und so bewehrt erblickt!
Sie schließt sich an ihn schmerzlich, heiß küßt sich Mund auf Mund,
in heißen Tränen tut sie die namenlosen Schmerzen kund.

Er spricht: „Es muß geschieden in Gottes Namen sein!“ —
„So nehmet doch zur Stärkung,“ sagt sie, „das Mahl noch ein!“
Er drauf: „Wir dürfen länger verweilen uns nicht mehr;
doch reiche etwas Weines uns noch zu einem Trunke her!“

Sie, einen Krug herreichend, sagt: „Trinket den, er mag
der letzte sein des Weines, den uns am Hochzeitstag
Marx Röust, der Bürgermeister, verehrt beim Hochzeitsmahl
und uns den Ehrenbecher gefüllt damit das erstemal.“ —

„So sei er auch getrunken aus diesem Kelche gar!“
sagt Zwingli; und sie reichet den wohlverwahrten dar.
Und er bis zu dem Rande gießt aus die reine Glut,
den Wohlgeruch der Blüte, das edle dunkelrote Blut.

Und nun erhebt voll Inbrunst das Aug er himmelwärts,
drin höchstes Gottvertrauen verklärt den tiefsten Schmerz,
und spricht: „Du, der du ewig in unsrer Mitte bist,
du reichest diesen Kelch uns, du unser Heiland Jesus Christ!

Wir woll'n wie du ihn trinken, er ist dein Geist und Blut,
dein Tod und Auferstehen durchströmen uns mit Mut.
Trinkt alle! Dieser Kelch nur kann unser Tröster sein,
und alles Trostes Fülle flößt er uns unerschöpflich ein!“

Er trinkt ihn aus und füllt ihn, reicht ihn dem Sohn und Weib:
„Getränkt sind wir auf ewig zu einem Geist und Leib!“
so spricht er, und so küssen sich Weib und Kind und Mann
mit Schmerzen und mit Liebe, die euch kein Mund ersagen kann. —

Es fallen Zwinglis Freunde zur recht- und linken Hand;
noch steht er vor dem Banner, doch Blut trieft sein Gewand;
die wildesten der Söldner, wie drängen sie herbei
auf ihn und an das Banner mit blutbegierigstem Geschrei!

Wie stark er da und hurtig der Hiebe sich erwehrt,
der Lanzen und der Schwerter, auf Haupt und Brust gekehrt!
Nun aber treffen Speere ihn tief von unten auf,
er sinkt, doch fort sich wehrend, rafft er zum zweitenmal sich auf.

Doch nun von allen Seiten stürmt Übermacht herbei
mit Wut- und Mordgebrülle, mit Hohn- und Siegsgeschrei;
klein ist die Schar der Zürcher, die hier noch widersteht,
die Straße sucht zu decken, die zu dem Münchenbühle geht.

Hier sinkt an Zwinglis Seite noch mancher tapfre Mann:
sein Schwager Bernhard Reinhard, Herr Wirz, sein Tochtermann,
die Ryschach, Sohn und Vater, nach ritterlicher Wehr,
von Winterthur der Schultheiß und seine Bürger um ihn her.

Am Birnbaum lehnet Zwingli, der hart am Wege steht,
scharf bluten ihm die Wunden, und seine Kraft vergeht;
und eben, wie er Freunden noch einspricht Trost und Mut,
stürmt neu der Steine Hagel, zerschmetternd ihm den Eisenhut.

Sein Haupt ist schwer getroffen, er stürzt am Baume ein,
ein Stephanus gesteinigt. „Was Unglück sollt es sein!“
ruft er noch aus, das letzte, was er hienieden spricht, —
„Den Leib wohl mögt ihr töten, die Seele tötet ihr mir nicht.“

*

Gottfried Keller.

Geb. am 19. Juli 1819 zu Zürich, gest. am 15. Juli 1890 ebenda. — Gedichte 1846. Neuere Gedichte 1851. Gesammelte Gedichte 1883. Gesammelte Werke 1889—90.

Jung gewohnt, alt getan.

Die Schenke dröhnt, und an dem langen Tisch
ragt Kopf an Kopf verkommener Gesellen;
man pfeift, man lacht; Geschrei, Fluch und Gezisch
ertönte an des Trankes trüben Wellen.

In dieser Wüste glänzt ein weißes Brot,
sah man es an, so ward dem Herzen besser;
sie drehten eifrig draus ein schwarzes Schrot
und wischten dran die blinden Schenkemesser.

Doch einem, der da mit den andern schrie,
fiel untern Tisch des Brots ein kleiner Bissen;
schnell fuhr er nieder, wo sich Knie an Knie
gebogen drängte in den Finsternissen.

Dort sucht er selbstvergessen nach dem Brot;
doch da begann's rings um ihn zu rumoren,
sie brachten mit den Füßen ihn in Not
und schrien erbost: „Was, Kerl! hast du verloren?"

Errötend taucht' er aus dem dunklen Graus
und barg es in des Tuches grauen Falten.
Er sann und sah sein ehrlich Vaterhaus
und einer treuen Mutter häuslich Walten. —

Nach Jahren aber saß derselbe Mann
bei Herrn und Damen an der Tafelrunde,
wo Sonnenlicht das Silber überspann
und in gewählten Reden floh die Stunde.

Auch hier lag Brot, weiß wie der Wirtin Hand,
wohlschmeckend in dem Dufte guter Sitten;
er selber hielt's nun fest und mit Verstand;
doch einem Fräulein war ein Stück entglitten.

„O, lassen Sie es liegen!" sagt sie schnell;
zu spät, schon ist er untern Tisch gefahren
und späht und sucht, der närrische Gesell,
wo kleine seidne Füßchen stehn zu Paaren.

Die Herren lächeln und die Damen ziehn
die Sessel scheu zurück vor dem Beginnen;
er taucht empor und legt das Brötchen hin,
errötend hin auf das damastne Linnen.

„Zu artig, Herr!" dankt ihm das schöne Kind,
indem sie spöttisch lächelnd sich verneigte;
er aber sagte höflich und gelind,
indem er sich gar sittsam tief verbeugte:

„Wohl einer Frau galt meine Artigkeit,
doch Ihnen diesmal nicht, verehrte Dame!
Es galt der Mutter, die vor langer Zeit
entschlafen ist in Leid und bittrem Grame!"

Der Narr des Grafen von Zimmern.

Was rollt so zierlich, klingt so lieb
treppauf und ab im Schloß?
Das ist des Grafen Zeitvertreib
und stündlicher Genoß:
sein Narr, annoch ein halbes Kind
und rosiges Gesellchen,
so leicht und luftig wie der Wind,
und trägt den Kopf voll Schellchen.

Noch ohne Arg, wie ohne Bart,
an Possen reich genug,
ist doch der Fant von guter Art
und in der Torheit klug;
und was vergecken und verdrehn
die zappeligen Hände,
gerät ihm oft wie aus Versehn
zuletzt zum guten Ende.

Der Graf mit seinem Hofgesind
weilt in der Burgkapell',
da ist, wie schon das Amt beginnt,
kein Ministrant zur Stell'.
Rasch nimmt der Pfaff den Narrn beim Ohr
und zieht ihn zum Altare;
der Knabe sieht sich fleißig vor,
daß er nach Bräuchen fahre.

Und gut, als wär er's längst gewohnt,
bedient er den Kaplan;
doch wann's die Müh am besten lohnt,
bricht oft der Unstern an;
denn als die heil'ge Hostia
vom Priester wird erhoben,
o Schreck! so ist kein Glöcklein da,
den süßen Gott zu loben!

Ein Weilchen bleibt es totenstill,
erbleichend lauscht der Graf,
der gleich ein Unheil ahnen will,
das ihn vom Himmel traf.
Doch schon hat sich der Narr bedacht,
den Handel zu versöhnen,
die Kappe schüttelt er mit Macht,
daß alle Glöcklein tönen!

Da strahlt von dem Ziborium
ein goldnes Leuchten aus.
Es glänzt und duftet um und um
im kleinen Gotteshaus,
wie wenn des Himmels Majestät
in frischen Veilchen läge:
Der Herr, der durch die Wandlung geht —
er lächelt auf dem Wege!

Has von Uberlingen.

Es war der Has von Überlingen,
der scheut' den Märzen wie den Tod;
denn in die Glieder fühlt' er dringen
mit ihm des Alters leise Not.

Wann nun die Morgenlüfte wehten
nach letzten Hornungs Mitternacht,
sah man ihn vor die Türe treten
wie einen Krieger auf die Wacht.

Den Krebs geschnallt um Brust und Rücken,
auf grauem Haupt den Eisenhut,
umschient die Glieder ohne Lücken:
das schien ihm für den Märzen gut!

Den langen Degen an der Seite,
die Halmbart' in beschuhter Hand,
erwartet er den Feind zum Streite,
bis sich erhellten See und Land.

„Hei, falscher Mars! willst du es wagen?
Dir sag ich ab und biete dir,
auf Hieb und Stoß gerecht zu schlagen
ums teure Leben, jetzt und hier!

Willst du an Herz und Mark mir greifen,
du Tückebold, so komm heran!
Ich lehre dich ein Liedlein pfeifen,
du findest einen Martismann!"

Fuhr dann dem Alten rauh entgegen
ein Staubgewölk im Sonnenschein,
ein Schauer auch von Schnee und Regen,
so hieb und stach er mächtig drein.

Denn in dem Dufte sah er drohen
den Gegner mit gezücktem Speer;
drum schlug er, bis der Spuk entflohen,
und blickte siegreich um sich her.

Ein Trunk von goldnem Rebenblute
erquickt ihn nach bestandnem Streit,
und er genoß mit frohem Mute
des Frühlings neue Herrlichkeit.

So ging es denn nach seinem Willen;
er schlug den Märzen Jahr um Jahr,
bis einst am ersten Tag Aprillen
sein tapfres Herz gebrochen war.

Parteigänger.

Gefallen sind die Hiebe,
verflogen Staub und Rauch,
und süße Bruderliebe
blüht wieder an jedem Strauch!
Hin ist so mancher Brave,
und blökend ziehn die Schafe
zum Pferch nach altem Brauch.

Nun singt in allen Pfannen
der fette Siegesbrei;
so reit ich denn von dannen,
die Straßen sind ja frei!
Und winkt ein Schank an Wegen,
will ich hinein mich legen
und sehn, was Ruhen sei!

Ich bin als heißer Zecher
auf einen Trunk erpicht;
doch füllen meine Becher
wohl Tränen Christi nicht! —
Ich trink nur herbe Reben
und laß im Herben leben
mein Schätzel derb und schlicht!

Ich bin ein wilder Reiter,
auch beißt und schlägt mein Gaul,
ich bin ein grober Streiter
und führ ein grobes Maul;
und sind auch allerwegen
mir rostig Schild und Degen,
drein schlag ich drum nicht faul.

Und ist der Streit geendet
und ist die Tat getan,
mag ich, wie's auch sich wendet,
doch keinen Lohn empfahn!
Will nicht im Rate tagen,
will Ketten nicht und Kragen,
die stehen mir nicht an.

So sitz ich in der Schenke
zur braunen Distel wert,
weil draußen an der Tränke
gesattelt steht das Pferd;
ich lach der neuen Herren,
die an der Beute zerren,
und lockre still mein Schwert.

*

Ich fürcht' nit Gespenster[1].

Ich fürcht' nit Gespenster,
keine Hexen und Feen,
und lieb's, in ihre tiefen
Glühaugen zu sehn.

Am Wald in dem grünen
unheimlichen See,
da wohnet ein Nachtweib,
das ist weiß wie der Schnee.

Es haßt meiner Schönheit
unschuldige Zier;
wenn ich spät noch vorbeigeh,
so zankt es mit mir.

Jüngst, als ich im Mondschein
am Waldwasser stand,
fuhr sie auf ohne Schleier,
ohne alles Gewand.

Es schwammen ihre Glieder
in der taghellen Nacht;
der Himmel war trunken
von der höllischen Pracht.

Aber ich hab' entblößet
meine lebendige Brust;
da hat sie mit Schande
versinken gemußt!

Tretet ein, hoher Krieger.

Tretet ein, hoher Krieger,
der sein Herz mir ergab!
Legt den purpurnen Mantel
und die Goldsporen ab.

Spannt das Roß in den Pflug,
meinem Vater zum Gruß!
Die Schabrack mit dem Wappen
gibt 'nen Teppich meinem Fuß!

Euer Schwertgriff muß lassen
für mich Gold und Stein,
und die blitzende Klinge
wird ein Schüreisen sein

[1] Dies Lied und die beiden folgenden, aus dem Zyklus „Alte Weisen", als Lieder von balladenartiger Stimmung, ähnlich wie Lieder Goethes und Mörikes, hier aufgenommen.

Und die schneeweiße Feder
auf dem blutroten Hut
ist zu 'nem kühlenden Wedel
in der Sommerzeit gut.

Und der Marschalk muß lernen,
wie man Weizenbrot backt,
wie man Wurst und Gefüllsel
um die Weihnachtszeit hackt!

Nun befehlt Eure Seele
dem heiligen Christ!
Euer Leib ist verkauft,
wo kein Erlösen mehr ist!

Wandl' ich in dem Morgentau.

Wandl' ich in dem Morgentau
durch die dufterfüllte Au',
muß ich schämen mich so sehr
vor den Blümlein ringsumher!

Täublein auf dem Kirchendach,
Fischlein in dem Mühlenbach
und das Schlänglein still im Kraut,
alles fühlt und nennt sich Braut.

Apfelblüt' im lichten Schein
dünkt sich stolz ein Mütterlein;
freudig stirbt so früh im Jahr
schon das Papilionenpaar.

Gott, was hab' ich denn getan,
daß ich ohne Lenzgespan,
ohne einen süßen Kuß
ungeliebet sterben muß?

*

Waldfrevel.

Seht den Schuft am Waldessaum
mit gewandten Sprüngen fliegend,
einen jungen Eschenbaum
auf den breiten Schultern wiegend!
Hat die Axt, die er gestohlen,
vornen in den Stamm geschwungen,
weit noch hinter seinen Sohlen
kommt der Wipfel nachgesprungen.
Wie er heimlich lacht und singt,
daß das Herz im Leibe springt!

Und die Dirne kommt daher
mit geschnittnen Weidenruten;
von der Last, die drückend schwer,
stehn die Wangen ihr in Gluten.
Und der Bursche wirft die schwere
Bürde beider in den Graben,
beide springen nach, als wäre
dort ein Nest voll Glück zu haben.

Wo ein kleiner Freudenquell
tief im Erlengrunde fließet
und die Silberadern hell
durch das samtne Moos ergießet,
wirft der schlanke Dieb sich nieder
mit der Dirn im braunen Arm,
löst ihr hastig Tuch und Mieder,
und er flüstert liebewarm,
daß sein brennend Herz erklingt,
wie die Nuß im Feuer singt:

Schätzchen, o du kommst mir just,
daß ich meine Schätze grabe,
wieder einmal meine Lust
am verborgnen Reichtum habe!
Zeig mir der Korallen Schein
an dem frischen roten Munde,
gib mir schnell mein Elfenbein,
all das fein gedrehte runde!
Wie der Has im Kohle springt
ihm das Herz und singt und klingt!

Laß mich wägen all mein Gold,
deines Haares schwere Güsse!
Laß mich zählen meinen Sold,
zähle mir einhundert Küsse
blank und bar auf meine Lippen,
weil uns kein Verräter lauschet!
Laß mich von dem Weine nippen,
der mich armen Schelm berauschet!

Nun verhüll die Herrlichkeit
mit den Lumpen, mit den Fetzen
daß kein Auge ungeweiht
spähen kann nach meinen Schätzen!
Dieses Tuch um deine Haare
dreimal, viermal sorglich winde,
daß die goldne Schimmerware
ja kein Strahl der Sonne finde!

Gleich ist drauf die Dirn davon
durch den dunkeln Wald gesprungen,
wieder hat der Bursche schon
seinen Eschenbaum geschwungen;
wie die Beine rasch ihn tragen
mit dem langen schwanken Raube!
Einen grünen Siegeswagen,
schleift die Kron' er nach im Staube.
Wie die Grill' im Grase springt
ihm das Herz und singt und klingt!

Die Winzerin.

Am sonnig weißen Gartenhaus,
da reifet Traub' an Traube,
die sanfte Schöne tritt heraus
und prüft die schwere Laube;
dem blauen Blick des Weibes gleicht
der Beeren dunkle Menge,
wohin ihr freundlich Auge reicht,
lacht freundliches Gedränge.

Rings lockt das noch gefangne Blut
zu Häupten und zu Füßen,
und sie beginnt mit stillem Mut
zu schneiden all die süßen.
Und wie sie mit der lieben Hand
die grünen Blätter teilet,
hin schweifet über See und Land
im Flug der Blick und weilet.

Gleich einer reifen Beere glänzt
ihr feuchtes Aug' hinüber,
wo's blaut und leuchtet unbegrenzt,
so fern, so fern herüber.
Sie lässet still und ahnungsvoll
die vollen Trauben sinken,
bis es in Körben reizend schwoll
mit tausendfachem Blinken.

Und auf der Laube Marmeltisch
zu keltern sie beginnet,
daß aus der Kelter duftig frisch
das Blut der Traube rinnet.
Wie muß der weißen Arme Zier
mit holder Kraft sich mühen!
Sie keltert, bis die Wangen ihr
gleich jungen Rosen blühen.

Sie keltert, daß der Busen fliegt
und woget ungemessen;
umsonst, was ihr im Sinne liegt,
das kann sie nicht vergessen!
Umsonst — wie oft die Krüge sie
mit starkem Moste füllet,
sie selber hat den Durst noch nie,
das Sehnen nie gestillet.

Sie läßt den heißen Rebensaft
mit treuer Sorge gären,
in kühler Nacht zu milder Kraft,
zum seltnen Wein sich klären.
Den trägt sie zu den Hütten hin
auf Höhen und im Tale;
sie reicht der armen Wöchnerin,
dem kranken Greis die Schale.

So keltert sie den Edelwein
im Herbste schon seit Jahren.
Ein Segel kommt im goldnen Schein
des Abends fern gefahren;
im Hafen legt das Schiff sich an,
sie hört die Schiffer singen,
und einen hochgemuten Mann
sieht sie ans Ufer springen.

Sie kennt ihn und sie kennt ihn nicht,
sie starrt hinaus ins Weite,
als es mit trauter Stimme spricht
und grüßt schon ihr zur Seite.
Die frohen Klänge mischen sich,
das Wort hier, dort die Lieder:
„Ratlos verließ der Knabe dich,
nun kehrt ein Mann dir wieder!

O schau, wie leuchtets weit und breit,
wie klar der Tag, die Stunde!
Und reif die schönste Lebenszeit
küßt mich von deinem Munde!"
Da ist in seine Arme hin
sie wonnevoll gesunken,
und weinend hat die Winzerin
zum erstenmal getrunken.

Geistergruß.

Ich sah ein holdes Weib im Traum
auf rotem Laube sitzen
wohl unter einem bereiften Baum,
der tät wie Silber blitzen.

Er blitzte wie Silber und Kristall
in lieblicher Wintersonne;
leis rauscht der Wind, wie Demantenfall
perlts von des Baumes Krone.

Und auch der Schönen wallendes Haar
sah weiß wie Schnee ich prangen;
denn ach, wie manches liebe Jahr
ist schon ins Land gegangen!

Doch blühte noch ihr Antlitz fein
gleich weißen Rosenauen,
im Aug' der alte Sternenschein
und rot der Mund zu schauen.

Wo kommst du her, wo gehst du hin?
sprach ich mit sanftem Beben;
Bist selig? bist du Büßerin?
Wo lebst du nun dein Leben?

Sie lächelte mild am selben Ort,
auch hab' ich sie nicken sehen;
sie sprach ein halb gehauchtes Wort,
das konnt ich nicht verstehen.

Des Reifes Flocken fing sie dann,
die fallenden, unverdrossen
und bot mir die Juwelen an,
die auf der Hand zerflossen.

Drauf stieg der Nebel aus dem Tal,
empor aus Fluß und Weihern,
verhängend rasch des Waldes Saal
mit seinen dichten Schleiern.

Ich sah sie zwischen die Bäume hinein
tief in den Schatten gehen
und ihres Haares Silberschein
in Düsternis verwehen.

Noch hat es hier, noch hat es dort
wie Augenglanz gefunkelt;
zuletzt war die Erscheinung fort
und auch der Traum verdunkelt.

Nikolai.

Unabsehbar auf der Steppe lieget nah und lieget ferne
ohne Ton die Himmelsglocke, sonder Farbe, sonder Sterne.

Unaufhörlich Schneegestöber niederweht auf Dorn und Steine,
deckend in den Wagengleisen bleiche polnische Gebeine.

Horch, was sauset im Galoppe wie ein Geisterzug vorüber?
Langgestreckt schwirrt an der Erde eine wilde Jagd hinüber.

Mäntel flattern, Reiter flogen, bärt'ge Reiter windgetragen,
rings umschwebt von ihren Lanzen ohne Räder glitt ein Wagen.

Leise zittert noch die Haide; doch dann wird es stille wieder,
nur der Schnee in weißen Flocken fällt mit stummer Last hernieder.

Und ein Rabe sitzt im Dorne, rauscht empor und krächzet heiser
durch die ausgestorbnen Lüfte: Russenkaiser! Russenkaiser!

Wieder hallt es in den Höhen, und die grauen Lüfte sprechen,
wie mich dünkt, mit kaltem Hauche: Wie ein Rohr wird er zerbrechen!

Der Küraſſier.[1]

Ich drückte mich nach Hauſe in kalter Regennacht,
da ſtand er düſter ſchimmernd und lautlos auf der Wacht,
der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Er flüſtert leis: Mich hungert, ein Groſchen, Herr, zu Brot!
Erſchrocken blieb ich ſtehen und wurde für ihn rot,
den ſchlanken, den blanken, den ſchweren Küraſſier.

Von Stahl der Helm und Harniſch glänzt wie ein Spiegel klar,
im Waffenrock von Scharlach, im höchſten Stiefelpaar,
ſo ſtand der ſchlanke, blanke, der ſchwere Küraſſier.

Das nackte Schwert im Arme glich eines Cherubs Schwert,
und einen Rapp im Stalle, mit Hafer wohlgenährt,
hat auch der ſchlanke, blanke, der ſchwere Küraſſier.

Ei, ſolch ein Land und Leute, das hab ich nie geſehn,
wo ſo koſtbare Bettler an Marmortüren ſtehn!
Der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Ich trau mir kaum, zu geben, und ſchäme mich zu fliehn!
Doch zögernd wag ich endlich, das Beutelchen zu ziehn!
O ſchlanker, o blanker, du ſchwerer Küraſſier!

Und als ich meinen Bettel will teilen mit ihm drauf,
da raſſelt die Karoſſe herbei im ſchnellen Lauf,
auf, ſchlanker, du blanker, du ſchwerer Küraſſier!

Drin ſaß ein abgeflattert blutlos Agnatenweib;
der Recke ließ erklirren den ſtarren Rieſenleib,
der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Verſchwunden war der Wagen, ich reckte meine Hand —
doch wieder klirrts und glitzerts, wie eine Säule ſtand
der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Vier ſeinesgleichen kamen mit Sporenſchritt heran,
Parole wird gewechſelt und abgelöſt der Mann,
der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Er wend't kein Aug zur Seite und wechſelt ſtill den Ort,
in Nacht und Nebel ſchreitet er mit den andern fort,
der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Was mögen das' für Dinge, nachtſchattenhafte, ſein?
dacht ich und legt ein Gröſchlein furchtſam auf einen Stein
dem ſchlanken, dem blanken, dem ſchweren Küraſſier.

Vielleicht ſo kommt er wieder, ich will nach Hauſe gehn!
Es iſt nicht gut den Nachtmahr im fremden Lande ſehn,
den ſchlanken, den blanken, den Hungerküraſſier!

---

[1] Folgende intereſſante, augenſcheinlich frühere Faſſung dieſes Gedichtes, einer ſozialen Ballade, fand ich in der Sammlung „Freiheitsklänge“ (München 1896), S. 115.

Der Küraſſier.

Ich ſpute mich nach Hauſe in kalter Regennacht,
da ſtehet düſter ſchimmernd und lautlos auf der Wacht
der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Er flüſtert leis: „Mich hungert, ein Kreuzer, Herr, zu Brot!“
Ich ſtehe ſtill, erſchrocken, und werde für ihn rot.
Der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Doch wie ich meinen Bettel will teilen mit ihm drauf,
da raſſelt die Karoſſe vorbei in ſchnellem Lauf,
auf, ſchlanker und blanker, du ſchwerer Küraſſier.

Drin ſitzt ein abgeflattert, blutlos Miniſterweib:
der Retter läßt erklirren den ſtarren Rieſenleib,
der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Dann nimmt er meine Gabe und bittet demutsvoll,
daß ich doch unſern Handel niemandem ſagen ſoll; —
der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

So ſteht er noch ein Stündlein und grübelt ſonder Harm,
etwa: „Im Königsſaale, da iſt es wohl recht warm“, —
der ſchlanke, der blanke, der ſchwere Küraſſier.

Bis einmal er im Fieber von ſeinem Poſten geht,
drauf heißt es „Nummer Neune liegt tot im Lazarett“ —
der ſchlanke, der blanke, der arme Küraſſier.

Es wird an ſeiner Treue zuſchanden jeder Spott;
er ſtarb ja für den König, für Vaterland und Gott!
der ſchlanke, der tote, der arme Küraſſier. —

Frau Rösel.[1]

Frau Rösel ist eine gute Frau, wie liebt sie ihren König,
den König und sein ganzes Haus, und ißt und trinkt so wenig!
die gute, arme Frau Rösel.

Und als es hieß, der junge Prinz wird seine Braut heimführen,
da sprach der Vogt: Auf, gute Frau! Ihr müßt das Haus verzieren!
Die gute, arme Frau Rösel.

Nun hat Frau Rösel dick zu tun, wie trippelt sie und wie lauft sie!
Ein Dutzend Fähnchen und Goldpapier und junge Birken kauft sie,
die gute, arme Frau Rösel.

Sie geht zu Wald und sammelt Moos, beim Nachbar bettelt sie Schnüre
und alte Nägel und derlei Zeug, beim Schuster Kleister und Schmiere,
die gute, arme Frau Rösel.

Dann schafft und keucht sie den ganzen Tag und sinnt und klopft und klittert,
bis daß ihr Häuslein um und um behangen ist und beflittert,
die gute, arme Frau Rösel.

Herr Bunzelmann, der alles kann, hilft ihr studieren und kleben,
macht Wappen und Kron' und Namenszüg', trinkt zwölf Maß Bier daneben
der guten, armen Frau Rösel.

Und aus dem letzten Groschen kauft sie Brot und frische Butter
und sitzt vergnügt vor ihrem Haus und harrt der Landesmutter,
die gute, arme Frau Rösel.

Doch ist sie müd, sie sitzt und schläft, hört nicht das Schießen und Lärmen,
und sie entschläft für allezeit, es kann sie nichts mehr härmen,
die gute, arme Frau Rösel.

Sie sieht nicht, wie vorüberrollt, als von der Luft getragen,
im Sonnenschein der Freudenzug der königlichen Wagen,
die gute, stille Frau Rösel.

Denn hinten auf dem hintersten im goldbetreßten Kleide
ein Jäger stand, der hieß der Tod, und löst sie von dem Leide,
die gute, arme Frau Rösel!

Heut kommt der Vogt herbeigerannt und kratzt sich an den Ohren:
Nun hab die letzte Steuer ich aus eigner Schuld verloren
am alten Weib, der Rösel!

Was soll ich denn dem toten Weib, dem hinterlist'gen, pfänden?
es bleibt mir nichts wie Flitterkram und welkes Laub in Händen!
Das schlechte Weib, die Rösel!

Der Künstler auch, Herr Bunzelmann, er kam herbei gehunken:
Gut ist es, daß mein Honorar ich auf der Stell getrunken!
Die gute, arme Frau Rösel.

---

[1] Auch von diesem Gedicht fand ich in der Sammlung „Freiheitsklänge", S. 97, eine charaktervolle ältere Fassung, die ich ebenfalls hier mitteile. Frau Michel in dieser politischen Fassung der Ballade ist natürlich Deutschland.

Frau Michel.

Frau Michel ist eine gute Frau, wie liebt sie ihren König!
den König und sein ganzes Haus, und — ißt und trinkt so wenig!
Die gute, arme Frau Michel.

Frau Michel hat ihren einz'gen Sohn dem König hingegeben,
der steht und gafft im Schilderhaus: sie nährt mit Spinnen ihr Leben,
die gute, arme Frau Michel.

Und als es hieß, der liebe Prinz wird seine Braut heimführen,
da sprach der Vogt: Frau Michel mein, Ihr müßt Euer Haus verzieren.
Die gute, arme Frau Michel.

Nun hat Frau Michel dick zu tun, wie trippelt sie, wie lauft sie!
Baumwollenfahnen und Goldpapier und frische Rosen kauft sie,
die gute, arme Frau Michel.

Sie geht in Wald und sammelt Moos, beim Nachbar bettelt sie Schnüre
und alte Nägel und derlei Quark, beim Schuster Kleister und Schmiere,
die gute, arme Frau Michel.

Dann schafft und keucht sie den ganzen Tag und sinnt und klopft und klittert,
bis daß ihr Häuslein um und um behangen ist und beflittert,
die gute, arme Frau Michel.

Herr Bunzelmann, der alles kann, hilft ihr studieren und kleben,
macht Wappen und Kron und Namenszug, trinkt zwölf Maß Bier daneben.
Die gute, arme Frau Michel.

Und für den letzten Groschen kauft sie Brot und frische Butter
und sitzt vergnügt und harrt im Haus auf die neue Landesmutter,
die gute, arme Frau Michel.

Doch eh sie sich recht umgeschaut, sind schon vorbei die Wagen!
Und wie das Pärchen ausgesehn, muß sie den Nachbar fragen.
Die gute, arme Frau Michel.

So schlage doch der Teufel drein! ich kann nicht mehr spaßen und narren.
Wie lang noch willst du, altes Kind! in deinem Dusel verharren?
du dummes Weib, Frau Michel.

Poetentod.

Der Herbstwind rauscht; der Dichter liegt im Sterben,
die Blätterschatten fallen an der Wand;
an seinem Lager knien die zarten Erben,
des Weibes Stirn ruht heiß auf seiner Hand.

Mit dunklem Purpurwein, darin ertrunken
der letzten Sonne Strahl, netzt er den Mund;
dann wieder rückwärts auf den Pfühl gesunken,
tut er den letzten Willen also kund:

„Die ich aus luft'gen Klängen aufgerichtet,
vorbei ist dieses Hauses Herrlichkeit;
ich habe ausgelebt und ausgedichtet
mein Tagewerk und meine Erdenzeit.

Das keck und sicher seine Welt regierte,
es bricht mein Herz, mit ihm das Königshaus;
der Hungerschlucker, der die Tafel zierte:
der Ruhm, er flattert mit den Schwalben aus.

So löschet meines Herdes Weihrauchflamme
und zündet wieder schlechte Kohlen an,
wie's Sitte war bei meiner Väter Stamme,
vor ich den Schritt auf dieses Rund getan!

Und was den Herd bescheidnen Schmuckes kränzte,
was sich an alter Weisheit um ihn fand,
in Weihgefäßen auf Gesimsen glänzte,
streut in den Wind, geht in der Juden Hand!

Daß meines Sinnes unbekannter Erbe
mit find'ger Hand, vielleicht im Schülerkleid,
auf offnem Markte ahnungsvoll erwerbe
die Heilkraft wider der Vernachtung Leid.

Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer,
der Staub der Werkstatt mag zugrunde gehn!
Im Reich der Kunst, wo Raum und Licht so teuer,
soll nicht der Schutt dem Werk im Wege stehn!

Dann laßt des Gartens Zierde niedermähen,
weil unfruchtbar; die Lauben brechet ab!
Zwei junge Rosenbäumchen lasset stehen
für mein und meiner lieben Frauen Grab!

Mein Lied mag auf des Volkes Wegen klingen,
wo seine Banner von den Türmen wehn;
doch ungekannt mit mühsalschwerem Ringen
wird meine Sippschaft dran vorübergehn!"

Noch überläuft sein Angesicht, das reine,
mit einem Strahl das sinkende Gestirn;
so glühte eben noch im Purpurscheine,
nun starret kalt und weiß des Berges Firn.

Und wie durch Alpendämmerung das Rauschen
von eines späten Adlers Schwingen webt,
ist in der Todesstille zu erlauschen,
wie eine Geisterschar von hinnen schwebt.

Sie ziehen aus, des Schweigenden Penaten,
in faltige Gewande tief verhüllt;
sie gehn, die an der Wiege einst beraten,
was als Geschick sein Leben hat erfüllt!

Voran, gesenkten Blicks, das Leid der Erde,
verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
die Phantasie und endlich ihr Gefährte,
der Witz, mit leerem Becher, still und kalt.

Ein Schwurgericht.

Da liegt ein Blatt, von meiner Hand beschrieben
in Tagen, die nun lang dahin geschwunden,
so lang, daß halb verblich die flücht'ge Schrift.
Doch wie ich lese, wird ein Unterfangen,
ein wunderliches, wieder mir lebendig,
das mich befiel in wunderlicher Zeit,
als schnödes Abenteuer mächtig herrschte
und frech die Welt zum Abenteuer schuf.

Was während eines Mondes kurzer Dauer
von tollem Spuk und schrecklichem Geschehen,
merkwürd'gem Wagnis und ruchloser Tat
die Zeitung brachte, von versunknen Schiffen,
mit schwerem Gold und brüllendem Volk beladen,
von dreh'nden Tischen, dran die Torheit saß,
von Schlachtenlärm und diebischen Marschällen,
von falschem Gift, durch weiße Hand gemischt:
das dacht ich rhythmisch wogend zu verflechten
in einen wild rhapsodischen Gesang,
gleich einem Wandrer, der bestäubt und keuchend
dem tobenden Gewühl mit Not entrann
und seinen Fiebertraum voll Hast erzählt.

So schrieb ich mir auf Blätter jede Kunde,
und nicht im Stich fürwahr ließ mich die Zeitung,
jedoch die Lust, die mir gemach verging.
Dies gelbe Blatt nur hat sich noch erhalten.
Ein Lächeln will beim Anblick mich beschleichen,
das wandelt aber sich sogleich in Ernst.

Es steht ein Richterspruch darauf verzeichnet
und eine Tat so dunkel traur'ger Art,
daß wie von selbst die Hand zum Stifte greift,
das blut'ge Rätsel doch noch festzubannen.

In Franken war's, an stillem Sommertage,
daß eine Frau ihr kleines liebes Bübchen
mit Korb und Vesperbrot zum Vater sandte,
der im Gehölze, mäßig weit, im Schweiße
des Angesichts an seiner Arbeit stand.
Sie wußte, daß er heut ein hartes Lohnwerk
vollbringen wollte bis zur Dunkelheit.
Ein mütterlicher kleiner Übermut
verlockte sie, das Wagnis zu versuchen
und mit dem Bötlein ihren Ehkumpan
zu überraschen dieses erstemal;
denn Sonntag war es morgen und im Hause
blieb ihr zu schaffen übrig noch genug.

Das Knäblein aber sträubte sich zu gehen,
gewohnt, nur an der Mutter stets zu hangen
und sie um tausend Dinge zu befragen
mit Schmeichelwörtchen, lind im Singeton.
„Geh nur," sprach sie, „die Mundharmonika
geb ich dir mit, mein Söhnchen, und drauf spielen
wirst du gar herrlich auf dem ganzen Wege;
der Vater ruft: Was hör ich für Musik?
gewiß marschiert ein Regiment Soldaten!
Wie lacht er aber, wenn sein Hänschen kommt!"
Und da sie aus dem Schrank das Instrumentchen,
das dort zur Schonung sorglich aufgehoben,
hervorholt, faßt es gleich der frohe Kleine
und schreitet wacker, seinen Korb am Arm,
ins helle Sommerland, die wen'gen Stimmchen
an seinen Lippen unverweilt erprobend
und stets aufs neue reihend Ton an Ton.

Schon weit ist er; doch über Korn und Klee
tönt weich und sanft, wie all der blaue Himmel,
sein einfach Lied nun aus dem Feld herüber;
der Kinderpuls, ein Lufthauch und die Ferne,
sie schaffen eine rührend zarte Weise,
die, fast verwehend jetzt, dann leise schwillt.
Und weil die Mutter hier noch steht und horcht
und denkt, nun hat er wohl den Forst betreten,
vernimmt der Vater drüben schon die Töne
und kennt sein Vögelchen an dem Gesang.
Er lauscht erfreut — auf einmal bricht es ab,
und stumm bleibt ewig dieser Kindermund!
Kein Knäblein kommt zum Vater, keines kehrt
zur Mutter abends mit dem Müden wieder.

Nach dreien Tagen erst zog man das Kind
mit eingeschlagnem Haupt aus einem Wasser,
das tückisch hehlend, dunkel, unbeweglich,
abseits vom Pfad im Waldesschatten lag.
Der Mörder auch ward bald darauf ergriffen;
es war ein starker Bursch von achtzehn Jahren,
fast unbekannt, der, lungernd in der Stadt,
mißtrauisch spielend auf dem Örglein blies,
das ihn verriet. Dann vor dem Richter stehend,
von dessen Kunst bedrängt, erzählt er mürrisch,
wie er das Kind im Holze angetroffen
und es gebeten, ihm das Ding zu leihen
für einen Augenblick, sich dran zu laben;
denn eine unbezwinglich starke Lust
hab ihn schon lang gequält, auf solchem Werklein
ein einzig Mal sich blasend zu vergnügen.
Kopfschüttelnd hab das Knäblein fortgespielt,
er aber es mit einem Stein erschlagen.

Und weiter ward die Kunde beigebracht,
wie daß vor Jahren schon in seiner Heimat
der Unhold von der zarten Kinderwelt
als Spielzeugräuber sei gefürchtet worden;
die trauten Plätze, Flure, Hofgebreiten,
wo sich das kleine Volk zur Lust versammelt:
der große Range habe finsterlauernd
beschlichen sie und von dem bunten Werkzeug
der Jugend sich gewaltsam angeeignet,
was ihm gefiel, dann in entlegnen Winkeln
einsam, mit ungeschickter Hand gespielt.

Der Wahrspruch fiel, die Sühne ward bemessen;
doch aus der Untat wurde keiner klug.

*

Wochenpredigt.

In heißem Glanz liegt die Natur,
die Ernte lagert auf der Flur;
in langen Reihn die Sichel blinkt,
mit leisem Geräusch die Ähre sinkt.
Doch hinter jenen grünen Matten,
in seines Kirchleins kühlem Schatten
geborgen vor dem Stich der Sonne,
da steht das Pfäfflein der Gemeine,
auf diesem, dann auf jenem Beine,
in seiner alten Predigertonne
hoch an dem Pfeiler grau und fest,
dem Kranich gleich in seinem Nest.

Schwarz glänzt das kurzgeschorne Haar,
wie Röslein blüht das Wangenpaar;
nur etwas schläfrig blinzen nieder
die Äuglein durch die fetten Lider,
weil er sich seiner Wochenpredigt
mit ziemlich saurer Müh entledigt.
So spricht er von dem ewigen Leben,
das nach dem Tod es werde geben:
wie man auch da noch müsse ringen
und immer weiter vorwärts dringen,
und nie von Handel und Wandel frei,
bis man zuletzt vollkommen sei;
von einem Stern zum andern hüpfen
und endlich in den Urquell schlüpfen.
Doch unten in des Kirchleins Tiefen
die Hörer auf den Bänken schliefen.
Sie waren alle hoch an Jahren,
mit weißen oder gar keinen Haaren,
ganz klingeldürre Fraun und Greise,
gebeugt von ihrer langen Reise;
so lehnten sie an ihren Krücken
mit lebensmüdem sanftem Nicken.
Sie hatten gelebt und hatten gestritten,
Erde gegraben und Garben geschnitten,
Bürden getragen und Freuden gehabt
und, wenn sie gedürstet, sich gelabt.
Sie hatten nicht ihr Leben verfehlt,
keine Genie und keine Tugend verhehlt,
auch keine Schwänke unterlassen,
wen's konnten bei der Nase fassen,
den haben sie gar fest ergriffen
und ihn mit Freuden ausgepfiffen,
nicht immer bezahlt, was sie geborgt,
und fleißig doch für Erben gesorgt.
Die Predigt schweigt, sie sind erwacht,
die Kirchentür wird aufgemacht,
und leuchtend bricht der grüne Schein
der Bäume in die Dämmrung ein.
Die Alten stehen mühsam auf
und setzen sich gemach in Lauf
und schleichen seltsam kreuz und quer
zwischen den Gräber hin und her.
Sie setzen sich auf die Leichensteine
und reiben ihre kranken Beine,
sie hüsteln, spucken aus und lachen
und sprechen bewußtlos kindische Sachen.
Sie schauen in die goldnen Auen,
wo ihre Enkel und Sohnesfrauen
im fernen Sonnenglanze gehen,
die reifen Früchte rüstig mähen;
sie sehen in all den hellen Schein
mit blöden Augen stumm hinein.
Schon ist verklungen leis und weit
das Lied von der Unsterblichkeit.
Und wie vor langen achtzig Jahren
die Flämmlein im Entstehen waren
und mählich aus der tiefen Nacht
sich in ein helles Licht entfacht,
das freilich auch sich ewig schien,
so glimmen sie jetzt wieder hin
und denken Beßres nicht zu tun,
als ewig, ewig auszuruhn.
Von Durst nach neuem Kommerzieren,
wenn recht ihr schaut, ist nichts zu spüren.

Das Pfäfflein ist nach Haus gekommen,
hat einen Schluck zu sich genommen
und wandelt jetzt im schmucken Garten,
den kühlen Abend zu erwarten,
wo er sich freut auf ein Gelage,
zu dem er freundlich ist gebeten;
doch steht die Sonn' noch hoch am Tage.
Des ist er nun in großen Nöten;
er weiß, die besten Bachforellen
werden auf blumiger Schüssel schwellen,
ausländische Wurst und köstlicher Schinken
reizen ihn zu frohem Trinken;
er kennt die staubigen Flaschen zu gut
in Herrn Confratris frommer Hut,
die schön geschliffnen Gläser dringen
schon in sein Ohr mit feinem Klingen;
er kennt das Tischlein hinter der Türen,
von wo die Flaschen hereinmarschieren,
bis er eine mit silbernem Hals entdeckt,
die vor dem Abschied doppelt schmeckt.

Und noch drei lange, lange Stunden! —
Hier hat er Ranken angebunden,
ein nagendes Räupchen abgelesen,
dort aufgehoben einen Besen
und an das Gartenhaus gelehnt,
dann einen Augenblick gewähnt,
er wolle auf den Sonntag Morgen
noch schnell für eine Predigt sorgen;
doch ist er hievon abgegangen,
hat einen Schmetterling gefangen,
wirft einen Socken über den Hag,
der mitten in einem Beete lag.
Die Sonne steht noch hoch am Tag.
Er wird der langen Weil zum Raube
und sinkt in eine kühle Laube,
macht dort ein Ende seiner Pein,
schläft zwischen Rosen und Nelken ein.

O Pfäfflein, liebes Pfäfflein, sag,
ist dir zu lang der eine Tag,
was willst du mit all den Siebensachen,
den Millionen Sternen und Jahren machen?

* * *

Conrad Ferdinand Meyer.

Geb. am 12. Oktober 1825 zu Zürich, gest. am 28. Novemb. 1898 ebenda. — Huttens letzte Tage 1852. Gedichte 1882.

Schillers Bestattung.

Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
mit keinem Kranz, dem kargsten nicht, und kein Geleit!
Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius
war's.

*

Burg „Fragmirnichtnach".

Wo weiß die Landquart durch die Tannen schäumt,
irrt' unbekümmert ich um Weg und Zeit,
da stand ein grauer Turm, wie hingeträumt
in ungebrochne Waldeseinsamkeit.
Ich sah mich um und frug: „Wie heißt das Schloß?"
ein bucklig Mütterlein, das Kräuter brach;
da murrte sie, die jedes Wort verdroß:
„Fragmirnichtnach."

Ich schritt hinan; im Hof ein Brünnlein scholl,
durch den verwachsnen Torweg drang ich ein,
ein dünnes kühles Rieseln überquoll
auf einer Gruft den schwarzbemoosten Stein.
Ich beugte mich nach des Verschollnen Spur,
entziffernd, was des Steines Inschrift sprach,
nicht Zahl, nicht Namen — ein Begehren nur:
Frag mir nicht nach!

Laß scharren deiner Rosse Huf.

Geh nicht, die Gott für mich erschuf!
Laß scharren deiner Rosse Huf
den Reiseruf!

Du willst von meinem Herde fliehn?
und weißt ja nicht, wohin, wohin
dich deine Rosse ziehn!

Die Stunde rinnt! das Leben jagt!
Wir haben uns noch nichts gesagt —
bleib, bis es tagt!

Du darfst aus meinen Armen fliehn?
und weißt ja nicht, wohin, wohin
dich deine Rosse ziehn ...

Erntegewitter.

Ein jäher Blitz. Der Erntewagen schwankt.
Aus seinen Garben fahren Dirnen auf
und springen schreiend in die Nacht hinab.
Ein Blitz. Auf einer goldnen Garbe thront
noch unvertrieben eine freche Maid,
der das gelöste Haar den Nacken peitscht.
Sie hebt das volle Glas mit nacktem Arm,
als brächte sie's der Glut, die sie umflammt,
und leert's auf einen Zug. Ins Dunkel wirft
sie's weit und gleitet ihrem Becher nach.
Ein Blitz. Zwei schwarze Rosse bäumten sich.
Die Peitsche knallt. Sie ziehen an. Vorbei.

*

Der Stromgott.

Morgengraun. Die Karawane windet sich dem Nil zur Seite,
eine Rede dröhnt und murmelt über dunkler Stromesbreite.

Längs dem Ufer nippen durstig silbergraugeperlte Tauben,
trinken Ibisse mit blankem Flügelpaar und schwarzen Hauben

Nil, der segenreiche Vater, sorgt für alle seine Kinder,
speist und tränkt aus seiner Fülle keines mehr und keines minder —

Neben einem braunen Reiter ein gebundner Knabe wandelt,
Joseph ist's, von seinen Brüdern in die Sklaverei verhandelt.

Taub' und Ibis flattern nur um wenig Flügelschläge weiter.
Joseph lauscht des Stromes Worten. Ruhig sitzt der stumme Reiter.

„Knabe, deine Blicke trauern! Jüngling, deine Füße bluten!
Dich verkauften deine Brüder ... Sei willkomm an meinen Fluten!

Joseph, fremder Knabe Joseph, du gefesselter, du müder,
bist du einst der Herr der Ernten, speise deine schlimmen Brüder!

Knabe Joseph!" rauscht es dumpfer. Das erstaunte Kind in Banden
tröstet sich des güt'gen Grußes, bleibt er auch ihm unverstanden.

Auf des Niles weiten Wassern ist des Stromgotts Wort verschollen,
nur ein Antlitz schwimmt und schimmert, dessen Haare lockig rollen ...

Jetzt beleben sich die Pfade. Schiffe blähen ihre Flügel.
Kleebeladene Kamele wandern, sanftbewegte Hügel.

Frauen kommen mit dem schlanken Kruge, die gemessen schreiten
in verhülltem, stillem Zuge, wie die Jahre, wie die Zeiten ...

Aus der ahnungsvollen Ferne ragen Spitzen, hell besonnte,
steigen wie beschneite Gipfel weiß am reinen Horizonte —

Joseph schaut empor zum Reiter: „Mit dir meiner Väter Frieden!
Herr, wie nennst du dort die Berge?" „Kind, du schaust die Pyramiden!"

Der trunkene Gott.

Weiße Marmorstufen steigen
durch der Gärten laub'ge Nacht,
schlanke Palmenfächer neigen
in des Himmels blaue Pracht.
Über Tempeln, Hainen, Grüften
zecht in abendweichen Lüften
Alexanders Lieblingsschar;
kniend bietet ihm ein Knabe,
daß der Erde Herr sich labe,
Wein in edler Schale dar.

Herrlich ist's, den Wein zu schlürfen,
lagernd in der Götter Rat,
zwischen schwelgenden Entwürfen
und der wundergleichen Tat!
Goldne Becher überquellen,
Ruhmesgeister mit den hellen
Helmen tauchen aus der Flut —
goldne Schalen überschäumen,
Geister, die gebunden träumen,
steigen auf in Zornesglut.

Kleitos neben Philipps Sohne
furcht die Stirne kummervoll,
der benarbte Makedone
schlürft im Weine Gram und Groll:
er gedenkt der Heergenossen,
die die erste Phalanx schlossen
in den Bergen kühl und fern.
Seinen dunkeln Mut zu kränken,
lüstet es den schönen Schenken,
lagernd an dem Knie des Herrn.

Die erhabne Stirn und Braue
träumt den Zug ins Inderland,
lauschend liest den Traum das schlaue
Kind, den Blick emporgewandt:
„Bacchus bist du, der belaubte,
mit dem schwärmerischen Haupte,
der ins Land der Sonne zieht!
Ohne Heer kannst du bezwingen,
nur den Thyrsus darfst du schwingen,
winke nur, und Idien kniet!"

Finster grollt der alte Streiter:
„Durch der Wüste heißen Sand?
immer ferner, immer weiter?
nach des Indus Fabelstrand?
Kann ein Wink dir Sieg erwerben,
warum bluten, warum sterben
wir für dich? zu deinem Spott?
Lebende kannst du belohnen,
deine toten Makedonen,
wecke sie, bist du ein Gott!" —

— „Welchen dampfenden Altares
freust du auf der Erde dich?
Bist du die Gewalt des Ares,
helmumflattert, fürchterlich?
Herr, bevor den niedern Talen
du dich nahtest ohne Strahlen,
welches war dein himmlisch Amt?
Bist du Zeus? Bist du ein andrer?
bist du Helios, der Wandrer,
dessen Stirne sonnig flammt?"

Grimmig neigt der graue Fechter
sich zum Ohr des Gottes hin,
mit unseligem Gelächter
rührt er an der Schulter ihn:
„Gast des Himmels, warum sinken
Haupt und Schulter dir zur Linken[1]?

[1] Alexander war schief, seine rechte Schulter etwas höher als die schwächere linke.

Lastet dir der Erde Raub?
Mit den Göttern willst du zechen?
Spotten hör ich dein Gebrechen;
Alexander, du bist Staub!"

Eine zürnende Gebärde!
Blitz und Sturz! ein Gott in Wut!
ein Erdolchter an der Erde
windet sich in seinem Blut . . .
In den Abendlüften Schauer,
ein verhülltes Haupt in Trauer,
ausgerast und ausgegrollt!
Marmorgleich versteinte Zecher,
und ein herrenloser Becher,
der hinab die Stufen rollt.

Der Gesang der Parze.

In der Wiege schlummert ein schönes Römerkind,
die graue Parze sitzt daneben und spinnt.
Sie schweigt und spinnt. Doch ist die Mutter fort,
so singt die Parze murmelnd ein dunkles Wort:

„Jetzt liegst du, Kindlein, noch in der Traumesruh.
Bald, kleine Claudia, spinnest am Rocken du —
du wachsest rasch und entwächst den Kleidlein bald!
du wachsest schlank! du wirst eine Wohlgestalt!

Die Fackel lodert und wirft einen grellen Schein,
sie kleiden dich mit dem Hochzeitsschleier ein!

Die Knaben hüpfen empor am Festgelag
und scherzen ausgelassen zum ernsten Tag.

Eine Herrin wandelt in ihrem eignen Raum,
und ihre Mägd' und die Sklaven atmen kaum.
Ihr ziemt, daß all die Hände geflügelt sind.
Ihr ziemt, daß all die Lippen gezügelt sind.

Die blühenden Horen schwingen im Reigen sich:
dir ward ein Knabe, Julier, freue dich!
Doch wann die Freude schwebt und die Flöte schallt,
dann" — singt die Parze — „kommt der Jammer bald.

Der Tiber flutet und überschwemmt den Strand,
das bleiche Fieber steigt empor ans Land,
der Rufer ruft und kündet von Haus zu Haus:
‚Vernehmt: den Julier tragen sie heut hinaus!'

Jetzt, kleine Claudia, trägst du unträglich Leid!
In strenge Falten legst du dein Witwenkleid.
Dein Römerknabe springt dir behend vom Schoß
und grüßt dich helmumflattert herab vom Roß . . .

Die Tuben blasen Schlacht, und sie blasen Sieg . . .
Da naht's. Da kommt's, was empor die Stufen stieg:
Vier Männer und die Bahre, Claudia, sind's
mit der bekränzten Leiche deines Kinds!

Jetzt, kleine Claudia, bist du zu Tode wund" —
Das Kindlein lächelt. Es klirrt ein Schlüsselbund.
Die Mutter tritt besorgt in die Kammer ein,
und die Parze bleicht im goldenen Morgenschein.

Venedigs erster Tag.

Eine glückgefüllte Gondel gleitet auf dem Canal grande,
an Giorgione lehnt die Blonde mit dem roten Samtgewande.
„Giorgio, deiner Laute Saiten hör' ich leise, leise klingen —"
„Julia Vendramin, Erlauchte, was befiehlst du mir zu singen?"

„Nichts von schönen Augen, Giorgio! solches Thema sollst du lassen!
singe, wie dem Meer entstiegen diese wunderbaren Gassen!
Feßle kränzend keine Locken, die sich ringeln los und ledig!
Giorgio, singe mir von meinem unvergleichlichen Venedig!"

„Meine süße Muse will es! es geschieht!" Er präludierte.
„Weiland, eh' des heil'gen Marcus Flagge dieses Meer regierte,
drüben dort, wo duftverschleiert Istriens schöne Berge blauen,
sank vor ungezählten Jahren eine Dämmrung voller Grauen.

Durch das Dunkel huschen Larven, angstgeschreckte Hunde winseln,
Schreie gellen, Stimmen warnen: ‚Löst die Boote! Nach den Inseln!'
In den Lüften haucht ein Odem, wie es in den Gräbern modert —
Schaurig tagen Meer und Himmel! Aquileja brennt und lodert!

Von der Stätte, wo die stillen, ungezähmten Flammen wogen,
kommt ein dumpfes Menschenbrausen nach dem freien Strand gezogen:
Attila, die Gottesgeißel, jagt auf blutbesprengten Pfaden
Krieger mit zerbrochnen Schwertern, Fraun mit Schätzen schwer beladen.

Wie zu Hades Schatten wandern, ziehn zum Meere die Gescheuchten,
das die purpurrot gefärbten Wolken weit hinaus beleuchten,
Witwen, Waisen schreiten jammernd, schweigend stürzen wunde Männer,
mitten im Gewühle bäumen Wagen sich und scheue Renner.

Kniee wanken, Füße gleiten, Kästchen brechen, draus die hellen
goldnen Reife rollend springen und die weißen Perlen quellen.
Nackte Küstenkinder starren gierig auf das rings zerstreute
Gold, und doch betastet's keines — Etzels ist die ganze Beute!

Schiffer rüsten dunkle Nachen, drüber Wogen schäumend schlagen,
durch die weiße Brandung werden bleiche Fraun an Bord getragen —
mit der Rechten an die phryg'sche Mütze langt der Meerplebejer,
beut zum Sprung ins Boot die Linke dem behelmten Aquilejer.

Schon entflieht ein Schiff mit weh'nden Segeln, flatternden Gewanden,
drin sich weitgetrennte Lose sonder Wahl zusammenfanden,
unbekannte Hände drücken sich in angstbeklommnem Traume,
Aquilejas Überbleibsel schmiegen sich in engem Raume.

Letzte Scheideblicke wendend, sehn sie noch den Himmel bluten,
aber tiefer stets und ferner brennen die gesunknen Gluten.
Still verglimmt der Heimat müde Todesfackel. Auf die Ruder
beugt sich Unglück neben Unglück, Bruder seufzend neben Bruder.

Eine Fürstin küßt ein Knäblein, ein dem Edelblute fremdes,
eine Sklavin wärmt ein fürstlich Kind im Schoß des Wollenhemdes —
unter ihnen eine Tiefe, über ihnen eine Wolke —
Liebe taut vom Himmel, Liebe wächst in diesem neuen Volke.

Über eines Mantels Flattern, sturmverwehten greisen Haaren
will das Schweben einer Glorie einen Heil'gen offenbaren,
dieses ist der heil'ge Marcus, rüstig rudernd wie ein andrer —
nach den nahenden Lagunen lenkt die Fahrt der sel'ge Wandrer.

Neben ihm der Jugendschlanke schlägt die Wellen, daß sie schallen,
wirren Locken sind die Kränze schwelgerischer Lust entfallen.
Der Bacchant wird zum Aneas. Niederbrannte Trojas Feuer.
Mit den rudernden Genossen sucht er edles Abenteuer.

Mählich lichtet sich der Osten. In der ersten Helle schauen
kecke Männer tief ins Antlitz morgenbleicher schöner Frauen —
Lieblich Haupt, das blonde Flechten wie mit lichtem Ring umwinden,
bald an einem tapfern Herzen wirst du deine Heimat finden!

Scharfgezeichnet neigt sich eines Helden narb'ge Stirne denkend,
in das göttliche Geheimnis ew'gen Werdens sich versenkend;
rings in Stücke sprang zerschmettert Romas rost'ge Riesenkette,
neue Weltgeschicke gönnen junger Freiheit eine Stätte . . .

Wie geworfen aus dem Himmel, heiter spielend, von Auroren,
schwimmt ein lichter Kranz von Inseln in die blaue Flut verloren,
durch die Brandung gehn die Kähne mit beseelten Ruderschlägen,
Fischer stehen, schaumgebadet, und sie rufen sich entgegen:

„Fleh'nde kommen wir, Veneter! Drüben flammt ein weit Verderben!
Unsre Seelen sind entronnen einem ungeheuren Sterben!"
„Freuet euch! ihr lebt und atmet! Hier ist euch Asyl gegeben!
Friede sei mit euren Toten! Freude denen, die da leben!"

Machtvoll, Schwert und Ruder tragend, wallen Genien vor den Böten;
auch ein Schwarm von Liebesgöttern flügelt durch die jungen Röten —
Über das Gestein der Insel geht ein Hauch von Lust und Wonne,
ahnungsvollem Meer entsteigend, prangt Venedigs erste Sonne.

Blonde Julia, deiner Heimat Ursprung hab ich dir verkündet,
Liebe hat die Stadt Venedig, Liebe hat die Welt gegründet —
Deiner Augen strahlend blauer Himmel würde bleichen ohne
Liebesfeuer und verstummen, wie die Laute des Giorgione."

Bettlerballade.

Prinz Bertarit bewirtet Veronas Bettlerschaft
mit Weizenbrot und Kuchen und edlem Traubensaft.
Gebeten ist ein jeder, der sich mit Lumpen deckt,
der, heischend auf den Brücken der Etsch, die Rechte reckt.

Auf edlen Marmorsesseln im Saale thronen sie,
durch Riss' und Löcher gucken Ellbogen, Zeh' und Knie.
Nicht nach Geburt und Würden, sie sitzen grell gemischt,
jetzt werden noch die Hasen und Hühner aufgetischt.

Der tastet nach dem Becher. Er durstet und ist blind.
Den Krüppel ohne Arme bedient ein frommes Kind.
Ein reizend stumpfes Näschen geckt unter strupp'gem Schopf,
mit wildem Mosesbarte prahlt ein Charakterkopf.

Die Herzen sind gesättigt. Beginne, Musika!
ein Dudelsack, ein Hackbrett und Geig und Harf ist da.
Der Prinz, noch schier ein Knabe, wie Gottes Engel schön,
erhebt den vollen Becher und singt durch das Getön:

„Mit frisch gepflückten Rosen bekrön ich mir das Haupt,
des Reiches ehrne Krone hat mir der Ohm geraubt.
Er ließ mir Tag und Sonne! mein übrig Gut ist klein!
so will ich mit den Armen als Armer fröhlich sein!"

Ein Bettler stürzt ins Zimmer. „Grumell, wo kommst du her?"
Der Schreckensbleiche stammelt: „Ich lauscht von ungefähr,
gebettet an der Hofburg . . . dein Ohm schickt Mörder aus,
nimm meinen braunen Mantel!" Erzschritt umdröhnt das Haus.

„Drück in die Stirn den Hut dir! er schattet tief! geschwind!
Da hast du meinen Stecken! entspring, geliebtes Kind!"
Die Mörder nahen klirrend. Ein Bettler schleicht davon.
— „Wer bist du? Zeig das Antlitz!" Gehobne Dolche drohn.

— „Laß ihn! Es ist Grumello! ich kenn das Loch im Hut!
ich kenn den Riß im Ärmel! wir opfern edler Blut!"
Sie spähen durch die Hallen und suchen Bertarit,
der unter dunkelm Mantel dem dunkeln Tod entflieht.

Er fuhr in fremde Länder und ward darob zum Mann.
Er kehrte heim gepanzert. Den Ohm erschlug er dann.
Verona nahm er stürmend in rotem Feuerschein.
Am Abend lud der König Veronas Bettler ein.

Galaswinte.

Im Saale jubelt Hochzeit —
die Arme vor dem Busen
kreuzt Fredegund in Demut,
des Königs list'ge Buhlin:
„Ich bin die Magd und leuchte
dem Bräutchen auf die Kammer!"
Die Alabasterampel
mit römischen Skulpturen,
die schwebend einst geschimmert
in stillem Grabesdunkel,
trägt Fredegund in Demut
und hellt die Hochzeitskammer,
sie setzt die Ampel nieder
und geht und lächelt tückisch.
Die zarte Galaswinte
blickt in die weh'nde Flamme,
die Flamme loht und flackert,
die Ampel springt in Scherben,
die Fürstin weint im Dunkel:
„Die mich gebracht aus Spanien,
dein Kind dem Frankenkönig,
jetzt drehst du auf dem Rosse
im Schein der Wanderfackel
noch einmal dich und breitest
nach mir die Arme, Mutter!"

Der gleitende Purpur.

„Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!"
schallt im Münsterchor der Psalm der Knaben.
Kaiser Otto lauscht der Mette,
Diener hinter sich mit Spend' und Gaben.

Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Heute da die Himmel niederschweben,
wird dem Elend und der Blöße
Mäntel er und warme Röcke geben.

Hundert Bettler stehn erwartend —
Einer hält des Kaisers Knie umfangen
mit den wundgeriebnen Armen,
dran zerrißner Fesseln Enden hangen.

— „Schalk! was zerrst du mir den Purpur?
harr und bete! kennst du mich als Kargen?"
Doch der Bettler hält den Mantel
fest und jammert: „Kennst du mich, den Argen?

Du Gesalbter und Erlauchter!
kennst du mich? . . . Du hast mit mir gelegen,
mit dem Siechen, mit dem Wunden,
unter eines Mutterherzens Schlägen.

Aus demselben Wollentuche
schnitt man uns die Kappen und die Kleider!
Aus demselben Psalmenbuche
sang das frische Jugendantlitz beider!

Heinz, wo bist du? Heinz, wo bleibst du?
hast zum Spiele du mich oft gerufen
durch die Säle, durch die Gänge,
auf und ab der Wendeltreppe Stufen . . .

Wehe mir! da du dich krönteſt,
hat des Neides Natter mich gebissen!
Mit dem Lügengeist im Bunde
hab ich dieses deutsche Reich zerrissen!

Als den ungetreuen Bruder
und Verräter hast du mich erfunden!
Du ergrimmtest und du warfest
in die Kerkertiefe mich gebunden . . .

In der Tiefe meines Kerkers
hab ich ohne Mantel heut gefroren . . .
Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Heute wird der Welt das Heil geboren!"

„Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!"
Hundert Bettler strecken jetzt die Hände:
„Gib uns Mäntel! gib uns Röcke!
sei barmherzig! gib uns deine Spende!"

Eine Spange löst der Kaiser
sacht. Sein Purpur gleitet, gleitet, gleitet
über seinen sünd'gen Bruder,
und der erste Bettler steht bekleidet . . .

Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
jubelt Erd und Himmelreich mit Schallen.
Glorie! Glorie! Friede! Freude!
und am Menschenkind ein Wohlgefallen!

Das kaiserliche Schreiben.

Petrus, schreib — zu seinem Kanzler
sprachs der gramverstörte Staufen —
Satteln sollen meine Boten,
hundert Rosse sollen laufen!
Meinen Eignen, meinen Städtern,
meinen Pfaffen und Baronen!
dem Geringsten wie dem Höchsten!
allen, die das Reich bewohnen!
Klage! Klage! Totenklage!
meinen Sohn hab ich verloren . . .
Heinrich mit den finstern Locken . . .
den Konstanze mir geboren[1] . . .
der das Reich verriet . . . dem eignen
Vater brach das Lehnsversprechen . . .
den ich beugen, beugen mußte,
dessen Trotz ich mußte brechen . . .
Lange brütet er im Kerker —
endlich hat er mich gerufen —
Da ich kam, flog er vorüber,
flog empor die Wendelstufen —
wieder wars, als ob, verzweifelnd,
er vom höchsten Söller riefe —
Da! der Knabe springt vor meinen
Augen in die Todestiefe!
Jammeranblick ohnegleichen!
Kommt, daß wir zusammen klagen!
helft mir meine schlimmen Träume,
meine Nachtgedanken tragen! —
Könnt ich ihn erwecken, nimmer
würd ich aus dem Arm ihn lassen!
Saget, ist es nicht entsetzlich,
daß mein Kind mich mußte hassen?
Petrus, zeig mir was du schreibest!
Willst du mir den Mund verhalten?
über meine Qualen wirfst du
würdevolle Purpurfalten?
meines Knaben Schrei erstickst du?
meine Tränen sind verboten?
Kanzler Petrus, schreibe Wahrheit
über mich und meine Toten!
Reden will ich zu den Vätern:
sagt mir, würdet ihr nicht einen
Knaben, der euch Not und dunkeln
Kummer brachte, doch beweinen?
den ihr in der Wiege küßtet —
ob er auch ein Ärger wäre —
wenn er ginge zu den Schatten,
weigertet ihr ihm die Zähre?
Prüfet eure Herzen, Väter!
Was wir von den Kindern dulden,
ist es nicht gerechte Sühne,
nicht das eigene Verschulden? . . .
Petrus, du erschrickst, so ende!
ende mit dem kurzgefaßten
Rechtsbefehl: Wir ordnen Trauer
an für diesen Frühverblaßten.

[1] Dieser König Heinrich ist der Sohn des genialen Kaisers Friedrich II., gegen den er sich empörte. Er starb im Kerker, und man sprach von Selbstmord.

Die drei gemalten Ritter.

„Frau Berte, hört: Ihr dürfet nun
mir einmal einen Gefallen tun!"

— „Was denkt Ihr, Graf? wohin denket Ihr?
vor den drei gemalten Rittern hier?"

Drei Ritter prahlen auf der Wand
mit rollenden Augen, am Dolch die Hand.

„Wer, Frau, ist diese Ritterschaft?"
— „Drei Vettern und alle drei tugendhaft!

Gelobt Ihr, Graf, die Ehe mir
bei den gemalten Rittern hier,

will ich — Ihr laßt es doch nicht ruhn —
Euch einmal einen Gefallen tun."

Das Gräflein zwinkert den Rittern zu:
Frau Berte, welch eine Gans bist du!

Das Gräflein hebt die Finger flink:
Frau Berte, du bist ein dummes Ding!

„Trautlieb, ich schwör und beschwör es dir
bei den drei gemalten Rittern hier!"

Jetzt rufen aus einem Mund die drei:
„Es ist geredet und bleibt dabei!"

Die Wand versinkt: dahinter stehn
drei gült'ge Zeugen. So ists geschehn.

Das bittere Trünklein.

Ein betrogen Mägdlein irrt im Walde,
flieht den harten Tag und sucht das Dunkel,
wirft auf eine Felsenbank sich nieder
und beginnt zu weinen unersättlich.

In den wettermürben Stein des Felsens
ist gegraben eine kleine Schale —
da das Mägdlein sich erhebt zu wandern,
bleibt die Schale voller bittrer Zähren.

Abends kommt ein Vöglein hergeflattert,
aus gewohntem Becherlein zu trinken,
wo sich ihm das Himmelswasser sammelt,
schluckt und schüttelt sich und fliegt von hinnen

Ja.[1]

(Nach einer alten Skizze.)

Als der Herr mit mächt'ger Schwinge
durch die neue Schöpfung fuhr,
folgten in gedrängtem Ringe
Geister seiner Flammenspur.

Seine schönsten Engel wallten
ihm zu Häupten selig leis,
riesenhafte Nachtgestalten
schlossen unterhalb den Kreis.

„Eh ich euern Reigen löse,"
sprach der Allgewalt'ge nun,
„schwöret, Gute, schwöret, Böse,
meinen Willen nur zu tun!"

Freudig jubelten die Lichten:
„Dir zu dienen, sind wir da!"
Die zerstören, die vernichten,
die Dämonen, knirschten: „Ja."

Il Pensieroso.

In einem Winkel seiner Werkstatt las
Buonarotti, da es dämmerte;
allmählich vor dem Blicke schwand die Schrift ...
Da schlich sich Julianus ein, der Träumer,
der einzige der heitern Medizi,
der Schwermut kannte. Dieser glaubte sich
allein. Er setzte sich und in der Hand
barg er das Kinn und hielt gesenkt das Haupt.
So saß er schweigend bei den Marmorbildern,
die durch das Dunkel leise schimmerten,
und kam mit ihnen murmelnd ins Gespräch,
geheim belauscht von Michelangelo:
„Feigheit ists nicht und stammt von Feigheit nicht,
wenn einer seinem Erdenlos mißtraut,
sich sehnend nach dem letzten Atemzug,
denn auch ein Glücklicher weiß nicht, was kommt
und völlig unerträglich werden kann —
leidlose Steine, wie beneid ich euch!"[2]
Er ging und aus dem Leben schwand er dann
fast unbemerkt. Nach einem Zeitverlauf
bestellten sie bei Michelangelo
das Grabbild ihm und brachten emsig her,
was noch an Schilderein vorhanden war
von schwachen Spuren seines Angesichts.
So waren seine Züge, sagten sie.
Der Meister schob es mit der Hand zurück:
„Nehmt weg! Ich sehe, wie er sitzt und sinnt,
und kenne seine Seele. Das genügt."

Die verstummte Laute.

Sie mochte gern an seiner Schulter lehnen
in einem weichen Abenddämmerlicht,
sie barg vor ihm das Rieseln ihrer Tränen,
den halbenthüllten Reiz der Seele nicht:
„Freund, einz'ger Freund auf diesem düstern Eiland,
ich welke! Chastelard, auch du bist bleich!
Schlag deine Laute! singe mir von weiland!
von meinem ersten Königreich!"

Er stürmte durch die Saiten: „Jener Tage
ins Meer gesunkne Sonnen sind verblaßt!
Maria Stuart! ich erhebe Klage,
daß du geschluchzt an meinem Herzen hast!
Mit deinen Tränen bade hier dem reinen,
entseelten Gott die Marmorfüße bleich —
Weib, sündlich ists vor einem Menschen weinen
mit diesen Augen warm und weich!

Was war ich dir? der nichtige Vertraute!
ein Echo, das von deinen Seufzern scholl!
ein Spiegel, drin sie eitel sich beschaute,
die Zähre, die dir an der Wimper quoll!
war dir die Laute nur, darauf zu breiten
die Fingerspitzen, und ich hallte schön —
ich hasse dich!" Er riß entzwei die Saiten
mit einem gellen Mißgetön.

Er floh davon, hinaus in Wald und Wildnis,
doch wo er lechzend schlürft aus einem Quell,
sah er im Brunnen ein geliebtes Bildnis
aus naher Tiefe schimmern dunkelhell,
sah er ein blasses Angesicht in Zähren,
es schwand und blickte wiederum empor,
von Sehnen und Erfüllen und Gewähren
rauschts um den Born in Schilf und Rohr.

„Maria!" so beginnt in ihrer Kammer
am Lager kniend sie das Nachtgebet,
„Maria!" wiederholt von Glut und Jammer
ein Mund, der neben ihr im Dunkel fleht.
Sie schreit. Man kommt. Von Fackelglut gerötet
bebt sie vor Zorn: „Ein Mörder! Fesselt ihn!"
Er lächelt: „Ist sie schön! auch wenn sie tötet!"
und gibt den Schergen sich dahin.

Er schreitet seinem Blutgerüst entgegen
in einem klaren, kühlen Morgenrot,
mit hohlen Blicken flüstert angelegen
als hagrer Pater der vermummte Tod:
„Freund, du bekommst es gut! Du wirst entlastet!
Ich absolviere dich von Lust und Pein!
Von keiner weichen, weißen Hand betastet,
wirst du die stumme Laute sein!"

Hugenottenlied.

In die Schule bin ich gangen
bei dem Meister Hans Kalvin,
Lehre hab ich dort empfangen:
Vorbestimmt ist alles ewighin!
Jeder volle Wurf im Würfelspiele,
jeder Diebestritt auf Liebchens Diele,
jeder Kuß —
Schicksalsschluß!

Dann bin ich zu Roß gestiegen
mit dem Hauptmann Des Adrets,
der das Kindlein in der Wiegen
würgt und sich ergötzt an Qual und Weh!
Jeder First, der raucht und dampft und lodert,
jeder Tote, der im Graben modert,
jeder Schuß —
Schicksalsschluß!

[1] Kaum eine Ballade, aber ich möchte doch meinen, daß auch in diesem Gedicht ein balladesker Zug, wenn auch von eigener großer Art, zu spüren ist.

[2] Eigene Worte Julians in einem von ihm vorhandenen Sonett.

Die Füße im Feuer.

Wild zuckt der Blitz. Im fahlen Lichte steht ein Turm.
Der Donner rollt. Ein Reiter kämpft mit seinem Roß,
springt ab und pocht ans Tor und lärmt. Sein Mantel saust
im Wind. Er hält den scheuen Fuchs am Zügel fest.
Ein schmales Gitterfenster schimmert goldenhell,
und knarrend öffnet jetzt das Tor ein Edelmann . . .

— „Ich bin ein Knecht des Königs, als Kurier geschickt
nach Nimes. Herbergt mich! Ihr kennt des Königs Rock!"
— „Es stürmt. Mein Gast bist du. Dein Kleid, was kümmert's mich?
Tritt ein und wärme dich! Ich sorge für dein Tier!"
Der Reiter tritt in einen dunkeln Ahnensaal,
von eines weiten Herdes Feuer schwach erhellt,
und je nach seines Flackerns launenhaftem Licht
droht hier ein Hugenott im Harnisch, dort ein Weib,
ein stolzes Edelweib aus braunem Ahnenbild . . .
Der Reiter wirft sich in den Sessel vor dem Herd
und starrt in den lebend'gen Brand. Er brütet, gafft . . .
leis sträubt sich ihm das Haar. Er kennt den Herd, den Saal . . .
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.

Den Abendtisch bestellt die greise Schaffnerin
mit Linnen blendend weiß. Das Edelmägdlein hilft.
Ein Knabe trug den Krug mit Wein. Der Kinder Blick
hangt schreckensstarr am Gast und hangt am Herd entsetzt . . .
die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.

— „Verdammt! Dasselbe Wappen! Dieser selbe Saal!
Drei Jahre sind's . . . Auf einer Hugenottenjagd . . .
ein fein, halsstarrig Weib . . . „Wo steckt der Junker? sprich!"
Sie schweigt. „Bekenn'!" Sie schweigt. „Gib ihn heraus!" Sie schweigt.
Ich werde wild. Der Stolz! Ich zerre das Geschöpf . . .
die nackten Füße pack' ich ihr und strecke sie
tief mitten in die Glut . . . „Gib ihn heraus!" . . . Sie schweigt . . .
sie windet sich . . . Sahst du das Wappen nicht am Tor?
Wer hieß dich hier zu Gaste gehen, dummer Narr?
Hat er nur einen Tropfen Bluts, erwürgt er dich."
Ein tritt der Edelmann. „Du träumst! Zu Tische, Gast . . ."

Da sitzen sie. Die drei in ihrer schwarzen Tracht
und er. Doch keins der Kinder spricht das Tischgebet.
Ihn starren sie mit aufgerißnen Augen an —
den Becher füllt und übergießt er, stürzt den Trunk,
springt auf: „Herr, gebet jetzt mir meine Lagerstatt!
müd' bin ich wie ein Hund!" Ein Diener leuchtet ihm,
doch auf der Schwelle wirft er einen Blick zurück
und sieht den Knaben flüstern in des Vaters Ohr . . .
Dem Diener folgt er taumelnd in das Turmgemach.

Fest riegelt er die Tür. Er prüft Pistol und Schwert.
Gell pfeift der Sturm. Die Diele bebt. Die Decke stöhnt.
Die Treppe kracht . . . Dröhnt hier ein Tritt? . . . Schleicht dort ein Schritt? . . .
Ihn täuscht das Ohr. Vorüber wandelt Mitternacht.
Auf seinen Lidern lastet Blei, und schlummernd sinkt
er auf das Lager. Draußen plätschert Regenflut.

Er träumt. „Gesteh!" Sie schweigt. „Gib ihn heraus!" Sie schweigt.
Er zerrt das Weib. Zwei Füße zucken in der Glut.
Auf sprüht und zischt ein Feuermeer, das ihn verschlingt . . .
— „Erwach! Du solltest längst von hinnen sein! Es tagt!"
Durch die Tapetentür in das Gemach gelangt,
vor seinem Lager steht des Schlosses Herr — ergraut,
dem gestern dunkelbraun sich noch gekraust das Haar.

Sie reiten durch den Wald. Kein Lüftchen regt sich heut.
Zersplittert liegen Ästetrümmer quer im Pfad.
Die frühsten Vöglein zwitschern, halb im Traume noch.
Friedsel'ge Wolken schwimmen durch die klare Luft,
als kehrten Engel heim von einer nächt'gen Wacht.
Die dunkeln Schollen atmen kräft'gen Erdgeruch.
Die Ebne öffnet sich. Im Felde geht ein Pflug.
Der Reiter lauert aus den Augenwinkeln: „Herr,
Ihr seid ein kluger Mann und voll Besonnenheit
und wißt, daß ich dem größten König eigen bin.
Lebt wohl. Auf Nimmerwiedersehn!" Der andre spricht:
„Du sagst's! Dem größten König eigen! Heute ward
sein Dienst mir schwer . . . Gemordet hast du teuflisch mir
mein Weib! Und lebst! . . . Mein ist die Rache, redet Gott."

* * *

Dranmor,

Pseud. für Ferdinand von Schmid.

Geb. am 22 Juli 1823 in Muri bei Bern, gest. 19. März 1888 ebenda.
Poetische Fragmente 1860. Requiem 1869. Gesammelte Dichtungen 1873.

Santos Peréz.

I.

Seit langen und gewitterschwangern Tagen
floh durch die Pampa hin ein Reisewagen.

Ein Gaucho, auf der Stirn das Todesmal,
ein Häuptling saß darin, ein General,

Quiroga — von der heimatlichen Erde
nur eines fordernd: Pferde, frische Pferde.

„Ha, ein Gespann!" — das war sein steter Ruf —
„mein Schicksal hängt an eines Rosses Huf."

Sein blutgetränktes Banner war zerrissen,
doch durch die Wildnis trieb ihn sein Gewissen.

Er mußte sterben — und umsonst gewarnt
kam er von Kordova, verfolgt, umgarnt.

„Fort, fort!" — Ein Dämon spornte seine Flanken,
nach Buenos-Ayres flogen die Gedanken

dem Feinde zu, den die Geschichte kennt[1] —
Santos Peréz war dessen Instrument.

Ein Sohn der Pampa, grimmig, racheschnaubend,
dabei an eine hohe Sendung glaubend.

Durchtobt von zügelloser Leidenschaft,
und doch — ein junger Baum voll Lebenssaft.

Beritten hält er dort mit Kameraden
im Busche, die Pistolen scharf geladen.

Quiroga naht — Galopp und Peitschenknall
verkünden ihn. — Vorwärts! — Ein Schuß — ein Fall — —

Durchs Auge ist die Kugel ihm geflogen,
die schwarze Tat, der grause Mord vollzogen.

„Jetzt", ruft Peréz, „das andre abgetan;
Begleiter, Diener — alle müssen dran;

die Messer her, die Hälse abgeschnitten!"
Da kommt er auf den einen losgeschritten

und fragt: „Wer ist der kleine Postillon
dort auf dem Schimmel?" „Meiner Schwester Sohn,"

antwortet jener; „o es wäre schade
für diesen Jungen; Gnade, Senor, Gnade —"

„Was Gnade!" rast der Mörder: „er wie du!" —
Blut fordert Blut. Ein Fluch — dann stößt er zu;

und von dem Leichnam wieder aufgesprungen,
faßt er am Fuß den armen Gauchojungen.

Ein Knabe ists — acht Jahre oder zehn —,
die Mutter hat ihn ungern ziehen sehn.

Er aber, um den Onkel zu begleiten,
um einmal recht nach Herzenslust zu reiten,

bat lange, lange — und sie ließ ihn ziehn;
jetzt ists zu spät, zu ihr zurückzufliehn.

Wohl greift er krampfhaft in des Schimmels Mähne,
umsonst — zu Boden reißt ihn die Hyäne.

Er fällt — des Henkers Messer ist gezückt,
und auf des Kindes Brust sein Knie gedrückt.

Der Knabe windet sich in Todesschrecken;
die Tränen, ach, die sein Gesicht bedecken,

der Schweiß, der seine blonden Locken näßt,
die Angst, die keine Worte finden läßt,

des Kindes Wimmern, seiner Schwäche Zeichen —
nichts kann des Ungeheuers Herz erweichen,

in seine Seele fällt kein Sonnenstrahl —
und in die Gurgel bohrt er ihm den Stahl.

Er läßt die Leiche unbegraben liegen
und sprengt davon — die Toten sind verschwiegen.

[1] Juan Manuel de Rosas.

II.

Die Toten schweigen; — doch die innre Qual,
die Selbstanklage hat dich heimgesucht,
Santos Peréz, — und dich verflucht, verflucht; —
man lügt nicht vor dem eignen Tribunal,
man lacht nicht über seiner Ehre Fetzen,
was du getan, erfüllt dich mit Entsetzen,
du hörst das Flehen der armen Kreatur — —
o Held der Wüste! — Kinder zu entleiben,
das eines Mannes Pflicht? — Gefürchtet bleiben
mag deine starke Faust, — die grause Spur,
das warme Blut ist nicht mehr wegzureiben.
Das Schicksal gab dich der Versammlung preis,
du flohst durchs Land wie ein gehetztes Wild,
ach, vor den Augen stets dasselbe Bild,
und du, so jung an Jahren, doch ein Greis,
gebeugt, verzehrt von unheilbarem Kummer,
angstvollen Tagen, Nächten ohne Schlummer,
und im Gehirn die namenlose Glut!
Der Menschen Strafgericht ist ein gelindes;
doch bei dem leisen Gruß des Abendwindes,
im Sonnenschein, wie durch des Sturmes Wut —
du hörtest stets das Weinen jenes Kindes.

Nach langen Monden fanden sie dich dort
im Hochgebirge, — schleppten dich herab, — —
und Buenos-Ayres brach den Richterstab;
sein Anathem, war das ein Schreckenswort?
Nein! denn vergiftet war dein Lebensbecher,
du starbst nicht wie ein zitternder Verbrecher,
als Triumphator stiegst du aufs Schafott
und blicktest auf das Volk, das rohe, feile,
und botest stolz dein Haupt dem Richterbeile,
denn eine Stimme rief: „Ich bitte Gott,
daß er auch deine Wunden wieder heile".

Balladendichter Österreichs.

Nächst Schwaben war Österreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das rechte Heimat-land der Balladendichter. Namentlich aus Böhmen ging eine stolze Generation begabter und zum Teil eigenartiger Dichter hervor. — Man kann deutlich zwei Gruppen unterscheiden. Die eine, die entsprechend der charaktervollen Ballade Uhlands einer traditionellen volkstümlichen Richtung nachgeht hat in dem hochbegabten, kraftvollen Karl Egon Ebert ihren bedeutendsten Vertreter gefunden. Ihr gehören ferner an der ebenfalls hochzubewertende Karl Gottfried von Leitner, der schwächere Friedrich Ludwig Halirsch, dann Johann Nepomuk Vogl, ein künstlerisch nicht uninteressanter, doch oft breit und nüchtern erzählender Volksdichter, und der feinere Johann Gabriel Seidl. Auch Anastasius Grün ist dieser Gruppe beizuzählen. Von ihm werden in dieser Sammlung neben bekannten Balladen weniger bekannte, doch künstlerisch außerordentlich feine, im Stil und Humor an Gottfried Keller erinnernde Stücke wiedergegeben. Ich rechne auch den Freiherrn Josef Christian von Zedlitz zu diesem Kreise. Die Richtung wird später fortgesetzt durch epigonale Talente, wie den geschmackvollen Julius von der Traun.

Die andere — subjektivere — Richtung gipfelt in der Dichtung Lenaus. Ihr Charakter ist nicht grade balladesk; ihr Stil ist natürlich ebenso mannigfaltig wie es ihre Motive und Themen sind. Balladeske Stimmungen (man denke an Lenaus Heidebilder) werden mit ganz individuellen lyrischen Reflexionen durchsetzt und steigern sich visionär zu großen allegorischen Phantasien (Der ewige Jude), zu reichbewegten, durch die Poesie der Sprache und der Empfindung beseelten Kultur- und Charaktergemälden (Die Albigenser). Im Vergleiche mit Lenau erscheinen Karl Beck, Alfred Meißner und Robert Hamerling wie Epigonen ohne Eigenkraft und Schöpfermacht. Doch auch sie zeigen, näher betrachtet, originelle und interessante Eigentümlichkeiten. Vornehmer und intimer als sie wirkt der in seiner maßvollen Anmut echtösterreichische Moritz Hartmann — ein vortrefflicher, geist- und gemütvoller Dichter. Auch der außerordentlich fruchtbare Ludwig August Frankl, ein Meister der schönen Sprache und der feinpointierten Sinnballade, ist hervorzuheben.

Außerhalb dieser Kreise steht der klassische Motive bevorzugende Freiherr Ernst von Feuchtersleben, ein zart und tief empfindender Dichter, dem jedoch alles schöne Menschentum nicht über die Unfruchtbarkeit seines Talents hinweghilft. Einzelne Balladen sind mitgeteilt von Betty Paoli, von Karl M. Böhm und von dem Tyroler Hermann von Gilm.

Von Balladendichtern Österreichs sind noch zu erwähnen Karl Feodor Dräxler-Manfred, ein uninteressanter, nüchterner Epigone, Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen), der bekannte Dramatiker, dessen Balladen „Die Rast auf der Flucht" und „Die Glocke von Innisfare" mir doch nicht künstlerisch fein und originell genug zu sein schienen, um sie in diese Sammlung aufzunehmen, — mehr angesprochen hat mich seine poetische Erzählung „Die Brautnacht". Auch Tschabuschnigg ist durchaus Nachempfinder, reizlos in den Motiven wie in der Form, an einigen kleinen originelleren Balladenstimmungen wie „Leichenstück" und „Ende vom Lied" bin ich vorübergegangen. Charaktervoller und eigenwilliger sind Franz Duller und Uffo Horn; bei letzterem fand ich jedoch keine Ballade, die ich der Aufnahme in diese Sammlung für wert halten konnte. Von Hieronymus Lorm, einem ebenfalls eigenartigen Dichter von tief pessimistischer Weltanschauung, konnte ich eine Ballade aufnehmen. Den Übergang zur Moderne stellen bereits Ada Christen und Ferdinand von Saar dar. Von ihren inhaltlich wie stilistisch bedeutsamen sozialen Balladen konnte ich je einige hier mitteilen. Ebenso fügte ich eine soziale Ballade von dem Tiroler Dichter Adolf Pichler ein.

Nachgeholt sei noch, daß von älteren Dichtern Ladislaus von Pyrker (1772—1847) und Heinrich Joseph von Collin (1772—1811) fortgeblieben sind. Die Nüchternheit des ersteren konnte mich ebensowenig wie das langweilige Pathos des anderen einnehmen. Dagegen fand ich einige feine Legenden bei Castelli; leider sind die vielen Anekdoten und Schwänke dieses österreichischen Vertreters des Biedermeierstils so unglaublich banal, daß ich kein Gedicht dieser Art als Probe hier wiedergeben konnte. — Ich freue mich, auch von Grillparzer einige Dichtungen hier aufnehmen zu können, die freilich keine ausgesprochenen Balladen sind, an sich aber als lyrische oder epische Manifestationen einer eigenartigen Persönlichkeit auch für die Ballade in mehrfacher Beziehung bedeutsam sind.

Von modernen Balladendichtern sind Österreicher u. a. Friedrich Adler, Hugo Salus, Rainer Maria Rilke und Franz Karl Ginzkey.

Ignaz Franz Castelli.

Geb. am 6. März 1781 in Wien, gest. am 5. Februar 1862 ebenda. Poetische Versuche von Rosenfeld (Pseud.) 1802. Poetische Kleinigkeiten 1816—23. Hundert vierversige Fabeln 1822. Gedichte in niederösterreichischer Mundart 1828. Sämtliche Werke 1844, 1858.

Die Hostie.

Es hatt' eine arme Frau einen Baum,
der wollt ihr nicht Früchte tragen,
und ließ eine Blüte sich schauen kaum,
so tätens die Bienen zernagen;
es hatte in ihrer gewaltigen Not
die Arme kein Birnlein und auch kein Brot.

Und als sie dannen zur Osterzeit
zur heiligen Beicht war gegangen
und hatte in Demut und Frömmigkeit
den Leib des Herrn empfangen:
da fiel ihr alsbald ein Mittel ein,
das könnte von ihrer Not sie befrein.

„Du wirst, o mein Jesus!" — sie zitternd sprach —
„mir die schwere Sünde vergeben;
bei mir gehst du ein in ein unwürdig Dach,
will bessere Wohnung dir geben!"
Und sie nahm die Hostie wieder heraus,
legt sie ins Gebetbuch und trägt sie nach Haus.

Und legt sie dort auf den Birnenbaum,
auf den obersten von den Zweigen,
der, als die Bäurin hinzutritt kaum,
sich schon ihr entgegen tut neigen;
spricht noch ein Gebetlein zur Hostie hinauf
und geht getröstet zur Ruhe darauf.

Zur Nachtzeit hört ihr kleines Kind
eine sanfte Musik erklingen,
still sieht es auf, tritt zum Fenster geschwind,
zu schaun, wer so schön täte singen,
und sieht — es traut seinen Augen kaum —
gar herrlich erleuchtet den alten Baum.

Von allen Seiten kamen daher
viel Bienen emsig gezogen,
die des Baumes Gipfel die Kreuz und Quer
in frohem Gewimmel umflogen,
und sangen dabei mit dem Honigmund
so lieblich, so schön in der Mitternachtsstund'.

Und als die singenden Bienlein sind
in der zweiten Nacht wiedergekommen,
da lauft der Bube zum Pfarrer geschwind
und erzählt ihm, was er vernommen;
der geht mit ihm zu Hause darauf
und steigt, zu schaun, auf den Baum hinauf.

Und sieh! auf dem zartesten Zweigelein,
hoch oben im herrlichsten Glanze,
erblickt er von Wachs, weiß, blendend und rein,
auf dem Baume eine Monstranze,
und in der Monstranze die Hostie war,
umschwirrt von der singenden Bienenschar.

Sie hatten dem Heiland gar herrlich und fein
ein himmlisches Häuslein gebauet.
Der Pfarrer sinkt auf die Knie sein
und betend das Wunder schauet;
dann trägt er die Monstranze fort
bewahrt sie an einem heiligen Ort.

Dies Wunder erschallet im Lande kaum,
alsbald die Blinden und Tauben
wallfahrten zu diesem Birnenbaum
und holen da Mut sich und Glauben.
Der armen Frau war das Glücke hold,
man zahlt ihr ein Birnlein mit vielem Gold.

St. Martin.

St. Martin mit viel Rittersleut
wohl übers Feld zum Jagen reit't,
und als sie kamen an einen Hag,
ein nackter Mann an der Straße lag.
Dem klapperten vor Frost die Zähne,
und an der Wimper fror ihm die Träne.
Er rang die Hände und bat mit Beben:
sie möchten ihm ein Almosen geben. —
Und all die Ritter zogen fürbaß,
dem nackten Armen gab keiner was;
sie wendeten von ihm das Angesicht,
die Jammergestalt zu schauen nicht.
Der Martin aber sein Roß hielt an:
„Von mir, du Armer, sollst was han!"
Er nimmt sein Schwert und alsogleich
haut er seinen Mantel, gesticket reich
mit Gold und Silber, entzwei in Eil
und gibt dem Nackten den einen Teil,
die andre Hälfte er selber behalt't,
und reitet den andern nach in den Wald.
Und wie den Martinus erblicket die Rott,
überhäufen sie ihn mit Hohn und Spott:
„Da seht nur einmal den Narren an,
teilt sein Kleid mit dem Bettelmann;
der halbe Mantel steht ihm gar schön,
er kann damit zum Bankette gehn,
damit ihn künftig mag jeder kennen,
so woll'n wir den halben Ritter ihn nennen."
Sie lachten und witzelten noch gar viel,
Martinus war all ihres Spottes Ziel. —
Doch wie der Abend zu dämmern beginnt,
so wehet ein kalter schneidiger Wind;
die Ritter hüllen sich alle fein
in ihre großen Mäntel ein
und wollen reiten sogleich von hinnen,
doch konnten sie keinen Ausweg gewinnen,
nur immer tiefer kamen's in den Wald,
und pfiff der Wind noch einmal so kalt;
sie jammerten sehr und vermeinten schier,
sie müßten vor Kälte heut sterben hier.
Martinus nur mit dem halben Kleid,
empfindet's nicht, daß der Wind so schneid't,
er lachet über ihr Schnappern und Bangen
und sitzt auf dem Roß mit glühenden Wangen.
Und jetzo ein rosenfarbiges Licht
hervor aus der dunkelen Wildnis bricht,
und unter die Starrenden tritt heran
Herr Christ, mit dem halben Kleid angetan,
das jenem Armen Martinus gegeben,
und um ihn herum seine Engelein schweben.
Und Jesus sich zu Martino wendet:
„Ja wahrlich, was Ihr den Armen spendet,
das habet Ihr mir selber gegeben,
und Früchte trägt's Euch im Tod und Leben,
jedwede Wohltat noch so klein,
wird Euch erwärmen und lohnend sein!"

Sie fielen all auf ihr Angesicht,
und Jesus verschwand; doch des Glaubens Licht,
es leuchtete über dem heidnischen Haufen,
sie ließen sich alle zu Christen taufen.

* * *

Franz Grillparzer.

Geb. am 15. Januar 1791 in Wien, gest. am 21. Januar 1872 in Wien. — Die Ahnfrau 1817. Sappho 1822 usw. — Gedichte 1873.

Incubus.

(1821.)

Fragst du mich, wie er heißt,
jener finstere Geist,
der meine Brust hat zum Reich,
davon ich so düster und bleich?

Unfried ist er genennt,
weil er den Frieden nicht kennt,
weil er den Frieden nicht gönnt
jemals der Brust, wo er brennt.

Der hat im Busen sein Reich,
der macht mich düster und bleich,
der läßt mir nimmermehr Rast,
seit er mich einmal gefaßt.

Schau ich zum Himmel empor,
lagert er brütend sich vor,
zeiget mir Wolken zur Hand,
Wolken — und keinen Bestand.

Alles der Menschen Gewühl
nennt er Getrieb ohne Ziel;
ob ich's auch anders gewußt,
schweigt er das Haupt durch die Brust.

Flücht ich zu ihr, die mein Glück,
tadellos jeglichem Blick,
er findet Tadel mir auf,
wär's aus der Hölle herauf.

Und auf den Punkt, den er meint,
hält er die Lichter vereint,
daß es dem Aug' nicht entging,
wenn es auch Blindheit umfing.

Lacht sie, — so nennt er sie leicht,
weint sie, — von Schuld wohl erweicht,
spricht sie, — im heuchelnden Mut,
schweigt sie, — voll anderer Glut.

Und wenn's mir einmal gelang,
durchzubrechen den Drang,
frei mit des Geistes Gewalt
durch, bis zu Licht und Gestalt, —

unter der Hand es sich bildet und hebt,
lebendiges Leben das Tote belebt,
und es nun dasteht, ein atmendes Bild,
vom Geiste des Alls und des Bildners erfüllt;

da stiehlt er hinein sich mit list'gem Bemerk
und grinset mich an aus dem eigenen Werk:
„Bin's, Meister! nur ich, dem die Wohnung du wölbst,
sieh, nichtig dein Werklein, und nichtig du selbst."

Und schaudernd seh ich's, entsetzenbetört,
wie mein eigenes Selbst gen mich sich empört,
verwünsche mein Werk und mich selber ins Grab —
dann folgt er auch dahin wohl quälend hinab?

Vision.

(Mitte März 1826, nach der Genesung des Kaisers Franz.)

Um Mitternacht, in Habsburgs alten Mauern,
geht ein Verhüllter, rätselhaft zu sehn!
Man sieht ihn schreiten, weilen nun, und lauern —
dann heben seinen Fuß und weiter gehn.
Vom Haupte zu den trägen Fersen nieder
umhüllend rings fließt nächtiges Gewand,
die Falten scharf; so zeichnen sich nicht Glieder,
wo Leben noch die straffen Sehnen spannt.

Was hält er? ists ein Stab? es blinkt wie Waffen —
des Schnitters Waffe haltend zieht er ein!
Und wo des Mantels Säum' im Gehen klaffen,
blickt kahl entgegen fleischentblößt Gebein.
Ich kenne dich! du Würger der Lebend'gen!
Was suchst im Heiligtume, Scheusal, du?
Hier darf das Alter nur die Tage end'gen,
die Pflicht zu leben, gibt ein Recht dazu.

Jetzt steht er still, dort wo das Pförtchen schließet;
o schließe gut, o Pförtchen, schließ ihn aus!
Doch aus dem Kleide, das ihn rings umfließet,
streckt er die dürre Knochenhand heraus.
Wie an die Flügel er die Finger stellet,
da springen sie, weitgähnend, aus dem Schloß,
und ein Gemach, vom Lampenschein erhellet,
liegt seinem Aug, liegt seinem Arme bloß.

Und drin ein Mann auf seinem Schmerzensbette,
wie ist die edle Stirn von Tropfen feucht!
Zwei Frauen neben ihm: wer säh's und hätte
die Gattin nicht erkannt, die Mutter leicht?
Und eine Krone liegt zu Bettes Füßen:
„Das ist ein König!" spricht der bleiche Gast,
„und zwar ein guter, soll ich glauben müssen,
das früh ergraute Haar zeugt nicht von Rast.

Wohl auch als Gatte mocht er sich bewähren,
darum bewacht die Gattin jeden Hauch.
Durchs Schloß erschallen Seufzer, fließen Zähren,
ein guter Herr und Vater also auch.
Und dennoch kann das alles mich nicht hindern,
der Gattin Tränen halten mich nicht auf;
den Vater raub ich täglich seinen Kindern,
was vorbestimmt ist, habe seinen Lauf!"

Und er tritt ein. Da summen leise Klänge
vom Schloßhof her in sein gespanntes Ohr.
Dort woget Volk, kaum faßt der Raum die Menge,
und jeder forscht, und jeder blickt empor.
Ein Weinender fragt einen, der da weinet,
und Tränen machen ihm die Antwort kund,
„ob Hoffnung sei?" Was trüb der Blick verneinet,
pflanzt durch die Menge sich von Mund zu Mund.

Und alle Hände sind zum Flehen gefaltet,
auf jeder Lippe zittert ein Gebet;
der Todespfeil, der einen Busen spaltet,
den blut'gen Weg zu aller Herzen geht. —
Da hält der Würger an, sieht nach dem Kranken,
dann nach der Menge, wogend ohne Ruh, —
es stockt der Fuß, der Arm beginnt zu wanken,
und endlich — schreitet er der Türe zu.

Schon hört er nicht mehr das Gebet der Menge,
die Beßrungskunde jubelnd zu sich ruft;

und an dem Ende der verschlungnen Gänge
schwingt er, ein Nachtgewölk, sich in die Luft. —
Im Gehen aber scheint er noch zu sprechen:
„Nicht über meinen Auftrag geht die Pflicht;
ich ward gesandt, ein einzig Herz zu brechen,
so viele tausend Herzen brech ich nicht!“

Rudolf und Ottokar.

(Um 1819.)

I.

Im ersiegten Ungarlager
steht der Böhmen hoher König,
seines Landes Hort und Säule
Fürst Przemisl Ottokar.

Hoch empor das Haupt geworfen,
steht er da im blanken Harnisch,
schwarz, vom unbehelmten Scheitel,
wallt herab sein dunkles Haar,

und mit aufgespannten Sinnen
sieht die Flucht er seiner Feinde,
hört den Jubel er der Seinen,
fühlt er das Gefühl des Siegs.

Da kommt Rudolf angeschritten,
der von Habsburg, Schenk des Königs,
seinen Degen in der Scheide,
einen zweiten in der Hand.

Und zu seines Königs Füßen
legt er hin die blanke Waffe,
sprechend: „Nimm dies Siegeszeichen,
nimm des Ungarkönigs Schwert!

Auf der Flucht hat er's verloren,
und was ihm dies Schwert gewonnen,
Östreich und die Mark von Steier,
ist jetzt dein, wie dieses Schwert!“

Rasch darnach mit beiden Händen
greift der Fürst und hält's und jubelnd
ruft er aus: „Mein Feind im Staube!
Wem dank ich dies höchste Glück?“

„Wem?“ versetzt der Graf von Habsburg,
hebt die Hand und mit dem Finger,
noch gepanzert aus dem Treffen,
zeigt er in die Höh und spricht:

„Ihm, der herrschet ob den Herrschern,
der gewältigt die Gewalt'gen,
dem das Glück des Böhmenkönigs,
was des Ungarkönigs Glück!“

Und der stolze Fürst der Böhmen
schüttert leis in sich zusammen,
sieht auf ihn jetzt, der gesprochen,
jetzt aufs Schwert in seiner Hand.

Und mit einem Blick zum Himmel
sinkt er nieder auf die Knie,
legt das Schwert aus seinen Händen
und die Hände auf die Brust;

tiefgesenkt das Haupt zur Erde
kniet er auf dem Siegesfelde,
nah bei ihm der Graf von Habsburg,
weiter weg das ganze Heer.

II.

„Ruhm und Sieg!“ ruft's durch die Stille,
und auf schwarz gewalt'gem Rosse
sprengt heran in wilden Sätzen
Zawisch, Herr von Rosenberg.

„Ruhm und Sieg!“ ruft er noch einmal,
springt vom Roß und vor den König,
der erstanden vom Gebete,
wirft er tief sich neigend hin.

„Deine Feinde mögen knien,
um Erbarmung, Schonung flehend,
du, o Herr! steh fest und aufrecht,
fest und aufrecht, wie dein Glück!

Östreich huldigt dir und Steier,
und mit Böhmen und mit Mähren
eint es sich zum Strahlenkranze
um die Scheitel deiner Macht.

Wer mag gegen dich bestehen?
Staunend beugt sich dir der Weltteil,
der seit Carol Magnus Zeiten
noch kein Reich wie deins gesehen.

Eins nur fehlte deinem Glücke,
eins, o König: du bist erblos,
und dein Reich mit dir geboren,
sinkt mit dir in eine Gruft.

Doch auch das soll nicht mehr fehlen!
König Bela bietet Friede
und, samt Östreichs weitem Erbe,
seiner schönen Nichte Hand.

Nimm sie an! Statt Margaretens,
alternd deiner Kraft gesellet,
stehe blühend Kunigunde,
Frucht versprechend durch ihr Blühn.

Ich sah sie auf meinen Zügen,
Schöneres ward nie gesehen,
und wie sie von dir gesprochen —
Herr! beglücke dich und uns!“

Da schilt zornig der von Habsburg:
„Mag es Ungarns König wagen,
einer Gattin rechtem Gatten
anzubieten neuen Bund?

Hat den Ruf er nicht vernommen,
der die Krone nennt der Frauen
Böhmens Fürstin, Margareta,
Abbild aller Huld und Zucht?

Soll ich, Herr! des Ungarn Boten,
die so freventlich gesprochen,
heimwärts senden, schmachbeladen,
wie ihr Antrag, ihr Empfang?“

Und er schweigt und alle schweigen,
doch der König, aufgerichtet,
wendet ab sich ohne Antwort,
schreitet stumm nach seinem Zelt.

An dem Eingang steht er stille,
winkt, rückblickend mit dem Finger.
Zawisch folgt, dem Wink gehorsam,
und die Decken fallen zu.

Still wird's um das Zelt; die Menge
eilt zur Ruhe, nur Herr Rudolf
liegt am Eingang hingeworfen,
in die Hand das Haupt gestützt.

Und die Sonne geht zur Rüste,
abgelegt die Strahlenkrone,
ruht sie scheidend auf den Bergen,
sinkt dann tiefer und erlischt.

Da springt auf der Graf von Habsburg,
blickt noch einmal nach der Sonne,
dann zurück zum Zelt des Königs
und geht schweigend durch die Nacht.

III.

In der Kammer sitzt die Fürstin
bei den Zofen, Margareta,
spinnend, sie, die Kinderlose,
Garn zum Kleid für arme Kinder.

Und sie schafft und spinnet emsig,
als wär vieles zu gewinnen,
mehr als Wohltuns stille Freude,
Waisendank und Gotteslohn.

„Fördert euch," mahnt sie die Mägde,
„daß wir unser Werk vollenden,
kehrt mein Herr von seinem Zuge,
gibt es anderlei zu tun."

„Kommt er bald?" die Mägde fragen,
„Briefe hab ich nicht," versetzt sie,
„Krieg gönnt Weile nicht zu schreiben,
doch ich rechnete mir's aus:

Sieben Tage bis zur Grenze,
dort steht Bela mit dem Heere,
dann — ich weiß es wohl, der Rasche
kriegt nicht lang und trifft mit Macht.

Doch geh eine auf die Gassen,
mancher hat im Volk wohl Kunde
von dem Kriege, von dem Heere,
Sichres hören wir vielleicht.

Eben jetzt, hoch! tönen Stimmen,
laute Stimmen vor den Pforten.
Ach! er naht wohl schon, der König!
Schnell hinab und sagt mir's an!"

Hin zur Türe eilt die Zofe.
Da eröffnen sich die Flügel,
und herein mit Stab und Inful
tritt der Bischof Adalbert.

„Naht mein Gatte?" ruft die Fürstin.
„Ja, er naht, allein vorerst noch,"
spricht der Hirte, „harrt ein wenig,
hört sein Wort aus meinem Mund.

Nicht mehr duldet's sein Gewissen,
daß mit Euch, so die Gelübde
einst getan im Trierkloster,
er verharr im Eheband:

Drum zur Macht der heil'gen Kirche,
die da bindet und da löset,
ob das Ärgernis sie sühne,
hat er flehend sich gewandt.

Und die Kirche hat gelöset,
was mit Sünde war gebunden,
gibt Euch wieder dem Gelübde,
ihm die Freiheit neuer Wahl.

Und schon naht er, ihm zur Seite
Kunigunde, Belas Nichte,
des erlauchten Ungarkönigs;
weicht in Frieden, denn Ihr müßt!"

Längst geendet hat der Redner,
und die Fürstin steht und horcht noch.
Jetzt neigt sie das Haupt und schweigend
geht sie leis der Türe zu.

Nach der Klinke sucht sie lange;
um zu öffnen eilt die Zofe,
da, ins Aug' der Herrin blickend,
sieht sie es in Tränen schwimmen.

IV.

Horch, Drommeten, Trommeln schallen:
„Hoch der König! Heil dem Sieger!
Heil der Braut, der Ungarntochter;
Kunigunde, Ottokar!"

Und durch Pragas weite Gassen
wälzt sich schallend das Gepränge,
Ottokarn, den Herrn, umgebend,
hoch zu Roß mit seiner Braut.

Auf tun sich des Schlosses Pforten,
auf die Säle, die Gemächer.
In der Väter alte Hallen
tritt der Sohn — der Alte nicht!

Freudeglühend blickt er um sich,
auf dem Thron, der ihm bereitet,
sitzt er neben Kunigunde,
freudeglühend so wie er.

Still ist es nun recht geworden,
und der Fürst steht auf zu reden;
da, Drommetenklang von neuem,
Pferdgestampf in lautem Hof.

Östreichs Ständ und die von Steier
sind gezogen durch die Pforten,
bringend ihres Landes Huld'gung
ihres Landes neuem Herrn.

Auf des Schlosses breiten Stufen
schallen nahend ihre Tritte;
jetzt, gelangt vors Aug' des Königs,
kniet ihr Führer und beginnt;

doch zum Spruch kann er nicht kommen,
denn betäubend ruft's von außen:
„Heil dem König, Böhmens König;
Heil dem Kaiser Ottokar!"

Kaiser? Alles steht und lauschet,
klar wird bald des Rätsels Deutung,
denn von Deutschlands Wahlvereine
treten Abgesandte ein.

Und — „Des heil'gen röm'schen Reiches
deutschen Volks gemeine Fürsten
rufen," lautet ihre Botschaft,
„Böhmens Herrn auf Deutschlands Thron"

Da faßt Jubel alle Böhmen:
„Heil dem König! Heil dem Kaiser!“
Doch der Fürst springt auf vom Sitze
und steht da und schaut und sinnt.

Tiefes Schweigen herrscht im Saale,
endlich spricht der Wahlgesandte:
„Welche Antwort mag ich bringen
denen, die mich hergesandt?“

Und gewandt zu seinem Kanzler
spricht der Fürst: „Bedeutet diese,
daß sie harren, bis uns gut dünkt,
zu entscheiden ihr Gesuch.

Deutschland war uns oft entgegen,
auch so groß sind unsre Reiche,
fast zu groß für einen Lenker;
doch vielleicht — er harre nur!“

* * *

Josef Christian Freiherr von Zedlitz.

Geb. am 28. Februar 1790 auf Schloß Johannisberg bei Jauernik in Österreich-Schlesien, gest. am 16. März 1862 in Wien. — Totenkränze 1827. Gedichte 1832. Altnordische Bilder 1850. —

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
verläßt der Tambour sein Grab,
macht mit der Trommel die Runde,
geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
rührt er die Schlägel zugleich,
schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
hat gar einen starken Ton:
die alten, toten Soldaten
erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
erstarrt in Schnee und Eis,
und die in Welschland liegen,
wo ihnen die Erde zu heiß;

und die der Nilschlamm decket
und der arabische Sand,
sie steigen aus ihren Gräbern,
sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
verläßt der Trompeter sein Grab
und schmettert in die Trompete
und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
die toten Reiter herbei,
die blutigen alten Schwadronen
in Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
wohl unter dem Helm hervor,
es halten die Knochenhände
die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
verläßt der Feldherr sein Grab,
kommt langsam hergeritten,
umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
er trägt ein einfach Kleid,
und einen kleinen Degen
trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
erhellt den weiten Plan;
der Mann im kleinen Hütchen
sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentieren
und schultern das Gewehr,
dann zieht mit klingendem Spiele
vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
schließen um ihn einen Kreis.
Der Feldherr sagt dem Nächsten
ins Ohr ein Wörtlein leis.

Das Wort geht in die Runde,
klingt wieder fern und nah:
„Frankreich“ ist die Parole,
die Losung: „Sankt Helena!“ —

Dies ist die große Parade
im elysäischen Feld,
die um die zwölfte Stunde
der tote Cäsar hält.

Die Worte des Koran.

Emir Hassan, Enkel des Propheten,
faltet seine Hände, um zu beten,
setzt sich auf den Teppich dann im Saale
nieder, um zu kosten von dem Mahle.

Und ein Sklave trägt vor ihn die Speise,
und er schüttet ungeschickterweise
von der Schüssel Inhalt, daß die Seide
ward beflecket auf des Emirs Kleide.

Und der Sklave wirft sich auf die Erde
und beginnt mit ängstlicher Gebärde:
„Herr! des Paradieses Freuden teilen,
die ihr Zürnen zu bemeistern eilen.“

„Nun, ich zürne nicht!“ antwortet heiter
Hassan; und der Sklav versetzte weiter:
„Doch noch mehr belohnt wird, wer Verzeihen
dem Beleidiger läßt angedeihen!“ —

„Ich verzeihe!“ So des Emirs Worte.
„Doch geschrieben steht am selben Orte,“
sprach der Sklave: „daß am höchsten thronen
soll, wer Böses wird mit Gutem lohnen! —“

„Deine Freiheit will ich dir gewähren,
und dies Gold hier, das Gebot zu ehren;
mög es nie geschehn, daß die Gesetze
des Propheten Gottes ich verletze!“ —

* * *

Karl Egon Ritter von Ebert.

Geb. am 5. Juni 1801 zu Prag, gest. am 24. Oktober 1882 in Smichow-Prag. — Gedichte 1824 u. 1845. Dichtungen 1828. Wlasta 1829. Poetische Werke, Prag, 1877/1878.

Schwerting.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß beim Festesmahl,
da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
mit staunender Gebärde die Eisenketten maß,
so diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
warum Ihr mich geladen zu solcher Tafelrund?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
da hofft ich Euch zu finden in güldenem Gewand."

„Herr König! Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht! —
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht,
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt;
wär' Eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

Doch, mein ich, gibt's noch Mittel, zu lösen solches Erz:
ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und mutig Herz,
das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
das muß den Eidschwur löschen und tilgen niedre Schmach!"

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
zwölf schwarze Sachsenritter mit Fackeln allzumal.
Die harrten stumm und ruhig auf Schwertings leises Wort
und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
ein Knistern und ein Prasseln von Feuerswut empor;
nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
und: „'s ist die Stund gekommen!" sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„Halt! steh und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, stand,
dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!"

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
und heller, immer heller wird rings der rote Schein;
die Türe sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut:
„Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!"
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf,
der König sinkt zu Boden, er reißt ihn wütend auf.

„Schau hin, du stolzer Sieger, erzittre, feiges Herz!
So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!"
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
und nieder stürzen alle, und nieder stürzt das Haus.

Frau Hitt.

Wo schroff die Straße und schwindlig jäh
herniederleitet zum Inn,
dort saß auf der mächtigen Bergeshöh
am Weg eine Bettlerin.

Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm
und schlummert in süßer Ruh,
die zärtliche Mutter hüllt es warm
und wiegt es und seufzte dazu:

„Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
dich zieh ich gewiß nicht groß,
bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind
und allem Elende bloß.

Zur Speise hast du ein hartes Brot,
das ein anderer nimmer mag,
und wenn dir jemand ein Äpflein bot,
so war es dein bester Tag.

Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
wie des Junkers Auge so klar,
und ist doch dein Haar so reiches Gold,
wie des reichsten Knaben Haar."

So klagte sie bitter und weinte sehr,
als Lärmen ans Ohr ihr schlug,
mit Jauchzen trabte die Straße einher
ein glänzender Reiterzug.

Voran auf falbem, schnaubendem Roß
die herrlichste aller Fraun,
im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
wie ein schimmernder Stern zu schaun.

Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
die Reichste im ganzen Land,
doch auch die Ärmste an Tugend und Sitt',
die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolze an
und hob sich mit leuchtendem Blick
und spähte hinunter und spähte hinan
und wandte sich dann zurück.

„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
blickt vor- und rückwärts herum,
so weit ihr überall schaut, ihr Herrn,
ist all mein Eigentum.

Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
beim ersten Winke bereit,
fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
und fehlt nur das Purpurkleid."

Die Bettlerin hört's und rafft sich auf
und steht vor der Schimmernden schon
und hält den weinenden Knaben hinauf
und fleht in kläglichem Ton:

„O seht dies Kind, des Jammers Bild!
erbarmet, erbarmet Euch sein
und hüllet das zitternde Würmlein mild
in ein Stückchen Linnen ein!"

„Weib, bist du rasend?“ zürnt die Frau,
„wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist alles, was an mir ich schau,
von funkelndem Golde schwer.“

„Gott hüte, daß ich begehren sollt',
was fremde mein Mund nur nennt,
o, so gebt mir, gebet, was Ihr wollt
und was Ihr entbehren könnt!“

Da zieht Frau Hitt ein hämisch Gesicht
und neigt sich zur Seite hin
und bricht einen Stein aus der Felsenschicht
und reicht ihn der Bettlerin.

Da ergreift die Verachtete wütender Schmerz,
sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
die den Jammer des Armen höhnt!“

Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei, Wilder, was bist du so faul?“
Sie treibt ihn durch Hiebe und Stöße zum Ritt,
doch fühllos steht der Gaul.

Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft
und gebrochen den kecken Mut;
in jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
in den Adern stockt das Blut.

Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
doch versagen ihr Fuß und Hand,
entsetzt will sie rufen den Rittertroß,
doch die Zunge ist festgebannt.

Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
ihr herrisches Aug' erstarrt;
ihr Leib, so glatt und zart und weich,
wird rauh und grau und hart.

Und unter ihr strecken sich Felsen hervor
und heben vom Boden sie auf
und wachsen und steigen riesig empor
in die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll
und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
ins Land so grauenvoll.

Jolanta.

„Laß von deiner Sucht zu glänzen
mit dem Tand von Samt und Seide,
mit den Demantperlenkränzen,
mit dem goldenen Geschmeide;
Not und Jammer ist im Lande,
Lust und Freiheit sind genommen,
ziemen würd es dir und frommen,
daß du gingst im Klaggewande.

Aber selbst im Trauerdunkel,
drin versunken all wir andern,
willst mit Flimmern und Gefunkel
du, ein leuchtend Sternbild, wandern.
Doch — nicht länger will ich's tragen,
bei der Ahnen heil'gen Schatten!
Wählen magst du: deinem Gatten
oder deinem Prunk entsagen!“

Also spricht der Zornentbrannte,
und sein Wort schmeckt scharf und bitter,
und die schöne Frau Jolante
legt von sich Geschmeid und Flitter;
und sie schweigt der harten Rede,
hehlt die tiefgeschlagne Wunde,
aber in des Herzens Grunde
schwört dem Machtgebot sie Fehde.

Nachts an des Gemahles Seite
ruht sie schlaflos, lauernd, sinnend,
wie dem Lager sie entgleite,
ihr beschloßnes Werk beginnend.
Er entschlief: sie hebt sich schnelle,
und auf ihren weichen Zehen,
ungehört und ungesehen,
übertritt sie leicht die Schwelle.

Draußen wußte vorbereitet
sie die Lampe schon zu hehlen
und, von Tüchern überspreitet,
auch ein Kistlein mit Juwelen;
und sie drückt ans Herz sie enge,
schleicht hinaus mit leisem Tritte,
dann mit leichtem, raschem Schritte
durch die langen öden Gänge.

In des Schlosses ältstem Flügel
hält sie an vor einer Pforte,
seufzend ächzt der schwere Riegel,
und es ist, als klängen Worte;
um sie her ertönt's wie Brausen,
doch den schweren Schlüssel dreht sie,
in der Ahnenhalle steht sie,
angehaucht von leichtem Grausen.

In der Decke Wappenschildern
glitzert rot der Lampe Flimmer,
schaurig an den alten Bildern
zuckt vorbei der irre Schimmer;
doch erfüllt von süßen Träumen,
schreitet fort sie ohne Weilen
und mit doppelt raschem Eilen
nach des Prunksaals weiten Räumen.

Dort, mit freuderregtem Herzen,
fliegt sie rings entlang den Wänden,
und die hohen weißen Kerzen
zündet sie mit hurt'gen Händen;
taghell glänzt's vom Marmorsteine,
und die klaren Spiegel strahlen,
und Jolantas Bildnis malen
zaubrisch sie im Widerscheine.

Trunken fast vor Selbstgefallen
greift sie flugs nach dem Gewande,
das die Glieder soll umwallen,
scharlachrot, vom hellsten Brande;
um den schlanken Leib wie Flammen
schmiegt der Stoff sich an, der glatte,
und sie ruft: „Ist nicht mein Gatte
töricht, so mich zu verdammen?“

Liebt doch er auch schmucke Waffen,
blanke Rüstung, bunte Schilde!
Hat Natur mich schön geschaffen,
daß ich gram sei meinem Bilde?

Nein — so oft ich will erblicken
meiner Schönheit ganze Fülle,
will ich hier in sichrer Stille
recht nach Herzenslust mich schmücken."

Rasch die eine von den Kisten
öffnet sie — welch buntes Scheinen
von Smaragden, Amethysten,
weißen, roten Edelsteinen!
In den andern welch ein Prangen!
Gürtel liegen da gebettet,
goldne Glieder, schön gekettet,
Armband, Kreuze, Ringe, Spangen.

Leicht ist ihr die Wahl gelungen,
was da paßt, sie sucht's nicht lange,
ob den Hüften festgeschlungen
wird die diamantne Schlange,
vor dem Busen ohne Tadel
muß die Demantrose sitzen,
und vom hellen Haupte blitzen
Diadem und Zitternadel.

Um des Nackens helle Frische
sollen Ketten auch sich gießen,
Ring' im buntesten Gemische
um die zarten Finger schließen;
dann, daß blendendreichen Schätzen
auch ein sanfter Glanz sich paare,
webt sie in die dunklen Haare
Perlenschnür' in leichten Netzen.

Fertig ist der Putz, sie wühlet
in den Spiegeln mit den Blicken,
nur daß niemand mit ihr fühlet,
schwächt und mildert ihr Entzücken;
und sie ruft in bittrem Leide:
„Ach, daß jemand doch mich sähe,
wie ich hier so herrlich stehe
in dem leuchtenden Geschmeide!"

Ruft es, und vom Glockenturme
dröhnt es zwölf mit dumpfem Schalle,
aufgerissen wie vom Sturme
wird die Tür der Ahnenhalle,
kalt herein beginnt's zu sausen,
und es tönt ein Flüstern, Schwirren,
Panzerrasseln, Schwerterklirren,
dumpfes Rauschen, hohles Brausen.

Und herein tritt im Gedränge
schattenhaft und lautlos schreitend,
all der Ahnen dichte Menge,
an den Wänden um sich breitend;
Helden, Heeresüberwinder,
Mönche, Jungfraun, würd'ge Mütter,
blonde Knaben, junge Ritter,
ernste Greise, zarte Kinder.

Flüchten aus dem großen Schwarme
will Jolant' im ersten Schrecken,
doch die langen, hagern Arme
rings nach ihr die Geister strecken,
und die Augen ohne Regen
starren kalt sie an, wie höhnend,
und es schallt, im Chore tönend,
heisres Lachen ihr entgegen.

Schaudernd jagt sie weit zurücke,
ihre Knie, sie wollen brechen,
gräßlich irren ihre Blicke,
treffen jetzt des Spiegels Flächen;
ha, da sieht sie ein Gerippe,
weiß und dürr sind seine Glieder,
und der Schädel nickt hernieder
ohne Haar und Kinn und Lippe;

um die Knochen, um die kahlen,
um des Halses scharfe Kanten
schlottern goldne Ketten, strahlen
Ring' und Spangen von Demanten;
nach der grinsenden Gebärde
starrt Jolantas Aug', das wilde, —
sich erkennend in dem Bilde,
stürzt sie lautlos hin zur Erde.

Erst am hellen späten Morgen
fühlt sie wieder sich erwarmen,
und sie sieht sich wohl geborgen
in des Gatten starken Armen.
Schweigend blickt er nach der Bleichen,
Gott für ihre Rettung dankend,
aber sie erhebt sich schwankend,
ihm zwei Kistlein hinzureichen.

„Nimm es hin, was mich verführte,
zu dem eitlen frevlen Prunken,
das der Christin nicht gebührte —
nimm's — mein Stolz ist mir gesunken.
Schalte mit den Schätzen allen,
nimmer werd ich sie verlangen,
schmucklos will ich ohne Prangen
still durchs Leben fürder wallen."

*

Hermann Grün, Bürgermeister von Köln.

I. Der Kampf mit dem Löwen.

Herr Grün ward eingeladen zu festlichem Domherrnmahl,
er schüttelte mit dem Haupte, doch blieb ihm keine Wahl:
„Ich muß zu den Füchsen gehen, will denken, ich bin ein Bär,
der hat gen listige Künste in starken Tatzen die Wehr!

Ei, gings nach ihren Gelüsten, sie würzten mir einen Wein,
der sollte gewiß der letzte, den je ich trinke, sein;
doch wagen sie solche Tat nicht, sie scheuen des Rufes Kraft
und lieben den Schein des Rechten und fürchten die Bürgerschaft."

Er band das Schwert an die Seite, nahm auch den Dolch zur Hand
und barg den scharfgeschliffnen in seinem Prunkgewand,
dann schritt er über die Straßen in ganz bedächtiger Ruh,
und wo er ging, da nickten die Bürger ihm freundlich zu.

Die geistlichen Herren empfingen den Gast mit sondrer Ehr,
sie führten ihn im Hause, im Stall und Garten umher
und wiesen ihm schöne Dinge und Schätz' in Hüll und Füll,
vor einem kleinen Häuslein, da stehen sie endlich still.

„Wir wahren," so sprach der eine, „in diesem Häuslein hier
das seltenste von allem, ein afrikanisch Tier,
gar schön von Bau und Gliedern und herrlich anzusehn, —
geliebt's Euch, es zu schauen, so wollen hinein wir gehn."

Ein andrer hatte mit Vorsicht die Tür schon aufgetan
und nötigt mit tiefem Bückling den werten Gast voran;
kaum aber war der drinnen, da schmettern sie zu das Tor
und schieben in hastiger Eile den mächtigen Riegel vor.

Herr Grün stand plötzlich im Düstern; bei kargem Dämmerschein
nach allen Seiten spähend, erblickt er einen Leun,
der tief in dunkler Ecke, vom Schlaf emporgeschreckt,
sich eben erhebt und brüllend die riesigen Glieder streckt.

Da will dem Kühnen gerinnen das sonst so rasche Blut,
doch Gott befiehlt er die Seele und faßt gewaltigen Mut
und flugs umhüllt er die Linke dick mit des Mantels Saum
und faßt den Dolch in die Rechte und steht und atmet kaum.

Noch einmal brüllt der Löwe, und jetzt, mit mächtigem Sprung,
entstieg er der dunklen Ecke und steht in der Dämmerung;
doch hält er wie stutzend inne und geht nicht näher heran
und setzt sich und flammt sein Opfer mit blitzenden Augen an.

Das währt so eine Weile, die Weil' ist gräßlich bang,
der Leu sitzt ohne Regung; da wirds Herrn Grün zu lang;
viel lieber wollt er kämpfen, als harren in solcher Ruh, —
er faßt sich ein Herz und selber geht auf den Löwen er zu.

Der springt mit offnem Rachen jetzt pfeilschnell vor und faßt
die dargebotene Linke zuerst in blinder Hast,
und wie er sie hat im Schlunde und hält den Raub schon sein,
da fährt ihm der Dolch, der scharfe, durch Hals und Kehle hinein.

Der Löwe läßt ab von dem Arme, macht einen Satz zurück
und brüllt entsetzlich heiser; doch jetzt zu seinem Glück,
kann Grün sein Schwert erfassen, und wie nach dem Leun er haut,
liegt eine Tatz im Staube, daß selber dem Helden graut.

Das Untier wälzt sich am Boden, und kräftig, Schlag auf Schlag,
wird es behende getroffen, bis es verröchelnd lag;
da tritt Herr Grün zu der Pforte und mit des Schwertes Kraft
zersprengt er Schloß und Riegel und tritt aus der dunkeln Haft.

Und aus der Höhle zieht er den mächtigen Leichnam vor
und ungesehen gelangt er durch Garten, Hof und Tor,
geht über Markt und Straßen, zur Hand die blutige Wehr,
und mit der Linken schleift er den Löwen hinter sich her.

Da gibts ein Schrein und Rennen, da schart sich das Volk zuhauf,
die Häuser leeren sich alle, die ganze Stadt ist auf,
die Kinder, Weiber und Greise, sie folgen allzumal
dem guten Bürgermeister bis in den Rathaussaal.

Dort legt er die Beute nieder, begehrt einen Becher Wein
und stößt das Schwert in die Scheide befriedigten Sinns hinein,
dann zeigt er den Löwen allen, erzählt die seltene Mär,
und wie er zu End erzählet, da werden die Hallen leer.

Doch währt's nur kurze Weile, schon kehrt ein Schwarm zurück,
und schlimme Freude strahlet und leuchtet aus jedem Blick:
„Herr," ruft's hervor aus der Menge, „schon stillten wir unser Begehr,
die beiden mördrischen Domherrn, die schaden Euch nimmermehr.

Sie hängen dicht am Dome, gegenüber dem Herrenhaus,
und sehn nun gar bescheiden, gar fromm und ruhig aus.
So mög es allen ergehen, die Euch zu verderben sich mühn —
Hoch lebe der Bürgermeister, der wackere Hermann Grün!

II. Der Kampf um die Stadtschlüssel.

Gesandt war an die Vasallen des Bischofs Aufgebot,
in blutiger Fehde zu rächen der Domherrn schmählichen Tod,
Herr Syfried selbst mit den Söldnern und mit den Bündnern all,
sie lagen vor Köln und sannen der Stadt Verderben und Fall.

Die Kölner waren nicht müßig, sie ließen den ruhigen Herd
und griffen nach Spieß und Bogen, nach Hellebard und Schwert,
sie hämmerten Helm und Schilde, sie blankten das Panzerkleid,
ihr Blut zum Opfer zu geben, das waren sie gern bereit.

Herr Grün sah nieder vom Walle und sah des Bischofs Heer,
das war im Gefilde verbreitet, ein weitergossenes Meer.
Da dachte Herr Grün im Herzen: Hilft heut nicht Gottes Macht,
so sind wir Kölner um Freiheit, um Gut und Ehre gebracht.

Ich muß ein Mittel ersinnen, zu stärken den einzelnen Mann,
daß dreien von unseren Feinden den Kampf er bieten kann;
Begeisterung, Not und Hoffnung, das sind die Helfer gut,
die sollen zusamt mir dienen und stählen der Unseren Mut.

Er ging zurück zu den Städtern, die standen am Markt geschart,
er sprach viel Kluges zu ihnen, er sprach es in seiner Art,
so ging's auch allen zu Herzen; sie riefen aus einem Mund:
„Was Ihr als Vater uns ratet, das tun wir zu jeder Stund!"

Da wurde die ernste Stirne des Bürgermeisters glatt,
er holte die güldnen Schlüssel der heil'gen freien Stadt,
sie lagen auf samtnem Kissen, es war mit Perlen gestickt,
daß jegliches Auge lachte, wie es den Schatz erblickt.

Herr Grün gebot die Schlüssel zu tragen neben der Fahn',
dann ließ er Trompeten blasen und trat dem Zuge voran,
der folgte mit Waffenklange, und hinter der Männer Schritt
bewegten sich Weiber und Kinder und schwankende Greise mit.

Sie kamen zum hohen Tore, dort hieß auf Mauer und Wall
Herr Grün die Weiber steigen, die Kinder und Alten all,
vorher noch gab es beim Abschied ein Herzen, Weinen und Schrein,
das hätte mögen erweichen den harten Mauerstein.

Bald waren sie aus dem Tore, Herr Grün, der schloß es zu
und zog in das Blachfeld nieder in wohliger Heldenruh,
und als er den Feind erblickte, da ward er im Herzen froh
und sandt entgegen den Herold, der sprach zu dem Bischof so:

„Herr, so Ihr es wärt zufrieden, so kämpfen wir heute den Strauß
für immer und ewige Zeiten mit einemmal schon aus;
Ihr wollet die Stadt zu eigen, wir wollen sie lassen nicht —
so sei denn am heutigen Tage der Kampf ein Gottesgericht.

Wir legen die Schlüssel nieder im freien offenen Feld,
der mag sie gewinnen und brauchen, der heute den Sieg behält,
doch wer die Schläge vom andern zu Rechten empfangen hat,
der soll auch immer betreten die heilige freie Stadt."

Herr Syfried blickt auf das Häuflein der Bürger mit Lächeln hin,
schon dacht er sich voll Behagens den reichen sichren Gewinn,
er ließ das Wort sich gefallen, er schlug voll Freuden ein —
„So wie die Kölner es meinten, so sollt es gehalten sein."

Die Schlüssel wurden getragen ins Feld hinein gar weit,
sie blitzten im Sonnenscheine, zwei Krieger standen zur Seit,
ein Bischöflicher, ein Städter; die sahen sich grimmig an
und hätten sich gern ein Leides mit ihren Spießen getan.

Herr Grün begann zu sprechen: „Ihr Freunde, nun wohlgemut,
heut gilt es wacker zu kämpfen; des Mannes höchstes Gut,
die Freiheit und die Ehre, sein Weib und Kind und Haus,
das Erbe seiner Väter gilt dieser ernste Strauß.

Wir streiten um unsere Würde, die Feind' um gemeinen Sold,
wir kämpfen um frisches Leben, die andern um totes Gold,
der Bischof will nur gewinnen der Herrschaft Glanz und Ruhm,
wir aber wollen behalten, was unser Eigentum.

Dort stehn die Weiber und Kinder, sie winken herab vom Wall',
sie wehen mit weißen Tüchern, sie rufen mit lautem Schall,
die Mütter heben die Kleinen; frisch in den Feind gehaun!
Wir wollen die Unsern wieder nach freudigem Siege schaun."

Da stürmten die Kölner wütend entgegen dem Bischofsheer,
wie Blitze fliegen die Pfeile, wie Windsbraut sauset der Speer,
wie Hagel rasseln die Schwerter, die Lanzen und Spieße wild,
wie Donner hallen die Beile auf Panzer und Helm und Schild.

Und wollen die Städter weichen, da tönt durch Tosen und Wind
der Greise Rufe vom Walle, das Schreien von Weib und Kind,
und wieder dringen die Kölner erneuten Mutes voran,
die Feinde weichen und fliehen, das Werk des Tags ist getan.

Zuletzt noch kämpfen, vom Streite der Ihrigen mit entbrannt,
die beiden Wächter der Schlüssel, und keiner weicht vom Stand,
da schmettert die Siegestrompete, neu dringt der Kölner ein
und haut den Gesellen nieder und steht bei den Schlüsseln allein.

Die werden wieder erhoben, man trägt sie neben der Fahn',
Herr Grün mit schartigem Schwerte geht wieder dem Zug voran.
Wie schallt nun Jauchzen und Singen vom Felde zum Wall empor
und wieder von oben hernieder der Harrenden Jubelchor!

Das Tor erschließt sich den Siegern, sie ziehn in die Stadt hinein,
da lohnt sie Kuß und Umarmung, da labt sie der perlende Wein,
sie tafeln auf offnem Markte und rufen freudig und kühn:
„Hoch lebe der Bürgermeister, der wackere Hermann Grün!"

Künstlersühne.

Der Meister Rubik im Böhmerland,
der warf eines Tages den Meißel fort
und hüllte sich in ein weit Gewand
und nahm den Hammer und schrie dies Wort:

„Verflucht, wer je auf ein Weib gebaut,
verlockt von Kuß und Schmeichelei,
verflucht, wer je einem Schwur getraut
mit Männerglauben und Männertreu!

Betrogner Tor, nun heulest du
um eine höllenfalsche Maid?
Den Hammer nimm, schlag zu, schlag zu,
so bist du frei von Weib und Leid!"

Der Meister ging in Zorn und Wut,
er kam in tiefer Nacht zurück,
den Hammer, die Hand, das Kleid voll Blut,
Entsetzenswahnsinn im grassen Blick.

Er hüllte sich ins Bette tief,
da schlug die Glocke Mitternacht an,
da war's, als wenn es klagend rief:
„Rubik! Rubik! was hast du getan!"

Und auf sprengt pfeifend der Wind die Tür,
des Meisters Liebchen tritt ins Gemach,
aus dem Haupte schaut das Gehirn ihr herfür
und ein Strom von Blut stockt hintennach.

Ihre Brust bewegt kein Atemzug,
ihre Hand, ihr Aug' ist starr und kalt,
verzerrt der Lippen weicher Bug,
daraus ein stöhnend Geächze schallt.

Sie wankt im zitternden Mondenschein
ans Lager des Schaudernden heran
und legt in die Wunde den Finger hinein
und ächzet: „Rubik! was hast du getan!"

Dann wankt sie hinaus, die Tür schlägt zu,
und alles ist wieder still und stumm,
nur Rubik ohne Rast und Ruh
wirft bange sich am Lager herum.

Am Morgen springt er finster empor,
sein Werkzeug faßt er wieder an,
die Bilder alle nimmt er hervor
und hämmert und meißelt emsig dran.

Doch bleibt sein Sinn verstört und wild,
den Abend, die Nacht vergißt er nicht,
und jeder Kopf und jedes Bild
bekommt der Toten Angesicht.

Da bricht der Abend wieder herein,
auf steht der Meister stumm und kalt,
in den weiten Mantel hüllt er sich ein
und eilt hinaus in den finsteren Wald.

Dort scharrt er die Leich' aus der Erde heraus
und schleppt sie fort mit zitternder Hand
und bringt sie um Mitternacht heim in sein Haus
und stellt sie im Arbeitsaal an die Wand.

Dann nimmt er einen rohen Stein,
den stellt er ihr gegenüber auf,
und ihre Züge meißelt er drein
und schlägt mit dem blutigen Hammer drauf.

Der Meister meißelt Nacht und Tag
und läßt sich keine Rast und Ruh,
zum drittenmal dröhnt der Mitternachtschlag,
stets blieb es still, die Türe zu.

Vorüber ist die vierte Nacht,
da wirft er betend den Meißel hin,
zu Ende ist das Bild gebracht,
daß es die Leiche selber schien.

Da faßt er das Bild und trägt's zur Stadt
und tritt damit vor das Gericht —
„Sagt an, wer diese gemordet hat,
verdient er die Todesstrafe nicht?

Der Mörder bin ich, ich hab's getan,
sprecht, Richter, euer Urteil aus,
ich klage mich selbst hier vor euch an,
aus dem Marterleben schafft mich heraus.

Das Bild stellt in den Kirchengang,
für die Ewigkeit hab' ich's in Stein gehaun,
daß hier der Leidenschaft Überschwang
die Christen fürchtend mögen schaun.

Ich aber will sterben durch Henkers Beil,
ich flehe, gebt mir den Tod, den Tod!
Auf Erden find' ich doch nimmer Heil,
vielleicht im ewigen Morgenrot!"

* * *

Karl Gottfried von Leitner.

Geb. am 18. Nov. 1800 zu Graz in Steiermark, gest. am 20. Juni 1890 ebenda.
Gedichte 1825 und 1857. Herbstblumen 1870. — Gedichte, herausg. von Anton Schlossar, Leipzig.

Die Wettfahrt.

Welch Schiff kommt dort gefahren mit schwarzen Wimpeln am Mast?
Was braust es übers wallende Meer in solcher Hast?
„Ihr edlen Königssöhne! von Thule schifften wir aus,
zu künden, daß euer Vater tot liegt im Trauerhaus."

Da wischt Holmar, der Ältre, die Träne vom Aug' und ruft:
„Zu früh bist du gestiegen, o Held, in deine Gruft!"
Und Holm, der Jüngre, spricht: „Sei ihm Allvater hold!
Wer aber soll nun tragen seine Kron' aus rotem Gold? —"

„Laß rings entzwei sie schneiden," versetzt Holmar gewandt,
„so bleibt ein Goldreif beiden uns samt dem halben Land."
Drauf sagt der Jüngre finster: „Das duld' ich nicht im Traum;
sitz ich auf Thules Throne, hat drauf kein Zweiter Raum."

„Laß kiesen denn," meint jener, „die Recken edelfrei,
die gewaltigen Seehelden, wer jetzt ihr König sei?" —
„Nein!" schreit der Ungestüme, „nicht fremder Willkür kann
sich knechtisch unterwerfen, wer selbst ein freier Mann!"

„So greif zum Würfelbecher!" spricht Holmar ratbereit,
„auf daß die Götter selber entscheiden den Bruderstreit."
„Nicht Menschen und nicht Göttern," erwidert Holm, „vertraut
das Glück und Heil des Lebens, wer auf eigne Kraft noch baut.

Wer will nach Kronen streben, ist er der herrlichen wert,
schont nicht sein ärmlich Leben, mißt mannhaft Schwert mit Schwert!"
„Nicht doch, nicht doch, mein Holm! die Kron' ist hohes Gut,
doch kann ich darum vergießen nicht teures Bruderblut.

Hör an mich, Ungefüger! sieh nicht so unwirsch drein,
ich geh mit dir einen Wettkampf, einen kühnen, ein;
willst sein du ein Inselkönig, so gut als einer je,
so mußt du können bändigen die wilde wogige See.

Wir treiben in fremden Meeren hier weit vom Heimatland,
laß rüsten uns zwei Fähren und steuern nach seinem Strand;
und wessen Hand die erste berührt den teuren Grund,
den soll als König grüßen der andre zur selben Stund."

„Wohlan, ich bins zufrieden!" ruft Holm frohgemut,
„so laßt vom Bord uns nieder der Nachen zwei in die Flut!"
Drauf steigen die Königssöhne jeder in sein Boot,
und purpurn auf ihrem Heimweg zog auf das Abendrot.

Wohl bäumten sich widerspenstig goldmähnige Wogen auf,
doch peitschten die jungen Helden die schäumenden an zum Lauf.
Und rasch in wilden Sätzen, gehetzt durch Schlag und Stoß,
mußte sie nordwärts tragen manch brausend Wellenroß.

Doch wie auch beide bezwingen mochten das alte Meer,
einander abzuringen den Sieg war ihnen zu schwer.
Es hüpften und schlüpften die Boote dahin in gleicher Eil,
war ihnen zu tief kein Abgrund, kein Wogenberg zu steil.

So schifften sie Tag um Tage, schifften sie manche Nacht,
zuletzt ermattet beide, kaum mehr des Kampfes bedacht.
Da plötzlich stieg aus dem Meere, felszackig und sonnenglüh,
das heilige Väter-Eiland vor ihnen im Glanze der Früh.

Und schier zusammenschraken die Helden vor Bangen und Lust,
so nah vor sich erschauend Gewinn oder Verlust.
Sie faßten von neuem rüstig des Ruders Eichenschaft
und schlugen die trägen Wellen mit doppelter Hast und Kraft.

Und jäh voraus glitt Holmar, nur wenige Speere lang,
doch nimmer überholbar, wie auch der Jüngere rang.
Da rasch, wie jener will landen, haut dieser sich ab die Hand
und schleudert weit die blutige voraus in den Küstensand.

Entsetzt starrt Holmar den triefenden Stummel an:
„Weh, Bruder, lieber Bruder! was hast du da getan?"
Und Holm, der Kühne spricht: „Was ich will, das will ich recht,
drum bin ich jetzo König, du aber bist mein — Knecht!"

König Hakons letzte Meerfahrt.

„Was sitzest du, gelehnt ans Schwert,
mein König, hier auf dem Stein
und neigst das edle Haupt zur Erd'
und schaust so finster drein?

Liegt Erich nicht erschlagen im Tal,
floh nicht Jorund davon,
und sitzt dir jetzt nicht noch einmal
so fest die Königskron'?"

„Liegt Erich gleich im Tal der Schlacht,
floh gleich Jorund davon,
mir sinket doch noch vor der Nacht
vom Haupt die Königskron'!"

„O Hakon, edler König mein,
wie sollte das geschehn?
Schon bricht gemach der Abend ein,
und läßt kein Feind sich sehn."

„Wohl Abend wird's, wohl naht die Nacht,
reich deinen Mantel mir;
der Kampf hat mir so heiß gemacht,
daß nun ich fast erfrier."

„Nimm hin, mein König, er ist nicht weich,
doch wärmt er dich zur Not.
Doch weh, o weh! — wie wirst du bleich,
wie wird mein Mantel rot!"

„Mag sein, mag sein, was kümmert's dich,
die Farb' ist echt und gut,
und spottet einer drob, so sprich:
's ist König Hakons Blut!"

„O weh, mein König, wert und lieb,
so bist du todeswund?
Und ich geringer Dienstmann blieb
vom Kopf zum Fuß gesund."

„Laß gut sein, Alter, trockne schnell
die Träne dir vom Bart;
des Königs Hakon Kriegsgesell
sei nicht so weicher Art.

Hör jetzt in meiner letzten Stund'
mein letzt Gebot noch an
und richt' es treulich aus jetzund,
wie du es stets getan.

Wenn kalt mein Herzschlag nimmer sich
im Panzer regt, so lad'
auf deine treuen Schultern mich
und trag mich ans Gestad!

Bemanne das beste Schiff im Reich
mit jenen Toten der Schlacht
und mitten hinein setz meine Leich'
in schwarzer Eisentracht.

Drauf stecke lustig den Bord in Brand
und hisse die Segel auf
und laß vom teuern Schwedenstrand
dem Kiele freien Lauf.

Gebeut dann über dies Reich Jorund,
den ich im Kampf besiegt:
gebeut er doch nicht über den Grund,
drin König Hakon liegt!"

Und stolz erhebt er noch einmal
das Haupt und zuckt vor Schmerz
und seufzt und sinket schlaff und fahl
an seines Dieners Herz.

Der drückt die Augen, so lind er kann,
ihm zu mit harter Hand
und trägt auf seinen Schultern dann
hinab ihn an den Strand.

Er setzt die Toten steif und blaß
an Bord mit Schild und Speer,
die glotzen da wohl grimmig und graß
hinaus ins dunkle Meer.

Er setzt den König auf dem Verdeck
mit Speer und Schild zu Thron,
als zieh er, wie sonst der Feinde Schreck,
zu Schlacht und Sieg davon.

Er steckt den Bord in hellen Brand,
er hißt die Segel auf
und läßt dann los vom finstern Strand
das lodernde Schiff zum Lauf.

Es schweift hinaus, und strahlt und blinkt
noch her aus weiter Fern',
bis mit dem Helden es untersinkt
wie ein verlöschender Stern.

Maria spinnt.

Einst sitzt im Stübchen, schlicht und klein,
Sankt Annens frommes Töchterlein
Maria, einsam und bedacht,
den Rocken leer zu sehn vor Nacht.
Sie streicht mit ihren Händchen weich
von Zeit zu Zeit den Goldflachs gleich,
zupft Flocken aus dem Wickelbund,
benetzt mit Tau vom Knospenmund
die Fingerchen, wie Schnee so weiß,
und zieht und dreht mit regem Fleiß
den Faden aus gar fein, fein, fein,
und lächelt hochvergnügt darein
und denkt: Es spinnt wohl manche nett
bei uns daheim in Nazareth,
in Sichar und in Bethlehem
und vollends in Jerusalem;
wer aber spinnt so säuberlich
vom Jordan bis ans Meer — wie ich?

Da flüstert's: „Ich!" ihr nah ganz keck.
Die Jungfrau faßt darob ein Schreck,
sie blickt erstaunt und furchtsam schier
um sich, wer im Gemach noch hier
und Antwort gibt der Frage gar,
die doch nur ein Gedanke war.

Und in der Zimmerecke jetzt
erspäht ein Spinnlein sie, das netzt.
Dies sputet flink sich hin und her
und auf und ab und kreuz und quer
und ziehet lang, nach Seilerart,
die Fädchen, doch so wunderzart,
daß sie die Jungfrau kaum nimmt wahr
mit Augen, die doch sternenklar.
Da überglüht mit Purpur reich,
der Rose von Damaskus gleich,
ihr Scham die Wangen; reuig senkt
voll Demut sie den Blick und denkt
mit frommem Sinn: O Herr! vergib,
daß ich so schnöde Hoffart trieb.
Mich dünkt mein Schaffen all nur Tand,
nun mich ein Tierlein überwand.

* * *

Friedrich Ludwig Halirsch.

Geb. am 7. März 1802 zu Wien, gest. am 19. März 1832 in Verona. — Balladen und lyrische Gedichte 1829.

Die Nesselhemden.

Im Schlosse zu Eberstein, spät bei der Nacht,
wenn draußen der Sturmwind brauset
und die fröstelnde Dirne die Kohlen facht
und das Spinnrad schwirret und sauset:
da knittert und knattert es still herein,
da flickert und flackert der Lampenschein,
da setzt es sich mitten ins Zimmer,
umglänzt von gespenstigem Schimmer.

Und die fleißige Spinnerin zittert und bangt,
doch tut es ihr nichts zuleide,
es füllt ihr den Rocken wohl unverlangt
und beschenkt sie mit art'gem Geschmeide,
erzählt ihr ein Märchen und lehrt ihr ein Lied,
wie der wilde Jäger in den Wolken zieht,
wie die freundlichen Nixchen singen
und die drolligen Erdmännlein springen! —

Im Schlosse zu Eberstein, spät bei der Nacht,
da schleichet der Vogt in den Gängen
und schauet und spähet und horchet und wacht
und fluchet den frohen Gesängen
und tritt in die Spinnstube grimmig hinein,
so rot wie der Scharlach beim Sonnenschein;
halb drinnen und halb an der Pforte
spricht er die zornigen Worte:

„Verdammtes Getriller! ich duld es nicht mehr!
da singen die Dirnen und plaudern —
das Spinnrad steht still, und der Rocken bleibt leer,
und der Vogt kann büßen das Zaudern!
Wohl weiß ich, was euch die Köpfe berückt,
die Hände lähmt und das Mieder drückt,
ihr seid, scheints mir, alle in Liebe,
doch heil ich die lüsternen Triebe!

Horcht auf! die kreidige Käte dort,
die nehm ich zuerst in die Lehre;
im Garten wohl gibt's einen heimlichen Ort,
da sitzt sich's gar kühl an der Wehre;

doch eh sie den schlanken Gärtner freit,
da soll sie mir nützen die flüchtige Zeit,
da soll sie zwei Hemden mir spinnen,
daß drüber die Tränen ihr rinnen!

Auf dem Grabe von ihrem lieb Mütterlein
wohl wachsen Nesseln in Mengen,
die mag sie brechen und hecheln fein
und spinnen bei euren Gesängen,
die mag sie zum Brauthemd weben für mich,
die mag sie zum Totenhemd weben für sich,
und hat sie gesponnen, gewoben,
so will ihren Fleiß ich auch loben!" —

Es schweiget der Vogt und die Käte so bleich,
sinkt nieder zu seinen Füßen.
„Herr Vogt! Herr Vogt! ach erbarmet Euch,
nicht also hart laßt mich büßen!"
Und die Dirnen zumal, sie flehen ihn an;
doch ungerührt trotzet der steinharte Mann:
„Zwei Hemden sollst du mir spinnen,
daß drüber die Tränen dir rinnen!"

Im Schlosse zu Eberstein, spät bei der Nacht,
da ist's nun so öd und so schaurig;
kein Liedlein erschallt, keine Dirne lacht,
sie sitzen beisammen so traurig,
und die blasse Käte, die weint und spinnt,
daß Trän' auf Träne am Boden rinnt.
Ach, unten, im heimlichen Garten,
da wird der Herzliebste wohl warten! —

Und wieder jetzt knittert und knattert's herein,
umglänzt von gespenstigem Schimmer,
und nimmt der Käthe ihr Plätzchen ein
und weiset sie fort aus dem Zimmer
und spinnet und spinnet ohn Ruh und Rast,
es dreht sich das Rädchen mit schnurrender Hast,
und alle sehen mit Beben
den Faden aus Nesseln sich weben.

O Himmel! o Himmel! der Vogt naht heran,
Gott gnade dir, Käthe, Gott gnade!
Wie wird er toben, der zornige Mann,
ob der fremden Spinn'rin am Rade;
schon klirret sein Sporn auf dem Estrich einher,
wie schaut er so wütig im Saal umher —
halb drinnen und halb an der Pforte
spricht er die grimmigen Worte:

„Wer ist dort am Rocken das fremde Gesicht,
mit den toten bleiernen Augen?
so blaß wie die Käte, doch ist sie es nicht —
mag eine wie die andre nichts taugen!
Marsch, Dirnchen, und such dir ein anderes Dach,
wo der Vogt um Mitternacht nicht mehr wach!
Marsch! oder es hetzen zur Stunde
dich hinaus meine wachsamen Hunde!"

Und lang und langsam hebet sich
die Spinnerin auf vom Stuhle:
„Willst hetzen, Herr Vogt, mit Hunden mich,
und bin doch deine Buhle,
deine Buhle, die dein Totenhemd spinnt
aus Nesseln, auf denen das Gift noch rinnt —
die, wenn die Arbeit fertig,
auch deines Kusses gewärtig!"

Da hat es den Vogt mit Entsetzen gepackt,
das Spinnrad schnurret und schwirret,
der Weberstuhl klappert dazu den Takt,
von geistigen Händen regieret;
und ehe zum drittenmal krähet der Hahn,
da legt sie dem Vogt sein Totenhemd an, —
da malet die Morgenröte
mit Rosen die bräutliche Käthe.

* * *

Johann Nepomuk Vogl.

Geb. am 7. Februar 1802 in Wien, gest. am 16. November 1866 ebenda.

Balladen und Romanzen 1835. Neue Folge 1837. Neueste Folge 1841. Gesamtausgabe 1845. Neuer Liederfrühling 1841. Neueste Dichtungen 1843. Blätter und Trauben 1844. Trommel und Fahne 1844. Domsagen 1845. Soldatenlieder 1849. Blumen 1852. Schenken- und Kellersagen 1858.

Heinrich der Vogler.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
recht froh und wohlgemut;
aus tausend Perlen blinkt und blitzt
der Morgenröte Glut.

In Wies' und Feld in Wald und Au —
horch, welch ein süßer Schall!
der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
die süße Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's? heut gibt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
das blondgelockte Haar:
„Ei doch! was sprengt denn dort herauf
für eine Reiterschar?"

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
es naht der Waffen Klang.
„Daß Gott! die Herrn verderben mir
den ganzen Vogelfang!"

„Ei nun! was gibt's?" — Es hält der Troß
vorm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr da? sagt an!"

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
und jauchzen: „Unsern Herrn! —
Hoch lebe Kaiser Heinrich! — Hoch
des Sachsenlandes Stern!" —

Dies rufend, knien sie vor ihn hin
und huldigen ihm still
und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!"

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang
Herr Gott, wie dir's gefällt." –

Die Legende von der Pförtnerin.

In dem Kloster zu Sankt Agnes, in dem düstern, öden Gange,
geht die Pförtnerin, die junge, gramerfüllt, mit bleicher Wange,
blickt hinaus durchs Gitterfenster, wo die Blumen lustig sprossen,
doppelt schmerzlich fühlend, wie sie aller Welt hier abgeschlossen.

Ach, den Frieden, der beseligt früher all ihr Tun und Handeln,
wußt der Lügengeist, der falsche, ihr in tiefen Harm zu wandeln,
denn zur Nacht in süßen Träumen streut der listige Versucher
ihr ins Herz den schlimmen Samen, daß er drinnen sproß mit Wucher.

Zeigt die Ferne ihr, wie Trug nur sie allein vermag zu schildern,
malt des Lebens nicht'ge Freuden lüstern ihr in tausend Bildern,
weiß die Sehnsucht ihr zu wecken mit bezaubernden Akkorden,
bis der Keim zur Frucht, zum Willen der geheime Wunsch geworden.

Und in nachtumflorter Stille geht sie zu der Mauerblende,
hebt zur Hochgebenedeiten, die in Stein dort prangt, die Hände:
„Heil'ge Mutter, die wie keine ich verehrt in Lust und Wehe,
sieh nun treulos auch wie keine fliehen mich aus deiner Nähe.

Sieh, zum letzten Male stell ich frische Blumen vor dir nieder,
zünde dir die Silberlampe heute noch und niemals wieder,
auch die Schlüssel deiner Pforte leg ich hin zu deinen Füßen,
mög ein Pförtner, deiner würdiger als ich, das Haus dir schließen."

Und mit leisem Weinen raffet sich empor die Gramerfüllte,
schwankt hinaus zur Klosterpforte in die Welt, die lichtverhüllte,
und mit immer größrer Eile flieht sie, ohne rückzublicken,
ach, nur Täuschung wirst du finden, Ketten, die noch stärker drücken!

Bald in seine wirren Kreise hat das Leben sie gezogen
und um Herz und Sinn betäubend brausen seine Wirbelwogen.
Doch wie sich der Sommervogel schwingt von einer Blum' zur andern,
seht ihr sie von Freud zu Freude ungesättigt fliehn und wandern.

Und bevor ihr noch zwei Jahre wie ein bunter Traum verflogen,
sieht sie schon zu bitterm Schmerze, daß sie selber sich betrogen,
daß nur Schaum und Schein das Leben, Schatten bloß die Freuden alle,
und so findet sie verlassen mitten sich im bunten Schwalle.

Ach, da wachsen auf die Nattern, die geschlafen nur im Innern,
da erwacht an schöne Zeiten all das selige Erinnern,
und der Hochgebenedeiten Bildnis sieht ihr Aug' aufs neue,
und zu ihr zurückzukehren mahnt sie jetzt ihr Herz voll Reue.

Kerker nicht und Geißel fürchtend, jeder Strafe gern ergeben,
eilet sie zurück zum Kloster, wie von dort sie floh ins Leben,
und nicht Rast noch Ruhe gönnet sie sich mehr an einem Orte,
bis die dornzerrißnen Füße stehn vor der bekannten Pforte.

Und sie zieht am Glockenringe, voll von glühendem Verlangen,
mögen auch die Schwestern zürnend die Verbrecherin empfangen.
Sieh, da tut sich auf die Pforte, und vor ihr — ists Traum, ists Wahrheit?
steht die Hochgebenedeite, in des Himmels reinster Klarheit.

Und sie spricht: „Geh ein in Frieden, wer bereut, dem wird vergeben,
und gereinigt kann durch Buße sich der Sündigste erheben,
niemand hat dich hier vermisset, da sie mich für dich gehalten,
und das Amt, das du verlassen, sahn wie sonst durch mich verwalten."

Und zum Chore fliegt die Nonne, findet leer die alte Stelle,
freundlich nicken ihr die Schwestern, wie ihr Fuß betritt die Schwelle,
und sie sinket auf die Knie, innerlich zerknirscht vor Reue,
und gelobt der heil'gen Jungfrau bis zum Tod nun stete Treue.

Doch als sie nach wen'gen Jahren nahen fühlt die letzte Stunde,
kündet sie den Schwestern alles, was geschehen, mit bleichem Munde,
und voll heil'gen Schauern horchen auf die Sterbende die Frommen,
stürzen hin dann vor der Heil'gen, die so huldvoll sich benommen.

Und weil diese ihrem Hause also ward zum eignen Horte,
nannte man in Wien das Kloster nur hinfort: zur Himmelspforte.
Und viel fromme Pilger sah man brünstig dort zur Heil'gen flehen,
daß sie ihnen zeig die Pfade, die zur Himmelspforte gehen.

*

Schenkenbild.

In der Stube karg beleuchtet, welch ein seltsam Tun und Walten,
breite Hüte, strupp'ge Bärte, rätselhafte Nachtgestalten,
ries'ge Pelze, reich verzieret rings mit bunten dichtverschlungnen
Nähtereien, hüllen ihre Gliederformen, die gedrungnen.

Weite Gatjen kleiden jene, Zischmen mit gewalt'gen Eisen,
kurze Hemden, blaue Hosen Ebenmaß und Fülle weisen;
viele sitzen bei den Krügen, wild gerötet Wang und Stirnen,
andre, ihre Pfeifen schmauchend, schäckern mit den jungen Dirnen.

Finstere Zigeuner spielen auf dem Hackbrett, auf der Geige,
hinter einem Tische kauernd, wo der Wein schon ging zur Neige,
braune räuberhafte Larven, dichtverhängt von zott'gen Haaren,
teilnahmslos die alten Weisen wiederholend schon seit Jahren.

Wie durchs Waldgeklüft sich schlängelnd ein verlornes Bächlein weinet,
klagen jetzt die Geigentöne mit des Hackbretts Klang vereinet,
und der Gäste Augen leuchten, und die mächt'gen Spornen klirren,
nach dem Bogenstrich der Braunen, bis die Töne wilder schwirren.

Hei, jetzt brausen durcheinander diese, wie mit Donnerschallen
von dem schroffen Felsgezacke Wasserstürze niederprallen,
und es tost und lärmt und tobet fort in regellosen Massen,
gleich als wär die Jagd, die wilde, in der Schenke losgelassen.

Und da geht es an ein Klatschen, an ein Pochen, Lärmen, Schreien,
geiget! geiget! schallt es donnernd, bis die Weisen sich erneuen;
seht, ein kräft'ger Ungarbursche schwingt jetzt in der Gaffer Mitte
seine Dirne, mit den Spornen klirrend nach des Ungarn Sitte.

Eine Gatje, durch den Riemen festgeschnallt bloß an den Hüften,
und ein Hemd ist seine Kleidung, und sein Haar wallt in den Lüften,
doch ein kurzer Pelz umflieget seiner Dirne Leib, den schlanken,
und die leichten tanzesmut'gen Füße zieren die Opanken.

Ihre Hände in den Seiten festgestemmt, beginnen beide
nun den Tanz, und aller Blicke funkeln da beseelt von Freude,
und sie drehen sich und wenden kunstgewandt die regen Glieder,
kauernd jetzt, beinah am Boden, schwebend jetzt in Lüften wieder.

Und des Burschen und der Dirne Spornen geben helle Klänge,
bloß nur Auge steht gescharet um das Paar die finstre Menge;
schaut, auf seinen eignen Fersen scheint der Tänzer jetzt zu sitzen,
stolz im Antlitz, und die Augen wild als wie in Kampflust blitzen.

Seht da schleudert seine Beine plötzlich vorwärts der Geselle,
bald das rechte, bald das linke, mit bewund'rungswürd'ger Schnelle,
plötzlich aber hält er inne und erfaßt mit beiden Händen,
während er die Zähne weiset, seinen Schnurrbart an den Enden.

Schwingt sodann mit keckem Sprunge, immer noch den Schnurrbart haltend,
hoch sich auf, die schönsten Formen gleich darauf im Tanz entfaltend,
und die Hände in den Hüften, regen Bursch und Dirne wieder
wunderbar behend zum Takte so wie früher ihre Glieder.

Und von wütendem Getümmel, von Gejubel und Geschwirre,
füllet sich die düstre Stube, Krüge trümmern und Geschirre,
doch die nächtigen Zigeuner, dichtumhängt von schwarzen Haaren,
spielen teilnahmslos die Weisen des Bihari wie vor Jahren.

*

Der Wildschütz und sein Geselle.

Hin schleichet ein Wildschütz durch Wald und Moor,
den Hut im Aug', in der Hand das Rohr,
es treibt ihn die Not zur nächt'gen Jagd,
ein Wild muß er haben, bevor es tagt.

Ein Wild muß er haben, er gab sich das Wort,
und sei auch der Preis für das Wild ein Mord!
So zieht er dahin und späht und lauscht,
wie leis nur der Wind in den Tannen rauscht.

So zieht er dahin in Trotz und Grimm.
Was raschelt, was schleicht da sich hinter ihm?
Den Hut im Aug', in der Hand das Rohr,
ein andrer Wildschütz tritt rasch hervor.

„Woher?" — „Wohin?" — „Auf die nächtige Jagd,
ein Wild muß ich haben, bevor es tagt!"
„Ich auch, ich gab mir darauf mein Wort."
„Wohlan denn, so ziehn wir zusammen fort!"

Drauf ziehn die beiden, gar stumm und sacht,
dahin durch die öde grausige Nacht,
sie klettern und klimmen hinab, hinan,
doch zeigt sich kein Wild noch auf ihrer Bahn.

Der erste fluchet, der andre lacht,
daß 's schaurig durchschallet die Waldesnacht.
„Und finden muß ich's, ich schwöre mir dies!"
Der andre: „Das meine, das ist mir gewiß!"

So klimmen sie beide den Berg empor,
den Hut im Aug', in der Hand das Rohr.
„Sieh da eine Gemse, frisch auf, Gesell,
nicht kann sie entrinnen auf dieser Stell."

„Nur nach, nur nach, das Keckste gewagt,
ein Wild muß ich haben, bevor es tagt!"
Und nach setzen beide in Sturm und Saus:
„Nicht kommt uns das Wild mehr, das treffliche, aus!"

Jetzt beugen herum sie ums Felsgestein,
da blickt aus den Wolken des Mondes Schein.
„Wer sperrt uns den Pfad dort, wer tritt heran?
Weh dir, daß du nahest, o Jägersmann!"

Der Jäger tritt ihnen entgegen voll Mut:
„Zurück, sonst gilt's euer wärmstes Blut."
„Zurück du selber, ich gab mir das Wort,
ein Wild muß ich haben, und sei's durch Mord!"

Da knallen die Büchsen — die eine traf;
hin sinket der Wildschütz zu ew'gem Schlaf,
es stürzt aus der Brust ihm ein warmer Quell:
„O rette, o rächе du mich, Gesell!"

Doch wie er zu diesem erhebt den Blick,
da sinkt er mit Todesentsetzen zurück,
denn über ihm kichert ein fleischlos Gebein
aus grinsendem Schädel: „Das Wild ist mein!"

Die vierte Stimme.

Es lebten einst vier Freunde,
die liebten sich gar sehr,
sollt einmal einer fehlen,
ging's wohl den andern schwer.

Die hielten aneinander,
wie's immer mochte sein.
Die sangen miteinander
im lieblichsten Verein.

Sie sangen schon seit Jahren,
erfaßt von innrem Drang,
und manch ein Herz erquickte,
erhob schon ihr Gesang.

O weh, da kam den vieren
gar eine böse Stund',
denn einer war entrissen
für immer ihrem Bund.

Den trugen sie zu Grabe
mit Tränennaß und Flor
und klagten, daß verloren
für immer ihr Tenor.

Drauf schwiegen wohl gar lange
die schwerbetrübten drei,
war doch die vierte Stimme
nicht mehr wie sonst dabei!

Doch als sich nun gemildert
ihr Schmerz um den Verlust
und sie nun wieder sangen
voll Wehmut in der Brust,

da ward es einem jeden,
als töne wie zuvor
des vierten helle Stimme
vernehmbar an das Ohr.

Wohl starrten bleich und staunend
die drei einander an,
allein es scholl die Stimme,
so oft ihr Lied begann.

Sie scholl, als wär der Tote
entstiegen seinem Bett,
daß jeder dacht zu hören
ihr früheres Quartett.

Da sanken in die Arme
die drei sich ohne Wort, —
was recht zusammengeklungen,
das klingt für immer fort.

* * *

Eduard von Bauernfeld.

Geb. am 13. Januar 1802 zu Wien, gest. am 9. August 1890 ebenda. Gedichte 1852. Aus der Mappe des alten Fabulisten 1879. Poetisches Tagebuch 1887. Gesammelte Schriften 1871/73. — Ausgewählte Werke, herausgegeben von Emil Horner, Leipzig.

Träumerchen.

Eine sittige Magd, blutjung an Jahren,
mit blauen Augen und blonden Haaren
und einem wundersüßen Munde,
ging wie im Traum zu jeder Stunde.

Nach Blumen hatte die Maid Begierde,
die raffte sie auf zu ihrer Zierde
und wob sie in ihres Haares Geflechte —
doch keine Blume war ihr die rechte.

Sie sinnt und flüstert: „Wenn ich sie fände,
die Wunderblume, dann wär zu Ende
mein ungestilltes Trachten und Sehnen!"
Ihr Herzchen pochte, ihr kamen die Tränen.

So wandelt sie fern von ihren Gespielen,
wie nach geheimnisvollen Zielen,
so träumte sie gestern, so träumt sie heute,
und „Träumerchen" nannten sie die Leute.

Einst ging sie durch den Wald spazieren,
schien sich im Dickicht zu verlieren,
und wie sie nach dem Ausgang spähte,
da glühte schon die Abendröte.

Und mit dem letzten Sonnenstrahle
befand sie sich mit einem Male
in einem Zaubergarten prächtig —
und Träumerchens Busen hob sich mächtig.

Ach diese Blumen, die wunderschönen,
in tausend Farben und Tinten und Tönen!
wie gern sie alle sich pflücken möchte!
darunter, Träumerchen, ist wohl die rechte.

Und unter all den Blüten und Dolden
da leuchtet eine hervor wie golden:
Sternblume! fürwahr, sie mahnt von ferne
an des „jungen Grafen" Augensterne.

Zart röten da sich Träumerchens Wangen,
sie blickt nach der Blume mit Verlangen;
des Jünglings, den sie nie gesprochen,
gedenkt sie, der schier ihr Herz gebrochen.

Soll sie es wagen? die Blum' ergreifen?
an die jetzt ihre Gewänder streifen;
da — horch! erklingen Töne ... und welche!
ein sanfter Gesang aus der Sternblum' Kelche.

Und Träumerchen sinkt zur Erde nieder
und lauscht der süßen Blumenlieder —
da lag sie mit Blüten übergossen
so friedlich lächelnd, die Augen geschlossen.

Und mit dem letzten Blumenliede
kam über die Jungfrau stiller Friede.
Sie schläft für ewig! Die Wälder dunkeln,
die Blumen duften, die Sterne funkeln.

Im Grafenschloß am selben Tage,
da gab's ein großes Hochzeitsgelage,
und in der Brautnacht süßes Dunkeln —
die Blumen duften, die Sterne funkeln!

Ein persischer Heiliger.

Lebendig ward geschunden
der Heilige, — doch heiter
hängt er die Haut sich übern Arm
und wandert friedlich weiter.

Und als ihn hungerte, hält er
am Weg ein wenig Ruh,
befiehlt der Sonne: „Brate
mir einen Ochsen du!" —

Die Sonne schießt herunter
und macht den Braten gar —
da hätte sie angezündet
die ganze Welt aufs Haar.

Schon rauchen und dampfen die Wälder,
es brodelt das wilde Meer,
die Menschen reißen die Kleider
vom Leibe und schwitzen sehr.

Der Heilige gemütlich
verzehrt sein Bratenstück
und winkt der Sonne — da kehrt sie
an ihren Platz zurück.

Und in der Schöpfung wieder
die Ordnung restauriert,
kein Weltbrand zu besorgen,
der Fixstern bleibt fixiert.

Ein Jubel durch die Lande
über den Wundermann,
und den sie erst geschunden,
jetzt beten sie ihn an.

* * *

Friedrich Halm.

(Pseud. für Elegius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen.)

Geb. am 2. April 1806 zu Krakau, gest. am 22. Mai 1871 zu Wien. Griseldis 1837 usw. — Gedichte 1857. Neue Gedichte 1864. Karfreitag, erzählende Gedichte 1864. Neueste Gedichte 1872. — Ausgewählte Werke, herausg. von Anton Schlossar, Leipzig.

Die Brautnacht.

Nach einer wahren Begebenheit.

Glück, Glück, du Goldfrucht hinterm Gitter!
Die Schranke sinkt, und du verlockst nicht mehr.
Glück, Glück, du goldnes Ährenheer!
Schon rüstet sich zum Kampf mit dir der Schnitter;
da zuckt aus Nachtgewölk der Blitze Speer,
und Ernte hält vernichtend das Gewitter.
Was bist du, Glück? ein Stern — und Nacht umher!
Du bist ein Tropfen Süß im Meere Bitter;
du bist dem Lebenskleide, schwarz und schwer,
am Saume eingewebt ein goldner Flitter;
Leid ist des Lebens Stamm und du ein Splitter —
Was bist du, Glück? ein Schatten und nicht mehr!

Zu Genua war's in einer Frühlingsnacht,
so voll von Duft, so reich an Sternenpracht,
als grüßten sehnsuchtsvoll aus ihrer Ferne
mit Duft und Strahlen Blumen sich und Sterne,
in einer Nacht, wo durch Jasmin und Rosen
rings säuselte so lauer Lüfte Kosen,
daß träumend selbst das Meer, statt wild zu tosen,
nur leise plätschernd spielte an der Küste,
als ob es sie mit Serenaden grüßte,
in einer Nacht, so weich und wollustwarm,
als lägen Erd' und Himmel sich im Arm,
und das verlorne Eden senkte wieder
einmal nach Jahren sich zur Erde nieder;
in solcher Nacht einst gärt wie Flutgetose
des Volkes wirrer Drang in Genuas Schoße,
und dort wo der Palast am Meeresstrand
in seiner Kerzen, seiner Fackeln Brand
wetteifert mit der Sterne lichten Flammen,
da rottet sich's zum Knäuel dicht zusammen,
und donnerlaut schlägt Jubelruf empor,
„Das Brautpaar lebe!" tönt es rings im Chor;
hier ruft's: „Dem Kind Orsinis Heil und Glück!"
und dorten schallt's: „Heil Dorias Sohn!" zurück;
und da und dorthin wogt die bunte Menge,
und Zitherschall erwacht und Liedesklänge;

hier Spiel und Tanz; dort um des Weines Fülle
Gezänke, Messerzücken, Wutgebrülle,
und Weiberkreischen, Röcheln dumpf und schwer,
drein Paukenwirbel vom Palaste her, —
und wie verwundert schaut der Mond von oben
kalt, blaß und ruhig in das wilde Toben.

Sie aber, sie, wo weilen die Beglückten,
für die so reich sich Erd und Himmel schmückten,
für die aufflammen all die hellen Kerzen,
für die aufjubeln all die wilden Herzen?
O sucht sie nicht im glanzerhellten Saal,
im Tanzgewirr, beim fröhlich lauten Mahl;
dort, seht, wo die Terrasse weit und frei
hinausblickt auf des Gartens Schattengänge,
dort, wo verhallt der Ruf der Flötenklänge,
dort, wo erstirbt der Menge greller Schrei,
dort sucht die beiden, die vor wenig Stunden
zum Gang durchs Leben Priesterhand verbunden.
Er jung wie sie; Gold ihrer Locken Flut,
er sonngebräunt und sonnenheiß sein Blut;
sie sechzehn kaum, und noch ein Kind im Herzen,
wo reif sein Sinn den Jahren vorgeeilt,
sie schelmenhaft, geneigt zu muntern Scherzen,
die er nicht liebt und doch aus Liebe teilt,
verwandt und Spielgenossen und vermählt,
kein Band, sie innig zu verknüpfen, fehlt.

Dort lehnen sie, mit Strahlen hell umflossen
vom Mondlicht, wie von ihrer Liebe Glück,
und selig still, fest Hand in Hand geschlossen,
scheint ihnen, stumm versenkend Blick in Blick,
der Strom der Zeit versiegend abgeflossen,
und grau in Nebel sinkt der Raum zurück.
„Francesco", ruft's, „Ginevra", hallt es wider,
„Mein Leben," spricht er, Fieberbrand im Blick,
„Du meine Seele!" haucht es ihm zurück;
und wonnetrunken sinkt er vor ihr nieder,
springt wieder auf, umschlingt sie, hält sie fest
und fester an sein pochend Herz gepreßt,
und Küsse raubt er ihr von Mund und Wangen;
„Sei mein, Geliebte!" fleht sein Glutverlangen,
„du bist ja mein, vor Gott mir angetraut!
Des Festes Glanz verlischt; der Morgen graut;
versage dich nicht länger meinem Glück."
Sie aber, sei's, daß mädchenhafte Scham,
sei's, daß sie kind'scher Mutwill überkam,
sie schelmisch lächelnd wirft das Haupt zurück:
„Glück," spricht sie, „Glück! Sie sagen, oft sei Glück
nur süß von außen und von innen bitter.
Glück, heißt es, sei die Goldfrucht hinterm Gitter;
die Schranke sinkt und sie verlockt nicht mehr!
Nein, rüttle, rüttle, mein Gemahl und Herr,
nur noch ein Weilchen an des Gitters Stäben!"
Und spricht es, und wie Elfen rasch entschweben,
und flüchtig wie der Pfeil vom Bogen schnellt,
entwindet sie dem Arm sich, der sie hält,
entschlüpft sie des Verfolgers hast'gen Händen,
weiß listig da und dorthin sich zu wenden,
bis des Altanes Pforte sie gewinnt.
Und: „Nein, du fängst mich nicht so leichten Kaufes,
gut Nacht, Francesco!" ruft sie vollen Laufes
mutwillig ihm zurücke und entrinnt!

Er will ihr folgen: doch er hemmt den Schritt:
es ist sein Glück, die Fülle seiner Wonne,
die plötzlich blendend wie das Bild der Sonne
ihm überwält'gend vor die Seele tritt.
Er läßt sie fliehen, gönnt ihr, sich zu letzen,
der Kindlichen, an kindischem Ergötzen;
denn vor ihm liegt, ein Talgrund grün und traut,
das Bild der Zukunft lächelnd ausgebreitet,
und Blumen sprießen rings, wohin er schreitet,
und Früchte reifen rings, wohin er schaut;
schon tritt ihm blühend Tag für Tag entgegen
und Jahr für Jahr, und jedes bringt nur Segen,
und fromm zum Himmel hebt er seinen Blick,
als wollt er seine heil'gen Sterne fragen,
wie er verdient so überreiches Glück,
und wie sein Herz es fassen soll und tragen! —
Tor, wacht kein Engel, warnend dir zu sagen:
„Trau nicht dem Glück! Wohl reift sein Ährenmeer,
und rüstig schon zur Sichel greift der Schnitter,
da zuckt aus Nachtgewölk der Blitze Speer,
und Ernte hält vernichtend das Gewitter!"

Verhallt war draußen längst der Menge Toben,
erlöschend gehen in Orsinis Haus
der Kerzen Glanz, des Festes Jubel aus,
in Dämm'rung rings war schon die Nacht zerstoben,
da lenkt Francesco traumerwacht den Sinn
vom Kommenden zum Gegenwärt'gen hin;
ihm winkt Ginevras dunkler Strahlenblick,
ihm blüht der Brautnacht still verschwiegnes Glück,
und er enteilt, zur Strafe sie zu ziehen,
die ihm zu trotzen wagte, ihn zu fliehen.
Schon steht er an des Brautgemaches Schwelle,
er pocht und pocht, doch niemand spricht: Herein;
und eingetreten sieht er sich allein
in seines Rosenlichtes Dämmerhelle. —
Wie, sollte im Alkoven, ihn zu necken,
Orsinis holdes Kind sich ihm verstecken?
Doch er steht leer; nur vom Balkon her wehte
berauschend süß, als wär's Ginevras Hauch,
der Duft herein von einem Rosenstrauch. —
„In der Kapelle weilt sie im Gebete!"
vertröstet er sein ungeduldig Herz
und steigt die Stufen hastig niederwärts,
und rasch betritt er die geweihten Hallen;
doch schwarze Nacht umfängt ihn; feucht und kalt
von Moderdüften fühlt er sich umwallt,
als wär er lebend schon der Gruft verfallen;
und plötzlich durch die hohen Fenster bricht
Mondlicht herein, als spräch's: Hier ist sie nicht!
Da stürzt er fort, stürzt Treppen auf und nieder,
sucht da und dort durch Hallen und Gemach,
Orsinis Alter schreit vom Schlaf er wach,
fragt, forscht, erzählt, und fort — fort treibt's ihn wieder,
und angstgestachelt folgt ihm jener nach
und forscht wie er auf längst durchforschten Wegen.
Hier flüstert's — nein — doch horch! von dorther schallt
Geräusch von Schritten! — „Halt, wer geht da? Halt!"
Doch sie — die zwei nur stürzen sich entgegen!
„Ginevra? Rede!" — „Weißt du nicht zu sagen?" —
so kreuzen wie zwei Schwerter sie die Fragen,
die Antwort wechseln sie in einem Blick
und wenden ruhlos beide sich zurück,
zu forschen wieder in des Hauses Runde,
um wieder sich zu treffen ohne Kunde.

‚Ginevra" schallt es hier, „Ginevra" dort,
und höhnend widerhallt die Wand das Wort,
doch ihrer Stimme Klang wird nicht vernommen! —
Entfloh sie, lösend ein verhaßtes Band?
War beßrer Rat ihr über Nacht gekommen?
Entführte sie bei Nacht dem Heimatstrand
ein Kaperschiff nach Algiers fernen Buchten?
Wer mocht es sagen! Rings zur See, zu Land,
vergebens suchten alle, die sie suchten;
ein Sonnenstrahl, der glänzte und entschwand,
ein Liedesklang, der tönte und verwehte,
ein grünes Blatt, das heut im Wind sich drehte
und morgen führt der Sturm es übers Land,
ward ihrer jemals eine Spur gefunden?
Und so war sie, und so war sie verschwunden!
Und einsam sitzen Vater und Gemahl
erloschnen Blickes, eingefallner Wangen,
und starren vor sich hin im weiten Saal,
vom Fest her reich mit Kränzen noch behangen;
rings Becher umgestürzt beim frohen Mahl,
zerrißne Larven, ausgebrannte Kerzen;
sie aber sitzen mit gebrochnen Herzen,
und Wahnsinn wirbelnd kreist um ihre Scheitel,
und ihnen ist, als schriebe an die Wand
mit Flammenzügen eine Geisterhand:
„Traut nicht dem Glück, denn alles Glück ist eitel!"

Ein halb Jahrhundert war seitdem verstrichen;
der alte Mann, der lange Tag für Tag,
ob Frost, ob Sonnenhitze draußen lag,
durch Genuas Straßen mühvoll kam geschlichen
und lauernd stets das Auge, stumpf und starr,
mit blödem Lächeln da und dorthin sandte
und niemals fand und suchte immerdar
und seufzend dann nach Haus sich wieder wandte:
er lag gebettet längst in tiefem Frieden
und suchte nicht vergebens mehr hinieden. —
Francesco auch fand längst, was er begehrt,
den Schlachtentod durch ein Osmanenschwert.
Sie schliefen alle fest in ihren Grüften,
die einst geschwelgt in jener Nacht voll Düften,
die einst geflüchtet vor des Morgens Jammer;
und wieder schmückt zu Festen froh und laut,
zur Hochzeitsfeier einer holden Braut
sich im Palast Orsini Saal und Kammer.
Und froh begleitet von der Diener Schar,
durchmißt das Brautpaar musternd seine Hallen,
verteilet die Gemächer nach Gefallen
und nimmt des künft'gen Haushalts ordnend wahr.
Durchwandert war das Haus auf allen Wegen;
der Prunksaal war, das Schlafgemach erwählt,
ein Kabinett nur für die Herrin fehlt,
ein heimlich Lauschversteck der Ruh zu pflegen.
Und jetzt betreten sie ein Kämmerlein,
bestellt, unnützes Hausgerät zu wahren,
und uneröffnet, scheints, seit vielen Jahren;
nur matt und dämmernd dringt der Sonne Schein
durchs spinngewebumflorte Fenster ein;
doch draußen um die Scheiben spielen Ranken
von frischem Efeu und von wildem Wein
und grüßen nickend ins Gemach hinein,
wie hoffnungsgrüne, freundliche Gedanken!
„Gefunden!" ruft das Brautpaar jubelnd aus,
„kein Ort so traut, so still im weiten Haus;
als ob zum Träumen er geschaffen wäre!"
„Nur schade," setzt die Braut hinzu, „zu klein,
nimmt dort am Pfeiler doch der alte Schrein
wurmstichig, morsch, in unbeholfner Schwere
ein Dritteil fast des ganzen Raumes ein." —
„Mißfällt er dir, so soll er ohne Säumen,"
versetzt der Bräutigam, „die Stelle räumen."
Und winkt den Dienern: „Weg dort mit dem Schrein!"
Doch als geschäftig jene nun ihn fassen,
will seine Last von ihrem Platz nicht lassen,
kreischt unter ihren Händen, ächzt und stöhnt,
und plötzlich löst sich, laut wie Donner dröhnt,
der Deckel aus den Fugen, birst entzwei,
hoch auf wallt Staubgewölk, und jetzt — ein Schrei
zuckt gellend laut ringsum von jeder Lippe —
jetzt zeigt sich ihren Blicken ein Gerippe!
Hohläugig grinst sie all der Schädel an,
als lächelt er und zeigt den weißen Zahn;
und auf dem Scheitel ruht im blonden Haar
ein Myrtenkranz, zerstäubend im Berühren;
Geschmeide, die Orsinis Wappen führen,
nehmt funkelnd um den Knochenarm ihr wahr;
was glänzt am Finger? ist's des Traurings Schimmer?
Er ist's — und hier in ihres Sarges Trümmern
der Rest von allem, was Ginevra war.
Ja sie, sie ist es, und dies ist ihr Sarg;
sie dachte nicht solang darin zu liegen,
als schelmisch lächelnd sie hineingestiegen
und neckend drin sich vor dem Gatten barg;
wie strebte sie, sich recht hineinzuschmiegen,
zu schließen über sich des Deckels Rand;
der aber, bleiern schwer, entschlüpft der Hand,
die Feder fällt ins Schloß; ein Schlag, ein Schrei,
vergebnes Rufen, ängstliches Bestreben,
die Wucht des Deckels wieder aufzuheben;
Gewimmer und Gestöhn — dann ist's vorbei,
der Atem aufgezehrt, die Sinne schwinden!
Ein blühend Leben frisch und fromm und rein,
ein liebetrunken Herz empfing der Schrein,
und ließ ein Häufchen Asche wiederfinden!

Glück, was ist Glück? — ein Schatten und nicht mehr —

* * *

Karl Ferdinand Dräxler-Manfred.

Geb. am 17. Juni 1806 zu Lemberg, gest. am 31. Dezember 1879.
Romanzen, Lieder und Sonette 1826. Neuere Gedichte 1828. Gedichte 1838.

Eine Szene auf Java.

Da wo der Jakkatarg die heiße Welle
hindrängt ins dunkle Tal von Samarang,
steht eine Hütte an umbuschter Stelle,
ein leichtes Zelt aus grünem Blätterhang.

Die Palme und der Pisang mußten schmiegen
mit ihrem Laube sich zur grünen Wand,
worüber gitterartig Stäbe liegen
aus Pfefferrohr als festerer Verband.

Von rückwärts legt die Samakazitrone
die goldnen Äpfel auf das niedre Dach,
und vorne nickt aus seiner hohen Krone
der Brotbaum dem Geräusch des Flusses nach.

Ein stiller Friede liegt auf dieser Hütte,
so scheints; kein Tier, kein Vogel störet ihn;
indessen wälzt in ihrer grünen Mitte
verzweifelnd sich ein Mann am Boden hin.

Das krause dunkle Haar zeigt den Malaien,
schwarzgelb die Haut, vom eignen Nagel wund:
vor kurzem noch der Schmuck von Javas Freien,
jetzt liegt er da hinwinselnd wie ein Hund.

Sie haben heimlich ihm sein Weib entrissen
und an den Sklavenhändler hingefeilt,
drum ist sein Herz und Angesicht zerrissen
und seine Lippe bebt und flucht und heult.

Am Tage wälzt er sich in seinen Pfählen,
doch wenn im heißen Ostmousson die Nacht
Vampire schickt, der Menschen Schlaf zu quälen,
so schleicht er nach dem tiefen Tale sacht.

Dort steht der Bohon-Upas giftgeschwollen
und pflanzt in Trauerlauben selbst sich fort.
An seinem Stamme siehst du niederrollen
in reichen Tropfen tausendfachen Mord.

Und aus dem Hemde reißt hier der Malaie
den hohlen, dreigeschliffnen scharfen Stahl
und dreht ihn in dem schwarzen Todesbreie,
bis er gefüllt, wohl zehn- und zwanzigmal.

Dann geht er still nach Haus die grüne Gasse,
grimm lachend, wie er nie gelacht zuvor,
und holt vom Dach die kleine Calebasse,
ein unberührtes Vatererbe, vor.

Ein Zaubertrank ist's, hohen Mut verleihend,
tun sich der Schlacht, des Todes Pforten auf:
er trinkt ihn rasch, dem Tode still sich weihend,
denn morgen gilt's den wilden Ammoklauf.

Als nun der Tag anbricht im vollen Strahle,
wie fiebern alle seine Pulse da,
wie glüht sein Kopf! Fort stürzt er aus dem Tale
und läuft zur Straße von Batavia.

Blutlechzend rennt er fort: es ist als flöge
geschwungnen Dolchs durch Straßen er und Feld,
Malaie, Christ, Chinese auf dem Wege,
wen seine Rache trifft, der fällt.

„Ein Ammokläufer!" hallt es furchtbar wider,
geschart in Waffen brechen alle auf,
vom Tode zu erretten ihre Brüder,
zu enden der Verzweiflung Mörderlauf.

Jetzt blitzen die Gewehre ihm entgegen;
er sieht's und wendet sich zur raschen Flucht;
doch sie verfolgen ihn auf seinen Wegen
hin an des Jakkatarg entfernte Bucht.

Sein Hüttendach erklimmt er jähen Satzes,
den Dolch noch immer in gekrampfter Hand,
die dichtbelaubten Bäume rings des Platzes,
sie decken ihn wie eine grüne Wand.

Jetzt nahen sie in dichtgedrängten Kreisen,
sie sehen ihn, schon zielet ihr Geschoß:
da schwingt er schnell das blutgefärbte Eisen
und führt ins eigne Herz den Todesstoß.

Und niederkollert wie ein Ball die Leiche,
es fließt das Blut vom Dache und im Staub;
die zwanzig Schüsse fuhren ins Gesträuche
und trafen der Zitrone dichtes Laub.

Sie schüttelte wie eine goldne Träne
die Frucht auf Javas Schmerzensohn herab:
das war die erste und die letzte Träne,
die da getropft auf des Malaien Grab.

* * *

Johann Gabriel Seidl.

Geb. am 21. Juni 1806 in Wien, gest. am 18. Juli 1875 ebenda. Dichtungen 1826—28. Flinserln, Österreichische G'stanz'ln, G'sang'ln und G'schicht'ln 1828—37 (Gesamtausgabe unter dem Titel: Gedichte in niederösterreichischer Mundart 1844). Bifolien 1836. Liedertafel 1840. Lieder der Nacht 1851. Natur und Herz 1853. — Gesammelte Schriften, herausgeg. von Hans Mey 1877. Ausgewählte Werke, herausg. von Wolfgang von Wurzbach, Leipzig.

Die Begegnung.

Das Feld vorm Friedhof schimmert fahl
im kalten, bleichen Mondesstrahl;
zwei schwarze Leichenwagen ziehn,
der eine her, — der andre hin.

Zwei Männer sitzen schlummernd drauf,
die Rosse wissen selbst den Lauf;
die Wagen rollen, schwer wie Blei,
grad aneinander dumpf vorbei.

Den beiden, die der Nord, so scharf,
in dumpfen eis'gen Schlummer warf,
erdröhnt das Rollen an ihr Ohr, —
sie schrecken aus dem Schlaf empor.

Sie halten still auf ihrer Bahn
und schaun sich düster lächelnd an:
der deutet auf die Leiche drin,
der auf den leeren Wagen hin.

„Ich hol' ihn erst!" — „Ich hab' ihn schon!" —
„Kommt uns wohl beiden nicht davon!" —
Ob's früher, ob es später fiel,
es leitet doch ans eine Ziel.

Die Männer scheiden wieder stumm
und sinken dumpf in Schlummer um. —
Nach wenig Stunden rollt es schwer,
der eine hin, — der andre her.

Die Bardeninsel.

Auf Bardsey[1] da ist es so tot und wüst;
erst spät, wann der Abend die Insel begrüßt
und herangereift bis zur Mitternacht,
scheint rings das Leben auferwacht.

Da steigt aus der Erden ein bläuliches Licht,
und hinter dem Lichte wohl manches Gesicht,
hier, — dort, — dort, hier von Nebeln umwallt,
und gewinnet allmählich bestimmte Gestalt.

Gesichter zu Tausenden schauen hervor;
das bläuliche Licht wogt höher empor

[1] Auf der Insel Bardsey befinden sich 20000 Bardengräber darunter auch Merlins Grab.

und hebt sich und webt sich zum luftigen Zelt,
das der Mondschein als Knauf zusammenhält.

Schon sind die Gesichter zu Körpern gereift
in wallenden Kleidern, mit Silber gestreift;
und über den Wolken des Bartes thront
ein Auge so frisch und so mild wie der Mond.

Und in aller Hände sind Harfen gelegt,
und in aller Harfen sind Töne bewegt:
daß es rauschet, wie Stürme, doch lieblich und mild,
daß es lispelt wie Weste, doch kräftig und wild.

Und in Mitte der riesigen Bardenschar,
mit funkelnden Augen und flatterndem Haar,
schwebt hoch in den Wolken der Geist des Merlin
und rauschet im Sturm durch die Saiten dahin:

„Wir steigen allnächtig aus finsterer Gruft
und füllen mit Schauern der Vorwelt die Luft
und kehren ins Grab bei des Morgens Blick
und lassen die Schauer der Vorwelt zurück!"

So singt er, — und zweimal zehntausend mit ihm
durchbrausen die Harfen mit Ungestüm; —
da schimmert's im Osten, da fallen im Nu
wohl zweimal zehntausend Gräber zu!

Mac-Gregors Nachtritt.

Mac-Gregor reitet durch Sturm und Nacht, —
da bäumt sich des Reiters Rappe mit Macht:
„Hei, Rappe, willst weiter! was steigst du empor?
was sperrst du die Nüstern und spitzest das Ohr?" —

Das Roß steht auf einem Grabe wohl, —
draus dröhnt es so zürnend und dröhnt es so hohl:
„Halt, Reiter! — Kaum lag hier verscharrt mein Leib,
so hast du gewaltsam gefreit mein Weib!

Halt, Reiter! — Ich habe zu rechten mit dir,
was schlägst du mein Weib, mein getreues, mir?
Was raufst du es wund, wenn es Tränen mir schenkt
und mein vorm Entschlummern allnächtig gedenkt?

Halt, Reiter! — Und hast du dein Herz nicht erweicht,
und weint sie noch einmal das Polster sich feucht,
so such ich zusammen mein schlotternd Gebein
und hol dich zur nächtlichen Zwiesprach ein!"

Der Tote schweigt; der Rappe reißt aus
und rennet durch Nacht und Sturm nach Haus:
der Reiter aber steckt tief im Hut
und nähret im Herzen die grollende Wut.

„Ei, Weibchen! — die Toten empörst du zum Streit;
laß, Weibchen, — die Toten sind friedliche Leut':
bad' immer in Tränen das Polster dein,
heut sollen es blutige Tränen sein!

Dich freit ich, so wähnest du, törichte Maid?
dein frisches Gesichtchen, das hab ich gefreit:
und Weinen entstellt ein frisches Gesicht,
und willst du nur weinen, so brauch ich dich nicht!"

Vom Rappen springt er, — und pocht und pocht, —
doch still ist's im Haus; — er schäumet und kocht;
und sprengt die Tür und stürmt auf sein Weib
und furcht ihr mit Striemen den schlummernden Leib.

Sie ruhet aber und reget sich nicht,
kein Weinen entstellt ihr das schöne Gesicht,
und ihr langes goldiges Lockenhaar
dient ihr zur goldig glänzenden Bahr.

Mac-Gregor sieht es und spottet und lacht
und reitet hinaus in die finstere Nacht:
Da sammelt der Tote sein schlotternd Gebein
und holt den Mac-Gregor zur Zwiesprach ein. —

Der Lachschädel.

„Hab euch in meinem Leben gar manchen Zoll gebracht,
will nichts mehr von euch wissen, ihr Tränen, gute Nacht!
Habt nie mein Aug gekühlet, gelindert nie mein Weh,
erblinden will ich eher, als wieder weinen je.

Und lachen will ich, lachen, — wenn alles um mich weint,
und lachen will ich, lachen, — wenn mir der Tod erscheint,
und danken will ich's jedem, der noch ins Grab mir lacht;
gut' Nacht, ihr falschen Tränen, — ich brauch euch nicht, gut' Nacht!"

So sagt von allen Tränen einst Clepsanus sich los
und wirft, gebeugt von Schmerzen, sich in der Freude Schoß;
als Minstrel mit der Zither durchzieht er Irlands Höhn,
wo tolle Zecher lärmen, da ist er gern gesehn.

Er weiß so schnurrige Liedlein, daß schnell der Ernst entflieht,
er schneidet so tolle Gesichter, daß jeder lacht, der's sieht;
auf jedes Gauklers Brettern ist er ein willkommner Gast,
ein Schalksblick auf die Leute, so platzt die Bude fast.

Und Liebende, die weinten, sie lachten, wenn er erschien,
und Grollende, die zankten, vergaßen des Grolls durch ihn,
und trat er mitten durch Fackeln ins schwarze Leichenhaus,
als wahrer Tränenbanner trieb er die Klag' hinaus.

Und doch schien seine Kurzweil nur toll gewordner Schmerz,
wenn seine Lippen lachten, so war's, als weinte sein Herz. —
So grüßt er einst mit Lachen den Tod in stiller Nacht,
nachhallt es in öder Kammer, als hätt' auch der Tod gelacht.

Schon lag er längst begraben, man sprach von ihm nicht mehr.
Die über ihn einst lachten, — still lagen sie um ihn her;
da grub der Totengräber das Grab, worin er schlief,
zurecht für einen andern, dem auch sein Stündlein rief.

Und einen Schädel zieht er aus halbvermorschtem Schrein
und lehnt ihn, emsig schaufelnd, beiseit an einen Stein;
jetzt rastet er vom Werke, blickt auf den Schädel hin, —
wie packt's ihn so gewaltig! sitzt denn der Satan drin?

Das Grabscheit läßt er fallen, die Augen sperrt er auf,
als lehnt am Stein ein Wunder, so starrt er glotzend drauf —
und lacht, die Lenden sich haltend, daß er sich biegen muß,
und lacht schier zum Ersticken: „Das ist der Clepsanus!"

Da naht mit Posaunenschalle der düstre Leichenzug;
sie ziehn vorbei am Steine, sie weinten lang genug;
kaum sehn sie nur den Schädel, so ist's um sie geschehn,
ableeren sie die Bahre und bleiben lachend stehn.

Da hilft kein Zerren und Sperren, wer nie gelacht, der muß,
das Echo trägt's auf die Berge: „Das ist der Clepsanus!" —
Ein tröstlich Ding sind Tränen um einen verstorbnen Mann;
als Clepsanus drauf verzichtet, tat er nicht wohl daran.

Der Wiedertäufer.

(1568.)

Über Hollands Moorgeländen lagert schwer die Winternacht,
auf die Erde drückt der Himmel wie ein sternenloser Schacht,
nur ein zweifelhaftes Schneelicht wirft unsichren Dämmerschein
in der trostlos öden Fernen mattes Nebelgrau hinein.

Wie ein straffgezogner Teppich liegt die weiße Heide da,
spiegelglatt, ununterbrochen, ohne Hügel fern und nah;
überweht die niedern Deiche, plattgefüllt die seichten Becken,
und kein Haltpunkt für das Auge rings auf meilenweiten Strecken.

Alles still, nur daß der Ostwind ächzend durch die Nacht hin stöhnt,
wie von einer fernen Walstatt dumpfes Sterbgewimmer dröhnt;
und es ist danach im Lande: denn ein Schlachtfeld ist's geworden,
wo der Haß und die Verfolgung unter Albas Fahne morden.

Alles ruht wie ausgestorben, keine Scheib' ist mehr erhellt,
kalt ist jeder Herd, kein Vogel regt sich mehr, keine Dogge bellt,
doch — und sieh! vom Dorf Asperen huscht es längs den weißen Matten,
pfadlos einer — und noch einer, wie zwei flücht'ge, schwarze Schatten.

Ha, so flieht nur die Verzweiflung, so verfolgt der Haß allein,
wahrlich, Opfer nur und Henker können diese Schatten sein;
Opfer ist ein Wiedertäufer, ist Herr Richard Willemson,
und der Henker ist ein Zöllner, Albas findigster Spion.

Betend noch zu später Stunde kniet Herr Willemson allein
in der wohlverschloßnen Stube bei der Lampe mattem Schein,
sein Gemüt, sein andachtvolles, wie's der Wiedertäufer Weise,
in ein schlichtes Lied ergießend, innig, rührend, aber — leise.

Leise, aber nicht zu leise für den schleichenden Spion,
der mit angehaltnem Atem horchend einsog Ton für Ton
und, ein sprungbereiter Tiger, lauernd vor der Türe lag,
bis er, seiner Beute sicher, kund sich tat durch raschen Schlag.

Willemson fährt auf erschrocken: — „Ha, so meldet sich kein Gast!" —
Sich behend durchs Fenster schwingend, rennt er fort in toller Hast,
hinter ihm sein wilder Jäger, der für seine Beute zagt,
ohne Wahl durch Nacht und Nebel geht die grause Menschenjagd.

Über Felder, über Deiche, — o der Fuß der Angst ist leicht! —
über Zäun' und Gräben fliegt er, unaufhaltsam, unerreicht;
jetzt durchgellt ein Pfiff die Gegend, — ha! — ein unheilkündend Zeichen:
fand ein Wolf des Wandrers Fährte, findet bald er seinesgleichen.

Seine letzten Kräfte sammelnd, keucht arbeitend Willemson,
seinen Treiber, erst noch ferne, spürt er nah und näher schon,
matte Lichter sieht er flimmern und Gestalten sich bewegen, —
jetzt im raschen Vorsprung wieder stürzt er sich dem Strom entgegen.

Dünn nur ist des Eises Spiegel, doch dem Fuße dicht genug,
der nur in Gespensterschritten drüber hinstreift wie im Flug;
schon am andern Ufer klettert Willemson erschöpft empor,
horch, da schallt ein knitternd Krachen, und ein Schrei schlägt an sein Ohr.

Ha, im Schneelicht sieht er's ringen, sein Verfolger ist in Not,
vom geborstnen Eis verschlungen, kämpft er schreiend mit dem Tod.
Ja — das ist des Himmels Rache, juble, Richard, du bist frei!
Aber nein, für Richards Ohren wars nicht seines Henkers Schrei.

Eines Menschen Schrei nur war es, eines Menschen, — ha! — wohl gar
eines Gatten, eines Vaters: — und sein Recht ist die Gefahr;
schnell entschlossen, rasch gewendet, dringt er bis zur Spalte vor,
zieht aus schwarzem Todesschlunde den Geretteten empor.

Starr, ungläubig faßt der Zöllner seines Retters Hand und dankt,
dankt zerknirscht, indes vom Ufer Fackelschein herniederschwankt.
„Flieht, die Häscher!" kreischt er angstvoll, — ha! zu spät schon sind sie da,
grinsend knebeln sie ihr Opfer, hören spottend, was geschah.

„Schont des Manns, er ist mein Retter!" fleht der Zöllner auf den Knien —
„Schweig," so drohn sie, „solche Beute soll dem Holzstoß nicht entfliehn!
Willst mit Weib und Kind du brennen? Ketzer ist, wer Ketzer schont,
und du weißt, wie Alba strafet, und du weißt, wie Alba lohnt!"

Also seinem Häscherhandwerk fluchend wohl zum erstenmal,
treibt er vor sich her sein Opfer, selbst ein Opfer eigner Qual,
o wie gerne ging er lieber selbst verspottet, selbst gekettet,
statt zum Tode den zu schleppen, der das Leben ihm gerettet.

Jetzo stehn sie vorm Gerichte, wenn zu nennen ein Gericht,
wo dem ungehörten Lamme Fuchs und Wolf das Urteil spricht.
„Wiedertäufer" ist die Klage, „Tod durchs Feuer" ist der Spruch,
klingend Gold der Dank des Hasses, und des Hasses Frucht der Fluch.

Sieh! sein Flammenzeichen lodert aus den Scheitern schon hervor,
schreit mit tausend roten Zungen schon zu Gott um Rach empor;
aber ruhig, in den hellen Purpurmantel eingeschlagen,
steht der Dulder, wie Elias, der Prophet, im Feuerwagen. —

Ja, der war ein Wiedertäufer, seine Kläger hatten recht,
zweimal war der Mann getaufet, und zu beiden Malen echt:
einmal als ein Christ mit Wasser in des eis'gen Stromes Fluten,
dann als Märtyrer mit Feuer in des Scheiterhaufens Gluten.

* * *

Anastasius Grün.

(Pseud. für Alexander Graf von Auersperg.)

Geb. am 11. April 1806 zu Laibach in Krain, gest. am 12. September 1876 in Graz.

Blätter der Liebe 1830. Der letzte Ritter 1830. Spaziergänge eines Wiener Poeten 1831. Schutt 1836. Gedichte 1837 Nibelungen im Frack 1843. Der Pfaff vom Kahlenberg 1850. — Sämtliche Werke, herausg. von Anton Schlossar, Leipzig.

Ein Schloß in Böhmen.

In Böhmens Bergen hocheinsam liegt
in Trümmern eine Veste,
dran Efeu sich statt des Mörtels schmiegt,
drin Geier die schmausenden Gäste.
Der Feind zerbrach einst Wall und Turm,
Gebälk und Getäfel fraß der Wurm,
die Zeit zerrieb die Reste.

O Wunderblick ins Tal hinein
und über die Berg und Lande!
Raff auf die Knochen, dein morsch Gestein,
steig auf im alten Gewande,
du Leiche jetzt, o Väterschloß,
ersteh zum Leben neu und groß,
ein Schmuck und Stolz dem Lande!

Der junge Ritter sprach's und gebot.
Die Felsen im Bruch zerknallen,
im Flammengewölb der Kalkstein loht,
die Riesen des Forstes fallen,
und stämmige Stiere keuchen bergan
mit Sparren und Quadern, mit Sims und Altan,
mit Balken und Säulen der Hallen.

Hei, an den Bau griff Hand an Hand,
ein Tagwerk gab's aufs beste,
der neue Bau zwier mannshoch stand
schon über dem Trümmerreste!
Doch weh, was der Tag zu Werk gebracht,
zerfallen ist's wieder über Nacht,
in Schutt liegt morgens die Feste.

„O schlechter Mörtel, schlechtre Hand!
gebt Kraft ihm mit starkem Weine
und zwingt mit eiserner Klammern Band
die ungehorsamen Steine!"
Und so geschahs; doch über Nacht
zerfiel, was der Tag zu Werk gebracht;
nur Trümmer im Morgenscheine!

Zum Ritter tritt ein Werkmann alt:
„Sieh hin und uns nicht fluche;
das Rüstholz liegt, wo sie's fällten, im Wald,
die Quadern unten im Bruche!
In solcher Art kein Bau zerfällt,
den hat ein gewalt'ger Feind zerschellt;
laß Wächter stehn dem Besuche."

Die Wächter lehnen bei Nacht am Wall.
Da fächeln so lau die Weste,
der Mond bestreut ihr Aug' mit Metall,
in Träumen flüstern die Äste;
da schlummern sie leise, leise ein.
Man fand sie am Morgen unterm Gestein,
in Trümmern lag die Feste.

Der Ritter sprach: „Nur Mut bewahrt!
ans Werk, und laßt das Trauern!"
Das geht nicht zu in rechter Art,
denkt er bei sich mit Schauern.
Gen Kloster Kukus trabt er dann:
„Herr Abt, o schließt des Segens Bann,
Ihr könnt's, um meine Mauern!"

Zu Nacht umwallten des Tages Bau
der Abt und seine Genossen,
der Weihrauch wirbelt ins nächt'ge Blau
vom Glanz der Fackeln umflossen.
Sie trugen ihm Kreuz und Weihbronn vor,
der Mönche Lieder in ernstem Chor
sich durch die Nacht ergossen.

Seht dort, behelmt, langbärtig am Wall
von riesigem Leib drei Recken!
Seht sie im Harnisch von dunklem Metall
drei Äxte hochauf strecken!
„Im Namen des Herrn, der dem All gebeut,
ihr Söhne der Nacht, steht Rede heut!"
der Abt riefs fast mit Schrecken.

Drauf aber erhoben die drei das Wort,
kein irdisch Singen noch Sprechen!
ein Brausen war's des Walds, der verdorrt,
ein Rauschen von wallenden Bächen,
ein Todesjubeln der Glock' im Turm,
ein Herbstfrohlocken, das der Sturm
ausjauchzt über Stoppelflächen:

„Ihm Ruhm und Lob! Ihm Preis und Ehr!
Wir fliehn nicht vor seinem Namen.
Hier ist kein Haus für Lebendige mehr,
hier reift des Todes Samen.
Der Herr sprach: Tötet nicht, was da lebt!
Doch auch ins Leben zu wecken bebt,
was dem Tode verfallen! Amen!

Nie grünt der Baum, den gefällt dein Beil,
nie glimmt der Stern, der verlodert,
nie grast der Hirsch, den erlegt dein Pfeil
was des Todes, nicht heim mehr fordert!
Nie mehr wird blond dein Schneehaupt, Greis,
nie weckt den toten Leib dein Geheiß,
noch minder den Geist, der modert!" —

So sprachen sie; abschütteln dabei
ihr dürres Laub die Äste;
die blanken Äxte schwingen die drei,
da bekreuzen sich fromm die Gäste;
ein mächtiger Schlag, ein donnernder Knall,
ein Staubgewölk, ein dröhnender Fall!
In Trümmern liegt die Feste.

Botenart.

Der Graf kehrt heim vom Festturnei,
da wallt an ihm sein Knecht vorbei.

Hallo, woher des Wegs, sag an!
wohin, mein Knecht, geht deine Bahn?

„Ich wandle, daß der Leib gedeih,
ein Wohnhaus such ich mir nebenbei."

Ein Wohnhaus? Nun, sprich grad heraus,
was ist geschehn bei uns zu Haus?

„Nichts Sonderliches! Nur todeswund
liegt Euer kleiner weißer Hund."

Mein treues Hündchen todeswund!
Sprich, wie begab sich's mit dem Hund?

„Im Schreck Eur Leibroß auf ihn sprang,
drauf lief's in den Strom, der es verschlang."

Mein schönes Roß, des Stalles Zier!
Wovon erschrak das arme Tier?

„Besinn ich recht mich, erschrak's davon,
als von dem Fenster stürzt Eur Sohn!"

Mein Sohn! Doch blieb er unverletzt?
wohl pflegt mein süßes Weib ihn jetzt?

„Die Gräfin rührte stracks der Schlag,
als vor ihr des Herrleins Leichnam lag!"

Warum bei solchem Jammer und Graus,
du Schlingel, hütest du nicht das Haus?

„Das Haus? ei, welches meint Ihr wohl?
das Eure liegt in Asch' und Kohl'!

Die Leichenfrau schlief ein an der Bahr,
und Feuer fing ihr Kleid und Haar.

Und Schloß und Stall verlodert im Wind,
dazu das ganze Hausgesind!

Nur mich hat das Schicksal aufgespart,
Euch's vorzubringen auf gute Art."

Liebfrauenkirche.

Tönend fließt im See die Welle,
Kähne schaukeln in den Nieden,
auf der Insel die Kapelle
blinkt aus grünem Waldesfrieden.

Ihre Glockenrufe gleiten
zitternd über Wellenkreise,
dringen tönend in die Weiten,
sterben dann verhallend leise,

daß die Schwalben, die da fliegen,
in Musik die Schwingen baden,
in Musik sich lieblich wiegen
Schifflein auf den Wellenpfaden.

Bald wie Sehnsucht, bald wie Klagen
kommt der Glockenton gezogen,
jetzt ein schüchtern stockend Fragen,
jetzt der Hoffnung voll'res Wogen.

Wundersames eignes Klingen,
als ob Fühlen im Metalle!
Um zu Herzen so zu dringen,
pocht ein Herz wohl in dem Schalle.

Nicht des Glöckners Hände führen
taktgerecht die Glockenstränge;
gläubig an das Seil zu rühren,
drängt sich hier die Pilgermenge.

Denn die Sage kündet's allen:
Wem vergönnt das Seil zu schwingen,
was er bei der Glocke Hallen
wünschen mag, es soll gelingen!

Ruhlos tönt das Glöcklein immer,
tönt zu allen Tageszeiten;
denn die Wünsche schlummern nimmer,
pilgern ruhlos in die Weiten.

Ob die Klänge voller schwellen,
ob im Wind sie leis vergehen,
immer über diesen Wellen
schwebt des Geistes mächtig Wehen.

Und du fühlst, vom Hauch getroffen,
durch die eigne Brust die Fluten,
all der andern Leid und Hoffen,
fremde Schauer, fremde Gluten;

fühlst, was Herzen kann bedrängen,
was sie sporne, was sie quäle;
denn es tönt in jenen Klängen
durch das All die Menschenseele.

Junggesellentod.

Der unbeweibte Ritter liegt
im Sterbepfühl voll Gram,
kein Weib sich weinend an ihn schmiegt,
kein Sohn um Segen kam.

Im Vorgemach der Mägde Schar
flicht mit Gesang den Kranz,
zu schmücken seine Totenbahr
mit reiner Lilien Glanz.

Da faßt den Ritter herbes Weh:
„O daß ich hier allein,
der letzte meines Stamms, vergeh
und sink in nichts hinein!

Es sproßt der Baum, vermodert schon,
in Sam' und Wurzeln fort!
Die flücht'ge Wolke ist der Sohn
des Stroms, im Sand verdorrt!" —

Da reicht der Schloßkaplan zum Kuß
ein Demantkreuz ihm dar:
„Dies Kreuz schickt Hedwig Euch zum Gruß,
die meine Mutter war."

„Und wenn dir Hedwig Mutter heißt,
nenn ich lieb Söhnlein dich!
Es senke tief in deinen Geist
der Segen Gottes sich!

Dies Schloß mit Burgkapell und Wart'
als Erbteil fall's dir zu:
Nicht mit Gebet und Meß gespart
für meiner Seele Ruh!"

Ein Röslein von Rubinen rein
beut ihm des Gärtners Hand:
„Frau Adelheid, mein Mütterlein,
entsendet Euch dies Pfand."

„Ist Adelheid dein Mütterlein,
mir an die Brust, mein Kind!
Ins Herz und auf die Blumen dein
fleuß Gottes Segen lind!

Dir schenk ich Garten, Wies' und Hain
und dort das Winzerhaus;
du sorgst wohl, daß auf meinem Stein
nie gehn die Blumen aus."

Es trat sein Page drauf vor ihn
mit einem Ring von Gold:
„Dies schickt Euch Mutter Melusin',
ob Ihr's erkennen wollt?"

„O Melusinens Sohn, sei mir
mein liebstes Kind genannt!
Gotts Segen stähle für und für
dir Brust und Mark und Hand!

Das schönste Rößlein, das mich trug,
mein bestes Schwert sei dein:
das trägt noch meinen Namenszug,
führ's würdig mein und dein."

Da rauschen Schritte vor dem Schloß,
da hört er Kinderschrei:
„O Gott, dein Segen ist zu groß!"
Da bricht sein Herz entzwei.

Dem Glockenklang, dem Sarge nach
viel Volk man wallen sah,
des Ritters Wappenschild zerbrach
des Kaisers Herold da.

Am Sarg der Junggesellenkranz,
bevor er sinkt zur Gruft,
grüßt in gar wunderseltnem Glanz
noch Berg und Tal und Luft.

Der Weidenbaum.

Welch ein Blühen, Duften, Quellen
in des Königs Artus Garten!
Früchte aller Zonen schwellen
zwischen Blüten aller Arten.

Nur am Teiche eine Weide
steht gebeugt in stummer Klage,
wie versenkt in tiefem Leide,
daß sie nicht auch Früchte trage.

Die gelösten Haare fallen
nieder ihr; ein grün Verstecke,
dran die Kön'gin fand Gefallen
und auch Lanzelot, der kecke.

Auf dem Baum sitzt jetzt der König,
im Gezweig sich wohl versteckend,
sein gesalbtes Haupt ein wenig
allzuweit hervor nur streckend.

Traun, das hat er fein ersonnen!
Hier will er das Paar belauschen,
denn, so hört er, hier am Bronnen
pflegt es Kuß um Kuß zu tauschen.

Sieh, die Kön'gin naht der Stelle!
Doch sie sieht die Weide prangen
in dem Widerschein der Welle
und die seltne Frucht dran hangen.

Ha, zu ihr zu lagern wagte
sich schon Lanzelot im Moose;
aber schlau zum Ritter sagte
laut Ginevra jetzt, die lose:

„Seht die Weid' im Teiche strahlen,
lenkt das Aug' drauf, doch genaue;
ob Euch's nennt der Blätter Zahlen?
ob es Früchte dran erschaue?

Eher trägt wohl Frucht die Weide,
eh' zählt Ihr der Blätter Masse,
als ich breche Lieb' und Eide,
meinen Herrn und Gatten lasse.

Wie die Weid' auf Wellentänzen,
ruht sein Bild in meinem Herzen,
und ich will's mit Liebe kränzen,
wie Ihr's schirmt mit Stahl und Erzen!"

Drauf der Ritter: „Ha, wie zeigen
Wellenspiegel doch genaue,
daß sogar ich in den Zweigen
hoch ein nistend Vöglein schaue!

Eh' wird Mensch dies Vöglein werden
und in Menschenworten sprechen,
als dem König je auf Erden
Pflicht und Treu ich könnte brechen.

So ist unserm Bund die Weihe
für des Königs Heil beschieden;
Schützt im Kampf ihn meine Treue,
schmückt ihn Eure Lieb im Frieden."

Artus nickt als wangenroter
Apfel froh aus Zweigeshallen,
und fast vor Entzücken droht er
überreif vom Baum zu fallen.

Spät im Zwielicht, müden Leibes,
schleicht er stille sich nach Hause;
die Verleumder seines Weibes
sperrt er tief in Turmesklause.

Und du darfst nun nimmer klagen,
schöne Weide, die du heute
Frucht von seltner Art getragen,
dran sich manches Herz erfreute.

Ein Märchenerzähler in Irland.

„In Shannons Flut, am Feenpalaste,
ist Gold das Dach und Kristall die Wand,
die schlanken Säulen sind silberne Maste,
und jede Scheib' ein geschliffner Demant.
Nun horcht fein auf, ihr Jungen!"

An Shannons Bord steht, Einsturz drohend,
ein Bau von Erde, wie für den Dachs,
am Boden ein Bündel Reisig lohend,
da wohnt der arme Pfeifer des Sacks.
Und weiter erzählt er den Kindern:

„Holdselige Fee aus Königsgeschlechten!
o Schönheit von Erins Blut und Schlag!
Schwarz ist ihr Haar, wie sein Himmel in Nächten,
blau ist ihr Aug', wie sein Himmel am Tag.
So seid doch still, ihr Jungen!"

Sein krankes Weib, in Lumpen zerrissen,
besänftigt schwer den Säugling, der schreit;
an Mutterbrüsten schon darben müssen!
Entbehrung fürs Leben lernt er beizeit!
Und weiter fährt der Spielmann:

„Und Elfenkinder, rotwangige Kleine,
gar liebliche Pagen, dienen der Fee,
ihr Wort ist Gesang, wie des Vogels im Haine,
ihr Leib ist Glanz, wie der Weihnacht Schnee.
So haltet Fried', ihr Jungen!"

Am Schopfe zerrt der rotköpfige Harry
den pockennarbigen Jack, wie im Krampf,
dazwischen heult die schielende Mary;
um eine Kartoffel ein Zwergenkampf!
Und weiter fährt der Alte:

„In ewiger Jugend der schönste Ritter
der holden Fee zu Füßen sitzt,
von selbst ertönt ihm zur Seite die Zither,
er schlummert, auf ihren Schoß gestützt.
Was stöhnt ihr nun, ihr Jungen?"

Ein Schnarchen der Kinder um die Wette!
Nach hitzigen Schlachten Waffenruh!
Der Pfeifer selbst auf die harte Stätte
sinkt todesmatt, als sänk er zur Truh,
und fällt in Schlaf und Träumen:

Er ist verwandelt! Er selbst der Ritter,
der zu den Füßen der Feie sitzt!
Von selbst ertönt ihm zur Seite die Zither,
er schlummert, auf ihren Schoß gestützt,
schlägt auf zu ihr die Augen:

„Holdselige Fee, das war ein Bangen!
Welch böser Traum! noch bebt mein Leib!
Die sanften Elfen unbändige Rangen!
ein Bettler ich, du ein häßlich Weib,
ein Dudelsack die Zither!

Gottlob, daß ich nun Wahrheit schaue,
der Alpdruck bösen Traums verging!
Wahrheit ist dein Aug', das süße, blaue,
Wahrheit am Tisch Rostbeef und Pudding,
Wahrheit ja Ale und Porter!"

Wie er an ihren brennenden Lippen
so selig des schnöden Traums vergißt!
Wie schwelgt und praßt er! kein halbes Nippen!
ein voller Zug, der ganz genießt
die herrlichen Feengaben!

Der eiserne Mann.

Der Sieger, ganz in Eisen,
tritt ins ersiegte Land,
er will noch lang ihm weisen
die harte, ehrne Hand.

Geharnischt ist der Wilde
bis an die Zähne schier,
mit Schienen, Helm und Schilde,
mit Panzer und Visier.

Den breiten scharfen Degen
fest um den Leib geschnallt,
so wallt in Blütengehegen
die starre Schreckgestalt.

Es rasseln die Erzgewande,
wo Quell und Lerche singt,
und Eisen bringt er dem Lande,
das goldnen Segen ihm bringt;

das ihm nun tritt entgegen
im grünen Frühlingskleid,
das rings auf seinen Wegen
ihm Blumen aufgestreut.

Er hebt im Stahlgewande
den Kelch mit Wein gefüllt,
der ringsherum im Lande
von sonn'gen Hügeln quillt;

er tränke gern vom reinen,
da hemmt ihn sein Visier,
ein Mundkorb will's ihm scheinen;
da löst er die läst'ge Zier.

Er steht im Kleid von Eisen,
wo Tanzmusik erklingt
und in des Landes Weisen
jedwede Sohle beschwingt;

auch ihn will's drehn und regen,
doch zwischen die Beine schlägt
ihm rasselnd der lange Degen,
bis er zur Seit' ihn legt.

Er drückt im Stahlgewande
ans Herz die schönste Maid,
wie manche hier im Lande
der Rosen und Reben gedeiht;

er wünscht, auch sie empfände
des Herzens Schlag und Brand;
da schnallt er vom Leibe behende
des Panzers Scheidewand.

Und zwischen Viol und Rose
legt nachts er sich zur Rast,
weich sind des Lagers Moose,
hart seiner Rüstung Last;

was ihm an Arm und Hüften
noch blieb von Erz zurück,
er will's vom Leib sich lüften,
er löst es Stück für Stück.

O Wunder um die Wette,
die drauf der Morgen erhellt:
den Sieger fesselt die Kette,
entwaffnet ist der Held!

Da liegt er auf Blumen gebettet,
womit das Land sich schmückt,
von Rebgirlanden gekettet,
von Rosenfesseln umstrickt!

Und wie durchs Kerkergitter
durch grünes Astwerk dicht
blickt der gefangne Ritter
zum Himmel, frei und licht!

Sankt Hilarion.

Auf Zypern ist es Lesenszeit,
der Jubel jauchzt von den Hügeln weit!

Vor seinem Weinberg steht ein Mann,
sieht all die Fülle behaglich an,
die Rebenreihn voll blauer Frucht,
fast bricht den Stock die süße Wucht,
die durstigen Schläuche, trunkbereit,
die Kufen und Krüge weithin gereiht, —
denkt heimwärts auch an sein Töchterlein,
ihm geboren vor der Tage drein:
das macht, daß über sein Angesicht
es leuchtet wie freudiges Sonnenlicht.

Und aus der bauchigen Krüge Schar
wählt er die größten, wohl fünfzig Paar:
„Ihr Wänste, zecht mir vom köstlichsten Wein,
bald sollt ihr wie Tote begraben sein.
Im Erdengrunde da gärt und ruht,
eint Altersmilde mit Jugendglut,
bis jenes Bäumlein am Waldessaum
einst ragt als schlanker Palmenbaum,
bis in der Wiege mein Mägdlein traut
einst ragt und blüht als liebliche Braut.
Dann aber heraus aus dem Erdenschrein,
Aussteuer und Hochzeitsgäste zu sein;
dann wallet ans Licht und füllet hold
die Herzen mit Lust, die Kisten mit Gold!"
Da wandelt, des Gottessegens froh,
vorbei des Weges Hilario.
Der Herr des Weinbergs zu ihm spricht:
„O seht rings Fülle, Glanz und Licht,
daß fröhliches Aug' und Herz zum Fest
dem Frömmsten selber nicht übel läßt!
Drum seid, eh der Winzer die Traube faßt,
zur Vorkost morgen mein lieber Gast,
und da die Freude nicht gern allein,
laßt etliche Freunde mit Euch sein."

Des Morgens im Weinberg steht der Mann,
schon schreitet Hilarion hinan,
doch hinter ihm wallt's von Schritten schwer,
ein Menschenschwarm ist's, ein ganzes Heer!
In Talaren schwarz, in Kutten braun,
bedächtig, ehrwürdig anzuschaun,
Goldkreuz an der Brust und Skapulier,
in Händen Rosenkranz oder Brevier:
dem Manne scheint's, auf den Beinen sei
die ganze heilige Klerisei.
Drauf lockig rotwangiger Kinder Zahl,
die Hoffnung des Staats, der Schulbank Qual,
das schäkert und balgt sich, als wäre heut
die Mär vom Pygmäenkrieg erneut.
Dann schreitet ein Zug gar bunt geschart
in Farben und Stoffen jeder Art,
der ein' im Faltenwurf stolz geputzt,
der andr' im Wams schlicht zugestutzt,
Goldketten und Stab von Elfenbein,
Schnappsack und Knotenstock zwischendrein,
die ganze Bürgerschaft ist da
der guten Stadt Nicosia!
Noch wogt es unabsehbar heran.
Wie's glitzert und funkelt im Talesplan
von Helmen bunt, von Schwertern hell,
von Panzern blank, von Gewändern grell,
Geschwader von Reitern traben in Reihn,
Legionen von Fußvolk hinterdrein!
Dem Manne deucht, es marschiere zur Schlacht
des Kaisers sämtliche Heeresmacht,
es sei um seinen Weinberg gebannt
der ganze Lehr-, Nähr- und Wehrestand.
Doch ist dies nur, er merkt es schon,
mit etlichen Freunden Hilarion.
Das macht, daß jenem vom Angesicht
fortzieht das freudige Sonnenlicht.

Und als es nun ans Kosten ging,
zu tief, zu hoch kein Träublein hing;
der keltert im Helm den süßen Most,
der stopft die Kapuze mit Traubenkost,
heimdenkt ein dritter an Weib und Kind
und füllet die Tücher und Taschen geschwind,
bis man im Weinberg nur hier und da
manch Beerlein an dürren Kämmen noch sah:
wo Tagwerk für hundert Winzer gnug,
gibt's Arbeit kaum für zwei mit Fug.
Des Weinbergs Herr läßt's geschehen sein,
denkt heimwärts still an sein Töchterlein;
das macht, daß um sein Angesicht
fast trübe sich's, wie ein Wölklein, flicht.

Auf des Berges Gipfel Hilarion stand,
gen Himmel gewendet Aug' und Hand;
um sein Antlitz quoll ein sonniger Glast,
von den Fingern ihm funkt's wie Phosphor fast:
„O Herr, dein Wille kanns nicht sein,
daß, wer andre tränkt, verdurste allein,
daß dessen eigenes Kind verwaist,
der fremde Kinder gelabt, gespeist;
drum öffne des Segens Schleusen, wir flehn,
laß deine Engel geschäftig gehn,
berühre des Weinstocks Auge lind,
wie Christus die Wimpern dem blinden Kind,
erfülle die dürren Stengel mit Saft,
wie Lazarus' Leiche mit Lebenskraft,
und schwelle die lechzenden Krüge an,
wie du auf Kanas Hochzeit getan,
mit köstlichem Born, der, eingedenk
des göttlichen Ursprungs, die Durst'gen tränk,
mit deinem Lichte die Häupter erfüll',
mit deiner Milde die Herzen umhüll'!
Und nun, ihr Winzer, wohlan getrost,
nun pflückt die Trauben und keltert den Most!"

Sie gehn ans Werk mit saurem Gesicht,
schwer drücken werden die Körbe sie nicht;
sie denken, die Predigt war nicht schlecht,
mehr Trauben aber wären auch recht!
Doch seltsam geht's den Winzern her,
die dürren Kämme wiegen so schwer,
noch hie und da in Blättern versteckt
manch Träublein schalkisch den Suchenden neckt,
und wie sie das Laub hinweggedrängt,
dahinter noch Traub' an Traube hängt;
zuweilen scheint's, sie schnitten vom Stab
dieselbe Traube schon zwölfmal ab,
bis Kufen und Schläuche vollauf versorgt
und Nachbar dazu noch die seinen borgt.
Der Gastfreund vergräbt die Krüge von Stein,
statt hundert müssen's dreihundert sein;
das macht, daß auf sein Angesicht
heimkehrt das freudige Sonnenlicht.

Und zu Hilarion spricht er so:
„O bleibt des Gottessegens froh,
bis wir die Krüg' einst graben zu Tag,
dann seid mein Gast zum Festgelag,
und da die Freude nicht gern allein,
laßt etliche Freunde mit Euch sein!"

Unheimliche Gäste.

Das war der Dechant von Haselbach,
der gastfrei' und ehrenfeste,
er segnet beim Opfer Brot und Wein,
doch trinkt und ißt er nicht gern allein
und denkt schon der kommenden Gäste.

Da steht mit dem Kännlein der Ministrant
und flüstert ins Ohr ihm leise:
„Sie kommen nicht! Denn der eine jagt,
der andr' erwartet die neue Magd,
der dritte rüstet zur Reise."

Dem Alten entglitt der Meßkelch fast,
des heiligen Orts vergessen:
„Der Dachs im Bau nur schmaust allein,
da lad ich mir lieber drei Teufel ein!"
im Schmerze schwört er's vermessen.

Doch kaum gesprochen, bereut er's schon;
im Pfarrhaus sitzt er jetzt betend,
da klappert im Hofe Pferdegetrab,
drei seltsame Junker springen ab,
flink in die Hausflur tretend.

Er seufzt: „Aha, da sind sie schon!"
Doch artiglich grüßen die andern:
„Wir hörten vom gastlichen geistlichen Herrn
und lüden auch uns zu Tische gern
mit Hunger und Durst vom Wandern."

Er nickt sein Ja, schlägt still sein Kreuz
und weiß sich schnell zu fassen;
doch reicht er den Gästen nicht die Hand,
in ihrem Handschuh glimmt ja ein Brand,
drum wagt er nicht ihn zu fassen.

Er mustert die drei vom Scheitel zur Zeh,
ein Büschlein am Hut trägt jeder,
das Schuhwerk scheint nicht von zierlichstem Bau,
den Pferdfuß drunter erkennt er genau,
wie oben die Hahnenfeder.

Er denkt: Die Mahlzeit verleid ich euch,
ihr sollt's nicht zweimal wagen!
Dann winkt er den Mesnerjungen herbei:
„Zieh deinen Chorrock an als Livrei
und roten Talar und Kragen.

Ins Salzfaß streu Sankt Stefanssalz,
ein Kruzifix begleit es,
gieß Weihbrunn in die Kannen ein,
die Krüge füll mit Kirchenwein,
zum Imbiß bring nur Geweihtes."

Meßglöcklein rufen die Junker zum Mahl,
doch tafeln sie unerschrocken;
Weihwasser lassen sie Wasser sein,
sie tauchen den Gaum in den Opferwein,
ins heilige Salz die Brocken.

Und Abend wird's; vom Altare holt
der Knabe geweihte Kerzen;
sie zünden am Licht die Pfeifen an,
verschwinden in Nebeln und Wolken dann,
man hört nur ihr Singen und Scherzen.

Wie er so tapfer sie zechen sieht,
dem Dechant beginnt zu bangen:
„Die Zeiten werden gar schlimm und schwer,
selbst Teufel glauben an gar nichts mehr!
Mein Mittel will nicht verfangen."

Da wünschen die Junker ihm: „Wohl bekomms!"
und danken für Trank und Speisen:
„Wenn wir dereinst im eigenen Haus,
vergelten wir gern den heutigen Schmaus,
dann wollt uns die Ehr erweisen."

„Verzeiht, ihr Herrn; mir tun nicht gut
die überheizten Gemächer;
auch schmeckt verbrannter Braten nicht fein,
hab lieber den eigenen sauern Wein
als Pech und Schwefel im Becher." —

Längst ward zu Gast von größerem Herrn
der gute Alte geladen;
jetzt blickt er von seinem Stern ins Land,
hat längst in den Gästen von damals erkannt
Studenten auf Wanderpfaden.

Und der euch gesungen diesen Reihn,
war selber bei der Geschichte,
war einer von den fahrenden drein;
er hat getrunken des Dechants Wein,
geküßt des Dechants Nichte.

*

Das rechte Wort.

Die Auen ein fürstlicher Jagdzug weckt,
inmitten die kaiserlich' Majestät;
die Bäume sich neigen, doch nicht aus Respekt,
es beugt sie der Wind, der die Wipfel verdreht;
der Himmel, unartig, schickt böses Wetter,
schwer fallen die Tropfen, hin wirbeln die Blätter;
da ruft der Durchlauchtigst' auf seinem Gaul:
„Ah, schaut's, jetzt regnets mir gar ins Maul!"

Indes die ipsissima verba ein Graun
verbreiten im Zug, laßt ein Monument
aus jener Zeit, sein Bild, uns beschaun;
ich trag's in der Tasche, Siebzehner man's nennt:
Ein Lorbeerkranz in Perückenwildnis,
und eine Lippe, sonst nichts! — so sein Bildnis,
draus männiglich sieht, wie dem frommen Mann
gar leicht in den Mund das Wasser rann.

Ihr Hoflakaien, nun rennt und sprengt:
ein Regenschirm ist's, was retten kann!
Hofmarschall beschließt ganz still: Der Mann,
der des Kaisers Hut gemacht, der hängt!
Hofmedikus denkt: Nach dem Ebenmaße
wohnt friedlich der Mund im Schatten der Nase,
Durchlauchtigste Nase verschmäht das System;
wie stell ich nun dieses der Nase genehm?

Schön tröstet den Kaiser der Hofjesuit:
„Der Priester dir Weihbronn entgegenhält,
wenn die Majestät in die Kirche tritt;
ein Dom des Herrn ist Wald und Feld,
Gott selber hat hier den Weihbrunn ergossen
zu grüßen dich, den Frommen, den Großen!"
Der Kaiser wird grimmig, wie König Saul:
„Zum Teufel! mir regnets noch immer ins Maul!"

Der eine erstarrte, der andere lief,
der rang die Hände, der stand wie im Bann;
am Eichbaum lehnt in Gedanken tief
der Günstling des Herrn und sann und sann;
auf springt er jetzt, heiliger Sendung trunken,
die Stirn ihm umsprühn der Erleuchtung Funken:
„Mein allergroßmächtigster Kaiser geruh
und schließe die Lippen huldreichst zu!"

Lobsinge, du heiliges römisches Reich!
Wie leicht du zu schirmen, zu retten bist!
Geschoß der Kartaunen und Schwerterstreich
trifft nicht wie ein Wörtlein zu rechter Frist;
send immer dir's Gott zur rechten Stunde,
und Fürsten, die horchen dem rechten Munde,
und Räte zu weisem Rate nicht faul!
dem Kaiser regnet es nimmer ins Maul.

*

Die Leiche zu Sankt Just.

Aus Sankt Justi Klosterhallen
tönt ein träges Totenlied,
Glocken summen von den Türmen
für den Mönch, der heut verschied.

Seht den Toten! Wie von welkem Blute
schlingt ein roter Reif sich um sein Haupt;
ob einst drauf zur Buß ein Dornkranz ruhte?
nein, die Krone lag auf diesem Haupt!

Die Kapuze zieht ein Mönch ihm
tief jetzt übers Auge zu,
daß die böse Spur der Krone
drin verhüllt, verborgen ruh.

Einst das Zepter hielt sein Arm erhoben;
rüttelte gleich dran die halbe Welt,
er hielt fest und höher es nach oben,
wie ein Fels, der eine Tanne hält.

Diese Arme beugt dem Toten
jetzt ein Frater zu Sankt Just,
drückt ein Kreuz darein und beugt sie,
ach so leicht! verschränkt zur Brust.

Wie des Regenbogens Himmelstiege
glomm der Tag, der ihm das Licht beschied,
Kön'ge schaukelten da seine Wiege,
Königinnen sangen ihm das Lied.

Doch ein Mönchchor singt das Grablied
jetzt in alter Melodei,
wie er singt, ob Grabeslegung
oder Auferstehung sei.

Seht, die Sonne sinkt, die aus den Reichen
dieses Toten nie den Ausgang fand;
dieses Abendrot im Gau der Eichen
ist ein Morgenrot dem Palmenland,

Und die Glocken leiser klingen:
schöne Täler, lebet wohl!
Und die Mönche heiser singen:
schnöde Welt, o fahre wohl!

Einmal noch durchs Kirchenfenster nieder
blickt zum Sarg der Sonne mildes Rot,
was sie hier sieht, dort zu künden wieder,
wie der Herrscher beider Welten tot!

Hirt und Hirtin doch im Tale,
wie da Glocke klingt und Lied,
beten still, entblößten Hauptes,
für den frommen Mönch, der schied.

Aus dem Romanzenkranz „Der letzte Ritter".

Der Zweikampf.

Allmorgens, wenn das Frührot durch Goldgewölbe stob
und glühende Purpurrosen um Berg' und Türme wob,
da sprengt ein fränkischer Ritter zum deutschen Lagerfeld
und trabt auf stolzem Rosse ringsum von Zelt zu Zelt.

Der zog mit höhnischem Lächeln die bärt'gen Lippen schief
und hielt vor jedem Zelte, schlug an den Schild und rief:
„Heraus, du kühner Deutscher, der mit mir wagt den Streit,
zur Ehre seines Landes, zur Ehre seiner Maid!"

Sie ließen's ihn so treiben — das waren Deutsche nicht!
ein jeder blieb im Zelte und tat, als hört er's nicht!
Drauf sprengte der tolle Ritter im stolzen Satz davon,
und wie zehntausend Teufel scholl ferne noch sein Hohn.

Und wieder flammt im Osten der lichte Purpurschein,
und wieder brach den Landen der goldne Tag herein,
und wieder sprengt der Franzmann zum deutschen Lager heran,
in Erzgewand gerüstet vom Fuß zum Haupt hinan.

Ein roter Helmbusch wogte kühn um sein stolzes Haupt,
mit roten Federn hatt' er des Rosses Stirn umlaubt,
um seine Schultern spielte ein rotes Wappenkleid,
des Rosses Rücken deckte manch purpurrot Geschmeid.

Und eine Schärpe trug er so rot wie junges Blut,
die Farbe hat er erwählet, die Farbe läßt ihm gut,
denn von des Meeres Borden bis tief ins Franzenland
war er der große Würger von alt und jung genannt.

Und wieder zog er höhnisch die bärt'gen Lippen schief
und sah aufs deutsche Lager, pocht an den Schild und rief:
„Heran, du wackrer Deutscher, der mit mir prüft die Wehr,
zur Ehre seiner Dame, zu seines Landes Ehr!"

Dem Vollmond gleich, wenn plötzlich er durch Gewölk sich drängt,
kam jetzt auf schnellem Zelter ein Rittersmann gesprengt,
der hat sein kühnes Antlitz in Gittererz vermummt,
ihn kennt nicht Frank' und Deutscher, und alles rings verstummt.

Auf seinem Helme zeigt sich kein schmucker Federstrauß,
ein goldner Stern nur neigt sich aus blanken Öhrlein heraus;
ist's der Purpurstern der Liebe, der, ach, so schnell vergeht?
ist's der blasse Stern der Hoffnung, der ewig leuchtend steht?

Es wogt um seine Schultern kein schmuckes Wappenkleid,
ein rauher Eisenpanzer ist seiner Brust Geschmeid,
nur eine Silberschärpe wallt um des Busens Wehr,
drauf steht mit güldnen Zügen gar zierlich: Gott die Ehr!

Als könnt er unterliegen, so zog der Rittersmann,
doch daß er kam zu siegen, das sahn ihm alle an;
es war von Gold und Wappen sein Eisenschild nicht schwer,
doch flammt in seinem Herzen gar herrlich: Gott die Ehr!

Schon schart sich ringsum deutschen und fläm'schen Volkes Troß,
schon wehen all die Banner, — jetzt tönt Trompetenstoß!
Da sprengten aneinander die zwei mit Sturmesmacht,
es klirrten laut die Schilde, und Speer und Panzer kracht.

Die Speere sind zersplittert! Nun blitzet Schwert an Schwert,
jetzt glaubt der fränk'sche Würger schon seine Kraft bewährt,
von seines Schwertes Streichen zersprang manch Eisenband,
es barst der Helm des Gegners und taumelt in den Sand.

Sieh! nieder auf den Nacken rollt goldner Haare Strom,
zwei klare Augen leuchten blau wie des Himmels Dom,
drin glänzt auch eine Sonne, so blendend rein und licht,
solch eine deutsche Sonne verträgt der Franzmann nicht.

Er stutzt und starrt geblendet, das Schwert entsank der Hand,
als sei aus Geisterlanden ein Rächer ihm gesandt;
des Deutschen Schwert doch wettert mit mächt'gem Stoß auf ihn,
jetzt schwinden ihm die Sinne, er stürzt zur Erde hin.

Da jubeln all die Deutschen, da jauchzet Mann für Mann:
„Heil deutscher Racheengel! Heil Maximilian!"
Der aber wirft von dannen die blutbefleckte Wehr
und sinkt in seine Knie und betet: Gott die Ehr!

*

Salonszene.[1]

Abend ist's; die Girandolen flammen im geschmückten Saal,
im Kristall der hohen Spiegel quillt vertausendfacht ihr Strahl,
in dem Glanzmeer rings bewegen, schwebend fast und feierlich,
altehrwürdige Matronen, junge schöne Damen sich.

Und dazwischen ziehn gemessen, schmuck im Glanze des Ornats,
hier des Krieges rauhe Söhne, Friedensdiener dort des Staats.
Aber einen seh ich wandeln, jeder Blick folgt seiner Bahn,
doch nur wenig der Erkornen sinds, die's wagen, ihm zu nahn.

Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,
er, der im Kongreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt.
Doch seht jetzt ihn! wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
wie manierlich gegen alle, höflich gegen groß und klein!

Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
aber freundlich mildes Lächeln schwebt ihm stets ums Angesicht,
wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,
oder wenn, wie welke Blumen, Königreiche er zerstückt.

Gleich bezaubernd klingt's, wenn zierlich goldne Locken jetzt er preist,
oder wenn er Königskronen von gesalbten Häuptern reißt;
ja fast dünkt's mich Himmelswonne, die den sel'gen Mann beglückt,
den sein Wort auf Elbas Felsen, den's in Munkats' Kerker schickt!

[1] Dieses wie das folgende Gedicht aus der Sammlung Zeitgedichte „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (1831).

Könnt Europa jetzt ihn sehen, so verbindlich, so galant,
wie der Kirche frommer Priester, wie der Mann im Kriegsgewand,
wie des Staats bestallter Diener ganz von seiner Huld beglückt;
und die Damen, alt' und junge, erst bezaubert und entzückt.

Mann des Staates, Mann des Rates! da du just bei Laune bist,
da du gegen alle gnädig überaus zu dieser Frist;
sieh, vor deiner Türe draußen harrt ein dürftiger Klient,
der durch Winke deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt.

Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheit,
trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;
Östreichs Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
sieh, es fleht ganz artig: Dürft ich wohl so frei sein, frei zu sein?

Warum?

Seht, sie haben an das Rathaus aufgeklebt ein neu Edikt,
drauf aus den geschlungenen Lettern noch manch andre Schlinge blickt;
ein possierlich kleines Männlein liest's und hält sich still und stumm,
unterfängt sich nicht zu murren, leise frägt es nur: Warum?

Auf der Kanzel stöhnt, wie Eulen, wimmernd gegen Sonnenlicht,
hier ein Mönch, an dem die Kutte wohl das einz'ge Dunkle nicht,
dort ein Abt, an dem der Krummstab wohl nicht alles ist, was krumm;
stets gelassen hört's der Kleine, lispelnd leise nur: Warum?

Wenn mit Hellebard' und Spießen sie auf Spatzen rücken aus,
wenn sie lichtscheu ohne Fenster aufgebaut ihr neues Haus,
wenn das Schwert, das sie befreite, sie zu Fesseln schmieden um,
sieht er's ruhig und gelassen, fragt nur still vor sich: Warum?

Wenn sie mit Kanonen schießen auf die Lerche, leichtbeschwingt,
die wie ein Gebet der Freiheit singend durch die Wolken dringt,
wenn den Dichtergaul am Markte sie beim Schwanze zäumen um,
will er drob sogar nicht lachen, sondern seufzet nur: Warum?

Auf der Sprache garbenreichem unermeßnem Erntefeld
hat ein einz'ges goldnes Körnlein er sich liebend auserwählt;
und aus ihrem reichen Meere, rauschend laut um ihn herum,
fischt er eine einz'ge Perle, nur das Männerwort: Warum?

Doch der weise Rat bescheidet streng vor sich den Mann und spricht:
„Eurer frevelhaften Frage ziemt, fürwahr, die Antwort nicht!
Unser Tun, es sei dem Volke ein verschloßnes Heiligtum!"
Ruhig hört den Spruch das Männlein, nur bescheiden fragt's: Warum?

Wütend springen all' vom Sessel, daß der Ratstisch taumelt drein!
In Arrest bei Brot und Wasser ziehn sie den Rebellen ein,
lassen in den Bock ihn spannen; und in Eisen schließen krumm:
doch er duldet's still gelassen, spricht kein Wörtlein als: Warum?

Morgens muß er gehn zur Beichte, dann aufs Feld, im Karren fort!
Schützen stehn in Reih und Gliede, laden stumm die Flinten dort:
Feuer! ruft's, die Röhre krachen! Blutig sinkt der Frevler um,
doch von bleichen Lippen schaurig stöhnt es röchelnd noch: Warum?

Über seine Leichengrube wälzen sie noch einen Stein,
dann zum feierlichen Hochamt eilen sie zum Dom hinein,
brünstig danken sie dem Himmel, daß der Schreier endlich stumm,
doch bei Nacht auf seinen Grabstein schrieb ein Schalk das Wort: Warum?

*

Der alte Komödiant.

Der Vorhang rauscht und fliegt empor,
ein alter Gaukler tritt hervor,
mit Flitter sattsam ausstaffiert,
sein ehrlich Antlitz rot beschmiert.

Du alter Mann mit dem weißen Haar,
wie dauerst du mich im Herzen gar,
der du vorm Grabe gaukelnd springst,
damit du vom Pöbel ein Lächeln erzwingst!

Ein Lächeln über ein greises Haar
und über die nahe Totenbahr!
Dies eines Lebens höchster Preis!
des deinen, armer, armer Greis!

Des Greises Hirn ist schwach und alt,
der Liebsten selbst vergißt er bald;
du aber zwängst mit Müh und Pein
noch eitlen Floskelkram hinein.

Des Greises Arm ist abgespannt,
man sieht nur noch die müde Hand
zum Segen für Kind und Enkel erhöht
und fromm gefaltet zum Gebet.

Doch deine Hand schlägt fort und fort
den tollen Takt zu wüstem Wort,
und all die Mühe, armer Mann,
damit der Pöbel lachen kann.

Und schmerzt dich auch dein morsch Gebein,
ei was, 's ist längst ja nimmer dein!
Du magst wohl weinen, alter Mann,
wenn nur die Menge lachen kann!

Der Greis sich in den Lehnstuhl setzt,
ei, wie das seine Glieder letzt!
„Der macht sich's auch bequem, fürwahr!"
so murmelt's spöttisch durch die Schar.

Mit leisem abgebrochnen Ton
beginnt er mühsam seinen Sermon —
„Der hält nun auch kein Schlagwort mehr!"
so zürnt es strafend ringsumher.

Der Greis lallt nur manch tonlos Wort,
die Stimme bebt, es will nicht fort;
noch ist sein Spruch nicht ganz heraus,
da schweigt er, als ging sein Atem aus.

Das Glöcklein schellt, der Vorhang sinkt,
wer ahnt's, daß ein Totenglöcklein klingt?
Die Menge trommelt und pfeift dabei,
wer ahnt's, daß ein Leichenlied dies sei?

Der Alte lehnt im Stuhle tot,
doch Leben heuchelt der Schminke Rot,
die auf dem Antlitz blaß und kalt,
wie eine große Lüge, prahlt.

Sie blieb auf des Alten Angesicht,
wie eine Grabschrift, die da spricht,
daß alles Lug und Trug und Dunst,
sein Leben, Treiben, seine Kunst!

Sein Wald, gemalt auf Leinwand grün,
rauscht über sein Grab nicht klagend hin!
Es ist sein ölgetränkter Mond
um Tote zu weinen nicht gewohnt.

Die Kunstgenossen umstehn den Greis,
und einer spricht zu seinem Preis:
„Heil ihm, denn, traun, ein Held ist der,
der auf dem Schlachtfeld fiel, wie er!"

Ein Gauklerdirnlein als Muse gar
legt dann dem Greis ins Silberhaar
den grünpapiernen Lorbeerkranz,
vom vielen Gebrauch zerknittert ganz.

Zwei Männer sind sein Leichenzug,
die sind, den Sarg zu tragen, genug;
und als sie ihn zu Grabe gebracht,
hat niemand geweint und niemand gelacht.

* * *

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Geb. am 29. April 1806 in Wien, gest. am 3. September 1849 ebenda.

Gedichte 1836. Ausgewählte Werke, herausg. von Richard Guthmann, Leipzig.

Bithon und Kleobis.

Bereit ist alles. Weiße Rosen
umblühn das Haupt der Priesterin;
sie wallt einher mit stillem Sinn,
es strömt die Menge zu mit Tosen;
in Lust und Prangen
wird Heres Opferfest begangen.

Seht hin! die Priesterin besteigt,
die Herrliche, den Silberwagen,
des weißen Kleides Falten schlagen
sich groß um sie, wie sie sich neigt;
und weiß erglänzt
der Jungfraun Kreis, der sie umkränzt.

Der Hohen Auge ruht mit Wonne
auf ihrer Söhne holdem Paar,
die sie beim Morgengruß der Sonne
am Jahrstag dieses Fests gebar
und früh gelehrt
verehren, was ihr Volk verehrt.

Sie wuchsen so, die lieben Knaben,
im Dienst der Gottheit fröhlich auf,
erwarben ohne Schmerz und Kauf
Reinheit und Kraft, die höchsten Gaben.
— Doch Freunde, seht,
weshalb der Zug noch stille steht?

„Die weißen Rosse, die den Wagen,
wie sonst, zum Tempel führen sollten,
als wir zum Dienst sie schmücken wollten:
sie flohn — und sind nicht zu erjagen —
im Blitzesnu
der nahrungslosen Freiheit zu!"

Erschrocken hört's die Priesterin —
Schon ist die Schar zum Aufbruch fertig,
die Göttin des Tributs gewärtig,
und leicht erregt ist Heres Sinn —
Wer schaffet Rat?
die Worte selten, oft die Tat.

Und sieh! — die goldgelockten Söhne
der hehren Frau — mit gleicher Hast,
wie von der Gottheit Macht erfaßt
(daß echter Dienst das Opfer kröne),
sie stehn und bücken
dem heil'gen Joche ihren Rücken.

So in erstaunten Volkes Mitte
führt die gelenke Zweigestalt,
das Haar vom Silberzaum durchwallt,
die Mutter mit gemeßnem Schritte
und frohem Sinn
zum weitentlegnen Tempel hin.

Sie aber schweigt, entzückt im stillen,
und opfert nach der alten Sitte;
dann weilt sie in des Tempels Mitte
und fleht emporgewandt zu Here,
was sie begehre,
dies eine Mal ihr zu erfüllen:

„Nicht nach eitler Toren Weise,
Göttin!" fleht die Priesterin,
„Schicksalsrad rollt ew'ge Gleise,
wandelvoll ist Menschensinn;
was uns unten wahrhaft frommt,
ihr allein erkennt es droben;
was ihr wirkt, ich werd es loben,
preisen, was von euch uns kommt.
Dies Gefühl im Busen fleh ich,
wolleſt meinen Kindern lohnen!
Sterbliche sind des nicht fähig, —
lohnt sich frommer Sinn mit Kronen?
Wolleſt ihnen unter allen
Losen, die den Menschen fallen,
jenes gönnen, das ihr hohen
Götter selbst das beste nennt, —
welches Feinde nicht bedrohen
und der Mensch vielleicht nicht kennt!"

Noch weilt, noch betet sie, die Hohe, Reine,
da sieht man ihre Söhne, sich umarmend,
wie von des Zaubers leiser Hand getroffen,
vielleicht ermattet von des Dienstes Mühe,
an heil'ger Stätte unbesorgt entschlummern.
Ein sanfter Friede schwebt auf ihren Lippen,
auf ihren Stirnen ruht ein sanfter Friede.
Man scheut sich gern, den süßen Schlaf zu stören,
und läßt sie Haupt an Haupt, die Unschuldvollen,
auf dem geweihten Teppich lächelnd atmen
und kehret heim. Die Knaben aber kehrten
nicht wieder heim. Sie starben so im Schlafe.

Totenfeier.

Im Tale des Gerichts, im engumschloßnen,
wo um zerborstne, sturmgepeitschte Felsen
der schwarze Wald in Dämmerung sich hüllt,
erglänzt aus düstrem Nebel eine Flamme.
Halb sichtbar, von des Feuers dunklem Rot
und von des Mondes blauem Glanz beleuchtet,
ein Bild des Lebens-Zwielichts, stehn des Hains
uralte Stämm' im ernsten Halbkreis da.
Am Eingang in das grüne Labyrinth —
ein Opferaltar, kündend, daß hier Götter
und Menschen wohnen. Aber nun ist's still.
Des Todes Ernst bezeichnet den Moment.
Zuweilen schwebt mit leisen Schritten langsam
ein Schattenbild vorbei. Gedämpfte Stimmen,
von Schluchzen unterbrochen, klingen still,
ein feierlicher Klaggesang, herüber.
Auf reinlich-weißem Lager schläft der Tote,
mit duft'gen Blüten, jungem Grün geschmückt,
und scheint zu träumen. Friede webt um ihn.

O hochbeglücktes Volk! das um den Tod
der Liebe wie der Schönheit Kränze schlingt, —
das vor der Nacht, in die kein Auge dringt,
kein Zerrbild sieht, nur tröstend Abendrot.
Stets lauter, ernster schwillt nun der Gesang,
von Saitenklang und Flötenschall verstärkt,
braust klagend auf im vollen Chor — und stirbt.
Nach ernster Pause hört man eine Stimme:

Das Leben jedes Guten auf Erden
ist ein Ringen, ist ein Ermüden;
des Ermatteten harret Ruhe:
gebt der Erde den Staub zurück!

Von Fackelschein erglänzt nun rings der Hain;
die Lebenden, sie nahn in dichten Schwärmen,
am Bild des Tods sich für den Tag zu stärken.
Sie haben ihn gekannt, an seiner Seite
gekämpft, an seinem Wandel sich erbaut.
Sein Freund trägt die Geschichte seines Lebens,
in ein versiegelt Buch verzeichnet, mit.
Er bricht es auf, er liest. Die Brüder horchen,
des Himmels Sterne, schweigend sehn sie nieder,
das Rauschen in den Zweigen scheint verstummt,
und nur des Gießbachs Brausen aus der Ferne
scheint feierlich den Redner zu begleiten.
Ernst tönt das hohe Wort in stiller Nacht,
es trifft mit Donnerkraft die edlen Seelen,
um ewig drin zu haften. Und er schweigt.
Es schweigt der Hörer Schar; es schweigt Natur,
als übersänne sie ein Menschenleben.

„Tretet nun vor, Väter des Volks!
Was er getragen, was er erkämpft,
ihr habt es vernommen. Richtet gerecht,
richtet das Leben des Dulders nun!"

Der Älteste tritt vor und richtet ernst:
„Was fordert ihr vom Sterblichen? Was kann
er mehr als wollen? Und ist Wollen selbst
sein eignes Werk? Er liebte stets das Gute.
Hat er, was gut sei, stets gewußt? Er fühlte.
Hat seines Herzens Pochen nie geirrt?
Er träumte. Frommt es ihm und euch? Er strebte
nach Weisheit. Fand er sie? Er ward geliebt;
er liebte. Täuschet Neigung nie? Er wirkte.
Wer zieht den Schleier weg, der Taten deckt?
Ihr hörtet die Geschichte seines Lebens:
ein Mensch hat es gelebt, ein Mensch beschrieben;
ein Mensch soll's richten. Nun so hört mein Wort:
Schwer war der Kampf, den wir sein Leben nannten,
und gnädig schaue Gott auf ihn und uns!"

Musik erklang. Ein banger, langer Schall —
die Gruft ward aufgetan und schloß sich stumm
auf ewig über ihrem Opfer zu.
„Ein Rätsel", — so erscholl des Priesters Spruch,
„ist unsre Wanderschaft. Die Parze webt,
und gut sein ist das Beste, was sie spinnt."

Und als sie schon am fernen Hügel wallten,
scholl noch der Jünglinge Gesang herüber:

Es webt das Geschick
ein Geheimnis aus;
wir pilgern im Dunkel.
Das herrlichste Los
ist: gut sein.
Es gießet Licht auf die Pfade.

Und andre Stimmen hörte man erwidern:
Das Angedenken der Toten,
wie eine Gottheit wohnt es
im stillen Herzen;
Kraft dem Entschließen gibt es,
Würde dem Handeln, dem Fühlen Tiefe
und der Freude veredelnden Ernst.
Stumme, düstre Vergänglichkeit!
die du, neben dem Schoß der Natur,
neben dem ewig gebärenden,
deinen Abgrund geöffnet hältst —
lehr uns weise genießen!
Tatenzeugenden, festen Ernst,
Ernst am Sarkophage geholt,
nehmt ihn, nehmt ihn ins Leben mit!
Schlingt in duftiger Kränze Schmelz
auch den einfachen Rosmarin:
denkt der Toten und lebet!

* * *

Karl Matth. Böhm.

Geb. am 20. Dezember 1808 zu Znaim, gest. am 23. März 1876 zu Wien.

Der heilige Franz.

Im härnen Gewand, mit dem Strick um die Lenden,
ging Franz von Assisi', seine Gaben zu spenden.
Er ging auf den Straßen, er schritt durch die Wälder,
er wanderte frisch durch grünende Felder.
Und hat die Sonne den Gipfel erstiegen,
so bleibt er im Schatten, dem kühlenden, liegen
und zieht aus der Tasche die dürftige Speise
und jubelt dem Schöpfer nach heiliger Weise. —
Einst, als er so fromm seine Mahlzeit geendet,
den Blick auf die Fluren, die wogenden, wendet,
gewahrt er ein Vöglein, das lauschend und leise
dem Sitze sich nahet und spähet nach Speise.
Der Heilige, immer zum Geben behende,
streut ihm von dem Brot eine reichliche Spende
und freut sich im Herzen des Hüpfens und Singens
des traulichen Vogels, des lieblichen Schwingens;
bewundert mit Lust sein geflammtes Gefieder
und lächelt ihm zu und streuet ihm wieder
und spricht, wie im Scherz, zu dem niedlichen Tiere:
„Ruf doch deine Brüder, hier hab ich für viere.
O könnt ich euch ätzen bei Nacht und bei Tage,
es wär mir, ihr Kinder, die süßeste Plage!"
Und auffliegt das Vöglein mit flüchtigen Schwingen,
vernehmlich verspricht's, seine Brüder zu bringen.
Es streut der Heil'ge, er harrt eine Weile,
bald kehret das Vöglein in freudiger Eile.
Es bringet drei andre mit schallenden Liedern
und picket das Brot mit den farbigen Brüdern.
„Ihr herzigen Kinder!" ruft Franz mit Entzücken,
„könnt ich ans Herz euch, ans liebende, drücken!"
Und siehe, sie hüpfen, getreu seinem Worte,
heran zu dem freundlichen, göttlichen Orte;
sie schmiegen sich ihm an die Brust mit Entzücken,
er mag sie ans Herz, an das liebende, drücken.
Er küßt sie mit Liebe, die blühenden Kleinen,
läßt flattern sie dann, eine Träne zu weinen.
Und wie sie empor in die Lüfte sich schwingen,
hört er mit Verwundrung die Worte sie singen:
„Dank, heiliger Mann! für die duftende Speise,
wir wünschen dir Glück auf die segnende Reise!" —
Und stumm sitzt Assisi im bunten Gewühle
der großen Gedanken und tiefen Gefühle,
bis endlich der Schöpfung verworrne Gestalten
dem sinnenden Geist sich verständlich entfalten,
als kindlich verschwisterte, irdische Triebe
am heiligen Baume der göttlichen Liebe.
Und wo er auch ruhet, und wo er auch schreitet,
in einsamer Stund', wo der Geist sich bereitet,
da streuet er rufend die nährenden Gaben
und spricht mit der Nachtigall, spricht mit den Raben.
Herbei fliegt die Taube mit wehendem Fittich,
die goldene Ammer, der brennende Sittich;
herbei schwebt der Pfau, dem der Hochmut gefallen,
es kommen die Adler mit friedlichen Krallen;
das ganze Gewölk mit dem bunten Gefieder
schwebt fromm zu den Füßen des Heiligen nieder;
er nennet sie Brüder auf grünender Erde,
mit ihm auch geboren vom schaffenden „Werde!" —
Und immer erglühender wird sein Verlangen,
an Gottes Geschöpfen mit Liebe zu hangen,
die göttlich erkannte Natur zu umfassen
und immer zu lieben und nimmer zu hassen.
Er tritt zu dem Veilchen, er tritt zu der Rose,
daß sie mit ihm rede, daß sie mit ihm kose.
Er bückt sich zur Nelke, der duftenden Kleinen,
er neigt sich zur Lilie, der schuldlosen Reinen.
Und wo er auch geht in den grünen Gehegen,
sie duften ihm blühender, heißer entgegen,
sie flüstern verständliche, himmlische Klänge,
sie singen aufjubelnde Feiergesänge.
Und ruht er, auf ihre kindliche Bitte,
sich manchmal aus in ihrer blühenden Mitte,
so ringelt das Veilchen sich ihm in die Locke,
es neigt sich der Lilie blendende Glocke;
es läßt sich die Rose mit Purpurgefieder
süß lispelnd und fromm auf den Heiligen nieder.
Es rauschet ein wallender Duft in den Bäumen
und trägt ihn empor zu den himmlischen Räumen.

* * *

Eduard Duller.

Geb. am 8. November 1809, gest. am 24. Juli 1853 in Wiesbaden. — Gedichte 1845.

Franz von Sickingen.

I.

Der Todesritter Albrecht Dürer
sitzt in seiner Malerstube zu Nürnberg und spricht:

Was klingt wie Sturmeswehen urmächtig mir ans Herz?
Will aus dem Grab erstehen die Kraft, gesargt in Erz?
Mir deucht, es hätt' geklungen,
als wären Ketten gesprungen,

scharf wie zum welschen Lande der Hauch des Frühlings fährt
von hoher Gletscher Rande, und Eis zu Blut verkehrt.

Jetzt schnaubt's wie Rosses Odem, wie Hufschlag klappert's hell,
das klingt auf deutschem Boden; den Reiter kenn' ich schnell!
Wohlauf, alt Ungewitter!
Durch sprengt ein deutscher Ritter;
der zagt nicht vor dem Sturme, so in den Weg ihm tritt,
auch scheut vor Molch und Wurme nicht seines Rosses Schritt.

Rasch hinter seinem Nacken jagt wohl der arge Feind;
der Ritter wird ihn packen, ihm zeigen, wie er's meint.
Du Meister von Lug und Schande,
merk auf: im deutschen Lande
wird dir ein Damm erbauet, wird dir ein Ziel gesetzt,
daß es dem Teufel noch grauet, wenn er das Volk verletzt!

Franz ist des Ritters Namen, Sickingen sein Geschlecht;
sein Arm wird nicht erlahmen im Kampf für Deutschlands Recht!
Gott hat uns zugeschworen:
Deutschland sei nicht verloren
trotz welschem Ungewitter, trotz Rom und seinem Bann,
drum schuf er Franz den Ritter, der mannlich streiten kann.

Und sagt ihm: vor den Schergen, die umgehn weit und breit,
sollt er das Wort herbergen in der Gerechtigkeit.
Der Wahrheit Reich bestellen,
drum gab ihm als Gesellen
der Herr noch einen Streiter, gefeit und riesengroß,
das ist ein rascher Reiter wohl auf dem schnellsten Roß.

Tod heißt des Franz Geselle, des Herrgotts starker Knecht;
nun geht's von Stell' zu Stelle, zu rächen Deutschlands Recht;
rasch geht's auf sichren Rossen,
Franz scheut nicht den Genossen,
er hat nicht Bang' noch Zweifel; Gott läßt die Deutschen nicht.
Franz, Ritter durch Tod und Teufel, dein Ziel, dein Sieg — das Licht!

Im Geist hab ich's gelesen; wie, war's ein Traumbild nur?
Rasch denn! in Fleisch und Wesen verkörpr' ich dessen Spur.
So wie ich's sah in Strahlen,
will ich das Bild jetzt malen,
von Nürnberg Albrecht Dürer den Todesritter Franz,
stets aller Freien Führer im hellen Siegesglanz.

II.

Ulrich von Hutten,

der gekrönte Poet, klagt um Franz von Sickingen.

O wie so schal und eitel das Leben und sein Glanz!
Einst schlang mir um die Scheitel der Lorbeer sich zum Kranz;
da trotzt ich Sturm und Wettern, als grün der Kranz noch war,
jetzt von verwelkten Blättern stäubt mir die Asch' im Haar.

Ich war ein scharfer Meißel, verschartet bin ich jetzt;
einst schwang ich grimm die Geißel, und, die mein Volk verletzt,
hab ich mit tüchtigen Streichen gezeichnet für alle Zeit,
nun muß ich selber weichen vom deutschen Boden weit.

Hier diesen mürben Knochen ist jetzt der Stab geraubt;
mein Harnisch ist zerbrochen; hätt's nicht so bald geglaubt!
Ja, das war Franz! Sie faßten ihn nicht in Sargeshaft;
sie begruben im Harnischkasten den Harnisch der Ritterschaft.

Nun Sickingen gefallen, wer schirmt mir noch den Leib
vor den gift'gen Pfeilen allen? Wer sagt mir, wo ich bleib?
Wo soll ich Heimat finden, da sein Herz nicht mehr schlägt?
O daß mit allen vier Winden mein Wort seine Ehren trägt!

Freiheit und Treu', ihr beiden, ich will 'ne Wallfahrt tun,
will von der Erde scheiden, beim Franz mich auszuruhn.
Laßt auf die Fahn' mich schreiben den Spruch: „Ich hab's gewagt!"
Ihr sollt den Deutschen bleiben, drum sterb ich unverzagt.

Ihr sollt die Fahne hüten, bis manche Frist verrann,
mit meines Grabes Blüten bekränzt und hebt sie dann;
und ziehn einst neue Gewitter dort über die Alpen herauf,
dann stehe ganz Deutschland als Ritter durch Tod und Teufel auf!

Der Rotbart auf der Tiberbrücke.

Das ist ein Tag der Wonne,
den merke, Rom, dir gut.
Nie stolzer sank die Sonne
hinab in blaue Flut.
Du hast's für möglich nie geglaubt, —
schau, Welschland, wie auf deutschem Haupt
die Kaiserkrone ruht!

Jetzt beuge dein Genicke,
Rom, unterm deutschen Fuß,
Sankt Peters Basilike
hallte vom donnernden: Muß!
Weltherrscher, legt euch schlafen,
träumt von der Herrschaft, — Sklaven, —
wachen bringt euch Verdruß!

So still auf allen Wegen!
Ja, das ist Romas Nacht.
Kein Picken von Herzschlägen,
nicht Aug', nicht Sorge wacht;
der Rotbart löst die goldne Kron' —
kurz trägt er sie, sie drückt ihn schon, —
vom Haupt sich still und sacht.

Er schlummert auf weichen Kissen ein,
da überkommt's ihn sanft,
als hätt' er süßen welschen Wein
genippt vom Kelchesrand;
er träumt von Deutschlands Ehren, —
o könntest ewig währen,
du Traum, so stolz und sanft!

Wer stört des Kaisers Ruhe?
„Wach auf, o Kaiser, ficht!
Schläfst sonst in blut'ger Truhe,
bevor's im Ort wird licht."
„Wer weckt? wer ruft?" — „Mord, Meuterei,
doch deine Deutschen sind stark und treu;
wohlfeil zahl Eidbruch nicht!"

Da springt er auf vom Bette,
der Rotbart, faßt sein Schwert;
indes schon um die Wette
Verrat mit Treu verkehrt.
Die welsche Saat geht blutig auf, –
zu Hauf geknäult, gewürgt zu Hauf,
bunt über Nacht beschert!

Hier wälzt sich's, — da ein Stocken,
und drum ein roter Bach,
wie rufen alle Glocken
die schläfrigen Römer wach! —
„Mein Roß! — So will ich euch lenken,
und müßt ich den Bart mir tränken
bis an die Lipp' im roten Bach."

Der Rotbart hier und dorten
und mitten stets in der Schlacht!
Das ist ein fleißig Morden, —
Handwerk der Mitternacht!
„Wie sich's auf welschen Nacken ruht!
Der welsche Dolch der trifft doch gut
hindurch die Kaiserpracht!"

„Wo habt ihr eure Panzer;
Deutsche, schlagt ihr nicht drein?
Bist, Kaiser, noch ein ganzer?
wirst bald ganz Leiche sein!"
Da ficht er, hoch zu Rosse; —
das Tier von manchem Stoße
stürzt — „Auf den Kaiser ein!"

„Hätt' ich nun Schild und Wehre,
dann macht mein Schwert mich frei!" — —
„Dein Schwert — ist deutsche Ehre,
dein Schild — ist deutsche Treu!" —
Wer rufts? wer drängt zurück den Tod?
Ein deutsches Herz! Ja, das tat not. —
Schild — Leib, — 's ist einerlei.

Das taten ihrer zweie,
fragten nicht lange nach,
Heinrich, genannt der Leue,
Otto von Wittelsbach.

Der zweite trägt die Ehre
voran als Fahn' dem Heere,
den Kaiser trägt der Leu gemach.

Und trägt ihn, sicher vor Wunden,
treu wie ein liebend Weib,
soviel auch Welsch' umstunden,
deckt ihn mit seinem Leib. —
Der Kaiser und der Leue!
Die Herrschaft und die Treue! —
Du deutsche Treu, auf ewig — bleib!

Wie er ihn abgeladen
an einem sichern Ort,
geht er, sich frisch zu baden
in Ruhm, kampfdurstig fort.
Er treibt die Welschen zu Paaren,
er faßt den Sieg an den Haaren,
schleppt ihn in Kaisers Hort.

Er und der Wittelsbacher
verstehn beid' eine Kunst,
treiben sie nicht zum Schacher
und nicht um Fürstengunst.
Schaut, wie mit beiden Händen
sie deutsche Hiebe spenden
in rechter Herzensbrunst!

Die Tiber hat 'ne Brücke,
darunter stockt der Strom,
darauf zerbricht in Stücke
dein Trotz, du stolzes Rom!
So wird dir zugemessen,
daß du des Schwurs vergessen,
den du getan im Dom.

Und als das Werk vollendet,
da tragen frisch die zwei,
zum Kaiser, — der sie verpfändet —
das Banner und die Treu, —
die Fahn' mit Siegeskunden,
der Leu den Kopf voll Wunden,
das Antlitz froh, herbei.

Ihm war's zumut voll Wonnen,
dem Kaiser Leid geschah,
da er aus offnem Bronnen
das lautre Rieseln sah.
Er trocknet an der Quelle
dem Leun das Blut, das helle: —
„Du warst zur guten Stund' mir nah."

Der Löwe drauf kopfschüttelnd:
„Das ist ja nichts als Schweiß!"
und lacht, den Panzer rüttelnd:
„Er war mir gar zu heiß!
Noch brennt mir's in den Gelenken"
Der Kaiser: „Ich will dirs denken!"
Der Löwe drauf: „Ich weiß!"

* * *

Nikolaus Lenau.

Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau.

Geb. am 13. August 1802 zu Csatád bei Temesvar in Ungarn, gest. am 22. August 1850 zu Oberdöbling bei Wien.

Gedichte 1832. Neuere Gedichte 1838. Savonarola 1837. Albigenser 1842. — Sämtliche Werke 1855. — Wenn grade von Lenau — neben balladenartigen Gedichten — lyrische Phantasien, großzügige Allegorien (Ahasver), subjektiv gestaltete historische Gemälde (aus „Savonarola“ und „Die Albigenser“) hier aufgenommen worden sind, so geschah das, um die verschiedenen Typen und Erscheinungsformen der lyrisch-epischen Poesie in ihrer Verwandtschaft mit der Ballade oder in ihrem Gegensatz zur Ballade an den lebendigen Schöpfungen eines genialen und souveränen Dichters nachzuweisen. — Fortgelassen wurden das bekannte Gedicht „Der Postillon“ und die für Lenau nicht besonders charakteristische Ballade „Der traurige Mönch“.

Der schwarze See.

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammen
und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
doch ruhig starrt das Rohr, und alle Lüfte rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
als wär ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
ein stummes Lebewohl, ein düstrer letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt, das Erdenweh,
des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerrißne Traumgeflechte!
O Liebe, süßer Schmerz der schlummerlosen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuscht; nicht heilen wird die Wunde,
doch hab ich noch die Kraft, zu stoßen euch zum Grunde.

Der Wind wacht auf, ich seh ihn durchs Gewässer streichen;
will denn sein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüstert mir so bange,
im Walde bebt der Wind am steilen Uferhange.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauscht,
wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauscht;

willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
ins Elend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild;

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
durch mein verfinstert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: o Tor! was hat dein Wahn beschlossen!
die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen!

Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
so mußt du selber dich in seine Fluten senken!

Das Roß und der Reiter.

Die frische Quelle rinnt herab am Steingesenke,
der Reiter führt sein Roß zur langersehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Fluten fließen,
in heiße Adern sich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter schaut sein Roß mit innigem Vergnügen,
wie es die Flut einzieht in lustgedehnten Zügen;

und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend spülen,
und wie sie, eingeschlürft, das heiße Blut ihm kühlen.

Der Rappe möchte gern im durstenden Verlangen
jeglichen Wasserguß, der ihm enteilt, empfangen;

doch wie er unten trinkt, hört oben schon sein Lauschen
den reichen Überfluß verheißend niederrauschen.

Der Reiter hat sich auch am Quelle kühl getrunken,
steht nun im großen Blick des Hochgebirgs versunken.

Er starrt auf Alpen hin, ihr seliges Umnachten,
das leise Zauberspiel des Lichtes zu betrachten;

wie mit den fernen Höhn die Strahlen dort verkehren
und sich in stiller Glut im letzten Kuß verzehren.

Und auf den Wandrer sinkt, den düstern, sehnsuchtkranken,
der frische Seelentau der himmlischen Gedanken.

Es strömt auf ihn herab die ew'ge Liebesquelle,
es kann sein durstend Herz nicht fassen jede Welle;

doch kann sein Herz auch nicht den ganzen Strom behausen,
so hört er oben schon die ew'ge Fülle brausen.

Die Heideschenke.

Ich zog durchs weite Ungarland;
mein Herz fand seine Freude,
als Dorf und Busch und Baum verschwand
auf einer stillen Heide.

Die Heide war so still, so leer,
am Abendhimmel zogen
die Wolken hin, gewitterschwer,
und leise Blitze flogen.

Da hört ich in der Ferne was,
in dunkler, meilenweiter;
ich legte 's Ohr ans knappe Gras,
mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
begann der Grund zu zittern,
stets bänger, wie ein zages Herz
vor nahenden Gewittern.

Her tobte nun ein Pferdehauf,
von Hirten angetrieben
zu rastlos wildem Sturmeslauf
mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitscht den Grund geschwind
zurück mit starken Hufen,
wirft aus dem Wege sich den Wind,
hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
des Wildfangs tolles Jagen,
denn klammernd herrscht des Reiters Kraft,
um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
das Wetter kam gedrungen;
verschwanden — ob die Wolkennacht
mit einmal sie verschlungen.

Doch meint ich nun und immer noch
zu hören und zu sehen
der Hufe donnerndes Gepoch,
der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Rosse mir,
die eilend sich vermengten,
des Himmels hallendes Revier
im Donnerlauf durchsprengten;

der Sturm, ein wackrer Rosseknecht,
sein muntres Liedel singend,
daß sich die Herde tummle recht,
des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Rosse heiß,
matt ward der Hufe Klopfen,
und auf die Heide sank ihr Schweiß
in schweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
mir winkt von fernen Hügeln
herüber weißer Wände Schein,
die Schritte zu beflügeln.

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand;
froh, daß es fortgezogen,
sprang übers ganze Heideland
der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
die Sonne wies im Sinken
mir noch von Rohr das braune Dach,
ließ hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte wie berauscht
des Weines grüner Zeiger,
und als ich freudig hingelauscht,
hört ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt ich ein und setzte mich
allein mit meinem Kruge;
an mir vorüber drehte sich
der Tanz im raschen Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
und hatten schlanke Leiber,
gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
die Bursche — waren Räuber.

Die Hände klatschten und im Takt
hell klirrt des Spornes Eisen;
das Lied frohlocket und es klagt
schwermütig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
so selig, meine Brüder!"
Am Jubeln seines Munds vorbei
schleicht eine Träne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm
das braune Antlitz senkend,
er scheint entrückt dem lauten Schwarm,
wie an sein Schicksal denkend.

Das Feuer seiner Augen bricht
hindurch die finstern Brauen,
wie nachts im Wald der Flamme Licht
durch Büsche ist zu schauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
nun kühner den Genossen,
seh ich das leere Weingeschirr
ihn kräftig niederstoßen.

Ein Mädel sitzt an seiner Seit',
scheint ihn als Kind zu ehren
und gerne hier der Fröhlichkeit
des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
mit innigem Behagen,
zugleich auf seines Kinds Geschick
mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
nun die Zigeunerbande,
der Freude süßes Rasen steigt
laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
hat Freude überkommen; —
da dacht ich an das Hochgericht
und ging hinaus, beklommen.

Die Heide war so still, so leer,
am Himmel nur war Leben;
ich sah der Sterne strahlend Heer,
des Mondes Völle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus;
mit wachsamer Gebärde
rings horcht er in die Nacht hinaus,
dann horcht er in die Erde.

Ob er nicht höre schon den Tritt
ereilender Gefahren,
ob leise nicht der Grund verriet
ansprengende Husaren.

Er hörte nichts, da blieb er stehn,
um in die hellen Sterne,
um in den hellen Mond zu sehn,
als möcht er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
ihr Sterne dort unzählig!
in eurer stillen Sicherheit,
wie wandert ihr so selig!"

Er lauschte wieder — und er sprang
und rief hinein zum Hause,
und seiner Stimme Macht verschlang
urplötzlich das Gebrause.

Und eh das Herz mir dreimal schlug,
so saßen sie zu Pferde,
und auf und davon im schnellsten Flug,
daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
die feurigen Gesellen,
und spielten alte Lieder mir
Rakoczys, des Rebellen.

Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
bärtiger Magyaren froh;
aus dem Kreise rauschen Klänge:
was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
rotgeglüht von Weinesglut,
spielt da die Zigeunerbande
und empört das Heldenblut.
„Laß die Geigen wilder singen!
wilder schlag das Zimbal du!"
ruft der Werber, und es klingen
seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
lauter immer, immer toller
braust der Instrumente Kampf,
braust die alte Heldenweise,
die vorzeiten wohl mit Macht
frische Knaben, welke Greise
hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all die Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
ihm auf Wang und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
das sich oft in Blute wusch;
auf dem Schako, freudetrunken,
taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
einen Jüngling, stark und hoch,
sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!"
ruft er aus mit lichtern Augen,
„Solcher Wuchs und solche Kraft
würden dem Husaren taugen;
komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
in die Schatten der Gedanken,
die ihn bang und süß umranken,
still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
wie der Ahn' ein Held zu sein;
doch berieseln warme Tränen
seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
in Musik, in Werberswort,
scheint er Klängen noch zu lauschen,
hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!"
fleht sein Mütterlein so bang;
und die Braut in ihrem Harme
fleht: „O säume nimmer lang!"
Und er sieht das Hüttchen trauern,
das ihn hegte mit den Seinen;
hört davor die Linde schauern
und den Bach vorüberweinen.
Pochst du lauter nach den Bahnen
kühner Taten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
dich der Liebe heimatwärts?
Also steht er unentschlossen,
während dort Geworbne schon
ziehn ins Feld auf flinken Rossen,
lustig mit Drommetenton.
„Komm in unsre Reiterscharen!"
fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Husaren,
das ist Leben, das allein!" —
Jünglings Augen flammen heller,
seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich jetzt im Kreise
eine finstere Gestalt,
tiefen Ernstes, schreitet leise
und beim Werber macht sie halt
und sie flüstert ihm so dringend
ein geheimes Wort ins Ohr,
daß er, hoch den Säbel schwingend,
wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
facht den Eifer der Musik
mächtig an zum stärksten Brande
mit Geraun und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern,
mit unendlich süßem Sehnen,
mit der Stimmen weichem Zittern,
singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
durch der Lauscher dichte Reihe,
nur am Jüngling noch verweilend
wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
wird der Liebe Klagelaut,
wird das Bild der Heimat sterben;
arme Mutter! arme Braut!
In des Jünglings letztes Wanken
bricht des Werbers rauhes Zanken,
lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
bist kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz, so fahre hin!"
Seht! er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
hin zum Werber, von der Rechten
schallt der Handschlag in den Lüften,
und er gürtet, kühn zum Fechten,
schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
hier und dort vom Saatgefild
still waldeinwärts schleicht das Wild:
also von der Ungarn Wange
flüchtet in den Bart herab
still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
ahnen sie sein frühes Grab?

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
liegen an einer Weide,
als mein Fuhrwerk mit müder Qual
schlich durch sandige Heide.

Hielt der eine für sich allein
in den Händen die Fiedel,
spielte, umglüht vom Abendschein,
sich ein feuriges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif im Mund,
blickte nach seinem Rauche,
froh als ob er vom Erdenrund
nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der dritte behaglich schlief,
und sein Zimbal am Baum hing,
über die Saiten der Windhauch lief,
über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die drei
Löcher und bunte Flicken,
aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
wenn das Leben uns nachtet,
wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
mußt ich im Weiterfahren,
nach den Gesichtern dunkelbraun,
den schwarzlockigen Haaren.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstensand
arabischer Nomaden
irrt, ohne Ziel und Vaterland,
auf windverwehten Pfaden
ein Polenheld und grollet still,
daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn herunterspröht
die heißen Mittagsbrände,
von ihrem Flammenkusse glüht
das Schwert an seiner Lende;
will wecken ihm den tapfern Stahl
zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
mit dürstendem Ermatten;
der sänke gern zu kühler Ruh
in seinen eignen Schatten,
der tränke gern vor dürrer Glut
schier seine eigne Tränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
weil's trägt ein tiefers Kränken.
Er schreitet fort, von Schmerz gestärkt,
vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosziusko! ruft
und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
steht er an grüner Stelle:
ein süßes Lied des Mitleids singt
entgegen ihm die Quelle,
und säuselnd weht das Gras ihn an:
o schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
einflüstert ihn gelinde
in einen schönen Heldentraum;
die Wellen und die Winde
umrauschen ihn wie Schlachtengang,
umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Dort kommt im Osten voll und klar
herauf des Mondes Schimmern;
von einer Beduinenschar
die blanken Säbel flimmern
weithin im öden Mondrevier,
der Wildnis nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
von windverwandten Fliehern,
die heißgejagt im Mondenglanz
dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
die Ross' im Quelle trinken,
und plötzlich schauen sie erstaunt
ein Schwert im Grase blinken,
und zitternd spielt das kühle Licht
auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
ihn aufzuwecken bange:
sie sehn der Narben Heiligtum
auf blasser Stirn und Wange;
dem Wüstensohn zu Herzen geht
des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht,
mit Schritten gastlich leise,
ein alter, finsterer Nomad,
und Labetrunk und Speise,
das Beste, das er ihm erlas,
stellt er ihm heimlich vor ins Gras.

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch starrt die stumme Runde
den Bleichen an, ob auch verrann
der Nacht schon manche Stunde;
bis aus dem Schlummer fährt empor
der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild
und singen ihm zu Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenkas Feld; —
wie lauschet der Entzückte,
vom stürmischen Gesang umweht!
wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
sind's fremde, fremde Töne;
was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

*

Der Raubschütz.

Nach einer Sage.

Der alte Müller Jakob sitzt
allein beim Glase Wein.
Schwarzmitternacht, nur manchmal blitzt
ein Wetterstrahl herein.
Das Mühlrad saust, es braust der Wind;
doch schlafen ruhig Weib und Kind.

Der Alte tut manch raschen Zug;
er denkt an Zeit und Tod.
Wie draußen jagt des Sturmes Flug,
so jagen Lust und Not,
die längst vergrabnen, neuerwacht,
ihm durch die Brust in dieser Nacht.

Die Tür geht auf, er fährt empor:
Wer kommt zu solcher Stund'?
Ein Waidmann mit dem Feuerrohr,
mit seinem Stöberhund,
Hahnfeder, Gemsbart auf dem Hut,
das grüne Wams befleckt mit Blut.

Der Müller starrt, zurückgebeugt,
dem Jäger ins Gesicht,
sein Haar entsetzt zu Berge fleugt,
sein Blut zum Herzen kriecht:
Der Raubschütz ists, der wilde Kurd,
der jüngst im Wald erschossen wurd.

Der finstre Jäger an die Wand
auf Jakobs Büchse winkt;
der preßt sein Glas in zager Hand,
daß es zu Scherben springt;
gehorchend nimmt er sein Gewehr
und schleicht dem Grausen hinterher.

Sie streifen in den Wald hinaus,
nach süßem Wildesraub;
stets lauter wird der Winde Braus,
der Pfade dürres Laub.
Der Jäger ruft voll heißer Gier:
„Komm, Bruder, jagen, jagen wir!"

Sie ziehen fort im finstern Wald
durch Strupp und Strom gar frisch;
das Wild schrickt auf, die Büchse knallt,
der Stöbrer im Gebüsch
rauscht mit arbeitendem Geruch,
der Jäger ruft: such, Hundel, such!

Doch an des Walds geheimstem Ort,
auf seinem liebsten Stand,
wo jüngst die Kugel ihn durchbohrt
aus meuchlerischer Hand,
da bleibt er stehn und donnert: „Schau!
hier schoß er mich wie eine Sau!"

Es ächzt der Wald im Sturm verzagt,
vom Monde jetzt erhellt;
der kühn gewordne Müller fragt:
Was ist's in jener Welt?
Da murmelt trüben Angesichts
der Jägersmann: „Es ist halt nichts!"

Ahasver, der ewige Jude.

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Heide;
hier lebt die Erde still und arm und trübe;
das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
wie eine Witwe, eine einsam arme,
den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
die tränenvollen, spät daran erquicke,
wird sie zu bang erfaßt von ihrem Harme.
Rings um das Wäldchen alles öd und einsam;
nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu sehn
bis an die Grenze, wo die Wolken gehn,
wo Heid' und Himmel zweifelnd wird gemeinsam
Strohhütten stehn umher zerstreut im Haine;
hier hat ein traulich stilles Los gefunden
von Hirten eine friedliche Gemeine;
doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
Die Linde säuselt, blütenreich und hoch,
die Sonne geht im Westen still verloren,
und auf den Blüten, die sie jüngst geboren,
verweilen ihre warmen Blicke noch;
auch strahlen sie zum letztenmal auf einen,
um dessen Leiche dort die Hirten weinen.
Sie stellten seine Bahre an die Linde,
als sollt ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
der schon als Jüngling hat hinsterben müssen.
Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde;
mit Rosenkränzen schmücken ihn Jungfrauen,
und aller Blicke haften schmerzumflossen
auf ihrem lieben, freundlichen Genossen,
sein Bild sich recht ins treue Herz zu schauen.
Der Vater hält des Toten Flöt' und Stab,
benetzend sie mit mancher heißen Zähre;
dem Jüngling sollen folgen in das Grab
die schlichten Zeichen seiner Hirtenehre.
Im Ohr des Alten summen noch die Lieder,
die dieser Flöte einst so froh entquollen
und die auf immer nun ihm schweigen sollen;
das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —

Wer aber kommt die Heide hergezogen,
gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt ins Leben ernst und schroff herein
wie altes, längst verwittertes Gestein;
vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
wie düsterm Fels entstürzt der Silberquell.
Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern.
Das Auge scheint mit seiner Glut zu sagen:
„Müßt ich nicht leuchten dem unsteten Fuß,
ich hätte längst mit eklem Überdruß
vor dieser Welt die Türe zugeschlagen!"
Der Wandrer ist der Jude Ahasver,
der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
Zur Bahre tritt er feierlich und leise
und spricht im bang erschrocknen Hirtenkreise:
„So! betet still, daß ihr ihn nicht erweckt!
Hemmt eurer Tränen undankbare Flut!
Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut!
wenn er auch Toren euresgleichen schreckt.
O süßer Schlaf! o süßer Todesschlaf!
könnt ich mich rastend in die Grube schmiegen!

Könnt ich, wie der, in deinen Armen liegen,
den schon so früh dein milder Segen traf!
den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße!
Wie tiefbehaglich ist die Todesmuße!
das Auge festverschlossen, ohne Tränen;
die Brust so still, so flach und ohne Sehnen;
die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
verschwunden von der Stirn die bange Frage.
Wohl ihm! er starb in seinen Jugendtagen;
er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
das Leben ihm umsonst Verrat gesponnen.
Sein Herz ist still; das meine! ohne Rast,
pocht Tag und Nacht in ungeduld'ger Hast,
auf daß es einmal endlich fertig werde
und seinen Sabbat find in kühler Erde.
Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüften,
dann eine Weile noch, mit Augen offen,
irrt er, Schlafwandler, in den Morgenlüften
und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen,
bis plötzlich ihm ans Herz das Leben greift,
den schönen Traum von trunkner Stirne streift
und ihn mit kalter Hand ins Wachen schüttelt,
wie meine Hand hier Blüten niederrüttelt.
Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt,
er ist, unaufgeschreckt vom Traum, erblaßt;
ich seh's an seinen ruhig schönen Zügen,
die, selig lächelnd, fast den Tod verhehlen
und immer noch das Märchen still erzählen,
die Erde noch zum Paradiese lügen!"
Er rüttelt wieder Blüten von den Zweigen,
die niederflattern ihren Todesreigen:
„Noch immer, Erde, den uralten Tand
von Blütentreiben und Zerstören, immer?
Verdrießt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
Du gleichst mit deinem wüsten Zeitvertreib
im Dorfe drüben dem Zigeunerweib,
die Karten schlägt, mit ihren bunten Bildern
Vergangnes wie Zukünftiges zu schildern,
und, blöd begafft, belauscht, neugierigen Leuten,
was sie gedacht, was sie geträumt, zu deuten.
Die Blätter werden aufgemengt und frisch
gelegt in neuer Ordnung auf den Tisch,
den Glauben äffend mit prophet'schen Spuren;
doch immer sind's die nämlichen Figuren!
Ich schaute zu seit achtzehnhundert Jahren,
die machtlos über mich dahingefahren. —
Laß dich umarmen, Tod, in dieser Leiche!
mein Auge laben an der Wangen Bleiche!
Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle."—
Derweil die Hirten jetzt den Sarg verschließen,
starrt Ahasver aufs Kruzifix der Decke,
als ob er plötzlich, tiefgemahnt, erschrecke,
aus seinem finstern Auge Tränen fließen:
„Hier ist sein Bildnis an den Sarg geheftet,
der einst gekommen, schmachtend und entkräftet,
der einst vor meiner Tür zusammenbrach,
gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
der mich um kurze Rast so bang beschwor;
ich aber stieß ihn fort, verfluchter Tor!
Nun bin auch ich vom Fluche fortgestoßen,
und alle Gräber sind vor mir verschlossen.
Ich stand, ein Bettler, weinend vor der Türe
der Elemente, flehte um den Tod;
doch, ob ich auch den Hals mit Stricken schnüre,
mein fester Leib erträgt des Odems Not.
Das Feuer und die Flut, die todesreichen,
versagten das ersehnte Todesglück;
ich sah die scheue Flamme rückwärts weichen,
mit Ekel spie die Welle mich zurück.
War ich geklettert auf die Felsenmauer,
wo nichts gedeiht, als süßer Todesschauer,
und rief ich weinend, wütend abgrundwärts:
o Mutter Erde, dein verlorner Sohn!
reiß mich zerschmetternd an dein steinern Herz!
der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
sanft senkten mich die fluchgestärkten Lüfte,
und lebend, rasend, irrt ich durch die Klüfte.
Tod! rief ich, Tod! mich in die Erde krallend,
Tod! höhnte Klipp' an Klippe widerhallend.
Zu Bette stieg ich lüstern mit der Pest;
ich habe sie umsonst ans Herz gepreßt.
Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,
der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
den Wandrer lauernd in die Ferse sticht,
mich nahm er nicht!"
Da wandte sich der Jude von den Hirten,
und weiter zog der Wandrer ohne Ruh
dem letzten Strahl der Abendsonne zu;
ob seinem Haupt die Heidevögel schwirrten.
Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
zog weithingreifend sich sein Schattenstrich
bis zu den Hirten; die bekreuzten sich,
die Weiber schauderten an seinem Schatten.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
übertönt des Niagara Stimme,
und mit seiner Blitze Flammenruten
peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
aufrecht überragend seine Jahre,
die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
und sein Aug versendet wildre Blitze
als das Wetter durch die Wolkenritze,
und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich übers Meer in wilder Eile
fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,

treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
als im Herzen tödlich bittres Hassen:
kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

Also sprach der Alte, und sie schneiden
ihren Nachen von den Uferweiden,
drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
und nun werfen sie weithin die Ruder,
armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
ihn umtaumeln Möven sturmesmunter;
und die Männer kommen festentschlossen
singend schon dem Falle zugeschossen,
stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Die drei.

Drei Reiter nach verlorner Schlacht,
wie reiten sie so sacht, so sacht!

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
es spürt das Roß die warme Flut.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum,
und spült hinunter Staub und Schaum.

Die Rosse schreiten sanft und weich,
sonst flöß das Blut zu rasch, zu reich.

Die Reiter reiten dicht gesellt,
und einer sich am andern hält.

Sie sehn sich traurig ins Gesicht,
und einer um den andern spricht:

„Mir blüht daheim die schönste Maid,
drum tut mein früher Tod mir leid."

„Hab Haus und Hof und grünen Wald
und sterben muß ich hier so bald!"

„Den Blick hab ich in Gottes Welt,
sonst nichts, doch schwer mir's Sterben fällt."

Und lauernd auf den Todesritt
ziehn durch die Luft drei Geier mit.

Sie teilen kreischend unter sich:
„Den speisest du, den du, den ich."

*

Der Tod Lorenzos des Erlauchten.

(Aus „Savonarola".)

Aus Perlen mischt und Edelsteinen,
aus teuern Säften einen Trank
der bange Arzt, die Freunde weinen,
Lorenzo ist zum Sterben krank.

Wollt ihr den ernsten Tod bestechen
mit Flitter aus dem Meeresgrund?
und seinen starren Willen brechen
mit Opfern aus der Berge Schlund?

Umsonst! vorüber ist vorüber!
den Kranken rettet ihr nicht mehr,
Lorenzos Augen werden trüber,
der Puls ist wirr, der Atem schwer.

Das heiße Fieber strömt mit Gluten
durch seine Lebensfelder hin,
wie bergentquollne Lavafluten
durch grüne Wiesen tödlich ziehn.

Und was von seinen Lebenstrieben
noch aus der Asche grünen mag,
das muß erfrieren und zerstieben
in Fiebers Frost und Hagelschlag.

Des Zimmers Fenster sind verhangen
zur Dämmerung, der Sonne Schein,
die draußen lustig aufgegangen,
darf zu der Klage nicht herein.

Verhangen sind mit dunkeln Flören
die Griechengötter an der Wand,
daß ihn die Lieblinge nicht stören,
nimmt er das Kruzifix zur Hand.

Auch ist der heitre Götterorden,
der Lust ward in der alten Welt,
zu unserm Gott, der Schmerz geworden,
unwürdig lachend hingestellt.

Was hilft es, daß der Flor verhehle
die Bilder dort? könnt ihr sie auch
verhängen vor des Kranken Seele,
wo sie aufziehn, des Fiebers Rauch?

Hört ihr ihn stöhnen, toben, klagen
im ängstlichen Delirium?
wie quälend ihn die Bilder jagen
zu Füßen des Olymps herum?

Der Kranke schaut im Fieberwahne,
was Platon malte im Gedicht,
die große Seelenkarawane,
die auf im Zug der Götter bricht.

Es gilt, den Himmel zu gewinnen,
die Seele hastet was sie kann
auf nach des Berges steilen Zinnen
mit dem gefiederten Gespann.

Der Seelen jede hat zwei Rosse,
das eine bös, das andre rein;
sie selbst als Führer und Genosse
damit verwachsen überein.

Doch göttlich sind der Götter Pferde,
erklimmen leicht den Himmelshang
mit schöner strahlender Gebärde,
melodisch rauscht ihr Flügelklang.

Leicht schwingt sich über jede Klippe
ein göttlich Roß, denn es gedenkt:
dort fällt Ambrosia in die Krippe,
mit Nektar werd ich dort getränkt.

Den Himmel rings im weiten Kreise
umschwingt der Götter hohe Bahn,
wo sie das Gute, Schöne, Weise
im Urblick finden aufgetan.

Der andern Rosse sind im Kampfe,
das edle strebt zur Höh empor,
das böse wiehert mit Gestampfe
und zieht hinab zu Sumpf und Moor.

Dem Götterzug vorangetragen
fährt Dios herrschende Gestalt,
und unter seinem Flügelwagen
der Boden vor Entzücken wallt.

Und hinter Zeus, dem großen Meister,
folgt in elf Zügen, weitgeschart,
das Heer der Götter und der Geister
auf des Olympos steiler Fahrt.

Den besten Seelen mag's gelingen,
wenn's edle Lichtroß überwand,
nach mancher Not hinaufzudringen
nah zu des Gipfels steilem Rand.

Der Führer streckt für Augenblicke,
die er dem Rosselenker raubt,
empor zum seligen Geschicke
der Götter sein entzücktes Haupt. —

Hört ihr Lorenzos Seele schreien
im wildverworrnen Fiebertraum,
wie ihre Rosse sich entzweien,
wie sie sich quält im niedern Raum?

Ihr edles Roß, weiß, blankgefiedert,
schwarzäugig und von Wuchs gerad,
hochhalsig, schlank und leichtgegliedert,
strebt aufwärts nach dem Götterpfad.

Das andre schwarz, voll arger Tücken,
hartmäulig, plump und schlecht gebaut,
kurzhalsig, mit gesenktem Rücken,
es wuchtet erdwärts, zerrt und haut.

Sein Aug', blutunterlaufen, gläsern,
späht nur in dumpfer Niederung
voll trüber Gier nach faulen Gräsern
und fühlt nicht Stachel, Geißelschwung.

Müh, Angstschweiß und Getümmel drängen
sich in der Seelen hinterm Troß,
denn jede sucht hindurchzusprengen
den andern nach mit Tritt und Stoß.

Lorenzo mitten im Gefechte
vergebens vorwärts kämpft und ringt,
scharf peitscht den Rappen seine Rechte,
das Christusbild die Linke schwingt.

Hoch schwingt er's aus dem wilden Heere,
das immer dichter ihn umbraust;
doch wiehernd schlägt die schwarze Mähre
das Kruzifix ihm aus der Faust.

Das Kreuz wird von den Hufen schallend
zertreten, in den Grund gestampft,
die Gegend, wie ein Kessel wallend,
vom heißen Hauch der Rosse dampft.

Nun stürzen sich ins Heer der Streiter
auf Rossen, schwarz, weiß, rot und fahl,
die vier apokalyptischen Reiter,
und das Getümmel wächst im Tal.

Der erste läßt den Bogen schwirren;
der zweit' ein Schwert gewaltig schwingt;
der dritte läßt die Wage klirren;
der vierte Sterbelieder singt.

Ein kalter Sturm jetzt kommt gezogen,
die Seele am Gefieder packt:
sie sieht's in alle Welt verflogen,
nun friert sie, zittert, müd und nackt.

Und plötzlich Roß' und Reiter schwinden
samt dem Olymp — Lorenzo steht
einsam, verlassen, nackt, von Winden
auf einer Heide kalt umweht.

Das Fieber sein Gebein durchschüttelt,
und endlich wird der Kranke wach,
vom heft'gen Froste aufgerüttelt,
blickt scheu herum im Sterbgemach.

Die Freunde weinen, daß die Kette,
die schöne, bald der Tod zerreißt;
Savonarola kniet am Bette
und betet für Lorenzos Geist.

Girolamo mit tiefem Trauern
am Bett des Medicäers kniet,
und mit herzinnigem Bedauern,
wenn ungeheilt sein Geist entflieht.

Nun steht er feierlich am Kranken,
er faßt den ernsten Augenblick,
mit dem er zweifeln sieht und schwanken
unwiderrufliches Geschick.

„Noch ist es Zeit," — so spricht der Fromme —
„daß in das Herz dir Gottes Huld
erleuchtend und erquickend komme,
versöhne deines Lebens Schuld.

Versäume nicht die kurze Stunde,
solang du weilst im Erdental,
laß dringen dir zum Herzensgrunde
der Gnade milden Sonnenstrahl!

Ich frage dich, bist du gestanden
auf also hohem Berge je,
daß unten deinem Blicke schwanden
die Felder, Türme, Wald und See?

Auf einem Berg, von dessen Scheitel
für deinen Blick verschwunden war,
was unten sterblich ist und eitel,
Geschick der Menschen wandelbar?

Zu dem kein Jauchzen und kein Singen,
kein Ruf der Klage drang empor,
zu dessen Fuß mit matten Schwingen
der Donner murmelnd sich verlor?

Dort kann mit überraschtem Grauen,
wenn hoch die Sonn' am Himmel wacht,
das Aug' in schwarzen Lüften schauen
die Sterne wie zu Mitternacht.

Dort scheint auf klarem, ew'gem Eise
die Sonne fremd und kühl, sie bricht
nur durch die dunstumhüllten Kreise
hier unten als ein warmes Licht.

Und ist dein Geist dahingegangen,
wo ihn die reinre Luft umweht:
die Strahlen Gottes zu empfangen,
ist's dort vielleicht für ihn zu spät.

Und bitter wird er dann beklagen,
daß er den Segensblick versäumt,
in seinen flücht'gen Erdentagen,
solang er noch geirrt, geträumt!" —

Mit immer mattern Herzensschlägen
Lorenzo, aufgerichtet, fleht:
„Gib, frommer Vater, mir den Segen
und sprich ein stärkendes Gebet!"

„O Fürst! den Segen will ich sprechen
zu deiner Rückkehr in den Staub,
willst du dem Volk die Fesseln brechen,
gibst du zurück den großen Raub.

Glaubst du an Gottes heil'ge Dreiheit,
mußt glauben du zu gleicher Frist:
daß Christus ist ein Gott der Freiheit,
daß nimmer ein Despot ein Christ.

Für welche Gott sein Blut vergossen,
für die er starb auf Golgatha,
sind Gottes teure Bundsgenossen,
sind nicht zum Spiel der Fürsten da.

Freiheit ist nicht die höchste Gabe,
die hier der Mensch zum Heil bedarf;
doch trägt ihm all sein Glück zu Grabe,
wer ihm die Freiheit niederwarf.

Ihr schleicht in Gottes Haus als Diebe,
als Räuber kränkt ihr Gottes Flur,
Despoten! Christentum ist Liebe,
ganz lieben kann der Freie nur.

Kann's Auge froh zur Ferne dringen,
wenn es die Sklavenzähre näßt?
Und kann ein Herz die Welt umschlingen,
das Sklavengram zusammenpreßt? —

Willst du den Bund nicht anerkennen
des Glaubens, der uns Brüder macht,
so will ich einen Bund dir nennen,
den wohl dein Herz noch nie bedacht.

Der Bund, dem ihr nicht könnt entlaufen,
ihr Könige! der fest und dicht
in einen trauten Jammerhaufen
mit Bettlern euch zusammenflicht:

Es ist der Schmerz, die Eisenkette,
die euch, ihr Fürsten, stolzverirrt,
oft freilich erst am Todesbette
zurück in euer Elend klirrt.

Schon wenn euch läßt die Mutter sinken
an ihrer Brüste süßen Quell,
müßt ihr mit uns den Leihkauf trinken
auf Not und Tod — sie reifen schnell!

O Fürstenhut — und Sterbenszüge!
O Zepter — und die Faust entzwei!
O Majestät, du bittre Lüge,
Lorenzo, mach die Brüder frei!

Lorenzo gib die Freiheit wieder,
der Republik ihr altes Recht,
das uns gekämpft, geschmeichelt nieder
dein übermüttges Geschlecht!"

Lorenzo spricht: „Wollt ich beglücken
ein Volk, mußt ich's beherrschen auch.
Mein und der Väter Werk zerstücken
soll ich mit meinem letzten Hauch?

Ich hab in schlummerlosen Nächten,
rastlosen Tagen nur geglüht,
fürs Volk zu denken und zu fechten,
das nun vor allen herrlich blüht.

Den lichten Spuren meiner Ahnen
bin ich gefolgt treu immerdar;
frohlockend zog mit unsern Fahnen
von edlen Geistern eine Schar.

Wir zogen nach dem heil'gen Grabe
der Kunst und Weisheit, freudig kennt
die Menschheit ihre große Habe,
die wir erstegt im Orient.

Ich soll nicht Fürst und Vater heißen
dem Volke und dem Vaterland?
Soll sterbend ihm vom Himmel reißen
den Stern des Ruhms mit eigner Hand?"

„Du sollst! du sollst das Werk zerstücken
der Willkür, eh's mit dir vorbei.
Es kann ein Volk nur Gott beglücken,
doch du, Lorenzo, mach es frei!

Dein Volk ist krank und ist verdorben,
das dir vor allen herrlich blüht,
dein Volk ist innerlich erstorben,
die heil'ge Sehnsucht schier verglüht.

Die Griechenweisheit überkleistert
nur schlecht der Herzen tiefen Bruch;
ein Bild, wozu nicht Gott begeistert,
ist nur ein kunstgeschmückter Fluch.

Der Grieche hat nicht Gott gefunden
mit seiner Andacht höchstem Schwung;
die Blüte seiner schönsten Stunden —
was war sie? nur Vergötterung.

Die Künstler meißeln, malen, leiern
um einen längstverdorrten Kranz,
denn mit dem Heidentume feiern
sie einen kalten Totentanz.

Der Traum der Alten war verloren,
für sie so schön! für uns zu schal!
Habt ihr ihn nur heraufbeschworen,
daß er sich träume noch einmal?

Dir hat, dem Hochbegabten, Reichen,
die Zeit ihr Schicksal auferlegt,
sie hat ihr dunkles Trauerzeichen
auf deine Stirne scharf geprägt.

Der Fiebertraum, der dich gepeinigt,
der Christentum und Heidentum
in deiner Seele wüst vereinigt,
ist jetzt das Weltdelirium.

Die Künste der Hellenen kannten
nicht den Erlöser und sein Licht,
drum scherzten sie so gern und nannten
des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
nicht wußte, mild vorüberführt,
erkenn ich als der Zauber größten,
womit uns die Antike rührt.

Doch Abend ist's und Ernst geworden,
der Abgrund klafft, der Heiland ruft,
der heitre Wahn, die Götterhorden
zerstieben in der Wetterluft.

Was hast du deinem Volk geboten
für seine Freiheit? karger Tausch!
bevor du wanderst zu den Toten,
bedenk es: Trug und Sinnenrausch!

Ist dir im Herzen nicht verglomme
und kalt des Glaubens letzte Glut,
so gib zurück, was du genommen,
mach deine Brüder frei und gut!" —

Lorenzo spricht: „Gott ist mein Glaube,
Christus mein Trost und mein Gebet!
Doch was du sprichst von einem Raube,
am Herzen mir vorübergeht.

Ich wollte nur mein Volk beglücken,
drum wollt ich es beherrschen auch;
mein und der Väter Werk zerstücken
wird treulos nicht mein letzter Hauch.

Ich raube meinem Volke nimmer,
was ich ihm gab, den Stern des Ruhms:
der trüben Zeit den heitern Schimmer,
die schöne Welt des Altertums.

Doch gib, o Vater, mir den Segen,
weil du der Frömmste, Reinste bist,
den ich geschaut auf meinen Wegen,
so sterb ich als ein guter Christ.

O laß mich deine Hand noch fassen
und reiche mir zum Scheidegruß,
wenn du mich siehst im Tod erblassen,
das Evangelium noch zum Kuß."

Da wendet sich vom starren Kranken
Girolamo, das Haupt geneigt;
er tritt voll trauriger Gedanken
zum Fenster hin und sinnt und schweigt

Und sinnend bricht er eine Rose
vom Stocke, der am Simse grünt,
und wieder kehrt der Hoffnungslose
zu seinem Kranken unversühnt.

Er stellt mit unterdrücktem Weinen
sich an des Sterbelagers Rand,
das Evangelium in der einen,
die Rose in der andern Hand.

Jetzt neigt er sich dem Kranken näher
und hält zum letzten Gruße dicht
dem unbeugsamen Medicäer
das Buch, die Rose vors Gesicht.

Und spricht: „Eh dich der Tod verwüstet,
hat Geist und Leib dir hoch geragt,
mit Kraft und Schönheit ausgerüstet;
ein Sinn allein war dir versagt.

Geruch nur war dir nicht gegeben,
dir würzt' umsonst der Lenz die Luft,
du scheidest aus dem Erdenleben
und kanntest nie der Rose Duft.

Wie du im Lenz vom Blütenstrauche
nichts kanntest als den Farbenschein,
wie, ungespürt, die Rosenhauche
die Brust dir zogen aus und ein:

so hast du dieser heil'gen Blätter
den süßen Duft wohl nie gespürt,
den uns der Herr im Frühlingswetter
mit seiner Liebe zugeführt.

Erbarmen möge dir begegnen
in jener Welt! ich scheid in Schmerz.
Lorenzo, stirb! — Ich kann nicht segnen
dein unerweckbar stumpfes Herz!"

Die Schar der Freunde steht beklommen
im dämmerhellen Sterbgemach
und starrt Girolamo, dem Frommen,
der sie erschüttert, schweigend nach.

Ein ängstlich Fragen, scheues Lauern,
verzagtes Flüstern, stumme Hast
erfüllt mit ungewohnten Schauern
den sonst so fröhlichen Palast.

Und fallen muß zur selben Stunde
der Fürst dem ehernen Gebot;
und in Florenz von Mund zu Munde
geht dumpf das Wort: Lorenzo tot!

Aus „Die Albigenser".

Foix.

Wo der Held die Bande des Geistes bricht,
fehlt auch der Tor, der frevelnde, nicht,
der von der Fessel zwar los sich reißt,
doch mit der Fessel zugleich vom Geist;
wie der Fuchs in der Eisenfalle verzagt,
und weil er sie nicht kann brechen entzwei,
das gefesselte Glied vom Leibe sich nagt,
um zu verbluten im Walde frei.

Der Graf von Foix will nur genießen
die Freuden, die irdisch auf Erden sprießen;
ungläubig verhöhnt er und verachtet,
was über die Erde hinübertrachtet.

Ihm ist das Grab wahrhaftiges Grab,
der Tod ein hoffnungsloses Hinab.
Er lacht der einen, die für die Lehren
der Kirche sich rotten zu grimmigen Heeren,
er lacht der andern, die frommen Witzen
zulieb ihr köstliches Blut verspritzen.

Das alles nennt er ein strittiges Meinen,
indes man über des Weibes Küsse,
des Weines Freudengewittergüsse
schon seit Jahrtausenden ist im reinen.

Mit Rossen, Gauklern, Dirnen und Jägern,
Stoßvögeln, Hunden und Lautenschlägern,
mit vollem Rüstzeug der Lust umgeben,
zu genießen rasch ein verfemtes Leben,
braust Graf von Foix durch die Felder hin
zum Kloster des heiligen Antonin.

Ein Mönch, die Lämmer des Klosters weidend
und eben ein Rohr zur Flöte sich schneidend,
sieht's, taucht ins Gebüsch vor solchem Zug
und schlägt erschrockne Kreuze g'nug.
Er hört Geplauder, Wiehern, Gelächter,
Gebell und Vogelkreischen dazwischen,
drein klägliches Blöken die Lämmer mischen;
ach, in die Herde stürzen die Schlächter.

Sie kommen den Hügel heraufgezogen,
gleich steigenden Überschwemmungswogen,
sie stoßen ins Horn, Einlaß verlangend,
der Pförtner gehorcht, dem Rufe bangend,
der Schlüssel irrt in zitternder Hast,
bis drehend im Schloß den Riegel er faßt,
auf geht die Pforte zur schlimmen Stunde,
des friedlichen Klosters klaffende Wunde.

Foix führt in die Kirche, die Mönche zu necken,
sein Roß und tränkt es im Weihebecken;
der eisenbeschlagne Gaul betrat
die Marmorglätte mit zögernder Scheu,
gleich weiß der frevelnde Reiter Rat,
wirft Meßgewänder ihm vor zur Streu.

Er schüttet seinem geliebten Traber
ins Tabernakel den Zehenthaber
und spricht mit spöttisch verzogner Lippe:
„Das heilige Kindlein von Bethlehem
lag dort so ärmlich und unbequem,
hier schläft es nun wieder in einer Krippe;
doch Gold nicht und Myrrhen, noch Weihrauch läßt
mein Hengst ihm fallen zum Wiegenfest."

Er scherzt, indem er den Falken wiegt:
„Sieh, sieh! dort über dem Altar fliegt
der weißgefiederte Köhlerglaube,
der heilige Geist im Flaumenkleide;
auf, auf, mein Falke, du lustiger Heide,
und beize herab mir die zierliche Taube!"

Die Gnadenmutter der gläubigen Seelen
steht zierlich geschnitzt und strahlt in Juwelen;
die losen Dirnen, zum Tanz sich schmückend,
umringen die Jungfrau Maria pflückend;
sie rauben der Stirne den Blumenkranz,
vom Hals das goldgestickte Gekröse,
die Perlen, der funkelnden Steine Glanz,
und streicheln das Kinn ihr: „o sei nicht böse!"

Indessen die Köche was nötig fordern,
am Herde gewaltige Scheiter lodern,
und im Takte provenzalischer Weisen
am Spieße, sich bräunend, die Lämmer kreisen.

Die Knechte bringen den Wein in Mulden,
rasch wandeln die Becher im lustigen Kreise,
zum Prior der Graf spricht, schelmisch leise:
„Ei! gebt mir Bescheid und sagt mir in Hulden,
braucht ihr das alles zum Opfer der Messe?
Ist alle der Wein nur Blut des Herrn?
An seine Größe glaub ich wohl gern,
verträgt er so reichliche Aderlässe."

Der Graf ermuntert das wüste Toben;
ein Schalksnarr steht auf der Kanzel oben,
mit tollen Gebärden, mit scharfem Gekreisch,
er predigt: „Im Anfang war das Fleisch;
und Gott war das Fleisch, und dieses war
bei ihm beständig und immerdar;
und das Fleisch ist Wort geworden und Licht;
Johannes schrieb verkehrten Bericht.
Drum sollen das Fleisch wir halten in Ehren,
seid lustig, ihr Kinder, und laßt es gewähren."

Er springt von der Kanzel und sinkt aufs Knie
vor einer Dirne mit Courtoisie:
„Komm, schönste der Damen, die Geigen locken,
o tanze mit mir! die Stunden rennen,
wer weiß, wie bald wir beide verbrennen
und tanzen im Wind als graue Flocken.
Ach, Aschenflocken dein blühender Leib!
Komm, hänge dich fest, du süßes Weib,
an mich, und liebe mich wild und zart,
eh du hangen bleibst an des Pfaffen Bart!"

Und Foix lacht auf und schmettert ins Horn,
die Mönche zittern vor Angst und Zorn.
Der Reigen ist los, ein brausendes Jagen,
die Tänzer fliegen in grimmiger Lust,
als fühlten sie alle doch in der Brust
das unbetäubte Verhängnis schlagen.

Carcassonne.

Simon mit seiner ganzen Heeresmacht
belagert Carcassonne Tag und Nacht.
Drin schützt Roger sein Volk und lenkt den Streit;
die Männer sind zu jedem Tod bereit.
Der Frauen manche schnitt ihr schönes Haar,
und gerne bringt sie es zum Opfer dar,
froh, daß sie kann mit ihrer Zierde nützen,
flicht sie die Bogensehne draus dem Schützen;
die Kinder zitternd ihre Hände falten
und beten zu den Mauern, daß sie halten.

O daß sie hielten! draußer aber stürmen
beschwingte Felsen von den Schleudertürmen;
schon brechen hier und dort die Quaderstücke,
den Feinden lacht die offne Mauerlücke.
Ingrimmig in die Mauern schlägt „die Katze"
mit Eisenkrallen ihre Eichentatze;
sie schlägt die Takte zu den frommen Sängen,
womit die Priester helfen ihren Streitern,
die sie wie weiches Öl ins Feuer sprengen;
Simon gebeut den Sturm, man stellt die Leitern.

Hinan! sie klettern hastig und verwegen,
und andre stürzen von den höchsten Sprossen
den Klimmenden entgegen schon, erschossen,
es fällt ohn Unterlaß ein Leichenregen,
die Krieger mengen sich im Steigen, Fallen,
wie eines Springquells Auf- und Niederwallen.
Graf Simon lenkt mit donnernden Geboten
den Sturm: „Hinan! erschreckt nicht vor den Toten;
sie fraßen viel vorweg euch von den Pfeilen,
mit ihnen müßt ihr nicht die Beute teilen,
im Namen Jesu Christi, drauf und drein!"
Die Schwärme stürmen durch das Mauerloch,
das von der Katze schütterndem Gepoch
aufklafft, die Stücke brechen Stein auf Stein.

Doch bricht kein Stück von jenem Heldenherzen,
das, groß genährt von seines Volkes Schmerzen,
das Leid und Schicksal all der Seinen trägt;
seht ihr Roger den Helden, wie er schlägt!
Dort an dem Turm, drauf seine Fahne weht,
Vicomte Roger mit breitem Schwerte mäht
wie Halme die bekreuzten Männer nieder;
nie grüßt, wer ihn nicht flieht, die Heimat wieder.

An seiner Seite ficht Graf Foix, der kecke,
und ihm zu Füßen wächst die Leichenstrecke;
und die von ihren scharfen Klingen starben,
läßt Foix mit Schnüren binden jetzt in Garben;
dem Grafen Simon stürzen sie zu Füßen,
für jenen Rosenkranz ein Gegengrüßen.

Nachdem er hundert Herzen Halt geboten,
ist nun auch Foix gesunken zu den Toten.

Im Sturm hat Simon jetzt den Wall erklettert
und manchen Feind sich aus der Bahn geschmettert,
indem er durch zu jener Stelle bricht,
wo Held Roger die hellen Wunder ficht.
Die Besten sind zu jenem Ort gedrungen,
und heißer ward auf Erden nie gerungen.

Die Sage spricht: dort ballte das Verderben
im Kampfe sich, dort war so dichtes Sterben,
daß irr die Seelen, die von dannen wallten,
im wilden Kampfgewühl zusammenprallten,
und dann, noch krank von ihres Hasses Toben,
mit Grauen weithin auseinander stoben.

Wie Liebeslust, wenn schon ihr Drang gebüßt,
nachschwelgend noch mit trunknen Lippen küßt,
so zückt, nicht satt von ihrem Todesstreiche,
die Hasseslust den Stahl noch auf die Leiche.
„Hinab!" so schallt nun Simons mächt'ge Stimme,
er weicht dem Schwert Rogers mit Scham und Grimme;
die überwundnen Kreuzeskrieger jagen
hinab, zurück, der Sturm ist abgeschlagen.

*

Simon Montfort.

Die Burgen und die Dörfer brennen,
so helle Flamm' ist angefacht:
man kann in mondverlaßner Nacht
die Toten auf dem Feld erkennen.
Der Krieg, der wilde, rennt und schnaubt
durchs Land, die blutigrote Pfütze,
er hat den Himmel sich aufs Haupt
gesetzt als eine Scharlachmütze.

Graf Montfort nach Toulouse reitet
mit seinen kreuzgeschmückten Scharen,
von seiner holden Frau begleitet
durch rauhe Mühsal und Gefahren.

Er spricht zu ihr, wie reich mit Segen
die Kirche seine Fahrt belohne,
es blinke strahlend schon entgegen
ihm von Toulous die Fürstenkrone,
wie Béziers ihm zugefallen
mit Burgen, Städten und Vasallen,
wie Carcassonne, Conserans,
Albi und Foix ihm untertan.

Doch schweigend reitet sein Gemahl,
weil Atem ihr und Sprechen schwer
im Wind, der von den Feuern her
Rauchwolken jagt ins enge Tal.

„Wenn auch die Äuglein überfließen,
laß, Kind, den Rauch dich nicht verdrießen;
bald folgt den Zeiten rauher Kämpfe
ein glanz- und ehrenreicher Friede;
bedenk, es kommen diese Dämpfe
aus unsres Glückes Flammenschmiede.

Bald steht, mein letztes, schönstes Hoffen,
mir huldigend Tolosa offen!"

Sie schweigt, nicht bloß der scharfe Rauch
hat Stimm' und Rede ihr benommen;
ein schweres, banges Ahnden auch
hält traurig ihr das Herz beklommen.

Auch Montfort schweigt, und die Gedanken
beginnen zweifelnd ihm zu schwanken.

Der Tritt von zwanzigtausend Pferden
erdröhnt, und durch des Rauches Flor
bricht dunkelrot der Mond hervor,
wie Widerschein des Bluts auf Erde.

Sie ziehn hintan die ganze Nacht,
und als der Morgenschein erwacht,
umlagern sie zu Roß, zu Fuß,
ein breites Heer, die Stadt Toulous.

Graf Montfort kniet in seinem Zelt
anbetend vor dem Herrn der Welt,
er beichtet Fulco und bekennt
die Sünden, die sein Herz beschweren,
er hört die Meß in Reuezähren
und nimmt das heil'ge Sakrament,
daß Christi Leib und Blut ihm stärke
mit Mut den Leib zum blut'gen Werke.

Die Mönch im Chore singen wieder
weithin erschallend fromme Lieder,
harmonisch durch die Lüfte ziehen
der wilden Zwietracht Melodien.

Wie Montfort jetzt, der kühne Fechter,
sein Roß besteigt, da bäumt und prallt
der Gaul, und von den Mauern schallt
Tolosas jauchzendes Gelächter.

Doch Montfort schwingt sich auf im Zorn,
haut tief ins Roß den scharfen Sporn;
hin sprengt er an des Walles Rand
und droht mit Schwert und Blick, da fällt
ein Stein, der ihm das Haupt zerschellt,
und sterbend sinkt er in den Sand.
Fahr wohl! o Glück und Fürstenmacht!
Noch treffen Simon im Verscheiden
fünf Pfeile, die den Stein beneiden,
er hört noch, wie Tolosa lacht.

* * *

Ludwig August Frankl.

(Pseud. Ritter von Hochwart).

Geb. am 3. Febr. 1810 zu Chrast in Böhmen, gest. am 12. März 1894 zu Wien.

Das Habsburglied 1832. Epische und lyrische Dichtungen 1833. Gedichte 1834. Sagen aus dem Morgenlande 1834. Christoforo Colombo 1836. Rachel 1842. Don Juan de Austria 1846. Ein Magyarenkönig 1850. Gusle (Serbische Nationalgesänge) 1854. Helden- und Liederbuch 1861. Der Primator 1862. Nach der Zerstörung (Hebräische Elegien) 1863. Ahnenbilder 1864. Tragische Könige 1876. Gesammelte poetische Werke 1880. Episches und Lyrisches 1890.

Ein Flammenfest.

Auf Bali herrscht im Volke tiefes Trauern,
der Fürst der Insel Dewa Argo starb;
doch wird sein Ruhm ihn ewig überdauern,
denn mit der Leiche in der Flamme Schauern
verbrennen sie, was er sich je erwarb.

Des frommen Volks bewegte Massen drängen
zum Strand, zum Leichenflammenfest heran;
die Priester ziehn mit Fackeln und Gesängen,
bei heil'ger Instrumente dumpfen Klängen,
den Holzstoß zünden sie laut betend an.

Und sprengen, um die ird'sche Glut zu weihen,
des Weihrauchs Körner andachtvoll hinein,
kostbares Öl und feine Spezereien,
die buntes Licht und Duft den Flammen leihen,
schon blitzt es auf, schon zuckt und wallt der Schein.

Und oben liegt der tapfre Fürst des Landes,
die Scheiter werden bald sein Flammenthron;
er ruht, gesalbt, weiß schimmernden Gewandes,
zu ihm empor die Funken erst des Brandes
als huldigende Lichtgesandte lohn.

Und Kriegersklaven bei der Hörner Klingen
beginnen stumm des Todes Waffentanz,
erst langsam, rasch und wilder ihn zu schlingen,
die Waffen klirren und die Priester singen,
und Schild und Lanze glüht im roten Glanz.

Bis sie des heil'gen Wahnsinns Taumel fassen,
ihr wildes Lied zu Rufen wird der Schlacht;
sie springen in die heißen Flammenmassen —
aufjauchzt das Volk und, ohne zu erblassen,
preist es des Toten Ruhm und seine Macht.

Und wie die Flammen hoch und höher schlagen,
sieht lautlos und mit wollustvollem Graun
die Menge wieder in geschmückten Wagen,
von goldgezierten Rossen hergetragen,
des Fürsten sieben göttlich schöne Fraun.

Im Goldgewand die bräunlich schlanken Glieder,
enthüllt der Wangen und des Busens Pracht,
die schwarzen Haare bis zur Ferse nieder,
und lang bewimpert durch die Augenlider
des Blickes tiefe, wundervolle Nacht.

Auf jedem Haupte eine Taube schimmert,
die regt scheu die weißen Flügel nicht;
und über eine Brücke, leicht gezimmert,
zum Tod, der ihnen rot entgegenflimmert,
hinschreiten sie mit heitrem Angesicht.

Jetzt hat die Glut erfaßt des Fürsten Leiche,
aufflammt sein Haar, sein schimmerndes Gewand —
zu leben scheint noch einmal jetzt der Bleiche,
denn leuchtend sinkt er ein zum Totenreiche,
verschlungen hat ihn schon der rote Brand.

Die Frauen strählen noch mit goldnem Kamme
ihr Haar und ordnen der Gewänder Flut
und springen betend von dem Brückendamme
mit liebeglüh'nder Inbrunst in die Flamme,
die See und Himmel färbt mit ihrer Glut.

Doch bei dem Sprung von ihren Häuptern heben
sich glutenbang die Tauben in die Luft —
ein Kranz von schimmernd weißen Rosen beben,
als helle Silberglorien aufwärts schweben
sie ob der Liebesmärtyrinnen Gruft.

Die Priester singen: „Heilig ist der Glaube,
der Gattinnen dem Gatten folgen heißt:
wird auch der Leib dem Flammentod zum Raube,
verklärt und ewig hebt als weiße Taube
vom Scheiterhaufen sich empor der Geist!"

Der Goldschmied.

Der Blasbalg faucht, die Esse sprüht,
rotglühend sind des Herdes Ziegel,
und über Kohlen raucht und glüht
geschmolznes Gold im irdnen Tiegel,
vor dem sich ein Geselle müht.

Gar seltsam sind Gestalt und Ort
des mächtigen und frischen Alten,
im Blick sind Kraft und Schmerz gepaart,
und über seines Kleides Falten
fließt lang und weiß ihm Haar und Bart.

Er handhabt kräftig das Gerät,
er schmiedet, hitzt und feilt und hämmert
vom Morgen früh bis abends spät,
er gönnt sich Ruhe nicht, wenn's dämmert
und Nacht die goldnen Sterne sät.

Und was er spricht, zuweilen singt,
der Meister kann es nicht begreifen,
was so wie goldne Weisheit klingt,
scheint oft an Torheit ihm zu streifen,
wenn er das Wort zu deuten ringt.

Es kam einmal ein fremder Gast
an einem Abend spät geschritten,
mit eines leichten Bündels Last,
am Bettlerstabe, um zu bitten
um Obdach nur für kurze Rast.

Es sieht der Meister, früh erwacht,
den Gast am Herde stehn und schmieden.
„Für Brot und Obdach dieser Nacht,
wenn du mit meinem Dank zufrieden,
hab' ich dies kleine Werk vollbracht!"

Der Meister staunt die Arbeit an,
nie sah er Gold so kunstreich treiben;
er spricht zu ihm: „Seltsamer Mann,
willst du in meiner Werkstatt bleiben?"
„Ich will, so lang mit Gott ich's kann!"

Schon weilt er tage-, wochenlang,
die Werkstatt ruht nicht vom Gebrause,
nicht Feile, nicht des Hammers Klang;
es mehrt der Reichtum sich im Hause,
fast wird davor dem Meister bang.

Denn oft in später Mitternacht
wie Arbeit klingt's von hundert Händen,
von Geistern unsichtbar erwacht,
nur Schatten spielen an den Wänden,
der Alte steht in Funkenpracht.

Es überströmt, vernommen nie,
dabei sein Mund von fremden Liedern,
und Geisterlippen scheinen sie
hoch in den Wolken zu erwidern,
seltsamer Rhythmen Melodie.

Er breitet dann am Morgen aus
mit Edelstein besetzte Spangen,
Schwertgriffe, goldner Blumen Strauß
und mit Rubinenaugen Schlangen —
ein Leuchten fließt durchs ganze Haus.

Und wenn er von der Arbeit ruht,
Fremdweltliches scheint er zu sinnen,
und selbst dem Meister fehlt der Mut,
mit ihm Gespräche zu beginnen,
unheimlich alles, was er tut.

Er redet oft mit sich allein,
wie Segen klingt's, wie Fluch zuweilen,
dann wieder schreibt er Blättern ein
mit fremden Zeichen flücht'ge Zeilen,
sie leuchten wie ein Wetterschein.

Im Hause graut es jedem fast
vor diesem seltsamen Gesellen;
doch kam mit ihm das Glück zu Gast,
des Hofs sonst leere Speicher schwellen,
und mehret sich des Goldes Last.

Der Werkstatt Ruhm klingt mehr und mehr,
der Meister wird weithin gepriesen;
es kommen Fürsten ferneher,
kunstreichen Zierat zu erkiesen
und golden ziselierte Wehr.

Und eines Tags, von Wüstensand
bedeckt, kommt eine Karawane,
Kamele vom Ägypterland,
in weißem Turban und Kaftane
die Männer, schwarz vom Sonnenbrand.

Der Führer tritt zur Werkstatt ein,
berühret Herz und Haupt zum Gruße:
„Ich bringe kostbares Gestein
weither vom Nil, dem heil'gen Flusse,
und eine Last vom Golde fein,

draus schmiede eine Krone blank,
als eine Sonne muß sie glänzen,
die von dem Himmel niedersank,
des Königs Stirne stolz zu kränzen,
wenn er besteigt die Herrscherbank."

Der Alte hört des Mannes Wort,
ein Zornblitz schießt aus seinen Augen,
er wirft den Hammer schmetternd fort:
„Es mag zu solcher Arbeit taugen
von deinen Sklaven einer dort.

Verflucht, wer für ein Menschenhaupt
die erste Krone hat geschmiedet,
wer an die Huld von Kön'gen glaubt,
der weiß nicht, wie durch sie entfriedet
die Völker werden und beraubt.

Wenn meine Hand solch Werk beginnt,
soll sie am Arm verdorren eher!
Ein Volk weiß nimmer, was es sinnt,
umsonst gewarnt ward es vom Seher,
als es verlangt nach Kön'gen blind!"

Und wie die Rede zornig schallt
vom Mund des mächtigen Gesellen,
gewachsen scheint noch die Gestalt,
und von dem Herd empor in grellen
Lichtsäulen hoch das Feuer wallt.

Er greift nach seinem Wanderstab,
wild wehen um sein Haupt die Locken, —
„Sei Gott mit dir bis an dein Grab!"
Der Fremde hört's und sieht erschrocken
schon fern den Alten ziehn talab.

* * *

Karl Beck.

Geb. am 1. Mai 1817 in Baja in Ungarn, gest. am 10. April 1879 zu Währing bei Wien.

Nächte (Gepanzerte Lieder) 1838. Der fahrende Poet 1838. Stille Lieder 1840. Janko, der ungarische Roßhirt 1842. Gesammelte Gedichte 1844. Lieder vom armen Mann 1846. Aus der Heimat 1852. Still und bewegt 1870.

Das rote Lied.

Sechs heißblütige Hengste tosen
über die Heide von Debreczin,
sitzt ein Herzog der Franzosen
stolz im goldnen Wagen drin.

Träumt aufs Haupt die Krone zu heben,
flammt sein Antlitz lichterloh;
von der Heimat mutigen Reben
träumt der Herzog von Bordeaux.

Nachten die Wolken trüb und trüber,
jagen die Hengste, stiebt der Sand,
jagen an einer Schenke vorüber,
einsam stehend im Heideland.

Aus dem Gehöft mit flatternder Mähne
stürzen Zigeuner, mit Weib und Kind:
„Herre, du hoher, und nimmer wähne,
daß wir Räuber und Mörder sind!

Redlich sind wir, fromme Christen,
von den Händen in den Mund
leben wir, arm und still, und nisten
heimatlos auf fremdem Grund.

Herre, befiehl! das Instrumente
jauchzt dir ein Lied mit Macht und Macht,
das ein trotziger fremder Student
pfiff auf der Heide bei Nebel und Nacht.

Freudvoll und leidvoll hat er gepfiffen,
Herre! wir haben die Melodie
flugs auf den Saiten nachgegriffen —
Noten lernt der Zigeuner nie.

War uns so bang an jenem Abend,
Jesus! und niemand wußte warum?
Geister, keine Ruhe habend,
schlichen um unsre Streu herum.

Wünschten der Nacht des Adlers Schwingen,
wünschten mit Schmerzen den Sonntag her,
da wir wollten das Liedlein singen,
hochrot, schön, wie keines mehr.

Da wir's spielten frisch in der Schenke,
hat der Wirt mit den Gästen gezecht,
rascher stieg ins Gehirn das Getränke,
und ein Herre schien der Knecht —"

Gnädig blickt er und nickt und winket,
und sie geigen mit mächtigem Zug —
und er zittert, die Träne blinket,
tonlos ruft er: genug — genug!

Und er schleudert die Münzen zur Erde,
und es greifen die Rappen aus —
schaut die Bande mit banger Gebärde
fliegen und schwinden das goldene Haus.

Was ihn schmerzt, wer kann es wissen?
Was ein schönes Lied verbricht?
daß es ein Fürstenherz zerrissen,
ahnen die kindlichen Seelen nicht;

daß es den Ahn vom herrlichen Throne,
Freiheit predigend, trug zum Schafott;
daß es dem Ohm die teuere Krone
niedergewettert, ein Blitz von Gott;

daß er selber ein flüchtiger König —
gellt ihm Allons enfants! ins Ohr,
singt auf den Heiden unkentönig
ihm des Zigeuners Geige vor. —

Sechs heißblütige Hengste tosen
über die Heide von Debreczin,
sitzt ein Herzog der Franzosen
traurig im goldenen Wagen drin.

* * *

Moritz Hartmann.

Geb. am 15. Okt. 1821 zu Duschnik bei Przibram in Böhmen, gest. am 13. Mai 1872 zu Oberdöbling bei Wien. Kelch und Schwert 1845. Neuere Gedichte 1847. Reimchronik des Pfaffen Mauritius 1849. — Gesammelte Werke 10 Bde. 1873 bis 1874 Stuttgart.

Herrn Mannwelts Woche.

Herr Mannwelt ritt am Sonntag aus,
es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Er sah die Leut' aus der Kirche gehn,
die Bettler an der Türe stehn.
Die Frommen gingen kalt vorbei,
dann kamen die Herren der Klerisei,
die trugen gefüllte Büchsen fort —
die Bettler blieben traurig am Ort.
Er sah, wie sie auf die Stufen sich legen
und harren auf den Abendsegen,
ob der vielleicht gesegnet sei.
— Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Montag aus,
es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Es scholl der Markt von Schreien und Rufen,
die Waren lagen auf Kasten und Stufen,
es wogte die Menge her und hin;
die Diebe hatten reichen Gewinn,
nach des Kaufherrn Belieben wog die Wage,
gen Maß und Gewicht war der Käufer Klage.
Die Reichen gingen reicher nach Haus,
leer gingen allein die Armen aus.
— Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Dienstag aus,
es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Der König kam mit Pracht daher,
um ihn die Söldner mit Schwert und Speer;
auf offenem Markt hat er Recht gesprochen:
die mit ihm kamen und um ihn krochen,
empfingen Gnadenkettlein und Recht,
und schlecht allein war der niedere Knecht.
Drauf riefen sie jubelnd: dem Könige Heil!
und boten sein lächelndes Bildnis feil
und streuten Blumen auf seine Pfade
und sprachen von Majestät und Gnade.
— Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Mittwoch aus,
es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Da lief zur Kirch' eine jauchzende Schar,
der Priester stand fertig und kalt am Altar,
dann kam das erwartete Hochzeitspaar,
sie hatte blondes, er graues Haar;
er glühte vor Freuden, und sie war bleich,
und sie war arm, und er war reich.
Der Priester murmelte sein Latein,
sie sagte ja — das klang wie nein.
Dann gratulierten die Hochzeitsgäste,
dann ging es nach Haus zum lustigen Feste;
sehr heiter lachte die Mutter der Braut,
sie war vom Glücke der Tochter erbaut.
— Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Donnerstag aus,
es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Da kamen am Eckhaus der Straße zusammen
vom ganzen Lande die kräftigen Ammen;
dann traten die edlen Frauen heraus
und gingen umher und wählten sie aus.
Dann legten die eignen Kindlein hin
die Mägde. — Die einen mit heitrem Sinn,
die wogen lachend das Gold in der Hand;
die andern haben sich oft gewandt
und sahen traurig und weinend stumm
nach dem verlassenen Säugling sich um.
— Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Freitag aus,
es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Da stand auf dem Markt ein zankendes Paar:
er ballte die Faust, sie raufte das Haar,
und beide schrien sie um die Wette.
Sie klagte: In dein schmutziges Bette
hast du mit Trug und Gewalt mich gezogen!
Er aber sprach: Du hast mich betrogen!
Der Richter sah in ein heiliges Buch,
dann tat er kalt seinen Urteilspruch:

Ihr seid geschieden eins vom andern!
Drauf sah man sie von einander wandern.
Am Eck des Marktes auf einem Stein
saß zitternd ein Kindlein verlassen, allein,
es sah nach der Mutter und weinte sehr,
dann ging es betteln und weinte nicht mehr.
— Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Samstag aus,
es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Er sah das Volk in hellen Haufen
Paläste stürmen, die Gassen durchlaufen;
erschlagen lagen Freier und Knecht,
es floß das Blut von gut und schlecht.
Die Fahnen wehten mit schönen Devisen,
danach noch sterbend die Kämpfer wiesen.
Der König floh durch das eine Tor,
der König, der die Krone verlor;
sie riefen ihm nach: Fluch dir, Tyrann!
Durchs andere zog der andre heran.
Den trieben sie mit Fluch und Hohn,
den trugen sie mit Jubel zum Thron.
Er teilte Würden und Ämter aus.
— Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt wieder am Sonntag aus,
es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Er ritt hinaus ins offene Feld,
so ruhig lag, so stille die Welt;
aus Hütten stieg in Säulen der Rauch,
er regte sich kaum im Morgenhauch;
die Lerche sang, die Schwalbe streifte,
die Frucht am Aste glüht' und reifte;
durch Sonnenstreifen lief der Bach,
und alles schwieg, und alles sprach.
Herr Mannwelt ritt, es klang der Huf,
zum Walde lockt' des Kuckucks Ruf,
er ritt ihm nach, es zog ihn sacht,
es zog ihn fort in des Waldes Nacht.
Des Hufes Klang erstarb im Moos,
schon war er tief in des Waldes Schoß,
das war ein liebes, ein sanftes Gesaus —
— Herr Mannwelt kam nicht mehr nach Haus.

*

Die Lampe.

Ein Rabbi war im alten Prag,
ein guter Mann und gottergeben,
der treulich seiner Lehre pflag
und klug erklärte Buch und Leben.
So mocht er standhaft alle Plagen
des Geistes und des Leibes tragen,
und hatt' er nicht den Bissen Brot,
er sprach: Ein Schein nur ist die Not.

So gut nicht wurd' es seinem Weibe,
die sah mit Trauer, ohne Trost,
das schlechte Kleid auf ihrem Leibe,
auf ihrem Tisch die schlechte Kost.
Das war ein täglich Leid, zu Gram
erst wurd' es, wenn der Sabbat kam
und ihr jedwedes abgegangen,
den Festtag festlich zu empfangen.

Ihr Aug von Tränen angefüllt,
rief sie: „Kein Fisch ist in der Pfanne
in Fetzen du und ich gehüllt,
kein Wein zum Segen in der Kanne!"
Er nahm sie lächelnd bei der Hand
und, nach der Lampe hingewandt,
die von dem Sims mit sieben Zinken
gleich einem Sterne schien zu winken,

sprach er, als ob er sagen wollt'
ein groß Geheimnis: „Laß die Sorgen,
verrat es nicht, sie ist von Gold!
O sieh sie an, — in ihr verborgen
ist mancher wohlbesetzte Tisch,
und Wein und Segen, Fleisch und Fisch
und prächtiger Brokat und Seide
für dich und mich zum schönsten Kleide."

Sie ist von Gold, — sie lispelt's kaum
dem Rabbi nach, voll gläub'ger Freude,
ihr Elend schwindet wie ein Traum,
und frohen Sabbat feiern beide.
Nun ist's genug bei allem Weh,
daß sie nur auf zur Lampe seh, —
sie ist von Gold, — und alle Plagen
will sie noch diesen Sabbat tragen.

Mit solchem Blick, mit solchem Wort
täuscht sie durch Leiden und Entbehrung
von Sabbat sich zu Sabbat fort,
ihr blinkt ja aller Lust Gewährung.
So lächelt sie von Tag zu Tag,
bis daß sie auf der Bahre lag.
Der Rabbi sprach: „O meine Taube,
du lehrtest mich, was sei der Glaube."

Der alte Reitersmann.

Ich bin ein alter Reitersmann
und habe viel erfahren;
hab dreißig Jahre mitgetan,
man sieht es meinen Augen an
und meinen grauen Haaren.
Ich bin ein alter Reitersmann
und habe viel erfahren.

Mein Leid und Lust und Freud' begann,
als ich ins Land gefahren.
Vor einer Schenke hielt ich an,
darin die Werber waren.
Hab einen tiefen Schluck getan —
ich trank und war ein Reitersmann
und habe viel erfahren.

Ich lag im Sand bei Bardewick,
bei Bardewick auf der Heide.
Gefallen war mein gutes Pferd,
gebrochen war mein gutes Schwert,
mein Schwert und auch die Scheide.
Wund war mein Herz und trüb mein Blick
in Leide
bei Bardewick,
bei Bardewick auf der Heide.

Bei Bardewick ist ein hoher Berg,
den hat kein Mensch gesehen,
darinnen wohnen Elf und Zwerg,

die hin und wieder gehen
und aus und ein
bei Bardewick im Mondenschein.

Die Elfenfrau kam heraus zu mir
und sang mir eine Weise;
mein wundes Haupt lag ihr im Schoß,
mein Blut, das floß
erst mächtig und dann leise.

Mein gutes Schwert war wieder ganz,
mein Roß sprang auf mit Mute,
mein Panzer glänzte hellen Glanz,
und ich war bar von Blute,
und als ich leer von Blute war,
führt sie mich in ihr Bergschloß dar.

Da saß ich drin, weiß nicht wie lang,
ach, eine lange Weile,
sah zu dem Tanz und horcht dem Sang,
mein Kopf war schwer, mein Herz war bang
von wegen dem Seelenheile.

Ich merkt es wohl, daß sie verflucht
und in der Macht des Bösen,
und oft genug hab ich versucht,
mich mannlich zu erlösen.
„Im Namen Gottes, laßt mich los!"
— Die Elfenfraue lachte bloß.

Nur wenn sie kämpften auf Bardewicks Erd',
hat sie mir Urlaub geben,
sie gab mir wieder Helm und Schwert
und mochte selber mich aufs Pferd
und in den Sattel heben.

Und ritt ich drauß, hab ich gelacht
und dacht: ich komm nicht wieder.
Doch ich erlag in jeglicher Schlacht,
und die Elfenfrau kam in der Nacht
und weinte auf mich nieder.

Sie sang mir wieder die Wunden zu
und sang mir das Blut aus dem Leibe,
dann trugen die Elfen und Zwerge
mich wieder hinein zum Berge
und in die selige Ruh —
nicht konnt ich zürnen dem stolzen Weibe.

Doch hab ich mich zu erlösen versucht
mit Beten und mit Singen,
die Elfenfraue lachte verrucht:
„Das wird mich nimmer zwingen!
Gib dich zur Ruh, vom Bösen
wird dich die Zeit erlösen."

Die Zeit, die tat's. Mein Haupt ward grau,
mein Antlitz voller Falten.
Da sprach zu mir die hohe Frau:
„Wir wollen dich nicht mehr halten."
Und magere Elfen und bucklige Zwerge
stießen mich fort aus dem Berge.

Das tat die Elfenfrau mir an
in meinen alten Jahren —
ich bin ein alter Reitersmann
und habe viel erfahren.

Die böhmischen Bauern.

Sitzen beisammen in böhmischer Schenke
Bauern, vor sich das Glas gestellt,
mit dem lieben Hopfengetränke;
Wein zu bezahlen, fehlt es an Geld.

Sitzen beisammen in traulicher Runde,
kurze Pfeifen in nerviger Faust.
Draußen heulen des Dorfes Hunde,
daß es dem armen Wanderer grauft.

Und die Musik, die heimische, süße,
und die Weise voll Klag' und Leid,
wie verlornen Glückes Grüße
aus der alten, glücklichen Zeit.

Ja die Musik, sie fehlt in der Stube,
mit dem traurigen, böhmischen Sang;
ferne ziehen Mädchen und Bube,
ferne Harfen- und Hörnerklang.

Aber heute ist er gewichen,
jener schweigsame düstere Geist,
und die Gesichter, zerwühlt und verblichen,
rufen und lachen und fragen zumeist.

Schiefer und schiefer rücken die Mützen,
und die Ärmel werden geschürzt,
und die Augen leuchten und blitzen,
Glas auf Glas wird gefüllt und gestürzt.

Denn sie horchen gierig entglommen
auf des Nachbars beredten Mund —
denn aus Wien ist er heute gekommen,
und er erzählet schon manche Stund'.

Viel des Wunders hat er zu sagen:
auch den Kaiser hat er gesehn
im sechsspännigen goldenen Wagen,
und wie andere Menschen gehn.

Sagt von der Burg, dem alten Gemäuer,
daß die Häuser alle von Stein,
staunt, wie das Brot und die Biere so teuer
und wie so wohlfeil der köstliche Wein.

Und er spricht: „Auch unter die Erden
hat mich ein Pater geführt in die Gruft,
wo auch die Kaiser zu Staube werden,
wenn sie Gott, der Allmächtige, ruft.

Alle die Särge aus alten Tagen
bis auf den Franz, all hab ich gesehn,
wie sie mit Gold und Silber beschlagen
da in traurigen Reihen stehn.

Nur ein einz'ger von allen den Särgen
ist ohne Wappen und glänzendes Erz;
schmucklos, so wollt er, soll sich verbergen
schlicht und arm darinnen sein Herz.

Wie mir's erzählte der fromme Pater,
ach, wie wurd es ums Herz mir arg;
drinnen liegt unser aller Vater,
Kaiser Joseph liegt in dem Sarg."

Aber da lächeln ungläubig die Bauern:
„Hm, eine Puppe liegt in dem Loch,
und umsonst war dein gläubiges Trauern,
Kaiser Joseph lebt heute noch!"

„Aber der Pater" — „Hat dich betrogen,
ein Jesuit, der zu lügen schwor."
„Aber fünfzig Jahr sind verflogen —"
„Willst du schweigen, ungläubiger Tor!"

„Heiliger Nepomuk! hundert Jahre
wäre der Kaiser schon alt und noch mehr,
sagt es nicht auch die ärmliche Bahre,
schlicht und einfach und schmucklos wie er?"

„Vor die Tür den schlechten Halunken!
schlagt sie tot, die ungläubige Brut!"
rufen die Bauern zornestrunken,
und die Augen flammen von Wut;

fassen ihn, werfen ihn, und aus der Schenke
fliegt der Ketzer mit Schimpf und Schand',
daß er noch lange in Glied und Gelenke
ihre Fäuste und Finger empfand.

Und es kehren die Rachevollen
ruhiger nun zum Glase zurück;
leise Flüche nur hört man noch grollen,
unstet irrt noch der wilde Blick.

Aber es legen sich endlich die Wogen,
und sie schweigen und denken nach.
Jetzt erst wird es langsam erwogen,
was denn alles der Ketzer sprach.

„Fünfzig Jahre" — murmelt der eine,
„fünfzig Jahre, o lange Frist!"
Und der andere: „Daß just der seine,
just der Sarg so schmucklos ist!"

Und der dritte: „Sind wir nicht Sklaven,
fronende Knechte noch immer fort
unserer Pfarrer, unserer Grafen?
schleichen nicht Pfaffen von Ort zu Ort?

Ist dein Bub nicht schmachvoll verendet
unter der Rute in der Kasern'?
Ist dein Kind nicht schmählich geschändet
vom zukünftigen gnädigen Herrn?

Kannst du nach Lust und nach Willen beten?
Essen wir andres als schwarzes Brot?
Sind wir nicht verwaist und zertreten?
Kaiser Joseph ist tot, ist tot!"

„Er ist tot!" — Sie rufen's mit Klagen
und entblößen zum Beten das Haupt. —
Fünfzig Jahre und Not und Plagen
mußten kommen, bis sie's geglaubt.

Der Pifferaro.

Durch einen Wald von Pinien und Platanen,
auf stillen, halb noch winterlichen Bahnen
ging ich dahin im Land der Romagnolen.
Spät abend war es; lauter sang der Quell,
der Pfad war dunkel bald, bald wieder hell,
denn durch das Laubdach sah der Mond verstohlen.

Da kam ein weicher Ton mir durch die Zweige:
kein Waldhorn war's und keine edle Geige;
die Sackpfeif' war's: Ihr kennt sie — im Advent
auf ihr für zwei Bajoch und kleinre Preise
spielt auf der Pifferar die Hirtenweise,
wo vor der Jungfrau nur ein Lämpchen brennt.

Ich war verirrt, die Pfeife war mein Leiter:
ich drang ihr nach ins Dickicht immer weiter;
viel holder klang sie durch die Waldesgänge
als durch die Gassen Roms. Mit einemmal
sah einen Mann ich in des Mondes Strahl,
der durch den Wald geschickt die weichen Klänge.

Vor einem Bild der Jungfrau mit dem Kinde,
das eingefügt war in des Baumes Rinde,
stand er entblößten Haupts und blies, der Greis;
das klang so fromm. Die Hirten an der Krippe,
sie sangen kaum mit so melodischer Lippe
der Jungfrau und des Neugebornen Preis.

Ich grüß dich, rief ich ihm, als er vollendet,
hast du so früh dich aus der Stadt gewendet,
o Pifferar, hast du genug gewonnen?
Doch er erwidert: „O Signor, Ihr irrt,
kein Pifferar aus Rom, ich bin ein Hirt
und spiel umsonst vergessenen Madonnen."

Er ging, ich folgte. Und es war ein Wandern
von einem Bild der Jungfrau zu dem andern.
Bald macht er dort an einem Kreuzweg halt,
bald tönt ein Fels hier von der Pfeife Klange.
Erst spät nach Mitternacht vom frommen Gange
kehrt er zur Hütte wieder aus dem Wald.

Bei ihm zu ruhn hat er mich eingeladen,
und ferne folgt ich fürder seinen Pfaden,
ich dachte, daß bei ihm sich's trefflich raste;
denn, wie er hinging in des Mondes Licht,
trug heitern Seelenfrieden sein Gesicht —
bei solchem Wirt ist's wohl zumut dem Gaste.

Ich aber wollt, es wär auch mir gegeben
solch ein verborgnes, stilles Priesterleben,
zu feiern fromm, was mir ein Heiligtum.
Der ist beglückt, der auf verlaßnen Wegen
hingeht, jedwedes Heilige zu pflegen,
das andere verschmähn um Gold und Ruhm.

* * *

Alfred Meißner.

Geb. am 15. Oktober 1822 in Teplitz, gest. am 29. Mai 1885 in Bregenz.

Gedichte 1845. Ziska 1846. Dichtungen 1862. — Sämtliche Werke 1872 ff. — Dichtungen, wohlfeile Ausgabe, 1884.

Eine Mutter.

Es gehet und wehet die Kunde durchs Land,
es trafen die Heere am Moldaustrand,
sie haben ein Treffen geschlagen,
auf hölzerner Brücke, hoch über dem Fluß,
da trafen die Deutschen die Kinder des Huß,
die Kinder des Kelches erlagen.

Und unter dem Tritte der Pferde zerbrach
die hallende Brücke mit Donnergekrach,
es wichen die Pfeiler im Falle.
Die Reiter, das Fußvolk voll Wunden und Blut,
sie stürzten kopfüber hinab in die Flut,
da sanken, ertranken sie alle.

Die böhmische Mutter, sie höret die Mär,
ihr Sohn ist mit im versunkenen Heer,
ihr letzter geboren, verloren.
Es heulet der Sturmwind, die Nacht ist kalt,
sie flieht durch den sausenden, brausenden Wald,
ihr letzter geboren, verloren!

Durch starrende Felsen, so wüst und so leer,
kommt donnernd und brausend die Moldau daher
um sinkende Trümmer und Tore.
Am Saume des Strands, wo der Weidenbusch rauscht,
da sitzet die Mutter und lauscht und lauscht,
ein zerschossener Vogel im Rohre.

Und wie sie so lauscht mit dem Auge voll Glut,
da hebt sich und regt sich die grollende Flut,
es röten sich seltsam die Wogen.
Ist's Glühen des Morgens, das so sie bestrahlt?
's ist Herzblut der Edeln, das also sie malt —
und jetzt kommen Leichen gezogen.

Viel Leichen mit bleichem, erstarrtem Gesicht,
sie kommen daher wie zum Totengericht,
den Blutschaum auf offenem Munde.
Gewappnete Krieger, ein gräßlicher Knäul,
rings um sie die Wogen mit Klagegeheul,
aufrauschend vom Grunde, vom Grunde.

Die Leichen der Pferde, sie schleppen so schwer
an Zügeln und Bügeln die Reiter einher;
es grinsen die bleichen Gesichter,
mit gläsernen Augen, mit wallendem Haar;
so treibt auf der Flut die gespenstige Schar,
die Schar, sie wird dichter und dichter.

Die böhmische Mutter erfasset ein Graun:
„O, Herr des Himmels, den Sohn laß mich schaun,
ihn, den ich geboren in Schmerzen.
O Jesus Maria, da nahet er schon,
als blutige Leiche, der herrliche Sohn,
die klaffende Wunde am Herzen.

Was blickst mit metallenen Augen mich an,
du sollst nicht schwimmen zum Ozean,
mein wirst du, du herrliche Leiche."
Sie kämpft mit den Leichen, sie ringt mit der Flut,
sie trinket der Helden hellrotes Blut;
o, daß sie den Sohn nur erreiche. —

Vergebenes Ringen! nun ist es geschehn,
es weichet die Erde, die Sinne vergehn —
o Herr, und der Leichen kein Ende —
Die böhmische Mutter, der böhmische Sohn,
sie treiben auf jagenden Wellen davon,
im Krampfe verflochten die Hände.

Hephaistos.

Vernehm ich aus Sizilien die Berichte,
wie dort der Ätna treibt sein altes Wesen,
steht sie vor mir, die seltsame Geschichte,
die einst in einer Chronik ich gelesen.

Nacht wars — doch nimmer allzufern der Morgen.
Das Land, das von Randazzo bis La Cava
zum Ätna aufsteigt, lag in Nacht geborgen.
Gehöfte, rings umzäunt mit indischen Feigen,
auch tags vom Hintergrund zerstörter Lava
kaum unterscheidbar, lagen da im Schweigen.

Da unterbrechen Schritte diese Stille,
in der nichts lebt, als der Zikade Schwirren.
Ein Wandersmann, dem Angstschweißperlen tropfen
von Bart und Stirne, wankt mit todesirren,
gebrochnen Blicken durch die wilde Öde
und sucht ein Haus, an dessen Tür zu klopfen.
Er hat's gefunden, — will um Hilfe rufen,
und sinkt bewußtlos nieder auf die Stufen.
So matt die Schritte und der Ruf, — sie weckten
den Kampagnolen, und er späht hinaus.
Da er nichts sieht, als einen hingestreckten
reglosen Körper, öffnet er das Haus.

Allmählich wieder im Besitz der Glieder,
wankt nun der nächt'ge Wandrer in die Stube,
tappt längs der Mauer hin und setzt sich nieder.

Nun erst, da ihn gelabt des Winzers Bube,
hebt er den Kopf: „Seid tausendmal gesegnet!"
Und als nun alle ihn umstehn im Kreise,
erzählt er, was ihm Schreckliches begegnet.

„Ein Roßkamm bin ich," spricht er, „auf der Reise
nach Taormina schon seit dreizehn Tagen.
Dem Kommandeur dort bring ich meine Fohlen —
Wo sie geblieben, weiß ich nicht zu sagen.

Im Hohlweg war's, von hier nicht tausend Schritte,
wo mich drei mächt'ge Wandrer überholen,
fremdartig von Gestalt, Gewand und Sitte.

Es waren Schmiede, nervige Gestalten,
an Wuchs hoch über Menschengröße ragend,
ihr Handwerkszeug mühselig aufwärts tragend,
die Bärte bis zum Gürtel niederwallten.

Zum ersten wandt ich mich nicht ohne Grauen:
Wohin des Wegs?
— „Zum Ätna." —
— Und was dort?
„Dem Meister dort ein neues Haus zu bauen."
— In Eis und Schnee? —
— „Für uns nur Kleinigkeit! —
Doch gute Nacht! der Meister ist nicht weit."

Ich sann den Worten nach, die ich vernommen,
gar seltsam war mir dieses Volks Gebaren,
da hört ich schnaubend etwas näher kommen,
als käm ein Wagen rasselnd angefahren.

Allein der vierte war's, der Meister war es,
am Schurzfell kenntlich, rußig von Gesichte,
mit Augen, glühend, gleich dem Essenlichte,
wild und zerzaust die Wellen seines Haares.

Er hieß mich stehn und hob die schwarze Rechte:
„Erschrick nicht, Kleiner, tu dir nichts zuleide!
bangt dir so sehr vor meinem schwarzen Kleide?
Du kamst des Weges, — sahst du meine Knechte?"

Sie sind voraus! sagt ich. Da stürmt er hinkend
geradaus vorwärts durch die ungeheuren
Felsblöcke, immer wie in größter Eile.

Noch einmal wandt er seinen schwarzberußten,
wildstrupp'gen Kopf mir zu, fast scherzhaft winkend,
und wie ein mächt'ges Roß hört ich ihn pusten.

Und mir, dem Mann, der manches Buch gelesen,
kam's gleich zu Sinn: Der Schmied der Donnerkeile!
Vulkan, der Heidengott, ist das gewesen!

Er hat im Ätna seine Schmiedestätte —
gleich wird er wieder seine Esse feuern —
Drum flieht! seh jeder zu, wie er sich rette!"

Das ist's, was der verstörte Fremdling stammelt.
Es lauschen ihm mit ängstlichem Gesichte
die Hörer, die im Kreis um ihn versammelt,
doch keiner glaubt dem seltsamen Berichte.

Er merkt's und ruft mit warnungsvollem Laute
und eines Sehers mächtiger Gebärde:
„Zu bald bestät'gen wird sich, was ich schaute:
Die Götter sind nicht tot! Von ihren Thronen
sind sie gestürzt, die alten Herrn der Erde,
doch immer noch als schreckende Dämonen
besuchen sie die ihnen eignen Stätten;
drum fort! Ich bleibe hier, ihr könnt euch retten!"

Kaum hat der fremde Mann dies Wort gesprochen,
da flammt's den Berg hinab in fernste Weiten
mit grellem Schein. Es ist nicht Frührotsdämmern,
tief unterirdisch dröhnt's von Riesenhämmern,
die Wände bersten, mittendurch gebrochen.

Erschrockne Menschen fliehn nach allen Seiten
und flüchten aus den Hütten ihre Habe,
denn dem, der zögert, wird das Haus zum Grabe.

In Feuerströmen geht's vom Ätna nieder.
Den Roßkamm aber, der die schreckdurchgraute
Erscheinung meldete, sah niemand wieder — — —
denn keiner überlebt's, der Götter schaute.

Zwei Räuber.

Zwei Tannen blicken schauernd
tief in den Grund hinein,
zwei Räuber sitzen kauernd
auf hartem Bett von Stein.
Zu ihren Füßen ruhten
Gebirg' im weiten Raum,
in irren Morgengluten —
still war es wie im Traum.

Zum Jungen sprach der Greise:
Hörst du aus Taleskluft
die frommen Glöcklein leise
hertönen durch die Luft?
Die Frommen müssen beten
in Fast und Gottesfron;
wirst nie zu ihnen treten,
mein froher, freier Sohn!

Still bleibt des Jüngern Brüten,
und wieder spricht der Greis:
Wie sie die Acker hüten
in Sklavennot und Schweiß!
Laß ihnen ihre Schollen —
von deinem Alpenpfad,
wie darfst du ihnen grollen,
mein freier Kamerad!

Der Junge brütet schweigend,
und wieder spricht der Mann:
Ein Hochzeitszug zieht geigend
das grüne Tal hinan. .
Bei Knechten herrschen Weiber,
feig wird das Herz und schwer,
du bleibst ein freier Räuber,
kein Weib betrügt dich mehr!

Der Alte ruft: Wir leben
so froh, daß Gott erbarm!
Des Jüngern Fäuste beben,
es zuckt sein starker Arm,
sein Auge flammet nächtig:
So schweig einmal, du Hund!
Mit einem Faustschlag mächtig
wirft er ihn in den Grund.

❋

Aus „Ziska".

Die Adamiten.

Sommernacht! Auf wald'ger Insel
mitten in der Luschnitz Fluten
sprühen Fackeln düster lohend,
irre Lichter, irre Gluten.
Und der Himmel, der verstohlen
durch der Bäume Dickicht blaut,
lauscht dem schaurigsten Geheimnis,
das er jemals noch geschaut.

Auf dem Anger, auf dem Rasen,
vor der efeudunklen Grotte
schlingt im Tanze, Hand in Hand, sich
eine wunderliche Rotte.
Nackte Männer, nackte Weiber,
übersprüht von Fackelglanz,
schlingen sich mit wildem Jauchzen
im bacchantisch wilden Tanz.

Tanzend flechten ihre Glieder
ineinander fest die Paare;
auf der Weiber Brüste nieder
flattern die gelösten Haare.
Lautes Singen, Beckenklingen,
zwischendrein die Pfeife ruft,
und die starken Männer schwingen
hoch die Weiber in die Luft.

Abseits von dem Tanzplatz liegen
Zelte, Fässer, Waffenbündel,
um die aufgeschürten Feuer
lagert tobendes Gesindel.
Mann und Weib in wüstem Knäuel
jauchzend Brust an Brust gepreßt,
dieses Bild voll Graun und Wollust
ist ein Adamitenfest.

Donner rollen in den Lüften,
fort und fort die Tänzer jagen:
Nacktes Liebchen! horch! im Himmel
wie die Engel Pauken schlagen!
Götter zechen sie dort droben
in der Sterne Lustrevier,
Götter sind sie auf den Sternen,
Götter sind auf Erden wir.

Mitten in den Kreis der Tänzer
springt ein Weib ohn' Kleid und Hülle
wie die Heidengöttin Venus
schön in ihrer weißen Fülle!
Rot in Feuer schwimmt ihr Auge,
himmelan den Blick gewandt,
ruft sie laut, ein Buch wie trunken
schwenkend in verzückter Hand:

Seht dies Buch! es heißt die Bibel,
aller Menschheit wert und teuer,
ich, mit einem kühnen Wurfe
schleudr' es in dies Freudenfeuer!
Künden mag die Schrift, die heil'ge,
wenn sie hier verkohlt, verraucht,
daß der Mensch zum Seligwerden
Gottes Worte nicht mehr braucht!

Alle Menschheit war bis heute
im Gesetz erstarrt, verloren;
in uns wird, als ersten Menschen,
nun die Menschheit neu geboren.
Ob dem Strom, der uns von Eden
scheidet, setzten wir den Fuß —
Sünde ist nur Wahn der Toren,
Gottesdunst ist der Genuß!

Daß sie an die Sünde glaubte,
hat der Welt den Tod gegeben;
ihr, die wandelt ohne Sünde,
werdet fürder ewig leben.
Ja, unsterblich, unverderblich!
Tod und Sünde ist nur Spott,
wenn ihr waget, sie zu leugnen!
Freut euch alle! Wir sind Gott!

In Verzückung fällt die Nackte,
da der Geist aus ihr gesprochen;
streckt sich nieder, reckt die Glieder,
Stimm' und Auge sind gebrochen.
Aber um sie schlingt sich dichter,
bei der Fackeln düstrem Glanz,
bei des Zimbals wilden Tönen,
nun der Adamitentanz.

Wie die mächtigen Gestalten
halbverrückt vorüberfliegen,
scheinen sie wie Heidengötter
vom Olymp herabgestiegen.
Doch der Lärm der Korybanten,
wie er vom Olymp erscholl,
als sie selber sich entmannten,
raste nicht so wild, so toll!

Du, der wie ein alter Satir
grinsend springst mit wildem Satze,
warst dereinst ein römischer Pfaffe,
dich verrät am Haupt die Glatze.
Du, die dir die Brust zerklatschest
und die Glieder wirfst im Tanz,
warst einst Nonne! Das verkündet
noch am Hals der Rosenkranz!

Ferne tönt's wie dumpfer Donner,
wilder stets die Tänzer jagen:
Nacktes Liebchen! horch! im Himmel
wie die Engel Pauken schlagen!
Nein, das ist nicht Donnerrollen,
nah und näher dröhnt's herbei,
Donner ist's von Kriegeswagen,
Waffentosen, Feldgeschrei!

Ziska ist's! er kommt zu richten!
Was die Sage ihm verkündet
von der Schwärmer Greul — die Seele
hat's ihm fürchterlich entzündet.

Freiheit, ruft er, heil'ge Freiheit,
die ich nur mit Zagen nenne,
laß vom Unrat solcher Tollsaat
rein mich fegen deine Tenne!

Aber kurz nur währt der Schrecken,
vor den Männern ziehn die Weiber,
zeigen auf dem Wall dem Feinde
schamlos ihre bloßen Leiber.
Und sie singen: Taboriten,
euren Waffen Hohn und Spott!
Uns vermögt ihr nicht zu schaden,
wir sind Götter, wir sind Gott!

Flammen, die ihr uns bereitet,
sind für uns wie Palmenfächeln;
Wahnbetörte! eure Horden
sehn wir nahn mit freud'gem Lächeln.
Wir zerbrechen eure Schwerter,
singen euren Martern Spott,
blickt auf uns: Wir alle, alle
sind unsterblich! Wir sind Gott!

Bei der Weiber lautem Singen,
Hohngelächter und Geheule
springen auf den Wall die Männer
furchtlos schwingend ihre Keule,
gräßlich metzeln ihre Waffen,
wie gefeit ist ihre Kraft.
Hundert Taboriten fallen,
in den Strom hinabgerafft.

Endlich ging die Nacht vorüber,
blutrot will der Morgen tagen,
all die starken Hünen liegen
auf der Insel Rund erschlagen.
All die Tänzer, wild, unsterblich,
hat der schnelle Tod geholt,
all der neuen Götter Leichen
liegen da entstellt, verkohlt!

Ein gewalt'ger Greis von allen,
weiß von Haaren, weiß an Bart,
wurde, auf Geheiß des Ziska,
vom Gemetzel aufgespart.
Künden soll er als der Älteste,
als der Schwärmer bestes Haupt,
hier dem Feldherrn der Hussiten,
was die Frevlerschar geglaubt.

Ferne steht das Kriegsvolk schaudernd,
keiner darf sich nahn und stören.
Das Geheimnis solchen Kredos,
keine Seele darf es hören.
Leisen Lauts wird es geflüstert
in das Ohr; und also sitzt
Ziska lange, sein bebartet
Kinn aufs breite Schwert gestützt.

Was der Alte da gebeichtet,
keine Seele hat's vernommen
außer Ziska, in die Nachwelt
ist die Kunde nicht gekommen.
Aber schaurig und entsetzlich
mußte wohl das Kredo sein,
das den wilden Feldherrn selber
schauern macht bis ins Gebein.

Hermann von Gilm.

Geb. am 1. Nov. 1812 zu Innsbruck, gest. am 31. Mai 1864 zu Linz. — Gedichte 1864/65. Nachtrag 1868. Gesamtausgabe, herausg. von Rud. H. Greinz, 1895.

Aus dem „Tiroler Schützenleben".

Der Verschollene.

Im Heimwald an die Edeltanne
hat sich ein junger Schütz gelehnt,
die Brust gewölbt, wie sie dem Manne
die freie Luft der Berge dehnt.
Er hat sich eine Fahn' erschossen —
es war sein letzter Meisterschuß —
die Kugel hat sein Lieb gegossen,
er wußte, daß sie treffen muß.

Die eine Hand im Gurt von Leder,
die andere zerdrückt den Hut,
dran klebt am Kiel der Spielhahnfeder
ein Nelkenpaar, wie trocknes Blut.
Und achtlos liegt die Fahn' am Boden
und flattert übers Farrenkraut —
so steht er da, der Mann im Loden
und denkt an seine tote Braut.

Er denkt an jenes Gartengitter,
das leicht ein Jäger übersprang,
er denkt der Zeit, wo sie zur Zither
der Liebe süßes Trutzlied sang;
dort, wo des Abends Nebel fliegen,
von kahlen Felsen überragt,
hat sie die fichtenlüstern' Ziegen
vom jungen Anflug weggejagt.

Siehst du sie nicht herunterwinken,
im Rock von nelkenbraunem Zwilch?
Sie lächelt, ihre Zähne blinken
wie junges Maiskorn in der Milch;
schlank wie das Fohlen von dem Hirsche,
das Auge groß und brombeerschwarz,
der Mund süß wie die Spätbergkirsche
und würzig wie das Fichtenharz.

Es dunkelt schon; die Bienen tragen
den letzten Honig aus dem Klee,
des Waldes Rosen gehn und schlagen
sich Zelte auf im Gletscherschnee;
und mit dem Büchsensack von Juchten
und mit der Fahne goldgestickt
springt jetzt der Schütz hinab die Schluchten
wie eine Gemse, die erschrickt.

Es führt ein Weg mit feinem Kiese
bedeckt zu einem Gitter hin;
kein Garten ist's und keine Wiese,
doch gibt es Gras und Blumen drin;
die Türe offen, gestern, heute,
als wagte sich dahin kein Dieb,
und drinnen schlafen so viel Leute
und drinnen schläft des Schützen Lieb.

Dort pflanzt er auf des Grabes Hügel
die Fahn', geschmückt mit Rosmarin,
und flieht dahin, als hätt' die Flügel
der Lüfte König ihm geliehn. —
Vergebens forscht man in der Runde
nach dem Entflohnen Tag für Tag, —
die Fahn' im Friedhof gibt wohl Kunde,
daß er nicht wiederkehren mag.

Betty Paoli.

(Pseudonym für Babette Glück.)

Geb. am 30. Dezember 1815 zu Wien, gest. am 5. Juli 1894 in Baden bei Wien. — Gedichte 1841. Nach dem Gewitter 1843. Romanzero 1845. Neue Gedichte 1850. Lyrisches und Episches 1856. Neueste Gedichte 1869.

Rabbi Löw.

Im alten, königlichen Prag
wahrt Rabbi Löw die heil'ge Lehre;
er schafft und wirket Tag für Tag
in Gottes Dienst, zu Gottes Ehre.
Ganz Israel erfüllt sein Ruhm;
es strömen von den fernsten Orten
ihm Schüler zu und lauschen stumm
des vielverehrten Meisters Worten.

Der große Rabbi heißt er nur;
denn die verborgensten Geschicke,
der Dinge innerste Natur,
erschlossen sind sie seinem Blicke.
Ein Abglanz höhern Lichts erhellt
das Aug', dem dieser Blick begegnet.
So wallt der fromme Glaubensheld
durchs Leben, segnend und gesegnet. —

Schon ist es nah an Mitternacht,
von Schlummers Arm die Welt umfangen;
der Rabbi auch, der lang gewacht,
zur Ruhe ist er jetzt gegangen.
Doch, ob auf weichem Lager sich
die ruhbedürft'gen Glieder strecken,
nicht Ruhe wird ihm, — ihn beschlich
ein Traum voll namenloser Schrecken.

Er träumt, im Tempel stehe er,
ringsum des Volkes dichte Menge;
es tönen feierlich und hehr
die uralt heiligen Gesänge
zum Lob des Herrn, der nach wie vor
die Seinen schirmet und geleitet.
Da, plötzlich, öffnet sich ein Tor,
durch das der Todesengel schreitet.

O Graus, von dem das Haar erbleicht!
er sieht ihn durch die Reihen gehen
und jeden, den sein Arm erreicht,
mit scharfem Schwerte niedermähen.
Und grimmer würgt er je und je,
und Leichen häufen sich auf Leichen;
die Zierden der Gemeinde, weh!
verbluten unter seinen Streichen.

Der Rabbi schaudert. Chonai dort,
das lichte Vorbild jeder Tugend,
und hier, vom kalten Stahl durchbohrt,
Chasid, sein Freund seit beider Jugend.
Er sieht ob Hillels Haupt das Schwert,
des liebsten seiner Schüler, gleißen —
„Halt ein! halt ein!" er ruft's und fährt
empor — des Schlummers Bande reißen.

Vom Lager springt er auf; er wischt
den Schweiß sich von der bleichen Stirne,
wie Glut des Wahnsinns kocht und zischt
es ihm im fiebernden Gehirne.

Gepeitscht vom inneren Orkan
schwillt seines Bluts empörte Woge.
Im Fluge kleidet er sich an,
es treibt ihn nach der Synagoge.

Verunreint fühlt er sich vom Wehn
der Geister, die, der Nacht entstiegen,
zu unsers Lagers Häupten stehn,
um uns im Schlummer zu besiegen:
entrinnen will er ihrem Bann,
mutvoll zerreißen ihre Schlingen,
doch nur an heil'ger Stätte kann
der Mensch den dunkeln Feind bezwingen.

Die Schlüssel zu dem Gotteshaus
sind seiner Obhut übergeben;
er nimmt sie aus dem Schrank heraus,
fort eilt er, fort auf Tod und Leben.
Die Straßen öde! eisig kalt
heult ihm der Wintersturm entgegen,
und von den Glockentürmen schallt
es Mitternacht mit dumpfen Schlägen.

Fort eilt er keuchend, atemlos.
Gott sei gelobt! er ist zur Stelle.
Den Schlüssel dreht er rasch im Schloß,
sein Fuß betritt die heil'ge Schwelle.
Da hemmt Entsetzen seinen Lauf,
denn durch die menschenleeren Hallen
sieht er bis an der Säulen Knauf
ein Meer von Glanz und Lichtern wallen.

Sieht auf dem priesterlichen Sitz
den Todesengel, finster dräuend,
das Schwert in seiner Rechten Blitz
auf Blitz im Schwunge weithin streuend!
Und seine Linke hält ein Blatt,
auf dem die Namen jener stehen,
die er, der grimme Nimmersatt,
als Opfer sich hat ausersehen.

Der Rabbi sieht's, und länger nicht
läßt er den Schreck sein Herz bezwingen.
Er betet: „Du, der Welten Licht!
dem eins das Wollen und Vollbringen,
Jehova! stärke meinen Geist!
laß mich das grause Unheil wenden!"
Und zum Almemar stürzend, reißt
das Blatt er aus des Würgers Händen.

Gerettet! jauchzt's in ihm empor,
gerettet! — Rasch, wie Blitze fahren,
eilt er hinaus durchs offne Tor,
den köstlich teuren Raub zu wahren.
Was Schneegestöber, Sturmgebraus!
Nichts hemmet seines Laufes Schnelle,
beschwingten Schritts flieht er nach Haus —
Gottlob! er tritt in seine Zelle.

„Dank dir, Allmächt'ger! dessen Hand
beschützend über mir gewaltet!"
Neu facht er an der Ampel Brand;
mit heißer Ungeduld entfaltet
das Blatt er, seines Kampfes Preis,
von Israël mit Blut geschrieben.
Der Rabbi bebt; er stöhnet leis:
O alle, alle meine Lieben!

Dann aber richtet er sich auf,
von sel'gem Hochgefühl durchdrungen,
hat er in kühnem Siegeslauf
sie nicht dem Tode abgerungen?
Gewendet hat er das Geschick,
das ihnen, ach, so nah gewesen!
Und er beginnt mit frohem Blick
die Rolle abermals zu lesen.

Doch sieh! da oben fehlt ein Stück,
ein Streifen, kaum von Fingers Breite,
blieb in des Dämons Hand zurück.
Der Rabbi legt das Blatt beiseite,
und neuerdings will bange Pein
sein kaum beruhigt Herz umkrallen.
Er sinnt: wes mag der Name sein,
vorangesetzt den andern allen?

Umsonst! — umsonst ruft seinen Traum
er sich zurück, den wundersamen.
Der Liste langgedehnter Raum
umfasset aller, aller Namen,
die dort, von Israël erreicht,
erlegen waren seinen Hieben.
Der Rabbi atmet auf; vielleicht
war jenes Streiflein unbeschrieben!

Wohl regt die Sorge sich noch leis,
doch als der Tage sechs verstrichen
ohn' daß in der Gemeinde Kreis
ein einzig Haupt im Tod erblichen,
wie tief erfreut der Rabbi sich
an seiner kühnen Tat Gelingen!
Er betet: „Preis dem Herrn, der mich
gestählt, den Würger zu bezwingen."

Der Tage siebenter bricht an
mit winterlich gedämpftem Schimmer;
er findet, einen stillen Mann,
den Rabbi tot in seinem Zimmer.
Gestorben ist er in der Nacht,
zu seines Volkes bitterm Grame, —
der Name, des er nicht gedacht,
war Rabbi Löw's selbeigner Name.

* * *

Julius v. d. Traun.

(Pseudonym für Alexander Julius Schindler.)

Geb. am 26. September 1818 zu Wien, gest. am 16. März 1885 ebenda.

Die Rosenegger Romanzen 1852 (3. Aufl. unter dem Titel Gedichte 1876). Unter den Zelten (Soldatenlieder) 1853. Carte blanche (Politische Sinngedichte) 1862. Gedichte II. 1871.

Eine Nacht Karls des Neunten.

„Ich bin es, Sire! Ihr habt mich rufen lassen."
„Du kamst zu Pferd, — was sahst du auf den Straßen?"
„Nichts." — „Doch betrunkne Haufen?" — „Nur die Wacht."
„Was ist die Uhr?" — „Es ist nach Mitternacht."

„Nach Mitternacht — und stille! Vor acht Tagen
um diese Stund' ließ ich die Trommeln schlagen;
die Hörner dröhnen, die Muskete kracht —
du weißt, es war Bartholomäus-Nacht.

Aus diesem Fenster schoß ich auf die Rotten,
es strömte Blut, — doch nur von Hugenotten;
dahingeschmettert lag die Ketzerbrut
im Straßenstaub, in ihrem eignen Blut!

So hab ich's durchgeführt von Gottes Gnaden,
ich weiß, warum ich's tat. Im Blute baden
will ich" — — da stockt das Wort, sein Angesicht
erbleicht und zitternd stöhnt er: „Hörst du's nicht?

Es ist kein Traum, ich ließ dich darum rufen,
damit du selber hörst. Es sprengt auf schweren Hufen
vorüber — horch! — die Luft von Waffen rauscht!" —
Prinz Heinrich steht aufs Schwert gelehnt und lauscht.

Durchs Fenster hört er seidne Banner flattern,
dazwischen prasselt's wie Musketenknattern,
es rollt wie Trommeln, wogt wie Heeresschritt —
ein riesiges Gesumme wälzt sich mit.

Es ruft mit Hörnern aus entfernten Straßen,
Kommandoworte tönen aus den Massen,
die Rosse wiehern, wildes Feldgeschrei —
in breiten Strömen stürzt es jetzt herbei.

„Empörung! Auf! es lebt noch das Gewürme —
sie fluchen mir. — Aufs Pferd, aufs Pferd, und stürme
in ihre Haufen! Würg' die ganze Nacht
und ruh mir nicht, bis du das Werk vollbracht!"

Der Prinz enteilt, aufs schnelle Roß zu springen,
der König bleibt. — „Sie führen gute Klingen, —
sie weichen nicht, — o Straßenkampf so heiß!" ...
Von seiner Stirne tropft der kalte Schweiß.

Da hält ein Reiter vor des Schlosses Toren,
im Korridore klirren schon die Sporen.
„Wer ist's? — Prinz Heinrich? — Ist der Sieg gewiß?"
„Im tiefsten Schlaf, mein König, liegt Paris!

Im Mondlicht öde Straßen, Brücken, Plätze,
verstummt des Tages fröhliches Geschwätze;
der Klang, vor dem es deiner Seele graut,
ist über Dächern in den Lüften laut.

In hohen Lüften, wo die Störche reisen,
erdröhnt die Nacht von kriegerischem Eisen,
erbraust der Sturm, der deine Ruhe stört, —
der Himmel hat sich wider dich empört!

Nimm hin mein Schwert vor diesen ew'gen Mächten,
kein Feldherr kann dein Königswerk verfechten!"
Er stürzt hinaus — hoch droben in der Luft
ein Wehgeheul des Königs Namen ruft.

* * *

Adolf Pichler.

Geb. am 4. Sept. 1819 zu Erl in Tirol, gest. am 15. Nov. 1900 zu Innsbruck. — Gedichte 1853. Marksteine 1874. Jahr und Tag 1873. Vorwinter 1885. Neue Marksteine 1890 u. a.

Dynamit.

Heut Jahresschluß! — Im Turme schlug
schon längst die sechste Stunde,
der Prinzipal hetzt die Kommis
nach Gold wie feile Hunde.

Sie rechnen, was der Stift vermag,
addieren, subtrahieren,
bis endlich fertig die Bilanz:
Gewinnen und Verlieren.

Das Plus und Minus überschaut
er mit dem Geierblicke
und sinnt schon auf das Telegramm,
das er nach Frankfurt schicke.

Er spritzt die Feder aus, sie gehn,
für heute mag's genügen,
am zweiten Januar beginnt
aufs neu das Schinden, Trügen.

Aufs neu? — Er faßt den Schlüssel rasch
der feuersichern Kasse
und sperrt sich mit den Büchern ein
im innersten Gelasse.

Von unten hört er dumpfen Lärm,
wie drohend Wetter rollen,
was kümmert's ihn? — der Pöbel mag
in Branntweinkneipen grollen.

Da stand vor ihm ... er schaut zur Tür,
ob er den Schlüssel drehte?
des Gases Flamme flackert nicht,
kein kaltes Lüftchen wehte —

in Eisenklammern liegt das Schloß —
Da steht's in klarer Helle ...
„Wer bist du?" ruft er laut, „hinweg!
Auf, Räuber, — fort, Geselle!" —

„Ich bin dein Gläubiger!" — ertönt
posaunengleich die Stimme. —
„Was, Gläubiger? — das kenn ich nicht!"
schreit er in wildem Grimme.

„Ich bin der Tod!" — So schlägt der Blitz
in eine volle Mine,
es birst das Haus zum Grund, da hält
nicht Quader oder Schiene.

Durch alle Gassen drängt's heran,
ein lautes Johlen, Zetern!
Sie zünden sich Zigarren an
mit seines Hauptbuchs Blättern.
Ein Bube zog es aus dem Schutt:

Addieren, subtrahieren!
Die halbverkohlten Zeilen mag
der Teufel liquidieren.

Der Pöbel ja, der Pöbel ja —
verhungert und in Lumpen,
der brüllte jetzt, dem Dynamit
ein Hoch! mit vollen Humpen.

Dem Attentäter spürt man nach,
er ist und bleibt verschwunden,
des Prinzipales Leiche hat
man auch noch nicht gefunden.

Man muß in der Familiengruft
ein Zenotaph errichten,
mit goldnen Lettern fei'rt man ihn
und — goldenen Gedichten.

* * *

Hieronymus Lorm.

(Pseud. für Heinrich Landesmann.)

Geb. am 9. August 1821 zu Nikolsburg in Mähren, gest. am 2. Dezember 1902 zu Brünn. — Gedichte 1870. Neue Gedichte 1877. Gedichte, Gesamtausgaben 1880 und 1886.

Buddhas Geburt.

Wie seltsam sind deine Gefährten,
du holde Königin!
Sie schweben mit dir durch die Gärten
wie deine Gäste hin.
Doch tragen sie göttliche Schwingen
und schaun dich an so tief,
zu wachendem Leben zu zwingen
dein Herz, das traumlos schlief.

Dem König, dem greisen, zum Scheine
als Gatten angetraut,
du bliebst ihm die Jungfrau, die reine,
und eines Gottes Braut.
Du jagtest als einzigem Ziele
nur nach dem Schmetterling,
du klagtest nur, wenn dir im Spiele
der Tag zu früh verging.

Nun hat dich ein Glück überkommen,
wie's keine Jagd erfaßt;
nun ist dir im Innern erglommen
ein Tag, der nie verblaßt.
Die Engel sind niedergestiegen
zur Heilsverkündigung:
„Dein Sohn wird, Erwählte, besiegen
der Welt Versündigung!"

Durchglüht war vom Gruße der Engel
Maja, die Königin.
Sie sank auf gebrochene Stengel
der Lotosblume hin.
Mit Ehrfurcht in Blick und Gebärden
verschwand der Engel Schar.
Nichts wollte mehr blühen auf Erden,
eh sie den Sohn gebar.

* * *

Robert Hamerling.

Geb. am 24. März 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich, gest. am 13. Juli 1889 in Graz.

Ein Sangesgruß vom Strande der Adria 1857. Venus im Exil 1858. Sinnen und Minnen 1860. Germanenzug 1864. Ahasverus in Rom 1866. Der König von Sion 1869. Amor und Psyche 1882. Blätter im Winde, Homunkulus 1888. Letzte Grüße (Nachlaß herausgeg. von Oscar Linke) 1893. — Sämtliche Werke, herausgeg. v. Rabenlechner, Leipzig 1911.

Totengräberhochzeit.

Hei, was tönt so eigen?
Klarinett und Geigen
mitten in der Nacht,
wo die Toten ruhen
in den dunklen Truhen,
um das Häuschen an dem Friedhof,
bei der Sterne Wacht?
Lustiges Gefiedel
schallt die ganze Nacht.

Klarinett und Geigen —
hei, wer tanzt den Reigen
bei der Sterne Wacht?
Wie das klingt und sauset,
wie das walzt und brauset,
in dem Häuschen an dem Friedhof
mitten in der Nacht:
Totengräberhochzeit
wird da heut gemacht.

Geigenklang und Flöten,
lustige Trompeten
klingen drein so laut!
Heißa, laßt sie ruhen
draußen in den Truhen
um das Häuschen an dem Friedhof,
mondesglanzumgraut!
Drinnen tanzt im Reigen
Bräutigam und Braut.

Mitternacht! — Die Toten
stehen auf in Rotten,
viele tausend schier!
klappern, schwirren, lärmen,
möchten baß sich wärmen.
Bis zum Häuschen an dem Friedhof
treten sie herfür,
gucken durch die Fenster,
tanzen um die Tür.

„Wundersüßes Leben!"
seufzen sie im Schweben,
„wie so frisch, so rot!"
Schwingen sich im Kreise,
singen ihre Weise,
Todes Fackel, Hymens Fackel
ineinanderloht.
Drinnen tollt das Leben,
draußen tanzt der Tod.

Beide sich im Kreise
bald nach einer Weise
schwingen in der Nacht. —
Jetzt die Toten ruhen,
mit durchtanzten Schuhen
aus dem Häuschen an dem Friedhof
zieht der Reigen sacht.
Auf den Gräbern funkelt
Morgentau voll Pracht.

Correggio.[1]

„Ei seht mir doch den Meister von Correggio,
den leuchtenden Allegri! traun, der taucht
den Pinsel gar nicht mehr in Farben, nein,
nur ganz in eitel Glut — was sag ich, Blitz!
Der malt nicht mehr, der wirft nur so die Menschen,
die Heil'gen und die Engel und die Götter
in einen Strom des zaubervollsten Lichts
und läßt sie zappeln drin. Sie baden, plätschern
in einer goldnen Flut, im Meer des Lichts,
des Lebens und der Lust! Jedwede Tafel,
die uns sein Pinsel füllt, ein Bacchanal
der Farben ist sie — Hei! ein Wirbelwind
fegt hin durch seine Gruppen, regt das Leben

[1] Beispiel einer poetischen Erzählung.

in allen Tiefen auf zu Wonneschauern,
durchzitternd heimlich seine Menschenbilder,
auch wenn sie im Gebet die Hände falten.
Ja, 's ist derselbe schwüle Wirbelwind,
den er entfesselt, gleichviel ob er malt
der Jo Gluten, ob die Schmerzekstase
der Büßerin, ob den entzückenden,
taufrischen Jugendreiz der Jägerin
Diana, oder Heil'ge, wie verzückt
sie vor der Jungfrau knien und vor dem Kind.
Es ist derselbe Wirbelwind der Lust,
der Lust des längstvergangnen goldnen Alters,
die noch nicht Sünde war ...
Bei Gott, der Meister,
der so begriff das Leben und die Lust,
so aus dem Grund — ich muß ihn sehn, ihm schaun
ins helle Feueraug' und eine Flasche
vom besten Syrakuser mit ihm trinken."

So spricht entzückt der heitre Kardinal
vor seines Lieblingsmeisters jüngstem Bild
und geht und sucht ihn auf in Parmas Bann,
an seines Wirkens stillem Ort. Da steigt
herunter vom Gerüst ein bleicher Mann,
ein bleicher, stiller Mann, gebückt und hüstelnd,
das Vorhaupt kahl, das Antlitz abgehärmt,
das Aug' erloschen — stumm und unbeholfen
steht er vor seinem Gast. Der ruft erstaunt:
„Correggio Ihr? Ei, Meister, seid Ihr krank?
Wie? Oder heuchelt Ihr? Herab die Maske,
mein feiner Schalk — wenn Ihr der edle Meister
Allegri, da Correggio zubenannt!
Ein Schalk, ja, ja, sogar ein wenig ruchlos
in Euren Bildern seid Ihr — selbst im Heil'gen
ein wenig ruchlos — sinnlich — heidnisch-keck ...
Was? Solch Gesicht? auf allen Euren Bildern
sah ich kein einzig Antlitz, das nicht lächelt —
Und Euer eignes — — bah! 's ist auch nicht Ernst!
Herab die Maske, Schalk! ei, gebt's nur zu,
Ihr seid, was man so sagt, ein loser Vogel,
ein Lebemann; die flücht'gen, wirr verstohlnen
Glutfunken da im halberloschnen Aug'
bezeugen es. So malt nicht Götterweiber,
wer keines noch geküßt, und Eurer Jo
Verzückung ist kein bloßes Traumgesicht!
Macht scheu mein Purpur Euch? Ei, Freund, Ihr wißt,
Schönheit und Kunst sind keine Ketzerei —
im Gegenteil, je schöner Ihr uns malt
die Heil'gen, um so lieber kommt das Volk ...
Herab die Maske, Freund! Trinkt eine Flasche
vom besten Syrakuser mit mir!" —

Er sprach's. Da schlug die müden Augenlider
der Meister auf und sagte, zag und still,
verschämten Tones: „Ach, Herr Kardinal,
verzeiht, ich trinke keinen Syrakuser
noch andern Wein. Er macht mir Wallungen,
schnürt mir die Brust zusammen. — Was Ihr sagt
von meinen Bildern, andre sagen's auch,
und es mag wohl so sein, wenn Ihr's so findet.

Doch schöne Frauen hätt' ich viel geküßt,
meint Ihr, und die Entzückungen der Jo
hätt' ich gestohlen von lebendigem Leib
und nachgemalt so auf der Leinwand?
Ach, Ihr irrt, Herr Kardinal, verzeiht! denn seht,
ein zänkisch Weib, ein lärmend Kinderrudel
blieb all mein Liebesglück. Die schönen Fraun
auf meinen Bildern, wißt, die sah ich alle
zum erstenmal, nachdem ich sie gemalt —
Sonst nie und nirgends, nicht einmal im Traum:
denn meine Träume, Herr, die sind nicht hold.

Manchmal, zumal in meiner Jugend war's,
da wurde mir für einen Augenblick
gar wunderlich zumut — da war mir schier,
als wollte mir das Herz im Leib zerschmelzen
in warmen Lebens Drang und überquellen,
hinüber in den Licht- und Farbenstrom
auf meinen Bildern. Mir geschah dabei
so wohl und weh — doch gleich besann ich mich
und mußte lächeln und des vielen Leids
gedenken, und ich sagte zu mir selbst:
Correggio, sei kein Tor; Fortuna teilt
nun einmal so die Gaben; jenem spinnt
sie alles Schöne in den Lebensfaden,
und diesem gibt sie's in den Pinsel etwa
und in den Meißel — dann ist all sein Glück
nur Stein und Farbe, nur ein schöner Schein
für andrer Menschen Aug'! — Ach, wisset, Herr,
von allen Glorien, welche, wie Ihr sagt,
um meine Bilder schweben, hat nicht eine,
nicht eine je mein eignes Sein erhellt,
und keine wird's erhellen, als die eine,
die auf des Christen Stirne gießt der Tod
im letzten Augenblick — der Tod, der mich
erlöst von aller Not, von aller Qual,
von jeglichem Gebrest des siechen Leibes,
vom tausendfält'gen Ungemach des Lebens." —

Verblüfft sah drein der heitre Kardinal
und reichte mitleidsvoll die Hand dem Meister
und schied. Der aber stieg mit schwankem Schritt
zurück auf sein Gerüst und malte weiter
an einer wunderschönen Danae.

* * *

Ferdinand von Saar.

Geb. am 30. September 1833 in Wien, gest. am 24. Juli 1906 ebenda.

Gedichte 1882, 1887. Wiener Elegien 1893, 1894. Nachklänge 1899. — Sämtl. Werke, herausg. von A. Bettelheim u. J. Minor, Leipzig. — Die drei folgenden Gedichte können als soziale Balladen gelten.

Arbeitergruß.

Vom nahen Eisenwerke,
berußt, mit schwerem Gang,
kommt mir ein Mann entgegen,
den Wiesenpfad entlang.

Mit trotzig finstrer Miene,
wie mit sich selbst im Streit,
greift er an seine Mütze —
Gewohnheit alter Zeit.

Es blickt dabei sein Auge
mir musternd auf den Rock,
und dann beim Weiterschreiten
schwingt er den Knotenstock.

Ich ahne, was im Herzen
und was im Hirn ihm brennt:
„Das ist auch einer," denkt er,
„der nicht die Arbeit kennt.

Lustwandelnd hier im Freien,
verdaut er üpp'ges Mahl,
indes wir darbend schmieden
das Eisen und den Stahl.

Er sucht den Waldesschatten,
da wir am Feuer stehn
und in dem heißen Brodem
langsam zugrunde gehn.

Der soll es noch erfahren,
wie es dem Menschen tut,
muß er das Atmen zahlen
mit seinem Schweiß und Blut!" —

Verziehen sei dir alles,
womit du schwer mich kränkst,
verziehen sei dir's gerne:
du weißt nicht, was du denkst.

Du hast ja nie erfahren
des Geistes tiefe Mühn
und ahnst nicht, wie die Schläfen
mir heiß vom Denken glühn.

Du ahnst nicht, wie ich hämmre
und feile Tag für Tag —
und wie ich mich verblute
mit jedem Herzensschlag!

Das letzte Kind.

„Ha, nun ist es schon das achte,
das sich meinem Schoß entringt,
weil der Mann, der unbedachte,
stets im Rausch mich wieder zwingt.

Hungern müssen längst die andern,
denn dahin sind Feld und Kuh —
und wir können bettelnd wandern,
kommt dies letzte noch hinzu.

Säug ich's auf an welken Brüsten,
fehlt mir selbst des Taglohns Brot —
und wie soll das Zeug ich rüsten? —
wäre doch der Balg gleich tot!"

Ungehört und ungesehen
ruft's im öden Stall ein Weib,
greift, bedrängt von raschen Wehen,
in den schmerzgesprengten Leib.

Mit der Hand, der schwielig rauhen,
faßt sie hart, was sie verflucht —
und stumpfsinnig, ohne Grauen,
schaut sie die entseelte Frucht.

Hastig jetzt aus morschen Schindeln,
die dort in der Ecke ruhn,
zimmert sie — das spart die Windeln —
gleich die winzigste der Truhn.

Auf der Bank in dumpfer Stube
wird der Wurm dann ausgestellt;
sei's ein Mädchen, sei's ein Bube —
kam er doch schon kalt zur Welt!

Schüttelt auch den Kopf der Bader,
schreibt er dennoch seinen Schein,
gern umgeht er Streit und Hader —
und man gräbt das Särglein ein.

Der Ziegelschlag.

Weit gedehnte, öde Strecken,
schmutzig-gelbe Wassertümpel;
einsam ragt der Schlot des Ofens
über morsche Bretterschuppen.

Fahle Menschen, wie geknetet
aus dem fahlen Lehm des Bodens,
drin sie wühlen, treiben lautlos
Jahr um Jahr hier ödes Handwerk.

Füllen und entleeren Truhen,
mischen, treten, streichen, schlichten,
so des Backsteins ewig gleiche
Form verdrossen wiederholend.

Träge ziehn vorbei die Stunden;
aufgelöst in Staub und Hitze,
oder rings in Kot zerfließend,
scheint die Welt auch hier zu Ende.

* * *

Ludwig Anzengruber.

Geb. am 29. November 1839 in Wien, gest. am 10. Dezember 1889 ebenda. — Gesammelte Werke, 10 Bände, Stuttgart 1890.

Die Spinnen und die Fliegen[1].

In einem Schlößchen, das verlassen
und darum halb verfallen stand,
herbergten in den öden Räumen
viel Dutzend Spinnen an der Wand.

Gesundheit halber aber mochte
der letzte der Insassen hier
zerbrochne Scheiben nicht vertragen
und flickte alles mit Papier.

Er schnitt dadurch den vielen Spinnen
der Nahrung Zufuhr gründlich ab,
von außen kam nicht eine Fliege,
wie es bald innen keine gab.

Die netzewebende Gemeinde,
die wußte nicht, wie ihr geschah,
und war nach langem, grimmen Fasten
dem bittern Hungertode nah.

Da ward für den, der Kraft noch fühlte,
die Selbsterhaltung zum Gesetz,
er lud beim Schwächern sich zu Gaste
und fraß ihn auf im eignen Netz.

Doch als zu höchst die Not gestiegen,
da fügte sich, daß vor dem Schloß
ein muntrer Knab' vorbeigezogen,
den lange Weile just verdroß.

[1] Das Gedicht wurde der Sammlung „Die zehnte Muse" von Maximilian Bern (Berlin 1902) entnommen.

Er raffte Kiesel auf vom Wege
und nahm die Fenster sich zum Ziel,
nur wenig heile Scheiben blieben
nach diesem ritterlichen Spiel.

Und durch die Lücken schwärmten Fliegen
in Hülle und in Fülle ein,
die Spinnen sagten: Gottes Güte
regierte sichtbarlich den Stein!

Sie falteten die Vorderbeine
und dankten ihm, der alle nährt,
und haben dann mit frommen Sinnen
die Fliegen reinlich aufgezehrt.

Doch meinte deren Schwarm hinwieder —
der rings bestrickt vom Tod sich fand —,
die Scheiben habe ausgebrochen
der Satan mit selbsteigner Hand.

Entging den grimmen Stricken eine,
durch Gottes Huld hielt sie sich frei,
und ward sie dennoch aufgefressen,
so meint sie, daß es Prüfung sei.

Das gilt von Fliegen und von Spinnen,
die an Vernunft nicht überreich;
doch sind wir klugen Menschen ihnen,
gottlob, in keinem Punkte gleich.

* * *

Ada Christen.

(Pseud. für Christine von Breden, geb. Friderik.)

Geb. am 6. März 1844 in Wien, gest. 19. Mai 1901 ebenda. — Lieder einer Verlorenen 1868. Aus der Asche 1870. Schatten 1873. Aus der Tiefe 1878. — Bemerkenswert ist der knappe impressionistische Stil der folgenden sozialen Balladen.

Die Kunstreiterin.

Es zittert schon die Bretterwand,
Trompetenlärm erschallt,
ein Bube glättet rasch den Sand,
he hopp! — die Peitsche knallt.

Da jagt herein auf schwarzem Roß
ein Weib mit keckem Gruß,
den braunen Arm und Nacken bloß,
entblößt den braunen Fuß.

Die Kastagnetten klappern wild,
es dröhnt das Tamburin,
wie ein belebtes Bronzebild
tanzt die Zigeunerin.

He hopp! — der heiße Tanz ist aus,
sie gleitet rasch zur Erd',
mit wildem Sprung ins dünne Haus
eilt hastig Weib und Pferd.

Im Zelt hockt sie auf Samt und Stroh,
legt Karten in die Rund,
sie ist nicht traurig, — ist nicht froh,
peitscht gähnend Roß und Hund . . .

Im Konzert.

Die traurige Kindheit,
des Vaters Tod,
der Jugend Blindheit,
die herbe Not,
die Wintertage,
das dünne Kleid,
die Sorg und Plage,
das Seelenleid . . .
die Gleichgültigkeit,
die schwer wie Erz,
die schmerzlose Zeit, —
die mehr als Schmerz . . .
Dies alles wogte
wieder vorbei,
mit leisem Schluchzen
und dumpfem Schrei,
als deine Hand
durch die Saiten glitt —
— — — — — — — —
o wie ich litt!

Am Teich.

Ich kenne dich, du schwarzer Teich,
genau weiß ich den Tag,
als eine Tote still und bleich
an deinem Rande lag;
und als der Pöbel scheu und stumm
sich langsam nahte dir
und abergläubig, feig und dumm
bekreuzte sich vor ihr;
als eine Hand den schönen Leib
mit Haken an sich riß —
der rohe Hauf das tote Weib
ein gottverdammtes hieß.
Das starre Antlitz, hold und bleich,
schaut ich so manche Nacht;
in schwarzen Stunden, schwarzer Teich,
hab oft ich dein gedacht.

Ein Balg.

Die alte Frau hat ein hartes Gesicht,
doch kluge sanfte Augen,
die wenig mehr beim Pfenniglicht
und nicht zum Weinen taugen.

Sie war ein Balg . . . als Findelkind
verlaßner als die Armen, —
bat weder Herren noch Gesind
um Futter und Erbarmen.

Sie griff fest zu und schaffte stramm
wie ehrbar-ernste Leute,
daß nie sie Unverdientes nahm,
erfreut das Weib noch heute.

Sie zeigt auch jetzt mit Bauernstolz
erdarbte Talerscheine:
„Die sind mein unverbranntes Holz,
meine ungetrunkenen Weine . . .

Die sind mein ungegeßnes Brot,
auf jedem steht geschrieben:
Ein Alter ohne Schand und Not . . .
und was mir Gott schuldig geblieben."

Balladendichter Schlesiens.

Schlesien hat eine glänzende Reihe bedeutender und eigenartiger Balladendichter aufzuweisen. Ein Schlesier ist Eichendorff, der jedoch noch dem Kreis der Romantiker angehört. Nach ihm sind die bekanntesten und charaktervollsten Balladendichter Schlesiens: August Kopisch und Moritz Graf von Strachwitz. Jener ganz originell und volksliedartig in seinen Sagen- und Märchenballaden, ein feiner, gemüt- und humorvoller Künstler, noch lange nicht genug geschätzt, übrigens auch als Dichter merkwürdig mysteriöser Seemannsballaden bedeutend, — kurz einer der eigenartigsten Balladendichter (und Anekdotenerzähler) Deutschlands. Dieser, ein strenger Stilist, ausprägend bis fast zur Manier den nordisch-heroischen Stil der Ballade, nicht reich aber edel in den Motiven. (Über die Bedeutung beider Dichter ist die Haupteinleitung zu vergleichen.) — Gar nicht bekannt als Balladendichter ist Willibald Alexis, und doch gehört dieser Dichter zu den verhältnismäßig wenigen, die in ihren Balladen ein tiefes und reines Verständnis für den naturhaften Charakter dieser poetischen Form offenbaren. Ebenso ist es mir eine Genugtuung, hier Gedichte von zwei andern fast genial zu nennenden, doch ebenfalls vergessenen Dichtern aufnehmen zu können. Leopold Schefer, der Dichter des „Laienbreviers", dessen lehrhafte Poesien nur für eine Seite seines Schaffens charakteristisch sind, war m. E. in seinen Liedern und freien Rhythmen einer der begabtesten Schüler Goethes, — auf die Tiefe und Eigenart dieses hochbegabten Lyrikers einzugehen, ist hier natürlich nicht angebracht. Als Legenden- und Balladendichter erinnert er an Herder und Schiller. Vorbildlich war ihm auch vielleicht Kosegarten. Hier sind von ihm aufgenommen: ein paar in der poetischen Sprache und in den ethischen Motiven interessante Legenden, ferner persönlich gehaltene stimmungsvolle Dichtungen, die in ihrer quellenden und blühenden Sprache ganz modern anmuten und das Wesen der Ballade, ihre überschwängliche Stimmung, ihren orgiastischen Ton, ihre Verwandtschaft mit Dithyrambe und Lied mannigfach beleuchten. — Ebenso interessant ist der sich genial gebärdende und außerordentlich temperamentvolle, kapriziöse Solitaire. In seiner spröden ungeschliffenen Phantastik erinnert er an Grabbe, auch Lenau mag ihn angeregt haben; er ist so unmittelbar hochpoetisch und instinktiv bedeutend in vielen Wendungen und in seinem ganzen zigeunerhaften, melancholisch-übermütigen Wesen, daß man gelegentliche Geschmacklosigkeiten und tote Stellen bei ihm gern mit in den Kauf nimmt. Auch der feine und gedanklich tiefe Friedrich von Sallet ist beinahe der Vergessenheit verfallen. Seine Balladen, echt im Tone, werden fast immer zu poetisch schönen und tiefen Allegorien oder Satiren. Als politischer Dichter bleibt er beachtenswert.

Einzelne Balladen konnten von Heinrich v. Mühler, Gustav Freytag, Rudolf v. Gottschall, v. Prittwitz-Gaffron aufgenommen werden. Die Kriegsgedichte Theobald Nöthigs sind allerdings keine Balladen, wohl aber an sich interessante und lebendige Schilderungen von Begebenheiten aus dem Kriege 1870/71, wie sie selten in der neuzeitlichen deutschen Dichtung vorgefunden werden. Leider konnte ich unter Karl v. Holteis Gedichten eine wertvolle Ballade nicht finden. Seine bekannten Polenlieder („Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka ..." u. a.) sind kaum Balladen. Die Balladen des Dr. Mises (Pseudonym für den bekannten Philosophen Theodor Fechner, Gedichte 1841) sind reizlos und unbedeutend.

Von modernen Balladendichtern sind Schlesier u. a. Alberta v. Puttkamer, Otto Julius Bierbaum und Ewald Gerhard Seliger.

Leopold Schefer.

Geb. am 30. Juli 1784 zu Muskau in der Oberlausitz, gest. am 16. Februar 1862 ebenda.

Gedichte, mit Kompositionen, 1811. Kleine lyrische Werke 1828. Laienbrevier 1834/1835. Der Weltpriester 1846. Gedichte 1847. Hafis in Hellas 1853. Hausreden 1854. Koran der Liebe 1855. — Werke, Auswahl. 12 Bde. 1845.

Moses Nachtgesang bei der Herde.

Wenn die Sternennacht
ringsum flammt,
die raumlos-unendliche,
auf hoher Milchstraße
daher tritt der zeitlose
Weltdurchwandrer,
der musternde Komet,
verwundert nun mich schaut,
den Entsproßten im Tal,
greif ich in meinen Busen,
die Hand auf dem flutenden
sterblichen Herzen,
bleib ich gelassen.

Jeglichen hat ja der Gott
in eine Bahn beschränkt,
ihm sie mit Blumen bestreut,
setzt ihm ein eigenes Ziel,
maß mit gerechter Hand
zu seines Lebens Geschäft
voll Zeit und Kraft.

Schreit' er nun, ein Riese,
mit Wolkenschritten
von Berge zu Berge,
sehe die Aloe
neunmal blühen;
oder ihm gnüge
sich zu sättigen
eine Hand voll Datteln,
sei ihm bequem
die liebliche Sterbliche;

oder bedürfe
sich zu vollenden,
wie der Seidenwurm
sich einzuspinnen,
nur wenige Sonnen.

Dem Menschen gab er
ein kleines Geschäft,
setzt ihm ein nahes Ziel,
streute wenige Blumen
auf seine Bahn;
die pflück' er sich eilig,
umarme so lieber
sein nahes Ziel.

Hab ich, Menschenkind,
Menschenziel erreicht,
hab ich alles erreicht,
bin ich, diese Gestalt,
überall immer
gern verschwunden.

Beschlossen ist ewig.

Ewig froh,
froh so lange ich war,
ewig genossen
mein Weib, sie genossen,
so lange sie blühte
in unseren Nächten —
laß ich sie euch alle
gern, die unzähligen,
unbeneideten Sterne.

Seliger ist mir
mein vergängliches Leben,
alles erfüllend,
mit bindender Myrte
ein schöner Kranz,
als dein unvollbrachtes
nie gekrönetes Dasein,
zeitloser Wandrer.

*

Wiederkehr.

Hier an die Felswand steh ich gelehnt,
aufschaffend in meiner Brust
die Wonne vergangener Tage:
so singet die Nachtigall
die Hyazinthen wach
aus ihrem heiligen Schlafe;
so nähren mit ewigem Tau
bildende Frühlingsgeister
in Silbernebel sie fütternd
junge Knospenlippen;
so schwebst du, o Mond, in deinem
kühl aufdrängenden Feuer —
und so schön wie du, kam sie,
mir bebend gelöst in Tränen,
und ich genoß an ihrer
reinen Brust die volle
Wonne der ersten Liebe
an deiner ewigen Helle.

Des Liebenden Morgen.

O Himmel droben!
O Erde drunten,
in Schmelz und Grünem,
in Frühlingspracht!
Euch Rosenstreifen
ließ sanft so ruhen
zum Kranz der Hügel
die Zaubernacht!

Süß saugen nieder
der Fichten Wipfel
Goldwolkennahrung
weitfruchtend nah;
horch! Nachtigallen
im Grün verborgen,
o seid willkommen!
o seid ihr da!

Indes du schlummerst,
geliebtes Mädchen,
wie schmückt der Frühling
dir Beet und Strauch!
Hier schwellen Knospen
und splittern glänzend,
die er berühret
mit Liebeshauch.

Er pflanzte nächtlich
bei Mondesleuchten
dir Hyazinthen
und Krokus an! —
Dort schwebt im Blauen
des blassen Mondes
nun umgestürzter,
verlaßner Kahn!

Ach, dein gedenkend
pflück ich dir Veilchen
aus diesen Auen
um dich betaut!
Und deine Liebe
errät den Liebsten,
wenn sie erwachend
dein Auge schaut.

Die Nachtwandlerin.

Hab ich, halt ich dich denn wirklich?
O wie lang hab ich geschmachtet,
wahre Seelenangst gelitten,
liebes junges süßes Mädchen!
Du versprachst mir noch zu kommen,
wenn bei dir die Eltern schliefen,
oben auf dem platten Dache
über dieses Nachbarhaus hin;
und auch zur bestimmten Stunde
harrt ich deiner, fast verglühend.
Herrlich war der Mond gekommen,
doppelt aus dem reinen Meere
wie ein Zwillingspaar Orangen
schnell gewachsen, schnell gereifet,
sanft dann auseinander brechend,
einer sinkend in die Fluten,
einer steigend klar zum Himmel;
und der Duft der Aloen
und der Pinien und Limonen
aus den blüh'nden Gärten allen
wehte durch die Nacht erfrischend,
und das Lichthaupt des Vesuves
glomm verkehrt auch sanft im Meere
zauberisch da unten hängend.

Doch der Fischer hier, dein Nachbar,
strickte noch auf seinem Dache
still zu morgen seine Netze.
Da erscheinst du leise kommend.
Und ich konnte dir nicht winken,
und ich sahs, die Brust beklommen;
da, schon halb zu spät, gewahrtest
du den Fischer bei den Netzen,
und mit schneller List der Weiber
stelltest du dich mondzuwandeln,
schrittest über Spalt der Häuser,
gingst verwegen auf Geländer,
daß mich Angst ergriff und Schwindel!
Wie die halbentblößten Arme
ausgebreitet reizend schwebten!
Wie der Wind das weiße, leichte
Kleid dir um die Schenkel schmiegte!

Immer wollt ich dich ergreifen,
wollte deinen Namen rufen;
doch ich mußte ruhig bleiben,
was du noch beginnen werdest,
was er noch beginnen werde?
Der, als er's genug gesehen,
nicht das End erwarten konnte,
wohl die Arbeit fertig hatte,
stieg in seine Wohnung nieder.
Und mit drei behenden Sprüngen
lagst du froh in meinen Armen,
und nicht wenig schlug dein Herz dir,
und noch fühl ich's ungewöhnlich
jetzt an meiner Brust dir schlagen!
Doch nun scheinst du ganz verständig
wie nur eine der Geliebten
hold und gütig dem Geliebten,
denn der Mond ging selig unter.

❊

Unvergeßliche Liebe.

Kann eines der Liebe vergessen?
Wo muß sein Herz wohl sein?
Ich habe weinend gesessen —
auf seinem Grabesstein!

Er hat mich ja nicht vergessen,
er schlief nur weinend ein,
drum hab ich wachend gesessen
auf seinem Grabesstein!

Wie jemand doch kann verschwinden
aus solchem Sonnenschein,
das träum ich bang zu ergründen
auf seinem Grabesstein.

Kann ich je der Liebe vergessen?
Wo muß mein Herz wohl sein?
Da — wo ich träumend gesessen —
tief unter dem Grabesstein.

❊

Gherardino delle Notte.

O könnt ich, könnt ich meine Augen dir,
wie Diamanten, in dein Antlitz fassen,
dies Leben dir, wie tausend frische Blumen,
ausschütten, ganz! o wäre diese Inbrunst,
und diese Brust, die leis und immerfort
bewegliche, nur eine Stunde dein,
auf daß du teilhaft, gleich wie ich, genössest
die Zauber all der Seligkeit, die rastlos
mit Macht in mich voll heil'gen Bangens eindrängt
die heilige Natur! —
— Umsonst, umsonst! —

Wann vor des Mondes grünlich goldenem
Verklärungsglanz tiefschwarze Wolkenbilder
vorüberziehn, wann er am Untergange,
im Streit mit Morgenstrahlen, blaue Schatten
in Nebel wirft, wann rings die Frühlingsknospen
nun splittern, und der alte Hauch des Himmels
im schwellenden, im jungen Grünen säuselt —
umsonst, umsonst! —
Ach, die Gestalten wohl
täusch ich dir hin, der sinnbegabten Hand
getreu und heiß entquollen, die zuvor
die Seele mir ins tiefste Mark entzückt —
die Himmelswonne doch, mit der ich schmachtend
sie all empfangen, ach, der Schöpfungszauber
bleibt mein unmitteilbares Eigentum,
bleibt meines Lebens göttliches Geheimnis! —
Der Palmenbaum verstreuet seine Blüten,
so streu ich meine bunten Blätter aus,
und du bewahrst, du siehst nur sie allein —
doch jeder Lichtgedanke, jedes schöne
Gefühl, sie setzen, wie die Blüt' am Stamme
in meiner Brust mir an, als ew'ge Früchte!
Und wie am Feigenbaum, so ist an mir
die Blüte reife Frucht selbst, und die Frucht
noch holde Blüte, voll Duft und Mark.

Die neue Göttin.

Ausgestoßen war der Götter Schar,
fort aus ihren schönen Tempeln allen,
und ihr heitrer Dienst auf immerdar
schwerverdammt und rettungslos verfallen;
Sünde war nun in der Welt und Weinen,
nur dem neuen Gott, der Zahl der Seinen
prangten nun Altär' und Hallen.

Der Diana Haus zu Ephesus,
die auch, um Endymion, bereuet,
und der Säulen heiliger Umschluß
war nun einer anderen geweihet;
drinnen hing das Bild der Magdalene
voller Weibesreiz und Götterschöne,
die sich süßer Schwachheit zeihet.

Liebetrunken von dem Götterbild
war ein reicher Jüngling, der dort wohnte;
bis vergehend sich das Aug' ihm füllt,
hing an der es, die so herrlich thronte.
Willst du nimmer mir herniedersteigen,
woll'n sich Götter nicht mehr menschlich zeigen,
wie einst Liebe Liebe lohnte?

Bei der Sonne frühem Safranstrahl,
bei des Mondes stillem Zauberleuchten,
weilt er dort bei ihr in Glut und Qual,
bracht ihr Blumen; seine Wangen bleichten,
bis er's nicht mit Andacht mehr umwunden,
bis die Priester einst ihn nachts gefunden
und den Armen ganz verscheuchten.

Eines Abends da, beim Badengehn,
sieht er, sieht und bleibt wie träumend stehn —
eine Pilgrim, schmachtend, blaß und schön,
ganz wie seine Göttin anzusehn!
Auch so sitzt sie, seitabwärts vom Pfade,
an des Meeres murmelndem Gestade,
unter eines Ahorns Wehen.

Soll er nahn, weicht besser er zurück?
Ach, es senkt ihn auf sein Knie zu beten.
Sie errötet, Wonn' und Scham im Blick;
und er stammelt, schüchtern nah zu treten:
„Sprich, wer bist du? was ist's mit dem Stabe?"
„Eine Pilgrim; wallt zum heil'gen Grabe."
— „Ach, das hast du nicht vonnöten!

O, was ist noch, das mich zähmt und hält!
Von der Erde bist du nicht, das weiß ich." —
„Niemand hab ich mehr auf dieser Welt."
„Und wie heißest du?" — „Maria heiß ich."
„O Maria, bleibe heut und immer!
Sieh, dort neigt sich schon des Tages Schimmer."
„Aber morgen wieder reis' ich."

„Nein, du schaust ja in mein Herz hinein;
war ich doch, eh ich dich fand, dein eigen —"
„Deine Freundin, mehr kann ich nicht sein."
„Nein, Maria, dieser Ring soll zeugen,
wenn ich dir auch tot je Treue breche,
daß die Schuld sich auf der Stelle räche!" —
Und sie dreht den Ring mit Schweigen.

In den Straßen liegt entlang zur Stadt
grün gestreutes Laub und manche Blume,
wo man heut das Bild getragen hat
an dem Festtag aus dem Heiligtume.
Und nun durch der Stadt geheimes Nachten
folgt sie ihm mit lächelndem Betrachten
nach dem prächt'gen Eigentume.

Und sein Haus steht ganz ihr zu Gebot,
doch sie wählt ein Zimmer nur von allen.
Wasser ist ihr Wein und Obst ihr Brot;
wie ein Geist sanft schwebt sie in den Hallen.
Zarte Blumen sind bei ihr zu finden,
Kinder, welche schüchtern sie umwinden,
die sie hegt mit Wohlgefallen.

Eine weiße Taube kommt und geht,
heimlich blickt sie gern zu Mond und Sternen,
Glanz dann bricht aus ihrem Aug' erhöht.
Doch den Jüngling hält sie zart im Fernen,
gönnt ihm nur den Kuß, zur trautsten Stunde,
wie ein Kind, dem offnen kleinen Munde
und der Augen Wundersternen.

Ungestillt erwacht er eine Nacht;
Stürme hört er heulend sich erheben,
hohl aufbraust das Meer, der Himmel kracht,
Güsse rauschen, Blitze sprühn und schweben,
in den Felsen hallt des Donners Grollen,
schütternd dröhnt die Erde von dem Rollen,
und er denkt an Tod und Leben.

Ach, wie ist der Mensch so kurz nur da!
Soll die Erde dies Gebild verschlingen?
und so schön ist sie, so jung, so nah —
Soll ich mich aus ihr nicht neu verjüngen?
So wie ich gestaltet jetzt mag gehen,
gern möcht ich die letzten Tage sehen,
in der Erde Himmel dringen!

Denn das Weib ist der Verjüngungsquell,
Weiber sind des Erdgeists Fegefeuer;
endlich will er Dasein schön und hell,
der Geburt gleich sei die Ehe teuer!
Wer kein Weib nimmt, ist verdammt: vergehen
muß er, denn er will nicht auferstehen
immer reiner, schöner, neuer!

Kinder schaun, ist in den Himmel schaun,
du umarmst dein tiefstes, reinstes Wesen:
denn das Beßre werden sie erbaun,
unsre Kinder sind's, die uns erlösen.
Wir versinken: Schuld und Fehl und Mängel —
Kinder sind die Auferstandnen, Engel,
Weltgeist's neuverklärtes Wesen.

Und er rafft sich auf, des Lebens voll,
Blitze leuchten schwebend ihm zum Gange,
alles schüttert von dem Prachtgeroll,
doch er geht voll Lieb', ihm ist nicht bange.
Und er findet sie in ihrem Zimmer,
lesend nur bei ihrer Augen Schimmer,
bei des Donners hehrem Klange.

Fest und stumm ergreift er sie mit Kraft,
und sie schrickt zusammen, voller Zagen
fühlt sie seine klare Leidenschaft,
seine Küsse, sein unbändig Wagen. —

„Laß mich! Anders bin ich nie dein Eigen!“ —
Doch er will sie, hebend, stark, mit Schweigen
auf die Purpurkissen tragen.

Und sie küßt ihn, preßt ihn, ach — auch los
cingt sie — zittert, glüht in seinen Armen,
und ihr Aug' strahlt zu des Donners Schoß,
zweifelt, fleht und banget um Erbarmen —
Sieh, da flammt ein Blitz auf sie hernieder,
und er hält, entsetzt, die schönen Glieder
tot und blaß in seinen Armen.

Und sein Schmerz ist ganz unklagbar groß,
solchen Wechsel kann sein Haupt nicht fassen —
erst welch Leid — und dann welch himmlisch Los!
Böse Erde, weh, ich muß dich hassen!
solch ein schönes, ganzgelungnes Wesen
tilgst du wieder weg! Sie soll verwesen,
und sie duldet es gelassen.

Und der Mensch, er schweigt, er kann nichts tun;
doch die Schönheit kann ich ewig lieben!
Tot sollst du bei uns Lebend'gen ruhn,
und so bist du uns ja wie geblieben! —“
Drauf an jenes Ahorns heil'ger Stelle
rasch erhebt sich marmorn die Kapelle
für den Ruhort seiner Lieben.

Und da ruht der Schatz im Pilgerkleid,
und dem Engel läßt er Flügel geben,
auch den frommen Stab ihr links zur Seit,
will sie wandern, oder will sie schweben;
einen Kranz in goldnen Haargewinden
ganz von himmelblauen Hyazinthen
sieht man ihre Schläf' umweben.

Denn ganz unverwandelt bleibt ihr Leib,
nachts auch scheint helldunkel die Kapelle,
geht das Licht aus von dem heil'gen Weib,
oder strahlt des Ringes Stein so helle:
dort an ihrem teuern Sarkophage
sitzt er, sie beschauend, ganze Tage,
kränzt sie jede Morgenhelle.

Einst vom Weinen fühlt er Schmerz im Haupt,
drückt den Kranz von ihr sich auf das wunde —
und, sieh da, genesen ist sein Haupt!
Schnell erzählt, verbreitet sich die Kunde;
jedes Tags die Harrenden zu heilen,
muß man mit der Kränze Wechsel eilen,
und die Kranken sind Gesunde.

Eine Blinde kommt da, leis und müd,
ähnlich ganz der Toten anzusehen.
Selbst das Wärzchen auf dem Augenlid!
Hat die Mutter sich am Bild versehen?
Ist's Diana? — schickt sie sich den Boten?
Und er kränzt sie mit dem Kranz der Toten,
zitternd, daß sie möge sehen!

Und sie sieht! — sieht sich vor Augen tot!
Doch ihr Schreck entzückt ihn nur unbändig,
und geendet scheint ihm seine Not!
Denn die Tote hat er neulebendig.
„Mädchen,“ ruft er, „dich muß ich besitzen,
soll das Leben mir noch weiter nützen;
sei den Willen mir geständig! —

„Darfst du mein sein?“ — „Ja! schau diese an! —“
„Ach, auch Toten kann man sich vereiden!“ —
„Toten zu gehören, ist ein Wahn,
willst du ihnen ihre Armut neiden? —“
„Gib mir ihren Ring, dann will ich glauben!“ —
Wie sich der nicht läßt vom Finger rauben,
will er mit dem Messer — schneiden . . .

Sieh, da zuckt die Hand aus seiner Hand!
und die Tote schlägt die Augen auf, die blauen!
und sie schaut ihn an — der's wohl verstand,
und hin sinkt er tot vor Scham und Grauen.
Und als ob der Flügel Kraft sie trage,
stellt sie schlank sich auf im Sarkophage,
spricht sie, himmlisch anzuschaun:

„Legt nun ihn an meinen kalten Ort!
Und zum Zeichen soll er nicht verwesen.
Frei und ruhig schwing ich mich nun fort,
ewig dieser Erde zu genesen.
Sinnbefangen liebt ihr die Gestalten,
doch den Geist vermögt ihr nicht zu halten —
Schein ist alles Menschenwesen.“

*

Der Gast.

Der Herr Jesus von dem Himmelszelt
einmal niederschaut auf alle Welt,
wie alles mag so schön bestehn,
und sieht herfür die Sterne gehn,
blickt auch hinab zur geliebten Erden,
wo es eben Nacht begunnte zu werden.
Da sieht er die Leut um die Tische treten,
die Hände falten, sich neigen und beten:
Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
und segn' uns und was du bescheret hast!
Da fühlt er gerührtes Neigen, einmal
wieder zu wandeln im Erdental
und selber an den Menschen zu spüren,
ob sie es auch redlich mit ihm führen.

Also aus einer Ecken im Wald
tritt er hervor in Bettlersgestalt,
geht sacht an seinem Stabe fort
nach dem fast nahe gelegnen Ort
und kommt an eines Reichen Haus,
war grad ein Fest und großer Schmaus.
Dort stellt er still sich vor den Saal;
nach ihm fragt niemand allzumal.
Er hört drin lachen, klingen, schwatzen,
als sei im Haus eine Herde Spatzen;
hört reden, was keines Gemüte bessert,
noch eines Menschen Nutzen vergrößert,
und sprachen sie, gemahnt es ihn so,
als dröschen die Dreschcr nur leeres Stroh.
Drob er verwundert lang gestanden,
spricht er zu einem, ihm zu Handen:
Ihr habt den Herrn Jesum zu Tisch gebeten,
nun komm ich armer Bettler getreten
und führ euch seine Worte an:
was ihr mir tut, habt ihr ihm getan.
Da scheints, sie werden ihn erst gewahr;
es fährt auf ihn ein der Diener Schar.

Hinaus mit dir, du schlimmer Geselle!
Und treiben ihn aus von Flur und Schwelle;
ja einer tät die Hund' auf ihn hetzen,
doch diese den Herren nicht verletzen.

Nun sinnt er nach, wie ihm geschehn,
und sinnt bei sich im Fürbaßgehn:
soll er das Haus mit Feuer strafen,
soll er die Sünder lassen schlafen?
Man kann dem Bösen nichts Ärgers tun,
als ihn im Bösen lassen beruhn;
doch setzt er ihnen noch Gnade aus.
So kommt er an eines Armen Haus,
das sieht gar klein und freundlich aus.
Sie essen einen gesottnen Fisch,
der heut dem Vater ins Netz gegangen,
und habens so gut nicht gehabt seit langen;
ein kleines Hündlein hebet ein Bein,
das Hündlein will auch gespeiset sein.

Wie da der Herr hinzugetreten
und sanft um eine Gabe gebeten,
das junge Weib aufsteht gewandt
und führt den Bettler an ihrer Hand,
zu ihrem Tisch heißt sie ihn setzen,
weil sie sich heut an was Seltnem letzen.
Und Eltern und Kinder wurden satt,
weils ihnen der Herr gesegnet hatt',
und sprachen: Hab Dank, Herr Jesu Christ,
daß du unser Gast gewesen bist!
Die Krumen streut sie hinaus zur Linde,
damit auch das Vöglein Speise finde.

Drauf setzt sich der Vater ans Kamin;
sein junges Weib kniet zu ihm hin,
stellt ihm sein kleinstes Kind auf den Schoß
und fragt es: Wie groß bist du? So — groß?
Und lehrts lieb haben den guten Mann,
der hat gar herzliche Freude daran.
Der Herr sitzt still und sanft daneben,
er fühlet das Herz sich heilig heben;
der Menschen Leben und ihre Lust
überwältigt mit Wonne seine Brust,
es wird ihm wohler, es wird ihm trüber,
dem Göttlichen gehen die Augen über,
er wendet ins Dunkel sein Angesicht
und wehrt den quillenden Tränen nicht.

Die Knaben bringen das Quem pastores
und zeigen auf seinen Knien ihm vor es:
die Hirten und Engel nachts auf dem Feld,
dann, wie ihm das Kind in der Krippe gefällt?
Die heil'gen drei König mit ihrem Stern,
Gold, Weihrauch und Myrrhn darbringend dem Herrn,
den jungen Tobias mit seinem Hündlein,
zuletzt Knecht Ruprecht und Christkindlein.

Nun legt die Mutter den Knaben zu Bett,
das Vaterunser ihn lehren tät;
so schläft er ein mit nachbetendem Mund,
die Mutter spricht: Mein Kind, schlaf gesund!
Dann schafft sie dem Bettler ein Lager herzu,
die Leutchen wünschen ihm gute Ruh,
um vor der kalten Nacht geborgen
in der Hütte zu schlafen bis zum Morgen.
Da ruht der Herr nun gern allein,
es scheint der Mond ihm hell herein.

Und als der Morgen begunnte zu tagen,
erhebt er sich, sich hinweg zu tragen,
dieweil verlöschen der Sterne Kerzen,
und scheidet, sie segnend in seinem Herzen:
Bleibt immer arm, ihr guten Leut!
Den Armen ist Gott nimmer weit;
stets weich und menschlich fühlt ihr Gemüt,
wie selten das Herz dem Reichen glüht;
und dulden sie manches auf Erden gleich:
Den Armen ist das Himmelreich!

* * *

Willibald Alexis.

(Pseud. für Georg Wilhelm Heinrich Häring.)

Geb. am 29. Juni 1798 zu Breslau, gest. am 16. Dezember 1871 in Arnstadt in Thüringen. — Balladen 1836. Gesammelte Werke 1861—65.

Der späte Gast.

Was klopft ans Tor? — Über die rote Heide
geht nur mein Sohn, und ich, wir beide.
Wir beide wohnen in der Wildnis allein,
mein Sohn siecht dort im Kämmerlein.
Wer will herein?

„Mütterlein, nimm mich ins kleine Haus,
draußen wehet es kalt und graus.
Oft schon kreuzt ich die rote Heide,
oft schon sahen wir hier uns beide.
O laß mich ein!" —

Bist du ein Unhold, und locktest ins Moor
meine Tochter, als ich das Kind verlor? —
„Ich bin kein Unhold, ich bin dir verwandt,
deine Tochter hab ich Schwester genannt.
O laß mich ein."

Verwandt ist mir niemand, niemand wert,
ich sitze allein an meinem Herd. —
„Ich kann nicht schlafen auf welkem Gras,
von Tau und Regen ist's kalt und naß,
o laß mich ein."

Vorm Fremden schlüge an der Hund,
was zittert und stiert er, wie stumm und wund! —
„Der Hund hat sieben Jahr mich gekannt,
seit ich ihn drüben am Kreuzweg fand.
O laß mich ein!"

Was hast du die trauernde Mutter geneckt?
Was hast aus dem Traume mich aufgeschreckt,
was schläfst du nicht ruhig im Kämmerlein,
was sprangst du hinaus in den Mondenschein?
Mein Sohn herein!

„Mutter, dein Sohn steht draußen nicht,
aber mich brachte dein Schoß ans Licht.
Dein Sohn liegt noch im Kämmerlein,
aber ich schwebe im Mondenschein.
O laß mich ein!"

Mein Sohn, mein Sohn, drück auf die Tür,
ich bin so schwach, und komme zu mir.
Leicht Flechtwerk ist's vom Elsenwald,
und draußen weht der Wind so kalt.
O komm herein! —

„Viel tausend Meilen wohl bin ich von dir,
öffnen kann ich nicht mehr die Tür,
selbst wie der Wind bin ich leicht und schwach,
o mache zurecht mein klein Gemach
und laß mich ein!"

Deine Kammer ist fertig; vorm Windesstoß
hab ich sie verstopft mit Schilf und Moos. —
„Sechs Bretter sind für mich genug,
und lege hinein ein weißes Tuch.
O laß mich ein!"

Ich öffne geschwind, mein liebes Kind.
Wo bist du? — Es sauft vorbei der Wind. —
„Der Wind weht fort mich, Mütterlein!" —
Ihr Sohn lag blaß wie Mondenschein
im Kämmerlein.

Entführung.

O Lady Judith, spröder Schatz,
drückt dich zu fest mein Arm?
Je zwei zu Pferd' haben schlechten Platz,
und Winternacht weht nicht warm.

Hart ist der Sitz und knapp und schmal
und kalt mein Kleid von Erz,
doch kälter und härter als Sattel und Stahl
war gegen mich dein Herz.

Sechs Nächte lag ich in Sumpf und Moor
und hab um dich gewacht,
doch weicher, bei Sankt Jörg ich's schwor,
schlaf ich die siebente Nacht.

Walladmor.

Lustig ist es im grünen Mai,
weil die Erde sich kleidet neu;
lustiger ist's dann in Walladmorhaus,
weil die bösen Geister weichen hinaus.

Vieles ist durch Zauber gebannt
im uralt wälischen Christenland.
Aber es gibt kein Zaubertor
fester als in Schloß Walladmor.

Im Winter-, Herbst- und Sommerslauf
hebt jedermann frei den Klopfer auf,
aber im Frühling will das Eisen
nur des Hauses Erben Dienst erweisen.

Nur die adlig, männlich, rein
aus Walladmors altem Stamme sein,
können den schweren Klopfer frei
heben und klopfen im Monat Mai.

Das hat Walladmors Enkeln verliehn
in der grauen Vorzeit einst Merlin;
und der Zauber wird ewig währen,
bis am Eisen der Rost wird zehren.

Sir Urban war mit vielen Christen
hinausgezogen nach Judas Küsten;
sechs Jahr war er aus Walladmor,
im siebenten sprengte er wieder vors Tor.

Der auszog war stolz, mild und gut,
der wiederkehrte von schwarzem Blut;
der auszog, betete spät und früh,
der einzog, trat in die Kirche nie.

In Winter-, Herbst- und Sommerszeiten
tät er oft durchs Schloßtor reiten,
aber im Maimond, spät und früh,
ritt er durch Walladmors Pforte nie.

Im Maimond einst um Mitternacht,
als der Mond stand leuchtend in heller Pracht,
hob draußen ein Pilger den Klopfer auf
und ließ ihn dröhnend fallen darauf.

Er hob ihn noch einmal hoch empor,
und er fiel dröhnend ans Eisentor;
zum drittenmal schlug er ihn also stark,
daß es dröhnte bis zur sächsischen Mark.

Wer hebt den Klopfer, wer schlägt ans Tor?
ihn kann nur heben ein Walladmor.
Die Burgleute öffneten jauchzend das Tor,
ein trat der echte Walladmor.

Durchs offne Tor aus Walladmorhaus
kroch ein stinkender Kobold hinaus;
Sir Urban schwang den Klopfer frei
und rief: Es lebe der Monat Mai!

Lustig ist es im grünen Mai,
weil die Erde sich kleidet neu,
lustiger ist's dann in Walladmorhaus,
weil die bösen Geister weichen hinaus.

Das Lied von den Mörungern.

Was regt am Waldesrande,
was auf den Hügeln sich?
Was leuchtet dort im Sande,
was rauscht so schauerlich?

„Ihr, meine Söhn, ihr elfe,
her zu dem Vater geschwind,
ist Nachtspuk das, sind's Elfen
oder der Abendwind?" —

„Das sind nicht falbe Blätter,
das ist kein Geisterheer,
so leuchtet nicht das Wetter,
so leuchten Schild und Speer!"

„O Vater! ringsum wimmelt's
von Kriegern, blank und bar,
Vater, wir sind umzingelt
von Feinden ganz und gar.

Verkappt sind ihre Helme,
verschlossen ihr Visier,
und an den Schilden tragen
sie keine Helmeszier.

Blutfeinde sind's, Clarbiden,
die von den Pyrenä'n;
schickt der Himmel nicht Hilfe,
so ist's um uns geschehn!" —

Da sprach der alte Mörung,
zog's Schwert und stieß ins Horn,
es funkelte sein Schwert ihm,
doch mehr sein Aug' vom Zorn:

„Wir sind Mörunger zwölfe,
ein Löw' und seine Brut;
nie kannte die Furcht ein Mörung,
und echt ist euer Blut.

Und sollt es mit uns enden,
so sterbe jeder als Mann,
noch hab ich mein Schwert in Händen,
noch Mörungs Harnisch an.

Drei silberne Sterne funkeln
inmitten auf der Brust;
wo ihr die seht im Dunkeln
der Schlacht, dahin ihr mußt.

Hört ihr ins Horn mich stoßen,
euer Vater ist in Not!
dann spornet eure Rosse,
es gilt des Vaters Tod." —

Der Mörung schoß in die Feinde,
als wie ein Bolzen schießt;
vom Blute seiner Söhne
ward rot das Schilf am Fluß.

Der Mörung schwang den Degen,
es war ein Blitz in der Nacht;
neunundsiebzig tät er erlegen,
eh er ward umgebracht.

Von drei Clarbidengrafen
traf zween sein kölnischer Stahl,
die liegen jetzt und schlafen
unter dem Totenmal.

Der dritte Graf Clarbidos —
von hinten wie ein Weib —
die Spitze seines Spießes
fuhr hin durch Mörungs Leib.

Sein Harnisch ist gebrochen,
gespalten sein guter Helm,
durchs Herz ist er gestochen,
liegt röchelnd nun am Quell.

Er hat kein Wort gesprochen,
da trat heran der Hain,
faßt ihn, die Hand von Knochen,
und sagt: „Nun bist du mein."

Da faßte der alte Mörung
sich fest an eine Tann',
sprach: „Bis mich jemand hörte,
eh geh ich nicht von dann.

Freund Hain, schöpf mit dem Helme,
'nen Trunk zum letzten Mut!"
Er trank aus seinem Helme
seiner eignen Söhne Blut.

Dann stemmt er die Hand zum Boden
und schaute rings umher,
überall grinsten die Toten,
keiner, der ihn hört.

Der Mörung stieß ins Horn,
weit schallte umher der Ton,
er klang bis zu den Sternen,
doch kam herbei kein Sohn.

„Ihr Adler, Geier, ihr Wölfe,
ihr Füchse im Steingekluft,
hört, ihr meines Leibes Erben,
wie Mörung Rache ruft!

Hört an, die mich verrieten,
war Spaniens Natterbrut,
es waren die Clarbiden,
die tranken Mörungs Blut.

Ihr Halme am Uferschilfe,
du Erde, Wasser, Luft,
hört wie um Rach' und Hilfe
der letzte Mörung ruft!" —

Und als er das gesprochen,
da sank er auf die Flur;
keiner hat ihn gerochen,
doch einer hörte den Schwur.

Das war sein Marschalk Walter,
dem war Stirn', Kinn und Mund
von einem Hieb gespalten,
daß er nicht sprechen kunnt.

Lag nah dran auf dem Boden
und hörte jedes Wort,
nachher trug er den toten
Herrn von der Walstatt fort.

Den Herrn hat er begraben,
doch Mörungs ganz Geschlecht
ward Atzung für die Raben
und ist noch nicht gerächt.

*

Friedericus Rex.

Friedericus Rex, unser König und Herr,
der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,
zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen.

„Ihr verfluchten Kerls, sprach seine Majestät,
daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht,
sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glaz
und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kais'rin hat sich mit dem Franzosen alliiert
und das römische Reich gegen mich revoltiert,
die Russen seind gefallen in Preußen ein,
auf laßt uns sie zeigen, daß wir brave Landskinder sein.

Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith
und der Generalmajor von Zieten seind allemal bereit.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuzelement,
wer den Fritz und seine Soldaten nicht kennt."

„Nun adjö Lowise, wisch ab das Gesicht,
eine jede Kugel die trifft ja nicht.
Denn träf jede Kugel apart ihren Mann,
wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
die Kanonenkugel ein weit größeres noch;
die Kugeln sind alle von Eisen und Blei,
und manche Kugel geht manchem vorbei.

Unsre Artillerie hat ein vortrefflich Kaliber,
und von den Preußen geht keiner nicht zum Feinde über,
die Schweden die haben verflucht schlechtes Geld,
wer weiß ob der Östreicher besseres hält.

Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König,
wir kriegens alle Woche bei Heller und Pfennig.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuzsackerment,
wer kriegt so prompt wie der Preuße sein Traktament.

Friedericus, mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
ach hättst du nur öfters zu plündern permittiert,
Friedericus Rex, mein König und Held,
wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt."

General Schwerin.

Schwerin, mein General ist tot,
Schwerin ist tot!
Sie luden in eine Kanone ein
vier Kugeln, schwarz wie Pech und Stein,
vier Kugeln in der Prager Schlacht,
die haben meinem General den Tod gebracht.
Schwerin ist tot!

Als der Kanonier sie laden tät,
ein Pfaff aus Welschland bei ihm steht.
Was macht der Pfaff beim Kanonier?
der Pfaffe betet im Brevier.
Schwerin ist tot!

General Schwerin ergriff die Fahn:
„Allons Grenadiers, ich gehe voran!"
Vier Kugeln ach von heißem Blei,
die rissen dem General die Brust entzwei.
Schwerin ist tot!

„Mein Feldmarschall, was stehn Sie dann still,
da jeder brave Preuße Ihnen folgen will." —
„Vier Kugeln ach von heißem Blei,
die rissen mir die Brust entzwei."
Schwerin ist tot!

„Sie luden in eine Kanone ein,
vier Kugeln, schwarz wie Pech und Stein.
Ein Pfaff aus Welschland stand dabei
und sprach den Segen auf das Blei."
Schwerin ist tot!

„Die Kugeln drangen ins preußische Herz,
die Seele geht nun himmelwärts,
dieweil ich geliebt meinen König und sein Land
und war ein guter Protestant."
Schwerin ist tot!

Er sank, die Fahn in seiner Hand,
wie ein guter Preuß und Protestant.
„Es lebe mein König!" rief er noch
und hörte die Siegestrommeln noch.
Schwerin ist tot!

Das Bajonett vor, zum letztenmal
grüßten wir unsern toten General.
Wir schworen, kein Pfaff und Kanonier,
der kriegt von uns vor Prag Quartier.
Schwerin ist tot!

„Ach Pfäfflein, sprachen die Kaiserlichen,
kratz aus, sonst ist's um dich geschehn,
das sein die preußischen Grenadier,
die geben keinem von uns Quartier!"
Schwerin ist tot!
Schwerin, mein General ist tot.
Schwerin ist tot!

Die Berezinanacht.

— Zwei Monden wankte schon das kranke Heer
hin auf dem ungeheuren Leichentuche,
das ein erzürnter Himmel ausgebreitet,
auf Rußlands Ebnen Frankreichs Blut zu sammeln.
An jedem Morgen ließen wir 'nen Kirchhof
um die verglimmten Feuer. Unsre Besten,
verschont vom Stahl, von keinem Blei getroffen,
gekrümmt im Schnee, den kaum ihr Blut gerötet,
so schliefen sie erstarrt den ew'gen Schlaf,
und keine Träne floß den kühnen Herzen.
Es war nicht Zeit zum Weinen, — selbst dem Bruder
schüttelt der Bruder nicht die Hand zum Abschied —
denn alles Edle starb, Gemeinsinn, Ordnung,
Ruhm, Ehrsucht; nur das wilde Selbst, der Trieb
zum Leben herrscht und peitscht uns weiter.
— In hellen Nächten sah man weite Scharen
von blassen Geistern unserm Zuge folgen.
Die hohlen Augen stierten vampirartig,
die hagern Arme streckten sie verlangend,
und weh dem Armen, dessen Pulsschlag stockte.
Allnächtlich schmolz die Schar der Lebenden,
allnächtlich wuchs das Heer der Geister hinten.
So nahten wir, selbst nur ein Heer Gespenster,
der Berezina unheilschwangern Ufern.
Zwei Nächte hämmerten beim Kiefernbrande
die Zimmerer an Frankreichs Todesbrücke,
ein jeder Hammerschlag galt einem Toten;
— selig die Toten, die's nicht mehr gesehn!
Gott Frankreichs! Wer's erlebte, kennt die Hölle,
doch das Erlebte noch einmal zu denken,
der Teufel ist zu menschlich, das zu fordern.
Denkt euch ein Chaos, denkt euch eine Nacht,
die Glut der Hölle und den Frost des Pols,
denkt euch ein Blutmeer, Rudel hungriger
Hyänen, ringend um ein Fetzen Leben.
Denkt euch 'nen Leichenberg, 'ne Rotte Teufel,
denkt euch verwundet unter ihren Füßen,
denkt euch zermalmt von der Kanonen Rädern,
erdrückt, erwürgt, und nennt das noch ein Glück —
die andern stieß man übern Rand ins Wasser.
— Das Chaos sah ich, sah's zwei lange Nächte,
und an mich wollte nicht die Reihe kommen.
Da blickte finster auf mich 'rab mein Stern,
und ungeduldig mahnte mich mein Rappe.
Er hatte mich von Moskau hergetragen,
wo tausend sanken, hielt der treue Freund,
auf spiegelglatter Flur, im Schneegewirbel,
er hatt' ein Recht auf mich — es war 'ne Wette,
der oder ich — — —
Ich gab ihm die Sporen
ins kreischende Getümmel der Unsel'gen
mitten hinein. Das Schicksal wars, nicht ich —
sein Huf war mördrisch. Links stieß er hinab
'nen grauen Krieger von den Pyramiden,
rechts eine Mutter mit dem Kind am Busen.
Ich zähle nicht, die ich gemordet habe.
Mich trug mein gutes Pferd zum andern Ufer,
doch meinen Stern sah ich seitdem nicht wieder,
und meinen Rappen hab ich selbst geschlachtet. —

* * *

August Kopisch.

Geb. am 26. Mai 1799 zu Breslau, gest. am 6. Febr. 1853 zu Berlin.

Gedichte 1836. Allerlei Geister 1848. Gesammelte Werke, herausg. v. Karl Böttticher 1856. — Die bekannte Ballade „Die Heinzelmännchen" ist fortgeblieben.

Die Wettersäule.

Vom Meere wirbelt's auf wie Rauch,
und aus der Wolke senkt sich auch
der finstre Hang.
Die Wettersäule stürmt ums Riff
und faßt bereits der Helden Schiff:
da trotzet Swend
und ruft: „Ein Feenwirbelwind!"
und wirft danach sein Messer geschwind —
da tönt ein Schrei!
Da faßt das Wirbeln ihn allein, —
die andern sollen gerettet sein; —
er aber fliegt
mit den wirbelnden Wassern ans End' der Welt:
auf öder Insel er niederfällt,
da liegt er betäubt. —
Und wie er aufs neu zum Leben erwacht,
hell leuchtet's um ihn mit Wunderpracht:
auf blicket Swend —
und sieht halbschwebend vor sich stehn
die schönste der lichten Meeresfeen:
die weinet sehr! —
Durch Tränen blickt die holde Gestalt.
Da ergreift ihn der Liebe Zaubergewalt;
sie aber spricht:
„Swend Alf, zu Kühner, was hast du getan?
sieh meine Seite, die blutet, an!" —
Da schreit er auf
und windet zu Füßen ihr sich in Schmerz
und ruft: „Das traf mein eigen Herz,
süßholde Frau!
Wie soll ich sühnen, was ich gefehlt?"
Der kühne Swend liegt lieb-entseelt
in tiefem Weh. —
Die Huld der Fee nicht lange weilt:
„Traf es dein Herz, so ist geheilt
mein herbes Leid.
O sieh, es schwindet der Wunde Spur
und Schmerz wird süße Sehnsucht nur
von Herz zu Herz.
Sieh, blumigen Rasen schwellt zur Stund'
des vormals dürren Eilands Grund
und ladet zur Ruh —
und laubige Schatten hüllen uns ein
zu liebseligem Huldverein."
Da küßt sie ihn,
da küßt er sie, schlingt liebewarm
um die wonneschwere Gestalt den Arm,
der kühne Swend.
Rings dunkelt Nacht, — den Strand entlang
tönt wallender Wogen Brautgesang
und Kühlungen wehn;
und Nachtigallen mit süßem Schall
ziehn dichter im Wald allüberall
das Liebesnetz.
Allselige Tage lebt der Held
und entzückende Nächte, fern der Welt,
der kühne Swend.
Und jeder Wunsch wird ihm erfüllt,
und jedes Sehnen scheint gestillt
dem kühnen Swend.
Sie reicht ihm die hehre Speise der Fein,
sie selbst kredenzt ihm den Purpurwein
im Kelch von Kristall.
In prächtiger Grotte wohnt das Paar,
umglüht von Gesteinen wunderbar,
von Bernsteingold,
von Muscheln, Korallen und Perlen licht!
Allein die Ruhe behaget ihm nicht:
er sehnt sich fort,
säh lieber seiner Hütte Rauch
und seine kühnen Genossen auch
am Silter Strand.
Und wie die Meerfei schlief einmal,
er ihren Zaubergürtel stahl,
der kühne Swend.
Er dreht einen Ring — da fliegt er hoch,
den zweiten — da fliegt er schneller noch
ob Land und Meer.
Er fliegt, wo er nur hin begehrt,
und als er nah der Heimat fährt,
da jauchzt er laut!
Er hat die Türme schon erkannt
und hört bereits die Stimmen am Land:
laut bellt sein Hund! —
Da dreht er vor Freude den dritten Ring;
doch wunderbar es ihm erging —
ihn hebt ein Sturm,
der wirbelt tausend Meilen von dort
besinnungraubend den Kühnen fort,
zurück, zurück.
Er fliegt hoch über Land und Meer
in Zauberkreisen wild umher
zurück, zurück —
zurück bis wieder zur Meeresfrau,
schon sieht er den Strand, die Höhle genau:
wild stürmt's ihn hin.
Und Blitze fliegen und Donner erschallt:
die Fei reißt alles hinab mit Gewalt
ins untre Meer.
Swend kehrt nicht mehr zu der Menschen Land,
und die Sonne wird ihm unbekannt:
in blauer Nacht,
hoch über ihm der Fische Heer,
im wallenden, erdumdonnernden Meer
wehklaget Swend.
Gern säh er seiner Hütte Rauch
und seine kühnen Genossen auch
am Silter Strand! —

Der Gonger (Wiedergänger).

(Fischeridyll.)

„Das Meer wirft Schaum die ganze Nacht,
sagt, Netzkamerad, ob Ihr schlaft, ob wacht?"
— Da stöhnt auf dem Lager der andre Mann:
„O weh!" und wunderlich hebt er an:
„Nun weiß ich, wie's tut, wenn ein Gonger erscheint,
man schrickt nicht, aber man trauert und weint.

Ehgestern, als der Tag entwich,
kam Vetter Klaas; hier zeigt er sich —
und ich weiß, er ist doch über See;
doch kam er wie sonst, mir tat das weh.
Wer weiß, wo sein Leib umtreibt im Meer.
Seines Schattens Gang war trüb und schwer,
er troff vom Meere, die Spur ward naß,
ich sah den Schimmer in Sand und Gras.
Dann lehnt er sich auf die halbe Tür
und sah ins Haus herein nach mir,
langt freundlich wie sonst nach meiner Hand;
ich gab sie ihm nicht, — sie war verbrannt.
Nun währt es nicht lang, — als er verschwand,
wie ein Rauch verweht, zurück zum Strand.
Doch gestern stapft es wieder herein
und tappte und sucht einen Nagel im Schrein,
doch fand es ihn nicht und kehrte zum Strand,
wo wieder es wie ein Rauch verschwand. —
Da ist es wieder!" — „Ich seh das nicht!"
— „Es geht zum Tisch, es löscht das Licht.
Nun kommt es auf mein Bett, o weh!
du, armer Klaas, ertrankst in der See!" —
— „Was schwatzt Ihr, Kamerad? Ich seh das nicht!
Es dämmert bereits das Morgenlicht.
Ich glaub, Ihr träumt so schwer die Nacht
abschüttelt den Schlaf! erwacht, erwacht!"
— „Glaubt mir, der Vetter Klaas ist tot!"
— „Steht auf, schon leuchtet das Morgenrot!
steht auf, Kamerad, und habt nicht bang,
der Himmel bescher einen guten Fang!"

*

Und wie sie werfen das Netz ins Meer,
wie ist der erste Zug so schwer!
Sie ziehn und schaun — da kommt, o Graus!
Vetter Klaasens Leib aus den Wellen heraus!
„Du guter Klaas, da lieg am Strand,
und klag um dich das ganze Land."
Rasch geht die Kund im Morgenrot
von Boot zu Boot: „Vetter Klaas ist tot!
Er steuert' allein nach Schweden zur Braut,
wer weiß, wie bange die nach ihm schaut.
Wie manchen rettete der im Sturm,
nun liegt er tot am Silter Turm,
nun rudert er nimmermehr ins Meer,
nun zieht er keine Netze schwer,
nun sitzt er nimmer auf unsrer Bank,
nun erzählt er nimmer uns Mär und Schwank,
nun führt er uns nimmer bei Tanz und Spiel,
nun hat er erreicht des Lebens Ziel.
Nun klaget ihn all, nun traget ihn all
bestreut mit Blumen zur Kirchenhall.
Und Ihr, Herr Pfarrer, mit Gottes Wort
treibt aus der Seel' uns den Kummer fort,
laßt singen Stimmen klar und rein
zu Gottes Lob für die Seele sein.
Denn Klaas war freundlich, Klaas war mild,
gar lang gedenkt man sein auf Silt.
Herr Pfarrer, und schreibt einen frommen Bericht
an Klaasens Braut, so verzagt sie nicht;
erzählt ihr, wie kühn seine letzte Fahrt,
und wie er starb nach Seemannsart;
wie Freunden erschienen seine Gestalt,
wie Freund' ihn gelöst aus Meeresgewalt,
und wie sie ihn trugen aus der Flut
hin, wo er geborgen vor Stürmen ruht,
und wie das ganze Volk hier weint,
daß ihm die Sonne nicht mehr scheint."

*

Der Mäuseturm.

Am Mäuseturm um Mitternacht
des Bischofs Hatto Geist erwacht:
er flieht um die Zinnen im Höllenschein,
und glühende Mäuslein hinter ihm drein!

Der Hungrigen hast du, Hatto, gelacht,
die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht;
drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
verkehrt in ein nagendes Mäuselein!

Du flohst auf den Rhein in den Inselturm,
doch hinter dir rauschte der Mäusesturm.
Du schlossest den Turm mit eherner Tür,
sie nagten den Stein und drangen herfür.

Sie fraßen die Speise, die Lagerstatt,
sie fraßen den Tisch dir und wurden nicht satt!
Sie fraßen dich selber zu aller Graus
und nagen den Namen dein überall aus.

Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht:
er flieht um die Zinnen im Höllenschein,
und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

Des Prior Wichmann von Arnstein Wundertat.

Im Kloster, Herr, zu Neu-Ruppin
sind heute so viel Gäste,
die Speise, fürcht ich, reicht nicht hin
bei diesem großen Feste;
darum, Herr Prior, saget an,
wie Pater Koch sich helfen kann,
ich weiß ihm nicht zu raten. —

Da spricht der Prior: „Geh nur so
zur See ohn Netz und Hamen
und ruf hinunter frisch und froh
und laut in meinem Namen,
es komm heraus ein großer Fisch,
zu sättigen die Gäst am Tisch,
da wird schon einer kommen."

Der Pater ging hinab und schrie,
was ihm der Abt befohlen:
da sieht er ganz verwundert, wie
die Fisch im See rajolen;
es wälzet sich ein Wels zum Rand,
so groß er keinen noch gekannt,
der bittet ihn zu nehmen.

Es merkt der Fisch, er werd' zu schwer,
da steht er wie zum Tanze
und hüpft gefällig nebenher
zur Küch' auf seinem Schwanze;
dort legt er sich aufs Küchenbrett:
nun schlachtet mich, ich bin recht fett,
ich will mich dann schon braten.

Nun aber, wer gedenket dies,
wer kann darauf geraten —
der Fisch dreht selber sich am Spieß,
bis er sich gar gebraten,
springt dann vom Spieße wie geschnellt
zur großen Schüssel und zerspellt
in so viel Stück als Gäste.

Die Gäste die schnablierten ihn
und all sind guter Dinge;
es dünkt die Speis in ihrem Sinn
sie köstlich, nicht geringe.
Sie essen: jeder hat genug,
und jeder wird davon so klug,
wie er noch nie gewesen.

*

Friedrichs II. Kutscher[1].

Des alten Fritz Leibkutscher soll aus Stein
zu Potsdam auf dem Stall zu sehen sein —
da fährt er so einher,
als ob er lebend wär:
aller Kutscher Muster, treu und fest und grob,
Pfund genannt, umschmeißen kannt er nicht: das war sein Lob!

Mordwege fuhr er ohne Furcht, sein Mut
hielt aus in Schnee, Nacht, Sturm und Wasserflut.
Ihm war das einerlei,
er fand gar nichts dabei;
in dem Schnurrbart fest und steif blieb sein Gesicht,
und man sah darauf kein schlimmes Wetter niemals nicht.

Doch rührte man an seinen Kutscherstolz,
war jedes Wort von ihm ein Kloben Holz;
woher es auch geschah,
daß er es einst versah
und dem alten Fritz etwas zu gröblich kam,
weßenhalb derselbe eine starke Prise nahm

und sprach: Ein grober Knüppel wie Er ist,
der fährt fortan mit Eseln Knüppel oder Mist!
Und so geschah's. Ein Jahr
bereits verflossen war,
als der Pfund einst Knüppel fuhr und gutes Muts
ihm begegnete der alte Fritz; der frug: wie tut's?

I nu, wenn ich nur fahre, sagte Pfund,
indem er fest auf seinem Fahrzeug stund,
so ist mir's einerlei
und weiter nichts dabei,
ob's mit Pferden oder ob's mit Eseln geht,
fahr ich Knüppel oder fahr ich Euer Majestät.

Da nahm der alte Fritz Tabak gemach
und sah den groben Pfund sich an und sprach:
Hüm, find't Er nichts dabei
und ist Ihm einerlei,
ob es Pferd, ob Esel, Knüppel oder ich;
lad Er ab und spann Er um und fahr Er wieder mich.

*

[1] Beispiel einer Anekdote.

Der Klopfer.

O du neugierig Fräulein du,
den Kobold willst du sehn! —
Die Neugier läßt ihr keine Ruh,
er muß von hinnen gehn! —

Da war er fort von unserm Schloß,
den man den Klopfer hieß.
Die Mädchen all es sehr verdroß,
daß er das Schloß verließ.

Rein ward der Flur, indem man schlief,
man sah nicht, wie's geschah!
Fehlt einem was und eines rief:
„Hol's Klopfer!" — klapp, war's da!

Eh man den Brunnen noch erreicht —
schwapp! — war der Krug gefüllt
und hübschen Mädchen doch so leicht,
als ob ihn jemand hielt.

Wenn einen Groschen man verlor
und Klopferchen war nah:
„Geh, Klopfer, hol den Groschen vor!" —
klapp! — lag der Groschen da.

War man beschneit, so rief man: „Oh!
komm, Klopfer, klopf mich ab!"
Wie war klein Klopferchen da froh
und klopfte auf und ab.

Gar fein klopft er die Pelzlein aus
und putzte Mädchenschuh;
in Küch und Keller, im ganzen Haus
half er ohne Rast und Ruh.

Und Erbsen lesen konnt er flink!
schirr, pirr! — war alles rein.
Beim Rübenschaben ging, berblink!
schibb schibb, sein Messerlein.

Wie fein schnitt er die Bohnen und
die Gurken zum Salat:
die Klößchen macht er niedlich rund,
auch briet er delikat!

Mit Tellern klappern war sein Spaß,
er wusch sie — ach, so rein!
Kristallhell putzt er jedes Glas
und stellt es auf — so fein!

Recht wie ein Mäuslein kam er an
und klapperte mit was —
„da wieg das Kindlein," sprach man dann,
„und hol mir dies und das!" —

Ach, in das gnäd'ge Fräulein gar
schien er verliebt zu sein
und ließ sich narren immerdar
mit tausend Plackerein!

Er sah ihr an den Augen ab,
worauf ihr Wunsch gestellt: —
sie hetzte ihn Trepp auf, Trepp ab
und durch die ganze Welt.

Sie sprach: „Da trag das Brieflein fort
und bring die Antwort mir." —
Da klappert Klopfer fort von dort:
husch! war die Antwort hier.

„Wo mag mein Fingerhütchen sein?" —
tapp! lag es auf dem Tisch. —
„Mein Sessel ist von Staub nicht rein" —
husch! — fegt ein Federwisch.

„Wer fädelt mir die Nadel ein?"
zipp! — saß der Faden drin. —
„Die Kerze gibt so matten Schein" —
putz! — flog die Schnuppe hin! —

„Mich drückt der Schuh, — Pantoffel her!"
schurr schurr, da standen sie!
„Ach wüßt ich wo die Hütsche wär?"
ruckruck, da bracht er die.

„Ach, wär der Junker hier vom Stein!" —
der Klopfer stapft hinaus:
da guckte der Junker schon herein
mit einem Blumenstrauß.

Oft sagte: lieber Klopfer, sie:
reich mir dein Händlein dar.
Sie sah's nicht, doch sie fühlte, wie
es weich wie Seide war.

Da hielt sie ihn, wollt endlich dann
ihn sehn leibhaftiglich;
doch Klopfer fing zu blitzen an
und hub von dannen sich.

— Wenn nur kein Unheil draus entsteht,
daß er im Zorne ging:
denn wo ein Geist im Zorne geht,
ist's ein gefährlich Ding!

Die Trommelmusik.

Hans Pumper fährt zur Stadt — hi! ho! —
was kommt da aus dem Büschchen?
Klein Männchen kommt herausgeschwirrt,
so munter wie ein Fischchen:
„Wo fährst du hin?" — „Zur Stadt, hi, ho!" —
„Was willst du da?" — „Was kaufen!" —
„Was kaufst du denn?" — „Zur Hochzeit was!" —
Hei! wie die Pferde laufen!
„Lad mich doch ein!" — „Das wär mir recht!" —
„Ich laß mich auch nicht lumpen,
ich bring dir dann zur Hochzeit mit
von Gold einen großen Klumpen." —
„Aha! brr, brr! steh Schimmel, steh!
Das wär ja sehr manierlich!"
„Wie groß?" — „Wie dort dein dicker Kopf!" —
„Das nenn ich reputierlich!"
„Bring, Männlein, bring, und nicht zu spät;
du bist mir sehr willkommen."
— „Hans Pumper, noch eins! Was wird dazu
für Tanzmusik genommen?" —
„Die schönste Musik, die beste Musik
soll um die Ohren klingen,
ja Trommelmusik und Paukenmusik:
da wollen wir eins springen!" —
„Wie schad! leb wohl!" — „Warum?" —
„Leb wohl, nun mußt du mir's erlassen,
was ich versprach; die Trommelmusik,
die will für mich nicht passen!"
Da huscht es fort — „so komm doch nur!" —
„Nein, nein, ich muß dir sagen:
die grobe Musik, die Trommelmusik,
die kann ich nicht vertragen!" —

Die Zwerge in Pinneberg.

In Pinneberg eine Hochzeit ist, auf, auf, ihr lustigen Geister!
Flink hin, wo's was zu essen gibt, wir sind Schnabulierens Meister!
Ja! rief das sämtliche Gezwerg,
nach Pinneberg — nach Pinneberg!
mit feinen Stimmchen: Pinneberg!
mit gröberen — nach Pinneberg!
Ja Pinneberg!
nach Pinneberg!

Die Gäste sitzen schon am Tisch und denken nun zu schmausen;
doch zwischen hockt das Geistervolk, und flink beginnt das Mausen.
Kehrt sich ein Gast zur Nachbarin,
schlipp schlapp, ist seine Suppe hin!
Es faßt es kein Verstand und Sinn,
er sieht sich um, wo ist sie hin?
wo ist sie hin,
wo ist sie hin?

Es sind die Zwerge nicht zu sehn, sie haben Nebelkappen,
sie drehen, wenden, ducken sich, man kann sie schwer ertappen.
Sie höhlen aus den ganzen Fisch,
sie ziehen aus der Gans den Wisch,
sie langen das Konfekt vom Tisch,
sie trinken aus den Gläsern frisch
Wein und Gemisch
verschwenderisch!

Der Tanz beginnt, man steht nun auf, die Gäste sind noch nüchtern,
es knurrt der Magen, und man war im Nehmen doch nicht schüchtern!
Doch, kam auch noch so viel herein,
gleich war das Zwergvolk hinterdrein,
weg war sogleich Bier, Met und Wein,
im Nu auch jeder Teller rein
von Leckerein
und Näscherein!

Die Gäste sind zum Tanz so leicht, als wär es vor dem Speisen.
Hei! wie gelang den Paaren es, im Saal herum zukreisen!
Doch bald erhebt ein Stäubchen sich
so mächtiglich und fürchterlich,
als tanzte hier unsichtbarlich
der Püsterich mit Alberich
und Alberich
mit Kalberich.

Und sieh! so war's; die Zwerge sind von vielem Wein betrunken:
da wird im Saal herumgeschleift, gehumpelt und gehunken!
Dem einen juckt so weit die Haut,
er küßt beherzt die schöne Braut,
und was der eine sich getraut,
getraut sich alles böse Kraut;
es graut der Braut,
die fühlt, nicht schaut.

Den Bräutigam verdrießt das Ding; er schlägt
um sich im Zorne
und trifft, da fliegt ein Käppchen ab dem einen
Zwerg von vorne.
Das fängt der Bräutigam sodann
und sieht nunmehr den kleinen Mann,
der aber blickt ihn bittend an
und weint, so sehr man weinen kann:
„Sei kein Tyrann,
laß los den Bann!"

„Halt fest!" rief da ein Gast ihm zu, „dann
kommen andre Zwerge,
die bringen dir zum Lösegeld viel Schönes aus dem
Berge.
So! kneif ihn recht! dann schreit er sehr,
da kommen Zwerge mehr und mehr:
sieh! keiner hat die Hände leer,
und alle tragen Schätze schwer;
sie keuchen sehr:
kneif ihn noch mehr!"

Wie mühsam kommt nun einer an mit einer
goldnen Kette
und fleht der schönen Braut, daß sie den Kame-
raden rette.
Die Braut, zufrieden mit dem Kauf,
setzt nun dem Schelm sein Käppchen auf,
gibt einen Kuß ihm obenauf
und sagt: nun armer Schelm, nun lauf!
Lauf, Zwergehauf,
den Berg hinauf!

Da lief, so schnell es konnte, fort das ganze Volk
der Zwerge
und zankte sich noch lange Zeit, man hört es tief im Berge.
Sie sagten: Nie nach Pinneberg —
spricht einer noch von Pinneberg —
den schicken wir nach Pinneberg
und lassen ihn in Pinneberg,
in Pinneberg,
in Pinneberg!

Der Braut zu Füßen aber liegt der Saal gehäuft
voll Schätze,
und jeder Gast empfängt ein Stück, daß er sich
dran ergötze.
Aufs neu beginnt das ganze Fest;
und da nun fort das Wespennest,
ein jeder sich's auch schmecken läßt,
was man ihm bringt aus Ost und West,
und hält es fest
bis auf den Rest.

Das kleine Tümmelding.

Der Bauer hierzuland ist just kein Wicht;
allein so reich wie Tümmel wird er nicht.
Das war der reichste Bauer in der Welt;
der maß mit Scheffeln nur sein Buttergeld.
Der fuhr mit drei, vier Rappen querfeldein,
wo's ihm gefiel, und ließ die Leute schrein,
griff in den Sack und warf die Strafe hin:
da durft er ungehindert weiterziehn.
Er strich die Butter auf den Käs und aß
den Zucker eingetunkt ins Honigfaß.
Er schmauste sein gebraten Schwein in Ruh,
und Rindfleisch knappert' er statt Brots dazu!
Das Bier trank er nur eben oben ab;
doch Fässer Weins bis auf den Grund hinab.
Bat ihn um ein Stück Brot ein armer Mann,
reicht' er es hinterrücks, sah ihn nicht an;
und sagte einer, tausend Gotteslohn!
sprach er: geh zu mit deinem Gotteslohn!
Ich brauch das nicht, ich habe ja vollauf!
und lachend setzt' er einen Schluck darauf.
— Das Leben währt noch eine gute Weil;
allein auf einmal hat der Tod nun Eil
und holt ihn ab und bricht den Übermut,
und Tümmels Seele ging es nun nicht gut;
sie wollte querfeldein ins Paradies,
wohin Sankt Peter sie jedoch nicht ließ.
Sie hatte Gottes Lohn verschmäht, und nun
begehrte sie ihn doch: was war zu tun? —
sie mußte zwischen Erd und Himmel gehn,
bis sie aufs neu sich Gottes Lohn gewönn;
man sah, wie sie gehüllt in Feuer ging,
und hieß sie nur das kleine Tümmelding. —
— Mein kleines Tümmelding zog nun umher
probieren, ob ihm jemand günstig wär:
allein die Leute liefen von dem Ort,
wo's kleine Tümmelding sich zeigte, fort.
Man hielt den Tümmel für nichts Gutes mehr,
weil er im Feuer ging: das brannte sehr! —
Doch aber merkt' man endlich mit der Zeit,
das Tümmelding tut niemand was zuleid.
Ging einer dort im Marschland überquer,
so lief's im Finstern eben nebenher
und leuchtete nach Hause, — dann und wann
rief man zum Leuchten sich das Ding heran;
ach! wie das kleine Tümmelding da ging
und Müh sich gab, daß es den Dank erzwing!
Doch niemand sprach nun irgend: „Gotteslohn!"
Und so vergingen viele Jahre schon.
Zwar sagte „schönen großen Dank!", etwan
auch „schamster Diener!" der und jener Mann,
auch „sehr verbunden!" und dergleichen mehr,
auch „bleib gesund!" doch — half ihm das nicht sehr!
Denn niemand sagte schlichthin: „Gottes Lohn!"
es schien am Ende aus der Mode schon . . .
Bis dermaleinst ein Trunkenbold bei Nacht
durch vieles Trinken sich so weit gebracht,
daß er den Graben hielt für einen Weg
und so ins Wasser plumpte von dem Steg.
Obwohl er unten nun bald nüchtern war,
sah er im Graben doch nicht just und klar
und rief: wenn doch das kleine Tümmelding
hier wär'! — Da kam das Tümmelding gar flink
und fing ihn, zischend durch den wüsten Schlamm,
und stellt' ihn rauchend wieder auf den Damm
und trocknet ihn und leuchtet ihm nach Haus.
Da rief gerührt der Halbgesottne aus:
„O kleines Tümmelding, nun sind ich schon,
nimm für dein Leuchten tausend Gotteslohn!" —
Da flackert' es vor Freuden lichterloh:
gottlob! ich bin erlöset! rief es froh,
hoch hüpfete das kleine Tümmelding,
hoch, hoch, bis in den Sternen es verging.
Und seit derselben Stunde bleibt es fort:
man sieht's nicht wieder auf der Heide dort.
Aus alledem jedoch zu merken ist,
daß ein „Gott lohn's!" nicht zu verachten ist!

Das Krähen.

Ein Grobschmied hatt' ein Töchterlein,
das konnte nicht schöner und feiner sein.
Da kam der Hans den einen Tag,
ein Bursche, wie's viele geben mag:
der warb um die Tochter, sie war ihm gut;
doch hatte der Vater nicht gleichen Mut
und sagte: Er hat nicht Gut und Geld
und will doch freien in dieser Welt? —
Da sprach der Bursch: Geld, Gut ist Dunst;
viel besser ist eine gute Kunst! —
Was kann er für eine? ich will doch sehn! —
Da sprach der Bursche: ich kann gut krähn! —
Da lachten Mutter und Töchterlein,
der alte Schmied auch hinterdrein,
und sprach: So zeig er, wie er's kann;
da fing der Bursche zu krähen an:
Kikeriküh! und kikeriküh!
recht wie ein Hahn und sonder Müh.
Der Alte sprach: Ein Spaß ist das;
doch sag er an, was hilft so was? —
Gar viel, begann der junge Mann;
nun sag er, bin ich sein Eidam dann,
wenn ich dahier auf seinen Sand
ein Schloß hinschaff und Gartenland
und wird das andre rings bestellt
zu einem schönen Weizenfeld? —
Ja, sagte der Schmied, schaffst du den Sand,
den ich nicht mag, zum Gartenland
und baust ein schönes Schloß darauf,
so nimm das andre dazu in Kauf! —
Topp! Eltern! und topp! Töchterlein!
Das Schloß, das Feld, die Braut sind mein! —
— Da sahen sich die Leute an;
doch es begann der junge Mann
nun allerlei Brimborium —
und sah sich unterweilen um.
Nun wußte niemand, wie's geschah,
auf einmal stand ein Teufel da!
Und dem verschrieb sich Hans mit Blut.
— Hm! denkt der Schmied, das wird nicht gut!
— Im Pakt versprach der Teufel: den Zaun,
das Feld, den Garten, das Schloß zu baun,
darin den reichsten, schönsten Schatz
und rings umher einen lust'gen Platz:
das alles am selben Abend spat,
noch vor der ersten Hahnenkraht;
doch, würd' er nicht fertig und fehlt ein Stein,
sollt Hansens Seele gerettet sein!
Er sollte da wohnen, wie's ihm gefiel,
und machen seiner Tage viel. —
— Nun ging die Teufelsarbeit los.
Die Angst der Mutter, der Braut war groß.
Der Grobschmied sprach: Welch dummer Streich!
Der Teufel schafft das freilich gleich! —
Ganz lustig ist allein der Hans
und freut sich an der Geister Tanz;
die schleppen herzu, ohn' Rast und Ruh:
es wächst da alles in einem Nu!
Flink klappert der Zaun zusammen sich,
Gras, Kraut und Baum sprießt wunderlich,
und Vögel singen und Schwäne ziehn
auf den rings umirrenden Wassern hin.
Nun steigt der Palast, das schönste Haus
auf dem schönsten Platz vom Boden heraus:
der Keller, die Küche, die Treppe jetzt,
der zweite Stock wird aufgesetzt,
der dritte nun, nun kommt das Dach.
Hausrat und Schatz füllt jedes Gemach.
Das Dach wächst höher ... o Angst, o Pein!
es fehlt bald nur der letzte Stein!
O Hans, o Hans, nun holt er den,
und noch will hier kein Hahn nicht krähn!
Da lacht der Hans und ohne Müh
kräht er beherzt sein: kikeriküh! —
Da sah der Teufel ihn höhnisch an:
das gilt hier nicht; du bist kein Hahn! —
— So hör doch, Teufel! — Kikerikih!
Ertönt's im ganzen Dorfe hie,
ja selbst auf dem Turm der Wetterhahn
fängt lustig mit zu krähen an.
Da wirft der Teufel hin den Stein
und ruft: verdammte Künstelein!
Aus ist der Pakt, das Schloß ist dein!
Nun macht euch lustig und zieht hinein! —
Da fährt der Teufel zum untersten Grund
und prügelt vor Wut den Höllenhund. —
Der Grobschmied gibt dem jungen Mann
sein Töchterchen — weil er krähen kann.
Zwar fehlt am Palaste der letzte Stein,
und setzt man noch so oft ihn ein,
er fällt herunter und fällt sich klein;
doch macht's den Leuten keine Pein.
Und auf der Hochzeit sangen sie
dem Teufel zur Schur nur: kikerikih!
Im ganzen Haus hin: kikerikih!
im Keller: kikrih! in der Küche: kikrih!
auf Treppen und Fluren nur: kikerikih!
in allen Gemächern: kikerikih!
beim Essen und Trinken nur: kikerikih!
drei Tag' und Nächte: kikerikih!
auf Tischen und Bänken: kikerikih!
dem Teufel zur Schur nur: kikerikih!

Das lange Pferd.

Einst litten große Pein
an eines Stromes Wellen
zehn durstige Gesellen:
O Strömlein, wärst du Wein!
dann wollten wir schlecken:
du solltest uns schmecken!

Das Wasser will nicht ein!
Wir stehen durstig hüben,
das Wirtshaus aber drüben:
wir müssen drüben sein!
Trüg einer uns Huckhuck,
und wär' es der Kuckuck!

Kaum ist der Wunsch getan,
sehn sie auf grünem Rasen
ein Pferd, ein schwarzes, grasen.
Da sprach Herr Flink: heran!
Das trägt uns hinüber,
hinüber, hinüber!

Schon sitz' ich, kommt heran!
und trauet meinen Streichen,
es soll für alle reichen;
doch redet nichts sodann,
als: Einer ist keiner,
komm immer noch einer!

Flink sitzt wie drauf gebaut.
Man hilft zu ihm den Zweiten;
Laps kann bequemlich reiten;
da rufen alle laut:
Nur einer ist keiner,
komm immer noch einer!

Der dritte kommt, Herr Schnauf;
man hilft dem dicken Schlauche
mit seinem Bacchusbauche
mit großer Müh hinauf:
Nur einer ist keiner,
komm immer noch einer!

Ein Krummer kommt nun her,
das Wirtshaus sieht er blinken,
zu gerne will er trinken;
man setzt ihn überquer.
Nur einer ist keiner,
komm immer noch einer!

Ein Fünfter zittert an,
das Zipperlein im Beine;
doch setzt man ihn so feine,
daß er es leiden kann.
Nur einer ist keiner,
komm immer noch einer!

Glühwürmchen ist genannt
ob seiner Nasen Scheine
der Sechst' in dem Vereine;
er sitzt wie angebannt.
Nur einer ist keiner,
komm immer noch einer!

Dann kommt der lange Fritz,
der ist nur Bein und Pelle,
der braucht nur zwei, drei Zölle
zu seinem ganzen Sitz!
Nur einer ist keiner,
komm immer noch einer!

Der Advokat Herr Matz
ist vorn und hinten bucklig,
nach allen Seiten schucklig
und findet dennoch Platz.
Nur einer ist keiner,
komm immer noch einer!

Der Kapellan gemach
erwählet sich die Kruppe,
sitzt auf wie eine Puppe,
und keiner da was sprach
als: Einer ist keiner,
komm immer noch einer!

Nun muß sich dicht am Schwanz
der schwarze Küster setzen,
der will am Wein sich letzen:
Pritsch! gehet los der Tanz. —
Es reiten die Prasser
zu Weine durch Wasser!

Als das ein Weilchen währt,
sieht Laps nun lang zurücke
und ruft zum Ungelücke:
Heh! welch ein langes Pferd! —
Da geht es, o Tücke,
in Pulver und Stücke!

Es zieht der Wassermann
die armen Junggesellen
in seine kühlen Wellen
und ruft: heran, heran!
Nur einer ist keiner,
komm immer noch einer!

Des kleinen Volkes Überfahrt.

Steh auf, steh auf! Es pocht ans Haus —
„Tipp, tipp!" — Wer mag das sein?
Der alte Fährmann geht hinaus.
„Tipp, tipp!" — Wer mag das sein?
Nichts sieht er, — halb nur scheint der Mond,
die Sache deucht ihm ungewohnt! —
Da flüstert es fein:
„O Fährmann mein,
wir sind ein winzig Völkelein
und haben Weib und Kindelein.
Fahr über uns, die Müh ist klein,
und jedes zahlt sein Hellerlein.
Es lärmt zu sehr im Lande,
wir wollen zum andern Strande.

Unheimlich wird's an diesem Ort,
es gellt hier zu viel Hammerschlag
und schießt und trommelt fort und fort,
die Glocken läuten Tag für Tag!" —
— Der Fährmann steigt in seinen Kahn:
„Ich will euch fahren: kommt heran!
Werft ohne Betrug
das Geld in den Krug! —
welchen Lärm vernahm er da,
obwohl er nichts am Ufer sah:
er wußte nicht, wie ihm geschah,
es klang wie fern und war doch nah:
zehntausend kleine Stimmchen,
viel feiner als die Immchen.

Der Schiffer ruft dem Knechte sein;
er kommt. Die kleinen Wesen schrein:
„Zertritt uns nicht, wir sind so klein!"
Da mußt er wohl behutsam sein!
Tück, tück! fiel's in den Krug hinab,
wie jeder seinen Heller gab.
Pirr! trippelt's heran
und stapft zum Kahn
und ächzt wie mit Kisten und Kasten schwer,
rückt, drückt und schiebt sich hin und her,
es drängt und zwängt sich immermehr:
„Fahr ab, der Kahn will sinken,
fort! eh wir all ertrinken!"

Der Schiffer stößt vom Ufer los,
und als er jetzo drüben war,
geht an das Schiff mit leichtem Stoß.
Au! schrie die ganze kleine Schar,
in Ohnmacht fiel da manche Frau,
das hörte man am Ton genau.

Nun dappelt's hinaus
mit Katz und Maus,
mit Kind und Kegel und Stuhl und Tisch,
mit Kisten und Kasten und Federwisch.
Es war ein Lärmen und ein Gemisch
von Ruf und Zank und Stillgezisch.
Nichts sieht man, doch am Schalle
hört man, hinaus sind alle. —

Nach holt er wieder neue Schar:
die lärmt hinaus: er fährt zurück.
Als dreißigmal gefahren war,
läßt nach im Krug das tück tück tück. —
Er fährt den letzten Teil zum Strand,
Der Mond geht unter am Himmelrand.
Doch dunkelt es nicht:
Was glänzt so licht?
Am Strand gehn tausend Lichter klein,
wie von Johanniswürmelein. —
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdboden in den Hut hinein,
setzt auf und kann nun schauen
die Männlein und die Frauen.

O welche Wunder er nun sah:
der ganze Strand war all bedeckt,
sie liefen mit Laternchen da,
von Gras und Blumen oft versteckt,
und trugen Kindlein wunderhold
und Edelstein und rotes Gold. —
Hei, denket der Knecht:
das kommt mir recht!
und langt begierig aus dem Kahn
am Uferrande weit hinan: —
Da merket ihn ein kleiner Mann,
der fängt ein Zeterschreien an! —
Puh, puh! sind aus die Lichte,
verschwunden alle Wichte!

Drauf flog es her wie Erbsen klein,
es mochten kleine Steinchen sein,
die warfen sie mit großer Pein
und ächzten mühsam hinterdrein! —
„Es sprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier, der Kahn wird voll!" —
Sie wenden geschwind
herum wie der Wind
und stoßen eilig ab vom Land
und fahren in Angst sich fest im Sand,
bald rechter Hand, bald linker Hand;
und immer ruft es nach vom Strand:
„Das Fliehn war euer Glücke;
sonst kamt ihr nicht zurücke!"

* * *

Friedrich von Sallet.

Geb. am 20. April 1812 zu Neiße, gest. am 21. Febr. 1843 zu Reichau bei Nimptsch. — Gedichte 1835. Funken 1837. Schön Irla 1838. Sämtliche Werke 1845/46.

Traum des Kurfürsten Friedrich von Sachsen.

Es kam in nächt'ger Stunde,
da dies begeben sich,
im Traum davon die Kunde
dem Kurfürst Friederich.

Kein Bote tat die Reise
nach Schweinitz zu dem Herrn;
doch ziehet seine Kreise
der Geist und wirket fern.

Den Fürsten läßt er sehen
bis Wittenberg zur Stell,
da sieht den Mönch er stehen
an seiner Schloßkapell.

Dort schreibt er Zeil' auf Zeile
so groß und blitzend an,
daß man auf manche Meile
es deutlich lesen kann.

Und wie er schreibt, wächst langsam
die Feder. Ahnungsvoll
lauscht da der Fürst und bangsam,
wie das wohl enden soll.

Sie wächst und wächst, schon reicht sie
weit über Wald und Feld.
Dem Mönch doch scheint gar leicht sie,
weil er sie fest noch hält.

Leis wächst sie über die Matten,
leis über Gebirg und Strom,
wirft schon den Riesenschatten
bergniederwärts nach Rom.

Zu Rom sitzt, prächtig thronend,
der Papst mit sichrem Sinn,
reicht lächelnd just und lohnend
den Fuß zum Kusse hin.

Da wächst mit raschem Hohne
die Feder auf ihn zu,
und die dreifache Krone
hat sie berührt im Nu.

Kaum sah er sie noch kommen,
da hat der Schreck alsbald
ihm Sinn und Mut benommen.
Jetzt wankt die Krone — Halt!

Schnell will der Fürst sie halten,
fährt auf, ergreift sie kaum —
Da schwinden die Gestalten —
Ei! (sprach er) welch ein Traum!

Hanswursts Traum.

In der Pleißen, in der Pleißen
liegt, versunken und vergessen,
der, so sich Hanswurst geheißen,
frechen Spaßes sich vermessen.

Nüchterne, geschwätz'ge Wellen
spielen mit der Jacke Lappen,
nach der Mütze schwanken Schellen
stumme Fische klingelnd schnappen.

Ein gespenstiger Professor
schreitet an dem Ufer nächtig,
ein gewalt'ger Schrittemesser,
lang und kahl, perückenprächtig.

Daß gesunden Sinn er förder',
daß er plumpe Tollheit bändig',
war er einst Hanswurstenmörder,
hat gewässert ihn elendig.

Alle Nacht nun hält er Wache,
daß enthopse nicht dem Wasser,
über ihn sich lustig mache
jener Allertorheitsprasser.

Rührt sich kräuselnd nur ein Wellchen,
hebt er seinen Stock gewichtig,
klingt's von unten wie ein Schellchen,
stöhnt er dumpf: „Ha, nun ist's richtig."

Doch dem armen, bunten Jungen
hilft der kecke Traum von hinnen,
aufwärts hat er sich geschwungen,
der Professor ward's nicht innen.

Springt mit himmlischem Gemecker
Steinbock von der Sternenweide,
kapriolend keck und kecker,
bietet seines Rückens Schneide.

Und Hanswurst mit einem Satze
ist verkehrt schon aufgesprungen;
überm Bocksteiß Schelmenfratze,
Bocksschwanz in der Hand geschwungen.

Durch die Himmelsmusikanten
springt der Bock mit Stoß und Püffen,
daß die An- und Umgerannten
manchen falschen Ton gegriffen.

Dort kommt ein Komet geschnurret,
packt Hanswurst ihn flugs beim Schopfe:
„Riesenpritsche, wie sie surret!
Heller Schweif, mit dem ich klopfe!"

Feingestimmte Sternenglöcklein
hängt er rings an seine Kappe:
„Klingelt, Sternlein, meckre, Böcklein,
und du, Pritsche, klapp' und schwappe!"

Eine dicke Sonne summet
ferne her mit Baßrumoren,
ha, sie wälzt sich, ha, sie brummet
und macht donnertaub die Ohren.

Schlägt Hanswurst ihr auf die Nase:
„Duck dich schnell, sonst setzt es Beulen!
Nichts für ungut, alte Base!
doch wer wird so falsch auch heulen."

So in Sprüngen, immer keckern,
geht's dahin mit Witzgewittern;
Schellen, Klappen, Lachen, Meckern
macht den greisen Mond erzittern.

Doch Professor Gottsched schreitet
im Schildwachenschritt, dem steifen.
Daß Hanswurst dort oben reitet,
kann er freilich nicht begreifen.

Der Zaubergärtner.

Auf eines Hügels Spitze,
da thront ein Zaubergreis
auf einsam hohem Sitze
und murmelt Worte leis.

In einem Buche liest er,
das hat er selbst gemacht,
in Ewigkeit genießt er,
das er sich selbst gedacht.

Das erste Wort, geheime,
schleicht sich aus seinem Mund,
da sinken stille Keime
rings in des Hügels Grund.

Beim zweiten Wort bewegt sich's
in allen Keimen wild,
von Werdesehnsucht regt sich's
und werdekräftig schwillt.

Und bei dem dritten Worte
blickt's aus dem Grund hervor,
sproßt, eine grüne Borte,
am Hügel rings empor.

Und was der Alte droben
im Buche weiter liest,
zu Träumen wird's verwoben
zu dem, was unten sprießt.

Im Grünen träumt sich's weiter
und träumt sich zu Gestalt,
bis Laubesfülle heiter
den Hügel rings umwallt.

Des dunklen Laubes Schwanken
zieht leis des Alten Wort
zu offnen Lichtgedanken,
zu süßen Blüten fort.

Die fühlen sich betauen
wohl von der Worte Kraft,
doch können sie nicht schauen
den, der die Worte schafft.

Sie fangen sie mit Sehnen
auf in den Kelchen licht
und tragen sie als Tränen
im lächelnden Gesicht.

Doch in den Wurzeln waltet
die Sehnsucht riesenhaft,
daß alles, was entfaltet,
sich auf zur Höhe rafft.

Was unten wächst am Fuße,
schießt auf als stolzer Baum;
schon rührt ein Reis zum Gruße
dem Greis des Kleides Saum.

Was weiter oben sprießet,
das wird ein zarter Strauch,
der eine Blüt' erschließet
bei jedes Wortes Hauch.

Da schaun die höchsten Blüten
des Greises Angesicht,
daß sie mit eins erglühten
vor Scham und Wonne licht.

Erglüht zum Rosenvolke,
schließt ihrer Liebe Schein
als Morgenrötenwolke
ringsum den Hügel ein.

Da steigen andre Blüten
und schaun zum andernmal
hin über die Erglühten
des Greises Augenstrahl.

Da sind sie nicht erglühet;
des Blickes Läutrungskraft
traf sie, daß sie erblühet
lichtrein und geisterhaft.

Sie wollten nicht mehr wohnen
im warmen Lebensmeer,
sie hoben stolze Kronen
auf Schäften schlank und hehr.

Sie ließen sich nicht grauen,
dem Greise wunderbar
ins Auge fest zu schauen
mit Liebesblicken klar.

Wie sie sein Haupt umblinken,
erkennungstrunken ganz,
da säuseln sie und winken:
„Hinauf, hinauf zum Glanz!"

Der Hügel wird lebendig,
ein Kriegsheer stürmt hinan,
von Zweigen tausendhändig,
die Blüten still voran.

Und alle klimmen, klettern
bis zu des Alten Thron;
es wogt von Blüt' und Blättern
um seine Stirne schon.

Sie schauen, wie sie klimmen,
mit ihm ins Buch hinein,
in seine Worte stimmen
sie leise säuselnd ein.

„Du darfst es uns nicht wehren,
weil uns dein Geist genährt.
Wir wollen dich verklären,
wie du uns hast verklärt.

Erst hat ein dunkles Ahnen
uns drängend auferbaut,
bis wir auf höhren Bahnen
dich selber angeschaut.

Dich selber eingetrunken
hat unser Blick und Geist;
du bist in uns versunken,
wo du dich selber weißt.

Wir sind, was du gelesen,
sind deines Mundes Wort,
wir sind, was du gewesen
und sein wirst fort und fort." —

Und wie sie ihn umranken,
umhüllen ganz und gar,
wird man an ihrem Schwanken
den Alten nur gewahr.

Er selber ist verschwunden,
sein ewig tiefes Wort
tönt nur in leisen Kunden
im Blütensäuseln fort.

Der draußen schwand so heiter
in Blütenträume leis,
liest drinnen wachend weiter,
der ernste Zaubergreis.

Der Tannhäuser.

„Ich bin wohl oft geritten
zur Jagd und zum Turnei;
geritten und gestritten:
ob das was Rechts auch sei?

Jungfrauen zart, gar vielen,
sang ich von Liebestausch;
es war ein eitles Spielen,
ein schnellvergeßner Rausch.

Wo ist die ew'ge Quelle,
die allen Durst mir stillt?
Wo ist die heil'ge Welle,
draus junges Leben schwillt?" —

So spricht der von Tannhausen,
gibt seinem Pferd den Sporn:
Da, durch der Wipfel Brausen,
ertönt ein sanftes Horn.

Da springt er aus dem Bügel
und horcht und sinnt dazu,
da läßt er gehn die Zügel:
„Hier ruh und grase du!"

Leis zieht das Horn ihn weiter
in grünen Berges Schacht;
da drinnen wölbt sich heiter
ein Himmel aus der Nacht.

Da weht's von Blütenzweigen
wie süßer Harfenton;
Goldwölkchen duftig steigen
rings in den Sonnenthron.

Da droben schlummert wonnig
ein Weib, so sah er's nie;
Goldflechten fallen sonnig
herunter bis zum Knie.

Er hat sich aufgeschwungen,
trinkt süßen Odem ein;
da hat ihn warm durchdrungen
ein volles, frohes Sein.

Frau Venus lächelt milde,
schlägt auf die Augen leis.
Der Ritter faßt sie wilde:
„Wohl mir, daß ich es weiß!

Du bist es, Schaumgeborne!
Dein leiser Odem rührt
das Erdentraumverlorne,
daß es sich göttlich spürt.

Du bist die ew'ge Schöne,
drin alles Leben ruht.
Hörst du auf meine Töne,
dann ist mein Singen gut." —

Er hat sie süß umfangen,
sie duldet Kuß auf Kuß.
Wie alles da erprangen
und rings erklingen muß!

Schau! Schwäne ziehn zur Ferne,
sterbend in Liebestreu,
und tauchen dann als Sterne
empor am Himmel neu.

Und holde Nymphen baden
sich ewig frisch und jung;
begeisterte Mänaden
in wildem Gliederschwung

folgen mit Zimbelschlagen
dem Sieger Bacchus keck.
Zwei Pardel ziehn den Wagen,
dem Feigen ist's ein Schreck.

Es blitzt, von Lichte trunken,
des Gottes Auge weit,
daß tot ist hingesunken,
was nicht von Kraft gefeit.

Nichts Halbes darf es geben;
auf was sein Blick gedroht,
wacht auf zu Götterleben
oder sinkt hin in Tod.

Wo freie Geistesflammen
verschüttet sind vom Wust, —
er brennt den Wust zusammen,
die Flammen lohn mit Lust,

auf daß ein göttlich Feuer
befreit die ganze Welt,
die fürder mehr kein scheuer
Tyrann gebunden hält. —

Tannhäuser schaut hernieder,
da wächst ihm Geist und Sinn;
er schmiegt sich an die Glieder
der süßen Königin.

Doch kann er nicht bezwingen
des Glückes Überdrang —
er hört Betglocken klingen
und heisern Mönchsgesang.

„Christ, dich hab' ich vergessen
und deinen bittren Tod!
Mein Maß ist vollgemessen,
und die Verdammnis droht.

Hier schwelgt ich ohne Scheuen
in eitel Lust und Scherz;
jetzt will ich's heiß bereuen
und opfern dir mein Herz." —

Er ließ von dem Umfangen,
Frau Venus hat geweint.
Er ist hervorgegangen
und hat sich frei gemeint.

Kniend vorm heil'gen Vater,
ein niedrer Pilgersmann,
um Trost und Lösung bat er.
Der sieht ihn finster an:

„So lange bis dein Stecken
nicht frische Sprossen treibt,
muß dessen Fluch dich decken,
den sie für dich entleibt.

So schwer ist dein Verschulden!
Bei mir ist kein Verzeihn;
durch alle Himmelshulden
wirst du nicht wieder rein." —

Tannhäuser zieht in Buße
weithin, bergab, bergauf,
an jedes Berges Fuße
pflanzt er den Stecken auf.

Am heil'gen Grab er endet,
der Stecken sprosset nicht,
bis er zur Heimat wendet
sein kummervoll Gesicht.

Er ruht im alten Walde
und sinnt so wehmutsvoll,
als lockend ihm gar balde
des Hornes Ruf erscholl.

Da zieht es ihn gewaltsam
fort in den Berg hinein,
da folgt er unaufhaltsam
bis in den goldnen Schein.

Dort schläft die Schaumgeborne
hoch auf dem Sonnenthron;
auf schwingt sich der Verlorne,
und er umschlingt sie schon.

„Hab' ich dich wiederfunden?"
Er pflanzt den Stecken hin.
„Hier werd' ich noch gesunden
und fühlen, daß ich bin." —

Im seligsten Umschließen
küßt er und kost sie wach;
da muß der Stecken sprießen
und knospen hundertfach.

Da hat er sich verzweiget
als Baum zum Himmel gar,
und seine Krone neiget
sich über's sel'ge Paar.

Es schaut die ew'ge Liebe
mild durch das Laub daher.
Wo der Tannhäuser bliebe,
erfuhr man nimmermehr.

Zwei tragikomische Geschichten.

I.

Ein König war verrückt und blöd.
Wie trieben da ihr Spiel die Schranzen!
Gleich Mäusen, die mutwillig schnöd
um einen blinden Kater tanzen.

Manch toll Dekret entwarfen sie,
er unterschrieb, sie hatten's sicher.
Schrieb er: „Christian et Compagnie",
sie ließen's gelten mit Gekicher.

Und wie er stumm bei Tafel saß,
scholl's um ihn her von frechen Worten.
Nichts fragten sie bei ihrem Spaß
nach dem verstörten Scheinbild dorten.

Doch schau! da hebt sich die Gestalt
des Tiefgedrückten, Willenlosen;
rings blickt er um sich fest und kalt,
und scheu verstummt des Mahles Tosen.

„Wie, wenn ich nun mit einemmal
Herr würde meiner Geisteskräfte?“
Da geht ein Grauen durch den Saal:
„Weh uns! erwacht ist der Geäffte.“

Doch wie noch stockt jedweder Ton,
so daß man hört des Odems Fächeln,
hat sich sein Blick verwandelt schon
in alten Blödsinns irres Lächeln.

„Nun, nun, so ernst war's nicht gemeint,
für diesmal mögt ihr weiter scherzen.“
Da lachten sie, die schier geweint,
und jedem fiel ein Stein vom Herzen.

II.

Verändert hat die Zeit das Bild.
Die Fürsten sind die kecken Schranzen,
die um's blödsinnige Volk gar wild
wie Mäus' um blinden Kater tanzen.

Da hat das Volk sich selbst erkannt
mit eins, da es sie sah beim Schmause:
„Wie, wenn ich käme zu Verstand
und Herr sein wollt im eignen Hause?“

Da ging ein Zittern um und um,
und leise wankten alle Throne;
allein, das Volk — schon lächelt's dumm
und spricht im alten Kindertone:

„Nun, nun, es bleibt beim alten ja,
nicht Ernst war's, was mich angewandelt.“
Und wieder sitzt es blöde da,
und nach wie vor wird es mißhandelt.

* * *

M. Solitaire.

(Pseud. für Woldemar Nürnberger).

Geb. 1. Oktober 1818 zu Sorau, gest. am 17. April 1869 in Landsberg a. d. Warte.

Josephus Faust 1842. Bilder der Nacht 1852. — Einer der interessantesten und eigensinnigsten Charakterköpfe der neueren deutschen Literatur. Leider wurde auch er, wie mancher geniale Dichter, vergessen. — Die Balladen sind den „Bildern der Nacht“ entnommen; in diesem Gedichtheft findet man auch die interessanten Thomas Münzer-Balladen, die ich nicht aufgenommen habe, weil sie allzu verworren sind.

Sturm und seine Gesellen.

Hoch auf dem Schloß am Strande, da zechen die Gesellen,
indes die schwarzen Wogen am Felsgestad zerschellen,
indes im wilden Sturme das Wetterhähnlein reigt,
und blutig rot die Sonne zum Untergang sich neigt.
— Hin schwankt ein armes Schifflein auf dem ergrimmten Meere,
es zittert zum Erbarmen, laut brüllet die Megäre.
Jach jagen hin die Wolken in dämmerlicher Höh,
ein blut'ger Schädel rollet die Sonne in die See.
Und wie die Wogen brausen, hinstürzt der dunkle Kahn,
zerrungner, armer Körper, gepeitscht von irrem Wahn:
ein Blatt, ein trocknes, dürres, gejagt zum Unermeßnen,
ein finsteres Todeszeichen, gesendet dem Vergeßnen.
Zerrissen ist das Segel, wild schweift es von der Spiere,
gleich einer müßigen Flagge, die einzig dient zur Ziere.
Auf möcht's zum Himmel fliegen, erbärmliche Supplik,
auf möcht's zum Herren flattern, der lenket das Geschick.
Wie von den Seufzern feucht, von all den Tränen schwer,
jetzt hängt es grad hinnieder, hinab aufs wilde Meer.
Die dunkle Dämmerung nahet um diese trübe Stund',
da hängt es gerad hinnieder und zeiget auf den Grund.
Die dunkle Dämmerung nahet, bald schwand das Abendrot,
hoch wandelt in den Wolken und ob der Flut der Tod.
Seht dort, dort steht es deutlich, das rasselnde Gebein,
es zuckt um die trocknen Glieder ein loher, falber Schein.
Die Wog' schäumt weiße Kämme, wenn seinem Fuß sie naht,
die Woge bäumt sich mächtig, wenn er sie nun zertrat.
— Das schaun die vier Gesellen bei ihrem guten Glas,
sie sehn das Schiff, das arme, des Meeres toll Geraf';
sie sehen, wie's die dunkeln Gewölke niederfährt,
sie sehn zu ihren Füßen, wie's blanke Strudel gärt.
„Heida!“ spricht da der eine, der mit am Tische sitzt,
er hat sein fein schwarz Bärtlein gar zierlich zugespitzt,
„heida! dem schlechten Schächer ein Pereat gebracht,
hinab zum Grund! er sinke, bevor noch kömmt die Nacht!“
Und Pereat! schrein die andern, ein wildes Pereat,
dem Schifflein und den Seelen, so es geladen hat.
Und wie den güldenen Becher sie lüstern niedertrinken,
da tät das arme Schiff allmählich niedersinken.
Der Wein schmeckt süß und köstlich, ist goldner Zyprian,
die Wog' ist stark und rasend, gebürtig im Ozean!
„Hei! Pereat!“ schrein die Zecher bei ihrer Becher Klang,
da braust es aus den Wolken, allmächtiger Gesang:
„Und habt ihr's auch geschworen, nie auf das Meer zu gehn,
sind so fest die Gemäuer, daß sie mir widerstehn,
doch sollt ihr nicht mehr sitzen so bei dem Zyprian,
heida! stoßt an noch einmal, kredenzet dem Orkan!
Heida! stoßt an noch einmal, euch selbst trinkt Pereat,
es macht euch wie das Schifflein im Wogenbruche matt!
Und habt ihr's auch geschworen, nie auf das Meer zu gehn,
sind so fest die Gemäuer, daß sie mir widerstehn,
so schickt euch seine Geschwister, der allgewaltige Sturm,
dem widersteht nicht Mauer und auch kein Felsenturm!
Die Furie, die Liebe, die Ehrsucht, die Bacchante,
und sonst auch viele treue, herzliebste Anverwandte,
die Gier, die trächzt nach Golde, der Haß, der lechzt nach Blut,
den Neid, den gift'gen, gelben, der Rachsucht blinde Wut!
Ihr sollt wie junge Buben wohl nimmermehr verlachen,
wenn in dem scharfen Wirbel zerschellt ein armer Nachen!“
— Die Wolke flieht, die dumpfe Stimme schweigt,
die Woge sinkt, die Woge steigt;
die blasse Leiche treibt zu Land
mit schauerlich zerschweiftem Haar,
so Mann als Weib, sie ankern an dem Strand,
die Nacht ist groß und wunderbar!

Die wackeren Mütterlein.

Im Laub der Esche lispelte der Wind,
an ihrem Stamme liegt ein bleiches Kind,
das weint und schreit wohl nach der Mutter sein,
den Weg entlang, ach! kommt kein Mütterlein.

Kein Mütterlein mit holder warmer Brust,
kein Mütterlein in banger Liebeslust;
vom morschen Turm, in einem schwirren Bogen,
kommt matten Flugs die Eule hergeflogen.

Die dunkle Eul', die nächtens schaurig krächzt,
sie hört das Kind, das an dem Baume ächzt,
sie hört das Kind, wie's schreit zum Mütterlein,
das barmt ihn in der öden Seele sein.

„Dein Mütterlein, mein bleiches, armes Kind,
rufst du umsonst bei Regen und bei Wind,
dieweil du hier am Eschenbaum geruht,
säumt die in einem Saale warm und gut.

Dieweil du lagst auf diesem Moderholz,
wallt sie in einem Schlößlein blank und stolz,
dieweil du hier am Moor bist eingeschlafen,
küßt Mütterlein sich mit dem jungen Grafen.

Ich nun bin eine gar zu gute Mutter,
im Turm da drüb' gebricht es uns an Futter,
im Turm da drüb', da heulen sich zu Tod
die Kindelein und schrein nach Aas, nach Brot.

Wo schaff ich's her? die Feldmaus ging ins Loch,
das Murmeltier schläft kaum erst eine Woch',
der junge Dachs wird nachgerad zu stark,
denn schon gebricht es meiner Krall an Mark.

Nun eh du ausweinst deine Äuglein dir,
du liebes, bleiches Kind, so laß sie mir.
Nun eh du hier ausjammerst deine Lunge,
so laß sie mir für meine magern Junge.

Nicht kommt dein Mütterlein; horch! Sang und Tanz
tönt her vom Schloß, sie reigt im Rosenkranz.
Halt still, mein Kind, halt still, bald ist's geschehn,
und ich kann reichbeglückt nach Hause gehn.

Halt still, mein Kind, halt still. So, nun ist's gut,
nun schweigt dein Schrein, nun rinnt dein warmes Blut.
Mit werter Beute flieg ich heim zu Nest,
leb wohl, du Kind, ich hole bald den Rest!"

Die Eul' ist schrillen Fluges fortgeschwebt,
im Eschenlaub hat's eifrig fortgebebt.
Das Kind ist tot, der Mond beglänzt die Szene,
vom Schlosse her schallt wilder Lust Getöne.

Liebesoffizin.

Wo zack'ge Felsensplitter hochgerichtet stehn,
könnt ihr die rote Feuersäule sehn;
die Flamme brennt, vom Felsen überdacht,
am hellen Tag und in der finstern Nacht.
Mag draußen wandeln sich des Mondes Bild,
hinirrn die Scheib' halb bald und bald gefüllt,
mag ohne Stern die stumme Nacht verstreichen,
die dürre Tann' in wildem Blitz erbleichen,
in dieser Höhle wüst gebrochnem Dom
verflackert nie das blendende Phantom.
Und wie's so unaufhörlich rastlos glüht,
ermattet mal, dann prasselnd aufgesprüht,
da sitzen rings drei dunkle Weibesbilder.
Wenn hoch die Glut zur Nacht, der schwarzen, steht,
glühn ihre Augen dunkler, kühner, wilder,
sie nicken ein, wenn Glut zu Asche geht.
— Die Alte dort, am Blocke von Basalt,
die gelbe, trockne, düstere Gestalt,
sie rührt in ihrem Kessel unablässig,
dran leckt die Lohe gierig und gefräßig.
Die kocht den Trank, der Glut in Herzen schüret,
die Zauberflut, die locket und verführet,
das süße Weh, den bodenlosen Schmerz,
der Sehnsucht weltenmächtiges Verlangen,
und was sich nennt unwiderstehlich Hangen.
Oft schweigt der Puls schon in dem eignen Herz,
und ihre Hand, die sterbensmatt und krank,
rührt den gewalt'gen, süßen Liebestrank;
die Wang' ist hohl, das Aug' oft starr und tot,
ohn Unterlaß rührt sie im Kessel rot.
Hoch schäumt das Naß, das glühnde Wünsche weckt,
zum Wahnsinn führt und in den Abgrund neckt,
das dem Geäder macht so leicht, so schwer,
die Flut, die ebbend läßt das Herz so leer.
So wallt und kocht das Wunderelixier,
sie sitzt und rühret totenstumm und stier. —
— Ihr kniet zunächst am flamm'gen Felsenbord
ein zartes Kind, das auch am Feuer schmort,
ein schönes Weib mit großem Augensterne,
drin wiederglühn der Kohlen rote Kerne.
Ihr schwarzes Haar zerschweift in dunkeln Güssen,
in irrer Locken wilden Ringelflüssen,
wie sie im dunkelglühnden Kessel rührt
und kunstverständig eifrig bläst und schürt.
Ihr brühet sprudelnd sich der mysteriöse Tau,
der langsam zehrt die Liebe, wie das Leben,
der schleichend schwinden macht so Mann als Frau,
zu einem Tropfen täglich eingegeben.
Was diese Holde rührt ohn Unterlaß,
das ist des Nebenbuhlers Lieblingsnaß.
Es widerglühn der Flammen rote Kerne
in ihrer Augen schönem Liebessterne,
oft wallt ihr Busen hoch, ihr Aug' wird feucht,
ihr Herz schlägt schnell, ihr Odem keucht.
Doch ihr gerät der Trank, schon quillt er kochend über,
der löscht die Liebe, löscht das Leben aus,
die sich gesucht, ersehnt in Schwärmerei, in Fieber,
gehn hassend sich zu öden Grabes Graus.
— Und zwischen diesen sitzet in der Mitte,
den nackten Säugling auf dem Schoß, die dritte.
Ein andres Kind hängt sich an ihren Leib,
ein drittes noch umfaßt den Hals dem Weib.
Sie aber schaut mit Blicken, ernsten, stieren,
auf das, was ihre Finger rasch vollführen.
Die Kinder schauen lächelnd in die Flammen,
sie knüpft die dunkeln Knoten fest zusammen.
Die Knoten sind aus schwarzem Menschenhaar,
und Worte spricht die Lippe wunderbar:
verwünschte Flüche, hemmend, nichtend Leben.
Und wie der Säugling trinkt des Busens süße Quelle,
knüpft finstern Muts sie eine ganze Hölle
in jed' Geflecht, das ihre Finger weben.

So schaffen die begierig fort und fort,
und zueinander reden sie kein Wort.
Bald bleicht der Morgen draußen, und dann naht
das junge Volk, das ihrer nötig hat.
Bald kommt ein schönes Kind in tiefem Schleier
und kauft die War' von allen drein zusammen;
dann schaudernd, bebend flieht sie das Gemäuer,
darinn' ihr graut vor Augen und vor Flammen.

Das Mägdlein, das bei ihrer Mutter stand,
den Leib umschlingend, setzt sich an Feuers Rand
und spielt mit Kohl'n, wie säß sie an dem Strand
des wall'nden Meeres und finge Muscheln, Schnecken,
zu schaun, wieviel daraus sich Hörner strecken.

Da tritt ein Kerl gar hastig in die Höhle:
„Hört ihr es nicht," ruft er aus heisrer Kehle,
„ihr dumpfes Weibsvolk, was da draußen tönt?"
„Das Wetter ist's, das in den Bergen stöhnt!"
„Ja Wetter ist's," so spricht der hagere Kerl,
„ja Wetter ist's, und schweigt mit eurem Querl!
Laßt sein das miserabele Gesiede,
mich anzuhören gebet endlich Friede.
Ja Wetter ist's, das das Gebirg durchbrüllt,
Kanonenwetter ist es, stark und wild!
Heut träuft mal Tau auf unsre armen Weiden,
verhallend zieht der Kampf zum fernen Plan!
Mich lüstert's stark nach Uhren, nach Geschmeiden,
macht auf und fort, die Toten auszukleiden,
eh noch die feigen Bauern traun sich 'ran."

Campanella oder des Glockengießers Wanderschaft und Heimkehr.

Ein junger Glockengießer zog in die Welt hinaus,
zu dumpf klang ihm zu Ohren die Glock' bei seinem Haus;
er mocht sie hören tönen von einem mächt'gen Dom,
wie man zu Straßburg findet und in dem alten Rom.

Und wie er zog am Rheine und an dem Tiberstrand,
hört er die vollen Töne, die er so wohl verstand;
er lauscht den hehren Klängen, die tief ins Herz ihm gehn,
er schaut die schlanken Türme, die in den Himmel stehn.

Doch wie die Glocken klingen, so tönt in seiner Brust
ein zartes Silberglöcklein bald Trauer und bald Lust;
dies Glöcklein klingt die Sehnsucht nach seinem Lieb und Land,
und fängt es an zu schwingen, so steht sein Herz in Brand.

Das klingt so still und milde, das dröhnt so heiß und stark,
daß ihm die Augen tränen, daß ihm erbebt sein Mark.
Es drängt unwiderstehlich ihn zu den blauen Höhn,
davon in duft'gen Fernen das Deutsche Reich zu sehn.

Er zieht wohl manche Stunde, er wandelt manchen Tag,
bis daß im stillen Tale die Heimat vor ihm lag.
Er sieht, wie sich der Giebel des Hauses dorten krümmt,
und wie in Huldas Fenster die Abendsonne schwimmt.

Jetzt ist er auf dem Kirchhof, der zu dem Stadttor führt,
und steht vor einem Grabe, so jüngst erst aufgeschürt;
dies decket noch kein Rasen, dies überhangt kein Baum,
Zypresse nicht, nicht Tanne im schwanken Schattentraum.

Nur eine Glockenblume, die ist von treuer Hand
gepflanzet auf des Grabes frisch aufgewühltem Rand;
sie neigt sich so anmutig, des Westes lauer Wind
ertönt in dieser Glocke so wunderbarlich lind.

„Wie", spricht der Glockengießer, „find ich so nah bei Haus,
was zum Geschenk ich suche für meine Liebe aus?
Die schöne Campanella, das herrliche Symbol,
sie kling' auf unsrer Neigung, auf unsrer Liebe Wohl!

Der schönen Campanella soll Hulda sich erfreun,
nicht dieser güldnen Kette mit Perl' und Edelstein.
Ich lass' die röm'sche Kette hier auf dem jungen Grab
und brech die Campanella für meine Schönste ab!"

Er bricht die Campanella und zieht hinein zum Tor,
da hebet an zu klingen vom Turm der Glockenchor.
Schwermütiges Geläute durchhallt die laue Luft;
er fragt rings: „Gilt dies Tönen dem Leben? gilt's der Gruft?"

Und ihm wird drauf erwidert: „Du kommst wohl her von fern,
daß du's noch nicht vernommen: Versunken ist der Stern!
Die Schönste aller Schönen, des Glockengießers Braut,
sie ward heut mit dem stillen, dem tiefen Grab getraut!"

Wie wurde da dem Wandrer so schwer und schwarz zu Sinnen,
er sieht die Campanella schnell seiner Hand entrinnen;
hoch steigt sie in die Lüfte, hoch ob dem Giebelbau,
hoch ob dem schlanken Turme, der schon so altersgrau.

Und sie beginnt zu schwellen zu einer Glocke groß,
die bald den Mond verfinstert, als er sein Licht ergoß;
und sie beginnt zu läuten, wie er's noch nie vernahm,
das war wohl ein Geläute, dess' Klang zu Herzen kam.

So tönt es nicht zu Straßburg und zu Sankt Petri nicht;
das schallt, daß dem Gesellen der bange Busen bricht;
er lehnt an dem Gemäuer und hört's die lange Nacht,
er hat sich nie besonnen, was er dabei gedacht.

*

Der Turm in der Öde.

Sturm braust in den dürren Fichten, peitscht das gelbe Blatt ins Meer,
wirbelt wild im Mondenantlitz, wühlt im schwarzen Wolkenheer.
Zweige brechen, Flocken treiben, doch der graue Trümmerturm
an dem schneebedeckten Felsen steht noch fest bei solchem Sturm.

An das Pförtlein klopft ein frierend, halb erstarret Mägdelein:
„Laßt die Ärmste, die Verirrte, gute Leute, laßt mich ein.
Euer Lämplein, euer Feuer, durch das Gitter seh ich's schimmern,
laßt mich nicht mein junges Leben in dem Wintersturm verwimmern!"

Eine Stimme drauf von innen: „Arme Törin, bleibe draußen!
Laß um deine weichen Wangen nur die eis'gen Stürme brausen!
Laß an deiner schwarzen Wimper die gefrorne Träne schweben!
Laß des süßen Mündleins Lippen sich verschließen, sich verkleben!

Mag dein veilchenblaues Auge an dem blanken Schnee erblinden,
wie der Vollmond ihn beleuchtet auf den Höhen, in den Gründen!
Hör's geduldig, wie's vernichtend in den trocknen Zweigen wühlt
und die Brandung schwarze Wogen an dem weißen Fels zerspült!

Eh'r find'st dort du Ruh und Frieden; doch was drinnen hier geschieht,
liebes Kind, das bringt zum Wahnsinn jedes menschliche Gemüt!
Sieh mich knien hier auf dem Estrich, und der Geißel rauhe Wucht
trifft mich ohne Ruh'n und Rasten, die ich ewig bin verflucht!

Sei Musik dir Rabenstimme, was ich weine, was ich heule,
das klingt bänger, als was draußen krächzt die träumerische Eule,
das klingt dumpfer, als wenn dunkle Wogen grauf'ge bleiche Leichen
an dem zack'gen Klippenstrande, an dem Felsgeblöck zerweichen.

Wie ich knirsche mit den Zähnen, muß ich an Vergang'nes denken!
Höre lieber, wie im eis'gen Sturm die Äste sich verrenken!
Wie aus tiefer Brust ich stöhne, wenn die Geißel niederschwirrt,
höre lieber, bleiches Kindlein, wie der Uhu seufzt und girrt!

Ohne Wärme ist mein Feuer, wärmer ist es in dem Schnee,
Schlangen schwimm'n in meinem Becher, trinke lieber aus der See!
In dem Turme auf der Öde findest nimmer Obdach du!
Halt dich gut und flieh die Sünde, und so fliehst die Reue du!"

Und das Mägdlein wend't sich bebend von dem grausenhaften Turm,
es verkommt im tiefen Schnee, es erstarrt im Wintersturm.
Wohl ihm, daß es nicht zuletzt noch in dem stieren Mondesschimmer
schaute an dem Gitterfenster das Gesichte in der Trümmer.

Der Musikant von Scheweningen.

Wohl ist das Fest verklungen, nun geht der Musikant,
der Mann mit grauem Haare, nach heim, entlang am Strand;
nicht achtet er des Sturmes, der in den Lüften saust,
nicht hört er, wie die Woge zu seinen Füßen braust.
Sein Auge leuchtet helle, versenkt in einen Traum,
ach! einen schmerzlich fernen, wankt er am Meeressaum.
Wohl hat er gegeigt zum Tanze die herbstlich wilde Nacht,
wohl hat er manch purpurnes Gläslein an seine Lippen gebracht;
wohl hat er den Tusch auch geblasen mit schmetternder geller Trompete,
wenn wacker den Reigen gestampfet mit ihrem Hänslein die Grete.
— Sein Auge leuchtet helle, versenkt in einen Traum,
ach! einen schmerzlich fernen, wankt er am Meeressaum.
Denn die Maid mit dem Golddiademe, die heute wurde getraut,
sie gleichet auf ein Härlein wohl seiner vergeßnen Braut;
und wie er nun hinwandelt auf glattem Ebbesand,
und wie ein Mondgesichte schaut ob der Wolken Rand,
und wie nun näher brauset und näher nun die Flut,
da wird ihm gar so seltsam, so wundersam zumut.
Ihm ist, als ob die Wogen, die an den Fuß ihm schwell'n,
sich wandeln in viel tausend befremdliche Gesell'n.
Ihm ist, als ob sie näher und näher ihn umstehn
und tief ihm in das Antlitz und in das Aug' ihm sehn.
Ihm ist, als ob sie weinen, ihm ist, als ob sie lachen,
sie blicken so lieb wie die Engel und schauen so bös wie die Drachen.
„Heida!" so hört er sie reden, „steh stille, du Musikant,
wir wissen, du führst den Bogen mit zaubertöniger Hand,

wir wissen, dir wandeln am Griffbrett die Finger gelenkige Schlangen,
es rauschet aus deinem Gesaite ein wunderallmächtig Verlangen;
was du spielst, ist himmlisch süße, verlockende Poesie,
o laß, o laß sie uns hören, die tönende Phantasie;
wir auch, wir kennen die Sehnsucht, wir auch, wir wissen zu fühlen,
uns auch, du Grauer, du Alter, uns auch sollst du einmal spielen.
Wir haben Herzen im Busen, in der Seele verlangende Glut!
Auf, auf, Musikante, nun geige und zeige dich wacker und gut;
auf, auf, Musikante, nun geige und besser lohnen wir dir,
als auf der erbärmlichen Hochzeit der Bauer, das geizige Tier!
auf, auf, Musikante, nun geige und zeige dich wacker und gut,
heut tanzen die stürmischen Wogen, die Söhne der springenden Flut,
heut reigen die mächt'gen Schäume, die Töchter des Vaters Orkan,
Auf, auf, Musikante, nun geige und halte sobald noch nicht an!"
Wohl beginnt er zu geigen und geigt nun, der graue Musikant,
die Wogen umwallen ihn dichter, hoch hält er die Geig' in der Hand,
die Wogen umringen ihn enger, jetzt steht er schon mitten im Meer,
und immer neu und gewaltig erbrausen die Fluten daher!
Er aber geigt ein Liedlein, wie er's noch nimmer gespielt,
er hat seine ganze Seele in die triefenden Saiten gewühlt.
Und wie versunken das Mondlicht am dunkeln Wolkenrand,
da ist er versunken auf ewig, der graue Musikant. —

* * *

Heinrich von Mühler.

Geb. am 4. Nov. 1813 (n. a. 1812) zu Brieg, gest. am 2. April 1874 in Potsdam.
Gedichte 1842.

König Karl am Meer.

Der König stand am Fenster und schaute auf die See.
„Was seh ich dort ein Weißes, da oben auf der Höh?" –
„Das ist die weiße Möwe, die auf dem Meere schwebt,
sich mit den Wellen senket und schaukelnd wieder hebt."

„Das scheint mir keine Möwe, die wechselt wohl den Flug,
es hält in Wind und Wellen den gleichgestellten Zug,
es strebt in gradem Laufe auf unsres Ufers Rand —
das ist — ich mein' — ein Segel, bedient von kund'ger Hand."

„So ist's gewiß, Herr König, des Kaufmanns reicher Kiel,
der sich den sichern Hafen erkor zur Landung Ziel:
er bringt Gewürz und Seiden vom fernen Morgenland,
vielleicht viel blankes Zinn uns vom reichen Engelland!"

„Es führt mir spitz'ge Segel und geht auf scharfem Kiel,
es scheint gewöhnt an Stürme und an der Wellen Spiel;
seht, wie mit raschem Fluge es durch die Wellen bricht —
das trägt nicht schwere Lasten — ein Kaufherr ist es nicht."

„Bei Gott, die Zeichen kenn ich! es ist ein Wikingschiff,
das scheut nicht Sturm und Wellen, das schreckt kein Klippenriff,
die Männer, die es führen, sie dürsten nach Sturm und Streit —
Herr König, greift zum Schwerte, zu fechten gibt's noch heut!"

Sie legen an das Ufer, Normannen, das stolze Geschlecht,
Seekön'ge auf den Wogen, Schlachtkön'ge im Gefecht;
sie springen von dem Schiffe, die Schwerter in der Hand,
„Heisa, nun sollst du uns zinsen, du reiches Frankenland!"

Es saß der arme Fischer an seinem Netz und spann.
Sie bringen vor ihren Führer ihn als gefangnen Mann:
„Sag' an, wie heißt die Küste? Was für ein Schloß liegt dort?
Wer ist sein Herr? Dein Leben bürg uns, daß wahr dein Wort!"

„Ihr Herren, schont mich Alten, ich bin ein schwacher Greis,
gern will ich euch verkünden, so viel ich immer weiß,
dies ist der Seine Mündung, ihr steht auf Frankreichs Grund,
und in dem Schlosse droben wohnt König Karl zur Stund'."

„Der König Karl?“ — Wie Blitze läuft um das Wort im Rund.
„Der König Karl?“ — Sie zagen, verstummt ist jeder Mund.
„Der König Karl? — Da möchte erblühn uns wenig Heil,
da gibt's nur Stahl und Eisen, nicht Gold und Silber zuteil.“

Sie steigen wieder zu Schiffe, sie drehen die Segel geschwind,
viel lieber wollen sie kämpfen mit Wellen und Wetter und Wind,
der Name hat in ihnen den besten Mut gefällt, —
wer möchte auch bestehen den alten Frankenheld?

Der König hat's vernommen, da wird ihm trüb zu Sinn,
er schaute fragend vom Meere zu seinem Sohne hin,
der stand in der Halle und drehte den Rosenkranz in der Hand, —
da sah er nieder und seufzte: „Mein armes, armes Land!“

Otto I. und Heinrich.

Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang,
der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang;
es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht!

Hoch ragt er in dem Kreise mit männlicher Gestalt,
das Auge scharf wie Blitze von goldnem Haar umwallt.
Man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt,
schon mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.

Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt,
doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt;
es ist der eigne Bruder, den seine Waffe schlug,
der dreimal der Empörung blutrotes Banner trug.

Zu Quedlinburg vom Dome ertönt die Mitternacht,
vom Priester ward das Opfer der Messe dargebracht.
Es beugen sich die Kniee, es beugt sich jedes Herz;
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.

Da öffnen sich die Pforten; es tritt ein Mann herein;
es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein.
Er schreitet auf den Kaiser; er wirft sich vor ihm hin;
die Knie er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.

„O Bruder, meine Fehle, sie lasten schwer auf mir;
hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir!
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein;
vergib, o strenger Kaiser, vergib, du Bruder mein!“

Doch strenge blickt der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
„Zweimal hab ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Acht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt;
nach dreier Tage Wechsel da fällt dein sündig Haupt!“

Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
und Stille herrscht im Kreise gleich wie im Totenreich.
Man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub;
denn keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.

Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt;
das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand.
Er liest mit lautem Munde der heilgen Worte Klang,
daß es in aller Herzen wie Gottes Stimme drang:

„Und Petrus sprach zum Herrn: Nicht so, genügt ich hab,
wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus ihm antwortet: nicht siebenmal vergib,
nein, siebenzig mal sieben, das ist dem Vater lieb.“

Da schmilzt des Kaisers Strenge in Tränen unbewußt;
er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust.
Ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht. —
Nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht.

Moritz Graf von Strachwitz.

Geb. am 13. März 1822 zu Peterwitz bei Frankenstein in Schlesien, gest. am 11. Dezember 1847 zu Wien.
Lieder eines Erwachenden 1842. Neue Gedichte 1848. — Gedichte (Gesamtausgabe) 1850.

Ein Faustschlag.

König Helge war ein alter Held,
der hatte sein Schwert zur Ruh gestellt.

Den Panzer er in die Halle hing,
der Spinne Geweb den Helm umfing.

Sein schwarzes Schiff die Bucht umschloß,
auf der Weide trabte sein weißes Roß.

Er waltete gut und herrschte gerecht,
wog strenges Maß für Fürst und Knecht.

Das frommte Landen und Leuten baß,
auf Norwegs Felsen wuchs Korn und Gras.

Den Pflug hinschleppte des Stieres Mut;
der Kaufmann pflügte die blaue Flut.

Aufstiegen Städte aus wüstem Moor,
und Freia herrschte für Aukathor.

Der Bauer, der lebte frei und froh,
das wollten die trotzigen Jarls nicht so.

Sie ritten zuhauf, wohl dreißig und mehr,
in des Königs Halle: da traten sie her;

da traten sie her, in Erz und Stahl,
vom Sporenklange dröhnte der Saal.

Jarl Irold vor den König schritt,
hoch war sein Helmbusch und keck sein Tritt.

Sein Schwert an den Boden er rasselnd stieß,
sein Wort er zornig erschallen ließ:

Wir wollen nicht sitzen und Spindeln drehn,
mit dem Normannsschwerte nicht Hafer mähn.

Wir wollen furchen, wie Harald tat,
mit dem schwarzen Segler den feuchten Pfad.

Wir wollen tragen, wie Rollo trug,
auf Südlands Acker den Nordlandspflug.

Wir sind des Königs müd und satt,
der immer das Schwert in der Scheide hat.

Wir sind des Königs satt und müd,
der Unkraut jätet und Rüben zieht.

Und wer will zähmen des Normanns Blut,
der halte das Schwert und halt es gut!

Jarl Irold sprach's; der König schwieg,
auf der Stirn ihm grimmig die Ader stieg.

Aus den Augen fuhr's ihm, wie Blitz und Flamm',
die Brust ward voll, die Faust ward stramm.

Aus dem Sessel sprang er, der krachend brach;
wie dumpfer Donner er also sprach:

Mein Aug ist trüb, mein Haupt ist kahl,
am Nagel rostet mein guter Stahl.

Und tragt nach dem Schwert ihr so heißen Trieb,
so nehmt für heut mit der Faust vorlieb.

Der König sprach es und macht es kurz:
er hieb den Jarl auf den Helmessturz.

Er hieb einen Streich, einen Heldenstreich,
daß Helm und Schädel zerbarst sogleich.

Ein krachte vom Hiebe Schlaf und Stirn,
auf spritzte vom Hiebe Blut und Hirn.

Auf den hallenden Boden der Jarl sank hin;
da brach den andern der trotzige Sinn.

Sie warfen aufs Knie sich, Mann an Mann,
wollt keiner proben die Faust fortan.

Ein anderer Orpheus.

Das ist ein guter Harfner traun,
der in des Todes Weh,
wenn man die Finger ihm abgehaun,
noch harft mit seiner Zeh. —

Ihr kennt den Tod, den Sigurd litt,
ihn schlug der Schwäger List,
und der den Drachen niedertritt,
er fiel durch Frauenzwist.

Als vor der Tür nun, kalt und wund,
lag König Sigurds Leib,
da freite König Atlis Mund
um König Sigurds Weib.

Und eh sie fuhr gen Hunnenland,
die Kön'gin Gudrunur,
da schwur sie in des Toten Hand
einen siebenfachen Schwur.

Sie schwur bei Sigurds Todesstund'
den Mördern Schmach und Pein:
„Mein Bote, reite du nach Burgund
und lade die Brüder mein!" —

Zu den Hunnen übers Donaufeld,
da ritten die Niflungar;
König Högni war der eine Held,
der andre hieß Gunnar.

König Högni war ein kühnes Blut,
sein Stahl ward selten kalt.
König Gunnar schlug die Harfe gut,
nie war ein beßrer Skald. —

Ihr wißt, wie Atlis grimmig Gemahl
die trotzigen Helden fing,
ihr kennt die Schlacht in Etzels Saal,
und wie sie zu Ende ging.

König Högni vor der Schwester stand,
ihr Sinn war grimm und graus,
sie riß ihm mit der weißen Hand
sein rotes Herz heraus.

König Gunnar ließ die Harfe nicht:
„Die fahre mit mir ins Grab!"
Sie hieb ihm an der Harfe dicht
die beiden Hände ab:

„Nun fahre du samt der Harfe hin
und spiele vor Schlang' und Wurm!"
Ihn werfen ließ die Königin
in den tiefen Schlangenturm.

Es lag der Degen todeswund
und blickte wild im Kreis,
da hub sich überm feuchten Grund
das wimmelnde Geschmeiß.

Und aus den Ritzen rechts und links
vorkam's und kroch's und quoll's,
und zischend um den Ritter rings
zehntausendzüngig scholl's.

Ein zitterleibiges Gewühl,
so wand sich's durcheinand,
es regt im zuckenden Wellenspiel
schwarzwimmelnd sich Grund und Wand.

Und um des Helden Bein und Arm,
da schnürte sich's dort und hier,
es legte sich über die Wunden warm
das glatte, kalte Getier. —

„Das ist ein guter Harfner traun,
der in des Todes Weh,
wenn man die Finger ihm abgehaun,
noch harft mit seiner Zeh!"

König Gunnar auf dem Rücken lag,
er hörte der Schwester Gruß!
Die Harfe bebte vom vollen Schlag,
er rührte sie mit dem Fuß.

Es war ein ganzer Harfensturm,
er rührte die Füße beid,
weithin erscholl durch Schloß und Turm
des Helden Herzeleid.

Und wie die erste Saite scholl,
ward stumm der Nattern Wust,
sie hoben den Kopf verwundrungsvoll
und züngelten voller Lust.

Drei Tage erscholl der Harfe Stimm',
drei Nächte stark und gut,
und ringsum horchte, trotz Hunger und Grimm,
die funkeläugige Brut.

Und als sie schwieg in der dritten Nacht,
beim vierten Morgenrot,
anbissen die Nattern mit aller Macht,
der König aber — war tot.

Herrn Winfreds Meerfahrt.

Herr Winfred fuhr auf schwarzem Schiff,
er wollte fahren nach Islands Riff,
er wollte holen die Braut zur See,
das bracht ihm gräßliches Todesweh;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Herr Winfred hoch am Maste stand,
er trug ein funkelndes Stahlgewand,
das blitzte hinunter und strahlt und glimmt;
die Nixe auf brausender Welle schwimmt;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Herr Winfred, komm in mein Schlößlein blau!
ich will dich letzen mit Perlentau;
du hast einen Helm von Golde klar,
viel goldner flutet dein Lockenhaar;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Herr Winfred sprach: Du falsches Bild!
ich mag nicht tauchen ins Meergefild,
du hast einen Leib, halb Maid, halb Fisch,
und wohnst im kochenden Strudelgezisch;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da wurde die Fei zur Wog' in Hast
und leckte hinauf am schwarzen Mast,
wollt lecken hinab den Ritter gut;
der stand und lachte im trotzigen Mut;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da wurde die Fei ein grimmiger Nord,
schlug brüllend an Bug und Steuerbord,
sie schlug den Mast in Stücke drei;
Herr Winfred stand und lachte dabei;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da wurde zum Fische die schöne Fei
und schwamm an dem Schiffe und war ein Hai,
sie sah wohl hinauf mit dem Aug' voll Wut,
Herrn Winfred gerann sein Herzensblut;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Und er schwang den Speer um das Haupt im Flug
und er schoß ihn im Zorn durch des Tieres Bug,
und als es zuckt' in des Todes Qual,
da sah es hinauf zum letztenmal;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Und als ihn der Blick der Feie fund,
da ward Herr Winfred ein Stein von Stund',
und als sie erfaßte des Auges Bann,
da ward zu Steine so Maus als Mann;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da ward zu Steine so Mast als Kiel
und stand als Felsen im Wellenspiel.
Noch steht Herr Winfred und schaut vom Bord,
und ewig funkelt das Auge dort;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Das Herz von Douglas.

„Graf Douglas, presse den Helm ins Haar,
gürt um dein lichtblau Schwert,
schnall an dein schärfstes Sporenpaar
und sattle dein schnellstes Pferd!

Der Totenwurm pickt in Scones Saal,
ganz Schottland hört ihn hämmern,
König Robert liegt in Todesqual,
sieht nimmer den Morgen dämmern!" —

Sie ritten vierzig Meilen fast
und sprachen Worte nicht vier,
und als sie kamen vor Königs Palast,
da blutete Sporn und Tier.

König Robert lag im Norderturn,
sein Auge begann zu zittern:
„Ich höre das Schwert von Bannockburn
auf der Treppe rasseln und schüttern!

Ha, Gottwillkomm, mein tapfrer Lord!
es geht mit mir zu End,
und du sollst hören mein letztes Wort
und schreiben mein Testament: —

Es war am Tag von Bannockburn,
da aufging Schottlands Stern,
es war am Tag von Bannockburn,
da schwur ich's Gott dem Herrn:

Ich schwur, wenn der Sieg mir sei verliehn
und fest mein Diadem,
mit tausend Lanzen wollt ich ziehn
hin gen Jerusalem.

Der Schwur wird falsch, mein Herz steht still,
es brach in Müh und Streit;
es hat, wer Schottland bänd'gen will,
zum Pilgern wenig Zeit.

Du aber, wenn mein Wort verhallt
und aus ist Stolz und Schmerz,
sollst schneiden aus meiner Brust alsbald
mein schlachtenmüdes Herz.

Du sollst es hüllen in roten Samt
und schließen in gelbes Gold,
und es sei, wenn gelesen mein Totenamt,
im Banner das Kreuz entrollt.

Und nehmen sollst du tausend Pferd'
und tausend Helden frei
und geleiten mein Herz in des Heilands Erd',
damit es ruhig sei!"

*

„Nun vorwärts, Angus und Lothian,
laßt flattern den Busch vom Haupt!
Der Douglas hat des Königs Herz,
wer ist es, der's ihm raubt!

Mit den Schwertern schneidet die Taue ab,
alle Segel in die Höh!
Der König fährt in das schwarze Grab
und wir in die schwarzblaue See!"

Sie fuhren Tage neunzig und neun,
gen Ost war der Wind gewandt,
und bei dem hundertsten Morgenschein,
da stießen sie an das Land.

Sie ritten über die Wüste gelb,
wie im Tale blitzt der Fluß;
die Sonne stach durchs Helmgewölb
als wie ein Bogenschuß.

Und die Wüste war still, und kein Lufthauch blies,
und schlaff hing Schärpe und Fahn';
da flog in die Wolken der stäubende Kies,
draus flimmernde Spitzen sahn.

Und die Wüste ward voll, und die Luft erscholl,
und es hob sich Wolk' an Wolk';
aus jeder berstenden Wolke quoll
speerwerfendes Reitervolk.

Zehntausend Lanzen funkelten rechts,
zehntausend funkelten links.
Allah il Allah! scholl es rechts,
il Allah! scholl es links. —

Der Douglas zog die Zügel an,
und still stand Herr und Knecht:
„Beim heil'gen Kreuz und St. Alban,
das gibt ein grimmig Gefecht!"

Eine Kette von Gold um den Hals ihm ging,
dreimal umging sie rund,
eine Kapsel an der Kette hing,
die zog er an den Mund:

„Du bist mir immer gegangen voran,
o Herz! bei Tag und Nacht,
drum sollst du auch heut, wie du stets getan,
vorangehn in die Schlacht.

Und verlasse der Herr mich drüben nicht,
wie hier ich dir treu verblieb,
und gönne mir noch auf das Heidengezücht
einen christlichen Schwerteshieb."

Er warf den Schild auf die linke Seit'
und band den Helm herauf,
und als zum Streit er saß bereit,
in den Bügeln stand er auf:

„Wer dieses Geschmeid mir wieder schafft,
des Tages Ruhm sei sein!"
Da warf er das Herz mit aller Kraft
in die Feinde mitten hinein.

Sie schlugen das Kreuz mit dem linken Daum,
die Rechte den Schaft legt' ein,
die Schilde zurück und los den Zaum!
Und sie ritten drauf und drein. —

Und es war ein Stoß, und es war eine Flucht,
und rasender Tod rundum,
und die Sonne versank in die Meeresbucht,
und die Wüste war wieder stumm.

Und der Stolz des Ostens, er lag gefällt
in meilenweitem Kreis,
und der Sand ward rot auf dem Leichenfeld,
der nie mehr wurde weiß.

Von den Heiden allen durch Gottes Huld
entrann nicht Mann noch Pferd,
kurz ist die schottische Geduld
und lang ein schottisch Schwert!

Doch wo am dichsten ringsumher
die Feinde lagen im Sand,
da hatte ein falscher Heidenspeer
dem Grafen das Herz durchrannt.

Und er schlief mit klaffendem Kettenhemd,
längst aus war Stolz und Schmerz;
doch unter dem Schilde festgeklemmt
lag König Roberts Herz.

Crillon.

Herr Louis de la Balbe Crillon,
ihr kennt den Mann, der niemals floh,
Herr Louis de la Balbe Crillon,
er hielt die Feste von Bordeaux.

Herr Louis de la Balbe Crillon,
er lag zu Bett seit kurzer Zeit,
mit ganzer Seele schlief Crillon,
der Tag war lang, die Bresche breit!

Von Guise wars, der junge Herr,
hell schien sein Schwert durchs Dämmerlicht,
vors Bette stürzt er mit Geplärr,
fest schlief Crillon und hörte nicht:

„Ha Monjoie! wach auf, Crillon,
das Tor gesprengt, der Feind im Platz!"
Herr Louis de la Balbe Crillon
war aus dem Bett mit einem Satz.

Im bloßen Hemd, mit nacktem Knie,
er fragt nicht lang nach Schild und Helm:
„Wo hängt mein Schwert, wo stehen sie?"
Da lachte laut der junge Schelm:

„Das Tor ist fest, kein Feind ist nah,
sie sagten mir in ganz Paris,
daß noch kein Mensch dich zittern sah,
nun glaub ich's gern, bei St. Denis!

Mit eignen Augen wollt ich's schaun;
vergib, du Held, es war ein Scherz!"
Des Ritters Stirn ward dunkelbraun,
des Herzogs Blick fiel bodenwärts.

Sie standen vor einander da,
dem Junker war nicht wohl zumut;
„Daß mich dein Aug' nicht zittern sah,
das war dein Glück, du junges Blut!"

❊

Die Jagd des Moguls.

Von dem persischen Pfühl in dem Purpurgezelt
sprang säbelumgürtet der Herr der Welt;
wie die Schlünde der See bei des Nordsturms Nahn,
so ertosten die Tale von Hindostan,
denn der Mogul ritt zum Jagen.
Und es tanzte der Hengst über knirschenden Sand,
doch schwer hin stampfte der Elefant
wie ein Wandelgebirg, mit dem Turme geschmückt,
und des Turmes Gebälk war lanzengespickt,
und sein Dach mit Schilden beschlagen.

Und die Zeltwand fiel, und der Kaiser erschien;
in den Staub hin sanken die Völker um ihn,
tief beugte sein Knie der Elefant,
und der Fürsten Stirne ward wund im Sand,
und es zitterte Sklave und Rajah.
Doch im schnellenden Satz auf sein perlfarb Tier
von des Negers Genick sprang Dschehan-Gir;
es erglänzte der Fürst wie des Geri Haupt,
wenn das Donnergewölk tief unten schnaubt
in den Schlünden des Himalaja.

Sein geschmeidiger Leib war goldgeschuppt,
und in Scharlachgeweb der Schenkel verluppt,
all Sattel und Zaum mit Perlen gezackt,
und der Säbelgriff ein einz'ger Smaragd,
der Goldhelm reiherbefiedert.
Und der Goldstoff rauschte, die Feder stob,
und der silberbeschlagene Schimmel schnob;
wie die Schlange, die lange sich stumm geballt,
so rasselte durch den Palmenwald
der Jagdzug, farbig gegliedert.

Und der Wald ward dicht, und schwarz das Grün,
und prächtig des Palmdachs Baldachin;
durch das Rankengewirr, da kam es gesetzt,
und es schnarchten die Pferde und standen zuletzt,
den Odem zogen die Krieger.

Und der Fürst hielt vorn, in den Bügel gestemmt;
doch die Zunge heraus und den Schweif geklemmt,
das gelbliche Fell schwarzrot gestreift,
und das gelbliche Aug' blutrot gereift,
ansprang den Kaiser der Tiger.

Hoch bäumte der Hengst von der Schaufel gepreßt,
doch es saß das Getier und krallte sich fest,
schwer stöhnte das Roß in des Raubtiers Druck,
und es riß sein Fell von der Pranken Ruck,
aus den Höhlen quollen die Lichter.
Doch der Kaiser saß fest, das Haupt nach vorn,
seinen seidenen Bart aufsträubte der Zorn.
Wild war der Tiger und wilder der Khan,
und entsetzlich war's, wie sie an sich sahn
in die funkensprühnden Gesichter.

Hinstürzte der Hengst und der Tiger mit ihm,
doch der Kaiser lag auf dem Ungetüm,
und sie lagen in greulichem Ringen gesellt,
und die heulende Bestie würgte der Held;
doch lautlos standen die Krieger.
Es erhob sich kein Arm, und kein Stahl ward bloß;
da rief ein Scheich: „Ich wage den Stoß,
ich wage den Stoß und befreie den Khan!"
Und er zückte den Dolch, da war's getan,
er hatte erstochen den Tiger.

Auf kochte der Fürst wie ein Wirbel der Flut,
seine Nüstern dehnte die schnaubende Wut:
ein flirrendes Rad und ein pfeifender Streich,
und über den Tiger hinsank der Scheich,
sein Kopf entrollte mit Zucken. —
Krumm wurden die Rücken und scheu der Blick,
und locker ward ein jedes Genick.
Und er sprach, und sein Säbel war noch nackt:
„Da wo der Löwe den Tiger packt,
da soll der Hund sich ducken!"

Die Perle der Wüste.

Zum Pascha von Beirut, vor seinem Heere,
als just die Schaufel hielt der Bügelhalter,
her trat ein Araber vom Roten Meere.

Es war ein brauner Scheich in rüst'gem Alter;
weiß war sein Kleid, an dunkelroter Schleife
da hing sein Perserschwert, sein Turbanspalter.

Es floß der Bart in vollster Schwärz' und Reife
auf unsres Emirs bronzebraune Büste,
er hielt ein Pferd am schmalen Zügelstreife.

Dreimal die Erde schlug sein Mund und grüßte
den Pascha, der, hinschielend nach der Stute,
gar gnädig sprach: „Steh auf, o Sohn der Wüste!"

Darauf der Scheich mit schmerzbewegtem Mute:
„Ich bringe dir ein Roß, o Herr, zu Kaufe
von der Koylani allerreinstem Blute.

Ein flücht'ger Staub der Wüste ist's im Laufe,
doch fest wie Sinai, der Wolkenträger,
so steht's in des Gefechtes Feuertaufe.

Kennst du den S'mum, den todbeschwingten Jäger?
Oft hab ich ihn ereilt im tollsten Jagen
und ihn beim Bart gezaust, den Steppenfeger.

Nimm hin das Roß, ich würd ihm nie entsagen,
wenn nicht der Hunger mir, der Markzerfresser,
die dürren Krallen in das Fleisch geschlagen.

Nimm hin das Roß, nie ritt ein Fürst es besser,
nie trank ein edler Tier mit Durstgelüste
der Wüstenquelle heiliges Gewässer.

Ich gäb es nicht um Ormus Perlenküste!
Doch in der Öde hungern meine Knaben,
und meinem Weibe dorrt der Quell der Brüste!"

Also der Mann, und in die Runde traben
ließ er am Seil den vielgepriesnen Renner:
„Für tausend Tamans sollst das Tier du haben."

Der Türke schmunzelte, er war ein Kenner;
die Stute war von wundervollem Baue,
und schnurrbartstreichend staunten seine Männer.

Es schimmerte das Fell im reinsten Graue,
gleich mattem Silber oder weißem Samte,
gestrichen von der Hand der schönsten Fraue.

Schaumwellen glich die Mähn', das Auge flammte,
im Bogen flog der Schweif, wild schnob die Nase,
wenn sich das Bein zum Niedersetzen strammte.

Nicht eine Wunde schlug der Huf im Grase,
so, selbstgefällig an dem seidnen Stricke,
hinprahlte sie, die Tochter der Oase. —

Der Pascha winkte freudig mit dem Blicke;
der Säckelmeister trat zum Beduinen,
aufs Zählbrett pflanzend tausend blanke Stücke.

Der aber stand mit schwermutvollen Mienen
und wandte nicht sein Auge von der Stute,
als dächt er ewig ihr zum Pfahl zu dienen.

Und leise wiehernd sprang heran die Stute,
den kleinen Kopf an seine Schulter stützend,
und klug und traurig sah ihn an die Stute.

Er aber sprach mit Augen feucht erblitzend:
„Du wirst nicht mehr mit mir die Luft durchsausen,
den Sand von deinen Fersenbüscheln spritzend;

in Marmorställen wirst du fürder hausen,
du wirst nicht mehr im Zelt mein Lager wärmen,
nicht mehr mit meinen Kindern Datteln schmausen;

nein, federprunkend, unter Pracht und Lärmen,
mit goldnen Zügeln, perldurchwirkten Mähnen,
wirst du vor prächtigen Geschwadern schwärmen!"

Und reubewältigt knirscht er mit den Zähnen
und küßte auf den Hals das Tier und weinte,
und selbst die Stute weinte helle Tränen.

Da vor dem Pascha, welcher höhnisch greinte,
küßt er den Staub und schrie: „Nimm ab den Sold mir,
um den mein Roß ich zu verschachern meinte:

gib mir mein Roß; was soll das schnöde Gold mir,
als daß mein Roß damit zur Schlacht ich schmücke.
Gib mir mein Roß zurück, o Herr, sei hold mir!"

Darauf der Pascha: „Juckt dich dein Genicke?
Mein ist das Pferd, dein ist das Geld, so bleib es,
und gehst du nicht, laß ich dich haun in Stücke!"

Doch jener, immer noch gebognen Leibes:
„Nimm, Herr, dein Gold und laß mir meine Stute,
die Perle meines Stamms und meines Weibes;

und willst du nicht, so nimm mich samt der Stute,
laß mich als Troßknecht deine Pferde striegeln,
ich kann nicht heimgehn ohne meine Stute!"

Der Pascha rief, und aus den breiten Bügeln
mit draht'nen Peitschen sprangen die Tartaren,
dem Lästigen die Sohlen zu beflügeln.

Der aber griff den Renner bei den Haaren
und durch den schönen Hals mit festem Schlage
ließ schneidend er die Perserklinge fahren.

Der Säbel schnitt — und lautlos, ohne Klage,
sah er sein köstlich Tier zusammenknicken,
das blickt ihn an, als ob's noch Dank ihm sage.

„Dich wird fürwahr kein fremder Sattel drücken,
kein fremder Daumen wird dein Kammhaar fassen,
kein fremder Sporn die Flanke dir zerstücken! —

Mich aber, Pascha — magst du pfählen lassen!"

* * *

Gustav Freytag.

Geb. am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, gest. am 30. April 1895 in Wiesbaden. — In Breslau, Gedichte, 1845.

Der Nachtjäger.

Der Sturm durchfährt den Föhrenwald,
die Sterne glänzen bleich und kalt,
Großmutter lauscht mit starrem Blick,
die Bäume brechen, die Dohlen schrein,
und des Försters Kind
erzittert im Wind
und schaut in die schwarze Nacht hinein.

„Großmutter, hörst du das ferne Gebell
dort unten im Busche, scharf und hell?
der Vater, der liebe Vater kommt!"
Der Alten zuckt es im starren Gesicht:
„In der zwölften Stund'
bellt mancher Hund.
Die Hunde des Vaters sind es nicht."

Und wieder beugt sich das Kind zurück:
„Ein Hifthorn hör ich, ein Jägerstück,
sie blasen das Ende, der Vater kommt!"
Da spricht die Alte mit zitterndem Mund:
„Der die Noten blies,
ins Jagdhorn stieß,
keine Tochter hat er im Erdenrund."

Zum dritten Male die Dirne lauscht:
„Horch, Mutter, ein Fuß im Walde rauscht,
die Blätter rasseln, der Vater kommt!"
Die Alte sinkt in die Kissen hinein:
„So rauscht und tritt
kein Männerschritt;
Gott schütz und rette dich, Töchterlein!"

Da pocht es im Tor, die Meute bellt,
das Haus ein falber Schein erhellt,
und ein grauer, riesiger Jägersmann,
mit Eulenfedern am breiten Hut,
tritt ein geschwind.
Dem Försterkind
erstarrt bei seinem Gruße das Blut.

„Es liegt im Holze beim Erlenquell
ein alter, wunder Jagdgesell,
er ruft die Tochter, sie hört ihn nicht,
der Sturm nur hört ihn im Föhrenwald,
noch einer hört's,
noch einen stört's,
daß der Alte ruft und die Fäuste ballt."

Der Fremde sprach und enteilte schnell.
Die Dirne flog zum Erlenquell;
da lag der blutige, bleiche Mann
und murmelte Segen dem Töchterlein,
dem Wilddieb Fluch,
und drückte das Tuch
im Todeskampf in die Wunde hinein.

Und neben den Vater sank das Kind,
und über beiden ächzte der Wind,
und im Busche stand der graue Gesell
mit Eulenfedern ums wilde Gesicht,
gelehnt aufs Rohr,
und sah empor,
und der Mond am Himmel verbarg sein Licht.

* * *

Rudolf von Gottschall.

Geb. am 30. September 1823 zu Breslau, gest. am 21. März 1909 in Leipzig.

Lieder der Gegenwart 1842. Zensurflüchtlinge 1843. Barrikadenlieder 1848. Gedichte 1849. Neue Gedichte 1858. Kriegslieder 1870. Erzählende Dichtungen 1875/76. Bunte Blüten 1891.

Lucile Desmoulins.

Die Nacht ist kalt; es schauert der Tod,
und blutig kommt das Morgenrot.
Es nahte der finstern Männer Schwarm;
sie rissen ihn fort aus meinem Arm.
Ich irre, ich suche, ich find' ihn nicht —
sie schleppen ihn fort zum Blutgericht.
Mir wanken die Knie!

Die Seine fließet so stumm und trüb,
als weinte sie um ein begrabnes Lieb;
der alte Dom von Notredame,
er steht verschleiert in tiefem Gram.
Du Schatten in der Laternen Licht,
unheimlicher Wächter, verfolg mich nicht!
Ich irre und suche!

Die Seine wacht auf mit dem jungen Tag
beim Gesang der Schiffer, beim Ruderschlag.
Die Kuppel von Notredame erhellt
ein Gruß des Lichts aus der ewigen Welt.
Doch meine Seele ist überwacht
und flieht das Licht und wünscht sich die Nacht,
das ewige Dunkel.

Ist's möglich, daß solch ein Glück vergeht,
ein Leben in flücht'ger Minute verweht,
daß eine feindliche Macht entringt,
was die Seele mit tausend Armen umschlingt?
Dort bringen sie ihn bei Fackelschein!
Ihr finstern Männer, o haltet ein!
ich fleh auf den Knien!

Camille, Camille — ich rufe dich!
Er streckt die Arme aus gegen mich;
er schüttelt das Haupt und senkt es stumm;
er geht und kehrt sich noch einmal um.
Im bleichen Antlitz wohnt der Tod;
ja, blutig kommt das Morgenrot —
o Hilfe, Errettung!

Es wölbt sich der Himmel zur Totengruft;
es regt sich kein Arm, es schläft die Luft.
Wo das Messer zuckt, da ist's tot und still —
ich komme, ich folge dir, Camille!
Wir gehen zusammen den letzten Gang:
zwei Köpfe im Korbe — ein herrlicher Fang!
O freue dich, Henker!

Was schaut ihr Männer mir ins Gesicht?
Ich bin bei Sinnen, o zweifelt nicht!
Versiegt ist meiner Tränen Quell —
führt mich zum Tode nur schnell, nur schnell!
O meine Jugend ist nur Trug —
ich habe gelebt genug, genug!
ich wünsche zu sterben!

Ihr zaudert? — Wenn euch mein Blick verführt,
sei das Aug' verflucht, das die Glut geschürt!
Ha Mörder! seht ihr mit Zepter und Kron'
dort den blutigen Schatten, den Königssohn?
Den ihr gewürgt, euern König und Herrn,
er war meiner Seele heiliger Stern!
Es lebe der König!

Ha endlich! Wie sie wüten und schrein,
dies rettende Wort gab Gott mir ein!
Sie fassen mich wild mit Blutbegier;
du toter König, ich danke dir.
Ich hab dich gehaßt so lange Zeit —
die letzte Locke sei dir geweiht.
Es lebe der König!

Die Flucht des Kaisers.

Das ist des Kaisers Wagen; Kanonen ihm zur Seite,
und tausend Mann Soldaten, ein sicheres Geleite.
Es blitzen die Musketen, die Säbel scharf und blank;
dort fährt der große Kaiser, an Leib und Seele krank.

Sie spielen Trauermärsche, das ist ein Leichenwagen,
und eines Volkes Liebe wird hier zu Grab getragen.
Von euren Fahnen, Krieger, da weh ein düstrer Flor,
von euren Lippen töne ein düstrer Trauerchor!

Oktobernebel flattern um Östreichs Talgelände;
wie böse Geister schweben sie um die Felsenwände.
Was in den Tälern dampfet, das ist des Aufruhrs Geist!
er zerrt am Kaisermantel, bis er ihn frech zerreißt.

Die schönen Wälder Mährens, sie stehn im gelben Kleide.
Der Sturm, der heimatlose, fährt brausend durch die Heide.
Kalt ist die Luft und trübe und ohne Sonnenschein!
Hüll fest, du kranker Kaiser, dich in den Mantel ein!

Die Wälder Mährens wollen den flücht'gen Kaiser grüßen,
das gelbe Laub des Herbstes, sie streuen es ihm zu Füßen,
der Lenz mit seinen Blüten ist längst im Sturm verweht —
sie streuen welke Blätter der welken Majestät!

Es beugt der Sturm die Wipfel der Tannen brausend nieder,
sein wildes Freiheitsjauchzen hallt rings das Echo wider.
So grell ertönt, so gellend empörter Menge Schrei'n!
Hüll fest, du kranker Kaiser, dich in den Mantel ein!

Schwer ruht die Hand des Himmels auf Habsburgs Herrscherstamme;
das Licht des Geistes schwindet; es wächst des Aufruhrs Flamme!
Horch, wie in Felsenklüften die blöde Eule schreit!
Das ist ein böses Wetter und eine böse Zeit.

Schützt euren flücht'gen Herrscher, schlagfert'ge Legionen!
verpackt ihn gut und sicher, ihn selbst und seine Kronen!
Geladen die Gewehre, die Lunten in der Hand,
so jubelt auf Kommando: Hoch Kaiser Ferdinand!

Und mag er jetzt auch schweigend vor seinem Volke fliehen,
er soll in seine Hofburg noch im Triumphe ziehen.
Und sei's auch über Leichen und sei's bei Flammenschein —
wir säen aus Kartätschen und ernten Liebe ein!

Durch eines Städtchens Tore, da rasseln die Kanonen.
Marschiert zum Kampf gerüstet, ihr treuen Legionen;
geladen die Gewehre, die Lunten in der Hand —
so zieht der große Kaiser hin durch sein treues Land.

* * *

Konrad von Prittwitz und Gaffron,

gen. v. Kreckwitz.

Geb. am 1. August 1826 auf Schloß Guhlau bei Nimptsch in Schlesien, gest. (?).
Lieder 1865. Neue Lieder 1875. Lieder und Balladen 1882.

Sesostris.

Auf goldnem Wagen fährt er durch das Land,
vier Könige ins Sklavenjoch gespannt.

Er blickt von der Quadriga niederwärts,
und das Gespann erfreut sein stolzes Herz.

Er treibt mit Wort und Hand die Fürsten an;
der eine wendet sich — was er wohl sann?

Sesostris spricht: „Du wendest, Sklav', dein Haupt,
suchst du der Krone Glanz, die dir geraubt?"

„O nein, ich seh nur, wie so wunderlich
an dem Gefährt die Räder drehen sich.

Was unten war, sich flugs nach oben schwingt,
und was ich oben schau, nach unten sinkt."

Sesostris schweigt, und sein Gesicht wird bleich;
die Stränge löst ein schneller Schwertesstreich.

Theobald Nöthig.

Geb. am 25. Juni 1841 zu Weißholz im Kreise Glogau, lebt in Grevesmühlen in Mecklenburg.

Lichter und Schatten 1884. — Die folgenden Gedichte gehören zu den wenigen, die anschaulich Ereignisse aus dem letzten großen Kriege Deutschlands schildern, deshalb wurden sie hier aufgenommen. Vgl. auch die entsprechenden Gedichte bei Detlef v. Liliencron und Heinrich v. Reder.

Bei Gravelotte.

Es ward Nacht, — eine blutige, rote.
Feuer aus brennenden Dörfern lohte,
nebelgleich wogte der Pulverdampf.
Fernher schallten verworrne Signale,
vorwärts drängte der Feind nah im Tale,
endlich ruhte der schreckliche Kampf.

Auf dem Boden, durchpflügt von Geschossen,
zwischen verstümmelten Menschen und Rossen
sich ein schauriges Lager uns bot,
feucht von Blut, das in schlammigen Pfützen
sich gesammelt, wo bei den Geschützen
brave Kamraden fanden den Tod.

Matt von des heißen Tages Beschwerde
sanken wir schlummertrunken zur Erde,
Decke gewährte der Mantel uns nur.
Träumend dachten wir unsrer Lieben,
zählten die Treuen, die schon geblieben,
die durch den Tod besiegelt den Schwur.

Noch hielt die Nacht im Schleier verborgen,
ob wir gesiegt, ob wieder am Morgen
blutig entbrennen würde der Streit,
da verscheuchte die bleierne Schwere
schnell das Kommando: An die Gewehre!
Abzulösen war alles bereit.

Ehe sich rosig färbte der Osten,
lagen bei La Folie unsre Posten
hinter Hecken und Gräben versteckt.
Gestern stürmten hier vorwärts zum Jagen
unsre Jäger, — als Edelwild lagen
viele vom Blei zu Boden gestreckt.

Deutlicher traten des Waldes Bäume
aus der Dämmerung vor, durch die Räume
schlug die Reveille der erste Schuß.
Salven auf Salven hörten wir lösen,
knarrend sandten die Mitrailleusen
ihren verderblichen Morgengruß.

Plötzlich verstummte drüben das Rollen,
helle Trompetenstimmen erschollen,
wurden vom Echo vertausendfacht.
Blitzend in Waffen zeigte die Sonne
auf dem Rückzug des Feindes Kolonne,
leuchtete Sieg nach schwankender Schlacht.

Wir Königsgrenadiere.

Bei Weißenburg am 4. August
schlug Sturm das Herz auch in der Brust,
als schnell zum Avancieren
und immer schneller die Trommel schlug
und man das Banner, das oft genug
zum Siege führte, voran uns trug,
uns Königsgrenadieren.

Der Tag war heiß, wild wogte der Kampf,
der Gaisberg sprühte Pulverdampf
aus Mauern und Spalieren.
Dort nistete der Feind sich ein.
Wir dachten, mag er Feuer speien,
der Berg muß dennoch unser sein,
uns Königsgrenadieren.

Die Fahne sank, da hielt der Major
v. Kaisenberg sie hoch empor:
„Die dürft ihr nicht verlieren!
Mir nach!“ rief er mit frohem Mut
und zeichnete mit seinem Blut
den Weg zur Höhe kurz und gut
uns Königsgrenadieren.

Noch mancher Brave sein Blut vergoß.
Wir machten Halt zum Sturm aufs Schloß.
Hier half kein Attackieren.
Doch lohte selbst der Hölle Brand
aus rauchgeschwärzter Mauerwand,
was gilt's! der Teufel hält nicht stand
uns Königsgrenadieren.

Ihr schwarzen Turkos, hol euch die Pest!
Wir werfen Feuer euch ins Nest.
Wollt ihr kapitulieren?
Als Antwort nur von neuem toll
aus Tür und Fenster das Geroll
der Chassepots uns entgegen scholl,
uns Königsgrenadieren.

Doch endlich wurde den Teufeln bang.
Noch lauter unser Hurra klang.
Nun hieß es: Sich salvieren!
Es senkte sich der Büchsenlauf,
die weiße Flagge tauchte auf,
und sie ergaben sich zu Hauf
uns Königsgrenadieren.

Der Kronprinz sprengte an uns heran,
sah die zerschoßne Fahne an
und sprach: „Ich salutiere!
Sie wird mit dem eisernen Kreuz bedacht.
Jungens, das habt ihr brav gemacht!“
Da haben gejubelt und gelacht
wir Königsgrenadiere.

Balladendichter Thüringens und Sachsens.

Der bei weitem bedeutendste Dichter dieser mitteldeutschen Gruppe ist Karl Leberecht Immermann. Leider sind seine in den Motiven fast immer originellen, psychologisch interessanten und in der Behandlung der Sprache phantasievollen Balladen fast vergessen. Immermann gehört seinem ganzen Schaffen nach meines Erachtens zu den gedankentiefsten und kraftvollsten Persönlichkeiten der deutschen Literatur überhaupt. Sein an romanzesken Zügen reiches Epos „Merlin" kann durchaus mit Goethes Faust verglichen werden. Eine ebenfalls eigentümliche und nach den höchsten Zielen strebende Persönlichkeit war Julius Mosen, dessen Gedankendichtungen „Ritter Wahn" u. a. leider im reflexionären Pathos und in der trotz alles Beiwerks der Phantasie allzu logisch und mathematisch durchgeführten Allegorie stecken geblieben sind. Was Immermann in so hohem Maße besaß: realistisch und konkret gestaltende Phantasie, vermissen wir in Mosens größeren Epen, sie sind blutlose Schemen geblieben. Einige seiner Balladen sind von volksliedartiger Schlichtheit und Anschaulichkeit.

Wilhelm Müller, den manche den Romantikern zugerechnet haben, ist doch anderer Art wie diese. Er ist weniger von diesen als von dem frischen Tone des Volksliedes beeinflußt worden — viele seiner Lieder sind bekanntlich Volkslieder geworden —, aber er kommt auch oft dem epigonalen Tone des falschen Volksliedes sehr nahe und ist in dieser Beziehung ein Vorläufer der späteren Pseudoromantiker des Epigonenzeitalters. — Ludwig Bechstein enttäuscht in der Mehrzahl seiner Balladen; von dem feinen Märchenerzähler erwartet man mehr Poesie, eine reichere und zartere Kunst; die hier ausgewählten Stücke vermögen allerdings auch höheren Ansprüchen zu genügen. — Ein Hauptrepräsentant der eben zitierten Pseudoromantik war der bekannte Erzähler und Liederdichter Rudolf Baumbach, doch es ist nicht zu verkennen, daß er ein geschmackvoller Dichter war, der auch das Schwankartige und Witzige wirklich poetisch zu behandeln wußte.

Mit einzelnen schönen Balladen sind vertreten Adolf Friedrich Karl Streckfuß, Gottfried Wilhelm Fink, Ludwig Storch, Hermann Besser, Theodor Drobisch, Adolf Böttger, Julius Sturm, Julius Grosse und — die markanteste Persönlichkeit unter diesen kleineren Talenten — George Hesekiel. Ein Dichter feiner, sinnvoller und innig empfundener Legenden ist der durch seine didaktische Lyrik und durch seine Vorliebe für die orientalische Literatur bekannte Julius Hammer. — Die Balladen von Karl B. v. Miltitz (1781—1845), Karl Förster (geb. 1784) und Adolf Bube (1802—73) konnten mir für die Zwecke dieser Sammlung nicht genügen.

Von modernen Balladendichtern sind sächsischer Herkunft Frieda Schanz, der sehr begabte, in Hessen lebende Karl Engelhard und ein ebenfalls origineller jüngerer Dichter Friedrich Vollandt.

Adolf Friedrich Karl Streckfuß.

Geb. am 20. September 1778 zu Gera, gest. auf einer Reise in Berlin am 26. Juli 1844.
Gedichte 1804 u. 1811. Neuere Dichtungen 1834.

Pipin der Kurze.

„Der Stärkste soll König der Starken sein,
der Größte Herrscher der Großen!
Nicht ziemt's, daß jenem, so schwach und klein,
die mächtigen Recken Gehorsam weihn;
zu Childerich sei er verstoßen!"

So murmelt's frech und frecher im Heer,
so höhnen die kecken Vasallen.
„O, seht auf die Franken, ihr Völker, her!
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürst ist er;
wohl wird's euch herrlich gefallen!

Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
ein Äfflein auf hohem Kamele,
reicht just sein Helmbusch dem Marschall ans Maul;
doch ist er auch klein, so ist er nicht faul
zu trotzigem, stolzem Befehle."

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
bemerkt, wie die Grollenden flüstern,
mit Murren folgend, gen Welschland ziehn,
ihm säumig gehorchen und frevelhaft kühn
sich mürrischer täglich verdüstern.

Und stark im Geiste, gewaltig und klug,
erwägt er's mit weisen Gedanken.
„Sei heut des Weges, der Mühen genug,
gehemmt der Scharen gewaltiger Zug!
Errichtet zum Fechtspiel die Schranken!

Herbeigebracht den gewaltigen Leu!
den Kämpfer will ich ihm stellen!"
Wohl seltsam scheint die Bestellung und neu,
und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
die trotzigen, stolzen Gesellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
dahinter die Sitze der Ritter,
erhaben des Königs Balkon, — da frägt
wohl jeder, zu Unmut und Sorgen erregt:
„Wie schwach doch, wie schwankend das Gitter!

Ein Ruck mit der mächtigen Tatze, und es fällt,
und das Ungetüm sitzt uns im Nacken;
doch der dort oben, der winzige Held,
wohl hat er sich trefflich sicher gestellt,
zu schaun, wie die Krallen uns packen!"

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
an der Schranke geöffnet das Pförtchen,
und der Tiere König, er schreitet heraus,
und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
und keiner redet ein Wörtchen.

Und zweifelnd sieht sich der Löwe befrein
und reckt in der Freiheit die Glieder
und schreitet getrost in die Schranken hinein
und zeigt der Zähne gewaltige Reihn,
laut gähnend, und strecket sich nieder.

Da ruft vom Balkon mit donnerndem Laut
Pipin: „Ihr trotzigen Krieger,
da schaut ein Kampfspiel, ein würdiges, schaut!
Wer sich zu messen mit diesem getraut,
den nenn ich den ersten der Sieger."

Und ein Zischeln, ein Murmeln, ein Murren erklingt,
dumpf nur im Beginnen und leise;
bald, wie wenn stärker und stärker beschwingt,
mit wogenden Fluten die Windsbraut ringt,
so sauset's und brauset's im Kreise.

Und kecklich hervor tritt Gerhard von Stern,
der frechste der frechen Kumpane!
„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn!
Auf, tanze denn, Hoheit, wir lassen dir's gern,
herab von dem sichern Altane!" —

„So sei's!" spricht Pipin, und sich schwingend im Satz
springt der Kurze, doch markig und sehnig,
stahlrasselnd hinab auf den sandigen Platz.
„Auf, Bruder Leu, auf, wetze die Tatz!
Auf, König, dich fordert ein König!"

Und schlägt ihn mit flacher Kling auf den Bug
und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Auf schnellt der Leu wutschauernd im Flug;
doch dringt, eh die Tatze, die zuckende, schlug,
das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entsprudelt dem grausigen Schlund,
und über sich stürzt er und wendet
drei-, viermal die Augen rollend im Rund,
drei-, viermal geißelt der Schweif den Grund;
und er streckt sich und zuckt und verendet.

Stolz schauet der König im Kreise herum;
und die Ritter atmen beklommen
und blicken zu Boden erstaunt und stumm;
und der Hohe dreht still verachtend sich um —
kein Murren ward weiter vernommen.

* * *

Gottfried Wilhelm Fink.

Geb. am 7. März 1783 zu Stadt Sulza an der Ilm, gest. am 27. August 1846 zu Leipzig. — Balladen und Romanzen 1820.

Romanze.

Zween Männlein kam's einmal in Sinn,
vereint ins Holz zu gehen,
sie scheuten weder Dorn noch Strauch,
sie gingen selbst im Regen auch
und wollten einmal sehen,
wo Haselbüsche stehen.

Sie trafen manchen schönen Platz,
wo Haselbüsche standen.
Nun suchten frisch sie im Revier
sich Nüsse und zerbogen schier
die Ruten all und wandten
das Blatt, bis sie was fanden.

Und wie der Winter kommen wollt,
da blieben sie zu Hause
und sprachen: „Das war fein gemacht!
O hätten's andre auch bedacht:
so fäßen sie beim Schmause,
wie wir, in ihrer Klause."

Sie knacken. Viele waren schlecht,
das konnten sie wohl schmecken.
Da zogen sie die Nase krumm
und jeder sprach: „Bist du nicht dumm!
Wo Würmer drinnen stecken,
das mußt du sehn, nicht schmecken!"

Drauf lasen sie die Nüsse aus,
das Wurmgut nicht zu speisen,
und einer hatt' einen hohlen Zahn,
der fängt vom Biß zu quieken an.
Da sprach der andre: „'s Beißen
hat dir kein Mensch geheißen!"

Der holt sich nun den Hammer her
und schlägt sie mit dem Hammer
und hämmert sich, recht zum Verdruß,
derb auf die Finger — und die Nuß,
die springt zu seinem Jammer
bis nüber in die Kammer.

Der erste lacht den andern aus
und langte gleich ein Messer
und spricht: „Gib acht, so ist es recht!"
Und sticht drauflos und sticht nicht schlecht:
doch, ach, er macht's nicht besser,
er sticht sich mit dem Messer.

Nun kriegt der andre seine her
und spricht: „Was hilft das Placken!
Jetzt hab ich's raus, so wahr ich bin!"
und legt sie auf die Dielen hin
und tritt sie mit den Hacken,
daß alle Nüsse knacken.

Jetzt blickt er auf, stolz wie der Sieg,
doch wehe dem Betörten!
Er hat geknackt mit aller Kraft,
da liegt im Kot des Nipses Saft;
hat nichts für die Beschwerden —
so geht es dem Gelehrten.

Der Dichter mit dem hohlen Zahn,
der setzt zu dreien Malen
mit mancher harten tapfer an —
und da er sie nicht knacken kann,
läßt er die besten mahlen
und singt vom Reiz der Schalen.

* * *

Wilhelm Müller.

Geb. am 7. Oktober 1794 zu Dessau, gest. am 1. Oktober 1827 ebenda.

Gedichte eines Waldhornisten 1821. Lieder der Griechen 1821—22. Neueste Lieder der Griechen 1824. Lieder des Lebens und der Liebe 1824. Missolunghi 1826. Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge 1827. — Vermischte Schriften, herausg. von G. Schwab, 1830.

Die Sage vom Frankenberger See bei Aachen.

I.

Zu Aachen in der Kaiserburg,
da sitzt der Frankenheld:
die Kron' er trägt auf seinem Haupt,
sein Lieb im Arm er hält.

Er legt die Kron' ihr in den Schoß,
er gürtet ab sein Schwert:
„Mein liebes Lieb, du bist mir mehr
als Macht und Reichtum wert!"

Das Fräulein spricht: „Ich glaubt es wohl,
gäbt Ihr mir des ein Pfand;
am liebsten aber wäre mir
der Ring von Eurer Hand."

Flugs steckt der Karl den Ring ihr an
von Steinen schwarz und rot:
„Dein geb ich mich, du liebes Lieb,
im Leben und im Tod!"

II.

Zur Aachen in der Kaiserburg,
da weint der Frankenheld,
die allerliebste Buhle sein
ist gangen aus der Welt.

Er setzet seine goldne Kron'
ihr auf das starre Haupt:
„Begrabt nur auch die Krone gleich!
Mein Reich ist ja geraubt."

Da naht ein schwarzer Männerzug
mit Fackeln und Gesang,
sie wollen mit dem Fräulein gehn
den allerletzten Gang.

Und wie der Karl die Schar erblickt,
da rafft er sich empor
und stellt sich mit gezücktem Schwert
der Totenbahre vor.

Die Linke schlägt er um den Leib
des kalten Mägdelein
und ruft hinaus im wilden Zorn:
„Wer will der erste sein?"

Und herzt und küßt das bleiche Bild,
als wär's noch rosenrot:
„Dein geb ich mich, du liebes Lieb,
im Leben und im Tod!

Doch mein schwarzrotes Ringelein
ist nicht an deiner Hand!
Es wird doch nicht verloren sein,
das heil'ge Liebespfand?"

III.

Zu Cöllen in dem Dome
da kniet ein Gottesmann:
„Herr, lös uns unsern Kaiser
aus seinem Liebesbann!"

Der Bischof hat gebetet,
da ist sein Sinn erhellt,
und flugs wird seine Reise
zur Kaiserburg bestellt.

Dort sitzt der Karl noch immer
am Sarg der lieben Maid
und nährt von ihren Lippen
sein süßes Herzeleid.

Da tritt zur Totenhalle
der fromme Bischof ein:
„Mein Herr, du sollst geheilet
von deiner Liebe sein.

Hast einst der Maid gegeben
ein Ringlein schwarz und rot,
dran hält sie dich gebunden
im Leben und im Tod.

Und als sie kam zu sterben,
wohl in der letzten Stund',
da hat sie still verborgen
den Ring in ihrem Mund.

Und soll dir Ruhe werden
im Leben und im Tod,
muß jetzt ich von ihr nehmen
das Ringlein schwarz und rot.

Und will es gleich versenken
hier in den tiefsten See,
daß dir von seinem Zauber
kein Unheil mehr geschehe!"

Schnell ist das Wort gesprochen,
schnell ist die Tat vollbracht,
da winkt der alte Kaiser:
„Begrabt mir nun die Magd!"

IV.

Bei Aachen an der Kaiserstadt
da liegt ein grüner See.
Wer ist es, den ich früh und spat
dort einsam wandern seh?

Des geb ich dir die Kunde gern:
das ist der Frankenheld,
der hat am See ein Schloß erbaut
und sich zum Haus bestellt.

Und nun ist an dem grünen See
sein allerliebster Gang;
oft schaut er da mit nassem Blick
hinein wohl tagelang.

Auch soll in seinem Testament
also geschrieben sein:
„Versenket in den grünen See
dereinst die Hülle mein!"

Doch von dem Grund zu solchem Tun
ist mir nur dies bekannt:
den Kaiser bannt an diesen See
ein mächtig Liebespfand.

Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
zu Breslau in der Stadt,
ein ehrenwerter Meister,
gewandt in Rat und Tat.

Er hatte schon gegossen
viel Glocken, gelb und weiß,
für Kirchen und Kapellen,
zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
so voll, so hell, so rein;
er goß auch Lieb' und Glauben
mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
die er gegossen hat,
das ist die Sünderglocke
zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenturme
da hängt das Meisterstück,
rief schon manch starres Herze
zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
so treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
daß alles fertig war,
die Form ist eingemauert,
die Speise gut und gar,

da ruft er seinen Buben
zur Feuerwacht herein:
„Ich laß auf kurze Weile
beim Kessel dich allein,

will mich mit einem Trunke
noch stärken zu dem Guß,
das gibt der zähen Speise
erst einen vollen Fluß;

doch hüte dich und rühre
den Hahn mir nimmer an,
sonst wär es um dein Leben,
Fürwitziger, getan!"

Der Bube steht am Kessel,
schaut in die Glut hinein:
das wogt und wallt und wirbelt
und will entfesselt sein,

und zischt ihm in die Ohren
und zuckt ihm durch den Sinn
und zieht an allen Fingern
ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
er hat ihn umgedreht;
da wird ihm angst und bange,
er weiß nicht, was er tät.

Und läuft hinaus zum Meister,
die Schuld ihm zu gestehn,
will seine Knie umfassen
und ihn um Gnade flehn;

doch wie der nur vernommen
des Knaben erstes Wort,
da reißt die kluge Rechte
der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
dem Buben in die Brust,
dann stürzt er nach dem Kessel,
sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
den Strom noch hemmen kann: —
doch sieh, der Guß ist fertig,
es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er abzuräumen
und sieht, und wills nicht sehn,
ganz ohne Fleck und Makel
die Glocke vor sich stehn.

Der Knabe liegt am Boden,
er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach, Meister, wilder Meister,
du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
er klagt sich selber an.
Es tut den Richtern wehe
wohl um den wackern Mann;

doch kann ihn keiner retten,
und Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurteil
mit ungebeugtem Mut.

Und als der Tag gekommen,
daß man ihn führt hinaus,
da wird ihm angeboten
der letzte Gnadenschmaus.

„Ich dank euch," spricht der Meister,
„ihr Herren lieb und wert;
doch eine andre Gnade
mein Herz von euch begehrt:

laßt mich nur einmal hören
der neuen Glocke Klang!
Ich hab sie ja bereitet,
möcht wissen, ob's gelang."

Die Bitte ward gewähret,
sie schien den Herrn gering;
die Glocke ward geläutet,
als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen,
so voll, so hell, so rein!
Die Augen gehn ihm über,
es muß vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
als wären sie verklärt;
er hat in ihrem Klange
wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
zum Streich voll Zuversicht;
und was der Tod versprochen,
das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocke Krone,
die er gegossen hat,
die Magdalenenglocke
zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
seit jenem Tag geweiht;
weiß nicht, ob's anders worden
in dieser neuen Zeit.

*

Der gute Pfalzgraf.

Es war ein Pfalzgraf an dem Rhein,
geboren zum Regieren.
Regieren tät er groß und klein,
die Menschen samt den Tieren:
und ließ sie gehn und ließ sie stehn,
es ward ihm gar nicht sauer,
es blieb der Fisch in seinen Seen,
bei seinem Pflug der Bauer.

Der Mundschenk trank den besten Wein
wohl in dem ganzen Lande,
und wer ein Ritter wollte sein,
der trug ein Kreuz am Bande;
und wenn das Hofgesinde sah
die Tafel wohl servieret,
so rief es: „Cara patria,
wie gut bist du regieret!"

Der edle Pfalzgraf, daß erfreut
ob seines Landes Segen,
berauschte sich in Seligkeit
und ließ ins Bett sich legen.
Da lag und schlief und schnarcht er dann
bis an den hellen Morgen.
Wohl ihm, der also ruhen kann
und läßt den Herrgott sorgen!

Der gute Pfalzgraf ist nun tot
und tut nicht mehr regieren;
er hat sie nicht erlebt die Not,
die jetzt heißt Gouvernieren.
Regieren will nun jedermann,
niemand regieret werden;
was jeder will und keiner kann,
wer macht das recht auf Erden?

Der gute Pfalzgraf ist nun tot,
und würd er neu geboren,
so wären wir aus aller Not,
die Klugen samt den Toren.
Wir wählten ihn zum Herrn der Welt,
er ließ sie gehn und stehen,
wo sie der Herrgott hingestellt
in seines Himmels Höhen.

Und wenn wir hier bei Wein und Sang
selbander jubilieren,
so ist uns um die Welt nicht bang
und um das Weltregieren.
O gebt mir einen Becher her,
dem alten Herrn zu Ehren!
Und wer es besser kann als der,
er soll's den andern lehren.

Est Est!

Hart an dem Bolsener See[1]
auf des Flaschenberges Höh[2]
steht ein kleiner Leichenstein
mit der kurzen Inschrift drein:
Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.

Unter diesem Monument,
welches keinen Namen nennt,
ruht ein Herr von deutschem Blut,
deutschem Schlund und deutschem Mut,
der hier starb den schönsten Tod —
seine Schuld vergeb ihm Gott!

Als er reist' im welschen Land,
vielen schlechten Wein er fand,
welcher leicht wie Wasser wog
und die Lippen schief ihm zog.
Und er rief: „Ich halt's nicht aus!
Lieber Knappe, reit voraus;

sprich in jedem Wirtshaus ein
und probiere jeden Wein.
Wo er dir am besten schmeckt,
sei für mich der Tisch gedeckt;
und damit ich find das Nest,
schreib ans Tor mir an ein Est."

Und der Knappe ritt voran,
hielt vor jedem Schenkhaus an,
trank ein Glas von jedem Wein;
war der gut, so kehrt er ein,
war der schlecht, so sprengt er fort,
bis er fand den rechten Ort.

Also kam er nach der Stadt,
die den Muskateller hat,
der im ganzen welschen Land
für den Besten wird genannt;
als von diesem trank der Knecht,
dünkt' ein Est ihm gar zu schlecht.

Und mit feuerrotem Stift
und mit riesengroßer Schrift
malt er nach des Weins Gebühr
Est Est an des Schenken Tür;
ja, nach anderem Bericht
fehlt die dritte Silbe nicht.

Der Herr Ritter kam, sah, trank,
bis er tot zu Boden sank.
Schenke, Schenkin, Kellner, Knapp
gruben ihm ein schönes Grab
hart an dem Bolsener See,
auf des Flaschenberges Höh.

[1] Lago di Bolsena. — [2] Monte Flascone.

Und sein Knapp, der Kostewein,
setzt ihm einen Leichenstein,
ohne Wappen, Stern und Hut,
mit der Inschrift kurz und gut:
Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.

*

Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein
und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
und dreimal mußt ich's holen, eh er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff,
es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut über Meer und Land,
es schwebten Berg und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht —
ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot! —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zehn,
mir war's, als tät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut ihn sicher an
und deuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
Glück zu, mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!

Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

Alexander Ypsilanti saß in Munkacs hohem Turm,
an den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm,
schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin —
und der Griechenfürst er seufzte: ach, daß ich gefangen bin!
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
läg ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!
Und er öffnete das Fenster, sah ins öde Land hinein:
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: bringt mir keiner Botschaft her
aus dem Lande meiner Väter? — Und die Wimper ward ihm schwer —
war's von Tränen? war's von Schlummer? und sein Haupt sank in die Hand.
Seht, sein Antlitz wird so helle — träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Mut!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas heil'ges Land!
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: Leonidas!
und er fühlt, von Freudentränen sind ihm Aug' und Wange naß.
Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
aus dem Fenster und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt.

Karl Leberecht Immermann.

Geb. am 24. April 1796 in Magdeburg, gest. am 25. August 1840 zu Düsseldorf.

Gedichte 1822. Neue Folge 1830. Merlin 1832. Tristan und Isolde 1841. Schriften 1835—43. — Es lag nahe, aus Immermanns wundervollem Epos „Tristan und Isolde“ eine Probe zu bringen; doch wurde davon abgesehen — freilich mit tiefstem Bedauern —, da die Dichtung innerlich zu sehr zusammenhängt und andrerseits selbständige Partien, z. B. die wunderbare Beschreibung vom Minnefest des Lenz, zu rein lyrisch oder zu deskriptiv gehalten sind und stellenweise ohne den Zusammenhang des Ganzen dunkel bleiben. Am ersten käme noch die einem Prachtgobelin gleichende herrliche Beschreibung der Hirschjagd in Frage; aber sie ist leider zu lang.

Die drei Jungfraun.

„Tragt mir den Sessel vor das Tor,
bringt kühlen Wein zum Tische,
daß ich an Sonn' und Weine vor
dem Hause mich erfrische!“

Der alte König rief's und saß
behaglich an der Linde,
er schaute in sein Deckelglas,
sein Haar weht in dem Winde.

Im Winde flog sein weißes Haar,
sein Auge schaute munter;
drei Mädchen kamen, schön und klar,
geschürzt die Straß' herunter.

Sie wollten Wasser schöpfen gehn
mit ihren runden Krügen,
sie blieben bei dem König stehn:
„Herr König, gut Vergnügen!“

Der alte König freundlich sprach
zur ersten und zur zweiten,
doch als die dritte grüßte, brach
sein Laut, er sah zur Seiten.

Sie blühte in der Jungfraun Kranz
die schönste von den dreien,
auf ihren Wangen lag ein Glanz,
wie Apfelblüt im Maien.

„Herr König, sag, was tat ich dir,
daß mir dein Mund nicht dankte?“
Er hob sich auf, sah nicht nach ihr
und wandte sich und wankte.

Mit ihren Schwestern sprang die Maid
froh zu dem Born im Tale;
der König schlich voll Herzeleid
nach seinem goldnen Saale . . .

Der Zauberer Virgilius.

Ins schmucke Häuschen tritt der weise Mann,
er hofft sich frohe, gute Abendstunden;
kalt aber ist der Herd, sein Mädchen dran
sitzt, ihre Hände schmerzenvoll gewunden.
Er nimmt vom Knie das schöne Antlitz fort,
sie seufzt und weint und saget ihm kein Wort.

Er rückt zu ihr und fragt dem Grame nach:
„Wa um ist heut mein kleiner Tempel öde?“
Sie schluchzet: „Weh dem lieben, bösen Tag,
als du mich bandest, grüßend wild und blöde!
Nun hab ich Freuden gnug bei dir und bin
doch vor dem Volk an Ehren bloß und hin!

Des Herdes Feuer war gelöscht mir aus,
indes du draußen sprachest mit dem Winde;
mit meinem Lämpchen in der Nachbarn Haus
ersucht ich sie: vergönnt, daß ich es zünde.
Ich bat von Tür zu Tür bescheidner Stirn,
sie schalten all und riefen: fort du Dirn!“

Der weise Mann küßt sanft ihr feuchtes Aug'
und sagt: „Ich helfe dir von der Beschwerde.“
Er winkt; da lodert durch den braunen Rauch
die Flamme froh vom Reisig auf dem Herde.
„Nun koche du zum Mahle uns das Huhn,
ich habe vor der Hütte noch zu tun.“

Sie rückt geschäftig zu der Glut den Topf,
er schreitet seltsam lächelnd in das Dunkel.
Die Stadt liegt lustig auf des Hügels Kopf,
aus jedem Fenster strahlt des Lichts Gefunkel.
Zwei Worte murmelt er geheim, da ward's
urplötzlich in den hellen Fenstern schwarz.

Das Huhn ist gar, gebreitet ist das Tuch,
zwei Teller haben sie, ein Glas für beide;
von seinem Munde quillt manch Lebensspruch,
das Mädchen hängt an ihm, geheilt vom Leide.
Doch wie er schweigt, horcht sie befremdet auf,
es dringt durchs Tal heran wie Schritt und Lauf.

Es wälzt sich näher, wird erkennbar schon,
sie hört die Stimmen aus der Spötter Kehlen.
„O weh mir Armen! ward ihr heifrer Hohn
nicht müde, mich sogar bei dir zu quälen?“
„Du wirst,“ spricht er, „nun unbeschrien sein!“
Da stürmt die ganze Bürgerschaft herein.

Es kommen Männer, Weiber, jung und alt,
an ihrer Spitze steht der Burgemeister;
er tut sich, wie es scheint, etwas Gewalt,
die Fassung seines Amtes doch beweist er.
Der Haufen durcheinander schreien will,
der Burgemeister ruft voll Würde: „Still!

O weiser Mann und unser Freund, es hat
begeben sich ein finstres Abenteuer;
denn der erleuchteten, der guten Stadt
kam wunderbar abhanden Licht und Feuer.
Nichts Warmes aßen meine Bürger, ich,
man sieht in Straß' und Stube keinen Stich.

Die Gottesfürchtgen konnten nicht einmal
zu Ende lesen in dem Abendsegen,
und unserm Denker dort erlosch der Strahl
grad bei des Urgrunds gründlichem Erwägen.
Wir irren durch die Finsternisse, wie
— zu sagen mit Respekt — das liebe Vieh.

Geschaffen wurde Stahl und Stein, daß kühn
der Mensch sich helfen könne, wenn es dämmert.
Uns will kein Funken auf den Zunder sprühn,
obgleich wir blutig schon die Faust gehämmert;
dann, Weiser, kommen wir zu dir und flehn:
ach hilf! was soll in dieser Not geschehn?“

„Ersucht die Dirne,“ spricht Virgilius,
„ob sie sich eurer Bitte will bequemen?
Ihr brennt ein Feuer, wie es brennen muß,
vielleicht erlaubt sie euch, davon zu nehmen.
Das ist das einz'ge Mittel, das euch nützt,
so wahr die Stadt der Tugend viel besitzt.“

Sogleich nun strudelt es von ihm zu ihr,
wie eine Herde strudelt vor dem Treiber.
Und alles bittet, ruft: Erlaub es mir!
Am wärmsten flehn die frommen alten Weiber.
Das Mädchen hebt gewährend ihre Hand,
ein jeder stürzt zum Herd und holt den Brand.

Der Zaubrer aber richtet sich empor,
und schrecklich wall'n die mächt'gen braunen Locken,
und donnernd ruft er: „Nehmt in eurem Ohr
noch mit der Abschiedspredigt harten Brocken!
Für diesmal geht's euch hin. Doch kehrt der Schwank,
soll: kalte Küch' ihr essen lebenslang!

Seit ich hier wandle, feiert ihr das Fest
der frohen Ernten erst von Frucht und Heuc!
Ich aber siedle nur in eurem Nest,
weil ich die Perle fand in solcher Spreue.
Versucht sie nicht, versucht nicht ihren Zorn,
sonst sammelt wieder Disteln, wieder Dorn!"

Bestürzt verschwört für ew'ge Zeit den Spott
die edle Gilde, drückt sich an die Wände.
Der Zaubrer steht wie ein erkannter Gott,
umleuchtet von dem roten Glanz der Brände,
das Mädchen schmiegt an ihn sich dreist und dicht
und sieht ihm schelmisch lächelnd ins Gesicht.

Der Fischer.

1. Der Fischfang.

Ein Fischer hat gefangen
einen Fisch zum Abendbrot,
auf dem Kopfe tät ihm prangen
ein Krönlein goldenrot.

„Ach Fischer, laß mich leben;
schenk dir eine Perlenschnur!"
„Du hast nichts zu vergeben,
da du ein Fisch bist nur."

Er ist zum Feuer gesessen
und briet den Fisch am Herd;
als er ein Stück gegessen,
da ward sein Herz beschwert.

Es schaut mit grünen Augen
nach ihm im ganzen Haus,
und tausend Zungen saugen
ihm Blut am Herzen aus.

Es treibt ihn zu den Wässern
allunaufhörlich hin
und treibt ihn von den Wässern
zum Lande wieder hin.

Die Nachbarn laufen und fragen:
„Was fehlt dem Fischersmann?"
Die Nachbaren ihn beklagen,
niemand ihm helfen kann.

2. Fischers Traum.

Und als der Fischer zu Bette
schlummern geleget sich,
da rauscht es unterm Brette
des Bettes schauerlich.

Es hebt ein Haupt in Haaren,
schilfstarrend, sich empor;
ein Leib mit wunderbaren
Korallen kommt drauf hervor.

Die Nixe mit wasserblauen
Augen und bleichem Mund
hebt auf die langen, grauen
Finger und tut ihm kund,

was er an ihr verbrochen —
weinet und ächzt vor Schmerz:
„Du hast meinem Ohm gestochen
blutig das Messer ins Herz!

Du hast meinen Ohm geschlachtet,
Zauber hüllte ihn ein;
dafür sollst du verschmachtet,
elend und jammervoll sein!

Meine Vettern sind die Hechte,
Muhme ist mir die Forell',
die Gründlinge sind meine Knechte;
kommt! kommet über die Schwell!"

Da plätschert, brauset und rauschet
wogend unendliche Flut;
es schnalzt und schnappet und lauschet
grimmig die schwimmende Brut.

Da züngeln die wilden Gespenster!
Schreiend fährt er empor;
der Tag sieht klar in die Fenster,
fort ist der greuliche Chor.

Nun treibt's ihn zu den Wässern
wieder beständig hin
und treibt ihn von den Wässern
uferwärts wieder hin.

Und kommt der Abend, und schlossen
Fischers Augen sich kaum,
kommt auch gerauscht und geflossen
wieder der gräßliche Traum.

Er hat das Ängsten und Bangen
länger ertragen nicht;
sie sahn am Dache ihn hangen
morgens im frühesten Licht.

Schmied Weland.

Schmied Weland! Schmied Weland!
„Hier steckt er! Was soll er?"

Beschlag mein Roß, hab große Hast,
muß reiten weit noch ohne Rast;
ein Fürst versprach mir seine Gunst,
ein Freund mir seine Hilf' und Kunst,
mein Lieb will mir treueigen sein,
ich reiten muß zu allen drein!

„Leg du den Schilling auf den Trumm
und wende dich und dreh dich rum
und wage nicht nach mir zu sehn,
so wird es balde sein geschehn."

Schmied Weland! Schmied Weland!
„Hier steckt er! Was soll er?"

Warum den Schilling auf den Trumm?
Weshalb mußt ich mich wenden um?
Warum durft ich nichts reichen dir?
Weshalb verbargst du dich vor mir?

„Hättst meine Hand du angefühlt,
sie hätte dir dein Herz gekühlt,
hättst du gesehn, wer's Eisen legt
und zu dem Ritt das Roß beschlägt,
du gäbst nach Haus dem Gaul die Sporn,
mein Schmiedlohn wäre mir verlorn."

Schmied Weland! Versteh's nicht.
„Ich glaub's wohl! So reit nur!

Reit, junges Blut, nach Fürstengunst
und nach des Freundes Hilf' und Kunst
und nach der Liebsten Liebesruf,
Schmied Welands Eisen sitzt am Huf."

Dietlieb.

Um die Lettenhütte strich der Wolf,
drinnen saß der alte Biterolf,
und im Winkel lag ein roter Klumpen,
grunzete, gehüllt in Stroh und Lumpen.

Um die Lettenhütte strich der Wolf,
drinnen schrie der alte Biterolf:
„Weh mir, Greis, zum Elend nun erlesen,
der ich, Herzog einst, so groß gewesen!

Aber ach! ich wurde schwach und alt,
und besiegt vom tück'schen Reginald;
sitzt auf meiner Burg in Prunk und Trutze,
hat verstoßen mich zu Blöß' und Schmutze.

Selig, wem der Knabe ward beschert,
der im Alter ist des Vaters Schwert!
Mir gebar die Gattin den in Lumpen,
dort den grunzenden, den blöden Klumpen."

Von der Hütte flieht gescheucht der Wolf,
Reginald tritt ein zu Biterolf;
um die Schulter rauscht der Purpursammet
und sein wüstes Angesichte flammet.

„Heute feir' ich droben Hochzeitsmahl
mit der hohen Jungfrau, die ich stahl!
Oben zecht es, lärmt es auf das beste,
doch noch fehlt die Würze meinem Feste.

Höchste Würze ist zum Wohlergehn,
seinen Feind dabei in Schmach zu sehn:
Komm, du Alter mit den traur'gen Mienen,
sollst als Kurzweil uns im Saale dienen!"

Heftig greift er nach dem alten Mann,
wimmernd sträubt sich dieser, wie er kann;
höhnisch speit ihm ins Gesicht der Grimme,
da erschallt vom Winkel her die Stimme,

ehern, wie der Feldposaune Ton:
„Laß den Greis in Ruh, ich bin der Sohn!"
Und der Klumpen schüttelt sich, und trotzend
recken sich zwei Arme, muskelstrotzend.

Schüttelt sich zum zweiten bis ins Mark,
auf Lenden steht er, Füßen stark.
Und zum dritten schüttelt sich das Wunder,
und die Heldenstirne sieht aus Plunder.

Rasch mit einem Satze die Gestalt
springt hinzu, erschlägt den Reginald,
rafft den Purpurmantel von der Leichen,
hüllt sein Nacktes in den roten, reichen.

Nimmt den Vater sanft in seinen Arm,
steigt auf Feindes Gaul und macht ihm warm,
braucht die Schenkel statt der Sporen kräftig,
jagt zur Burg hinauf und atmet heftig.

Schreitet, daß die Stiege dröhnt, zum Saal,
wo die Schelme singen beim Pokal;
schlägt mit einem Stuhl die ersten nieder,
bricht mit einer Bank der andern Glieder.

Bis zum Simse spritzt das heiße Blut;
einen Augenblick der Starke ruht,
geht darauf zum Vater durch die Toten,
neigt sich ihm und spricht: „Nun sende Boten!

Send, o Herzog, Boten aus zu all'n
Hintersassen, Mannen und Vasall'n.
In dein Eigen hiemit rückgeführet,
lade sie zum Schwur, wie sich's gebühret!"

Nunmehr wendet er sich an die Braut,
die verstört von ihrem Sessel schaut.
„Wohin willst du, daß ich dich Befreite
aus dem schreckenvollen Ort geleite?"

Schüchtern sieht sie seine Heldenpracht,
milde steht er da in Mord und Nacht,
küßt errötend ihres Kleides Borden:
„Jetzt erst bin ich eine Sklavin worden!"

„Nun, so glänzt mir höchsten Glückes Strahl!"
ruft er. „Weg die Leichen! Waschet den Saal!
Zwischen reinen und entsühnten Wänden
soll das Hochzeitfest sich keusch vollenden!"

Und der alte Vater schlich heran,
der den Mund noch gar nicht aufgetan:
„Knabe du, mein herrlicher, erkläre
deiner Wandlung Rätsel mir, das lehre!"

„Vater!" sprach der Jung, „ich weiß es kaum!
Lag bis heut im Schlummer, war im Traum.
Als dein heilig Antlitz ward befleckt,
ward dein Sohn, der Dietlieb, aufgeweckt!

Die Witwe von Wykombe.

Es kamen drei Kerle von Nord, West und Süd:
Allezeit singet den Ringelreihn!
In die Witwe von Wykomb entbrannt ihr Gemüt,
's waren Kerle, keine Witwe sagt ihnen nein.

Der erste, ein Ritter, von Tynedale weit:
Allezeit singend den Ringelreihn!
Seine Ahnen, Gott uns behüt, gewaltige Leut,
's war'n Kerl, keine Witwe sagt ihm nein.

Von seinem Herrn Vater und dem Herrn Oheim
er schwätzte in Reimen und Ringelreihn!
Sie sagt ihm, er sollte sich wärmen daheim,
das war die Witwe, die sagt ihm nein.

Der zweite der kam, tat Eide so schwer:
Freudiglich singet den Ringelreihn!
Ein Edelmann war's, und von Wales war er,
's war 'n Kerl, keine Witwe sagt ihm nein.

Herr David von Morgan, von Griffith, von Hugh,
von Tudor, von Rhice, sang Ringelreihn!
Sie sagt: eine Witwe ist für die nicht genug,
das war die Witwe, die sagte ihm nein.

Doch da hat sich ein Bauer aus Kent eingestellt,
lustiglich singend den Ringelreihn!
Er sprach zu der Witwe von Brot und von Geld,
's war 'n Kerl, keine Witwe sagt ihm nein.

Der Ritter, der Edle, die fielen in Dreck
und sangen darinnen den Ringelreihn;
mit den Talern aus Kent das Bäuerlein keck,
dem konnte die Witwe nicht sagen nein.

Der Student von Prag.

Was klingt daher für Tosen? Welch lärmend Festgelag?
Des Vaters Gut verprasset der wilde Student von Prag.
Er sitzt und singet Lieder, davor dem Menschen grauft,
die Dirne auf dem Schoße, den Becher in der Faust.

Der alte Diener schleichet herzu und flüstert scheu:
„Wollt Ihr nicht enden, Junker? 's ist zwölfe meiner Treu!"
„Schweig still, du alter Rabe, und laß dein heis'res Schrein!
So lang der Wein hier helle, will ich noch lustig sein."

Auf hebt er seinen Becher; ein großer Wurm liegt drin:
„Gott gibt ein Zeichen, Junker, o wendet Euern Sinn!"
„Schweig still, du alter Rabe, und krächze andern was!
So lang die Dirne küsset, hab ich noch guten Spaß."

Er will die Dirne küssen, die auf vom Schoß ihm fährt,
sie schreit, greift nach dem Herzen und sinket tot zur Erd;
der alte Diener stürzet vor ihm auf beide Knie:
„Gott gibt ein Zeichen, Junker, o sieh das Zeichen! sieh!"

„Zur Hölle, du Unglücksvogel! Für all mein rotes Gold
kauf ich mir Wein die Fülle, ist jede Maid mir hold!
So lang der alte Tor noch, mein Vater, lebt und gibt,
ich schwör's beim Höllenpfuhle, wird auch gezecht, geliebt."

Der Diener trägt entsetzet die Leiche aus der Stub',
aufs Lager wirft erschöpfet sich hin der wilde Bub;
die Kerze flackert trübe in Streifen blauen Scheins,
die Eulen heulen draußen, die Glocke schlägt halb eins.

Da rauschet auf die Türe, da weht ein Grabeshauch,
ein Schatten weht zum Lager, gleich einem bleichen Rauch;
er blickt mit Jammermienen auf den verlornen Sohn;
der Student knirscht frech im Traume, er lacht mit wüstem Hohn.

Der Schatten hebet warnend empor die Geisterhand,
rasch greift der Student im Traume nach dem Tuche an der Wand;
er schlägt mit seinem Tuche nach seines Vaters Bild,
da zittert und zerrinnet der Schemen irr und wild.

Der Student fährt aus dem Schlafe mit verstörtem Angesicht,
ins Fenster blickt der Morgen mit aschenfahlem Licht,
der Diener bringet weinend einen Brief mit schwarzem Rand,
dem Studenten sträubt die Locke, er hat die Schrift gekannt.

Dich grüßt die Mutter, welche zur Witwe du gemacht,
dein Vater ist gestorben in dieser letzten Nacht,
dein Vater hat zu Tode um dich gegrämet sich
und hat nicht sterben können aus Not und Sorg um dich.

Er lag im Todeskampfe still einmal eine Weil,
ich hofft, er sei gegangen zu seinem ew'gen Heil;
da schrie er auf: der Bub schlägt mich mit seinem Tuch!
und gab dir im Verscheiden, mein Sohn, des Vaters Fluch.

Der Student von Prag läßt fallen den Brief und wanket fort;
er setzet stumm sich nieder an einem düstern Ort
und schneidet mit der Schere ab seiner Haare Schopf
und nimmt in beide Hände den kahlgeschornen Kopf.

Was klingt denn nun für Singen aus des Studenten Haus? —
Es sind acht Leichenträger, es ist ein Leichenschmaus;
sie singen vom Gesangbuch und trinken dazu Wein,
der Student trinkt nicht mit ihnen und stimmt ins Lied nicht ein. —

Ludwig Bechstein.

Geb. am 24. November 1801 zu Weimar, gest. am 14 Mai 1860 zu Meiningen.

Sonettenkränze 1828. Die Haimonskinder 1830. Arabesken 1832. Faustus 1833. Luther 1834. Gedichte 1836. Fliegende Blätter 1839. Schloß Wartburg 1859. Thüringens Königshaus 1865.

Die Schlangenamme.

I.

Frau Marthe geht mit ihrem Kind,
als Morgendämm'rung kaum beginnt,
zur grünen Wiese Frau Marthe geht,
dort Schwaden auf Schwaden niedermäht.

Das Kindlein schlummert, das Kindlein ruht
unterm Weidenbusch im Schatten gut.
Die Sonne steigt und brennt gar heiß,
Frau Marthe mäht, nicht ruht ihr Fleiß.

Und als die Sonn' im Mittag steht,
Frau Marthe zu dem Kinde geht.
Sie nimmt es auf mit stiller Lust,
sie legt es an die Mutterbrust.

Sie lullt ein Lied mit leisem Sang,
bald übermannt sie Schlummerdrang.
Frau Marthe schläft von Arbeit matt,
ihr holdes Kind, es trank sich satt.

Sein Mündlein läßt vom Busen los,
es bleibt die Brust der Mutter bloß;
her schleicht ein Schlänglein leis und sacht,
das saugt sich an, eh sie erwacht.

Und als sie nun erwacht, o Graun!
muß sie die Schlang' am Busen schaun.
Die weicht nicht von der warmen Stell',
die läßt nicht ab vom süßen Quell.

Das arme Weib in Angst und Not,
wünscht sich und fürchtet doch den Tod.
Vorm Schlangenzahn ist ihr gar bang,
und größer und größer wird die Schlang'.

II.

Zehn Monden schon vergangen sind,
seit Marthe fortging mit dem Kind
und heim kam mit dem grausen Gast,
zehn Monden trug sie seine Last.

Die Wang' erbleicht, ihr sinkt die Kraft,
die Schlang' schwillt auf gar schauderhaft.
Mit Mühe trägt das arme Weib
den ungeheuern Schlangenleib.

Ein Fremder kommt ins Dorf daher,
dem sagt man an die Wundermär.
Er geht zu Marthen hin ins Haus;
sie folgt ihm in den Wald hinaus.

Dort einen Kreis der Zaubrer zieht,
seine Pfeife tönt durchs Waldgebiet.
Da raschelt's, rauscht's im Heidegebüsch,
da schleicht's heran mit leisem Gezisch.

Da kommen Schlangen blau und grün,
Frau Marthe will dem Kreis entfliehn.
Der Zauberer mit ernstem Blick
hält, wo sie stand, die Frau zurück.

Und auf dem Pfeiflein bläst er hell,
und alle Schlangen tanzen schnell.
Auch die so lang an Marthen hing,
läßt ab von ihr und tanzt im Ring.

III.

Frau Marthe sitzt vor ihrer Tür,
blickt nach dem nahen Waldrevier;
mit Nachbarkindern groß und klein
ging dort ihr liebes Kind hinein.

Da trifft ein Jammerruf ihr Ohr;
Schreck jagt vom Sitz sie gleich empor.
Die Kinderschar dem Wald entflieht,
ihr Kind sie nicht darunter sieht.

„Weh! Marthe! weh!" ein Knabe rief,
„ein Wolf, ein Wolf!" da seufzt sie tief.
„Weh! Marthe! weh!" ein zweiter keucht,
„ein Bär, ein Bär!" — das Weib erbleicht.

„Weh! Marthe! weh!" ein dritter brüllt,
„eine Schlange!" Todesschreck sie füllt;
sie stürzt zum Wald voll wilder Qual,
gleich der Löwin, der man ihr Junges stahl.

Und als sie läuft und die Hände ringt,
ein heulender Wolf ihr entgegenspringt.
Doch eh sein grimmer Blick ihr droht,
sinkt er aufs grüne Moos hin — tot.

Wie Marthe weiter eilen will,
bäumt sich ein Bär mit dumpfem Gebrüll
und stürzt vor ihr zu Boden gleich.
Wie malen sie Schreck und Angst so bleich.

Aus atmet der Bär den letzten Hauch.
Eine Schlang' umringelt ihm Hals und Bauch.
Sanft schlummernd im Moos das Kindlein lag,
mit Wänglein, frisch wie ein Maientag.

„Mein Kind! mein Kind!" ruft Marthe bang,
und mit Entsetzen erkennt sie die Schlang'.
Die war's, die sie nährte mit ihrem Blut, —
die hielt ihr Kind in treuer Hut.

Der fromme Ritter.

Es reitet ein Ritter durch Nacht und Graus
nach seinem sichern Felsenhaus.

Des Weges ist er kundig gut,
gar manchen Tag er ihn reiten tut.

Übern Gottesacker sein Roß ihn trägt,
und nimmer hat Furcht sein Herz bewegt.

Und wenn er über den Totenhof zieht,
da singt er leis ein frommes Lied:

„Aus der Tiefe ruf ich, Herr, zu dir,
gib Frieden allen, die schlummern hier!"

Und einstmals ängstlich der Ritter sprengt
rasch über den Friedhof, vom Feind bedrängt.

„Aus der Tiefe ruf ich, Herr, zu dir!
gib Schutz vor meinen Verfolgern mir!"

Da sind die Toten all erwacht,
da steigt's empor aus der Gräber Nacht.

Die Toten schwingen wild die Wehr,
und Schrecken bannt der Verfolger Heer.

Sie sind vom starken Entsetzen stumm,
sie wenden zur schnellsten Flucht sich um.

Die Toten hielten dem Ritter zu,
der oft gebetet für ihre Ruh.

Der fromme Ritter durch Nacht und Graus
kam sicher nach seinem Felsenhaus.

Das Mysterium.

Der Landgraf saß im Klostersaale,
dicht drängte Volk sich am Portale,
hinein ins heil'ge Haus zu gehn,
um das Mysterium zu sehn.
Der Sünder Herzen tief zu rühren,
gedenkt der Väter frommer Sinn
ein Gleichnis Christi vorzuführen;
die Menge strömte zahllos hin.

Nun zeigten sich in Prachtgewanden
zehn Jungfraun, ihre Lampen brannten
hellstrahlend in dem düstern Raum,
es regte sich ein Odem kaum.
Die Menge staunt — die Jungfraun wenden
sich näher mit dem Glanz des Lichts,
fünf tragen Urnen in den Händen,
fünf nur die Lampen, weiter nichts.

Sie reden sanft auf ihrem Gange:
„Wie bleibt der Bräutigam so lange!
Wann kommt er, dem wir uns geschmückt?
daß wir ihn grüßen hochbeglückt.
Schon ruhet Dunkel auf dem Garten,
so laßt uns, traute Schwestern, nun
im Hainesschatten ihn erwarten,
und bis er nahet, laßt uns ruhn."

Geschmückt mit hochzeitlichen Kränzen
entschlummern sie, die Lampen glänzen,
doch matt und matter wird der Schein,
als geh auch er zum Schlummer ein.
Da scheint von ferne her zu wallen
ein lauter Jubel, wundersam,
und Stimmen rufen durch die Hallen:
„Er naht, er naht, der Bräutigam!"

Und wie die Jungfraun schnell erwachten,
den Bräutigam zu grüßen dachten,
da nähren fünf der Ampeln Licht,
fünf aber, ach! vermögen's nicht
und rufen: „Tränkt auch unsre Leuchten
mit euerm Öl, sie löschen aus!"
Doch jene fünf sie von sich scheuchten:
„Holt Öl euch dort im Krämerhaus."

Und wie die Fünfe nun sich weinend
entfernten, naht der Herr, erscheinend
in aller Pracht und Herrlichkeit;
es öffnet sich der Himmel weit.
Ein heller Glanz ist rings ergossen,
die klugen Jungfraun wandeln ein,
dann wird das Gnadentor verschlossen,
und tiefes Dunkel deckt den Hain.

Und eilig nahen mit verstörten,
mit bleichen Mienen die Betörten,
sie rufen laut, sie klopfen an,
doch ihnen wird nicht aufgetan.
Und wie die Stimmen sich erheben:
„Herr! Herr, o laß uns ein zum Licht!"
und wie sie jammern, wie sie beben,
erschallt es laut: „Euch kenn ich nicht!"

Drauf neigt sich auf dem ew'gen Throne
die Himmelskönigin zum Sohne,
fürbittend fleht der Heil'gen Schar:
„O nimm der Armen gnädig wahr!"
Doch all ihr Flehen ist vergebens,
und eine Donnerstimme spricht:
„Der Herr des Todes und des Lebens
geht mit den Sündern ins Gericht!"

Des Volkes Menge sieht erschüttert
das Schauspiel, mancher Sünder zittert.
Doch der Verdammten Qual und Schmerz
fällt Friedrich schwer aufs milde Herz,
und tobend und erfaßt vom Grimme,
erhebt er sich im düstern Haus
und bricht mit einer Löwenstimme
im ungehemmten Zürnen aus:

„Fluch euerm Spiel! und Fluch dem Glauben!
Wollt ihr der Sünder Hoffnung rauben!
Was frommt's, vor Heiligen zu knien,
wird Gottes Gnade nicht verliehn?
Ein Tor, der zu Marien richtet
inbrünstig sein bereuend Flehn,
wenn alle Hoffnung wird vernichtet,
so schrecklich, wie wir hier gesehn!"

Er ruft's, und sinkt in seinen Sessel,
der tiefsten Schwermut schwerste Fessel
legt sich um den gebeugten Geist,
aus der ihn keine Tröstung reißt.
Der freud'ge Mut, er war gebrochen,
umdüstert blieb der hohe Sinn,
so schwanden Tage, schwanden Wochen,
so schwanden Jahre traurig hin.

Bis seines Lebens Tag sich neigte,
bis langsam auslosch seine Leuchte,
durch jenes Schauspiel unerhört
in ihrem heitern Schein gestört.
Ihm hat gewiß der ew'ge Richter
sich mild verzeihend zugewandt.
Der Landgraf starb. Es legt der Dichter
die Harfe trauernd aus der Hand.

Landgraf Ludwig und der Löwe.

Der heil'ge Ludwig tritt hervor
aus Wartburgs hochgewölbtem Tor,
er grüßet fromm den Morgenstrahl
und schaut herab auf Stadt und Tal.

Und wie er jetzt hinunterschaut,
schreckt ihn ein donnergleicher Laut;
er wendet sich nach dem Geschrei
und sieht bestürzt den Löwen frei,

Den Löwen, den man ihm geschenkt,
der seinen Kerker heut gesprengt;
sein Haupt, von Mähnen dicht umrollt,
bewegt er wild, die Stimme grollt,

und seiner Augen Flammenstern
ist starr gerichtet auf den Herrn;
der aber blickt so fest ihn an,
wie ihm der Löwe kaum getan.

Und Auge fest in Auge ruht,
der Landgraf aber droht voll Mut:
„Gleich lege dich, mein edles Tier,
bei meinem Zorn befehl ich's dir!"

Da hat der Löwe sich erschreckt
zu Ludwigs Füßen hingestreckt.
Der Wärter eilt herbei entsetzt,
der Landgraf steht noch unverletzt. —

Ein fester Blick, ein hoher Mut,
die sind zu allen Zeiten gut.
Der Leu des feindlichen Geschicks
weicht oft dem Feuer kühnen Blicks.

Barbarossa im Kyffhäuser.

Auf dem Berge steht der Hirte,
seine Herde pflegt der Ruh;
und des Sturmes Flügel sausen
um die Warte von Kyffhausen,
und der Hirte hört ihm zu.

Und er denkt, der heitre Knabe,
jener Sage wundervoll,
daß im Berg ein alter Kaiser,
daß der Rotbart im Kyffhäuser
längst verzaubert schlafen soll.

„Möchte wohl den Alten schauen!"
spricht der Knab' im kühnen Mut,
„will ein höfisch Liedlein greifen!"
Und schon fliegt sein helles Pfeifen
übern Wald hin, fein und gut.

Und er ruft: „Hast du's vernommen,
alter Kaiser Friederich?
Grauer Schläfer in der Erde,
komm und segne meine Herde,
dieses Stücklein war für dich!"

Horch, da rauscht's im Turmgemäuer
und der Schäferknab' erbebt,
als aus dornigem Gestrüppe
über einer Felsenklippe
sich ein Greisenantlitz hebt.

„Sprich, wem ist dein Lied erklungen?"
fragt der Greis mit mildem Blick;
und es wächst der Mut dem Jungen:
„Kaiser Friedrich ist's erklungen!"
ruft sein kecker Mund zurück.

Und der Alte tritt ihm näher,
faßt ihn an mit kalter Hand:
„Hast dem Kaiser du gehofieret,
lohn er dir, wie sich's gebühret!"
Drauf er schnell mit ihm verschwand. —

Tief im Schoß des Berges springet
eine Pforte klingend auf.
Mächtig wölbet sich die Halle,
drin des Kaisers Diener alle
goldgerüstet stehn zu Hauf;

neigen tief sich vor dem Greise,
tief sich vor dem Silberhaar,
und der Knabe sieht befangen,
wer mit ihm herabgegangen,
wer sein grauer Führer war.

Und der Kaiser spricht voll Hoheit:
„Dieser Knab' hat uns geehrt."
Und er zeigt ihm Wehr und Fahnen,
Wappenschilder grauer Ahnen,
manchen Helm und manches Schwert.

Bricht von einem güldnen Handfaß
einen Fuß und reicht ihm den:
„Nimm zum Lohn die kleine Gabe,
und nun geh, mein wackrer Knabe,
künde, was du hier gesehn!

Sprich, wann sich die Zeit erfüllet,
löst uns Gott aus diesem Band,
und dann soll vor unsern Streichen
bald der stolze Türk entweichen,
frei dann wird das heil'ge Land!"

Bei der Herde stand der Knabe,
wußte nicht, was ihm geschehn,
hielt das Kleinod in der Linken,
sah's im Abendstrahle blinken,
hatte Schönres nie gesehn. —

Schläfst noch immer, alter Kaiser?
Tritt hervor, du Kraftgestalt!
Wappne deine Mannen prächtig!
Sieh, der Türk ist noch gar mächtig!
Barbarossa, kommst du bald?

* * *

Ludwig Storch.

Geb. am 14. April 1803 zu Ruhla in Thüringen, gest. am 5. Febr. 1881 zu Kreuzwertheim a. M. — Knospen und Blüten 1822. Gedichte 1854.

Der finstere Waffenschmied.

Auf dem Amboß frisch und hell
Hammerklang mit frohem Liede.
Tritt ein finsterer Gesell
trotzig in die Waffenschmiede,
spricht den Gruß mit Hammerklang,
da verstummet der Gesang.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
die Kohle sprüht und der Funke springt.

Und vom Meister Schmied begehrt
er die Arbeit mit dem Hammer;
dieser langt ein rostig Schwert
aus der vollen Waffenkammer:
„Schmied' ein neues Schwert daraus,
und du bleibst in meinem Haus."
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
die Kohle sprüht und der Funke springt.

Wieder tönet Hammerklang
in der ruß'gen Waffenschmiede;
aber nimmer tönt Gesang,
keiner bringt's zu einem Liede,
keinem ist es wohl und recht
um den finstern Schmiedeknecht.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
die Kohle sprüht und der Funke springt.

Klirr! — der alte Stahl zerspringt
unterm Schlage seines Hammers;
gräßlich wild das Schwert erklingt,
wie ein Schrei des tiefsten Jammers,
dröhnend durch das ganze Haus —
alle faßt ein stummer Graus.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
die Kohle sprüht und der Funke springt.

Kohle flammet, Kohle zischt
an des Schwertes rost'ger Klinge;
bläst der Balg, die Glut erlischt;
Meister, das sind böse Dinge.
Ist's ein Dämon, der im Schwert
gegen Glut und Schlag sich wehrt? —
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
die Kohle sprüht und der Funke springt.

Ruhig schaut der Meister zu,
ernst und mit betäubten Zügen:
„Schwere Sünde tatest du!
Dir wird sich das Schwert nicht fügen."
Der Geselle steht erblaßt,
wie von Schreck und Angst erfaßt.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
die Kohle sprüht und der Funke springt.

Auf des Schwertes roten Rand
legt der Meister seine Finger:
„Merk dir: eine reine Hand
ist der finstern Macht Bezwinger,
und es nützt ein frommer Spruch
mehr als Schwur und Zauberbuch."
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
die Kohle sprüht und der Funke springt.

Kohle sprüht und Hammer klingt,
und der Stahl fügt sich den Schlägen,
bis das neue Schwert gelingt,
dank des Meisters Zaubersegen;
und es singt der düstre Schmied
leis vor sich ein traurig Lied.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
die Kohle sprüht und der Funke springt.

Plötzlich zuckt der scharfe Stahl
in die Hand, die ihn geschmiedet,
und des Blutes roter Strahl
auf der heißen Klinge siedet.
„Weh dir!" zürnt des Meisters Wort,
„du vollbrachtest schlimmen Mord!"
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
die Kohle sprüht und der Funke springt.

„Wiß, dies ist ein Henkerschwert,
Richtstahl, schwere Schuld zu rächen,
und dein sündig Blut begehrt
heut er streng für dein Verbrechen;
deines eignen Hammers Schlag
brachte deine Schuld zu Tag!"
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
die Kohle sprüht und der Funke springt.

Drauf der Finstre: „Ich gesteh
meine Tat", — er spricht's mit Zagen,
„meinen Vater hab ich, weh!
meuchelmörderisch erschlagen
und mit Arglist den Verdacht
auf ein andres Haupt gebracht."
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
die Kohle sprüht und der Funke springt.

Und der Stahl, der ihn verriet,
straft den bösen Vatermörder. —
Hammerklang und frohes Lied
tönen in der Schmiede förder,
oft doch auch ein traurig Lied
von dem finstern Waffenschmied.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
die Kohle sprüht und der Funke springt.

* * *

Julius Mosen.

Geb. am 8. Juli 1803 zu Marienei im Vogtlande, gest. am 10. Oktober 1867 zu Oldenburg.

Das Lied vom Ritter Wahn 1831. Gedichte 1836. Ahasver 1836. Sämtliche Werke 1863 u. 1880. — Aus dem allegorischen phantasie- und gedankenvollen Epos „Ritter Wahn" wurde kein Gesang hier aufgenommen, weil keiner der einzelnen Gesänge an sich künstlerisch fesselt.

Heinrich der Löwe.

Die Heimkehr.

Harfen und Schalmaien hallen
hell zu Braunschweig in dem Schloß;
bunte Fähnlein müssen wallen,
wimmeln muß ein Dienertroß;
thronet doch beim Hochzeitsmahle
Heinrichs Witwe dort im Saale.

An der Türe gar gewaltig
still ein hoher Pilger steht,
dem der Mantel weit und faltig,
dem das reiche Haupthaar weht,
dem zu Füßen hingeschmieget
zahm ein starker Löwe lieget.

Doch ein Diener kommt gegangen,
weist den ernsten Pilger fort;
aber der spricht ohne Bangen:
Knabe! mir gefällt der Ort.
Hüt' dich! nebenan die Katze
kämmt mit einer guten Tatze.

Und der Jüngling schrickt zusammen,
als er jetzt in grünem Licht
sieht des Löwen Auge flammen.
Doch der Pilger freundlich spricht:
Fürcht dich nicht, doch gib mir Kunde
drinnen von der Tafelrunde!

Und der kluge Diener flüstert:
Unsre Herrin, zart und bleich,
sitzt dort oben gramumdüstert,
da dem Grafen, stolz und reich,
der wohl munter sitzt daneben,
muß sie endlich sich ergeben.

Seit der Welfe fern gestorben
auf dem Zug zum heil'gen Land,
wurde mild und hart geworben
um der edlen Witwe Hand,
endlich vor dem Drohn der Degen
scheint ihr stolzer Sinn erlegen.

Doch der Pilger forschet wieder:
Wer ist jenes Frauenbild?
traurig sieht sie vor sich nieder —
bei der Braut so schön und mild?
Ihr schien einst der Graf treueigen,
sprach der Knabe: laß mich schweigen!

Eile, spricht der Pilger weiter,
flugs zur Grafenbraut hinein,
sage ihr: ein Gottesstreiter
heischet einen Becher Wein, —
heischet ihn um Christi Willen,
sich des Durstes Qual zu stillen.

Und der Diener geht in Eile,
kündet seiner Frau die Mär, —
bringt dem Mann nach einer Weile
einen Kelch vom Golde schwer,
und der Pilger leert die Schale,
und der Jüngling kehrt zum Mahle.

Doch die schöne Braut erschricket,
wie sie in den Becher sieht,
drinnen Heinrichs Ring erblicket,
der in Gold und Steinen glüht;
hat ihn bald herausgenommen,
heimlich bebend, herzbeklommen.

Ach! sie schluchzet und sie weinet
und sie stürzet nach dem Tor,
wo der Pilger jetzt erscheinet,
mit dem Löwen tritt hervor; —
und schon hält er voll Erbarmen
seine Gattin in den Armen.

Heinrich spricht im Zorn und Grimme
den erschrocknen Grafen an:
Kennst du noch des Löwen Stimme,
der du schlimm an mir getan?
Graf! inmitten deiner Sünden
muß dich so der Welfe finden?

Und ein Fräulein rang die Hände,
das zu seinen Füßen lag,
und der Herzog gar behende
zu der frommen Jungfrau sprach:
Dir stell heim ich seine Sache,
nimm nur nicht zu schwere Rache!

Rings ein Danken, Jauchzen, Freuen
und des Volkes Freudendrang,
gingen Töne und Schalmaien,
jubelnd die Trompete klang,
und des Löwen dumpfes Brüllen
wollte Stadt und Land erfüllen.

Der Löwe.

Im Dom zu Braunschweig ruhet
der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
nach manchem harten Strauß.

Es liegt auf Heinrichs Grabe,
gleichwie auf einem Schild,
ein treuer Totenwächter —
des Löwen ehrnes Bild.

Der Löwe konnt nicht weichen
von seines Herzogs Seit',
von ihm, der aus den Krallen
des Lindwurms ihn befreit.

Sie zogen miteinander
durch Syriens öden Sand,
sie zogen miteinander
nach Braunschweig in das Land.

Wo auch der Welfe wandelt,
der Löwe ziehet mit,
zieht mit ihm wie sein Schatten
auf jedem Tritt und Schritt.

Doch als des Herzogs Auge
in Todesnöten brach,
der Löwe still und traurig
bei seinem Freunde lag.

Vergebens fing den Löwen
man in den Käfig ein;
er brach die Eisenstäbe,
beim Herren mußt er sein.

Beim Herzog ruht der Löwe,
hält jeden andern fern,
doch nach drei Tagen fand man
tot ihn beim toten Herrn.

Drum mit des Herzogs Namen
geht stolz jahrhundertlang
der Löwe wie beim Leben
noch immer seinen Gang.

*

Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
der treue Hofer war,
in Mantua zum Tode
führt ihn der Feinde Schar;
es blutete der Brüder Herz,
ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
mit ihm das Land Tirol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
mit ruhig festen Schritten,
ihm schien der Tod gering;
den Tod, den er so manches Mal
vom Iselberg geschickt ins Tal
im heil'gen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
im festen Mantua
die treuen Waffenbrüder
die Händ' er strecken sah,
da rief er aus: „Gott sei mit euch,
mit dem verratnen Deutschen Reich
und mit dem Land Tirol!"

Dem Tambour will der Wirbel
nicht unterm Schlägel vor,
als nun Andreas Hofer
schritt durch das finstre Tor; —
Andreas noch in Banden frei,
dort stand er fest auf der Bastei,
der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknien,
er sprach: „Das tu ich nit!
will sterben, wie ich stehe,
will sterben, wie ich stritt,
so wie ich steh auf dieser Schanz;
es leb mein guter Kaiser Franz,
mit ihm sein Land Tirol!"

Und von der Hand die Binde
nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
allhier zum letztenmal,
dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer, ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedecket,
der Trompeter sterbend ruht,
an der Katzbach hingestrecket,
der Brust entströmt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
doch sterben kann er nicht,
bis neue Siegeskunde
zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
in Todesängsten bang,
zu ihm herüberdringet
ein wohlbekannter Klang.

Der hebt ihn von der Erde,
er streckt sich starr und wild —
dort sitzt er auf dem Pferde
als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert, —
fest hält sie seine Hand —
und wie ein Donner wettert
Viktoria in das Land.

Viktoria — so klang es,
Viktoria — überall,
Viktoria — so drang es
hervor mit Donnerschall.

Doch als es ausgeklungen,
die Trompete setzt er ab;
das Herz ist ihm zersprungen,
vom Roß stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
hielt's ganze Regiment,
der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End!"

*

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

I.

Es wollten viele treue Gesellen
sich kaufen ein Vaterland,
zu Leipzig mit eisernen Ellen
ein freies Vaterland.

Dort hat den Frieden gefunden
wohl mancher Mutter Sohn,
es leuchtet wie brennende Wunden
ringsum der rote Mohn.

Was fragt ihr, Todesgenossen,
die ihr da unten ruht:
Was half es, daß geflossen
so viel vom roten Blut?

Wer kann euch Antwort sagen,
wer sagen solches Leid?
Wohl euch, daß ihr erschlagen,
daß ihr erschlagen seid!

II.

Zwei Trompeter reiten zum Tor herein,
das ist ein mächtiges Klingen, —
sie stoßen in die Trompeten hinein,
als sollte die Welt zerspringen.

Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
die Völkerschlacht war geschlagen;
dahin geschmettert und umgebracht,
im Staube die Feinde lagen.

Der Hessen-Homburg reitet zur Stadt,
der erste vor allen den Helden;
wie das so herrlich geklungen hat,
die fröhlichste Kunde zu melden!

Ein alter König am Fenster stand,
er mochte wohl schmerzlich beten:
„Herr Jesus Christus, mein Sachsenland,
nicht gänzlich laß es zertreten!"

Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

In Warschau schwuren Tausend auf den Knien:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei getan!
Tambour, schlag an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
mit stillem Schmerz sein viertes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
kein Kamerad hat einen Schuß getan;
und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
mit Bajonetten ging es drauf und dran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt:
Wir waren dort, das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
bei Ostrolenka grimmig auf uns an,
doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
mit Bajonetten brachen wir uns Bahn!
Fragt Ostrolenka, das uns blutig nennt:
Wir waren dort, das vierte Regiment!

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
doch griffen wir mit Bajonetten an,
und ob wir auch dem Schicksal unterlagen,
doch keiner hatte einen Schuß getan!
Wo blutigrot zum Meer die Weichsel rennt,
dort blutete das vierte Regiment!

O weh! das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht: wer uns dies Leid getan?
Weh allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an; —
doch fragt ihr: wo die tiefste Wunde brennt?
Ach, Polen kennt sein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
an unsrer Seite dort wir stürzen sahn!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
und um die Heimat ewig ist's getan.
Herrgott im Himmel, schenk ein gnädig End
uns Letzten noch vom vierten Regiment! —

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
zehn Grenadiere in das Preußenland
mit düsterm Schweigen, gramumwölkten Blicken;
ein: „Wer da?" schallt; sie stehen festgebannt,
und einer spricht: „Vom Vaterland getrennt,
die letzten Zehn vom vierten Regiment!"

* * *

Hermann Besser.

Geb. am 17. Juli 1807 in Zeitz, gest. am 25. Dezember 1895 in Dresden.

Der Choral von Leuthen.

(Auswahl deutscher Gedichte von Th. Echtermeyer. Halle, 1854.)

Gesiegt hat Friedrichs kleine Schar. Rasch über Berg und Tal
von dannen zog das Kaiserheer im Abendsonnenstrahl;
die Preußen stehn auf Leuthens Feld, das heiß noch von der Schlacht;
des Tages Schreckenswerke rings umschleiert mild die Nacht.

Doch dunkel ist's hier unten nur, am Himmel Licht an Licht,
die goldnen Sterne ziehn herauf wie Sand am Meer so dicht;
sie strahlen so besonders heut, so festlich hehr ihr Lauf,
es ist, als wollten sagen sie: Ihr Sieger, blicket auf!

Und nicht umsonst. Der Preuße fühlt's: es war ein großer Tag.
Drum still im ganzen Lager ist's, nicht Jubel noch Gelag;
so still, so ernst die Krieger all, kein Lachen und kein Spott —
Auf einmal tönt es durch die Nacht: Nun danket alle Gott!

Der Alte, dem's mit Macht entquoll, singt's fort, doch nicht allein,
Kamraden um ihn her im Kreis gleich stimmen sie mit ein;
die Nachbarn treten zu, es wächst lawinengleich der Chor,
und voller, immer voller steigt der Lobgesang empor.

Aus allen Zelten strömt's, es reiht sich singend Schar an Schar,
einfallen jetzt die Jäger, jetzt fällt ein auch der Husar,
auch Musika will feiern nicht, zu reiner Harmonie
lenkt Horn, Hobo und Klarinett die heil'ge Melodie.

Und stärker noch und lauter noch, es schwillt der Strom zum Meer,
am Ende wie aus einem Mund singt rings das ganze Heer;
im Echo donnernd, widerhallt's das aufgeweckte Tal,
wie hundert Orgeln braust hinan zum Himmel der Choral.

* * *

Julius Hammer.

Geb. am 7. Juni 1810 zu Dresden, gest. am 23. August 1862 zu Pillnitz.

Schau um dich und schau in dich 1857. Fester Grund 1859. Auf stillen Wegen 1859. Unter dem Halbmond 1860. Lerne, liebe, lebe 1863

Die Schmiede am Bodensee.

Die Werkstatt glüht vom Feuerschein
im frühen Morgendämmer;
mit vollem Takte schallen drein
herzhaft geschwungene Hämmer.
Das ist am Bodensee der Schmied
mit seinen zwei Gesellen;
die schlagen ein eisern klingend Lied,
das weit hinüber nach Rorschach zieht,
wohl über die grünen Wellen.

Da steigt ein finsterer Reiter ab:
„Wohlauf, zum Glück Erkorne!
Ein Eisen braucht mein schneller Rapp,
ersetzt mir das verlorne!
Ich hab mich verspätet an Norwegs Strand
in kühler Nacht als Bote;
drum ohne Säumen seid zur Hand,
ich muß ins heiße Ägypterland
noch vor dem Morgenrote!"

Die Schmiede hören erstaunt den Ruf,
doch tun sie, wie geheißen,
und kaum daß sie berührt den Huf,
sitzt auch schon fest das Eisen.
„Das alte nehmt dafür zu Lohn,
ihr findet's am Himmel droben!"
So spricht der Reiter im Sattel schon,
und ist wie der Sturm dahingeflohn
und wie im Nebel zerstoben.

An ihre Arbeit schweigend gehn
der Schmied und seine Genossen;
erst als sie den Tag sich röten sehn,
ist ihnen der Mund erschlossen.
Die beiden Gesellen lachen auf:
„Was kann man nicht alles erfahren!
Rasch geht der Geisterrosse Lauf,
und ihre Reiter verstehn sich drauf,
die Zahlung zu ersparen."

Der Meister aber warnt vor Hohn
und spricht den Blick erhoben:
„Der Geist hat recht, der beste Lohn
kommt immer nur von oben!"
Da nicken die Gesellen traut
dem Alten zu, dem frommen,
und von der Schmiede hämmert's laut,
bis still der Abend niedertaut
und wieder die Sterne kommen.

Beisammen sitzen die drei noch spät
im Gärtchen an der Schmiede,
auf weitem Feld des Himmels sät
Goldkörner aus der Friede;
sieh, plötzlich ein Sternbild eigner Pracht,
hufeisengleich, sich breitet,
und eine Stimm' erschallt mit Macht:
„Ihr habt beschlagen das Roß der Nacht,
drauf Odin die Welt umreitet!"

Das verirrte Hähnlein.

Es kommt ein Knäblein über Feld,
an einer Quelle Rast es hält,
und weil es Durst und Hitze plagt,
der kühle Ort ihm wohlbehagt.
Das Wässerlein rinnt klar und blank,
der kleine Gast spricht: „Schönen Dank!"
Er macht das Händchen hohl und rund
und führt den Labetrunk zum Mund;
doch als er eben schlürfen will,
bedenkt er sich und lauschet still, —
ein Stimmlein hört er in dem Quell:
„Mach zu die Hand und laufe schnell,
mit einem frischen Naß bewirte
das junge Hähnlein, das verirrte."
Sogleich macht sich der Knabe auf,
er eilt dahin in flücht'gem Lauf,
und ob er auch nicht fragte „wo?",
er ist doch seines Weges froh,
kein Zweifel kommt ihm in die Seele,
ob nicht sein Fuß das Ziel verfehle.
Das Hähnlein wartet sein am Hügel,
wie bittend hebt's die matten Flügel;
der Kleine duckt sich in den Sand
und öffnet mit Vertraun die Hand —
sieh, wie's da perlt, sieh, wie's da blinkt,
sieh, wie das Tierlein emsig trinkt!
Und als es nun gestillt die Qual,
ei horch, da kräht's zum erstenmal!
Mit heller Kinderstimme ruft
es dankend in die blaue Luft:
„Nie, nie mein Herz den Dienst vergißt
dir, vielgeliebter Jesu Christ!"
In selbem Augenblicke springt
herbei ein andrer Knab' und singt:
„Mein kleiner Flüchtling, kennst du mich?
Zwei Tage lang schon sucht ich dich;
hab acht, die Glucke schilt dich aus,
wenn ich zurück dich bring ins Haus!"
Der kleine Christus spricht: „Die Mutter
gibt ihm statt Schelte süßes Futter,
sie freut sich seiner Wiederkehr,
als ob's das ihre doppelt wär;
so trag in Gottes Namen denn
den muntern Vogel heim, und wenn
du krähn ihn hörst zum Frühaufstehn,
so denke mein — auf Wiedersehn!"
Dem andern ward es wohl und bang
ums Herz bei dieser Stimme Klang —
„Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!"
er wiederholt es stets im Gehn. —
Der Knabe Simon, der so sprach,
als Jüngling folgt er Christo nach,
und weil als glaubenstreu erkannt,
ward „Petrus" er vom Herrn genannt;
doch ach, in einer finstern Nacht
hat auch gewankt des Felsen Macht —
da schreckt ihn auf des Hahnes Schrei:
„Sei eingedenk und wachsam sei!"
Und tiefer Reue bittres Leid
gemahnt ihn an die Knabenzeit,
da aus des Jesuskindes Munde
geworden ihm prophetische Kunde.

Christus und Johannes.

Neujahrnacht war's; der göttliche Weise
weilt in der Jünger trautem Kreise.
Von Mund zu Munde, ruhig helle,
floß ihre Rede, Well' auf Welle.
Wenn aber der Heiland sprach darein,
da war's wie Morgensonnenschein,
der jeden noch beredter machte,
zu sagen, was er fühlt und dachte.
Johannes nur war trüb und schweigend,
und bange sich zum Meister neigend,
schien auf der Lipp' ihm eine Frage,
die er nicht auszusprechen wage;
bis er, noch halb in sich gewandt,
anhub, aufs Herz gelegt die Hand:
„Wann wird die Liebe hier auf Erden
in jeder Brust lebendig werden?
Wann werden, brüderlich verbunden,
sich alle Herzen treu bekunden?
Wann wird das Reich, um das wir flehn,
in seiner Herrlichkeit erstehn?"
Des hohen Meisters Augen sahn
den Jünger wie verwundert an;
doch lächelten sie mit sanftem Licht:

„Ist's mein Johannes, der so spricht?"
Dann blickt er um sich in der Runde
und sprach: „Laßt in der letzten Stunde,
die noch das Jahr, ihr Freunde, hat,
hinaus uns wandeln durch die Stadt."
Gern waren allesamt bereit,
dem Herrn zu geben das Geleit;
und wie sie durch die Gassen gingen,
da hörten sie manchen Psalmen klingen,
und vor den Häusern, vor den Pforten,
saßen die Leute hier und dorten.
Johannes, mit sich selbst im Streite,
schritt sinnend an des Meisters Seite,
daß er das Grüßen kaum vernahm,
das freundlich aus manchem Munde kam.
Wie er nun, in sich selbst befangen,
war eine Strecke so gegangen,
da nahm ihn der Meister bei der Hand
und fragt ihn, still zurückgewandt:
„Sieh, wo du hergekommen bist,
was hinter dir geblieben ist!"
Johannes schlug die Augen auf:
„Was meinst du, Herr?" so sprach er drauf,
„nur tiefes Dunkel kann ich sehn."
„Nun wohl, so laß uns fürder gehn,"
versetzte der göttliche Begleiter
und zog mit ihm des Weges weiter.
Und wieder aus manchem Mund scholl
ein freundlich Grüßen liebevoll;
doch nicht zu danken hat vergessen
der Jünger, der sich unterdessen
von seinen Träumen losgerungen
und seines Herzens Gram bezwungen.
So waren sie von der Straße Mitten
zu deren Ende fortgeschritten,
und wieder nahm, zurückgewandt,
der Meister den Jünger bei der Hand:
„Sieh, wo du hergekommen bist,
was hinter dir geblieben ist!"
Und staunend nahm Johannes wahr
ein mildes Leuchten sternenklar;
von jedem Haupt, von jedem Haus,
wo er gegrüßet, ging es aus,
und schien herüber zu ihm zu blinken
und treue Grüß ihm zuzuwinken.
Da fühlt er, wie aus dem Gemüte
ihm tiefe Scham zur Wange glühte,
und unversagt ein Wort nur blieb,
ein einzig Wort: „Vergib! vergib!"
Der Heiland aber sprach mit Milde:
„Dein Tun erscheint dir hier im Bilde!
Dein töricht Fragen und banges Träumen
ließ, Freund, dich deine Pflicht versäumen.
Der Vater im Himmel weiß allein,
was künftig wird und wie es sein;
doch daß er die Liebe hat gegeben,
weißt du im eignen tiefsten Leben,
und wo du sie übst von Herzen nur,
da hinterläßt sie lichte Spur!"

* * *

Theodor Drobisch.

Geb. am 26. Dezember 1811 zu Dresden, gest. am 15. April 1882 ebenda. — Dichtungen 1836. Kasernenlieder und Kampf- und Wehrlieder 1848. Bunte Glasuren 1865.

Der Dessauer Marsch.

(1706.)

Der Sieg war errungen, Viktoria schoß
man flott aus Kartaunen, Kanonen;
der Dessauer spornte sein stattliches Roß,
besichtigt Kommunikationen.
Trotz Kontreskarpe, Ravelin, Batterie,
bewährte sich wieder sein Feldherrngenie;
an Parallelen verschüttet hält er,
da kommen drei Senatores daher
mit zwölf Musikanten, erst langsam, dann Trott,
Waldhörner, Trompeten, Klarino, Fagott.

Gelüftet das violett-samtne Barett,
so stehen die Herren vom Rate,
es sehen Hauptleute, Major und Kornett
die Ratsmusikantenparade.
„Prinz Durchlaucht", nimmt einer der Räte das Wort,
„wir kommen zu danken für Schutz und für Hort;
wir können nicht lohnen mit Silber und Gold,
die Musika aber blieb uns treu und hold;
ein Marsch, unvernommen, allhier komponiert,
der sei Euch zu Lohn und zu Dank dediziert."

Ein Marsch? — Mit dem Handschuh von Silber bordiert
greift eilig der Fürst nach den Noten,
er, der mit Kartaunen nur musiziert,
soll knacken melodische Schoten.
Von Taktstock und Linien nicht eine Spur,
er kannte Schlachtlinie und Ladestock nur;
ein Kreuz und ein B, Notenköpfe dabei,
die nicht einmal alle in Glied und Reih,
das ist, sozusagen, ihm doch unerhört,
doch, immer schlagfertig, Musik er begehrt.

Ein handniederschlagendes Zeichen, und kühn
losschmettern die Zwölfe der Bläser,
das packt und erregt wie das Schäumen und Glühn
champagnergefüllter Stutzgläser.
Der Dessauer murmelt zum Prinzen Eugen:
„Potz Wetter, Herr Bruder! ich muß Euch gestehn,
der Marsch ist nicht bitter, hört nur, wie es paßt,
da ist jede Note gemästet mit Kraft,
mitunter so duse und dann ein: fahr hin!
als stäken zehntausend der Teufel darin."

„Noch einmal! da capo!" der Fürst kommandiert,
es müssen Heerpauken zur Stelle;
es rasseln die Trommeln, es wird musiziert,
als gält's zu erstürmen die Hölle.
Und kaum ist gesunken der ruhmvolle Tag,
so pfiffen die Deutschen die Töne schon nach.
Der Marsch ward lebendig, es wirkte sein Schlag
in der Schlacht noch bei Roßbach, bei Torgau und Prag;
er glühte, ein nie zu verlöschender Brand,
tonmarkig auf Zungen und Herzen im Land.

* * *

Otto Ludwig.

Geb. am 11. Februar 1813 zu Eisfeld in Sachsen-Meiningen, gest. am 25. Februar 1865 zu Dresden. — Gesammelte Werke 1870. Ausgewählte Werke, herausg. von Adolf Bartels, Leipzig.

Das Lied von der Bernauerin.

Soll ich die Märe bringen,
die mir bewegt den Sinn?
So sagen wir und singen
von der Bernauerin.

„Ich weiß nicht mehr zu raten,
zu helfen nimmer weiß,
so möge Gott in Gnaden
aufnehmen meinen Geist.

Doch wie ich nun geduldig
verlieren muß den Leib,
so wahr bin ich unschuldig
und meines Herren Weib.

Und sagt Herrn Ernstens Schreiben,
das Badermägdelein,
das könne leben bleiben,
woll's seine Schnur nicht sein,

so sag ich's doch und schwören
will ich's noch tausendmal:
ich bin in Zucht und Ehren
Herrn Albrechts Ehgemahl.

Der Frauen höchster Adel
ist ihre Frauenehr,
die hab ich sonder Tadel,
hat keine Fürstin mehr."

Sie nahm das Ringlein abe,
das Ringlein war von Gold,
ihr gab's der edle Knabe,
der sie nicht lieben sollt.

„Leb wohl, der mir ihn geben,
leb wohl, mein liebster Knab;
so wohl sollst du mir leben,
wie ich geliebt dich hab."

Und um des Hemdleins Falten
herum ein Tuch sie wand.
„Sollt mir das Tuch nicht halten,
das wär mir eine Schand.

Nun bitt ich nur zumeisten,
daß nur das Totenweib
und keines Manns Erdreisten
berühre meinen Leib."

Da griff nun so behende
der wilde Henker dar
und wand um seine Hände
ihr goldnes langes Haar

und faßte sie darüber
mit seiner linken Hand
und schwang sie hoch hinüber
über der Brücke Rand.

Es wichen rings die Wellen,
so wie sie fiel darein,
als wollten sie Gesellen
so schlimmer Tat nicht sein,

und trugen wie auf Armen
empor den schönen Leib,
als hätt' es ihr Erbarmen,
das schöne Fürstenweib.

Da faßte mit der Stange
der Henker wieder dar
und wand darum das lange,
das weiche goldne Haar

und tauchte sie mit Schnelle
und hielt sie fest darin;
und traurig zog die Welle
über die Tote hin.

Da kam ihr Herr von Böhmen
herangesprengt zu Roß;
wie er's erfuhr, in Strömen
die Zähr' ihm niederfloß.

„Nicht soll dem Alten frommen
die himmelschrei'nde Tat;
weit mehr hat er genommen,
als er mir geben hat.

Auf, Fischer, fischt mir eilig
nach ihrem süßen Leib —
weh doch! weh um mein heilig,
getreues reines Weib!

Es ward kein Weib geboren,
von fürstlich edlerm Sinn
zur Fürstin je erkoren
als die Bernauerin.

Und um solch Weib getragen
hat Jammer nie ein Mann;
so muß ich um sie klagen,
so lang ich klagen kann."

* * *

Adolf Böttger.

Geb. am 21. Mai 1815 in Leipzig, gest. am 16. November 1870 in Gohlis bei Leipzig.

Frühlingsblumen 1846. Gedichte 1846. Neue Gedichte 1854. Historien der Liebe 1860. Heilige Tage 1865. Neue Lieder und Dichtungen 1869. Gesammelte Werke 1865/66.

Aus der Gnomenwelt.

Im Gestrüpp, wo dichtgeschart
Eriken und Farrenkräuter,
liegt der Gnom und streicht den Bart,
als ein Fürst der Bärenhäuter;
mausefellen ist sein Rock,
Weidenbast die Pluderhose,
ein Wacholderreis sein Stock,
und sein Dolch ein Dorn der Rose.

Horch, da rauscht es in dem Gras,
und es schwanken Halm und Farren,
leise schlüpft's und gleißt wie Glas,
daß des Gnomen Glieder starren;
unter ziegelrotem Dach
eines mächt'gen Fliegenschwammes
äugelt grün und zornig ach!
Eidechslein, das Kind des Schlammes.

Kaum nun springt der Gnom hervor,
schlängelt sich das Tier im Ringe,
schäumt und züngelt, daß empor
furchtsam fliehn die Schmetterlinge.
Hurtig zückt der Gnom den Speer
heißen Ingrimms auf den Drachen,
zischend springt das Blut empor
aus dem Salamanderrachen.

Jener trennt den Kopf vom Rumpfe,
steckt ihn auf die Brombeerlanze
und im seligsten Triumphe
flicht er Eichlaub sich zum Kranze,
siegreich zieht er dann einher,
zeigt sich Vettern, Basen, Ohmen,
widerhallt im Land die Mär
stolz vom Ritter Görg der Gnomen.

* * *

Julius Sturm.

Geb. am 21. Juli 1816 zu Köstritz, gest. 2. Juni 1896 in Leipzig. — Gedichte 1850. Neue Gedichte 1856 und viele andere Bände bis zum Jahre 1894.

Wie schön leuchtet der Morgenstern!

(Des alten Dorfschulmeisters liebstes Lied.)

Wie schön leuchtet der Morgenstern!
Hab doch kein andres Lied so gern!
Mit Tränen füllt sich jedesmal
mein Auge, spiel ich den Choral.
's war damals, als der alte Fritz
noch stritt um Schlesiens Besitz.
Hier in den Schluchten lag sein Heer,
der Feind dort auf den Höhn umher.
Da sah's im Dorf gar übel aus,
die Scheuern leer, kein Brot im Haus,
im Stalle weder Pferd noch Kuh,
und vor dem Feind die Furcht dazu.
So hatt' ich eben eine Nacht
mit Seufzen und Gebet durchwacht
und stieg beim ersten Morgengraun
den Turm hinauf, um auszuschaun
wie's draußen stünd; 's war still umher,
und ich sah keine Feinde mehr.
Da zog ich still mein Käpplein ab,
dem lieben Gott die Ehre gab.
Horch! plötzlich trabt's ins Dorf herein:
der Himmel woll' uns gnädig sein!
ein alter Schnauzbart jagt im Trab
nach meinem Haus, dort steigt er ab;
kaum bin ich unten, schreit er: „Lauf,
schließ mir geschwind die Kirche auf!"
Ich bat: „Bedenkt, 's ist Gottes Gut,
was man vertraut hat meiner Hut,
und Kirchenraub bestraft sich schwer."
Doch er schrie wild: „Was schwafelt Er?
Flink aufgeschlossen, sonst soll Ihn —!"
schon wollt er seinen Säbel ziehn, —
da dacht ich bang an Weib und Kind
und öffnete die Kirch' geschwind
und trat dann zagend mit ihm ein;
mein Weib schlich weinend hinterdrein.
Er ging vorüber am Altar,
hinauf dann, wo die Orgel war;
da stand er still: „Gesangbuch her!
Hier den Choral da spielet Er!
Und daß Sie brav die Bälge tritt!
Marsch! vorwärts jetzt und zögert nit!"
Ich fing mit einem Vorspiel an,
wie ich's mein Lebetag getan.
Da fiel der Alte grimmig ein:
„Was soll mir das Geklimper sein?
Hab ich's denn nicht gesagt dem Herrn:
Wie schön leuchtet der Morgenstern!" —
„— 's ist nur das Vorspiel!" — „Dummes Zeug!
Was spielt Er den Choral nicht gleich?"
So spielt ich denn, weil er's befahl,
ganz ohne Vorspiel den Choral,
der alte Schnauzbart sang das Lied,
ich und mein Weib, wir sangen mit.
Das Lied war aus, still saß der Mann,
ein heißer Strom von Tränen rann
ihm übers braune Angesicht,
die funkelten wie Demantlicht.
Dann stand er auf und drückte mir
die Hand und sprach: „Da, nehmt das hier!"
Es war ein großes Talerstück,
ich wies das Geld beschämt zurück;
er aber rief: „Was soll das, Mann?
Bei Gott, es klebt kein Blut daran!
Gebt's an die Armen in dem Ort."
Drauf gingen wir zusammen fort,
und noch im Gehen sprach er weich:
„Kein Lied kommt diesem Lied mir gleich,
es hat mich in vergangner Nacht
zum lieben Gott zurückgebracht.
's rief gestern abend der Major
vor unsrer Front: ‚Freiwill'ge vor!
's soll ein verlorner Posten stehn
dem Feinde nah, dort auf den Höhn;
hat keiner Lust, hat keiner Mut?'
Das trieb mir ins Gesicht das Blut:
‚Da müßten wir nicht Preußen sein!'
Ich rief's und trat rasch aus den Reihn;
drei meiner Söhne folgten mir:
‚Gehst du, so gehen wir mit dir!'
So zogen wir nach jenen Höhn,
um dort die ganze Nacht zu stehn.
Es blitzte hier, es krachte da,
es war der Feind uns oft so nah,
daß er uns sicherlich entdeckt,
wenn uns nicht droben der versteckt.
Ja Mann, ich hab' so manche Nacht
im Feld gestanden auf der Wacht,
doch war mir nie das Herz so schwer, —
's kam nur von meinen Jungens her;
Ihr habt ja Kinder, — nun, das wißt
Ihr selbst, was Vaterliebe ist.
Drum hab' ich auch emporgeblickt
und ein Gebet zu Gott geschickt;
und wie ich noch so still gefleht,
da ward erhört schon mein Gebet,
denn leuchtend ging im Osten fern
auf einmal auf — der Morgenstern,
und mächtig mir im Herzen klang
der längst vergeßne fromme Sang;
hätt' gern gesungen gleich das Lied,
doch schwieg ich, weil's uns sonst verriet.

Zugleich fiel mir auch manches ein,
was anders hätte sollen sein,
vor allem, daß ich dieses Jahr
noch nicht im Gotteshause war.
Das machte mir das Herz so schwer:
das war's, das trieb mich zu Euch her."
Der Alte sprach's, bestieg sein Pferd
und machte munter rechtsumkehrt.
Seht! drum hab' ich das Lied so gern:
„Wie schön leuchtet der Morgenstern"
und spiel noch heute jedesmal
ganz ohne Vorspiel den Choral,
und wenn ich spiel, sitzt immerdar
mir dicht zur Seite der Husar,
ich höre seinen kräft'gen Baß,
und da — wird mir das Auge naß.

Ein deutscher Postillion.

Es fuhr der Herr von Zavelstein
gar lustig in die Welt hinein,
und vor ihm auf dem Kutscherthron
saß Michel hoch als Postillion,
ein Kerl als wie ein Riese.

Und fort ging's durch den Böhmerwald,
da plötzlich tönt ein donnernd: Halt!
Zwei Räuber nahn; doch kämpft voll Mut
der edle Herr, schon fließt sein Blut
aus mancher tiefen Wunde.

Der Postillion schaut ruhig drein,
da ruft der Herr von Zavelstein:
„Nehmt alles, nur gerbt mir dem Hund
dort auf dem Bock das Fell erst wund,
der mich so feig verlassen!"

Ein Ruck — und Michel stürzt vom Bock,
auf seinem Rücken tanzt der Stock,
es trifft ihn mächtig Streich auf Streich,
doch stets bleibt seine Ruh sich gleich,
als müßt er's eben leiden.

Auf einmal aber reckt er sich,
und immer höher streckt er sich,
und jetzt ein Schlag und noch ein Schlag,
und blutend auf dem Boden lag
vor ihm das Raubgesindel.

„Was!" rief der Herr von Zavelstein,
„du toller Narr, was fiel dir ein?
Erst läßt du mich in Not, du Wicht,
dann hältst du still und wehrst dich nicht,
und dann erschlägst du beide!"

„Herr!" sprach der Michel voller Ruh,
„erst schaut ich dem Spektakel zu;
doch als mir's selbst ans Leder ging
und das mich an zu jucken fing,
da bin ich warm geworden.

Und seht, bin ich erst einmal warm,
dann juckt's gewaltig mich im Arm.
Dann werd' ich voller Gall' und Gift,
und wohin meine Faust dann trifft,
da wächst kein Grashalm wieder!"

* * *

George Hesekiel.

Geb. am 12. August 1819 in Halle, gest. am 26. Februar 1874 zu Berlin.

Der Saga Saal 1839. Gedichte eines Royalisten 1841. Preußenlieder 1846—48. Soldatenlieder 1849. Der große Kurfürst 1851. Neues Berliner Historienbuch 1851—52. Neue Preußenlieder aus dem Dänenkriege 1864. Zwischen Sumpf und Sand 1864. Neue Gedichte 1866. Gegen die Franzosen 1870. Fallend Laub 1871.

König Johann von Böhmen.

Keck hielt der König Eduard
bei Crecy vor dem Walde,
auf einer langen Hügelreih,
die hieß die Schreiberhalde.

Geschrieben wurde da mit Blut
die grimme Schlachtenkunde
an einem heißen Sommertag
noch um die Vesperstunde.

Keck hielt der König Eduard —
Stolz kam heran gezogen
der König Philipp Valois,
die Lilienfahnen flogen.

Bunt ging vorauf ein ganzes Heer
von Schützen und von Knechten,
die Blüte dann der Ritterschaft,
um Kranz und Strauß zu flechten.

Die Banner wallten still und stolz,
die prächtig bunt gestickten;
die Wappen strahlten auf dem Schild,
vom Helm die Federn nickten.

Die Herren und die Ritter gut,
sie tummelten die Rosse,
doch müd und matt vom langen Marsch
das Fußvolk all im Trosse.

Und als es nun zum Streite kam,
die Britenpfeile flogen,
da brandete die Flut zurück
der fränk'schen Kriegeswogen;

da riß die stolzen Ritter mit
der Knechte wüst Gerenne —
in „Montjoye de Saint-Denys"
schlugs „George et Guyenne!"

Als so der beiden Schlachtenschrei
andonnert tausendtönig,
horcht auf Johann von Lützelburg,
der blinde Böhmenkönig.

Er hielt auf nahem Hügelkamm
hart an dem linken Flügel,
er lauscht und fuhr dann jach empor
und stellt sich fest im Bügel.

„Die Schlacht nimmt einen schlimmen Lauf,
die Briten kommen näher,
Gott schütze Frankreichs Ritterschaft
und Philipp, meinen Schwäher!"

Da sprach von Basel Burkard Münch:
„Die Schlacht, sie geht verloren;
die Lanzen und die Schwerter nicht,
sie brauchen nur die Sporen.

Die Banner seh ich fallen rasch,
die erst so stolz noch wallten,
da wird der König Eduard
so Feld als Sieg behalten!"

Der blinde König aber rief
und schlug an seine Wehre:
„Ihr Freunde und Genossen mein,
wir fechten um die Ehre!

Führt mich ins Schlachtgetümmel dicht,
den Briten stracks entgegen;
wenn Frankreich nur die Sporen braucht,
ich brauche meinen Degen!"

So sprach Johann von Lützelburg
zu seinen Kampfgenossen,
die banden ihres Königs Roß
fest zwischen ihren Rossen.

Herr Burkard Münch von Basel führt
ihn kühnlich auf die Briten,
so sind die deutschen Ritter all
zum Kampf mit ihm geritten.

Es hub sich an ein grimmer Streit
hart an der Schreiberhalde,
da wo der Böhmenkönig schlug
bei Crecy vor dem Walde.

Da tat so manchen guten Hieb
das starke Schwert des Blinden;
so blind er war, den Ehrentod
im Kampf wußt er zu finden.

Und als die Schlacht vorüber war,
sie haben ihn gefunden,
mit seinen Rittern allzumal
im Tode noch verbunden.

Gott schütz den König unsern Herrn
und laß die Feinde verderben,
doch geht's zu Ende, so gönne uns,
wie König Johann zu sterben!

Die ältesten Edelleute.

Zu Trier an des Lehnsherrn Tafel zechten
die edelsten der Stiftischen Vasallen,
denn bei dem Kurfürst Erzbischof zu Gaste
ein Montmorency war als Abgesandter
vom Königlichen Frankreich, zu verhandeln
mit Triers Fürsten, der des Reiches Kanzler
im alten Königreich von Arelat.

Der firne Wein vom Rheine mocht dem Franken,
ein ungewohnter Trank, zu Kopfe steigen,
der kluge Herr, von edler Sitte sonsten,
begann zu prahlen bei dem zehnten Becher
von seines stolzen Hauses hohen Ahnen
und seines Schildes makellosen Ehren;
er hub sein rotes Kreuz im goldnen Felde
so hoch, daß es die deutschen Ritter kränkte,
und ließ die sechzehn blauen Adler steigen,
die seine Ahnen mit dem Schwert gewannen,
des deutschen Reiches Adler flog nicht höher.
Der Kurfürst und die Seinen schwiegen höflich,
das Gastrecht achtend und des Trinkers Schwäche;
doch als beim zwölften Becher Montmorency
den ersten Edelmann der Christenvölker
sich prahlend nannte, weil sein Ahn bei Zülpich
schon vor der Schlacht und vor dem König selber
sich taufen ließ auf Christi heil'gen Namen,
da murrten leis die Stiftischen Vasallen.

Ein alter Ritter, der des Bischofs Scharen
in manchem blut'gen Kampfe siegreich führte,
erhub sich plötzlich unten an der Tafel
und sagte: „Mit Vergunst, mein Herr und Kurfürst,
und mit Vergunst, mein edler Montmorency,
ich kenne Eures hohen Stammes Würde
und seinen Ehren tret ich nicht zu nahe,
doch kennt die Christenheit weit ältren Adel
als Euren Adel von der Schlacht bei Zülpich.
Vernehmet, Herr, was treue Sagen künden
vom allerältsten christlich deutschen Adel.

Am Morgen war es jenes Segenstages,
da Jesus einzog in Jerusalem,
wo sie ihm Palmen streuten auf die Pfade
und Hosianna riefen dem, der kommt,
da stunden an dem Weg drei deutsche Krieger,
die in des röm'schen Kaisers Heere dienten
und zu Jerusalem die Adler trugen.
Sie sahen kaum den Heiland näher kommen,
da wurden ihre Augen aufgetan,
den Menschensohn erkannten sie im Herzen
und laut bekannten sie den heil'gen Glauben.
Der eine führt vom Ried herbei den Esel,
auf dem der Herr den Einzug halten sollte;
der zweite gab dem Gottsohn froh zum Sattel
das Fell der Ziege, die er just geschlachtet;
der dritte hielt dem Herrn die Hand demütig
als Bügel hin, daß er aufsäße besser,
und alle dreie lobten Gott und riefen
ein Hosianna laut dem Sohne Davids.

Von jenen deutschen Kriegern, die so dienten
dem Heiland freundlich an dem Tag der Palmen,
läßt eine treue Sage drei Geschlechter
im deutschen Reiche stammen, die noch blühn.
Der erste, der vom Ried den Esel brachte,
Riedesel heißt sein edles Haus noch heute,
des Esels Haupt steht noch in seinem Schilde.
Der zweite, der gegeben einst den Sattel,
Gebsattel heißt sein edles Haus noch heute,
der Ziege Haupt steht noch in seinem Schilde,
von der das Fell zum Sattel er genommen.
Der dritte, der die Hand zum Bügel reichte
demütig, daß der Herr aufsäße besser,
nun, Aufseß heißt sein edles Haus noch heute,
und eine rote Rose ist sein Wappen,
das ist der Rose Bild von Jericho."

Der alte Ritter schwieg und setzt sich nieder,
die Zechgenossen reichten ihm die Hände,
doch höflich lächelnd sprach der Montmorency:
„Ich dank Euch, Herr, daß Ihr mir so bewiesen,
wie alt des deutschen Reiches Adel ist;
die Sage mag im Kleinen wohl sich irren,
im Großen trifft sie wundersam das Rechte:
nur edle Stämme schlagen so tief Wurzeln,
daß sie sich in der Zeiten Nacht verlieren,
nur edle Stämme ragen so gewaltig,
daß Sagen, Wolken gleich, ihr Haupt umfliegen."
So sprach sich tief verneigend Montmorency.

Julius Grosse.

Geb. am 25. April 1828 zu Erfurt, gest. am 9. Mai 1902 zu Torbole am Gardasee.

Gedichte 1857. Epische Dichtungen (Das Mädchen von Capri; Farek Musa; Der graue Zelter) 1861. Gundel vom Königssee, epische Dichtung aus dem bayrischen Hochland, 1864. Die Sphinx, epische Dichtung, im Düsseldorfer Künstleralbum, 1863. Zwei Phantasiestücke (Vox populi; Abenteuer einer Seelenwanderung) 1869. Aus bewegten Tagen, neue Gedichte, 1869. Wider Frankreich, Altes und Neues, 1871. Erzählende Dichtungen 1871. Der Wasunger Not, ein tragikomisches Heldenlied aus dem 18. Jahrhundert, 1872. Abul Kazims Seelenwanderung, epische Dichtung, 1872. Gedichte, neue Ausgabe, 1882. Das Volkramslied 1889. — Ausgewählte Werke, Berlin 1909.

Romanze.

Horch, horch, was singen die Wellen am Strand?
Es waren drei Jäger im Oberland,
die wollten fischen und jagen
in ihren jungen Tagen.

Sie kamen an einen Wald so grau,
da saß eine wilde, uralte Frau,
die kämmte die weißen Locken,
das Herz tät ihnen stocken.

„Vor tausend Jahren, da war ich schön,
da jagt ich die Hirsche auf Bergeshöhn.
Kein König zog vorüber,
er küßte mich viel lieber.

Mein Haar ward grau, und mein Haupt ward schwer,
mag heute keiner mich küssen mehr,
wollt ihr das Alter nicht ehren?
Ich will euch Sitte lehren!"

Drei Haare sie riß aus dem greisen Schopf,
die wirbelt sie lachend über dem Kopf;
drei schöne Mädchen alsbalde
hinschwebten über dem Walde.

Die Jäger standen und staunten sehr,
dann stürmten sie nach mit Waff' und Wehr,
das flüchtige Wild zu fangen —
sind alle verloren gegangen.

*

Schön Ilona.

In der Pußta heiser der Hofhund knurrt,
die Nacht ist nicht geheuer.
Die Fenster klappern, der Kater schnurrt
hinter dem flackernden Feuer.
Schön Ilona saß im bunten Hemd
und spann am Hochzeitskleide —
Des Herbstes Stürme heulen,
heulen über die Heide.

„Meine Mutter ist alt, mein Vater ist tot,
mein Bruder ist gehangen,
mein Röcklein ist wie Blut so rot,
darin sind goldne Schlangen.
Mein Liebster, das war ein feiner Fürst,
zu manches Mädchens Neide" —
Des Herbstes Stürme heulen,
heulen über die Heide.

„Das war in der schwülen Sommernacht,
in Blitzen stand der Himmel,
da kam er in schwarzer Husarenpracht
auf falbem Nebelschimmel.
Er küßte mich am Weißdorn kalt,
drauf lag das Taugeschmeide" —
Des Herbstes Stürme heulen,
heulen über die Heide.

„Er schaute mich hohl und glühend an,
ich fleht ihn, mein zu schonen,
ich mochte nicht bei dem düstren Mann
in jungen Jahren wohnen.
Da sprang er voll Mitleid auf sein Roß,
das graste auf der Weide" —
Des Herbstes Stürme heulen,
heulen über die Heide.

„Mir träumte, es war der starre Tod,
der damals mich umschlungen,
schwarz schwand er hin im Abendrot,
von Rabenschrei umklungen.
Er hat mir das Mark im Blut versengt
zu ewigem Liebesleide" —
Des Herbstes Stürme heulen,
heulen über die Heide.

„Seitdem war ich vielen Männern gut,
den Bärtigen, Schlanken, Schönen,
sie machten mit Gold und Wein mir Mut
und tanzten zu Geigentönen.
Ich habe geweint, gelacht noch mehr
über die tausend Eide" —
Des Herbstes Stürme heulen,
heulen über die Heide.

„Mein Flachs wird dünn wie das Laub im Wald,
sie sprachen von Wiederkommen;
doch kommt der Eine nicht, kommt er nicht bald,
dann muß mir das Feuer frommen!
Dann reit ich als Hexe auf Besen juchhei,
ich und meine Mutter, wir beide" —
Des Herbstes Stürme heulen,
heulen über die Heide.

Da kam's wie Traben durch den Wind
im dämmernden Wolkenwetter,
auf schnaubenden Pferden ein Schattengesind
mit hohlem Trompetengeschmetter.
Schön Ilona lauscht im Feuerglanz,
das rasselt wie Säbelscheiden —
Des Herbstes Stürme heulen,
heulen über die Heiden.

„Schön Ilona, Schätzchen, komm heraus,
wir schwuren im Leben Treue,
wir fechten als Schatten den letzten Strauß
um dich du Schöne, du Scheue!
Wer dich gewinnt — zum Leben er kehrt
aus ewigem Todesleide!" —
Des Herbstes Stürme heulen,
heulen über die Heide.

Und sie fochten im Sturm, mit Staub gemischt,
um Lieben und Leben und Minnen ...
Der Kater heult, das Feuer erlischt,
wer mag die Braut gewinnen?

Da kam er auf falbem Schimmel gebraust,
den Schädel weiß wie Kreide —
Des Herbstes Stürme heulen,
heulen über die Heide.

„Willkommen, schön Ilona, feine Braut!
Ich liebte dich in der Jugend,
du hast deine Hoffnung auf mich gebaut
und deine verlorene Tugend."
Und er schlug darunter wie Wetterstrahl
mit feuersprühender Schneide —
Des Herbstes Stürme heulen,
heulen über die Heide.

In der Pußta ist es still und bang,
wer hat die Braut gewonnen?
Das klingt wie Totenbrautgesang
im bleichen Licht der Sonnen.
Schön Ilona lag im bunten Hemd,
es weinten alle Maide —
Des Herbstes Stürme heulen,
heulen über die Heide.

* * *

Rudolf Baumbach.

Geb. am 28. Sept. 1840 zu Kranichfeld in Sachsen-Meiningen, gest. am 21. Sept. 1905 in Meiningen.

Zlatorog 1877. Lieder eines fahrenden Gesellen 1878. Horand und Hilde 1879. Frau Holde 1880. Spielmannslieder 1882. Von der Landstraße 1882. Abenteuer und Schwänke, alten Meistern nacherzählt, 1883. Krug und Tintenfaß 1887. Thüringer Lieder 1891.

Spuk in Ruhla.

Es rauscht der Wald, es dampft das Tal,
kein Stern am Himmel. — O Wanderqual!

Der Waldweg wird zu Sumpf und Pfuhl.
Wer weist den Weg mir nach der Ruhl?

Dort unten leuchtet Feuerschein.
Hinab! der Teufel mag Führer sein.

Und wär' es gleich um mich geschehn,
die Geisterschmiede muß ich sehn.

Die Schmiede, da in einer Nacht
ward Landgraf Ludwig hart gemacht.

Der Hammer dröhnt, der Amboß klingt,
die Esse sprüht, der Funke springt.

Am Feuer steht ein ruß'ger Geist,
der zorngemut das Eisen schweißt.

Den Wald durchbraust ein wildes Lied.
„Volk, werde hart!" so singt der Schmied.

Der nächt'ge Himmel blutig loht.
Gott schütz uns vor der schweren Not.

*

Maria und die Mutter.

Die Mutterliebe Eisen bricht,
mit Engeln und mit Teufeln ficht.
Vernehmt, was frommer Glaube singt,
was mehr erbaut als Kurzweil bringt.

Der Tod nahm einer Frau den Mann,
nachdem sie einen Sohn gewann;
der wurde ihr im Witwenleide
zum Labsal und zur Augenweide,
und wie ein Reis im Baumgehege
erwuchs er in der Mutter Pflege.
Das Reis zum kräft'gen Stamm gedieh;
kein Weib war glücklicher als sie.

Da aber hob sich neues Leid:
es zog der Sohn hinaus zum Streit,
und wie er auch die Schwerthand rührte
und grimme Todesstreiche führte,
den Sieg erstritt die Übermacht
der Feinde in der Männerschlacht.
Er sank vom Roß mit schweren Wunden
und ward gefangen und gebunden.
Nun lag er mit gelähmter Kraft
und siechem Leib in enger Haft.
Der Heimat fern und den Genossen
mit Eisenketten angeschlossen
und trug in dunkler Kerkerkammer
um seine Mutter großen Jammer.

Als die vernahm des Sohnes Not,
vergoß sie Tränen blutigrot
und schrie in ihrem Herzeleid
zum Himmel um Barmherzigkeit.
Zur Kirche schritt sie täglich hin;
dort stand die Himmelskönigin,
ein Bild von kluger Meisterhand,
besät mit Sternen das Gewand,
das Haupt geschmückt mit goldner Kron',
im Arm den eingebornen Sohn.
Und vor dem Bild im Jammer lag
die arme Mutter Nacht und Tag
und schlug die Brust und warf sich nieder:
„Maria, gib mein Kind mir wieder!"

So trieb's die Mutter tagelang
vom Aufgang bis zum Niedergang
und wieder bis zur Morgenmette,
doch niemand brach des Knaben Kette.
Da ward der Allerärmsten klar,
daß all ihr Flehn vergeblich war,
und in Verzweiflung rief sie wild
die Worte zu dem Gnadenbild:
„Maria, Mutter, Gottesmagd!
Du weißt, was mir am Herzen nagt.
Gebetet hab ich Tag und Nacht,
Weihrauch und Kerzen dir gebracht,
du aber schaust in gleicher Ruh
der Seelenqual der Mutter zu.
Und willst du meine Qual nicht enden,
so muß ich dir dein Kindlein pfänden,
damit du selber fühlst und weißt,
was einen Sohn verlieren heißt.
Vielleicht, daß deines Kinds Verlust
das Mitleid weckt in deiner Brust."

So sprach die Frau und nahm geschwind
der Jungfrau aus dem Arm das Kind,
umhüllte es mit Zeug und Linnen
und eilte mit dem Bild von hinnen.
Zu Hause barg sie's gut im Schrein
und sprach: „Du mußt mir Geisel sein,
gefangen liegen Nacht und Tag,
bis dich die Mutter lösen mag."

Drei Tage drauf im Dämmerschein
die Mutter saß im Kämmerlein.
Da schlug im Hof der Wächter an,
da ward die Türe aufgetan,
und auf der Schwelle stand der Knabe. —
O Augentrost, o Herzenslabe!
Es war wie Schnee im Licht der Sonnen
der Mutter Herzeleid zerronnen.

Drauf sprach der Sohn: „Nun laß dir sagen
das Wunder, das sich zugetragen.
Ich lag, drei Nächte ist es her,
in enger Haft und träumte schwer.
Da plötzlich klirrte Tor und Schloß,
ein milder Schein ins Dunkel floß,
und wie ich wach und freudebang
von meinem harten Lager sprang,
da sah ich unsre liebe Frau
umwallt vom Sternenmantel blau,
geschmückt mit einer Krone licht,
doch traurig war ihr Angesicht.
Zu meinem Lager schritt sie hin,
die hohe Himmelskönigin,
sie löste meiner Fesseln Band
und führte mich an ihrer Hand
aus meines Kerkers finstrer Gruft
hinaus in Gottes freie Luft.
Da stand ich unter nächt'gem Himmel,
hoch über mir das Sterngewimmel,
und rief: ‚O sei gebenedeit,
Maria, die du mich befreit!'
Sie aber sprach: ‚Nicht länger weile
und heim zu deiner Mutter eile,
daß sich die Jammerreiche tröste,
und tu ihr kund, daß ich dich löste;
sie soll mit dir in Freuden leben
und mir mein Kind zurücke geben.'
Die Jungfrau sprach's, da war sie fort.
Ich aber merkte mir das Wort
und flog, als hätt' ich Falkenschwingen,
mich und die Botschaft dir zu bringen"

Da schloß die Mutter auf den Schrein
und nahm hervor das Jesulein.
Sie tät dem Sohn die Märe sagen,
das Bild zur Kirche wieder tragen
und legte auf die Arme lind
der Jungfrau das geraubte Kind.
Dann sank sie betend auf die Knie
und rief: „Gelobt seist du, Marie!"

Das lange Band[1].

Dem günst'gen Leser Glück und Heil! —
In Frankfurt hielt ein Krämer feil
und pries den Leuten seinen Tand:
gewirkte Borten, Schnur und Band,
Leibgürtel, Nesteln, Litzen,
Schuhriemen, Schnallen, Spitzen.
Da trat zum Meister mit der Elle
herein ein fahrender Geselle
und sprach zu ihm: „Für mein Barett
ich gern ein seiden Bändlein hätt',
damit der Wind, der draußen fegt,
mein Käpplein nicht von dannen trägt."

„Gut," sprach der Krämer zu dem Kunden,
„ein solches Band ist bald gefunden.
Hier ist das beste, was ich hab';
ich schneid Euch eine Elle ab.
Der Preis ist eine Kleinigkeit,
ein Heller nur, weil Ihr es seid."

„Ei, Meister," sprach der fremde Wicht,
„die eine Elle langt wohl nicht.
Was kostet's, wenn Ihr mir das Band
von einem Ohr zum andern spannt?"
Darob der Krämer weidlich lachte:
„Ist Euer Kopf so ungeschlachte?
Wohlan, gebt mir der Heller zwei,
so meß ich Euch, wie weit es sei,
das Band von Ohr zu Ohr,
doch zahlet mir zuvor."

Da warf der fremde Vogel frisch
zwei Heller auf den Ladentisch.
Das Band ergriff er drauf behende,
hielt sich ans rechte Ohr das Ende,
tät listig mit den Augen zwinken
und sprach: „Nun meßt mir bis zum linken."
Der Krämer lüpfte das Barett,
das Ohr er gern gefunden hätt',
da aber ward dem Meister klar,
daß selbes abgeschnitten war.
„Ei," rief er, „Freund, wie kann ich messen?
Du hast das linke Ohr vergessen."
Da lachte hell der Gauch und sprach:
„Lauft nur und meßt dem Ohre nach.
Zu Erfurt war's im Sachsenland,
da schnitt mir's ab des Henkers Hand;
dort findet Ihr's am Galgen hangen,
meßt zu, ob Eure Bändlein langen."

Den Krämer faßte jäher Schrecken.
Er sprach: „Gesell, du willst mich necken.
Wie konnt ich wissen denn zuvor,
wie weit es ist zu deinem Ohr?
Ich wähnte dir es angewachsen
und nicht am Galgenholz in Sachsen.
Wir wollen friedlich uns vergleichen;
laß dir ein gutes Zehrgeld reichen
und halt dein ander Ohr recht fest,
daß du es nicht in Frankfurt läßt."

Da sprach der Strolch: „Es ist mir leid,
doch will ich's tun, weil Ihr es seid,
obwohl ich mir's zum Schaden tue." —
Da griff der Krämer in die Truhe
und tät den Schelm entlohnen
mit einer Sonnenkronen.

[1] Dieses Gedicht und das folgende als Beispiele neuerer Schwankdichtung.

Die gestohlene Feder.

Kam ein Mönch vom heil'gen Land,
aller Schuld entledigt;
wo er fromme Seelen fand,
hielt er eine Predigt.
Seinem Wort mit Herz und Ohr
lauschte gläubig jeder.
Schließlich zog der Mönch hervor
eine bunte Feder.
„Liebe Christen," sprach er fromm,
„wer sie küssen will, der komm!
Wer sie küßt, an Leib und Seel'
wird wie neu geboren,
denn der Engel Gabriel
hat sie einst verloren.
Übers Meer von Nazareth
bracht ich sie herüber.
Wem der Sinn auf Gnade steht,
zahle einen Stüber."
Und sie kamen groß und klein,
und des Mönches Opferschrein
quoll von Silber über.
Leider gibt es auf der Welt
niederträcht'ge Seelen,
die, was ihnen wohlgefällt,
wenn sie können, stehlen. —
Einer, dem ins Auge fiel
lockend das Mirakel,
stahl den heil'gen Federkiel
aus dem Tabernakel,
und in den Reliquienschrein,
den er frech bestohlen,
schloß er, was kann schlechter sein? ···
schnöde Ofenkohlen.

Als der Mönch am Tag darauf
Segen mild erteilte,
und der glaubensstarke Hauf
nach der Feder eilte —
wie das rote Blut ihm da
wich aus dem Geäder,
als er schwarze Kohlen sah
statt der Engelfeder.
Doch er sprach geschwind gefaßt:
„Ei, wie ist's geschehen,
daß ich mich in Eil und Hast
also hab' versehen,
daß ich heut aus meinem Kram
mit die heil'gen Kohlen nahm?
Aber Gnade wird zuteil
euch darum nicht minder.
Kommt und schaut zu eurem Heil,
Männer, Weiber, Kinder!
Diese Kohlen, reichen Trost
spenden sie und Segen,
denn Sankt Lorenz auf dem Rost
drüber ist gelegen.
Kommt und laßt das Angesicht
euch damit bestreichen.
Wer das Feuer und das Licht
meidet, der verbrennt sich nicht
unter diesem Zeichen."
Um die Kohlen drängten sich
Männer, Weiber, Dirnen,
und der schlaue Mönch bestrich
allem Volk die Stirnen.
Manchen blanken Groschen ein
strich der Vagabundus. —
Welt, du willst betrogen sein!
Decipi vult mundus,

Balladendichter Rheinlands und Hessens.

Der bei weitem bedeutendste und vielseitigste der rheinischen Balladendichter ist Heinrich Heine. Kraft seiner genialen Begabung traf er den alten Ton der volkstümlichen Ballade — ähnlich wie Goethe — ganz rein und schlackenfrei, wenn er es wollte. (Auch einige der Heineschen Balladen sind bekanntlich durch Ungezogenheiten des Verfassers verdorben worden.) Heine ist ein Meister ebenso der deutschen Natur- und Geisterballade wie der nordischen Heldenballade, wie der im Tone der spanischen Volkspoesie gehaltenen Romanze. Seine große Bedeutung für die deutsche Ballade wurde in der Haupteinleitung festgelegt. — Ein tüchtiger, fleißiger und nicht uninteressanter Balladendichter war der bekannte Germanist Karl Simrock; er ist oft fein und originell in den Motiven, humorvoll in ihrer Behandlung. Markig, eine gefestigte Persönlichkeit durch und durch war der Hesse August Adolf Ludwig Follen. Die übrigen Dichter des Rheinlands, die hier vertreten sind, sind achtbare Talente. Leider ist es mir nicht gelungen, mehr und Besseres bei Guido Görres zu finden als die mitgeteilte Ballade. Nikolaus Becker, der Dichter des bekannten Liedes „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", ist wenigstens mit einer satirischen Ballade vertreten. Die psychologisch interessante, grauenhafte Ballade von August Nodnagel möchte ich hervorheben, während die Ballade „Der kalte Baum" von Eduard von Schenk in dem Sagenmotiv originell wirkt. Wolfgang Müller, Gottfried Kinkel und Alexander Kaufmann erscheinen ebenfalls in Einzelheiten als nicht uninteressante, im allgemeinen aber als epigonale Balladendichter. Nicht zu vergessen ist Johannes Fastenrath; zwischen seinen vielen nach spanischen Motiven und in spanischem Stile gedichteten Romanzen findet man poetisch fein und originell empfundene Gedichte. Sinnschöne allegorische Balladen hat der wenig bekannte Albert Roffhack hinterlassen.

Von rheinischen Dichtern, die hier nicht vertreten sind, weil ihre Balladen dem Herausgeber nicht genügten, werden noch genannt: Wilhelm Smets (1796 in Reval geboren, lebte in Rheinpreußen), Luise von Plönnies (1803—72), Adelheid von Stolterfoth (1800—1875), Gustav Pfarrius (1800—1884), Heinrich Künzel (1810—1873), Feodor Löwe (1816—90), Franz von Dingelstedt (1814—81) und Julius Rodenberg (geb. 1831).

Eduard von Schenk.

Geb. am 10. Oktober 1788 zu Düsseldorf, gest. am 26. April 1841 zu München.
Canovas Tod 1823. — Gedichte in Anthologien und Almanachen der Zeit.

Der kalte Baum.

Schloß Leuchtenberg genüber
da steht ein alter Baum
auf einem hohen Berge;
der heißt der kalte Baum.

Ich ging am Baum vorüber,
ein Hirt im Schatten saß,
indes die Herde suchte
nach spärlich dorrem Gras.

Die Sonne glüht im Scheitel,
die Luft war still und klar,
doch weht es in den Zweigen
und in des Hirten Haar.

Und als ich in den Schatten
des alten Baumes trat,
da packt's mich kalt und schaurig,
wie wenn der Winter naht.

Es rauscht in seinen Ästen
wie rauhen Nordwinds Sturm,
und unter ihm war's frostig,
dumpf, wie im Kerkerturm.

Es heulet durch die Blätter
wie wilder Wahnsinnslaut,
und unten scheint die Erde
von Tränen feucht betaut.

Warum, — frug ich den Hirten, —
tobt hier des Sturmes Wut,
da rings auf Wald und Hügeln
die tiefste Stille ruht? —

Seht Ihr das Schloß, das drüben
auf steilem Felsen hangt?
Jetzt stehn nur öde Trümmer,
wo Leben einst geprangt.

Es haben dort die Grafen
von Leuchtenberg gehaust,
von dort aus oft wie Adler
die Gauen rings durchsaust.

Und eines Grafen Tochter
liebt einen Edelknecht,
der Liebe folgte Sünde,
die Sünde ward gerächt.

Der Vater riß den Knappen
aus süßem Liebestraum,
ließ töten ihn, begraben
hier unter diesem Baum.

Der Vater warf die Tochter
in jenen finstern Turm,
allein mit ihrem Jammer,
bei kalter Nacht und Sturm.

Und als der nächste Morgen
rot angebrochen kaum,
schwang sie sich auf zum Fenster
und sah nach diesem Baum.

Und rief: Verflucht auf ewig
sei, Baum, dein Blätterdach,
weil unter dir mein Vater
den Liebsten mir erstach!

Wenn all die andern Bäume
in Sonnenwärme ruhn,
kalt sollst du ewig bleiben,
wie mein Geliebter nun!

In dir soll immer schauern
das Grauen einer Gruft,
kalt sollst du ewig bleiben,
wie meines Kerkers Luft!

In dir soll's immer sausen
so stürmisch wie mein Schmerz,
kalt sollst du ewig bleiben,
wie meines Vaters Herz!

So fluchte diesem Baume
das Fräulein Tag für Tag,
bis endlich sie des Kerkers,
des Herzens Qual erlag.

Und seitdem weht's hier frostig,
wenn heiß das ganze Land,
und wird der Baum für immer
der kalte Baum genannt. —

Als nun der Hirt geendet,
rauscht's auf mit neuem Sturm,
ich aber blickt hinüber
zum Leuchtenberger Turm.

Mir war's, als säh am Fenster
das Fräulein ich noch stehn,
als hört ich ihre Flüche,
als säh ich sie vergehn.

Schnell trat ich weg vom Baume
in warmen Sonnenstrahl
und stieg, das Herz entlastet,
hinab ins stille Tal.

* * *

August Adolf Ludwig Follen,

eigentlich Follenius.

Geb. am 21. Januar 1794 in Gießen, gest. am 26. Dezember 1855 in Bern.

Freie Stimmen frischer Jugend 1819. Harfengrüße aus Deutschland und der Schweiz 1822.

Des Arnold von Winkelried Opfertod.

Im Harst von Unterwalden da ragt ein Heldenkind
hochhäuptig über alle, die selbst gewaltig sind;
schön steht er, wie der Engel des Herrn vor Edens Auen,
finster und verschlossen, fast grausig anzuschauen.

Er lehnt an seiner Lanze, als gält ihm nicht der Streit;
er schaut wohl nach den Bergen, schaut in die alte Zeit,
wo Kuhreihn und Rugguser[1], nie Schlachtdrommete scholl,
gar still die Väter wohnten, bis fremder Hochmut schwoll.

Es blickt wohl seine Seele nach seiner Väter Saal,
wo in dem Kreis der Kleinen sein züchtiglich Gemahl,
in Tränen für ihn betend, Schmerzensgedanken sinnt,
ihn mit betrübtem Herzen in Gott vor allen minnt.

Er schaut wohl durch der Feldschlacht Funken und Wolkendunst,
wo nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechter Kunst;
nun waren seine Blicke mit Düsternis erfüllt,
wie wenn sich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.

Bewegt im tiefsten Herzen war dieser Schweizermann,
doch was im Schmerz der Liebe die große Seele sann,
das ward noch nie gesonnen, das singt kein irdisch Lied,
denn dieser Mann ist Arnold Struthan von Winkelried.

Das war sein Ahn, der Struthan[2], der, laut gepriesnen Sagen,
des Landes Angst und Plage: den Lindwurm hat erschlagen;
er tat, was keiner mochte, im echten Rittermut,
das ist, dem armen Hirten, dem Bauersmann zu gut.

Ein andrer seiner Väter mit auf dem Rütli schwur,
dort, wo am tiefen Wasser auf heiliger Wiesenflur
im Mondschein ist erwachsen, im engelreinen Reiz,
das edel unvergänglich Vergißmeinnicht der Schweiz.

Herr Arnold löst den Panzer, der seine Brust umspannt,
er stund vom Haupt zur Sohle im lichten Stahlgewand;
es fällt die schwere Brünne[3] klirrend ins Gefild,
und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenschild.

[1] Rugguser = ein schweizerischer Nationaltanz, bei dem der Reigen in immer weiteren Schneckenlinien geführt wird.

[2] Struthan von Winkelried wurde im Jahre 1240 nach der Schlacht bei Faenza von Friedrich II. zum Ritter geschlagen, 1250 eines Totschlags wegen verbannt, doch als er den Lindwurm erschlagen, in seine Ehren wiederhergestellt.

[3] Brünne = schimmernder Panzer oder Brustharnisch aus Platten.

So aber hat der Arnold sein großes Herz erschlossen:
„Gestrengen und biderben lieben Eidgenossen!
sorgt mir um Weib und Kinder! will euch eine Gasse machen!"
Und an die Feinde springt er, wie der Ahnherr an den Drachen.

Da scheint der Held zu wachsen, breit, übermenschlich lang,
im schauerlichen Funkeln; mit einem Satze sprang
gen Feind des Drachentöters Kind, in gräßlicher Gebärde,
und unter dem Helden bebt und jauchzt die freie Schweizererde.

Da hing am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht,
da waren seine Blicke zu Blitzen angefacht!
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenschloß
auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterschoß.

Und seiner langen Arme simsonhafte Kräfte
umklammern, weitausgreifend, Ritterlanzenschäfte;
so drückt er seinen Armvoll Tod — o Lieb voll Todeslust! —
drückt all die blanken Messer in seine große Brust.

Er stürzt, ein riesiger Alpenblock, wuchtend in die Glieder,
und rings die Kampfesbäume zermalmend wirft er nieder.
Dein Arnold stürzt, du bebst und stöhnst in Mutterschmerz, o Heide;
doch wilder bebt dir, Österreich, das Herz im Eisenkleide!

Ein Augenblick Erstaunen; Schlachtdonner schwieg;
dann schrein aus einem Munde die Schweizerharste[4]:
„Sieg!"
Und ob den Höhen wälzt sich heißwogende Waffenmasse:
„Auf! an die Arnoldsbrücke! Auf! durch die Struthansgasse!"

Und über Arnolds Nacken fährt in den weiten Spalt,
wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizersturmgewalt.
Und über Arnolds Leiche bricht durch ein wilder Harst,
und Östreichs Eisenmauer aus Band und Fuge barst.

Der Kölner Dom.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
bevor das Fundament verschwindet,
euch Schwätzern rühm ich's ins Gesicht,
soll mir ein Bach die Stadt begießen,
gefaßt in Marmelsteine schießen."
Nun höret, was der andre spricht:

„Bevor ihr finden mögt die Quelle,
bevor ihr leiten mögt die Welle
die Straßen hin, in Stein gefaßt:
soll stehn vollendet, was ich baue,
soll schwimmen in des Himmels Blaue
des Domes Schiff und Doppelmast.

Erst dann, wie unter Moses Stabe,
wird euch des reichsten Quelles Labe
entspringen aus dem Münsterflur;
der Quell entspringet nur den Händen,
so diesen Gottesbau vollenden;
ihr kennt den Meister, hört den Schwur!" —

Auf seinem Steine steht der Meister,
die Seinen ruft er, stellt und weist er,
das Pergament in fester Hand;
auf springt der Erde Felsenkammer,
der Meißel klingt, es tönt der Hammer,
lebendig wird das weite Land.

Er senkt das Kreuz im Grunde nieder:
als Säulenwand ersteht es wieder,
das lebenreiche Samenkorn:
das Kleeblatt quillt aus seinem Schoße,
die Lilie steigt, es flammt die Rose
aus seinem unerschöpften Born.

Die Säulenäst' im Dach verwoben;
wie eine Brust im Schmerz gehoben,
gen Himmel atmend steigt der Chor;
wie mit Gesang hinangeschwungen,
wie im Gebet erstarrte Zungen,
stehn tausend Blumentürm' empor.

Schon blicken durch des Domes Bäume
des Himmels lichtgemalte Räume,
die ew'ge Morgenröte schon;
du darfst die Königin der Frauen
im Seraphinenkranze schauen,
an ihrer Brust den ew'gen Sohn.

Derweil zerquält der andre Meister
vergebens forschend seine Geister,
die Stirne drückt der schwarze Wahn:
er pocht am Hügel, in den Tiefen;
doch alle Nixen, Elfe schliefen,
drum hebe mit dem Höchsten an!

Und endlich sprengt des Hauses Jammer
des Stolzes lang gehaltne Klammer:
„Geh hin, o Weib, ich beuge mich."
Sie wirft, der Schwester Knie umschlingend,
in bleichem Gram die Hände ringend,
zu der Beglückten Füßen sich:

„Ich weiß, dir hält er nichts verborgen,
in seine höchsten, tiefsten Sorgen
hat dich der Meister eingeweiht;
sein Name tönt im Psalmenruhme,
er baut ihn auf im Heiligtume:
nun, Schwester, übt Barmherzigkeit."

Sie sprach: „Mein Glück will Glück nur sehen,
geschehe mir, was mag geschehen!
Heb, Schwester, Knie und Augen hell:
der Stein, auf dem er einst gestanden,
das Pergament in seinen Handen,
im Flur des Turmes, deckt den Quell." —

Und kaum hat jener Kund' empfangen,
so kommt er stolz zum Dom gegangen:
„Heran! hier ist der Mosesstab!"
Er schwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
und lustig springt die reiche Quelle
hervor aus ihrem Marmorgrab.

[4] Harst = Kriegsschar, Schlachthaufe; daher die Harsthörner.

Des Domes Meister naht im Grimme,
er singt mit feierlicher Stimme,
in seiner Hand das Pergament:
„Ich leg euch, Türm', in Zauberbande!
Hinunter, Quell, verdürst im Sande!"
So sang der Meister und verschwand.

Erloschen sind des Himmels Kerzen,
es starren zwei gebrochne Herzen,
die Türme noch vom Kölner Dom:
doch mögt ihr nachts geruhig lauschen,
so hört ihr dumpf die Tiefe rauschen
und Geister hadern in dem Strom.

*

Tanz an der Katzbach.

An der Katzbach, an der Katzbach
heisa! gab's ein gräßlich Tanzen!
Wilde, wüste Wirbelwalzer
tanzten dort die schnöden Franzen.

Ja, da strich den großen Brummbaß
euch ein alter deutscher Meister,
Marschall Vorwärts, Fürst von Walstatt,
Gebhart Lebrecht Blücher heißt er.

Ja, Marsch, alle vorwärts reißt er,
hart kann euch der Gebhart geben.
Lebrecht heißt er, Walstatt-Meister,
denn er führt das rechte Leben.

Auf dem Tanzsaal hat der Blücher
mit Kanonenblitz geleuchtet,
spannt auch lustig grüne Tücher,
die beim Tanz er wohl befeuchtet.

Und er wichst den Fiedelbogen,
erst mit Goldberg sich und Jauer; —
hui! nun hat er ausgezogen,
und sein Spiel ist Nordsturmschauer.

Hui, der Tanz ging nicht bedächtig,
alle faßt ein kitzlig Rasen,
wie wenn heulend, übermächtig
Stürm' in Windmühlrädern blasen.

Doch der Alte will's bequemlich:
daß man tanze mit Behagen,
läßt er deutlich, wohl vernehmlich
deutschen Takt mit Kolben schlagen.

Sagt, wer ist's, der hart beim Alten
schwer die große Pauke rühret,
der mit grimmigen Gewalten
dort den Donnerhammer führet?

Gneisenau, der treue Ritter!
Deutschlands Neider, Deutschlands Tadler
schlägt des Paares Kraft in Splitter,
ein lebend'ger Doppeladler!

Und den Kehraus kratzt der Alte,
arme Franzen, arme Mädel!
Was für Tänzer schickt der Alte?
Hussassa, die Totenschädel!

Doch als ihr zu sehr erhitztet
in dem höllenmäß'gen Spielen,
so daß Blut und Hirn ihr schwitztet,
ließ er euch die Katzbach kühlen!

Aus der Katzbach beim Erstarren
hört den alten Spruch ihr sausen:
Feile Buben, geile Narren
muß man mit der Kolbe lausen.

So hat deutsches Volk gefochten,
keine Sklaven, keine Fürsten,
und was Zwingherrwitz geflochten
brach der Freiheit Rachedürsten.

Blücher! Katzbach! schreit Germanen
in der Becher Jubeltöne,
jubelt, jubelt, daß der Ahnen
Sternenzelt Walhalla dröhne!

* * *

August Nodnagel.

Geb. am 17. Mai 1803 in Darmstadt, gest. am 29. Januar 1853 ebenda. — Gedichte 1822. Deutsche Sagen und Legenden 1839.

Thomas.

Des Vaters Hochzeitlied schallt drüben her,
und Thomas sucht des stillen Zimmers Ruh,
sein Herz pocht wild, leis ruft ihm etwas zu:
„O weine doch, mein Sohn, um mich nicht mehr!"

Mit seiner Lampe stolpert Franz herein.
„Ei Thoms, hat Ihn ein böser Geist gefaßt?
Er ist allein, nicht seines Vaters Gast,
an diesem Tag und trinkt nicht seinen Wein?" —

„Mit diesem Fest," spricht Thomas, „kommt kein Glück,
denn schnöde — pfui der Schmach! — ist Vaters Sinn,
verbotner Lust würgt er die Mutter hin
um diese Dirne — — Franz, nun geh zurück!" —

Ein neuer Hochzeitjubel schallet her,
und Thomas eilt ins fernste Kämmerlein;
da tönt es wieder bei der Lampe Schein:
„O weine doch, mein Sohn, um mich nicht mehr!"

Da springt er auf und stürmet wild hinaus,
der Boden brennet unter seinem Schritt,
er eilt und eilt, weiß nicht, wohin er tritt,
und steht verschnaufend vor dem Gotteshaus.

Durch bunte Fensterscheiben steigt er ein
und geht dann nach dem Totenhof hinab
und wühlet aus dem kaum begrünten Grab
in Hast der Mutter moderndes Gebein.

Schon grisselt kalt und scharf die Mitternacht,
der gelbe Mond beginnet seinen Lauf,
und mit dem Monde stehn die Gäste auf,
als jeder stotternd seinen Wunsch gebracht.

Da löscht das Licht — im unbelauschten Schein
den Neuvermählten schon das Brautbett winkt, —
gerechter Gott! vom weißen Pfühle blinkt
Gerippe und Schädel, gelbliches Gebein!

Den Alten packen Todesschrecken schwer,
zusammen brach die wollustheiße Braut, —
und Thomas hört — in Ketten — wieder laut:
„O weine doch, mein Sohn, um mich nicht mehr!"

Heinrich Heine.

Geb. am 13. Dezember 1799 zu Düsseldorf, gest. am 17. Februar 1856 zu Paris.
Gedichte 1822. Buch der Lieder 1827. Neue Gedichte 1844. Romanzen 1851. — Sämtliche Werke 1861—67.

Das eigentümliche Wesen der Ballade wie der Romanze kommt volkstümlich und persönlich, typisch und individuell grade in Heines Gedichten mannigfaltig zum Ausdruck. Diese geniale Persönlichkeit, deren Leidenschaft durch den Intellekt zersetzt wurde, deren Ironie keine Tragik — im tiefsten Sinne — aufkommen ließ, wie sehr umfaßte sie alles Menschliche und wie tief wurzelte sie in gleicher Weise in sich selbst und in dem uralten Wesen ihrer Rasse und doch auch wie tief in dem deutschen Heimatboden, in dem deutschen Liede und auch grade in der Ballade! Es lag dem Herausgeber daran, ein volles Bild von dieser eigenartigen Persönlichkeit zu geben, das zugleich ein Bild von dem mannigfaltigen, ausstrahlenden und doch wieder in sich zurückstrahlenden Wesen des Balladesken ist; deshalb nahm er hier — ähnlich wie bei Goethe, Uhland, Brentano, Mörike u. a. — neben Meisterballaden und -romanzen Heines auch Lieder, Stimmungen, Nordseebilder, Satiren, soziale und politische Balladen und auch ganz persönliche, von Empfindung durchtränkte Gedichte auf. Und der Herausgeber konnte auch dem Reiz nicht widerstehen, den tieftragischen Ausklang dieses Lebens durch die Wiedergabe einiger balladenartiger letzter Gedichte Heines hier wenigstens anzudeuten.

Aus dem „Buch der Lieder".

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
doch lustig leuchtet der Mai;
ich stehe, gelehnt an der Linde,
hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh;
ein Knabe fährt im Kahne
und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich,
in winziger, bunter Gestalt,
Lusthäuser und Gärten und Menschen
und Ochsen und Wiesen und Wald.

Die Mägde bleichen Wäsche
und springen im Gras herum;
das Mühlrad stäubt Diamanten,
ich höre sein fernes Gesumm.

Am alten grauen Turme
ein Schilderhäuschen steht;
ein rotgeröckter Bursche
dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
die funkelt im Sonnenrot,
er präsentiert und schultert —
ich wollt, er schösse mich tot.

*

Das Meer erglänzte weit hinaus
im letzten Abendscheine;
wir saßen am einsamen Fischerhaus,
wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
die Möwe flog hin und wieder;
aus deinen Augen liebevoll
fielen die Tränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand
und bin aufs Knie gesunken;
ich hab von deiner weißen Hand
die Tränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
die Seele stirbt vor Sehnen; —
mich hat das unglücksel'ge Weib
vergiftet mit ihren Tränen.

*

Nacht lag auf meinen Augen,
Blei lag auf meinem Mund,
mit starrem Hirn und Herzen
lag ich im Grabesgrund.

Wie lang kann ich nicht sagen,
daß ich geschlafen hab,
ich wachte auf und hörte,
wie's pochte an mein Grab.

„Willst du nicht aufstehn, Heinrich?
der ew'ge Tag bricht an;
die Toten sind erstanden,
die ew'ge Lust begann."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
bin ja noch immer blind;
durch Weinen meine Augen
gänzlich erloschen sind.

„Ich will dir küssen, Heinrich,
vom Auge fort die Nacht;
die Engel sollst du schauen
und auch des Himmels Pracht."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
noch blutet's immerfort,
wo du ins Herz mich stachest
mit einem spitz'gen Wort.

„Ganz leise leg ich, Heinrich,
dir meine Hand aufs Herz;
dann wird es nicht mehr bluten,
geheilt ist all sein Schmerz."

Mein Lieb, ich kann nicht aufstehn,
es blutet auch mein Haupt;
hab ja hineingeschossen,
als du mir wurdest geraubt.

„Mit meinen Locken, Heinrich,
stopf ich des Hauptes Wund'
und dräng zurück den Blutstrom
und mach dein Haupt gesund."

Es bat so sanft, so lieblich,
ich konnt nicht widerstehn;
ich wollte mich erheben
und zu der Liebsten gehn.

Da brachen auf die Wunden,
da stürzt' mit wilder Macht
aus Kopf und Brust der Blutstrom,
und sieh! — ich bin erwacht.

*

Die Jungfrau schläft in der Kammer,
der Mond schaut zitternd hinein;
da draußen singt es und klingt es,
wie Walzermelodein.

„Ich will mal schaun aus dem Fenster,
wer drunten stört meine Ruh."
Da steht ein Totengerippe
und fiedelt und singt dazu:

„Hast einst mir den Tanz versprochen
und hast gebrochen dein Wort,
und heut ist Ball auf dem Kirchhof,
komm mit, wir tanzen dort."

Die Jungfrau ergreift es gewaltig,
es lockt sie hervor aus dem Haus;
sie folgt dem Gerippe, das singend
und fiedelnd schreitet voraus.

Es fiedelt und tänzelt und hüpfet
und klappert mit seinem Gebein
und nickt und nickt mit dem Schädel
unheimlich im Mondenschein.

*

Der bleiche, herbstliche Halbmond
lugt aus den Wolken heraus;
ganz einsam liegt auf dem Kirchhof
das stille Pfarrerhaus.

Die Mutter liest in der Bibel,
der Sohn, der starret ins Licht,
schlaftrunken dehnt sich die ältre,
die jüngere Tochter spricht:

„Ach Gott, wie einem die Tage
langweilig hier vergehn!
Nur wenn sie einen begraben,
bekommen wir etwas zu sehn."

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen:
„Du irrst, es starben nur vier,
seit man deinen Vater begraben
dort an der Kirchhofstür."

Die ältre Tochter gähnet:
„Ich will nicht verhungern bei euch,
ich gehe morgen zum Grafen,
und der ist verliebt und reich."

Der Sohn bricht aus in Lachen:
„Drei Jäger zechen im Stern,
die machen Gold und lehren
mir das Geheimnis gern."

Die Mutter wirft ihm die Bibel
ins magre Gesicht hinein:
„So willst du, Gottverfluchter,
ein Straßenräuber sein!"

Sie hören pochen ans Fenster
und sehn eine winkende Hand;
der tote Vater steht draußen
im schwarzen Pred'gergewand.

Sturm.

Es wütet der Sturm,
und er peitscht die Wellen,
und die Well'n, wutschäumend und bäumend,
türmen sich auf, und es wogen lebendig
die weißen Wasserberge,
und das Schifflein erklimmt sie,
hastig mühsam,
und plötzlich stürzt es hinab
in schwarze, weitgähnende Flutabgründe —

O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen!
Großmutter der Liebe, schone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
die weiße, gespenstische Möwe
und wetzt an dem Mastbaum den Schnabel
und lechzt voll Fraßbegier nach dem Herzen,
das vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
und das dein Enkel, der kleine Schalk,
zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm,
im Schlachtlärm der Winde.
Es braust und pfeift und prasselt und heult,
wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwischendurch hör ich vernehmbar
lockende Harfenlaute,
sehnsuchtwilden Gesang,
seelenschmelzend und seelenzerreißend,
und ich erkenne die Stimme.

Fern an schottischer Felsenküste,
wo das graue Schlößlein hinausragt
über die brandende See,
dort, am hochgewölbten Fenster,
steht eine schöne, kranke Frau,
zartdurchsichtig und marmorblaß,
und sie spielt die Harfe und singt,
und der Wind durchwühlt ihre langen Locken
und trägt ihr dunkles Lied
über das weite, stürmende Meer.

Fragen.

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer
steht ein Jüngling-Mann,
die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„O löst mir das Rätsel des Lebens,
das qualvoll uralte Rätsel,
worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?"

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
und ein Narr wartet auf Antwort.

Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes
und schaute, träumenden Auges,
hinab in das spiegelklare Wasser
und schaute tiefer und tiefer —
bis tief im Meeresgrunde
anfangs wie dämmernde Nebel,
jedoch allmählich farbenbestimmter
Kirchenkuppel und Türme sich zeigten
und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,

altertümlich niederländisch
und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
und langen Degen und langen Gesichtern,
schreiten über den wimmelnden Marktplatz
nach dem treppenhohen Rathaus,
wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreihn,
wo spiegelblanke Fenster
und pyramidisch beschnittene Linden,
wandeln seidenrauschende Jungfern,
schlanke Leibchen, die Blumengesichter
sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
in braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
eilen, trippelnden Schritts,
nach dem großen Dome,
getrieben von Glockengeläute
und rauschendem Orgelton.
Mich selbst ergreift des fernen Klangs
geheimnisvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut
beschleicht mein Herz,
mein kaum geheiltes Herz;
mir ist, als würden seine Wunden
von lieben Lippen aufgeküßt
und täten wieder bluten, —
heiße, rote Tropfen,
die lang und langsam niederfallen
auf ein altes Haus, dort unten
in der tiefen Meerstadt,
auf ein altes hochgegiebeltes Haus,
das melancholisch menschenleer ist,
nur daß am untern Fenster
ein Mädchen sitzt,
den Kopf auf den Arm gestützt,
wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne dich, armes, vergessenes Kind!
so tief, meertief also
versteckest du dich vor mir
aus kindischer Laune
und konntest nicht mehr herauf
und saßest fremd unter fremden Leuten,
jahrhundertelang,
derweilen ich, die Seele voll Gram,
auf der ganzen Erde dich suchte
und immer dich suchte,
du Immergeliebte,
du Längstverlorene,
du Endlichgefundene —
ich hab dich gefunden und schaue wieder
dein süßes Gesicht,
die klugen, treuen Augen,
das liebe Lächeln —
und nimmer will ich dich wieder verlassen,
und ich komme hinab zu dir.
Und mit ausgebreiteten Armen
stürz ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
ergriff mich beim Fuß der Kapitän
und zog mich vom Schiffsrand
und rief, ärgerlich lachend:
„Doktor, sind Sie des Teufels?"

*

Aus den „Traumbildern".

Ein Traum, gar seltsam schauerlich,
ergötzte und erschreckte mich.
Noch schwebt mir vor manch grausig Bild,
und in dem Herzen wogt es wild.

Das war ein Garten, wunderschön,
da wollt ich lustig mich ergehn;
viel schöne Blumen sahn mich an,
ich hatte meine Freude dran.

Es zwitscherten die Vögelein
viel muntre Liebesmelodein;
die Sonne rot, von Gold umstrahlt,
die Blumen lustig bunt bemalt.

Viel Balsamduft aus Kräutern rinnt,
die Lüfte wehen lieb und lind;
und alles schimmert, alles lacht
und zeigt mir freundlich seine Pracht.

Inmitten in dem Blumenland
ein klarer Marmorbrunnen stand;
da schaut' ich eine schöne Maid,
die emsig wusch ein weißes Kleid.

Die Wänglein süß, die Äuglein mild,
ein blondgelocktes Heil'genbild;
und wie ich schau, die Maid ich fand
so fremd und doch so wohlbekannt.

Die schöne Maid, die sputet sich,
sie summt ein Lied gar wunderlich:
„Rinne, rinne, Wässerlein,
wasche mir das Linnen rein!"

Ich ging und nahete mich ihr
und flüsterte: O sage mir,
du wunderschöne, süße Maid,
für wen ist dieses weiße Kleid?

Da sprach sie schnell: „Sei bald bereit,
ich wasche dir dein Totenkleid!"
Und als sie dies gesprochen kaum,
zerfloß das ganze Bild wie Schaum. —

Und fortgezaubert stand ich bald
in einem düstern, wilden Wald.
Die Bäume ragten himmelan:
ich stand erstaunt und sann und sann.

Und horch! welch dumpfer Widerhall!
wie ferner Axtenschläge Schall;
ich eil durch Busch und Wildnis fort
und komm an einen freien Ort.

Inmitten in dem grünen Raum,
da stand ein großer Eichenbaum;
und sieh! mein Mägdlein wundersam
haut mit dem Beil den Eichenstamm.

Und Schlag auf Schlag, und sonder Weil
summt sie ein Lied und schwingt das Beil:
„Eisen blink, Eisen blank,
zimmre hurtig Eichenschrank!"

Ich ging und nahete mich ihr
und flüsterte: O sage mir,
du wunderfüßes Mägdelein,
wem zimmerst du den Eichenschrein?

Da sprach sie schnell: „Die Zeit ist karg,
ich zimmre deinen Totensarg!"
Und als sie dies gesprochen kaum,
zerfloß das ganze Bild wie Schaum. —

Es lag so bleich, es lag so weit
ringsum nur kahle, kahle Heid;
ich wußte nicht, wie mir geschah,
und heimlich schaudernd stand ich da.

Und nun ich eben fürder schweif,
gewahr ich einen weißen Streif;
ich eilt' drauf zu und eilt und stand,
und sieh! die schöne Maid ich fand.

Auf weiter Heid stand weiße Maid,
grub tief die Erd mit Grabescheit.
Kaum wagt ich noch sie anzuschaun,
sie war so schön und doch ein Graun.

Die schöne Maid, die sputet sich,
sie summt ein Lied gar wunderlich:
„Spaten, Spaten, scharf und breit,
schaufle Grube tief und weit!"

Ich ging und nahete mich ihr
und flüsterte: O sage mir,
du wunderschöne, süße Maid,
was diese Grube hier bedeut't?

Da sprach sie schnell: „Sei still, ich hab
geschaufelt dir ein kühles Grab."
Und als so sprach die schöne Maid,
da öffnet sich die Grube weit.

Und als ich in die Grube schaut,
ein kalter Schauer mich durchgraut;
und in die dunkle Grabesnacht
stürzt ich hinein — und bin erwacht.

*

Ich kam von meiner Herrin Haus
und wandelt in Wahnsinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorübergehn will,
da winken die Gräber ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein.
Das war der flimmernde Mondesschein.
Da lispelt's: „Lieb Bruder, ich komme gleich!"
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entstiegen jetzt
und hoch auf den Leichenstein sich setzt.
Und die Saiten der Zither greift er schnell
und singt dabei recht hohl und grell:

„Ei! kennt ihr noch das alte Lied,
das einst so wild die Brust durchglüht,
ihr Saiten dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud,
die Teufel, die nennen es Höllenleid,
die Menschen, die nennen es — Liebe!"

Kaum tönt des letzten Wortes Schall,
da taten sich auf die Gräber all;
viel Luftgestalten dringen hervor,
umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

„Liebe! Liebe! deine Macht
hat uns hier zu Bett gebracht
und die Augen zugemacht, —
ei, was rufst du in der Nacht?"

So heult es verworren und ächzet und girrt
und brauset und sauset und krächzet und klirrt;
und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,
und der Spielmann wild in die Saiten greift:

„Bravo! Bravo! immer toll!
seid willkommen!
habt vernommen,
daß mein Zauberwort erscholl!
Liegt man doch jahraus, jahrein,
mäuschenstill im Kämmerlein!

Laßt uns heute lustig sein!
Mit Vergunst, —
seht erst zu, sind wir allein? —
Narren waren wir im Leben
und mit toller Wut ergeben
einer tollen Liebesbrunst.
Kurzweil kann uns heut nicht fehlen,
jeder soll hier treu erzählen,
was ihn weiland hergebracht,
wie gehetzt,
wie zerfetzt
ihn die tolle Liebesjagd."

Da hüpft aus dem Kreise, so leicht wie der Wind
ein mageres Wesen, das summend beginnt:

„Ich war ein Schneidergeselle
mit Nadel und mit Scher;
ich war so flink und schnelle
mit Nadel und mit Scher;
da kam die Meisterstochter
mit Nadel und mit Scher!
und hat mir ins Herz gestochen
mit Nadel und mit Scher!"

Da lachten die Geister im lustigen Chor.
Ein zweiter trat still und ernst hervor:

„Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini
und besonders Carlo Moor
nahm ich mir als Muster vor.

Auch verliebt — mit Ehr zu melden —
hab ich mich wie jene Helden,
und das schönste Frauenbild
spukte mir im Kopfe wild.

Und ich seufzte auch und girrte;
und wenn Liebe mich verwirrte,
steckt ich meine Finger rasch
in des reichen Nachbars Tasch'.

Doch der Gassenvogt mir grollte,
daß ich Sehnsuchtstränen wollte
trocknen mit dem Taschentuch,
das mein Nachbar bei sich trug.

Und nach frommer Häscherſitte
nahm man ſtill mich in die Mitte,
und das Zuchthaus, heilig, groß,
ſchloß mir auf den Mutterſchoß.

Schwelgend ſüß in Liebesſinnen,
ſaß ich dort beim Wolleſpinnen,
bis Rinaldos Schatten kam
und die Seele mit ſich nahm."

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor.
Geſchminkt und geputzt trat ein dritter hervor:

„Ich war ein König der Bretter
und ſpielte das Liebhaberfach,
ich brüllte manch wildes: ‚Ihr Götter!'
und ſeufzte manch zärtliches: ‚Ach!'

Den Mortimer ſpielt ich am beſten,
Maria war immer ſo ſchön!
Doch trotz der natürlichſten Geſten,
ſie wollte mich nimmer verſtehn. —

Einſt, als ich verzweifelnd am Ende:
‚Maria, du Heilige!' rief,
da nahm ich den Dolch behende
und ſtach mich ein bißchen zu tief."

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor.
Im weißen Flauſch trat ein vierter hervor:

„Vom Katheder ſchwatzte herab der Profeſſor,
er ſchwatzte, und ich ſchlief gut dabei ein;
doch hätt' mir's behagt viel tauſendmal beſſer
bei ſeinem holdſeligen Töchterlein.

Sie hat mir oft zärtlich am Fenſter genicket,
die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
vom dürren Philiſter, dem reichen Wicht.

Da flucht ich den Weibern und reichen Halunken
und miſchte mir Teufelskraut in den Wein
und hab mit dem Tode Schmollis getrunken,
der ſprach: ‚Fiducit, ich heiße Freund Hein!'"

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor.
Einen Strick um den Hals, trat ein fünfter hervor:

„Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
mit dem Töchterchen ſein und dem Edelgeſtein.
Was ſchert mich, du Gräflein, dein Edelgeſtein?
Mir mundet weit beſſer dein Töchterlein.

Sie lagen wohl beid unter Riegel und Schloß,
und der Graf beſold'te viel Dienertroß.
Was ſcheren mich Diener und Riegel und Schloß? —
ich ſtieg getroſt auf die Leiterſproß.

An Liebchens Fenſterlein klettr' ich getroſt,
da hör ich es unten fluchen erboſt:
‚Fein ſachte, mein Bübchen, muß auch dabei ſein,
ich liebe ja auch das Edelgeſtein.'

So ſpöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
und jauchzend umringt mich die Dienerſchar.
‚Zum Teufel, Geſindel, ich bin ja kein Dieb;
ich wollte nur ſtehlen mein trautes Lieb!'

Da half kein Gerede, da half kein Rat,
da machte man hurtig die Stricke parat;
wie die Sonne kam, da wundert' ſie ſich,
am hellen Galgen fand ſie mich."

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor.
Den Kopf in der Hand, trat ein ſechſter hervor:

„Zum Weidwerk trieb mich Liebesharm;
ich ſchlich umher, die Büchs im Arm.
Da ſchnarret's hohl vom Baum herab,
der Rabe rief: ‚Kopf — ab! Kopf — ab!'

O ſpürt ich doch ein Täubchen aus,
ich brächt es meinem Lieb nach Haus!
So dacht ich, und in Buſch und Strauch
ſpäht rings umher mein Jägeraug'.

Was koſet dort? was ſchnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögen's ſein.
Ich ſchleich herbei, — den Hahn geſpannt, —
ſieh da, mein eignes Lieb ich fand.

Das war mein Täubchen, meine Braut,
ein fremder Mann umarmt ſie traut, —
nun, alter Schütze, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut.

Bald drauf ein Zug mit Henkersfron —
ich ſelbſt dabei als Hauptperſon —
den Wald durchzog. Vom Baum herab
der Rabe rief: ‚Kopf ab! Kopf ab!'"

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor.
Da trat der Spielmann ſelber hervor:

„Ich hab mal ein Liedchen geſungen,
das ſchöne Lied iſt aus;
wenn das Herz im Leibe zerſprungen,
dann gehen die Lieder nach Haus!"

Und das tolle Gelächter ſich doppelt erhebt,
und die bleiche Schar im Kreiſe ſchwebt;
da ſcholl vom Kirchturm „Eins" herab,
da ſtürzten die Geiſter ſich heulend ins Grab.

*

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier,
die waren in Rußland gefangen.
Und als ſie kamen ins deutſche Quartier,
ſie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten ſie beide die traurige Mär,
daß Frankreich verloren gegangen,
beſiegt und zerſchlagen das große Heer, —
und der Kaiſer, der Kaiſer gefangen.

Da weinten zuſammen die Grenadier
wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine ſprach: „Wie weh wird mir,
wie brennt meine alte Wunde!"

Der andre ſprach: „Das Lied iſt aus,
auch ich möcht mit dir ſterben,
doch hab ich Weib und Kind zu Haus,
die ohne mich verderben."

„Was ſchert mich Weib, was ſchert mich Kind,
ich trage weit beßres Verlangen;
laß ſie betteln gehn, wenn ſie hungrig ſind, —
mein Kaiſer, mein Kaiſer gefangen!

Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
so nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
begrab mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am roten Band
sollst du aufs Herz mir legen;
die Flinte gib mir in die Hand
und gürt mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
wie eine Schildwach', im Grabe,
bis einst ich höre Kanonengebrüll
und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
viel Schwerter klirren und blitzen;
dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
den Kaiser, den Kaiser zu schützen!

*

Schelm von Bergen.

Im Schloß zu Düsseldorf am Rhein
wird Mummenschanz gehalten;
da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik,
da tanzen die bunten Gestalten.

Da tanzt die schöne Herzogin,
sie lacht laut auf beständig;
ihr Tänzer ist ein schlanker Fant,
gar höfisch und behendig.

Er trägt eine Maske von schwarzem Samt,
daraus gar freudig blicket
ein Auge wie ein blanker Dolch,
halb aus der Scheide gezücket.

Es jubelt die Fastnachtsgeckenschar,
wenn jene vorüberwalzen.
Der Drickes und die Marizzebill
grüßen mit Schnurren und Schnalzen.

Und die Trompeten schmettern drein,
der närrische Brummbaß brummet,
bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
und die Musik verstummet.

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
ich muß nach Hause gehen —"
Die Herzogin lacht: „Ich laß dich nicht fort,
bevor ich dein Antlitz gesehen."

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
mein Anblick bringt Schrecken und Grauen —"
Die Herzogin lacht: „Ich fürchte mich nicht,
ich will dein Antlitz schauen."

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
der Nacht und dem Tode gehör ich —"
Die Herzogin lacht: „Ich lasse dich nicht,
dein Antlitz zu schauen begehr ich."

Wohl sträubt sich der Mann mit finsterm Wort,
das Weib nicht zähmen kunnt er;
sie riß zuletzt ihm mit Gewalt
die Maske vom Antlitz herunter.

„Das ist der Scharfrichter von Bergen!" so schreit
entsetzt die Menge im Saale
und weichet scheusam, — die Herzogin
stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog ist klug, er tilgte die Schmach
der Gattin auf der Stelle.
Er zog sein blankes Schwert und sprach:
„Knie vor mir nieder, Geselle!

Mit diesem Schwertschlag mach ich dich
jetzt ehrlich und ritterzünftig.
Und weil du ein Schelm, so nenne dich
Herr Schelm von Bergen künftig."

So ward der Henker ein Edelmann
und Ahnherr der Schelme von Bergen.
Ein stolzes Geschlecht! es blühte am Rhein,
jetzt schläft es in steinernen Särgen.

Begegnung.

Wohl unter der Linde erklingt die Musik,
da tanzen die Burschen und Mädel,
da tanzen zwei, die niemand kennt,
sie schaun so schlank und edel.

Sie schweben auf, sie schweben ab
in seltsam fremder Weise;
sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
das Fräulein flüstert leise:

„Mein schöner Junker, auf Eurem Hut
schwankt eine Nelkenlilie,
die wächst nur tief im Meeresgrund —
Ihr stammt nicht aus Adams Familie.

Ihr seid der Wassermann, Ihr wollt
verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab Euch erkannt beim ersten Blick
an Euren fischgrätigen Zähnen."

Sie schweben auf, sie schweben ab
in seltsam fremder Weise,
sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
der Junker flüstert leise:

„Mein schönes Fräulein, sagt mir, warum
so eiskalt Eure Hand ist?
Sagt mir, warum so naß der Saum
an Eurem weißen Gewand ist?

Ich hab Euch erkannt beim ersten Blick
an Eurem spöttischen Knixe —
du bist kein irdisches Menschenkind,
du bist mein Mühmchen, die Nixe."

Die Geigen verstummen, der Tanz ist aus,
es trennen sich höflich die beiden,
sie kennen sich leider viel zu gut,
suchen sich jetzt zu vermeiden.

Pfalzgräfin Jutta.

Pfalzgräfin Jutta fuhr über den Rhein
im leichten Kahn, bei Mondenschein.
Die Zofe rudert, die Gräfin spricht:
„Siehst du die sieben Leichen nicht,
die hinter uns kommen
einhergeschwommen? —
So traurig schwimmen die Toten!

Das waren Ritter voll Jugendlust —
sie sanken zärtlich an meine Brust
und schwuren mir Treue. — Zur Sicherheit,
daß sie nicht brächen ihren Eid,
ließ ich sie ergreifen
sogleich und ersäufen —
so traurig schwimmen die Toten!"

Die Zofe rudert, die Gräfin lacht.
Das hallt so höhnisch durch die Nacht!
Bis an die Hüfte tauchen hervor
die Leichen und strecken die Finger empor,
wie schwörend — sie nicken
mit gläsernen Blicken —
so traurig schwimmen die Toten!

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

Am Fenster stand die Mutter,
im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
zu schaun die Prozession?" —

„Ich bin so krank, o Mutter,
daß ich nicht hör und seh;
ich denk an das tote Gretchen,
da tut das Herz mir weh."

„Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
nimm Buch und Rosenkranz;
die Mutter Gottes heilt dir
dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
es singt im Kirchenton;
das ist zu Köllen am Rheine,
da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
den Sohn, den führet sie,
sie singen beide im Chore:
„Gelobt seist du, Marie!"

*

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
trägt heut ihr bestes Kleid;
heut hat sie viel zu schaffen,
es kommen viel kranke Leut.

Die kranken Leute bringen
ihr dar, als Opferspend',
aus Wachs gebildete Glieder,
viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
dem heilt an der Hand die Wund';
und wer einen Wachsfuß opfert,
dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
der jetzo tanzt auf dem Seil,
gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht
und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
dann heilt sie deinen Schmerz."

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
ging seufzend zum Heiligenbild;
die Träne quillt aus dem Auge,
das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
du reine Gottesmagd,
du Königin des Himmels,
dir sei mein Leid geklagt!

Ich wohnte mit meiner Mutter
zu Köllen in der Stadt,
der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
doch die ist tot jetzund —
Marie, dir bring ich ein Wachsherz,
heil du meine Herzenswund'.

Heil du mein krankes Herze,
ich will auch spät und früh
inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!"

*

Der kranke Sohn und die Mutter,
die schliefen im Kämmerlein;
da kam die Mutter Gottes
ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken
und legte ihre Hand
ganz leise auf sein Herze
und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut alles im Traume
und hat noch mehr geschaut;
sie erwachte aus dem Schlummer,
die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestrecket
ihr Sohn, und der war tot;
es spielt auf den bleichen Wangen
das lichte Morgenrot.

Die Mutter faltet die Hände,
ihr war, sie wußte nicht wie;
andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist du, Marie!"

Schlachtfeld bei Hastings.

Der Abt von Waltham seufzte tief,
als er die Kunde vernommen,
daß König Harold elendiglich
bei Hastings umgekommen.

Zwei Mönche, Asgod und Ailrik genannt,
die schickt er aus als Boten,
sie sollten suchen die Leiche Harolds
bei Hastings unter den Toten.

Die Mönche gingen traurig fort
und kehrten traurig zurücke:
„Hochwürdiger Vater, die Welt ist uns gram,
wir sind verlassen vom Glücke.

Gefallen ist der beßre Mann,
es siegte der Bankert, der schlechte,
gewappnete Diebe verteilen das Land
und machen den Freiling zum Knechte.

Der lausigste Lump aus der Normandie
wird Lord auf der Insel der Briten;
ich sah einen Schneider aus Bayeux, er kam
mit goldnen Sporen geritten.

Weh dem, der jetzt ein Sachse ist!
Ihr Sachsenheilige droben
im Himmelreich, nehmt euch in acht,
ihr seid der Schmach nicht enthoben.

Jetzt wissen wir, was bedeutet hat
der große Komet, der heuer
blutrot am nächtlichen Himmel ritt
auf einem Besen von Feuer.

Bei Hastings in Erfüllung ging
des Unsterns böses Zeichen,
wir waren auf dem Schlachtfeld dort
und suchten unter den Leichen.

Wir suchten hin, wir suchten her,
bis alle Hoffnung verschwunden —
den Leichnam des toten Königs Harold,
wir haben ihn nicht gefunden."

Asgod und Ailrik sprachen also;
der Abt rang jammernd die Hände,
versank in tiefe Nachdenklichkeit
und sprach mit Seufzen am Ende:

„Zu Grendelfield am Bardenstein,
just in des Waldes Mitte,
da wohnet Edith Schwanenhals
in einer dürft'gen Hütte.

Man hieß sie Edith Schwanenhals,
weil wie der Hals der Schwäne
ihr Nacken war; der König Harold,
er liebte die junge Schöne.

Er hat sie geliebt, geküßt und geherzt
und endlich verlassen, vergessen.
Die Zeit verfließt; wohl sechzehn Jahr
verflossen unterdessen.

Begebt euch, Brüder, zu diesem Weib
und laßt sie mit euch gehen
zurück nach Hastings, der Blick des Weibs
wird dort den König erspähen.

Nach Waltham-Abtei hierher alsdann
sollt ihr die Leiche bringen,
damit wir christlich bestatten den Leib
und für die Seele singen."

Um Mitternacht gelangten schon
die Boten zur Hütte im Walde:
„Erwache, Edith Schwanenhals,
und folge uns alsbalde.

Der Herzog der Normannen hat
den Sieg davongetragen,
und auf dem Feld bei Hastings liegt
der König Harold erschlagen.

Komm mit nach Hastings, wir suchen dort
den Leichnam unter den Toten
und bringen ihn nach Waltham-Abtei,
wie uns der Abt geboten."

Kein Wort sprach Edith Schwanenhals,
sie schürzte sich geschwinde
und folgte den Mönchen; ihr greisendes Haar,
das flatterte wild im Winde.

Es folgte barfuß das arme Weib
durch Sümpfe und Baumgestrüppe.
Bei Tagesanbruch gewahrten sie schon
zu Hastings die kreidige Klippe.

Der Nebel, der das Schlachtfeld bedeckt
als wie ein weißes Lailich,
zerfloß allmählich; es flatterten auf
die Dohlen und krächzten abscheulich.

Viel tausend Leichen lagen dort
erbärmlich auf blutiger Erde,
nackt ausgeplündert, verstümmelt, zerfleischt,
daneben die Äser der Pferde.

Es watete Edith Schwanenhals
im Blute mit nackten Füßen;
wie Pfeile aus ihrem stieren Aug
die forschenden Blicke schießen.

Sie suchte hin, sie suchte her,
oft mußte sie mühsam verscheuchen
die fraßbegierige Rabenschar;
die Mönche hinter ihr keuchen.

Sie suchte schon den ganzen Tag,
es ward schon Abend — plötzlich
bricht aus der Brust des armen Weibs
ein greller Schrei, entsetzlich.

Gefunden hat Edith Schwanenhals
des toten Königs Leiche.
Sie sprach kein Wort, sie weinte nicht,
sie küßte das Antlitz, das bleiche.

Sie küßte die Stirne, sie küßte den Mund,
sie hielt ihn fest umschlossen;
sie küßte auf des Königs Brust
die Wunde, blutumflossen.

Auf seiner Schulter erblickte sie auch —
und sie bedeckt sie mit Küssen —
drei kleine Narben, Denkmäler der Lust,
die sie einst hineingebissen.

Die Mönche konnten mittlerweil
Baumstämme zusammenfugen;
das war die Bahre, worauf sie alsdann
den toten König trugen.

Sie trugen ihn nach Waltham-Abtei,
daß man ihn dort begrübe;
es folgte Edith Schwanenhals
der Leiche ihrer Liebe.

Sie sang die Totenlitanein
in kindisch frommer Weise;
das klang so schauerlich in der Nacht —
die Mönche beteten leise. —

*

Karl I.

Im Wald, in der Köhlerhütte sitzt
trübsinnig allein der König;
er sitzt an der Wiege des Köhlerkinds
und wiegt und singt eintönig:

„Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
es blöken im Stalle die Schafe —
du trägst das Zeichen an der Stirn
und lächelst so furchtbar im Schlafe.

Eiapopeia, das Kätzchen ist tot —
du trägst auf der Stirne das Zeichen —
du wirst ein Mann und schwingst das Beil,
schon zittern im Walde die Eichen.

Der alte Köhlerglaube verschwand,
es glauben die Köhlerkinder —
Eiapopeia — nicht mehr an Gott,
und an den König noch minder.

Das Kätzchen ist tot, die Mäuschen sind froh —
wir müssen zuschanden werden —
Eiapopeia — im Himmel der Gott
und ich, der König, auf Erden.

Mein Mut erlischt, mein Herz ist krank,
und täglich wird es kränker —
Eiapopeia, du Köhlerkind,
ich weiß es, du bist mein Henker.

Mein Todesgesang ist dein Wiegenlied —
Eiapopeia — die greisen
Haarlocken schneidest du ab zuvor —
im Nacken klirrt mir das Eisen.

Eiapopeia, was raschelt im Stroh —
du hast das Reich erworben
und schlägst mir das Haupt vom Rumpf herab —
das Kätzchen ist gestorben.

Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
es blöken im Stalle die Schafe.
Das Kätzchen ist tot, die Mäuschen sind froh —
schlafe, mein Henkerchen, schlafe!"

Ritter Olaf.

I.

Vor dem Dome stehn zwei Männer,
tragen beide rote Röcke,
und der eine ist der König,
und der Henker ist der andre.

Und zum Henker spricht der König:
„Am Gesang der Pfaffen merk ich,
daß vollendet schon die Trauung, —
halt bereit dein gutes Richtbeil."

Glockenklang und Orgelrauschen,
und das Volk strömt aus der Kirche;
bunter Festzug, in der Mitte
die geschmückten Neuvermählten.

Leichenblaß und bang und traurig
schaut die schöne Königstochter;
keck und heiter schaut Herr Olaf,
und sein roter Mund, der lächelt.

Und mit lächelnd rotem Munde
spricht er zu dem finstern König:
„Guten Morgen, Schwiegervater,
heut ist dir mein Haupt verfallen.

Sterben soll ich heut — o, laß mich
nur bis Mitternacht noch leben,
daß ich meine Hochzeit feire
mit Bankett und Fackeltänzen.

Laß mich leben, laß mich leben,
bis geleert der letzte Becher,
bis der letzte Tanz getanzt ist —
laß bis Mitternacht mich leben!"

Und zum Henker spricht der König:
„Unserm Eidam sei gefristet
bis um Mitternacht sein Leben —
halt bereit dein gutes Richtbeil."

II.

Herr Olaf sitzt beim Hochzeitschmaus,
er trinkt den letzten Becher aus.
An seine Schulter lehnt
sein Weib und stöhnt —
Der Henker steht vor der Türe.

Der Reigen beginnt, und Herr Olaf erfaßt
sein junges Weib, mit wilder Hast
sie tanzen bei Fackelglanz
den letzten Tanz —
Der Henker steht vor der Türe.

Die Geigen geben so lustigen Klang,
die Flöten seufzen so traurig und bang!
Wer die beiden tanzen sieht,
dem erbebt das Gemüt —
Der Henker steht vor der Türe.

Und wie sie tanzen im dröhnenden Saal,
Herr Olaf flüstert zu seinem Gemahl:
„Du weißt nicht, wie lieb ich dich hab' —
so kalt ist das Grab" —
Der Henker steht vor der Türe.

III.

Herr Olaf, es ist Mitternacht,
dein Leben ist verflossen!
Du hattest eines Fürstenkinds
in freier Luft genossen.

Die Mönche murmeln das Totengebet,
der Mann im roten Rocke,
er steht mit seinem blanken Beil
schon vor dem schwarzen Blocke.

Herr Olaf steigt in den Hof hinab,
da blinken viel Schwerter und Lichter.
Es lächelt des Ritters roter Mund,
mit lächelndem Munde spricht er:

„Ich segne die Sonne, ich segne den Mond
und die Stern', die am Himmel schweifen;
ich segne auch die Vögelein,
die in den Lüften pfeifen.

Ich segne das Meer, ich segne das Land
und die Blumen auf der Aue;
ich segne die Veilchen, sie sind so sanft
wie die Augen meiner Fraue.

Ihr Veilchenaugen meiner Frau,
durch euch verlier ich mein Leben!
Ich segne auch den Holunderbaum,
wo du dich mir ergeben."

Der Tannhäuser.

I.

Ihr guten Christen, laßt euch nicht
von Satans List umgarnen!
Ich sing' euch das Tannhäuserlied,
um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuser, ein Ritter gut,
wollt Lieb und Lust gewinnen,
da zog er in den Venusberg,
blieb sieben Jahre drinnen.

„Frau Venus, meine schöne Frau,
leb wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bei dir,
du sollst mir Urlaub geben."

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
hast heut mich nicht geküsset;
küß mich geschwind, und sage mir,
was du bei mir vermisset?

Habe ich nicht den süßesten Wein
tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Rosen dir
tagtäglich das Haupt bekränzet?"

„Frau Venus, meine schöne Frau,
von süßem Wein und Küssen
ist meine Seele worden krank;
ich schmachte nach Bitternissen.

Wir haben zu viel gescherzt und gelacht,
ich sehne mich nach Tränen,
und statt mit Rosen möcht ich mein Haupt
mit spitzigen Dornen krönen."

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
du willst dich mit mir zanken;
du hast geschworen viel tausendmal,
niemals von mir zu wanken.

Komm, laß uns in die Kammer gehn,
zu spielen der heimlichen Minne;
mein schöner lilienweißer Leib
erheitert deine Sinne."

„Frau Venus, meine schöne Frau,
dein Reiz wird ewig blühen;
wie viele einst für dich geglüht,
so werden noch viele glühen.

Doch denk ich der Götter und Helden, die einst
sich zärtlich daran geweidet,
dein schöner lilienweißer Leib,
er wird mir schier verleidet.

Dein schöner lilienweißer Leib
erfüllt mich fast mit Entsetzen,
gedenk ich, wie viele werden sich
noch späterhin dran ergötzen!"

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
das sollst du mir nicht sagen,
ich wollte lieber, du schlügest mich,
wie du mich oft geschlagen.

Ich wollte lieber, du schlügest mich,
als daß du Beleidigung sprächest,
und mir, undankbar kalter Christ,
den Stolz im Herzen brächest.

Weil ich dich geliebet gar zu sehr,
hör ich nun solche Worte —
Leb wohl, ich gebe Urlaub dir,
ich öffne dir selber die Pforte."

II.

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
da singt es und klingelt und läutet,
da zieht einher die Prozession,
der Papst in der Mitte schreitet.

Das ist der fromme Papst Urban,
er trägt die dreifache Krone,
er trägt ein rotes Purpurgewand,
die Schleppe tragen Barone.

„O heiliger Vater, Papst Urban,
ich laß dich nicht von der Stelle,
du höreſt zuvor meine Beichte an,
du rettest mich von der Hölle!"

Das Volk, es weicht im Kreis zurück,
es schweigen die geistlichen Lieder —
Wer ist der Pilger bleich und wüst?
vor dem Papste kniet er nieder.

„O heiliger Vater, Papst Urban,
du kannst ja binden und lösen,
errette mich von der Höllenqual
und von der Macht des Bösen!

Ich bin der edle Tannhäuser genannt,
wollt Lieb und Lust gewinnen,
da zog ich in den Venusberg,
blieb sieben Jahre drinnen.

Frau Venus ist eine schöne Frau,
liebreizend und anmutreiche;
wie Sonnenschein und Blumenduft
ist ihre Stimme, die weiche.

Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
am zarten Kelch zu nippen,
so flatterte meine Seele stets
um ihre Rosenlippen.

Ihr edles Gesicht umringeln wild
die blühend schwarzen Locken;
schaun dich die großen Augen an,
wird dir der Atem stocken.

Schaun dich die großen Augen an,
so bist du wie angekettet;
ich habe nur mit großer Not
mich aus dem Berg gerettet.

Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
doch stets verfolgen die Blicke
der schönen Frau mich überall,
sie winken: komm zurücke!

Ein armes Gespenst bin ich am Tag,
des Nachts mein Leben erwachet,
dann träum ich von meiner schönen Frau,
sie sitzt bei mir und lachet.

Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll,
und mit so weißen Zähnen!
Wenn ich an dieses Lachen denk,
so weine ich plötzliche Tränen.

Ich liebe sie mit Allgewalt,
nichts kann die Liebe hemmen!
Das ist wie ein wilder Wasserfall,
du kannst seine Fluten nicht dämmen!

Er springt von Klippe zu Klippe herab
mit lautem Tosen und Schäumen,
und bräch er tausendmal den Hals,
er wird im Laufe nicht säumen.

Wenn ich den ganzen Himmel besäß,
Frau Venus schenkt ich ihn gerne;
ich gäb ihr die Sonne, ich gäb ihr den Mond,
ich gäbe ihr sämtliche Sterne.

Ich liebe sie mit Allgewalt,
mit Flammen, die mich verzehren —
ist das der Hölle Feuer schon,
die Gluten, die ewig währen?

O heiliger Vater, Papst Urban,
du kannst ja binden und lösen,
errette mich von der Höllenqual
und von der Macht des Bösen!"

Der Papst hub jammernd die Händ' empor,
hub jammernd an zu sprechen:
„Tannhäuser, unglückseel'ger Mann,
der Zauber ist nicht zu brechen.

Der Teufel, den man Venus nennt,
er ist der schlimmste von allen,
erretten kann ich dich nimmermehr
aus seinen schönen Krallen.

Mit deiner Seele mußt du jetzt
des Fleisches Lust bezahlen,
du bist verworfen, du bist verdammt
zu ewigen Höllenqualen."

III.

Der Ritter Tannhäuser er wandelt so rasch,
die Füße die wurden ihm wunde,
er kam zurück in den Venusberg
wohl um die Mitternachtstunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
ist schnell aus dem Bette gesprungen;
sie hat mit ihrem weißen Arm
den geliebten Mann umschlungen.

Aus ihrer Nase rann das Blut,
den Augen die Tränen entflossen!
Sie hat mit Tränen und Blut das Gesicht
des geliebten Mannes begossen.

Der Ritter legte sich ins Bett,
er hat kein Wort gesprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, sie gab ihm Brot,
sie wusch seine wunden Füße,
sie kämmte ihm das struppige Haar
und lachte dabei so süße.

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
bist lange ausgeblieben;
sag an, in welchen Landen du dich
so lange herumgetrieben?"

„Frau Venus, meine schöne Frau,
ich hab in Welschland verweilet;
ich hatte Geschäfte in Rom und bin
schnell wieder hierher geeilet.

Auf sieben Hügeln ist Rom gebaut,
die Tiber tut dorten fließen;
auch hab' ich in Rom den Papst gesehn,
der Papst, er läßt dich grüßen.

Auf meinem Rückweg sah ich Florenz,
bin auch durch Mailand gekommen
und bin alsdann mit raschem Mut
die Schweiz hinaufgeklommen.

Und als ich über die Alpen zog,
da fing es an zu schneien,
die blauen Seen die lachten mich an,
die Adler krächzen und schreien.

Und als ich auf dem Sankt Gotthard stand,
da hört ich Deutschland schnarchen;
es schlief da unten in sanfter Hut
von sechsunddreißig Monarchen.

In Schwaben besah ich die Dichterschul',
gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen;
auf kleinen Kackstühlchen saßen sie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.

Zu Frankfurt kam ich am Schabbes an
und aß dort Schalet und Klöße;
ihr habt die beste Religion,
auch lieb ich das Gänsegekröse.

In Dresden sah ich einen Hund,
der einst gehört zu den bessern,
doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
er kann nur bellen und wässern.

Zu Weimar, dem Musenwitwensitz,
da hört ich viel Klagen erheben,
man weinte und jammerte: Goethe sei tot,
und Eckermann sei noch am Leben!

Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geschrei —
was gibt es? rief ich verwundert.
‚Das ist der Gans in Berlin, der liest
dort über das letzte Jahrhundert.'

Zu Göttingen blüht die Wissenschaft,
doch bringt sie keine Früchte;
ich kam dort durch in stockfinstrer Nacht,
sah nirgendswo ein Lichte.

Zu Celle im Zuchthaus sah ich nur
Hannoveraner — O Deutsche!
uns fehlt ein Nationalzuchthaus
und eine gemeinsame Peitsche!

Zu Hamburg frug ich, warum so sehr
die Straßen stinken täten?
Doch Juden und Christen versicherten mir,
das käme von den Fleten.

Zu Hamburg, in der guten Stadt,
wohnt mancher schlechte Geselle!
Und als ich auf die Börse kam,
ich glaubte, ich wär noch in Celle.

Zu Hamburg sah ich Altona,
ist auch eine schöne Gegend;
ein andermal erzähl ich dir,
was mir alldort begegnet."

Belsazer.

Die Mitternacht zog näher schon;
in stiller Ruh lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß,
da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben in dem Königssaal,
Belsazer hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reihn
und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
so klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut;
im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech und lästert wild!
die Knechtenschar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
und rufet laut mit schäumendem Mund:

„Jehova! dir künd ich auf ewig Hohn, —
ich bin der König von Babylon!"

Doch kaum das grause Wort verklang,
dem König ward's heimlich im Busen bang,

das gellende Lachen verstummte zumal;
es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand,
da kam's hervor, wie Menschenhand,

und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
mit schlotternden Knien und totenblaß.

Die Knechtenschar saß kalt durchgraut
und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsazer ward aber in selbiger Nacht
von seinen Knechten umgebracht.

Salomo.

Verstummt sind die Pauken, Posaunen und Zinken.
An Salomos Lager Wache halten
die schwertgegürteten Engelgestalten,
sechstausend zur Rechten, sechstausend zur Linken.

Sie schützen den König vor träumendem Leide,
und zieht er finster die Brauen zusammen,
da fahren sogleich die stählernen Flammen,
zwölftausend Schwerter, hervor aus der Scheide.

Doch wieder zurück in die Scheide fallen
die Schwerter der Engel. Das nächtliche Grauen
verschwindet, es glätten sich wieder die Brauen
des Schläfers, und seine Lippen lallen:

„O Sulamith! das Reich ist mein Erbe,
die Lande sind mir untertänig.
Bin über Juda und Israel König —
doch liebst du mich nicht, so welk ich und sterbe."

Der Asra.

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
um die Abendzeit am Springbrunn,
wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
um die Abendzeit am Springbrunn,
wo die weißen Wasser plätschern;
täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
auf ihn zu mit raschen Worten:
„Deinen Namen will ich wissen,
deine Heimat, deine Sippschaft!"

Und der Sklave sprach: „Ich heiße
Mohammed, ich bin aus Yemen,
und mein Stamm sind jene Asra,
welche sterben, wenn sie lieben."

Der Dichter Firdusi.

I.

Goldne Menschen, Silbermenschen!
Spricht ein Lump von einem Thoman
ist die Rede nur von Silber,
ist gemeint ein Silberthoman.

Doch im Munde eines Fürsten,
eines Schaches, ist ein Thoman
gülden stets; ein Schach empfängt
und er gibt nur goldne Thoman.

Also denken brave Leute,
also dachte auch Firdusi,
der Verfasser des berühmten
und vergötterten „Schach Nameh".

Dieses große Heldenlied
schrieb er auf Geheiß des Schaches,
der für jeden seiner Verse
einen Thoman ihm versprochen.

Siebzehnmal die Rose blühte,
siebzehnmal ist sie verwelket,
und die Nachtigall besang sie
und verstummte siebzehnmal —

Unterdessen saß der Dichter
an dem Webstuhl des Gedankens
Tag und Nacht und webte emsig
seines Liedes Riesenteppich —

Riesenteppich, wo der Dichter
wunderbar hineingewebt
seiner Heimat Fabelchronik,
Farsistans uralte Kön'ge.

Lieblingshelden seines Volkes,
Rittertaten, Aventüren,
Zauberwesen und Dämonen,
keck umrankt von Märchenblumen —

Alles blühend und lebendig,
farbenglänzend, blühend, brennend,
und wie himmlisch angestrahlt
von dem heil'gen Lichte Irans,

von dem göttlich reinen Urlicht,
dessen letzter Feuertempel,
trotz dem Koran und dem Mufti,
in des Dichters Herzen flammte.

Als vollendet war das Lied,
überschickte seinem Gönner
der Poet das Manuskript,
zweimalhunderttausend Verse.

In der Badestube war es,
in der Badestub' zu Gasna,
wo des Schaches schwarze Boten
den Firdusi angetroffen —

Jeder schleppte einen Geldsack,
den er zu des Dichters Füßen
knieend legte, als den hohen
Ehrensold für seine Dichtung.

Der Poet riß auf die Säcke
hastig, um am lang entbehrten
Goldesanblick sich zu laben —
da gewahrt er mit Bestürzung,

daß der Inhalt dieser Säcke
bleiches Silber, Silberthomans,
zweimalhunderttausend etwa —
und der Dichter lachte bitter.

Bitter lachend hat er jene
Summe abgeteilt in drei
gleiche Teile, und jedwedem
von den beiden schwarzen Boten

schenkte er als Botenlohn
solch ein Drittel, und das dritte
gab er einem Badeknechte,
der sein Bad besorgt, als Trinkgeld.

Seinen Wanderstab ergriff er
jetzo und verließ die Hauptstadt;
vor dem Tor hat er den Staub
abgefegt von seinen Schuhen.

II.

„Hätt' er menschlich ordinär
nicht gehalten, was versprochen,
hätt' er nur sein Wort gebrochen,
zürnen wollt ich nimmermehr.

Aber unverzeihlich ist,
daß er mich getäuscht so schnöde
durch den Doppelsinn der Rede
und des Schweigens größre List.

Stattlich war er, würdevoll
von Gestalt und von Gebärden,
wen'ge glichen ihm auf Erden,
war ein König jeder Zoll.

Wie die Sonn' am Himmelsbogen,
Feuerblicks, sah er mich an,
er, der Wahrheit stolzer Mann —
und er hat mich doch belogen."

III.

Schach Mahomet hat gut gespeist,
und gut gelaunet ist sein Geist.

Im dämmernden Garten, auf purpurnem Pfühl,
am Springbrunn sitzt er. Das plätschert so kühl.

Die Diener stehen mit Ehrfurchtsmienen;
sein Liebling Ansari ist unter ihnen.

Aus Marmorvasen quillt hervor
ein üppig brennender Blumenflor.

Gleich Odalisken anmutiglich
die schlanken Palmen fächern sich.

Es stehen regungslos die Zypressen,
wie himmelträumend, wie weltvergessen.

Doch plötzlich erklingt bei Lautenklang
ein sanft geheimnisvoller Gesang.

Der Schach fährt auf, als wie behext —
„Von wem ist dieses Liedes Text?"

Ansari, an welchen die Frage gerichtet,
gab Antwort: „Das hat Firdusi gedichtet."

„Firdusi?" — rief der Fürst betreten —
„Wo ist er? Wie geht es dem großen Poeten?"

Ansari gab Antwort: „In Dürftigkeit
und Elend lebt er seit langer Zeit

zu Thus, des Dichters Vaterstadt,
wo er ein kleines Gärtchen hat."

Schach Mahomet schwieg eine gute Weile,
dann sprach er: „Ansari, mein Auftrag hat Eile —

Geh nach meinen Ställen und erwähle
dort hundert Maultiere und fünfzig Kamele.

Die sollst du belasten mit allen Schätzen,
die eines Menschen Herz ergötzen,

mit Herrlichkeiten und Raritäten,
kostbaren Kleidern und Hausgeräten

von Sandelholz, von Elfenbein,
mit güldnen und silbernen Schnurrpfeiferein,

Kannen und Kelchen, zierlich gehenkelt,
Lepardenfellen, groß gesprenkelt,

mit Teppichen, Shawls und reichen Brokaten,
die fabriziert in meinen Staaten —

Vergiß nicht auch hineinzupacken
glänzende Waffen und Schabracken,

nicht minder Getränke jeder Art
und Speisen, die man in Töpfen bewahrt,

auch Konfitüren und Mandeltorten,
und Pfefferkuchen von allen Sorten.

Füge hinzu ein Dutzend Gäule
arabischer Zucht, geschwind wie Pfeile.

Und schwarze Sklaven gleichfalls ein Dutzend,
Leiber von Erz, strapazentrutzend.

Ansari, mit diesen schönen Sachen
sollst du dich gleich auf die Reise machen.

Du sollst sie bringen nebst meinem Gruß
dem großen Dichter Firdusi zu Thus."

Ansari erfüllte des Herrschers Befehle,
belud die Mäuler und Kamele

mit Ehrengeschenken, die wohl den Zins
gekostet von einer ganzen Provinz.

Nach dreien Tagen verließ er schon
die Residenz, und in eigner Person,

mit einer roten Führerfahne,
ritt er voran der Karawane.

Am achten Tage erreichten sie Thus:
die Stadt liegt an des Berges Fuß.

Wohl durch das Westtor zog herein
die Karawane mit Lärmen und Schrein.

Die Trommel scholl, das Kuhhorn klang,
und laut aufjubelt Triumphgesang.

„La Illa! Il Allah!" aus voller Kehle
jauchzen die Treiber der Kamele.

Doch durch das Osttor am andern End
von Thus, zog in demselben Moment

zur Stadt hinaus der Leichenzug,
der den toten Firdusi zu Grabe trug.

Don Ramiro.

„Donna Clara! Donna Clara!
Heißgeliebte langer Jahre!
hast beschlossen mein Verderben,
und beschlossen ohn Erbarmen.

Donna Clara! Donna Clara!
Ist doch süß die Lebensgabe!
Aber unten ist es grausig,
in dem dunkeln, kalten Grabe.

Donna Clara! freu dich, morgen
wird Fernando am Altare
dich als Ehgemahl begrüßen, —
wirst du mich zur Hochzeit laden?"

„Don Ramiro! Don Ramiro!
Deine Worte treffen bitter,
bittrer als der Spruch der Sterne,
die da spotten meines Willens.

Don Ramiro! Don Ramiro!
rüttle ab den dumpfen Trübsinn;
Mädchen gibt es viel auf Erden,
aber uns hat Gott geschieden.

Don Ramiro, der du mutig
so viel Mohren überwunden,
überwinde nun dich selber, —
komm auf meine Hochzeit morgen."

„Donna Clara! Donna Clara!
Ja, ich schwör es, ja, ich komme!
Will mit dir den Reihen tanzen;
gute Nacht, ich komme morgen."

„Gute Nacht!" — Das Fenster klirrte.
Seufzend stand Ramiro unten,
stand noch lange wie versteinert;
endlich schwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch nach langem Ringen
muß die Nacht dem Tage weichen;
wie ein bunter Blumengarten
liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläste
schimmern hell im Glanz der Sonne;
und der Kirchen hohe Kuppeln
leuchten stattlich, wie vergoldet.

Summend, wie ein Schwarm von Bienen,
klingt der Glocken Festgeläute,
lieblich steigen Betgesänge
aus den frommen Gotteshäusern.

Aber dorten, siehe! siehe!
dorten aus der Marktkapelle,
im Gewimmel und Gewoge,
strömt des Volkes bunte Menge.

Blanke Ritter, schmucke Frauen,
Hofgesinde, festlich blinkend,
und die hellen Glocken läuten,
und die Orgel rauscht dazwischen.

Doch, mit Ehrfurcht ausgewichen,
in des Volkes Mitte wandelt
das geschmückte junge Ehpaar,
Donna Clara, Don Fernando.

Bis an Bräutigams Palasttor
wälzet sich das Volksgewühle;
dort beginnt die Hochzeitfeier,
prunkhaft und nach alter Sitte.

Ritterspiel und frohe Tafel
wechseln unter lautem Jubel:
rauschend schnell entfliehn die Stunden,
bis die Nacht herabgesunken.

Und zum Tanze sich versammeln
in dem Saal die Hochzeitgäste;
in dem Glanz die Lichter funkeln
ihre bunten Prachtgewänder.

Auf erhobne Stühle ließen
Braut und Bräutigam sich nieder,
Donna Clara, Don Fernando,
und sie tauschen süße Reden.

Und im Saale wogen heiter
die geschmückten Menschenwellen,
und die lauten Pauken wirbeln,
und es schmettern die Drommeten.

„Doch warum, o schöne Herrin,
sind gerichtet deine Blicke
dorthin nach der Saalesecke?"
so verwundert sprach der Ritter.

„Siehst du denn nicht, Don Fernando,
dort den Mann im schwarzen Mantel?"
Und der Ritter lächelt freundlich:
„Ach, das ist ja nur ein Schatten."

Doch es nähert sich der Schatten,
und es war ein Mann im Mantel;
und Ramiro schnell erkennend,
grüßt ihn Clara, glutbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,
munter drehen sich die Tänzer
in des Walzers wilden Kreisen,
und der Boden dröhnt und bebet.

„Wahrlich gerne, Don Ramiro,
will ich dir zum Tanze folgen,
doch im nächtlich schwarzen Mantel
hättest du nicht kommen sollen."

Mit durchbohrend stieren Augen
schaut Ramiro auf die Holde,
sie umschlingend, spricht er düster:
„Spracheſt ja, ich sollte kommen!"

Und ins wirre Tanzgetümmel
drängen sich die beiden Tänzer;
und die lauten Pauken wirbeln,
und es schmettern die Drommeten.

„Sind ja schneeweiß deine Wangen!"
flüstert Clara, heimlich zitternd.
„Spracheſt ja, ich sollte kommen!"
schallet dumpf Ramiros Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
durch das flutende Gedränge;
und die lauten Pauken wirbeln,
und es schmettern die Drommeten.

„Sind ja eiskalt deine Hände!"
flüstert Clara, schauerzuckend.
„Spracheſt ja, ich sollte kommen!"
und sie treiben fort im Strudel.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!
Leichenduft ist ja dein Odem!"
Wiederum die dunkeln Worte:
„Spracheſt ja, ich sollte kommen!"

Und der Boden raucht und glühet,
lustig tönet Geig' und Bratsche;
wie ein tolles Zauberweben
schwindelt alles in dem Saale.

„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!"
wimmert's immer im Gewoge.
Don Ramiro stets erwidert:
„Spracheſt ja, ich sollte kommen!"

„Nun, so geh, in Gottes Namen!"
Clara rief's mit fester Stimme,
und dies Wort war kaum gesprochen,
und verschwunden war Ramiro.

Clara starret, Tod im Antlitz,
kaltumflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildnis
in ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer,
endlich schlägt sie auf die Wimper;
aber Staunen will aufs neue
ihre holden Augen schließen.

Denn derweil der Tanz begonnen,
war sie nicht vom Sitz gewichen,
und sie sitzt noch bei dem Bräut'gam, —
und der Ritter sorgsam bittet:

„Sprich, was bleichet deine Wangen?
warum wird dein Aug' so dunkel? —"
„Und Ramiro? — —" stottert Clara,
und Entsetzen lähmt die Zunge.

Doch mit tiefen, ernsten Falten
furcht sich jetzt des Bräut'gams Stirn':
„Herrin, forsch nicht blut'ge Kunde, —
heute mittag starb Ramiro."

Prinzessin Sabbat.

In Arabiens Märchenbuche
sehen wir verwünschte Prinzen,
die zuzeiten ihre schöne
Urgestalt zurückgewinnen:

Das behaarte Ungeheuer
ist ein Königssohn geworden;
schmuckreich glänzend angekleidet,
auch verliebt die Flöte blasend.

Doch die Zauberfrist zerrinnt,
und wir schauen plötzlich wieder
seine königliche Hoheit
in ein Ungetüm verzottelt.

Einen Prinzen solchen Schicksals
singt mein Lied. Er ist geheißen
Israel. Ihn hat verwandelt
Hexenspruch in einen Hund.

Hund mit hündischen Gedanken,
kötert er die ganze Woche
durch des Lebens Kot und Kehricht,
Gassenbuben zum Gespötte.

Aber jeden Freitagabend,
in der Dämmrungsstunde, plötzlich
weicht der Zauber, und der Hund
wird aufs neu ein menschlich Wesen.

Mensch mit menschlichen Gefühlen,
mit erhobnem Haupt und Herzen,
festlich, reinlich schier gekleidet,
tritt er in des Vaters Halle.

„Sei gegrüßt, geliebte Halle
meines königlichen Vaters!
Zelte Jakobs, eure heil'gen
Eingangspfosten küßt mein Mund!"

Durch das Haus geheimnisvoll
zieht ein Wispern und ein Weben,
und der unsichtbare Hausherr
atmet schaurig in der Stille.

Stille! Nur der Seneschall
(vulgo Synagogendiener)
springt geschäftig auf und nieder,
um die Lampen anzuzünden.

Trostverheißend goldne Lichter,
wie sie glänzen, wie sie glimmern!
Stolz aufflackern auch die Kerzen
auf der Brüstung des Almemors.

Vor dem Schreine, der die Thora
aufbewahret und verhängt ist
mit der kostbar seidnen Decke,
die von Edelsteinen funkelt —

dort an seinem Betpultständer
steht schon der Gemeindesänger;
schmuckes Männchen, das sein schwarzes
Mäntelchen kokett geachselt.

Um die weiße Hand zu zeigen,
haspelt er am Halse, seltsam
an die Schläf' den Zeigefinger,
an die Kehl den Daumen drückend.

Trällert vor sich hin ganz leise,
bis er endlich laut aufjubelnd
seine Stimm' erhebt und singt:
„Lecho Daudi Likras Kalle!

Lecho Daudi Likras Kalle —
komm, Geliebter, deiner harret
schon die Braut, die dir entschleiert
ihr verschämtes Angesicht!"

Dieses hübsche Hochzeitcarmen
ist gedichtet von dem großen,
hochberühmten Minnesänger
Don Jehuda ben Halevy.

In dem Liede wird gefeiert
die Vermählung Israels
mit der Frau Prinzessin Sabbat,
die man nennt die stille Fürstin.

Perl' und Blume aller Schönheit
ist die Fürstin. Schöner war
nicht die Königin von Saba,
Salomonis Busenfreundin,

die, ein Blaustrumpf Äthiopiens,
durch Esprit brillieren wollte
und mit ihren klugen Rätseln
auf die Länge fatigant ward.

Die Prinzessin Sabbat, welche
ja die personifizierte
Ruhe ist, verabscheut alle
Geisteskämpfe und Debatten.

Gleich fatal ist ihr die trampelnd
deklamierende Passion,
jenes Pathos, das mit flatternd
aufgelöstem Haar einherstürmt.

Sittsam birgt die stille Fürstin
in der Haube ihre Zöpfe;
blickt so sanft wie die Gazelle,
blüht so schlank wie eine Addas.

Sie erlaubt dem Liebsten alles,
ausgenommen Tabakrauchen —
„Liebster! Rauchen ist verboten,
weil es heute Sabbat ist.

Dafür aber heute mittag
soll dir dampfen, zum Ersatz,
ein Gericht, das wahrhaft göttlich —
heute sollst du Schalet essen!"

„Schalet, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!"
Also klänge Schillers Hochlied,
hätt' er Schalet je gekostet.

Schalet ist die Himmelsspeise,
die der liebe Herrgott selber
einst dem Moses kochen lehrte
auf dem Berge Sinai,

wo der Allerhöchste gleichfalls
all die guten Glaubenslehren
und die heil'gen zehn Gebote
wetterleuchtend offenbarte.

Schalet ist des wahren Gottes
koscheres Ambrosia,
Wonnebrot des Paradieses,
und, mit solcher Kost verglichen,

ist nur eitel Teufelsdreck
das Ambrosia der falschen
Heidengötter Griechenlands,
die verkappte Teufel waren.

Speist der Prinz von solcher Speise,
glänzt sein Auge wie verklärt,
und er knöpfet auf die Weste,
und er spricht mit sel'gem Lächeln:

„Hör ich nicht den Jordan rauschen?
Sind das nicht die Brüsselbrunnen
in dem Palmental von Beth-El,
wo gelagert die Kamele?

Hör ich nicht die Herdenglöckchen?
Sind das nicht die fetten Hämmel,
die vom Gileathgebirge
abendlich der Hirt herabtreibt?"

Doch der schöne Tag verflittert;
wie mit langen Schattenbeinen,
kommt geschritten der Verwünschung
böse Stund', — es seufzt der Prinz.

Ist ihm doch, als griffen eiskalt
Hexenfinger in sein Herze.
Schon durchrieseln ihn die Schauer
hündischer Metamorphose.

Die Prinzessin reicht dem Prinzen
ihre güldne Nardenbüchse.
Langsam riecht er — will sich laben
noch einmal an Wohlgerüchen.

Es kredenzet die Prinzessin
auch den Abschiedstrunk dem Prinzen —
hastig trinkt er, und im Becher
bleiben wen'ge Tropfen nur.

Er besprengt damit den Tisch,
nimmt alsdann ein kleines Wachslicht,
und er tunkt es in die Nässe,
daß es knistert und erlischt.

* * *

Pomare.

I.

Alle Liebesgötter jauchzen
mir im Herzen, und Fanfare
blasen sie und rufen: „Heil!
Heil der Königin Pomare!"

Jene nicht von Otahaiti —
missionärisiert ist jene —
die ich meine, die ist wild,
eine ungezähmte Schöne.

Zweimal in der Woche zeigt sie
öffentlich sich ihrem Volke
in dem Garten Mabill, tanzt
dort den Cancan, auch die Polke.

Majestät in jedem Schritte,
jede Beugung Huld und Gnade,
eine Fürstin jeder Zoll
von der Hüfte bis zur Wade —

Also tanzt sie, — und es blasen
Liebesgötter die Fanfare
mir im Herzen, rufen: „Heil!
Heil der Königin Pomare!"

II.

Sie tanzt. Wie sie das Leibchen wiegt!
Wie jedes Glied sich zierlich biegt!
Das ist ein Flattern und ein Schwingen,
um wahrlich aus der Haut zu springen.

Sie tanzt. Wenn sie sich wirbelnd dreht
auf einem Fuß und stille steht
am End mit ausgestreckten Armen,
mag Gott sich meiner Vernunft erbarmen.

Sie tanzt. Derselbe Tanz ist das,
den einst die Tochter Herodias'
getanzt vor dem Judenkönig Herodes,
ihr Auge sprüht wie Blitze des Todes.

Sie tanzt mich rasend — ich werde toll —
sprich, Weib, was ich dir schenken soll?
Du lächelst! Heda! Trabanten! Läufer!
man schlage ab das Haupt dem Täufer!

III.

Gestern noch fürs liebe Brot
wälzte sie sich tief im Kot,
aber heute schon mit vieren
fährt das stolze Weib spazieren.
In die seidnen Kissen drückt
sie das Lockenhaupt und blickt
vornehm auf den großen Haufen
derer, die zu Fuße laufen.

Wenn ich dich so fahren seh,
tut es mir im Herzen weh!
Ach, es wird dich dieser Wagen
nach dem Hospitale tragen,
wo der grausenhafte Tod
endlich endet deine Not.
Und der Carabin mit schmierig
plumper Hand und lernbegierig
deinen schönen Leib zerfetzt,
anatomisch ihn zersetzt —
Deine Rosse trifft nicht minder
einst zu Montfaucon der Schinder.

IV.

Besser hat es sich gewendet,
das Geschick, das dich bedroht' —
Gott sei Dank, du hast geendet,
Gott sei Dank, und du bist tot.

In der Dachstub' deiner armen
alten Mutter starbest du,
und sie schloß dir mit Erbarmen
deine schönen Augen zu.

Kaufte dir ein gutes Lailich,
einen Sarg, ein Grab sogar.
Die Begräbnisfeier freilich
etwas kahl und ärmlich war.

Keinen Pfaffen hört man singen,
keine Glocke klagte schwer;
hinter deiner Bahre gingen
nur dein Hund und dein Friseur.

„Ach, ich habe der Pomare,"
seufzte dieser, „oft gekämmt
ihre langen schwarzen Haare,
wenn sie vor mir saß im Hemd."

Was den Hund betrifft, so rannt er
schon am Kirchhofstor davon,
und ein Unterkommen fand er
späterhin bei Ros' Pompon.

Ros' Pompon, der Provençalin,
die den Namen Königin
dir mißgönnt und als Rivalin
dich verklatscht mit niederm Sinn.

Arme Königin des Spottes,
mit dem Diadem von Kot,
bist gerettet jetzt durch Gottes
ew'ge Güte, du bist tot.

Wie die Mutter, so der Vater
hat Barmherzigkeit geübt,
und ich glaube, dieses tat er,
weil auch du so viel geliebt.

Ein Weib.

Sie hatten sich beide so herzlich lieb,
Spitzbübin war sie, er war ein Dieb.
Wenn er Schelmenstreiche machte,
sie warf sich aufs Bett und lachte.

Der Tag verging in Freud' und Lust,
des Nachts lag sie an seiner Brust.
Als man ins Gefängnis ihn brachte,
sie stand am Fenster und lachte.

Er ließ ihr sagen: „O komm zu mir,
ich sehne mich so sehr nach dir,
ich rufe nach dir, ich schmachte" —
sie schüttelt das Haupt und lachte.

Um sechse des Morgens ward er gehenkt,
um sieben ward er ins Grab gesenkt;
sie aber schon um achte
trank roten Wein und lachte.

Jammertal.

Der Nachtwind durch die Luken pfeift,
und auf dem Dachstublager
zwei arme Seelen gebettet sind;
sie schauen so blaß und so mager.

Die eine arme Seele spricht:
„Umschling mich mit deinen Armen,
an meinen Mund drück fest deinen Mund,
ich will an dir erwarmen."

Die andre arme Seele spricht:
„Wenn ich dein Auge sehe,
verschwindet mein Elend, der Hunger, der Frost
und all mein Erdenwehe."

Sie küßten sich viel, sie weinten noch mehr,
sie drückten sich seufzend die Hände,
sie lachten manchmal und sangen sogar,
und sie verstummten am Ende.

Am Morgen kam der Kommissär,
und mit ihm kam ein braver
Chirurgus, welcher konstatiert
den Tod der beiden Kadaver.

„Die strenge Wittrung," erklärte er,
„mit Magenleere vereinigt,
hat beider Ableben verursacht, sie hat
zum mindesten solches beschleunigt."

Wenn Fröste eintreten, setzt er hinzu,
sei höchst notwendig Verwahrung
durch wollene Decken; er empfahl
gleichfalls gesunde Nahrung.

Die Weber.

Im düstern Auge keine Träne,
sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
„Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
wir weben hinein den dreifachen Fluch —
wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem Götzen, zu dem wir gebeten
in Winterskälte und Hungersnöten;
wir haben vergebens gehofft und geharrt,
er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt —
wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
den unser Elend nicht konnte erweichen,
der den letzten Groschen von uns erpreßt
und uns wie Hunde erschießen läßt —
wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
wo nur gedeihen Schmach und Schande,
wo jede Blume früh geknickt,
wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt —
wir weben, wir weben!

Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
wir weben emsig Tag und Nacht —
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
wir weben hinein den dreifachen Fluch,
wir weben, und weben!"

Die Wanderratten.

Es gibt zwei Sorten Ratten:
die hungrigen und satten.
Die satten bleiben vergnügt zu Haus,
die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel tausend Meilen,
ganz ohne Rasten und Weilen,
gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
sie schwimmen wohl durch die Seen;
gar manche ersäuft oder bricht das Genick,
die lebenden lassen die toten zurück.

Es haben diese Käuze
gar fürchterliche Schnäuze;
sie tragen die Köpfe geschoren egal,
ganz radikal, ganz rattenkahl.

Die radikale Rotte
weiß nichts von einem Gotte.
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,
die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenhaufen,
er will nur fressen und saufen,
er denkt nicht, während er säuft und frißt,
daß unsre Seele unsterblich ist.

So eine wilde Ratze,
die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
sie hat kein Gut, sie hat kein Geld
und wünscht aufs neue zu teilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
sie sind schon in der Nähe.
Sie rücken heran, ich höre schon
ihr Pfeifen, die Zahl ist Legion.

O wehe! wir sind verloren,
sie sind schon vor den Toren!
Der Bürgermeister und Senat,
sie schütteln die Köpfe, und keiner weiß Rat.

Die Bürgerschaft greift zu den Waffen,
die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet ist das Palladium
des sittlichen Staats, das Eigentum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
nicht hochwohlweise Staatsdekrete,
auch nicht Kanonen, viel Hundertpfünder,
sie helfen euch heute, ihr lieben Kinder!

Heut helfen euch nicht die Wortgespinste
der abgelebten Redekünste,
man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
sie springen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
nur Argumente von Rinderbraten,
begleitet mit Göttinger Wurstzitaten.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
behaget den radikalen Rotten
viel besser als ein Mirabeau
und alle Redner seit Cicero.

Der Kaiser von China.

Mein Vater war ein trockner Tops,
ein nüchterner Duckmäuser;
ich aber trinke meinen Schnaps,
ich bin ein großer Kaiser.

Das ist ein Zaubertrank! ich hab's
entdeckt in meinem Gemüte:
sobald ich getrunken meinen Schnaps,
steht China ganz in Blüte.

Das Reich der Mitte verwandelt sich dann
in einen Blumenanger,
ich selber werde fast ein Mann,
und meine Frau wird schwanger.

Allüberall ist Überfluß,
und es gesunden die Kranken;
mein Hofweltweiser Konfusius
bekömmt die klarsten Gedanken.

Der Pumpernickel des Soldats
wird Mandelkuchen — o Freude!
und alle Lumpen meines Staats
spazieren in Samt und Seide.

Die Mandarinenritterschaft,
die invaliden Köpfe,
gewinnen wieder Jugendkraft
und schütteln ihre Zöpfe.

Die große Pagode, Symbol und Hort
des Glaubens, ist fertig geworden;
die letzten Juden taufen sich dort
und kriegen den Drachenorden.

Es schwindet der Geist der Revolution,
und es rufen die edelsten Mandschu:
„Wir wollen keine Konstitution,
wir wollen den Stock, den Kantschu!"

Wohl haben die Schüler Äskulaps
das Trinken mir widerraten,
ich aber trinke meinen Schnaps
zum Besten meiner Staaten.

Und noch einen Schnaps, und noch einen Schnaps,
das schmeckt wie lauter Manna!
Mein Volk ist glücklich, hat's auch den Raps,
und jubelt: Hosianna!

Die Audienz.

(Eine alte Fabel.)

„Ich laß nicht die Kindlein, wie Pharao,
ersäufen im Nilstromwasser;
ich bin auch kein Herodestyrann,
kein Kinderabschlachtenlasser.

Ich will, wie einst mein Heiland tat,
am Anblick der Kinder mich laben;
laß zu mir kommen die Kindlein, zumal
das große Kind aus Schwaben."

So sprach der König; der Kämmerer lief
und kam zurück und brachte
herein das große Schwabenkind,
das seinen Diener machte.

Der König sprach: „Du bist wohl ein Schwab?
Das ist just keine Schande."
„Geraten!" erwidert der Schwab, „ich bin
geboren im Schwabenlande."

„Stammst du von den sieben Schwaben ab?"
frug jener. „Ich tu abstammen
nur von einem einz'gen," erwidert der Schwab,
„doch nicht von allen zusammen."

Der König frug ferner: „Sind dieses Jahr
die Knödel in Schwaben geraten?"
„Ich danke der Nachfrag'," antwortet der Schwab,
„sie sind sehr gut geraten."

„Habt ihr noch große Männer?" frug
der König. „Im Augenblicke
fehlt es an großen," erwidert der Schwab,
„wir haben jetzt nur dicke."

„Hat Menzel," frug weiter der König, „seitdem
noch viel Maulschellen erhalten?"
„Ich danke der Nachfrag'," erwidert der Schwab,
„er hat noch genug an den alten."

Der König sprach: „Du bist nicht so dumm,
als wie du aussiehst, mein Holder."
„Das kommt," erwidert der Schwab, „weil mich
in der Wiege vertauscht die Kobolder."

Der König sprach: „Es pflegt der Schwab
sein Vaterland zu lieben —
nun sage mir, was hat dich fort
aus deiner Heimat getrieben?"

Der Schwabe antwortet: „Tagtäglich gab's
nur Sauerkraut und Rüben;
hätt' meine Mutter Fleisch gekocht,
so wär ich dort geblieben."

„Erbitte dir eine Gnade," sprach
der König. Da kniete nieder
der Schwabe und rief: „O geben Sie, Sire,
dem Volke die Freiheit wieder!

Der Mensch ist frei, es hat die Natur
ihn nicht geboren zum Knechte —
o geben Sie, Sire, dem deutschen Volk
zurück seine Menschenrechte!"

Der König stand erschüttert tief —
es war eine schöne Szene —;
mit seinem Rockärmel wischte sich
der Schwab aus dem Auge die Träne.

Der König sprach endlich: „Ein schöner Traum:
Leb wohl, und werde gescheiter;
und da du ein Somnambülericht,
so geb ich dir zwei Begleiter,

zwei sichre Gendarmen, die sollen dich
bis an die Grenze führen —
Leb wohl! ich muß zur Parade gehn,
schon hör' ich die Trommel rühren."

So hat die rührende Audienz
ein rührendes Ende genommen.
Doch ließ der König seitdem nicht mehr
die Kindlein zu sich kommen.

*

Deutschland.

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
doch die Sonne ist seine Amme,
sie säugt es nicht mit stiller Milch,
sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch,
mit dem jungen Burschen zu hadern!

Er ist ein täppisches Rieselein,
reißt aus dem Boden die Eiche
und schlägt euch damit den Rücken wund
und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
von dem wir singen und sagen;
der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
den Amboß entzwei geschlagen.

Ja, du wirst einst wie Siegfried sein
und töten den häßlichen Drachen,
heisa! wie freudig vom Himmel herab
wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn töten und seinen Hort,
die Reichskleinodien besitzen.
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
die goldne Krone blitzen.

* * *

Altes Lied.

Du bist gestorben und weißt es nicht,
erloschen ist dein Augenlicht,
erblichen ist dein rotes Mündchen,
und du bist tot, mein totes Kindchen.

In einer schaurigen Sommernacht
hab ich dich selber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen sangen.
Die Sterne sind mit zur Leiche gegangen.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
dort widerhallte die Litanei;
die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
sie haben Totengebete gebrummet.

Am Weidensee vorüber ging's,
die Elfen tanzten inmitten des Rings:
sie blieben plötzlich stehn und schienen
uns anzuschaun mit Beileidsmienen.

Und als wir kamen zu deinem Grab,
da stieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
und in der Ferne die Glocken tönen.

Enfant perdu.

Verlorner Posten in dem Freiheitskriege,
hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfte ohne Hoffnung, daß ich siege,
ich wußte, nie komm ich gesund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht — ich konnt nicht schlafen,
wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar —
(Auch hielt das laute Schnarchen dieser Braven
mich wach, wenn ich ein bißchen schlummrig war).

In jenen Nächten hat Langweil ergriffen
mich oft, auch Furcht — (nur Narren fürchten nichts) —
sie zu verscheuchen, hab ich dann gepfiffen
die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachsam stand ich, das Gewehr im Arme,
und nahte irgendein verdächt'ger Gauch,
so schoß ich gut und jagt ihm eine warme,
brühwarme Kugel in den schnöden Bauch.

Mitunter freilich mocht es sich ereignen,
daß solch ein schlechter Gauch gleichfalls sehr gut
zu schießen wußte, — ach, ich kann's nicht leugnen;
die Wunden klaffen, — es verströmt mein Blut.

Ein Posten ist vakant — die Wunden klaffen —
der eine fällt, die andern rücken nach —
doch fall ich unbesiegt, und meine Waffen
sind nicht gebrochen, — nur mein Herze brach.

Für die Mouche.

Es träumte mir von einer Sommernacht,
wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur hier und da, mit dorisch ernstem Knauf,
hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule,
und schaut ins hohe Firmament hinauf,
als ob sie spotte seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer und Skulpturen,
wo Mensch und Tier vermischt, Centaur und Sphinx,
Satir, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es steht ein offner Marmorsarkophag
ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
ein toter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gestrecktem Hals,
sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten sieht man ebenfalls
viel basrelief gemeißelte Gestalten.

Hier sieht man des Olympos Herrlichkeit
mit seinen liederlichen Heidengöttern,
Adam und Eva stehn dabei, sind beid'
versehn mit keuschem Schurz von Feigenblättern.

Hier sieht man Trojas Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor sah man;
Moses und Aaron gleich daneben stand,
auch Esther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu sehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto und Proserpine und Merkur,
Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Daneben stand der Esel Balaams
— der Esel war zum Sprechen gut getroffen —,
dort sah man auch die Prüfung Abrahams
und Loth, der mit seinen Töchtern sich besoffen.

Hier war zu schaun der Tanz Herodias',
das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüssel,
die Hölle sah man hier und Satanas,
und Petrus mit dem großen Himmelsschlüssel.

Abwechselnd wieder sah man hier skulpiert
des geilen Jovis Brunst und Freveltaten,
wie er als Schwan die Leda hat verführt,
die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu sehn Dianas wilde Jagd,
ihr folgen hochgeschürzte Nymphen, Doggen,
hier sah man Herkules in Frauentracht,
die Spindel drehend hält sein Arm den Rocken.

Daneben ist der Sinai zu sehn,
am Berg steht Israel mit seinen Ochsen,
man schaut den Herrn als Kind im Tempel stehn
und disputieren mit den Orthodoxen.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
des Griechen Luftsinn und der Gottgedanke
Judäas! und in Arabeskenart
um beide schlingt der Efeu seine Ranke.

Doch, wunderbar! derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
der tote Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
stand eine Blume, rätselhaft gestaltet,
die Blätter schwefelgelb und violett,
doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum' der Passion
und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugnis, heißt es, gebe diese Blum',
und alle Marterinstrumente, welche
dem Henker dienten bei dem Martyrtum,
sie trüge sie abkonterfeit im Kelche.

Ja, alle Requisiten der Passion
sähe man hier, die ganze Folterkammer,
zum Beispiel: Geißel, Stricke, Dornenkron',
das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand,
und über meinen Leichnam niederbeugend,
wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand,
küßt Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Doch Zauberei des Traumes! seltsamlich,
die Blum' der Passion, die schwefelgelbe,
verwandelt in ein Frauenbildnis sich,
und das ist sie — die Liebste, ja dieselbe!

Du warst die Blume, du geliebtes Kind,
an deinen Küssen mußt ich dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
so feurig keine Blumentränen brennen!

Geschlossen war mein Aug, doch angeblickt
hat meine Seel beständig dein Gesichte,
du sahst mich an, beseligt und verzückt
und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
was du verschwiegen dachtest im Gemüte —
das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
so schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag ich niemals, ach!
Den Glühwürm frag, was er dem Grase glimmert,
die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
frag, was sie duften, Nachtviol' und Rosen —
doch frage nie, wovon im Mondenschein
die Marterblume und ihr Toter kosen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
in meiner schlummerkühlen Marmortruhe
den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
die Wonne meiner ungestörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
nur du kannst uns die beste Wollust geben;
den Kampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh,
gibt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es schwand die Seligkeit,
als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben;
es war ein scheltend, stampfend wüster Streit,
ach, meine Blum' verscheuchte dieses Toben!

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
ein Zanken, ein Gekeife, ein Gekläffe.
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm —
es waren meines Grabmals Basreliefe.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
und disputieren diese Marmorschemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
wetteifernd wild mit Mosis Anathemen!

O dieser Streit wird enden nimmermehr,
stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
in zwei Partein: Barbaren und Hellenen

Das fluchte, schimpfte! gar kein Ende nahm's
mit dieser Kontroverse, der langweil'gen,
da war zumal der Esel Balaams,
der überschrie die Götter und die Heil'gen!

Mit diesem I-A, I-A, dem Gewiehr,
dem schluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
mich zur Verzweiflung schier das dumme Tier,
ich selbst zuletzt schrie auf — und ich erwachte.

Babylonische Sorgen.

Mich ruft der Tod — ich wollt', o Süße,
daß ich dich in einem Wald verließe,
in einem jener Tannenforsten,
wo Wölfe heulen, Geier horsten
und schrecklich grunzt die wilde Sau,
des blonden Ebers Ehefrau.

Mich ruft der Tod — Es wär' noch besser,
müßt' ich auf hohem Seegewässer
verlassen dich, mein Weib, mein Kind,
wenngleich der tolle Nordpol-Wind
dort peitscht die Wellen, und aus den Tiefen
die Ungetüme, die dort schliefen,

Haifisch' und Krokodile, kommen
mit offnem Rachen emporgeschwommen —
glaub mir, mein Kind, mein Weib, Mathilde,
nicht so gefährlich ist das wilde,
erzürnte Meer und der trotzige Wald,
als unser jetziger Aufenthalt!
Wie schrecklich auch der Wolf und der Geier,
Haifische und sonstige Meerungeheuer:
Viel grimmere, schlimmere Bestien enthält
Paris, die leuchtende Hauptstadt der Welt,
das singende, springende, schöne Paris,
die Hölle der Engel, der Teufel Paradies —

daß ich dich hier verlassen soll,
das macht mich verrückt, das macht mich toll!
Mit spöttischem Sumsen mein Bett umschwirrn
die schwarzen Fliegen; auf Nas' und Stirn
setzen sie sich — fatales Gelichter!
Etwelche haben wie Menschengesichter,
auch Elefantenrüssel daran,
wie Gott Ganesa in Hindostan. —
In meinem Hirne rumort es und knackt,
ich glaube, da wird ein Koffer gepackt,
und mein Verstand reist ab — o wehe! —
noch früher, als ich selber gehe.

* * *

Karl Joseph Simrock.

Geb. am 18. August 1802 zu Bonn, gest. am 18. Juli 1876 ebenda.

Wieland der Schmidt, nebst Balladen und Romanzen 1835. Rheinsagen 1836/37 u. 41. Gedichte 1844, 1863. Deutsches Heldenbuch 1843—50. — Ausgewählte Werke, herausg. von Gotth. Klee (Leipzig). — Bekanntlich hat Simrock eine der besten Übersetzungen des „Nibelungenliedes" verfaßt, er hat ferner das Gudrunlied und eine Reihe kleinerer mittelalterlicher Epen übersetzt, endlich im Stile dieser Epen Sagen poetisch bearbeitet, die er alle in dem „Amelungenlied" vereinigt hat. Da Proben dieser Simrockschen epischen Übersetzungskunst in dem ersten Bande dieser Sammlung (vgl. Nibelungenlied) gegeben worden sind, so erübrigt es sich, hier noch weitere als Proben des epischen Stils aufzunehmen.

Das Pferd als Kläger.

In jenen Zeiten, die wir preisen,
davon noch gern die Sage spricht,
da hielt mit König Karl dem Weisen
als Schöffe mancher Held Gericht.

Ein Glöckchen hing im Waldesschatten,
man hört im Schlosse, wenn es klang:
da kamen die zu klagen hatten
und zogen an der Glocke Strang.

„Wohlauf, das Glöckchen hör ich schallen,
laßt schauen, wer Gerichts begehrt."
Sie traten aus des Schlosses Hallen:
da zog den Strick ein lahmes Pferd.

„Das ist ein wunderlicher Kläger:
wer will dem Stummen Stimme leihn?
Der Armen und der Waisen Pfleger,
du Eckart, sollst sein Anwalt sein." —

„Der besten Redner bin ich keiner,
Eckart ist allem Hader feind.
Hier Eurer Ritter ist es einer,
den dieses Pferdes Klage meint.

Es hat ihn feurig einst getragen
von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg,
man sah es stolz die Scholle schlagen,
wenn er's im Waffenschmuck bestieg.

Die Ehre dankt er hohem Streben,
er dankt den Ruhm dem tapfern Arm;
dem Rosse schuldet er das Leben:
es trug ihn aus der Feinde Schwarm.

Da gab er ihm viel Schmeichelnamen
und Leckerbissen mannigfalt;
doch Jahre gingen, Jahre kamen,
auch dieses edle Roß ward alt.

Nun lahmt sein Fuß zu raschem Laufe,
blind schwankt es an der Grube Rand,
da gönnt er ihm vor seiner Raufe,
vor seiner Krippe keinen Stand.

Es irrt, aus seinem Stall verwiesen
umher und sucht ein Hälmchen Stroh,
und niemand ist auf Feld und Wiesen
des ungebetnen Gastes froh.

Gescheucht, geworfen und geschlagen
lief es hierher und fand den Strang,
der Hunger trieb's, ihn zu benagen,
bis diese Glocke sich erschwang.

Die Glocke fühlte mit dem armen,
ihr war der schnöde Undank leid,
zum Himmel rief sie um Erbarmen,
zum König um Gerechtigkeit.

Ihr weisen Richter mögt erkennen,
was diesem edeln Tier gebührt;
den Ritter will ich nicht benennen,
ich warn ihn nur, daß er's vollführt."

Da rief der letzte wie der erste,
da rief der schuld'ge Ritter auch:
„Bis an den Bauch in goldne Gerste,
in goldnes Korn bis an den Bauch!"

Der Fuß an der Wand.

Der Staufenberger ritt zu seiner Burg geschwinde;
wie bald entließ der Graf sein lästig Ingesinde!

Zur Ruhe sehn ich mich, ich bin so müd geritten.
Er dachte: Lieb, o Lieb! da kam sein Lieb geschritten.

Sie gab ihm Kuß auf Kuß die kurze Nacht voll Wonne,
er meint', es wär der Mond, da schien die lichte Sonne.

Er sprach: „Du bist so schön, wie könnt ich dein vergessen?
Den lockt kein ander Weib, der solch ein Glück besessen." —

„So leicht ist Treue nicht, man wird dich schlau umgarnen,
drum sei wohl auf der Hut, mein Lieb, ich muß dich warnen.

Ich bin kein sterblich Weib, ich bin der Feien eine,
mein Reich ist in der Flut, mein Schloß im tiefen Rheine.

Wir lieben einmal nur, die Liebe nimmer schwindet:
Der muß gar stäte sein, der sich mit mir verbindet.

Bist du ein stäter Mann, ich will dir Freude geben
und Reichtum, Ehre, Macht, dazu ein langes Leben.

Wenn du die Treue brächst, so müßt ich ewig klagen,
du aber siechtest hin und stürbst in dreien Tagen.

Du sähst nichts mehr von mir als diesen Fuß erscheinen,
du hörtest auch nichts mehr als mein inbrünstig Weinen."

Der Staufenberger schwur, ihr stets getreu zu bleiben,
er schwur dem schönen Weib, sich niemals zu beweiben.

Sie gab ihm hohen Mut und volles Gut und Ehre,
und dacht er: Lieb, o Lieb! so stand bei ihm die Hehre.

Sie gab ihm Glück und Sieg in jedem Ritterspiele,
wenn er die Lanze schwang, so traf er stets zum Ziele.

Wie hat er oft den Dank aus schöner Hand empfangen!
Des Kaisers Töchterlein ergriff ein süß Verlangen.

Sie sprach dem Kaiser zu, der Kaiser sprach zum Grafen:
„Mein junges Töchterlein läßt Liebe nicht mehr schlafen.

Willst du mein Eidam sein, so kommt es wohl ins Gleiche,
ich gebe dir Tirol und Kärnthen von dem Reiche."

Er sprach: „Ich bin vermählt, Herr, laßt es Euch vertrauen,
es ist kein sterblich Weib, die schönste doch der Frauen."

„So weh dir, teurer Held, mußt ewig sein verloren,
bist du dem Geist vermählt und hast ihm Treu geschworen.

Doch bindet nicht der Eid, der Bischof kann ihn lösen,
geweihtes Wasser tilgt das Bündnis mit dem Bösen."

Dem Ritter wurde bang, er nahm es sich zu Herzen:
„Nicht will ich Eure Gunst und Gottes Huld verscherzen."

Viel Messen lasen sie, der Weihrauch stieg zum Himmel,
und an die Brüste schlug der Graf im Volksgewimmel.

Man hat die Hochzeit schön und herrlich ausgerichtet,
viel Rosen hingestreut und Lieder viel gedichtet.

Als es zu Tische ging, wie die Posaunen klangen!
wie schienen rosenrot die Launen und die Wangen!

Das Pärchen saß vergnügt, die Männer und die Frauen —
Da ließ sich an der Wand ein seltsam Wunder schauen.

Die Wand blieb unverletzt, doch kam hindurchgefahren
ein Frauenfuß so schön, als jemals Füße waren.

Bloß war er bis zum Knie und weiß wie elfenbeinen,
so zarten sah man nie und nie so zierlich kleinen.

Auch ward ein Klagelaut gehört in allen Kammern
und in dem Saal zumeist ein Wimmern und ein Jammern.

Sie konnten von dem Fuß die Blicke nicht abwenden,
der Graf erschrak, das Glas zerbrach ihm in den Händen.

Er sah den schönen Fuß, sein Herz zerschnitt das Klagen.
Er sprach: „Das ist mein Lohn, ich sterb in dreien Tagen.

Du edle Braut bist frei, mich tötet bald die Reue;
wähl einen andern Mann und halt ihm stete Treue.

Wähl einen Königssohn, der deinem Stand gebühret:
Du siehst, zu welchem Leid ungleiche Ehe führet."

Ins Kloster ging die Braut, das schien ihr gleiche Ehe;
am dritten Tage brach des Grafen Herz vor Wehe.

Das Ave Maria.

Von einem Ritter sollt ihr hören,
der weder fromm noch gläubig war,
mit Raufen, Spielen, Fluchen, Schwören
vertrieb er wohl das halbe Jahr.
Er betete nicht laut, nicht leise,
er sprach nur in gewohnter Weise:
Gegrüßt seist du Maria!

Im Taumel rauschender Vergnügen
gedacht er nicht, was Gott gefällt,
und schlürfte mit begier'gen Zügen
die kurze Süßigkeit der Welt.
Wie schlimm auch seine Sitten waren,
doch half ihm oftmals aus Gefahren:
Gegrüßt seist du Maria!

Bald hatt' er mit noch braunem Scheitel
sich satt geliebt, gezecht, gebirscht,
daß alle ird'schen Freuden eitel,
erkannte jetzt sein Herz zerknirscht.
Er dachte hehrer Gottesminne
und sprach hinfort mit tieferm Sinne:
Gegrüßt seist du Maria!

Und angeweht vom Geist der Süßen,
erwählt er die gewißre Bahn;
schon pocht er, schwere Schuld zu büßen,
am Altenberger Kloster an.
Ein Bruder öffnet ihm die Pforte,
da spricht er seufzend nur die Worte:
Gegrüßt seist du Maria!

Gekleidet ward er und geschoren,
man gab ihm einen Lehrer bei,
doch war der Unterricht verloren,
er lernte keine Litanei.
Auch schien ihn Strafe nicht zu schmerzen,
er sprach nur aus bewegtem Herzen:
Gegrüßt seist du Maria!

So seltsam trieb er's bis zum Ende;
schon blickt er in das offne Grab,
da wollt er keine Segensspende,
wies Beicht und letzte Ölung ab.
Doch als sein Herz begann zu brechen,
da hörte man ihn selig sprechen:
Gegrüßt seist du Maria!

Nun sind zersprengt die Erdenbande,
die Brüder senkten fromm ihn ein.
Sieh aus des Hügels frischem Sande
sproß eine Lilie weiß und rein.
Und auf den lichten Blütenblättern
las man in goldenschönen Lettern:
Gegrüßt seist du Maria!

Und gäb euch nun ein heil'ger Engel
zu schauen durch der Erde Grund,
so sähet ihr wie der Lilienstengel
entsprießt des Bruders keuschem Mund.
Dann miedet ihr vergebnes Sagen
und sprächt wie er auf eitle Fragen:
Gegrüßt seist du Maria!

*

Christophorus.

(Aus dem 4. Jahrhundert n. Chr.)

Den Riesen Kanaans entsprossen
war Offerus, ein Heide noch.
Den Herren sucht er unverdrossen,
und gerne fügt er sich dem Joch;
doch nur dem Mächtigsten auf Erden
gedacht er untertan zu werden.

Da hört er von dem Kaiser sagen,
er wär der höchste Herr der Welt.
Gleich eilt er, Dienst ihm anzutragen:
„Gebiete mir, wie dir gefällt!
Dem Allgewaltigen zu dienen,
bin ich, dein treuer Knecht, erschienen."

Der Kaiser ließ es sich gefallen,
so starker Dienstmann war ihm recht.
Ihn schickt er vor den andern allen,
wo schwankend tobte das Gefecht.
Und immer war der Kampf entschieden,
da solchen Feind die Feinde mieden.

Da trat am frohen Siegesfeste
ein Spielmann in der Helden Kreis.
Der sang dem Schwarm entzückter Gäste
des starken Überwinders Preis,
und manchmal ließ er in sein Singen
des bösen Feindes Namen klingen.

Der Kaiser schlug des Kreuzes Zeichen,
so oft der Böse ward genannt.
„Ich sehe dich zwei Striche streichen
die Kreuz und Quer mit schneller Hand;
sag an, was soll das Spiel bedeuten?"
fragt er den Kaiser vor den Leuten.

Der sprach: „So schirm ich Herz und Sinne,
daß er, der aller Menschen Feind,
nicht über sie Gewalt gewinne." —
„Ha," rief er, „ist es so gemeint?
Du fürchtest dich vor einem andern?
So laß mich, dem zu dienen, wandern!

Wer sagt mir an, wo ich ihn finde,
vor welchem dieser sich entsetzt,
daß ich mich seinem Dienst verbinde,
ob man ihn gleich für böse schätzt?
Für böse gilt mir nur der Feige;
hier harr ich sein, daß er sich zeige."

Es war im tiefen Waldesdunkel;
da sprengt ein schwarzer Ritter an,
die Augen glühendes Gefunkel:
„Du riefest mir; ich bin der Mann,
vor dem die Menschen alle beben;
mir sollst du dich zu eigen geben."

Da freute sich der Ungeschlachte
und gab sich ihm mit Haut und Haar;
das Herz in seinem Leibe lachte,
daß er des Stärksten Diener war,
und jedem Winke seiner Augen
gehorcht er, mocht es auch nicht taugen.

Doch einst in seines Herrn Geleite
sah er am Weg ein Kreuzesbild.
Da riß der Teufel aus ins Weite:
„Herr, warum trabt Ihr ins Gefild?“
Der wollt es erst ihm nicht bekennen;
er sprach: „So müssen wir uns trennen.“ —

„Mariens Sohn hing an dem Holze,
laß uns geschwind vorüberziehn!“ —
„Mariens Sohn,“ versetzt der Stolze,
„du armer Schächer fürchtest ihn?
So fand ich hier den rechten Meister,
vor dem sich scheun die bösen Geister.“

Da fragt er nach Mariens Sohne!
„Ich dient ihm, wüßt ich nur, womit.“
Doch Antwort ward ihm nie zum Lohne,
als die ihm gab ein Eremit;
der sprach: „Mit Beten und mit Fasten
mußt du das Herz der Sünd' entlasten.“ —

„Viel Beten ist nicht meine Sache;
das Fasten halt ich gar nicht aus.
Weißt du nicht anders, wie ich's mache,
so sind ich nie des Herren Haus.
Sonst will ich jedes Dienstes pflegen;
magst mir den schwersten auferlegen.“ —

„Wohlan, dort gießt sich ohne Brücke
ein Wasser durch das Felsental,
da trag hinüber und zurücke
die frommen Pilger allzumal!
So leih dem Herrn der Glieder Stärke,
daß er des Dieners Eifer merke!“

Das tat er gern in Gottes Namen;
die Hütte baut er am Gestad,
und alle, die zum Ufer kamen,
die trug er trocken durch das Bad.
Den knot'gen Stab in starker Rechte,
sah man ihn waten Tag und Nächte.

Einst ruht er, müde, sich vom Gange;
da weckt ihn einer Stimme Ton,
ein starker Ton mit hellem Klange:
„Hol mich hinüber, Riesensohn!“
Hin schritt er durch des Stromes Rauschen
und fand ein Kind am Ufer lauschen.

Das hob er auf den breiten Rücken,
durchschritt die Flut und fühlte schwer
das Kind auf seinem Nacken drücken,
als ob es Blei und Eisen wär;
und schwerer lastete die Bürde,
als ob es gar zum Berge würde.

Auch schwoll das Wasser wild gehoben
und stieg ihm schier bis an den Mund.
Mit Mühe hielt er sich noch oben;
das erste Fürchten ward ihm kund:
„Ei, Kind, du bist so schwere Plage;
mir ist, als ob die Welt ich trage.“

Da sprach es: „Nicht die Welt alleine,
du trägst auch den, der sie erschuf.“
Da drückt ihn in den Strom der Kleine
und grüßt ihn mit dem Segensruf:
„Christophorus will ich dich taufen;
das ew'ge Leben sollst du kaufen.

Du wolltest nur dem Größten dienen;
am schwersten ward des Kleinsten Last.
Der Herr der Welt ist dir erschienen,
weil du dich treu erwiesen hast.
Nun stoß den Stab in Gottes Erde
und warte, ob er grünen werde!“

Verschwunden war der goldne Knabe,
der auf der Achsel schwer geruht.
Christophorus an seinem Stabe
entstieg der schnell gesunknen Flut.
Da stieß er ihn in Gottes Erde,
ob er am Morgen grünen werde.

Am Morgen trat er zum Gestade,
jetzt schien ihm alles nur ein Traum;
doch Schatten fiel auf seine Pfade,
und Bienen schwärmten durch den Raum:
die Stütze sah er ausgeschlagen
und rot wie Mandeln Blüten tragen.

Da sank er nieder an dem Stamme,
beseligt sank der müde Greis;
und Lieder stimmte, wundersame,
die Nachtigall zu Gottes Preis.
Bald hört er in die zauberischen
der Engel Jubelchor sich mischen.

*

Der Rekrut auf Philippsburg.

Vor Philippsburg der Franzmann lag,
die Reichsarmee darinnen;
die Feinde meinten Tag für Tag
die Festung zu gewinnen.
Viel Bomben flogen hin und her,
und platzten sie, so kracht es sehr:
das mußte man gewohnen.

Da stand beim Sturm einst ein Rekrut
abseits auf einem Posten;
er dacht in seinem dummen Mut:
„Hier wird's den Hals nicht kosten.
Der d'Asfeld greift dort hinten an;
hier kann ich ruhig Schildwach stahn.“
Ist aber anders kommen.

Denn just ersahn den schwachen Fleck
der Franzen sich ein Dutzend
und richteten die Leiter, keck
auf ihre Menge trutzend.
Sie meinten sich schon oben drauf
und glommen sacht den Rempart auf,
der eine hinterm andern.

„Ei sieh, ein schwarz geschnauzt Gesicht
da drüben auf der Mauer,
und galt mir diese Kugel nicht?
Willst du hinab, du Lauer!“
Doch weil von selber der nicht ging,
so wies er mit der Degenkling
ihn höflich in den Graben.

Nun, dacht er, wird wohl Fried' im Land,
ging ruhig auf und nieder;
doch plötzlich vor der Brüstung stand
der schwarze Schnauzbart wieder:

„Bist du noch einmal da, du Fratz?
und hast noch Pulver? Platz, mach Platz!
Nun aber kommst du nimmer!"

Da hatt' er doch zuviel gesagt;
denn vor der Mauer kauzte
schon wieder, den er zwar verjagt,
der leid'ge Schwarzgeschnauzte.
„Ei, du verwetterter Franzos,
wann werd' ich dich doch einmal los?
Da lieg und komm mir wieder!"

So ging es noch zum vierten Mal,
zum fünften und so weiter:
er stieß die volle Dutzendzahl
den Franzmann von der Leiter.
Doch endlich, als die Stunde schlug,
löst ihn der Weibel ab und frug:
„Ist nichts zu rapportieren?"

„Ja doch, hier hat mir eingeheizt
ein schwarzer Bärenhäuter;
ich hab' ihm oft den Kopf gebeizt,
doch ward er nicht gescheuter.
Wohl zwölfmal hat er angesetzt,
doch still im Graben liegt er jetzt."
Da lagen aber zwölfe.

Man frug beim Kommandanten an:
„Was soll er Stechgeld haben?
Nur einen hat er abgetan,
doch liegen zwölf im Graben."
Da lachte er, das war sein Glück,
und ließ ihm ein Halbguldenstück
für jeden Schnauzbart reichen.

Michel unter den Räubern.

Es fuhr ein Herr durch einen Wald,
war dreier Räuber Aufenthalt.

Die sprangen vor und riefen laut:
„Heraus das Geld, sonst gilt's die Haut!"

Wie groß auch schien die Übermacht,
der Herr ist noch auf Wehr bedacht.

Er ruft dem Knecht: „Schlag mit mir drein,
der Herr wird mit dem Schwachen sein."

Der auf dem Bocke rührt sich nicht,
den Pfeifenstummel im Gesicht.

Bleibt er da droben unbedroht,
was kümmert ihn des Herren Not?

Da sinkt ihm selber auch der Mut,
läßt wehrlos plündern Hab und Gut.

Die Räuber machen reine Bahn,
eh sie nun ziehn, er fleht sie an:

„Hier steckt ein Röllchen noch, nehmt hin,
sind zwanzig Kronentaler drin.

Dafür tut eins, so tut ihr recht:
zieht dort vom Bock herab den Knecht

und wamst ihn durch wie ihm gebührt,
der für den Herrn kein Glied gerührt."

Die Räuber, die bei Laune sind,
sie reißen ihn vom Bock geschwind.

Und schlagen gottserbärmlich drauf,
dem läßt er anfangs freien Lauf;

doch als ihm jetzt der Zorn sich regt,
Potztausend! brummt er erst und fegt

mit breiter Fäuste Kraft umher:
schon liegt im Gras der eine quer;

die andern faßt er bei dem Schopf
und stößt zusammen Kopf mit Kopf.

Und als sie dreimal sich geküßt,
mied sie auf ewig solch Gelüst.

Der Herr hat alles angesehn:
er kann den Michel nicht verstehn.

Wenn du ein Heil'ger bist, fürwahr,
den Heil'gen nenn ich sonderbar.

„Was hast du erst so jämmerlich
mißhandeln lassen dich und mich,

wenn du die Schurken doch wie Brei
zermalmen konntest alle drei?"

Der Michel sprach: „Wie Ihr doch seid!
Hat denn nicht alles seine Zeit?

Meint Ihr, ich käme gleich in Wut,
wenn man nur nähme Hab und Gut?

Bevor es an die Haut mir ging,
das andre dünkt mich als gering."

Du, deutscher Michel, bist gemeint:
laß Hab und Gut nicht erst dem Feind.[1]

* * *

Guido Görres.

Geb. am 28. Mai 1805 zu Koblenz, gest. am 14. Juli 1852 zu München. — Das Leben der heiligen Cäcilia 1843. Marienlieder 1843. Gedichte 1844. Geistliche Lieder 1845. Frische Lieder für frische Kinder 1849.

St. Benno.

Betend ging der Bischof Benno,
als die Abendglocke klang,
durch die Felder und die Wiesen
an dem grünen Teich entlang.

Tief gesammelt ging der Bischof,
heiligen Ernstes, andachtsvoll,
dachte an des Herren Güte,
wie der Mensch ihm dienen soll.

Wie so reich und unermeßlich
Gottes Macht und Herrlichkeit,
seine Wege wunderbarlich,
unerforscht die Ewigkeit.

Von den Wundern fing zu singen
laut da an sein heil'ger Mund,
als ihn plötzlich neckisch störten
tausend Stimmen in der Rund.

[1] Vgl. hierzu das Gedicht von Julius Sturm, in welchem dasselbe politische Motiv — die Geduld des deutschen Michel — ähnlich behandelt ist.

Unken saßen in dem Teiche,
schwarze Frösche ohne Zahl,
sperrten auf die weiten Mäuler,
schrien und quakten allzumal.

Quakend riefen sie einander,
alles quakte weit umher,
inne hielt der heil'ge Bischof,
denn sie störten ihn zu sehr.

„Schweiget jetzt in Gottes Namen,
weil sein Lob ich singen will!"
also sprach der heil'ge Benno,
und die Frösche schwiegen still.

Wieder fing er an zu singen
von des Herren Lob und Preis;
einsam klang die helle Stimme,
alles schwieg im weiten Kreis.

Doch auch er ward immer stiller,
denn er dacht in frommem Mut,
was zu Babel einst gesungen
die drei Knaben in der Glut.

„Fische, preist und lobt den Herren,
die ihr schwimmt im tiefen Meer;
Tiere, lobt und preist den Herren,
die ihr kriecht und fliegt umher."

Und er dachte: „Benno, Benno!
weißt du, ob der Tierlein Schrein
nicht dem Herren mehr gefalle
als das Lied, du Sünder! dein?

Fahret fort und lobt und preiset
euren Herrn, ihr Tierlein klein;
denn ich will euch nimmer wehren,
gerne stimm ich mit euch ein."

Ei, wie quakten da die Frösche,
folgend seinem Mahnungswort,
priesen Gott nach ihrer Weise
mit dem heil'gen Benno dort.

Singen wirst du jetzt und feiern
Gott vor seinem Himmelsthron,
bitte, Benno, für dein Baiern,
Benno, heil'ger Schutzpatron!

* * *

Nicolaus Becker.

Geb. am 8. Oktober 1809 zu Bonn, gest. am 28. August 1845 zu Hunshoven. — Gedichte 1841.

Die treue Haut.

Sie hatten einen Vetter da,
dem Gutheit aus den Augen sah.
Ich fragte sie, was tut der hier?
Antworten sie: „Den nähren wir
aus Christenpflicht, um Gotteslohn,
er wohnt bei uns seit lange schon,"
und preisen insgesamt ihn laut,
er sei so eine treue Haut.

Sie luden Gäst' in großer Zahl,
sie sagten ihm: besorg das Mahl!
Da ist er hin und her gerannt,
bis alles auf der Tafel stand.

Sie saßen freudig rings umher,
am Katzentischchen selber er;
doch priesen sie zum Schluß ihn laut,
er sei so eine treue Haut.

Und als sie nun gefahren aus,
sie sagten ihm: bewach das Haus,
die Kinder hüt, verpfleg das Vieh
und halte gute Ordnung hie!
Er hat es fleißig so vollbracht.
Sie kehrten heim in später Nacht,
sein Licht sie nahmen, priesen's laut,
er sei so eine treue Haut.

Und wenn das Seil am Brunnen brach,
der Eimer in der Tiefe lag,
und wenn die Birne und die Pflaum'
reif waren auf dem steilsten Baum —
was sich begab in Ernst und Spaß,
sie sagten ihm: tu dies und das!
und priesen, wenn's geschehn, ihn laut,
er sei so eine treue Haut.

Sie legten, als er krank und schwach,
ihn in die Kammer unters Dach.
Sie sagten ihm: „Bist du gesund,
so tu es uns nur eben kund."
Doch hat er's nicht mehr kund gemacht,
denn er verschied in selber Nacht.
Da klagten sie's den Nachbarn laut:
„Schad, daß er starb, die treue Haut!"

* * *

Wolfgang Müller von Königswinter.

Geb. am 5. März 1816 zu Königswinter am Siebengebirge, gest. am 29. Juni 1873 im Bade Neuenahr.
Junge Lieder 1841. Balladen und Romanzen 1842. Gedichte 1847. Dichtungen eines rheinischen Poeten 1971—76.

Der Mönch von Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
lustwandelt an des Gartens fernstem Ort,
der Ewigkeit sinnt still und tief er nach
und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach:
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar,

und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht.
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten schnell,
ein Unbekannter öffnet ihm das Tor,
er stutzt — doch sieh! schon glänzt die Kirche hell,
und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle gehend, tritt er ein —
doch wunderbar — ein andrer sitzet dort!
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum,
man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr.
Er sagt's — da murmelt man durchs Heiligtum:
Dreihundert Jahre hieß so niemand mehr.

Der letzte dieses Namens, tönt es dann,
er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
man gab den Namen keinem mehr fortan! —
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr,
man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand;
da wird ein großes Gotteswunder klar:
er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

Ha, welche Lösung! Plötzlich graut sein Haar,
er sinkt dahin und ist dem Tod geweiht,
und sterbend mahnt er seiner Brüder Schar:
Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar!
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach!
Ich weiß, ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!

Wilhelm von Holland.

O wollte der Himmel nur blauen, die Erde nur blühn,
ich ritt in die Heiden rot, in die Wälder grün,
ich gäbe dem blumigen Frühling ein einsam Geleit
und fände die Hütte und fände die rosige Maid!

Leis sprach Herr Wilhelm von Holland das heimliche Wort,
er zog nach Köln im eisigen Winter fort,
es glänzten um ihn die Ritter, es lärmte der Troß;
er ritt still träumend dazwischen auf prächtigem Roß.

Bald grüßte die heilige Stadt am brausenden Fluß;
drin klingen die Glocken, dem Fürsten ein freundlicher Gruß;
er zieht in die wogenden Straßen durchs dunkle Tor,
laut jauchzte das Volk: kaum klingt es dem Träumer ins Ohr.

Und freudig empfängt ihn der warme, glänzende Saal,
Kronleuchter schimmern, gespiegelt viel tausendmal,
stolz rauscht die Musik durch des Raumes üppigen Glanz,
und ringsum windet und bindet sich reizend der Tanz. —

Es blühet und glühet der Mädchen holdselige Schar,
im Reigen umringt und umschlingt ihn manch liebliches Paar,
sie kommen und gehen lächelnd im kosigen Spiel,
sie singen der Lieder, sie bringen der Blumen ihm viel.

Die Ritter nahn in der Waffen blinkendem Stahl,
sie heben kredenzend den schäumenden goldnen Pokal,
sie preisen und rühmen, doch ihm ist das alles zur Last,
es spricht erinnerungssüchtig der fürstliche Gast:

O wollte der Himmel nur blauen, die Erde nur blühn,
ich ritt in die Heiden rot, in die Wälder grün,
ich gäbe dem blumigen Frühling ein einsam Geleit —
Da spricht ihm ins Wort ein Greis: Der Lenz ist nicht weit.

Albertus Magnus ist es, er faßt ihm die Hand,
tief glühet sein Blick, weiß wallet ihm Haar und Gewand,
er will durch wechselnder Bilder zaubrischer Lust
befreien des Fürsten gedankenverdüsterte Brust.

So zieht er den Kreis, so spricht er ein flüsterndes Wort,
er schlägt mit dem Stab: da wandelt sich plötzlich der Ort,
ein Blühen hebt an, der Frühling feiert ein Fest,
hoch blauet der Himmel, warm treibet die Wolken der West.

Aus zackigen Bergen ergießt sich der Ströme Lauf,
die Brunnen rauschen aus Felsen kühlig herauf,
bunt grünen Wälder und Wiesen und Fluren umher;
es lieget das Land ein jubelndes Frühlingsmeer.

Dazwischen erhebt sich der Städte betürmte Pracht,
mit Bannern halten die Burgen auf Felsen Wacht,
die fliegenden Reiter blinken im Sonnenstrahl,
die Herdenglocken ertönen im duftigen Tal.

Still zieht durch den klingenden Frühling der fürstliche Held,
ihn grüßt in den Lüften der Vogel, die Blume im Feld,
er zieht nach der Heide und schwindet im Waldesraum. —
Da fliehet das Bild und des Lenzes goldener Traum.

Und wieder umrauscht ihn im Saal die glänzende Pracht,
er hat nicht der Schar, nicht des mächtigen Zauberers acht,
denn Tänze, Musik und Menschen sind ihm zur Last,
er bleibt traumselig und spricht, der fürstliche Gast:

Wohl mochte der Himmel blauen, die Erde blühn,
ich ritt in die Heiden rot, in die Wälder grün,
ich gab dem blumigen Frühling ein einsam Geleit;
doch fehlte die Hütte, es fehlte die rosige Maid.

Nächtliche Erscheinung in Speier.

Wach auf! erklingt's in des Schiffers Traum,
wach auf, du Wächter am Strome!
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
und zwölfe schlägt es vom Dome;
groß vor ihm steht einer im dunkeln Gewand,
der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
halbschlafend, halbwachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
beginnt es um ihn zu leben:
viel riesige hohe Gestalten nahn,
er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid,
wie Nebel durchziehn sie die Dunkelheit;
so steigen sie all in den Nachen.

Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
stößt schweigend und fürchtend vom Lande,
kaum braucht er zu rudern, es fliegt der Kahn,
bald sind sie am anderen Strande:
Wir kommen zurück, da findst du den Lohn!
Gleich Wolken verschwinden im Felde sie schon,
fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert sinnend zurück
durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
wo sich die Heimat hebet dem Blick,
das dunkeltürmige Speier,
sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum;
und war es Wahrheit, und war es ein Traum,
er hüllet es tief in den Busen.

Und sieh! es ruft ihn die vierte Nacht
als Wächter wieder zum Strome;
wohl hält er schlaflos heute die Wacht,
da schlägt es zwölfe vom Dome.
Hol über! ruft es vom andern Strand,
hol über! Da stößt er den Kahn vom Land
in stiller, banger Erwartung.

Und wieder ist es die düstere Schar,
die schwebend den Nachen besteiget,
der Kahn zieht wieder so wunderbar,
doch jeder der Dunkeln schweiget;
und als sie gelandet zu Speier am Strand,
gibt jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
er aber harret und staunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein
und Seiden und Sammetgebilde.
Dann aber umhüllt sie wieder das Kleid,
wie Nebel durchfliehn sie die Dunkelheit
und schwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
mit sinnendem, tiefem Gemüte;
ja, Wahrheit war es, es war kein Traum,
als blendend der Morgen erglühte:
er hält in den Händen das lohnende Geld,
drauf glühn aus alter Zeit und Welt
viel stolze Kaiserbilder.

Wohl sah er manchen Tag sie an
in forschenden, stillen Gedanken,
da riefen sie drüben um seinen Kahn,
das waren die flüchtigen Franken:
Geschlagen war die Leipziger Schlacht!
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht! —
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

* * *

Gottfried Kinkel.

Geb. am 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn, gest. am 12. November 1882 in Zürich. — Gedichte 1843, 2. Sammlung 1868. Otto der Schütz 1846. Der Grobschmied von Antwerpen 1872.

Dietrich von Berne.

Nun höre mich, Vater, nun höre mein Wort!
Nun hole mich heim zu dir!
Bin satt des Lebens und will nun fort;
was soll der Alternde hier?
Mein dunkler Vater, nun höre geschwind,
dich ruft dein gewaltiges Heldenkind,
der alte Dietrich von Berne.

Seit ächzend die Mutter ans Licht mich gebracht,
hab ich nimmer dein Antlitz geschaut.
Nun komm, du dunkler Elfe der Nacht,
vor dem den Sterblichen graut!
Das Feuer, das du mir gegossen ins Blut,
es lohet zu scharf, es verzehret die Glut
den alten Dietrich von Berne.

Bin wert, o Vater, ich bin dein wert!
Genug nun hab ich geschafft;
es hat zum Tode mein Heunenschwert
genug der Helden gerafft,
mich scheuet der Tod, seit ich Hagen schlug, —
du hole mich nun! das ist Ehre genug
dem alten Dietrich von Berne.

Nicht blieb zu bekämpfen ein Feind zurück,
zu Bern steht fest mein Palast;
die Ruhe, des weichen Alters Glück,
ist meinem Marke verhaßt,
wohl jag ich den Ur in dem finstern Wald,
doch ist's zu gering mir, drum hole mich bald,
den alten Dietrich von Berne.

So rief der König, er stand im Forst,
das hörte der Vater bald;
auf lauschte der Held, das Gezweige borst,
ein Hirsch brach her aus dem Wald,
wohl griff Herr Dietrich zum Weidgeschoß,
doch hatt' er zur Stelle kein schnelles Roß,
der alte Dietrich von Berne.

Und wie er sich umsah unmutsvoll,
da stand ein mächtiges Roß,
des ungebärdiger Hufschlag scholl,
und Schaum vom Gebiß ihm floß,
war schwarz und glänzend, da schwang er sich auf
und sporut es zum Jagen im schnellsten Lauf,
der alte Dietrich von Berne.

Da schnaubet das Roß, daß Feuer und Rauch
den offenen Nüstern entloht,
und stürmet dahin wie ein Wüstenhauch,
dem folget der schwarze Tod.
Und hebt sich jauchzend die Heldenbrust,
da fühlt sich jung wie in Schlachtenlust
der alte Dietrich von Berne.

Doch jäher und jäher nun wird der Ritt,
vorbei jagt Felsen und Baum,
wie könnten die Diener, die Rüden mit?
Nichts fruchtet der straffe Zaum;
es stürmet, das ist nicht Galopp noch Trab,
ist Windsbrautbrausen; nicht kann er herab,
der alte Dietrich von Berne.

Ihm schließt sich das Aug', und es starret das Blut;
doch als er, betäubt noch, erwacht,
da schaut er, und höher wächst ihm der Mut,
den Vater, den Elfen der Nacht.
Der fasset die Hand ihm, wie fühlt er sich stark,
wie schwillt in den Knochen ihm jugendlich Mark,
dem alten Dietrich von Berne.

So sprach der Vater: „Mein stolzer Sohn,
du hast dich in Ehren bewährt.
Wohl mußt ich selber dich holen schon,
schon rittst du ein Geisterpferd;
drum auf, dich grüß ich, Schwarzelfe der Nacht,
nun jagst du mit mir in der wilden Jagd,
mein starker Dietrich von Berne!"

Alexander Kaufmann.

Geb. am 14. Mai 1817 zu Bonn, gest. am 1. Mai 1893 in Wertheim a. M. — Gedichte 1851. Mythoterpe (mit Amara George und Fr. Daumer) 1858. Unter den Reben 1872.

Der heilige Walther.

Wenn mit dem Glöckchen silberfein
der Klosterwagen fährt,
stellt gleich das fromme Volk sich ein,
das ihn mit Gut beschwert.

Lastwagen schließen bald sich an,
es wird ein reicher Zug,
der schon dem dürft'gen Klosterbann
viel goldnen Segen trug.

Und wo ein wilder Reiterknecht
auf die Gefährte stößt,
vergißt er seiner Fäuste Recht,
hält fromm sein Haupt entblößt.

So war es einst, so blieb es nicht,
die Botschaft flog umher:
„Der König selbst vergaß die Pflicht,
weh, König Desider!

Weh, seine Diener halten fern
die vollen Wagen auf,
sie schwelgen wie die großen Herrn,
gewaltig ist der Hauf!

Des Königs Diener, Räubern gleich,
durchstreifen sie den Wald!" —
Der Abt wird rot, der Abt wird bleich,
wird heiß und wieder kalt.

Vielleicht, daß doch ein freundlich Wort
bei den Verweg'nen nützt;
schickt einen von den Brüdern fort,
die heil'ge Glatze schützt.

Der Abt blickt scheu umher im Kreis,
kein Pater reget sich,
im Erker hält ein starker Greis,
der spricht: „Dann sendet mich!

In Worten leist ich zwar nicht viel,
doch meine Faust, die fährt —"
„O Walther, denkst du noch ans Spiel
mit Panzer, Schild und Schwert?

Noch immer träumt von Sieg und Schlacht
dein ungestümer Sinn!"
Der Alte senkt der Blicke Pracht
beschämt zu Boden hin.

„Doch weil du dich erboten hast,
dein Wort schenk ich dir nicht;
so oft warst du der Räuber Gast,
sei's nun in beßrer Pflicht!"

„Doch wenn man mir die Kutte stiehlt,
Herr Abt, wie tu ich dann?"
„So tu getrost, wie man befiehlt,
demüt'ger Gottesmann!"

„Doch reißt man mir die Schuhe fort,
sagt, leid ich's ohne Strauß?"
„So laß auch deine Schuhe dort
und komm barfuß nach Haus!"

„Doch wenn ich auch das letzte Stück,
die Hose, lassen soll,
käm ich ja hosenlos zurück?"
„Nein das, das wär zu toll.

Die Hose läßt kein braver Mann,
die hält der feigste Wicht,
so lang er sie nur halten kann —
die Hose lasse nicht!

Nun, Bruder Walther, unverweilt!
sonst schwinden Wein und Korn."
Der Alte zu den Ställen eilt,
er spricht in vollem Zorn:

„Der Teufel, wenn das Rosse sind!
gleich nehm ich dort die Kuh;
das eine lahm, das andre blind
und taub und stumm dazu.

Sagt an, wo ist der alte Gaul,
den ich einst mitgebracht?
Hatt' freilich keinen Zahn im Maul,
und oft gar schlimm gekracht.

Ei was, der hat ein Ämtchen fein?
muß euch das Mühlrad drehn?
der mag ein schöner Müller sein!
doch laßt die Mähre sehn."

Dem Walther fast die Träne kam,
als ihn das Tier anblickt;
rasch trinkt er weg den flücht'gen Gram,
hat sich zum Ritt geschickt.

Erst langsam, langsam, auf und ab,
allmählich geht es flott,
zuletzt wird's gar ein frischer Trab —
„Doch still, da liegt die Rott'!"

Und wieder schleicht das kluge Tier,
der Reiter hängt den Kopf —
„Ei Herr, die Kutte schenkt Ihr mir?
sie wärmt wohl gut den Schopf?"

„Ei Herr, Ihr habt ein trefflich Paar
von Schuhn, mit Nägeln fein,
man geht mit Schuhn nicht zum Altar,
die Schuhe sind wohl mein?"

„Herr Pater, nehmt nicht für ungut,
ich rück Euch vor den Latz,
Ihr wißt nicht, wie die Kälte tut,
die Hos' wär mir ein Schatz!"

Da wird auf einmal riesenhaft
der Mönch in zorn'ger Lust,
in diesen Armen welche Kraft!
von Narben blüht die Brust.

Und gleich dem ersten Räuber schwirrt
der Bügel ins Gesicht, —
Gott, wie der Kerl zusammenklirrt!
Nun folgt ein schwer Gericht.

Dem zweiten schon der Held entreißt
ein scharf geschliffen Schwert —
Wer sah den Blitz, der also gleißt?
den Strahl, der also fährt?

Nun Stoß auf Stoß, nun Schlag auf Schlag!
gewitternd dröhnt die Schlucht.
Wo einer tot zusammenbrach,
ergreifen sechs die Flucht.

„Ihr meint, hier schmauset ihr auf Borg?
euer Blut bezahlt es jetzt!"
Mit „St. Denys!", mit „St. Georg!"
wird Hieb auf Hieb versetzt. —

Die übrig blieben, sind so weit,
gerettet liegt das Gut.
Den Alten graust vor Einsamkeit,
er wirft das Schwert ins Blut:

„Geh, Herr, mit mir nicht zu Gericht!
mein Mönchsinn ist noch klein;
viel lieber zög ich grad und schlicht
ins Kriegsgetümmel ein."

Die Mönche von Johannisberg.

Von Fuld der wackre Abt kam einst zu visitieren,
ob auf Johannisberg die Reben recht florieren.

Die Trauben fingen schon braungoldig an zu blinken —
der Abt lud den Konvent zu einem Abendtrinken.

Er sprach: „Der künft'ge Herbst wird sicher uns erfreuen;
ein Fläschlein minder, mehr, wir brauchen's nicht zu scheuen:

Her aus dem Mutterfaß! Doch halt, bevor wir zechen,
nehmt eur Brevier, ihr Herrn, ein kurz Gebet zu sprechen!"

„Brevier —?" „Ja, das Brevier!" Sie möchten schier versinken,
sie suchen, suchen — „Laßt's! beginnen wir zu trinken!

Die Flaschen her! Weiß Gott, das heiß ich doch vergeßlich,
daß ich den Stöpselzug daheim ließ — es ist häßlich!"

„Den Stöpselzug?" Im Nu fährt's da in alle Taschen,
und gibt's im Augenblick Korkzieher mehr als Flaschen.

„Bravo, ihr frommen Herrn! dies Stückchen find ich heiter,
daran erkenn ich recht die echten Gottesstreiter.

Bravo, ihr frommen Herrn! Welch reicher Gottessegen
an Stöpselziehern — ei, was guckt ihr so verlegen?

Laßt's euch für heute nur nicht weiter Kummer schaffen,
bis morgen — still! ihr Herrn, ergreifen wir die Waffen!"

Merlin und Niniane.

Niniane sprach: „Lehr mich, Merlin,
die Welt in meine Kreise ziehn,

lehr mich in sanfter Liebeshaft
zu bänd'gen wilde Jünglingskraft!"

Im dunkeln Wald, wo der Brunnen rinnt,
belehrte der Meister das holde Kind;

im Hain, vom Mondenstrahl verklärt,
hat er sie Spruch auf Spruch gelehrt;

und als sie gefaßt des Zaubers Lauf,
da lacht Niniane vor Freuden auf.

Beim Weißdorn saß das schöne Paar,
sie wand ihm den Schleier ums dunkle Haar,

sie macht ihm, weil er müd und matt,
ein Kissen auf blumiger Lagerstatt.

Als süß entschlafen der schöne Mann,
da hub sie Spruch und Zauber an,

und als neunmal vollbracht sein Lauf,
da lacht Niniane noch heller auf.

„Merlin, erwach! das Frührot lacht!" —
„Wer hat mich in den Turm gebracht?" —

„Ist denn der Turm nicht hoch und schön,
herrlich der Blick auf See und Höhn?" —

„Was sind mir Berge, was der See?
nach dir, Niniane, ist mir weh!

Mein Aug ist verschlossen dem frischen Wald —
dein Busen lockt mich, du Huldgestalt!"

Er faßt sie mächtig, — in Kampf und Schlacht
hat stets Niniane am hellsten gelacht.

„Nun lehre mich, du Meister traut" —
„Ich bin dein Schüler, geliebte Braut!" —

„Nun lehre mich in der Sterne Blick
erspähn zukünftiges Menschengeschick!" —

„Wo sind die Sterne? erloschen längst!
Seit du, Niniane, mich hold umfängst,

strahlt aus zwei Äuglein mir zurück
Unendlichkeit von Lieb' und Glück!" —

„Quäl mich nicht, Meister, lehre mich!" —
„Was ich gewußt, ich lehrt es dich.

Mein Blick ist zu, mein Herz ist weit,
drin rauscht unsägliche Seligkeit.

Das ist der letzte, tiefste Schluß,
daß ich erglüh nach deinem Kuß!"

„O Gott, Merlin, siehst du denn nicht?
Dies ist ja alles nur Gedicht!

Mein Schleier, der um den Weißdorn hängt,
das ist der Turm, der dich umfängt;

mit Sprüchen schläfert ich dich ein —
erlöse dich! es ist nur Schein." —

„Laß mir den Schein, er ist so schön!
Der Morgen um rotgoldne Höhn,

des Abends Glut, der Sterne Licht,
's ist auch nur Schein. O, weigre nicht

den Kuß, Niniane, komm, o komm!
du zartes Täublein, sei doch fromm!"

„Erlöse dich, Merlin! Ich lernt
was Zauber lockt, nicht ihn entfernt."

„Meine Sprüche, wo sind meine Sprüche hin?
Frag die Vögel, die mit den Wolken ziehn!

Frag die Quelle, die den Forst durchrinnt!
Die wissen's, wo meine Sprüche sind.

Ich weiß nur einen, einen Spruch:
Niniane, du liebst mich nie genug."

In seinem sel'gen, sel'gen Bann
lag jahrelang der schöne Mann.

Ein Turm dünkt ihm der stille Ort —
das Laub ergrünt, das Laub verdorrt;

was kümmert's ihn im süßen Leid?
er sah nur sie, die holde Maid;

sah er sie nicht, war sie sein Traum . . .
Der Weißdorn wuchs zum schatt'gen Baum,

darunter einst ein Greis verschied —
Niniane hieß sein letztes Lied;

sein letztes Lied geweiht war's ihr,
die seines Lebens Lust und Zier,

die doch den Schleier um ihn wand,
der ihn zu ew'gem Wahnsinn band —

ein Lied, so innig weich und warm,
wer es vernahm, versank in Harm.

In Harm schwand auch Niniane hin . . .
Das ist die Sage von Merlin.

* * *

Salomon Hermann Mosenthal.

Geb. am 14. Januar 1821 zu Kassel, gest. am 17. Februar 1877 zu Wien. — Gedichte 1845. Gesammelte Gedichte 1866.

St. Bernhard.

(Legende.)

Wer ist einmal in Speier gewesen,
der möge diese Geschichte lesen.
Da hat er den alten Dom gesehn
an des Rheines blühendem Ufer stehn;
mit seinem hohen mächtigen Chor
ragt stolz er über die Stadt empor,
erzählet uns Märchen aus fernen Tagen
und fromme Legenden und alte Sagen
von Männern, heilig und wunderbar,
wie einst der fromme St. Bernhard war.

Der heilige Bernhard kam oft nach Speier,
die liebe Stadt war ihm vor allen teuer;
dort kannt ihn ein jedes und hielt ihn in Ehren
und bat ihn um Rat und um göttliche Lehren.
Ja, von St. Bernhard konnte man sagen,
der Kaiser hab ihn auf Händen getragen;
denn als ihm die Füße erlahmten im Chor,
da trug ihn der Kaiser zum Altar empor.

Jetzt aber noch wandelt er, schlecht und recht.
Es galt ihm der Kaiser nicht mehr als der Knecht,
der Frömmere, Bessere galt ihm nur mehr,
erst kam ihm sein Gott, dann die andern, dann er.
Er hatte nicht weltlichen Glanz vonnöten,
er wollte nur lieben und lehren und beten.
Drum spät am Abend und früh am Morgen
tät er im Dome den Dienst besorgen.

Mit den Heiligen war er so bekannt,
daß sie ihn nur „lieber Bernhard" genannt.
Ja, die heilige Jungfrau am Altarblatt
oft abends mit ihm geredet hat;
was sie ihm sagte beim Sternenscheine,
das weiß St. Bernhard nur ganz alleine.

An einem lieblichen Tag im Maie
lustwandelt er einst hinaus ins Freie,
am Rheinesufer ging er spazieren,
tät sich in die grünende Flur verlieren,
auf einen Hügel war er geklommen,
und wie er oben hinauf gekommen,
da tät er so recht einmal um sich schauen.
Da lagen die üppigen reichen Gauen,
da schlang sich der Rhein um die blühende Pfalz,
wie ein Silberschmuck um der Jungfrau Hals;
da grünt es und sproßt es aus tausend Keimen,
da blüht es und duftet's in tausend Räumen,
da regnet es Blüten von tausend Bäumen.
Der heilige Bernhard vermeint zu träumen,
er glaubt schier in Eden hineinzutreten,
er muß auf die Knie hinsinken und beten;
kein Wort des Gebetes sprach sein Mund,
es war doch sein wärmstes Gebet zur Stund.
Da tönen die Glocken im Dom zu Speier,
sie rufen die Frommen zur heiligen Feier.
Dem Bernhard wird's so angst, so beklommen,
jetzt wird er zu spät in die Messe kommen,
nicht hat er's versäumt seit undenklichen Tagen.
Was wird da die heilige Maria sagen!

Flugs eilt er von dannen wie ein flüchtiges Reh;
die alten Beine sie tun ihm nicht weh,
der eichene Stab, er wird ihm zum Flügel,
ihn schrecken nicht Bäche, ihn hemmen nicht Hügel,
schon hat er erreichet den hohen Dom,
er teilt der betenden Menge Strom,
die Halle durchmessen drei mächtige Schritte,
noch heute sieht man davon die Tritte.

Nun ruht er am Altar müd und matt,
da rufet die Jungfrau vom Altarblatt:
„Was fehlt meinem heiligen Bernharden,
was läßt er so lange auf sich warten?"[1]
Das mochte die Menge wohl sehr bewegen,
doch der Bernhard ward drob nicht sehr verlegen;
er sprach, indem er sich tät verneigen:
„Das Weib soll in der Versammlung schweigen[2],
so lehrt Er, vor dem wir uns alle beugen."

Und die heilige Jungfrau am Altar
tät ihre Göttlichkeit offenbar,
sie legte den Finger wohl auf den Mund
und sprach kein Wort mehr seit jener Stund.
So sieht man sie heut noch am Altar prangen —
das Reden ist ihr seitdem vergangen.

St. Bernhard erschüttert das Wunder sieht
und hat vor dem Altar sich hingekniet
und angestimmt mit gläubigem Sinn
das Lied: Gegrüßet o Königin!
Salve o clemens pia,
o dulcis virgo Maria!

[1] Sancte Bernarde — Unde tam tarde?
[2] Mulier taceat in ecclesia.

Johannes Fastenrath.

Geb. am 3. Mai 1839 zu Remscheid, gest. am 16. März 1908 zu Köln a. Rh.

Ein spanischer Romanzenstrauß 1866. Klänge aus Andalusien 1867. Hespertische Blüten 1869. Immortellen aus Toledo 1869. Das Buch meiner spanischen Freunde 1870.

Der tote Cid.

Vor Valencia, welch ein schweigend
Leben um die Geisterstunde!
Sind es Geister, die die Hände
reichen sich zum Schlachtenbunde?

Einer ist ein Geist, nur einer,
den sie auf das Schlachtroß hoben,
von dem Wehen dieses Geistes
wird die Masse fortgeschoben,

zieht, ein Leichenzug in Waffen,
der auf tausend Leichen fahndet,
der den Teuersten der Toten
in der Feinde Reihen ahndet.

Weiß wie Schnee sind sie zu schauen,
Spaniens tapfre Rachegeister,
einen Toten trägt Babieca,
Cid, den großen Schlachtenmeister!

Babieca trägt ihn traurig,
den es lebend stolz getragen,
aber die zur Schlacht ihn leiten,
hemmen ihre Totenklagen.

Lebend war er allen Mauren
als Verderben im Gedächtnis,
tot noch will er sie erschrecken,
also will es sein Vermächtnis!

Leben heucheln noch die Wangen,
Leben heuchelt noch die Rechte,
gleich als wenn sie mit Tizona,
mit der sieggewohnten, fechte.

Drücken würd den Mann von Eisen
jetzt des Eisenhelmes Schwere,
nur ein pergamentnes Abbild
duldet jetzt sein Haupt, das hehre.

Und es schmückt ihn Persiens Salbe,
und es schmückt ihn Heldenschöne,
hinter ihm geht, festlich prangend,
geht die edele Chimene.

Nicht die Farben ihrer Seele
trägt das Kleid von schwerer Seide,
doch die Zähren, die sie weinet,
zeugen tief von bittrem Leide.

Und als gelt es Hochzeitsreigen,
klingen Zimbeln und Posaunen —
möchte Cid darob erwachen,
alle Mauren würden staunen!

Doch wer ist der weiße Ritter,
der die weiße Fahne schwinget,
der ein Blitz auf weißem Rosse
lichtend in die Mauren dringet?

Ist es Cid, der große Feldherr?
Können also Tote streiten?
Jeden Pfeil des Türkenbogens
sieht man machtlos von ihm gleiten.

Und Estrella, Stolz der Mauren,
sie vor allen wildverwegen,
ist mit hundert Amazonen
seinem Angriff jach erlegen.

Zwanzig Kön'ge sind gefallen,
die um König Bukar waren,
viele fliehn zum tück'schen Meere,
und das Meer ertränkt die Scharen.

Größer niemals war ein Siegen,
stiller niemals war die Freude;
Sieger ist der Cid, der Tote,
und der Held im weißen Kleide.

Cid hat ihn herbeigerufen,
rief San Jago aus dem Himmel,
und der Heil'ge kam und siegte
und entschwand im Schlachtgetümmel.

Vor dem Toten hingesunken
sind die Sieger, ist Chimene,
küßt ihm einmal noch die Hände,
weinet Danks- und Schmerzenstränе.

Dann aus seinem Heldensitze,
aus Valencia, dem befreiten,
still die Sieger ihren Toten
in des Klosters Ruh geleiten.

Bald San Pedro de Cardeña
in Kastilien sie erreichen —
dort in ihrem Heldenschlummer
ruht die tapferste der Leichen!

Moriana und Galvan.

Würfel spielet Moriana
mit Galvan, dem Maurenfürsten,
nach dem Kuß der schönen Hände
feurig seine Lippen dürsten.

Jeder Zug, den er verlieret,
kostet ihm der Burgen eine,
jeden Zug, den er gewinnet,
küßt er ihre Hand, die kleine.

Von den Pfändern seines Sieges,
von den Küssen ist er trunken
in das Paradies der Träume
selig schlummernd hingesunken.

Und ein Lächeln der Verachtung
leis umspielt Morianas Wangen,
und sie hebt die schönen Augen
in die Ferne voll Verlangen.

Von des Berges Höhe sieht sie
einen Ritter niedersteigen,
und es tönet seine Stimme
mächtig in des Schlosses Schweigen.

„Sieben Jahr' bin ich gewandert,
meine nackten Füße bluten,
immer such ich Moriana,
suche sie mit Liebesgluten.

Diese schöne Königstochter,
die der Maure frech entführte
aus dem Garten ihres Vaters,
den sie selbst als Rose zierte.

O, wo ist sie, meine Rose,
die für mich einst sollte sprießen?" —
Tränen aus Morianas Augen
auf des Schläfers Antlitz fließen.

Und die salz'gen Tränen wecken
ihn aus süßem Traumesweben:
„Was macht quellen deine Augen,
was betrübt dich, liebes Leben?

Wenn dich meine Mauren kränkten,
laß ich alsogleich sie töten,
wenn dich meine Fraun erzürnten,
will ich sie mit Füßen treten.

Und wenn es die Christen waren,
die dir solchen Kummer schaffen,
zieh ich gegen sie zu Felde,
denn mein Leben sind die Waffen.

Und mein Bett sind Kriegsstrapazen,
und mein Schlafen ist das Wachen!" —
„Nein, es sind nicht deine Mauren,
die mein Auge weinen machen.

Nein, es sind nicht meine Frauen,
ihnen darfst kein Haar du krümmen,
und es taten nichts die Christen,
daß du könntest drob ergrimmen.

Aber einen Ritter sah ich,
und mein Aug' ward freudig trübe,
denn ich denk: es ist mein Bräut'gam,
meine langverlorne Liebe!"

Das Geheimnis, tief verborgen,
hat sie glühend ausgesprochen,
und der Maure fühlt im Herzen
Eifersucht vulkanisch kochen.

Gierig fletscht er seine Zähne
zu der eben noch Geküßten,
reizt ihn seiner Rache Toben,
reizt ihn wildes Mordgelüsten.

Und am Fenster, wo den Bräut'gam
schaute noch die Trübsalreiche,
lehnt, getroffen von dem Mauren,
Moriana, eine Leiche.

Stiergefecht.

Jener tapfere Zulema,
Sprößling der Abencerrajen,
der im Frieden ein Apollo,
der ein Mars im Kriegsgetümmel,

den die Feinde segnend fürchten,
dessen Taten zu erzählen
Fama sich mit neuen Flügeln
schmücken muß und neuen Zungen,

kommt nach Avila zum Feste,
aber unbewaffnet kommt er,
und er mischt sich als Beschauer
in die dichtgedrängte Menge.

Auf die königliche Bühne
laden ihn die Adalifen,
ob sie insgeheim auch fürchten,
daß er alle sie verdunkle.

Mit errötender Bewundrung
segnen tausendmal sein Kommen
alle Damen, und sie bieten
ihm den Platz in ihrer Mitte.

Doch bescheiden ihnen dankend,
setzt er sich zu den Alkaiden,
als noch schneller wie die Windsbraut
und wie fegende Kometen,

losgelassen aus dem Zwinger,
in den Kampfplatz des Jarama
ungebärd'ger Sohn hereinstürzt,
er der riesigste der Stiere.

Seine Augen glühn wie Kohlen,
und die breite Stirne runzelt,
und es drohen seine Hörner,
zwei gewalt'ge Bundsgenossen.

Um sich schlägt er mit dem Schweife
über seines Felles Dunkel,
und bei seinem Anblick plötzlich
ist das Volk vom Platz zerstoben.

Wenige Berittne bleiben,
die mit Schrecken ihn erwarten.
Und er stürzt sich auf die Reiter
und er wirft die Reiter nieder.

Kaum vermochten da die Damen
voller Scham mehr aufzublicken,
doch sie schaun vom wilden Stiere
auf den wildesten der Bänd'ger.

Auf Zulema schauen alle,
doch vor allen schauet eine:
Sonne ist sie unter Sternen
in der schönen Frauen Reihen.

Mit den Zeichen ihrer Seele,
mit der Sprache ihrer Augen,
ruft sie ihn mit Feuerodem,
ruft sie ihn zum Kampfplatz nieder.

Und durchglüht vom Strahl der Maurin
von der schönen Zara Winken,
ist er im Begeistrungstaumel
auf den Platz hinabgesprungen.

Nein, gesprungen nicht, geflogen
ist er wie auf Liebesflügeln —
Von des Stieres Fuß getreten,
sieht er einen Mann am Boden.

Und er eilt dem Unterworfnen
jetzt den Stier zu unterwerfen,
und er stürmt auf ihn zu Fuße,
ob das Volk auch ängstlich aufschreit.

Aug' in Aug' des Stieres blicket
dann Zulema, mit der Rechten
greift er einen scharfen Degen,
und der wunde Stier weicht rückwärts.

Auf steht wieder der Besiegte,
Beifall klatscht das Volk Zulema,
wilder wird des Stieres Schnauben,
ihn erwartend steht der Maure.

Drauf zu neuem Angriff rüstet
sich der Stier, doch sichrer trifft ihn
jetzt der Degen, und den Boden
netzt er mit dem Blut der Adern.

Schnaubend dreht er sich im Kreise,
wütend stürzt er hierhin, dorthin,
um zu schaun, wer ihn verwundet,
bang den Todfeind dann zu fürchten.

Aus dem Rachen, aus der Zunge
strömt ein Schaum, halb weiß, halb farbig,
Schaum aus Wut und Blut gemischet,
und er schäumt zum dritten Angriff.

Müde dieses zähen Ringens,
trifft noch einmal ihn der Maure,
und er öffnete zum Tode
so ihm eine weite Pforte.

Unter lautem Schrei des Volkes
stürzt der Stier für immer nieder,
und der Sieger wird beneidet,
und der Sieger wird bewundert.

Freudig haben ihn umarmet
die Vanegas und Azarques,
und die schönen Damen bringen
Glückwunsch ihm und ihre Herzen.

Er verneigt sich und den Degen
senket er vor Zaras Loge:
„Ach, in deiner Götternähe
wenig war's, was ich vollbrachte!"

* * *

Albert Roffhack.

Geb. am 9. Oktober 1837 zu Barmen, gest. am 4. September 1906 in Oberkirch (Baden). — Gedichte 1899.

Ballade vom Reiter.

Die Frühe schlägt die Augen auf.
Der Reiter trabt in munterm Lauf.
In buntem Zug begleiten
ihn tausend Möglichkeiten,
geschmückt mit seidnen Bändern
und schillernden Gewändern,
und in den Mienen allen
der Wunsch, ihm zu gefallen.
Der Hauch des Morgens trägt sie sacht,
von Aug' und Mund Verheißung lacht.

Er reitet durch den grünen Plan.
Die Schönen um ihn fliehn und nahn.
Wie viel er auch mag zählen,
nur eine kann er wählen,
und als er sie gefunden,
sind alle rings verschwunden,
sind alle weggeblasen
und leer der grüne Rasen.
Und nur die eine schwebt herzu,
schwingt vor ihn sich aufs Pferd im Nu.

Und wie sie seinen Hals umfaßt,
hält er entzückt die warme Last
und streichelt auf und nieder
durchs Kleid die feinen Glieder
und trinkt vom roten Munde
des Lebens süße Kunde.
Nichts andres will er haben,
läßt frisch sein Rößlein traben.
Das trägt sie weit ins Land hinein,
den Weg weist ihm der Sonnenschein.

Und vorwärts geht es lange Frist,
bis er die andern doch vermißt,
er staunt, daß die beim Reiten
ihn nun nicht mehr begleiten,
nicht lockend um ihn schweben
und leichte Füße heben,
daß nur die schöne Kleine
von allen jetzt die Seine,
die sein Umherspähn schon verdrießt,
die küssend ihm die Augen schließt.

Von oben steil die Sonne sengt.
Er spürt, was lastend an ihm hängt.
Ihr Häuptlein mit den Händen
will sanft er von sich wenden,
die Glieder, die sich schmiegen,
ganz sacht beiseite biegen,
den Armen sich entwinden,
die gar zu fest ihn binden,
und als ein froh befreiter Mann
ergreifen, was er mag und kann.

Da sieh! wie rascher Tauben Flug
naht wieder sich der bunte Zug
der tausend Möglichkeiten,
die schnell vorübergleiten
und, will er eine fassen,
sich nicht mehr halten lassen,
an keinen Körper streift er,
in leere Lüfte greift er.
Fort sind sie! nur auf seinem Schoß
ward unterdes die Kleine groß.

Der lange Ritt, die schwere Last
macht schon sein Rößlein stolpern fast.
Da springt sie rasch vom Pferde,
zieht ihn sich nach zur Erde.
Sie reichen sich die Hände
und wandern durchs Gelände.
Dann ruht sie müd vom Gange
mit ihm am Waldeshange —
bis ihrer Wangen Glanz verbleicht,
als Schemen blaß sie von ihm weicht.

Gleich einer roten Scheibe schwand
die Sonne hinterm Bergesrand.
Nun sinken nächt'ge Schatten
auf einen Lebenssatten.
Bis tausend mocht er zählen,
nur einmal konnt er wählen,
einmal zu Roß sich heben
und auch nur einmal leben.
Die Nacht verdunkelt sein Gesicht.
Ob er gestorben, weiß ich nicht.

*

Am Tor des Hamadan.

Ein alter Priester war's; ihn beugt der Jahre
Gewicht; am Stab hält mühvoll er sich aufrecht.
Doch eifrig liest er noch im Gehn sein Buch,
und durch der Wange Furchen rinnt die Träne.
So traf ich ihn am Tor zu Hamadan.

Gegrüßt sei, Seid! und sag, weshalb du weinst?

Sohn, sei gegrüßt auch mir! gab er zur Antwort
Du siehst, ich lese Gottes Wort: so schön
ist dies, daß seine Schönheit Tränen lockt!

Ja, sprach ich, es ist schön, und Schönheit rührt
uns oft zu Tränen, wenn sie plötzlich auftaucht
in allem Häßlichen wie Mond im Sumpf.
Du aber bist ein alter Mann und liest
gewiß im Koran nicht zum erstenmal
und läßt davon dich nicht mehr überraschen!

Drauf er: Ich will den wahren Grund dir sagen:
Wenn sich mein Geist dem Ort voll Eifer naht,
so find ich hundert Stellen, wo mich's jammert,
daß der Prophet nicht schärfer aufgefaßt
was Engel Gabriel ihm überliefert.
Sonst stünde drin das grade Gegenteil
von dem, was heut uns vorgeschrieben ist!
Mag sein, sprach ich, nur sollt es dich nicht kränken:
Wer rechten Sinnes liest, faßt doch das Rechte!

Da fing er an noch heftiger zu weinen:
Ja, wär's nur der Prophet, der Schlummerkopf!
Doch tausend Stellen zeigen allzuklar,
daß nicht einmal der Engel recht begriffen,
was er auf des Allmächtigen Befehl
dem horchenden Propheten künden sollte!

Jetzt traten eben wir durchs Stadttor ein.
Er schämte sich der Tränen, ich versuchte
aufs neu zu trösten ihn, doch eilends nahm
am Eingang einer krummgeschwänzten Gasse
er kurzen Abschied, noch im Gehen murmelnd:

Das wäre freilich nur das halbe Übel,
daß Engel und Prophet nicht wissen, was
sie sagen. Aber wenn man nun noch sehn muß,
daß auch der Andre selbst — — —
Nichts mehr vernahm ich,
da hinterm Häuservorsprung er verschwand.

Balladendichter Westfalens, Hannovers und Braunschweigs.

Merkwürdigerweise ist grade Westfalen — das Land alter Volksgewohnheiten, der Femgerichte und des zweiten Gesichts, die Heimat von Mystikern und Reformatoren — nicht reich an Balladendichtern. Jedoch ist in den Dichtungen der Droste-Hülshoff der Geist und das Wesen Westfalens in offenbar genialer, einzigartiger, ja erschöpfender Weise zum Ausdruck gekommen. Mit Unverstand ist viel über Heimatsdichtung geredet und geschrieben worden. Es kommt aber hierbei nicht allein auf den Stoff an, sondern vor allem auf den Stil; der Stil erst kennzeichnet echte Heimatskunst. Ich kann mir nun eine idealere Heimatskunst nicht denken als die der Droste. Es ist so, als wären Land und Leute, Natur und Geschichte Westfalens in ihren Dichtungen durch die Kunst der adäquaten poetischen Mittel, durch den westfälischen Stil wieder Leben geworden. Es ist ein persönlicher und doch und grade deshalb ein autochthoner Stil von eigentümlich romantisch-realistischem Gepräge, von analysierender, reflexionärer und doch zusammenfassender, synthetischer Art — ganz entsprechend der epischen Schwere und Besinnlichkeit dieser Natur, dieser Menschen und ihrer lokalen Geschichte. — Der andere bedeutende Dichter Westfalens — Ferdinand Freiligrath — ist auch wiederum von ganz eigener Art; ein flammendes Pathos, ein hinreißendes Temperament, eine in allen Weltteilen sich ergehende Phantasie sind für ihn charakteristisch. Seine exotischen Themen sind allerdings in ihrer Art einzig in der deutschen Literatur. Doch sind diese Gedichte eigentlich Balladen? Man kann darüber streiten. Ein paar andere Gedichte behandeln Motive aus der europäischen Geschichte, hier kommt Freiligrath in der feinen Prägnanz der Sprache, in dem eigentümlichen, dem Stoffe angepaßten Stil dem genialen Empfinden der Droste sehr nahe (vgl. z. B. „Eine Geusenwacht"). Seine sozialen Gedichte, auch dann wenn sie große Momente und Situationen darstellen, sind kaum Balladen. Die soziale Ballade fehlt uns überhaupt. Der Braunschweiger Hoffmann von Fallersleben war vielleicht dazu prädestiniert, die kleine satirische Bänkelsängerballade à la Béranger auch in Deutschland einzuführen; aber sein banales Talent und seine Selbstkritik versagteu auch auf diesem Gebiete. — Mit Einzelballaden sind noch vertreten Victor von Strauß und Torney, Max von Oer und Friedrich Bodenstedt. Bedeutender, kräftiger und echter als diese ist Bernhard von Lepel. Auch Friedrich Wilhelm Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden", ist als Epiker — weniger als Balladendichter — von markanter Eigenart.

Nicht aufgenommen wurden Balladen von Friedrich Wilhelm Rogge (1808—1889) und Ernst Langrehr (1802—1863), die immerhin als tüchtige Balladendichter zu nennen sind.

Von modernen Balladendichtern sind Westfalen Lulu von Strauß und Torney, Hannoveraner Wilhelm Brandes, Börries Freiherr von Münchhausen und Willrath Dreesen (Ostfriesland).

Annette von Droste-Hülshoff.

Geb. am 10. Jan. 1797 auf Hülshoff bei Münster, gest. am 24. Mai 1848 zu Meersburg am Bodensee.

Gedichte 1844. — Gesammelte Schriften, herausgegeben von Levin Schücking 1879. — Sämtliche Werke, herausgegeben von Eduard Arens (Leipzig). — Sehr gern hätte der Herausgeber die grandiose, doch etwas dunkle, nicht leicht verständliche Ballade „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers" aufgenommen; doch ihre Länge und auch ihre Dunkelheit hielten ihn davon ab. Eine an sich verständliche Stelle aus der „Schlacht am Löhner Bruch" wurde wegen Raummangels nicht aufgenommen.

Das Hirtenfeuer[1].

Dunkel, Dunkel im Moor,
über der Heide Nacht,
nur das rieselnde Rohr
neben der Mühle wacht,
und an des Rades Speichen
schwellende Tropfen schleichen.

Unke kauert im Sumpf,
Igel im Grase duckt,
in dem modernden Stumpf
schlafend die Kröte zuckt,
und am sandigen Hange
rollt sich fester die Schlange.

Was glimmt dort hinterm Ginster
und bildet lichte Scheiben?
Nun wirft es Funkenflinster,
die löschend niederstäuben;
nun wieder alles dunkel —
ich hör des Stahles Picken,
ein Knistern, ein Gefunkel,
und auf die Flammen zücken.

[1] Beispiel einer balladesken Naturstimmung, vgl. auch das folgende Gedicht „Der Heidemann".

Und Hirtenbuben hocken
im Kreis umher, sie strecken
die Hände, Torfes Brocken
seh ich die Lohe lecken;
da bricht ein starker Knabe
aus des Gestrüppes Windel
und schleifet nach im Trabe
ein wüst Wacholderbündel.

Er läßt's am Feuer kippen —
hei, wie die Buben johlen
und mit den Fingern schnippen
die Funken-Girandolen!
Wie ihre Zipfelmützen
am Ohre lustig flattern,
und wie die Nadeln spritzen,
und wie die Äste knattern!

Die Flamme sinkt, sie hocken
aufs neu umher im Kreise,
und wieder fliegen Brocken,
und wieder schwelt es leise;
glührote Lichter streichen
an Haarbusch und Gesichte,
und schier Dämonen gleichen
die kleinen Heidewichte.

Der da, der unbeschuhte,
was streckt er in das Dunkel
den Arm wie eine Rute?
im Kreise welch Gemunkel?
Sie spähn wie junge Geier
von ihrer Ginsterschütte:
ha, noch ein Hirtenfeuer,
recht an des Dammes Mitte!

Man sieht es eben steigen
und seine Schimmer breiten,
den wirren Funkenreigen
übern Wacholder gleiten;
die Buben flüstern leise,
sie räuspern ihre Kehlen,
und alte Heideweise
verzittert durch die Schmelen.

„Helo, heloe!
Heloe, loe!
Komm du auf unsre Heide,
wo ich mein Schäflein weide,
komm, o komm in unser Bruch,
da gibt's der Blümelein genug! —
Helo, heloe!"

Die Knaben schweigen, lauschen nach dem Tann,
und leise durch den Ginster zieht's heran:

Gegenstrophe.

„Helo, heloe!
Ich sitze auf dem Walle,
meine Schäflein schlafen alle,
komm, o komm in unsern Kamp,
da wächst das Gras wie Bram so lang! —
Heloe, heloe!
Heloe, loe!"

Der Heidemann[1].

„Geht, Kinder, nicht zu weit ins Bruch,
die Sonne sinkt, schon surrt den Flug
die Biene matter, schlafgehemmt,
am Grunde schwimmt ein blasses Tuch,
der Heidemann kömmt!" —

Die Knaben spielen fort am Raine,
sie rupfen Gräser, schnellen Steine,
sie plätschern in des Teiches Rinne,
erhaschen die Phalän' am Ried
und freun sich, wenn die Wasserspinne
langbeinig in die Binsen flieht.

„Ihr Kinder, legt euch nicht ins Gras! —
Seht, wo noch grad die Biene saß,
wie weißer Rauch die Glocken füllt.
Scheu aus dem Busche glotzt der Has,
der Heidemann schwillt!" —

Kaum hebt ihr schweres Haupt die Schmele
noch aus dem Dunst, in seine Höhle
schiebt sich der Käfer, und am Halme
die träge Motte höher kreucht,
sich flüchtend vor dem feuchten Qualme,
der unter ihre Flügel steigt.

„Ihr Kinder, haltet euch bei Haus!
Lauft ja nicht in das Bruch hinaus;
seht, wie bereits der Dorn ergraut,
die Drossel ächzt zum Nest hinaus,
der Heidemann braut!" —

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen
und vor ihm her die Herde schwimmen,
wie Proteus seine Robbenscharen
heimschwemmt im grauen Ozean.
Am Dach die Schwalben zwitschernd fahren,
und melancholisch kräht der Hahn.

„Ihr Kinder, bleibt am Hofe dicht!
Seht, wie die feuchte Nebelschicht
schon an des Pförtchens Klinke reicht;
am Grunde schwimmt ein falsches Licht,
der Heidemann steigt!" —

Nun strecken nur der Föhren Wipfel
noch aus dem Dunste grüne Gipfel,
wie übern Schnee Wacholderbüsche;
ein leises Brodeln quillt im Moor,
ein schwaches Schrillen, ein Gezische
dringt aus der Niederung hervor.

„Ihr Kinder, kommt, kommt schnell herein!
Das Irrlicht zündet seinen Schein,
die Kröte schwillt, die Schlang im Ried;
jetzt ist's unheimlich draußen sein,
der Heidemann zieht!" —

Nun sinkt die letzte Nadel, rauchend
zergeht die Fichte, langsam tauchend
steigt Nebelschemen aus dem Moore,
mit Hünenschritten gleitet's fort;
ein irres Leuchten zuckt im Rohre,
der Krötenchor beginnt am Bord.

[1] Hier nicht das bekannte Gespenst sondern die Nebelschicht die sich zur Herbst- und Frühlingszeit abends über den Heidegrund legt.

Und plötzlich scheint ein schwaches Glühen
des Hünen Glieder zu durchziehen;
es siedet auf, es färbt die Wellen,
der Nord, der Nord entzündet sich —
Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,
der Horizont ein Lavastrich!

„Gott gnad uns! wie es zuckt und bräut,
wie's schwelet an der Dünenscheid!
ihr Kinder, faltet eure Händ,
das bringt uns Pest und teure Zeit —
der Heidemann brennt!" —

Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln.

I.

Der Anger dampft, es kocht die Ruhr,
im scharfen Ost die Halme pfeifen,
da trabt es sachte durch die Flur,
da taucht es auf wie Nebelstreifen,
da nieder rauscht es in den Fluß,
und stemmend gen der Wellen Guß
es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei
das Roß schwingt seine nassen Flanken,
und wieder eins, und wieder zwei,
bis fünfundzwanzig stehn wie Schranken:
Voran, voran durch Heid und Wald,
und wo sich wüst das Dickicht ballt,
da brechen knisternd sie die Ranken.

Am Eichenstamm, im Überwind,
um einen Ast den Arm geschlungen,
der Isenburger steht und sinnt
und naget an Erinnerungen.
Ob er vernimmt, was durchs Gezweig
ihm Rinkerad, der Ritter bleich,
raunt leise wie mit Vögelzungen?

„Graf," flüstert es, „Graf, haltet dicht,
mich dünkt, als wollt es Euch betören;
bei Christi Blute, laßt uns nicht
heim wie gepeitschte Hunde kehren!
Wer hat gefesselt Eure Hand,
den freien Stegreif Euch verrannt?" —
Der Isenburg scheint nicht zu hören.

„Graf," flüstert es, „wer war der Mann,
dem zu dem Kreuz die Rose[1] paßte?
Wer machte Euren Schwäher dann
in seinem eignen Land zum Gaste?
Und, Graf, wer höhnte Euer Recht,
wer stempelt Euch zum Pfaffenknecht?" —
Der Isenburg biegt an dem Aste.

„Und wer, wer hat Euch zuerkannt,
im härnen Sünderhemd zu stehen,
die Schandekerz' in Eurer Hand,
und alte Vetteln anzuflehen
um Kyrie und Litanei!?" —
Da krachend bricht der Ast entzwei
und wirbelt in des Sturmes Wehen.

Spricht Isenburg: „Mein guter Fant,
und meinst du denn, ich sei begraben?
O, laß mich nur in meiner Hand —
doch ruhig, still, ich höre traben!"
Sie stehen lauschend, vorgebeugt:
Durch das Gezweig der Helmbusch steigt
und flattert drüber gleich dem Raben.

II.

Wie dämmerschaurig ist der Wald
an neblichten Novembertagen,
wie wunderlich die Wildnis hallt
von Ästgestöhn und Windesklagen!
„Horch, Knabe, war das Waffenklang?" —
„Nein, gnäd'ger Herr! ein Vogel sang,
von Sturmesflügeln hergetragen." —

Fort trabt der mächtige Prälat,
der kühne Erzbischof von Köllen,
er, den der Kaiser sich zum Rat
und Reichsverweser mochte stellen,
die ehrne Hand der Klerisei —
zwei Edelknaben, Reis'ger zwei
und noch drei Äbte als Gesellen.

Gelassen trabt er fort, im Traum
von eines Wunderdomes Schöne,
auf seines Rosses Hals den Zaum,
er streicht ihm sanft die dichte Mähne,
die Windesodem senkt und schwellt;
es schaudert, wenn ein Tropfen fällt
von Ast und Laub, des Nebels Träne.

Schon schwindelnd steigt das Kirchenschiff,
schon bilden sich die krausen Zacken —
Da, horch, ein Pfiff und hui ein Griff,
ein Helmbusch hier, ein Arm im Nacken!
Wie Schwarzwildrudel bricht's heran,
die Äbte fliehn wie Spreu, und dann
mit Reisigen sich Reis'ge packen.

Ha, schnöder Strauß! zwei gegen zehn!
Doch hat der Fürst sich losgerungen,
er peitscht sein Tier, und mit Gestöhn
hat's übern Hohlweg sich geschwungen;
die Gerte pfeift — „Weh, Rinkerad!" —
Vom Rosse gleitet der Prälat
und ist ins Dickicht dann gedrungen.

„Hussa, hussa, erschlagt den Hund,
den stolzen Hund!" und eine Meute
fährt's in den Wald, es schließt ein Rund,
dann vor — und rückwärts und zur Seite;
die Zweige krachen — ha, es naht —
am Buchenstamm steht der Prälat
wie ein gestellter Eber heute.

Er blickt verzweifelnd auf sein Schwert,
er löst die kurze breite Klinge,
dann prüfend untern Mantel fährt
die Linke nach dem Panzerringe;
und nun wohlan, er ist bereit,
ja, männlich focht der Priester heut,
sein Streich war eine Flammenschwinge.

[1] Zu dem Kreuz von Köln die Rose, das Wappen von Berg, dessen Besitz Engelbert dem Bruder von Isenburgs Gemahlin vorenthielt.

Das schwirrt und klingelt durch den Wald,
die Blätter stäuben von den Eichen,
und über Arm und Schädel bald
blutrote Rinnen tröpfeln, schleichen;
entwaffnet der Prälat noch ringt,
der starke Mann, da zischend dringt
ein falscher Dolch ihm in die Weichen.

Ruft Isenburg: „Es ist genug,
es ist zuviel!“ und greift die Zügel;
noch sah er, wie ein Knecht ihn schlug,
und riß den Wicht am Haar vom Bügel.
„Es ist zuviel, hinweg, geschwind!“
Fort sind sie, und ein Wirbelwind
fegt ihnen nach wie Eulenflügel — —

Des Sturmes Odem ist verrauscht,
die Tropfen glänzen an dem Laube,
und über Blutes Lachen lauscht
aus hohem Loch des Spechtes Haube;
was knistert nieder von der Höh
und schleppt sich wie ein krankes Reh?
Ach, armer Knabe, wunde Taube!

„Mein gnädiger, mein lieber Herr,
so mußten dich die Mörder packen?
mein frommer, o mein Heiliger!“
Das Tüchlein zerrt er sich vom Nacken,
er drückt es auf die Wunde dort,
und hier und drüben, immerfort,
ach, Wund' an Wund' und blut'ge Zacken!

„Ho, holla ho!“ Dann beugt er sich
und späht, ob noch der Odem rege;
war's nicht, als wenn ein Seufzer schlich,
als wenn ein Finger sich bewege? —
„Ho, holla ho!“ — „Hallo, hoho!“
schallt's wiederum, des war er froh:
„'s sind unsre Reiter allewege!“

III.

Zu Köln am Rheine kniet ein Weib
am Rabensteine unterm Rade,
und überm Rade liegt ein Leib,
an dem sich weiden Krähn und Made;
zerbrochen ist sein Wappenschild,
mit Trümmern seine Burg gefüllt,
die Seele steht bei Gottes Gnade.

Den Leib des Fürsten hüllt der Rauch
von Ampeln und von Weihrauchschwelen —
um seinen qualmt der Moderhauch,
und Hagel peitscht der Rippen Höhlen;
im Dome steigt ein Trauerchor,
und ein Tedeum stieg empor
bei seiner Qual aus tausend Kehlen.

Und wenn das Rad der Bürger sieht,
dann läßt er rasch sein Rößlein traben,
doch eine bleiche Frau, die kniet
und scheucht mit ihrem Tuch die Raben;
um sie mied er die Schlinge nicht,
er war ihr Held, er war ihr Licht —
und, ach! der Vater ihrer Knaben!

Das Fegefeuer des westfälischen Adels.

Wo der selige Himmel, das wissen wir nicht,
und nicht, wo der greuliche Höllenschlund,
ob auch die Wolke zittert im Licht,
ob siedet und qualmet Vulkanes Mund;
doch, wo die westfälischen Edeln müssen
sich sauber brennen ihr rostig Gewissen,
das wissen wir alle, das ward uns kund.

Grau war die Nacht, nicht öde und schwer
ein Aschenschleier hing in der Luft;
der Wanderbursche schritt flink einher,
mit Wollust saugend den Heimatduft;
o bald, bald wird er schauen sein eigen,
schon sieht am Lutterberge er steigen,
sich leise schattend, die schwarze Kluft.

Er richtet sich, wie Trompetenstoß
ein Holla ho! seiner Brust entsteigt —
Was ihm im Nacken? ein schnaubend Roß,
an seiner Schulter es rasselt, keucht,
ein Rappe — grünliche Funken irren
über die Flanken, die knistern und knirren,
wie wenn man den murrenden Kater streicht.

„Jesus Maria!“ — er setzt seitab,
da langt vom Sattel es überzwerch —
ein eherner Griff, und in wüstem Trab
wie Wind und Wirbel zum Lutterberg!
An seinem Ohre hört er es raunen
dumpf und hohl, wie gedämpfte Posaunen,
so an ihm raunt der gespenstige Scherg:

„Johannes Deweth! ich kenne dich!
Johann! du bist uns verfallen heut!
Bei deinem Heile, nicht lach' noch sprich,
und rühre nicht an, was man dir beut;
vom Brote nur magst du brechen in Frieden,
ewiges Heil ward dem Brote beschieden,
als Christus in froner Nacht es geweiht!“ —

Ob mehr gesprochen, man weiß es nicht,
da seine Sinne der Bursche verlor,
und spät erst hebt er sein bleiches Gesicht
vom Estrich einer Halle empor;
um ihn Gesumme, Geschwirr, Gemunkel,
von tausend Flämmchen ein mattes Gefunkel,
und drüber schwimmend ein Nebelflor.

Er reibt die Augen, er schwankt voran;
an hundert Tischen, die Halle entlang,
all edle Geschlechter, so Mann an Mann;
es rühren die Gläser sich sonder Klang,
es regen die Messer sich sonder Klirren,
wechselnde Reden summen und schwirren
wie Glockengeläut, ein wirrer Gesang.

Ob jedem Haupte des Wappens Glast,
das langsam schwellende Tropfen speit,
und wenn sie fallen, dann zuckt der Gast
und drängt sich einen Moment zur Seit';
und lauter, lauter dann wird das Rauschen,
wie Stürme die zornigen Seufzer tauschen,
und wirrer summet das Glockengeläut.

Strack steht Johann wie ein Lanzenknecht,
nicht möchte der gleißenden Wand er traun,
noch wäre der glimmernde Sitz ihm recht,
wo rutschen die Knappen mit zuckenden Braun.
Da muß, o Himmel, wer sollt es denken!
den frommen Herrn, den Friedrich von Brenken,
den alten stattlichen Ritter, er schaun.

„Mein Heiland, mach' ihn der Sünden bar!"
der Jüngling seufzet in schwerem Leid;
er hat ihm gedienet ein ganzes Jahr;
doch ungern kredenzt er den Becher ihm heut!
Bei jedem Schlucke sieht er ihn schüttern,
ein blaues Wölkchen dem Schlund entzittern,
wie wenn auf Kohlen man Weihrauch streut.

O, manche Gestalt noch dämmert ihm auf,
dort sitzt sein Pate, der Metternich,
und eben durch den wimmelnden Hauf
Johann von Spiegel, der Schenke, strich;
Prälaten auch, je viere und viere,
sie blättern und rispeln im grauen Breviere,
und zuckend krümmen die Finger sich.

Und unten im Saale, da knöcheln frisch
Schaumburger Grafen um Leut' und Land,
Graf Simon schüttelt den Becher risch
und reibt mitunter die knisternde Hand;
ein Knappe nahet, er furret leise —
Ha, welches Gesumse im weiten Kreise,
wie hundert Schwärme an Klippenrand!

„Geschwind den Sessel, den Humpen wert,
den schleichenden Wolf[1] geschwinde herbei!"
Horch wie es draußen rasselt und fährt!
Barhaupt stehet die Massonei,
hundert Lanzen drängen nach binnen,
hundert Lanzen, und mitten darinnen
der Asseburger, der blutige Weih!

Und als ihm alles entgegenzieht,
da spricht Johannes ein Stoßgebet:
dann risch hinein! sein Ärmel sprüht,
ein Funken über die Finger ihm geht.
Voran — da „sieben" schwirren die Lüfte,
„sieben, sieben, sieben," die Klüfte,
„in sieben Wochen, Johann Deweth!"

Der sinkt auf schwellenden Rasen hin
und schüttelt gegen den Mond die Hand,
drei Finger, die bröckeln und stäuben hin,
zu Asch' und Knöchelchen abgebrannt.
Er rafft sich auf, er rennt, er schießet,
und, ach, die Vaterklause begrüßet
ein grauer Mann, von keinem gekannt,

der nimmer lächelt, nur des Gebets
mag pflegen drüben im Klosterchor,
denn „sieben, sieben," flüstert es stets
und „sieben Wochen" ihm in das Ohr.
Und als die siebente Woche verronnen,
da ist er versiegt wie ein dürrer Bronnen —
Gott hebe die arme Seele empor!

*

[1] Der schleichende Wolf ist das Wappen der Familie Asseburg.

Der Fundator.

Im Westen schwimmt ein falber Strich,
der Abendstern entzündet sich
grad überm Sankt Georg am Tore;
schwer haucht der Dunst vom nahen Moore.
Schlaftrunkne Schwäne kreisen sacht
ums Eiland, wo die graue Wacht
sich hebt aus Wasserbins' und Rohre.

Auf ihrem Dach die Fledermaus,
sie schaukelt sich, sie breitet aus
den Rippenschirm des Schwingenflosses
und, mit dem Schwirren des Geschosses,
entlang den Teich, hinauf, hinab,
dann klammert sie am Fensterstab
und blinzt in das Gemach des Schlosses.

Ein weit Gelaß, im Sammetstaat,
wo einst der mächtige Prälat
des Hauses Chronik hat geschrieben.
Frisch ist der Baldachin geblieben,
der güldne Tisch, an dem er saß,
und seine Seelenmesse las
man heut in der Kapelle drüben.

Heut sind es grade hundert Jahr,
seit er gelegen auf der Bahr
mit seinem Kreuz und Silberstabe.
Die ew'ge Lamp' an seinem Grabe
hat heute hundert Jahr gebrannt.
In seinem Sessel an der Wand
sitzt heut ein schlichter alter Knabe.

Des Hauses Diener Sigismund
harrt hier der Herrschaft, Stund' auf Stund';
schon kam die Nacht mit ihren Flören,
oft glaubt die Kutsche er zu hören,
ihr Quitschern in des Weges Kies,
er richtet sich — doch nein — es blies
der Abendwind nur durch die Föhren.

's ist eine Dämmernacht, genau
gemacht für Alp und weiße Frau.
Dem Junkerlein ward es zu lange,
dort schläft es hinterm Damasthange.
Die Chronik hält der Alte noch
und blättert fort im Finstern, doch
im Ohre summt es gleich Gesange:

„So hab ich dieses Schloß erbaut,
ihm mein Erworbnes anvertraut
zu des Geschlechtes Nutz und Walten;
ein neuer Stamm sprießt aus dem alten,
Gott segne ihn! Gott mach ihn groß!" —
Der Alte horcht, das Buch vom Schoß
schiebt sacht er in der Lade Spalten.

Nein — durch das Fenster ein und aus
zog schrillend nur die Fledermaus;
nun schießt sie fort. — Der Alte lehnet
am Simse. Wie der Teich sich dehnet
ums Eiland, wo der Warte Rund
sich tief schattiert im matten Grund.
Das Röhricht knirrt, die Unke stöhnet.

Dort, denkt der Greis, dort hat gewacht
der alte Kirchenfürst, wenn Nacht
sich auf den Weiher hat ergossen.

Dort hat den Reiher er geschossen
und zugeschaut des Schlosses Bau,
sein weiß Habit, sein Auge grau
lugt' drüben an den Fenstersprossen.

Wie scheint der Mond so kümmerlich!
— er birgt wohl hinterm Tanne sich —
schaut nicht der Turm wie 'ne Laterne,
verhauchend, dunstig, aus der Ferne!
Wie steigt der blaue Duft im Rohr
und rollt sich am Gesims empor!
Wie seltsam blinken heut die Sterne!

Doch ha! — er blinzt, er spannt das Aug',
denn dicht und dichter schwillt der Rauch,
als ob ein Docht sich langsam fache,
entzündet sich im Turmgemache
wie Mondenschein ein graues Licht,
und dennoch — dennoch — las er nicht,
nicht Neumond heut im Almanache?

Was ist das? — deutlich, nur getrübt
vom Dunst, der hin und wieder schiebt,
ein Tisch, ein Licht in Turmes Mitten,
und nun — nun kommt es hergeschritten,
ganz wie ein Schatten an der Wand,
es hebt den Arm, es regt die Hand, —
nun ist es an den Tisch geglitten.

Und nieder sitzt es, langsam, steif —
was in der Hand? — ein weißer Streif! —
Nun zieht es etwas aus der Scheiden
und fingert mit den Händen beiden,
ein Ding — ein Stäbchen ungefähr, —
dran fährt es langsam hin und her, —
es scheint die Feder anzuschneiden.

Der Diener blinzt und blinzt hinaus:
der Schemen schwankt und bleichet aus,
noch sieht er es die Feder tunken,
da drüber gleitet es wie Funken,
und in demselbigen Moment
ist alles in das Element
der spurlos finstern Nacht versunken.

Noch immer steht der Sigismund,
noch starrt er nach der Warte Rund,
ihn dünkt, des Weihers Flächen rauschen,
weit beugt er übern Sims, zu lauschen;
ein Ruder! — nein, die Schwäne ziehn!
Grad hört er längs dem Ufergrün
sie sacht ihr tiefes Schnarchen tauschen.

Er schließt das Fenster. — „Licht, o Licht!"
Doch mag das Junkerlein er nicht
so plötzlich aus dem Schlafe fassen,
noch minder es im Saale lassen.
Sacht schiebt er sich dem Sessel ein,
zieht sein korallnes Nösterlein,
— was klingelt drüben an den Tassen? —

Nein — eine Fliege schnurrt im Glas!
Dem Alten wird die Stirne naß;
die Möbeln stehn wie Totenmale,
es regt und rüttelt sich im Saale,
allmählich weicht die Tür zurück,
und in demselben Augenblick
schlägt an die Dogge im Portale.

Der Alte drückt sich dicht zuhauf,
er lauscht mit Doppelsinnen auf,
— ja! am Parkett ein leises Streichen,
wie Wiesel nach der Stiege schleichen —
und immer härter, Tapp an Tapp,
wie mit Sandalen, auf und ab,
es kommt — es naht — er hört es keuchen —

Sein Sessel knackt! — ihm schwimmt das Hirn —
ein Odem, dicht an seiner Stirn!
Da fährt er auf und wild zurücke,
errafft das Kind mit blindem Glücke
und stürzt den Korridor entlang.
O, Gott sei Dank! ein Licht im Gang,
die Kutsche rasselt auf die Brücke!

Vorgeschichte.

Kennst du die Blassen im Heideland,
mit blonden flächsenen Haaren?
Mit Augen so klar, wie an Weihers Rand
die Blitze der Welle fahren?
O, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

So klar die Lüfte, am Äther rein
träumt nicht die zarteste Flocke,
der Vollmond lagert den blauen Schein
auf des schlafenden Freiherrn Locke,
hernieder bohrend in kalter Kraft
die Vampyrzunge, des Strahles Schaft.

Der Schläfer stöhnt, ein Traum voll Not
scheint seine Sinne zu quälen,
es zuckt die Wimper, ein leises Rot
will über die Wange sich stehlen;
schau, wie er woget und rudert und fährt,
wie einer, so gegen den Strom sich wehrt.

Nun zuckt er auf — ob ihm geträumt,
nicht kann er sich dessen entsinnen —
ihn fröstelt, fröstelt, ob's drinnen schäumt,
wie Fluten zum Strudel rinnen;
was ihn geängstet, er weiß es auch:
es war des Mondes giftiger Hauch.

O Fluch der Heide, gleich Ahasver
unterm Nachtgestirne zu kreisen!
wenn seiner Strahlen züngelndes Meer
aufbohret der Seele Schleusen,
und der Prophet, ein verzweifelnd Wild,
kämpft gegen das mählich steigende Bild.

Im Mantel schaudernd mißt das Parkett
der Freiherr die Läng' und Breite,
und wo am Boden ein Schimmer steht,
weitaus er beuget zur Seite,
er hat einen Willen und hat eine Kraft,
die sollen nicht liegen in Blutes Haft.

Es will ihn krallen, es saugt ihn an,
wo Glanz die Scheiben umgleitet,
doch langsam weichend, Spann' um Spann',
wie ein wunder Edelhirsch schreitet,
in immer engerem Kreis gehetzt,
des Lagers Pfosten ergreift er zuletzt.

Da steht er keuchend, sinnt und sinnt,
die müde Seele zu laben,
denkt an sein liebes, einziges Kind,
seinen zarten, schwächlichen Knaben,
ob dessen Leben des Vaters Gebet
wie eine zitternde Flamme steht.

Hat er des Kleinen Stammbaum doch
gestellt an des Lagers Ende,
nach dem Abendkusse und Segen noch
drüber brünstig zu falten die Hände;
im Monde flimmernd das Pergament
zeigt Schild an Schilder, schier ohne End'.

Rechtsab des eigenen Blutes Gezweig,
die alten freiherrlichen Wappen,
drei Rosen im Silberfelde bleich,
zwei Wölfe schildhaltende Knappen,
wo Ros' an Rose sich breitet und blüht,
wie überm Fürsten der Baldachin glüht.

Und links der milden Mutter Geschlecht,
der Frommen in Grabeszellen,
wo Pfeil' an Pfeile, wie im Gefecht,
durch blaue Lüfte sich schnellen.
Der Freiherr seufzt, die Stirn gesenkt,
und — steht am Fenster, bevor er's denkt.

Gefangen! gefangen im kalten Strahl!
in dem Nebelnetze gefangen!
und fest gedrückt an der Scheib' Oval,
wie Tropfen am Glase hangen,
verfallen sein klares Nixenaug'
der Heidequal in des Mondes Hauch.

Welch ein Gewimmel! — er muß es sehn,
ein Gemurmel! er muß es hören,
wie eine Säule, so muß er stehn,
kann sich nicht regen noch kehren.
Es summt im Hofe ein dunkler Hauf,
und einzelne Laute dringen hinauf.

Hei! eine Fackel! sie tanzt umher,
sich neigend, steigend in Bogen,
und nickend, zündend, ein Flammenheer
hat den weiten Estrich umzogen.
All schwarze Gestalten in Trauerflor,
die Fackeln schwingen und halten empor.

Und alle gereihet am Mauerrand,
der Freiherr kennet sie alle;
der hat ihm so oft die Büchse gespannt,
der pflegte die Ross' im Stalle,
und der so lustig die Flasche leert,
den hat er siebenzehn Jahre genährt.

Nun auch der würdige Kastellan,
die breite Pleureuse am Hute,
den sieht er langsam, schlurfend nahn,
wie eine gebrochene Rute;
noch deckt das Pflaster die dürre Hand,
versengt erst gestern an Herdes Brand.

Ha, nun das Roß! aus des Stalles Tür,
in schwarzem Behang und Flore;
o, ist's Achill, das getreue Tier?
oder ist's seines Knaben Medore?
Er starret, starrt und sieht nun auch,
wie es hinkt, vernagelt nach altem Brauch.

Entlang der Mauer das Musikchor,
in Krepp gehüllt die Posaunen,
haucht prüfend leise Kadenzen hervor,
wie träumende Winde raunen;
dann alles still. O Angst! o Qual!
es tritt der Sarg aus des Schlosses Portal.

Wie prahlen die Wappen, farbig grell
am schwarzen Sammet der Decke.
Ha! Ros' an Rose, der Todesquell
hat gespritzet blutige Flecke!
Der Freiherr klammert das Gitter an:
„Die andre Seite!" stöhnet er dann.

Da langsam wenden die Träger, blank
mit dem Monde die Schilder kosen.
„O," — seufzt der Freiherr — „Gott sei Dank!
Kein Pfeil, kein Pfeil, nur Rosen!"
Dann hat er die Lampe still entfacht
und schreibt sein Testament in der Nacht.

Das Fräulein von Rodenschild.

Sind denn so schwül die Nächt' im April?
Oder ist so siedend jungfräulich Blut?
Sie schließt die Wimper, sie liegt so still
und horcht des Herzens pochender Flut.
„O, will es denn nimmer und nimmer tagen?
o, will denn nicht endlich die Stunde schlagen?
ich wache, und selbst der Zeiger ruht!

Doch horch! es summt, eins, zwei und drei —
noch immer fort? — sechs, sieben und acht,
elf, zwölf — o Himmel, war das ein Schrei?
Doch nein, Gesang steigt über der Wacht,
nun wird mir's klar, mit frommem Munde
begrüßt das Hausgesinde die Stunde[1],
an brach die hochheilige Osternacht."

Seitab das Fräulein die Kissen stößt
und wie eine Hinde vom Lager setzt,
sie hat des Mieders Schleifen gelöst,
ins Häubchen drängt sie die Locken jetzt,
dann leise das Fenster öffnend, leise,
horcht sie der mählich schwellenden Weise,
vom wimmernden Schrei der Eule durchsetzt.

O dunkel die Nacht! und schaurig der Wind!
die Fahnen wirbeln am knarrenden Tor —
Da tritt aus der Halle das Hausgesind'
mit Blendlaternen und einzeln vor.
Der Pförtner dehnet sich, halb schon träumend,
am Dochte zupfet der Jäger säumend,
und wie ein Oger gähnet der Mohr.

Was ist? — wie das auseinander schnellt!
In Reihen ordnen die Männer sich,
und eine Wacht vor die Dirnen stellt
die graue Zofe sich ehrbarlich —
„Ward ich gesehn an des Vorhangs Lücke?
Doch nein, zum Balkone starren die Blicke,
nun langsam wenden die Häupter sich.

[1] Es bestand und besteht hier und dort noch in katholischen Ländern die Sitte, am Vorabende des Oster- und Weihnachtstages den zwölften Glockenschlag abzuwarten, um den Eintritt des Festes mit einem frommen Liede zu begrüßen.

O weh meine Augen! bin ich verrückt?
Was gleitet entlang das Treppengeländ?
hab ich nicht so aus dem Spiegel geblickt?
Das sind meine Glieder — welch ein Geblend!
Nun hebt es die Hände, wie Zwirnes Flocken
das ist mein Strich über Stirn und Locken!
Weh, bin ich toll, oder nahet mein End'?"

Das Fräulein erbleicht und wieder erglüht,
das Fräulein wendet die Blicke nicht,
und leise rührend die Stufen zieht
am Steingelände das Nebelgesicht,
in seiner Rechten trägt es die Lampe,
ihr Flämmchen zittert über der Rampe,
verdämmernd, blau, wie ein Elfenlicht.

Nun schwebt es unter dem Sternendom,
Nachtwandlern gleich in Traumes Geleit,
nun durch die Reihen zieht das Phantom,
und jeder tritt einen Schritt zur Seit'.
Nun lautlos gleitet's über die Schwelle —
nun wieder drinnen erscheint die Helle,
hinauf sich windend die Stiegen breit.

Das Fräulein hört das Gemurmel nicht,
sieht nicht die Blicke, stier und verscheucht,
fest folgt ihr Auge dem bläulichen Licht,
wie dunstig über die Scheiben es streicht.
— Nun ist's im Saale, nun im Archive —
nun steht es still an der Nische Tiefe —
nun matter, matter — ha! es erbleicht!

„Du sollst mir stehen! ich will dich fahn!"
und wie ein Aal die beherzte Maid
durch Nacht und Krümmen schlüpft ihre Bahn,
hier droht ein Stoß, dort häkelt das Kleid,
leis tritt sie, leise, o Geistersinne
sind scharf! daß nicht das Gesicht entrinne!
ja, mutig ist sie, bei meinem Eid!

Ein dunkler Rahmen, Archives Tor,
— ha, Schloß und Riegel! — sie steht gebannt,
sacht, sacht das Auge und dann das Ohr
drückt zögernd sie an der Spalte Rand,
tiefdunkel drinnen — doch einem Rauschen
der Pergamente glaubt sie zu lauschen
und einem Streichen entlang der Wand.

So niederkämpfend des Herzens Schlag,
hält sie den Odem, sie lauscht, sie neigt —
was dämmert ihr zur Seite gemach?
Ein Glühwurmleuchten — es schwillt, es steigt,
und Arm an Arme, auf Schrittes Weite,
lehnt das Gespenst an der Pforte Breite,
gleich ihr zur Nachbarspalte gebeugt.

Sie fährt zurück — das Gebilde auch —
dann tritt sie näher — so die Gestalt —
nun stehen die beiden, Auge in Aug',
und bohren sich an mit Vampyres Gewalt.
Das gleiche Häubchen decket die Locken,
das gleiche Linnen, wie Schnees Flocken,
gleich ordnungslos um die Glieder wallt.

Langsam das Fräulein die Rechte streckt,
und langsam, wie aus der Spiegelwand,
sich Linie um Linie entgegenreckt
mit gleichem Rubine die gleiche Hand;
nun rührt sich's — die Lebendige spüret,
als ob ein Luftzug schneidend sie rühret,
der Schemen dämmert — zerrinnt — entschwand.

*

Und wo im Saale der Reihen fliegt,
da siehst ein Mädchen du, schön und wild,
— vor Jahren hat's eine Weile gesiecht —
das stets in den Handschuh die Rechte hüllt.
Man sagt, kalt sei sie wie Eises Flimmer,
doch lustig die Maid, sie hieß ja immer:
„Das tolle Fräulein von Rodenschild."

* * *

Christian Grabbe.

Geb. am 1. Dez. 1801, gest. am 17. Sept. 1836 zu Detmold.

Friedrich der Rotbart[1].

Kaiser Barbarossa
sitzt am steinernen Tisch,
die Glut der Augen
verdeckt
vom niedergestürzten Augenlide.
Sein roter Bart
wächst durch den Tisch
seit Jahrhunderten, —
er merkt es nicht.
Der Kyffhäuser
türmt sich über ihn,
sein Leichenstein,
und er drückt ihn nicht.
Er schlummert süß,
und das ist besser als das Leben —
er weiß nicht, was ihn quält.
Nur Träume ziehn
ihm leider durch das Haupt —
dann schüttelt er es,
unwillig,
als stört' in seiner Seligkeit ihn eine Fliege.

„Konradin fällt, Hohenstaufe!"

Er: „Laß den dummen Jungen fallen,
nicht einmal frühreif,
wird er aus ahnenstolzer Blindheit
frühalt. — Laß mich schlummern!"

„Dein Geschlecht vergeht!"

Er: „Ist keine Kunst,
bin auch vergangen
und andere wie ich. — Laß mich schlummern!"

„Luther besiegt den Papst!"

Er: Statt eines
viele Pfaffen, —
statt Despotie
nun Aristokratie,
dann Demokratie,
dann Oligarchie,
dann nichts

[1] Unzweifelhaft ist diese mysteriöse echt Grabbesche dramatische Szene von balladeskem Charakter. Man findet sie in „Grabbes sämtlichen Werken", herausg. von Otto Nieten, Leipzig im IV. Band, S. 26.

im Kirchentum als Kirchen,
und auch die zuletzt — —
Weg, Fliege! — Laß mich schlummern!"

„Frankreich besiegt dein Deutschland!"

Er: „Das kehrt sich wieder um
wie alles. — Laß mich schlummern!"

„Bastille gestürmt, Freiheit proklamiert!"

Er: „Sklaven gemacht! — Laß mich schlummern!"

„Napoleon!"

Er: „Verzogener
Revolutionssohn! — Laß mich schlummern!"

„Die Lilien wieder!"

Er: „Sind schwächliche Blumen! — Laß mich schlummern!"

„Das Trikolor weit flatternd wieder
auf Genevièvе!
Rot wie Blut,
weiß wie Licht,
blau wie Himmel!"

Er: „Ja, Freiheit gut,
verlockend schön —
die Völker erheben sich, —
die Meere gebären vielleicht —
die Gestirne bekämpfen sich vielleicht —
die Seelen der Erden,
der Sonnen
brechen empor und streiten vielleicht —
neue Götter,
unnennbare Welten
dringen herein, —
doch nie sind Gott und Mensch und Welt des Glückes wert,
solang keiner sich selbst bekehrt!
Breche die Welt —
ich will schlummern, — besser tot, als erwachen,
solang ich selbst nicht besser bin
als — Barbarossa.

* * *

Ferdinand Freiligrath.

Geb. am 17. Juni 1810 in Detmold, gest. am 18. März 1876 in Cannstatt.

Gedichte 1838. Mein Glaubensbekenntnis 1846. Ça ira 1846. Zwischen den Garben 1847—49. Neuere politische und soziale Zeitgedichte 1849—50. Gesammelte Dichtungen 1871. Neue Gedichte 1877. — Sämtliche Werke, herausgegeben von Ludwig Schröder (Leipzig). — Die Gedichte und Übersetzungen „Vom Harze", „Aus dem schlesischen Gebirge", „Das Lied vom Hemde", „Die Seufzerbrücke", „Die Toten an die Lebendigen", „Blum" u. a. sind markante Beispiele der sozialen Ballade und ihrer Stilarten.

Ein Ritt.

Galopp! — die Wüste knirscht: — es ist die salz'ge Kruste,
in die das tote Meer den Sand zu kleiden wußte,
seit Lot die flackernden Paläste Sodoms floh.
Galopp! — das Hufhaar fegt von den Kameeldornbüschen
den Staub der Wüstenei — den Staub der Wüste zwischen
Jerusalem und Jericho.

Galopp! — die Zäume wehn! Lançaden und Courbetten!
Galopp! — das Riemwerk blitzt von Kupferamuletten!
Galopp! die Stange schäumt, vom Stirnhaar überwallt!
Galopp! der Kaftan fliegt, bunt glühn die Sammetdecken,
der Säbel klirrt! — Galopp! — die Rappen und die Schecken,
die Fahnen und der Lanzenwald!

Und sieh, vorüber fliegt's mit Mähnen und mit Schweifen!
der ganze Reitertrupp ein einz'ger lichter Streifen!
Hin zuckt der lodernde Zickzack im Sonnenschein!
er zieht und schlängelt sich mit Rasseln und Geklirre:
kein Trupp — ein Wetterstrahl! Hin zischt er durch die Dürre
und schlägt in einen Palmwald ein.

In einen Dattelhain, der an der Wildnis Rande
rauhrindig sich erhebt aus dem geborstnen Sande;
in Sande wurzelt er, lechzend nach Jordanschlamm.
Er schüttelt sein Gezweig wie Renner ihre Mähnen. —
Zieht an die Zügel! — Halt! — Die Trensen aus den Zähnen,
die Speere lehnt an einen Stamm!

Der Mohrenfürst.

Sein Heer durchwogte das Palmental.
Er wand um die Locken den Purpurschal,
er hing um die Schultern die Löwenhaut;
kriegerisch klirrte der Becken Laut.

Wie Termiten wogte der wilde Schwarm.
Den goldumreiften, den schwarzen Arm
schlang er um die Geliebte fest:
„Schmücke dich, Mädchen, zum Siegesfest!

Sieh, glänzende Perlen bring ich dir dar!
sie flicht durch dein krauses, schwarzes Haar!
Wo Persias Meerflut Korallen umzischt,
da haben sie triefende Taucher gefischt.

Sieh, Federn vom Strauße! laß sie dich schmücken!
weiß auf dein Antlitz, das dunkle, nicken!
Schmücke das Zelt! bereite das Mahl!
fülle, bekränze den Siegespokal!"

Aus dem schimmernden, weißen Zelte hervor
tritt der schlachtgerüstete fürstliche Mohr:
so tritt aus schimmernder Wolken Tor
der Mond, der verfinsterte, dunkle hervor.

Da grüßt ihn jubelnd der Seinen Ruf,
da grüßt ihn stampfend der Rosse Huf.
Ihm rollt der Neger treues Blut
und des Nigers rätselhafte Flut.

„So führ uns zum Siege! so führ uns zur Schlacht!"
Sie stritten vom Morgen bis tief in die Nacht.
Des Elefanten gehöhlter Zahn
feuerte schmetternd die Kämpfer an.

Es fleucht der Leu, es fliehn die Schlangen
vor dem Rasseln der Trommel, mit Schädeln behangen.
Hoch weht die Fahne, verkündend Tod;
das Gelb der Wüste färbt sich rot.

So tobt der Kampf im Palmental! —
Sie aber bereitet daheim das Mahl;
sie füllt den Becher mit Palmensaft,
umwindet mit Blumen der Zeltstäbe Schaft.

Mit Perlen, die Persias Flut gebar,
durchflicht sie das krause, schwarze Haar,
schmückt die Stirne mit wallenden Federn und
den Hals und die Arme mit Muscheln bunt.

Sie setzt sich vor des Geliebten Zelt;
sie lauscht, wie ferne das Kriegshorn gellt.
Der Mittag brennt, und die Sonne sticht;
die Kränze welken, sie achtet's nicht.

Die Sonne sinkt, und der Abend siegt;
der Nachttau rauscht, und der Glühwurm fliegt.
Aus dem lauen Strom blickt das Krokodil,
als ob es der Kühle genießen will.

Es regt sich der Leu und brüllt nach Raub,
Elefantenrudel durchrauschen das Laub.
Die Giraffe sucht des Lagers Ruh,
Augen und Blumen schließen sich zu.

Ihr Busen schwillt voll Angst empor;
da naht ein flüchtiger, blutender Mohr.
„Verloren die Hoffnung! verloren die Schlacht!
dein Buhle gefangen, gen Westen gebracht!

ans Meer! den blanken Menschen verkauft!" —
Da stürzt sie zur Erde, das Haar zerrauft,
die Perlen zerdrückt sie mit zitternder Hand,
birgt die glühende Wange im glühenden Sand.

*

Auf der Messe, da zieht es, da stürmt es hinan
zum Zirkus, zum glatten, geebneten Plan.
Es schmettern Trompeten, das Becken klingt,
dumpf wirbelt die Trommel, Bajazzo springt.

Herbei, herbei! das tobt und drängt;
die Reiter fliegen; die Bahn durchsprengt
der Türkenrapp und der Britenfuchs.
Die Weiber zeigen den üppigen Wuchs.

Und an der Reitbahn verschleiertem Tor
steht ernst ein krausgelockter Mohr;
die türkische Trommel schlägt er laut,
auf der Trommel liegt eine Löwenhaut.

Er denkt an den fernen, fernen Niger,
und daß er gejagt den Löwen, den Tiger;
und daß er geschwungen im Kampfe das Schwert,
und daß er nimmer zum Lager gekehrt;

und daß sie Blumen für ihn gepflückt,
und daß sie das Haar mit Perlen geschmückt —
sein Auge ward naß; mit dumpfem Klang
schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang.

Die seidne Schnur.

I.

Im Harem weilt der Großwesir;
mit Dolch und Flinte vor der Tür
steht Wache haltend der Arnaut;
auf eines Tigers bunter Haut

liegt der Gebieter. — Schleierlos,
kein Gurt umfängt den vollen Schoß;
aus Purpurfalten glänzt wie Schnee
ihr Fuß mit ringgeschmückter Zeh;

entfesselt rollt ihr Haupthaar hin —
ruht schlummernd die Zirkassierin
an seiner Brust! Vom Kaukasus
der Demant glänzt am Bosporus.

Sein Auge glüht; sein Barthaar wallt
auf die wollüstige Gestalt.
Sie träumt; sie lächelt; der Email
der Zähne glänzt! — „Birgt dein Serail,

Soliman, solch ein Weib?" — Er sinkt
zu ihr hinab, brünstig umschlingt
er sie, berauscht von ihrem Hauch,
von Moschusduft und Ambrarauch.

II

„Ein Reitertrupp! — der Aga der
Eunuchen, Jussuf!" — „Bringt ihn her!" —
Jussuf, der Neger aus Dar Fur,
reicht grinsend ihm — die seidne Schnur.

III.

Wie die Oase der Samum
versengt, gleichwie das Opium
betäubt, wie gift'gen Hauchs die Pest
hinwirft und ihren Raub nicht läßt:

So treffen des Verschnittnen Worte
den Großwesir der hohen Pforte.
Sein Mund wird blau, sein Antlitz fahl,
in Stücke reißt er seinen Schal.

„Daß dich des Blitzes Glut versehrt,
o Maulbeerbaum, der du genährt
den Wurm, der diese Seide spann!
Verdorren soll die Hand dem Mann,

der knechtisch diese Schnur gedreht,
die — von Roßschweifen einst umweht!
an Leila's — meine Zeit ist um!
das Schicksal will es! — Opium!

Ha, daß mich kein Rhodiser Spieß
im Handgemenge jäh durchstieß!
Ha, daß mich nicht im goldnen Mörser
zerstampfte der siegtrunkne Perser!

Ich ward verschont! — der Strang von Seide
war mir bestimmt!" — er sinnt; der Scheide
nimmt er den Dolch; hin fliegt die Schnur
auf des Gemaches Teppichflur.

Leila's Gelock, lang, wallenden Falls,
schlingt er sich um den sehn'gen Hals;
fest knüpft er es; sie schläft; das Erz
stößt er ihr abgewandt durchs Herz.

Sie zuckt empor; sie will entfliehn;
die Haare — sie erdrosselt ihn!
Um seinen Mund spielt gräßlich Lächeln,
dumpf durchs Gemach schallt beider Röcheln.

Der Scheik am Sinai.

„Tragt mich vors Zelt hinaus samt meiner Ottomane!
Ich will ihn selber sehn! — Heut kam die Karawane
aus Afrika, sagt ihr, und mit ihr das Gerücht?
Tragt mich vors Zelt hinaus! Wie an den Wasserbächen
sich die Gazelle letzt, will ich an seinem Sprechen
mich letzen, wenn er Wahrheit spricht."

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
„Auf Algiers Türmen weht, o Greis! die Trikolore;
auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
durch seine Gassen dröhnt frühmorgens die Reveille,
das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille; —
die Franken kamen von Toulon!

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Kolonne:
auf ihre Waffen flammt der Barbaresken Sonne,
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern fliehn die knirschenden Kabylen;
der Atlas nimmt sie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
klimmt durchs Gebirg der Dromedar.

Die Mauren stellen sich; vom Streit gleich einer Esse
glüht schwül das Defilee; Dampf wirbelt durch die Pässe;
der Leu verläßt den Rest des halbzerrißnen Rehs,
er muß sich für die Nacht ein ander Wild erjagen —
Allah! — Feu! En avant! — Keck bis zum Gipfel schlagen
sich durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonetten;
zu ihren Füßen liegt das Land mit seinen Städten
vom Atlas bis ans Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter sitzen ab; ihr Arm ruht auf den Croupen;
ihr Auge schweift umher; aus grünen Myrtengruppen
schaun dünn und lang die Minaretts.

Die Mandel blüht im Tal; mit spitzen dunkeln Blättern
trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern,
gesegnet ist das Land des Beys von Tittery.
Dort glänzt das Meer; dorthin liegt Frankreich. Mit den bunten
Kriegsfahnen buhlt der Wind. Am Zündloch glühn die Lunten;
die Salve kracht — so grüßen sie!"

„Sie sind es!" ruft der Scheik — „Ich focht an ihrer Seite!
o Pyramidenschlacht! o Tag des Ruhms, der Beute!
rot, wie dein Turban, war im Nile jede Furt. —
Allein ihr Sultan? sprich!" er faßt des Mohren Rechte;
„sein Wuchs, sein Gang, sein Aug'? sahst du ihn im Gefechte?
sein Kleid?" — Der Mohr greift in den Gurt.

„Ihr Sultan blieb daheim in seinen Burggemächern;
ein Feldherr trotzt für ihn den Kugeln und den Köchern;
ein Aga sprengt für ihn des Atlas Eisentür.
Doch ihres Sultans Haupt siehst du auf diesem blanken
Goldstück von zwanzig Francs. Ein Reiter von den Franken
gab es beim Pferdehandel mir!"

Der Emir nimmt das Gold und blickt auf das Gepräge,
ob dies der Sultan sei, dem er die Wüstenwege
vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht:
„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn ich nicht! Sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht!“

*

Kreuzigung.

Drei neue Schädel auf der Schädelstatt! —
Die Sonne sengt den Talgrund Josaphat;
aufschreit der Sand, daß ihn der Kidron wasche.
Ein Wirbelwind entführt der Ebne Staub;
er streut ihn aus auf der Olive Laub;
der Ölberg steht in Sack und Asche.

Wir aber schreiten zitternd (ich und du,
der du dies lieset!) jenem Hügel zu,
auf dem ein Gott am Holze sich verblutet!
Wir gehn ihm nach auf seinem letzten Gang;
wir gehn gebeugt den Leidensweg entlang,
bis wo die Menge seinen Tod umflutet!

Fort durch die Stadt! — Sieh da, des Prätors Haus! —
Blut auf dem Boden! — Grüß es, weich ihm aus!
denk an die Geißel und die Kron' im Haare! —
Platz! — schon die Römer! funkelnd Speer an Speer! —
Meide den Mann hier: — das ist Ahasver!
er stürzt vorbei — hinunter in die Jahre!

Rasch! — hier durchs Tor! — bergauf nun! — wir sind da!
Dort stehn die Kreuze! Dies ist Golgatha!
Du hebst die Blicke? meine senkt das Grauen!
sie schweifen unstet um der Kreuze Fuß —
Da, was für eigne Kriegsgesellen muß
am Mittelkreuz mein irrend Auge schauen?

Das ist kein Volk vom Saum des Tiberstroms;
das sind Judäas Augen nicht, noch Roms
keck in die Feldschlacht ragende Profile!
Ihr wallend Haar ein gelblich grau Gemisch,
die Augen blau, die Wangen braun und frisch —
Sie haben sich gesetzt zum Würfelspiele.

Um einen Mantel sitzen sie im Kreis.
Drauf würfeln sie; er selbst auch ist der Preis,
der Mantel Christi, drum sie hastig knöcheln.
Komm, laß uns lauschen, was sie reden nur!
Rauh drängt ihr Fluch sich, ungeschlacht ihr Schwur
in leises Seufzen, schmerzenvolles Röcheln.

Sechs, fünf und vier! „Gut sind sie!“ — Ha, ihr Wort
ist wie ihr Haar! es zeugte sie der Nord!
Germanen sind's! — „Das ist 'ne heiße Wache!
Verruchtes Syrien!“ — „Drei und eins und zwei!“ —
Vom Kreuze nieder tönt ein matter Schrei —
Der Würfler drauf: „O Schlacht am Knochenbache!

Wißt ihr es noch? mir deucht es fast wie heut:
O frisches Buchenwehn vom Berge Teut!
o kalter Luftzug durch des Winfelds Pässe!
Gepeitscht vom Regen trug sein dampfend Pferd
den Hermann uns — Varus fiel in sein Schwert —
Schon die Erinnrung kühlt in dieser Esse!“

„Fünf, drei und eins!“ — Leis von des Kreuzes Stamm
ruft es: „Mich dürstet!“ — „Reich den Essigschwamm
auf deinem Speere des Rebellen Munde!“
Drei, drei und zwei! Wohl freut dich Winfeldschlacht
in Syrien noch — doch hast du auch gedacht
des Schlachtenloses einer spätern Stunde?

Da sprach der Römer: „Feld und Tag ist mein!“ —
„Heut noch mit mir im Paradiese sein
wirst du!“ erschallt es tröstend über ihnen. —
„Hermann geschlagen, Kriegsgefangne wir!
Thusnelda, schwanger, des Triumphes Zier!
So kam's, daß wir in Roms Kohorten dienen!

Da! wie viel ist's, was der da drüben schmeißt?“ —
„In deine Hände, Vater, meinen Geist
befehl ich!“ — „Sechs, und sechs, und sechs zum dritten!
Den Mantel her! Mein das Rebellenhemd!“ —
Er wirft es um, dasteht er wild und fremd —
Der Mann am Kreuz indes hat ausgelitten.

Auf zu dem Bleichen schaut der Legionär.
Er spricht: „Schon tot?“ und öffnet mit dem Speer
des Toten Seite. — Solltest du es sagen,
daß dieser Jude hoch am Blutgerüst,
daß dieser Deutsche, der sein Henker ist,
hinfort vereint die Weltgeschichte tragen? —

Nun Finsternis! — Komm, leih mir deinen Arm!
Die Erde bebt! bergunter flieht der Schwarm!
die müßigen Schauer alle sind zerstoben!
bergab, bergab die Juden ohne Zahl!
Auch Romas Adler wankt hinab ins Tal —
Christ und sein Wächter einzig bleiben oben!

Auf seinen Speer, den tröpfelnden, gestützt,
mit Jesu Blut den nerv'gen Arm bespritzt,
sieht Rom und Juda ziehn der Veterane.
Der alten Zeit nachstarrt er narbenvoll,
der eine neue bald erschaffen soll: —
In Christi Mantel der Germane!

*

Eine Geusenwacht.

Es war bei einem Zapfer
im Weichbild Rotterdams,
da becherten sie tapfer
in Federhut und Wams.
Sie ritten nach Vlissingen
und wollten ziehn vor Tag;
mit Trinken und mit Singen
hält man sich leichtlich wach.

Die Maas ist zugefroren,
von Eis glänzt jede Gracht.
Den Mantel um die Ohren,
steht vor der Tür die Wacht.
Eiszapfen, Schneegeträufel
liebt auch kein Hell'bardier!
„Die Zapfen hol der Teufel!
Den Zapfen lob ich mir!"

Doch drinnen, aufzutauen
den Frierer auf der Hut,
schallt's: „Wilhelm von Nassauen
bin ich, von deutschem Blut.
Ein Prinze von Oranien
bin ich frei unverwehrt!
Den König von Hispanien
hab' ich allzeit geehrt."

Er stellt sich vor die Scheiben
und schaut in das Gemach:
Da ist ein wüstes Treiben,
da spricht man von der Sach',
für die man ziehn und fechten
und Blut will lassen gern.
Sie reden und sie rechten,
die knebelbärt'gen Herrn.

Gescheuert an den Wänden
reihn sich die Fässer blank;
die Wirtin mit behenden
Schenkmädchen übt den Schank.
Ihr Haar schmückt statt des Bandes
ein Goldblech, kriegrisch schier,
der Frauen dieses Landes
gewohnte Schläfenzier.

Das eilt sich — an den Tischen
wird oft der Krug geleert;
da sitzen die Reiter, zwischen
den Knien ihr gutes Schwert.
Wohl ist des Hutes Feder
von Pulverdampf vergilbt:
doch keck hat ihn ein jeder
aufs blonde Haar gestülpt;

und keck wird er geschwungen,
der Wein spritzt in die Höh,
von fünfundzwanzig Zungen
vernimmt man: „Vivent les Gueux!"
Und wenn die Krüge tröpfeln,
wenn jeder Kelch geleert,
dann werden mit den Klöpfeln
die Gläser umgekehrt.

Dann gibt's ein helles Klingen,
dann werden Glocken draus,
dann läuten sie mit Singen
König und Herzog aus.

Dann greift ein jeder Reiter
von selbst nach seinem Schwert,
dann singt ein jeder Läuter,
daß man es weithin hört:

„Rasch, siebenzehn Provinzen,
stellt euch nun auf den Fuß!
Empfanget nun den Prinzen
mit freundelichem Gruß!
Stellt euch zu sein'n Panieren,
jeder als treuer Mann!
Tut helfen verlogieren
Duc d'Alve, den Tyrann!

Nicht um euch zu verderben,
kommt er, dies treulich glaubt!
Er läßt euch wiedrum erben,
was man euch hat geraubt.
Zu gut dem König von Spanien
tut offenen Beistand
dem Prinzen von Oranien,
als seinem Leutenant.

Sein' Trommeln und Trompeten
bringen euch kein Dangier!"
„Das klebt am Tisch wie Kletten!"
spricht da der Hell'bardier.
Er ruft: „Nun laßt uns jagen
zum Grafen von Lumé!
Es fängt schon an zu tagen,
auch leuchtet uns der Schnee!"

Sie hören auf zu schellen:
„Ruft der uns schon zu Hauf?"
Sie ziehen aus den Ställen
die Ross' und sitzen auf.
Es geht im scharfen Trotte
durch die bereifte Früh;
gen Süden von der Rotte
zur Schelde traben sie.

Prinz Eugen, der edle Ritter.

Zelte, Posten, Werdarufer!
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
angebunden an den Pflöcken;
an den engen Sattelböcken
hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
vor den Hufen seiner Pferde
liegt das östreich'sche Pikett.
Auf dem Mantel liegt ein jeder;
von den Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornett.

Neben seinem müden Schecken
ruht auf einer wollnen Decken
der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affäre
hab' ich, zu Nutz dem ganzen Heere,
in gehör'gen Reim gebracht;
selber auch gesetzt die Noten.
Drum, ihr Weißen und ihr Roten!
merket auf und gebet acht!"

Und er singt die neue Weise
einmal, zweimal, dreimal leise
denen Reitersleuten vor;
und wie er zum letzten Male
endet, bricht mit einem Male
los der volle, kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter tät den Schnurrbart streichen
und sich auf die Seite schleichen
zu der Marketenderin.

Die Trompete von Vionville.

Sie haben Tod und Verderben gespien;
wir haben es nicht gelitten,
zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
so haben wir sie zusammengesprengt, —
Küraſſiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
wohl wichen sie unsern Hieben,
doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
so lagen sie bleich auf dem Rasen,
in der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
nun Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
da, — die mutig mit schmetterndem Grimme
uns geführt in den herrlichen Kampf hinein, —
der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll [Schmerz
entquoll dem metallenen Munde;
eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
um die Toten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
um die Brüder, die heut gefallen, —
um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
rundum die Wachtfeuer lohten;
die Rosse schnoben, der Regen rann —
und wir dachten der Toten, der Toten.

* * *

Vom Harze.

(Wahre Geschichte 1843.)

O stille, graue Frühe!
die Blätter flüstern sacht:
der Hirsch hat seine Kühe
zum Waldrand schon gebracht.
Zum Waldrand in die Saaten!
Da steht und stampft er schon!
Im Busch ruhn die Kossaten,
der Vater und sein Sohn.

Der Alte wiegt in Händen
den rost'gen Flintenlauf.
„Ein Hirsch von vierzehn Enden!
Kerl, Schwerenot, halt drauf!"
Der Junge drückt — ein Knallen!
Das heiß ich gute Pirsch!
Sie sehn zur Erde fallen
den vierzehnend'gen Hirsch!

Fortstieben rings die Kühe —
der Alte ruft: „O Glück!"
Stürzt vor und stemmt die Knie
auf das erlegte Stück.
„Ei, Bursch, du zielteſt wacker!
sieh selber — grad aufs Blatt!
Gott segn' es unserm Acker —
der frißt sich nicht mehr satt!

Dem ist kein Korn mehr nütze,
der biegt kein Hälmlein mehr,
der — nun, was gaffst du, Fritze?
rasch! gib die Stricke her!
So — Fuß an Fuß gebunden!
fühl doch, er wird schon kalt!" —
Da tritt mit Volk und Hunden
der Förster aus dem Wald.

Hilf Gott, der kennt die Schliche!
Nun gilt's! Aufspringt das Paar,
reißt aus und läßt im Stiche
die Doppelläufe gar!
Der Förster bleibt nicht hinten,
nachruft er: „Steh, Gezücht!
Was helfen mir die Flinten,
hab ich die Schützen nicht?"

Umsonst! — Da rasch zur Wange
hebt er der Büchse Wucht!
zielt — kalt und fest und lange!
Was — Menschen? — auf der Flucht?
gleichviel! Er drückt — ein Knallen!
Hallo, das heiß ich Glück!
den Alten sieht er fallen —
er traf ihn ins Genick!

In seiner eignen Gerste
daliegt der knochige Mann;
als ob das Herz ihm berste,
aufstöhnt er dann und wann!
Sein Blut, dem Wams entquollen,
rinnt ab in Furch und Spur;
warm sickert's durch die Schollen —
was denkt die Lerche nur?

Sie sitzt im stillen Neste —
da schießt das Blut herein!
aufschwirrt sie gleich zur Feste,
Blut an den Flügelein!
Sie läßt vor Gott es blitzen
im ersten Sonnenblick,
sprengt auf die Halmenspitzen
es schmetternd dann zurück!

Das ist ein kräftiger Regen,
das ist ein kostbar Sprühn!
das ist ein Lerchensegen,
der macht die Saaten grün!

Der tropft auch auf den Jungen,
der hinrast übers Feld
und heulend dann umschlungen
den toten Vater hält!

Fort, Bursch! was noch umklammern
die starre Mannsgestalt!
Fort nun, und laß dein Jammern —
„Fühl doch, er wird schon kalt!"
Zurück vom blauen Munde
mit deinem roten! — Sieh,
ankeuchen schon die Hunde —
Herr Gott, zum „Halali!"

Stracks ruhn auf einem Karren
der Hirsch und auch der Mann!
Zum Rot- und Schwarzwildscharren
fortgeht es durch den Tann!
Fortgeht's in einer Hetze —
der Förster pfeift und lacht!
Warum nicht? — die Gesetze
vollstreckt er nur der Jagd!

Drum macht ihm keine Trauer
des Jungen wild Geknirsch —
vergessen wird der Bauer,
gegessen wird der Hirsch!
Ihm selbst wird die Medaille —
ja so, das fehlte noch! —
Den Fritzen, die Kanaille,
wirft man ins Hundeloch!

Da starrt er trüb durchs Gitter;
ein Leirer steht am Tor,
der singt zu seiner Zither
ein Lied den Leuten vor:
„Es lebe, was auf Erden
stolziert in grüner Tracht,
die Wälder und die Felder,
der Jäger und die Jagd!"

Aus dem schlesischen Gebirge.

„Nun werden grün die Brombeerhecken;
hier schon ein Veilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
die Koppe nur sieht weiß ins Tal;
ich habe mich von Haus geschlichen,
hier ist der Ort — ich wags einmal:
Rübezahl!

Hört er's? ich seh ihm dreist entgegen!
er ist nicht bös! Auf diesen Block
will ich mein Leinwandpäckchen legen —
es ist ein richt'ges volles Schock!
und fein! ja, dafür kann ich stehen!
kein beßres wird gewebt im Tal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Mutes noch einmal:
Rübezahl!

Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,
daß er uns hilft in unsrer Not!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
im ganzen Haus kein Stückchen Brot!

Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen —
fänd er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
wo bleibt er nur? Zum drittenmal:
Rübezahl!

Er half so vielen schon vorzeiten —
Großmutter hat mir's oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!

Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
vielleicht gar bät er mehr sich aus!
Das wär mir recht! Ach, gar zu viele,
gleich schöne liegen noch zu Haus!
die nähm er alle bis zum letzten!
Ach, fiel auf dies doch seine Wahl!
da löst ich ein selbst die versetzten —
das wär ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

Dann trät ich froh ins kleine Zimmer
und riefe: Vater, Geld genug!
Dann flucht er nicht, dann sagt er nimmer:
ich web euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder
und tischt uns auf ein reichlich Mahl;
dann jauchzten meine kleinen Brüder —
o käm, o käm er! Rübezahl!
Rübezahl!"

So rief der dreizehnjähr'ge Knabe;
so stand und rief er, matt und bleich.
Umsonst! nur dann und wann ein Rabe
flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt er Stund' auf Stunde,
bis daß es dunkel ward im Tal,
und er halblaut mit zuckendem Munde
ausrief durch Tränen noch einmal:
Rübezahl!

Dann ließ er still das buschige Fleckchen
und zitterte und sagte: Hu!
und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht er aus auf moos'gen Steinen,
matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub, sein Vater webt dem Kleinen
zum Hunger- bald das Leichentuch!
— Rübezahl?!

Das Lied vom Hemde[1].

(Nach Thomas Hood.)

Mit Fingern mager und müd,
mit Augen schwer und rot,
in schlechten Hadern saß ein Weib,
nähend fürs liebe Brot.

[1] Dies Gedicht und das folgende „Die Seufzerbrücke" hier mitgeteilt als einzigartige Meisterstücke des impressionistischen Stiles der sozialen Ballade.

Stich! Stich! Stich!
auffah sie wirr und fremde;
in Hunger und Armut flehentlich
sang sie das „Lied vom Hemde".

„Schaffen! Schaffen! Schaffen!
sobald der Haushahn wach!
und Schaffen — Schaffen — Schaffen,
bis die Sterne glühn durchs Dach!
O, lieber Sklavin sein
bei Türken und bei Heiden,
wo das Weib keine Seele zu retten hat,
als so bei Christen leiden!

Schaffen — Schaffen — Schaffen,
bis das Hirn beginnt zu rollen!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
bis die Augen springen wollen!
Saum und Zwickel und Band,
Band und Zwickel und Saum —
dann über den Knöpfen schlaf ich ein
und nähe sie fort im Traum.

O Männer, denen Gott
Weib, Mutter, Schwestern gegeben:
nicht Linnen ist's, was ihr verschleißt —
nein, warmes Menschenleben!
Stich! Stich! Stich!
Das ist der Armut Fluch:
mit doppeltem Faden näh ich Hemd,
ja, Hemd und Leichentuch!

Doch was red ich nur vom Tod,
dem Knochenmanne! — Ha!
kaum fürcht ich seine Schreckgestalt,
sie gleicht meiner eignen ja!
Sie gleicht mir, weil ich faste,
weil ich lange nicht geruht.
O Gott, daß Brot so teuer ist
und so wohlfeil Fleisch und Blut!

Schaffen — Schaffen — Schaffen!
Und der Lohn? ein Wasserhumpen,
eine Kruste Brot, ein Bett von Stroh,
dort das morsche Dach — und Lumpen!
ein alter Tisch, ein zerbrochner Stuhl,
sonst nichts auf Gottes Welt!
Eine Wand so bar — 's ist ein Trost sogar,
wenn mein Schatten nur drauf fällt!

Schaffen — Schaffen — Schaffen —
vom Früh- zum Nachtgeläut!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
wie zur Straf' gefangne Leut!
Band und Zwickel und Saum,
Saum und Zwickel und Band,
bis vom ewigen Bücken mir schwindlig wird,
bis das Hirn mir starrt und die Hand!

Schaffen — Schaffen — Schaffen,
bei Dezembernebeln fahl!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
in des Lenzes sonnigem Strahl!
wenn zwitschernd sich ans Dach
die erste Schwalbe klammert,
sich sonnt und Frühlingslieder singt,
daß das Herz mir zuckt und jammert.

O, draußen nur zu sein,
wo Viol und Primel sprießen —
den Himmel über mir,
und das Gras zu meinen Füßen!
Zu fühlen wie vordem,
ach, eine Stunde nur,
eh noch es hieß: ein Mittagsmahl
für ein Wandeln auf der Flur!

Ach ja, nur eine Frist,
wie kurz auch — nicht zur Freude!
nein, auszuweinen mich einmal
so recht in meinem Leide!
Doch zurück, ihr meine Tränen!
zurück tief ins Gehirn!
ihr kämt mir schön! netztet beim Nähn
mir Nadel nur und Zwirn!"

Mit Fingern mager und müd,
mit Augen schwer und rot,
in schlechten Hadern saß ein Weib,
nähend fürs liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
auffah sie wirr und fremde;
in Hunger und Armut flehentlich —
o, schwäng es laut zu den Reichen sich!
sang sie dies „Lied vom Hemde".

Die Seufzerbrücke.

(Nach Thomas Hood.)

Wieder, zu atmen müd,
müd ihrer Not,
eine, die flüchtend schied
jach in den Tod!

Hebt sie vom Uferkies,
aufhebt sie leis!
O, welch ein zart und süß
abgeknickt Reis!

Sehet, wie straff ihr Zeug!
sehet, wie wachstuchgleich!
Kalt rinnt das Wasser ihr
ab vom Gewande;
hebt sie mir, tragt sie mir
liebend vom Strande!

Nimmer mit Hohn und Groll —
trauernd, erbarmungsvoll
anrührt ihr Leibliches!
Nicht ihrer Flecken denkt: —
was ihr von ihr versenkt,
ist nun rein Weibliches!

Fragt nicht: aus was für Saat
aufging die rasche Tat,
keimt ihr Empören?
Abwusch die Schmach von ihr,
nichts ließ der Tod an ihr, —
nichts als der Schönheit Zier
und Leichenehren!

Keiner verdamme sie!
hört sie zur Sippe doch
Evas! — O, wischt ihr die Flamme, die
arme sickernde Lippe doch!

Lüpft ihre Locken!
streicht sie ihr trocken,
preßt sie ihr aus!
ihre Locken, die braunen! —
Die Leut' indes staunen:
wo stand ihr Haus?

Wer war ihr Vater?
Wer ihre Mutter?
Hatt' eine Schwester sie?
Warnte kein Bruder sie
treu vor dem Falle?
Lebt ihr kein Liebrer noch,
lebt ihr kein Näh'rer noch,
ach, als sie alle?
Himmel, der Seltenheit
christlicher Mildigkeit! —
's war zum Entsetzen:
in einer Stadt, wie die,
Herdstatt nicht hatte sie,
dran sich zu setzen!

Schwesterlich, brüderlich,
väterlich, mütterlich
Fühlen versehrt!
Was wie auf Fels ihr stand,
Liebe schwand, Treue schwand!
Selbst Gottes Vaterhand
schien abgekehrt!

Wo der Lampen Helle
zurückstrahlt die Welle,
wo ihr Schimmer lacht
aus Saal und Gemache
vom Keller zum Dache,
stand sie, die Schwache,
hauslos bei Nacht!

Wind und Regenguß
machten sie beben;
nicht der schwarze Fluß,
nicht die finstern Streben!
Abgehetzt, wundgehetzt,
kam sie zu sterben jetzt:

„Fort mich geschnellt —
üb'rall hin, üb'rall hin,
nur aus der Welt!"

Hinab sprang sie bald auch,
wie finster, wie kalt auch
die Themse rann,
übers Geländer hier —
mal es dir, denk es dir,
schwelgender Mann!
Wasche sich, trink aus ihr
fürder, wer kann!

Hebt sie vom Uferkies,
aufhebt sie leis!
O, welch ein zart und süß
abgeknickt Reis!

Eh noch zu steif und hart
jegliches Glied ihr starrt,
sittsam und linde
streckt sie zur letzten Ruh!
Drückt ihr die Augen zu,
starrend so blinde;

starrend durchs Regnen
der Lockenträuflung,
wie dem Dort zu begegnen
mit dem letzten verwegnen
Blick der Verzweiflung.

Also verachtet,
wahnsinnumnachtet,
hat die Entehrte,
Reueverzehrte
sterben gemußt! —
Als ob sie flehte
still im Gebete,
kreuzt ihr die Hände
über der Brust!

Kreuzt sie — nicht hehlend
das Irren der Armen,
und sanft es befehlend
ihres Heilands Erbarmen.

Die Toten an die Lebenden.

Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
so habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten!
Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß unsre Schmerzgebärde
dem, der zu töten uns befahl, ein Fluch auf ewig werde!
Daß er sie sehe Tag und Nacht, im Wachen und im Traume —
im Öffnen seines Bibelbuchs wie im Champagnerschaume!
daß wie ein Brandmal sie sich tief in seine Seele brenne:
Daß nirgendwo und nimmermehr er vor ihr fliehen könne!
Daß jeder qualverzogne Mund, daß jede rote Wunde
ihn schrecke noch, ihn ängste noch in seiner letzten Stunde!
Daß jedes Schluchzen um uns her dem Sterbenden noch schalle,
daß jede tote Faust sich noch nach seinem Haupte balle —
mög' er das Haupt nun auf ein Bett, wie andre Leute pflegen,
mög' er es auf ein Blutgerüst zum letzten Atmen legen!

So war's! die Kugel in der Brust, die Stirne breit gespalten,
so habt ihr uns auf schwankem Brett auf zum Altan gehalten!
„Herunter!" — und er kam gewankt — gewankt an unser Bette;
„Hut ab!" — er zog — er neigte sich! (so sank zur Marionette,

der erst ein Komödiante war!) — bleich stand er und beklommen!
Das Heer indes verließ die Stadt, die sterbend wir genommen!
Dann „Jesus meine Zuversicht!", wie ihr's im Buch könnt lesen.
Ein „Eisen meine Zuversicht!" wär' paßlicher gewesen!
Das war den Morgen auf die Nacht, in der man uns erschlagen;
so habt ihr triumphierend uns in unsre Gruft getragen!
Und wir — wohl war der Schädel uns zerschossen und zerhauen,
doch lag des Sieges froher Stolz auf unsern grimmen Brauen.
Wir dachten: hoch zwar ist der Preis, doch echt auch ist die Ware!
und legten uns in Frieden drum zurecht auf unsrer Bahre.
Weh euch, wir haben uns getäuscht! Vier Monden erst vergangen,
und alles feig durch euch verscherzt, was trotzig wir errangen!
Was unser Tod euch zugewandt, verlottert und verloren —
O, alles, alles hörten wir mit leisen Geisterohren!
Wie Wellen braust an uns heran, was sich begab im Lande:
der Aberwitz des Dänenkriegs, die letzte Polenschande;
das rüde Toben der Vendee in stockigen Provinzen;
der Soldateska Wiederkehr, die Wiederkehr des Prinzen;
die Schmach zu Mainz, die Schmach zu Trier; das Hänseln, das Entwaffnen
allüberall der Bürgerwehr, der eben erst geschaffnen;
die Tücke, die den Zeughaussturm zu einem Diebszug machte,
die selber uns, die selbst das Grab noch zu begeifern dachte;
so weit es Barrikaden gab, der Druck auf Schrift und Rede;
mit der Versammlung freiem Recht die täglich frechre Fehde;
der Kerkertore dumpf Geknarr im Norden und im Süden;
für jeden, der zum Volke steht, das alte Kettenschmieden;
der Bund mit dem Kosakentum; das Brechen jedes Stabes,
ach, über euch, die wert ihr seid des lorbeerreichsten Grabes:
ihr von des Zukunftdranges Sturm am weitesten Getragnen!
ihr — Juni-Kämpfer von Paris! ihr siegenden Geschlagnen!
Dann der Verrat, hier und am Main im Taglohn unterhalten —
O Volk, und immer Friede nur in deines Schurzfells Falten?
Sag an, birgt es nicht auch den Krieg? Den Krieg herausgeschüttelt!
den zweiten Krieg, den letzten Krieg mit allem, was dich büttelt!
Laß deinen Ruf: „Die Republik!" die Glocken überdröhnen,
die diesem allerneuesten Johannesschwindel tönen!
Umsonst! es täte not, daß ihr uns aus der Erde grübet
und wiederum auf blut'gem Brett hoch in die Luft erhübet!
Nicht, jenem abgetanen Mann, wie damals, uns zu zeigen —
nein, zu den Zelten, auf den Markt, ins Land mit uns zu steigen!
hinaus ins Land, soweit es reicht! und dann die Insurgenten
auf ihren Bahren hingestellt in beiden Parlamenten!
O ernste Schau! Da lägen wir, im Haupthaar Erd' und Gräser,
das Antlitz fleckig, halbverwest — die rechten Reichsverweser!
da lägen wir und sagten aus: Eh' wir verfaulen konnten,
ist eure Freiheit schon verfault, ihr trefflichen Archonten!
Schon fiel das Korn, das keimend stand, als wir im Märze starben:
der Freiheit Märzsaat ward gemäht noch vor den andern Garben!
Ein Mohn im Felde hier und dort entging der Sense Hieben —
o, wär' der Grimm, der rote Grimm, im Lande so geblieben!
Und doch, er blieb! es ist ein Trost im Schelten uns gekommen:
Zu viel schon hattet ihr erreicht, zu viel ward euch genommen!
zu viel des Hohns, zu viel der Schmach wird täglich euch geboten:
euch muß der Grimm geblieben sein — o, glaubt es uns, den Toten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig,
gehobnen Armes, wehnden Haars dasteht er wild und prächtig!
Die rost'ge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen:
die rote Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden!
Sie fliegt voran der Bürgerwehr, sie fliegt voran dem Heere —
Die Throne gehn in Flammen auf, die Fürsten fliehn zum Meere!
die Adler fliehn; die Löwen fliehn; die Klauen und die Zähne! —
Und seine Zukunft bildet selbst das Volk, das souveräne!

Indessen, bis die Stunde schlägt, hat dieses unser Grollen
euch, die ihr vieles schon versäumt, das Herz ergreifen wollen!
O, steht gerüstet! seid bereit! o, schaffet, daß die Erde,
darin wir liegen strack und starr, ganz eine freie werde!
daß fürder der Gedanke nicht uns stören kann im Schlafen:
Sie waren frei: doch wieder jetzt — und ewig! — sind sie Sklaven!

Blum.

Vor zweiundvierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrien
ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knien;
ein Kind mit breiter, offner Stirn, ein Kind von heller Lunge,
ein prächtig Proletarierkind, ein derber Küferjunge.
Er schrie, daß in der Werkstatt rings des Vaters Tonnen hallten;
die Mutter hat mit Lächeln ihn an ihre Brust gehalten;
an ihrer Brust, auf ihrem Arm hat sie ihn eingesungen: —
Es ist zu Köln das Wiegenlied des Knaben hell erklungen.

Und heut in diesem selben Köln zum Wehn des Winterwindes
und zu der Orgel Brausen schallt das Grablied dieses Kindes.
Nicht singt die Überlebende, die Mutter, es dem Sohne:
das ganze schmerzbewegte Köln singt es mit festem Tone.
Es spricht: Du, deren Schoß ihn trug, bleib still auf deiner Kammer!
vor deinem Gott, du graues Haupt, ausströme deinen Jammer!
Auch ich bin seine Mutter, Weib! ich und noch eine Hohe —
ich und die Revolution, die grimme, lichterlohe!
Bleib du daheim mit deinem Schmerz! Wir wahren seine Ehre —
des Robert Requiem singt Köln, das revolutionäre!

So redet Köln! Und Orgelsturm entquillt dem Kirchenchore,
es stehn die Säulen des Altars umhüllt mit Trauerflore,
die Kerzen werfen matten Schein, die Weihrauchwolken ziehen,
und tausend Augen werden naß bei Neukomms Melodien.
So ehrt die treue Vaterstadt des Tonnenbinders Knaben —
ihn, den die Schergen der Gewalt zu Wien gemordet haben,
ihn, der sich seinen Lebensweg, den steilen und den rauhen,
auf bis zu Frankfurts Parlament mit starker Hand gehauen!
(dort auch, was er allstündlich war, ein Wackrer, kein Verräter!)
Was greift ihr zu den Schwertern nicht, ihr Sänger und ihr Beter?
Was werdet ihr Posaunen nicht, ihr ehrnen Orgeltuben,
den jüngsten Tag ins Ohr zu schrein den Henkern und den Buben?
den Henkern, die ihn hingestreckt auf der Brigittenaue —
Auf festen Knien lag er da im ersten Morgentaue!
Dann sank er hin — hin in sein Blut — lautlos! — heut vor acht Tagen!
zwei Kugeln haben ihm die Brust, eine das Haupt zerschlagen!

Ja, ruhig hat man ihn gemacht: — er liegt in seiner Truhe!
So schall' ihm denn ein Requiem, ein Lied der ew'gen Ruhe!
Ruh' ihm, der uns die Unruh' hat als Erbteil hinterlassen: —
Mir, als ich heut im Tempel stand in den bewegten Massen,
mir war's, als hört' ich durch den Sturm der Töne ein Geraune:
Du, rechte mit der Stunde nicht! die Orgel wird Posaune!
es werden, die du singen siehst, das Schwert in Händen tragen —
denn nichts als Kampf und wieder Kampf entringt sich diesen Tagen!
Ein Requiem ist Rache nicht, ein Requiem nicht Sühne —
bald aber steht die Rächerin auf schwarzbehangner Bühne!
die dunkelrote Rächerin! mit Blut bespritzt und Zähren,
wird sie und soll und muß sie sich in Permanenz erklären!
Dann wird ein ander Requiem den toten Opfern klingen —
du rufst sie nicht, die Rächerin, doch wird die Zeit sie bringen!
Der anderen Greuel rufen sie! So wird es sich vollenden —
weh allen, denen schuldlos Blut klebt an den Henkerhänden!

Vor zweiundvierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrien
ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knien!
Acht Tage sind's, da lag zu Wien ein blut'ger Mann im Sande —
Heute scholl ihm Neukomms Requiem zu Köln am Rheinesstrande.

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Geb. am 2. April 1798 zu Fallersleben in Braunschweig, gest. am 19. Januar 1874 auf Corvey in Westfalen. Deutsche Lieder 1815. Bonner Burschenlieder 1819. Lieder und Romanzen 1819. Gedichte 1827. Spanische Romanzen 1831. Gedichte 1834, 1837. Unpolitische Lieder 1840. Deutsche Lieder aus der Schweiz 1842. Fünfzig Kinderlieder 1843. Hoffmannsche Tropfen 1844. Soldatenlieder 1851. Kinderlieder 1855. Deutschland über alles 1859 u. a. — Ausgewählte Werke, herausgegeben von H. Benzmann (Leipzig). — Für die Ballade kommt Hoffmann nur als Dichter der kleinen politisch-satirischen Bänkelsängerballade in Frage.

Michels Abendlied.

Mel.: Jetzt schwenken wir den Hut.

Ich bin ein freier Mann,
nie ficht die Furcht mich an.
Für Fortschritt nehm ich stets Partei,
ich denke, red und handle frei —

Chor (ganz leise). Mit Polizei-Erlaubnis,
-Erlaubnis.

Ich habe Kraft und Mut,
zu opfern Gut und Blut:
ich gebe Geld, ich sammle Geld
für die Verfolgten aller Welt —

Chor. Wenn's nur nicht ist verboten,
verboten.

Ich bin beseelt zumal
für das, was liberal.
zu Dankadressen nah und fern
geb ich auch meinen Namen gern —

Chor. Wenn's nur nicht ist gefährlich,
gefährlich.

Ich bin ganz rücksichtslos,
ich werde furios,
ich schimpf' und fluch auf Tyrannei,
Zensur, geheime Polizei —

Chor. Wenn niemand ist zugegen,
zugegen.

Ordenssehnsucht.

Mel.: Wo ich sei und wo mich hingewendet.

Ach! was nützt, daß ich so viel geworden
und daß ich so vieles nenne mein?
Großer Gott, mir fehlet noch ein Orden,
könntest du mir solchen doch verleihn!

Ja, und wär's vielleicht auch nur ein kleiner,
den der kleinste Potentat ersann;
immer besser einer doch als keiner,
ziert der kleinste doch auch seinen Mann.

Schön' Erfindung, daß ein kleines Zeichen
so viel Ehre, Freud und Glück umhüllt!
Nichts auf Erden wüßt ich dem zu gleichen,
was so sinnig seinen Zweck erfüllt.

Wenn die Engel einst mit mir entschweben,
stehn die Sel'gen da erstaunt und stumm,
Sonn' und Mond und alle Sterne beben,
meine Seele hat den Orden um.

Aus Ovids Metamorphosen.

Es flickt ein Schneider ein Gewand
für eine Majestät,
und wie er's hält in seiner Hand
und in den Falten späht:
o Wunder, Wunder! was schaut heraus?
Eine Laus, eine Laus, eine königliche Laus.

Der Schneider hüpft vor Freud empor,
sieht sie mit Wollust an
und holt sein Messer flugs hervor,
und ach! was macht er dann?
o Wunder, Wunder! er spaltet sie,
spaltet sie, spaltet sie, dieses königliche Vieh.

„Die eine Hälfte bleibet mir
von dieser Königslaus:
es stecket so viel Blut in ihr,
ein Fürst wohl wird noch draus."
O Wunder, Wunder! er speist sie geschwind,
und er wird, und er wird, wird ein fürnehm Fürstenkind.

Da fragen die Gesellen ihn:
„Was aber kriegen wir?"
„Die andre Hälft' ist euch verliehn,
das ist genug für vier.
O Wunder, Wunder! aus der halben Laus
kommen noch, kommen noch fünfthalb Grafen wohl heraus."

Der Lehrjung sah sich alles an:
„Herr Meister, sagt mir jetzt,
hier, seh ich, kriegt ja jedermann,
was krieg ich denn zuletzt?"
„O lecke, lecke das Messer rein,
und du wirst, und du wirst 'n schlechter Edelmann noch sein."

Schwabenkrieg.

Die Trommel schlägt zum Krieg hinaus
mit Spießen, Degen, Flinten!
Fürwahr, es ist ein harter Strauß!
Wir ziehn hinaus mit Mann und Maus,
und keiner bleibt dahinten.

Und als die wilde Schlacht begann,
da sollten wir uns schlagen.
Da sprach ich: Gebt mir meinen Mann —
will mich mit ihm vertragen.

Der Rat war überraschend neu
den Tapfern wie den Feigen.
Ein jeder sprach: Bei meiner Treu!
ich bin kein Tiger, bin kein Leu,
ich will mich menschlich zeigen.

Und so auch dachte bald der Feind,
er ließ die Fahnen senken:
Wir wollen brüderlich vereint
solang uns noch die Sonne scheint,
an etwas Beßres denken. —

Da zechten wir auf den Vertrag
und sangen Friedenslieder;
und als vorbei war das Gelag,
sprach jeder: Ach, wann kommt der Tag,
wann schlagen wir uns wieder?

Der Spittelleute Klagelied.

Wir armen Spittelleute,
was haben wir zu tun!
Wir müssen morgens früh aufstehn,
und wenn wir das Gebet gesprochen,
zwei Eimer Wasser holen gehn
und unsre Morgensuppe kochen.

Wir armen Spittelleute,
was haben wir zu tun!
Dann müssen wir um halber zehn
an unser Tagewerk gleich schreiten
und wiedrum an dem Herde stehn
und unser Mittagsmahl bereiten.

Wir armen Spittelleute,
was haben wir zu tun!
Kaum ist das Mahl genommen ein,
kaum kann man sich des Schlafs erwehren,
gleich muß man wieder munter sein,
das Vesperbrötchen zu verzehren.

Wir armen Spittelleute,
was haben wir zu tun!
Ist uns auch endlich das geschehn,
so wird es Abend unterdessen,
wir möchten gern zu Bette gehn
und müssen noch zu Nacht erst essen.

Wir armen Spittelleute,
was haben wir zu tun!
Gottlob! bald endigt sich die Not!
So denkt man wohl, o ja — mitnichten!
Wir müssen nach dem Abendbrot
erst unsre Andacht noch verrichten.

Wir armen Spittelleute,
was haben wir zu tun!
Nun ist es doch zum Ausruhn Zeit!
O nein, wir dürfen noch nicht schlafen,
der Spittelmeister lärmt und schreit:
Erst reinigt Teller, Krüg und Hafen.

* * *

Maximilian Freiherr von Oer.

Geb. am 30. September 1806 zu Stromberg im Regierungsbezirk Münster, gest. am 9. August 1846 zu Erfurt. — Meteorsteine 1835. Balladen und Romanzen 1837.

Die Glocken zu Speier.

Zu Speier im letzten Häuselein,
da liegt ein Greis in Todespein,
sein Kleid ist schlecht, sein Lager hart,
viel Tränen rinnen in seinen Bart.

Es hilft ihm keiner in seiner Not;
es hilft ihm nur der bittre Tod.
Und als der Tod ans Herze kam,
da tönt's auf einmal wundersam.

Die Kaiserglocke, die lange verstummt,
von selber dumpf und langsam summt,
und alle Glocken groß und klein
mit vollem Klange fallen ein.

Da heißt's in Speier weit und breit:
Der Kaiser ist gestorben heut!
Der Kaiser starb, der Kaiser starb;
weiß keiner, wo der Kaiser starb?

*

Zu Speier, der alten Kaiserstadt,
da liegt auf goldner Lagerstatt,
mit mattem Aug' und matter Hand,
der Kaiser, Heinrich V. genannt.

Die Diener laufen hin und her,
der Kaiser röchelt tief und schwer,
und als der Tod ans Herze kam,
da tönt's auf einmal wundersam.

Die kleine Glocke, die lange verstummt,
die Armesünderglocke summt,
und keine Glocke stimmt mit ein,
sie summt so fort und fort allein.

Da heißt's in Speier weit und breit:
Wer wird denn wohl gerichtet heut?
Wer mag der arme Sünder sein?
Sagt an, wo ist der Rabenstein?

* * *

Victor von Strauß und Torney.

Geb. am 18. September 1809 zu Bückeburg, gest. am 1. April 1899 zu Dresden. — Gedichte 1841.

Untertanenliebe.

Der Graf zu Schaumburg-Lippe, Herr Friedrich Christian,
in seiner Wehr zu Rosse kommt er die Straß' heran;
da tritt ein stiller Bürger aus seinem Haus hervor,
sieht den gestrengen Herren und birgt sich hinterm Tor.

Das hat der Graf gesehen, er hält und ruft: „Heraus!"
Nichts kommt; er ruft's noch einmal, — es regt sich nichts im Haus;
er ruft es laut zum dritten, — und noch bleibt alles still.
„Nun möcht ich doch erfahren, wer hier mir trotzen will."

Er zieht aus seiner Halfter das Schießgewehr und schießt,
daß man am Loch im Holze noch heut das Zeugnis liest.
Fast traf er den Versteckten; der birgt sich länger nicht,
er stürzt hervor und neigt sich mit bleichem Angesicht.

„Was birgt er sich?" ruft jener, die Stirn von Zorn gefurcht.
„Gestrenger Herr, ich sah Euch, da barg ich mich aus Furcht."
Da setzt der Graf den Sporn ein und fährt ihn donnernd an:
„Ihr dürfet mich nicht fürchten! Ihr sollt mich lieben, Mann!"

* * *

Friedrich Wilh. Weber.

Geb. am 26. Dez. 1813 zu Alhausen in Westfalen, gest. am 5. April 1894 in Nieheim bei Höxter. Dreizehnlinden 1878. Gedichte 1881. Marienblumen 1892. Herbstblätter (Nachgelassene Gedichte) 1895.

Ein Nobiskrug.

So eine Art von Nobiskrug,
unheimlich wie kein andrer,
steht irgendwo in Heid und Bruch,
hat Raum für viele Wandrer.
Der Wirt ist alt wie sein Quartier,
die Schlüssel führt Frau Sorge;
sie nickt dem Gast gleich an der Tür
und sagt, daß sie nicht borge.

Am frühen Tag viel Fremde nahn,
und seltsam, alle weinen;
und wunderlich, man lacht sie an,
wenn sie im Haus erscheinen.
Sie rüsten sich mit viel Geräusch,
zu zechen und zu zehren,
als ob die Berge Fisch und Fleisch,
Wein all die Wasser wären.

Viel Bettelleut', ein großer Schwarm,
auch Königsleut' daneben,
viel Volk, das Werkgeschirr im Arm,
auch Volk mit Bischofsstäben.
Was steif und stolz gefahren kam,
das bläht sich aller Enden,
und was auf Krücken schlich, ist zahm
und drückt sich an den Wänden.

Der gute Wirt, wie macht ihm Not
der Trinker Schar, der Kauer!
Dem ist zu hart das liebe Brot,
und dem der Wein zu sauer.

Sie fallen gar sich mordlich an,
das Blut den Estrich rötet;
nur hier und dort ein Pilgersmann
kniet still abseits und betet.

Da geht es laut und lustig zu,
beständig saust die Pfanne;
der Herbergsvater hat nicht Ruh,
stets klappt und klirrt die Kanne;
stets Jubeljauchzen und Geschrei
und Stampfen in die Runde;
es dröhnt die Karawanserei
vom Giebel bis zum Grunde.

Wie einer auch sich spreizen mag,
den Platz am Tisch zu wahren,
jedweder bleibt nur einen Tag,
dann muß er fürbaß fahren.
Und ob er arm und ob er reich,
ob klein, ob groß die Kreide:
die Rechnung ist für jeden gleich,
er zahlt sie — mit dem Kleide.

„Mach fort, mein Gast, du mußt hintan,
die Abendnebel brauen;
aus Nacht und Grauen kamst du an
und gehst in Nacht und Grauen!" —
So Tag für Tag; das wogt und rennt
allfort vom Ost zum Weste. —
Nun sag, wie Krug und Wirt sich nennt?
Nun sag, wer sind die Gäste?

* * *

Bernhard von Lepel.

Geb. am 27. Mai 1818 zu Meppen im Hannoverschen, gest. am 17. Mai 1885 zu Prenzlau. — Lieder aus Rom 1846. Gedichte 1866.

Kaiser Heinrich II.

Das Haupt gebeugt, das Herz voll Leid,
statt Purpurmantels im härenen Kleid —
er trat ins Kloster statt ins Zelt,
der zweite Heinrich, müde der Welt.
Die goldene Kron' und des Zepters Stab
trug ihm sein treuester Edelknab'.
Und der Kaiser sprach: „Die irdische Zier
vor Gottes Altar ruhe sie hier!"
Vortrat der Abt in der Mönche Kreis,
sein Kleid war schwarz, sein Haupt war weiß.
Und der Kaiser beugt vor ihm das Knie.
„Mein Leben," sprach er, „beschließ ich hie.
Mich drückt zu schwer der Krone Last,
im Dienst des Herrn drum such ich Rast.
Mir wogt zu wild des Lebens Meer
und treibt mich tückisch hin und her.
Mein Schwert war tapfer früh und spat,
doch liegt's gebrochen durch Verrat.
Nach Welschland mußt ich hinüberziehn,
zu bänd'gen den wilden Harduin.
Und als ich dort aufs Haupt ihn traf,
lärmt hier der Pole Boleslav.
Als diesen bezwungen kaum mein Schwert,
da brannt aufs neue Welschlands Herd.
So über die Alpen jagte das Spiel
lang hin und her mich, bis ich fiel.
Der Freund verließ mich in der Schlacht,
das hat dem Polen den Sieg gebracht,
daß mich er, seinen Herrn, bezwang
und in das Mark des Reiches drang.
Mich drückt zu schwer der Krone Last,
o gönnt dem müden Kämpfer Rast.
Hier ende still einst Heinrichs Lauf,
o, frommer Vater, nimm mich auf!"
Der Kaiser sprach's, tief lag er da,
der Abt auf ihn herniedersah:
„Dein Schmerz hat Schmerz in mir erzeugt,
es hat der Herr dich tief gebeugt.
Doch kennst du auch, mein Sohn, mein Sohn,
des Ordens Last und Mühen schon?
Wirst du sie tragen sonder Scheu
und schwörst du Gehorsam ihm und Treu?"
„Ich will sie tragen treu und gern
und biete mich ganz dem Dienst des Herrn.

Auflege mir die schwerste Last,
die du dem Geringsten zu geben hast.
Ich trage willig jede Not
und schwöre Treu dir bis zum Tod." —
„Wohlan denn!" tönte gebieterisch
des Greises Stimme jugendfrisch,
„schwörst du Gehorsam sonder Hehl,
so höre meinen ersten Befehl:
Setz auf dein Haupt die Krone dort
und pflege deines Amts hinfort!"
Der Kaiser sah den frommen Greis —
sein Odem stockt, seine Stirne ward heiß,
seine Hände deckten der Wangen Rot —
und stumm befolgt er des Herrn Gebot.

Jessy Brown in Lucknow.

Herbei Soldat und Korporal
von Lucknows Garnison!
ein Mädchen hört Musik im Tal,
der Retter Marschlied schon;
die Hoffnung steigt, es steigt der Mut,
zerstäuben wird der Hindu Wut
vor diesem freudigen Ton!

Wo hörst du's, Jessy, wo, sag an,
von wannen tönt der Klang?
„Ich hört's durch alle Donner nahn,
durch die es jubelnd drang,
ich hört es fern, bald hört ich's nah:
Die Campbells kommen, hurra, hurra,
den alten schottischen Sang.

Den alten Sang, und der ihn pfeift,
ist Tom vom Ben-Charrà,
sein Plaid ist schwarz und rot gestreift,
drin nur der Sieg ihn sah;
mein Tom, der über die Berge zieht,
ich hab zuerst gehört sein Lied:
Die Campbells kommen, hurra!"

Laß ab, o Mädchen, es war ein Traum,
wir hören nichts ringsum,
wir hören nur rauschen den Palmenbaum
und ferner Bienen Gesumm.
Dazwischen dröhnt Kanonenschall
und wälzt sich dumpf von Wall zu Wall,
und die Berge liegen stumm.

Sie liegen stumm, und stumm, wie sie,
die arme Jessy stand,
hin schwand die frohe Melodie,
die frohe Hoffnung schwand.
Beschämt zu Boden sank das Kind,
bis endlich Schlummer, leicht und lind
sein müdes Aug' umwand.

Sie hört den Lärm, den wilden Streit
wie ferne Wogen nur,
und ihre Seel' ist weit, ist weit
auf Schottlands heimischer Flur.
Sie sieht die Heide, den wilden Wald,
die hohen Berge von Basalt
und des stillen Sees Azur.

Und drüben aus dem Bergkastell,
mit grauem Turm und Tor,
dringt gleitend auf der Spiegelwell
ein Klang ihr leis ins Ohr.

Ein leiser, ach, ein trauter Klang,
sie lauscht ihm still, sie lauscht ihm lang —
dann fährt sie jäh empor.

Rings wuchs der Kampf, es drängt der Feind,
doch wie er dräng und dräu,
sie lauscht und hört und lacht und weint
und jubelt: Gott ist treu!
Und rings im Flug verkündet sie
von Batterie zu Batterie:
„Ich hör das Lied aufs neu!

Eu'r Ohr ist taub, dem meinen traut,
weil Schottland mich gebar,
es kennt den Laut, den leisen Laut
vom See von Vennachar!
Verzaget nicht, bald hört ihr's nah:
Die Campbells kommen, hurra, hurra, —
ich hör es hell und klar!"

Sie schürt den Mut wohl dort und hier
in letzter, banger Stund',
doch schon manch tapfrer Offizier
liegt tot und todeswund;
auf Leitern steigt und Holzgerüst
der wilde Feind voll Mordgelüst
empor vom Felsengrund.

Da, schwirrend durch das Kampfgebrüll,
bald tönt es fern, bald nah,
bald schwebend still, bald scharf und schrill,
und jetzt, Viktoria!
aus tausend Flinten feuern sie,
dazwischen wogt ihre Melodie:
„Die Campbells kommen, hurra!"

Scheu flieht der Feind durch Feld und Fluß,
ein wirrer Knäu'l, dahin,
nach saust manch sichrer Schottenschuß,
und Sieg ist sein Gewinn.
Kein Aug' ist trocken auf Luknows Wall,
zum Himmel steigt der Jubelschall:
Hoch lebe die Königin!

Und jetzt im Takte durch das Tor
der Retter Zug begann,
Sackpfeifer spielten zwölf im Chor,
der lange Tom voran;
ihr Plaid war schwarz und rot zu schaun,
und Lucknows Männer, Lucknows Fraun
umarmten Mann für Mann.

Doch auf den Schultern jener Schar,
als sollt's die Fahne sein,
mit wehendem Tuch, mit wallendem Haar,
schwebt Jessy durch die Reihn.
Als Tom erblickt den frohen Schwarm,
fällt ihm die Sackpfeif' aus dem Arm
und das Mädchen fällt hinein.

Da sprach vom Pferd der Kolonel:
„Und wär mein Ende nah, —
ist nur ein schottisch Ohr zur Stell,
ist auch noch Hilfe da.
Doch heut soll Tom die Jessy frein,
als Hochzeitlied soll schmettern drein:
Die Campbells kommen, hurra!"

Friedrich Bodenstedt.

Geb. am 22. April 1819 zu Peine, gest. am 18. April 1892 zu Wiesbaden.

Die poetische Ukraine 1845. Lieder des Mirza-Schaffy 1851. Gedichte I. 1852—56, II. 1859. Ada, die Lesghierin 1853. Epische Dichtungen 1862. Ausgewählte Dichtungen 1864. Gesammelte Schriften in 12 Bänden, Berlin 1865—69.

Schamyl in den Wäldern von Itschkeri.

(1837.)

Zum Kampfe gerüstet die Scharen stehn,
die Banner des Halbmonds und Adlers wehn.
In Itschkeris Wäldern, auf freiem Plan,
zu Schamyl sprengt der Feldherr der Russen heran:

„Ich grüß dich, Schamyl, du furchtloser Held!
du Herrscher des Landes und Führer im Feld,
du Leitstern der Völker des Kaukasus:
der Russenzar sendet dir Botschaft und Gruß!
Genug ist's der Kämpfe in Daghestan,
sei des mächtigen Zaren Untertan,
und du sollst zum Lohne alle Lande empfahn
der Heldenstämme von Lesghistan!"
Da runzelt Schamyl sein stolzes Gesicht:
— Was mein ist, brauch ich als Lehen nicht! —

„Beug, tapfrer Imam, deinen stolzen Mut!
Was der mächtige Zar dir als Gnade tut,
wird sonst dir entrissen mit Feuer und Blut;
siehe, zahllos wie der Sand am Meer
ist das unübersehbare Russenheer,
und der Name des Zaren ein Schrecken auf Erden!"

— Und sei wie der Sand die Zahl eures Heers:
meine Krieger sind wie die Wellen des Meers,
die den stiebenden Sand hinwegspülen werden! —

„Greift rächend mein Heerbann zu Schwert und Gewehr:
weh, weh dir, Schamyl, dann, und weh deinem Heer!
Wenn sich dunkel die Banner des Adlers entrollen,
wenn die Donner aus hundert Geschützen grollen:
was den Kugeln entfleucht und den Schwertern im Kampf,
sinkt heulend zermalmt unter Rossegestampf!"

— Daß Gott dir die Zunge im Munde verdorrt!
O schweig, stolzer Prahler, Fluch treffe dein Wort!
Deiner eignen Söldlinge grimmes Geschick
weissagt mir dein unglückverheißender Blick.
Und flattert der Adler auch stolz und hoch:
der leuchtende Halbmond glänzt höher noch!
Sieh meine gepanzerten Scharen stehn:
den schlanken Kabarder, den stolzen Tschetschén,
noch nie hat ein Feind ihren Rücken gesehn!
Wie sie halten zu Rosse so stattlich und kühn,
wie die dunklen Augen vor Kampflust glühn —
mehr zählt solch ein Held aus kaukasischem Blut
als hundert von eurer geknechteten Brut!

„Ein Wort noch, Schamyl, von dem, der mich gesandt:
Sieh, es hält eine Kugel und Salz meine Hand, —
das Salz deutet Frieden, doch Feindschaft das Blei,
wähl eines, so ist meine Botschaft vorbei.
Doch vernimm, eh du wählest: das bleierne Los
birgt Weh und Verderben im dunklen Schoß —
dein Sohn weilt gefangen in meinem Gezelt,
schon sind, ihn zu töten, die Henker bestellt,
und wählst du die Kugel, so fällt sein Haupt,
und dem Sohne hat der Vater das Leben geraubt."

Da zuckt's wie ein Blitz durch die Brust des Imam,
als er schaudernd das furchtbare Wort vernahm —
es durchrieselt ihn kalt, seine Wange erbleicht,
wild ballt sich die Hand, und sein Auge wird feucht.
Doch bald faßt er sich wieder, der Kampf ist vollbracht,
seine Hand greift das Blei:
— Nun, wohlan denn, zur Schlacht!
Und fällt auch mein Sohn unter Henkers Hand:
mein Blut ist mir teuer, doch teurer mein Land!
Mein Herz ist gewappnet für Unglück und Wehe,
Allah ist groß, sein Wille geschehe! —

* * *

Julius Wolff.

Geb. am 16. September 1834 zu Quedlinburg, gest. am 3. Juni 1910 in Charlottenburg.

Aus dem Felde 1871, neue Ausgabe 1895. Till Eulenspiegel redivivus 1875. Der Rattenfänger von Hameln 1876. Der wilde Jäger 1877. Tannhäuser 1880. Singuf, Rattenfängerlieder 1881. Lurlei 1886. Die Pappenheimer 1889. — Die folgende Ballade wurde hier aufgenommen als eine der wenigen, die in anschaulicher Weise Gefechte des letzten großen Krieges schildern.

Die Fahne der Einundsechziger.

Vor Dijon war's; — doch eh' ich's euch erzähle,
knüpf einer doch die Binde mir zurecht,
mich schmerzt der Arm, sie sitzt wohl schlecht;
so! — so! — nun euer Herz sich stähle:
Vor Dijon war's; die Pässe der Vogesen
bedrohte Garibaldis bunte Schar,
Bourbaki kam von der Loire,
das hart bedrängte Belfort zu erlösen.

Gefahr war im Verzug; drei bange Tage
hielt Werder gegen Übermacht schon stand
bei Mömpelgard, und in der Hand
des Kriegsgotts schwankte schier die Wage.
Wir Pommern hatten vor Paris gelegen
und waren schon im Marsch, das zweite Korps
und auch das siebente ging vor
von Orleans auf hartgefrornen Wegen.

In Dijon wußten wir den alten Recken
und griffen ihn, zwei Regimenter, an
mit seinen fünfzigtausend Mann,
den Flankenmarsch der Korps zu decken.
Der Alte von Caprera ließ sich blenden,
hielt die Brigade für die ganze Macht,
und nachmittags begann die Schlacht,
die ach! für uns so traurig sollte enden.

Die Einundzwanz'ger auf dem rechten Flügel
des ersten Treffens hatten schwer Gefecht,
wir also vor! und grade recht,
mit Hurra! nahmen wir die Hügel;
dem Feinde auf der Ferse ging's verwegen
bis in die Vorstadt Dijons jetzt hinein,
hier aber aus der Häuser Reihn
kam mörderisches Feuer uns entgegen.

Im Steinbruch, mit dem Bajonett genommen,
da fanden wir vor eines Ausfalls Wucht,
zum Sammeln durch die steile Schlucht
gedeckt, notdürftig Unterkommen.
Doch die Fabrik dort in der rechten Flanke
wie eine Festung auf uns Feuer spie —
„Vorwärts! die fünfte Kompagnie
zum Sturm auf die Fabrik, und keiner wanke!"

Der Tambour schlägt, es geht wie zur Parade,
die Fahne fliegt uns hoch und stolz voran,
doch klopft das Herz manch treuem Mann
beim raschen Schritt auf diesem Pfade.
Wie Salven rollt und pfeift es in die Glieder,
es rast der Schnitter Tod und fällt und mäht,
und wie er seine Reihen sät,
da sinkt die Fahne und ihr Träger nieder.

Aus dem Gedräng' ein Offizier sie rettet:
„Mir nach!" so ruft er und stürmt kühn voraus,
doch aus dem unglückselig'gen Haus
grüßt ihn der Tod, der eilig bettet.
Selbst blutend, springt der Adjutant vom Pferde,
erfaßt die Fahne, schwingt sie hoch empor, —
da deckt sein Auge dunkler Flor,
und sterbend küßt sein bleicher Mund die Erde.

Was fällt, das fällt! vorwärts! durch Tod und [Flammen!
Zwei brave Musketiere greifen zu,
der eine stürzt: „Versuch es du!"
doch auch der andre bricht zusammen.

Nun fällt der Führer auch, wir müssen weichen,
ein Häuflein war der Rest, vom Feind umringt,
das schlägt sich durch, und es gelingt,
den Steinbruch endlich wieder zu erreichen.

Da dachte keiner seiner eignen Wunde,
wer jetzt noch aufrecht stand in Nacht und Graus:
„Die Fahne fehlt! holt sie heraus!"
so scholl es laut von Mund zu Munde.
Ein Halbzug wird zum Suchen ausgesendet
und — kommt nicht wieder, alle blieben tot,
uns bebt das Herz, Allmächt'ger Gott!
hast du dich zürnend gegen uns gewendet?

„Freiwill'ge vor!" — Da blieb nicht einer stehen,
der noch sein heiß Gewehr in Händen hielt,
und sechs, die um das Los gespielt,
sehn in die Nacht hinaus wir gehen. —
Zurück, vom Feind verfolgt, ein einz'ger kehrte,
der blutete, verhüllte sein Gesicht
und schwieg, — die Fahne bracht er nicht,
und keiner, keiner seinen Tränen wehrte. —

Am andern Tag, so ließ Ricciotti melden,
fand man die Fahne fest in starrer Hand,
zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt
und unter Haufen toter Helden. — —
Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen,
ihr Brüder allesamt, gebt uns Pardon!
Verloren haben wir sie schon,
doch keinem Lebenden ward sie genommen.

Balladendichter Schleswig-Holsteins, Oldenburgs und der Hansastädte.

Die Ballade Friedrich Hebbels ist, dem ganzen Charakter dieses eigentümlichen Dichters entsprechend, doch mehr Kunstballade als Volksballade, wenn unter letzterer Bezeichnung — wie immer in diesem Zusammenhang — die in volkstümlichem Stile gehaltene Ballade verstanden wird. Man könnte vielleicht sagen, in Hebbels Ballade offenbart sich eine eigenartige, nicht ganz in sich ausgeglichene Mischung des individuellen und des erdgeborenen Typus der Ballade. Hiervon abgesehen, sind diese Dichtungen doch den erlesensten ihrer Art zur Seite zu stellen: ihre Sprache ist künstlerisch wie psychologisch tief und bedeutsam, und gerade in dieser persönlich und doch wiederum objektiv wirkenden Prägnanz des Stiles, in dem sich kräftig und deutlich das bewußte künstlerische Wesen seines Schöpfers ausspricht, erkennt man den besonderen Wert, die besondere Schönheit dieser Gedichte. — Hebbel gegenüber stehen die Epigonen Geibel und Dahn. Geibel ist jedenfalls einer der geschmackvollsten neueren Balladendichter, er ist glücklich in den Motiven, immer geschickt, maßvoll und poetisch in ihrer Bearbeitung, — ein nicht zu unterschätzender vornehmer und feiner Künstler. Dahn, der den Stil der nordischen Ballade kräftig herausarbeitet, bisweilen überspannt und zu stark markiert, — ein Dichter von gesundem männlichen Empfinden und von achtunggebietender Tüchtigkeit. — Storm konnte nur mit ein paar lyrisch gestimmten Balladen und Märchen vertreten sein, Dreves und Jensen ebenfalls mit einzelnen Dichtungen. Artur Fitger, ein eigenwilliger, oft origineller Dichter, hat interessante poetische Erzählungen und sozial pointierte Charakterstudien verfaßt, die man kaum Balladen nennen kann.

Ich konnte es mir nicht versagen — obwohl ich die Dialektdichtung im allgemeinen ausgeschlossen habe —, einige durchaus echt, naturhaft und volkstümlich gestimmte Balladen von Klaus Groth hier aufzunehmen.

Von modernen Balladendichtern sind diesen Ländern und Städten entstammt Detlev von Liliencron (geb. in Kiel), Gustav Falke (geb. in Lübeck) und Georg Ruseler (geb. in Oldenburg).

Friedrich Hebbel.

Geb. am 18. März 1813 zu Wesselburen in Dithmarschen, gest. am 13. Dezember 1863 in Wien.

Gedichte 1842. Neue Gedichte 1848. Gesamtausgabe 1857. — Sämtliche Werke, herausgegeben von Emil Kuh 1865–68. — Von Balladen Hebbels, die hier nicht aufgenommen sind, sind noch zu nennen: „Das Kind am Brunnen", „Der Zauberhain", „Die heilige Drei", „Ein Dithmarsischer Bauer" und die Jugendballade „Die Schlacht bei Hemmingstedt".

Der Heideknabe.

Der Knabe träumt, man schicke ihn fort
mit dreißig Talern zum Heideort,
er ward drum erschlagen am Wege
und war doch nicht langsam und träge.

Noch liegt er im Angstschweiß, da rüttelt ihn
sein Meister und heißt ihm, sich anzuziehn,
und legt ihm das Geld auf die Decke
und fragt ihn, warum er erschrecke.

„Ach Meister, mein Meister, sie schlagen mich tot,
die Sonne, sie ist ja wie Blut so rot!"
Sie ist es für dich nicht alleine,
drum schnell, sonst mach ich dir Beine!

„Ach Meister, mein Meister, so sprachst du schon,
das war das Gesicht, der Blick, der Ton,
gleich greifst du," — zum Stock, will er sagen,
er sagt's nicht, er wird schon geschlagen.

„Ach Meister, mein Meister, ich geh, ich geh,
bring meiner Frau Mutter das letzte Ade!
Und sucht sie nach allen vier Winden,
am Weidenbaum bin ich zu finden!"

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt sie sich,
die Heide, nebelnd, gespenstiglich,
die Winde darüber sausend:
„Ach, wär hier ein Schritt wie tausend!"

Und alles so still, und alles so stumm,
man sieht sich umsonst nach Lebendigem um,
nur hungrige Vögel schießen
aus Wolken, um Würmer zu spießen.

Er kommt ans einsame Hirtenhaus,
der alte Hirt schaut eben heraus,
des Knaben Angst ist gestiegen,
am Wege bleibt er noch liegen.

„Ach Hirte, du bist ja von frommer Art,
vier gute Groschen hab ich erspart,
gib deinen Knecht mir zur Seite,
daß er bis zum Dorf mich begleite.

Ich will sie ihm geben, er trinke dafür
am nächsten Sonntag ein gutes Bier,
dies Geld hier, ich trag es mit Beben,
man nahm mir im Traum drum das Leben!"

Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
er schnitt sich eben den Stecken zurecht,
jetzt trat er hervor — wie graute
dem Knaben, als er ihn schaute!

„Ach Meister Hirte, ach nein, ach nein,
es ist doch besser, ich geh allein!"
Der Lange spricht grinsend zum Alten:
„Er will die vier Groschen behalten."

„Da sind die vier Groschen!" Er wirft sie hin
und eilt hinweg mit verstörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken:
Da klopft ihn der Knecht in den Rücken.

„Du hältst es nicht aus, du gehst zu geschwind,
ei, Eile mit Weile, du bist ja noch Kind,
auch muß das Geld dich beschweren,
wer kann dir das Ausruhn verwehren?

Komm, setz dich unter den Weidenbaum
und dort erzähl mir den häßlichen Traum,
mir träumte — Gott soll mich verdammen,
trifft's nicht mit deinem zusammen!"

Er faßt den Knaben wohl bei der Hand,
der leistet auch nimmermehr Widerstand,
die Blätter flüstern so schaurig,
das Wässerlein rieselt so traurig!

„Nun sprich, du träumtest" — „Es kam ein Mann —"
„War ich das? sieh mich doch näher an,
ich denke, du hast mich gesehen!
Nun weiter, wie ist es geschehen?"

„Er zog ein Messer!" — „War das, wie dies?" —
„Ach ja, ach ja!" — „Er zog's?" — „Und stieß" —
„Er stieß dir's wohl so durch die Kehle?
Was hilft es auch, daß ich dich quäle!"

Und fragt ihr, wie's weiter gekommen sei?
so fragt zwei Vögel, sie saßen dabei,
der Rabe verweilte gar heiter,
die Taube konnte nicht weiter!

Der Rabe erzählt, was der Böse noch tat
und auch, wie's der Henker gerochen hat,
die Taube erzählt, wie der Knabe
geweint und gebetet habe.

's ist Mitternacht.

's ist Mitternacht!
Der eine schläft, der andre wacht.
Er schaut beim blauen Mondenlicht
dem Schläfer still ins Angesicht;
drin tut ein böser Traum sich kund,
wie seltsam zuckt er mit dem Mund!
's ist Mitternacht,
der eine schläft, der andre wacht.

's ist Mitternacht!
Der eine schläft, der andre wacht!
„So sah der Freund noch nimmer aus,
er greift zum Dolch, es macht mir Graus,
er stößt, er lacht — du trifft's ja mich!
erwache doch, ich rüttle dich!"
's ist Mitternacht!
Der andre ist nur halb erwacht.

's ist Mitternacht!
Der andre ist nur halb erwacht!
Er stiert, er ruft: „So lebst du noch,
Verruchter, und ich traf dich doch?
So nimm noch den! hei! der war gut!
warm spritzt mir ins Gesicht dein Blut!"
's ist Mitternacht!
Nun schlafen beide, keiner wacht.

's ist Mitternacht!
Sie schlafen beide, keiner wacht!
Du wüste Eul' im Eibenbaum,
du krächztest ihn in diesen Traum,
nun fängt die häm'sche Dohle an,
ob sie ihn nicht erwecken kann.
's ist Mitternacht,
Gott gebe, daß er nie erwacht!

Virgo et Mater.

Der Jungfrau Bild,
im Arm das Kind,
blickt sanft und mild
durch Nacht und Wind.
Ein armes Mägdlein kniet davor,
sie schaut nur dann und wann empor,
doch wenn das Lämpchen Funken sprüht,
so sieht man, wie sie glüht.

Die Lampe geht
auf einmal aus!
Ihr Atem steht,
sie schwankt nach Haus.
Die Jungfrau kann ihr nicht verzeihn,
die Mutter wird sie benedein,
stellt sie der Heil'gen übers Jahr
mit ihrem Kind sich dar.

Sie fühlt's und spricht:
Du reine Magd,
dir gleich ich nicht,
doch unverzagt!
Dir, Mutter, die der Sohn erkannt,
die unterm Kreuz noch bei ihm stand,
dir will ich gleichen für und für,
und dann vergibst du mir!

Vinum Sacrum.

Es schlichen zwei schlimme Gesellen
sich in die Kapelle hinein;
in Kannen, in goldnen, geweihten,
stand dort der heilige Wein.

Da spricht der eine mit Lachen
zum andern in sündigem Mut:
„Komm, willst du dich mit mir berauschen
in Christi eigenem Blut?"

Der andere greift nach der Kanne
und setzt sie flugs an den Mund;
sie trinken und trinken und trinken,
doch kommen sie nicht auf den Grund.

Sie trinken und trinken und trinken
und treiben viel frostigen Scherz,
doch steigt keine Glut auf die Wangen,
doch flammt keine Lust durch das Herz.

Sie trinken und trinken und trinken,
die Kanne bleibt voll, wie sie war,
da packt sie ein innerstes Grausen,
sie stürzen hin am Altar.

Sie rufen: „Er blutet aufs neue,
wer stillt des Blutes Lauf!
Er zeigt uns die offenen Wunden,
o weh uns, wir rissen sie auf!"

Nun schaun sie ewig den Heiland,
ein blasses, blutendes Bild;
er blickt sie an, nicht finster,
ach, so unendlich mild!

Vater unser.

Blitze lauern hinter Wolken,
in den Eichen wühlt der Sturm;
dicker Wald; ein Notgeläute
hallt schon dumpf von manchem Turm.

Ruhig unterm breiten Baume,
seine Pfeife in dem Mund,
liegt der alte Räuberhauptmann;
ihm zu Füßen schläft sein Hund.

Und ein Jüngling, bleich, wie keiner,
streckt sich ihm zur Seite hin.
„Schleif dein Messer!" spricht der Alte;
er gehorcht mit schwerem Sinn.

Rot und zischend zwischen beide
springt ein Blitz, doch trifft er nicht.
„Vater unser!" ruft der Jüngling,
doch der Alte flucht und spricht:

„Vater unser laß ich gelten,
wenn man auf dem Richtstuhl sitzt,
wenn die Schere in den Haaren
und das Beil im Nacken blitzt.

Jetzt verbiet ich dir das Beten,
denn zum Herrn erkorst du mich,
und ich stell den Mord noch heute
dunkel zwischen Gott und dich!

Ja, ich schwör's, du sollst den ersten,
den du hier erblicken wirst,
töten, daß du nicht noch einmal
dich von mir zu Gott verirrst.

Du erschrickst? Ich will's nicht schelten,
mir auch schien das einst gar viel,
und auch du erlebst die Zeiten,
wo du's treibst, wie ich, als Spiel.

Mir ist solch ein Mut gekommen,
seit ich, weil er zornig sprach
vom Gericht und andern Dingen,
meinen Vater niederstach.

Nur als Vatermörder führe
ich den Hauptmannsstab mit Recht:
kommt dereinst ein Muttermörder,
dien ich ihm, wie du, als Knecht."

Angstgeschüttelt ruft der Jüngling:
„Nimmer, nimmer tatst du das!"
Kräftig schmauchend spricht der Alte:
„Ei, ich tat's, und ist's denn was?"

„Wohl, da muß ich's freilich halten,
was du schwurst, und tu's mit Lust!"
Ruft's und stößt dem grausen Alten
fest sein Messer in die Brust.

Jener ballt die Hand, verröchelnd,
doch er sieht es ohne Graus,
betet, wie nach reinem Opfer,
laut sein Vaterunser aus.

Vater und Sohn.

„Wer hat die Kerze ins Dach gesteckt?"
Mein Sohn, dein Knabe tat's!
„Sein Arm ist zu kurz, wie hoch er ihn reckt!"
Ich hob ihn empor, er erbat's.

„Er weiß noch nicht, was Feuer ist,
du lehrtest ihn dies Spiel,
und wenn du denn ganz ein Teufel bist,
so steck ich dir heut das Ziel."

Nun packt er den Vater beim weißen Schopf
und schleift ihn hinaus in die Nacht,
das Knäblein, mit dem blonden Kopf,
schaut nach, der Alte lacht.

„Du höhnst mich noch? Ich schlag dich, Hund!"
Schlag zu, mir tut's nicht weh!
„Ich trete dich!" — Das ist gesund!
Juchhe! Juchhe! Juchhe!

So kommen sie an die schwarze Schlucht,
in der es ewig braust,
weil sie in unterirdischer Flucht
der wildeste Strom durchsaust.

„Mein Sohn, mein Sohn, nicht dort hinein,
halt an in deinem Lauf!
Dort fault schon menschliches Gebein,
dort droht ein Schatten herauf!"

Wer fault denn dort? — „Mein Vater, Sohn,
schau, eben zeigt er sich!"
Wem droht der Schatten? — „Wem sollt er drohn?
dem Mörder, und das bin ich!

Es war wie heut, kalt pfiff der Wind,
die Wolken hingen schwer,
du standest dabei, ein stummes Kind,
dein Zucken kommt daher.

Ich wehr mich nicht, mach's ab, mach's ab,
hier ist ein Messer dazu,
nur gönne mir ein eignes Grab,
dort fänd ich nimmer Ruh!"

Der Mond ergießt sein blaues Licht
durch eine Wolke schwach,
es trifft ein blasses Kindergesicht,
das Knäblein schlich sich nach.

Ihn grauſt, er zieht mit der Rechten ſchnell
ſein Kind zu ſich heran,
und reicht die Linke auf der Stell'
dem böſen Vater dann.

„Steh auf, und ſteckſt du auch morgen mir
die Hütte ganz in Brand,
ich ſetze den Stuhl in der neuen dir,
der in der alten ſtand."

Herr und Knecht.

„Weg das Geſicht!
Ich duld' es nicht!
Wo iſt der zweite Jäger?"
So ruft der Graf in zorn'gem Ton,
der Alte ſchleicht betrübt davon,
des Forſtes beſter Pfleger.

Das Hifthorn ſchallt,
nun in den Wald!
Es iſt zum erſten Male,
daß er dies Schloß im finſtren Tann
beſucht, er ſah's nur dann und wann
von fern im Mondenſtrahle.

Sie ſprengen fort;
was kauert dort
am Wege, hinterm Flieder?
Der Greis, er zeigt aufs graue Haupt,
der Jüngling aber flucht und ſchnaubt:
„Du kehrſt mir nimmer wieder!"

Mit eins ſo wild
und ſonſt doch mild?
ſo fragt man in der Runde.
„Ich ſah den Mann ſchon Böſes tun,
doch ganz vergebens ſinn ich nun,
ich weiß nicht Ort noch Stunde!"

Er jagt allein
im tiefſten Hain,
den ſchwarzen Eber hetzend!
Die andern blieben weit zurück,
da ſtürzt ſein Pferd, an einem Stück
Geſtein den Fuß verletzend.

Der Alte tritt
mit raſchem Schritt
hervor, von Gott geſendet;
er fängt das Tier im grimm'gen Lauf
behend mit ſeinem Spieße auf,
da liegt es und verendet!

Nun kehrt er ſtumm
ſich wieder um,
dem Herrn die Hand zu geben;
doch der ſpringt auf: „Noch immer da?
ſo iſt dir auch das Ende nah!"
und will den Speer ſchon heben.

Da bringt die Wut
das treue Blut
des Alten auch zum Kochen;
er zieht das Meſſer, eh' er's denkt,
und hat, ſowie er's kaum geſchwenkt,
den Jüngling auch durchſtochen.

Und blutbedeckt,
zum Tod erſchreckt,
bleibt er gebückt nun ſtehen.
Der Sterbende blickt über ſich
und murmelt noch: „So habe ich
ihn ſchon im Traum geſehen!"

Der Ring.

Es ſitzt ein Vater bei Mondenſchein
mit ſeinen Kindern im Kämmerlein,
er ſchleift ein roſtiges Meſſer
und wird dabei bläſſer und bläſſer.

Der Knabe ſieht ihn verwundert an,
er weiß nicht, was es bedeuten kann,
das Mädchen klatſcht in die Hände:
„So iſt noch das Brot nicht zu Ende!"

Die Kinder fragen und plaudern fort,
der Vater ſagt kein einziges Wort,
ſie weinen zuletzt um die Wette
und kriechen hungrig ins Bette.

Und als ſie endlich entſchlummert ſind,
da ſpringt er auf: „Nun tu ich's geſchwind!
bin ich nur hinüber am Morgen,
ſo muß ſie das Dorf ſchon verſorgen."

Er hebt das Meſſer, wie funkelt es blank,
doch wirft er's zurück auf die Fenſterbank:
„Ich kann es noch nicht vollbringen,
mich ſtört der Wächter mit Singen!"

Die Stimme des Wächters wird plötzlich ſtumm
und hinter ihm flüſtert's: Sieh dich nicht um,
doch halte die Hand auf den Rücken,
ich kam, um dich zu beglücken!

Er tut's, doch zieht er beim erſten Druck
ſie ſchaudernd zurück, da ziert ſie ein Schmuck,
ein Ring mit roten Geſteinen,
die glühend, wie Kohlen, erſcheinen.

„Den laß ich auf hundert Jahre dir,
verſprichſt du dafür die Seele mir,
dann wirſt du, der Ärmſte auf Erden,
der Reichſte und Glücklichſte werden!

Du willſt ihn wieder vom Finger ziehn?
Laß ab, er ſei dir umſonſt verliehn!
Nun kannſt du alles begehren,
er wird es dir eilig beſcheren!

Du ſiehſt, ich wage allein bei dem Stück,
denn du bleibſt frei, ſo erprobe dein Glück
und wünſch dir nach Luſt, wer es eben
beſitzt, der muß es dir geben!

Doch kommt's mir einmal in den Sinn,
ſo tret ich plötzlich vor dich hin,
und willſt du ihn dann noch behalten,
ſo darf ich über dich ſchalten!"

Jetzt ſchweigt's, doch eh er noch hinter ſich blickt,
wird ſchon von außen ans Fenſter getickt:
Der reiche Müller will ſterben,
ſteh auf, du ſollſt ihn beerben!

„Er hat noch zur Nacht mir den Bissen Brot
versagt in meiner entsetzlichen Not
und sollte" — da pocht es aufs neue:
Rasch, rasch, er verzweifelt vor Reue!

„Ich habe vorhin an ihn gedacht,
das hat ihm doch nicht den Tod gebracht?"
Da ruft's: Er ging schon zur Ruhe,
hier schickt er den Schlüssel der Truhe.

„Es hieß, er habe vom Teufel sein Gut,
das hat er wohl jetzt bezahlt mit dem Blut —
weil ich — — dies muß ich vergessen,
die Kinder haben zu essen!

Wacht auf, wacht auf, und springt empor,
es gibt noch Brot!" — Sie kriechen hervor
und schlüpfen rasch in die Fetzen
von Kleidern, sich endlich zu letzen.

Und wenn ihm die Kinder zur Seite stehn,
so ist ihm, als könne ihm nichts geschehn,
er küßt sie, sie küssen ihn wieder
und singen fröhliche Lieder.

Doch nachts, wenn's draußen tappt und schleicht,
wie denkt er so oft und bebt und erbleicht:
jetzt kommt er, ihn wieder zu holen,
doch Gott die Seele befohlen.

Und mittags auch, wenn der Wald ihn deckt,
wie ruft er so oft, von Schatten geschreckt,
die tanzen auf Wegen und Stegen:
jetzt tritt er dir sicher entgegen!

Doch ruhig vergeht ihm Jahr auf Jahr
und jedes bringt ihm sein Bestes dar,
schon zittern ihm Haupt und Glieder,
der Teufel kehrt nicht wieder.

Da packt ihn eine noch größre Qual:
mir blieb gewiß nicht mehr die Wahl,
er hat mich selber im Netze
und läßt mir darum die Schätze.

Und wollte er sonst vor Angst vergehn
bei dem Gedanken, ihn kommen zu sehn:
jetzt möcht er ihn selber beschwören,
aus Furcht, ihm längst zu gehören.

Zum Kreuzweg tritt er in nächtlicher Stund':
„Erscheine, erscheine, ich löse den Bund!"
Umsonst, nur glühender funkeln
die roten Gesteine im Dunkeln.

„Herunter mit dir, du verfluchter Ring,
durch den der höllische Feind mich fing,
jetzt liegst du im Brunnen!" — Wohl nimmer,
er blitzt am Finger, wie immer!

„Und wenn sich der Ring denn vom Finger nicht schied,
so scheid ich vom Leib mit dem Messer das Glied!"
Was hilft's? er versteht sich aufs Wandern,
schon glänzt er, wie immer, am andern!

Das trägt er nicht mehr und im grimmigen Schmerz
durchstößt er verzweifelnd das eigene Herz.
Man hört ein Höllengelächter,
dazwischen den singenden Wächter.

Der Tod kennt den Weg.

Welche Fülle auf den Bäumen!
welch ein Segen auf der Flur!
welch bacchant'sches Überschäumen
der verschwendrischen Natur!
Lagern kann man jetzt auf Rosen
und, mit Rebenlaub gekrönt,
bei den vollen Bechern kosen,
bis man selbst die Götter höhnt.

Aber unter dieser Bläue,
die man nie noch schöner sah,
steht der Mensch, der selten scheue,
stumm und ohne Jubel da:
Keiner leert die Weinbehälter,
deren man doch bald bedarf,
keiner tritt und fegt die Kelter,
keiner macht die Sichel scharf.

Scheltet mir sie nicht! sie haben
stets den Spaten in der Hand,
um die Brüder zu begraben,
die erstickt der Sonnenbrand.
Ihre Zahl wird täglich kleiner,
weil die Traube doppelt lebt,
und es bleibt vielleicht nicht einer,
der im Herbst den Becher hebt.

Einer doch! Am Meeresstrande
ragt gebietrisch-stolz ein Schloß
hoch herab vom Felsenrande,
überm Haupt ein Palmensproß.
Hinter diesen steilen Mauern,
die noch nie ein Feind bedroht,
kann man alles überdauern,
alles, auch den schwarzen Tod.

Auf dem Turme steht ein Wächter,
dessen Stimme weit erklingt,
auf der Zinne geht ein Fechter,
dessen Pfeil Verderben bringt:
jeden Wandrer weist der Späher
gleich zurück mit lautem Schall,
kommt er dennoch nah und näher,
bringt ihn flugs der Schütz zum Fall.

Aber unten thront im Saale
der gefürchtete Baron;
bei dem funkelnden Pokale
spricht er allen Schrecken Hohn.
„Laßt sie sterben und verderben,
trifft nur uns kein böser Hauch,
ich ernenne mich zum Erben,
wär's der ganzen Erde auch!"

Sein Gemahl, ihm gegenüber,
wird bei dieser Rede bleich,
auch die Kämmrer blicken trüber,
doch er trinkt und lacht zugleich.
„Unser Schloß ist, was vorzeiten
einst die Arche Noahs war.
Ich und du, wir beide schreiten
bald heraus als letztes Paar."

Sie erhebt die weißen Hände,
doch er schenkt sich wieder ein:
„Geht die alte Welt zu Ende,
wird die neue schöner sein.

Jedes Mädchen wird dir gleichen,
die du aller Krone bist,
und kein Mann wird mehr erbleichen,
der aus meinem Blute ist!"

Da erschallt ein starkes Dröhnen!
ja, man pocht am Tor mit Kraft,
und, wie könnt es sonst so tönen,
mit dem schwersten Lanzenschaft.
„Ist es möglich, daß der Sklave
auf dem Turm so schläfrig wacht?
Bringt ihn her, daß seine Strafe
alle andern munter macht!"

In den Augen dunkle Flammen,
springt er auf und schwingt das Schwert.
„Nein, ich hau ihn nicht zusammen —
schwört er dann — er ist's nicht wert!
Selbst soll er vom Turm sich stürzen,
und vor meinem Angesicht —
ihm die Todesangst zu kürzen,
wär zu viel für diesen Wicht."

Und er fliegt die steilen Stufen
vor dem Diener noch empor,
der, mit Hast zurückgerufen,
fast den sichren Tritt verlor.
Ungewohnt der Schwindelpfade,
klimmt die Schwangere ihm nach.
Doch umsonst erfleht sie Gnade,
ihre Stimme ist zu schwach.

Aber, eh sie selbst die Platte
halb erreichte, kehrt er um,
und der Blick, der jetzt so matte,
seiner Augen schreckt sie stumm.
„Ist das Gräßliche geschehen —
ruft sie wild — so fluch ich dir!"
Still, wir müssen weiter gehen,
denn der schwarze Tod ist hier.

Die Odaliske.

Es harrt auf weichem Purpursamt
die jüngste Sklavin ihres Herrn,
und unter dunkler Braue flammt
ihr Auge, wie ein irrer Stern.

Sie stammt aus jenem Lande nicht,
wo ehrbar-blond der Weizen reift
und stachlicht-keusch die Gerste sticht,
wenn man sie noch so leise streift.

Sie ist der Feuerzone Kind,
wo jede Frucht von selber fällt,
weil sie der Baum, der zu geschwind
die zweite zeitigt, gar nicht hält.

Sie hat von dem Johannisstrauch
die karge Beere nie gepflückt,
die, ohne Kraft und ohne Hauch,
zur Abwehr gar den Dorn noch zückt.

Doch ward sie oft vom Wein bespritzt,
weil himmelan die Rebe drang
und dann, vom Sonnenstrahl zerschlitzt,
die Traube in der Luft zersprang.

Drum sitzt sie auch nicht seufzend da,
nun ihre eigne Stunde naht,
sie denkt der Rosen, fern und nah,
die sie schon selbst gebrochen hat.

Und sieh, der Pascha tritt herein,
zwar ernst und düster, doch nicht alt,
und vor ihm her den Becher Wein
trägt eines Mohren Nachtgestalt.

Er sieht das Mägdlein lange an,
mißt Zug für Zug und nickt nur still,
zum goldnen Becher greift er dann
und fragt, ob sie nicht trinken will.

Ihr aber schwillt schon jetzt das Blut
bis an der Adern letzten Rand,
drum fürchtet sie des Weines Glut
und stößt ihn weg mit ihrer Hand.

Nun weist er stumm den Mohren fort,
dem wild das Auge glüht vor Lust,
und setzt sich an den weichsten Ort
und küßt ihr langsam Mund und Brust.

Doch plötzlich dringt ein jäher Schrei
von außen ihr ins bange Ohr;
sie ruft verstört, was das denn sei, —
und er versetzt: „Es starb der Mohr!

Er trank den Wein, den ich dir bot,
und wird der Sünde nimmer froh,
denn beigemischt war ihm der Tod! —
Ich prüfe jede Sklavin so!"

* * *

Emanuel Geibel.

Geb. am 18. Oktober 1815 zu Lübeck, gest. am 6. April 1884 ebenda.

Gedichte 1840. Zeitstimmen 1841. Juniuslieder 1847. Neue Gedichte 1856. Gedichte und Gedenkblätter 1864. Heroldsrufe 1871. Spätherbstblätter 1877. — Gesammelte Werke 1883—84 (Cotta, Stuttgart). — „Tod des Tiberius", „Die Türkenkugel", „Des Deutsch-Ritters Ave" und die sehr bekannte Ballade „Von des Kaisers Bart" wurden nicht aufgenommen.

Der Bildhauer des Hadrian.

So steht nun schlank emporgehoben
der Tempelhalle Säulenrund;
getäfelt prangt die Kuppel droben,
von buntem Steinwerk glänzt der Grund.
Und hoch aus Marmor hebt sich dorten
das Bild des Donnrers, das ich schuf;
du rühmst es, Herr, und deinen Worten
folgt tausendstimm'ger Beifallsruf.

Und doch, wie hier vor meinen Blicken
das eigne Werk sich neu enthüllt,
mich selber will es nicht erquicken,
und fast wie Scham ist, was mich füllt.
Ob nichts am hohen Gleichmaß fehle,
ob jedem Sinn genug getan:
kein Schauer quillt in meine Seele,
kein Unnennbares rührt mich an.

O Fluch, dem diese Zeit verfallen,
daß sie kein großer Puls durchbebt,
kein Sehnen, das, geteilt von allen,
im Künstler nach Gestaltung strebt,
das ihm nicht Rast gönnt, bis er's endlich
bewältigt in den Marmor flößt
und so in Schönheit allverständlich
das Rätsel seiner Tage löst!

Wohl bänd'gen wir den Stein und küren,
bewußt berechnend, jede Zier,
doch, wie wir glatt den Meißel führen,
nur vom Vergangnen zehren wir.
O trostlos kluges Auserlesen,
dabei kein Blitz die Brust durchzückt!
Was schön wird, ist schon dagewesen,
und nachgeahmt ist, was uns glückt.

Der Kreis der Formen liegt beschlossen,
die einst der Griechen Geist beseelt;
umsonst durchtasten wir verdrossen
ein Leben, dem der Inhalt fehlt.
Wo lodert noch ein Opferfunken?
Wo blüht ein Fest noch, das nicht hohl?
Der Glaub' ist, ach, dahingesunken,
und toter Schmuck ward sein Symbol.

Sieh her, noch braun sind diese Haare,
und nicht das Alter schuf mich blaß:
doch gäb ich alle meine Jahre
für einen Tag des Phidias;
nicht weil des Volks verstummend Gaffen,
der Welt Bewundrung ihm gelohnt;
nein, weil der Zeus, den er geschaffen,
ihm selbst ein Gott im Sinn gethront.

Das war sein Stern, das war sein Segen,
daß ihn mit ungebrochnem Flug
der höchsten Urgestalt entgegen
der Andacht heil'ger Fittich trug.
Er durft im Reigen der Erkornen
voll Glanz noch den Olympos sehn,
indes wir armen Nachgebornen
in götterloser Wüste stehn.

Da uns der Himmel ward entrissen,
schwand auch des Schaffens himmlisch Glück;
wohl wissen wir's, doch alles Wissen
bringt das Verlorne nie zurück.
Und keine neue Kunst mag werden,
bis über dieser Zeiten Gruft
ein neuer Gott erscheint auf Erden
und seine Priesterin beruft.

König Romans Zins.

(Nach altbretonischen Heldenliedern.)

Um die Meeresbuchten zieht der Nebel,
zieht in Wolken um des Schlosses Türme,
das vom Felsen auf den Strand herabsieht;
horch, da klingt vom Tal herauf das Hifthorn,
König Roman kehrt zurück vom Weidwerk.
Mit den Jägern kehrt er, mit den Bracken.
Jeder trägt, was er im Forst erbeutet,
der den Auerhahn und der den Rehbock,
doch der König selbst, der starke Waldherr,
trägt den Preis der Jagd, den mächt'gen Eber.

Als der Zug die Brücke nun erreicht hat,
steht am Gattertor, des Königs harrend,
von Arez der achtzigjähr'ge Häuptling.
Um ihn stehn im Halbkreis seine Söhne,
schwarzgewaffnet all, in schwarzen Kleidern,
Zorn und Kummer auf der düstern Stirne.
Freundlich zu dem Alten tritt der König:
„Sei gegrüßt an unsern Pforten, Häuptling,
und warum kommst du im Trauerkleide?"
Ihm versetzt der Greis: „Wohl mag ich trauern;
große Not und Schmach ist mir geschehen,
mir und dir und unserm ganzen Volke.
Denn als jüngst zur starken Burg von Rennes
du den Zins gesandt an Frankreichs König,
König Karl, den sie den Kahlen heißen,
war's mein jüngster Sohn, der blonde Kado,
der die Wagen führte mit den Schätzen.
Ungepanzert zog der Ahnungslose,
galt es doch, ein friedlich Werk zu schlichten.
Aber da man nun im Schlosse droben
wog die Säcke, war zu leicht der eine;
denn es fehlten sieben Pfund an tausend.
Da ergrimmte der Wardein von Frankreich,
tobt' und schrie: ‚So sei's denn Blut für Silber!
Was der Fürst nicht zahlt, das zahlt der Bote!'
Wuterfüllt den Lanzenknechten winkt' er,
daß sie sich auf meinen Knaben stürzten.
Wie ein Wildpret stachen sie ihn nieder,
und den Leichnam warfen sie vom Walle."
Also spricht der Greis. Die tiefe Stimme
zittert ihm vor ungeweinten Tränen.
Doch der König steht verstummt, es fesseln
Schmerz und Ingrimm furchtbar ihm die Lippe;
mit gewalt'ger Faust das Haupt des Ebers
preßt er, daß das Blut in dicken Tropfen
niedersprüht auf sein Gewand von Linnen;
dann, gefaßt, versetzt er diese Worte:
„Sei getrost, o Greis! du sollst erfahren,
daß im Himmel droben noch ein Gott lebt
und ein König, der dich rächt, auf Erden.
Bei dem Haupte dieses Ebers schwör ich's:
Nicht vom Saft der Rebe will ich trinken
noch dies Blut von meinem Kleide waschen,
bis die Schmach, die uns geschehn, getilgt ward!"
Spricht's und schreitet ins Gewölb des Tores;
schweigend folgen ihm die düstern Gäste.

*

Wie verwandelt stehn des Schlosses Hallen,
seit der König geht im blut'gen Kleide.
Kein Gesang mehr schallt und kein Gelächter,
Staub bedeckt die festgewohnten Tafeln,
und die Spinnen weben am Kredenztisch;
nur der Waffenschmiede dumpfes Hämmern
klingt empor vom Zwinger, und die Brücke
dröhnt vom Hufschlag rasch entsandter Boten.

Aber als zum andernmal im Jahre
nun der Tag sich naht, den Zins zu zahlen,
an den Strand hinab mit seinen Dienern
zieht der Fürst, ein seltsam Werk befehlend.
Kiesel heißt er sie am Ufer sammeln,
flache Kiesel, wie das Meer sie auswirft,
heißt sie die, als wären's Silbermünzen,

häufen, wägen und in Säcke schnüren
und die ganze Last auf Wagen schichten.
Schwertumgürtet steigt er dann zu Rosse,
steigt zu Roß mit stattlichem Gefolge,
und die Wagen führt er selbst nach Rennes.

Als der Zug nun anlangt vor der Feste,
wohl verwundert's den Wardein von Frankreich,
daß der König selbst den Zins geleitet;
doch, sein Kleid von Scharlach umgeworfen,
eilt' er flugs hinab, das Tor zu öffnen.
„Sei willkommen," spricht er, „König Roman!
Steig herab vom Roß, und auf die Reise
laß dir einen Becher Weins gefallen!
Auch ein silbern Waschgefäß voll Wassers
soll man bringen; dein Gewand ist blutig."
Doch der König spricht mit finstrer Stirne:
„Laß den Wein, Wardein, und laß das Wasser!
Trinken und das Blut von meinem Kleide
will ich waschen, wenn der Zins bezahlt ist! —

Schweigend schreiten sie empor die Stufen
nach dem Saal der Burg, die Knechte folgen,
keuchend unter dem Gewicht der Steine.
Dort, wie's Brauch ist, wägen sie die Säcke,
wägen sie auf erzbeschlagner Wage,
die herabhängt vom Gewölb der Halle.
Richtig wird der erste Sack befunden
vom Wardein und richtig auch der zweite;
doch beim dritten Sacke ruft der Franke:
„Haltet ein! Nicht reicht, was ihr gebracht habt!
Wieder fehlen sieben Pfund an tausend!"
Ruft's und beugt sich grollend auf die Wage,
mit der Faust den Sack hinabzustoßen.
Doch der König springt herzu, und sausend
fährt sein Schwert dem Frechen in den Nacken,
fährt durch Fleisch und Bein mit scharfem Hiebe,
daß das Haupt, vom blut'gen Rumpfe springend,
in die Schale rollt mit dumpfem Klange.
„Wohl! Nun ist die Zahl der Pfunde richtig!
Bringt sie meinem Vetter Karl und sagt ihm:
Nur noch Kiesel zinst ihm der Bretagner!"

Starr noch vor Entsetzen stehn die Franken,
als der König schon zu Rosse sitzet;
lachend sprengt er aus dem Tor der Feste.
Aber draußen stößt er in sein Hifthorn,
sieh, da blitzen Lanzen rings und Schwerter,
Schar an Schar mit flatternden Panieren
nahn die Männer jedes Gaus, es führt sie
von Arez der achtzigjähr'ge Häuptling.
Bald im Sturm gewinnen sie die Feste,
und von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Siege
folgen sie dem königlichen Adler.

Also ward der letzte Zins an Frankreich
blutig ausgezahlt durch König Roman.

*

Rheinsage.

Am Rhein, am grünen Rheine,
da ist so mild die Nacht,
die Rebenhügel liegen
in goldner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt
ein hoher Schatten her,
mit Schwert und Purpurmantel,
die Krone vom Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser,
der mit gewalt'ger Hand
vor vielen hundert Jahren
geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen
zu Aachen aus der Gruft
und segnet seine Reben
und atmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim da funkelt
der Mond ins Wasser hinein
und baut eine goldene Brücke
wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber
und schreitet langsam fort
und segnet längs dem Strome
die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen
und schläft in seiner Gruft,
bis ihn im neuen Jahre
erweckt der Trauben Duft.

Wir aber füllen die Römer
und trinken im goldenen Saft
uns deutsches Heldenfeuer
und deutsche Heldenkraft.

Der reiche Mann von Köln.

Zu Köln ein reicher Kaufherr saß,
der hatt' ein Herz von Eisen;
er lebte dahin in Saus und Braus
und drückte Witwen und Waisen.

Er zählte sein Silber und wog sein Gold
und lachte dazu im stillen;
der Richter bog um Gunst und Geld
das Recht nach seinem Willen.

Da war ein Mägdlein in der Stadt,
ein Kind von jungen Jahren,
er trieb es fort von Haus und Hof
mit grimmigem Gebaren.

Und als der Schnee im Winter fiel
und ging der Rhein mit Eise,
ihn jammerte nicht des Kindes Not,
das hatte nicht Kleid noch Speise.

Und als der Frühling kam ins Land,
die Vöglein sangen mit Schalle, —
sie fanden das Mägdlein morgens tot
auf einer Streu im Stalle.

Sie trugen es fort und gruben es ein
am Friedhof auf der Wiese,
die Seele ging in Sankt Michaels Schoß
hinauf zum Paradiese.

Den Tag darnach der Kaufmann ritt
wohl lachend daher im Trabe,
da standen drei Lilien weiß wie Schnee,
gewachsen auf dem Grabe.

Da standen drei Lilien weiß wie Schnee,
im Winde die Blumen gingen;
ein Vöglein schwang vom Hügel sich auf,
im Flug hub's an zu singen:

„Herr Marx von Köln, Herr Marx von Köln,
wie bleich ist dein Gesichte!
Du bist ein Mörder, Herr Marx von Köln,
ich lade dich zu Gerichte!"

Dem Kaufherrn wohl das Lachen verging,
sein Mut war all verloren;
er wandte sein Roß und jagte nach Haus,
vom Blute troffen die Sporen.

Er wollte nicht nehmen Speise noch Trank
vor ängstlichen Gedanken;
wohin er schaut in Saal und Hof,
drei Lilien sah er schwanken.

Und als er nachts auf den Kissen lag,
keinen Schlaf konnt er erzwingen;
sobald ihm fielen die Augen zu,
hört er das Vöglein singen.

„Ach helft mir, helft mir, lieber Arzt!
ich will's Euch neunfach zahlen;
mir brennt's im Herzen wie höllisch Feu'r;
helft mir von diesen Qualen!"

Wohl ging der Arzt, mit Sorg und Fleiß
manch bittern Trank zu mischen;
es tat nicht gut, es tat nicht schlimm,
das Vöglein sang dazwischen:

„Herr Marx von Köln, an deiner Sünd
wird alle Kunst zunichte.
Du bist ein Mörder, Herr Marx von Köln,
ich lade dich zu Gerichte."

Und um die dritte Mitternacht
ging an der Tür ein Klopfen;
den Kranken trieb's vom Lager auf,
ihm floß die Stirn von Tropfen.

Und als seine Hand den Riegel schob,
sie flog vor Angst und Schmerze;
und als die Tür in den Angeln ging,
ein Zug blies aus die Kerze.

Der draußen stand, das war der Tod;
er nahm Herrn Marx von Köllen,
er setzt ihn auf sein aschfarb Roß
und fuhr mit ihm zur Höllen.

Wittenborg.

Das war Johannes Wittenborg,
der Admiral vom Bunde,
er nahm Bornholm, das feste Schloß,
und fuhr hinab zum Sunde.

Und wo er traf ein Dänenschiff,
das stolz die Segel blähte,
verbrannt er's oder führt es mit
als Beute für die Städte.

Und als er kam vor Helsingör,
das Volk ergriff ein Zagen,
dem König deuchte plötzlich schwül
die Luft zu Kopenhagen.

Er sandte Brief und Boten aus,
den Admiral zu grüßen:
„Laß ab vom Kampf und komm ans Land,
wir wollen Frieden schließen.

Und bis vollführt das Sühnungswerk
dem Bund und uns zum Frommen,
im alten Schloß von Helsingör
sei mir als Gast willkommen!" —

Im alten Schloß zu Helsingör
da schallen Pauken und Zinken,
die Diener rennen aus und ein,
die güldnen Becher blinken.

Bei Tafel sitzt Hans Wittenborg
gewappnet wie zum Streite,
die Königstochter aus Dänemark,
die sitzt an seiner Seite.

Die Königstochter aus Dänemark,
die weiß so süß zu blicken,
ein Goldnetz ist ihr wellig Haar,
um Herzen zu bestricken.

Sie lacht und schwatzt und läßt sich hold
sein zaubernd Wort gefallen,
sie schenkt ihm ein und trinkt ihm zu,
sein Blut beginnt zu wallen.

Schön Sigbrit hebt die Tafel auf,
da rufen lauter die Geigen.
„Legt ab den Panzer, Admiral,
nun geht's zum Fackelreigen."

Und als er tanzt mit ihr im Saal,
da schwindeln ihm die Sinne,
ihm ist's, als ob aus ihrem Haar
ein Strom von Flammen rinne.

Sie merkt es wohl und schaut ihn an
und flötet leis im Tanze:
„Gib uns Bornholm und dir gehört
die Ros' aus meinem Kranze."

„Die Ros' aus Eurem Kranz ist schön,
Rubin erbleicht daneben;
mit Freuden gäb ich drum mein Blut,
Bornholm kann ich nicht geben."

„Gib uns Bornholm, das feste Schloß,
und nimm dafür zur Stunde,
nimm hin dafür, du stolzer Mann,
den Kuß von meinem Munde." —

Sie flüstert's leis, ihr Aug ist heiß,
so wonnereich ihr Flehen,
sie zieht ihn sacht zum Schloßaltan,
da ist's um ihn geschehen.

Er hat verraten Schloß Bornholm,
um seine Lust zu büßen. —
Vom Himmel schoß ein Stern herab
ins Meer zu seinen Füßen.

Weh dir, Johannes Wittenborg!
weh dir um diese Stunde!
Du hast geminnt des Dänen Kind,
was bleibst du nicht am Sunde?

Was segelst du zur Heimat keck,
der du die Treu gebrochen?
Zu Lübeck in der alten Stadt
wird scharfes Recht gesprochen.

Zu Lübeck in der alten Stadt,
am Mittwoch nach den Fasten,
da schallt vom Turme dumpf Geläut,
da flaggen schwarz die Masten.

Zum Markte wallt ein Trauerzug
aus Sankt Mariens Türen,
das ist Johannes Wittenborg,
den sie zum Tode führen.

Bekümmert steht das Volk umher,
es weinen laut die Frauen;
dem jungen Admiral nur spielt
ein Lächeln um die Brauen.

Er schreitet hohen Haupts zum Block,
als ging's zum Fackelreigen:
„Und muß ich sterben um Bornholm,
so warst du doch mein eigen!"

Ein Röslein nimmt er aus der Brust,
das wuchs an Seelands Strande,
er drückt's noch einmal an den Mund,
dann kniet er hin im Sande.

Die Glocke dröhnt, das Richtbeil fällt,
sein Haupt rollt hin am Grunde;
er hat bezahlt mit seinem Blut
den Kuß von Sigbrits Munde.

Bothwell.

Wie bebte Königin Marie,
als durchs geheime Pförtlein spat
mit ungebognem Haupt und Knie
in ihr Gemach Graf Bothwell trat!

Ihr schön Gesicht ward leichenweiß;
sie zuckt und sah ihn fragend an:
er wischte von der Stirn den Schweiß
und sagte dumpf: „Es ist getan!

Es ist getan, dein süßer Mund
war nicht für Buben solcher Art,
heut abend um die achte Stund'
hielt Heinrich Darnley Himmelfahrt." —

Sie schrie empor: „Verzeih dir Gott!
Nimm all mein Gold, nimm hin und flieh!"
Da lacht er laut in grimmem Spott
„Was soll mir Gold für Blut, Marie?

Ich liebe dich, und wenn ich mich
der Höll' ergab zu dieser Frist:
so war's um dich, allein um dich,
weil du der schönste Teufel bist.

Die Hand, die einen König schlug,
greift auch nach einer Königin."
Er rief's, und Graun in jedem Zug,
starr wie ein Wachsbild sank sie hin.

Er hub sie auf, sie fühlt es nicht,
daß ihr ins Fleisch sein Stahlhemd schnitt;
ihr lockig Haupthaar wallte dicht
um seine Schulter, wie er schritt.

Er stieß den Ring an ihre Hand,
er schwang sie vor sich fest aufs Roß
und jagt ins wetterschwüle Land
hinaus mit ihr gen Dunbar-Schloß.

Schwarz war die Nacht, als wäre rings
erloschen jeder Stern des Heils;
nur manchmal in den Wolken ging's,
gleichwie das Blitzen eines Beils.

Höchstädt.

Marlbrough zieht aus zum Kriege,
die Fahnen läßt er wehn;
da reicht zu Kampf und Siege
die Hand ihm Prinz Eugen.

Sie mustern ihre Truppen
bei Höchstädt auf dem Plan:
„Gut stehn im Brett die Puppen,
frisch auf, wir greifen an!"

Und wie sie mit den Haufen
dem Feind entgegenziehn,
da kommt gejagt mit Schnaufen
ein Hofkurier aus Wien.

Er springt im bunten Staate
vom Roß und neigt sich tief:
„Vom hohen Kriegshofrate,
Durchlauchtigster, ein Brief!"

Der kleine Kapuziner
schiebt ihn ins Wams bedacht:
„Der Herrn ergebner Diener!
Das les ich nach der Schlacht.

Jetzt ist kein Zaudern nütze,
jetzt heißt es: dran und drauf!
schon spielen die Geschütze
Tallards zum Kampf uns auf."

Er wirft sich auf die Franzen,
Marlbrough bleibt nicht zurück;
bei Höchstädt an den Schanzen,
das ward ihr Meisterstück.

Wohl kracht's von Wall und Turme,
wohl sinken Roß und Mann,
doch vorwärts geht's im Sturme,
die Feldherrn hoch voran.

Im dichten Kugelregen,
den Degen in der Hand,
erklimmen sie verwegen
des Lagers steilen Rand.

Da packt den Feind ein Grausen,
da flieht er fern und nah,
und hinter ihm mit Brausen
erschallt's: Viktoria!

Und wie des Kaisers Reiter
nachrasseln Stoß auf Stoß,
da frommt kein Haltruf weiter,
geworfen ist das Los.

Ersiegte Fahnen prangen
zweihundert an der Zahl,
man bringt daher gefangen
Tallard, den General.

Doch abends, als die Flaschen
im Kreis ums Feuer gehn,
da zieht aus seiner Taschen
sein Brieflein Prinz Eugen,

studiert's und reicht's dem Briten;
der blickt hinein und lacht:
„Parbleu! die Herrn verbitten
in Wien sich jede Schlacht.

Nur kluge Retirade
sauvier uns, meint der Wisch;
erlesner Senf! nur schade,
für diesmal Senf nach Tisch!"

*

Die Goldgräber.

Sie waren gezogen über das Meer,
nach Glück und Gold stand ihr Begehr,
drei wilde Gesellen, vom Wetter gebräunt,
und kannten sich wohl und waren sich freund.

Sie hatten gegraben Tag und Nacht,
am Flusse die Grube, im Berg den Schacht,
in Sonnengluten und Regengebraus,
bei Durst und Hunger hielten sie aus.

Und endlich, endlich, nach Monden voll Schweiß,
da sahn aus der Tiefe sie winken den Preis,
da glüht es sie an durch das Dunkel so hold
mit Blicken der Schlange, das feurige Gold.

Sie brachen es los aus dem finsteren Raum,
und als sie's faßten, sie hoben es kaum,
und als sie's wogen, sie jauchzten zugleich:
„Nun sind wir geborgen, nun sind wir reich!"

Sie lachten und kreischten mit jubelndem Schall,
sie tanzten im Kreis um das blanke Metall,
und hätte der Stolz nicht bezähmt ihr Gelüst,
sie hätten's mit brünstiger Liebe geküßt.

Sprach Tom, der Jäger: „Nun laßt uns ruhn!
Zeit ist's, auf das Mühsal uns gütlich zu tun.
Geh, Sam, und hol uns Speisen und Wein,
ein lustiges Fest muß gefeiert sein."

Wie trunken schlenderte Sam dahin
zum Flecken hinab mit verzaubertem Sinn;
sein Haupt umnebelnd, beschlichen ihn sacht
Gedanken, wie er sie nimmer gedacht.

Die andern saßen am Bergeshang,
sie prüften das Erz, und es blitzt und es klang,
sprach Will, der Rote: „Das Gold ist fein;
nur schade, daß wir es teilen zu drein!"

„Du meinst?" — „Je nun, ich meine nur so,
zwei würden des Schatzes besser froh —"
„Doch wenn — "— „Wenn was?" „Nun, nehmen wir an,
Sam wäre nicht da" — „Ja, freilich, dann — —"

Sie schwiegen lang; die Sonne glomm
und gleißt um das Gold; da murmelte Tom:
„Siehst du die Schlucht dort unten?" — „Warum?" —
„Ihr Schatten ist tief, und die Felsen sind stumm." —

„Versteh ich dich recht?" — „Was fragst du noch viel!
wir dachten es beide und führen's ans Ziel.
Ein tüchtiger Stoß und ein Grab im Gestein,
so ist es getan, und wir teilen allein."

Sie schwiegen aufs neu. Es verglühte der Tag,
wie Blut auf dem Golde das Spätrot lag;
da kam er zurück, ihr junger Genoß,
von bleicher Stirne der Schweiß ihm floß.

„Nun her mit dem Korb und dem bauchigen Krug!"
Und sie aßen und tranken mit tiefem Zug.
„Hei lustig, Bruder! dein Wein ist stark;
er rollt wie Feuer durch Bein und Mark.

„Komm, tu uns Bescheid!" — „Ich trank schon vorher;
nun sind vom Schlafe die Augen mir schwer.
Ich streck ins Geklüft mich." — „Nun, gute Ruh!
und nimm den Stoß, und den dazu!"

Sie trafen ihn mit den Messern gut;
er schwankt und glitt im rauchenden Blut.
Noch einmal hub er sein blaß Gesicht:
„Herr Gott im Himmel, du hältst Gericht!

Wohl um das Gold erschluget ihr mich;
weh euch, ihr seid verloren, wie ich.
Auch ich, ich wollte den Schatz allein
und mischt euch tödliches Gift an den Wein."

* * *

Leberecht Dreves.

Geb. am 12. September 1816 zu Hamburg, gest. am 19. Dezember 1870 zu Feldkirch in Vorarlberg. — Lyrische Anklänge 1837. Vigilien 1839. Schlichte Lieder 1843. Gedichte, herausg. von Joseph v. Eichendorff 1849.

Kurfürst Joachim.

Zur Jagd ging Kurfürst Joachim,
da sprach sein treues Weib zu ihm:

„Ich bitte, lieber Gatte mein,
stell heut das Jagdvergnügen ein.

Es hat ein Traum verkündet mir,
es brächte heut Verderben dir."

Nicht hört der Fürst des Weibes Wort,
er blies ins Horn und sprengte fort.

Und als begonnen er die Birsch,
sprang übern Weg ein schwarzer Hirsch.

Joachim nach! Doch als er nah
ihm an den Leib, was schaut er da?

Statt des Geweihes trägt, o weh!
sein Haupt ein Venerabile.

Der Fürst ersah's und wandte um
und ritt nach Hause trüb und stumm

Doch eh er noch sein Schloß erreicht,
war Kurfürst Joachim erbleicht.

* * *

Theodor Storm.

Geb. am 14. September 1817 zu Husum, gest. am 4. Juli 1888 zu Hademarschen. — Liederbuch dreier Freunde 1843. Gedichte 1853.

Geschwisterblut.

I.

Sie saßen sich genüber bang
und sahen sich an in Schmerzen;
o lägen sie in tiefster Gruft
und lägen Herz an Herzen! —

Sie sprach: „Daß wir beisammen sind,
mein Bruder, will nicht taugen!"
Er sah ihr in die Augen tief:
„O süße Schwesteraugen!"

Sie faßte flehend seine Hand
und rief: „O denk der Sünde!"
Er sprach: „O süßes Schwesterblut,
was läufst du so geschwinde!"

Er zog die schmalen Fingerlein
an seinen Mund zur Stelle;
sie rief: „O hilf mir, Herre Christ,
er zieht mich nach der Hölle!"

Der Bruder hielt ihr zu den Mund;
er rief nach seinen Knappen.
Nun rüsteten sie Reisezeug,
nun zäumten sie die Rappen.

Er sprach: „Daß ich dein Bruder sei,
nicht länger will ich's tragen;
nicht länger will ich drum im Grab
Vater und Mutter verklagen.

Zu lösen vermag der Papst Urban,
er mag uns lösen und binden!
Und säß er an Sankt Peters Hand,
den Brautring muß ich finden."

Er ritt dahin; die Träne rann
von ihrem Angesichte;
der Stuhl, wo er gesessen, stand
im Abendsonnenlichte.

Sie stieg hinab durch Hof und Hall'
zu der Kapelle Stufen:
„Weh mir, ich hör im Grabe tief
Vater und Mutter rufen!"

Sie stieg hinauf ins Kämmerlein;
das stand in Dämmernissen.
Ach, nächtens schlug die Nachtigall;
da saß sie wach im Kissen.

Da fuhr ihr Herz dem Liebsten nach
allüberall auf Erden;
sie streckte weit die Arme aus:
„Unselig muß ich werden!"

II.

Schon war mit seinem Rosenkranz
der Sommer fortgezogen;
es hatte sich die Nachtigall
in weiter Welt verflogen.

Im Erker saß ein blasses Weib
und schaute auf die Fliesen;
so stille war's: kein Tritt erscholl,
kein Hornruf über die Wiesen.

Der Abendschein alleine ging
vergoldend durch die Halle;
da öffneten die Tore sich
geräuschlos, ohne Schalle.

Da stand an seiner Schwelle Rand
ein Mann in Harm gebrochen;
der sah sie toten Auges an,
kein Wort hat er gesprochen.

Es lag auf ihren Lidern schwer,
sie schlug sie auf mit Mühen;
sie sprang empor, sie schrie so laut,
wie noch kein Herz geschrieen.

Doch als er sprach: „Es reicht kein Ring
um Schwester- und Bruderhände!"
um stürzte sie den Marmortisch
und schritt an Saales Ende.

Sie warf in seine Arme sich;
doch war sie bleich zum Sterben.
Er sprach: „So ist die Stunde da,
daß beide wir verderben."

Die Schwester von dem Nacken sein
löste die zarten Hände:
„Wir wollen zu Vater und Mutter gehn;
da hat das Leid ein Ende."

In Bulemanns Haus.

Es klippt auf den Gassen im Mondenschein;
das ist die zierliche Kleine,
die geht auf ihren Pantöffelein
behend und mutterseelenallein
durch die Gassen im Mondenscheine.

Sie geht in ein alt verfallenes Haus;
im Flur ist die Tafel gedecket,
da tanzt vor dem Monde die Maus mit der Maus,
da setzt sich das Kind mit den Mäusen zum Schmaus,
die Tellerlein werden gelecket.

Und leer sind die Schüsseln; die Mäuslein im Nu
verrascheln in Mauer und Holze;
nun läßt es dem Mägdlein auch länger nicht Ruh,
sie schüttelt ihr Kleidchen, sie schnürt sich die Schuh,
dann tritt sie einher mit Stolze.

Es leuchtet ein Spiegel aus goldnem Gestell,
da schaut sie hinein mit Lachen;
gleich schaut auch heraus ein Mägdelein hell,
das ist ihr einziger Spielgesell;
nun woll'n sie sich lustig machen.

Sie nickt voll Huld, ihr gehört ja das Reich;
da neigt sich das Spiegelkindlein,
da neigt sich das Kind vor dem Spiegel zugleich,
da neigen sich beide gar anmutreich,
da lächeln die rosigen Mündlein.

Und wie sie lächeln, so hebt sich der Fuß,
es rauschen die seidenen Röcklein,
die Händchen werfen sich Kuß um Kuß,
das Kind mit dem Kinde jetzt tanzen muß,
es tanzen im Nacken die Löcklein.

Der Mond scheint voller und voller herein,
auf dem Estrich gaukeln die Flimmer:
im Takte schweben die Mägdelein,
bald tauchen sie tief in die Schatten hinein,
bald stehn sie in bläulichem Schimmer.

Nun sinken die Glieder, nun halten sie an
und atmen aus Herzens Grunde;
sie nahen sich schüchtern und beugen sich dann
und knien vor einander und rühren sich an
mit dem zarten unschuldigen Munde.

Doch müde werden die beiden allein
von all der heimlichen Wonne.
Sehnsüchtig flüstert das Mägdelein:
„Ich mag nicht mehr tanzen im Mondenschein,
ach, käme doch endlich die Sonne!"

Sie klettert hinunter ein Trepplein schief
und schleicht hinab in den Garten.
Die Sonne schlief, und die Grille schlief:
„Hier will ich sitzen im Grase tief
und der Sonne will ich warten."

Doch als nun morgens um Busch und Gestein
verhuschet das Dämmergemunkel,
da werden dem Kinde die Äugelein klein;
sie tanzte zu lange beim Mondenschein,
nun schläft sie beim Sonnengefunkel.

Nun liegt sie zwischen den Blumen dicht
auf grünem, blitzendem Rasen;
und es schauen ihr in das süße Gesicht
die Nachtigall und das Sonnenlicht
und die kleinen neugierigen Hasen.

* * *

Klaus Groth.

Geb. am 24. April 1819 zu Heide in Norderdithmarschen, gest. am 1. Juni 1899 zu Kiel.
Quickborn 1852, 2. Teil 1870. Hundert Blätter, Paralipomena zum Quickborn (Hochdeutsche Gedichte) 1854.

Graf Rudolf vun de Bökelnborg.

„Kamt rop Herr Graf vun Bökelnborg, de Buern kamt mit Koorn!
Kamt rop min Graf un freit dat Hart un seht mal mit vun Thorn!"

De Buern wullen Herren sin, dat is se slech bekam!
Nu treckt se her as Oss un Swin mit Halter un mit Klabn."

Fru Walburg seet in siden Kleed un Krüsen um de Back,
de Buern kehm doer Dreck un Lehm all mit en Klabn um Nack.

Se kehm to Wagen een bi een mit grote Säck vull Koorn,
de Graf mit samt sin stolte Fru de keken dal vun Thorn. —

Kamt raf Herr Graf, stut op de Port, kamt raf un nehmt de Schuld!
De Buer is kam in Ked un Klabn und hett betalen wullt.

Do lach he in sin grisen Bart, do lach se in de Tähn,
do stunn' se op in all ehr Staat, de Ossen antosehn.

Do dehn se wit de Porten op voer Wagen un voer Per,
do kehm se rin, een lange Reeg: de letzte sparr de Doer.

De sparr de Port und reep so lud: de Bur is doch keen Slav,
nu röhrt de Hann un sniet de Bann und stekt de Bökelgraf!

Da warn se beid as Krid so witt un as de kalkte Wand,
do sprung ut jede Wetensack en Kerl, en Meß in Hand.

Un nu Herr Graf man raf in Draf: Wi bringt den Martinsfold!
De Buer is kam in Ked un Klabn, un de betalt sin Schuld.

Hans Iwer.

De Kath liggt dal, de Krog liggt wöst:
de arme Seel hat Gott erlöst. —

Hans Iwer reep des Morgens fröh:
Sta op! sta op! un melk de Köh!

Dat Mäden flog voer Schreck tosam:
O ja, Hans Iwer, ik will kam'!

Se weer en arm verlaten Blot,
se be toerst ton lewen Gott.

Er Hemd is deker, dünn de Rock,
se bindt umt lange Haar en Dok.

Se schörtt umt smalle Lif en Egg,
se nimt de Drach un is torech.

Dat Mäden weer so junk un möd,
er sangeln noch de weken Föt.

Dat Gras is kold vun Dak un Dau,
dat Feld liggt bleek int Morgengrau.

Do weet se gar ni wa er ward,
er kruppt de kole Angst umt Hart!

Is dat de Voß de junkt int Feld?
Is dat en Hund de hult un bellt?

Se hört as reep Hans Iwer fröh:
Sta op! sta op! un melk de Köh!

Do springt se schüchtern op dat Steg:
Herr Gott! dar steit en Wulf in'n Weg!

In Newel steit he, hult und bellt,
do klingt dat doer dat wide Feld!

Do schütt se as en Lamm tosam
und röppt: Hans Iwer, ja! ick kam! —

As se voer Schrecken sik besunn,
do woer de böse Wulf verswunn!

Se kehm to Hus mit Drach un Melk,
do weer Hans Iwer leeg un welk.

Denn is he storbn, bi Nacht, alleen,
de Werwulf is ni wedder sehn.

Gott hatt sin arme Seel erlöst:
sin Kath un Krog ligt wild un wöst.

Herr Jehannis.

To Lunden voer de Rathusdoer
geit Herr Jehannis hin un her.

He geit hendal, he geit herop:
kumt Keen un makt de Doer em op.

He geit wul op, he geit wul dal:
kumt Keen, de em herinner hal.

Do stiggt de Hitt em inne Kopp
un iwri geit he dal un op.

„Und sta ik denn voer Rech un Rat
as arme Sünner oppe Strat?

„Und heff ik feilt voer Volk un Land,
verlang ik Rech na Rang un Stand!

Verlang ik Rech na Stand un Ehr,
un wenn't bi Dod un Döwel weer!"

Voer Iwer gnisch he mit de Tähn
un pett en Hofis inne Steen.

Do geit de Doer, he rin in Wut,
in Ogenblik stört he wedder rut,

un smitt sik inne Hast in Wagn
un lett den Kutscher vörwarts jagn.

Wer kennt den Kutscher oppen Buck?
He hett den Hot in Ogen tuck.

Veer Hingsten swart ahn Prick un Prack:
wa fleegt de Mahnhaar umme Nack!

wa flüggt dat Für ut Ogen un Steen!
wa flüggt de Damp um Noes un Been!

Wohin? wohin? segg jo ni na!
De Marschlüd stat und seht em na.

Dat geit na Büsum oewern Dik,
dat geit bi Büsum doer den Slick.

Do wis' de Kutscher mit de Swep,
do teek Jehannis an de Deep.

De jagn se langs den widen Strand,
nix blev der, as en Spor int Sand,

nix blev der, as de Spor in Steen,
de kann man noch to Lunden sehn.

Dat gruli Hus.

Dat süht bi Dag so fründli ut mit Doer un Finstern gehl,
des Nachts is dat en gruli Hus, denn starrt dat langs de Dehl.

Dat starrt op Tüffeln, Schritt voer Schritt, dat starrt der hin un her,
doch wenn de Dag des Morgens graut, so hört man dat ni mehr.

Dat's jüs, as ging en ole Fru, un söch de ganze Nach
un kunn ni finn und söch un söch bet an den hellen Dag.

Dat kummt des Abends ut de Stuv un wannert langs de Dehl
un föhlt herum bi jede Doer, as wenn de Sloetel fehl.

Dat funßelt an de Koekendoer, dat kloetert an den Rink,
dat kraut und grabbelt an de Bred un röhrt an Slött un Klink.

Denn slurrt dat wider an de Wand un raschelt in den Gank,
denn pett dat langs de Trepp to höch und trufft de Baehn hentlank.

Dar trufft dat langsam hin un her un wöhlt in Törf un Kaff,
denn pett dat wedder na de Luk un kummt de Trepp heraf.

De Saaldoer hett en isen Ked, dar ritt dat ganze Stunn,
doch wenn de Hahn des Morgens kreiht, is't jedesmal verswunn.

He waak.

Se kehm ant Bett in'n Dodenhemd un har en Licht in Hand,
se wehr noch witter as ehr Hemd un as de witte Wand.

So kehm se langsam langs de Stuv un sat an de Gardin,
se lücht un keek em int Gesicht un laehn sik oewerhin.

Doch har se Mund un Ogen to, de Bossen stunn ehr still,
se röhr keen Lid un seeg doch ut as Een de spreken will.

Dat Gräsen krop em langs den Rügg un Schuder doer de Hut,
he meen he schreeg in Dodesangst — un broch keen Stimm herut.

He meen se greep mit beide Hann un wehr sik voer den Dod —
un föhl mank alle Schreckensangst, he röhr ni Hand noch Fot.

Doch as he endli to sik kehm, do ging se süs ut Doer
as Krid so witt — in Dodenhemd — und lücht sik langsam voer.

* * *

Felix Dahn.

Geb. am 9. Febr. 1834 zu Hamburg, gest. am 3. Januar 1912 in Breslau.
Gedichte 1857, 1873, 1892. Auswahl 1900. Zwölf Balladen 1875. Balladen und Lieder 1878.

Der stolze Gast.

„Er darf, er soll's nicht länger treiben, sein Stolz ist unser aller Spott,
er soll nicht mehr im Lande bleiben, der durch uns hingeht wie ein Gott.

Er lacht beim Ruf der Münsterglocken, trägt Tag und Nacht sein breites Schwert,
und trotzig schüttelt er die Locken, wenn man ihn unsere Sitte lehrt.

Mit fremden Weisen, kühn und wilde, bezwang er unsrer Skalden Kunst: —
Verbann ihn, Königin Gunilde, nicht länger schirm ihn deine Gunst.

Er kam, ein Flüchtling, sturmverschlagen, ans Land und niemand weiß woher:
die Welle soll ihn wieder tragen, den Wilden in das wilde Meer."

Vom Drachenhelm bis auf die Sohlen stand er gehüllt in schwarzes Erz:
er schwieg: nur manchmal flog verstohlen sein Blick durchs Fenster küstenwärts.

Er stand zunächst an ihrem Throne, gestützt auf seinen hohen Schild,
sie lächelt unter ihrer Krone und bräut ihm mit den Fingern mild:

„Ihr hört, wie schwer sie Euch verklagen: wie wollt Ihr Euch verteid'gen? sprecht."
Doch er, den Blick emporgeschlagen, sprach: „Königin, sie haben recht.

Ich fühle hoch mich, unvergleichbar, ob diesen frommen, zahmen Herrn
und ihrem Sinn so unerreichbar, wie ihrem Arm der Morgenstern."

„Hörst du sein freches Überheben! Auf, werft den Höhnemund ins Meer!"
Sie aber sprach mit leisem Beben: „Und, Fremdling, dieser Stolz, woher?"

„Woher? Nicht, weil dem neuen Glauben sich nie dies freie Haupt gebeugt,
nicht, weil ich, wie der Falk die Tauben, die Christenritter oft gescheucht,

nicht, weil wie Heklas Feueratem mein Lied all ihre Singkunst schmolz, —
nein, nicht auf mir und meinen Taten, — auf einem Weibe ruht der Stolz.

Wohl mag sein Haupt zu Sternen heben und fühlen sich den Göttern gleich
der Mann, dem Seel' und Leib gegeben die schönste Maid im Nordenreich."

„Und wo, du Prahler," scholl's im Saale, „und wer ist dieses Wunderweib?"
Da warf den Schild von schwarzem Stahle er mächtig über seinen Leib,

sein breites Schwert schwang er mit Schalle und auf den Thronsitz sprang er hin:
„Dies Weib? Wohlan, ihr kennt es alle: hier steht es, eure Königin!"

„Ha, Tod dem Frevler", klang es wieder, und alle Klingen wurden bloß.
„Zu spät," sprach er vom Thron hernieder, „der alten Götter Macht ist groß.

Blickt aus zum Strand! Hört ihr es schallen? Hie Tor und Odhin! tönt's mit Wucht,
und meine Drachenschiffe wallen mit stolzen Wimpeln in die Bucht.

Mein ist das Reich, und in drei Stunden, Herr Bischof, räumet Ihr das Land.
Doch du, mein Weib, das sich verbunden dem Flüchtling arm und unbekannt,

die schönste Nordlandskrone legen will auf die weiße Stirn' ich dir,
denn Sigurd bin ich von Norwegen und Meer und Inseln dienen mir!"

Der Königsbronn in Dunsadal.

„Der ist allein ein König, wen bindet keine Pflicht,
wer andrer Recht soll achten, der ist ein König nicht."
So sprach der König Olaf, frisch kam er von Byzanz,
hat dort als Gast bewundert des Imperators Glanz.
„Ich bin der trotz'gen Bauern von Svearike satt,
wie Leo will ich herrschen in seiner goldnen Stadt."
Er sandte seine Boten und Schatzung schrieb er aus:
von jedem Kopf ein Schilling und zwölf von jedem Haus. —
Und der Bote kam nach Dunsadal und bot das Volk zu Hauf
zur Hofburg nach Upsala, zu Ting und Schatzung auf.
Da sprach ein Bauer — man kennt ihn nicht —, sein Bart war weiß wie Schnee:
„Wer etwas will, der geht zu dem, von dem er's will, von je.
Wir woll'n von König Olaf nichts: — und will er was von uns,
so komm er, wo wir tagen stets, an den Königsbronn von Duns.
Da harrn wir sein zur Sonnenwend', wann die Linden in Blüten stehn."
Der Bote ging, und der König schwur: „Der Trotz soll euch vergehn."
Und als die Lind' in Blüten stand, entbot er Roß und Mann
und zog, dreitausend Reiter stark, nach Dunsadal hindan.
Und als er kam zum Königsbronn mit den Seinen von Mittag her,
zwölf alte Männer saßen dort, sonst war die Dingstatt leer.
Ein dichter Eichwald lag im Nord: hehr lag er, stolz und still,
nur wann der Wind in den Wipfeln ging, scholl's, wie wann's wettern will.
Und der König ritt an des Brunnens Rand — der Brunnen war schwarz und tief —
die Zwölfe saßen im Kreise still, der König aber rief:
„Ich bin gekommen, ihr habt's gewollt, — doch mit dreitausend Mann:
Wollt ihr jetzt tun, wie ich gebot, und gehorchen meinem Bann?" —
Da sprach ein Bauer — man kennt ihn nicht — sein Haar war silberhell,
er trug ein großes Büffelhorn, und sein Mantel war Bärenfell.
„Du hast gefragt," sprach der alte Mann, „als Antwort frag ich dich:
Woher heißt der Brunnen Königsbronn, weißt du das, König, sprich?"
„Was soll der Bronn? ich weiß es nicht!" — „So will ich dir's tun kund:
Drei alte Sveakön'ge liegen in des Brunnens Grund.
König Knut war hart wie Eisen, er war von deinem Geschlecht,
er wollte die Bauern zwingen und brechen das alte Recht.
Und war er hart wie Eisen, — die Bauern waren wie Stein,
und sie nahmen den stolzen König und warfen ihn hier hinein.
Und auf Knut kam König Håko und auf Håko König Svein: —
Nun rede, König Olaf, willst du der vierte sein?"
Blutrot ward da der König und er zückte den Speer in Zorn, —
doch zur Seite trat der Alte und stieß in sein großes Horn.
Da ward der Wald lebendig und jeder Strauch ein Mann.
Rings Waffen, Waffen, Waffen: — wie die Meerflut schwoll's heran.
Und der Alte zog aus dem Mantel eine Streitaxt, die war schwer:
„Viel sind dreitausend, König, aber dreizehntausend sind mehr!
Du wolltest die Bauern zwingen, wohlan, die Bauern sind da:
Versuch's, versuch's, Herr Olaf: — der Königsbronn ist nah!"
König Olaf warf den Rappen herum, im Sturm jagt er davon.
Und es kam kein Sveakönig mehr je wieder zum Dunsabronn.

Ralf Douglas.

I.

„Ja, sterben soll der König James und sein Kanzler, Thomas Kairn,
als seine Knechte hält er uns, den Kanzler als seinen Herrn;
die Kirche schwelgt, der Adel darbt, und schnöde Macht der Pfaffen
bricht Siegel, Brief und Pergament, bricht Burgen, Recht und Waffen;
nicht Bitten frommte, nicht Gewalt, und Rat und Trost ist fern:
So sterbe denn der König James und sein Kanzler, Thomas Kairn."
So raunt es still bei Tag und Nacht im breiten Schottland rings:
vom Tweed zum Forth, vom Forth zum Dee, vom Dee zum Murray ging's,
und Boten ritten bei Sonn' und Mond und tauschten geheimes Wort
und schnitten Zeichen in Tür' und Baum und jagten hastig fort.

Da trafen bald sich Edle viel in Sumpf und Wald und Fels:
die Mortons und die Hamiltons, die Douglas' und die Bells.
Sie trafen sich am finstern Strom zu mitternächt'ger Stund',
sie taten einen großen Eid und einen festen Bund,
sie losten um einen scharfen Dolch für den König und Thomas Kairn,
das war Ralf Douglas, den es traf: der nahm den Dolch nicht gern.

II.

Und König James hielt lustig Hof zu Inverneß im Schloß.
Von Bischöfen im Inful-Schmuck, von Priestern welch ein Troß!
Der junge König geht einher wie ein guter Engel licht,
und wie ein dunkler Schatten folgt der Kanzler Kairn ihm dicht.
Und wo der junge König kommt, da kommt's wie Sonnenschein,
und wo der finstre Kanzler naht, in Wolken hüllt sich's ein.
Da trat Ralf Douglas vor ihn hin und sprach: „Sire, hört mich an,
rings um mein Schloß zu Stirlingsford, da rauscht der schönste Tann.
Da äsen Hirsche rudelweis und falbe Reh genug,
und mancher Reiher wiegt den Busch in königlichem Flug,
die Otter lauscht im blauen Strom, der Luchs auf schwankem Ast:
ich lade dich und deinen Hof nach Stirlingsford zu Gast."
Da rief der König: „Sagt, Sir Kairn, wie dünkt Euch, was er spricht?"
„Mir dünkt es sicher im eignen Haus: Wort, Glas und Treue bricht."
Der König aber sprach: „Mir dünkt mein Haus mein ganzes Reich,
und wer so arm von Treue denkt, des Treue scheint nicht reich.
Es jagten meine Väter all im Wald von Stirlingsford
und fanden immer treu wie Gold der Douglas Tat und Wort:
Sir Ralf, brecht auf und sagt uns an, wir folgen Euch alsbald
und jagen die Otter im blauen Strom und den Hirsch im grünen Wald."
Und der Douglas ging und sein Herz war schwer und er wog des Königs Wort
und er ritt mit Gram, die Hand am Dolch, durchs Tor von Stirlingsford.

III.

Die Zugbrück' prangt in grünem Laub, Sir Ralf steht am Portal,
da reiten heran der König James und der Kanzler Kairn zumal.
Und es scheut sein Roß, und es schreit der Troß, vom Hufschlag dröhnt die Brück'.
„Ein schlimmer Eingang! wendet, Sire, nach Inverneß zurück."
Sir Thomas ruft's: „Seht unsern Wirt, wie starrt, wie bebt er dort!"
Der König aber lacht: „Sir Ralf, komm, sprich dein Willkommwort!"
Er springt vom Pferd, beut ihm die Hand und nickt ihm freundlich zu:
„Die Douglas waren immer treu, ein Douglas bist auch du."
Und als sie gezecht im hohen Saal, da sprach der König: „Nun
hab' Dank, Freund, für dein gastlich Haus: — nun lüstet mich zu ruhn:
Ich sah in deinem Gartenhag grün sammetweiches Moos,
da lausch ich den Waldvögelein, mein Haupt auf deinem Schoß."
Er gürtet los das breite Schwert und reicht's dem Wirte dar
und geht mit ihm zum grünen Hag, wo's still und schattig war.
„Hier setz dich auf den Rasenhang, zur Seite lieg ich dir,
von meinem Haupt auf deinen Knien die Fliegen wehre mir."
Ralf Douglas tut, wie er gebeut, am Dolch die rechte Hand,
die linke scheucht die Mücken ihm von Locken und Gewand.
Er wägt den Eid, den jüngst er schwur, bei Nacht am finstern Strom,
und wägt den Lehnseid, den er schwur, zu Edinburg im Dom.
Und wie er wägt und sinnt und seufzt, da hallt ein rascher Schritt,
der Kanzler eilt den Weg heran und Knapp' und Ritter mit,
„Herr König," ruft er, „Preis sei Gott, Ihr lebt, — auf, lest dies Blatt,
Euch droht Gefahr und dieser ist's, der Euch zu morden hat."
Der König schlug die Augen auf: „Was stört ihr meine Ruh?
Ich schlief so süß — gib her das Blatt!" — er nimmt's und faltet's zu
und steckt es schweigend in sein Wams: „Geht, stört mich jetzt nicht mehr,
die Douglas waren immer treu, ein Douglas ist auch der."
Und ruhig beugt er das Haupt zurück nach seines Wirtes Schoß,
doch der springt auf und fällt aufs Knie: „Dein Glauben ist zu groß!
Wahr ist, mein König, was er spricht, daß ich dich morden soll:
Ich kann es nicht: vor deinem Blick zerfließt der starre Groll.

Jetzt schick mich, sei's in Kerkernacht, sei's nach Frankreich über See.
Ich hab's verwirkt, daß ich hinfort dein gütig Antlitz seh!
Doch glaube mir, des Volkes Dank und Segen wird dir nicht,
so lang in deiner Güte Kranz Kairn seine Dornen flicht."
Der König stand erschüttert schwer; dann sprach er: „Das ist hart,
daß jetzt der Douglas Treue wankt, die nie gebrochen ward.
Weh denen, die's dahin gebracht: — sie verschulden schweres Weh:
Sir Thomas Kairn, Ihr seid verbannt nach Frankreich über See.
Gebt ab die Schlüssel und den Stab: — Ralf Douglas, nimm sie du
und als mein Kanzler hüt' hinfort mein Reich und meine Ruh".

Ralf Douglas und Rob Percy.

„Nun sind es des Hasses zwanzig Jahr
und waren doch dreißig der Liebe!
Das Herz ward kalt und grau das Haar —
gleich blieben die starken Hiebe:
die Hiebe, die wir als Knaben gelernt,
da wir spielten und jagten zusammen: — —
die Zischler, die Douglas und Percy gesernt, —
Sankt Jakob soll sie verdammen!
Und gibt's ein Fechten und seh ich im Schwarm
Rob Percy die Meinigen jagen,
dann jauchz ich geheim: ‚Das ist sein Arm!
wir lernten's zusammen, dies Schlagen.'
Nun scheidet uns Haß: — und ein Zaun im Wald:
wer hinüber sich wagt von beiden,
ist dem Tode geweiht. — Horch, ein Jagdruf schallt!
von den Percys? — Ich will's nicht leiden!"
Ralf Douglas schritt in den Grenzwald schnell:
da traf er am Erlenborne,
mit blondem Gelock und mit Augen hell,
einen Knaben mit Jägerhorne.
Der blies so fröhlich das Percylied,
saß auf durchspeeretem Hirschen:
„Heil, Douglaswald, der mir beschied
solch trotzig glückliches Pirschen.
Was staunst du mich, Alter, so seltsam an?"
„Dich kannt ich vor vierzig Jahren!" —
„Mich, der ich erst dreizehn Sommer gewann?"
„Was bläst du so laut Fanfaren?"
„Ich blase so laut ob stolzer Pirsch
in der Feinde, der Douglas, Gehege:
Ich blase so laut, weil den ersten Hirsch
ich dem alten Douglas erlege."
„Du heißt?" „Ralf Percy nennt man mich!"
„Ralf? Das ist kein Percy-Name!"
„Oft seufzt mein Vater: Ralf nenn ich dich
aus Lieb' und aus grollendem Grame.
O, würdst du ein Ralf, wie ich einen verlor: —
nicht trägt ganz Schottland den zweiten."
Da brach durch den Tann ein Mann hervor:
„O, mein Liebling!" rief er vom weiten.
„Wie wagst du, wie jagst du so todesdreist!
Weh, wenn dich die Douglas erfaßten,
weh, wenn Ralf Douglas zu allermeist . . ." —
und des Vaters Wangen erblaßten.
„Weh, wer hält dich am Haar? Ralf Douglas —! Du!
Gib den Knaben mir sonder Harme!" —
„Da nimm ihn, Rob, und mich selber dazu —:
o öffne, mein Bruder, die Arme!"

*

Gotentreue.

Erschlagen war mit dem halben Heer
der König der Goten, Theodemer.
Die Hunnen jauchzten auf blutiger Wal,
die Geier stießen herab zu Tal.
Der Mond schien hell, der Wind pfiff kalt —
die Wölfe heulten im Föhrenwald.
Drei Männer ritten durchs Heidegefild,
den Helm zerschroten, zerhackt den Schild.
Der erste über den Sattel quer
trug seines Königs zerbrochenen Speer.
Der zweite des Königs Kronhelm trug,
den mittendurch ein Schlachtbeil schlug.
Der dritte barg im treuen Arm
ein verhüllt Geheimnis im Mantel warm.
So kamen sie an den Ister tief;
und der erste hielt mit dem Roß und rief:
„Ein zerhau'ner Helm, ein zerhackter Speer,
von dem Reich der Goten blieb nicht mehr."
Und der zweite sprach: „In die Welle dort
versenkt den traurigen Gotenhort.
Dann springen wir nach dem Uferrand —
was säumest du — Meister Hildebrand?" —
„Und tragt ihr des Königs Helm und Speer,
ihr treuen Gesellen; ich trage mehr!"
Auf schlug er seinen Mantel weich:
„Ich trage der Goten Hort und Reich!
Und habt ihr gerettet Speer und Kron —
ich habe gerettet — des Königs Sohn!
Erwache, mein Knabe! Ich grüße dich:
du König der Goten — Jung Dieterich."

König Manfreds Grab.

Den toten Manfred plünderten Burgunden,
zerfleischend ihn mit zwanzig Lanzenwunden,
gern gab dem Ketzer jeder einen Stich.
Und Karl von Anjou selbst, der bleifarbbleiche,
mit ehrnem Fuß trat auf die Brust der Leiche
und sprach: „Aas bist du — Herr bin ich!"

Auf ödem Heidemoor verscharrten Knechte
abseit vom Weg ihn unter Dorngeflechte.
Ein Krüppel, dem er wohlgetan einmal,
wollt ihm ein Holzkreuz auf die Grube setzen,
jedoch mit Hunden ließ hinweg ihn hetzen
Johann, Cosenzas Kardinal.

Ein Dornbusch nur blieb Denkmal jener Stätte.
Doch nach sechs Jahren träumt im Purpurbette
dem Anjou — um sich schlug er mit der Hand —,
den toten Manfred hör er drohend sprechen:
„Dein Reich wird spurlos in Italien brechen;
ich ruhe bald in freiem Land."

Empor fuhr der Tyrann: „Dies Omen wend ich,
des Ketzers ausgegrabne Knochen send ich
nach Frankreich, dort zu werfen sie ins Meer!“
Und auf das Schlachtfeld sandt er seine Boten,
viel hundert Häscher nach dem einen Toten.
Sie kamen heim, die Hände leer.

„Herr,“ sprachen sie, „mag uns dein Zorn verschlin-
wir können diesen König dir nicht bringen! lgen,
Ein Dornbusch, wie du weißt, stand an dem Ort,
der muß gewesen sein von wilden Rosen,
denn unabsehbar jetzt im Lenzwind kosen
viel tausend, tausend Rosen dort.

‚Den Wald der Rosen‘ nennt den Ort die Menge,
unscheidbar wogt das duft'ge Strauchgedränge,
unmöglich ward, daß man das Grab erkennt.“ —
Lang ist des Anjou blutig Reich zerfallen,
um Manfred singt ein Heer von Nachtigallen
im „Rosenwald“ bei Benevent.

*

Die Mette von Marienburg.

I.

„Nachtlockiges Weib, jagellonisches Blut,
so siegte doch endlich die süße Glut!
Lang blieb ihr verhaßt der Deutsche, der Fremde,
mit dem weißen Mantel auf schuppigem Hemde:
doch endlich war sie inne
der siegenden Frau Minne,
daß sie mir freud'ge Botschaft schrieb:
‚O komme, so wahr dir dein Leben lieb,
in der Christnacht auf Podol, mein Schloß.‘
Nun, Greif, mein Rappe, mein wackres Roß,
die schöne Feindin soll nicht warten!“
Und er zieht geheim in den Burgwallgarten
am Zügel das leise wiehernde Tier:
„Schweig, trauter Greif, das rat ich dir!
Wenn uns die Gebiet'ger erlauschten, die frommen,
wir würden in sichern Verwahr genommen,
und wir flögen wohl niemals wieder, wir beide,
auf Minnefahrt durch Wald und Heide!“
Und sacht und rasch auf beschneitem Rasen
führt er das Roß an die Ausfallpforte:
„Still, alter Hans, keine Predigtworte!
Willst du vielleicht das Lärmhorn blasen
und den Priestern deinen jungen Herrn
verraten, daß sie ihn fahn und sperrn
sein Leben lang zu Brot und Wasser,
die gottseligen Burgunder-Prasser?“
Da lachte Hans, dann sprach er ernst:
„Daß du doch niemals Sitte lernst!
O lieber Falk, mein Junker wert,
weit ist gerühmt dein rasches Schwert:
jedoch du läßt nicht von der Minne!
Die frommt dem Deutschherrn-Ritter nicht!
Wohin stehn dir heut nacht die Sinne,
heut nacht, da heil'ge Christenpflicht
uns alle ruft zur Mittnachtsmette?“
„Auf, Hans, rasch fort die Riegelkette!
Vielschönes Weib berief mich heiß!“
„Die Nogat geht in Trümmereis!“ —
„Greif schwimmt gleich einem Neckarhecht!“
„Im Weichselwalde fährt sich's schlecht:
dort rennen rudelweis die Wölfe.“
„Nicht fürcht ich ihrer zehn und zwölfe!“
„Im Tanne von Podol verhohlen
Masuren bergen sich und Polen.“
„Gleich ihren Wölfen acht ich sie:
zwölf gegen einen fürcht ich nie!
Rasch auf das Türlein! Greif, nun lauf:
Frau Aventiure, nimm mich auf!“

II.

„Gesteh, du wilder, geliebter Mann,
ob Zauber dir mein Herz gewann?
Du bist wie Sturm und Glut und Gewitter,
bist heißer als all die blonden Ritter,
bist mark'ger als die Polenknaben:
aus deinen dunkeln Augen und Locken
sprüht's und knistert's wie Feuerflocken,
du bist wie Gold und Stahl und Flamme.“ —
„Schön Lieb, das rührt von meinem Stamme!
Ich bin vom freud'gen Volk der Schwaben,
ich bin aus Deutschlands wonn'gem Süd,
wo heißer Blut und Minne glüht!
Wer suchte wohl den Falk von Stauf
heut nacht bei Schön Lodoiska auf!“
„Wie kamst du in den fremden Orden?“
„Der Heimat war ich urdrüß worden:
mein Schwert schlief ein auf leichten Siegen,
da drang der Ruf ins Neckarland:
— ‚Die deutschen Herrn erliegen!
Marienburg wird heiß berannt,
sie schüttelt kaum vom Nacken
die Wölfe, die Polacken,
und Tag um Tag tobt grimmes Morden.‘ —
Da dacht ich: ‚Falk, flieg aus nach Norden.‘
So trat ich in den frommen Orden:
traun, nicht fürs Werk der Pfaffen,
fürs freud'ge Werk der Waffen.“
„So magst du leichtern Herzens hören,
was ich erst jetzt enthüllen kann:
du kannst den Plan nicht mehr zerstören,
der meinem Volk den Sieg gewann.
Als ich dich sterben sollte wissen,
da ward mein Lieben grell mir klar:
geliebter Mann, dich hat entrissen
Lodoiska sichrer Todgefahr.
Weißt du, weshalb ich dich beschworen
heut aus Marienburg hierher?
All deine Brüder sind verloren,
sie schaun den nächsten Tag nicht mehr!
Verrat erschließt das Nogattor
beim letzten Schlag der Mitternacht,
sechstausend Polen stehn davor,
was drinnen lebt, wird umgebracht.
So siegt mein Volk, die Deutschen fallen;
doch du, der einz'ge, sollst von allen,
du wilder Edelfalke mein,
durch mich, für mich gerettet sein;
ich liebe dich! komm an mein Herz.“ —
Auf fuhr der Stauf in Schreck und Schmerz:
„Marienburg! der Brüder Leben!
Gott, Flügel mußt du jetzt mir geben!“
Und eh die Polin sich's versehn,
war schon der kühne Sprung geschehn
vom Erkerfenster in den Schnee:
„Jetzt renne, Greif! sonst ewig: Weh!“

III.

Den Nacken gesenkt, die Zügel verhängt,
durch die Nacht kommt der rasende Reiter gesprengt.
Längst ließ er die Straße, verlor er den Pfad,
nach Süden, nach Süden nur pfeilgerad!
Über der Heiden endlos Weiß,
über der Bäche krachendes Eis,
über die Schluchten von mürbem Schnee,
über den spiegelglatten See,
hinab die Halden, hinan die Hügel
trägt ihn das Roß wie Adlerflügel;
die Dornen reißen im heißen Hetzen
vom flatternden weißen Mantel Fetzen!
Schon gewann er den dichten Wald von Podol;
zu seinen Häupten lacht es hohl: —
das sind in den Föhrenwipfeln die Eulen.
Doch näher und immer näher heulen
die Wölfe zur Rechten, die Wölfe zur Linken;
dem Rappen wollen die Knie sinken,
es schnaubt, es zittert das edle Tier.
„Greif, Freund Greif, nicht bange dir!
halt aus, halt aus! es gilt viel mehr
als unser Leben: es gilt die Ehr!
Laß sie nur kommen, die Hunde, die feigen,
ich will ihnen schwäbisches Eisen zeigen."
Und er klopft ihm den Hals — aus greift das Roß —;
ganz nah schon rennt der heulende Troß,
zur Linken, zur Rechten sieht er sie jagen:
doch den Ansprung will keiner wagen.
Herr Stauf zieht jetzt sein breites Messer,
er schwingt's im Mondlicht — das scheucht sie besser;
aber die eine, die Wölfin, die magre,
die graue, die große, die hungrige, hagre,
reißt endlich hin die lechzende Gier:
sie springt auf den Bug dem schnaufenden Tier; —
da fährt durch die Gurgel ihr scharfer Stahl,
und die Sterbende schleudert Herr Falk zur Erde —
und sofort sie zerfleischen die andern zumal
und lassen vom Reiter und seinem Pferde. —
Der weiße Mantel wird blutig rot:
„Vorüber, Freund Greif, die Wolfesnot!" — —
Aus dem Tann in das Freie jagt der Stauf; —
was stutzt der Rappe? was hält ihn auf?
vor ihnen welch Gurgeln! der Mond tritt grell
aus dunklem Gewölk, er leuchtet hell!
und ringsum kracht es und knistert und dröhnt;
die Nogat ist's, die im Eisgang stöhnt!
Im Strahl des Monds, weiß, grün und grau,
wogt Wasser und Eis — welch grimme Schau!
bald Fluten schwarz wie Todesnacht,
bald Eisgezack kristallner Pracht;
es rauscht, es knirscht, es zieht, es kracht — —
Falk spornt das Roß, doch der treue Greif,
er sperrt sich todesbang und steif:
die Vorderfüße vorgestemmt,
den Hinterbug zurückgehemmt,
die Mähne weht kopfüber wirr, —
so starrt er in das Eisgeklirr;
in die dunkle Flut, in den kalten Wind:
„Greif aus, mein Greif, geschwind, geschwind!
schwimm durch! schwimm durch! es gilt viel mehr
als unser Leben, es gilt die Ehr!
Nun spring und schwimm! es muß, es muß!"
Und in den eisigen, grollenden Fluß
setzt der Rappe mit edlem Schwung:
er springt und watet und schreitet und klimmt
ans Ufer, ans steile, mit sichrem Sprung!
Da grüßet schon — das ist kein Stern! —
das Licht Marienburgs von fern,
das rote Licht vom Remterturm! —
Doch vor der Burg wie ein ringelnder Wurm,
was kauert und schleicht und lauert dort?
„Halt, Reiter, gib das Losungswort!"
so ruft's in zischelndem Slawenton. —
„Der Teufel ist's, du Wolfessohn,
der Teufel kommt euch holen,
ihr gottverfluchten Polen!"
So ruft Herr Falk und jagt vorbei.
Da hallt ein halbverhaltner Schrei:
„Nach, nach, mit allen Rossen!
mit sausenden Geschossen,
doch leis, daß von der Zinne
man unser nicht wird inne!"
Und hinter dem keuchenden, schäumenden Rappen
die kleinen polnischen Hufe klappen;
und verrät der Mond den weißmantligen Reiter,
dann schwirren die Pfeile; weit und weiter
schon jagt er voraus: noch einmal ein Schwarm
von Geschossen auf Schulter und Rücken und Arm: —
da hält er auch schon vor dem Nogattor.
Tot stürzt das Roß, — aus dem Sattel empor
der Reiter springt, und mit letzter Kraft
schlägt er ans Tor das Schwert mit Macht,
ein-, zweimal, drei: — und geisterhaft
anschlägt die Glocke Mitternacht.
Er ruft: „Verrat! auf! auf!
euch Brüder warnt der Stauf,
laßt jetzt Gebet und Metten,
das Leben gilt's zu retten!
Verrat erschließt das Nogattor, —
beim letzten Schlag der Mitternacht, —
sechstausend Polen stehn davor, —
ich kann nicht mehr, — — es ist — vollbracht!"
Ein lauter Hornruf scholl vom Wall,
rings Fackeln, Waffen überall;
bald brachen wie Gewitter
hervor die deutschen Ritter.
Die Polen flohn mit Eilen: —
doch tot, mit sieben Pfeilen,
hob man den Warner auf,
den Schwaben Falk von Stauf!

* * *

Wilhelm Jensen.

Geb. am 15. Februar 1837 zu Heiligenhafen in Holstein, gest. am 24. November 1911 in München. — Gedichte 1869. Lieder aus dem Jahre 1870. Vom Morgen zum Abend 1897.

Zwölfnacht.

Eisschollen knarrn, tief liegt der Schnee,
die Rottgans ruft über rohrender See.

Bedeckt vom Bahrtuch starrt die Welt,
zwei Wandrer waten durchs nächtige Feld.

Ein grauer Mann, ein greises Weib,
mit Lumpenstücken umweht ihr Leib.

Aus niedrer Kathe flackernder Schein,
Torf glimmt vom Herd; sie treten ein:

Zwei Bettler, hungernd und blind vom Frost,
sie bitten um Windhut und wärmende Kost.

Sichtbar am dürftigen Herde hockt
der Schmalhans, doch die Bäurin brockt.

Sie rührt im Topf ein dampfendes Mus;
der Bauer schleppt mit schwerem Fuß

vom Beilhieb, der ins Bein ihm schlug;
doch humpelnd holt er einen Krug.

Die Tochter rückt zum Tisch die Bank
den Alten, und sie murmeln Dank:

Die Götter mögen in der Not
euch auch so helfen! — Die sind tot. —

So hofft ihr keinen Lohn? Was dann
füllt ihr für uns die Schüssel an? —

Weil Hunger wehtut. Trinkt und eßt,
für unsern bleibt genug am Rest.

Die Gäste zehren mit Begehr,
sie machen Krug und Schüssel leer.

Und fühlen satt nun frische Kraft
im Blut zur weitren Wanderschaft.

Doch rührt dem Bauern der Alte sacht
ans Knie: Das haben wir arg gemacht.

Für euch blieb nichts. Er sagt's erschreckt.
So hat es euch für uns geschmeckt.

Die Alte dawider undankbar,
greift spöttisch der Tochter ans Strähnenhaar

und grinst: Der Flachs gibt groben Zwirn,
dein Rocken spinnt kein Brauthemd, Dirn.

So ziehn die beiden wieder hinaus,
die Leute bringen sie bis vors Haus.

Und warnen sie vor trüglichem Pfad
und geben ihnen Weisung und Rat.

Fortstapfen die Bettler, sonderlich nur
belassen die Füße im Schnee keine Spur.

Da kommt was hastig im Wind gerannt,
der stattlichste Bursche weitum im Land.

Die Tochter hält er und staunt sie an:
dein goldenes Haar hat's mir getan!

So war's, so hab ich's im Traum geschaut,
und keine will ich als dich zur Braut.

Der Bauer springt, es schwingt sein Bein
so leicht sich wie beim Hochzeitsreihn.

Sie gehn ins Haus; die Nacht ist toll,
denn Krug und Schüssel stehen voll.

Und weiter ziehn durch die Zwölfnachtwelt
Wodan und Frigga übers Feld.

*

Am ersten Sarge[1].

Es war in schwüler Julizeit; die Gassen
im Städtchen draußen lagen stumm verlassen,
und schläfrig klang vom Turm das Glockenspiel
ins Schulgemach, wo schmal, wie goldener Duft,
ein Sonnenstreif ans Wandgetäfel fiel.
Die Fliegen summten müde durch die Luft,
und müde lag es auf den Knabenlidern,
die auf des alten Römers Weisheit tief
herniedernickten, nur ein Flüstern lief
verstohlen rund, ein Blick, ein kurz Erwidern,
und alles still, und selbst der Lehrer schlief.
Die Blicke aller aber streiften scheu
den Platz zur Rechten mir, der leer heut war;
dort saß mein Nachbar sonst; wir hielten treu
zusammen stets in Not und in Gefahr,
wie Kinderspiel und Ernst es mit sich bringen.
Wir hatten's nie gesagt und kaum gedacht,
daß unsere Herzen aneinander hingen,
daß unsere Augen nach einander gingen,
und wer's gesagt, wir hätten drob gelacht.
Und langsam von der Wand herniedersank
der Sonnenstreifen auf die leere Bank,
es war der Zeiger der erharrten Stunde;
wir ließen Cäsar mitten in der Schlacht,
der Lehrer schloß, fast eh wir's noch gedacht,
das Buch, und blickte flüchtig in die Runde
und sagte: „Heinrich Wolf ist heute nacht
gestorben; wer ihn etwa sehn noch will,
der muß es heut, die Eltern lassen's sagen."
Er ging; sonst drängte wohl in wildem Jagen
jedweder nach der Tür, heut blieb es still;
der Klang der letzten Worte nur lief schrill
noch an der Wand entlang, und wie im Traum
verklangen leise auf dem Flur die Schritte;
ich selbst gedankenlos in ihrer Mitte —
tot war er — tot — was war's? Sie wußten's kaum,
doch lag es seltsam auf den Kinderwangen,
wie Neugier halb und halb wie heimlich Bangen.
Nur mir war's so, als ob der warme Strahl
des Sonnenlichts mit kaltem Flor verhangen,
und drinnen fühlt ich's, daß zum erstenmal
ein Schauer durch die warme Welt gegangen.
Am Rand der stillen Gasse lag das Haus,
ein Garten dran, und in ein dicht Gewirr
von Blumen sah sein Fenster stumm hinaus.
Ringsum ein sonnenwogendes Geschwirr —
sie standen lautlos an des Sarges Rand,
nur weißer war als sonst sein Angesicht,
nur seine blauen Augen lachten nicht,
und nacheinander seine kalte Hand
erfaßten sie und legten hastig wieder
sie auf des Bettes weiße Linnen nieder.
Es war der Tod, der keinen wiedergibt,
sie sahn's und schauten doch ungläubig drauf;
nur mir schrie plötzlich es im Herzen auf,
als hätt' ich nichts sonst auf der Welt geliebt,
an diesen stummen Lippen nur gehangen —
als müßten sie nach mir zurückverlangen,
als müßte dieses Aug', eh es gebrochen,
nur einmal sprechen, was es nie gesprochen,
nur einmal hören, was es nie vernommen,

[1] Als Beispiel einer ernsten Erzählung hier aufgenommen.

was über meine Lippen nie gekommen.
Und wie die toten Augen auf mich sahn,
da mit der Jugend wundersamem Wahn
ergriff es mich, als wär' allein von allen
dem Tod ich mächtig in den Arm zu fallen,
als müßte eines Menschenherzens Sehnen
allmächtiger sein als Tod und Grabeshallen;
und mit der Liebe glaubensstarkem Wähnen
bog ich mich auf das kalte Angesicht
und schloß die Lippen auf den starren Mund.
Umsonst — die blauen Augen sahn mich nicht,
und keine Antwort gab die Lippe kund. —
Und wie in jener sagenhaften Stunde,
da Gott verschied am Kreuz zu Golgatha,
fühlt schaudernd ich in ihrem festen Grunde
die Erd' um mich erbeben, und ich sah
die Sonne stürzen, Nacht umzog die Welt,
ein Riß zerspaltete des Himmels Zelt,
auflodernd schlugen um mein Haupt die Flammen,
und an dem Totenbett brach ich zusammen.

* * *

Artur Fitger.

Geb. am 4. Oktober 1840 in Delmenhorst (Gr. Oldenburg), gest. am 28. Juni 1909 in Bremen. — Fahrendes Volk 1875. Winternächte 1880. Requiem 1894.

Johann Sebastian Bach.

Der Kurfürst rückt den Stuhl, zu Ende geht das Mahl,
und Serenissimus verläßt den Gartensaal,
im kühlen Park sich zu ergehen.
Orangen lauschen rings an Taxuswänden vor,
und das Parterre prangt in seltnem Zwiebelflor,
von Statuen schimmern die Alleen;
um die Sirene buhlt im Mondenlicht der Born,
den ein Triton verspritzt aus krummem Muschelhorn.

Der Hof lustwandelt rings im laub'gen Schattenzelt
und harrt auf das Turnier, das heut der Kurfürst hält;
denn heut: „O ciel! impertinence!
ein deutscher Musikus stellt sich zum Waffengang
dem Meister aus Paris, dem Jean Louis Marchand;
Apoll und Satir! Welche Chance!
ein Wettspiel, wie's in Rom man weiland sehen mocht,
da Scherzes halb ein Zwerg mit einem Riesen focht."

„Pardonnez, Saint Thomas, du zweifeltest am Christ,
und unsern Zweifel regt doch nur dein Organist,
dein Tropf, dein Bach, dein Meister Bakel!
Arion, en chantant ses airs, marcha sur l'eau,
et Marchand marchera sur ce petit Ruisseau;
charmant Marchand! charmant miracle!"
So scherzt Graf Schöppenstedt. Man preist sein Silbenspiel,
man applaudiert, man lacht sogar im Schnörkelstil.

Dicht an den Garten tritt die Schloßkapelle vor,
und sanfter Orgelton entströmt dem offnen Tor
wie Lerchenlied im Morgengrauen:
noch grüßt ihr Sang allein die schlafende Natur;
doch mählich regt es sich auf taubenetzter Flur,
und Antwort tönen rings die Auen.
Nun stimmt das volle Werk in Jubelmelodein
wie der erwachte Wald mit tausend Liedern ein.

Das wächst und schwillt und blüht wie freud'ge Frühlingsmacht,
das flutet und das wogt in lichter Zauberpracht,
als stürmten Geister an im Fluge,
als jagt auf wolk'gem Roß daher die Windesbraut,
als schlüg ein Meer empor, und nun mit Donnerlaut
beginnt der Riesenschritt der Fuge;
Akkord drängt an Akkord in stolzen Harmonien,
wie Heere, die hinaus ins Schlachtgetümmel ziehn.

Schon fassen sie sich an im ungestümen Zorn,
die helle Pfeife gellt, dazwischen schreit das Horn,
dann fliehn sich die verschlungnen Massen;
doch reißt es sie zurück voll zum Zusammenklang;
und horch! allmählich löst in flutendem Gesang
sich zum Choral ihr wildes Hassen:
Nun danket alle Gott mit Herz und Hand und Mund,
ihn loben Tag und Nacht, die Himmel tun ihn kund!

Und atemlos, gebeugt vor niegeahnter Macht,
steht lauschend rings der Hof; man hört den Hauch der Nacht
hinwandeln durch die alten Rüstern.
Da spricht der Fürst: „Marchand, begehrt des Kampfs Er noch?
Marchand, Monsieur Marchand; wo blieb er? Sucht ihn doch!"
Und durch die Reihen läuft ein Flüstern:
„Durchlaucht verzeih, daß längst Marchand davon sich stahl
und auf französisch sich per Extrapost empfahl." —

Die Uhr schlug Mitternacht, verlassen liegt der Park,
doch deutsches Wetter peitscht die Bäume bis aufs Mark,
das Zwiebelbeet im Hagel zittert;
da rasselt's, kracht und stürzt, weh! der Orangentopf,
dem zopfigen Triton zerschmettert er den Kopf,
die Rokoko-Sirene splittert,
und jauchzend fegt der Sturm um den geborstnen Rumpf
und preist in mächt'gem Lied des deutschen Geists Triumph.

Werwolf.

Mein Liebster, wo bist du gewesen die Nacht?
du hast dich so heimlich von dannen gemacht.

Und aus dem Walde rief es so grell,
halb deine Stimme halb Wolfsgebell.

Nun ist dir verloschen des Auges Glut,
um Lippen und Bart eine Spur von Blut;

wo bist gewesen? was hast du getan?
was gingen die bellenden Wölfe dich an?

O frage nicht, Liebste, o frage mich nicht,
die Nacht ist ja schwarz, und der Wald ist da dicht.

Leicht spült sich die Lippe, leicht spült sich der Bart,
daß niemand die Spuren des Blutes gewahrt.

Erloschen die Augen in Scham und Reu,
bald glänzen in eherner Härte sie neu.

Und lächelnde Lüge verschleiert so klug
die Hölle des Herzens, den Furienfluch.

Balladendichter Brandenburgs.

Den brandenburgischen Dichtern kann man Adelbert von Chamisso beizählen. Chamisso ist bekanntlich Franzose von Geburt, doch kam er als Knabe bereits, vor den Stürmen der Revolution flüchtend, nach Berlin, das seine zweite Heimat wurde. Auch künstlerisch mutet seine realistische, keusch-herbe und ruhige Art ganz norddeutsch an, andrerseits steht er norddeutschen Romantikern wie Achim von Arnim, de la Motte Fouqué, E. Th. A. Hoffmann als Mensch und Freund nahe, wie er überhaupt der Gedanken- und Phantasiewelt der Romantiker manche Anregung verdankt, — ebenso allerdings auch der französischen Romantik. Aber die Eigenart Chamissos beruht doch in einer realistisch einfachen und innigen Empfindungsart und in einer dem wirklichen Leben zugewandten sozialen Weltanschauung. Chamisso ist einer der bedeutendsten sozialen Dichter Deutschlands, er ist ein Meister der feinpointierten satirischen wie der tieftragischen sozialen Ballade. Deshalb gehört er nicht in die Gruppe der Romantiker. — Befreundet mit Chamisso war der originelle Freiherr Franz von Gaudy, ein witziger Satiriker und etwas weitschweifiger, wortreicher Epiker, der oft einen künstlerisch feinen Geschmack bekundet. Nicht ohne Eigenart in seinen spröden und doch wohlgeformten Versen und interessanten Motiven ist Wilhelm Wackernagel, während Hermann Marggraff (1809—1864), ebenfalls als politischer Dichter beachtenswert, als Typus des tüchtigen Balladendichters der Epigonenzeit bezeichnet werden kann. Balladen von letzterem wurden hier jedoch nicht aufgenommen. Leider war Adolf Glaßbrenner, in dessen Schriften die scharfe kaustische Art des Brandenburgers recht zum Ausdruck gelangte, allzu sehr Politiker und Tagespoet und zu wenig epischer Künstler, als daß man von ihm mehr als witzige und scharf pointierte balladenartige Lieder und Zeitsatiren erwarten darf. Tüchtige, kraftvolle Balladendichter waren Hugo Freiherr von Blomberg und George Hesekiel. Letzterer, ein geborener Hallenser, ist allerdings nicht in diesen Abschnitt aufgenommen, in dem er als charaktervoller Bearbeiter märkischer Historien jedenfalls zu nennen ist, — sondern dem Kapitel „Balladendichter Thüringens und Sachsens" zugeteilt worden. — Der bei weitem bedeutendste Balladendichter der Mark ist natürlich Theodor Fontane. Über ihn, der den Stil der deutschen Volksballade, der lokalen Anekdoten- und Historienballade ebenso vertieft und durch seine prägnante Kunst verdichtet und beseelt hat, wie er den Stil der nordischen und englisch-schottischen Ballade in seiner edelsten Struktur wesensgetreu getroffen hat — ohne diesen Stiel, wie neuere Dichter, zu überspannen –, ist in der Einleitung ausführlich berichtet worden. Von Paul Heyse konnten zwei rein und edel gestimmte, durch die Schönheit der Sprache wie durch den Reichtum seelischer Beziehungen gleich ausgezeichnete Balladen aufgenommen werden. Von älteren Dichtern der Mark — hier nicht vertreten — ist noch zu erwähnen Michael Beer (1800—1833).

Von modernen Balladendichtern sind Brandenburger Alice Freiin v. Gaudy, Richard Dehmel, Gustav Schüler und Wilhelm v. Scholz.

Adelbert von Chamisso.

Geb. am 30. Januar 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne, gest. am 21. August 1838 in Berlin.

Gedichte 1831. Bérangers Lieder 1838, Werke (herausgegeben von Hitzig) Leipzig 1836—39. — Chamisso, einer unserer bedeutendsten und vielseitigsten Balladendichter, konnte hier natürlich nur durch einige markante, besonders charaktervolle Balladen vertreten sein. Viele ausgezeichnete Balladen mußten fortbleiben, wie „Der Birnbaum auf dem Walserfeld", „Die Weiber von Winsperg", „Liebesprobe", „Hans Jürgen und sein Kind", „Böser Markt", „Die Sonne bringt es an den Tag" usw. — Chamisso ist weiter ein Meister der poetischen Erzählung und der Form der Terzine. Leider konnten auch von diesen sinnvollen und formschönen Dichtungen hier nur einige wenige aufgenommen werden, insbesondere mußte die klassische, allerdings auch viel bekannte Erzählung „Salas y Gomez" wegen ihrer Länge fortbleiben. Ich will aus dieser glänzenden Reihe wenigstens noch die bedeutendsten Dichtungen nennen: „Vater Anselmo", „Abdallah", „Abba Gloss Leczeka", „Georgis", „Der strebsame König". „Aus der Vendee", „Chassans und die Waldenser", „Die Verbannten", „Ein Gerichtstag auf Huahine", „Das Mordtal", „Die Retratte" und „Mateo Falcone, der Korse".

Das Riesenspielzeug.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer,
du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Tor
und stieg hinab den Abhang bis in das Tal hinein,
neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wo jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

Ei! artig Spielding! ruft sie, das nehm ich mit nach Haus.
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt;

und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß, wie Kinder sind,
zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
so allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn.

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden: laß sehen, was es sei.

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
wie alles auf dem Tische so zierlich aufgebaut,
so klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
Was hast du angerichtet? das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin,
der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn?

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
denn, wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand,
sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Die Männer im Zobtenberge.

Es wird vom Zobtenberge gar Seltsames erzählt,
als tausend und fünfhundert und siebzig man gezählt,
am Sonntag Quasimodo lustwandelte hinan
Johannes Beer aus Schweidnitz, ein schlichter frommer Mann.

Er war des Berges kundig, und Schlucht und Felsenwand
und jeder Stein am Stege vollkommen ihm bekannt;
wo in gedrängtem Kreise die nackten Felsen stehn,
war diesmal eine Höhle, wo keine sonst zu sehn.

Er nahte sich verwundert dem unbekannten Schlund,
es hauchte kalt und schaurig ihn an aus seinem Grund;
er wollte zaghaft fliehen, doch bannt ihn fort und fort
ein lüsternes Entsetzen an nicht geheuren Ort.

Er faßte sich ein Herze, er stieg hinein und drang
durch enge Felsenspalten in einen langen Gang;
ihn lockte tief da unten ein schwacher Dämmerschein,
den warf in ehrner Pforte ein kleines Fensterlein.

Die Pforte war verschlossen, zu welcher er nun kam,
er klopfte, von der Wölbung erdröhnt es wundersam,
er klopfte noch zum andern, zum drittenmal noch an,
da ward von Geisterhänden unsichtbar aufgetan.

An rundem Tische saßen in schwarzbehangnem Saal,
erhellt von einer Ampel unsicher bleichem Strahl,
drei lange hagre Männer; betrübt und zitternd sahn
ein Pergament vor ihnen sie stieren Blickes an.

Er zögernd auf der Schwelle beschaute sie genau, —
die Tracht so altertümlich, das Haar so lang und grau, —
er rief mit frommem Gruße: Vobiscum Christi pax!
Sie seufzten leise wimmernd: Hic nulla, nulla pax!

Er trat nun von der Schwelle nur wen'ge Schritte vor,
vom Pergamente blickten die Männer nicht empor,
er grüßte sie zum andern: Vobiscum Christi pax!
Sie lallten zähneklappernd: Hic nulla, nulla pax!

Er trat nun vor den Tisch hin und grüßte wiederum:
Pax Christi sit vobiscum! sie aber blieben stumm,
erzitterten und legten das Pergament ihm dar:
„Hic liber obedientiae" darauf zu lesen war.

Da fragt er, wer sie wären? — Sie wüßten's selber nicht.
Er fragte, was sie machten? — Das endliche Gericht
erharrten sie mit Schrecken und jenen Jüngsten Tag,
wo jedem seiner Werke Vergeltung werden mag.

Er fragte: wie sie hätten verbracht die Zeitlichkeit?
Was ihre Werke waren? Ein Vorhang wallte breit
den Männern gegenüber und bildete die Wand,
sie bebten, schwiegen, zeigten darauf mit Blick und Hand.

Dahin gewendet hob er den Vorhang schaudernd auf:
Gerippe und Schädel lagen gespeichert da zuhauf;
vergebens war's mit Purpur und Hermelin verdeckt,
drei Schwerter lagen drüber, die Klingen blutbefleckt.

Drauf er, ob zu den Werken sie sich bekennten? — Ja,
Ob solche gute waren, ob böse? — Böse, ja.
Ob leid sie ihnen wären? Sie senkten das Gesicht,
erschraken und verstummten: sie wüßten's selber nicht.

*

Der rechte Barbier.

Und soll ich nach Philisterart
mir Kinn und Wange putzen,
so will ich meinen langen Bart
den letzten Tag noch nutzen;
ja! ärgerlich, wie ich nun bin,
vor meinem Groll, vor meinem Kinn
soll mancher noch erzittern.

Holla! Herr Wirt, mein Pferd! macht fort!
ihm wird der Hafer frommen.
Habt Ihr Barbiere hier im Ort?
Laßt gleich den rechten kommen.
Waldaus, waldein, verfluchtes Land!
ich ritt die Kreuz und Quer und fand
doch nirgends noch den rechten.

Tritt her, Bartputzer, aufgeschaut!
du sollst den Bart mir kratzen;
doch kitzlich sehr ist meine Haut,
ich biete hundert Batzen;
nur, machst du nicht die Sache gut,
und fließt ein einz'ges Tröpflein Blut, —
fährt dir mein Dolch ins Herze.

Das spitze kalte Eisen sah
man auf dem Tische blitzen
und dem verwünschten Ding gar nah
auf seinem Schemel sitzen
den grimm'gen, schwarzbehaarten Mann
im schwarzen, kurzen Wams, woran
noch schwärzre Troddeln hingen.

Dem Meister wird's zu grausig fast,
er will die Messer wetzen,
er sieht den Dolch, er sieht den Gast,
es packt ihn das Entsetzen;
er zittert wie das Espenlaub,
er macht sich plötzlich aus dem Staub
und sendet den Gesellen.

Einhundert Batzen mein Gebot,
falls du die Kunst besitzest;
doch merk es dir, ich stech dich tot,
so du die Haut mir ritzest.
Und der Gesell: Den Teufel auch!
Das ist des Landes nicht der Brauch.
Er läuft und schickt den Jungen.

Bist du der rechte, kleiner Molch?
frisch auf! fang an zu schaben;
hier ist das Geld, hier ist der Dolch,
das beides ist zu haben!
Und schneidest, ritzest du mich bloß,
so geb ich dir den Gnadenstoß;
du wärest nicht der erste.

Der Junge denkt der Batzen, druckst
nicht lang und ruft verwegen:
Nur still gesessen, nicht gemuckst!
Gott geb auch seinen Segen!
Er seift ihn ein ganz unverdutzt,
er wetzt, er stutzt, er kratzt, er putzt:
Gottlob! nun seid Ihr fertig.

Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin;
du bist ein wahrer Teufel!
kein andrer mochte den Gewinn,
du hegtest keinen Zweifel,
es kam das Zittern dich nicht an,
und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
so stach ich dich doch nieder.

Ei! guter Herr, so stand es nicht,
ich hielt Euch an der Kehle,
verzucktet Ihr nur das Gesicht
und ging der Schnitt mir fehle,
so ließ ich Euch dazu nicht Zeit,
entschlossen war ich und bereit,
die Kehl' Euch abzuschneiden. —

So so! ein ganz verwünschter Spaß!
Dem Herrn ward's unbehäglich,
er wurd auf einmal leichenblaß
und zitterte nachträglich:
So so! das hatt' ich nicht bedacht,
doch hat es Gott noch gut gemacht;
ich will's mir aber merken.

Das Urteil des Schemjáka.

(Russisches Volksmärchen.)

Hilf, Bruder, lieber Bruder mein,
hilf, Reicher du, dem Armen;
wirst gegen mich doch menschlich sein,
wirst meiner dich erbarmen;
leih mir den Gaul auf einen Tag,
daß ich zu Holze fahren mag;
gar grausam ist der Winter!

Dich lehrt das Roß, das du verlangst,
die Zunge zu bewegen;
wann erst du an zu betteln fangst,
wird's nicht so bald sich legen.
So nimm es hin und schier dich fort,
und sieh dich vor; denn auf mein Wort,
heut ist's zum letzten Male.

Hilf, Bruder, lieber Bruder mein,
hilf, Reicher du, dem Armen!
wirst gegen mich doch menschlich sein,
wirst meiner dich erbarmen;
du gibst das Kummet noch daran,
daß ich zu Holze fahren kann,
du leihst mir noch das Kummet.

Wirst mich in einem Atemzug
um Haus und Hof noch bitten;
du hast das Roß, das ist genug,
hier, Punktum! abgeschnitten.
Was zauderst du? so schier dich fort,
du kriegst es nicht, nein! auf mein Wort,
ich leihe dir kein Kummet.

Und gab er nicht das Kummet her,
wird nur der Gaul es büßen,
wird mit dem Schwanze weit und schwer
den Schlitten ziehen müssen.
Noch diese Scheite obenauf, —
nun ist's gepackt; lauf, Schimmel, lauf!
heut gilt's zum letzten Male.

Und wie er kam in seinem Stolz,
nichts ahndend von Gefahren,
mit einem tücht'gen Fuder Holz
den Hof hinan gefahren,
erlitt er Schiffbruch schon am Ziel, —
es stolperte der Gaul und fiel
und riß sich, ach! den Schwanz aus.

Hier, Bruder, lieber Bruder, schau!
hier hast den Gaul du wieder;
nimm's, Bruderherz, nicht zu genau,
er hat gesunde Glieder,

er ist noch gut, er ist noch ganz,
es fehlt ihm nichts als nur der Schwanz,
der Schwanz — ist ausgerissen.

Und hast du mir mein gutes Pferd
verstümmelt und geschändet
und zahlst du mir nicht gleich den Wert,
so weiß ich, wie das endet:
Schemjáka spricht, der Richter, schon
mit dir aus einem andern Ton;
du folgst mir vor den Richter.

Dem Armen, der die Sach' ermißt,
behaget schlecht das Wandern;
weil's aber doch nicht anders ist,
so folgt er still dem andern.
Sie kamen, wo zur rechten Hand
am Weg die weiße Schenke stand,
Zeit war es einzukehren.

Gleich ward der grüne Branntewein
dem Reichen aufgetragen,
mit trank der Wirt, das muß so sein,
dem Armen knurrt der Magen;
er steiget auf die Ofenbank,
verschlafen will er Speis und Trank,
er hat's nicht zu bezahlen.

Der Hunger ist ein scharfer Gast,
der Schlaf hat seine Launen;
er findet oben keine Rast,
er hört sie unten raunen;
er dreht sich hin, er dreht sich her
und stürzt am Ende plump und schwer
herunter auf die Wiege.

Mein Kind! mein Kind! es ist erstickt;
der hat den Mord begangen,
du hast's erwürgt, du hast's erdrückt,
du wirst vom Galgen hangen;
Schemjáka spricht, der Richter, schon
mit dir aus einem andern Ton;
du folgst mir vor den Richter.

Zum Richter wallten nun die drei,
sich um ihr Recht zu balgen;
dem Armen ward nicht wohl dabei,
er träumte Rad und Galgen;
drum auf der Brücke, die nun kam,
er plötzlich einen Anlauf nahm,
er sprang, dem Tod entgegen.

Just unterhalb der Brücke fuhr
ein Greis in seinem Schlitten;
im Fall erdrückt er diesen nur
und hatte nichts gelitten. —
Ein Mord! ein Mord! du hast's vollbracht,
hast mir den Vater umgebracht;
du folgst mir vor den Richter.

Zum Richter wallten nun die vier,
der Arme gar mit Grimme:
Was hilft mein Sterbenwollen mir?
das Schlimmste jagt das Schlimme.
Zwei Tote zu dem Pferdeschweif!
Und bin zum Galgen ich schon reif,
so will ich Rache haben.

Den Stein da will ich in mein Tuch
gewickelt bei mir tragen,
und lautet wider mich sein Spruch,
ich schwör ihn zu erschlagen;
nicht hab ich Geld, nicht hab ich Gut,
und soll ich geben Blut um Blut,
will Blut um Blut ich nehmen.

Auf hohem Richterstuhle sitzt
Schemjáka da, der Weise;
die Kläger treten ein erhitzt
und stellen sich zum Kreise;
der Arme zorn'gen Herzens stellt
sich hinter sie und fertig hält
er schon den Stein zum Wurfe.

Der reiche Bruder war nicht faul,
die Klage zu erheben:
Der Schwanz, der Schwanz fehlt meinem Gaul,
den soll er wiedergeben.
Dicht hinter ihm der Arme stand,
hielt hoch den Stein in seiner Hand
und drohte schon dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's von ferne,
er meinte, hundert Rubel sind
es wohl, die nehm ich gerne.
Und Rechtens folgt daraus der Schluß,
daß er den Gaul behalten muß,
bis wieder ihm der Schwanz wächst.

Der Schenkwirt trat zum andern vor,
die Klage zu erheben:
Das Kind, das Kind, das ich verlor,
er soll's mir wiedergeben.
Dicht hinter ihm der Arme stand,
hielt hoch den Stein in seiner Hand
und drohte nach dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's von ferne:
Aha! noch hundert Rubel sind
zu haben, herzlich gerne!
So nehm er denn zu sich dein Weib
und zeuge dir aus ihrem Leib
ein Kind, das dich entschädigt.

Zuletzt begann des Greises Sohn
um Mord ihn anzuklagen:
Gib diesem Mörder seinen Lohn,
mein Vater liegt erschlagen.
Dicht hinter ihm der Arme stand,
hielt hoch den Stein in seiner Hand
und drohte baß dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's vom weiten;
ei, Gottessegen! wieder sind
hier hundert zu erbeuten. —
So sollt ihr zu der Brücke gehn,
er unten und du oben stehn;
dann springst du und erschlägst ihn.

Und früh erschien am andern Tag
der Arme vor dem Reichen;
gib her den Gaul, Schemjáka mag
ich Salomon vergleichen.

Gewiß ich bring ihn dir zurück,
sobald ihm nur zu gutem Glück
hinwiederum der Schwanz wächst. —

Ich hab's bedacht, es war nicht klug,
um einen Roßschweif zanken;
der Gaul ist so mir gut genug,
ich will für Beßres danken.
Laß Freund' uns sein; ich schenke dir
die Ziege mit dem Zicklein hier
und noch zehn Rubel Silber.

Dem Schenkwirt macht er den Besuch.
Ich will dein Weib mir holen,
du weißt Schemjákas Richterspruch
und was er mir befohlen;
ich will zur Sühne meiner Schuld
die Straf' erleiden in Geduld
und gleich zum Werke schreiten. —

Bemüh dich nicht, es tut nicht not;
viel Kinder, viele Sorgen;
und ist mein armes Kindlein tot,
ich will kein fremdes borgen;
als Friedenspfand nimm diese Kuh,
das Kalb, die Stute noch dazu
und hundert Rubel Silber.

Er kam zu dem verwaisten Sohn:
Ich bin bereit zum Tode,
du kennst Schemjákas Urteil schon,
ich steh dir zu Gebote.
Was zauderst du? der Weg ist lang,
der kleine Sprung, der mir gelang,
er wird dir schon gelingen. —

Der weite Gang unnötig ist,
gefällt mir auch mit nichten;
ich bin versöhnlich als ein Christ,
wir wollen's gütlich schlichten;
und weil die Sache dich verdroß,
so schenk ich dir ein gutes Roß,
dazu dreihundert Rubel.

Und wie sein Vieh er überschaut
und läßt die Münze klingen,
tritt ein Schemjákas Diener traut,
ein seltsam Wort zu bringen:
Gib her, was du gezeiget hast,
der weißen Rollen Silberlast,
gib her dreihundert Rubel. —

Dreihundert Rubel, sagst du? nein,
wer hat die zu verschenken?
Gezeiget hab ich ihm den Stein,
den nimm zum Angedenken.
Mißfiel sein Spruch mir, sag's ihm nur,
geschworen hätt' ich einen Schwur,
mit dem ihn zu erschlagen.

Den Stein, o Herr, den schickt er nur
und läßt dabei dir sagen:
Mißfiel dein Spruch ihm, galt sein Schwur,
mit dem dich zu erschlagen.
Da hat gehustet, sich geschneuzt
Schemjáka und zuletzt bekreuzt:
Gottlob! das lief noch gut ab.

Ein Lied von der Weibertreue.

Sie haben zwei Tote zur Ruhe gebracht:
der Hauptmann fiel in rühmlicher Schlacht,
mit Ehren ward er beigesetzt,
und der, den jüngst er wacker gehetzt,
der Räuber hängt am Galgen.

Da hält die Wacht als Schildergast
ein junger Landsknecht, verdrießlich fast;
die Nacht ist kalt, er flucht und friert,
und wird ihm geraubt, der den Galgen ziert,
so muß für ihn er hangen.

Im Grabgewölb bei des Hauptmanns Leib
verweilt verzweiflungsvoll sein Weib,
sie hat geschworen in bittrer Not,
für ihn zu sterben den Hungertod;
die Amme, zur Gesellschaft.

Die Amme spricht: Gebieterin,
ich habe geschworen nach Eurem Sinn;
beklagt und lobt den sel'gen Herrn,
da stimm ich mit ein, von Herzen gern,
doch plagt mich sehr der Hunger.

Er war, so alt er war, gar gut,
nicht eifersüchtig, von sanftem Mut;
ach, edle Frau, Ihr findet zwar
den zweiten nicht, wie der erste war,
doch plagt mich sehr der Hunger!

Euch war's, es ist mir wohl bewußt,
ein harter Schlag, ein großer Verlust;
doch seid Ihr noch schön, doch seid Ihr noch jung
und könntet noch haben der Freude genung;
es plagt mich sehr der Hunger!

Die Amme so; und stumm beharrt
die edle Frau im Schmerz erstarrt,
erloschen scheint der Augen Licht,
sie klaget nicht, sie weinet nicht,
es plagt sie sehr der Hunger.

Und draußen bläst der Wind gar scharf;
der Landsknecht läuft, so weit er darf,
indem er sich zu erwärmen sucht;
und wie er läuft, und wie er flucht,
so sieht ein Licht er schimmern.

Von wannen mag der Schimmer sein?
er schleicht herzu, er tritt hinein:
gegrüßet mir, ihr edle Fraun;
wie muß ich hier am Grabe schaun
so hoher Schönheit Schimmer!

So staunend er; und stumm beharrt
die edle Frau im Schmerz erstarrt,
erloschen scheint der Augen Licht,
sie klaget nicht, sie weinet nicht,
es plagt sie sehr der Hunger.

Die Amme drauf: das seht Ihr ja,
wir trauern um den Toten da;
wir haben geschworen in bittrer Not,
für ihn zu sterben den Hungertod,
es plagt mich sehr der Hunger.

Drauf er: Das ist nicht wohlgetan
und hilft zu nichts dem toten Mann.
So schön! so jung! ihr seid nicht klug,
es hat die Welt der Freude genug;
entsetzlich nagt der Hunger.

Ich sage nur: ihr Frauen sollt
mich essen sehn, dann tun, was ihr wollt.
Hier hab ich Brot, hier hab ich Wurst,
hier eine Flasche für den Durst;
es plagt auch mich der Hunger.

Und wie er tut, was er gesagt,
und ihm so wohl das Essen behagt,
da sinkt der Alten ganz der Mut:
Ach! edle Frau, das schmeckt so gut!
und, ach mich plagt der Hunger!

Drauf er: So eßt, ich habe für zwei
genug und habe genug für drei,
ich esse sonst allein für vier;
so eßt und trinkt getrost mit mir;
das hilft schon für den Hunger.

Die Amme versucht, auf gutes Glück,
ein Stückchen erst und dann ein Stück;
sie sieht der Herrin ins Angesicht;
sie klaget nicht, sie weinet nicht,
es plagt sie sehr der Hunger.

Ach, edle Frau, das schmeckt so gut,
Ihr wißt schon wie der Hunger tut;
was hat davon Euer Herr Gemahl?
Es sei genug für dieses Mal,
entsetzlich nagt der Hunger!

Er tritt zu ihr: Versucht es nur.
Sie aber spricht: Mein Schwur! mein Schwur!
und stößt ihn dennoch nicht zurück,
sie nimmt ein Stückchen und dann ein Stück,
das hilft denn für den Hunger.

Er fällt vor ihr auf seine Knie:
Ich sah ein schöneres Weib noch nie,
nur sollt Ihr hinfort mir klüger sein,
nun muß ich gehen, gedenket mein,
ich komme morgen wieder.

Nichts da von Lebensüberdruß!
er spricht's und raubt ihr einen Kuß
und stürzt hinaus, er ist schon fort;
die Alte ruft: So halt auch Wort,
du lieber, lieber Landsknecht!

Und ferner spricht sie zu der Frau:
Bedenk ich, Herrin, die Sache genau,
er hat es gar nicht schlecht gemacht
und uns auf guten Weg gebracht,
der liebe, liebe Landsknecht!

Sie sagt nicht nein, sie sagt nicht ja,
sie steht betroffen, errötend da,
gibt ihren Tränen freien Lauf
und seufzet leiser atmend auf:
Du lieber, lieber Landsknecht!

Der Landsknecht aber verwundert sich sehr,
er steht vor dem Galgen, und der steht leer.
Blitz Hagel! das war mein Henkersschmaus;
den Platz da füll ich morgen noch aus!
ich armer, armer Landsknecht!

Er läuft zurück: Nun schafft auch Rat,
sonst muß ich hangen; ich kam zu spat.
Sie fragen ihn aus; wie er alles gesagt,
da weint die edle Frau und klagt:
Du armer, lieber Landsknecht!

Die Alte spricht: Geduld! Geduld!
Ich wasch ihn rein von aller Schuld;
er hat uns errettet, das wißt Ihr doch,
versteht mich, Frau, was zaudern wir noch?
du lieber, lieber Landsknecht!

Man hat ihm seinen Toten geraubt,
wir haben auch einen, wenn Ihr es erlaubt,
gebt ihm den unsern, gebt Euren Schatz,
der füllt, wie einer, seinen Platz.
Du lieber, lieber Landsknecht!

Und wer betrachtet's scharf genug,
daß er entdeckte den Betrug?
Frisch angefaßt und schnell ans Werk!
daß keiner dort den Mangel merk.
Du lieber, lieber Landsknecht!

Wie er die Hand an den Toten legt,
da ruft der Landsknecht tiefbewegt:
Mein Hauptmann! was? du bist es fürwahr!
Nun bring ich dich an den Galgen gar!
du lieber, guter Hauptmann!

Die Frau versetzt: Was zauderst du?
geschwind! sonst kommen noch Leute dazu,
geschwind! ich helfe, was ich kann,
geschwind! geschwind! du lieber Mann,
du lieber, lieber Landsknecht!

Und er darauf: Es geht nicht an;
dem Räuber fehlt ein Vorderzahn.
Da nimmt sie selber einen Stein
und schlägt den Zahn dem Toten ein:
Du lieber, lieber Landsknecht!

So schleifen hinaus ihn alle drei
und hängen ihn an den Galgen frei,
und streift nun der Wind die Heide entlang,
so geben die Knochen gar guten Klang
zum Lied von der Weibertreue.

Das Auge.

Dir ist der alte Müller bekannt,
Bolei, der wackre, wird er genannt,
bettlägerig ins zwanzigste Jahr,
der Geist noch kräftig, heiter und klar.

Ihn rührte der Schlag in der Schreckensnacht,
wo vom Stall herüber, vom Sturme gefacht,
der ungeheure Brand das Schloß
ergriff und über das Dorf sich ergoß.

Wo's galt zu retten, war er dabei,
der erste, der kühnste, der wackre Bolei;
er meint und sprang in die Glut hinein,
der Stallknecht möchte zu retten noch sein.

Den Fritz begrub der lodernde Graus,
selbst kam er mit brennenden Kleidern heraus,
und wie darauf er ins Wasser sprang,
ward er gelähmt auf sein Lebenlang.

Sein Aug' ist wunderbarlich hell,
den Kindern und Reinen ein freudiger Quell;
doch nimmer den scharfen Lichtblick erträgt,
wer selbst im Busen Nächtliches hegt.

Bolei war jüngst im Haus allein;
es trat ein fremdes Weib zu ihm ein,
ein Fäßlein Branntwein trug sie daher,
den bot sie feil und rühmte ihn sehr.

„Es steht nach Branntwein nicht mein Sinn,
geh du mit Gott nur wieder hin."
Sie ließ sich nicht abweisen und trat
zudringlich näher und trotzte und bat.

Er sah sie an verwundert schier:
„Geh du mit Gott! was suchst du hier?"
Sie machte frech der Worte noch viel,
bis scharf sein Blick ihr ins Auge fiel.

Dem wollte sie nicht noch weichen sogleich
und wurde doch stumm und wurde doch bleich;
da schrie sie auf: Was siehst du mich an?
was willst du? was hab ich Böses getan?

Er aber lag auf dem Lager dort,
sah bloß sie an und sprach kein Wort,
und zitternd stand sie gefesselt und schien
unmächtig, sich dem Blick zu entziehn.

Was willst du von mir, Entsetzlicher, sprich!
Laß ab von mir, was peinigst du mich?
Ich bin nicht schuldig: was hältst du Gericht?
wend ab dein Auge, halte mich nicht!

Er aber lag auf dem Lager dort,
sah scharf sie an und sprach kein Wort.
Und heftiger immer erzitterte sie
und rang sich loszureißen und schrie:

Wend ab dein Auge! was hast du erdacht?
was hältst du mich fest? wer gibt dir die Macht?
was dringt dein Blick mit dem blutigen Schein
des lodernden Brandes so auf mich ein?!

Wer redet vom Brande? was geht der mich an?
Wie darfst du sagen: ich hab es getan?!
Ich sage: nein! was keiner weiß,
das macht mich nicht bang und macht mich nicht heiß.

Er aber lag auf dem Lager dort,
sah schärfer sie an und sprach kein Wort.
Sie rang, wie ihrer selbst nicht bewußt,
da erscholl ein Schrei aus zerrissener Brust:

Du weißt es schon, daß ich es war!
Nun ja! nun ja! es ist doch wahr!
der böse Feind hat mich versucht,
die Liebe, was weiß ich? die Eifersucht!

Das weißt du, Fritz, der die Eh' mir versprach,
ging jetzt der Anne Marie doch nach;
ich hatt's ihm gesagt, und — als er schlief —
das Messer war scharf, der Schnitt war tief. —

Er zappelte noch und röchelte bang;
das Blut, das rann die Dielen entlang;
er hatte des Blutes entsetzlich viel!
Es trieb der Böse damit sein Spiel.

Ja, wenn die Flamme das Blut nur leckt
mit roter Zunge, so wird es verdeckt.
Und unten im Stalle war willig das Stroh,
auf einmal flackert es lichterloh!

Sie sprach's und stöhnte, und raffte sich auf
und war verschwunden in schnellem Lauf.
Er sah ihr nach, erschrocken fast,
bis er zum Beten sich stille gefaßt.

Vergeltung.

Wie der Mai du anzuschauen,
Wonnereiche, Zarte, Feine,
mit des Haares Gold, der blauen
klaren Augen Himmelsreine;
mit den Lippen von Korallen,
mit der Gabe zu gefallen,
holdes, süßes Mägdelein, —
mußt, unseligste von allen,
du des Henkers Tochter sein?!

Und der Vater kam nach Hause
düstern, fast verstörten Mutes;
ihn verfolgt das Bild, das grause,
des am Tag vergoßnen Blutes: —
Haben die den Stab gebrochen,
nach den Rechten auch gesprochen,
schreit um Rache doch dies Blut;
jene Rechte sind bestochen,
sind der Unterdrücker Gut.

Ja, die Mächt'gen, die Beglückten,
ja, die Götter dieser Erden!
Ihnen muß der Unterdrückten
sühnend Blut geopfert werden;
rein von Blut sind ihre Hände,
das Gesetz verlangt die Spende,
wie der Richter selber spricht;
ich Verworfner bring's zu Ende,
ob das Herz darob mir bricht.

Recht und Freiheit! rufen wollte
dieser noch, da scholl der dumpfe
Trommelschlag, — ein Wink, — es rollte
schnell sein Haupt getrennt vom Rumpfe.
Morgen werden Mütter weinen,
morgen folgen zwei dem einen,
und gebrandmarkt werden drei! —
Möchte noch der Tag mir scheinen,
wo Vergeltung Losung sei! —

Wühlt in seines Herzens Wunden
so der Alte trüb und trüber,
und die nächtlich bangen Stunden
ziehen träg an ihm vorüber;
ewig scheint die Nacht zu dauern;
Wahngebilde sieht er lauern,
wo sein Auge starrend ruht;
sieht an den geweißten Mauern
rieseln der Gerechten Blut.

Und er hofft die düstern Sorgen
sich beschäft'gend abzustreifen,
im voraus zum andern Morgen
will er Beil und Messer schleifen,

will am Herde sich bemühen,
noch die Stempel auszuglühen,
die er morgen brauchen soll; —
blutrot sieht er Funken sprühen
um das Eisen schreckenvoll.

Blut und Blut! die grausen Bilder
stürmen auf ihn ein und hadern,
es empöret wild und wilder
sich das Blut in seinen Adern;
Frieden hofft er nur zu finden,
sich der Angst nur zu entwinden
in der reinen Unschuld Näh': —
dieser Spuk, er wird verschwinden,
wann ich meine Tochter seh.

Nahen will ich ihr, mich halten
ihr zu Häupten, nur sie schauen,
zum Gebet die Hände falten
und auf meinen Gott vertrauen. —
Wie er sagte, also tat er,
sorglich, leisen Schrittes naht er,
nicht zu stören ihre Ruh: —
Was, verzweiflungsvoller Vater,
zuckst dein scharfes Messer du?

Ach du siehest, weh dir Armen!
siehst den Wüstling, siehst den Grafen,
siehst der Tochter in den Armen
den Verführer eingeschlafen.
Im Begriff, den Stoß zu führen,
wirst du andres noch erküren,
ja! du wirfst das Messer weit, —
Zeit war's, jene Glut zu schüren,
und der Stempel liegt bereit. —

Wirst nicht, Schandbub, mit dem Leben
nur die Freveltat mir büßen;
werde meinen Fluch dir geben,
und du wirst dich krümmen müssen;
trage du auf deiner bleichen
Stirne dieses Kainszeichen,
eingebrannt von meiner Hand!
Magst so ungefährdet schleichen,
Mann der Sünde, durch das Land.

Zischend brennt sich ein das Eisen,
schreiend fährt er aus dem Schlafe
und erblickt den grimmen Greisen
mit dem Werkzeug seiner Strafe. —
Zeuch von hinnen! dein Erwachen
möge den noch glaubend machen,
der Vergeltung nicht geglaubt;
Gott ist mächtig in dem Schwachen!
spricht's und wiegt sein graues Haupt.

Die Giftmischerin.

Dies hier der Block und dorten klafft die Gruft.
Laßt einmal noch mich atmen diese Luft
und meine Leichenrede selber halten.
Was schauet ihr mich an so grausenvoll?
Ich führte Krieg, wie jeder tut und soll,
gen feindliche Gewalten.
Ich tat nur eben, was ihr alle tut,
nur besser; drum, begehret ihr mein Blut,
so tut ihr gut.

Es sinnt Gewalt und List nur dies Geschlecht;
was will, was soll, was heißet denn das Recht?
Hast du die Macht, du hast das Recht auf Erden.
Selbstsüchtig schuf der Stärkre das Gesetz,
ein Schlächterbeil zugleich und Fangenetz
für Schwächere zu werden.
Der Herrschaft Zauber aber ist das Geld:
Ich weiß mir Beßres nichts auf dieser Welt
als Gift und Geld.

Ich habe mich aus tiefer Schmach entrafft,
vor Kindermärchen Ruhe mir geschafft,
die Schrecken vor Gespenstern überwunden.
Das Gift erschleicht im Dunkeln Geld und Macht,
ich hab es zum Genossen mir erdacht
und hab es gut befunden.
Hinunter stieß ich in das Schattenreich
Mann, Brüder, Vater, und ich ward zugleich
geehrt und reich.

Drei Kinder waren annoch mir zur Last,
drei Kinder meines Leibes; mir verhaßt,
erschwerten sie mein Ziel mir zu erreichen.
Ich habe sie vergiftet, sie gesehn,
zu mir um Hilfe rufend, untergehn,
bald stumme, kalte Leichen.
Ich hielt die Leichen lang auf meinem Schoß
und schien mir, sie betrachtend tränenlos,
erst stark und groß.

Nun frönt ich sicher heimlichem Genuß,
mein Gift verwahrte mich vor Überdruß
und ließ die Zeugen nach der Tat verschwinden.
Daß Lust am Gift, am Morden ich gewann,
wer, was ich tat, erwägt und fassen kann,
der wird's begreiflich finden.
Ich teilte Gift wie milde Spenden aus
und weilte lüstern Auges, wo im Haus
der Tod hielt Schmaus.

Ich habe mich zu sicher nur geglaubt
und büß es billig mit dem eignen Haupt,
daß ich der Vorsicht einmal mich begeben.
Den Fehl, den einen Fehl bereu ich nur
und gäbe, zu vertilgen dessen Spur,
wie viele eurer Leben!
Du, schlachte mich nun ab, es muß ja sein.
Ich blicke starr und fest vom Rabenstein
ins Nichts hinein.

Der Graf und der Leibeigene.

I.

Laß, Graf, die Jagd und wende dein Roß;
es wird, bevor du erreichest dein Schloß,
wo kreißend die Gräfin begehret dein,
der Erbe vielleicht dir geboren sein.

Wie sprengt er daher mit freudigem Mut!
wie trieft der Rappe von Schweiß und von Blut!
Die Burg erreicht er mit letzter Kraft, —
Verwirrung herrscht in der Dienerschaft.

Es dringt in das Frauengemach der Graf;
die Wöchnerin liegt in ruhigem Schlaf;
die Frauen entfernt, die Fenster verhängt,
die Wiege dicht an das Bette gedrängt.

Er deckt die Wieg' auf, atmend kaum; —
zwei Knaben faßt der enge Raum,
zu Haupt liegt einer, der andre am Fuß;
wie schwelgt nun sein Herz in Überfluß!

Er hebt den einen, den andern mit Lust
aus enger Wiege an seine Brust,
er legt sie beisammen, und wieder hervor
sie hebend hält er die beiden empor.

„Wie bin ich so reich, wie war ich so arm!
Nun wieg ich der Sprößlinge zwei im Arm,
nun grünt mein Stamm in Üppigkeit,
nun soll er mir ragen in Herrlichkeit!"

Da kommt die Wehemutter herein,
sie ahndet schon, was geschehen mag sein,
sie hört und sieht ihn erschrocken an:
was hast du, Graf, was hast du getan?

Entbunden ward mit der Herrin zugleich
die Schaffnerin, — was wirst du so bleich? —
Sie hat, die hier sich geschäftig verletzt,
der Kinder eins in die Welt gesetzt.

Zu Häupten lag, der dir gehört,
der andre zu Füßen, wie sich's gehört,
wer ist dein Blut, wer dein Geschlecht?
Leibeigen wer und niedrer Knecht?

Da ruft er entsetzt: Was hab ich getan?
Mein Sohn, mein Sohn! wer zeigt mir ihn an?
Erwachend ruft die Gräfin: Mein Kind!
o gebt mein eigenes Kind mir geschwind!

Vergebliche Klage: kein Zeuge spricht,
zu kennen sind die Kinder nicht,
verloren ist der Irrung Spur,
die Zeichen schweigen, es schweigt die Natur.

II.

„Bald legt sich der Alte zur letzten Ruh,
und fällt sein brechendes Aug' erst zu, —
auf welcher Seite sei das Recht, —
so bin ich der Herr, so bist du der Knecht."

„Du, Doppelgänger, bist mir fast,
so wie ich dir, in der Seele verhaßt;
und schläft er ... ich frage nach keinem Recht,
so bin ich der Herr, so bist du der Knecht." —

„Ich bin der Graf, wer widersagt
dem hochgeborenen Herrn? wer wagt
verblendet gegen mich den Raub?
vor mir, Leibeigener, in den Staub!" —

„Ich bin der Graf und dulde hier
dein blasses Bild nicht neben mir;
ich werfe dich in den tiefsten Turm;
zu meinen Füßen kreuch, du Wurm!" —

„Wenn schmähen deine Zunge darf,
ist doch dein Schwert viel minder scharf,
sonst müßte bald entschieden sein
wohl zwischen uns das Mein und Dein." —

„Was warten wir, daß sein Auge bricht?
Ich fälle dich gleich, du Bösewicht!"
„Was warten wir? das sprachst du gut;
gleich dünge mein Land dein schwarzes Blut!"

Vernahmst du, Graf, der Waffen Klang
vom Hag herüber die Hallen entlang?
Was trägt dein schwankender Fuß dich dahin?
ach! Unheil ahndet dein finsterer Sinn.

Und über zwei Leichen auf blutigem Grund,
da ringt er verwaist die Hände wund
und weint die alten Augen blind
und schüttelt sein greises Haar in dem Wind.

Das Gebet der Witwe.

(Nach Martin Luther.)

Die Alte wacht und betet allein
in später Nacht bei der Lampe Schein:
laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Not lehrt beten.

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
vermeint nicht anders, sie sei berauscht;
er tritt höchst selbst in das ärmliche Haus
und fragt gemütlich das Mütterchen aus:
Wie lehrt Not beten?

Acht Kühe, Herr, die waren mein Gut,
Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
der nahm die beste der Kühe für sich
und kümmerte sich nicht weiter um mich.
Die Not lehrt beten.

Ich flucht ihm, Herr, so war ich betört,
bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört;
er starb; zum Regimente kam
Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
Die Not lehrt beten.

Dem flucht ich arg auch ebenfalls,
und wie mein Fluch war, brach er den Hals;
da kamen höchst Sie selbst an das Reich
und nahmen vier der Kühe mir gleich.
Die Not lehrt beten.

Kommt dero Sohn noch erst dazu,
nimmt der gewiß mir die letzte Kuh —
Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Not lehrt beten.

Der Bettler[1].

(Nach Béranger.)

Ich will in dieser Rinne sterben,
bin alt und siech genug dazu;
sie mögen mich „betrunken" schelten,
mir recht! sie lassen mich in Ruh.
Die werfen mir noch ein'ge Groschen,
die wenden ab ihr Angesicht;
ja, eilt nur, eilt zu euren Festen,
zum Sterben brauch ich euch doch nicht.

Vor Alter muß ich also sterben,
man stirbt vor Hunger nicht zumal;
ich hofft in meinen alten Tagen
zuletzt noch auf ein Hospital;

[1] Die soziale Ballade als Stilgedicht ist recht eigentlich erst durch Béranger geschaffen worden. Um diesen Stil hier, seiner Bedeutung gemäß, zu kennzeichnen, wurden einige soziale Balladen Bérangers in den sehr gelungenen Nachdichtungen von Chamisso und Gaudy mitgeteilt. Vgl. auch S. 320 und 328.

so viel des Elends gibt's im Volke,
man kommt auch nirgends mehr hinein;
die Straße war ja meine Wiege,
sie mag mein Sterbebett auch sein.

Lehrt mich ein Handwerk, gebt mir Arbeit,
mein Brot verdienen will ich ja; —
geh betteln! hieß es, Arbeit? Arbeit?
die ist für alle Welt nicht da.
Arbeite! schrien mich an, die schmausten,
und warfen mir die Knochen zu;
ich will den Reichen doch nicht fluchen,
ich fand in ihren Scheunen Ruh.

Ich hätte freilich stehlen können,
mir schien zu betteln minder hart;
ich habe höchstens mir am Wege
ein paar Kartoffeln ausgescharrt;
und immer allerorten steckte
die Polizei mich dennoch ein,
mir raubend meine einz'ge Habe —
du Gottes Sonne bist ja mein!

Was kümmern mich Gesetz und Ordnung,
Gewerb' und bürgerliches Band?
was euer König, eure Kammern?
sagt, hab ich denn ein Vaterland?
Und dennoch, als in euern Mauern
der Fremde, Herr zu sein, gemeint,
der Fremde, der mich reichlich speiste,
ich Narr, wie hab ich da geweint!

Ihr hättet mich erdrücken sollen,
wie ich das Licht der Welt erblickt;
ihr hättet mich erziehen sollen,
wie sich's für einen Menschen schickt;
ich wäre nicht der Wurm geworden,
den ihr euch abzuwehren sucht;
ich hätt' euch brüderlich geholfen
und euch im Tode nicht geflucht.

Prophezeiung des Nostradamus auf das Jahr MM.

(Nach Béranger.)

Schreibt Nostradamus, der die Zeit beschwören
und aus den Sternen konnte prophezein:
Im Jahr Zweitausend wird von Jubelchören
das glückliche Paris durchtönet sein;
man wird nur einer Stimme Mißlaut hören,
die wird am Fuß des Louvre kläglich schrein:
Ihr glücklichen Franzosen, wollt des armen,
des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Aus Rom gekommen wird ein sieder Greise,
ein armer Lazarus, den Ruf erheben
und einem weiten dichtgedrängten Kreise
von Straßenjungen sich zum Schauspiel geben;
drauf gibt ihm ein Senator streng Verweise:
Hört, Freund! hier darf vom Betteln keiner leben. —
Ihr werdet doch, mein gnäd'ger Herr, des armen,
des letzten Königs Frankreichs Euch erbarmen.

Bist wirklich du von jener Sippe? — Ja!
Der ich zu Rom zur Papstzeit noch die Krone
in meines Ahnherrn Händen schimmern sah:
er mußte sie verkaufen; die Spione,
die Skribler und die Helfer heischten da
den vollen Goldeswert zu ihrem Lohne;
ein Stab ist nun mein Zepter. Wollt des armen,
des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Mein Vater starb bejahrt im Schuldenturme,
er hatte mir ein Handwerk untersagt,
ich bettle. Hart erweist ihr euch dem Wurme,
ihr Glückeskinder, sei es Gott geklagt!
Ich komme her verschlagen von dem Sturme,
ihr habt so oft die Meinen weggejagt,
o wollt doch, da ihr glücklich seid, des armen,
des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Wird der Senator bei der Hand ihn fassen
und sprechen: Komm mit mir nach meinem Gute;
wir hören auf, die Könige zu hassen,
die letzten küssen höflich unsre Rute;
darfst dem Senat dein Schicksal überlassen;
der ich aus altem Königsmörderblute
entsprossen bin, ich will indes des armen,
des letzten Königs Frankreichs mich erbarmen.

Und Nostradamus schreibt: Dem Fürsten spenden
wird der Senat zweitausend Franken jährlich;
der Alte wird zum Guten noch sich wenden,
als Mair' von Saint Cloud wird er schlicht und ehrlich,
ein wackrer Bürger, seine Laufbahn enden;
die Chronik macht's der Nachwelt dann erklärlich,
wie Frankreich sich im Glücke seines armen
und letzten Königs mochte mild erbarmen.

Der Bettler und sein Hund.

Drei Taler erlegen für meinen Hund!
so schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
was soll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
der keinen Groschen verdienen kann;
ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
ich lebe ja nur von Hunger und Not.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
allein mich fand, zu mir sich gesellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
getrost gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns zwein,
es muß, mein Tier, geschieden sein;
du bist, wie ich, nun alt und krank,
ich soll dich ersäufen, das ist der Dank!

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
dir geht's wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht,
den Henker hab ich noch nicht gemacht.

Das ist der Strick, das ist der Stein,
das ist das Wasser, — es muß ja sein.
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an,
noch nur ein Fußstoß, so ist es getan.

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
da zog er die Schlinge sogleich zurück
und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und tat einen Fluch, gar schauderhaft,
und raffte zusammen die letzte Kraft
und stürzt in die Flut sich, die tönend stieg,
im Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
wohl heult er die Schiffer aus ihrer Ruh,
wohl zog er sie winselnd und zerrend her,
wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er war verscharret in stiller Stund',
es folgt ihm winselnd nur der Hund,
der hat, wo den Leib die Erde deckt,
sich hingestreckt und ist da verreckt.

Der Invalid im Irrenhaus.

Leipzig, Leipzig! arger Boden,
Schmach für Unbill schafftest du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
trankst mein rotes Blut, wozu?

Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
Was ein Tor nicht alles glaubt!
Und von schwerem Säbelstreiche
ward gespalten mir das Haupt.

Und ich lag, und abwärts wälzte
unheilschwanger sich die Schlacht,
über mich und über Leichen
sank die kalte, finstre Nacht.

Aufgewacht zu grausen Schmerzen,
brennt die Wunde mehr und mehr;
und ich liege hier gebunden,
grimm'ge Wächter um mich her.

Schrei ich wütend noch nach Freiheit,
nach dem bluterkauften Glück,
peitscht der Wächter mit der Peitsche
mich in schnöde Ruh zurück.

Der alte Müller.

Es wütet der Sturm mit entsetzlicher Macht,
die Windmühl' schwankt, das Gebälk erkracht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Der Meister ist nicht, der alte, zur Hand,
er steht an der Felswand schwindligem Rand.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Da steht er allein, mit dem Winde vertraut,
und spricht mit den Lüften vernehmlich und laut.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Er schüttelt im Sturme sein weißes Haar,
und was er da spricht, klingt sonderbar.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Was bringst du mir Neues, verkünd es geschwind.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Du hast mich gewiegt, du hast mich genährt,
du hast mich geliebt, du hast mich gelehrt.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Du hast mir die Worte wohl hinterbracht,
die Worte der Weisheit, von Toren verlacht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Ihr Toren, ihr Toren, die faßtet ihr nicht,
die faßte der Wind auf, der gab mir Bericht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Das Wort wird Tat, das Kind wird Mann,
der Wind wird Sturm, wer zweifelt daran?
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Und was du auch bringest, vollend es geschwind.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Das Maß ist voll, die Zeit ist aus;
jetzt kommt das Gericht in Zerstörung und Graus.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Ein Wirbelwind faßt den Alten zumal
und schleudert zerschmettert ihn tief in das Tal.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Zerschellt ist der Mühle zerbrechlicher Bau,
und Wogen von Sand bedecken die Au.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Ungewitter.

Auf hohen Burgeszinnen
der alte König stand
und überschaute düster
das düster umwölkte Land.

Es zog das Ungewitter
mit Sturmesgewalt herauf,
er stützte seine Rechte
auf seines Schwertes Knauf.

Die Linke, der entsunken
das goldene Zepter schon,
hielt noch auf der finstern Stirne
die schwere goldene Kron'.

Da zog ihn seine Buhle
leis an des Mantels Saum:
Du hast mich einst geliebet,
du liebst mich wohl noch kaum?

Was Lieb und Lust und Minne?
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
herauf mit Sturmesgewalt.

Ich bin auf Burgeszinnen
nicht König mit Schwert und Kron',
ich bin der empörten Zeiten
unmächtiger, bangender Sohn.

Was Lieb und Lust und Minne?
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
herauf mit Sturmesgewalt.

Der alte Sänger.

Sang der sonderbare Greise
auf den Märkten, Straßen, Gassen
gellend, zürnend seine Weise:
Bin, der in die Wüste schreit.
Langsam, langsam und gelassen!
nichts unzeitig! nichts gewaltsam!
unabläßig, unaufhaltsam,
allgewaltig naht die Zeit.

Torenwerk, ihr wilden Knaben,
an dem Baum der Zeit zu rütteln,
seine Last ihm abzustreifen,
wann er erst mit Blüten prangt!
Laßt ihn seine Früchte reifen
und den Wind die Äste schütteln,
selber bringt er euch die Gaben,
die ihr ungestüm verlangt.

Und die aufgeregte Menge
zischt und schmäht den alten Sänger:
Lohnt ihm seine Schmachgesänge!
tragt ihm seine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgestoßen von den Reinen
treff' ihn allerorten Schmach!

Sang der sonderbare Greise
in den königlichen Hallen
gellend, zürnend seine Weise:
Bin, der in die Wüste schreit.
Vorwärts! vorwärts! nimmer lässig!
nimmer zaghaft! kühn vor allen!
Unaufhaltsam, unabläßig,
allgewaltig drängt die Zeit.

Mit dem Strom und vor dem Winde!
mache dir, dich stark zu zeigen,
Strom- und Windeskraft zu eigen!
Wider beide, gähnt dein Grab.
Steure kühn in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenken heischt Vernichtung;
treibst als Wrack du doch hinab.

Einen sah man da erschrocken
bald erröten, bald erblassen:
Wer hat ihn hereingelassen,
dessen Stimme zu uns drang?
Wahnsinn spricht aus diesem Alten:
soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt, den Toren festzuhalten,
laßt verstummen den Gesang.

Sang der sonderbare Greise
immer noch im finstern Turme
ruhig, heiter seine Weise:
Bin, der in die Wüste schreit.
Schreien mußt ich es dem Sturme;
der Propheten Lohn erhalt ich!
Unabläßig, allgewaltig,
unaufhaltsam naht die Zeit.

*

Terzinen.

Erscheinung.

Die zwölfte Stunde war beim Klang der Becher
und wüstem Treiben schon herangewacht,
als ich hinaus mich stahl, ein müder Zecher.
Und um mich lag die kalte, finstre Nacht;
ich hörte durch die Stille widerhallen
den eignen Tritt und fernen Ruf der Wacht.
Wie aus den klangreich festerhellten Hallen
in Einsamkeit sich meine Schritte wandten,
ward ich von seltsam trübem Mut befallen.
Und meinem Hause nah, dem wohlbekannten,
gewahrt ich, und ich stand versteinert fast,
daß hinter meinen Fenstern Lichter brannten.
Ich prüfte zweifelnd eine lange Rast
und fragte: Macht es nur in mir der Wein?
wie käm zu dieser Stunde mir ein Gast?
Ich trat hinzu und konnte bei dem Schein
im wohlverschloßnen Schloß den Schlüssel drehen
und öffnete die Tür und trat hinein.
Und, wie die Blicke nach dem Lichte spähen,
da ward mir ein Gesicht gar schreckenreich, —
ich sah mich selbst an meinem Pulte stehen.
Ich rief: „Wer bist du, Spuk?" — er rief zugleich:
„Wer stört mich auf, in später Geisterstunde?"
und sah mich an und ward, wie ich, auch bleich.
Und unermeßlich wollte die Sekunde
sich dehnen, da wir starrend wechselseitig
uns ansahn, sprachberaubt mit offnem Munde.
Und aus beklommner Brust zuerst befreit ich
das schnelle Wort: „Du grause Truggestalt,
entweiche, mache mir den Platz nicht streitig!"
Und er, als einer, über den Gewalt
die Furcht nur hat, erzwingend sich ein leises
und scheues Lächeln, sprach erwidernd: „Halt!
Ich bin's, du willst es sein; — um dieses Kreises,
des wahnsinndrohnden, Quadratur zu finden,
bist du der rechte, wie du sagst, beweis es;
ins Wesenlose will ich dann verschwinden —
du Spuk, wie du mich nennst, gehst du das ein
und willst auch du zu Gleichem dich verbinden?"
Drauf ich entrüstet: „Ja, so soll es sein!
Es soll mein echtes Ich sich offenbaren,
zu nichts zerfließen dessen leerer Schein!"
Und er: „So laß uns, der du seist, erfahren!"
Und ich: „Ein solcher bin ich, der getrachtet
nur einzig nach dem Schönen, Guten, Wahren;
der Opfer nie dem Götzendienst geschlachtet
und nie gefrönt dem weltlich eitlen Brauch,
verkannt, verhöhnt, der Schmerzen nie geachtet;
der irrend zwar und träumend oft den Rauch
für Flamme hielt, doch mutig beim Erwachen
das Rechte nur verfocht: — bist du das auch?"
Und er mit wildem, kreischend lautem Lachen:
„Der du dich rühmst zu sein, der bin ich nicht.
Gar anders ist's bestellt um meine Sachen.
Ich bin ein feiger, lügenhafter Wicht,
ein Heuchler mir und andern, tief im Herzen
nur Eigennutz, und Trug im Angesicht.
Verkannter Edler du mit deinen Schmerzen,
wer kennt sich nun? wer gab das rechte Zeichen?
wer soll, ich oder du, sein Selbst verscherzen?
Tritt her, so du es wagst, ich will dir weichen!"

Drauf mit Entsetzen ich zu jenem Graus:
„Du bist es, bleib, und laß hinweg mich schleichen!“ —
und schlich, zu weinen, in die Nacht hinaus.

Traum.

Nacht war es, wo ich festen Schlafes schlief,
darin mein Schuldbewußtsein sich verlor,
als eine Stimme mich bei Namen rief.
Und dreimal traf erneut der Ruf mein Ohr;
ich dünkte mich darob erwacht zu sein
und richtete vom Pfühle mich empor.
„Wer rufet mich, wer fand bei mir sich ein?“
Und seltsam ernst und mild gebietend stand
ein Jüngling mir zu Haupt in hellem Schein.
Um seine blondgelockte Stirne wand —
der Herrschaft Zeichen — sich ein goldner Reif,
und Schwert und Wage ziemten seiner Hand.
„Wer bist du, Herr, vor dem ich wie der Reif
vergehe vor der Sonne milder Macht?“
„Ich bin, der kommen soll, die Zeit ist reif.
Der Tag ist aber wie die Mitternacht,
die Gegenwart ist falsch, das Leben lügt,
der weiß es, der die Toten reden macht.
Die Toten, deren Zeugnis mir genügt,
sollst du verhören über diesen Streit;
steh auf und geh, ich hab es so verfügt.
Dann tritt die Zukunft in die Wirklichkeit,
dann schaff ich Recht in die erneute Welt
und richte wieder ein den Lauf der Zeit.“
Ich ging zu tun, wozu er mich bestellt:
es schien in schauerlicher Nacht kein Stern,
das Innre nur des Münsters war erhellt.
Geläut und Orgelton erschallten fern;
sie glichen der Posaune des Gerichts
und ich dem Werkzeug in der Hand des Herrn.
Ich aber dachte nichts und schaute nichts,
und mühsam über Gräber tappend naht
ich mich dem Quelle des verborgnen Lichts.
Des Münsters Tore sprangen auf, es trat
hervor ein Priester, dessen Haupthaar weiß
umwallte den geheiligten Ornat.
Mit Buch und Kerze trat zu mir der Greis
und sah mich schweigend an und winkte mir,
und schweigend folgt ich ihm auf sein Geheiß.
Ein gähnend Grab inmitten dem Revier
der Gräber bot sich uns zum Eingang dar,
davor mein Führer hielt und winkte: hier!
Wir stiegen durch dasselbe, sonderbar,
an viele tausend Stufen wohl hinab
und wurden in der Tiefe Licht gewahr.
Es wölbte höher sich der Gang und gab
dem Aug' ein unermeßlich Feld hinfort;
wir beide waren stumm, wie selbst das Grab.
Ein Tisch, ein Stuhl, ein Schreibzeug waren dort,
und einer Lampe Schein erhellte karg
den nächsten Umkreis von dem Schreckensort.
Es lagen unabsehbar Sarg an Sarg.
Am Tisch zu sitzen wies den Platz mir an
mein Führer, der sodann sich mir verbarg.
Und wie ich so verlassen mich besann,
rief dröhnend eine Stimme durch den Raum,
die jene vorzuladen nun begann.
Der aufgerufne Tote hörte kaum
sich nennen, regt er stöhnend sich, als sei
er mühsam aufgewacht aus schwerem Traum;
entrang sich seinem Sarg und kam herbei,
schlaftrunken, staunend schauend in die Rund',
und stellte sich vor mir am Tische frei.
Die Stimme tat ihm dann die Fragen kund,
und unbestochen nach der Wahrheit sprach
gewicht'ges Zeugnis er mit blassem Mund.
Ich aber, ob darob das Herz mir brach,
verfaßte das Verhör, wie sich's gehört
und schrieb die schweren Worte treulich nach.
Es wurden auch in ihrer Ruh gestört,
die nicht verhörten Toten allzumal
und stöhnend in der Särge Schoß gehört.
Es waren aber, nach der Stimme Wahl,
die Bürgerhelden Franklin, Washington
die ersten in der Vorgerufnen Zahl.
Und ich, ich durfte, niedrer Menschensohn,
betrachten dieser Herrlichen Gestalt
und trinken der verehrten Stimme Ton.
Dem sechsten nach dem zehnten Ludwig galt
der nächste Ruf; der Dulder schritt einher,
ein schwaches Rohr, geknickt von Sturmgewalt.
Vernommen wurden dann Rousseau, Voltaire,
dann Necker, Mirabeau und, ängstlich bang,
das blutbefleckte Schreckbild Robespierre.
Des nächstgerufnen Namens mächt'ger Klang
erweckte Widerhall im Totenreich,
wovor der Deckel vieler Särge sprang.
„Napoleon!“ Er kam, sich selber gleich,
gestützt auf des zerbrochnen Schwertes Knauf,
im abgerißnen Purpur stolz und bleich,
und viele von den Toten standen auf,
begierig, den Gewaltigen zu sehn,
und drängten sich um ihn und mich zuhauf.
Und Fürst und Mannen wollten auferstehn,
und rings ergoß sich der Verwesung Duft,
ich fühlte schier den Atem mir vergehn.
„Zurück, zurück, Bewohner ihr der Gruft,
die nicht ihr seid geladen vor Gericht,
was doch verpestet ihr umsonst die Luft?“
Ich rief es, doch die Toten hörten nicht;
ich streckte meine Hand nach ihnen aus,
die Lampe fiel, und es erlosch das Licht.
Nun warf sich über mich in Saus und Braus,
unbändig und im Schutz der finstern Nacht,
der kalten Leichen schauerlicher Graus.
Da bin ich vor Entsetzen aufgewacht.
Ich fand, wie ich die müden Augen rieb,
vom Strahle mich des Morgens angelacht,
vergessen und verschollen, was ich schrieb.

Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
sah jenseits schon das ausgespannte Tal
in Abendglut vor seinen Füßen liegen.
Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl
streckt er ermattet sich zur Ruhe nieder,
indem er seinem Schöpfer sich befahl.
Ihm fielen zu die matten Augenlider,
doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
zu Gottes Angesicht, das Firmament
zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.
Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hinieden
auch duldend tragen muß, ich weiß es lange,
doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh, ich verlange
die Last nur angemessen meiner Kraft;
ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."
Wie so er sprach zum Höchsten kinderhaft,
kam brausend her der Sturm, und es geschah,
daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
Und wie er Boden faßte, fand er da
sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
Und eine Stimme hört er dröhnend hallen:
Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
zu wählen unter diesen Kreuzen allen.
Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
von einem Kreuz zum anderen umher,
sich auszuprüfen die bequemre Last.
Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
so schwer und groß war jenes andre nicht,
doch scharf von Kanten drückt es desto mehr,
Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
das lockt ihn, unversucht es nicht zu lassen;
dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.
Er mochte dieses heben, jenes fassen,
zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
es wollte keines, keines für ihn passen.
Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
verlorne Müh! vergebens war's geschehen!
durchmustern mußt er sie zum andernmal.
Und nun gewahrt er, früher übersehen,
ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
und bei dem einen blieb er endlich stehen.
Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
Herr, rief er, so du willst, dies Kreuz sei mein!
Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
es war dasselbe, das er sonst getragen,
wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

Der Stein der Mutter oder der Guahiba-Indianerin.

Wo durch die Ebnen in der heißen Zone
in ihrem stolzen Laufe sich gesellen
der Orinoko und der Amazone;
und wann zur Regenzeit die Ströme schwellen,
unwirtbar, unzugänglich, wunderbar,
der Urwald sich erhebet aus den Wellen;
da herrscht im Wald der grause Jaguar,
das Krokodil auf überflossner Flur,
den Tag verdunkelt der Moskitos Schar.
Der Mensch ersteht, verschwindet ohne Spur,
ein armer unbedachter Gast der reichen,
der riesenhaft unbändigen Natur.
Es pflanzt der Missionar des Heiles Zeichen
an Flussesufern weit hinauf, wovor
der Wildnis freie Söhne fern entweichen.
Am Atabapos-Ufer ragt empor
ein Stein, der Stein der Mutter, wohlbekannt
dem Schiffer, der den Ort zur Rast erkor.
So ward er unserm Humboldt auch genannt,
als diesen Strom der Wildnis er befahren,
von Wissensdurst und Tatenlust entbrannt.
„Der Stein der Mutter? Lasset mich erfahren,
was redet dieser Stein mit stummem Munde?
was soll für ein Gedächtnis er bewahren?"
Es schwiegen die Gefährten in der Runde.
Erst später, zu San Karlos angekommen,
gab ihm ein Missionar die grauf'ge Kunde:
Einst ward von San Fernando unternommen
ein Zug, um Seelen für den heil'gen Glauben
und Sklaven, die uns dienen, zu bekommen.
Des heil'gen Ordens Satzungen erlauben,
gewaltsam zu der Völker Heil zu schalten,
und Heiden galt's am Guaviar zu rauben.
Es ward, wo Rauch vom Ufer stieg, gehalten;
im Boote blieb, ein Betender, der Pater,
und ließ die rauhe Kraft der Seinen walten.
Sie überfielen, ohne Schutz und Rater,
ein wehrlos Weib; mit seiner Söhne Macht
verfolgte wohl den Jaguar der Vater, —
an Christen hatte nicht der Tor gedacht.
Und die Guahiba-Mutter ward gebunden
mit zwei unmünd'gen Kindern eingebracht;
sich wehrend, hätte sie den Tod gefunden,
sie war umringt, ihr blieb zur Flucht nicht Raum;
leicht ward sie, ob verzweifelnd, überwunden.
Es war, wie diese, schmerzenreich wohl kaum
noch eine der Gefangnen, unverwandt
rückschauend nach der heim'schen Wälder Saum.
Entfremdet ihrer Heimat, unbekannt
zu San Fernando, kaum erlöst der Bande
hat sich die Rasende zur Flucht gewandt.
Den Fluß durchschwimmend, nach dem Vaterlande
entführen wollte sie die kleinen beiden;
sie ward verfolgt, erreicht am andern Strande.
Drob mußte harte Züchtigung sie leiden;
noch blut'gen Leibes hat zum andern Mal
versucht sie, zu entkommen zu den Heiden;
und härter traf sie noch der Geißel Qual;
und abermals versuchet ward die Tat;
nur Freiheit oder Tod war ihre Wahl.
Da schien dem Missionar der beste Rat,
von ihren Kindern weit sie zu entfernen,
wo nimmer ihr der Hoffnung Schimmer naht.
Sie sollt ihr Los am Rio Negro lernen.
Sie lag gefesselt, und es glitt das Boot
den Fluß hinauf, sie spähte nach den Sternen.
Sie fühlte nicht die eigne bittre Not,
sie fühlte Mutterliebe, Kern des Lebens,
und Fesseln, und sie wünschte sich den Tod.
Die Fesseln sprengt sie plötzlich kräft'gen Strebens,
da, wo den Stein am Ufer man entdeckt,
und wirft sich in den Strom und schwimmt, —
vergebens:
sie ward verfolgt, ergriffen, hingestreckt
auf jenen Stein, geheißen nach der Armen,
mit deren Schmerzensblut er ward befleckt.
Sie ward gepeitscht, zerfleischet ohn' Erbarmen,
geworfen in das Boot zur weitern Fahrt
mit auf dem Rücken festgeschnürten Armen

Javita ward erreicht auf solche Art;
die wund, gebunden, kaum sich konnte regen,
ward dort zur Nacht im Fremdenhaus verwahrt.
Es war zur Regenzeit, das wollt erwägen,
zur Regenzeit, wo selbst der kühnste Mann
nicht wagt den nächsten Gang auf Landeswegen;
wo uferlos die Flüsse waldhinan
gestiegen sind; der Wald, der Nahrung zollte,
dem Hunger kaum Ameisen bieten kann;
wo, wer in Urwaldsdickicht dringen wollte,
und würd' er vor dem Jaguar nicht bleich,
und wenn ihm durchzubrechen glücken sollte,
versenkt sich fände in ein Schattenreich,
vom sternenlosen Himmel ganz verlassen,
dem führerlos verirrten Blinden gleich.
Was nicht der keckste Jäger ohn' Erblassen
nur denken mag, das hat das Weib vollbracht;
an dreißig Meilen mag die Strecke fassen.
Wie sich die Angeschloßne frei gemacht,
das bleibt in tiefem Dunkel noch verborgen,
sie aber war verschwunden in der Nacht;
zu San Fernando fand der vierte Morgen
sie händeringend um das Haus beflissen,
das ihre Kinder barg und ihre Sorgen. —
„O sagt's, o sprecht es aus, daß wir es wissen,
daß nicht der Mutterliebe Heldin wieder
unmenschlich ihren Kindern ward entrissen!"
Er aber schwieg und schlug die Augen nieder
und schien in sich zu beten. Red' hinfort
dem ihn Befragenden zu stehn, vermied er.
Doch, was verschwiegen blieb dem Humboldt dort,
aus seinem Buche schaurig widerhallt:
es ward berichtet ihm an andrem Ort.
Sie haben fern nach Osten mit Gewalt
sie weggeführt, die Möglichkeit zu mindern,
daß sie erreiche, was ihr alles galt.
Sie haben sie getrennt von ihren Kindern!
Sie konnten, Hoffnung fürder noch zu hegen,
sie konnten nicht zu sterben sie verhindern.
Und, wie verzweifelnd die Indianer pflegen,
sie war nicht, seit der letzten Hoffnung Stunde,
daß Nahrung ein sie nehme, zu bewegen.
So ließ sie sich verhungern! Diese Kunde
zu der Guahiba und der Christen Bildnis
erzählet jener Stein mit stummem Munde
am Atabapos-Ufer in der Wildnis.

* * *

Franz Freiherr von Gaudy.

Geb. am 19. April 1800 zu Frankfurt a. O., gest. am 5. Februar 1840 in Berlin.

Erato 1829. Schildsagen 1834. Korallen 1834. Kaiserlieder 1835. Lieder und Romanzen 1837. Bérangers Lieder (mit Chamisso) 1838. Gedichte 1847. Sämtliche Werke 1844—47.

Das Leichenheer.

Auf schwell'nden Polstern ruht in der Kajüte
Kapudan Pascha. Es ist Mitternacht,
doch düster sinnend der Gewalt'ge wacht,
als ob er über neues Morden brüte.

Vergeblich greift zu zärtlichem Gesang
der Sklavin Finger in die goldnen Saiten —
machtlos am Ohr des finstren Paschas gleiten
vorüber Lieder und Theorbenklang.

Da wirft ein Sklav mit schreckenhafter Wange
sich vor den Pascha hin — die Stirn berührt
dreimal den Teppich, der das Estrich ziert —
und stottert vor Gebieters Zürnen bange:

O Herr, geschaukelt von der Wogen Flut
naht sich des Feindes unzählbare Rotte;
in weitem Kreis umzingeln sie die Flotte,
die Rächer für verströmtes Griechenblut. —

Tod und Verderben donnert auf die Hunde!
schreit der Kapudan mit zornsprühndem Blick, —
peitscht mit Kartätschenhagel sie zurück
aus der Kanonen flammenspei'ndem Schlunde!

Er spricht's, und Pulverblitz durchzuckt die Nacht;
das Meer durchfurchen glühnde Eisenbälle.
Zum Himmel auf spritzt die zerrißne Welle,
so oft der Donner der Geschütze kracht.

Doch nicht bewegt die Kugelsaat zum Weichen
der Schwimmer Heer, — es schweigt und wehrt sich nicht.
Da bricht aus Wolken halb des Morgens Licht
und scheint zum Kampf der Türken — wider Leichen.

Die Opfer sind es ihrer tier'schen Wut,
die dreißigtausend sind es der Sulioten,
die in des Meeres Schoß begrabnen Toten,
die zürnend aufgewühlt die salz'ge Flut.

Auftauchen alle die entstellten Leichen,
und dringen in gespenst'schen Reihn herbei.
Und von Entsetzen halberstickten Schrei
hört dumpf man aus der Brust der Türken keuchen.

Bleich stieret auf die Bleichen der Barbar,
vermag sich furchterstarrt nicht abzuwenden!
Sie sind's, er kennt sie, die mit eignen Händen
er gestern erst geschlachtet am Altar.

Der Toten hiebzerspaltene Gesichter,
vom Haar umwallt, das von der Salzflut schwer,
gebrochne Augen, Höhlen augenleer,
sie schrein um Rache auf zum ew'gen Richter.

Und aus der Wiederauferstandnen Chor
taucht unter des Kapudan Paschas Fenster
das drohendste der blutigen Gespenster,
der silberhäupt'ge Bischof starr empor.

Vom Spiel der dunklen Wellen aufgehoben,
steht er geschmückt mit purpurnem Talar
und schaut, umgeben von der Priester Schar,
als weihte er sein Volk zum Tod, nach oben.

Die Anker lichtet! spannt die Segel auf!
herrscht der entsetzte Pascha. Jene Hunde
sind mit der Djinnen nächt'ger Schar im Bunde.
Fort, fort von hier! beschwingt der Schiffe Lauf!

Der Kiel durchschneidet rasch die grünen Wogen —
doch hastig drängend rauschet hinterher
in langen Reihn der Toten grausig Heer,
in tiefer Wasserfurche nachgezogen.

Je schneller durch das Meer das Segel fliegt,
je schneller jagen, gräßlich wie Empusen,
die Leichen nach, bis sich im Meeresbusen
von Smyrna die gescheuchte Flotte wiegt.

Auf schwell'nden Polstern ruht in der Kajüte
Kapudan Pascha. Es ist Mitternacht,
doch düster sinnend der Gewalt'ge wacht,
als ob er über Todesahnung brüte.

Fontainebleau.

(11. April 1814.)

Die Reihn der alten Garde stehn schweigend, regungslos
im Hof des kaiserlichen Palasts Fontainebleaus;
Gewehr im Arme starret die Front der Grenadier', —
ein Lorbeerwald, gezogen an eisernem Spalier.

Es stöhnet unterm Schlägel die Trommel scharf gespannt;
gar laute, schwell'nde Wirbel entlockt des Tambours Hand;
er schlägt den Marsch des Kaisers, vor dem zugleich in Rom
die Engelsburg gezittert und Ruriks goldner Dom.

Der Marsch, bisher vom Jubel des Volkes übertönt,
den des Geschützes Donner in Schlachten überdröhnt,
zum ersten Male schallet er nicht zum Siegesflug,
zum ersten Male braust er nicht vor der Sieger Zug.

Zum erstenmal verschwistern sich Seufzer trüb und bang,
des Mannes Brust entschlüpfend, dem kriegerischen Klang;
zur Erde starrt verdüstert der Blick zum erstenmal,
der hell bisher geleuchtet, ein stolzer Siegsfanal.

Und lauter rollt der Wirbel und zittert durch die Luft:
es ist der Ruf der Garde, die ihren Kaiser ruft,
es ist das inn'ge Flehen: Feldherr, verlaß uns nicht,
eh wir noch einmal schauten dein teures Angesicht!

Kannst du von deinen Kindern, von den verlaßnen, gehn,
eh sie dein Vaterauge zum letztenmal gesehn?
Der letzte Blick der Sonne, eh Schatten sie verhüllt,
so flamm auf unsre Herzen dein unvergeßlich Bild.

Wohl dringt das Flehn der Braven zu ihres Führers Ohr,
weit öffnen sich die Pforten, der Kaiser tritt hervor.
Mit festem Schritte naht er sich seiner Treuen Schar,
und durch die Reihen schweifet sein Auge groß und klar.

Im Glücke groß, doch größer im mächt'gen Mißgeschick,
strahlt Hoheit von der Stirne, strahlt Hoheit aus dem Blick,
klafft auch, vom Glück geschlagen, die Todeswunde weit,
ein Lächeln übergoldet der Seele tiefes Leid.

Der Trommel hohler Wirbel verrauscht auf seinen Wink,
und heimlich schleichend Murmeln erstirbt im weiten Ring.
Der Fahne seidnen Wellen entschwebt der Wind sofort
und scheinet stumm zu lauschen des Kaisers Scheidewort.

„Soldaten meiner Garde! Ein eisern Band umschlang
uns auf dem Feld der Ehre wohl zwanzig Jahre lang;
geschmiedet ward die Kette in zwanzigjähr'ger Schlacht,
und Feinds Kanonen waren der Kettenglieder Schacht.

Der Hoffnung Schmeichellüge umflocht bis an das Grab
mich mit den heil'gen Ringen, — sie fallen jetzt schon ab.
So lebt denn wohl! Der erste scheid ich aus euern Reihn,
ist alles doch verloren, nur noch die Ehre mein.

Der Feinde Millionen zerstampfen Frankreichs Flur,
doch ihrer Herrscher Donner gilt *meinem* Haupte nur,
nur dem Soldatenkaiser, ihm, der, sein eigner Ahn,
allein aus Volkes Händen den goldnen Reif empfahn.

Doch nicht entwände zürnend Europa mir das Schwert,
solange Frankreichs Söhne des Namens Ruf bewährt.
O Schmach! in Feindes Reihen drängt der Franzose sich,
und rachedürstend stehet ihr Treuen nur um mich.

Doch nimmer soll der Franke, gereizt zu wilder Wut,
bepurpurn seine Hände mit seines Bruders Blut;
und wenn aus Frankreichs Grenzen mein Bann das Weh verbannt,
so ziemt es dem Entkrönten, zu fliehn das Vaterland.

Das Vaterland, dies teure, so tief gebeugte Land,
verlaßt es nicht! — O dürft ich auf fernem Inselstrand
ihm mehr als meine Liebe, ihm meine Taten weihn:
zerbrochen ist der Degen, der Griffel blieb allein.

Jetzt auf die Marmortafel, der Siege Leichenstein,
gräbt trauernd euer Führer der Helden Namen ein.
Die Luft durchzuckend endet der Taten Blitz; es kracht
weithin des Ruhmes Donner durch der Jahrhundert' Nacht.

Lebt wohl, ihr Waffenbrüder! Das heilige Panier
des Sieges, meinen Adler, senkt es herab zu mir.
Der Kuß, der Liebe Siegel, den auf der Schwingen Gold
die Lippe drückt, euch allen sei scheidend er gezollt!" —

Die Lenkerin der Schlachten, des Kaisers Stimme, bebt,
und vor des Auges Leuchte der Tränen Nebel schwebt.
Da lösen sich die Reihen, und mit des Schmerzes Hast
umdrängt die Schar den Kaiser, hält seine Knie umfaßt.

Und Augen, die dem Tode ins Antlitz starr geschaut,
sind von der weichen Perle der Wehmut übertaut;
der weißen Narben Furche schleicht sich die Zähr' entlang;
erschüttert bricht in Schluchzen der Mannesstimme Klang.

Und tausend Stimmen lallen das bange Lebewohl,
und tausend Lippen stammeln den Schwur der Treue hohl.
Verhüllten Angesichtes winkt noch der Kaiser, reißt
sich aus der Kinder Armen, — und Frankreich ist verwaist.

*

Haussuchung[1].

De par le roi! man öffne mir
die Tür! zurück den Riegel!
Vollmacht bekundet dies Papier
mit Unterschrift und Siegel.
Bei Ihrem Namen steht bereits
im schwarzen Buch ein Doppelkreuz,
und zwar mit roter Tinte —
drum fort mit jeder Finte.

„Fürwahr ich staune" — Nicht gemuckt!
Wir wissen, was wir wissen.
Was für ein Zettel, eng bedruckt,
wird hier so schnell zerrissen?
Verlegen scheint der Inkulpat,
gleich wie ertappt auf böser Tat.
Ich les auf dem Papiere,
Schweiz — Frankreich — ha! ich spüre.

Zwölf Röhre dort auf dem Gestell —
sie gleichen Flintenläufen —
zu welchem Zweck? man beichte schnell. —
„Diesmal sind's Tabakspfeifen." —
Das wäre Herr? Nein, das Gestell
ist sonder Zweifel das Modell
für neue Höll'nmaschinen.
Sie Fieschi! Wehe Ihnen!

Der Stock, der dort im Winkel ruht,
dient? — „Zum Spazierengehen." —
So? meinen Sie? das klingt ganz gut;
kann jedes Kind doch sehen,
dies sei ein Stock wie Alibauds.
Am Ende geht das Unding los —
behutsam, ihr Kollegen,
ich wittre Flint' und Degen.

Dies Buch, hier steht es deutlich, seht!
es handelt von zwei Polen.
Verdächtig! nennt sie! Herr, gesteht
es frei und unverhohlen!
„Südpol und Nordpol." — Fürchterlich!
um diese Zwei dreht alles sich.
Hier stehts. Sieht doch der Blind' es,
zwei Hauptrebeller sind es.

Und hier? geschrieben steht ja groß
und breit: ein Bundeshemde?
„Ein buntes, meint die Waschfrau bloß;
Rechtschreibung blieb ihr fremde." —
Elende Ausflucht! Hochverrat!
ein Bund mit Hemden! in der Tat,
jetzt kommen wir dem Dinge
doch endlich auf die Sprünge.

Was schrieb man jetzt? — „'nen Brief." —
An wen? —
„'nem Freund." — Den muß man lesen:
Ich muß dir leider nur gestehn,
daß ich mordfaul gewesen — —
Mordfaul! gerechter Gott! zum Mord
nennt er sich faul! Gendarmen, fort!
fort mit dem Bösewichte!
zum heimlichen Gerichte.

[1] Beispiel einer Zeitsatire.

Der Staatsrat[1].

(Nach Béranger.)

Ich darf stolz sein auf mein Weibchen,
schönre Augen gibt es nicht;
dank ich nicht dem holden Täubchen
einen Gönner von Gewicht?
Kaum verbunden waren wir,
kam ein Staatsrat auch zu mir.
Hoch beglückt,
tief gebückt,
küß ich, von der Gnad' erdrückt,
meines Gönners Hand entzückt.

Was er tut, bemerk ich treulich;
Ehre dem, dem sie gebührt!
Hat er beim Minister neulich
nicht zum Ball mein Weib geführt?
Wo ich auf dem Weg ihn fand,
drückt er herzhaft mir die Hand.
Hoch beglückt,
tief gebückt,
küß ich, von der Gnad' erdrückt,
meines Gönners Hand entzückt.

Niemals stolz, noch wen'ger fade,
setzt er sich an Röschens Bett,
kränkelt sie, und — welche Gnade! —
spielt mit ihr die Tour Piquet;
wünscht mir Glück zum neuen Jahr
und umarmet mich sogar.
Hoch beglückt,
tief gebückt,
küß ich, von der Gnad' erdrückt,
meines Gönners Hand entzückt.

Bleib ich wegen Sturm und Regen
ausnahmsweis nach Tisch zu Haus,
kommt er huldreich mir entgegen,
spricht: „So fahren Sie doch aus;
Pferd und Wagen, auf mein Wort,
stehn ganz zu Befehle dort".
Hoch beglückt,
tief gebückt,
küß ich, von der Gnad' erdrückt,
meines Gönners Hand entzückt.

Neulich lud er uns zum Feste
abends auf sein Landgut ein.
Der Champagner war der beste —
und mein Weibchen schlief allein;
doch das beste Bett im Haus
suchte mir der Staatsrat aus.
Hoch beglückt,
tief gebückt,
küß ich, von der Gnad' erdrückt,
meines Gönners Hand entzückt.

Als ein Knäblein uns beglückte,
bot er sich zum Paten an,
küßte meinen Sohn und drückte
ihn ans Herz, — der brave Mann! —
und bedacht auch im Moment
ihn in seinem Testament.
Hoch beglückt,
tief gebückt,
küß ich, von der Gnad' erdrückt,
meines Gönners Hand entzückt.

Mittags ist er Freund von Späßchen —
freilich fall ich manchmal aus.
Neulich hatt' ich wohl ins Gläschen
etwas tief gesehn beim Schmaus,
und ich sprach: Ein jeder glaubt,
Sie besorgten für mein Haupt.....
Hoch beglückt,
tief gebückt,
küß ich, von der Gnad' erdrückt,
meines Gönners Hand entzückt.

[1] Vgl. zu diesem und dem folgenden Gedicht die Fußnote auf S. 319 dieses Bandes. Man beachte den kupletartigen Charakter der beiden Gedichte.

Der König von Yvetot[1].

(Nach Béranger.)

Einst war, — die Chronik kennt ihn kaum —
in Yvetot ein König;
zwölf Stunden schlief er nachts auf Flaum,
denn Ruhmsucht plagt ihn wenig.
Marie reicht ihm die Krone dar,
die nur ein Baumwollmützchen war, —
wenn's wahr.
Oh! oh! oh! oh! ha! ha! ha! ha!
Der gute, kleine König da!
Ja, ja!

Wenn er viermal das Tags gespeist
in strohgedeckter Hütte,
hat er sein Königreich bereist
zu Esel, Schritt vor Schritte.
Froh war er, mild, von mäß'gem Witz, —
als Leibwach' hielt vor seinem Sitz
ein Spitz.
Oh! oh! oh! oh! ha! ha! ha! ha!
Der gute, kleine König da!
Ja, ja!

Was man an ihm zu mäkeln fand,
war, etwas oft zu dürsten;
beglücken sie nur sonst ihr Land, —
das gönnt man schon den Fürsten.
Er nahm von jedem Anker Wein
ein Glas und trieb die Steuer ein
allein.
Oh! oh! oh! oh! ah! ah! ah! ah!
Der gute, kleine König da!
Ja, ja!

Bei Schönen war er stets galant
und wußte zu gefallen,
so hieß es denn mit Recht im Land,
ein Vater sei er allen.
Nur viermal führt er Jahrs — nicht mehr —
ins Schützenhaus mit Fahn und Wehr
das Heer.
Oh! oh! oh! oh! ah! ah! ah! ah!
Der gute, kleine König da!
Ja, ja!

[1] König Clothar ermordete Walther von Yvetot an den Stufen des Hochaltars und erhob, um die Tat zu büßen, das Lehn zum Erbkönigreich. Als letzter König von Yvetot wird Camille d'Albon genannt.

Nie fiel's ihm als Erobrer ein
die Grenzen zu verletzen,
doch Lust am Lieben, Lust am Wein
erhob er zu Gesetzen,
einmal nur preßt er Tränen aus,
als er im Sarge zog zum Haus
hinaus.
Oh! oh! oh! oh! ah! ah! ah! ah!
Der gute, kleine König da!
Ja, ja!

Des trefflichen Monarchen Bild
wird heute noch gewiesen;
'ner Schenke dienet es als Schild,
die weit und breit gepriesen.
Des Sonntags hört man dort beim Wein
noch oft das Volk ihn benedein
und schrein:
Oh! oh! oh! oh! ah! ah! ah! ah!
Der gute, kleine König da!
Ja, ja!

* * *

Wilhelm Wackernagel.

Geb. am 23. April 1806 zu Berlin, gest. am 21. Dezember 1869 in Basel.

Gedichte eines fahrenden Schülers 1828. Neuere Gedichte 1842. Weinbüchlein 1845. Gedichte (Auswahl) 1875.

Jarl Iron und Isolde.

(Älteste brandenburgische Sage.)

Herr Iron sprach: Isolde,
lang hab ich nicht gejagt;
zu Walde will ich reiten
beizeiten,
so wie der Morgen tagt.

„O störe doch den Auern
im Walde nicht die Mast
und laß bei ihren Trebern
den Ebern
doch endlich einmal Rast!

Ist's billig, daß du draußen
im kalten Walde jagst,
wenn du in meinen Armen
erwarmen,
wenn du mich küssen magst?"

Nichts freut mich mehr, als rüstig
zu ziehn durchs Waldrevier,
weit über Busch und Dornen
zu hornen,
zu fällen manches Tier.

Ja morgen will ich reiten,
zwei Wochen bleib ich aus.
Dann bring ich dir von Auern
und Hauern
manch schönes Stück nach Haus.

Er sprach's und war entschlafen,
ihr tat die Rede weh;
sie schlich mit leisen Tritten,
bis mitten
sie draußen stand im Schnee.

Am Tor bei einer Linde
warf sie die Kleider ab
und legte nackt sich nieder,
daß wieder
der Schnee ihr Bildnis gab.

Dann schlüpfte sie zurücke
in Hemd und Rock und Schuh
und schlich ins Bett und streckte
und deckte
sich leis und heimlich zu.

Wie's nun im Osten graute
auf sprang Herr Iron schnell:
die Sterne ziehn hinunter,
nun munter,
nun munter mein Gesell.

Er ging von Bett zu Bette
und weckte Mann für Mann.
Isolde sprach: „O bleibe
beim Weibe!
und reite nicht vondann!"

Warum sollt ich nicht reiten?
warum nicht in den Wald?
Ja wenn die Eber kämen
und nähmen
im Schloß den Aufenthalt!

So aber muß ich suchen
und reiten weit zu Roß.
Es laufen Hirsch und Kälber
von selber
nicht zu mir her ins Schloß.

Isolde sprach: „Wohl weiß ich
ganz nah das schönste Tier;
du magst die Welt durchstreichen,
seinesgleichen
begegnet nimmer dir.

Es stand vor unserm Hause,
soeben sah ich's nur;
komm, folge mir zur Linden,
da finden
wir sicher noch die Spur."

Sie ging und wies ihm draußen
das wunderschöne Bild:
„Will dich der Schuß verdrießen,
so schießen
sich andre dieses Wild!"

Herr Iron sprach und lachte:
Das Tier ist mein allein,
drum will ich auch, du holde
Isolde,
allein der Jäger sein.

Führt Roß und Hund zu Stalle,
Gesellen bleibet hier!
Ich hab in diesen Stunden
gefunden
das allerschönste Tier.

* * *

Adolf Glaßbrenner.

Geb. am 27. März 1810 in Berlin, gest. am 25. September 1876 ebenda. Verbotene Lieder eines deutschen Poeten 1843. Neuer Reineke Fuchs 1846. April 1847. Die verkehrte Welt 1856. U. a.

Der Tambour[1].

Vorzeiten war ein Herzog hoch,
der wohl sein armes Land betrog;
der war bei seinem Volk verhaßt,
als wie der Gottseibeiuns fast.

Da plötzlich schon früh morgens stund
ein Tambour in des Schlosses Rund,
der hatte gar ein bleich Gesicht
und blickte stier, wie Menschen nicht.

Der trommelte in wildem Drang,
daß wohl dem Besten wurde bang:
Rundherum, rundherum am Thron
Rebellion, Rebellion, Rebellion!

Dem Herzog fährt es durch den Leib;
er zittert wie ein schwaches Weib;
kaum hat er Kraft zu diesem Wort:
Schafft mir den bleichen Tambour fort.

Der Tambour trommelt immerzu
und sonder Rast und sonder Ruh:
Rundherum, rundherum am Thron
Rebellion, Rebellion, Rebellion!

Es läuft hinab die Höflingsschar;
sie fand nicht, wo der Schrecken war;
hat nichts gesehn, hat nichts gehört
und glaubt, der Herzog sei betört.

Der Tambour trommelt immerzu
und sonder Rast und sonder Ruh:
Rundherum, rundherum am Thron
Rebellion, Rebellion, Rebellion!

Der Herzog wurde matt und krank,
es klang ihm schon wie Grabgesang;
er schrie vor Schmerz, er schrie vor Wut,
verzweifelt war sein böser Mut.

Der Tambour trommelt immerzu
und sonder Rast und sonder Ruh:
Rundherum, rundherum am Thron
Rebellion, Rebellion, Rebellion!

Variationen zum Leierkasten.

Guter Mond, du gehst so stille
über Deutschlands Fluren hin,
Vetter Michel rückt die Spille,
greift sein Weibchen unters Kinn;
nimmt das Amtsblatt, streckt die Glieder
und spricht gähnend: 's ist schon Zehn,
morgen kochst du Klöße wieder;
laß uns jetzt zu Bette gehn.

Guter Mond, du gehst so stille
über Deutschlands Fluren hin!
Doktor Bos legt ab die Brille,
denkt des Tages Hochgewinn;
einer Ode von Horazen
gab er neuen Kommentar;
froh bringt er, nach den Strapazen,
Morpheus nun sein Opfer dar.

Guter Mond, du gehst so stille
über Deutschlands Fluren hin!
Vor der alten Hauspostille
sitzt die fromme Kupplerin;
von Theater-Liebsgeschichtchen
kehret heim der Intendant;
drüben ist das Dreierlichtchen
beim Studenten abgebrannt.

Guter Mond, du gehst so stille
über Deutschlands Fluren hin!
Des Ministers letzter Wille
zeugt von höchst loyalem Sinn:
hundert Schriften sind verboten,
sagt das neue Abendblatt;
auch find't künftighin bei Toten
nur zensiertes Reden statt.

Guter Mond, du gehst so stille
über Deutschlands Fluren hin!
Seine Durchlaucht liest Pasquille
auf Höchst Ihre Buhlerin;
dafür macht er null und nichtig,
was die Stände woll'n und tun;
denkt noch der Parade flüchtig
und geruhet dann zu ruhn.

Guter Mond, du gehst so stille
übers stille Deutschland hin!
Zirpen hört man schon die Grille;
stumm ist jeder Lebenssinn;
selbst die Orgeltöne rasten,
weil ihr Herr nicht drehen will,
und der deutsche Leierkasten
steht auf ein'ge Stunden still.

Der Hofpoet bei der Geburt eines Prinzen.

Heil uns! Heute morgen gegen dreiviertel auf Elfen,
Heil uns!
einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen.
Heil uns!
ist dem Volke ein Prinz geboren,
zu Glück und Segen erkoren!
Heil uns!
Eine Kanone verkündet's durch das ganze Land:
ein Prinz ist geboren von Zacke-Zicke-Zuckerkant!
Heil uns!

Heil uns! Seine Durchlaucht geruhten bereits zu [schreien,
Heil uns!
und der Natur Höchstes Ihr erstes Opfer zu weihen,
Heil uns!
Höchst Sie sind bereits zum Major ernannt
und tragen das breite Würdenband,
Heil uns!
Sie haben Höchstselbst an der Brust schon gesogen
und bleiben dem Reiche in Gnaden gewogen.
Heil uns!

[1] Die folgenden drei Gedichte als Beispiele politisch-satirischer Balladen.

Heil uns! Seine Durchlaucht lassen in diesen Tagen,
Heil uns!
in höchst Ihren Appartements herum sich tragen,
Heil uns!
Und bald wird der Höchste Lutschbeutel genommen,
und bald werden Höchst Sie auch Zähne bekommen,
Heil uns!
Mit Freuden wollen wir neue Abgaben geben,
erhält der Höchste Höchst Sie uns am Leben!
Heil uns! Heil uns! Heil uns!

* * *

Theodor Fontane.

Geb. am 30. Dezember 1819 in Neu-Ruppin in der Mark Brandenburg, gest. am 20. September 1898 in Berlin.
Von der schönen Rosamunde 1850. Gedichte 1851. Balladen 1861. — Nachdichtungen Fontanes — nach englischen Volksballaden — „Der Aufstand in Northumberland" u. a. wurden in den besonderen Abschnitt „Das Volkslied anderer Völker" aufgenommen (vgl. I. Band dieser Sammlung).

Gorm Grymme.

König Gorm herrscht über Dänemark,
er herrscht die dreißig Jahr,
sein Sinn ist fest, seine Hand ist stark,
weiß worden ist nur sein Haar,
weiß worden sind nur seine buschigen Brau'n,
die machten manchen stumm,
in Grimme liebt er drein zu schaun —
Gorm Grymme heißt er drum.

Und die Jarls kamen zum Feste des Jul,
Gorm Grymme sitzt im Saal,
und neben ihm sitzt, auf beinernem Stuhl,
Thyra Danebod, sein Gemahl;
sie reichen einander still die Hand
und blicken sich an zugleich,
ein Lächeln in beider Auge stand —
Gorm Grymme, was macht dich so weich?

Den Saal hinunter in offner Hall,
da fliegt es wie Locken im Wind,
Jung-Harald spielt mit dem Federball,
Jung-Harald, ihr einziges Kind,
sein Wuchs ist schlank, blond ist sein Haar,
blau-golden ist sein Kleid,
Jung-Harald ist heut fünfzehn Jahr,
und sie lieben ihn allbeid'.

Sie lieben ihn beid'; eine Ahnung bang
kommt über die Königin,
Gorm Grymme aber den Saal entlang
auf Jung-Harald deutet er hin
und erhebt sich zum Sprechen, sein Mantel rot
gleitet nieder auf den Grund:
„Wer je mir spräche ‚er ist tot',
der müßte sterben zur Stund'."

Und Monde gehn. Es schmolz der Schnee,
der Sommer kam zu Gast,
dreihundert Schiffe fahren in See,
Jung-Harald steht am Mast,
er steht am Mast, er singt ein Lied
bis sich's im Winde brach,
das letzte Segel, es schwand, es schied —
Gorm Grymme schaut ihm nach.

Und wieder Monde. Grau-Herbstestag
liegt über Sund und Meer,
drei Schiffe mit mattem Ruderschlag
rudern heimwärts drüber her;
schwarz hängen die Wimpel; auf Brömsebro-Moor
Jung-Harald liegt im Blut. —
Wer bringt die Kunde vor Königs Ohr?
Keiner hat den Mut.

Thyra Danebod schreitet hinab an den Strand,
sie hatte die Segel gesehn;
sie spricht: „Und bangt sich euer Mund,
ich meld ihm, was geschehn";
ablegt sie ihr rotes Korallengeschmeid
und die Gemme von Opal,
sie kleidet sich in ein schwarzes Kleid
und tritt in Hall' und Saal.

In Hall' und Saal. An Pfeiler und Wand
Goldteppiche ziehen sich hin,
schwarze Teppiche nun mit eigener Hand
hängt drüber die Königin
und sie zündet zwölf Kerzen, ihr flackernd Licht
es gab einen trüben Schein,
und sie legt ein Gewebe, schwarz und dicht,
auf den Stuhl von Elfenbein.

Eintritt Gorm Grymme. Es zittert sein Gang,
er schreitet wie im Traum,
er starrt die schwarze Hall' entlang,
die Lichter, er sieht sie kaum,
er spricht: „Es weht wie Schwüle hier,
ich will an Meer und Strand,
reich meinen rotgoldenen Mantel mir
und reiche mir deine Hand."

Sie gab ihm um einen Mantel dicht,
der war nicht golden, nicht rot,
Gorm Grymme sprach: „Was niemand spricht,
ich sprech es: er ist tot."
Er setzte sich nieder, wo er stand,
ein Windstoß fuhr durchs Haus,
die Königin hielt des Königs Hand,
die Lichter loschen aus.

Waldemar Atterdag.

Und Waldemar (König Christophers Sohn),
im Dome zu Ringstedt nahm er die Kron',
nun führt er die Herrschaft mit kluger Hand
über Dänemark-Meer und Dänemark-Land,
nie faßt ihn Jähzorn, nie treibt ihn Eil:
„Erst wägen, dann wagen", „Eile mit Weil."
Und ob es zur Tat ihn auch drängen mag,
auf den andern Tag schiebt er's: „Atterdag".

Und er fährt gen Jütland. Auf Schloß Aarhuus
harrt er auf Huldigung und Gruß,
auf Gruß des Adels. Der hält sich zurück;
einer nur sprengt über die Brück':
„Um Gott, König Waldemar, auf und flieh,
in hellen Haufen kommen sie,
sie zürnen dir schwer, weil du zubestimmst
dem Bauer all das, was dem Adel du nimmst,
Sehstedt führt sie; von Viborg her
kommen dreihundert oder mehr, —
in den Sattel, König, und flieh und jag
hin über die Heide!" . . „Atterdag."

Und ein Jahr und ein Tag, und auf Schloß Helsingör
im Landsthing sitzt er und gibt Gehör;
um ihn her seine Räte; da stürmt in den Saal
Erik Swensen, sein erster Admiral.
„Eile dich, König. Zu dieser Stund'
fahren die Lübischen in den Sund,
zwischen Insel Amak und Hveen
sind siebenundzwanzig Segel zu sehn,
an der Spitze die „Seekuh", ihr bestes Schiff,
greif zu, wie dein Vater einst sie griff.
Sie kommen wie Räuber. Nach Gut und Blut
dürsten sie. Zertritt ihre Brut,
vernichte sie mit einem Schlag."
„Erst wägen, dann wagen . . Atterdag."

Und wieder ein Jahr und auf Schloß Wordingborg
in Stille sitzt er und doch in Sorg',
in Sorg' um Heilwig. Auf seinem Sinn
lastet die schöne Königin.
Es heißt, sie sei krank, ohne Schlaf ihre Ruh,
aber ein Kämmerling flüstert ihm zu:
„Der Königin Krankheit ist Lug, ist Schein,
Sten Sture geht lachend aus und ein,
er ist noch ein Knabe, noch halb ein Kind,
das lieben die Frauen, wie Frauen sind.
Auf, Waldemar, stör ihre Lust, ihre List,
zeige, daß du der König bist,
überrasche Schön-Heilwig, erforsche sie, frag."
„Es würde sie töten . . Atterdag."

Und die Jahre gehn und in Roskild-Abtei
todkrank liegt Waldemar, Gott steh ihm bei,
sein Blick ist erloschen, fahl sein Gesicht,
Erzbischof Ansgar aber spricht:
„Alle Sünde, die dich quält und brennt,
es lösche sie Beicht' und Sakrament,
und willst du dein Gewissen still'n,
hier bin ich, sprich deinen letzten Will'n;
unsre Kirch' ist arm, wer sie speist und tränkt,
deß auch die Kirch' in Liebe gedenkt;
dein Spruch war immer: Eile mit Weil,
aber jetzt eilt es mit deinem Heil,
Säen ist Ernten und Opfer Ertrag;
säe, König."
„Atterdag."

Der Tag von Hemmingstedt.

Denk an den Tag von Hemmigstedt, wo siebentausend abgemäht!
Schläft Ditmars Vater unterm Sand, ist Ditmars Sohn noch bei der Hand

Und über Johann von Dänemark kam seine finstre Stunde; —
er murmelt: „Es brennt im Herzen mir die alte Dithmarsen-Wunde!
Beim Himmel, es soll nicht Messer, nicht Scher' mir Bart noch Haupthaar stutzen,
bis daß ich wieder ins Joch gebeugt dies bauernstolze Trutzen!"

Und Boten sendet er in die Marsch, die künden allerwegen:
„Drei Schlösser will unser König und Herr in eure Lande legen,
nach Meldorf eins, an den Elbstrom eins und das dritt' an die Lundener Fähre".
Es brachte da Zornes viel ins Land die königliche Mähre.

Und von den Bauern Wolf Isebrand, der sprach: „Er mag nur kommen!
Wir haben aus keines Königs Hand dies Land zu Lehn genommen,
wir sind zudem vom Aufrechtgehn versteift in unsern Hälsen,
und wer seine Schlösser auf Marschgrund baut, der baut sie nicht auf Felsen.

Dies Land ist unser, wir haben's im Kampf der Sturmflut abgerungen,
wir bangen vor keines Königs Zorn, wir, die wir das Meer bezwungen,
unser altes Recht, unser alter Mut, — so werden wir nicht zuschanden;
noch lebt der Gott, der bei Bornhövd auf unsrer Seite gestanden."

Da gingen die Boten. Bei Rendsburg war's, wo sie den König trafen,
der lagerte da, drei Nächte schon, samt seinen Fürsten und Grafen,
es stieß dazu viel kriegerisch Volk von Jütland und von Fühnen,
all wollten sie brechen den Bauernstolz und die Schmach des Königs sühnen.

Von Deutschland auch viel edle Herrn hernieder ins Lager kamen,
zwei junge Grafen von Oldenburg, Adolf und Otto mit Namen,
mit ihnen zugleich manch Holsten-Geschlecht um den Danebrog sich scharte:
fünf Rantzau's, sieben von Ahlefeld und vierzehn Wackerbarte.

Und Söldner auch; — Gesindel war's aus Rheinland, Franken und Sachsen,
all hatten sich längst, durch Mord und Brand, in die Schlinge hineingewachsen.
Die „sächsische Garde" hieß man sie, wohl auch die „schwarze Bande",
verheerend, wie der schwarze Tod, zogen sie durch die Lande.

Ihr Führer aber war Junker Slenz, der maß sechs rheinische Schuhe,
heut brach er am Wege die Schlösser ab, und morgen an der Truhe,
in Flechten hing sein flachsenes Haar, wie Stricke herab zum Würgen,
er hatte zwei Feuerräder im Kopf und hieß — der lange Jürgen. —

Und Jürgen Slenz, an der Seite Johanns, vorauf die gepanzerten Glieder,
so führt er heut, unter schmetterndem Klang, das Heer in die Marsch hernieder,
Zwölftausend sind's, schon dringen sie vor auf der Marschen getrocknetem Schlamme;—
um Rache schreit in die Nacht hinein brennender Dörfer Flamme.

Die Bauern aber, kaum tausend Mann, zogen sich rasch zurücke,
bis daß sie kamen, um Mitternacht, an die Hemmingstedter Brücke,
sie fanden da Wall und Graben noch aus der Zeit der alten Sassen,
und es sprach Wolf Isebrand: „Hier sei's, hier wollen wir auf sie passen!"

Man hielt. Nur einer murmelte bang: „Das mög' unser Heiland nicht wollen,
wir sind hier am Tausend-Teufels-Wall, wo die Moor-Elfen tanzen und tollen,
mit den Flammenbüscheln, das Irrlichtvolk, es haust hier unterm Rasen,
und bei Vollmond kommt das Feuerpferd, um die Büschel abzugrasen".

Da stutzten die andern; Wolf aber rief: „Was Irrlicht und was Elfen,
wenn droben der Himmel mit uns ist, muß auch die Hölle helfen.
Die Nacht ist schwarz, wir brauchen Licht, laßt's nur da unten flimmern,
wir wollen ein christlich Bollwerk hier trotzdem zusammenzimmern".

Da griffen sie freudig nach Spaten und Axt, vorbei war Murren und Stutzen,
sie schleppten das Brückengebälk herbei, als Pfahlwerk es zu nutzen,
sie füllten und stopften, mit Moor und Schlamm, des alten Erdwalls Lücken,
und warfen zuletzt ihm Rasen und Sand, drei Fuß hoch, auf den Rücken. —

So kam der Tag, und mit ihm kam, goldblinkend, die sächsische Garde,
hell spiegelte sich der Morgenstrahl auf Harnisch und Hellebarde,
die trotzige Schar, rasch rückte sie vor, gegliedert und dicht geschlossen,
nicht kümmerte sie der Hagelgruß von Steinen und Wurfgeschossen.

Jetzt war sie heran, zwischen ihr und dem Wall war nur noch des Grabens Quere,
da schnürten die Vordersten schnell in eins je zwölf ihrer kantigen Speere,
sie warfen wie Balken querüber dann die Bündel aus Speer und Lanze,
und über die fliegende Brücke hinweg wollten sie gegen die Schanze.

Umsonst; man stieß sie rücklings hinab, — es fehlte das Brückengelände, —
da nahmen die folgenden, springstockgleich, ihren Speerschaft in die Hände,
sie setzten ihn auf, und war es mißglückt im Sturmschritt vorzudringen,
so sollte nun Sprung- und Hebelkraft im Flug sie hinüberschwingen.

Umsonst auch das; sie sprangen zu kurz; wer dennoch das Ufer erklettert,
der ward, unter wildem Freudengeschrei, von den Bauern zu Boden geschmettert,
dumpf dröhnte die Axt, — bis plötzlich jetzt die Freudenrufe verklangen,
Wolf Isebrand murmelte vor sich hin: „Hilf Himmel, wir sind umgangen!"

So war's. Zu schwanken begann der Kampf, immer mächtiger wurden die Dränger,
da trat Gott selbst für den Schwachen ein und rief: „Ich will es nicht länger!"
und er schickte die Flut, die stieg am Strand bis hoch an die Schleusenpforte
und rüttelte dran und rief: „Macht auf! da drinnen bin ich am Orte".

Die Wächter am Strande zögerten noch, da sieh, unter Schäumen und Kochen
— die Hilfe Gottes kam mit Gewalt! — wurde die Schleuse zerbrochen,
schon über die Felder von Hemmingstedt hinbrausten Wogen und Wetter, —
das Meer, der Marsen alter Feind, heut kommt es als ihr Retter.

Sie nahmen jetzt wieder festen Stand hinterm Tausend-Teufels-Walle,
da waren sie sicher vor der Flut und behielten den Feind in der Falle,
der wandte sich rechts und wandte sich links, doch der Tod war immer zur Stelle,
wer floh, den faßte die Marsenfaust, wer stand, den faßte die Welle.

Nur Jürgen Slenz, der ritt an den Wall, als wäre noch nichts verloren,
einstieß er tief, zum Sprunge bergan, seinem friesischen Hengste die Sporen,
jetzt war er hinauf, — er schaute sich um, wie wohl in besseren Tagen,
und rief: „Wer ein Herz im Leibe hat, der mag es mit mir wagen!"

Das hörte der Reimer von Wimerstedt, der hatte Lust zum Streite,
er sprang heran und schlug mit der Axt den Speer des Junkers zur Seite,
er holte dann aus, einen vollen Hieb auf die stählerne Brust zu führen,
und — fest im Panzer stak die Axt, tät sich nicht rücken, nicht rühren.

Der Hieb war gut; doch unversehrt waren des Jürgen Glieder,
da riß der Reimer und wuchtete traun am Axtstiel ihn hernieder,
er trat ihm dann, fünf Finger breit, das Eisen zwischen die Rippen,
es kam kein Laut, kein Seufzer mehr über des Junkers Lippen.

Das war das Ende von Jürgen Slenz; mit ihm zu Tode kamen
— die Knechte und Söldner ungezählt — viel hundert tapfere Namen,
zumal auch was von Holstein her um den Danebrog sich scharte:
fünf Rantzaus, sieben von Ahlefeld und vierzehn Wackerbarte.

Der König aber floh zu Schiff bis in seine Stadt am Sunde,
er trug zu der alten Narbe heim eine neue brennende Wunde,
die neue Wunde, — bis in den Tod woll't ihm die nie verharrschen, —
das war der Tag von Hemmingstedt, der Brauttag der Dithmarschen.

Der 6. November 1632.

Schwedische Heide, Novembertag,
der Nebel grau am Boden lag,
hin über das Steinfeld von Dalarn
holpert, stolpert ein Räderkarrn.

Ein Räderkarrn, beladen mit Korn;
Lorns Atterdag zieht an der Deichsel vorn,
Niels Rudbeck schiebt. Sie zwingen's nicht,
das Gestrüpp wird dichter, Niels aber spricht:

„Buschginster wächst hier über den Steg,
wir gehn in die Irr', wir missen den Weg,
wir haben links und rechts vertauscht, —
hörst du, wie der Dalelf rauscht?"

„Das ist nicht der Dalelf, der Dalelf ist weit,
es rauscht nicht vor uns und nicht zur Seit',
es lärmt in Lüften, es klingt wie Trab,
wie Reiter wogt es auf und ab.

Es ist wie Schlacht, die herwärts dringt,
wie Kirchenlied es dazwischen klingt,
ich hör' in der Rosse wieherndem Trott:
Eine feste Burg ist unser Gott!"

Und kaum gesprochen, da Lärmen und Schrein,
in tiefen Geschwadern bricht es herein,
es brausen und dröhnen Luft und Erd',
vorauf ein Reiter auf weißem Pferd.

Signale, Schüsse, Rossegestampf,
der Nebel wird schwarz wie Pulverdampf,
wie wilde Jagd so fliegt es vorbei; —
zitternd ducken sich die zwei.

Nun ist es vorüber ... da wieder mit Macht
rückwärts wogt die Reiterschlacht,
und wieder dröhnt und donnert die Erd'
und wieder vorauf das weiße Pferd.

Wie ein Lichtstreif durch den Nebel es blitzt,
kein Reiter mehr im Sattel sitzt,
das fliehende Tier es dampft und raucht,
sein Weiß ist tief in Rot getaucht.

Der Sattel blutig, blutig die Mähn',
ganz Schweden hat das Roß gesehn; —
auf dem Felde von Lützen am selben Tag
Gustav Adolf in seinem Blute lag.

*

Die Gans von Putlitz und die Erstürmung von Angermünde. (25. März 1420.)

(Nach dem Alt-Pommerschen.)

Ein neues Lied gesungen sei:
nach dem Winter da kommt der Mai,
das haben wir wohl vernommen;
und daß Kettr-Angermünde märkisch ward,
das soll dem Markgrafen frommen!

*

Johann von Briesen ließ sich jagen
von Kettr-Angermünde bis Greifenhagen,
all Mut war ihm gebrochen;
da ging er zu Hofe nach Alten-Stettin
und hat zu dem Herzog gesprochen:

„Gnäd'ger Herre, was zu halten stand:
Kettr-Angermünd und das Stolper Land,
ist verloren und verdorben;
der Markgraf hält es jetzt in Hand,
und doch hieß es: er sei gestorben."

Da ließ der Herzog entbieten und holen
all seine Mannschaft, Pommern und Polen,
nach Vierraden ritt man zu Tische;
da setzten sie sich und hielten Rat
und aßen süße Fische.

Dann ritten sie weiter und kaum heran,
Angermünde ward ihnen aufgetan,
alle haben dem Herzog geschworen
und alle riefen: „Stettin, Stettin"
und Brandenburg war verloren.

Aber draußen hinter Wall und Graben,
die Märkischen schon sich gesammelt haben
vierhundert Reiter und Knechte;
die Gans von Putlitz führet sie,
zischend, auf daß sie fechte.

Ja, die Gans, der wollt es nicht behagen, —
sie streckte zornig ihren Kragen
über die Pommern alle;
da schwebte der märkische Adler hoch,
und die Greifen kamen zu Falle.

Die Gans aber wuchs im Grimme noch,
sie schlug mit den Flügeln ein Breschenloch
und da stand sie nun zwischen den Steinen,
und als sie bis zum Markte kam,
waren sie zehn gegen einen.

Da gingen die Schwerter die Klinker die Klang,
Herr Detleff Schwerin mit dem Putlitz rang
und wollte den Preis erwerben;
da mußte Herr Detleff von Schwerin
für seinen Erbherrn sterben.

Das war des Herzogs schwerster Tag,
als da Herr Detleff vor ihm lag,
zerhackt, in Blut und Wunden,
und er rief: „O hätt' ich über den Damm
erst wieder zurücke gefunden!"

Er sprach es und ritt im Zuge vorn,
er gab seinem Rosse Schlag und Sporn
und suchte die Zügel zu fassen;
so kam er bis an das „hohe Haus",
da ward er eingelassen.

Das war zu Vierraden. Auf Schlosses Brück'
einmal noch sah er zurück, zurück,
im Herzen voll Weh und Leide:
„Kettr-Angermünde, du vielgute Stadt,
daß so ich von dir scheide!"

*

Der aber, der dies Lied euch sang,
ein Schmiedeknecht ist er schon lang;
und sie nennen ihn Köne Finken;
und er führt ein Hämmerchen auf der Hand
und Gut-Bierchen mag er trinken.

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
ein Birnbaum in seinem Garten stand,
und kam die goldene Herbstesteszeit
und die Birnen leuchteten weit und breit,
da stopfte, wenn's Mittag vom Turme scholl,
der von Ribbeck sich beide Taschen voll,
und kam in Pantinen ein Junge daher,
so rief er: „Junge, wist' ne Beer?"
und kam ein Mädel, so rief er: „Lütt Dirn,
kumm man röwer, ick hebb' ne Birn".

So ging es viele Jahre, bis lobesam
der von Ribbeck auf Ribbeck zu sterben kam.
Er fühlte sein Ende. 's war Herbsteszeit,
wieder lachten die Birnen weit und breit,
da sagte von Ribbeck: „Ich scheide nun ab,
legt mir eine Birne mit ins Grab".
Und drei Tage drauf, aus dem Doppeldachhaus,
trugen von Ribbeck sie hinaus,
alle Bauern und Büdner mit Feiergesicht
sangen „Jesus meine Zuversicht",
und die Kinder klagten, das Herze schwer,
„He is dod nu. Wer giwt uns nu 'ne Beer?"

So klagten die Kinder. Das war nicht recht,
ach, sie kannten den alten Ribbeck schlecht,
der neue freilich, der knausert und spart,
hält Park und Birnbaum strenge verwahrt,
aber der alte, vorahnend schon
und voll Mißtraun gegen den eigenen Sohn,
der wußte genau, was damals er tat,
als um eine Birn' ins Grab er bat,
und im dritten Jahr, aus dem stillen Haus
ein Birnbaumsprößling sproßt heraus.

Und die Jahre gehen wohl auf und ab,
längst wölbt sich ein Birnbaum über dem Grab,
und in der goldenen Herbstesteszeit
leuchtet's wieder weit und breit.
Und kommt ein Jung' über'n Kirchhof her,
so flüstert's im Baume: „Wiste ne Beer?"
und kommt ein Mädel, so flüstert's: „Lütt Dirn,
kumm man röwer, ick gew' di 'ne Birn".

So spendet Segen noch immer die Hand
des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Seydlitz und der Bürgermeister von Ohlau.

In Ohlau, der Bürgermeister der Stadt
eine weiße Zippelmütze hat; —
gegenüber im Kommandantenhaus
sieht Seydlitz morgens zum Fenster hinaus.

Und jeden Morgen, unentwegt,
sich auch Zippelmütz ins Fenster legt,
und wenn der Seydlitz drüben schmaucht,
auch Zippelmütze sein Pfeifchen raucht,
und wenn der Seydlitz zum Räuspern ruckt,
hat Zippelmütze schon ausgespuckt.

Das ärgert den Seydlitz. „Philistergesicht.
Affront dazu; das lieb ich nicht."
Und er nimmt Pistolen links von der Wand,
zielt hinüber mit sichrer Hand,
zielt und schießt auf dreißig Schritt,
eine zweite Kugel und nun eine dritt',
es spritzt der Kalk; — der drüben heiter
zieht seine Mütze, raucht aber weiter,
und Seydlitz lacht: „Verfluchte Visage,
aber der Kerl hat Courage".

Das war im Frieden. Nun steht die Schlacht:
Seydlitz wartet und Seydlitz wacht,
anstrahlt ihn der Ruhm, er steigt zu Pferde,
hundert Schwadronen, es donnert die Erde;
gestern in Ohlau im Fenster liegen,
heute bei Zorndorf siegen, siegen, —
wie kam der Wandel! fragt nicht wie:
Klein im Kleinen, im Großen Genie.

Der Tag von Düppel.

Still!
Vom achtzehnten April
ein Lied ich singen will.
Vom achtzehnten — alle Wetter ja,
das gab mal wieder ein Gloria!
Ein „achtzehnter" war es, voll und ganz,
wie bei Fehrbellin und Belle-Alliance,
April oder Juni ist all einerlei,
ein Sieg fällt immer in Monat Mai.

Um vier Uhr morgens der Donner begann!
In den Gräben standen sechstausend Mann,
und über sie hin sechs Stunden lang
nahmen die Kugeln ihren Gang.
Da war es zehn Uhr. Nun alles still,
durch die Reihen ging es: „Wie Gott will",
und vorgebeugt zu Sturm und Stoß
brach das preußische Wetter los.

Sechs Kolonnen. Ist das ein Tritt!
der Sturmmarsch flügelt ihren Schritt;
der Sturmmarsch, — ja tief in den Trancheen
dreihundert Spielleut' im Schlamme stehn.
Eine Kugel schlägt ein, der Schlamm spritzt um,
alle dreihundert werden stumm, —
„vorwärts" donnert der Dirigent,
Kapellmeister Pieffke vom Leibregiment.
Und „vorwärts" spielt die Musika,
und „vorwärts" klingt der Preußen Hurra;
sie fliegen über die Ebene hin,
wer sich besänne, hätt's nicht Gewinn;
sie springen, sie klettern, ihr Schritt wird Lauf —
Feldwebel Probst, er ist hinauf!

Er steht, der erst' auf dem Schanzenrück',
eine Kugel bricht ihm den Arm in Stück:
er nimmt die Fahn' in die linke Hand
und stößt sie fest in Kies und Sand.
Da trifft's ihn zum Zweiten; er wankt, er fällt:
„Leb wohl, o Braut, leb wohl, o Welt!"

Rache! — Sie haben sich festgesetzt,
der Däne wehrt sich bis zuletzt.
Das macht, hier ficht ein junger Leu,
Herr Leutnant Anker von Schanze zwei.
Da donnert's: „Ergib dich, tapfres Blut,
ich heiße Schneider, und damit gut!"
Der preußische Schneider, meiner Treu,
brach den dänischen Anker entzwei.

Und weiter, — die Schanze hinein, hinaus
weht der Sturm mit Saus und Braus,
die Stürmer von andern Schanzen her
schließen sich an, immer mehr, immer mehr,
sie fallen tot, sie fallen wund, —
ein Häuflein steht am Alsen-Sund.

Palisaden starren die Stürmenden an,
sie stutzen; wer ist der rechte Mann?
Da springt von achten einer vor:
„Ich heiße Klinke, ich öffne das Tor!"
Und er reißt von der Schulter den Pulversack,
schwamm drauf, als wär's eine Pfeif Tabak.
Ein Blitz, ein Krach — der Weg ist frei, —
Gott seiner Seele gnädig sei! —
Solchen Klinken für und für
öffnet Gott selber die Himmelstür.

Sieg donnert's. Weinend die Sieger stehn.
Da steigt es herauf aus dem Schlamm der Trancheen,
dreihundert sind es, dreihundert Mann,
wer anders als Pieffke führet sie an?
Sie spielen und blasen, das ist eine Lust,
mitjubeln die Nächsten aus voller Brust,
und das ganze Heer, es stimmt mit ein,
und darüber Lerchen und Sonnenschein.

Von Schanze eins bis Schanze sechs
ist alles deine, Wilhelmus Rex;
von Schanze eins bis Schanze zehn,
König Wilhelm, deine Banner wehn.
Grüß euch, ihr Schanzen am Alsener Sund,
ihr machtet das Herz uns wieder gesund! —
Und durch die Lande, drauß und daheim,
fliegt wieder hin ein süßer Reim:
„Die Preußen sind die alten noch,
du Tag von Düppel lebe hoch!"

Einzug.

(16. Juni 1871.)

Und siehe da, zum drittenmal
ziehen sie ein durch das große Portal;
der Kaiser vorauf, die Sonne scheint,
alles lacht und alles weint.

Erst die Garde. Brigaden vier,
Garde und Garde-Grenadier:
Elisabether, Alexandriner,
Franziskaner, Augustiner,
sie nahmen, noch nicht zufrieden mit Chlum,
bei Privat ein Privatissimum.
— Mit ihnen kommen, geschlossen, gekoppelt,
die Säbel in Händen, den Ruhm gedoppelt,
die hellblauen Reiter von Mars la Tour,
aber an Zahl die Hälfte nur.

Garde vorüber. — Garde tritt an:
Regiment des Kaisers, Mann an Mann,
die Siebner, die Phalanx jedes Gefechts,
„kein Schuß; Gewehr zur Attacke rechts".
Die Sieben ist eine besondere Zahl,
dem einen zur Lust, dem andern zur Qual;
was von den Turkos noch übrig geblieben,
spricht wohl von einer bösen Sieben.

Blumen fliegen aus jedem Haus,
der Himmel strömt lachende Lichter aus,
und der Lichtball selber lächelt in Wonne:
„Es gibt doch noch Neues unter der Sonne".

Gewiß. Eben jetzt einschwenkt in das Tor
keine Linie zurück, keine Linie vor,
en bataillon, frisch wie der Lenz,
die ganze Armee in Doublee-Essenz.
Ein Korps bedeutet jeder Zug,
das ist kein Schreiten, das ist wie Flug,
das macht, weil ihnen ungesehn
dreihundert Fahnen zu Häupten wehn.

Bunt gewürfelt Preußen, Hessen,
Bayern und Baden nicht zu vergessen,
Sachsen, Schwaben, Jäger, Schützen,
Pickelhauben und Helme und Mützen,
das Eiserne Kreuz ihre einzige Zier;
alles zerschossen; ihr ganzes Prahlen
nur ein Wettstreit in den Zahlen,
in den Zahlen derer, die nicht hier.

Zum drittenmal
ziehen sie ein durch das große Portal;
die Linden hinauf erdröhnt ihr Schritt,
Preußen-Deutschland fühlt ihn mit.

Hunderttausende auf den Zehenspitzen!
Vorüber, wo Einarm und Stelzfuß sitzen,
jedem Stelzfuß bis in sein Bein von Holz
fährt der alte Schlachtenstolz.
Halt,
vor des großen Königs ernster Gestalt.

Bei dem Fritzen-Denkmal stehen sie wieder,
sie blicken hinauf, der Alte blickt nieder;
er neigt sich leise über den Bug:
„Bon soir Messieurs, nun ist es genug."

Archibald Douglas.

„Ich hab es getragen sieben Jahr
und ich kann es nicht tragen mehr,
wo immer die Welt am schönsten war,
da war sie öd und leer.

Ich will hintreten vor sein Gesicht
in dieser Knechtsgestalt,
er kann meine Bitte versagen nicht,
ich bin ja worden alt,

und trüg er noch den alten Groll,
frisch wie am ersten Tag,
so komme was da kommen soll
und komme was da mag."

Graf Douglas spricht's. Am Weg ein Stein
lud ihn zu harter Ruh,
er sah in Wald und Feld hinein,
die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harnisch, rostig und schwer,
darüber ein Pilgerkleid, —
da horch, vom Waldrand scholl es her
wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
herjagte Meut' und Mann,
und ehe der Graf sich aufgericht't,
waren Roß und Reiter heran.

König Jakob saß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
dem König das Blut in die Wange schoß,
der Douglas aber rief:

„König Jakob, schaue mich gnädig an
und höre mich in Geduld,
was meine Brüder dir angetan,
es war nicht meine Schuld.

Denk nicht an den alten Douglas-Neid,
der trotzig dich bekriegt,
denk lieber an deine Kinderzeit,
wo ich dich auf den Knien gewiegt.

Denk lieber zurück an Stirling-Schloß,
wo ich Spielzeug dir geschnitzt,
dich gehoben auf deines Vaters Roß
und Pfeile dir zugespitzt.

Denk lieber zurück an Linlithgow,
an den See und den Vogelherd,
wo ich dich fischen und jagen froh
und schwimmen und springen gelehrt.

O denk an alles, was einsten war,
und sänftige deinen Sinn,
ich hab es gebüßet sieben Jahr,
daß ich ein Douglas bin."

„Ich sehe dich nicht, Graf Archibald,
ich hör deine Stimme nicht,
mir ist als ob ein Rauschen im Wald
von alten Zeiten spricht.

Mir klingt das Rauschen süß und traut,
ich lausch ihm immer noch,
dazwischen aber klingt es laut:
er ist ein Douglas doch.

Ich seh dich nicht, ich höre dich nicht,
das ist alles, was ich kann,
ein Douglas vor meinem Angesicht
wär ein verlorener Mann."

König Jakob gab seinem Roß den Sporn,
bergan ging jetzt sein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
und hielt mit dem Könige Schritt.

Der Weg war steil und die Sonne stach
und sein Panzerhemd war schwer,
doch ob er schier zusammenbrach,
er lief doch nebenher.

„König Jakob, ich war dein Seneschall,
ich will es nicht fürder sein,
ich will nur warten dein Roß im Stall
und ihm schütten die Körner ein.

Ich will ihm selber machen die Streu
und es tränken mit eigner Hand,
nur laß mich atmen wieder aufs neu
die Luft im Vaterland.

Und willst du nicht, so hab einen Mut,
und ich will es danken dir,
und zieh dein Schwert und triff mich gut
und laß mich sterben hier."

König Jakob sprang herab vom Pferd,
hell leuchtete sein Gesicht,
aus der Scheide zog er sein breites Schwert,
aber fallen ließ er es nicht.

„Nimm's hin, nimm's hin und trag es neu
und bewache mir meine Ruh,
der ist in tiefster Seele treu,
wer die Heimat liebt wie du.

Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow,
und du reitest an meiner Seit',
da wollen wir fischen und jagen froh,
als wie in alter Zeit."

Thomas Harrison.

„Harrison, du zitterst?"

„Ich zittre nicht von verlorenem Mut,
ich zittre von all dem verlorenen Blut,
von all dem Blute, das ich verlor
bei Edgehill, Nasby und Marston-Moor,
das ich verlor im Kampf wider euch, —
ich zittre nicht vor dem Todesstreich."

Lied des James Monmouth.

„Es zieht sich eine blutige Spur
durch unser Haus von alters,
meine Mutter war seine Buhle nur,
die schöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
sie küßten sich unter der Linde,
eine Lerche klang und ein Jägerhorn, —
ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
von jenes Abends Sonne,
ihre Lippen sprachen: ich habe gefehlt!
ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
es blitzt wie Beil von weiten,
den Weg, den alle geschritten sind,
ich werd ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
und den Frauen das Herz gegeben,
und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst, —
das ist ein Stuart-Leben."

Das Trauerspiel von Afghanistan.

Der Schnee leis stäubend vom Himmel fällt,
ein Reiter vor Dschellalabad hält,
„Wer da!" — „Ein britischer Reitersmann,
bringe Botschaft aus Afghanistan."

Afghanistan! er sprach es so matt;
es umdrängt den Reiter die halbe Stadt,
Sir Robert Sale, der Kommandant,
hebt ihn vom Rosse mit eigener Hand.

Sie führen ins steinerne Wachthaus ihn,
sie setzen ihn nieder an den Kamin.
Wie wärmt ihn das Feuer, wie labt ihn das Licht,
er atmet hoch auf und dankt und spricht:

„Wir waren dreizehntausend Mann,
von Cabul unser Zug begann,
Soldaten, Führer, Weib und Kind
erstarrt, erschlagen, verraten sind.

Zersprengt ist unser ganzes Heer,
was lebt, irrt draußen in Nacht umher;
mir hat ein Gott die Rettung gegönnt,
seht zu, ob den Rest ihr retten könnt."

Sir Robert stieg auf den Festungswall,
Offiziere, Soldaten folgten ihm all,
Sir Robert sprach: „Der Schnee fällt dicht,
die uns suchen, sie können uns finden nicht.

Sie irren wie Blinde und sind uns so nah,
so laßt sie's hören, daß wir da,
stimmt an ein Lied von Heimat und Haus,
Trompeter, blast in die Nacht hinaus!"

Da huben sie an, und sie wurden's nicht müd,
durch die Nacht hin klang es Lied um Lied,
erst englische Lieder mit fröhlichem Klang,
dann Hochlandslieder wie Klagegesang.

Sie bliesen die Nacht und über den Tag,
laut, wie nur die Liebe rufen mag,
sie bliesen — es kam die zweite Nacht,
umsonst, daß ihr ruft, umsonst, daß ihr wacht.

Die hören sollen, sie hören nicht mehr,
vernichtet ist das ganze Heer,
mit dreizehntausend der Zug begann,
Einer kam heim aus Afghanistan.

Die Brück' am Tay.

„Wann treffen wir drei wieder zusamm'?"
„Um die siebente Stund', am Brückendamm."
„Am Mittelpfeiler."
„Ich lösche die Flamm'."
„Ich mit."

„Ich komme vom Norden her."
„Und ich vom Süden."
„Und ich vom Meer."

„Hei, das gibt ein Ringelreihn,
und die Brücke muß in den Grund hinein."

„Und der Zug, der in die Brücke tritt
um die siebente Stund'?"
„Ei, der muß mit."
„Muß mit."

„Tand, Tand
ist das Gebilde von Menschenhand!"

Auf der Norderseite, das Brückenhaus —
alle Fenster sehen nach Süden aus,
und die Brücknersleut', ohne Rast und Ruh
und in Bangen sehen nach Süden zu,
sehen und warten, ob nicht ein Licht
übers Wasser hin „ich komme" spricht,
„ich komme, trotz Nacht und Sturmesflug,
ich, der Edinburger Zug."

Und der Brückner jetzt: „Ich seh einen Schein
am andern Ufer. Das muß er sein.
Nun, Mutter, weg mit dem bangen Traum,
unser Johnie kommt und will seinen Baum,
und was noch am Baume von Lichtern ist,
zünd alles an wie zum heiligen Christ,
der will heuer zweimal mit uns sein, —
und in elf Minuten ist er herein."

Und es war der Zug. Am Süderturm
keucht er vorbei jetzt gegen den Sturm,
und Johnie spricht: „Die Brücke noch!
Aber was tut es, wir zwingen es doch.
Ein fester Kessel, ein doppelter Dampf,
die bleiben Sieger in solchem Kampf,
und wie's auch rast und ringt und rennt,
wir kriegen es unter: das Element.

Und unser Stolz ist unsre Brück';
ich lache, denk ich an früher zurück,
an all den Jammer und all die Not
mit dem elend alten Schifferboot;
wie manche liebe Christfestnacht
hab ich im Fährhaus zugebracht
und sah unsrer Fenster lichten Schein
und zählte und konnte nicht drüben sein."

Auf der Norderseite, das Brückenhaus —
alle Fenster sehen nach Süden aus,
und die Brücknersleut' ohne Rast und Ruh
und in Bangen sehen nach Süden zu;
denn wütender wurde der Winde Spiel,
und jetzt, als ob Feuer vom Himmel fiel,
erglüht es in niederschießender Pracht
überm Wasser unten ... Und wieder ist Nacht.

„Wann treffen wir drei wieder zusamm'?"
„Um Mitternacht, am Bergeskamm."
„Auf dem hohen Moor, am Erlenstamm."
„Ich komme."
„Ich mit."
„Ich nenn euch die Zahl."
„Und ich die Namen."
„Und ich die Qual."
„Hei!
Wie Splitter brach das Gebälk entzwei."
„Tand, Tand
ist das Gebilde von Menschenhand."

* * *

Hugo Freiherr von Blomberg.

Geb. am 26. September 1820 zu Berlin, gest. am 17. Juni 1871 zu Weimar.

Bilder und Romanzen 1860. Psyche 1868. Wartburgstimmen (mit E. Rittershaus) 1870. Treu zum Tod 1872.

Die Dame von Faverne.

Seht Ihr Navailles? Spiegelnd hebt's im See
die spitzen grauen Türme in die Höh,
das Schloß Navailles. Drüben liegt die Stadt
im Sonnenschein, den Fuß im blauen Bad;
so Stadt als Schloß gehörten schon von je
den Herren von Faverne.

Des Schlosses Dame stand im hohen Saal,
im Trauerkleide noch um den Gemahl
— ein Jahr war's her, daß spurlos er verschwand —,
und ehrerbietig vor der Fraue stand
in Schmuck und Waffen die Vasallenzahl
der Herrschaft von Faverne.

Sie sprach: „Das Wort der Kirche spricht mich frei:
mein eigner Willen, euer Wunsch — es sei!
Dem Vetter des Gemahls reich ich die Hand,
er herrsche über mich und alles Land!
Den Eid der Treue schwört ihr morgen neu
dem Herren von Faverne."

Am Hochzeittag vom Schlosse Fahnen wehn,
geschmückt mit Teppichen und Blumen schön
schwimmt durch den See der Kahn mit Sang und Klang:
drin sitzt der Bräutigam in Waffen blank
und ihm zur Seite, bräutlich anzusehn,
die Dame von Faverne.

Da ist geschehn ein wundersames Ding:
Die weiße Hand der Braut ins Wasser hing,
sie spielte drin in süßer Träumerei —
da tut sie plötzlich einen leisen Schrei:
hinweg vom Finger war der goldne Ring
der Dame von Faverne.

Der Ring, den ihr der erste Ehherr gab,
den sie zu tragen schwur bis in das Grab;
sie bricht in Tränen aus, sie will nicht frein:
der Ring soll wieder erst gefunden sein!
In Schloß und Stadt sagt man die Hochzeit ab
der Dame von Faverne.

Vom See die Fischer ruft man all zusamm' —
Was bringen sie herauf aus tiefem Schlamm?
ein Mannsgerippe — am Finger stak der Ring:
ein rost'ger Dolch in seinen Rippen hing
mit goldnem Knauf — der Dolch vom Bräutigam
der Dame von Faverne.

Der Mörder flieht, die Rache folgt ihm nach;
man spricht, daß er am Kreuzweg sterbend lag.
Den Witwenschleier und den goldnen Ring
trug bis zum Tag, da sie zu Grabe ging,
und trägt ihn drin wohl bis zum Jüngsten Tag
die Dame von Faverne.

Der Herr Marquis.

Am fahlen Himmel die Wolkenjagd
hinflieht in wildem Reigen;
der Sturm hat sich im Park zu Nacht
ein Bett gemacht von Zweigen.

Er hat mit Laub die Quer und Läng
bestreut des Schlosses Rampen
und drunten am bemoosten Bassin
die Nymphen und Hippokampen.

Am Gittertor im Sonnenblick
die grünen Jäger harren;
die Meute heult und zerrt den Strick,
die Renner wiehern und scharren.

Was starrt in die Wolken, beiseit vom Troß,
so trüb ein blasser Jäger?
Des Herrn braungelbes Lieblingsroß
führt dort im Kreis ein Neger.

In bunter Tracht der geschmeidige Mohr,
er lacht und weist die Zähne;
er pfeift dem Roß, es spitzt das Ohr,
er kost ihm die schwarze Mähne.

Er spricht — sein Wort an das stolze Tier,
sein Blick auf den Mann zur Seiten:
„Geduld, Leone! wir warten hier,
wir werden so bald nicht reiten!

Dein Herr ruht wohl noch weich und warm
im schönsten Gemach vom Schlosse;
seinen Nacken umschlingt ein weißer Arm,
was kümmern ihn Jäger und Rosse!"

Der bleiche Jäger ward bleicher noch
und nächtlicher seine Brauen;
des Schwarzen Wort ans Herz ihm kroch,
eine Schlange mit kaltem Grauen.

„Sie spricht gewiß mit schmeichelndem Wort:
verlaß mich noch nicht, du Süßer!
rauh geht der Wind in den Eichen dort,
laß heute Fasan und Spießer!

Bei meinem Dolch, ein verführerisch Weib
mit ihrem blutroten Munde!
Ich gönne dem Herrn seinen Zeitvertreib:
was kümmern ihn Jäger und Hunde!

Wär auch viel lieber an ihrem Gewand
als draußen im Herbgebrause!
He, Charles? du hast sie ja auch gekannt,
die Rose vom Försterhause?"

Wild warf der Bleiche sein Haupt zurück:
„Schweig, Teufel, und laß mich fahren!“
Der Neger lacht, als spräche sein Blick:
„Ich halte dich bei den Haaren!“

Dann sprach er sacht: „In Afrika,
dem Lande der glühenden Sonne,
da kennt man, Charles, — man kennt nur da
der Liebe rasende Wonne!

Nur da die Lieb' und die Eifersucht!
— Bei euch, was ist's denn eben?
Man stiehlt euch ein Weib — ihr weint und flucht!
Wir ließen den Dieb nicht leben!“

Der Blasse sah auf — wie Kohlen glüh
seine tiefen Augen brannten.
Die Stiege hinab kam der Herr Marquis;
die Diener geschäftig rannten.

Seine frischen Lippen brannten vom Kuß,
sein Auge war lustumschleiert;
zur Fenstergardin einen letzten Gruß
hat's lachend emporgefeuert.

Er schwang sich leicht auf das gelbe Roß,
er stieß ihm den Sporn in die Seiten,
zurücke winkt er dem Dienertroß —
es folgten ihm zwei von weiten.

Zwei Reiter folgten — so Mann als Roß
hat fern der Wald umfangen;
zwei Augen blickten ihm nach vom Schloß,
ein Busen sich hob mit Bangen.

Vom fahlen Himmel die Wolkenjagd
zog grau um Wald und Hügel —
Der Falbe nur kam zurück bei Nacht,
Blut an Schabrack und Bügel.

* * *

Paul Heyse.

Geb. am 15. März 1830 in Berlin, lebt in München. Gedichte 1872. Skizzenbuch 1877. Verse aus Italien 1880. Neue Gedichte und Jugendlieder, 2. Aufl. 1897. Ein Wintertagebuch 1903. — Heyses „Novellen in Versen“ unterscheiden sich von dem feinerzeit in der deutschen Literatur sehr gern gepflegten Genre der poetischen Erzählung nicht allein durch die feinere Qualität der poetischen Sprache sondern auch durch die Bedeutsamkeit der Motive, die oft balladesk und romanzesk — ebenso wie ihre künstlerische Behandlung — anmuten. Darauf sei nachdrücklich hingewiesen.

Telegonos.

Im Rebengarten wandelt
Odysseus hingebückt am Stab.
Mit dürren Greisenfingern
pflückt manchmal er ein Beerlein ab.

Sein Weib Penelopeia
zum Hades ging sie lange schon,
den Herrscherstab vertraut er
Telemachos, dem wackren Sohn.

Aus seines Landguts Stille
lockt ihn der Salzflut Rauschen kaum.
Sein abenteuernd Leben
liegt fern ihm wie ein Morgentraum.

Wo blieb die Kraft der Glieder,
erprobt in mancher Heldenschlacht,
der Augen kühnes Feuer,
des edlen Dulders Redemacht?

Nun schleicht er in der Sonne,
die ihm den kahlen Schädel wärmt,
ein lebensmüder Graubart,
den nichts mehr weder freut noch härmt.

Da rauscht ein Schritt im Laube,
ein junger Wandrer tritt ihn an,
— Wo sind ich hier den König?
das künde mir, du alter Mann. —

Der hebt die graue Wimper,
die Augen schützend mit der Hand.
— Vom König was begehrst du?
Woher des Weges, junger Fant? —

— So forscht man aus die Narren.
Auf! führ mich zu Odysseus hin!
Nur ihm will ich vertrauen,
was mein Gewerb', und wer ich bin! —

Dem Alten dämmert's leise,
dies Funkelaug' — wo sah er's schon?
aus fernen Tagen grüßt ihn
ein Hauch in dieser Stimme Ton.

— Gemach, mein junger Wildling!
nicht jeder dringt zum König hier.
Ihn überlaufen viele
mit lästig stumpfer Neubegier,

den Helden anzugaffen,
der Ilion durch List bezwang,
der Polyphem geblendet
und über Kirke Sieg errang. —

Des Jünglings Augen flammen.
— Nun wohl, von Kirke komm ich her.
Ich bringe gute Botschaft,
doch sie vernehmen soll nur er.

Was beißt der Knab' die Lippe,
da er die hast'gen Worte spricht?
Was glüht bei Kirkes Namen
sein zartumflaumtes Angesicht?

Der alte Listenkund'ge —
auf einmal fährt's ihm durch den Sinn:
das sind verjüngt die Züge,
die Stimme jener Zauberin.

— Ich merk an deiner Miene,
du bist dem alten König gram,
der von Äneas Insel
so übereilten Abschied nahm.

Führst Böses du im Schilde,
mir darfst du es vertraun fürwahr.
Feind bin auch ich dem König,
der stets ein harter Herr mir war. —

— So wiß: ich will ihn töten,
der meiner Mutter Leid gebracht,
kaltsinnig von ihr scheidend
nach mancher stolzen Liebesnacht.

O Schmach, daß eine Göttin
dem Sterblichen sich hold erwies,
dem Falschen nachzuweinen,
der schnöde sie im Stiche ließ!

Er rühmt sich seiner Listen,
die stumpfen nicht mein Racheschwert,
denn mich auch hat die Mutter
all ihre Zauberkunst gelehrt.

Und wollt er mir entschlüpfen
in siebenfacher Truggestalt,
gleich jenem Meeresgreise,
die List zuschanden macht ich bald. —

Der Alte hört's mit Schmunzeln,
ihn freut des Krauskopfs hitzig Blut.
— Daß sie dich zaubern lehrte,
daran tat deine Mutter gut.

Denn dieser schlimme König,
so schwer ihn drückt der Jahre Last,
noch ward er nie bezwungen;
mach dich auf harten Kampf gefaßt.

In jener luft'gen Halle
verweil dich eine kleine Frist.
Ich melde dich dem Herren,
dann zeige, welch ein Held du bist. —

Der Jüngling folgt ihm düster,
der Alte lächelnd wankt ins Haus.
Alsbald die Arme hebt er
und ruft in brünst'gem Flehen aus:

— Athene, hehre Göttin,
erweise mir noch eine Gunst,
laß mich dem Knaben zeigen,
was mächt'ger als Dämonenkunst! —

Und sieh, zum alten Freunde
noch einmal tritt die Göttin mild,
sie rührt sein Haupt gelinde,
da wandelt sich das Greisenbild.

Von braunen Locken wieder
ist die erhabne Stirn umwallt,
mit Anmut übergießt sie
und Kraft die hohe Wohlgestalt.

In lichten Purpurfalten
umschmiegt ihn jetzt sein schlicht Gewand,
zum goldnen Zepter wird ihm
der dürre Stecken in der Hand.

So tritt er aus der Pforte,
erstrahlend ganz in Heldenzier.
— Wer fragt hier nach dem König?
So sprich! Odysseus steht vor dir.

Was schweigst du, junger Fremdling?
Was sinkst du zitternd in die Knie?
Bringst du mir gute Botschaft,
wohlan, mein Sohn, verkünde sie! —

— Erhabner! Göttergleicher! —
mit bangem Stammeln ruft's der Knab'.
— Verzeih dem Sinnberaubten,
daß ich an dir gefrevelt hab'!

Ich grollte meiner Mutter,
ich haßte dich, dein eigen Kind —
nun seh ich, Zauber hast du,
dagegen unsre machtlos sind.

Dein herrlich Bild zu schauen
hat meiner Tücke Wut gelähmt,
das Lächeln deines Mundes
das wilde Rachgelüst gezähmt.

Daß solch ein Mann mein Vater,
ich rechne mir's zu ew'gem Ruhm.
Nun ist für alle Zeiten
Telegonos dein Eigentum.

Zu Schiffe laß uns steigen,
zu unsrer Insel steuern wir.
Die Mutter wird frohlocken,
geleit ich dich zurück zu ihr.

Hier droht Verrat und Tücke,
dir lebt ein Feind im eignen Haus.
Dem Schelm, dem grauen Diener
bist du verhaßt. O treib ihn aus! —

Und leise lächelnd wieder
zur Göttin fleht des Helden Blick,
und ihn erhörend nimmt sie
die vorgetäuschte Zier zurück.

Um die gebeugten Schultern
hängt wieder grau sein schlicht Gewand,
zum Greisenstabe wandelt
das Zepter sich in seiner Hand.

Nur in den alten Augen
glüht fröhlich fort ein heller Schein.
— Mein teurer Sohn, erkenne
den müden alten Vater dein!

Kehrt ich zu deiner Mutter,
der Ewigjungen, heut zurück,
ihr trübte wohl mein Anblick
auch der Erinnrung goldnes Glück.

Die Gunst, die eine Göttin
dem todgeweihten Mann gewährt,
ist wie ein schießend Sternbild,
ein Glanz, der zwei Sekunden währt.

Doch du, mein edler Knabe,
so kurzer Wonne holder Sproß,
verweile noch, zur Freude
des Vaters, mein Telegonos.

Und kehrst du heim, sei dessen
gedenk: Den höchsten Preis gewinnt
hoch über allem Zauber
ein Held, mit dem die Götter sind.

Das Festmahl des Alten.

„Nun lösche die Lampen im einsamen Haus,
denn sie bleiben mir aus,
die ich lud, die vergeßlichen Gäste.
Sonst kamen sie gern bei dem Alten zu Gast,
dem die grämliche Miene der Greisen verhaßt,
heut feiern sie jüngere Feste.

Es strömte das Volk vom Theater zurück,
laut preisend das Stück,
das dem Jon den Lorbeer errungen.
Der wird mit den Knaben durchschwärmen die Nacht
und hat sie mir leicht abtrünnig gemacht,
denn der Jugend folgen die Jungen.

Ja einst, da waren wir selber jung
und wagten, im Schwung
den Sieg beim Fittich zu halten.
Doch in wechselnden Formen verjüngt sich die Kunst,
und dem Neuen gehört und gebühret die Gunst,
und der Alternde lerne veralten.

Denn wisse, mein Sohn, nun fünfzigmal
fiel Winter ins Tal,
seit zuerst im Theater ich siegte.
Heut dünkt es mir fromm, eine Schale voll Wein
dem Genius meiner Jugend zu weihn,
der das Herz in Entzückungen wiegte.

Doch weh! wen hab' ich, der mit mir zecht?
Das junge Geschlecht
geht fremd an Gräbern vorüber.
Die mir einst jauchzten, sie wurden stumm.
Was leb ich auch noch? Ich blicke mich um —
die Welt wird trüber und trüber.

Nun lösche die Lampen im leeren Gemach
und das Lämpchen entfach
und bring vom Gesimse die Rollen,
daß mich labe der großen Unsterblichen Sang,
die leuchtend wandeln die Welt entlang
und mein Grab überschreiten sollen!" —

Und er senkte das Kinn auf den Busen tief,
und der Diener entschlief;
die Nacht wob dichter den Schleier.
Zum festlichen Mahl hebt keiner die Hand,
und die Kränze duften umsonst an der Wand,
stumm hängt an der Säule die Leier.

Da horch, auf den Stiegen ein flüsternder Klang,
mit schwebendem Gang
ein Jüngling öffnet die Pforte.
Ihm folgt ein Reigen von Jungfraun hold,
in Reisegewändern, die Locken wie Gold —
dem Alten versagen die Worte.

Und der Jüngling spricht: „Dem fremden Gestad
sind heut wir genaht,
von der Salzflut Stürmen verschlagen.
Wir kannten des Dichters Namen allein,
sie wiesen uns her, nun traten wir ein
und bitten zu Gast uns mit Zagen."

Da erglühet der Greis in bescheidener Scham:
„O wundersam!
So ist mir noch Freude beschieden!
Von Gästen schwillt mein verlassenes Haus,
und Fremde füllen die Sitze mir aus,
die meine Freunde gemieden!"

Und er führt sie zu Tisch, und den Mischkrug dann
trägt selbst er heran,
es verjüngt ihn die glückliche Stunde.
Sie nippen vom Wein und sie kosten die Frucht,
doch vom Fleische des Wilds hat keine versucht,
und sie schweigen mit lächelndem Munde.

„Und verschmähet ihr ganz mein dürftiges Mahl,
so laßt mich einmal
die lieblichen Stimmen vernehmen
und beflügelt mit klugem Gespräch mir den Sinn,
denn ich, der ich alt schon und kindisch bin,
muß meines Geplauders mich schämen."

Da wiegt der Fremde sein Haupt und spricht:
„Verstummen ist Pflicht,
wo Dichterlippen uns grüßten.
Es harren die Schwestern auf Ton und Gesang
von den Saiten, die früh mit unsterblichem Klang
dies sterbliche Leben versüßten."

Von der Säule nimmt er die Leier herab
und den elfenen Stab
und reicht sie dem zögernden Greise,
und der Jungfraun eine erhebt sich und führt
ihn sanft zu dem Sitz, der dem Sänger gebührt,
und berührt die Saiten ihm leise.

Und horch, wie es tönt, da erbebt ihm die Brust;
mit schüchterner Lust
anhebt er den Hymnus zu singen
an das Licht, das die Welt mit Strahlen erquickt,
an den Gott, der es allen Geborenen schickt,
die Dämonen der Nacht zu bezwingen.

O die traurige Nacht, die uns lauernd umschweift
und die Seelen ergreift,
noch eh wir die Hülle bestatten!
Nur ein Geist, den der Gott mit Flammen genährt,
glänzt nach, wenn der Leib sich zu Aschen verzehrt,
und weithin wirft er den Schatten;

weit über das Grab — —! Was stockt der Gesang?
an der Leier zersprang
doch keine der ehernen Saiten.
Was stockt ihm die Stimme? Wie tönte sie klar,
eh fünfzig Winter sein Lockenhaar
und die glühende Seele beschneiten.

Das Lied, das damals den Kranz ihm gewann,
heut stimmt er es an
vor Fremden, ein Fremder den Seinen.
Da erschüttert der Sterblichen schwankes Geschick
ihm mächtig das Herz und umflort ihm den Blick,
kaum bändigt die Wimper das Weinen.

Doch wie vor den Gästen, so schön und erlaucht,
in Wehmut getaucht
er träumt, entrückt in die Weiten,
auf einmal weckt ihn ein Klang so bekannt;
der Jüngling hat ihm die Leier entwandt
und schlägt in die rauschenden Saiten.

Er singt zu Ende sein Chorgedicht
und preiset das Licht,
das die Welt mit Wonnen umgürtet,
dann führt er dichtend die Strophen hinaus
und preiset den Sänger, der gastlich im Haus
die Götter empfängt und bewirtet.

Scheu lauschet der Greis zu dem Jüngling empor;
zerrinnt ihm der Flor
vor den staunenden Augen zur Stunde?
Er sieht sie wachsen, die Göttergestalt,
er erkennt, von ambrosischem Leuchten umwallt,
die Schwestern, die neun, in der Runde.

„Ist's wahr? ist's wirklich? So lebt mein Gedicht?
O seliges Licht!
Euch Himmlische hab' ich zu preisen!" —
Fromm hebt er die Arme, — sie sinken herab;
in die Halle tritt mit der Fackel ein Knab'
und berührt die Schläfe des Greisen. — —

Der Morgen stand auf den Bergen klar,
eine Jünglingsschar
zog heim mit Gesängen vom Schmause.
Die Tür des Dichters vergoldet der Schein,
alsbald verstummend gedenken sie sein
und nähern beschämt sich dem Hause.

Und wie sie leise betreten den Saal,
sie finden im Strahl
des Frührots ruhen den Alten.
Sein Geist entschwebte zu himmlischen Höhn,
er hört nicht mehr der Schritte Getön,
er sieht nicht Menschengestalten.

Still nehmen sie alle die Kränze vom Haupt
und streuen entlaubt
sie umher, das Versäumte zu büßen,
und Jon, von heiliger Ehrfurcht bewegt,
wie dem Jünger geziemt, kniet nieder und legt
den eigenen Kranz ihm zu Füßen.

Balladendichter Pommerns, Mecklenburgs und Preußens.

Nicht zahlreich und bedeutend sind die Balladendichter dieser Länder, doch es sind immerhin ein paar interessante Charakterköpfe unter ihnen. Ein Heimatdichter seinem ganzen Wesen nach ist Wilhelm Meinhold, der Verfasser des bekannten Romans: Maria Schweidler, die Bernsteinhexe, — seinen Balladen ist ein herber und nüchterner, doch von innerem Leben durchglühter Stil eigen. Auch Christian Friedrich Scherenberg ist ein Dichter von durchaus individuellem Empfinden. Seine Schlachtenbilder und Lagerszenen sind in ihrem prägnanten, lebendigen und höchst anschaulichen Stil vielleicht einzigartig in der deutschen Epik. Franz Kugler, ein Nachfahre der Romantiker, Robert Prutz und Adolf Friedrich Graf von Schack, beide ausgesprochene Epigonen, sind mit schönen einzelnen Balladen vertreten, ebenso konnten zwei Balladen von Ernst Ziel, der in mancher Beziehung schon moderner anmutet, aufgenommen werden.

Von preußischen Dichtern konnten nur Otto Friedrich Gruppe, ein sehr beachtenswerter Balladendichter von feinem Stilgefühl und von kräftig realistischem Wesen, und der bekannte zartinnige Lieder- und Märchendichter Robert Reinick berücksichtigt werden.

Der Herausgeber konnte es sich nicht versagen, ein paar poetische Erzählungen von Fritz Reuter aufzunehmen. Mögen denn wenigstens die beiden hervorragendsten Dialektdichter Deutschlands, Klaus Groth und Fritz Reuter, hier vertreten sein. Reuters Gedichte (Aus „Leuschen und Rimels") sind keine Balladen, wohl aber Musterbeispiele der heiteren poetischen Erzählung, der Anekdote, des modernen Schwanks.

Von modernen Balladendichtern ist Pommer Hans Benzmann, sind Ostpreußen Arno Holz, A. K. T. Tielo und Agnes Miegel.

Wilhelm Meinhold.

Geb. am 27. Februar 1797 in dem Dorfe Netzelkow auf Usedom, gest. am 30. November 1851 in Charlottenburg.
Vermischte Gedichte 1824. St. Otto, Bischof von Bamberg, oder die Kreuzfahrt nach Pommern, ein romantisch-religiöses Epos. 1826. Schill 1839. — Gesammelte Schriften, Leipzig 1846—49 und Regensb. 1858.

Die treue Hand.

„Held Donal, gib Malvinen, die sanfte Tochter mir,
eh' Koll, mein wilder Bruder, sie frech ertrotzt von dir:
mich liebt das süße Wunder auf Juras Felsenstrand,
das wie die Morgenröte in jedem Klan bekannt!
Ich will sie kühn beschützen,
ich will ihr ewig weihen hier diese treue Hand!"

So spricht mit glüh'nden Worten der schenkelnackte Held,
Mak Angus von Kantyre, und als er inne hält,
so senkt der Alte sinnend den Nacken am Kamin
und seufzt — und seine Tochter tritt schüchtern hinter ihn;
bald wird sie eine Lilie,
bald eine rote Rose mit wachsendem Karmin.

Doch plötzlich hört man draußen ein lautes Schlachtenschrein,
und Koll, der wilde, stürzet mit seinem Klan herein:
„Held Donal, dieser Heuchler, erhält die Dirne nicht!
Gib mir sie, oder wisse, ich üb ein schwer Gericht,
so wahr der Herr regieret,
du siehst, daß dir vor Augen mein Klan ihn niedersticht!

Auf, rüstet eure Dolche, das Zeichen zu empfahn!" —
Da hebt die hundert Arme der grausenvolle Klan,
da blitzt es durch die Halle, da harrt auf Wink und Wort
der rote Tartanträger zum roten Brudermord;
das Mägdlein sinkt zu Boden,
jedoch ihr grauer Vater erhebet sich sofort:

„O Koll, du tapfrer Krieger, dein Zorn ist schwer und groß,
doch höre, laß entscheiden ein heilig Gotteslos,
kehrt beide nach Kantyre, besteiget euren Kahn,
— wir weilen hier am Ufer, — und wer zuerst wird nahn,
weß Hand zuerst berühret
das Kleid der Schmerzenstochter, der soll sie auch empfahn!"

Koll nimmt mit trotz'gen Mienen die Preisbedingung an,
Urfehde schwören beide auf Donals Schwert; sodann
gleich flücht'gen Kriegern stürzen sie sich zum Meeresstrand; —
der Greis jedoch ergreifet das Mägdlein bei der Hand,
und mit der schwankenden Lilie
nimmt auf dem Felsenufer er den erhabnen Stand.

Bald heben vor Kantyre zwo weiße Segel sich:
„Was bebst du, Kind? Vertraue, die Heil'gen schützen dich!"
„Nein, Vater, lieber Vater, ach schau doch nur empor!
das Schiff von Koll, dem wilden, kommt seinem Bruder vor!
Es naht mit roter Flagge,
wie wohl in bangen Nächten ein Unglücksmeteor!

Nein, schaue, wie mein Angus zugleich das Ruder schwingt,
wie schäumt der Kiel stets näher — o Himmel, es gelingt! —
Ach, Vater, halt mich arme, nun bleibt er doch zurück!" — —
„Getrost, mein Kind, der Schrecken umdüstert dir den Blick;
sie stürzen ja ins Wasser,
sie schwimmen durch die Klippen, noch lächelt dir das Glück!"

Bald tauchen unter ihnen zwei Köpfe schwarz hervor,
doch wieder tut's dem Bruder der wilde Koll zuvor,
er hebt sich auf der Klippe, er tritt schon an das Land,
da haut mit scharfem Schwerte sich Angus ab die Hand
und faßt sie bei den Fingern
und wirft sie hoch der Dirne ans färbende Gewand!

„Halt, Bruder, halt, beim Himmel! die Braut nicht dir gebührt,
sieh, meine Hand, die treue, hat sie zuerst berührt!"
Da wirft sich zähneknirschend Koll gleich zurück ins Meer;
doch die Braut, die rotbespritzte, erhebt sich hoch und hehr,
und in die offnen Arme
sinkt Angus ihr und fühlet nicht Angst und Schmerzen mehr.

❁

Karl XII. und der pommersche Bauer Müsebaek.

In seinem Zelt vor Bender sitzt Karl der Zwölfte still,
kein Schach ihn mehr zerstreuen, kein Buch ermuntern will;
von aller Welt verlassen, versagt in seiner Not
der Türk dem trotz'gen König gemach schon Fleisch und Brot.
Vergebens mahnet Düring: „Gib deinen Feinden nach!"
vergebens Rosen: „Fliehe, o Held, dein Ungemach!
Was sitzest du und sinnest, wie ein vergrämter Aar
im Horst von Folgesonde und trotzest der Gefahr?
Mach auf die edlen Schwingen und aus dem Sonnenbrand
zieh heim ins kühlumwogte, geliebte Vaterland;
da sammle wieder eilig die alte Kraft zu Hauf
und gehe, wie das Nordlicht, in blut'gen Striemen auf!"
Doch trotzig spricht der König: „Schweigt, ihr erlebt es nie,
daß ich vor Türkenhunden wie eine Memme flieh;
wohl sehnt sich Nordlands Wogen mein Herz, wie eures, zu,
doch sterb ich, eh ich weiche und Achmeds Willen tu!"
Da naht der Kanzler Müller: „O Herr, dein Häuflein schreit
gedrückt von bitterm Hunger, womit erhalt ich's heut?"
„Schießt die Araberrosse des Sultans Achmed tot,
da habt ihr Fleisch, und hier ist mein eignes letztes Brot!"

Der Kanzler geht mit Tränen. Bald krachet Schuß auf Schuß
der König hebt das Auge voll Sorge und Verdruß,
denn sieh, man führet schonend sein Leibroß ihm zurück,
drum greift er zur Pistole im nächsten Augenblick, —
„Halt, halt!" und setzet grausam den Lauf ihm hinters Ohr,
nie brachte je Arabien ein schönres Tier hervor.
„Ach schießet nicht!" ruft Rosen, ruft Düring, doch er schoß,
und ächzend stürzt zusammen ihm sein erlauchtes Roß.
„Glaubt ihr, ich solle hungern?" fragt bitterlächelnd er,
derweilen alles schreiet: Was macht Ihr, gnäd'ger Herr?
Doch, gleich als ahnt ihm düster schon jetzt sein gleich Geschick,
hebt von dem Roß er lange nicht den bewegten Blick,
setzt bald sich drauf, wie wenn es ihn unsichtbar ergreift,
indes das Blut des Tieres ihm in die Stulpen läuft,
und wühlet mit den Spornen im Sande hin und her
und blicket nicht vom Boden und seufzet oft und schwer.

Da kommt auf hagerm Klepper ein Bauer hergetrabt,
im blauen, woll'nen Wamse, zerfetzt und abgeschabt,
mit rundem Hut und Troddeln um sein gestiefelt Bein.
„Glück zu!" ruft Rosen, „Freunde, das muß ein Pommer sein!"
„Wo find ich hier den König?" der alte Bauer spricht,
und sitzet ab und wischet den Schweiß sich vom Gesicht.
„Da sitzt er auf dem Rosse, geh mutig nur hinan!"
„Gott grüß' Euch, edler König! Ihr seid wohl schlecht daran?"

Der König hebt das Auge: „Wer bist du, und von wo?"
„O Herr, ich bin ein Bauer vom Dorfe Konerow
bei Wolgast, Eurer Stadt im fernen Pommerland,
und heiße Müsebaek und bin an Euch gesandt!"
„Und wer hat dich gesendet?" darauf der König spricht.
„Das will ich Euch wohl sagen, jedoch verübelt's nicht:
Wir wohnen dort zusammen drei Bauern an der Zahl
und hörten oft mit Schmerzen, Ihr trüget Hungerqual,
drum brachten wir zusammen, was unsre Armut litt,
und ich stieg selbst zu Pferde und tat den sauern Ritt;
doch Gott hat mich geschützet, die Reis' ist mir nicht leid,
wollt Ihr nur nicht verschmähen, was Euch ein Bauer beut!"
Und spricht's und löst die Troddeln von seinen Stiefeln los
und holt aus jedem Schachte zwei Düten schwer und groß,
gefüllt mit rotem Golde, und senkt sich auf sein Knie
und spricht: „Nun gnäd'ger König, da sind sie, nehmet sie!" —

Wie das der König höret, da springet er empor,
und zwischen seinen Wimpern bricht eine Trän' hervor:
„O Freunde, seht, mein Adel gedenket mein nicht mehr,
doch einen armen Bauern führt seine Liebe her! —
Und ob dich Gott geschlagen schon selbst zum Edelmann,
nimm auch von deinem König den Ritterschlag noch an,
knie hin, daß ich dich ehre, so wie du mich geehrt!"
und spricht's, und aus der Scheide reißt er sein Königsschwert.

Jedoch der Bau'r versetzet: „Herr König, haltet an,
was tät ich armer Bauer wohl mit dem Edelmann?
Hab schon genug zu sorgen von Morgen bis zur Nacht
und habe nichts erworben, als was ich Euch gebracht.
Drum bitt ich, lieber König, daß Ihr mich nicht beschämt,
ich bin ja schon zufrieden, wenn Ihr mein Scherflein nehmt;
als Bau'r bin ich geboren, und wenn es Gott gefällt,
so geh ich auch als Bauer einst wieder aus der Welt!"

Der König senkt den Degen und sieht ihn düster an:
„Ich nehme keinen Groschen, den ich nicht lohnen kann." —
Der Alte steht und sinnet: „So laßt uns Bauern die Pacht,
die wir von unsern Höfen bis dahin aufgebracht!" —
Der König winkt, der Kanzler entwirft das Instrument,
der König nimmt es hastig: sein Adlerauge brennt,
drei Haare reißt der Edle aus seinem Bart und legt
sie auf das Wachs, das rote, und rufet tiefbewegt:
„Verflucht, wer dieses Siegel, wer dies Versprechen löst!"
Indem er mit der Rechten das Petschaft niederstößt
und mit der Linken drohend an seinen Degen schlägt,
daß ihm die Hüfte klirret und sich der Tisch bewegt:
„So lange noch ein Sprößling von diesen Bauern blüht,
so lang' auf Kon'rows Hufen der Pflug noch Furchen zieht,
so lange noch in Pommern ein edler Fürst regiert
und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt:
sollt ihr auf euren Höfen auch sitzen frank und frei
und späten Zeiten künden den Lohn der Bauerntreu!"

* * *

Christian Friedrich Scherenberg.

Geb. am 5. Mai 1798 zu Stettin, gest. am 9. September 1881 in Zehlendorf bei Berlin.
Vermischte Gedichte 1845. Waterloo 1849. Ligny 1850. Leuthen 1850. Abuker 1856. Hohenfriedberg 1869.

Der güldene Ring.

Der Herberg mancher Gilden, der Burschen Burg und Ruh,
der wanderte spät abends ein Korps Gesellen zu.
Der Drang war groß, die Tür war klein,
und jeder will der erste sein
im Haus.

Der Herbergsvater guckt hinaus
und spricht den Gruß: „Woher zu wandern?
Könnt ihr nicht alle Mann der erste sein,
so sei es einer nach dem andern.
Wie's Handwerk folgt, so sprechet ein!"

Nun will erst recht ein jeder erster sein!

Der Schuster spricht: „Wenn ich nicht wär,
wo kämen Stiefel zum Wandern her?"

„Vom Leder!" fiel der Gerber ein. —

„Nein, von der Haut!" schlug Metzger drein.

„Was Stiefel! backe ich kein Brot,
so seid ihr auch in Stiefeln tot."

„Und mahl ich nicht, so bäckst du Stroh;
dann, mein ich, wär es auch noch so."

„Und schmied ich keinen Pflug,
so mahlt der Müller Wind;
dann sind wir just so klug." —

„Klug hin, klug her — der Maurer muß voraus!
Wo wär die Herberg hier, bau ich kein Haus!"

„Wie aber, Bruder, willst ins Haus hinein,
bringt nicht der Schlosser erst den Schlüssel rein?"

„Pah, ohne Schlüssel bau ich erst- und letztes Haus!"
fuhr, wie sein Hobelspan, der Schreiner 'raus.

„Und, Bruder, hast dein letztes fertig du,
dann komm ich, Nagelschmied, und schließe zu!"

Allein, ganz fix nähnadelfein
bügelt der Schneider hinterdrein:
„Ist Leut' begraben eine Kunst?
nein, Leute machen, das ist ein'."

„Du machst doch keine, kleiner Schneider?"

„Nein, ich nicht, aber meine Kleider."

Mit Gunst!
der kleine Schneider war hinein.

Doch fest, als tät er einen Balken fassen,
so griff der lange Zimmermann 'mal aus:
„Für'n Schneider hab ich just das Loch gelassen.
Kopf weg!" und warf den Schneider wieder 'naus

„Sacht, Kinder, immer sacht!"
ruft Herbergsvater steuernd jetzt hinaus:
„Den Fehler hier hab ich gemacht!"
und hebt die Türe samt der Angel aus:
„So wahr mein Haus hier steht in Gottes Hand
und ist zum güldnen Ringe zubenannt,
so sollet ihr herein mitsammen wandern,
habt ihr doch Wert erst einer durch den andern!
Denn alle Gilden sind ein güldner Kranz,
drin jedes Blatt hat seinen Wert und Glanz.
Jedwedes Reis, wo es auch Platz genommen,
zum güldnen Ringe ist es gleich willkommen;
drum kommt mir alle Mann zugleich herein,
soll keiner erster oder letzter sein."

Prinz Louis Ferdinand.

Prinz Ludwig sitzt vorm Saitenspiel im Rudolstädter Schlosse,
der letzte Strahl durchs Fenster fiel, und Nacht wird sein Genosse.
„Ade, mein Preußen!" greift voll Schmerz er wieder in die Tasten,
als schlüg er drein sein wildes Herz mit allen seinen Lasten.

Springt auf: „Mein Pferd! mein Pferd! muß fort zu meinen Fahnen reiten!"
Stürmt weg, noch ehe der Akkord verklungen aus den Saiten.
„Die Pferde vor! Wir reiten mit!" Nachstürzen aus dem Saale
sich Freund und Arzt zum späten Ritt. „Ich dank euch allzumale.

Kein Freund, soviel er mir auch wert, kein Doktor heilt die Wunde;
was mir an meinem Herzen zehrt, ist Preußens schwache Stunde.
Wo bist du, Friedrichs Gloria? Verblaßt an der Misère —
wir betteln! ratio ultima — verfederfuchst die Ehre."

Stößt seinem Schweißfuchs fort zu Tal den Blutsporn in die Flanken,
als hätt' er Preußen unterm Stahl mit seinen Ruhmgedanken.
Und reitet durch dieselbe Nacht, wo auch in schlimmen Tagen
sein großer Ohm sich aufgemacht, sein Hochkirch zu erjagen.

Aufsteigen die Nebel um seinen Ritt, es reiten die bleichen Scharen
gar still wie tote Schwadronen mit, Herbstwinde die Fanfaren,
der wilde Stern durch Wolken jagt, nachflüsternd fallen die Blätter.
Die Saale rauscht, die Saale klagt, sie träumet schwere Wetter.

Und als die Morgenwinde naß am Federbusche streifen,
die bleichen Nebel fallen ins Gras, und Roß und Reiter träufen.
Und tot der Stern, und drüber kalt die feuchten Purpur treiben:
da macht der Prinz vor Saalfeld Halt und spricht: „Hier muß ich bleiben."

Still grüßt sein Hauf' von Brück und Gaff', still dankt er seinen Fahnen.
„Wir halten", spricht er, „diesen Paß, will durch Franzos sich bahnen.
Angreifen nicht, nur wehren sich! so lauten die Befehle —"
befiehlt er selbst sich innerlich zur Ruhe seiner Seele.

Derweilen sucht sein Aug' durchs Tal: „Will kein Franzose kommen?" —
Die Berge glühen, ein Fanal, von ihrer Sonn' erglommen.
Vertänzelt ihr: „Vive l'Empereur!" Ein Häuflein aus dem Berge,
es ist der kleine Voltigeur. — Er mißt die handvoll Zwerge,

mißt sie an seinem Heereshauf', und seine Pulse treiben,
der ganze Mann steht in ihm auf: Und davor ruhig bleiben!? —
Ist auch verboten eine Schlacht, ein Sieg ist immer befohlen:
Schwadronen drauf! 'n Chok gemacht! die müssen wir uns holen."

Und hei! als ritte der wilde Tod einher auf tausend Rossen,
vorschießt der Stern ins Morgenrot, nach seine Reiter schossen.
Fort über Au und Brücke fliegt das rasselnde Gewitter,
weg spreut das Gras, das Joch sich biegt, die Planken stieben in Splitter.

Und „en avant" spricht der Franzos, und hinter seinen Bergen
vor wächst zu dreißigtausend groß ein Riese aus den Zwergen. —
legt seine Brust und beide Arm' zermalmend um die Degen,
sie all aus der Umarmung warm ins kühle Grab zu legen.

Prinz Ludwig aber schaut, als wär Erlösung im Verderben:
„Und sind es nun auch soviel mehr, wir können nichts als sterben."
Er spricht's und deckt mit seinem Hut den Stern auf seinem Kleide,
ein Reiter frei, mit seinem Blut zu werben auf grüner Heide.

„Komm, blasse Braut, an meine Brust! Dir will ich mich ergeben!
Ich liebt manch Kind voll Leidesluft, so liebt ich keins im Leben!"
Er stürzt mit wilder Seligkeit in ihr verzehrend Feuer,
und voll hat er die Braut gefreit, der schönste aller Freier.

Und voll hat sie ihn auch empfahn, den Liebling aller Herzen;
tut voll ihm auch die Liebe an mit allen ihren Schmerzen.
Hinab sinkt er von seinem Roß, zerstochen und zerschossen,
sein prachtvoll Leben strömend schoß, daß alle Adern flossen.

Und wie die Nebel auf der Au all seine Reiter liegen,
und wie der Westwind übern Tau die Kaiseradler fliegen;
durchs Morgenrot nach Jena fort sie ihre Fahnen reißen;
aushaucht er in den Sturmakkord sein letzt' „Ade mein Preußen."

Lagerszene[1].

(Am Abend vor der Waterlooer Schlacht.)

Schwül war's am Tage vor der Aktion
und tränenschwer der Himmel über Flandern,
da tat er auf die Schleusen, und die Erde
ward Sumpf. Der Brite kroch, der Franke nach,
zwei Sumpfpolypen von je siebenzig
mal tausend Gliedern, jedes Glied ein Leben,
geschwollen Gift das Herz, zum Bersten voll,
und tödlich jegliche Berührung. — Dreimal
um seinen Berg herum wand sich der kalte
Lindwurm des heiligen Georg, den un-
geschlachten Rücken wälzend an den Wald,
daß Zweig und Stamm erkracht und brechen muß,
was sich nicht biegen will.

Ihm gegenüber
dumpf niederlastet sich auf zween Berge
der gallische Hydrarchos, reckend aus
sich übers Tal, bis in die Schatten des
vom Volk benannten Hochwalds von Paris,
nachschleppend seinen Schweif im Sumpf. Ausstreckt
er tastend noch einmal nach seinem Feind
sein Postenfühlhorn, hohl anfletschen ihn
ein halbes Hundert Feuerzähne, speiend
aus ein paar tausend Pfunde glühend Blut.
Zufrieden zieht er seine Tasten ein:
„Ich habe meine Briten ganz vor mir." —
Noch einen gegenseitigen Hiatus,
und donnernd wünschen sie sich gute Nacht
auf Morgen.

Und Nacht wird's. Verschwommen liegen
in ungewissen Massen Himmel, Erde

[1] Wie das folgende Gedicht aus: „Waterloo. Ein vaterländisches Gedicht".

und ihre Schrecken. Alles schläft, nur er
schläft nicht; aufweckt der sorgenwache Feldherr
den müden Kaiser, — Bonaparte den
Napoleon —: Steh auf! der Brite zieht
durch seinen Wald, verbindet sich im Rücken
mit seinen Preußen, schaue nach, ob sich's
im Lager drüben regt, — und wenn — dann drauf
und drüber her mit deinen schärfsten Waffen!
Und stille Nachtschau hält zu Fuß der Kaiser
mit dem Geleitsmann seiner stillen Wege,
mit seinem Bertrand, Marschall des Palastes.

Die Nacht ist rabenschwarz und feuchtschwer ihr
Gespinst; blutmüde flackt das Lagerlicht,
am Höhenrand die Wachtfeuer und Fanale.
Behaglich um die Flamme spielt, wie sie
auflodernd und verglimmend, Biwachtswort.
Ins Feuer fallen Scherz und Ernst. Zum Besten
gibt der ein Lied zum Lachen, Schnurren jener
zum Weinen, Abenteuer, Heldentaten,
wahr oder gut erzählt. Am tapfersten
lügt Furcht, am leichtsten glaubt der Tapferste:
so macht sich Unterhaltung und Gemütlichkeit
am heil'gen Abend vor dem Todesfest;
gezählte Stunden haben Wert und Weihe.
„Wer weiß, wie bald!" spricht Groll und reicht die
Hand,
kamradlich wird der schlimmste Offizier,
manch einer muß erst fürchten, soll er lieben.
Schwer denkt nach Haus manch' Mutter Sohn,
ließ all
die Sterne von sich grüßen, wenn sie — schienen!
In Hand und Herzen Blei, schreibt noch ein Bursch
am Kohlenfeuer überm Rücken des
verschlafnen Kameraden an sein Lieb
aufs leere Blatt von dem vertragnen Brief,
schreibt schwer wie Leid, schreibt groß wie seine Liebe,
hat keinen Platz mehr auf dem Blatt, und so
viel Liebes noch auf seinem Herzen! — Knappt's dir,
Kamrad? Nimm meins, ich hab an niemand mehr
zu schreiben —
„Abgelöst!" — Fort muß die Liebe —
nun hat sie Platz und keine Zeit!
Gemessen
wie Pendelgang in Schritt und Tritt ziehn auf
und ab die Posten und die Runden, das
„Qui vive?" „Wer da?" „Who's there?" eintönig
fort.
Und weiter regt sich nichts. — —

Der Sieg von Belle-Alliance.

— — — Immer reicher streut
der wilde Mohn den blassen Schlaf; nachknattern
die Schauer strömender Raketen, sengen
ein ins Mark das Brandmal menschlicher
Erfindungsehre.
Weiter fechten sie —
die Siegverwöhnten, halten neunundzwanzig
der Salven aus.
Da schwingt die alte Hoffnung
von neuem ihr Panier, so licht — so grün!
wie jener Taube Ölzweig. „Grouchy kommt!
der Kaiser sagt's!" — Und seine Garden glauben —
„Vive l'Empereur!"
Und „Hurra!" schlagen drein
die blauen Donnerwetter Sankt Lamberti —
und nichts als Himmel da und Preußen! —
O! —
Da regt sie sich die menschliche Natur —

„Die alte Garde weicht!" — ein bleicher Mann
geht durch das ganze kaiserliche Heer.

„Das ist der Augenblick zum Angriff! Vorwärts,
Kinder, aufs rote Dach der Belle-Alliance!"
ruft Wellington, ruft Blücher, — und so weit
ein Brite da und Preuß, wird Siegeslosung
das rote Dach.
Nicht Absprach' war's der Feldherrn,
ein Zufall war's, die leise Hand der Götter —
sie schlugen wieder mit die Schlacht der Menschen,
es galt ein Ilium, es galt Heroen,
wert Götterliebe, Götterzorns.
Und endlos,
wie Nachtstreif dunkelt über Höhenrücken —
in einer Wand aufrollen beide Heere.

Geschlossen aber noch in heiliger
Soldatenordnung tritt die Garde ins
Karree, zwiefachem Feind vier Stirnen bietend.
Da kommt ihr Kaiser — seine Dienstschwadronen
wirft er zur Hilfe noch nach Planchenoit;
hier bringt er, seinen Degen in der Faust,
sich selbst mit seinem letzten Bataillon.
Und noch am Grabe: „Vive l'Empereur!"
Aufschließt die Phalanx ihm ihr ehern Tor,
legt sich um ihren Kaiser liebeseng
und mauerfest, schiebt talwärts Schritt vor Schritt
sich unter die Kanonen ihrer Belle-
Alliance. Gedeckt von ihrem Flammendach,
will sie durchs Feuer mit der kalten Waffe
heran sich schlagen an ihr scheues Heer,
aus Trümmern bauen einen Rückzugswall,
aus Schmach erobern noch ein würdig Unglück. —
Umsonst!
Herüber lockend von den Zinnen
mit beiden Armen winkt dem Preuß und Briten
die rote Siegesbraut, wie hohlen Grimms
ihr alter kaiserlicher Bräutigam
auch niederschleudert ihren blühenden
Granatenkranz in donnernden Buketts —
matt seine Schrecken — Sterben für sie Wollust!
„Vorwärts! Geschütz vorauf! das Fußvolk nach!
und hinterdrein die reitenden Geschwader!"

Und vor, als schöben sich die Berge, schwankt
mit ihrem Schwertritt der Kanonenschläge
die Riesenwand — birst — platzt in hundert Säulen —
sturmflüssig sind die Massen! — jauchzend nieder —
ein Wettlauf in den Tod! mit klingend' Spiel
und flatterndem Panier — worauf bald blau,
bald rot, verschwimmend bald in alle Farben —
vorbrechen durch die Britenlinien
die preußischen Geschwader, durch die Preußen
die Briten und durch beide wieder sich
die ganze Bundesvölker-Mosaik —
und Flut auf Flut, Sturz über Sturz, hoch drüber
ein weh'nder Fahnenbogen, stürzt hinunter
sich auf das Frankental Europas Schwert —
ein donnersingender Waffenkatarakt! —

Bis alles, Berg und Tal und Freund und Feind
verschwommen — eine See von Feuer und Schwert!
Bis überflutet, was des Kaisers — bis
zerhauen und versengt der Lebensnerv
der zuckenden, zerrißnen Hydra: — bis
erobert ist auf Adlers Horst die Braut
La Belle-Alliance! Hurra! Vor dem Wind —
dem Sturmwind der Soldatenlieb' und -lust,
auf schäumenden Wogen erster Siegesfreude,
getragen tausendhändig, segeln sich
entgegen ihre alten Heerpaniere:
„Halt, Kinder, halt! Zurück! ihr drückt uns tot
aus Lieb' und Treu!" Da ist kein Halten mehr —
und ein „Zurück" gar kein Begriff — und „Vorwärts!"
Und unterm roten Dach zusammenschwimmen
mit Sturm die großen Waffenbrüder Blücher
und Wellington, zum ersten Wiedersehn
bei Waterloo.
In ihrem Handschlag grüßen
zwei Heere sich — zwei Siege — ganz Europa.

Hoch über mein und dein und alle Rechnung,
zu groß ein jeder in sich selbst und zu
verbrüdert in dem andern, legt die Palme
des Tages jeder in des Bruders Hand.
„Groß, Kinder, unser Tag!" — ruft Blücher, selig
so schöner Waffenbruderschaft — „Die Schlacht
heißt Waterloo, der Sieg heißt Belle-Alliance!
Der Tag kann mehr als einen Namen tragen!" — —

* * *

Robert Eduard Prutz.

Geb. am 30. Mai 1816 zu Stettin, gest. am 21. Juni 1872 ebenda.
Gedichte 1841, neue Sammlung 1843. Aus der Heimat 1858. Aus goldenen Tagen 1861. Herbstrosen 1865. Buch der Liebe 1869.

Bretagne.

An den Ufern der Bretagne, horch! welch nächtlich Widerhallen!
aus den Wellen, aus den Wogen hört man es wie Lieder schallen,
und ein Glöcklein tönt herüber leise wundersamen Klang;
doch das ist nicht Schiffsgeläute, das ist nicht Matrosensang.

An den Ufern der Bretagne wohnt ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten hoch in seiner Mitte:
doch der König ist gerichtet, und den heiligen Altar
hält mit blankem Schwert umlagert eine mordgewohnte Schar.

„Unsern König, den geliebten, wohl! ihr konntet ihn uns nehmen;
doch des Glaubens heil'ge Inbrunst sollt ihr nimmer uns bezähmen!
Ist doch Gott an allen Orten, in den Tiefen, auf den Höhn,
und an allen, allen Orten hört er seine Kinder flehn." —

Leise, leis! der Abend dämmert! Süße Nacht! o sei willkommen,
o du Balsam den Geschlagnen, o du Schützerin den Frommen!
Leise, leise! löst den Nachen, nehmet Augen und Gerät,
täuscht die Späher, täuscht die Wächter —: in die Wogen zum Gebet! —

Flinke Ruder hör ich rauschen: Alle kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehebund,
Friedenswort und Trost zu hören aus geweihten Priesters Mund.

In der Mitte schwamm der Priester, Kreuz und Hostie in den Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, süßen Weihrauch auszuspenden.
Durch der Wellen dumpfes Murmeln schallte fröhlich der Choral,
klang das Glöckchen, tönten Seufzer und Gebete sonder Zahl.

Sprach der Alte durch die Wogen über alle seinen Segen,
und sie kreuzten sich und neigten seinen Worten sich entgegen.
Durch der Wogen wildes Brausen schallte fröhlich der Choral,
pfiff der Sturmwind, schlug der Regen, zuckten Blitze sonder Zahl.

„Herr, du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden:
laß das Meer, das arg empörte, eine sichere Kirche werden!"
So durch des Gewitters Donner tönte flehend der Choral,
krachen Bord und Mast und Ruder, pfeifen Kugeln sonder Zahl.

Umgeschaut! Wachtfeuer glänzen auf des Ufers steilem Rücken,
stehen Krieger, die Verderben in die offnen Boote schicken.
Aufgeschaut! der weite Himmel glüht, ein einzig Flammenmeer. —
Tod im Wasser, Tod am Ufer — keine Rettung ringsumher!

„Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wassern wie auf Erden:
Auch die in dem Meer gestorben, Herr! sie sollen selig werden!"
Also durch der Wogen Wüten, so durch Kugeln sonder Zahl,
durch der Feinde Hohngelächter klingt, verklinget der Choral.

— Fahret wohl, ihr frommen Beter! — Keiner kam ans Ufer wieder,
die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche Welle nieder;
nur am Morgen unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein,
schwamm das Kreuz, das wundersel'ge, in des Frührots Rosenschein.

Allerseelentag.

Horch, Glockenklang! Das Meer, als wollt es lauschen
der hellen Glöcklein wundervollem Klang,
ruht atemlos, nur leise Wellen rauschen,

wie zögernd fast, den öden Strand entlang;
still ists umher. Und aus des Dörfleins Mitten
tönt näher schon andächtiger Gesang,

Und lauter wirds von dichtgedrängten Tritten,
doch das Gedränge selbst, wie still, wie leise!
Denn die Gemeinde kommt herbeigeschritten,

ein Fest zu feiern nach der Väter Weise:
den Tag der Seelen wollen sie begehn.
Voran die Priester; Mütter dann und Greise,

die mühsam nur an schwankem Stabe gehn;
dann bleiche Jungfraun, Kinder hinterher —
nur Männer nicht, nicht Knaben sind zu sehn,

die weilen draußen auf dem wüsten Meer.
Jetzt an des Ufers Rande knien sie nieder,
kein Mund ist stumm, kein Auge tränenleer:

Ach, ihren Toten gelten diese Lieder!
So viele sind hinaus aufs Meer gezogen,
und wen'ge nur, nur wen'ge kehrten wieder.

Die andern ruhn im stillen Schoß der Wogen
gebrochnen Augs, wer schloß es ihnen dort?
um irdisch Glück und ewig Heil betrogen;

denn ungebeichtet riß der Tod sie fort.
Und mächt'ger tönt laut durch die leisen Klagen
aus Priestermunde das geweihte Wort:

„Nicht für die Toten bloß! noch manchen tragen
die falschen Wellen, der vom Lande fuhr,
gesund und stark, vor wenig kurzen Tagen.

Tot sind die Toten; die Lebend'gen nur,
o schütz sie, Herr! und wenn die Wogen gähnen,
zeig ihnen heimwärts die ersehnte Spur."

Und wie sie noch am Ufer knien mit Tränen,
da plötzlich, sieh! am fernen Himmelsrand —
kein Vogel ists, was sie zu schauen wähnen,

ein Segel scheints, dem Ufer zugewandt.
Das Lied verstummt, der Priester selbst hält ein,
den Mund geöffnet, mit erhobner Hand —

Und jetzt, o jetzt, im hellen Sonnenschein,
es ist ein Schiff! — Und hundert Stimmen fragen:
Wer kehrt zurück? wer wird der Teure sein?

Wohl einer gar, den wir als tot beklagen,
heimkehrend jetzt, ein nicht gehoffter Gast? —
Und langsam schwebt, und wie von selbst getragen,

das Schiff heran: schwarz sind Verdeck und Mast,
die Segel schwarz, die schlaff hernieder hangen,
wie welke Blätter an verdorrtem Ast.

Da faßt das Volk ein ungeheures Bangen; —
kein Atemzug! die starren Augen brennen,
als hielt ein Zauber mächtig sie gefangen.

Und jetzt, o Gott! jetzt kann man sie erkennen!
schau, Knaben sind's, die längst verloren waren,
vergessen längst: nur ihre Mütter nennen

die Namen noch, — sind Männer, die vor Jahren
Abschied genommen von dem teuren Strand,
Jünglinge gar, die gestern ausgefahren;

die wurden wohl am Ufer bald erkannt,
rot wurden da die Mägdelein, die bleichen,
und rasch entgegen streckt sich jede Hand!

Doch auf dem Schiff, wie schweigend! Gebt ein Zeichen,
laßt lust'ge Wimpel flattern zum Signal!
Stumm — alles stumm — nichts regt sich; es sind Leichen.

In diesen Leibern zuckt kein Lebensstrahl!
Meerwasser träuft von Häuptern zu den Füßen;
der bleiche Mund, verzerrt von Todesqual,

hat keinen Gruß, das Heimatland zu grüßen;
weit schaun die Augen in den leeren Raum;
am Strand die Fraun, die Kinder selbst, die süßen,

das ganze Volk, — es scheint, sie sehn es kaum.
Nur wie das Schiff am Priester rauscht vorüber,
da stöhnen sie, als wär's in schwerem Traum,

und starren lang, sehnsüchtig lang herüber.
Und langsam schwebt, und wie von selbst getragen,
das Schiff dahin, schwebt leise, still vorüber;

jetzt noch den Bord, die Segel sieht man ragen,
jetzt noch ein Nebelfleck, — und jetzt verschwand's.
Auf stand das Volk, lautlos und ohne Klagen.

Was keiner aussprach, jede Brust empfands
in fürchterlich gespensterhaftem Grauen.
Gesenkten Augs, in sich versunken ganz,

als scheuten sie, einander anzuschauen,
ging jeder aufwärts, wo das Kirchlein steht;
da knieten sie, die Greise, Kinder, Frauen;

sie weinten nicht, sie lagen im Gebet.

Franz Kugler.

Geb. am 19. Januar 1808 zu Stettin, gest. am 18. März 1858 in Berlin. Legenden 1831. Gedichte 1840.

Jungfrau Lorenz.

„Guten Morgen, du Sonntagsglockenschall!
Guten Morgen, ihr meine Blümlein all!
Wie tragt ihr so blitzender Perlen Zier,
wie neigt ihr euch grüßend herüber zu mir!

Ich will mir winden einen schönen Kranz, —
nicht für mein Haupt und nicht für den Tanz:
für das arme leidende Gottesbild,
dem das Blut hervor aus den Dornen quillt.

Doch die Blumen im Garten sind viel zu bunt,
die Christusstirne, die ist ja wund;
ich will hinab auf die Wiese gehn,
wo stillere, kühlere Blümlein stehn.

Und drüben, da zieht der duftige Wald, —
wie der Amsel Flöten so lockend erschallt!
Waldblumen, sie tragen, seltsamlich,
gar heilende, lindernde Kraft an sich.

Wie ist es im Walde so heimlich und still!
Horch, horch, was der Specht nur, der klopfende, will?
Eichkätzlein, ei, wie hüpft ihr so flink?
Was schaust mich an, du listiger Fink?“ —

So wandelt das Mägdlein durch den Wald
und pflückt sich Blumen mannigfalt;
doch als der Kranz nun fertig ist,
da hat sie des Weges Zeichen vermißt.

„Ach, Törin ich! und sollt ich zu spät
zur Kirche nun kommen und zum Gebet?“
Zur Linken eilt sie, zur Rechten bald,
doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
es zieht der Mittag drückend herauf;
verstummt ist der Vöglein muntres Spiel,
und unter den Kiefern, da weht es so schwül.

„Ach Vater, und rufst du dein Töchterlein?
ich werde zu Tische nicht bei dir sein!
Ach Mutter, und sendest du Boten hinaus?
sie werden mich finden in keinem Haus!“

Sie läßt sich nieder zur kurzen Rast,
sie springt empor in erneuter Hast,
sie eilet zur Linken, zur Rechten bald,
doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
es zieht der Abend, die Nacht herauf,
dem Schrei der Eulen lauschet ihr Ohr,
Irrlichtlein tanzen über dem Moor.

Da versagt ihr der Atem, da wankt ihr Knie,
da sinkt ohnmächtig zu Boden sie, —
„Und muß es hier gestorben sein,
Herr Jesu Christ, erbarm dich mein!“

Doch wie die Sinnen ihr vergehn,
ist weiter ihr kein Leid geschehn;
ich glaub, es hat die ganze Nacht
ein Engel über ihr gewacht.

Es kam geflogen der Morgenwind:
ihr Schläfer alle, wacht auf geschwind!
Da schüttelten sich Baum und Ast,
da schwangen die Vögel sich aus dem Nest.

Und als das Mägdlein mit erwacht,
was ist's, daß sie so fröhlich lacht?
Ein Hirschlein, sieh! das unerschreckt
liebkosend ihr die Hände leckt.

Und seine Füße beugt es dann
und blickt sie klugen Auges an.
„O sprich, wer dich gesendet hat!
o sprich, und führst du mich zur Stadt?“

Sie schwingt sich frischen Muts hinauf,
das Hirschlein schickt sich an zum Lauf;
und noch war's eine Stunde nicht,
da ward der finstre Wald so licht.

Und nun lag frei die Stadt davor,
nun ritt sie ein durchs alte Tor,
nun ging's, die Gassen ab und auf,
zur Kirche noch in schnellem Lauf.

Da schwingt sie nieder sich zur Stund',
lobpreisend Gott mit Herz und Mund;
und mit den Blumen, die sie gepflückt,
hat sie des Heilands Bild geschmückt.

Heinrich der Heilige.

Er stieg den Herzogstuhl herab:
„Du goldner Reif! du goldner Stab!
du edles Hermelingewand!
Nun ist kein andrer Herr im Land!“ —
Und nächtens war es ihm, im Schlaf,
als ob ein Wort das Ohr ihm traf,
ihn dünkt, als ob sich aus der Wand
hervorhub eine Riesenhand,
die mit dem Finger Zeichen schrieb: —
„Nach sechsen“ — und dann stehen blieb.
Verwirrt fuhr er vom Schlaf empor,
„Nach sechsen!“ dröhnt's in seinem Ohr,
nach sechsen! — Menschensohn, das ist
der Tod! — sechs Tage nur sind Frist.
Da beugt er seinen stolzen Sinn,
da warf er sich in Demut hin
vor dem, der einzig hält Gericht;
und als des sechsten Morgens Licht
den Erdenrund begann zu färben,
war willig er, bereit zu sterben.
Der Tag ging hin, die Nacht brach an,
die sechste Woche kam heran, —
der sechste Mond, — er blieb ergeben,
noch fristete der Herr sein Leben.
Und als das sechste Jahr entflohn,
ward ihm verliehn der Kaiserthron.

Semiramis.

An des Ararats Höhn lehnt schweigend die Nacht,
und Schweigen liegt, wo geschlagen die Schlacht,
nur rieselt es rings hinab vom Gefild,
daß die Flut des Araxes rot aufschwillt;
nur hinab, wo die heil'gen Platanen stehn,
nach Armawir klagende Lüfte wehn.

Sie kamen zur Schlacht, ein zahllos Heer,
mit prangendem Schmuck, mit schmetternder Wehr;
doch schirmte sie nicht das Schuppengewand,
doch die Axt entglitt der starrenden Hand,
und die Sichelwagen liegen zerschellt,
und aus wilden Flöten kein Lied mehr gellt.

Da taucht es auf am Rande der Nacht,
Irrfeuer, von sprühenden Bränden entfacht.
Wo die Götter des Todes geführet den Reihn,
zieht her auf der Spur der schweifende Schein;
wo die Götter des Todes gesessen zum Mahl,
aufflammt's in der Fackeln loderndem Strahl.

Und eine voran, ein königlich Weib: —
Kennst du den purpurumschürzten Leib?
Kennst du die goldne Tiar auf dem Haupt,
und das schwarze Gelock, der Fessel beraubt,
und den Blick voll Glut, der das Dunkel erhellt? —
Semiramis! nennt sie die bebende Welt.

Sie schwingt die Königsfackel mit Hast,
die am blitzenden Heft sie krampfhaft faßt;
sie sorgt nicht, wohin sie den Goldschuh setzt,
nicht des blutigen Saums, der den Purpur netzt,
bis sie kommt, wo die Toten geschart im Ring,
wo die stolzesten Kämpfer die Nacht umfing.

Und der mit ihnen gefochten heiß,
Ara, der König, drinnen im Kreis;
und dunkles Naß quoll ihm durchs Haar,
das gestern noch glänzte goldig klar;
und gebrochen der Helm und der Krone Zier,
die er gestern noch trug zu Armawir.

Da liegt er stumm vor der Königin Fuß,
auf den kalten Lippen ein kalter Gruß.
Stumm auch winkt sie mit dem Herrscherarm,
und schweigend entweicht der Sklavenschwarm.
Sie gräbt in den Boden das Fackellicht
und beugt sich nieder zu ihm und spricht:

„Nun hab ich dich! nun bist du mein!
Nun sprich zu mir dein töricht Nein! —
Die die Erde nähret an ihrer Brust,
die ich preise, — die große Göttin der Lust,
der ich Opfer geschichtet von Land zu Land,
Mylitta gab dich in meine Hand!

Ich hab dich gerufen mit lindem Wort
zu des Euphrats rosenumblühtem Bord,
zu den Gärten, die ich schwebend gebaut,
von der Wasser klingendem Spiel betaut,
zu den duftigen Lauben, mit mir dein Los
Mylitta zu weihn, — Mylitta ist groß!

Und selig — noch sagt es dies düstre Gesicht —
mit dir das Leben! — Doch kamst du nicht.
Da rief ich die Völker von Nord und von Süd,
da ward zu Eisen dein trotzig Gemüt,
da zogen die Völker ihr schwarzes Los,
und du das deine! — Mylitta ist groß!"

Aufspringt sie und wirft die Locken zurück:
„Und bist du groß, so gib mir dein Glück!
Gib ihm, des Augen in Nacht getaucht,
den Atem wieder, den er verhaucht!
Laß wieder das Herz ihm pochen warm,
ihn erwachen selig in diesem Arm!

Und kannst du's nimmer, so bist du klein!
so sollst du der Spott der Toren sein!
so brech ich die Tempel, drinnen du thronst,
die Opfer tilg ich, die du nicht lohnst,
der Baum der Lust soll sein verdorrt, —
höre, Mylitta, höre mein Wort!"

Und wie hinaus in die Nacht sie lauscht,
da kommt es gezogen und zischt und rauscht,
und über der Leichen getürmten Kranz
herfunkelt's in goldiggrünem Glanz
und windet sich hin, wo Ara liegt,
und züngelt, um Brust ihm und Haupt geschmiegt —

Ein Schlangenpaar. Mit geschäft'ger Hast
lecken sie fort des Blutes Last,
das ihm in den Wunden starrt und preßt,
ihm die lichten Locken dunkel genäßt;
und wieder still, als das Werk vollbracht,
zischt es und rauscht es hinaus in die Nacht.

Und sie harrt und starrt auf das bleiche Gesicht
und harrt mit Zittern, noch regt es sich nicht!
„Du schufest ihn schön, ihn schön, — doch stillt
die Glut in der Brust kein blasses Bild!
Gib Glut ihm und Leben! und bist du zu schwach, —
armselige Göttin! — ich ruf ihn wach!"

Sie reißt den Dolch aus dem goldnen Gehenk,
sie ritzt sich über das Handgelenk,
und ihm in die Wunde tropft es heiß,
und ein warmer Schauer durchzuckt ihn leis,
und es hebt und senkt sich die atmende Brust,
und es spielt auf der Lippe wie träumende Lust.

Wie ein sehnendes Auge blickt es empor,
wie Flüstern der Liebe trifft es ihr Ohr,
und es zieht sie nieder zur süßesten Rast,
und es hält sie mit brünstigen Armen umfaßt.
Und die Fackel erlischt. In des Dunkels Schoß
thront schweigend Mylitta, — Mylitta ist groß! —

Es lag der Plan vom Frühlicht erhellt,
die Sklavenschar durchforschte das Feld;
sie forschte, bis sie kam zum Ring,
wo die stolzesten Kämpfer die Nacht umfing.
Zwei Leichen lagen im Kreise drin,
ein König und eine Königin.

* * *

Fritz Reuter.

Geb. am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin, gest. am 12. Juli 1874 zu Eisenach. Läuschen un Rimels I und II 1853 und 1858. Sämtliche Werke, herausgeg. von Dr. Karl Friedrich Müller (Leipzig). — Die folgenden beiden Gedichte werden als Musterbeispiele neuzeitlicher Schwankdichtung hier wiedergegeben.

De Wedd.

De Bäcker Swenn, de sitt in sine Stuw
un hött sin Tweiback un sin Kringel,
dunn kamen tau em 'rin twei lange Slüngel:
„Oh, Meister, bring'n S' doch mal ens swinn
för uns en gaudes Frühstück 'rin!" —
„Ja woll!" Hei halt nu Eier, Schinken;
de Gäst, de föddern ok tau drinken,
'ne Buddel Win vom besten sall dat sin.
De Wirt, de bringt f'; de Gäst, de sünd taufreden
un fangen an von dit un dat tau reden.
„Na, hür mal, Brauder Möller, kumm!
Schenk Di mal in, wi will'n mal drinken,"
seggt irst de Ein un ward den Annern plinken,
„un segg mal blot, wat was de Kirl doch dumm!" —
„Du meinst den Ollen an den Mark,
den ollen Bäckermeister Hauck?
Ja, den sin Dummheit, de is stark.
De Oll, de höllt sick schrecklich klauk,
un hett sick doch so dull blamirt!"
De olle Hauck? — Oll Bäcker Swenn, de hürt
ganz nipping tau. — „Oh, wenn ick fragen kann,
wobi let de oll Voß sick faten,
hei is doch süs so'n nägenklauken Mann?" —
„Sei weiten doch: hei kann dat Wedden jo nich laten,
un dorbi kregen wi em 'ran.
Wi wedd't mit em un hei verlur,
dat hei vör sine Stubenuhr
'ne Virtelstund nich sitten künn
un nich so langsam un so swinn,
so as de Parpendikel slög,
de Würd' ahn Stamern 'rute kreg:
Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen,
hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen."
„Jh, dat 's doch nich so swer," seggt Swenn,
de gor tau girn ok wedden müggt,
„de olle Schapskopp! Na, mi dücht,
de Sak, de is doch gor tau licht."
„Je," seggt de Ein, „dat is doch so'n Geschicht!
Sei dörben nich upstahn, nicks anners reden,
sei möten ümmertau den Vers herbeden."
„Ick dauh't, un ick gewinn," seggt Swenn;
„hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen.
Hir, föfteihn Daler sett ick hen!" —
De beiden Kirls kregen
nu ehren Büdel 'rut un set'ten föfteihn gegen,
un vör de Klock set't sick oll Swenn:
„Hir geiht 'e hin, dor geiht 'e hen."
„Adjüs! Herr Swenn," seggt nu de Ein
un matt sick an de Dalers 'ranne[r],
un sick dunn fix up sine Bein;
„adjüs! Herr Swenn," seggt ok de Anner,
„sei dörben nich upstahn, nicks anners reden,
sei möten immertau den Vers herbeden,
ick wünsch Sei ok recht vel Plesir." — —
„Je, dat ick doch en Schapskopp wir,
un dordörch mine Wedd verlür!
Ne, lopt Ji man," denkt Bäcker Swenn;
„hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen; —
um mine Wedd ward mi nich bang'n;
so licht lat ick mi noch nich fang'n." —
Hei drömt sick nu all as Gewinner,
dunn kümmt tau em sin Fru herinner,
de ut de Stuw wat 'rute halt:
„Na, Vader, heww'n de Kirls betahlt?" —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„Wat is 'e los? wat fehlt Di, Mann?
wat red'st Du dor? wat is Di denn?
wat kikst Du denn de Klock so an?" —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„Mein Gott! wat fehlt Di? segg doch Swenn!
Du büst doch woll nich dun hüt morr'n?
Du büst doch woll verrückt nich word'n?" —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„Herr Jesus, kumm doch 'rinne, Fik!
Lat allens liggen, lop un rönn
doch mal nah Dokter Hansen glik.
Hei füll doch kamen in den Ogenblick,
uns' Vader hadd nich sinen Schick." —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„Hür, Vatting! Swenning! leiwe Swenn!
Herr Gott doch! Vatting! hürst Du nich? —
De Ogen gahn em fürchterlich.
Segg, Vatting! segg! kennst Du mi denn?"
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen. —
So, Mutter! so! nu heww ick wun'n!
Nu is't 'ne richt'ge Virtelstun'n.
So, Mutter! ick gewünn de Wedd." —
„Jh, Vatting, kumm! legg Di tau Bedd;
ick bidd Di d'rüm in Gottes Namen.
Ick denk, de Dokter sall glik kamen." —
„Gotts Dunner, Mutter! Ne! Ick heww gewun'n.
Dor sall doch glik dat Wetter 'rinne slagen!
De Kirls, de heww'n mi doch bedragen,
de niderträchtigen, entfamten Hun'n!
Wat? meinst Du, dat verrückt ick bün?"
Un as hei noch so schellt, dunn kümmt de Dokter 'rin.
„Ja, ja! er ist in schrecklicher Erregung,
der Puls in heftiger Bewegung,
das glüh'nde Auge rollt und irrt
umher. — Das Faseln von der Wette! —
Der arme Mann ist leider ganz verwirrt
und ganz gestört, er muß zu Bette." —
„Gotts Dunner! Hür'n Sei mi doch an!" —
„Min leiw Herr Swenn, man keinen Larm!
Wi weiten't all! Nu kamen S' man."
Un dormit kriggt de Doktor em bi'n Arm,
un sine Fru, de nimmt den annern:
Un Fiken, de schüwwt achter nah;
so möt hei nah de Kamer wannern.
Hei flucht un swört, hei deiht un seggt,
dat helpt em nicks, hei ward mit Bidden bald,
wenn de nich helpen, mit Gewalt
in't warme Bedd herinne leggt. —
Nu geiht dat los mit Aderlaten!
Up sinen Kopp ward Water gaten;
un wenn hei blot mal wedder röppt:

„ick heww jo wedd't, un ick heww wun'n!"
denn ward hei glik von Fläſſen ſchröppt,
em achtr'e Uhren Ilen ſet't,
un Luft ward em denn ſchafft von unnen.
So liggt hei nu den einen Dag, den tweiten
bi Hawergrütt un Waterſupp,
un keiner will von em wat weiten.
Un deiht hei blot den Mund mal up,
denn heit dat glik: „Wat willſt Du, Swenning,
ligg ruhig, ſtilling, leiwes Männing!"
Un fängt hei an mal tau vertellen
von ſine Wedd un an tau ſchellen,
denn heit dat glik: „Oh, Fiken, lop un rönn
doch glik mal nah den Dokter hen,
hei müßt em wedder Ilen ſetten,
un ſüll de Spritz ok nich vergeten."
„Na," denkt hei endlich, „giww Di man!
Verrückt? Ne, dat's nich wohr, dat bün 'ck nich weſt,
doch dumm, as Einer weſen kann!
Ick glöw binah, dat is dat Beſt:
ick ſegg hir weder in dat Bedd,
noch äwerall wat von min Wedd:
ick glöw, ick ſwig man ganz un gor.
Dat Geld is weg, de Schimp is dor.
Sei heww'n mi doch tau arg traktirt,
von't Wedden bün ick nu kurirt!"

Dor heſt eins!

De Herr von Buck, en finen Eddelmann,
de ok Regirungsrath ded ſin,
de kamm einmal des Abends tau Malchin
in ſtädtiſche Geſchäften an.
Hei föcht en Gaſthof ſick, en rechten ſtillen, —
wenn ick nich irr', was dat bi Büllen[1],
und as hei dor wat eten hett,
dunn ward hei mäud un geiht tau Bedd. —
Na, as hei nu des Morgens früh
ganz mäud noch in de Feddern liggt,
dunn tut't de Kauhhird ſine Melodi,
un wohr is't, tuten ded hei ſlicht,
un unſer Herr von Buck, de Herr Regirungsrath,
de würd doräwer ganz kaſprat. —
Kum ſlöppt hei wedder nu en Happen,
dunn fängt de Swinhird an tau klappen
un weckt em ut den Drom, worin
hei grad vör den Großherzog ſtünn,
un de Großherzog tau em ſäd
un em de Hand up ſine Schuller läd:
„Min leiwe Herr von Buck, ick wünſchte, ick
hadd mihr von ſo'ne Bück in minen Land,
denn wir de ganze Sak bewandt;
tau Gärtners makt ick all de Bück,
vor allen Sei un Ehr Geſwiſter; —
ick heww nu einmal ſo'ne Grappen —
Sei ſünd von jetzt an öbberſter Miniſter."
Dunn fung de Swinhird an tau klappen. —
Na, dat em dit woll argern müßt,
dat oll Geklapp, dat kann 'ck mi denken;
villicht hadd de Großherzog em noch küßt,
würd em villicht en Gaud noch ſchenken,
un nu kreg hei ok nich en Happen,
un dat kamm ganz allein von 't olle Klappen. —
Na, hei ſprung 'rute ut de Poſen,
ſo arg, as Einer warden kann,
un fohrt herinner in de Hoſen
un treckt ſick de Kledaſchen an.
„Ut ſo'n Drom ſo 'rut tau kamen!
Ick glöw, all't Veih up deſe Ir
kümmt hir in dit oll Lock tauſamen.
Wenn nich dit dämlich Klappen wir
und wenn 'ck nich dorvon wir upwakt,
hei hadd mi würklich taum Miniſter makt,
un dat, dat ſüll mi nich verdreiten?"
Dunn fängt de Scheper an tau fläuten,
un dorup fängt dat an tau blahren. —
Unſ' Herr von Buck ward heil taum Nahren. —
„Nein," röppt hei, „dies wird mir zu kraus,
dies halt denn doch der Teufel aus!"
Hei ſpaud't ſick nu un waſcht ſick ſwinn
un löppt vör Arger nah de Gaſtſtuw 'rin.
Un as hei endlich is dor un'n,
dröppt hei den Wirt ſin beiden Hun'n,
de ſick dor luſtig 'rümmer jagen,
un vör dat Finſter ſteiht en Kalwerwagen
un eine Kutſch mit fette Swin —
'ne Reiſ'geſellſchaft nah Berlin —
un äwer'n Mark, dor warden eben
taufällig fette Oſſen drewen.
„Dat weit der Deuwel!" ſeggt de Herr von Buck
tau Henningſen, de ſinen Morgenſluck
bi Büllen in de Gaſtſtuw drinkt,
„dat weit der Deuwel! As mi dünkt,
wahnt hier jo nicks as luter Veih.
Wohen ick hür, wohen ick ſeih,
ſeih ick blot Veih un luter Veih." —
„Ja, gned'ge Herr Regirungsrath,"
ſeggt de lütt Hennings, „in de Stadt
is allerdings vel Veih, dat is gewiß;
doch vel, dat hett hir blot logirt
un is von buten 'rinne führt;
ne, Herr von Buck, dat glöwen S' mi,
vel fremdes Veih is ok dorbi."

* * *

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Geb. am 2. Auguſt 1815 zu Schwerin in Mecklenburg, geſt. am 14. April 1894 zu Rom.

Gedichte 1866. Die Plejaden 1881. Lotusblätter 1882. Tag- und Nachtſtücke 1884. Weltmorgen 1891. U. A. — Geſammelte Werke, Stuttgart 1883.

Steſichoros.

Die Tafel ſteht geſchmückt zum Mahle,
mit Laub iſt der Pokal bekränzt
und funkelt zu dem Fackelſtrahle,
der von den Wänden niederglänzt;
doch leer von Gäſten bleibt die Halle
des alternden Steſichoros,
durch die ſich einſt bei Flötenſchalle
der Feſtgenoſſen Schwarm ergoß.

[1] Bülle, Beſitzer des erſten Gaſthofs in Malchin, „Hôtel de Russie" am Markt.

[1] Vergl. hierzu das Gedicht „Das Feſtmahl des Alten" von Paul Heyſe, S. 341.

Und trauernd spricht der greise Sänger:
„So bin ich wieder nun allein;
als wär' ich nicht der ihre länger,
fliehn mich der Menschen frohe Reihn;
nicht einer blieb mir der Gefährten
zum festlichen Symposion,
und mit den Frommen, die sie ehrten,
sind auch die Himmlischen entflohn.

O Wonne, wenn die Thyrsusstäbe
wir jubelnd schwangen himmelan
und in das goldne Naß der Rebe
die Träne der Begeistrung rann;
wenn in dem Arm ich dann die Leier,
die heil'ge, nahm und weihevoll
der Hymnus zu der Götter Feier,
zum Lobe der Heroen scholl!

Das alles schwand; zurückgeblieben
bin ich in einer fremden Welt;
was sie mißachtet, muß ich lieben
und hassen das, was ihr gefällt;
den Alten fassen nicht die Jungen,
vergebens war's, daß ich gestrebt,
und meine Lieder sind verklungen,
als hätt' ich nimmerdar gelebt."

Er spricht es; auf des Sessels Lehne
ist trauervoll sein Haupt gesenkt;
an seiner Wimper bebt die Träne,
indes er alter Zeiten denkt —
Da sieh! was schimmert durch die Äste
vor seiner Halle silberweiß?
Wer sind die ungewohnten Gäste?
Wer naht dem weltverlaßnen Greis?

Ein Jüngling ist's im Festtalare,
ums Haupt den priesterlichen Kranz;
die Stirn ihm und die Lockenhaare
umwallt ein wunderbarer Glanz;
in Händen goldne Opferschalen,
folgt schüchtern ihm ein Jungfrauenchor;
taghell beginnt die Nacht zu strahlen,
wie sie hereinziehn durch das Tor.

Der Jüngling spricht: „Zur Tempelweihe
nach Enna führt uns unser Amt;
es dunkelt tief, drum, Freund, verleihe
uns Obdach, bis der Morgen flammt!
Nicht fremd uns bist du; am Altare
nur deine Lieder singen wir;
für die Geschlechter künft'ger Jahre
bewahren wir getreu sie dir!"

Die Gäste grüßte froh der Alte,
sie nahmen Platz an seinem Mahl;
aus reichgefüllten Bechern wallte
der Duft ambrosisch durch den Saal;
er aber goß die Opferspende:
„Ihr Himmlischen, nehmt dies zum Dank!
Noch einmal nun wird vor dem Ende
das alte Herz mir froh beim Trank."

Horch! festlich zu der Jungfraun Liede
ertönt des Jünglings Leierton,
wie droben wohl, wenn der Kronide
dem Hymnus lauscht auf goldnem Thron
und neben ihm, der Hand entsunken,
sein Donnerkeil am Boden liegt,
indes sein Adler schlummertrunken
beim Klang sich auf dem Zepter wiegt.

„Nimmst du vom Auge mir die Binde,
o schöner Gott, der mich gepflegt
und auf die Lippen schon dem Kinde
der Dichtung Honigseim gelegt?
Seid ihr es, deren Odem leise
mich oft umsäuselt im Gedicht,
ihr heil'gen Neun? zeigt ihr dem Greise
eu'r hoch olympisch Angesicht?"

Der Dichter ruft es; mächt'ger schlugen
die Wogen des Gesangs um ihn.
Doch Götterwonnen lang zu tragen,
ist nicht dem Sterblichen verliehn;
mildschattend auf die Augen nieder
senkt sich ihm Schlummerwolkennacht;
gemach verhallt der Klang der Lieder,
doch nimmer ist er mehr erwacht.

Mahmud der Gasnevide.

Vor Mahmuds Thron kniet Nureddin: „O Padischah! ich fordre Recht!
Ein Krieger deines Hofes hat ruchloser Unbill sich erfrecht!
Aus meiner Wohnung, meinem Bett trieb der verfluchte mich heraus
und schwelgt mit meinen Weibern nun, als wäre sein mein Herd und Haus."

Der Schah vernimmt es und erbleicht; stumm starrt er lang zu Boden hin.
„Geht!" — heischt er zu den Sklaven dann — „besetzt das Haus des Nureddin,
daß keiner draus entrinnen mag; wenn Finsternis die Erde deckt,
ruft mich, und sehen soll die Welt, wie Sultan Mahmud Recht vollstreckt."

Sie alle gehn; er aber tritt in die Moschee, verschließt das Tor
und liegt vor Allah im Gebet, bis sich der Tagesschein verlor;
mit Nureddin als Führer eilt er nach dem Haus des Frevels dann,
vier seiner Schergen hinter ihm, mit scharfen Beilen Mann für Mann.

„Löscht aus die Fackeln!" donnert er. Im Hause wird es schreckenstumm;
nur matt durchblinkt der Sterne Schein die tiefe Finsternis ringsum;
ins Tor voran stürmt Nureddin; mit seinen Schergen folgt der Schah
durch Gänge und durch Säulen hin. „Da" — flüstert dumpf der Führer — „da!"

Die Schergen stellen sich im Kreis. „Des Frevlers Todeskampf sei kurz!“
ruft Mahmud aus und zückt das Schwert; ein halb erstickter Schrei, ein Sturz.
„Licht her!“ Man bringt's. Flugs beugt der Schah sich zu des Toten Angesicht,
dann kniet er nieder: „Allah, Dank! Der, den ich meine, war es nicht.

Ihr aber, die ihr staunt, erfahrt! Ich glaubte, daß mein eigner Sohn
der Täter sei; auf schlimmem Pfad argwöhnt' ich ihn seit lange schon,
und, daß sein Anblick nicht die Hand mir hemmte bei dem Strafgericht,
vollstreckt ich es in Finsternis; dem Himmel Dank, er war es nicht!“

* * *

Ernst Ziel.

Geb. am 5. Mai 1841 zu Rostock, lebt in Baumschulenweg bei Berlin. — Gedichte 1867, 1881. Ausgewählte Gedichte 1901.

Die Zähne des Don Diego.

I.

Don Diego, Donna Dora,
heiß umstrickt von Liebesbanden,
heimlich kosen sie des Abends
in dem Putzgemach der Donna.

Während gelbe Nebel draußen
durch Toledos Gassen dampfen,
duften hier um Purpurpolster
Wohlgerüche der Levante.

„Deine Augen sind wie Sonnen,“
schmeichelt lachend Donna Dora,
„Atlas deine Rabenhaare,
doch dein Mund ist Samt von Tyrus.

Ach! und deine Zähne schimmern
köstlicher als Alabaster,
blinken schöner als die Perlen,
Perlen all des Orientes.

Gib dies Elfenbein, Geliebter,
gib es mir zum Angebinde,
daß ich aus solch edlem Stoff mir
formen laß ein Halsgehänge!“

Spricht es scherzend. Ihr zur Seite
regt sich die Brokatgardine —
Don Fernando ist's, ihr Gatte,
der durch seidne Falten spähte —

Don Fernando, den sie täuschte
mit dem Blick erlogner Liebe,
der nun, ungesehn erschienen,
ungesehn aus dem Gemach geht.

II.

Wo vorm Schloß der Sarazenen
seine Wogen wälzt der Tajo,
wo durch Myrtendickicht talwärts
tönt das lärmende Toledo —

Dort, im Hofe der Turniere
kreuzen wuchtig sich zwei Schwerter —
„Steh, o Buhle — stirb!“ Da rinnt es
rot auf weiße Marmorfliesen.

Zornesfluchen, Todesstöhnen — — —
Stille dann — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

III.

Sieben Tage schmachtet einsam
ohne Liebe Donna Dora,
bis am achten, huldvoll lächelnd,
bei ihr eintritt — Don Fernando.

„Heut zu deinem Wiegenfeste,
meine süße Turteltaube,
bring' ich dir als Angebinde
dieses seltne Halsgehänge.

Bein ist es vom Elefanten,
— selbst erlegt' ich diesen Fanten —
schöner blinkt es als die Perlen,
Perlen all des Orientes.“

Und er neigt sich, zierlich schmunzelnd,
küßt die Hand ihr — „Weib, erbleichst du?“
Höhnisch lacht er auf und reicht ihr
kühl das blitzende Geschmeide.

Zweimal sechzehn Zähne zeigt es,
zart gefüget, goldverkettet,
und das Schloß gleicht einem Dolche,
der zwei Herzen scharf durchbohrt hat.

Keine Silbe spricht die Donna —
flugs mit Fächer und Mantilla
scheuen Blicks verläßt die Burg sie
durch die Loggien und Arkaden.

Geht zu Schiff zur selben Stunde,
fährt flußab, flußab den Tajo —
Niemals, prächtiges Toledo,
sahst du fürder Donna Dora.

Frau Gonerill.

Im Kindbett lag Frau Gonerill —
Herr Macduff focht bei Huntyhill.

„Elf Monde sind es — da ging er ach!
und neun, daß ich ihm die Treue brach.

Und käm' er heut vom Heer nach Haus,
dann stürb' ich gleich, — mein Gram wär' aus.“

Sie rückte die Wieg' am Bett beiseit
und huschte gar hastig in Schuh und Kleid.

Sie trat hinaus auf den Söller jäh,
und unten rauschte der brausende Tay.

„Habt acht, ihr Mägde! sagt mir an:
klingt Taktschlag nicht von Roß und Mann?“

„Das ist auf dem Fluß am Sommertag
von Fischern und Fergen der Ruderschlag."

„Das weiß ich besser, ich, Gonerill:
heimkehren die Krieger von Huntyhill."

Und nun, wie lauschte sie starr hinaus:
„Was klirrt und knarrt vor unserm Haus?"

„Das sind die klirrenden Ketten am Strand —
fest schließen die Fergen den Kahn an Land."

„Das weiß ich besser, ich, Gonerill:
die Zugbrück' fiel, und die knarrt so schrill."

Und aber schreckte sie lauschend auf:
„Was rasselt durchs Tor zu Hauf, zu Hauf?"

„Das sind die Fischer mit blankem Fisch
zum heutigen Feste für deinen Tisch."

„Das weiß ich besser, ich, Gonerill:
Schon lärmt es im Hof und schweigt nicht still."

Und aber stand sie mit horchendem Ohr:
„Was stürmt und hastet die Treppen empor?"

„Das ist wohl ein Gast, der da kommen mag, —
es ist ja heute dein Namenstag."

„Das weiß ich besser, ich, Gonerill:
Herr Macduff ist's, der mich grüßen will."

Aufschrie sie plötzlich in wildem Weh —
Sie warf sich hinab in den brausenden Tay.

Und als er trat in das Frauengemach —
der Schrei noch klang auf dem Söller nach.

Er sah zuerst das verstörte Gesind
und dann in der Wiege das zarte Kind.

Er sprach kein Wort; er wandte sich ab
und stieg die hallenden Treppen hinab.

Er grüßte niemand in Hof und Haus
und schaute fahl wie ein Leichnam aus.

Er ging in den tiefen Wald von Blair,
und keiner sah Herrn Macduff mehr.

* *

Otto Friedrich Gruppe.

Geb. am 15. April 1804 in Danzig, gest. am 7. Januar 1876 zu Berlin.
Gedichte 1835. Alboin, König der Longobarden, 1830. Theudelinde, Königin der Longobarden, 1849 und andere epische Dichtungen. Vaterländische Gedichte 1866 und 1867. Sang und Schwank 1868. Gedichte (Reclam).

Finboge.

Finboge war ein Knabe, der galt für dumm zu Hauf',
er schlief vom Morgen bis Abend und schlief doch niemals aus.
Zwischen dem Aschenhaufen und dem Feuerherd
lag er gestreckt am Boden und schnarchte wie ein Pferd.

Es stolperten, die da gingen, über seine Füße fort,
und wenn sie ihn auch traten, er rührte sich nicht vom Ort;
doch aß er desto besser, so wie er nur erwacht:
drum hat es auch Finboge zu großer Kraft gebracht.

Nun sollt er Kämpfer werden; man gab ihm ein altes Schwert,
und ward mit rostigem Helme und schwerem Schild bewehrt.
Auch ward er erst gebadet, bevor er ging von Hauf' —
was schaut er da klar und munter aus seinen Augen heraus!

Sein erstes Abenteuer, das war ein großer Bär,
der lag und wälzte faul sich über dem Wege quer.
Finboge sprach: „Steh auf, Bär, versuche dich mit mir,
denn das ist besser als liegen im Wagengleise hier."

Der Bär hob sich ein wenig und sah Finbogen an
und legte sich wieder nieder. Finboge sprach: „Wohlan,
bin ich dir zu stark bewaffnet, so leg ich ab den Helm
und setze den Schild hier nieder: nun komm, steh auf, du Schelm!

Da setzte der Bär sich aufrecht, doch schüttelt er den Kopf
und legt sich wieder nieder. Finboge sprach: „Du Tropf,
willst du, wir sollen gleich sein, leg ich auch ab mein Schwert;
doch nun steh auf, mich dünket dein Fell des Kämpfens wert."

Der Bär stand auf, sie standen zum Kampf Mann gegen Mann,
es sträubten sich die Borsten des Bären grimmig an.
Finboge faßt ihn schleunig und drückt ihn also stark,
daß er in den Rückenwirbeln ihm brach das Rückenmark.

Der Verräter von Marienburg.

Herr Hinze, was tragt Ihr den roten Hut,
dünkt Euch ein schwarzer nicht kleidsam und gut?

Herr Hinze, was schaut Ihr zum Fenster hinaus?
Wir wissen es alle, die Polen sind drauß.

Herr Hinze, was stellt Ihr ans Fenster den Hut?
sind an den Wänden die Pflöcke nicht gut?

Herr Hinze, Herr Hinz', es ist Essens Zeit,
es scheint, daß Ihr heute nicht hungrig seid.

Herr Hinz', an dem Pfeiler ist Euer Platz —
Ihr geht, wie um heißen Reisbrei die Katz'.

Nun sitzen die Ritter im Remter zumal —
es trägt ein einziger Pfeiler den Saal.

Und wie sie so sitzen in frohem Genuß,
auf einmal ein Krach: das war ein Schuß.

Ein Schuß, aus einer Kartaun' entsandt,
von drüben, vom andern Nogatrand —

ein Schuß, vortrefflich gezielt! fürwahr,
es galt uns allen bei einem Haar!

Er hat den tragenden Pfeiler berührt,
doch Gott hat ihn dort in die Wand geführt.

O seht, getroffen, wie sonderbar,
der rote Hut, der Herrn Hinzens war!

Herr Hinze, Herr Hinze, so kommt nur herein,
die Gefahr ist vorüber, wir schenken Euch ein!

Herr Hinze, Ihr seid zu beklagen sehr:
Euer Hut ist zerschossen — von ungefähr!

Herr Hinze, Ihr müßt einen roten Hut
nun immer tragen, er steht Euch so gut!

Eine Hahnenfeder nur stecket noch an,
daß ein jeder Herrn Hinzen erkennen kann!

Der Trompeter von Königswinter.

Von Königswinter der kecke Gesell,
er hat die Trompete geblasen so hell
den fröhlichen Gästen zum Tanze —
und soll schon zu Hause? Die Maiennacht,
sie atmet so lau, und der Vollmond lacht
hoch droben im leuchtenden Glanze.

Das Geld in der Tasche, sein Räuschchen im Schopf,
jetzt will er handeln nach seinem Kopf,
und heiß noch glühet die Wange.
Da fällt ihm eben was Rechtes ein:
was gilt's, ich steig auf den Drachenstein?
und nicht besinnt er sich lange.

Ein steiler Pfad und ein schwerer Weg,
er steiget bald mit, bald ohne Steg,
gelangt in die reineren Lüfte;
da steht er einsam mit sich allein,
schaut unten den still hinfließenden Rhein
und das Tal gehüllet in Düfte.

Und wie er genugsam sich umgeschaut,
vielleicht auch, daß ihn ein wenig graut,
da greifet er schnell zur Trompete.
Er hat geblasen so viel für Geld,
jetzt will er blasen, wie's ihm gefällt —
den Trümmern der stillen Stätte.

Zu blasen hebt er ein Tanzlied an,
es erschraken die Lüfte, wie er's begann,
ob seinen schmetternden Tönen;
die alten Mauern hallen es nach,
und den Widerhall rufet er drüben wach,
die schlummernden Wälder erdröhnen.

Ein Tanzlied bläst er in die Nacht,
daß zitternd umher das Gemäuer erkracht:
will er die Toten erwecken?
Die Turmglock' unten schlägt Mitternacht,
der letzte Schlag, und ein Leben erwacht —
es ergreift ihn ein grausiger Schrecken.

Dort hinten bewegt sich's, es reget sich, schafft,
und paarweis kommen sie geisterhaft
durch die alten Bogen gegangen,
mit ernster Gebärde, mit würdigem Schritt,
und wieder Frauen mit leichtem Tritt,
schön, doch mit bleichenden Wangen. —

Doch laut und lauter nur bläst er fort,
und es ordnen die bleichen Paare sich dort,
sich im Tanz auf der Platte zu zeigen.
Sie schweben leise dahin im Tanz,
die Schleppen rauschen in seidenem Glanz —
jetzt wirret sich wilder der Reigen.

Und der eine mit düster herrschendem Blick,
sein Wink befiehlt ihm ein ander Stück,
und er folgt dem gebietenden Winken.
Es wehen die Schleier, die Mäntel der Herrn,
sie sind ihm so nah und sie scheinen so fern,
wie Sterne durch Nebel blinken.

Und wieder mit düster herrschendem Blick
befiehlt der Wink ihm ein ander Stück,
und er gehorchet mit Beben.
Und wilder dreht sich der Nebelreihn,
o wird nicht bald des ein Ende sein?
es geht ihm schier an das Leben!

Da schlägt die Turmglock' unten im Tal
nur einen Schlag — und zerronnen zumal
war all das spukende Treiben.
Den Spielmann fand man am Morgen bleich,
er schien doch selber den Geistern gleich —
und künftig lässet er's bleiben!

* * *

Robert Reinick.

Geb. am 22. Febr. 1805 zu Danzig, gest. am 7. Febr. 1852 zu Dresden. — Gesammelte Lieder 1852.

Das Sturmroß.

Im Schlosse des Grafen um Mitternacht
sie schlummern alle, nur einer wacht.

Da schnaubt es und wiehert um Turm und Haus;
das ist des Sturmes wild Gebraus.

„Wach auf, Frau Mutter! Und hast du gehört?
da draußen schnaubt ein wildes Pferd.“ —

„Mein Sohn, was störst du im Schlummer mich?
des Sturmes Brausen es täuschte dich.“ —

„O Mutter, und willst mich nicht geleiten?
muß heut noch die ganze Welt umreiten.“ —

„Mein Sohn, du redest im Fiebertraum,
was willst du umreiten den Weltenraum?“ —

„O Mutter, meine bösen, bösen Sünden,
die muß ich der ganzen Welt verkünden.“

„Ach, laß sie schlummern, die bösen Sünden;
tu Buße, du wirst Ruhe finden.“

„Meine Sünden, die schlafen nicht mehr ein;
die wollen mein Herz auseinander schrein!“ —

„Und warum ziehst du mich fort mit dir?
o hab Erbarmen, laß ab von mir!“ —

„Meine Mutter, die hat mich in Sünden erzeugt,
die hat mich mit böser Milch gesäugt!“ —

„Wohl hab ich geboren dich unter Sünden;
doch Sohn, wo willst du Ruhe finden?“ —

„Mein Roß, das ist der wilde Wind,
komm Mutter, das trägt uns zur Ruh geschwind!“ —

„Der wilde Wind, der trägt uns nicht,
Kind, geh mit der Mutter nicht ins Gericht!“ —

Und wie sie auch jammernd sein Knie umfaßt,
er reißt sie fort mit wilder Hast.

Er schwingt sich mit ihr von des Turmes Rand —
der Sturm, der braust ins weite Land.

Die moderne Ballade.

Im Rahmen dieser orientierenden Vorbemerkung kann nur auf die Hauptströmungen innerhalb der modernen Balladendichtung hingewiesen werden. Eine eingehende Darstellung des Entwicklungsganges der modernen Ballade findet man in dem Buche des Herausgebers „Die Ballade, ihr Wesen und ihre Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Dichtung" (1913).

Die erste Generation der sog. Modernen — die Gebr. Hart, die Bleibtreu, Conradi, Holz, Arent, Mackay — war der Ballade nicht geneigt. Diese Dichter sahen ganz anderen Zielen entgegen als einer Neugestaltung der alten Form der Ballade; sie betonten die künstlerische und menschliche Freiheit der Persönlichkeit, der Individualität. Diese Richtung war also im Grunde eine höchst subjektive. Die Ballade war ihr fremd, und nur gelegentlich haben sich diese Dichter mit Balladen befaßt. Es ist immerhin zu verwundern, daß auch die soziale Ballade keine besondere Pflege seitens dieser doch durchaus sozial gerichteten ersten Dichtergeneration gefunden hat. Aber auch grade die soziale Ballade ist ein natürliches Stilgedicht von ausgeprägtem Charakter, ein Gedicht, das in seinem Wesen nur der geborene Dichter zu erfassen und zu gestalten vermag, Dichter — wie Béranger, Burns, Heine —, begabt mit dem sicheren Gefühl und der sicheren Hand des Genies. Der reflexionären, kritischen und pathetischen Art der modernen Dichter widersprach diese feine synthetische Kunst.

Jedoch es gibt als Gegenstücke zu dem modernen sozialen Stimmungs- und Genrebild einige moderne soziale Balladen — von Karl Henckell, Ludwig Scharf, Richard Dehmel, auch Liliencron u. a., wie ich gleich vorweg nehmen will —; diese sind in die folgende Sammlung auch aufgenommen worden. Ich verweise im übrigen auf meine Schrift „Die soziale Ballade" (C. H. Beck, München 1912), in der auch die moderne soziale Ballade ausführlich behandelt worden ist.

Neben jenen führenden modernen Dichtern, die ich unter der Bezeichnung „Die erste Generation" zusammenfasse, schufen jedoch selbständig auch einige namhafte Poeten von entschiedener Begabung für den Stil der Ballade oder für balladeske Stimmung: Ernst v. Wildenbruch, Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath, Heinrich Vierordt, Alberta v. Puttkamer, Alice Freiin von Gaudy, Isolde Kurz u. a. Die Balladenkunst dieser Dichter ist keine originelle, sie ist, wie namentlich auch die Ballade Wildenbruchs, etwa im althergebrachten Ton Geibels gehalten oder allzu sehr, wie z. B. die Ballade der Alberta v. Puttkamer, von persönlichen Reflexionen durchsetzt. Tüchtige Leistungen, geschmackvoll in der Form und gehaltvoll im Motiv, sind die Balladen von Alice v. Gaudy. Prinz Schoenaich-Carolath ist nicht eigentlich Balladendichter; aber man findet bei ihm balladen- und romanzenhaft gestimmte Gedichten von intimem Reiz. — Diesen Dichtern könnte man auch noch den Schweizer Karl Spitteler zurechnen, dessen „Balladen" freilich eher Allegorien von feiner Anschaulichkeit und edlem gedanklichen Inhalt als Balladen sind.

Ein Neuschöpfer der Ballade wie des Liedes, wie überhaupt der deutschen Lyrik, war erst Detlev v. Liliencron. Ein Dichter, der selbst so ganz mit allen seinen Empfindungen der Natur und einem natürlichen Sichausleben der Persönlichkeit hingegeben war, der die sinnfälligen Eindrücke und eigentümlichen Regungen der Seele, dieses Unbewußte, instinktiv als den Inbegriff des persönlichen Lebens empfand und künstlerisch festzuhalten innerlich gezwungen wurde, dieser Dichter mußte auch die urwüchsige Form der Ballade als ein natürliches Ausdrucksmittel für menschliche Affekte empfinden. Und so ist Liliencron auch als der eigentliche Meister der modernen Ballade zu bezeichnen, er hat diese Form in allen ihren Spielarten von der balladesken Stimmung an bis zur heroischen Episodenballade, bis zur tragisch tiefgestimmten Ballade reinmenschlicher Affekte, bis zur balladesk gestimmten rein bildlichen oder sinnvollen Phantasie neugestaltet und weiterentwickelt. Selbst das kleinste Erlebnis in der Natur, auf Heide und Moor usw. nimmt ebenso wie ein Kriegserlebnis bei ihm eine balladenhaft prägnante und

anschauliche Form an. Auch seine Prosa — in den Chronik- und Kriegsnovellen — ist balladenhaft stilisiert.

Von ihm beeinflußt wurde die zweite Generation der Modernen. Die hervorragendsten dieser Dichter haben jedoch auch nur gelegentlich Balladen geschaffen. Dichter wie Gustav Falke, Otto Julius Bierbaum, Otto Erich Hartleben, auch Richard Dehmel haben keine ausschlaggebende Bedeutung für die Entwicklung der modernen Ballade. Nur einzelne mehr oder weniger interessante Stücke liegen von jedem von ihnen vor. Richard Dehmel kommt überdies für die soziale Ballade mit einigen starken Gedichten — „Im Spelunkenrevier", „Der Arbeitsmann" u. a. — in Frage. Ebenso, wie schon erwähnt, Karl Henckell und Ludwig Scharf. Die von diesen drei Dichtern hier mitgeteilten Stücke können sehr wohl als originelle soziale Balladen eines chansonartigen oder impressionistischen Stiles aufgefaßt werden.

Doch seit den neunziger Jahren findet die Ballade wieder eine besondere Beachtung, und Dichter von natürlicher ausgesprochener Begabung für diese uralte, doch lebendige Form erscheinen auf dem Plan.

Man kann deutlich zwei Gruppen erkennen. Die eine nimmt den alten stolzen exklusiven Stil der Ballade, insbesondere den der heroischen Ballade — etwa im Sinne des Grafen Strachwitz und Theodor Fontanes — wieder auf. Die bedeutendsten Dichter dieser Gruppe sind Börries Freiherr v. Münchhausen und Lulu v. Strauß u. Torney. Willrath Dreesen, ein beachtenswerter Balladendichter, hat nach dem Vorbilde Liliencrons Stilübertreibungen nicht ganz vermieden. Ewald Gerhard Seeligers Balladen sind meinem Gefühl nach allzusehr in einem äußerlichen, oft forcierten Balladenstil gehalten. In der Wiedergabe des Unheimlichen und Ahnungsvollen zeigt Georg Ruseler Begabung.

Die andere Gruppe geht ebenfalls von dem traditionellen Stil der Ballade aus, doch mehr von dem der mystisch-psychologisch bedeutsamen Ballade, die im alten Mythus, im Naturhaften wurzelt. Der Stil dieser Dichter ist realistisch-romantisch, reizvoll in der balladesken feinen Sprache wie in der intimen Symbolik. Die Gefahren, denen diese Dichter ausgesetzt sind, sind eine allzu starke Romantisierung des Stils, eine Entartung der Form ins Sentimentale, Süßliche, Weichliche oder ins Überschwengliche und Sensitive oder endlich eine allzu sinnfällige Betonung des Pointierten und des Ethischen. Die hervorragendsten Vertreter dieser Gruppe sind Frida Schanz, Agnes Miegel, Gustav Schüler und Karl Engelhard. Auch einige österreichische Dichter wie der für volkstümlichen Scherz und Schwank viel feines Gefühl verratende Franz Karl Ginzkey könnten dieser Gruppe zugerechnet werden.

Selbstverständlich sind die Kategorien der modernen Balladendichtung mit den genannten Dichtern nicht erschöpft.

Es fragt sich nun, ob die neuere Balladendichtung außer diesen sich nach der Natur der Ballade von selbst ergebenden traditionellen Richtungen noch andere Bestrebungen oder bedeutsame Einzelerscheinungen aufzuweisen hat und ob diese letzteren der Ballade neue Entwicklungsmöglichkeiten zu erschließen vermögen. So verschiedenartig und subjektiv sich auch die lyrische Kunst der letzten Jahrzehnte entwickelt hat, man kann zwei Strömungen wahrnehmen, eine formalistische und eine naturalistisch-impressionistische. Die formalistische Richtung wird besonders durch Stefan George und seinen Kreis vertreten. Den Wert oder Unwert dieser Schule, wenn ich so sagen darf, will ich hier nicht darlegen, ich will nur betonen, daß ich diese ganze Richtung wegen ihres nicht gefühlsmäßig sondern offenbar verstandesmäßig entstandenen, erklügelten, äußerlichen und unnatürlichen Stiles für eine sterile ansehe. Für die Ballade kommt diese Richtung wenig in Frage. Die paar Gedichte Georges, die man Balladen nennen könnte, wie „Sporenwache", „Die Tat", „Frauenlob", „Der Waffengefährte", „Vom Ritter der sich verliegt", der Zyklus „Algabal" sind gewiß respektable, aber durchaus nicht irgendwie bedeutende Dichtungen. — Hugo v. Hofmannsthal, der diesem Kreise entwachsen ist, ist balladesk in seinen kleinen Dramen: „Der Tor und der Tod", „Gestern", „Der weiße Fächer", „Die Frau im Fenster" u. a. „Die Ballade des äußeren Lebens" ist keine Ballade in unserem Sinne. — Dagegen sind zwei Dichter, die augenscheinlich diesem Kreise nahe stehen, mit einer sprachlich wie psychisch und symbolisch bedeutsamen Balladenkunst hervorzuheben: Karl G. Vollmoeller („Parzifal") und Eduard Stucken.

Balladesk ist Wilhelm v. Scholz in seinen dramatischen Dichtungen „Der Besiegte", „Der Gast" u. a., in den Bildern seiner epischen Suite: „Hohenklingen" und in den „Königsmärchen", balladesk ist der romantisch-realistische Stil und die mysteriöse Stimmung dieser Dichtungen, über deren verworrenen Tiefsinn jedoch die eigenartige Romantik nicht hinwegtäuscht.

Ich bedaure es, daß ich nicht einige Gedichte von Rainer Maria Rilke in diese Sammlung aufnehmen konnte. Der Stil seiner neuen Gedichte („Neue Gedichte", 2 Bände, Leipzig) kommt doch für die Entwicklung der modernen Kunstballade in Frage. An sich gebärdet sich dieser Stil höchst eigenwillig und ungeschickt; in seinem absichtlich prosaisch unfertigen, unrhythmischen Gefüge, in seiner absurden, hölzern-rohen Sprache wirkt er unkünstlerisch und geschmacklos. Grade der unrhythmische, rein impressionistische Charakter — einen solchen Charakter kann ich nur für die nach besonderen Gesetzen sich entwickelnde soziale Ballade anerkennen — widerspricht dem bewegten und erregten Wesen der Ballade. Trotzdem ist nicht von der Hand zu weisen, daß gewisse Gedichte Rilkes, wie „Samuels Erscheinung vor Saul", „Eine Sibylle", „Abisag", „Esther", „Totentanz", als neuartige Balladen, wenn auch nur als Balladen in einem weiteren Sinne aufgefaßt werden können. Es ist daher unbedingt nötig, daß ich, um den Stil zu kennzeichnen, wenigstens an dieser Stelle eine Ballade Rilkes als Beispiel wiedergebe:

Absalons Abfall.

Sie hoben sie mit Geblitz:
der Sturm aus den Hörnern schwellte
seidene, breitgewellte
Fahnen. Der herrlich Erhellte
nahm im hochoffnen Zelte,
das jauchzend Volk umstellte,
zehn Frauen in Besitz,
die (gewohnt an des alternden Fürsten
sparsame Nacht und Tat)
unter seinem Dürsten
wogten wie Sommersaat.

Dann trat er heraus zum Rate,
wie vermindert um nichts,
und jeder, der ihm nahte,
erblindete seines Lichts.

So zog er auch den Heeren
voran wie ein Stern dem Jahr;
über allen Speeren
wehte sein warmes Haar,
das der Helm nicht faßte
und das er manchmal haßte,
weil es schwerer war
als seine reichsten Kleider.

Der König hatte geboten,
daß man den Schönen schone.
Doch man sah ihn ohne
Heim an den bedrohten
Orten die ärgsten Knoten
zu roten Stücken von Toten
auseinanderhaun.
Dann wußte lange keiner
von ihm, bis plötzlich einer
schrie: Er hängt dort hinten
an den Terebinthen
mit hochgezognen Braun.

Das war genug des Winks.
Joab, wie ein Jäger,
erspähte das Haar —: ein schräger
gebrehter Ast: da hings.
Er durchrannte den schlanken Kläger,
und seine Waffenträger
durchbohrten ihn rechts und links.

Es sind auch andere Dichter auf diesen rein impressionistischen Balladenstil gekommen, der übrigens, wie z. B. Hans Haebes Balladen beweisen, durchaus nicht der rhythmischen Biegsamkeit zu entbehren braucht. Aufmerksam möchte ich auch auf die eigenartigen impressionistischen Balladen von Otto zur Linde und René Schickele machen. Wie Rilke, wenn auch durch andere poetische Mittel, erzielen diese Dichter durch einen primitiven Stil eigenartige balladeske Wirkungen. Während Friedrich Vollandt und Franz Theodor Csokor wiederum dem ursprünglichen Balladenstil durch verfeinerte sprachliche Mittel Tiefe und suggestive Kraft verleihen.

Die Stimmung einer Ballade, ich könnte sagen, Urklänge und Urbilder der Ballade, habe ich bei manchen Dichtungen Alfred Momberts empfunden. Ich schrieb an anderer Stelle hierüber: „In vager, schattenhafter, verzerrter Gestalt, sich gleichsam unbewußt bewegend und sich fortwährend wandelnd nach unbekannten mechanischen Gesetzen, tauchen diese Vorstellungen mit des Dichters machtvoll hingeworfenen Worten vor uns auf, wir möchten sie festhalten, wir fühlen, wie sich etwas Bedeutsames, ja etwas Schönes und Gewaltiges bilden könnte — auch balladeske Gestalten und Vorgänge —; aber schon ist alles zerflossen und mit einer entsetzlichen, fast unnatürlichen Unlogik schiebt sich ein anderer nebelhafter Koloß dazwischen und wieder ein anderer —".

Es bleibt noch eine weitere sehr interessante moderne Erscheinung übrig, hier hervorgehoben zu werden, die Variétéballade, die Chansonballade. Sie hat einen ausgesprochenen sozialen Charakter und entspricht auch dem Stil nach einem Typus der sozialen Ballade. Als Dichter kommen für diese Ballade insbesondere Ernst v. Wolzogen, Frank Wedekind, Hans Hyan und Erich Mühsam in Frage. — Ich schließe die Sammlung mit den außerordentlich originellen und künstlerisch wie inhaltlich bedeutenden, wenn auch im Übermaß des Grauenhaften und des krassen Ausdrucks nicht grade erquicklichen Dichtungen eines Jüngsten, Georg Heims.

Im Anschluß an diesen Überblick, der übrigens nicht jeden Dichter nennt, habe ich es versucht, die Dichter gruppenweise — nach ihrer Art — zusammenzustellen.

Ernst von Wildenbruch.

Geb. am 3. Februar 1845 in Beirut, gest. am 15. Januar 1909 in Berlin.

Lieder und Balladen 1877. Gesammelte Werke 1911 ff. (Grote, Berlin). Hervorzuheben wären von Wildenbruchs Balladen noch: „Der Emir und sein Roß", „Jung-Olaf" und „Des Warägers Tod".

König Haralds Rosse.

Graufuß hieß König Haralds Pferd,
Blaufuß das andre; sie waren ihm wert.
Götterblut in den beiden floß,
beide stammten von Odins Roß. —
Graufuß war wie die ruhlose Wolke,
stürmend ging er vor allem Volke,
wenn er den König trug in die Schlacht,
Sturm seine Mähne, sein Auge war Nacht.
Blaufuß war gleich dem zuckenden Blitze,
springend ging er an Heeres Spitze,
Feuer sein Atem, Donner sein Huf,
brandende See war sein wiehernder Ruf —
Götterkraft ihnen Odin lieh,
bessere Rosse sah man nie. —
Graufuß und Blaufuß, die Rosse wert,
Zaubergabe war ihnen beschert:
künftige Dinge, allen verborgen,
Dinge der Freude, Dinge der Sorgen
kündeten sie mit menschlichem Munde,
wenn die Julzeit kam, in nächtlicher Stunde. —
Glücklich, wen Zufall zur Stelle trug,
wenn die Zauberstunde, die dunkle, schlug,
Unheil aber und Fluch und Gram,
wer zu belauschen die Rosse kam. —
Julzeit war es, der Winterwind
fegte die Fluren, die Sonne ward blind,
rötlich durch Nebel schaute sie nieder,
Eis umklirrte der Erde Glieder,
schweigender Tod war weit und breit —
In des Königs Herzen erwachte ein Leid;
düstere Blitze sein Auge schoß,
schweigenden Groll sein Busen verschloß. —
Harald, der König, kam zu dem Stalle,
er schickte hinaus seine Knechte alle,
das Futter er mischte, das Stroh er streute,
„selber wart' ich der Rosse heute".
Wieder kam er in andrer Nacht,
horchend und lauschend hat er gewacht.
Als er zum drittenmal kommen war,
stieg auf dem Haupt ihm das sträubende Haar;
aus nächtlichem Düster ein Flüstern scholl,
aus der Rosse Busen die Sprache quoll.
Graufuß also zu Blaufuß sprach:
„Bruder, ich sehe Ungemach.
Wenn die Sonne steht in des Sommers Mitte,
wird man uns satteln zu schwerem Ritte,
einer wird flüchten, einer wird jagen,
Harald, den König, werde ich tragen;
sage, warum du vor uns fliehst,
sag, wen du trägst, sag, was du siehst."
Blaufuß also zu Graufuß sprach:
„Bruder, ich sehe Ungemach.
Einer wird flüchten, einer wird jagen,
doppelte Last wird mein Rücken tragen,
Jörmund trag ich, den Königssproß,
Rangnild hält er in seinem Schoß.
Rangnild, des Königs junges Gemahl,
beide flüchten von Haralds Saal."
„Bruder, so sprich, warum flüchten sie beide?"
„Harald zum Hohn, sich selber zum Leide.
Allzu jung ist des Königs Weib,
allzu schön ist ihr junger Leib;
Harald ist grau, wie die graue See,
Jörmund ist blühend, wie Blütenschnee;
nimmer verlangt sie nach Haralds Krone,
sehnend begehrt sie nach seinem Sohne." —
Harald, der König, trat aus dem Stall,
in seinen Ohren war dumpfer Schall,
vor seinen Augen war rotes Blut,
in seinem Herzen tosende Wut. —
Zur Kammer schlich er, wo Rangnild schlief,
zu Rangnilds Lager beugt er sich tief,
süß ging ihr Hauch, wie Lenzluft, die warme,
es hoben sich leise die weißen Arme,
sie war so lieblich, sie war so rein,
er trank ihre Schönheit wie süßen Wein.
Zu seinem Lager der König wankte,
sein stolzes Herz am Argwohn erkrankte. —
Anderen Tages im hohen Saal
Harald saß tafelnd mit seinem Gemahl,
Jörmund saß an des Tisches Rand,
blutroter Wein vor dem König stand.
„Rangnild", sprach er, „dein Antlitz ist Glut?"
„Heißer Wein durchwürzet mein Blut."
„Jörmund, was bleichte dein Angesicht?"
„Wintersonne gibt karges Licht."
Schweigend ließen die Blicke sie wandern,
Jörmund und Rangnild eines zum andern,
Jörmund sah ihr wogendes Haar,
Rangnild sah, wie herrlich er war,
da erwachte in ihrer Brust
sündig verschwiegene, sehnende Lust. —
Harald, der König, zu Jörmund sprach:
„Dänemark bietet uns Knechtschaft und Schmach,
zwanzig Schiffe noch rüste ich heute,
dir vertraue ich Schiffe und Leute,
fahre zur See mit Norwegs Booten —"
schweigend dacht er: und fahr zu den Toten. —
Winter verging, der Frühling erstand,
Botschaft kam zum Norweger Land,
fröhliche Kunde für Norwegs Leute,
Botschaft von Sieg und von Siegesbeute. —
Sommertage verschlangen die Nacht,
Jörmund kam von der Dänenschlacht.
Rauschend in Wellen gingen die Kiele,
jauchzende Männer zum Saitenspiele
schlugen die Ruder in fröhlicher Hast,
schwellende Segel flogen am Mast. —
Jörmund, der Königssohn, fuhr in den Fjord,
schön wie Balder, stand er an Bord.
Harald, der König, mit seinem Gemahle,
stieg hernieder vom Königssaale,
lächelnden Gruß dem Sohne er bot,
lächelndes Auge barg lauernden Tod;
Rangnild bot ihm die Lippen zu Gruß,
da bleichte ihr Antlitz, da wankte ihr Fuß,

seufzend sank sie in Jörmunds Arme —
das ward ihnen allen zu Leid und Harme. —
Nächtlichen Dunkels schweigende Last
lag auf dem Land und auf Königs Palast,
labenden Tau die Fluren tranken;
Haralds Seele trank Blutgedanken, —
flackernd erloschen die Lichter im Saal,
lichtlos stand der Wein im Pokal,
da auf der Stiege, da auf dem Gang
tastend von Pfeiler zu Pfeiler entlang
kam es mit wankenden schwankenden Schritten
hastend und suchend und bebend geglitten;
leise schlug es an Jörmunds Tor —
Rangnild, die Königin, stand davor;
es strömt ihr die Träne, es wankte ihr Knie,
stammelnd sprach sie ein Wort nur: „Entflieh!"
Fern aus dem Dunkel hob sich Geklirr,
flüsternder Stimmen heis'res Gewirr.
Jörmund rückwärts zum Lager sprang,
Wikingschwert um die Hüften er schlang,
Rangnild umfaßt er in Wonne und Leide:
„Blaufuß, der schnelle, er trägt uns beide!"
Dröhnend die Stiege kam es herauf,
eisenumgürtete Männer zu Hauf',
brachen herein und blickten umher —
„Jörmund entrann — seine Kammer ist leer".
Da auf dem Hofe, da vor dem Stall,
schmetternder Hufe donnernder Schall,
mächtig im Sprunge sich Blaufuß hob,
feurige Lohe die Nüster schnob,
flüchtend entschwanden wie sinkende Sterne
Jörmund und Rangnild in nächtlicher Ferne. —
„Sattel auf Graufuß!" der König rief,
Harald selber zum Stalle lief,
„Graufuß, der König ruft dich, erwache,
fange mir Blaufuß, schaffe mir Rache!"
Graufuß selber die Halfter durchriß,
schäumend knirscht er ins goldne Gebiß,
mit den Hufen zerbrach er die Stalltür —
ferne vernahm er Blaufuß Gewieh'r,
da wie der Donner sein Wiehern erscholl,
unter den Hufen ihm Feuer quoll,
aus des Palastes wölbendem Tor
brach wie der Sturmwind Graufuß hervor. —
Dunkel bedeckte die Welt mit Graus,
Nachtgewürm zog zum Raube aus,
Nachtgewürm plötzlich sich duckte und deckte,
grausiger Laut die Stille durchschreckte.
Meerflut spielend zum Ufer sich goß,
plötzlich sie starrte, nicht mehr sie floß,
Meerflut bäumend sich rückwärts ballte,
grausiger Laut vom Ufer erschallte:
hoch auf den Felsen, am Ufer entlang,
tobend von Klippe zu Klippe es sprang,
Hufe schmetterten, Funken stoben,
keuchende Brüste im Dunkel schnoben,
fiebernde Augen in glimmernder Glut,
Augen voll Angst und Augen voll Wut,
sündige Gattin dem Gatten entflohn,
Vater verfolgend den eigenen Sohn. —
Nächtliche Sterne schwanden und blaßten,
Blaufuß ging ohne Ruhe und Rasten,
Morgenwolken am Himmel flogen,
schneller als Wolken kam Graufuß gezogen.
Grau aus dem Morgen lugte der Tag,
Blaufuß' Herz ging hämmernden Schlag,
nächtliche Nebel im Meere versanken,
da begannen die Knie ihm zu wanken,
es half kein Zügel, es half kein Sporn,
nicht Rangnilds Flehen, nicht Jörmunds Zorn,
zitternd stand er, sein Lauf war geendet,
schweißbegossen, den Blick gewendet;
näher und näher, stark wie der Sturm,
Graufuß kam, wie ein rollender Turm;
als den Genossen er stehen sah,
laut aufwieherte Graufuß da,
klagende Antwort ihm Blaufuß rief,
er wieherte nicht, er ächzte tief.
Harald, der König, gleich zürnendem Meere,
weit ausholend mit wuchtigem Speere,
flatternden Bartes, in schäumender Wut:
„Gib dich", rief er, „Verräterbrut!"
Jörmund das Schwert von der Hüfte schwang,
Rangnild ans Herz er, ans tobende zwang:
„Nimmer ergibt sich der Königssproß!
nimmer ergibt sich das Odinsroß!"
Da, als Blaufuß das Wort vernahm,
schwindende Kraft ihm wiederkam,
brandende See war sein wiehernder Ruf,
die Klippe schlug er mit donnerndem Huf,
hoch von des Felsens ragender Spitze,
gleich dem zuckend verlöschenden Blitze,
Rangnild und Jörmund trug er hinab
brausend ins brausende Wellengrab. —
Harald, der König, sah in die See,
sein Haar war grau, es ward wie der Schnee —
er lenkte vom Ufer — er ritt ohne Hast —
nie kehrte er wieder zu seinem Palast.

Das Hexenlied.

Zu Hersfeld im Kloster der Prior sprach:
„Der Bruder Medardus ward alt und schwach.
Ich glaube, sein Stündlein ist heute gekommen —
geh, Bruder Beicht'ger, hinein zu dem Frommen,
vernimm das Geständnis von seinen Sünden;
zwar weiß ich, du wirst nicht viele finden.
Er dienet dem Kloster heut fünfzig Jahr,
im Klosterschatten verbleichte sein Haar,
er hat gefastet, er hat sich kasteit,
wohl vorbereitet zur Seligkeit,
er ist der heiligste von uns allen
und wird dem Allmächtigen wohlgefallen."
Der Beichtiger schlug an Medardus' Tor —
von innen tönte kein Ruf hervor,
der Beichtiger trat wohl über die Schwelle
und schritt hinein in Medardus' Zelle —
Und Stunde auf Stunde nach Stunde verrann,
die Mönche schauten sich staunend an:
„Er, der unsträflich in Worten und Taten,
was kann Medardus für Sünden verraten?"
Die Vesperglocke mit dumpfem Schall,
sie rief zur Kapelle die Mönche all,
sie beugten die Häupter, sie knieten im Kreise,
für Bruder Medardus sie beteten leise. —
Da horch, da von ferne herüberklang
mit klagender Stimme ein düstrer Gesang.
Der Prior hob sich vom Boden empor,

die Mönche lauschten und neigten das Ohr:
„Aus Medardus' Zelle der Sang erklingt,
das ist Medardus, der also singt".
Sie lauschten und horchten: „Was mag es sein?
Das sind nicht Gebete und Litanein,
das klingt wie sündige, weltliche Worte?"
Und siehe, und siehe, herein in die Pforte
der Beichtiger kam voll Schrecken und Hast:
„Wir haben den Teufel im Kloster zu Gast!
Medardus ist dem Versucher verfallen,
Medardus ringt in des Satans Krallen!"
Der Prior setzte die Kerze in Brand,
die heilig geweihte, und nahm sie zur Hand;
die Mönche taten alle, wie er,
und hinter dem Prior schritten sie her;
von Wand und Gewölbe scholl dröhnend wider
die Klagestimme der singenden Brüder:
„Vor Sündenfrevel, vor Satans Spott
bewahr uns in Gnaden, allmächtiger Gott." —
Die Zelle war offen — bleich, hager und mager
lag Bruder Medardus auf kärglichem Lager,
die Hände gefaltet in betender Wut,
die starrenden Augen voll sehnender Glut,
und von den stammelnden Lippen sprang
rastlos und ohn' Ende der wilde Gesang.
Das Lied, das hatte so seltsamen Ton,
wie sehnende Liebe, wie lästernder Hohn,
als trüge von ferne herüber die Luft
fremdländischer Blumen bestrickenden Duft.
Die Mönche sie schwangen die heiligen Kerzen:
„Fleuch, Satan, entweiche aus seinem Herzen!"
Sie schwangen die Kreuze, die heiligen Bilder,
Medardus' Gesang ward wilder und wilder,
und tief in die schauernden Seelen drang
das sündige Lied, das Medardus sang.
Die Mönche beschlich es wie sehnender Schauer,
verlorenen Lebens tief nagende Trauer;
sie dachten an Dinge, die einst sie besessen,
an Tage der Jugend, die lange vergessen.
Und mählich, allmählich verstummte der Chor,
sie schwiegen und lauschten und neigten das Ohr. —
Der Prior, ein frommer, ein eifriger Greis,
er stand voller Schrecken und blickte im Kreis;
zu Bruder Medardus erhob er die Stimme
und sprach in frommem, in eifterndem Grimme:
„Darfst du mir verführen die heiligen Brüder?
so fahre, Verdammter, zur Hölle hernieder!"
Und siehe, vom Lager Medardus sich hob,
ein leuchtender Glanz sein Antlitz umwob,
sein starrendes Aug' in die Ferne blickte,
als säh er ein Bild, das tief ihn entzückte;
er reckte die Arme, er streckte sie weit:
„Ich höre dich," rief er, „ich bin bereit:
du reines Weib, das sie Hexe genannt,
du süßer Leib, den sie schändend verbrannt,
ihr schwellenden Lippen, ihr Augen voll Güte,
du spielender Glieder süß quellende Blüte,
du liebende Wonne, die einst sich mir bot
und die ich verachtend verstieß in den Tod,
nach fünfzig Jahren voll Buße und Pein,
ich komme, um ewiglich bei dir zu sein!"
Er reckte die Arme, er streckte die Glieder —
„Medardus ist tot," dumpf sprachen's die Brüder. —
Drei Tage und Nächte mit Bußegesang
die Mönche zogen das Kloster entlang;
sie lagen drei Nächte auf ihren Knien
und riefen zu Gott um Gnade für ihn:
„Ihm, welcher dahinging in Sünde und Schuld,
erlösender Heiland, vergib ihm in Huld". —
Im einsamen Zimmer, beim Kerzenschein
der Prior saß mit dem Beicht'ger allein.
„Nun sage mir an, was Medardus gesprochen,
die Taten verkünde, die er verbrochen."
Ein großes Kreuz der Beichtiger schlug:
„Sein heiliges Leben war Lug und Trug.
Du sahest ihn oft, wenn am grauenden Tag
er betend auf steinernen Fliesen lag,
du sagtest uns: ‚Werdet ihm gleich, meine Kinder'.
Erfahre, du segnetest einen Sünder.
Du sahst ihn, wie er in brünstiger Wonne
die Augen erhob zu Gottes Madonne,
nicht war es Maria, der all das galt,
seinen Busen erfüllt eine andere Gestalt.
Sein Antlitz sahst du, das träumende, milde,
du sahst nicht sein Herz, das gärende, wilde;
sein Haupt war kalt und sein Haar war weiß,
sein Herz von sündigen Gluten heiß. —
‚Ich war ein Priester', so sprach er zu mir,
‚voll Andacht las ich das heil'ge Brevier,
ich las es in Angsten, ich las es in Glut,
denn jung war mein Leib und heiß mein Blut.
Die blonden Locken vom Haupt mir flossen
wie strömendes Gold, das darüber gegossen,
und als man hineinschnitt die erste Tonsur,
da war es, als mähte man Frühlingsflur.
Es war zur Zeit, als im deutschen Land
der böse Teufel zur Macht erstand,
als er die Weiber zur Buhlschaft verführte,
und als man Hexen zum Brandpfahl schnürte.
Damals geschah's, ich saß allein,
in tiefer Nacht, bei der Lampe Schein,
da schlug es klopfend an meine Tür:
‚Komm, Priester, heraus, man verlangt nach dir'.
Die Nacht war schwarz, dumpf heulte der Sturm,
man führete mich hinaus an den Turm,
tief unter die Erde auf gleitenden Stufen —
mir war es, als würd ich zur Hölle gerufen.
Man gab eine Fackel in meine Hand
und wies mir ein Loch in der steinernen Wand.
‚Zur Hexe, die morgen in Feuers Pein
ihre Sünden büßt, da geh du hinein,
bereite sie betend zu seligem Sterben,
entreiß ihre Seele dem ew'gen Verderben.'
Ich schritt hinein in der Erde Bauch,
in meiner Kehle stockte der Hauch,
da kam von drüben ein Rascheln her,
Geklirr von Ketten und Seufzen schwer,
und sieh, in der Mauer finsterster Ecke,
wie ein Tier des Waldes in seinem Verstecke,
da sah ich ein Weib, gebeugt und gebückt,
das Haupt an die triefenden Steine gedrückt. —
Die Fackel heftet ich in den Ring,
der schwebend herab von der Wölbung hing.
Ich sagte: ‚Wende zu mir dein Gesicht,
komm her, meine Schwester, und fürchte dich nicht'.
Ich sah, wie ihr Ohr meine Worte trank,
wie Hand nach Hand ihr vom Antlitz sank,
sie wandte das Haupt, sie schaute mich an,

auf ihren Knien kroch sie heran.
Ihr nackter Arm meine Knie umfing,
an meinem Antlitz ihr Auge hing,
ich schaute herab, der Fackel Licht
umspielte ihr liebliches Angesicht;
da fühlt ich das Herz so süß mir erwarmen,
da quoll in die Augen mir heißes Erbarmen,
meine Lippen verstummten in lautlosem Leide,
in schweigendem Jammer weinten wir beide.
Und als meine Tränen sie fließen sah,
mit bebenden Armen umfing sie mich da,
ein Schluchzen tief aus dem Busen ihr quoll,
von stammelnden Lippen ein Flüstern scholl:
‚Du kannst noch weinen, du weinest um mich,
wie den gütigen Heiland, so liebe ich dich!‘
Mich faßte der Schreck ob des sündigen Worts:
‚Gedenke der Stunde, gedenke des Orts,
in Flammen soll morgen der Leib dir verderben,
durch Buße entfliehe dem ewigen Sterben‘.
Da sah sie mich an so bangen Gesichts:
‚Was soll ich büßen, verbrach ich doch nichts?
Meine Eltern sind tot — im Walde allein,
Großmutter und ich, wir wohnten zu zwein.
Großmutter kannte manch heilsames Kraut,
manch Tränklein hat sie für Kranke gebraut,
Großmutter im Feuer verbrannten sie,
eine Teufelshexe sie nannten sie.
Ein altes Lied Großmutter sang,
ich lernt es ihr ab, weil so süß es klang;
sie sagte, es käme aus fernen Landen,
wo Liebeszauber die Menschen verstanden;
ich sang's und wußte nicht, was es bedeute,
da griffen sie mich, hartherzige Leute,
und sperrten mich in den finstern Turm;
sie sagen, es sei der höllische Wurm,
der singe aus mir, zu der Menschen Verderben,
drum soll ich morgen im Feuer sterben.‘ —
Ihre bebende Lippe berührte mein Ohr,
ihr Auge mich flehend in Ängsten beschwor,
ihr Busen drängte an meinen sich:
‚Errette,‘ sprach sie, ‚errette mich!
So süß ist zu leben, so bitter der Tod,
und Feuers zu sterben, ist schreckliche Not!
Kein Wesen hab ich gekränkt und betrübt,
keine Sünde getan, keinen Zauber geübt,
die Herzen der Menschen gleichen den Steinen,
du aber bist gut, du kannst noch weinen;
der Wärter schläft, frei ist die Tür,
komm, laß mich fliehen, entflieh mit mir!
Wir gehen leise, man hört uns nicht,
die Fackel erlischt, uns verrät kein Licht,
die Turmespforte geht in das Feld,
niemand uns sieht, niemand uns hält;
wenn morgen der Schrei der Hähne schallt,
sind wir schon ferne, im fernen Wald;
der Wald ist dunkel, der Wald ist dicht,
ich weiß eine Stätte, sie finden uns nicht;
ich weiß eine Stelle, ich weiß einen Platz,
da liegt verborgen ein alter Schatz,
wir werden suchen, du wirst ihn heben,
wir ziehen ferne, wir werden leben
im fernen Lande, du nur mit mir,
ewig und ewig ich nur mit dir!
Du hast kein Weib an das Herz noch gedrückt,
du weißt nicht, wie Weibes Liebe beglückt,
reicher an Liebe sollst du werden,
als jemals Menschen waren auf Erden —
die Sterne wandeln, die Stunden ziehn,
es ist Zeit, es ist Zeit, komm, laß uns entfliehn!‘
Ihr heißer Odem wie Sturmwind ging,
ihr weißer Arm meinen Nacken umfing,
ihr dunkles Haar, wie Fittich der Nacht,
umfloß des Leibes herrliche Pracht —
in meinem Haupte, in meiner Brust
war schwindelnde Wonne, tödliche Lust;
ich beugte mich nieder, ich wollte sie küssen —
Da fühlt ich mich schaudernd rückwärts gerissen:
‚Du küssest die Hexe, du segnest die Schuld,
du hast keinen Teil mehr an göttlicher Huld!‘
Auf meinen Lippen starb das Wort,
von meinem Herzen stieß ich sie fort,
Entsetzen jagte mich aus der Kammer —
Da schrie sie mir nach in Verzweiflung und Jammer;
sie brach zur Erde, sie lag auf den Steinen,
dumpf hinter mir hört ich sie schluchzen und weinen.‘ —
Medardus schwieg — seine Wange erblich —
‚Mein Bruder,‘ sagt ich, ‚was ängstet dich?
Du hast dem Versucher widerstanden
und machtest des Teufels Künste zuschanden.‘
Doch als ich tröstend ihm solches sprach,
Gelächter von seinen Lippen brach,
ein Lachen, so wild und ungestüm,
als lachte der Teufel selber aus ihm.
Mit rollenden Augen blickt er mich an,
er schwieg. — Dann sprach er: ‚Der Tag begann —
der Himmel brannte in Morgenflammen,
die Menschen rotteten sich zusammen,
im Felde draußen, von Scheitern geschichtet,
stand dunkel und düster der Holzstoß errichtet,
und aller Augen hingen am Pfahl —
da stand sie und harrte ihrer Qual. —
Wie taumelnde Vögel, verflattert im Meer,
so glitten voll Angst ihre Augen umher;
da trat ich heran mit dem Kruzifix,
ihr Auge erfaßte mich suchenden Blicks,
und siehe, und siehe, verstohlenerweise
da neigte ihr Haupt sie, da nickte sie leise,
und ein Lächeln erstand in dem süßen Gesicht,
wie der scheidenden Sonne verlöschendes Licht. —
Die lodernde Fackel der Henker schwang,
ihr lechzendes Aug' in mein Auge sich trank;
die Flamme griff in das dürre Geäst,
ihre starrenden Augen hielten mich fest;
die Funken stoben wie prasselnder Staub,
ihre Lippen erbebten, wie sinkendes Laub,
und plötzlich, und plötzlich vernahm ich ein Klingen,
vom brennenden Holzstoß begann sie zu singen,
wie Frühlingsregen, durchrauschend die Nacht,
so ergriff mich des Liedes süßselige Macht;
mir war's, als trüge herüber die Luft
fremdländischer Blumen bestrickenden Duft,
als spräch eine Stimme zu meinen Ohren
von seligem Glück, das für ewig verloren.
Die Flamme ergriff ihren nackten Fuß,
sie neigte sich scheidend zum letzten Gruß,
der schwarze Rauch sie wirbelnd umschwoll,
ihr klagender Sang aus dem Rauche scholl,
dumpf brausend die Flamme zum Himmel sprang,

wie zitternde Glocken ertönt ihr Gesang —
die Ohren bedeckt ich mit meinen Händen —
‚das Singen, das Singen, wann wird es enden?‘
Ich wandte mich schaudernd, ich floh von dem Ort —
die klagende Stimme zog mit mir fort;
wohin ich entfloh, wohin ich entwich,
der Gesang, der Gesang, er begleitete mich.
Ob ich schlummernd lag, ob ich betend gewacht,
zu jeglicher Stunde, bei Tage und Nacht,
seit jenem Tage die fünfzig Jahr,
ich höre ihn immer und immerdar!‘ —
Medardus fuhr auf, wild war sein Gesicht:
‚Ich höre sie wieder — vernimmst du es nicht?
den Gang herauf — es kommt durch die Tür —
sie tritt auf die Schwelle — ist hier, ist hier!‘
Ich warf mich herab zu des Lagers Fuße:
‚Mein Bruder,‘ rief ich, ‚tu Buße, tu Buße,
der Menschenverderber hält dich gebunden,
des Weibes Lied hat der Teufel erfunden!‘
Zum Lager zurück ich Medardus zwang,
aus meinem Arme er los sich rang,
von seinem Lager er fort mich stieß:
‚Eine Stimme ist's aus dem Paradies!
Sie ruft mich zum Heil, das ich frevelnd verlor,
sie öffnet zur Seligkeit selbst mir das Tor.‘
Und plötzlich die strömende Träne ihm rann,
und plötzlich Medardus zu singen begann —
es war ein Lied, wie ich keines vernahm,
das jemals aus menschlicher Kehle kam,
so in klagendem Leid, so in jauchzender Lust —
Da faßte Entsetzen mir kalt in die Brust,
mit flüchtendem Fuße schlug ich die Schwelle,
da rief ich euch alle zu seiner Zelle.“ — —
Der Beichtiger schwieg — Durch die Fenster brach
der grauende Morgen — Der Prior sprach:
„Was Menschenaugen nicht fassen, noch sehn,
dort oben ist einer, der wird es verstehn,
er hat gesprochen: ‚Mein ist das Gericht‘ —
Geh beten, mein Bruder, und richte nicht.“

* * *

Karl Spitteler.

Geb. am 24. April 1845 in Liestal (Basel-Land), lebt in Luzern. Schmetterlinge 1888. Litterarische Gleichnisse 1892. Balladen 1895. Olympischer Frühling 1900/05. Glockenlieder 1906.

Adamsruh.

Nachdem umsonst an Edens Tor mit grimmer Hand
Adam gerüttelt, floh er unstet über Land.
Nicht seines Weibes Tränen, nicht der Kinder Klagen
vermochten, daß an einem Ort er dauernd raste.
Nur immer vorwärts stürmen, immer weiter jagen.
Es war, als ob er jeden festen Wohnsitz haßte.

Da opfert eines Mittags, während Adam schlief,
Eva dem Herrn der Berge, betete und rief:
„Sieh meines Opfers Brodem himmelwärts sich winden.
Wann werd ich Unglückselige eine Heimat finden?
Ist denn im Hause des Allmächtigen keine Kette,
die meinen flüchtigen Gatten fesselt an die Stätte?“

Der Herr vernahm das Wort, erhob die Feuerhand
und schlug den Erstgebornen ihr mit Fieberbrand.
Kein Priester konnt ihn heilen und kein Tränklein laben.
Nach sieben Tagen ward er auf dem Feld begraben.

Und als nun Adam trauernd weitertrieb die Reise,
da bog sich heimlich seiner Füße Spur im Kreise.
Näher und näher kehrt er zu dem Grabe wieder,
stach einen Graben, steckt ein Haus und ließ sich nieder.

Kronos und der Greis.

In finstrer Nacht, auf steilen Wolkenpfaden,
gefesselt, einem Übeltäter gleich,
schied der verbannte Kronos grambeladen
aus seinem goldnen Himmelskönigreich,
die lichtumblaute Götterburg zu tauschen
mit des Kocytus Tränenwogenrauschen.

Zwei stumme Häscher ritten vor dem Wagen,
zwei andre folgten lautlos hinterdrein.
Ihr Ohr blieb taub auf alle bangen Fragen
und die geschloßnen Lippen schwiegen: nein.
Und daß beim Jammer die Beschimpfung wohne,
war er verhöhnt mit einer Flitterkrone.

Als sie gen Morgen kamen auf die Erde,
wo sie an einem Brunnen pflogen Rast,
nahte des Wegs mit schwankender Gebärde
ein Greis, gebrochen von der Jahre Last.
Trüb war sein Blick, der nach Erlösung lechzte,
und öfters hielt er still und stöhnt und ächzte.

„Willkommen mir, Gefährte meiner Leiden!“
seufzt ihm entgegen der entthronte Gott.
„Wen Macht verläßt und Kraft und Jugend meiden,
er fahre hin, sein Antlitz wird zum Spott.
Getrost! ein jeder muß sein Dasein sühnen.
Sprich frei! du darfst dir einen Wunsch erkühnen.“

Unwillig hob der Greis die buschigen Brauen
und rümpfte mürrisch den entzahnten Mund.
Dann, näher pilgernd, ohne aufzuschauen,
gab er verächtlich ihm die Antwort kund:
„Wer du auch seist, behalte deine Gaben,
wen Durst nicht brennt, den kann der Quell nicht laben.

Willst du beglücken, willst du Segen spenden,
frag an beim Jüngling, dem der Wunsch noch reift;
frag an beim Kinde, das mit gierigen Händen
nach jedem bunten Gegenstande greift.
Was diese Welt enthält, ich hab's genossen,
mein Maß ist voll, mein Kreis ist abgeschlossen.

Geschäh das Wunder, daß vom Himmel stiege
Allvater Kronos und mich wissen ließ
die Ahnenleiter und Geschlechterriege
der Sippe, die mit meinem Namen hieß,
er würde köstlicher mein Herz ergötzen,
als Geld und Gut mit allen irdischen Schätzen.“

Auf die gebundnen Dulderhände nieder
sah schweigend der Gefangene und sann.
Dann schloß er dichtend die Prophetenlider,
erhob die Stimme singend und begann
vor dem erstaunten Hörer auszubreiten
die süße Sage der entschwundnen Zeiten.

Rückwärts sich wendend mit Gedankenschritten,
zog er, was die Erinnerung verlor
und was dem blöden Menschenblick entglitten,
behutsam aus der Dunkelheit hervor,
sang ihm von seinen Eltern und Verwandten
und wob das Unbekannte zum Bekannten.

Kein Name, kein begehrtes Antlitz fehlte,
der Liebeskette mangelte kein Glied.
Freundschaft durchwärmte, was er auch erzählte,
und was er immer nannte, ward zum Lied.
Mocht er Erlebtes, mocht er Fremdes schildern,
ein Heimatodem quoll aus allen Bildern.

Die Not des Augenblickes war vergessen,
auf Geisterflügeln schaukelte der Greis.
Mit offnem Munde horchend unterdessen
lagen die Wächter ringsherum im Kreis.
Das Bächlein spann den Takt mit leisem Munde,
die Dämmrung schwieg und staunend stand die Stunde.

Da gellt ein Hahnenschrei, die Sonne weckend,
vom Gipfel steigt der Tag im Morgenrot.
Die Wächter, jäh aus ihren Träumen schreckend,
erfassen wieder Auftrag und Gebot.
Getümmel — Schelten — Streit — Befehle schallen —
„Vorwärts!" und weiter geht's mit Peitschenknallen.

Sieh! welche Zauberkraft verjüngt den Alten?
das Auge flammt, der Nacken reckt sich auf.
Das emsig fliehende Gespann zu halten,
stürzt er ihm keuchend nach in tollem Lauf.
Jetzt humpelt er im Gleichschritt mit den Speichen,
klammert sich kläglich fest und will nicht weichen.

„Ein letztes Wörtchen noch vergönnt zu fragen!
Halt ein! so hört doch! Gnade! gebt Erlaub!"
Die Geißel pfiff, es rasselte der Wagen
und schüttelte den Alten in den Staub.
Ferner und ferner klapperten die Hufe,
und mutlos starben seine Schmeichelrufe.

Die Blütenfee.

Maien auf den Bäumen, Sträußchen in dem Hag.
Nach der Schmiede reitet Janko früh am Tag.
Blütenschneegestöber segnet seine Fahrt,
Lilien trägt des Rößleins Mähne, Schweif und Bart.
Lacht der muntre Knabe: „Sag mir, Rößlein traut:
bist bekränzt zur Hochzeit, doch wo bleibt die Braut?"

Horch, ein Pferdchen trippelt hinter ihm geschwind,
auf dem Pferdchen schaukelt ein holdselig Kind.
Solche kleine Fante nimmt man auf den Schoß,
auf die Schulter wirft er's spielend: Ei! wie groß!
Zappelnd schreit die Kleine: „Böser Bube du!
Weh! ich hab verloren meinen Lilienschuh."

Rückwärts sprengt er suchend ein geraumes Stück.
Wie er mit dem Schuhe eilends kam zurück,
an des Kindes Stelle saß die schönste Maid.
Da geschah dem Jungen süßes Herzeleid.
Flüsterte die Schöne: „Liebster Janko mein,
hab ein kostbar Ringlein, strahlt wie Sonnenschein.
Bin dir hold gewogen, schenk es dir zum Pfand.
Weh! ich hab's vergessen, badend an dem Strand."

Wie er mit dem Ringlein wiederkehrte: schau!
hing gebückt im Sattel eine welke Frau.
Ihre Zunge stöhnte: „Janko, du mein Sohn,
weh! ein Tröpfchen Wasser! schnell! um Gotteslohn."

Wie er mit dem Wasser kam zum selben Ort,
war zu Staub und Asche Weib und Pferd verdorrt.

Walpurga.

Sprengt ein Knappe durch den Heidenwald,
stieß den Schild an jeden harten Felsen,
schlug das Schwert an jeden roten Baumstamm,
rief und jauchzte gellend durch den Eichwald:
„Auf ihr Elfen! stellet euch zum Strauße!
Hab geschworen einen mächtigen Eidschwur,
daß ich, eurer eitlen Rache trotzend,
meine Arme schlinge um Walpurga,
eures Königs blondgelockte Tochter,
mir zum Scherz und minniglicher Kurzweil."

Zischend aus dem Busche fuhr Walpurga,
sprang zum Angriff, schwang sich in den Bügel,
packt ihm an der Stirn die Scheitellocke,
biß ihn kreischend in die roten Lippen.
Weh und Siechtum fehrte da den Knaben,
und sein Zelter floh mit Schreck und Grausen.
Als nach sieben Monden er genesen,
war ihm weiß entfärbt die Scheitellocke,
gähnten seine Augen hohl wie Sünde,
bebten seine Lippen schwach und klanglos.

Aber als die Herzogin im Maimond
sammelte die Knappen von Burgundien,
sich zu küren einen eignen Pagen:
„Keinen andern," rief sie, „keinen andern,
einen einzigen will ich um mich leiden:
Jenen mit der kühnen Hünenlocke,
jenen mit dem wilden Wodansblicke,
jenen mit dem süßen Büßermunde."

Der gute Besuch.

Abends, wenn der letzte Strahl vom Gipfel leuchtet
und der blaue Nebelduft das Tal befeuchtet,
kommen im Verstohlenen mit leisen Schritten
aus dem Föhrenwald zwei Mägdlein angeritten,
hängen ihre luft'gen Schleier an mein Gärtchen,
springen leichten Schwungs behende von den Pferd-[chen,
schmiegen sich am Tor behaglich in die Ecke,
allda plaudern sie im sonnigen Verstecke;
während in mein Stübchen durch die Blumentöpfe
beide Rößlein schieben ihre klugen Köpfe.
Plötzlich, wenn die Dämmrung schreitet durch die Tannen,
stehn sie hurtig auf und sprengen rasch von dannen.
Was sie sich erzählen, konnt ich nie ermessen,
doch am Zaun die Schleier haben sie vergessen.

Mittagskönig und Glockenherzog.

In weitem Bogen öffnet sich des Waldes Tor,
auf mächtigem Roß der Mittagskönig tritt hervor.
Ob seinem Anblick stockt der Sonne Siegeslauf,
die Berge recken sich, der Wolkenbaum steht auf,
vom Himmel huldigend, mit fliegender Standarte,

doch von des Münsterturmes königlicher Warte
sendet der Glockenherzog, seinen Herrn zu grüßen,
von Sangesfluten einen Teppich ihm zu Füßen.
Der Mittag schützt das Auge mit der hohlen Hand,
dann reitet er empor die luftgewobne Wand.
Was ist sein Steg? Der Töne wogendes Gewühl.
Drob schweigt die atemlose Luft erwartungsschwül.

Horch! jauchzend Rossewiehern. Auf ersprungner Zinne
geschieht von Herrn zu Herrn in brüderlicher Minne
der Willkommgruß. Dann hält das Fürstenpaar zu Pferde
im Rundgang um das Münster Umschau auf die Erde.
Von Glockensturm umbrüllt, von Fahnenwind umweht,
und den geschäft'gen Werktag adelt Majestät.

Die traurige Geschichte vom goldenen Goldschmied.

I.

An einem schlimmen Übel litt ein Goldschmied:
was seine Hand berührte, ward zu Golde,
so daß die Kunden, wenn sie anstatt Nickel
erhielten Gold, empört und anonym
ihm schrieben: „Wie? du nennst dich Goldschmied, wie?
und schämst dich nicht und bietest Gold für Nickel?"
Da hungerte in seinem Gold der Goldschmied;
doch nebenan der Grobschmied und der Hufschmied
bauten auf ihrem Haus ein neues Stockwerk.

Getroster Hoffnung sprach zu sich der Goldschmied:
„Im Herbst ist Jahrmarkt; siehe da, den Trödlern
laß ich zum halben Preis den goldnen Vorrat."
Und als im Herbst nun scharenweis die Trödler
nach Mergel und nach Schmergel stöberten
umher und schnöberten den goldnen Vorrat:
„Wo aber," fragten sie verwundert, „wo
hältst du versteckt den Mergel und den Schmergel?"
Da fror und hungerte im Gold der Goldschmied;
doch nebenan der Hufschmied und der Grobschmied,
bauten auf ihrem Haus ein zweites Stockwerk.

Getroster Hoffnung sprach zu sich der Goldschmied:
„Die Königin erwartet ja im Frühjahr
die Niederkunft. Nun wohl, da wird der König
dem Kind ein gülden Krönlein oder Kettlein
zum Angebind erwerben durch das Schatzamt."
Und als im Frühjahr allerdings das Schatzamt
warb um ein gülden Krönlein bei dem Goldschmied:
„Warum denn," fragten sie erstaunt, „warum
besitzt das Krönlein weder Rost noch Grünspan?"
Da fror und hungerte vor Gold der Goldschmied;
doch nebenan der Grobschmied und der Hufschmied,
bauten auf ihrem Haus ein drittes Stockwerk.

II.

Mit schwerem Seufzen sprach zu sich der Goldschmied:
„Fluch liegt auf meinen Händen. Gut, so will ich
aus Ruß und Roßhaar, gleich dem Huf- und Grobschmied,
mir kneten einen Handschuh." Hei, wie stutzte
plötzlich das Volk und schwenkte zu dem Goldschmied!
Bis wieder wie zuvor trotz Ruß und Handschuh
zu Gold mißriet, was seine Hand berührte.

Beim Arzte war des Goldschmieds letzte Hoffnung:
„Um Gottes Lohn, Herr Doktor, macht ein Ende!
So oder so, entgoldet meine Hände."
Der Doktor rieb das Kinn: „Hier ist verloren
menschliche Müh und Kunst: 's ist angeboren."
„Kann man's nicht hauen, stechen, brennen, merzen?"
„Nützt alles nichts, das Übel sitzt im Herzen."

Nicht lange drauf verdarb und starb der Goldschmied.
Und während seines Sterbens barg er traurig
unter das Kissen seine armen, goldnen,
unseligen Hände, daß des Lebens Galle
sich nicht vermenge mit des Todes Wermut.
Viel Weisheit ward gehört um seinen Leichnam:
„Ja, ja, die Kunst!" bemerkte fein der Grobschmied.
Der Hufschmied sprach: „Nicht jeder taugt zum Hufschmied."
Dann warf man auf den Weg den goldnen Unrat.
Den Laden samt der Firma kauft ein Knopfschmied.

III.

Bis daß nach Jahr und Tag die Königstochter
ritt durch die Stadt und sah das goldne Leuchten.
Vergebens kreischte das Gefolge: „Wehe!
Wie heißt der Stil? wer kennt die Form und Firma?"
Trotzig die Locken schüttelnd rief die Jungfrau:
„Was gilt mir Stil, was schiert mich Form und Firma?
's ist schön, 's ist echt, 's ist Gold, und mir gefällt es."
Sie schlang die Ketten um den weißen Busen,
krönte das edle Haupt und ritt von dannen.

* * *

Alberta von Puttkamer.

Geb. in Glogau, lebt in Baden-Baden.

Dichtungen 1885. Akkorde und Gesänge 1889. Offenbarungen 1894. Aus Vergangenheiten 1899. Jenseits des Lärms 1904. Mit vollem Saitenspiel 1912.

Kleopatra.

Sie liegt auf Pantherfellen schlafversunken —
von Wonnen mit Antonius ward sie trunken —
ein Purpurmal brennt auf der Stirn sein Kuß . . .
Ein Hauch von üpp'gen Würzen irrt im Raume,
der Mond steht fremd und groß am Wolkensaume —
die schwarze Sklavin träumt im Portikus . . .

Das Haupt, um das sich Lotoszweige ranken,
liegt schmerzlich-müd von Träumen und Gedanken,
des Glückes matt, und matt von Lust und Ruhm.
Das Leben ward ihm alt; es strebt ins Neue
und faßt nach Schuld und Irrtum nichts als Reue —
es fragt nach Neuem — doch der Gott bleibt stumm.

Sie lacht im Traum; es kauern ihr zu Füßen
Tiger und Löwen, die sie schmeichelnd grüßen;
die Wüstenwildheit liegt vor ihr gezähmt.
Und Afrika beugt seine braunen Stirnen,
so weit sich's dehnt, bis hin nach Asiens Firnen,
so weit der Arm von Rom die Weltkraft lähmt!

Und alle Früchte kostete die Hohe,
vollreife, blütenjunge, saftlosrohe,
was je am Lebensbaum verlockt sie hat;
die Trunkenheit der Lust, des Sieges Fülle,
Jugend und Schönheit ohne Formenhülle —
von Seligkeiten ward sie lebenssatt . . .

Sie fährt im Schlaf empor — die Hände greifen
ins Leere hin — und fern im Osten streifen
die ersten Röten schon den Horizont.
„Das ist der Tag," ruft sie, „und ich soll wachen,
soll herrschen, schön sein, lieben, singen, lachen,
und doch ist mir die ganze Welt entsonnt!

Ich weiß, das Meer trägt jauchzend meine Schiffe,
mein wird die Perle von dem fernsten Riffe,
beug ich nur lächelnd mein Genick.
Den Cäsar sah ich weich zu meinen Füßen;
mich müssen, „die da sterben, alle grüßen",
an meiner Wimper hängt der Welt Geschick!

Das Leben ward mir alt, denn es ist Lüge . . .
Enthülle, Tod, mir deine wilden Züge,
die einz'ge Wahrheit ist dein Angesicht!
Ein taumelnd Suchen nach dem ewig Andern,
ein stetig Täuschen ist dies Erdenwandern,
ein Trugspiel, wert, daß man's zu Stücken bricht!

Was war mir Cäsar? was Antonius Jugend?
was aller Römerherzen blasse Tugend?
Für meine Schönheit waren sie nur Spiel —
die Herzen kenn ich bis zur feinsten Fiber;
weiß es der Gott, und keines ward mir lieber,
wenn seine allerletzte Hülle fiel . . .

Was hebt sein Haupt dort, todesselig — bange?
Zerstörungsglück von Eden, schöne Schlange,
die gleißend mir umrankt die müde Hand,
laß deinen Leib von meinem Blut sich röten!
Du eilst hinweg!? Auch du willst mich nicht töten!
und hast dein flimmernd Gifthaupt abgewandt?"

Kleopatra greift, wie verzückt, die Schlange —
„Wenn du mich liebst, geiz mit dem Gift nicht lange!"
— Die Natter schmiegt sich enge an ihr Herz.
Der Mund der Kön'gin bebt in fremder Wonne —
Die ersten Strahlen einer blut'gen Sonne
gehn wie in dunklem Zorne erdenwärts . . .

Kaiser Sigismund und die Straßburger Edelfrauen.

Das war der Kaiser Sigismund,
der ritt zu Straßburg ins Tor;
da tönte aus fernstem Gassengrund
manch lachender Jugendchor . . .

Er ritt vom italischen Welschland zurück
nach Böhmen und Ungarland;
die junge Krone, das junge Glück
ihm leuchtend zu Häupten stand.

Jüngst hört er bei einem Festgelag,
die Frauen von Straßburg sei'n
so blond, wie der goldenste Sommertag,
so schön wie die Welt im Mai'n.

Er ruft: „Lang ist mir Freund die Stadt,
nun meld ich mich ihr als Gast;
wenn sie so edle Blumen hat,
so halt ich dort selige Rast."

Er spornt sein Roß; bald funkelt der Rhein
blaßgolden im Lande empor,
und Straßburg schließt im Maienschein
dem Kaiser auf sein Tor.

„Du gabst uns gutes Recht und Gold,
nun schenkt dir des Reiches Stadt,
was sie an Lust und Schönheit hold
in ihren Mauern hat.

Dir ist der Weg durchs Gassengewirr
von feinen Jasminen gewirkt,
und deines Rosses Goldgeschirr
ist rings mit Rosen umzirkt . . ."

Es eifern die „Müll'nheim"[1] und „Zorne"[1] gar
um adliger Schönheit Preis
in Braungelock und Goldringelhaar,
mit Gliedern, narzissenweiß.

Es reitet Savoyens Graf Amadée
jungfroh dem Kaiser zur Seit', —
sechshundert Rosse, blitzend wie Schnee,
geben ihm fürstlich Geleit.

Zu Mühlstein, der Stube der Müllenheim,
ist Tanz und Weingelag;
da regt sich kühn und doch geheim
manch wilder Herzensschlag —

Und Sigmunds Arm, der gestritten hat
so oft in fährlicher Schlacht,
umspannt nun zart wie ein Blumenblatt
die Frauen im Tanze sacht.

Die „Zorn", ein hochgemutes Geschlecht
und Feind den Müll'nheimer Herrn,
die blieben nach altem Haß und Recht
dem Feste stumm und fern.

Und wie nach dreien Nächten ein Tag
aufsteigt in bezwingendem Glanz
und der Kaiser noch tief im Schlafe lag,
da naht sich ein Reigentanz.

Die alte Brandgasse ab und auf,
zehn Frauen und Jungfräulein
mit Lachen und Necken im zierlichen Lauf,
um die Häupter Frühsonnenschein . . .

Nun fliegen sie eilig die Stiege hinan,
die Wachen öffnen die Reihn,
und frei liegt zur Kaisertür die Bahn —
eine Edelfrau tritt herein.

„Wach auf, mein Kaiser, heut bist du uns Gast
in der Wohnung am Hohensteg;
wach auf, wach auf aus tiefer Rast!
Wir weisen dir den Weg —"

Und die Übermütige lacht und spricht:
„Ein Kaiser hält sein Wort;
du sagtest uns gestern mit frohem Gesicht:
Zwar kenn ich nicht Steg noch Ort,

doch wenn ihr mich holt, ihr süßen Fraun,
so komm ich zu jeder Stund' —
vom Schlaf, im lichtesten Morgengraun,
von trunkenster Tafelrund . . ."

Dann tritt sie zurück, ein wenig verworr'n:
„Nun tretet, mein Kaiser, herfür;
es harren die edlen Frauen der ‚Zorn'
alle vor Eurer Tür."

[1] Die Herren von Müllenheim und die Freiherren Zorn von Bulach sind sehr alter Straßburger Adel.

Er hüllt sich in einen Mantel ein,
der wallt ihm von Schulter zu Zeh!
„Nun mögt ihr stolz eures Sieges sein:
ich folge euch, wie ich steh —"

Da lachen die Kecken: „Dein Fuß ist nackt,
komm Kaiser, wir kaufen dir Schuh;
nun folg uns in fröhlichem Tanzestakt
durch die Gassen in Morgenruh —"

Der ernste Sigismund aber lach
„Das ist mir ein krauses Ding; —
nun bin ich ganz in der Schönheit Macht
und ganz in der Anmut Ring."

Bald legt ihm ein flinkes Meisterlein
die herrlichsten Schuhe an;
und die Frauen, wie helle Blumenreihn
ziehen ihn hin die Bahn . . .

Der Morgen wirft purpurne Rosen ins Haus —
es funkelt der Elsaßwein —
und Geigentöne jauchzen hinaus
in den tanzenden Maienschein . . .

Da lacht der Kaiser und hebt den Pokal:
„Dem Morgen gilt dieser Trunk,
den süßen Frauen, dem Edelsaal
und allem, was leuchtend und jung!

Ich rufe hinaus in den Tag, der ersteht,
des Frohsinns erlauchte Gestalt
und die Schönheit hat höhere Majestät
als alle Kaisergewalt! . ."

* * *

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

Geb. am 8. April 1852 in Breslau, gest. am 1. Mai 1908 auf Haseldorf in Holstein.

Lieder an eine Verlorene 1878. Dichtungen 1883, 8. Aufl. 1904. Gedichte 1903, 4. Aufl. 1906. — Gesammelte Werke 1907. (Verlag Göschen, Leipzig.)

Die Löwin.

Am Höhenrand, der kreidig, sturmgeschlagen,
gebleicht vom Samum, ohne Pfad noch Schatten,
hielt unsre Schar, betäubt von wildem Jagen,
vor einer Löwin, die gefällt wir hatten.

Die Löwin lag, gelähmt im wildgewagten
Vernichtungssprunge. Am fahlbraunen Buge
die dünnen Pfeile schiefgebogen hakten,
das Schaftgefieder zitternd noch vom Fluge.

Die Löwin hatte sterbend sich errissen
ein Purpurbett; sie lag auf ihren Treibern
und wälzte sich auf einem Sterbekissen
von atlasweichen, heißen Menschenleibern.

Es deuchte mir, wie sie die Flanken streckte
und, durstgequält, mit fächelnd mattem Schlagen
des Löwenschweifes ihre Opfer leckte,
als ob sie zögernd stürbe, mit Behagen.

Ihr letzter Blick hat schillernd mich gemessen;
Tod lag nebst Wollust in dem Blick, dem einen.
Und jenen Blick, ich hab ihn nie vergessen:
Der toten Löwin Auge glich dem deinen.

Genrebild.

Herr Holger am Kamine sitzt,
sein Bracken bei ihm wacht,
Nacht ist's, die Flamme knistert, blitzt
und der Klotz in der Lohe kracht.

Herr Holger in Sinnen versunken ist,
er wirrt des Bartes Flaum.
Es streckt die Bracke den Widerrist,
und beide sinken in Traum.

Es denkt der Hund an einen Tag,
da die Heide hilfefern,
da der Keiler über Herrn Holger lag
und er befreit den Herrn —

Herr Holger doch martert seine Stirn'
in Sinnen schwer und stumm:
wie er zu Willen einer Dirn'
den Blutsfreund brächte um.

Sulamith.

Auf einem Felsen im Judäerland,
den Oleanderbäume rot umblühten,
saß einst ein Wandrer. Lässig lag sein Haupt
zurückgelehnt an einen breiten Stamm,
der schattenspendend seine dunkle Krone
emportrieb in die regungslose Luft.
Der Tag war heiß, das Meer lag glanzumflossen,
tiefblau und still, den blendendweißen Sand
zuweilen nur traumatmend überbrandend
mit einem Schaumblitz. Dann entstand ein Hauch,
der lief unhörbar durch die regungslosen
Baumkronen hin und streifte kühl die Stirn
des stillen Wandrers. Der erhob sein Haupt
und schlug zurück langsam, langsam die Lider,
als wollt umfassen er das schöne Land
mit einem einz'gen langen, dunklen Blick.
Des Wandrers Antlitz war vernichtend schön,
doch furchtbar stolz, so stolz, als ob die Stirne
sich abgeschüttelt jäh ein Diadem
und, blaß von der Begierden großem Kampf,
drohend hinein ins blühnde Weltall rage,
leer wie die Wüste, nur gekrönt vom Zug
offner Empörung. Auch sein Auge war
so groß und leer, als habe es geschaut
seltsamen Glanz und sei dann jäh erstarrt
zu schwarzer Lava. Sein tiefroter Mund
war hohngespannt, als lache oft und gern
er über Unglück. Wo sein leichter Gang
das Gras gebeugt, da senkte welk es nieder
die feinen Halme, und den Ort umspann,
allwo er rastete, ein fahler Reif,
damit gemerkt bis zu der Welten Ende
die Stätte sei, wo er einst ausgeruht —
denn er war Satan.

Über Gottes Erde
lag tiefer Friede. Es war Osterzeit;
vom Berge Karmel bis nach Askalon
floß Glockenklang und zog tiefsüß und leise,
ein himmlisch Grüßen, übers blühnde Land.
Im Tale aber tönten Gnadenlieder,
und Weihrauch wallte, ums Palladium
flogen die Fahnen, gen Jerusalem
zog festlich langsam eine Prozession.

[1] Beispiel einer allegorischen Erzählung.

Da plötzlich, wo die Straße scharf sich wendet,
stockte sie jäh. Quer überm Wege lag
ein alter Bettler, den die Kraft verließ
vor Durst und Hitze. Der erhob die Hand
und flehte jammervoll: „Erbarmt euch meiner,
denn ich verschmachte: netzt die Lippen mir
mit einem Trunk nur, laßt mich nicht verderben,
um Christi willen!“ und er schleppte sich
hin zu den Frommen mit gerungnen Händen
und rührte flehentlich den Kleidersaum
der Priester an. Die aber riefen laut:
„Auf nach Jerusalem!“ Und übern Leib
des Hingesunknen ging die Prozession,
indes der Weihrauch dicht und dichter wallte
und hundertstimmig sich zum Himmel schwang
die Osterhymne: „Christ ist auferstanden“.
Aus Satans Augen aber brach ein Blitz
wilden Triumphes. Seinen Mund umkam
ein seltsam Lächeln, das war satt von Hohn
und von Verachtung. Langsam streckte er
die Rechte aus und hielt sie festgeballt,
als wollt er senken sie mit schwerem Griffe
auf jene Welt, die ihm zu Füßen lag;
es ließ ein Sturm die Brust hochauf ihm wogen,
und langsam sprach er: „Welt, du bist doch mein,
du bist doch mein, du schöne, schöne Erde!

Als ich das Haupt erhob zu Gottes Thron
und nach Empörung schrie, so daß ein Riß
dein fert'ges Werk, die Schöpfung, wild durchklaffte,
nicht war's aus Stolz! Nein, ich erkannte nur,
mein hoher Feind, wie tief verfehlt das große,
das ungeheure Werk, das du getan;
ich sah den Stoff zu staunenswerter Schöne
kunstreich geformt, doch in des Götterleibs
feinstem Geäder sah mein Aug' den Tod
bleifarbig schleichen, und ich hob die Stirne
und nahm den Hammer und zerschlug dein Werk —
Nimm, Schwergetäuschter, dir vom Haupt die Krone,
du warst ein Pfuscher. Deine Grundidee
war reine Liebe. Süß, tiefsinnig schön
ist der Gedanke, aber viel zu groß
für seine Träger. Ach, die Liebe ist
zu schade für die Menschheit. Dieses Volk,
das du bestimmt, zu sein der Schöpfung Krone,
das du erschufst nach deinem eignen Bild,
mißlang dir sehr. Du hast aus falschem Ton
den Mensch geknetet — in die Masse kam
Dummheit und Schlechtigkeit. Er ist nicht wert
der schönen Liebe. Paßt wohl edler Wein
in eine Gosse? Sieh, die Menschheit wälzt
in vieh'schem Taumeltanz sich von Geschlecht
hin zu Geschlechtern, nur verkommner stets
und greisenhafter. Deine Liebe ward —
in ihren Händen wüste Travestie —
weihrauchumschwelt, im Herzen aber frech
durch Kot geschleift. Gott, abgedankter Gott,
rauf dir das Haar! Haltlos rollt deine Welt
in einen Abgrund, ich doch schmettre ihr
des Hasses Felsen krachend in die Speichen
und sehe lachend sie zugrunde gehn
und juble laut: Du weißt nichts mehr von Liebe,
du schöne Welt — nun bist du mein, ganz
mein!“

Er schwieg. Bleifarb'ges, zitterndes Gewölke
zog auf am Himmel, Schatten flogen schnell
und streifig übers Land, das blaue Meer
ward schmutzig fahl. Ein Wind kam, stechend heiß,
der hob den Staub, der an den Wegen ruhte,
zu Wirbeln auf, und in dem Staube lag
der Bettler noch, der Mensch, still und gekrümmt,
mit offnen Augen, schaurig, regungslos,
ein Fragezeichen . . .

Sieh, des Weges kam
ein Maronitenweib. Es trug ihr Haupt
ein schweres Bündel grünenden Gezweiges,
in ihren Armen aber lag ein Kind,
das lächelte im Schlaf. Schwer war die Last,
doch rüstig schritt sie und fast stolz des Weges,
der Hütte zu. Da sah am Grabenrand
auch sie den Bettler, und ihr Bündel warf
sogleich sie ab, dann löste auch das Kind
sie aus dem Kleide, kniete nieder still
und nahm das Haupt des Kranken in den Schoß,
der röchelte: „Ach, ich verdurste, Weib —
und rings kein Quell!“ Versengte Gräser neigten
traurig ihr Haupt; so weit das Auge sah,
klaffte der Boden, rissig, reich an Staub,
lechzend nach Wasser, und der Bettler sank
sterbend zurück. Da überlief ein Rot,
ein tiefes Rot des Weibes schöne Züge,
und bebend löste schnell sie das Gewand
und bettete das wüste Greisenhaupt
an ihre keusche, sanftgeschwellte Brust —
so blieb sie lang. Dann endlich griff zum Stabe
gestärkt der Bettler. Abgewandt und stumm
wies sie den Weg ihm, und er taumelte
hin an den Hecken. Sie doch wandte sich
zu ihrem Kind und weinte . . .

Es war still;
zuweilen schwirrte überm braunen Gras
ein Rebhuhn hin. Die Luft war kühl und klar.
Der Abend kam mit dunklem Flammenglanze
über Judäa, in den Tälern lag
tiefblauer Duft. Da stand sie auf und ging
ins Abendrot hinein. Die Sonne sank
und wob ein letztes, wundersames Glühen
um ihre hohe wandelnde Gestalt.

Und Satan blickte regungslos ihr nach
mit den entgötterten, verlornen Augen.

Auf letzten Bergen.

Ein Bergzug von wildem Gemäuer
an südlichem Meere ragt,
darüber blinkendes Feuer
allnächtlich ein Leuchtturm jagt.

An jene Felsenschranke
wirft, haltlos, der Ozean
manch golddurchzimmerte Planke,
manch morschen Hoffnungskahn.

Das ist Berg Lebensende,
Kap Finisterr genannt,
dort flutet, in Augenblende,
das Weltmeer in Wechsel und Wende
zu Küsten unbekannt.

An steiler Absturzstelle
auf Trümmern von braunem Basalt
winkt eine Gedächtniskapelle
als Gruß und letzter Halt.

Es schirmen blutdüstre Scheiben
ein Bildnis, goldumstrahlt,
das hat zu Sein und Bleiben
ein fahrender Künstler gemalt.

Barhäuptig steht ein Ritter,
hält Harfe, hält Eisenschild;
ein Himmel voll Sturm und Gewitter
verdämmert tief im Bild.

Den Ritterfuß umzingelt
dampfschnaubend, blutbefleckt,
ein Drache, sprunggeringelt,
vom Schwerte hingestreckt.

Des Ritters Augen blinken
weit in die Ferne hinaus,
sacht ruht in seiner Linken
ein dürftiger Ährenstrauß.

In Meißelschrift, erhaben,
läuft um des Bildes Rand
der Spruch, aus Stein gegraben:
„Ich fall in Gottes Hand.

Ich habe mein Schwert geschwungen
hoch über den Drachen der Zeit,
es fuhr mit feurigen Zungen
mein Lied zur Ewigkeit.

Ich brach mein Brot den Armen,
den Schwachen schuf ich Lehn,
gib, Herr, auch mir Erbarmen,
gib trostvoll Auferstehn.

Dann rauscht aus Staub und Winden
ein frischer Sensenstreich,
dann werd ich Garben binden;
Herr, dir sei Kraft und Reich."

* * *

Isolde Kurz.

Geb. am 21. Dezember 1853 in Stuttgart, lebt in München. — Gedichte 1888, 1906 (5. Auflage). Neue Gedichte 1905. Die Kinder der Lilith 1908.

Der schwarze Reiter.

Nacht ist's, in des Schlosses weiten Gängen
flüstern Diener, summt's von Bittgesängen.
Ganz voll dürrer Blätter steht der Wald.

Fieber zehrt wie Wachs der Schloßfrau Leben,
starr vor Leide steht der Herr daneben.

„Horch! von Pferdehuf erdröhnt die Halde."
— 's ist der Wind, der drunten tobt im Walde.

„Still! Ich hör es an die Pforte klopfen."
— Auf die Rinne fallen Regentropfen.

„Hebt ein Kindlein nicht sein Klaggewimmer?"
— Käuzchen sind's, gelockt vom Kerzenschimmer.

„Nein, kein Käuzchen ist's, gelockt vom Scheine,
ist ein Kindlein, glaubt mir, ist das meine.

Auch den Reiter könnt ich wohl euch nennen,
sollt ich seines Rößleins Gang nicht kennen?

So erscholl mir's, wenn ich seiner harrte,
eh der Bruder ihn im Wald verscharrte.

Drauf mit schwarzem Trank vom Zauberweibe
tötet ich das Kind in meinem Leibe.

Denn mich freite fürstlich der Bojare,
führt als Jungfrau mich zum Traualtare.

Doch ein Zeuge noch der Tat, ein stummer,
lebt — und leise ist der Toten Schlummer.

Nächtlich sattelt er das schwarze Fohlen,
will zu seinem Kind die Mutter holen.

Weinend hör ich's meine Brust begehren,
niemals werd ich andre Kinder nähren.

Schließt den Söller auf, daß ich es lange,
ich das Kind von seinem Arm empfange." —

Fieberwut, die ihr Gebein durchrüttelt,
Todesgrauen, das die Seele schüttelt!

Jede Nacht hört sie's vorübertraben,
jede Nacht den Reiter mit dem Knaben.

Immer klopft und wimmert es im Winde,
still bekreuzen Herr sich und Gesinde.

Keiner ist, der ihm entgegen träte,
nichts vermögen Messen noch Gebete.

Einmal ist sie vom Gemach entkommen,
hat im Fluge den Altan erklommen.

Drunten fand man die zerschellten Glieder,
und der Reiter kam von da nicht wieder.
Ganz voll dürrer Blätter steht der Wald.

Die beiden Bräute.

Frau Gertrud, leg den Goldschmuck an,
du sollst die stolze Braut empfahn,
in Züchten tritt vor sie und sprich:
Herrn Rainers Schwester grüßet dich.
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Und als die Braut zum Hofe ritt,
Frau Gertrud ihr entgegenschritt,
sie beut ihr Gruß und Labewein.
Was ist so bleich die Schwester dein?
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Die Schwester mein ist bleich und trüb,
sie trauert um verlorne Lieb.
Mein Freudentag macht ihr Beschwer,
der ihre scheint wohl nimmermehr.
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Als nun das Paar zur Kammer ging,
Frau Gertrud dienend sie empfing,
sie löst der Braut das Goldgeschmeid:
Schlaft süß und niemals treff euch Leid!
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Herr Rainer, macht die Wahrheit kund.
So traurig spricht kein Schwestermund.
Ich sorg, Ihr selber seid der Mann,
um den sie Herzensnot gewann.
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Ja, edle Frau, ich hehl es nicht,
weil jeder Trug vor Euch zerbricht,
bevor Ihr einzogt hier als Braut,
war sie mir manches Jahr vertraut.
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Habt Ihr zur Trauten sie begehrt
und haltet sie des Rings nicht wert?
Dem Manne sei mein Herz versagt,
der von sich stieß so edle Magd.
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Frau Gertrud, laß das Trauern sein,
mein rotes Gold ist alles dein.
Ich steig zu Pferde sonder Harm,
du ruhe froh in Rainers Arm.
Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?

Die Kavalkade.

Jetzt ist verdämmert der letzte Tag,
jetzt schleicht der Tod in die Kammer,
mit verhaltenen Tränen an Theklas Bett
schweigen Liebe und Jammer.

Draußen der klagende Winterwind
rüttelt kalt an der Scheibe,
als streckten sich frostige Arme aus
nach dem jung hinwelkenden Leibe.

Die Blume, die fremd und wunderbar
entsproß auf kärglichem Boden,
das Kleinod, das fiel in der Armut Haus,
bald ziert es die Truhe der Toten.

Das kurze Leben! Nicht Glück noch Glanz
zu des dürstenden Herzens Labe,
ein Fuhrmannskarren, ein Klepper im Stall
des Hauses einzige Habe.

Die Schwestern trugen den Kittel grob,
um Thekla in Seide zu kleiden,
der Vater gäbe sein Blut zum Pfand,
sie glücklich zu sehen im Scheiden.

Doch eins nur lebt in der kranken Brust,
ein gläubiges, letztes Verlangen;
dämmernde Sinne, die noch am Schritt
des Arztes, des Retters hangen.

Was soll der Priester? Ich sterbe ja nicht,
wozu das Raunen und Singen?
Der zu tausend Malen den Tod bezwang,
wird an mir ein Wunder vollbringen. —

Da kommt er. Schon hallt im Flur sein Schritt:
„Erlaßt die Hlung der Kranken!
Ich bringe das Tränklein des Lebens mit
und das Heil und die Freudegedanken."

Er steht am Bett wie ein Bote des Lichts,
da verkriechen sich Tod und Verwesung.
„Heut stecken wir festliche Lichter an
und feiern Theklas Genesung.

Nimm dieses Glas mit dem bittern Saft
und leer es herzhaft, das ganze.
Dir wird, als trügen dich Flügel hin,
und ich führ dich zum Feste, zum Tanze."

Zum Tanze mit Euch? O selige Lust,
doch Ihr schämt Euch mein in der Halle,
meine Schwestern gehen im Kittel grob,
meines Vaters Platz ist im Stalle. —

„Dein Vater ist ein vertriebner Baron,
heut kehrt er in seine Rechte.
Deine Schwestern tragen im blonden Haar
Juwelen und Perlengeflechte.

Du aber in deiner Locken Nacht
schlinge den Kranz von Rosen,
laß schleppen des seidnen Gewandes Saum,
des weißen, fleckenlosen.

Hörst du die Geigen?" — Ich höre sie
lang schon locken und rufen.
Selig von Eurem Arm geführt
betret ich die Marmorstufen.

Bin ich's, die an Eurer Seite so stolz
den glänzenden Saal durchschreitet?
„Dir, Thekla, ist der Ehrensitz
an meiner Rechten bereitet." —

Bin ich's, vor der sich Damen und Herrn
wie einer Königin neigen?
„Sie flüstern sich zu, wie schön du seist,
und blicken lächelnd und schweigen." —

Wie strahlen die Gläser im Farbenspiel,
Fülle des Silbers blendet.
Wie sind auf damastenem Tafeltuch
Rosen um Rosen verschwendet.

Nie kostet ich Früchte so wunderbar,
nie so goldenen Saft der Rebe.
„Erhebe dein Glas, und tu mir Bescheid:
Des Festes Königin lebe!"

Euer schäumender Wein ist süß und stark,
die Kerzen werden zur Sonne.
Mir schwindelt der Kopf, es braust das Hirn,
das Herz zerspringt mir vor Wonne.

„So tritt auf den hohen Altan hinaus
und höre die Nachtigall flöten."
Sie singt von Liebe im Jasminhag,
das Glück es wird mich töten. —

Da horch, durch der Geigen gedämpften Ton
eines Rößleins Stampfen und Scharren?
„Zwei Pferde stehen gesattelt im Hof,
die der schönsten Reiterin harren.

Arabisch Vollblut, des Marstalls Zier,
ein Page hält sie am Zügel,
die Schabracken sind mit Golde gestickt,
von Silber Gebiß und Bügel.

Setz auf den wallenden Federhut,
laß die Gäste tanzen und schmausen,
indes wir beide im Sturmesritt
das schlafende Land durchbrausen."

Wer ist der Dritte auf falbem Roß,
der plötzlich neben mir reitet?
„Gesendet ist er vom Wolkenschloß,
wo dir festlicher Willkomm bereitet.

Wie ist dir, Thekla?" — Es trägt mich hin,
mir ist, ich flieg in den Himmel.
Ferne tönt aus der ewigen Stadt
silberner Glöcklein Gebimmel.

„Wie ist dir, Thekla?" Der Ritt geht scharf,
die Brust wird enger und enger,
der Wind verdrängt mir den Odem fast,
ich halte das Roß nicht länger.

„Wie ist dir, Thekla?" Ich seh im Flor
eines Schlosses ragende Zinne.
Glockenläuten betäubt mein Ohr,
ich glaub — mir schwinden die Sinne.

„Jetzt stille und setzt die Lichter zur Seit',
laßt sinken des Vorhangs Flöre,
daß ihren seligen Sterbetraum
kein irdisches Bild mehr störe."

Noch lächelt der Mund, noch steigt die Brust
von des Blutes ebbenden Wogen,
schon ist hinaus in unendlichen Raum
die entzückte Seele geflogen.

Die Ihren stehen wie traumgebannt,
ist keinem ein Wort entfallen,
sie hören fernab Rossegestampf
mit Theklas Stimme verhallen.

Es bringen die Priester das Sakrament.
„Jetzt", spricht er, „mögt ihr sie haben.
Ich gab der Seele das seligste End,
ihr mögt den Leichnam begraben."

In der Christnacht hört er's noch einmal ziehn
durch die Lüfte mit brausenden Hufen,
die Kavalkade der Cherubim,
draus hat ihm Thekla gerufen.

* * *

Heinrich Vierordt.

Geb. am 1. Oktober 1855 in Karlsruhe i. B., lebt daselbst.

Gedichte 1880. Lieder und Balladen 1881. Neue Balladen 1884, 2. Aufl. 1900. Akanthusblätter 1888. Vaterlandsgesänge 1890, 2. Aufl. 1903. Fresken 1901. Gemmen und Pasten 1902. Meilensteine 1904. Kosmoslieder 1905. Ausgewählte Dichtungen 1906. Deutsche Hobelspäne 1909.

Der Hexengeiger.

Ihn lehrten in der Grotte kühl
die Wasserweiber das Geigenspiel:

des Bogens sinnverwirrenden Strich,
die Melodien so fürchterlich,

wilder Gedanken wirbelnde Flut,
wie Himmelsjauchzen, wie Wahnsinnsglut.

Die Saiten rauschen und schwellen laut,
jedem, der ihn gehört, dem graut;

doch jedem bereitet's fesselnde Lust,
daß unwiderstehlich er tanzen mußt.

Der Geiger zieht in dunkeln Wald,
da springen im Reigen die Bäume bald,

die Felsen, die Blumen, mit wehendem Haar
umschwebt ihn zarter Elfen Schar.

Wolken und Sterne und Mondenschein
stimmen mit in das Jauchzen ein.

Der Geiger schreitet zum Stadttor hinein,
da wird lebendig jeglicher Stein.

Männer und Weiber, jung und alt
packt's mit dämonischer, wilder Gewalt.

Der Torwart, ein würdig eisbärtiger Mann,
hebt wie ein Jüngling zu tanzen an.

Seine Wiege verläßt der Säugling da,
aus den Häusern schleift es fern und nah;

zur Türe, zum Fenster hinaus aufs Land,
Todfeinde schlingen sich reihend die Hand.

Leute, die sonst bedächtig gehn,
beginnen lustiges Walzen und Drehn.

Es schreitet der König in Pracht und Glanz,
alsbald erhebt er den Fuß zum Tanz.

Es tanzt der Sieche, sonst müd und bleich,
der Pfaffe tanzt in die Kirche gleich.

O Teufelswerk! dort bringen gar
die Tanzenden eine Totenbahr;

die Träger springen, die Tücher wehn,
bei Gott! solch Schauspiel ward nimmer gesehn;

das Trauergeleite hinterdrein,
das hüpft, als ging es zum Hochzeitsreihn.

Der Tote im Sarge drin grinst und lacht,
daß man ihn tanzend zu Grab gebracht.

* * *

Alice Freiin von Gaudy.

Geb. am 10. März 1863 in Berlin, lebt in Dresden-Blasewitz. — Mein Sonnenschein 1888. Seelen 1896. Balladen und Lieder 1900. Lebenshöhen 1912. Das eiserne Halsband 1913.

Gustav III. von Schweden auf dem Maskenball.

Ein Spiegelsaal. Gelächter. Mummenschanz.
Ein Maskenspiel, bestrahlt von Kerzenglanz.
Gestalten bunt und keck und lebensfroh
im lustigen Geschmack des Rokoko.

Dort tritt ein Spanier stolzen Ganges ein.
Am Samtbarett flammt kostbares Gestein.
Er taucht ins Festgewoge, scherzt und neckt:
der König ist's, den dichte Larve deckt.

„Was willst du, Narr, der mich von hinnen zieht?"
Der Schellenträger flüstert: „König — flieht!
Man sinnt Verrat!" Schnell hüpft er klingelnd fort.
Der König, achselzuckend, lacht dem Wort.

„Schon wieder, Narr?" — „O, traut mir, Majestät.
Verlaßt den Saal. Jetzt. Gleich. Bald ist's zu spät." —
„Hör, Freund, wer Narren glaubte —"
„Keinen Spott.
Noch einmal: flieht! Den Warner sendet Gott."

Der König mischt sich sorglos in den Schwarm.
Ein Sarazene greift nach seinem Arm.
Dort hängt ein Mohr sich an ihn dreist und bunt.
Unheimlich Flüstern geht von Mund zu Mund.

Er merkt es nicht. Doch enger wird der Kreis.
Der Masken Augen funkeln wild und heiß.
Sie drängen näher. Wie das stößt und zerrt ...
Der Spanier weicht zur Tür. Sie ist versperrt.

Jetzt Johlen. Pfeifen. Wie ein Höllenheer
umtanzt es ihn. Er atmet tief und schwer.
„Bon soir, beau masque!“ Ein frecher Blick. Ein Knall.
Ein Aufschrei — übertönt von dumpfem Fall — —

Verlaßner Spiegelsaal. Erlöschend Licht.
Zertretne Blumen. Kalt und nüchtern bricht
durch seidnen Vorhang erstes Morgenrot.
Gespenstig ragt auf leerem Thron — der Tod.

Die Glocke von Dunbar.

Auf dem Markte von Dunbar ein dumpf Gewühl,
bis tief hinein in die Gassen:
viel Hunderte lauschen empor zum Turm,
wo die Sonnenstrahlen verblassen.

Sie wissen, wenn droben die Glut erlischt
und die Zinnen rings sich entfärben:
dann hebt die Glocke zu läuten an,
dann muß Lord Castleroad — sterben ...

Voll Jugendmut flog er den Seinen voran, —
da fingen ihn Cromwells Reiter:
Verantworte dich, Lord Castleroad,
du kämpfst wider Gottes Streiter!

„Für den Stuart! für ihn, den uns Gott gesalbt!
für ihn, dem ich Treue geschworen!“
Sie führten ihn hin vor Cromwells Gezelt:
Lord Castleroad — du bist verloren ...

Der Feldherr schaute ihn drohend an,
seine finstre Stirn sprach Verderben:
„Nur Eisen kühlt hitziges Schottenblut.
Lord Castleroad — du mußt sterben!

Am Abend, beim ersten Glockenklang,
ich schwöre es laut vor allen,
soll auf dem Markte von Dunbar noch heut
das Haupt des Empörers fallen!“

Lord Castleroad warf die Locken zurück:
„Ich bettle nicht um mein Leben!
Mein Gewissen ist rein — wie mein junges Glück —
frei darf ich die Stirn erheben!

Doch fleh ich um eins, wenn ein Herz du trägst —
sieh mich, den Lord, dir zu Füßen —
noch einmal gewähr mir, zum letztenmal,
mein junges Weib zu grüßen!

Sie weilte in Dunbar, mir nahe zu sein,
als draußen die Schwerter klangen —“
Streng winkte Cromwell: „Verschwörer — Nein!
Ich ward zu oft hintergangen.“

Nun harrt die Menge in dumpfem Graun
und sieht die Sonne erblassen,
und sieht den Glöckner zur Kirche gehn,
und sieht ihn den Strang erfassen —

und sieht ihn ziehen mit aller Kraft —
schon reckt sich der Henker zum Schlage:
doch die Glocke, die mächtige Glocke bleibt stumm,
als ob sie dem Mord sich versage ...

Die Menge murmelt ... es braust wie Orkan
durch die bunten, wogenden Reihen:
Schuldlos! Die Glocke von Dunbar bleibt stumm!
Held Cromwell möge verzeihen!

Des Sheriffs Stimme bändigt den Sturm:
„Volk! Ruhe! Es muß gelingen!
Zwei starke Söldner hinein in den Turm —
sie werden die Glocke schon zwingen!“

Zwei starke Söldner ziehen am Strang,
daß bläulich die Adern schwellen:
doch die Glocke versagt auch ihnen den Klang,
den markigen Kriegsgesellen.

Das Volk tobt entfesselt: „Ein Wunder von Gott!“
Der Sheriff gebietet Schweigen.
„Drei Mannen hinauf in den Glockenstuhl,
so wird sich das ‚Wunder‘ zeigen!“

Drei Mannen stürmen ins Glockenhaus
empor über steile Stiegen.
Sie sehen die Glocke hinein, hinaus,
wie sonst im Takte sich wiegen —

Doch mit ihr schwebt eine Engelsgestalt,
fest hält sie den Klöppel umschlungen.
Ihr weißes Gewand, es wogt und wallt,
ihr Haar weht wie Feuerzungen ...

Geblendet stehen die drei und schaun
und wagen sich nicht zu regen:
Da sehn sie es blutig herniedertaun
bei des Klöppels wuchtigen Schlägen.

Und einer stammelt, bleich wie der Tod,
— all seine Glieder beben —
„Hilf Gott! es ist Lady Castleroad!
Sie rettet dem Gatten das Leben!“

Zum Marktplatz hasten, mit wankenden Knien,
die Boten, das Wunder zu melden:
„Herr Sheriff! Erbarmen! das Läuten stellt ein!
Ihr tötet das Weib des Helden!“

Dem Feldherrn trug man die Kunde zu.
Er verriet kein innerlich Regen:
„Nie brach ich mein Wort. Fest bleibt es bestehn —
Doch die Liebe winkt ihm entgegen!

Ich schwur dem Empörer, beim ersten Geläut
zu sterben, von Henkershänden:
Die Glocke blieb stumm ... Gott hat es gefügt.
Der Lord — mag sich heimwärts wenden.“

Heinz von Lüder.

„Landgraf von Hessen: die Kunde schweift,
Euer Gau sei wüst, Eure Festen geschleift.
Seit der Kaiser Euch hält in drückender Haft,
hat spanische Gier Euren Reichtum errafft.
Eure wackern Städte sind abgefallen —
nicht eine hielt Treue!“ — „Nicht eine von allen?
Und Heinz von Lüder? und Ziegenhain?
Die Kunde lügt: sie blieben mein!“

Landgraf Philipp vor dem Kaiser stund,
in bittrem Hohne lachte sein Mund,
in bittrem Hohne ballt er die Hand:
Zurück zu den Seinen! zum Hessenland!

Frei! — Aber frei — unter einem Bedinge:
daß er Heinz Lüder, den Gebannten,
vor Augen des kaiserlichen Gesandten,
an Ketten in Ziegenhains Stadttor hinge! . .

Und als er heimkam — sie blickten beiseit',
sie schämten sich ihrer Hilflosigkeit,
sie wagten kaum, ihren Herrn zu grüßen —
sie warfen sich klagend ihm zu Füßen,
die Bauern verschüchtert — die Bürger verzagt . . .
Nur einer hat frei zu huldigen gewagt:
mit zerschossenem Banner, ein Bild von Stein,
empfing ihn Heinz Lüder vor Ziegenhain.

Herr Philipp ergriff seine Schwielenhand,
die Sonne und Pulver gebräunt und verbrannt:
„Mein tapfrer Oberst — auf Kaisers Drängen
muß ich, statt Dankes, an Ketten dich hängen!
Daß ich befolge Caroli Verlangen,
ist sein Gesandter mir nachgegangen.
Nimm Abschied nun vom wilden Leben —
und ohne Zaudern sei bereit,
in kühler Unerschrockenheit
dem Spanier befohlenes Schauspiel zu geben!"

Heinz Lüder lachte kurz und scharf:
„Als ob es solcher Mahnung bedarf!"
Dann spie er — ein Kriegsmann, dem Sitte fern —
verächtlich vor dem geschniegelten Herrn.
„Nur zu, mein Fürst — und die Kette her!
Doch stark muß sie sein: der Lüder ist schwer."

Da löste der Landgraf mit leuchtendem Blick
seine Ehrenkette vom goldenen Vlies.
Heinz Lüder umwand er das braune Genick,
winkte zwei Söldner herbei — und hieß
zum Fackelgriff den Gefesselten heben.
„Mein Herr Gesandter — Ihr seht ihn schweben:
Ich habe — nach kaiserlichem Verlangen —
Heinz Lüder an Ketten aufgehangen!"

Der Spanier zog ein sauer Gesicht:
„Also gemeint war die Forderung nicht!"
Doch Landgraf Philipp herrschte ihn an:
„Wer wagt es? Wer hat hier zu meinen, Mann?
Carolus Quint mögt Ihr schuldigst melden:
An Ketten hing ich meinen Helden —
aber die Ketten sind lauteres Gold,
ein Feldherrnstab wird des Tapfern Sold!
— Nehmt ihn herab! — Heinz Lüder, schlag ein:
Kein Spanier in Hessen! — Du hältst es rein!"

* * *

Wilhelm Brandes.

Geb. am 21. Juli 1854 zu Braunlage im Harz, lebt in Wolfenbüttel. — Balladen 1891, 3. verm. Aufl. 1908.

Vom alten Heinrich.

„Eitel Heinz, ich bin des Lebens satt,
vorbei Wein, Weiber und Wild!
Trüb wird mein Sinn, der Schwertarm matt,
bald hebt ein andrer an meiner Statt
den steigenden Löwen im Schild.
O daß sie mir lebten, die fürstlichen Knaben,
die ich beid an einem Tage begraben,
ich sähe dem Tode getrost ins Visier —
nun sind sie dahin, und ich komme zu dir!

Schau her, dies Blatt von Kaisers Hand,
es gönnt dir Titel und Recht!
Der Makel deines Namens schwand:
dein wird die Krone vom Braunschweiger Land,
denn dein Blut und dein Sinn ist echt.
Was schiert uns der lahme Ketzer in Hessen?
Er hat seines Vaters und Gottes vergessen
und hat seinen Lohn und hab seine Ruh —
mein einziger Sohn, mein Erbe bist du!"

Der Herzog spricht's, und dem Junker steigt
zur Stirn ein flammendes Rot;
mit redendem Aug', ob die Lippe schweigt,
so steht er über das Blatt geneigt,
das die Hand des Vaters ihm bot,
als könnt er sich nimmer genug dran letzen —
Nun hebt er den Blick, und zerrissen in Fetzen
zu Boden wirbelt das Pergament:
seine Seele ist wach, der Traum hat ein End':

„Da sei Gott vor, hochfürstliche Gnad," —
das Wort klang schneidend und herb —
„daß ich folgte Eures Hasses Rat
und täte die leidige Jakobstat
und tröge den Bruder ums Erb'!
Wem Welfenblut durchsiedet die Adern,
der mag mit dem Schwerte rauben und hadern,
doch nimmermehr, ob Herr ob Knecht,
erschleicht er eines andern Recht!" —

Der alte Heinz sitzt wieder allein,
das Haupt im Barte tief,
er starrt auf den zerrißnen Schein,
da kommt ihm in Augen und Sinn hinein
ein unerbrochner Brief.
Er fand ihn schon heut morgen droben
und hat ihn unwirsch vom Tisch geschoben,
da er vernahm, den habe zur Nacht
ein reitender Bote aus Hessen gebracht.

Jetzt bückt er sich und langt ihn her,
löst zögernd das Sigill,
doch hat sein altes Auge schwer
entziffert kaum die kurze Mär,
hinwirft er Brief und Brill':
„Her meinen Mantel, den Hut, den Degen!" —
Kein lang Besinnen, kein Raten und Wägen,
schon steht er gerüstet — „Den Rappen vor!
Ich reite allein!" — und sprengt durchs Tor.

Weit hinten schwindet Wall und Torn
von Wolfenbüttel — wohlauf!
der Alte gibt dem Rosse die Sporn,
und querfeldein durch Korn und Dorn
auf Hessen nimmt er den Lauf.
Wo Dorf und Weiler streift der Rappe,
da zieht der Bauer geduckt die Kappe
und spricht ein Vaterunser und meint,
den Herzog reitet der böse Feind. —

Zu Hessen im Schloß halb Lied, halb Gebet
singt leise die Wärterin, —
Was poltert draußen? Die Türe geht:
hilf Gott! mit Werwolfsaugen steht
der böse Herzog drin!

Kein Knecht zu spüren auf Saal und Stiege —
stumm schreitet der grimme Herodes zur Wiege
und hebt aus Kissen und Gebind
mit hartem Griff sein Enkelkind.

Sie rang nach Atem, nun bricht sie den Bann:
mit gellendem Wehgeschrei,
so schnell der Fuß sie tragen kann,
fliegt sie die Treppen zum Turm hinan
und ruft den Fürsten herbei.
„Der Herzog beim Kinde!" Kaum mag er's fassen,
er kennt des Vaters tödliches Hassen:
Der einst für den Sohn die Klinge gewetzt,
vielleicht den Enkel erwürgt er jetzt!

Hinab die Stufen mit wankenden Knien —
Da steht, den Knaben im Arm,
der Alte, den sie als Henker verschrien,
und sieht auf ihn und lächelt auf ihn,
wie Sonnenschein so warm,
und senkt ihn sacht zurück in die Betten
und löst sein Herzogsschwert von den Ketten
und legt's zum Kind in die Wieg hinein:
„Das soll mein lieber Sohne sein!"

Der Gutsherr von Vechelde[1].

Ein Sommersonnentag: singende Lerchen steigen,
im Morgenhauche wogt der sanftbewegte Reigen
der goldnen Ähren auf und ab.
Durch ihre Gasse hin, wie sie sich engt und weitet,
ein einsam froher Mann bedächtigen Fußes schreitet,
gestemmt auf derben Krückenstab.

Nun lüftet er den Hut und läßt vom Winde pflügen
das volle weiße Haar und trinkt in tiefen Zügen
der Erde frischen Odem ein;
sein klares Auge schaut mit Lust der Fluren Prangen,
und über Braun und Rot erglüht auf Stirn und Wangen
des guten Herzens goldner Schein.

Das ist ein ander Bild als heut vor neunzehn Jahren,
da er zum letztenmal mit Heeresmacht gefahren
durchs leichenvolle Siegesfeld:
da stampfte Feind und Freund den teuren Erntesegen,
mit tausend Stimmen schrie die Hölle ihm entgegen —
heut lächelt Frieden Gottes Welt.

Er sinnt die Zeit zurück: wie bückten Stern und Bänder
sich damals ihm, wie flog sein Name durch die Länder,
im Mund des Königs ein Gedicht!
Jetzt hängt die kluge Welt den Mantel nach dem Winde:
ein bankerotter Narr heißt er dem Hofgesinde —
und doch — bei Gott, er tauschte nicht!

Da in die Andacht bricht ein Plätschern, ein Geschnaube —
von drüben kommt es her, aus jenem Buchenlaube,
das seitlings überm Bache hängt;
zehn Schritte sind's zum Rand, den grünen Vorhang leise
schiebt er zurück: laß sehn, wer hier verstohlnerweise
am Sonntagmorgen Fische fängt!

Ein alter Stelzfuß kniet gebückt am Wiesenquelle,
und wohlig überwärmt wäscht er in kühler Welle
sich Kopf und Schultern um und um,
schwankt mühsam nun empor im weichen Uferriede
und reckt und schüttelt sich und stimmt zum Morgenliede
der Kehle rauhes Organum:

„Wir lustigen Braunschweiger,
sein wir alle beisammen —
wir lustigen Braunschweiger,
sein wir alle beisammen:
ei so wolln wir eins singen,
die Wacht zu verbringen,
Grenadier und Musketier —
lustige Braunschweiger, das sein wir!

Bruder Schott und Bruder Englischmann,
rückt man immer dreiste mit heran!
Hannoveraner und Hessen,
seid auch nit vergessen,
doch die allerersten für und für,
lustige Braunschweiger, das sein wir!

Unser Herzog, der heißt Ferdinand!
Wer zum Teufel tut ihm Gegenstand?
Von der Aller zur Leine,
von der Weser zum Rheine
alle Nachte ein neu Quartier —
lustige Braunschweiger, das sein wir!

Vor Minden auf dem breiten Plan,
was Franzosen wir da halten sahn:
Alles weiß, blau und gelbe
von Röcken und Helme
mit Kanon und mit Kleingewehr! —
Lustige Braunschweiger, das sein wir!

Unser guter Herzog Ferdinand,
seinen Stab, den nahm er in die Hand;
und da taten wir fechten,
wie er wies mit der Rechten,
bloß drei Stündlein oder vier —
lustige Braunschweiger, das sein wir!

Herzog Ferdinand, du teurer Held,
schlägst die Franschen alle aus dem Feld!
aus dem Feld und der Wiese
den Broglie und Soubise,
das ganze französche Heer —
lustige Braunschweiger, das sein wir!

Rendezvous — Rendezvous!
Lustige Braunschweiger, das sein Deubelskinder!
Rendezvous — Rendezvous! . . ."

Jäh reißt der Faden ab, denn über sich im Grünen,
als wär ein seliger Geist leibhaftig ihm erschienen,
sieht er des Lauschers Angesicht;
ein Bild von Bronze starrt der greise Vagabunde,
dann leuchtet's ihm vom Aug, und hell aus Herz und Munde
ein „Vivat Ferdinandus!" bricht.

Und sprudelnd hinterdrein kommt's in geläufiger Suade:
„So gönnt der liebe Gott mir einmal noch die Gnade" . . .
Sanft wehrt der Held dem Redeschwall,
fragt dann nach Nam' und Heim, nach Regiment und Taten,
wo er den Fuß verlor und wie es ihm geraten,
seitdem vertost der Waffenschall.

[1] Beispiel einer poetischen Erzählung.

„Je, Durchlaucht, Winters lieg ich still an Kripp' und Kette,
hab meinen Webestuhl, mein Futter und mein Bette
beim Bruder auf dem Heidebrink;
doch wenn das Frühjahr kommt, läßt's mich nicht länger hocken,
dann lauf ich in die Welt heidi! auf einem Socken
und einer Stelze frei und flink.

Der lustige Krüppel findet noch allweg offne Hände,
mit Lied und Gotteslohn bezahl ich jede Spende,
ein Nest im Heu, das krieg ich zu;
und will kein Bauer mal, kein Krüger nachts mich haben —
mit oder ohne Hemd sind ich in Busch und Graben
noch wie vorzeiten meine Ruh!"

Derweil die Rede quillt, sucht längst in seinen Taschen
der milde Herzog, prüft des Beutels schlaffe Maschen
und denkt verdutzt dem Tage nach:
ach ja, das Goldstück blieb im Hirtenhause hangen,
und jetzt den Taler gab er dem blitzäugigen Rangen,
der ihm die Heckenrose brach.

Kein Geld im Säckel, nichts von Geldeswert daneben!
Kein Groschen in der Hand, die Tausenden gegeben
und nimmer wog, wieviel und wem!
Nichts für den armen Schelm, der just mit heitrer Größe
des Rockes Fetzen wirft um seiner Schultern Blöße,
auch er ein Held trotz alledem!

Nichts? — Wie der Alte jetzt in hoffenden Gedanken
den Blick von neuem hebt, sieht er nur Zweige schwanken,
wo eben noch sein Herzog war;
kopfschüttelnd staunt er lang, — da teilt das Grün sich wieder,
mit Kindeslächeln neigt sich Ferdinand hernieder
und reicht sein fürstlich Hemd ihm dar.

„Für Busch und Graben, Freund!" — Der steht wie angewittert,
dann sinkt er in die Knie, durch seine Seele zittert
ein Schauer, sonst dem Kecken fremd:
„Herr," stammelt er, „nicht so, nicht für die Nächt' im Walde:
für die sechs Bretter, Herr — Gott weiß, wie fern, wie balde —
mein Ehrenkleid, mein Sterbehemd!"

Stumm barg der Fürst den Blick und winkt und schritt von dannen
mit stillbewegtem Sinn, zum schattigen Ziel der Tannen
den linden Wiesenpfad entlang;
doch fern vom Straßendamm aus Staub und Lärm der Wagen
kam's grüßend noch einmal, vom Windeshauch zertragen,
verklingend in der Lerchen Sang:

„Herzog Ferdinand, du teurer Held,
wollte Gott, du hättst des Kaisers Geld!
Tätst alles verschenken,
uns alle bedenken,
Grenadier und Musketier —
lustige Braunschweiger, das sein wir!"

Bruno Eelbo.

Geb. am 10. Oktober 1853 in Bremerhaven, lebt in Weimar. — Sonnige Tage 1888, 3. Aufl. 1904. Die Sprüche des guten Meisters 1900, 2. Aufl. 1904. Aphrodite 1906. Dithmarschen (Balladen) 1907. Ausgewählte Dichtungen 1911.

Rolves Karstens Knecht. A. D. 1437.

Jetzt liegt er still im Sarg auf niederm Schragen —
auf seiner Brust das Schwert in starrer Faust —
das Haupt geneigt, als hörte er dem Klagen
des Sturmwinds zu, der dumpf das Dach umbraust.
Wie anders sang der Sturm in stillen Nächten
dem Lebenden sein Lied voll Wagemut
und wilder Tat, von Meerfahrt und Gefechten —
jetzt klagt er um den Toten, der dort ruht.

Er singt von einer Frau, die ihn betrogen,
die ihm sein Alles war auf weiter Welt —
von falschen Freunden, die das Messer zogen
zum Meuchelmord, — von dieser Frau bestellt.
Ging nicht ein Zucken durch des Toten Glieder?
War's nicht im Kerzenlicht, das flackernd weht,
als flög ein Blick durch die gesenkten Lider
zum Manne, der am Fuß der Bahre steht? . . .

Dem Alten dort, der ihn als Kind getragen,
ihm jetzt die Augen schloß, dem treuen Knecht
konnt er noch sterbend das Geheimnis sagen —
der Tote weiß, daß ihn der Starke rächt.
Die mächtige Gestalt im grauen Flause
hält regungslos am Sarg die Totenwacht —
Still ist's! — Jetzt wachen rings im Hause
geheime Stimmen auf zur Mitternacht.

Es regt sich sacht ein Raunen und ein Flüstern —
die Treppe knarrt wie unter zartem Schuh —
war's nur im alten Holz ein leises Knistern,
ein Pochen nur des Wurms in Schrein und Truh?
Wär's wieder jetzt der Sturm, der seufzend, stöhnend
und schlürfend, rauschend, durch die Räume strich? —
War's eine Frau, die am Geländer lehnend
die breiten Eichenstufen niederschlich?

Jetzt starrt zum Toten hin voll Angst und Schrecken
ein bleich Gesicht, und eine Stimme spricht:
„Mi is nich good — ick wull de Huusdeerns wecken —
in ehre Kamer haben sünd se nicht.
Segg mi, Jehann, wo se sick wull versteken?" —
„Wy sünd alleen tohuus" — schallt es zurück.
„Kumm, Fru! De dodte Vogt will mit di spreken." —
Und in die Höhe hebt er einen Strick.

Schon steht er neben ihr, — mit schrillen Rufen
fliegt sie empor den weiten Treppenlauf
und in der Dunkelheit die steilen Stufen
zum höchsten Boden unterm First hinauf.
Die Luke zu — den Dorn! — Sie kauert auf den Knieen —
Tapp, tapp! klingt's unter ihr — der Spalt wird licht.
Tapp, tapp! — Er kommt! — Sie kann ihm nicht entfliehen —
die Luke kracht — er kommt und hält Gericht — — —

*

Jakob Loewenberg.

Geb. am 9. März 1856 in Niederntudorf, Westf., lebt in Hamburg. Gedichte 1889. Neue Gedichte 1895. Aus jüdischer Seele 1901, 3. Aufl. 1909. Von Strand und Straße 1905.

Ik kann nich helpen.

Jens Klaasen springt aus dem Bett. „Min Kind!
Wo is min Jung? O helpt mi, geswind!"
Er sah im Traum ihn tot im Sand
beim Steinhund liegen am Hafenstrand,
da, wo er gespielt tagaus, tagein,
und hört sich in Todesnot noch schrein:
„Ik kann nich helpen!"

Und da liegt sein Junge und lacht ihn an.
„Stah up min Klaas, min lüttje Mann.
Du geihst hüt mit mi in de See."
Und der Junge springt jubelnd empor in die Höh
und küßt das wettergebräunte Gesicht
und schlingt um den Nacken die Ärmchen und spricht:
„Ik will di helpen."

Sie stoßen vom Lande. Wie ruhig das Meer,
und das Netz von blinkenden Fischen wie schwer.
Der Junge klatscht lustig die Händchen sich rot,
der Alte seufzt leis wie in schwerer Not;
krampfhaft preßt er zusammen den Mund,
ihm ist es, als hör er aus tiefem Grund:
„Ik kann nich helpen."

Sie ziehen heim. Der Steinhund schon winkt,
als plötzlich es kraus in die Fläche springt.
Ein Windstoß, ein Donnern, ein fahler Schein —
der Fischer rafft hurtig die Segel ein
und reißt von der Bank den Jungen und sperrt
ihn in die Kajüte, wie er auch plärrt:
„Ik will di helpen!"

Im Nu hat er wieder die Segel gespannt,
er will noch vor dem Sturm an das Land.
Hui! wie das Schifflein schießt vor dem Wind.
Da ist der Hafen — er dreht geschwind,
ein Zischen, ein Knattern, — da kippt das Boot.
Hoch auf den Wogen wippt sich der Tod:
„Kann ik nich helpen?"

Der Fischer im Schleppkahn, der Wellen Spiel,
er zieht sich ans Boot, er tastet am Kiel,
die Augen starr, die Lippen stumm.
Er greift mit den Fäusten sich zitternd herum,
und in der Luke sein Junge hängt,
durchs enge Gitter das Händchen gezwängt:
„Ik will di helpen!"

Er packt das Händchen, er zerrt, er reißt,
er stößt und schlägt, seine Faust zerspleißt;
fest hält das Eisen, wie er auch ringt.
Die Luke tiefer und tiefer sinkt,
der Schleppkahn ist schon mit Wasser gefüllt.
Er hämmert und reißt, er stöhnt und brüllt:
„Ik kann nich helpen!"

Wild blickt er sich um, er läßt die Hand
und klettert hinauf auf des Bootes Rand,
will über das steile Verdeck zur Tür.
Zurück! Keine Rettung, nicht dort, nicht hier!
In das blasse Gesichtchen die Wellen schon wehn.
Noch einmal hört er es zitternd flehn:
„Ik will di helpen!"

Eine Sturzsee reißt das Boot in den Grund
am Spielplatz des Jungen, beim steinernen Hund.
Den Fischer trägt eine Welle ans Land. —
Nie faßt ein Ruder mehr je seine Hand,
sitzt still vor der Tür, starrt blöd auf die See
und murmelt gleich weit von Lust und Weh:
„Ik kann nich helpen."

* * *

Adolf Bessell.

Geb. am 14. April 1857 in Nienburg a. d. Weser, lebt in Hannover. Drei Dichtungen 1901, 2. Aufl. 1912.

Der blanke Hans[1].

Am Sonntag war's, Burchardtag,
die Kirchenglocken klangen.
Grau über Friesslands Marschen lag
der Himmel, dicht verhangen.
Kein Sonnenstrahl beschien das Land,
rings Nebel nur und Schatten.
Verödet waren Deich und Strand,
und wasserleer die Watten.

Ein Windstoß wohl zuweilen fuhr
vom nahen Meer herüber.
Die Möwe schrie zuweilen nur,
und dunkler ward's und trüber.
Es wuchs der Wind, die Flut begann,
das war ein Brausen und Zischen,
und aus der Kirche dann und wann
klang Orgelton dazwischen.

Nun schwieg es drinnen, und in Hast
floh heimwärts die Gemeinde,
als hätt' ein Ahnen sie erfaßt
vom Nahen grimmer Feinde.
In engen Stuben saßen sie,
gelähmt von dumpfem Bangen,
und lauschten stumm der Melodie,
die Sturm und Wogen sangen.

Die Kinder eilten, sich im Chor
um Mutters Stuhl zu sammeln.
Der Vater nahm die Bibel vor
und las mit leisem Stammeln:
„Aus tiefer Not" — o, hört ihr's wohl,
wie wild die Fluten toben?
Wie heult es in den Lüften hohl.
Ach, schütz uns du dort oben!" —

Auf einer Werft nur, nah dem Meer,
war nichts von Angst und Schrecken.
Im Pesel[2] ging es lustig her
mit Lachen und mit Necken.
Dort sah der Deichgraf wohlgemut
beim Mahle frohe Gäste.
Sie dachten nicht an Sturm und Flut
und pflegten sich aufs beste.

---

[1] Bezeichnung für die blanke See.
[2] Das beste Gemach des Hauses.

Der alte Claus nur schweigend saß,
mocht essen nicht noch trinken.
Auf einmal ward er leichenblaß,
als säh den Tod er winken.
Hört ihr's! — Der Wind ging nach Nordwest.
Ei, Claus, soll uns das kümmern?
Der Außendeich ist hoch und fest,
den kann kein Sturm zertrümmern.

Und auf vom Sitz der Deichgraf sprang
und griff zum Goldpokale,
den hoch er überm Haupte schwang.
Da ward es still im Saale.
Er aber rief: Was blickt ihr bleich!
Tut mir Bescheid im Roten!
Dir, blanker Hans, dort hinterm Deich,
sei heute Trotz geboten!

Burcharditag hab ich gefreit,
ein Jahr ist just vergangen.
Stoßt an, wenn ihr nicht Memmen seid!
Und alle Becher klangen.
Doch in den hellen, schrillen Ton
verworr'ne Laute schollen:
Es mischte mit des Meeres Drohn
sich dumpfes Donnerrollen.

Und plötzlich — sieh! ein Schatten glitt
vom Fenster her ins Zimmer.
Es war, als wenn ein Reiter ritt
vorbei im Zwielichtschimmer.

Dann kam es wieder silberweiß,
doch flogs geräuschlos weiter,
und schauernd flüsterte der Kreis:
Weh uns — der Schimmelreiter!

Und alle blickten starr hinaus,
und atemlos sie lauschten.
Wie schrecklich scholl des Sturms Gebraus,
wie nah die Wogen rauschten.
Und da — ein einz'ger Schrei zugleich
ringsum von allen Lippen.
Die blanke See sieht übern Deich
und will hinunterkippen.

Das Meer! Das Meer! Flieht, flieht ins Land
Ein Flüchten, Jammern, Toben,
und wieder über Deiches Rand
hat sich die See erhoben.
Sie reckt zum Himmel riesengroß
die weißen Wellenglieder.
Ein Schwanken noch und dann ein Stoß,
und donnernd stürzt sie nieder.

Das braust und schäumt und wogt und schwillt
und reißt den Deich in Stücke
und wälzt sich über das Gefild,
zerschmettert Steg und Brücke
und brandet rings mit weißem Schwall,
und in dem weiten Grabe
versinken jählings Werft und Wall
und Menschen, Haus und Habe.

* * *

Detlev Freiherr von Liliencron.

Geb. am 3. Juni 1844 in Kiel, gest. am 27. Juli 1909 in Alt-Rahlstedt bei Hamburg.

Adjutantenritte 1884. Eine Sommerschlacht 1887. Mit flatternden Fahnen 1888. Gedichte 1889. Krieg und Frieden 1891. Der Heidegänger 1891. Neue Gedichte 1893. Ausgewählte Gedichte 1896. Poggfred 1896. Kampf und Spiele, Kämpfe und Ziele 1897. Nebel und Sonne 1900. Breide Hummelsbüttel 1900. Bunte Beute 1903. Balladenchronik 1906. Gute Nacht 1909. Sämtliche Werke 1901 ff. Gesammelte Werke 1911 ff. (Verlag von Schuster & Löffler, Berlin).

Um ein volles Bild dieser einzigartigen Persönlichkeit zu geben und um noch einmal alle Möglichkeiten der Ballade von der lyrischen balladesken Stimmung an bis zur ausgeprägten Ballade, bis zur Allegorie und Phantasie, die von balladenartigen Vorstellungen, Gestalten und Stimmungen durchsetzt ist, in dem Schaffen eines genialen Dichters vorzuführen, habe ich hier — ähnlich wie bei Goethe, Heine, Mörike u. a. — aus Liliencrons reichem Vermächtnis eine Auswahl von Balladen und balladenartigen Gedichten von verschiedenem und doch einem Charakter zusammengestellt. Auch ein paar „Balladen in Prosa" sind an entsprechender Stelle eingefügt. — Der Schreibart wurde die der „Gesammelten Werke 1911" zu Grunde gelegt.

*

Tiefeinsamkeit spannt weit die schönen Flügel,
weit über stille Felder aus.
Wie ferne Küsten grenzen graue Hügel,
sie schützen vor dem Menschengraus.

Im Frühling rauscht in mitternächtiger Stunde
die Wildgans hoch in raschem Flug.
Das alte Gaukelspiel: in weiter Runde
hör ich Gesang im Wolkenzug . . .

Die Kapelle zum finstern Stern.

(Mißmnde bei Schleswig, 7. August 1250.)

„König Erich, die Faust auf den Widerrist!
laß tanzen den Hengst im Grase.
Vergiß den alten Bruderzwist,
wir trinken aus einem Glase."

Herzog Abel schrieb das. König Erich ritt ein
und lag im Bruderarme.
Viel Jauchzen der Ritter im Abendschein;
Lauge Gudmundson schwieg im Schwarme.

Am Morgen früh weckt Hornstoß und Tusch,
zu hetzen Wolf und Elche.
Die Brüder zusammen im Heidebusch,
sie trinken aus einem Kelche.

Der Herzog allein. Zur Seite nur
Ritter Lauge mit Speer und Pfeilen.
„Sprich, Lauge, wo blieb Wieb Stures Spur,
wem hilft sie die Freuden teilen?"

Der König allein. Zur Seite nur
Ritter Lauge mit Speer und Pfeilen.
„König Erich, wo blieb Wieb Stures Spur,
wem hilft sie das Leben teilen?“

Erich Plogpenning zischt. Den Stachel sticht
er dem Rothengst in die Weichen,
„bei Sankt Jürgen, ich weiß es nicht,“
und sucht die Jagd zu erreichen.

Am Abend Humpen-aus, Zinken und Tanz,
beim Brettspiel König und Knappen.
Der Mond flicht draußen den alten Kranz
um Lauben und steinerne Wappen.

Der Herzog allein. Zur Seite nur
Ritter Lauge im Wams von Seiden.
„Sprich, Lauge, wo blieb Wieb Stures Spur,
wen küßt sie von euch beiden?“

„Vom Trinken ist dir die Stirne heiß,
König Erich, die Luft ist trocken.
Mein Segel wiegt unten, scharlach und weiß,
steig ein, und kühle die Locken.“

Schloßknechte spannen den Baldachin.
Vom Söller winkt der Bruder.
Der König schläft auf dem Hermelin,
und leise tauchen die Ruder.

Verworren Getön vom Prunkgelag,
der Wachen und Stundenrufer.
Da schießt mit gleichem Einfallschlag
ein zweites Boot vom Ufer.

„Halt, halt, König Erich!“ ... Fackeln im Wind
flackern um schwarze Figuren.
„Wo blieb Wieb Sture, gib Antwort, geschwind,
gib Antwort, wo blieb Wieb Sturen?“

„Bei Sankt Jürgen, ich riß sie dir Hund vom Leib,“
schreit der König, die Lippen beben.
„Bei Sankt Jürgen, sie war mir Zeitvertreib
zwei Wochen von meinem Leben.“

Der Ritter ringt ihm den Dolch vom Gehenk
und treibt ihn dem König ins Herze.
Das rote Blut tropft ins wüste Gemeng.
Stumm leuchtet oben die Kerze.

Wo Lauge durchstach den erlauchten Herrn,
am Ufer steht die Kapelle,
da steht die Kapelle zum finstern Stern,
unheimlich klatscht dort die Welle.

Herzog Abel schwor beim Himmel weit
und der reinen Magd im Dome,
und ließ dem Mörder wenig Zeit;
den zupft der Fisch im Strome.

Herzog Abel schob nichts auf die lange Bank,
in Roeskilde ließ er sich krönen.
In die Königsburg ritt er frech und frank,
Drommeten und Trummen dröhnen.

König Abels Tod.

(In den Marschen am 29. Juni 1252.)

König Abel schläft im purpurnen Zelt,
der Posten klirrt auf und nieder.
Blauampellicht gefangen hält
des Königs schwere Lider.

Vor den Deichen ebben die Wasser dumpf,
die Wachtfeuer qualmen und knistern,
durch die Nacht wiehert ein Pferd. Die Frösch im Sumpf
quaken in tausend Registern.

Auf heimlichen Wegen, mit Axt und Beil,
mit Keulen und Morgensternen,
kommen die freien Friesen in Eil,
sie kommen aus Näh und Fernen.

Das Bild des heiligen Christian
rumpelt voran auf dem Wagen.
Bitt für uns, betet der Kapellan,
wir wollen mit Gold dich beschlagen.

Mit Gold schon beschlägt ihn der gelbe Mond
und leuchtet auf Freund und Feinde.
Wenn morgen er wieder am Himmel thront,
er sieht eine stille Gemeinde.

Der König träumt im Purpurzelt,
der Posten klirrt auf und nieder.
Der blauen Ampel Dämmer fällt
auf des Königs zuckende Lider.

König Erich steht vor ihm, naß aus der Flut,
und streckt den Arm nach oben.
„Hinweg, hinweg, bei Christi Blut,
zehn Klöster will ich geloben.“

Steilauf der König: „Gratias.
Wulff Bokwoldt! Helm und Schienen,
mein Schuppenhemd, und rufe rasch
Uk Rugmoor und Caj Thienen.“

Wulff Bokwoldt, der Page, wie ein Hund
schlief treu zu des Königs Füßen.
Im Traume lächelt sein junger Mund,
Schön Heilwig sieht er grüßen.

Im Walde, voll des süßen Schalls,
er und Schön Heilwig gingen.
Sie knotet lustig um seinen Hals
ihr Langhaar in Maschen und Schlingen.

Zwei Ritter, mit schwarzem Panzer bewehrt,
stehn vor des Königs Bette.
Der Page gürtet dem König das Schwert
und reicht ihm Schild und Kette.

Im Lager lärmt es. Des Himmels Zier
sind gierige Geierflüge.
„Die Hengste vor! Der Friesenstier
muß heut noch in die Pflüge.“

Der König ruft es, die Sonne glitzt,
Gekrach und Lanzensplitter.
Des Königs goldne Rüstung blitzt,
mit ihm jagen die schwarzen Ritter.

Dicht drängt Wulff Bokwoldt den Schecken heran,
wild flattern Schweif und Mähnen.
Heut wird er ein Ritter, heut wird er ein Mann,
er beißt mit Eisenzähnen.

Die Friesen kämpfen für Herd und Weib,
König Abel ist verloren.
Die schwarzen Ritter strecken den Leib,
Caj Thienen und Uk Rugmooren.

Der König allein, er irrt auf dem Deich,
hoch spritzt die Flut an den Wällen.
Ringsum der Feind. Keinen Sünder bleich,
einen König sollen sie fällen.

In die Friesen trug er sein Schwert Hilfnot,
das hat ihn heute betrogen.
Wessel Hummer aus Pellworm schlug ihn tot
und schleudert ihn in die Wogen.

Der Page, wo blieb der Page klein?
Sie warfen ihn nackt in den Graben.
Um seine weißen Glieder fein
zanken und raufen die Raben.

Die Schlacht bei Hemmingstedt.

Episode aus dem Roman „Breide Hummelsbüttel".

„Eng gekeilt, nicht vor- nicht rückwärts, sich nicht nach den Seiten, des Wassers wegen, bewegen und ausbiegen könnend, hielt fast die gesamte Ritterschaft auf dem Damme. Ja, so furchtbar saßen sie verschraubt im Gedränge, daß sie nicht die Fäuste zu den Schwertern bringen konnten. In ihrer Mitte hielt der neunzigjährige Marschall und Bannerherr, Herr Johann Ahlefeldt. In seiner Rechten schwang er hin und her, hoch über seinen Helmfedern, den heiligen Dannebrog. Unaufhörlich rief der Alte hinter seinen Augen- und Mundgittern: „Staht fast, Eddellüt, staht fast!"

Und immer mehr wurden die vornehmen Geschlechter Schleswig-Holsteins zusammengequetscht. Vorn floh die Garde ihnen entgegen; hinten, nichts ahnend, schoben der Troß und die Söldner des Königs. Und keine Wahl blieb den Rittern, als zu ersticken oder zu ertrinken. Von den Seiten, über die breiten, schmutzigen Gräben weg, rissen die Bauern mit ihren langen Hellebarden die Hengste von der Straße ins Wasser und erschlugen dann die Herren. Da stürzte sich von den Edelleuten, wer aus dem Knäuel sich lösen konnte, mit gewaltigem Sporenhieb in die Wasser, spattelte sich heraus auf die weiche Marsch und suchte an den Bauer zu kommen. Mit unsäglicher Mühe war es dem greisen Reichspanierträger gelungen. Sein Prunkroß blieb im Graben; er selbst aber, das Schwert in der Rechten, den Dannebrog in der Linken, fraß sich wie ein rasend gewordener Bär ins Bauernfleisch. Neben ihm hieben sich Breida Hummelsbüttel und Kai Thienen herum. Bald aber waren die drei umzingelt und zu Boden geworfen. Breida Hummelsbüttel und Kai Thienen schluckten so heftig das ekelhafte braungelbe Schlammwasser ein, daß sie nach wenigen Minuten schon erstickten. Ihre goldenen Helme klebten im Dreck. Den alten neunzigjährigen Marschall aber wollten sie würgen. Sie rissen ihm das Visier ab. Doch er blitzte sie mit den kühnen Augen, über denen die dicken, dichten schneeweißen Brauenbüschel drohten, so furchtbar an, daß sie wichen. Bald aber entwanden andere ihm das Schwert. Die heilige Fahne aber ließ er nicht. Als er den Tod fühlte, als sein Riesenkörper zum Tod erzitterte durch die fortwährenden Stöße und Schläge, biß er ins Fahnentuch und hielt so bis zum letzten Atemzuge das Banner fest . . .

Nach der gewonnenen Schlacht legten die Bauern ihre Hunde an die goldenen Ketten der schleswig-holsteinischen Ritter. Den Dannebrog, den sie dem heldenhaften Marschall von den Zähnen schneiden mußten, und die ungeheure Beute an Gold und Edelsteinen stifteten sie der heiligen Jungfrau, die ihnen den großen Sieg verliehen, die ihnen die Freiheit erhalten hatte . . ."

Pidder Lüng.

„Frii es de Feskfang,
frii es de Jagth,
frii es de Strönthgang,
frii es de Naght,
frii es de See, de wilde See
en de Hörnemmer Rhee."

Der Amtmann von Tondern, Henning Pogwisch,
schlägt mit der Faust auf den Eichentisch:
Heut fahr ich selbst hinüber nach Sylt,
und hol mir mit eigner Hand Zins und Gült.
Und kann ich die Abgaben der Fischer nicht fassen,
sollen sie Nasen und Ohren lassen,
und ich höhn ihrem Wort:
Lewwer duad üs Slaav.

Im Schiff vorn der Ritter, panzerbewehrt,
stützt sich finster auf sein langes Schwert.
Hinter ihm, von der hohen Geistlichkeit,
steht Jürgen, der Priester, beflissen, bereit.
Er reibt sich die Hände, er bückt den Nacken.
Der Obrigkeit helf ich, die Frevler packen
in den Pfuhl das Wort:
Lewwer duad üs Slaav.

Gen Hörnum hat die Prunkbarke den Schnabel gewetzt,
ihr folgen die Ewer, kriegsvolkbesetzt.
Und es knirschen die Kiele auf den Sand,
und der Ritter, der Priester springen ans Land,
und waffenrasselnd hinter den beiden
entreißen die Söldner die Klingen den Scheiden.
Nun gilt es, Friesen:
Lewwer duad üs Slaav!

Die Knechte umzingeln das erste Haus,
Pidder Lüng schaut verwundert zum Fenster heraus.
Der Ritter, der Priester treten allein
über die ärmliche Schwelle hinein.
Des langen Peters starkzähnige Sippe
sitzt grad an der kargen Mittagskrippe.
Jetzt zeige dich, Pidder:
Lewwer duad üs Slaav!

Der Ritter verneigt sich mit hämischem Hohn,
der Priester will anheben seinen Sermon.
Der Ritter nimmt spöttisch den Helm vom Haupt
und verbeugt sich noch einmal: Ihr erlaubt,
daß wir euch stören bei euerm Essen,
bringt hurtig den Zehnten, den ihr vergessen,
und euer Spruch ist ein Dreck:
Lewwer duad üs Slaav.

Da reckt sich Pidder, steht wie ein Baum:
Henning Pogwisch, halt deine Reden im Zaum.
Wir waren der Steuern von jeher frei,
und ob du sie wünschst, ist uns einerlei.

Zieh ab mit deinen Hungergesellen;
hörst du meine Hunde bellen?
Und das Wort bleibt stehn:
Lewwer duad üs Slaav!

Bettelpack! fährt ihn der Amtmann an,
und die Stirnader schwillt dem geschienten Mann:
Du frißt deinen Grünkohl nicht eher auf,
als bis dein Geld hier liegt zu Hauf.
Dér Priester zischelt von Trotzkopf und Bücken,
und verkriecht sich hinter des Eisernen Rücken.
O Wort, geh nicht unter:
Lewwer duad üs Slaav!

Pidder Lüng starrt wie wirrsinnig den Amtmann an,
immer heftiger in Wut gerät der Tyrann,
und er speit in den dampfenden Kohl hinein:
Nun geh an deinen Trog, du Schwein.
Und er will, um die peinliche Stunde zu enden,
zu seinen Leuten nach draußen sich wenden.
Dumpf dröhnts von drinnen:
Lewwer duad üs Slaav!

Einen einzigen Sprung hat Pidder getan,
er schleppt an den Napf den Amtmann heran,
und taucht ihm den Kopf ein, und läßt ihn nicht frei,
bis der Ritter erstickt ist im glühheißen Brei.
Die Fäuste dann lassend vom furchtbaren Gittern,
brüllt er, die Türen und Wände zittern,
das stolzeste Wort:
Lewwer duad üs Slaav!

Der Priester liegt ohnmächtig ihm am Fuß.
Die Häscher stürmen mit höllischem Gruß,
durchbohren den Fischer und zerren ihn fort;
in den Dünen, im Dorf rasen Messer und Mord.
Pidder Lüng doch, ehe sie ganz ihn verderben,
ruft noch einmal im Leben, im Sterben
sein Herrenwort:
Lewwer duad üs Slaav!

Der Heidebrand.

„Herr Hardesvogt, vom Whisttisch weg,
viel Menschen sind in Gefahr.
Es brennt die Heide von Djernisbeg
und das Moor von Munkbrarupkar."
Schon bin ich im Bügel, schon bin ich im Sitz,
in den Sattel springt der Gendarm wie der Blitz.
Just schlägt es im Städtchen Glock zwölfe;
wir reiten, als hetzten uns Wölfe.

Hier schläft ein Garten in Mitternachtruh,
dort dämmert im Mondschein der Busch.
Und Felder und Wälder verschwinden im Nu,
wir fliegen vorüber im Husch.
Und sieh, in der Ebne stäubt Funkengeschwärm,
schon murmelt herüber verworrener Lärm.
Es gilt! Die Sporen dem Pferde,
der Leibgurt berührt fast die Erde.

Runter vom Gaule, wir sind am Ort
und stehn in Rauch und Qualm.
Das Feuer frißt gierig: das Kraut ist verdorrt,
vom Sommer vertrocknet der Halm.
Inmitten der dampfenden Pußta, o Graus,
lodert hell ein einzelnes Haus.
Und aus dem sengenden Schilfe
rufts markerschütternd um Hilfe.

Sechshundert Mann gruben den Graben breit
und geboten dem Feuer Haltein,
sechshundert Mann sind zum Retten bereit
und schauen verzweiflungsvoll drein:
unmöglich ist es zum brennenden Haus
sich durchzukämpfen, vergeblicher Strauß,
denn kaum sind im Torfe die Sohlen,
so rösten sie schon wie Kohlen.

Das Schreien wird schwächer, dann hat es ein End,
das Haus ist abgebrannt.
In der Heide züngelt es, zischelt und brennt,
doch nur bis zum Grabenrand.
Im Osten zeigt sich ein purpurner Streif,
auf Ähren und Blumen und Gras fällt der Reif.
Und ruhig im alten Bogen
kommt die Sonne heraufgezogen.

Und nun heran! Wer hat es getan?
Wer weiß, wie das Feuer entstand?
Wer hat es entzündet mit flackerndem Span?
Nur heran, wer die Spuren fand.
Kein Junge hütete Gans oder Schaf,
die Heide lag gestern im Sonntagsschlaf.
Und wie noch die Frage besprochen,
da kommt was den Sandweg gekrochen.

Es humpelt heran ein kümmerlich Weib,
sie stützt sich schwer auf den Stock.
Viel Jahre drücken den alten Leib,
von Erde beschmutzt ist der Rock.
Das ist Wiebke Peters, und Wieb ist gefeit,
der gehörte die Kate! so ruft es und schreit.
Mit Jubel umringt sie die Menge,
doch Wieb wackelt aus dem Gedränge.

Und stellt sich grade vor mir auf,
und blinzelt hin übers Moor.
Und alle die Leute stehn zu Hauf,
ein gestikulierender Chor.
So wartet sie lange, ich laß ihr die Ruh,
zuweilen schließt sie die Augen zu.
Ich kanns vom Gesicht ihr schon lesen:
„Herr Hardesvogt, ich bins gewesen."

„Wiebke Peters, erzähle, was weißt du vom Brand,
wie kam das Feuer so schnell?"
Die Tränen fallen ihr auf die Hand,
ihr Schluchzen klingt wie Gebell.
Dann wieder lacht sie vor sich hin,
und ganz verwirrt scheint plötzlich ihr Sinn.
Und, wie nach genossener Rache,
läßt sie sich höhnisch aus zur Sache:

„Die Kate, in der ich geboren war,
die abgebrannt diese Nacht,
in der hatt ich an achtzig Jahr
mich mühsam durchs Leben gebracht.
Mein Mann starb früh; ein Sohn blieb nach,
der ließ mich im Stich, als ich krank war und schwach.
Oft hab ich ihm bittend geschrieben,
doch stets ist er weggeblieben.

Vergangnes Jahr endlich kehrt er zurück,
und fordert, ich solle hinaus
und dann, ein altes verbrauchtes Stück,
verwelken im Armenhaus.

Ich bat die Gerichte, die halfen mir auch;
im Schornstein zog wieder der einsame Rauch.
Da kam nochmals vor einigen Tagen
mein Sohn mit Weib und mit Wagen.

Und gestern, Herr, gestern um Mittagszeit,
ich konnte doch nichts dafür,
daß meinetwegen Zank und Streit,
sie warfen mich aus der Tür.
Ich schlug mir die alten Knochen wund,
und liegen blieb ich wien Hund.
Dann trieb mich ein heißes Verlangen,
und ich bin zu Nis Nissen gegangen.

Dort kauft ich Zündhölzer, Petroleum,
und ging aufs Feld hinaus.
Und als am Abend alles stumm,
schlich ich wie ne Füchsin ans Haus.
Ich horchte am Laden, an Ritz und Spalt;
daß alles im Schlafe, ich merkt es bald.
Und eh sie erwachten beide,
entzündete rings ich die Heide.

Vom Walde sah ich den Feuerschein,
es lachte mir das Herz.
Den Angstruf hört ich, das Hilfeschrein,
es lachte mir das Herz.
Und als die Kate zusammenschlug,
meine Seele zum Himmel ein Amen trug.
Das, Herr, ist meine Geschichte,
hier stell ich mich dem Gerichte."

Der Mörder.

Jasmin und Rosen schicken mit Macht
Weihrauchwolken durch die Sommernacht.
Plötzlich auf dem Hügel im Gebüsch ein Lärm,
ein einziger Schrei gellt: Hermann ... Herm ...
und heraus stürzt vom kahlen Hügel zum Tann
mit ausgebreiteten Armen ein Mann.
Wie still liegt das Land.

In der Rechten ein Messer, das perlt noch rot,
damit stach er dort oben sein Mädchen tot.
Die Augen graß offen, von Lachen gepackt,
die Brust im zerrissenen Hemde nackt,
so läuft er, erreicht er den Wald, den Weg
und verschwindet über den Brückensteg.
Wie still liegt das Land.

Jasmin und Rosen schicken mit Macht
Weihrauchwolken durch die Sommernacht.
Der Vollmond glitzert auf Turm und Teich,
zieht ruhig weiter durchs Himmelreich.
Der Halm steht auf, wo der Mörder lief,
und das Blut oben schreibt einen Liebesbrief.
Wie still liegt das Land.

Die Falschmünzer.

„Alles fertig? Nichts vergessen?"
spricht der Alte zu dem Jungen.
Der kommt wie ein Luchs gesprungen:
„Nimm die Lupe: sieh die Scheine,
Zwillingsbrüder, echt, ich meine,
täuschend ähnlich und solid,
findest keinen Unterschied."

Spricht er weiter dann zum Alten:
„Einen Blauen gib mir heute,
denn ich kenne dumme Leute,
die ihn ohne Ahnung wechseln,
weiß die Sache gut zu drechseln.
Hulda schmollt. Doch zeig ich Gold,
ist mir meine Hulda hold."

Spricht der Alte zu dem Jungen:
„Dummer Bengel, wirst du schweigen,
sonst will ich den Stock dir zeigen.
Du besäufst dich, Lausepeter,
Protz, dein Trinkgeld wird Verräter.
Warte auf den ‚Kavalier';
eh es dämmert, ist er hier.

Der versteht es, Geld zu wechseln,
der versteht es wie die Grafen,
macht die Rothschilds selbst zu Schafen.
Der bringt gutes Geld in Haufen,
können dann die Welt uns kaufen.
Wechselt wie ein Herr Baron,
kennt das Leben, hat ihm schon.

Das, was mir die Teilung einträgt:
alles geb ich meinen Kindern,
kein Gericht kanns je verhindern,
denn ich trags ins Bankgebäude,
das ist meine einzige Freude,
werd ich mal gefaßt, nun gut,
hab gesorgt für meine Brut."

Klingt ein Ministrantenglöckchen?
Klingling, das geheime Zeichen,
gleich wird sanft die Türe weichen:
Kommt geschniegelt und gebügelt,
tritt ein Herr, verstandgezügelt,
in die Werkstatt, hochgereckt.
He, „Monokle und Glas Sekt."

Achtung! Grandseigneursallüren.
Tadellos sitzt Rock und Weste,
ein Minister jede Geste.
Handschuh „prima". Der Zylinder
ist allein schon Goldsackfinder.
Und die „feinfein" Pantalons,
damals Mode: mit Galons.

Lachend spricht er zu den beiden:
„Hab viel Geld in meinen Taschen,
lauter echtes. Nur nicht paschen,
nur Geduld, und weg die Hände.
Aufgepaßt, jetzt kommt die Spende:
Ich: die Hälfte mit Verlaub.
Ihr: zwei Viertel, nehmt den Raub.

Kinder, waren das Kuriosa:
Einen Kellner in Monaco
fand ich mit sehr leerem Tschako:
war zwei Tage in den ‚Laren',
vite, muß 8 Uhr 40 fahren,
Tausendfrankschein, changez, schnell,
und verließ drauf das Hotel.

Auf dem Zug nach Bordighera
traf ich Miß Honoria Birndl,
war ein gar nicht übles Dirndl,
machte Liebschaft mit der Lady,

säuselt bald sie: ‚Dearest Edy‘.
Can you change me thousand Mark?
‚Oa, my love, here is die Quoark‘

Dann war ich in Deutschland wieder:
Sattelplatz im Trippelgarten,
wo die feinen Herren starten.
Abends Jeu. ‚Graf Honiglöwe.‘
‚Arthur von der Grünen Möwe.‘
Bank gehalten. Mitternacht:
braunen Lappen losgemacht.

Auf dem Ball beim Herzog Fla-Fla . . .“
Schst, es knistern Trepp und Dielen —
„Hands up!“ Sechs Revolver zielen.
Und die drei sind rasch gebunden.
Aller Reichtum futsch, verschwunden,
rrrrrutsch, vorbei die Herrlichkeit,
eigentlich — es tut mir leid.

*

Der Tod.

So grausam ist die Hasenhetze nicht,
wie man gern sagt, wenn nur der Windhund gut.
Und leidenschaftlich bin ich oft gefolgt,
bis mir an einem Sommertag im Herbst,
die Spinneweben banden alle Stoppeln,
auf immer jede Lust verloren ging.

In jener Zeit verkehrt ich täglich fast
auf einem nahgelegnen Nachbargute,
wohin mich eine junge Gräfin zog.
Fünfhundert Jahr zurück schien sie geboren:
so stolz, so hochmütig, so aller Welt
bog sie die feine Hakennase kraus.
Ein Bär, am Hals beringt, zum Streit gerichtet,
droht auf dem Wappenstein des schmalen Fingers
jedweden an, der sich ihr nähern will.
Und doch war sie ein Weib wie alle andern.

Mit ihr zusammen ritt ich lange Wege
in Wald und Feld und auf die Hasenhetze.
Und sollte Dante, wünscht er noch einmal
die vielen Ringe schauernd zu durchwandeln,
mich statt Virgil als Reisemarschall wählen,
ich sähe nichts, ich suchte nur die Gräfin
im Fegefeuer und in Höll und Himmel.

Der Windhund ist kein Hund wie seine Brüder.
Einsam und mürrisch, ohne Hang zum Herrn,
fehlt ihm der gute, treue, brave Blick.
Aus seinen Augen aber schielt der Tod,
gewiß, der Tod, ich hab ihn dort gesehn.

Am Riemen, an des Pferdes rechter Seite,
folgt willig, oder widerwillig auch,
der Strick; drei Hunde sinds gewöhnlich, und —
hetz! hetz! der arme Has ist aufgestochen,
die Hand läßt los, und vorwärts stößt der Sturm.
Voran der schnellste, ohne Laut, sieh! sieh!
und Lampe stürmt, und hinter ihm die Hunde,
in deren Augen sich der Tod verkrochen.
Wir preschen vor auf jenen Hügel dort,
und dicht an uns vorüber schießt die Jagd.
Noch immer langgestreckt am ebnen Boden,
läuft er wie rasend vor den Winden her.

Halt da, bei Gott! ich hab den Tod gesehn:
er hockt, ein Männchen, mager wie ein Geizhals,
er hockt im Augenstern des Hundes, gierig,
und sicher wie die Spinne doch, die weiß,
daß sich im Netz die Fliege ihr verfängt.
Der arme Hase, wie sein Lecker hängt!
Jetzt, bravo, schlägt er seinen ersten Haken;
und ihm vorbei, ins weite Feld hinein,
sie müssen wenden, jagen die Verfolger.
Nur einer kam nicht ab: der Solofänger.
Augt er so scharf? Gab ihm der Tod Befehle?
Er hat den Lauf gemäßigt und nimmt rasch
die Flucht des Angstgefegten wieder auf.
Nun ists vorbei; noch zwei und drei Sekunden,
und hoch trägt er den Schächer uns entgegen,
den furchtbar sein Gebiß im Nu gewürgt.

Einmal, an jenem Sommertag im Herbst,
die Spinneweben banden alle Stoppeln,
von fernen Wäldern schimmert blau herüber
ein hold Geheimnis, trabten wir zusammen,
das schöne Weib und ich. Ich selber führte
den Solofänger und allein am Riemen;
die andern lagen überhetzt im Stall.

Die junge Gräfin ritt an meiner Seite,
so dicht, daß sich die Pferde spielend bissen,
daß sie sich meinem Sattel fast vertraute.
Und jene Wälder wollten wir erreichen,
aus denen uns hold ein Geheimnis winkte.
Da fuhr ein Häschen auf, und hetz, hetz, hetz,
laß ich vom Riemen los den Solofänger.
Wo blieb der Wald? Flog Amor scheu zurück,
die Tränen mit den dicken Fäustchen haltend?
Und vorwärts ging die Jagd.
Der Hase flitzt, der Windhund hinterher,
hier, dort, noch immer nicht, nun da,
und weiter, immer weiter jagen wir.
Die Gräfin auf der schlanken, edeln Stute,
war mir voraus; ich ließ es gern geschehn,
denn mit Entzücken folgt ich ihrem Schleier.
Plötzlich, halt an, der Hase ist verendet,
und hinter ihm, kaum sind es fünfzehn Sprünge,
streckt auch der Windhund sich, vom Schlag gerührt.
Wir von den Pferden. Und just zwischen beiden,
hier liegt der Hase, dort der Solofänger,
steht blaß wie Lakentuch die schöne Gräfin.
Sie steht, sie wankt, das Auge starr gerichtet
in Wahnsinnsängsten auf den Solofänger.
Und diesem tritt, nie werd ich es vergessen,
aus dem gebrochnen Blick ein mager Männchen
und lacht uns hämisch an, und vor der Gräfin
verbeugt er sich unendlich tief und schwindet.

In meinen Armen hielt ich eine Tote.
Und nicht wie Blattgewispers leisen Ton
hört ich im Leben einen Hauch von ihr.

Seit jenem klaren Sommertag im Herbst,
die Spinneweben banden alle Stoppeln,
hab ich mit Windhunden nicht mehr gehetzt.

*

Die nächtliche Trauung[1].

„Da wachsen keine Rosen,
da wächst kein Rosmarein."

Tief liegt das Dorf in seinem Frieden,
Türen und Tore siegelt der Mond;
das Kirchlein, ein wenig abgeschieden,
ist sein langes Alleinsein gewohnt.
Der greise Pfarrer und seine Gemeinde
schlafen sanft; und Wächter und Hund
denken im Traum selbst an keine Feinde,
alles schweigt wie Grabesgrund.
Und es flüstert doch wie von irgendwoher.

Das Dorf kauert an der Westseeküste,
weit oben im Norden, im Jütenland —
Sinds Ruderschläge? Wers nur wüßte?
Mit der Flut strebt schnell etwas an den Strand.
Gleichmäßiger Ruderschlag, wie auf Kommando;
wohl zwanzig Barkassen enttauchen dem Meer.
Eine Stimme, vorn, ruft: „Avanti, Mirando!"
Und zwanzig Barkassen fliegen her.
Steigt denn ans Ufer ein ganzes Volk?

Plötzlich stehn an des Seelsorgers Lager
zwei Menschen mit grasgrünen Masken vor:
„Heraus," hebt an der eine Frager,
„wir suchen dich, du bist der Pastor".
Der andre spricht: „Sieh, tausend Zechinen,
hier in der linken Hand halt ich sie fest.
Oder willst du den Dolch dir verdienen,
dann gibt dir meine Rechte den Rest!"
Und Dolch und Zechinen wiegen gleich.

Der erste spricht: „Laß die Heiligen walten."
Er radebrecht, sein Deutsch ist schlecht.
„Du sollst jetzt eine Traurede halten,
machs kurz und mach es schlicht und recht.
Und gleich eine Leichenpredigt dran knüpfen.
Heraus nun und rasch in deinen Talar.
Dann darfst du wieder ins Bettuch schlüpfen,
doch erst komm mit an deinen Altar."
Und bebend folgt ihnen der alte Mann.

Wie sie draußen sind, sieht er von zahllosen Kerzen
inwendig glänzen sein Gotteshaus
und hört die Musik aller Lebensschmerzen
aus dem gewaltigen Orgelgebraus.
Er wankt, die beiden müssen ihn stützen,
er betet laut in die Nacht hinein:
Der Himmel wird mich vor Satan schützen,
o Jesus, laß mich nicht allein.
Und dann betritt er die Schwelle.

Er prallt zurück. Auf Gängen und Sitzen
wartet der Hof? geschmückt wie zum Ball?
Uniformen und Orden blenden und blitzen
wie sonnenbeglitzerter Schneekristall.
Viel Admirale und Generale
und noch manch andrer Offizier
füllen mit ihrem Gala-Gestrahle
des povern Kapellchens enges Revier.
Und der Priester tappt wie im Traum nach vorn.

Er findet vor dem heiligen Schreine
einen finstern Herrn, verwelkt und grau,
bei ihm die Braut, wie im Heiligenscheine,
jung wie am frühen Tag der Tau.
Ihr stiert aus dem schwarzen Lockendunkel
ein Diamant von wahnsinnigem Wert,
über ihr bleiches Gesicht irrt sein Gefunkel;
ihre lieben Augen sind tränenverheert.
Der Prediger spricht seinen Trauspruch.

Und gleich darauf, wie ihm befohlen,
hält er mit tiefster Ergriffenheit
eine Leichenrede. Er schluchzt verstohlen;
denkt er an Gottes Gerechtigkeit?
Der Myrtenzweig und die Gräberblume
verschlingen sich zum herben Kranz;
beide gepflückt aus der irdischen Krume,
blühn sie empor in den himmlischen Glanz.
Der arme Geistliche tappt zurück.

Er taumelt, wie von Schwindel befangen,
sein Geist ist verwirrt, kein Amen der Schluß.
Knapp ist er dreißig Schritte gegangen,
hört er einen Pistolenschuß.
Da packt ihn die Angst, da packt ihn Entsetzen,
kaum tragen die zitternden Füße ihn fort.
Wollen die Höllenwölfe ihn hetzen?
Er hört sie heulen, er stöhnt: Mord! Mord . .
ohnmächtig fällt er am Gartenzaun hin.

Und er erwacht und schleppt sich zum Küster,
der, gleich hochbejahrt, kindisch lullt und lacht,
und erzählt, wie ein Irrer, ihm mit Geflüster,
was er erlebt hat diese Nacht.
Die beiden Greise trotteln versonnen
einem Teich vorbei im Zwielichtgefild;
der Teich steht still wie zu Stahl geronnen,
nun regt ihn ihr schlotterndes Spiegelbild.
Dann treten sie ein durchs Kirchenportal:

Das Morgenrot spielt zum Erbarmen
um die junge erschossene Frau,
die mit weit ausgebreiteten Armen
vorm Altar liegt im Dämmergrau.
Die Myrte ist ihr vom Haupt gerissen,
um ihre Stirn knittert ein Kranz von Stroh.
Gibt es ein Großes Weltgewissen?
Gibt es ein Vöglein, heißt Nirgendwo?
Ein Dreimaster schaukelt auf hoher See.

[1] Vgl. hierzu das Gedicht von Schelling, Bd. 1, S. 327.

Krischan Schmeer.

Auf dem Tütvogelmoor, im Wollgrasmeer
arbeitet Peter Hans Christian Schmeer
nun an die achtzig Jahre schon
ums liebe Brot, um kargen Lohn.
Sein Rücken ist krumm, sein Haar ist weiß;
hier grub er als Knabe, hier gräbt er als Greis.
So fuhr er, so fährt er mit seinen Hunden
den Torf zur Stadt, die erst nach Stunden
der gebrechliche Wagen erreichen kann;
dort heißt er von jeher der Schwarzsodenmann.
Zuweilen, doch selten, trinkt er sich einen;
dann schläft er getrost auf den Pflastersteinen
bei seinen Tieren den Rausch sich aus,
und klappert dann wieder vergnügt nach Haus
Sein einziges Kind, sein Sohn — ist gestorben. ?
im Ausland, wohin er ging, verdorben?

Nie hörte mehr einer von ihm, kein Wort;
es raunt durch die Binsen von Todschlag, von Mord,
den hab er vollführt, doch ließ sich nicht fangen.
Fast vier Jahrzehnte sind hingegangen.

Sein Sohn war sein Stolz, seine Hoffnung, sein Held
in seiner ganzen armseligen Welt.
Wie wuchs der heran, wie die Buche gestreckt;
schon als Junge wußt er in Furcht und Respekt
zu bannen die lustige Kinderschar
als Räuberhauptmann, als Hospodar.
Sieben Fuß groß, und mit wildem Blut,
tat er als Jüngling wenig gut.
Die Mädchen entriß er ihren Galanen,
wies ein Sultan verlangt von den Untertanen.
Er blieb der Herr, wohin er schlug,
er war der Herr! und damit genug.

Ob es der Alte jemals verwunden,
daß niemand die Spur des Flüchtlings gefunden?
Seitdem sein Erbe die Landschaft verlassen,
mocht er nicht lieben mehr, noch hassen.
Gleichmütig schiebt er zum Torfstechen hin,
und allmählich schwand ihm der nüchterne Sinn.
Er ward Spökenkieker, hatte Gesichte,
erzählte sich selbst manche Spukgeschichte,
hielt mit Irrlicht und Hexen oft Zwiesprach lange,
den Werwolf kannt er, die Mitternachtschlange.
In der Dämmerung sah er, ohne zu schaudern, stehn
an den Gräben Ertrunkne im Abendwindwehn.
Und die Ertrunknen standen kerzengrad,
stumpfäugig, im triefenden Leichenornat.
Und der Mond kriecht langsam über den Hügel
und ängstet das nächtige Sumpfgeflügel.
In den Wassertümpeln, bis in die weiteste Ferne,
blinkert das blasse Licht der Sterne.

Und es war ein heißer, zitternder Junitag;
der Kätner berechnet sich seinen Ertrag.
Schwer hält er die Linke am Spaten gestützt,
mit der Rechten hat er die Augen geschützt
vor der Sonne im endlosen Steppenkreis;
oder denkt er nicht an Geld noch Preis?
Wohin schaut er, was beugt er das Haupt so vor?
Zieht jemand heraus aus flammendem Tor?
Über einem dürftigen Roggenfeld flimmert
ein spielendes Blenden, das näher schimmert.
Was ist das! Das fliegt ja; sind es Dämonen,
sinds Menschen, sinds Engel, die schwebend thronen?
Und immer dicht über dem Roggenfeld,
und ein Glanz durchglänzt ohne Gleichen die Welt.
Und Musik, und ein Sausen und Tosen und Prasseln,
als wenn Eisenbahnzüge die Luft durchrasseln.
Und Riesenballons, hinten Fisch, Vogel vorn,
lassen sich nieder in jenes Korn.

Und aus diesem Korn tritt im Krönungsstaat,
mit der gleißenden Krone, ein Goliath.
Dem folgt unabsehbar ein Völkerheer,
und alles geht zu auf Krischan Schmeer,
Tungusen, Mohren, Chinesen, Tscherkassen,
Europens, Amerikas, Afrikas Rassen,
vom Nordpol, vom Südpol, vom Ganges, vom Rhein;
ein Teppich kann bunter gewirkt nicht sein.
Und der mit der Krone, immer voran,
reitet jetzt einen Fuchshengst aus Turkestan,
mit Türkisen besät an Kopfputz und Bügel,
mit rostbraunen Samtdecken, knallrotem Zügel.
Und als sie nun sind bei Krischan Schmeer,
schwingt sich vom Sattel der Jupiter,
und wirft sich dem Alten zu Füßen, ists Traum?
und küßt ihm demütig den schäbigen Saum:

„Dreitausend Jahre sind verflogen,
da ist dein Sohn in die Fremde gezogen;
und von deinem Sohne stamm ich ab,
der errang und erzwang sich den Marschallstab.
Und hier, von seinem, von deinem Geschlecht,
kniet der letzte vor dir, wie ein elender Knecht;
und dankbar dir Ärmsten und deinem Herde
siehst du im Staube den König der Erde."

Und verschwunden ist alles, und wie zuvor
flimmert es über dem Ährenflor,
und im einsamen, grellen Sonnenschein
steht wieder der Alte tief allein.
Er reibt sich verwundert die Stirn, und dann
fängt er von neuem zu graben an,
um später den Torf in die Stadt zu karriolen
und sich den kargen Verdienst zu holen.
Und trinkt sich diesmal gehörig einen,
und schnarcht so laut auf den Pflastersteinen,
daß die Polizei ihn weckt und zur Rede stellt;
da hett he dat unkloofste Tüg vertellt.

Der schwermütige König.

Auf einer meiner Wanderungen einst,
im Norden wars, berichtet Ahasver,
und siebenhundert Jahre sind verflossen,
ging einem großen Schloßbau ich vorüber,
der klotzig zwischen kahlen Feldern lag.
Im Kreise, auf Entfernung einer Meile,
umzog ein Tannenkranz die nackte Fläche.
Die Feste selbst und ihren Garten gürtet
ein Mauerring mit Türmeschmuck und Zinnen.

Es war ein Wintertag. Im Osten liegt
der Nebel grau und blau, im Westen schimmert
ein äußerst blasses, gelbes Wolkenrot.
Der Schnee bedeckt die Erde; nur die Föhren
im Hintergrunde prägen dunkle Farbe.
Verstecken spielen Einsamkeit und Stille.
Leckt sich ein Ungeheuer irgendwo
die Vorderpfoten, ungestört im Winkel?
ein Ungeheuer, das die Burg bewacht?

Kein Mensch ist sichtbar außer wenigen Posten,
die langsam, auf und ab, gemessen gehn,
die sich vor Kälte in die Fäuste blasen,
die Spieße von der rechten nach der linken
und wieder nach der rechten Schulter werfen,
gespannt minutenlang die Gegend mustern,
um dann von neuem auf und ab zu schreiten.
Ist ein Gefangner ihrer Hut vertraut?
Ein dicker weißer Qualm steigt plötzlich auf,
steil aus des Schloßhofs Mitte in die Höhe;
die Luft ist starr, und lautlos träumt die Welt.
Der Rauch hört auf, das Opfer ist geschehn,
nun wird dem Götzen noch Musik gebracht,
ein wildes Tongewirr von Schellen, Tuben
verklingt, wird schwächer, stirbt, und alles schweigt.

Da öffnet sich das Tor und zeigt den König,
dem buntgewürfelt die Begleitung folgt.
Er geht ins Feld mit tiefgesenktem Haupt.
Strohgelbe Haare fallen um den Nacken
dem Vierzigjährigen. Die ozeanfinstern,
von schweren Lidern halbgeschlossenen Augen
durchirren unstet erst die Fern und Nähe,
und werden ruhig dann und bohren sich
fest in die Erde. Zögernd, schrittverhalten,
begibt er sich ins Weite auf den Weg.
Er trägt ein reiches Pelzgewand, gehalten
von einem feuerroten breiten Gurt.
Die Reiherfeder schwankt auf seiner Czapka;
in herrlicher Arbeit, edelsteingeziert,
schwingt im Gehenk der Dolch im Zittergang.
Zunächst ihm auf dem Fuße folgt der Narr,
dann hinter diesem schlendern Würdenschlepper.
Und endlich, im gemischten Durcheinander,
drängt Kopf an Kopf sich die Trabantenschar.
So zieht der Zug, wie Leichenträger traurig,
hinaus ins leere weiße Feld.
Frostknarrend naht ein Wagen auf der Straße,
die Vorderräder weit getrennt den andern.
Ein Rieseneichenstamm bedrückt die Achsen.
Als ihm der Schneckenzug begegnet, hält er.
Den alten Fuhrmann unterstützt die Tochter,
greift ein in Rad und Speichen, löst die Kette,
führt vorsichtig die Pferde um die Ecken.
Der König hat sie schnell bemerkt, er stutzt:
„Ei, du, mit deinen hellen Wellenhaaren,
wie lachen deine blauen Nordlandaugen,
dein Mund wie frisch, wie flaumig deine Wangen;
komm, du gefällst mir, heut noch bist du mein,
meld dich im Schlosse. Doch nein, nein, komm nicht;
der kurzen Lust folgt Unbequemlichkeit
nur allzurasch, ich will mich überwinden.
Was sagt mein Narr dazu?“

„Wie du befiehlst.
Herr, du tust gut; doch Recht ist Unrecht oft,
und Unrecht Recht, kaum läßt sichs unterscheiden.
Lädst du das hübsche Bauernmädchen dir,
so warten deiner einige lustige Wochen.
Doch dann, gar bald, macht Ärger dir das Weib:
sie mault und zetert dir die Ohren voll,
weil du verwöhnt sie hast mit deiner Liebe,
die du nicht zügeln konntest. Besser also,
du läßt sie gehn, daß ihrem Liebsten sie
die blanken Zähne zeigt, beugt er sich nicht.
Wirklich, ich weiß nicht, was ich raten soll;
ich kanns in diesem Fall nicht unterscheiden.“
„Dummkopf,“ herrscht ihn der König mürrisch an;
„doch vorwärts, daß wir uns Bewegung machen.“

Im Tann wird auf des Häuptlings kurzes Wort
von trocknem Reis ein Feuer angefacht.
Der König wärmt die Hände. Über ihn
fliegt unbeholfnen Flugs ein Rabe hin.
„Seht ihr des Vogels Flügel, die mit Kraft
ihn leichtlich in die Wolken tragen können.
Im Frost selbst findet er genügend Futter,
mit seinen gierigen Jagdgesellen bäumt er
am Rande einer Hölzung durch die Nacht,
um morgens wieder seinen Fraß zu finden.
Den Hunger stillen, schlafen und verdauen,
vom Tod nichts wissen, nie zu denken brauchen,
ich sollte glauben ... Narr, und deine Meinung?“
„Herr, das ist schwer. Der Vogel möcht ich sein
denn Freiheit hat er sicher mehr als wir.
Und was du sagst: Gedanken hat er nicht;
Gedanken aber sind des Lebens Übel.
Hab ich Gedanken nicht, was fichts mich an:
ich lebe wie der Vogel sorgenfrei.
Doch wieder auch: sind wir nicht sorgenfrei,
wenn wir die Humpen und die Hörner leeren,
und trinken, bis Vergessenheit uns küßt?
Und den Genuß des Becherns kennt er nicht.
So möcht ich doch der Vogel niemals sein.“
Der König lacht und alles lacht mit ihm.
Zurück ins Schloß verliert, löst sich der Zug.

Es sank die Nacht. Der Mond ist nicht zu sehn,
der Dunst läßt nicht die goldne Scheibe durch,
und matt beleuchtet glänzt der graue Plan.
Verschallend aus der Burg verklingt Gesang.
Das Lied der Skalden mischt sich mit den Harfen.
Im Waffensaale zecht im Kreis der Männer
der blonde König. Alle trinken Met
aus mächtigen Hörnern und aus Silberhumpen
und aus den Schädeln schlachterschlagner Feinde.
Wie glühn die Stirnen, wie versinkt das Auge,
oft spielt ein Lächeln um den stummen Mund,
und hier und dort, das Haupt zum Schlaf gelehnt
an eine Säule, schläft ein Ritter ein.
Der König ruht an eines Barden Brust,
des langer weißer Bart ihn überschwellt;
an seine Knie schmiegte sich der Narr,
der Glöckchenkappe Zipfel tief gesenkt.
Und alle tranken sich Vergessenheit.

Tot draußen liegt die lange Winternacht,
nur um die Mauern wachen noch die Posten,
die langsam, auf und ab, gemessen gehn
und sich vor Kälte in die Fäuste blasen,
die Spieße von der rechten nach der linken
und wieder nach der rechten Schulter werfen,
gespannt minutenlang die Gegend mustern,
um dann von neuem auf und ab zu schlendern.

Golgathaphantasie aus „Poggfred“.

Das Land lag wie aus Glas gesponnen um mich,
so rein, so klardurchsichtig war die Luft.
Ich stand auf einem sanften Heidehügel
in meiner Heimatinsel Schleswig-Holstein.
Rings Sonne; eine weite, leere Aussicht.
Die Himmelsschlüssel blühen überall,
Vergißmeinnicht und gelber Löwenzahn.
Der Tod hat sich ins Kraut zum Schlaf gestreckt,
reumütig liegt die Sense neben ihm.
Kein Pflügerruf, kein Vogel läßt sich hören,
kein Wagen ringt sich durch den dicken Sand,
die Mühle selbst hält Rast: es ist Karfreitag.

Auf meinem kleinen Berge stehn drei Kiefern,
ich schreite ab: sechs Fuß weit von einander.
An eine dieser Kiefern dann gelehnt,
sah ich hinab in all die stille Landschaft
und freute mich des wundervollen Friedens.
Ein Schwarm von Eintagsfliegen nur gab Leben,

von feuchtem Ort im Wind hierher getrieben.
Er hob und senkte sich vor mir wie Rauch,
glückselig in der Freude seines Daseins.
Mich drückt die Frühlingsluft, ich sitze nieder.

Der Mittag kam, ich saß noch immer da.
Die Sonne sticht, die Frühlingsluft wird schwerer,
ich werde müde, meine Wimper fällt:

Aus den drei deutschen Kiefern werden Pinien,
und die drei Pinien wandeln sich zu Palmen,
und seltsam ändert sich um mich die Gegend:
im Westen, Osten steigen Mauern auf,
ein Tempel schimmert auf, ein Rathaus auf,
fern eine fremde, nie gesehne Stadt:
Jerusalem! die Burg Antonia,
der Schloßbau von Herodes mit den Türmen,
und Josaphat, das Tal mit seinem Kidron,
Gethsemane, der Ölberg, Golgatha!
Vor allen Toren glänzen Villen, Gärten,
Springbrunnen klatschen in die Marmorbecken,
und Säulenhallen stehn: Jerusalem!
Der Schmerzensweg, die via dolorosa.
Und zieht den Weg nicht eine große Schar?
grad auf mich zu? und zieht nach Golgatha?
steh ich auf Golgatha, der heiligen Stätte?

Laut schiebt sich, stößt sich alles durcheinander,
Barone, Priester, Staatsanwälte, Bader,
Doctores: Pöbel aller Stände folgt
dem blassen, zarten Mann, der vorne geht.
Von bernsteingelben Haaren eingerahmt
ist sein Gesicht; und große braune Augen
schaun traurig, starr, verlassen in die Menge,
die tobend, lachend, lärmend ihn umdrängt.
Und plötzlich bin ich auch mit im Gewühl,
und höhne, lache mit . . .

Und der die bernsteingelben Haare hat,
der blasse Mann schleppt sich mit einem Schragen,
bis ihn die Kraft verläßt; er sinkt zusammen.
Ein andrer, stärkrer, nimmt die Last ihm ab,
und weiter zieht der Zug nach Golgatha.
Und alles, was uns nun entgegenkommt,
hält an: ein General, ein Bärenführer,
die Purpursänfte einer Edeldame,
ein Bauer, der sein Kalb zu Markte treibt,
mit Staatsdepeschen ein Kurier aus Rom,
die alte Semmelfrau von Jericho,
ein Handwerksbursch, zuletzt ein Trupp Soldaten,
der eben von der Felddienstübung heimkehrt.
Und alles lacht und johlt und kreischt und brüllt:
„Hurra, da bringen sie den Judenkönig"
und trollt sich weiter auf dem Weg zur Stadt.
Und eine Geierschar, in Wolkenhöhe,
gibt, langsam kreisend, unserm Zug Geleit.

Zwei Zimmerleute fügen aus den Kiefern,
aus den drei Kiefern, meinen lieben Kiefern,
drei plumpe, rohbehaune, kurze Kreuze.
Wir stürzen uns auf Jesum, packen ihn,
wir schlagen ihn mit Nägeln an die Äste.
Und ein Geschrei klagt gräßlich in die Welt
hinauf, so gräßlich, wies ein Mensch ausstößt,
dem mit Gewalt ein großer rostiger Nagel
durch Hand und Fuß gehämmert wird . . .

Und Jesus senkt die bernsteingelbe Haare,
daß sie sein blutiges Gesicht verdecken:
„Mich dürstet!" Ein Soldat der deutschen Wache
steckt den getränkten Schwamm auf seinen Spieß
und läßt den Heiland in Erbarmen trinken.
Und Barrabas erscheint, der Gassendichter,
der wegen Straßenraubs verurteilt saß,
doch den das Volk losbat, und grinst hinauf:
„Ja, hättest du wie unsereins verstanden,
den Leuten Spaß zu machen, alter Freund,
du hingest nicht, ein schwerer Sack, am Holz;
Kerl, dein Genie hat dich ans Kreuz gebracht!"
Und Jesus senkt die bernsteingelben Haare,
daß sie sein blutiges Gesicht verdunkeln.

Ein rabenschwarz Gewölk kriecht vor die Sonne,
nur einen schmalen, grellen Lichtrand lassend,
der dem Erlöser in die Augen blinkt.
Ein Blick der Liebe trifft uns, seine Quäler,
ein Schimmer, der uns anglänzt wie erstarrt,
und Jesus schreit, der Marterpfahl erbebt,
schreit: Eli, Eli, lama asabthani.

Da: seht doch, seht! da jagt, von Straßenstaub
verhüllt, jetzt wieder frei, jagt einer her,
in rasender Karriere jagt er her.
Sein Helm stürzt ab, sein Haar fliegt lang ihm nach.
Er spornt den Hengst auf unsern Blutplatz zu,
er schwenkt ein weißes Tuch, er schwenkts, er schwenkts.
Er setzt die Zinken ein zum äußersten Sprung.
Auf unserm Hügel, an der Kante kommt
des Fuchses wilde Mähnenwelle hoch:
ein Adjutnt von Pontius Pilatus.
Er und sein Syrer, wie getüncht von Schweiß,
brechen zusammen, und ein Wort springt hörbar
aus diesem wüsten Knäul von Mann und Gaul:
Begnadigt!

Stracks klettert einer das Gebälk hinan:
er hebt die bernsteingelben Haare Jesu
ihm von den Augen — er ist tot.

Auf meinem kleinen Berge stehn drei Kiefern,
sie stehen noch; sechs Fuß weit voneinander.
An eine dieser Kiefern angelehnt,
sah ich hinab in all die stille Landschaft,
und freute mich des wundervollen Friedens.
Ein Schwarm von Eintagsfliegen nur gab Leben,
glückselig in der Freude seines Daseins . . .

Pietà.

Wie kommt hierher Maria mit dem Leichnam?
Er liegt im Sand, am Ufer hart auf Muscheln,
und unbegrenzt dehnt sich die See hinaus.
Der Abendhimmel zeigt Gewitterstimmung,
und bis zum Wasserspiegel reicht die Wolke,
die einzige, große, schwarze Wolkenmasse.
Ganz schwache Wellen, ohne Mützchen selbst,
die träge spielen, spülen an den Strand
und lassen einen schmutzigen Schaum zurück,
der längs der Küste wie ein Strich hinzieht.

Auf harten Muscheln liegt der Kruzifixus.
Die Füße sind, die noch gekrümmten Hände
mit weichem Tuch umwickelt, daß die Male
der Nägel nicht, die schrecklichen, zu sehn.

Und über ihn neigt sich Maria hin
in ungeheuerm Gram und kann es nicht
und kann es nicht begreifen, daß wir Menschen
so schändlich ihren Sohn verraten konnten.
War er die Liebe nicht? War nicht sein Trieb,
sein einziger Trieb auf seinem Lebenswege:
Versöhnung, Friede, Herzenslauterkeit?
„O Haupt voll Blut und Wunden", und Maria,
mit ihren Tränen wäscht den Staub sie ab
von seinem Antlitz; und mit ihren Fingern
kämmt, trocknet sie den Bart vom Todesschweiß.

Am Horizont, wo nun die Sonne scheidet,
die hinter dickem Dunste sich verbirgt,
bricht Licht hervor, doch nur zurückgeworfnes.
Und dieses Licht ergießt sich übers Meer,
und geht in Streifen schnell darüber hin,
und trifft das Ufer und die Leidensgruppe,
bis sich der Himmel plötzlich wieder schließt.
Ein Augenblick ists dunkelschwerer Nacht —
Da lodert in der Ferne, landeinwärts,
ein Flammenchaos: Städte, Länder brennen,
und wüstes Schreien, Lärm von Schwert und Schilden
dröhnt her, und Roßgestampf und Kriegsmusik,
und gen einander tobts: In Jesu Namen!

Die Sonne sank, die Dämmerung beginnt;
ein linder Westwind hat sich aufgemacht
und streichelt sanft den spitzen Dünenhafer,
und kühlt die Augen unsrer lieben Frau,
und küßt die Schmerzenszüge des Erbarmers,
und gibt der Woge leichten Plätscherton,
der sich verbündet mit dem leisen Weinen,
das unaufhörlich auf den Heiland tropft.

*

Fühler und Vorhang.

Weit der Schwadron war ich vorausgeritten
und hielt im Nebel, horchend, auf dem Hügel.
Kommandoruf, vom Winde abgeschnitten,
verworren klang Geklirr von Roß und Bügel.
Da brach ein Reiher, nah, aus Nebelsmitten
und nahm den Schleier auf die breiten Flügel:
Sonnübersponnen, unten tief, durchritten
die Furt Husaren, Zügel hinter Zügel.

Den Gaul herum, die Seligkeit vergessen,
schieß ich zurück, mein Schatten ist betrogen, —
„Fertig zum Aufsitzen" und „Auf—gesessen";
dann weg, wie von der Erde aufgesogen,
vorsichtig, still, in richtigem Ermessen,
schlau wie die Rothaut zieht im Gräserwogen.
Halt... Säbelwink... der Eisensporn dem Blessen,
und in den Feind sind wir hineingeflogen.

Die Attacke.

Platz da, und Zieten aus dem Busch!
Mit Hurra drauf in Flusch und Husch,
und vorgebeugten Leibes rasen,
in einem Strich die Pferdenasen,
wir zwei weit voran den Husaren,
so sind wir in den Feind gefahren.
Die roten Jungen hinterher
in todesbringender Karriere,
daß wild die Spitzen der Schabracken
den Grashalm fegen wie der Wind.
Und hussa, hep, die bunten Jacken,
sind wir am Waldesrand geschwind.
Geknatter, dann ein tolles Laufen,
wir konnten kaum mit ihnen raufen,
so rissen die Gascogner aus
vor unserm Säbelschnittgesaus.
Doch hinter einer schmalen Erle
stand einer dieser kleinen Kerle
und macht auf mich recht schlechte Witze:
er schoß mir ab die Helmturmspitze.
Ei, du verfluchter gelber Lümmel,
ich treffe gleich dich im Getümmel.
Und „Hieb zur Erde tief" saß ihm
im Schädel eine forsche Prim.
Kolonnen rückten nun heran,
der Auftrag war erfüllt, getan.
Der Leutnant sammelte den Zug,
und als er durch die Säbel fragte,
ob keiner weglieb, keiner fehle,
da schnürt es ihm die junge Kehle.
Denn der Trompeterschimmel bäumte,
den Sattel frei, und schnob und schäumte.
Wir fanden seinen Reiter bald
an Brombeersträuchen, tot, im Wald.
Ein blaurot Fleckchen zeigte nur
den Schuß ins Herz, der Kugel Spur.
Bei meinem Freund zum erstenmal
sah ich die Scherbe niederschnippen,
und Tränen fielen ohne Zahl
dem Toten auf die bleichen Lippen.

O schäm dich nicht, wenn dies du liest,
daß dir so leicht die Träne fließt.
Im Sterben trägst du noch die Scherbe;
ich sei, stirbst früher du, der Erbe.
Dann denk ich an den treuesten Freund,
den je die Sonne hat gebräunt.

Die Schlacht.

(Aus der Novelle „Eine Sommerschlacht".)

Und wieder weiter. Die Gewehrläufe sind zum Zerspringen heiß. Der Tambour schlägt unausgesetzt plum—bum, plum—bum, plum—bum, immer nach dem zufallenden ersten Schlag der nachfolgende einzelne. Ich geh mit dem Hauptmann vor der Kompagnie. Plötzlich sehen wir im Feld einen Ziehbrunnen. Hin! Hin! Er ist umkränzt von Toten und Verwundeten; längst ist der Eimer verschwunden. Alles umzingelt ihn im Augenblick. Da schlägt (du Biest) eine Granate mitten in meine Leute. Sie reißt die halbe Einfassung mit; und einige kollern mit den Steinen in die Tiefe. Elf, zwölf Füsiliere hat sie erschlagen, die Eingeweide herausgehaspelt, Arme, Beine, Köpfe, große Fleischstücke hat sie sich geharkt.

Der Hauptmann läßt Avancieren blasen und ruft: „Nicht umsehen, nicht umsehen!". Der Tambour schlägt wieder: plum—bum, plum—bum, plum—bum.

Vorwärts! Vorwärts!

Was ist das? Der Hauptmann steht. Den Säbel hält er steilhoch. „Formiert das Karree!

Marsch! Marsch!" Und wir sind schon im Knäuel um ihn herum.

Zwei feindliche Kürassierregimenter hatten uns wahrscheinlich schon lange vom Versteck aus beschielt.

Schon setzen sie mit schmetternden Fanfaren an — da kommen die rettenden Engel.

Der erste rettende Engel (der auch als tüchtiger Reitergeneral geschielt hatte; mag es vielleicht der Künste schwerste sein, große Reitermassen im Gefecht richtig zu führen) war ein kleiner dicker preußischer General, der wie ein Gummiball heranpreschte. Sein Säbel, den er wie eine Schleuder über sich schwingt, blitzt; sein gutgefärbtes rotes Wrangelbärtchen leuchtet wie zwei spitze Flämmchen. Ihm hinterher — die beiden nächsten Engel — in weiter Entfernung von einander in derselben Linie: ein Dragoner- und ein Ulanenoberst. Beide, mit breiter Auslage nach vorn, liegen auf den Hälsen ihrer Gäule. Und nun viele hundert Engel: eine Kavalleriebrigade, zusammengekeilt, wie der Donnerwind. Natatata!

Der kleine dicke preußische General haut sich schon mit dem feindlichen herum. Dann gab's einen Krach (zwei Lokomotiven in voller Fahrt brechen nicht so ineinander), und dann war's, als wenn sich tausend Ringel einer ungeheuren Schlange im Kreise drehen. Bald aber verhüllte der Staub alles . . .

He . . . he . . . ja, was denn . . . was ist das . . . Mein Gott, ja . . . ein einzelner feindlicher Kürassier rast auf uns ein . . . sein Geschrei ist Gebrüll . . . es ist der Antichrist . . . fünfzig, dreißig, zehn Schritte . . . bei uns . . . kein Gewehr gegen ihn von uns hebt sich. Wir sind im Bann . . . Jetzt . . . jetzt . . . die Nüstern seines Rappens sprühen Feuer . . . Jetzt und er haut mit einem Hieb, als holt er aus den Sternen aus zur Erde . . . Er hat einen Füsilier in der Mitte des ersten Gliedes getroffen; er hat ihm den Helm, den Kopf, den Hals bis auf den Wirbel gespalten . . . Nun erst erwachen wir . . . Czizan ist der erste . . . Zwanzig, dreißig Läufe heben sich, und Roß und Reiter stürzen wie ein schlecht geratener Pudding in sich zusammen . . .

Einige sprangen auf und schnallten dem tapferen Reiter den Pallasch los. An der Innenseite der Koppel steht: Kürassier Teufel, 1. Eskadron Regiment Graf S.

Wer weiß wo.

(Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757.)

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm.
Auf roßzerstampften Sommerhalm
die Sonne schien.
Es sank die Nacht, die Schlacht ist aus,
und mancher kehrte nicht nach Haus
einst von Kolin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
der heut das erste Pulver roch,
er mußte dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
der Tod in seinen Arm ihn zwang,
er mußte dahin.

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
das stets der Junker bei sich trug,
am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
den kleinen erdbeschmutzten Band
und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
dem Vater diesen letzten Gruß,
der klang nicht froh.
Dann schrieb hinein die Zitterhand:
„Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand.
Wer weiß wo."

Und der gesungen dieses Lied,
und der es liest, im Leben zieht
noch frisch und froh.
Doch einst bin ich, und bist auch du,
verscharrt im Sand, zur ewigen Ruh,
wer weiß wo.

Erinnerung.

Die großen Feuer warfen ihren Schein
hellodernd in ein lustig Biwaktreiben:
Wir Offiziere saßen um den Holzstoß
und tranken Glühwein, sternenüberscheitelt.
So manches Wort, das in der Sommernacht
im Flüstern oder laut gesprochen wird,
verweht der Wind, begräbt das stille Feld.
Die Musketiere sangen: „Stra—a—ßburg,
o Stra—a—ßburg" . . . Da fühlt ich eine Hand,
die leise sich auf meine Schulter legte.
Ich wandte rasch den Kopf und sah den Lehrer,
bei dem ich, freundlich aufgenommen, gestern
Quartier gehabt; der nun, verabredet,
mit seinem Töchterchen gekommen war.
Ein Mädel, jung, gleich einer Apfelblüte,
die niemals noch der Morgenwind geschaukelt.
Der Alte mußte neben uns sich setzen,
und während ihm das Glas die Freunde füllten,
führt ich, von allem ihr Erklärung gebend,
das Mädchen langsam durch die Lagerreihen.
Sie sprach kein Wort, doch lautlos sprach ihr Mund,
ihr Lächeln und ihr staunend großes Auge.
Wie schön sie war, wenn sie beim Feuer stand
und rote Funken knisternd uns umtanzten.
Es hob sich die Gestalt vom dunklen Himmel,
scharf ausgeschnitten aus dem schwarzen Rahmen.
Und einmal, als Soldaten, ausstaffiert
als Storch und Bär, uns ihre Künste zeigten,
da lehnte flüchtig sie, beinah erschrocken,
an meine Brust ihr frommes Kinderantlitz.
Wir traten zögernd dann den Rückweg an.
Es stahl der Mond sich eben in die Bäume,
und in der Ferne, bei den Doppelposten,
fiel, dumpf verhallend durch den Wald, ein Schuß.
Wir gingen Hand in Hand,
und so, halb stehend, halb im Weiterschreiten,
bog ich mein Haupt hinunter zu dem ihren.
Ich fühlte, wie die jungen Lippen mir
entgegenkamen, und ich seh noch heut
ihr dunkles Auge in die Sterne leuchten . . .
Als längst der Alte mit ihr weggegangen,
saß ich im Kreise meiner Kameraden

und dachte voller Sehnsucht an das Mädchen,
bis mir zuletzt die schweren Lider sanken.
Mein treuer Bursche trug mich in mein Zelt
und deckte sorgsam mir den Mantel über.
Seitdem bin ich durch manches Land gezogen,
doch unvergessen bleibt mir jene Nacht.

Der Kampf um die Wasserstelle.

(Major Freiherr von Rauendorf und Sergeant Wehinger.)

Im südwestafrikanischen Land,
bei Kalkfontein, im Aubgebiet,
liegt im ewig sengenden Sonnenbrand
ein kühler Kolk zwischen Röhricht und Ried.
Es singen die Quellen, sie bieten den Gruß:
Trinkt! trinkt! und netzt euch den staubmüden Fuß
an der klaren, frischen Wasserstelle.

Wasser! Die Witbois halten es fest;
um den Trunk tobt seit drei Tagen der Tod.
„Wasser! Dann mag mich fressen die Pest!
Nur einen Tropfen in letzter Not!"
Es plappern die Wellchen kokett und kalt,
sie plätschern und plauschen: kommt bald, kommt bald
an die klare, frische Wasserstelle.

Vier Tage! Wir stürmen zum fünftenmal,
und wäre das Labsal von Teufeln umringt.
Wasser! Wann endlich endet die Qual!
Noch einmal gestürmt! Es gelingt, es gelingt!
Wie in der Heimat durch Wald und Feld
sprudelt das Bächlein, o selige Welt,
an der klaren, frischen Wasserstelle.

Umsonst! Nun liegen wir mürb und matt,
verdurstend, die Lippen sind rissig und wund;
der Wahnsinn hält uns am Boden platt,
glühheiß ist der Stein dem saugenden Mund.
Die Nixen winken: Bei uns ist es kühl,
kommt, badet mit uns im heitern Gespül
der klaren, frischen Wasserstelle.

„Wasser! Wasser! Nur einen Schluck!"
Einer ruft heilig, schon wirr ist sein Sinn,
das Wässerchen drüben äfft gluckgluckgluck:
„Gott führet zum frischen Wasser mich hin".
Das Wellchen schwatzt weiter und kichert und lacht
und hat seine windigen Scherze gemacht
auf der klaren, frischen Wasserstelle.

In der Batterie herrscht Gräberruh,
Offiziere und Mannschaft sind zermetzt;
kein Schuß mehr, Hans Klapperbein schmunzelt dazu,
gefallen fast alles und zerfetzt.
Und drüben das Teichlein lädt ungestüm ein:
Trinkt doch und wascht euch die Wunden rein
an der klaren, frischen Wasserstelle.

Getroffen im Unterleib, ächzt der Major,
in der furchtbaren Hitze, drei Tage lang.
Kein Arzt. Er rafft sich vergebens empor:
„Wasser!" Er hört nur Höllengesang.
Durch Tag und Nacht höhnt das Quellengegluck.
„Wasser! Ein einziger kleiner Schluck
aus der klaren, frischen Wasserstelle!"

Da kriecht ein Sergeant, zerschossen wie er,
an seine Stelle, mühsam, und lallt:
„Ein letzter Rest Rotwein, ich bring ihn her
unserm lieben Major; nun trinkt alsbald!"
Die Quelle ruft drüben ohn Unterlaß:
Kommt her zu mir, eilt an mein Übermaß,
an die klare, frische Wasserstelle.

Der Major, mit gierigem Blick, lehnt ab:
„Dank! Treuer! Trink du: Ich bin nicht mehr nütz,
du hast noch Kraft, du bist noch nicht schlapp,
schlepp dich zurück an Batterie und Geschütz."
Es murmelt das Fließ wie im Paradies,
und klangvoll hüpft über Gries und Kies
die klare, frische Wasserstelle.

Der Sergeant bricht zusammen, der Rotwein mischt
sich im mehlichten Sand mit dem sickernden Blut,
während beider Qual im Durst erlischt;
und alles feiert und rastet und ruht.
Die Quelle nur rieselt von Bord zu Bord
und läuft und lockt immerfort, immerfort
auf der klaren, frischen Wasserstelle.

Vorwärts! Der letzte Sturm gelingt.
Und alles wirft sich kopfüber hinein,
die Pferde zittern, die Rüster klingt,
der Durst ist besiegt, und aus ist die Pein.
Um die Quelle verzieht sich der Pulverqualm;
von Leben und Lorbeer flutet ein Psalm
ob der klaren, frischen Wasserstelle.

*

Terzinen aus „Poggfred".

(Zwölfter Kantus: Fantasto Peregrin.)

In meinem Lohholz lag er, an der Eiche;
kühl durch die Stille plätscherte das Wehr,
die Blätterschatten huschten auf der Leiche.

Wer war der Fremde, und wo kam er her?
der sich, antik, den Dolch ins Herz getrieben.
War ihm der Lebensweg zu lebensschwer?

Wer waren seine Freunde, seine Lieben?
Kein Brief, kein Zeichen seiner letzten Stunde?
Doch! auf dem Zettel da steht was geschrieben:

„Ich machte auf der Erde meine Runde,
ich bin durch vieler Herren Land gezogen,
ich sah nur stets die große Menschheitswunde.

Gleichgültig treiben Wolkenzug und Wogen.
Bringt auch die Schwalbe ab und zu den Frieden,
nie baute sie an meinem Fensterbogen."

Ich hätte gern den blutigen Ort gemieden,
doch bannte mich die Pflicht; ich blieb und bog
mich nieder zu dem Mann, der hier verschieden.

Um die gebrochnen offnen Augen flog
und zitterte noch das verglaste Leid,
der letzte Schmerz, der sie ums Licht betrog.

Still! Seine Seele floh ihr Pilgerkleid;
ich sah, sie küßte seine weißen Wangen,
bereit zum Fluge in die Ewigkeit.

Doch eh sie in die Ewigkeit gegangen,
umschwebte sie den Ort noch, webernd, wehte
auf einen Zweig, da saß sie wie gefangen

Mir graute, denn es summte wie Gebete,
als schwächte jeden Laut ein dichter Flor;
ich hörte anfangs nicht, um was sie flehte.

Dann klang mirs immer deutlicher zu Ohr.
Es war kein Flehn, es waren ruhige Sätze.
Sie sang: „Leb wohl, mein edler Garde du Corps.

Das Leben gab dir alle seine Schätze:
Kraft, Mannheit, Schönheit, vornehme Geburt,
des Reichtums goldbeperlte Fischernetze.

Was rittest du nicht fröhlich zum Buhurt?
Genossest nicht den Zufall deiner Rechte?
Was suchtest du nach Grund bei jeder Furt?

Ach! Grübelei zerfraß dein Hirngeflechte;
beständig gabst du dich Gedanken hin,
das machte dich vom Ritterherrn zum Knechte.

Die Schärpe, deines Muts Begleiterin,
den Helm, den Küraß schobst du in die Ecke.
Und wem zuliebe? Wonach stand dein Sinn?

Wie Don Quixote zogst du, armer Recke,
ein Narr der Freiheit, über Berg und Tal,
bis du, dein eigner Sklave, kamst zur Strecke.

Was trieb dich denn nach Spanien, Mann der Qual?
Da schoß Don Amor dir ins Herz den Pfeil,
du aber warst ein tumber Parsifal.

Leb wohl, du zolltest deinem Fleisch sein Teil;
die Erde wird dein Irdisches zerstören,
ich aber schwebe auf zu meinem Heil."

Die Seele wich; es wollte mich empören,
wie schamlos sie von ihrem Bruder schied.
Muß selbst der Tod noch Sittenpredigt hören?

Verklungen war das sonderbare Lied,
da schob sich vor die Sonne feuchtes Grau,
ein plumper Nebel sank auf Rohr und Ried.

Ich kenn mein nordisch Wetter sehr genau
und hab mich dran gewöhnt; doch seit ich denke,
so schnell wie heute fiel noch nie der Tau.

Und immer dunkler wurde das Gesenke,
bis Finsternis mich manteldicht umschloß.
Da plötzlich färbt ein Bild die Wolkenbänke:

Granada! Auf befranztem Berberroß
seh ich Aischa, Abul Hassans Kind,
der Gotenfürstin Egilone Sproß.

Mit ihren schwarzen Haaren spielt der Wind,
ein Stahlhelm schützt sie vor den Sonnenstrahlen,
wie Schnee der Sierra gleißt ihr Brustgebind.

Ihr brauner Hals trägt reich an Milchopalen
ein schwarzblau Band; die Arme sind geschmückt
mit Saphirspangen, die den Himmel prahlen.

Die Menge neigt sich, bis zum Knie gebückt;
ihr Zelter, Andalusiens Edelstute,
bäumt auf, von seiner stolzen Last entzückt.

Plötzlich: Was giert sie unterm Eisenhute?
Die straffe Hand, weshalb? ergreift den Speer,
der eben zierlich noch am Zaume ruhte.

Erspäht ihr Funkelblick ein Christenheer?
Ists Don Tellez, der sie zum Kampfe reizt?
der fremde Don mit Augen wie das Meer.

Ists Liebe, ist es Ruhm, wonach sie geizt?
Ah, Weiberlaunen! Wie die Lippen spielen!
Wie sie sich nun graziös im Sattel spreizt!

Sie lacht! Die märchennächtigen Augen zielen,
nach wem? Sie lacht, sie wiegt sich, und sie lacht
und galoppiert auf bunten Krokusdielen.

Sie galoppiert durch ernste Lorbeernacht,
durch frohe, frühlingsvolle Mandelbäume;
der Gießbach stürzt durch Goldorangenpracht.

Sie fällt in Schritt, und fällt in Traum und Träume;
Verheißung, wem? Wem gilt ihr Mondesblick,
nach Tag und Tau und Abendrotgesäume?

Venus geht auf; es knüpft sich ein Geschick.
Lautlos. Es lärmen nur noch die Fontänen.
Träg blinzelt Sphinx hinauf ins Sterngestick . . .

Ich bin nicht mehr im Land der Sarazenen:
mein Frösteln mahnt, daß ich in Poggfred bin,
wo sich die dicken, dummen Nebel dehnen.

Die Sonne, eine matte Siegerin,
dringt mühsam wieder durch die Wolkendeiche;
ich nehm ihr Licht mit Dank und Ruhe hin.

In meinem Lohholz lag er, an der Eiche.
Wer mag der Fremde sein, wo kam er her?
Die Blätterschatten huschten auf der Leiche.

Kühl durch die Stille plätscherte das Wehr.

Auf dem Kirchhof.

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
ich war an manch vergeßnem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
auf allen Gräbern fror das Wort: gewesen.
Die Särge schlummerten wie sturmestot,
auf allen Gräbern taute still: genesen.

* * *

Gustav Falke.

Geb. am 11. Januar 1853 in Lübeck, lebt in Hamburg. Mynheer der Tod 1891. Tanz und Andacht 1893. Zwischen zwei Nächten 1894. Neue Fahrt 1897. Mit dem Leben 1899. Hohe Sommertage 1902. Gesammelte Dichtungen (5 Bände) 1913.

Der Rittmeister.

Eine Schwadron am Waldessaum,
schwarze Husaren. Stehn wie der Baum,
die Linke am Sattelknopf.
Vergoldet vom letzten Tagesstrahl
Pferdehals, blitzender Reiterstahl,
Kolpak und Totenkopf.

Dreißig Schritte vor der Front
der Rittmeister grell übersonnt,
den Säbel mähnenquer.
Tief in die bleiche Stirne gerückt
die Pelzmütze, späht er vorgebückt,
mit Geierblick umher.

Links auf leichtem Schimmel dicht
sein Trompeter, ein flachsblond Milchgesicht.
Der sieht mit leisem Graun
ihn reglos halten auf dem Fleck,
wie festgewurzelt Mann und Scheck,
ein Bild aus Stein gehaun.

Säbelwink! Signal! Tra—a—ab! Trab!
Nun jagt der Viktoria die Kränze ab,
und wenn sie die Hölle verschanzt.
Mit hartem Huf stampft Feld und Frucht
schnellfüßige Siegeseifersucht,
daß Kraut und Scholle tanzt.

Hurra! in den Feind! Dragoner sind's. Drauf!
Walkt sie, Jungen! haut sie zuhauf!
Klinge an Klinge blitzt.
Der Rittmeister mitten im dichtesten Knaul.
Rechts herab, links herab, hoch vom Gaul.
und jeder Hieb, der sitzt.

Das ist ein Zerren, Stich und Stoß,
ein Sinken, Stürzen sattellos.
Brüllend prallt Wut in Wut.
Und wie verzogen sind Staub und Schwall,
geglättet ruhn die Wogen all,
im Sand verrinnt die Flut.

Zerrissen Roß und Reiter, weh!
gefallen wie Halme im Sommer jäh,
vorm Siegesfischelschlag.
Am Boden bügellos Held an Held,
reiterlos rasen die Pferde durchs Feld,
blutrot stirbt der Tag.

Nur einer entkam. Ihn trug sein Scheck
mit hastendem Huf aus Schlacht und Schreck.
Der Strauß war fast zu heiß!
Er schlägt von der Attila Staub sich und Sand
und wischt sich mit der flachen Hand
aus Augen und Stirn den Schweiß.

Ein hämisch Grinsen kriecht hervor,
zieht ihm den Mund von Ohr zu Ohr:
Heut war's nach meinem Sinn.
Dann wendet seinen Gaul im Schritt
und brütet neuen Grausenritt
der Tod still vor sich hin.

Die Equipage.

Ein Spielball seiner scheugewordnen Pferde,
der Vollblutfüchse, die wie furchtgepeitscht
durch Staub und Funken in den heißen Tag
den eierschalenleichten Wagen reißen,
rast über den Weg ein vornehmes Gefährt,
lautlos, auf Gummirädern. Rechts und links,
hier, dort, an jedem Stein droht ihm Zerschellen.
Entsetzt ist der Lakai hinabgesprungen.

Zurückgesunken liegt, vom Schreck gelähmt,
der Ohnmacht nah, im grünen Plüsch des Fonds
die alte Exzellenz. Im Knopfloch prangt
des mäusegrauen Überrocks kokett
die herrlichste, tiefdunkelrote Rose.

Das feine schmale Diplomatenantlitz
bartlos und voller Falten, tausend Runzeln,
gleich einer Walnuß, deckt aschfahle Blässe.
Weit aufgerissen heften sich die Augen,
die wasserhellen, klugen, alten Augen,
als sähen ein Gespenst sie, auf den Kutscher.
Schlaff hängt, wie tot schon, über den Rand des Schlages
die Rechte mit den ausgespreizten Fingern.

Dem Greis zur Linken beugt zum Sprung sich vor
ein Mädchen, ein sehr junges, schlankes Ding,
soeben flügge erst, ganz weißgekleidet,
mit brennend rotem Haar, des schwere Flechten,
zwei breite Flammen, nach den Hüften züngeln,
und alles Blut hat aus den weichen Wangen
die Todesangst ins Herz zurückgejagt.

Den kleinsten Fuß im spitzen Atlasschuh
schon auf den Kissen vor sich, mit der Faust,
die pfirsichfarbenen Handschuh überrafft,
des Bockes Eisenstange fest umkrampfend,
stiert wie gebannt auch sie mit starren Augen,
mit süßen Kinderaugen, die das Graun
vergrößert hat, auf Fritz. Mein Gott! Fritz! Fritz!
Der dreht den Hals und nickt ihr hämisch zu,
ein grausig Beingesicht ohn Fleisch und Blut:
Fritz blieb zu Haus, Komtesse, heut fahre ich.

Der Seidenpinscher mit dem Fell wie Schnee,
der auf dem Vordersitz bequem sich's macht,
hebt ganz verwundert seine klugen Augen.
Höchst unklar ist noch immer ihm der Vorgang,
und fragend blickt er bald auf Fritz, bald auf
die junge Herrin. Aus dem Zahngehege,
dem scharfen, hechelt Fifis rosig Zünglein,
und an dem himmelblauen Halsband zittert
ein Silberglöckchen, dessen Kling und Ping
im Donnerlaut des Hufschlags untergeht.

Breitbeinig steht der Tod, weit vorgebeugt,
ein Muschellenker, der sein Wettgespann
um Glanz und Gloria durch die Rennbahn kreist.
In harter Knochenfaust die schlaffen Zügel,
und mit der andern weit ausholenden Schwungs
der Peitsche schlangenschmeidige Geißelschnur
den bangen Tieren um die Ohren klatschend,
scheint er ganz Lust, im hellen, harten Blick
des kränzesicheren Sieges Übermut,
und um den Mund, daraus die feste Mauer
des prächtigsten Gebisses blitzt und lacht,
ein schlächterhaft brutales, breites Grinsen.

Der Glanzhut mit der farbigen Rosette,
der mählich in den Nacken ihm gerutscht ist,
zeigt halb des Schädels blanke Billardkugel,
und um die dürren Glieder schlampt und schlottert
die kaffeebraune, goldenknöpfige
Livree dem Schrecklichen, der gut gelaunt
zu irgendeinem seiner Feste sich
die Gäste in der Equipage holt.

Die wilde Jagd verschlingt ein Tannenwäldchen.
In Staub und Glut der Straße aber liegt
hellschimmernd eine weiße Rosenknospe,
erschlossen kaum, feuchtwarm der zarte Stengel,

als hätt' noch eben eine heiße Hand
die totgeweihte lebensfroh umfaßt.
Der laue Mittagswind streicht drüber hin,
ein scharlachfarbner eiliger Schmetterling,
sich überhastend, gaukelt leicht vorüber,
kehrt wieder, ruht wie müde eine Weile
matt flügelnd auf dem Blütenbett sich aus
und nimmt den Weg ins übersonnte Feld
schnittreifen Hafers, das der Friede küßt
und wolkenlose Bläue überdacht.

Thies und Ose.

In Wenningstedt bei Karten und Korn
erschlug einst ein Bauer in jähem Zorn
seinen Gast. Thies Thiessen war stark,
und der Hansen ein Stänker um jeden Quark.

Nun lag er bleich und im Blut auf dem Stroh.
Aber wo war Thies Thiessen? Wo?
Sie suchten ihn und fanden ihn nicht,
und der Galgen machte ein langes Gesicht.

Ose, des Mörders Weib, kam in Not.
Vier Kinder wollten von ihr Brot.
Ihr Kram ging zurück. Stück für Stück
ward verkauft, und sie suchte bei Fremden ihr Glück.

Doch stand sie in Ehren bei jedermann
und tat ihnen leid. Die Zeit verrann,
und Thies Thiessen war und blieb
weg, als wäre die Welt ein Sieb.

So wurden es Jahre. Auf einmal fing's
zu tuscheln an, bis nach Rantum ging's:
Habt ihr gesehn? Schon lange. Nanu!
Meint ihr? Und sie nickten sich zu.

Sie war doch sonst ein ehrlich Weib,
nun schreit ihre Schande das Kind im Leib.
Mit wem sie's wohl hält? Das Mannsvolk ist toll!
— Das war ein Geschwätz, alle Stuben voll.

Die fromme Ose ertrug es in Scham,
kein Wort über ihre Lippen kam.
Nur einem fraß es am Herzen und fraß,
bis ihm der Schmerz in den Fäusten saß.

Und eh sich's die Lästermäuler versahn,
stand er auf: Ich hab's getan!
Und standen alle und glotzten sehr:
Thies Thiessen? Gott sei bei uns! Woher?

Nicht verrat ich das Dünenloch,
und ihr findet es nimmer. Sie aber fand's doch.
Und geht's um den Hals, das Kind ist mein.
Und verdammt, wer's nicht glaubt. Ich bläu's ihm ein.

Und er sah elend aus und schwach,
und er hielt sie wie ein Gespenst in Schach,
bis ihnen allen allmählich klar,
daß der da wirklich Thies Thiessen war. —

Der Hansen war tot, von keinem vermißt,
ein Säufer war er und schlechter Christ.
Aber der Thiessen, ein Kerl ist er doch!
Und die Ose, gibt's eine Bravere noch?

Alle die Jahre in Elend und Not
teilte sie ihr Hungerbrot
treulich mit ihm. Und jetzt weinte sie da
an seinem Hals. Es ging allen nah.

Sie kauten und spuckten und sahen sich an
und schoben sich sacht an Thiessen heran
und brummten und schüttelten ihm die Hand.
Das war ihr Gericht. Und so blieb er im Land

*

Nachtwandler[1].

Trommler, laß dein Kalbfell klingen,
und, Trompeter, blas darein,
daß sie aus den Betten springen,
Mordio Michel, Mordio! schrein.
Tuut und trumm, tuut und trumm,
Zipfelmützen ringsherum.

Und so geh ich durch die hellen,
mondeshellen Gassen hin,
fröhlich zwischen zwei Mamsellen,
Wäscherin und Plätterin:
links Luischen, rechts Marie,
und voran die Musici.

Aber sind wir bei dem Hause,
das ich euch bezeichnet hab,
macht gefälligst eine Pause,
und seid schweigsam wie das Grab!
Scht und hm, scht und hm,
sachte um das Haus herum.

Meine heftige Henriette
wohnt in diesem kleinen Haus,
lärmen die wir aus dem Bette,
kratzt sie uns die Augen aus.
Scht und hm, scht und hm,
sachte um das Haus herum.

Lustig wieder, Musikanten!
Die Gefahr droht nun nicht mehr;
trommelt alle alten Tanten
wieder an die Fenster her!
Tuut und trumm, tuut und trumm,
Zipfelmützen ringsherum.

Ja, so geh ich durch die hellen,
mondeshellen Gassen hin,
fröhlich zwischen zwei Mamsellen,
Wäscherin und Plätterin:
links Luischen, rechts Marie,
und voran die Musici.

* * *

[1] Beispiel einer heiteren liedartigen Ballade.

Arno Holz.

Geb. am 26. April 1863 in Rastenburg in Ostpreußen, lebt in Wilmersdorf bei Berlin.

Buch der Zeit 1885, 1905. Phantasus I u. II 1898 u. 1899. Die Blechschmiede 1901. Dafnis, Lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert, 1904; 32. Tausend 1913.

Nachtstück.

Längst fiel von den Bäumen
das letzte Blatt,
in Schlaf und Träumen
liegt nun die Stadt;
die Fenster verdunkeln
sich Haus an Haus,
und drüberhin funkeln
die Sterne sich aus;
kalt weht es vom Strom her,
der Eisgang kracht,
und drüben vom Dom her
dröhnt's Mitternacht.
Ich aber schleppe mich zitternd nach Haus
der Nordwind bläst die Laternen aus!

Was half's, daß ich klagend
die Gassen durchlief
und mitleidverzagend
„Hier Rosen!" ausrief?
„Hier Rosen, o Rosen!
Wer kauft einen Strauß?"
Doch die Herren Studiosen
lachten mich aus!
Und keiner, keiner . .
daß Gott erbarm!
O unsereiner
ist gar zu arm!
Mir wanken die Knie, mein Herzblut gerinnt — . .
O Gott, mein Kind, mein armes Kind!

In stockdunkler Kammer,
verhungert, vertiert!
Schon packt mich der Jammer:
„Ach Muttchen, mich friert!
Ach bitte, bitte,
ein Stückchen Brot!"
Mir ist es, als litte
ich gleich den Tod!
Mir ist es, als müßte
ich schreien: „Fluch!" —
O daß ich dich küßte
durchs Leichentuch!
Dann wär es vorbei und sie scharrten dich ein,
und ich trüg es allein, o Gott, allein!

Phantasus.

Ihr Dach stieß fast bis an die Sterne,
vom Hof her stampfte die Fabrik,
es war die richtige Mietskaserne
mit Flur- und Leiermannsmusik!
Im Keller nistete die Ratte,
parterre gab's Branntwein, Grog und Bier,
und bis ins fünfte Stockwerk hatte
das Vorstadtelend sein Quartier.

Dort saß er nachts vor seinem Lichte
— duck nieder, nieder, wilder Hohn! —
und fieberte und schrieb Gedichte,
ein Träumer, ein verlorner Sohn!
Sein Stübchen konnte grade fassen
ein Tischchen und ein schmales Bett;
er war so arm und so verlassen,
wie jener Gott aus Nazareth!

Doch pfiff auch dreist die feile Dirne,
die Welt, ihn aus: Er ist verrückt!
ihm hatte leuchtend auf die Stirne
der Genius seinen Kuß gedrückt.
Und wenn vom holden Wahnsinn trunken
er zitternd Vers an Vers gereiht,
dann schien auf ewig ihm versunken
die Welt und ihre Nüchternheit.

In Fetzen hing ihm seine Bluse,
sein Nachbar lieh ihm trocknes Brot,
er aber stammelte: O Muse!
und wußte nichts von seiner Not.
Er saß nur still vor seinem Lichte,
allnächtlich, wenn der Tag entflohn,
und fieberte und schrieb Gedichte,
ein Träumer, ein verlorner Sohn!

* * *

Friedrich Adler.

Geb. am 13. Februar 1857 zu Amschelberg in Böhmen, lebt in Prag. — Gedichte 1893. Neue Gedichte 1899. Vom goldenen Kragen 1907.

Ein Schachspiel.

Lord Edwin, froh und lachend wie ein Kind,
ruft: „Schach dem König! Vetter, seid Ihr blind?

Ihr lieft ins Netz, solch tüchtiger Strateg,
ei seht doch, seht, versperrt ist jeder Weg!

Ein Sieg mit Euch, fürwahr ein schöner Tag!
Allein vergebt — Ihr hört nicht, was ich sag."

Lord Robert spricht: „Verloren ist das Spiel!
Es huldigt Euch die Majestät, die fiel.

Ihr habt es gut gemacht, seid dessen froh,
doch habt Ihr recht, mein Sinn war anderswo."

Lord Edwin schmollt: „Galt so gering der Feind?"
„Seid ruhig, Vetter, bös war's nicht gemeint!

Ich spielte redlich, doch mit einmal flog
heran ein Trübes, das mich ganz umzog.

Wie tiefes Bangen war's und Mitleid, ja —
lacht mich nicht aus — das Weinen war mir nah.

Blickt her: Die Königin und Turm und Roß,
die Läufer und der Bauern schwerer Troß.

Das Spiel beginnt, und seinen Posten deckt
ein jeglicher, der offen, der versteckt.

Um jeden Schritt ein grimmer, wilder Streit,
ein Drohen, Lauern, Kämpfen, weit und breit.

Ein heißer Krieg verbißner Leidenschaft,
hier List und Raschheit, dort die plumpe Kraft.

Und ringsum brandet, unbezwinglich schier,
ein Feuerstrom von Haß und Wut und Gier.

Und seht, ein Ruck des Fingers wirft sie um,
und alle sind sie tot und alle stumm.

Leblos, ein Nichts, Holzstücke ohne Sinn —
das Spiel ist aus, und was ist der Gewinn?" —

Lord Edwin spottet: „Grillenfängerei!
Was anderes, wie närrisch es auch sei!

Und dessen ist heut England übervoll,
wie Fastnachtsspuk geht's durch die Köpfe toll.

Die rote und die weiße Rose zankt —
uns kümmert's nicht, dem Himmel sei gedankt!

Und wenn Ihr noch so klug, Herr Vetter, sprecht,
ich, Freund, bin lustig, darum hab ich recht!" —

Und sieben Monde gingen in das Land,
und aufgelodert war zum Krieg der Brand.

Und bei Sankt Albans stand im weiten Feld
das wilde Paar der Rosen aufgestellt.

Seltsamer Tausch! Die rote bleich vor Wut,
die weiße Rose eingetaucht in Blut.

Bei York stand Edwin, heiß von Kampfesglühn,
bei Lancaster Lord Robert, stolz und kühn.

Der Abend sank, da lagen todeswund
die Helden beide auf demselben Grund.

Lord Edwin hebt das Haupt und sieht noch matt,
wen neben ihn der Kampf gebettet hat.

„Lord Robert, ei, wer hätt's so bald gedacht,
daß wir uns wiederfinden in der Schlacht!

Das Leben flieht, zum Abschied reicht's noch hin —
das Spiel ist aus, und was ist der Gewinn?"

* * *

Franz Held.

(Pseud. für Franz Herzfeld.)

Geb. am 30. Mai 1862 in Düsseldorf, gestorben 1900 in Tirol. Gorgonenhäupter 1887. Groß-Natur 1892. Trotz alledem! 1893. Tannhäuser recidivus 1894.

Meister Diepolt.

I.

Die Verena kriegt nur, was der Hexe gebührt:
sie hat ja den Sohn eines Rates verführt!
hat frech mit dem Jungherrn (auch Volant war Gast –)
am hohen Karfreitag zu Weine gepraßt.

Der arme Bursch ward nach auswärts verschickt —
und die Hexe mit glühenden Zangen gezwickt.
Fast schad um die sanfte, die feine Haut —
da hat sie gestanden — den Richtern graut!

Meister Diepolt, der Henker, geleitet sie spät
am Abend vors Tor, wo der Galgen steht.
's ist schwül, und über den Dächern der Stadt
wetterleuchtet's gereckt und matt.

Meister Diepolt schreitet klotzig und fest —
doch Verenas Blick ihm nicht Ruhe läßt.
Von den Weibern gemieden, entbrennt er leicht.
Er beißt sich die Lippen: „Es muß!" er keucht.

Auf dem Karren sitzt sie im Hexenhemd,
ihr rotes Haar ist herabgekämmt,
ein Scheiterzüngeln voll Myrrhenduft!
Doch statt Feuers wartet des Leibes — die Gruft.

Lebendig ins Grab, das all Hitze kühlt!
Schon unter dem Galgen die Grube schielt.
Der Gaffer Gewimmel hügelab.
Meister Diepolt zerrt die Hexe zum Grab.

Mit Dornen zu decken den sänftlichen Schoß,
das Hexenhemd greift er — da schimmert bloß
ihr lockender Leib — in die Elfenbeinknie
nieder bricht sie — wie gell sie schrie!

Doch er greift ihre flehend gehobenen Händ' —
sie wehrt sich — er packt ihre willige Lend',
ihr Abgrund-Auge wie rasend glotzt,
ihn pressen die Brüste, jammergestrotzt.

Ein höllisch Feuer durchrinnt sein Gebein —
er möchte sie betten auf sanften Rain,
sie streicheln — —
Doch mahnend schreit durch den Duft
der Rabe: „Henker! Tu, was du mußt!"

„Und henkt ich nicht schon fünf Jahre lang?
Potz Strahl! da tät ein Weibsen mir Zwang,
dieweilen der ganze Rat uns schaut —?"
Er klemmt blutrünstig die Sammethaut.

Doch stark ist das Weib und hoch von Gestalt.
Er schiebt sie zum Grab nur mit Stoß und Gewalt —
Bartraufen — —
Beide taumeln hinab
(die Hexe zu unterst) ins offene Grab.

II

Die Räte verfolgen das Ringen gespannt.
„Wo bleibt nur der Diepolt?"
Sie treten zum Rand —
Da sehn sie die beiden auf feuchter Scholl
ineinander verknäuelt wollustvoll.

„Man werfe den Stockmann selbst in den Stock!"
Ein Ratsherr hebt einen schweren Block:
„Verfluchte! du hast mir den Buben verderbt!"
Er wirft — — das Kristallgefäß blutig zerscherbt!

Dann Dornen aufs kläglich quetschige Fleisch —
und es pumpert der fallenden Schollen Geräusch.
Da hören die Würmer statt trunkenem Kuß
ihres keuchenden Atems Todeserguß.

III.

Am andern Tage wird ausgeschellt:
Auf seinen Hals ist der Diepolt verzellt.
Und läßt er im Banne der Stadt sich sehn,
darf männiglich straflos zu Leib ihm gehn.

Der Heimatlose schleicht in der Nacht
zum Galgen; die lockere Scholle kracht:
mit dem Henkerschwerte, des mächtigen Knauf
er anstemmt, wühlt er die Grube auf.

Dann schlägt er den Mantel, wärmend, groß,
um die armen Brüste, den blutigen Schoß,
er streicht ihre Wange, glüh und zag:
„Wach auf! o wach auf doch! im Osten wird Tag –"

Er hat mit dem breiten Richtschwert geraubt
eine Feuerlocke vom bleichen Haupt —
— — — — — — — — — — — — — —
Zurück kroch schaudernd der Morgenstrahl:
Meister Diepolt henkte zum letztenmal.

* * *

Ludwig Scharf.

Geb. am 2. Februar 1864 in Meckenheim, lebt in München. Lieder eines Menschen 1892. Tschandalalieder 1905.

Traumbild.

Aus tiefem Schlaf bin ich erwacht —
war eine kummersatte Nacht.

Ein Traumbild war es grausig fast
und lag auf meiner Brust wie Last.

Ich saß in einer Zelle leer —
es drückte auf das Hirn mir schwer.

In einer Ecke saß ich dort
mit stumpfem Blick und sprach kein Wort.

Schon zwanzig Jahre saß ich hier
und sah zu Boden wie ein Tier.

Und immer stand vor meinem Blick
ein längst gestorbenes Erdenglück:

Ich schlief mit ihr in einem Bett —
als ob ich's jüngst verlassen hätt',

so stand's vor mir. Ich schlief zur Nacht,
da stahl sie sich davon ganz sacht.

Zu einem Buhlen schlich sie hin,
ich kannte ihn am blonden Kinn. —

Dann kam sie wieder mir zurück
mit leerem, kaltem, blödem Blick.

Ich fragte sie, da log sie nicht:
ich sah ihr fahles Angesicht.

Ich weiß nicht mehr, was dann geschah:
in ihrem Blute lag sie da.

Und zwischen Blut und Därmen quoll
ein junges Leben unruhvoll.

Dann kamen sie mit Stricken noch
und schleppten mich in dieses Loch.

So saß ich dumpf in leerer Zell
und saß und sah auf eine Stell.

Wohl zwanzig Jahre war's schon her —
ich saß und sah und sprach nicht mehr.

Und immer stand vor meinem Blick
dies ferne tote Erdenglück.

Und immer, wenn der Wärter kam,
er solchen stummen Sang vernahm.

Er sah in mir das Konterfei
der blinden Glücksuchtsraserei.

Er sah in mir das Bild des Manns,
verzerrt durch eine dumme Gans.

Der bleiche Verbrecher.

Gott, wie haben sie mich durchs Leben gepeitscht —
nirgends Ruhe, nirgends Rast!
Und wie haben sie mir die wunde Seele zerfleischt,
als wär ich der Erde die schwerste Last.

Gärten und Felder standen trächtig von Früchten,
aber Zäune wehrten, welche zu nehmen —
Wollt ich betteln vor ihren Türen: „Mit nichten!"
sagten sie, „zu betteln mußt du dich schämen".

Sagten: ich sei verpflichtet, mein Brot zu verdienen
und das tägliche Brot meiner armen Kinder —
sagten alles mit ihren entrüsteten Mienen,
sie, die Lebensergründer und Weisheitsfinder!

Und so haben sie mich durch die Jahre gepeitscht,
die mir ein unbegreiflich Geschick nicht kürzen wollte.
Und ich hab die Last meines Leibes weitergeschleift
und mein Herz beschwichtigt, daß es nicht grollte.

Daß es nicht grollte und keine Klage erhob
gegen die reichen, begüterten Herren der Welt,
daß es sich krümmte und schwieg, wenn der Herbstwind schnob,
der ihre faulenden Früchte zur Erde gespellt.

Proleta sum.

Ich bin ein Prolet, vom Menschengetier
bin ich bei der untersten Klasse!
Ich bin ein Prolet! was kann ich dafür,
wenn ich keine Zier eurer Gasse?

Ich lebe stets von der Hand in den Mund,
trag, was ich verdien, in der Tasche:
Ich darf nicht denken, das macht mich gesund —
zur Betäubung dient mir die Flasche.

Ich bin ein Prolet! was kann ich dafür?
Doch gibt es gleich mir Millionen:
das tröstet mich, wenn die Not vor der Tür,
das tröstet mich beim Fronen!

Wir haben kein Haus, wir haben kein Gut,
wir haben nichts als Fäuste,
mit Schwielen bedeckt, zum Frondienst gut —
wir wissen nicht viel vom Geiste.

Wir sind vielleicht ein erbärmlich Geschlecht,
geboren, den Nacken zu beugen —
wir führen auch unseren Namen mit Recht:
Wir sind nur da, um zu zeugen.

Mit Samensträngen sind wir begabt,
millionenfach uns zu vermehren,
daß ihr, ihr Obern, die Hände habt,
die euch gemächlich ernähren.

Wir denken, denken nicht mehr daran,
daß wir euch könnten erschlagen:
Still ziehen wir unsere Lasten bergan —
wir können ja Lasten tragen.

Wir sind ein erbärmliches, ekles Geschlecht
und werden uns nie ermannen:
Ihr könnt uns getrost an den Wagen der Zeit
als Zugvieh der Zukunft spannen.

Richard Dehmel.

Geb. am 18. November 1863 in Wendisch-Hermsdorf, lebt in Blankenese a. d. Elbe. — Erlösungen 1891. Aber die Liebe 1893. Lebensblätter 1895. Weib und Welt 1896. Zwei Menschen 1903. Gesammelte Werke in 10 Bdn. 1906. Verlag von S. Fischer, Berlin.

Anno Domini 1812.

Über Rußlands Leichenwüstenei
faltet hoch die Nacht die blassen Hände;
funkeläugig durch die weiße, weite,
kalte Stille starrt die Nacht und lauscht.
Schrill kommt ein Geläute.

Dumpf ein Stampfen von Hufen, fahl flatternder Reif;
ein Schlitten knirscht, die Kufe pflügt
stiebende Furchen, die Peitsche pfeift,
es dampfen die Pferde, Atem fliegt,
flimmernd zittern die Birken.

„Du — was hörtest du von Bonaparte" —
Und der Bauer horcht und will's nicht glauben,
daß da hinter ihm der steinern starre
Fremdling mit den harten Lippen
Worte so voll Trauer fragte.

Antwort sucht der Alte, sucht und stockt,
stockt und staunt mit frommer Furchtgebärde:
Aus dem Wolkensaum der Erde,
brandrot aus dem schwarzen Saum,
taucht das Horn des Mondes hoch.

Düster wie von Blutschnee glimmt die lange Straße,
wie von Blutfrost perlt es in den Birken,
wie von Blut umtropft sitzt Der im Schlitten.
„Mensch, was sagt man von dem großen Kaiser!"
Düster schrillt das Geläute.

Die Glocken rasseln; es klingt, es klagt;
der Bauer horcht, hohl rauscht's im Schnee.
Und schwer nun, feiervoll und sacht,
wie uralt Lied so stark und weh
tönt sein Wort ins Öde:

„Groß am Himmel stand die schwarze Wolke,
fressen wollte sie den heiligen Mond;
doch der heilige Mond steht noch am Himmel,
und zerstoben ist die schwarze Wolke.
Volk, was weinst du?

Trieb ein stolzer kalter Sturm die Wolke,
fressen sollte sie die stillen Sterne.
Aber ewig blühn die stillen Sterne;
nur die Wolke hat der Sturm zerrissen,
und den Sturm verschlingt die Ferne.

Und es war ein großes schwarzes Heer,
und es war ein stolzer kalter Kaiser.
Aber unser Mütterchen, das heilige Rußland,
hat viel tausend tausend stille warme Herzen;
ewig, ewig blüht das Volk!"

Hohl verschluckt der Mund der Nacht die Laute,
dumpfhin rauschen die Hufe, die Glocken wimmern;
auf den kahlen Birken flimmert
rot der Reif, der mondbetaute.
Den Kaiser schauert.

Durch die leere Ebne irrt sein Blick:
Über Rußlands Leichenwüstenei
faltet hoch die Nacht die blassen Hände,
glänzt der dunkelrot gekrümmte Mond,
eine blutige Sichel Gottes.

Ein Märtyrer.

Jetzt sollt ihr hören ein rauhes Lied,
von Frieden und Erbarmen leer!
Der Winternachtsturm schreit im Ried
und peitscht das Schilf wie Heu umher;
vor seinem Schnauben erstarrt das Moor,
zerknicken die Binsen, zerbricht das Rohr.

Ein Häuschen umheult er am Haiderand
und schüttelt die Pfosten der rissigen Wand
und reißt an den Haspen und Sparren,
daß sie kreischen vor Frost und knarren
und drinnen am Ofen die Kinder erschauern
und dichter zum Schoße der Mutter kauern.

Die streckt, von Ängsten dumpf gerührt,
zum Vater, der finster mit hastiger Faust
Flugschriften zu Stößen und Ballen schnürt,
die bittenden, zitternden Hände:
„Ach Mann, geh nicht durchs Moor! mir grauft."
Doch er, aus dem Ballen ein Blatt gezaust,
weist ihr die Worte am Ende:

Mensch preßte den Menschen in Schmach und Acht,
weil jeder nur immer sich selber bedacht.
So habt ihr euch selber zu Knechten gemacht.
Drum schart euch, ihr Schwachen, zusammen!
Stützt Rücken an Rücken zum rettenden Heer,
so schwellen die Wellen zum donnernden Meer,
die Fünkchen zu sausenden Flammen!

Die Backen zucken ihm, und er spricht:
„Drum bettle nicht! drum quäl mich nicht!
ich hab's den Genossen geschworen.
Der Wahlruf muß heut noch hinüber ins Dorf,
sonst geht der Sieg uns verloren."

„Geh nicht, geh nicht! was schiert der Sieg
dein Weib und die jammernden Kleinen!
Geh nicht, geh nicht! Die zweite Nacht
erst steht das Eis; o Gott, es kracht,
es bricht! o sieh mich weinen!

Es schreit zum Himmel! dein Leben ist mein!"
Da braust er auf vor Zorn und Pein:
„Schrei lieber zu Teufel und Hölle!"
und hebt mit grimmiger Wucht die Last
und fragt, schon tritt er die Schwelle:

„Hat's etwa dein Herrgott zu Dank dir gemacht,
daß ich tagtäglich in den Schacht
meine Knochen für'n Hungerlohn trage!
Und sollte mein Leben nicht eine Nacht
für Glück und Gerechtigkeit wagen?!

Leb wohl!" — Ins Schloß die Klinke knallt.
Die Windsbraut stöhnt und ächzt im Schlot.
Vom fahlen Horizont her droht
des Mondes Stirne blank und kalt.
Der Bergmann glüht; er trieft von Schweiß.
Der Mond legt übers dunkle Eis
eine bleiche Straße.

Der Bergmann glüht, der Bergmann keucht.
Doch bald: dann hat er das Ufer erreicht,
schon schimmern — da knistert's, da biegt es sich sacht.
Ein Hilfegestammel. Da knirscht es und kracht
und schollert; ein Aufschrei verbrodelt im Moor.
Schrill winselt's im Schilf, hohl röchelt's im Rohr.
Hui! zischt es und pfeift's in den Binsen.

O rauher, o rauher, mein rauhes Lied!
kein Witwengewimmer, kein Waisengestöhn!
nach Opfern schreit der Sturm im Ried.
Doch bald: dann kommt der Frühlingsföhn,
dann schießt in Halme die junge Saat,
der Tag der Auferstehung naht!

Dann schmilzt im Sturm das morsche Eis,
dann wühlt er die Opfer empor vom Grund,
die Helden alle, die niemand weiß;
und jedes Toten vermoderter Mund
wird klaffend nach Rache blecken
und tausend Lebendige wecken!

Im Spelunkenrevier.

Da gab's Branntwein und Bier,
im Spelunkenrevier,
und ein Lied scholl rührend durch die Tür;
und das sangen und spielten die traurigen vier,
ein Vater mit seinen drei Töchtern.
Er stand am Ofen, die Geige am Kinn,
schief neben ihm hockte die Harfnerin,
und die Jüngste knixte und schloß ihr Lied,
die Geige machte ti-flieti-fliet:
„War Eine, die nur Einen lieben kunnt."

Die dritte ging stumm
mit dem Teller herum,
ums polternde Biljard, blaß und krumm;
und nun drehte der Alte die Fiedel um
und klappte darauf mit dem Bogen.
Und auf einmal schwieg der Keller ganz,
die Jüngste hob die Röcke zum Tanz;
die Harfe machte ti-plinki-plunk,
und die Jüngste war so kinderjung
und sang zum Tanz ein wüstes Hurenlied.

Sie sang's mit Glut,
das zarte Blut;
und der schwarze zerknitterte Roßhaarhut
stand zu der plumpen Harfe gut,
mit den weißen papiernen Rosen.
Laut schrillten die Saiten ti-flieti-plunk,
und alle beklatschten den letzten Sprung,
und vor mir stand die Tellermarie.
„Spielt mir noch einmal," bat ich sie,
„War Eine, die nur Einen lieben kunnt!"

Venus Pandemos.

Das war das letzte Mal. Im Nachtcafé
der Vorstadt saß ich, müde vom Geruch
der schwülen Sofapolster und des Punsches,
der vor mir glühte, und vom Frauendunst
der feuchten Winterkleider; müde, lüstern.

Die Tabakswolken schwankten vom Gelächter
und feilschenden Gekreisch der bunten Dirnen
und derer, die drum warben. Das Gerassel
der Alfenidelöffel am Büfett
ermunterte den Lärm des Liebesmarktes,
ununterbrochen, wie ein Tamburin.

Ich saß, den langen Mittelgang betrachtend,
und lauschte, wie das Licht des Gaskronleuchters,
der drüber hing, sich mühsam mit den Farben
auf den Gesichtern um die Marmortische
in seiner gelben Sprache unterhielt;
wozu der schwarze Marmor blank auflachte.

Ich war schon bei der Wahl — da teilte sich
die rote Türgardine neben mir:
ein neues Paar trat ein. Ein kalter Zug
schnitt durch den heißen Raum, und einer fluchte;
die beiden schritten ruhig durch den Schwarm.
Mir grade gegenüber, quer am Ende
des Ganges, als beherrschten sie den Saal,
nahmen sie Platz. Der bronzene Kronleuchter
hing über ihnen wie ein schwerer alter
Thronhimmel. Keiner schien das Paar zu kennen.
Doch hört ich rechts von mir ein heisres Stimmchen:
„Bejejent muß ik di woll schon wo sein."

Er saß ganz still. Das laute Grau der Luft
schrak fast zurück von seiner krassen Stirne,
die wachsbleich an die schwachen Haare stieß.
Die großen blassen Augenlider waren
tief zugeklappt, auf beiden Seiten lag
ihr Schatten um die eingeknickte Nase;
der dürre Vollbart ließ die Haut durchscheinen.
Nur wenn die üppig kleinere Gefährtin
ihm kichernd einen Satz zuzischelte,
sah man sein eines schwarzes Auge halb
und drehte sich sein langer dünner Hals,
langsam, und kroch der nackte Kehlkopf hoch,
wie wenn ein Geier nach dem Aase ruckt.

Es wurde immer stiller durch den Raum;
sie blickten alle auf den stummen Mann
und auf das sonderbar geduckte Weib.
„Sie ist ganz jung" — war um mich her ein Flüstern;
auch trank sie Milch, und gierig wie ein Kind.
Doch schien sie mir fast alt, so oft die Zunge
durch eine Lücke ihrer trüben Zähne
spitz aus dem zischelnden Munde zuckte, während
ihr grauer Blick den Saal belauerte;
das Gaslicht gleißte drin wie giftiges Grün.

Jetzt stand sie auf. Sein Glas war unberührt;
ein großes Geldstück glänzte auf dem Marmor.
Sie ging; er folgte automatisch nach.
Die rote Türgardine tat sich zu,
der kalte Zug schnitt wieder durch die Hitze,
doch fluchte keiner; und mir schauderte.

Ich blieb für mich — ich kannte sie auf einmal:
es war die Wollustseuche und der Tod.

Der Arbeitsmann.

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
und haben die Sonne und Regen und Wind,
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,
mein Kind,
und über den Ähren weit und breit
das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn:
o! dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Nur Zeit! wir wittern Gewitterwind,
wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
als all das, was durch uns gedeiht,
um so kühn zu sein, wie die Vögel sind.
Nur Zeit!

Erntelied.

Es steht ein goldnes Garbenfeld,
das geht bis an den Rand der Welt.
Mahle, Mühle, mahle!

Es stockt der Wind im weiten Land,
viel Mühlen stehn am Himmelsrand.
Mahle, Mühle, mahle!

Es kommt ein dunkles Abendrot,
viel arme Leute schrein nach Brot.
Mahle, Mühle, mahle!

Es hält die Nacht den Sturm im Schoß,
und morgen geht die Arbeit los.
Mahle, Mühle, mahle!

Es fegt der Sturm die Felder rein,
es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahle, Mühle, mahle!

Aus „Zwei Menschen“.

I, 16.

Zwischen zwei Rappen jachtert ein Schimmel.
Sonne glitzert auf Schneestaubgewimmel:
ein Schlitten stiebt mit zwei Menschen dahin.
Schwarz funkeln die Schellen der silbernen Bügel.
Ein Weib schwingt die Peitsche, der Mann führt die Zügel.
Jetzt reckt er das Kinn:

Lea! seit meinen Jugendjahren
bin ich nicht so im Fluge gefahren,
so rasend noch nie.
Aber noch rasender war's gestern morgen,
als ich im Sturm deinen Namen schrie
und, als wäre mein Gott drin verborgen,
mit ihm rang um dich, Knie an Knie:
Schleife mich, Sturmgott, um die Erde,
sei sie unrein, sei sie rein!
Gönne mir nur kein Glück am Herde,
hingerissen will ich sein!
Sage mir — du! ich frage dich: schreit
dein Gott auch so meinen Namen?
Peitscht dich der Schnee auch wie Frühlingssamen?
Kennst du den Wahnsinn dieser Seligkeit?!

Er reißt ihr die Peitsche weg; die Rappen schäumen schon.
Die Zügel schlackern; die Bügel bäumen schon.
Das Weib umschlingt ihn fallbereit:

Nenn's nicht Wahnsinn, nenn's lieber Ahnsinn!
Lukas! ich hab in manch furchtbaren Wochen
dagelegen wie zerbrochen
und wußte doch: ich will, muß, willmuß fliegen!
Ja, Lux: rase! laß brechen, laß biegen!
Mir wiegt ein Gefühl der Erleuchtung die Brüste,
als ob es die Sonne blindmachen müßte!
Und wenn mir der Schneestaub die Augen zerstäche,
und wenn mir dein Sturmgott den Atem bräche,
ich lasse mich wiegen, du — wiegen — wiegen —

Sie starrt verzückt in das wilde Gewimmel.
Zwei Menschen glauben sich im Himmel.

II, 23.

Und schwarz aus dunklem Erntefeld
bäumt sich das Denkmal einer Schlacht.
Tief hinter den Garbenreihen hält
der große Mond im Dunst blaßrote Wacht.
Es tränkt ein Duft die weite warme Nacht,
der jeden Busch zur Wolkenblume schwellt.
Die Wiesenraine sind wie Geistergleise.
Ein Mann sagt leise:

Es wollt eine Seele sich befrein,
da band ihr die Freiheit die Hände.
Nun sinnt sie in Tod und Leben hinein;
da schließt eins innerst das andre ein,
aller Zwang hat willig ein Ende.
Sieh dort: wie stehn, wie schimmern die vollen Ähren!
als ob sie stolz die Opfer verklären,
die einst hier fielen für fremdes Glück.
Kein Denkmal ruft die Tausende zurück,
die noch als Leichen Kindeskinder nähren;
auf diesem Hügel aber stand der Feldherr
und fühlte sich im Siegesglück als Weltherr.

Er hat den Arm wie zum Befehl gehoben.
Da schmiegt das Weib ihr Haupt in seine Hand
und Brust an Brust und raunt ins dunkle Land,
als höre sie das Mordgewühl noch toben:

Und fühlte doch vielleicht sein Herz erbeben
und hätte gern die Tausende geschont,
wenn nicht auch er bereit war, Blut und Leben
so rückhaltlos der Welt zurückzugeben,
wie dort sein Licht vergießt der rote Mond.
Glaub's, Meiner, glaub's: kein Glücklicher fühlt einsam:
was ihn beglückt, er geht drin auf, gemeinsam!

Und warm und wärmer schließt im Nebelkreise
sich Herz an Herz mit überströmender Macht.
Die Erde schwillt gen Himmel, leise, leise.
Die Wiesenraine werden Göttergleise.
Zwei Menschen sinken in den Duft der Nacht.

III, 21.

Und Kerzen wehn noch in den hellen Tag;
entzückte Lippen glühn, verschämte Wangen.
Geburtstagsblumensträuße prangen.
Das Kind hat seinen Glückwunsch aufgesagt;
nun darf's mit Gärtnersmann und Magd
und mit dem riesigen Rosinenkuchen
wohlgemut das Weite suchen.
Und während draußen Tanz und Trubel lacht,
nimmt zart der Mann des Weibes Blick gefangen:

Komm, Seele — weißt du noch? heut jährt sich's grad,
als ich, ein Lohnmensch, vor dich trat
und deinen Blick empfing, der Ketten sprengte.
Und nun, in diesem freien Turmgemach,
an diesem lichterloh gekrönten Tag,
der dir und mir dein Leben schenkte,
der jedes Wort belebt zum Dankausruf,
daß uns die Welt zu denkenden Wesen schuf,
daß wir uns nicht mehr dumpf im Urnebel drehn,
daß wir zu weinen und zu lachen verstehn,
nicht mehr in Sümpfen uns ungetümlich plagend,
nicht mehr wie Brüllaffen mondsüchtig klagend,
auch nicht mehr wie solch Kindlein handelnd,
das sich, von jeder Laune betört,
sein eignes Himmelreich verstört —
wir, Adam und Eva, gen Eden wandelnd —
Komm —: Siehst du dort den Schieferberg im Tann?
da ließ dein Ururahn sechs Knechte henken!
Willst du mir diesen kahlen Berg heut schenken,
der hundert freie Menschen nähren kann,
wenn wir sie mitmenschlich zum Werk anlenken?!

Sie blickt den Berg, sie blickt den Himmel an:
er scheint sich auf ein Zukunftsland zu senken.
Sie blickt zu Tal, wie übermannt vom Denken —
Sie lacht: hab Dank, mein Herr und Lehensmann!

Und talher prangt voll Sonnengold der Fluß.
Zwei Menschen tauschen einen Festtagskuß.

* * *

Karl Henckell.

Geb. am 17. April 1864 in Hannover, lebt in München. Poetisches Skizzenbuch 1884. Strophen 1887. Amselrufe 1888. Diorama 1889. Trutznachtigall 1891. Zwischenspiel 1894. Gedichte 1898. Neues Leben 1900. Mein Liederbuch und Neuland 1903. Gipfel und Gründe 1904. Schwingungen 1907. Weltlyrik 1910. Im Weitergehn 1911.

Der Steinklopfer.

Ich bin kein Minister,
ich bin kein König,
ich bin kein Priester,
ich bin kein Held;
mir ist kein Orden,
mir ist kein Titel
verliehen worden
und auch kein Geld.

Dich will ich kriegen,
du harter Plocken,
die Splitter fliegen,
der Sand stäubt auf —
„Du armer Flegel",
mein Vater brummte,
„nimm meinen Schlegel";
und starb darauf.

Heut hab ich Armer
noch nichts gegessen,
der Allerbarmer
hat nichts gesandt;
von goldnem Weine
hab ich geträumet
und klopfe Steine
fürs Vaterland.

Die Dirne.

Schleiche auf dunklem Flur.
Schleppe grauen Gram.
Bin ja, bin ja nur
eine alte Hur;
habt mich für Geld.
Kenne auf der Welt
keine Scham —
ein Tier!
War doch auch ein Kind,
rein wie ihr,
las in dem Angebind,
dem Samtbrevier:
Herr Gott, dich loben wir —
bin wie ihr gesprungen
zu Spiel und Tanz,
habe so hell gesungen
auf sonniger Heide:
Wir winden dir den Jungfernkranz —
Jungfernkranz! —
mit veilchenblauer Seide . . .

Schleiche auf dunklem Flur,
häßliche, alte Hur,
Gehorsamer Diener!
Gehorsamer Diener! —
Gott!! —
Mütterchen, was sagt der liebe Gott?
„Beten, beten!"

Heißa, heißa, hopsassa!
La la la . . .
Hopsassa!
Schöner grüner,
schöner grüner Jungfernkranz!
— — Mir wird schlecht. —
Hunger — Brot! Brot!
Liebste für'n Lumpengeld,
ist doch 'ne elende Welt! —
O läg ich tot! . . .

Die rote Rosa.

(Nach Aristide Bruant frei verdeutscht.)

Bin die Rosa . . .! Mit mir geht Leichenludewig.
Meine roten Haare trag ich à la Schneppenstrich.
Geh ich vorüber, sagt man: „Die rote Rosa ist das
von der Rotengaß."

Manche Männer sehn alles schneeweiß und gut,
sind dösige Dickwänste, haben kein Blut!
Meiner hat Blut, sieht alles rot wie Haß
in der Rotengaß.

Sein Oller sah alles schwarz, der war
wie der Leichenträger im „Assommoir".
Leichenludewig heißt er ja auch von das
in der Rotengaß.

Mein Lude hat seinen Sport, er sticht
einen Mann ab wie ein Karnickel, ganz schlicht,
nix Saft'ges bleibt übrig, sucht der sich mal was
in der Rotengaß.

Halt ich so'n Herrchen im Winkel an,
steht er auf der Lauer . . . rückt näher 'ran . . .
Morgens findet's der Polizist blutklitschenaß
in der Rotengaß.

Otto Erich Hartleben.

Geb. am 3. Juni 1864 in Clausthal am Harz, gest. am 11. Februar 1905 in Salò in Oberitalien.
Pierrot lunaire 1892. Meine Verse 1895. Von reifen Früchten 1902. Meine Verse (Gesamtausgabe) 1905.

Der levitische Mann.

Zu der Zeit, da Israel verwaist war
und kein Richter richtete in Juda,
wohnte, an der Seite des Gebirges
Ephraim, ein Mann vom Stamme Levi,
der gewann aus Bethlehem eine Jungfrau,
die er heim zu seiner Hütte führte.

Aber diese brach dem Mann die Treue.
Und sie flüchtete vor seinem Zorne
wieder zu dem Hause ihres Vaters
und verbarg sich dort vor ihm vier Monde.

Und vier Monde rang mit seinem Zorne
der Levit. Dann stand er auf und zog ihr
nach, auf daß er freundlich mit ihr rede,
wieder sie zu seinem Eigen hole.

Und er sah sie, und sie führte schweigend
ihn in ihres Vaters Haus. Mit Freuden
ward er aufgenommen und bewirtet,
reuig fügte sich das Weib, und gastlich
hielt der Vater ihn von Tag zu Tage:
erst nach einer Woche brach er wieder
auf, mit seinem Weibe heimzuwandern.

Bleib noch! so sprach des Weibes Vater:
sieh, der Tag läßt ab — es naht der Abend.
Bleibe noch die Nacht, daß auf dem Wege
sie euch nicht erreiche. Schweres bringt oft
dunkle Nacht dem Menschen. Morgen frühe
ziehet eures Weges in die Heimat!
Aber jener folgte nicht der Warnung,
sondern zog mit seinem Weib von dannen.

Da sie nun des Weges schritten, ging die
Sonne ihnen unter vor Gibea,
die da liegt in Benjamin. Sie kehrten
ein daselbst, daß sie zur Nacht dort blieben.

Auf der Gasse zu Gibea setzte
der Levit sich nieder mit dem Weibe:
niemand war, der Obdach bot den Müden,
Schutz im Hause vor der Nacht Gefährden.

Sieh, da kam ein alter Mann des Weges,
von der Arbeit, da es auf den Feldern
dunkelte: der war wie sie ein Fremdling
zu Gibea, stammend vom Gebirge
Ephraim. Und da er seine Augen
aufhob und den Mann sah auf der Gasse,
fragte er: Wo willst du hin und woher
kommst du? Und da jener es gemeldet,
sprach er: Friede sei mit dir; du findest,
was du suchst, bei mir, in meiner Hütte.
Bleibet nur nicht hier: es ist des Volkes
kein Verlaß und sinnen arge Dinge.

Freundlich führt er sie zu seinem Hause,
lud sie ein und ließ sie ihre Füße
waschen und an Speis und Trank sich laben.

Da ihr Herz nun guter Dinge wurde
und vergaßen der bestandnen Mühsal,
kamen Leute aus der Stadt Gibea,
böse Buben, und umgaben lärmend
rings das Haus und pochten an die Türe.

Bring den Mann heraus, den du beherbergst,
riefen sie, auf daß wir ihn erkennen!
Denn es trieb sie frevelnde Begierde
nach dem fremden Manne.
Und der Hauswirt
trat hinaus und sprach zu ihnen: Leute,
liebe Brüder, tut nicht also Übles!
Als ein Gast betrat er meine Schwelle,
fordert nicht von mir solch große Sünde!

Aber jene hörten nicht, sie tobten
um so lauter nur. Da sprach der Hauswirt:
Höret! Eine Tochter hab ich, Jungfrau
ist sie noch, von keinem Mann berühret,
jener aber hat ein Weib — die beiden
bring ich euch heraus: mögt ihr sie greifen
und nach eurer Lust mit ihnen fahren —
aber tut nicht solche große Sünde!

Jene hörten nicht auf ihn. Doch drinnen
hatte der Levit das Wort vernommen.
Und er griff sein Weib und trug es selber
ihnen vor die Tür. Da fielen gierig
sie es an und schleppten es von dannen.

— — — — — — — — — — — — —

Hart vor morgen kam das Weib gegangen.
Nieder fiel sie vor der Tür des Hauses,
drin ihr Herr war. Ohne Regung lag sie
vor der Tür am Boden, bis es Licht ward.

Da ihr Herr am Morgen nun herausging,
daß er seines Weges weiter zöge,
lag sein Weib da, vor der Tür des Hauses,
und die Hände lagen auf der Schwelle.

Und er sprach: Steh auf und laß uns wandern.
Aber jene gab ihm keine Antwort,
sondern schwieg und lag da vor der Türe,
und die Hände lagen auf der Schwelle.

Und er hob sie auf und lud die Tote
auf ein Maultier, und so ging es weiter,
und sie kamen wieder in die Heimat.

Und er nahm ein Messer und zerstückte
seines Weibes Leib mit Rumpf und Gliedern
in zwölf Stücke. Und an alle Stämme
Israels entsandte er die Stücke.

Und der Zorn Jehovas traf die Frevler.
Benjamin zerschlug des Schwertes Schärfe,
und verbrannt mit Feuer ward Gibea.

Doch verloren im Gewölk der Zeiten
ist der blutige Name des Leviten
und verloren seines Weibes Namen.

Friedrich Lienhard.

Geb. am 4. Oktober 1865 in Rothbach im Elsaß, lebt in Straßburg im Elsaß. — Lieder eines Elsässers 1895. Nordlandslieder 1899. Burenlieder 1900. Die Schildbürger 1900, 1906. Gedichte (Gesamtausgabe) 1901, 1906. Lichtland 1912.

Der Bauer von Lupstein.

Ein Gesicht.

Die aufständischen Bauern (1525), zusammengedrängt in Zabern, hatten sich gegen das Versprechen freien Abzugs ergeben. Als sie aber herauskamen, hub ein furchtbares, drei Tage dauerndes Morden an, das die Felder bis zur Kapelle von Lupstein in ein Leichenfeld verwandelte.

Sturmwindzerrissen ein Läuten aus alemannischer Nacht!
Unter den schnaufenden Wolken Geräusch von harter Schlacht!
Darein vielstimmiges Weinen, schräg fallender Tropfen Heer!
Ein Flügelschlag und Flügelstoß,
als tappt ein Untier fittichgroß
und ungefüg und federschwer
durch feuchte Nacht, durch nasse Nacht, durch wilde, wilde Nacht daher!

Sturmwindzerrissen ein Läuten — so schwarz und hohl das Land!
Ist das ein Feuerläuten? steht wo ein Dorf in Brand?
Aufweinend bäumt sich die Linde vor meinem Herberghaus,
als wollte mit stampfenden Wurzeln sie in die Nacht hinaus,
als wollte sie rauschend sich heben und kämpfen im breiten Zug,
mit tausend Krallen zerreißen den Wolkenbannerflug!
Sturmwindzerrissen ein Läuten — die Nacht so schwarz und schwer!
Gott schirme verirrte Wandrer — — Wo kommt das Läuten her?

Steht ein Kapellchen um Mitternacht,
ein längst zerstörtes, wieder am Hain:
dort wurden in der Mörderschlacht
achtzehntausend zu Leichen gemacht!
Der Landsknecht brüllt, der Schädel kracht,
von Bauern rieseln hernieder am Rain
schaumrote Bäche und Schreie der Not —
hochbeinig schreitet der Tod!

Dort steht in weißer Kapelle
magisch beleuchtet ein Geist,
der am zerschlissenen Strange
toll in die Mordnacht reißt!
Ein Bauer in letztem Grimme,
ein Bauer, zu Tode getroffen im Feld,
ein Bauer, des Glockenstimme
herzzerreißend gen Himmel gellt:
„Hilf, o du Vater der Armen!
Mordvolk ist hinter mir her,
kein Aufschrei um Erbarmen
schirmt mich mehr!
Hilf, hilf, hilf — mein Herz ist wund,
im Sturzbach schießt mein Blut aus dem Mund,
daß ich nicht lallen noch beten kann —
dein Glöckchen reiß ich — dich ruf ich an!“ . . .

*

Sturmwindzerrissen ein Läuten aus wilder, wilder Nacht!
Uber Felder und Städte wehheult die alte Schlacht!
An Scheiben gepreßt mit Schrecken beschau ich den grellen Ort —
Sturmwindzerrissen ein Läuten: mein Ahne läutet dort!

* * *

Otto Julius Bierbaum.

Geb. am 28. Juni 1865 in Grünberg in Schlesien, gest. am 1. Februar 1910 in Dresden.

Erlebte Gedichte 1892. Nemt, Frouwe, disen Kranz 1894. Irrgarten der Liebe 1901. Das seidene Buch 1903. Der neubestellte Irrgarten der Liebe 1906. Maultrommel und Flöte 1907. Gesammelte Werke 1912 ff. (Verlag von Georg Müller, München).

Die schwarze Laute.

Aus dem Rosenstocke
vom Grabe des Christ
eine schwarze Laute
gebauet ist;
der wurden grüne Reben
zu Saiten
gegeben.
O wehe du, wie selig sang,
so erossüß, so jesusbang,
die schwarze Rosenlaute.

Ich hörte sie singen
in mailichter Nacht,
da bin ich zur Liebe
in Schmerzen erwacht,
da wurde meinem Leben
die Sehnsucht
gegeben.
O wehe du, wie selig sang,
so jesussüß, so erosbang,
die schwarze Rosenlaute.

Weihnachtslied.

Maria lag in großer Not,
mit Lumpen angetan,
in einem Stall zu Bethlehem
und sah die Stunde nahn,
da sie ein Kindlein haben sollt.
Der Himmel stand in lauter Gold;
da hub ein Singen an:

„Süße Maria, sei getrost,
das um dich ist kein Stall.
Blick um dich, allerholdste Frau,
und sieh die Gäste all,
die von weither gekommen sind,
dich zu begrüßen und dein Kind
mit Flöt und Geigenschall.“

Und wie Maria ihr Haupt erhob,
o Wunder, was sie sah!
Es knieten auf der schlechten Streu
drei goldne Könige da,

und, wie wenns ihr Gefolge wär,
ein Heer von Engeln stand umher
und sang Halleluja.

Es war ein Licht und war ein Glanz,
wie sie es nie gesehn,
und vor den Türn und Fenstern war
ein Auf- und Niedergehn,
als ging die ganze Welt vorbei;
da hört sie einen leisen Schrei:
da war das Glück geschehn.

Maria strahlte wie ein Stern
und hob das Kind empor;
das war so hold und engelschön,
wie nie ein Kind zuvor,
die Wände sanken, und die Welt,
die weite Welt war rings erhellt,
und alles sang im Chor:

„O seht die Blume, die da blüht,
die Blume weiß und rot!
Der Kelch ist von der Lilie,
ein Herz darinnen loht.
Nun ist die ganze Erde licht,
wir fürchten Schmerz und Trauern nicht
und fürchten nicht den Tod.

Die Blüte leuchtet uns den Tag,
und es versank die Nacht,
und aus der Blüte wird die Frucht,
die alle fröhlich macht;
die Frucht, die allen Nahrung gibt,
der Mensch, der alle Menschen liebt,
die Liebe ist erwacht."

Der Chor verklang. Es sank der Stall
in braune Dunkelheit.
Maria gab dem Kind die Brust,
still ward es weit und breit.
Da ward Marien im Herzen bang,
sie küßt ihr liebes Kindlein lang,
ihr tat ihr Kindlein leid.

Die heiligen drei Könige des Elends.

Über einem Häusel, ganz weiß beschneet,
golden ein flimmernder Funkelstern steht.

Weiß alle Wege, die Bäume alle weiß,
milde des goldenen Sternes Gegleiß.

Gelb aus dem Fenster ein Lichtschein schräg
über das Gärtchen, über den Weg.

Sieh, da über den Feldweg quer
stakt ein steingrauer Alter her;

ganz in Lumpen und Flicken getan,
und hält vor dem Hause an.

Haucht in die Hände und sieht sich um,
blickt zum Sterne und wartet stumm.

Kommt von der andern Seite an
wieder ein alter zerlumpter Mann.

Geben sich beide stumm die Hand,
starren zum Sterne unverwandt.

Kommt ein dritter und grüßt die zwei,
raunen und tuscheln und deuten die drei.

Blicken zum Sterne, blicken zur Tür;
tritt ein bärtiger Mann herfür:

„Kamt in Mühen und Sehnen weit;
geht nach Hause! es ist nicht die Zeit . . ."

Senken die Köpfe leis und gehn
müde fort. Es hebt sich ein Wehn.

Hebt sich ein Stürmen, Wirbeln, Gebraus,
und der goldene Stern löscht aus.

Die Legende vom Hadernburger Wein.

Christoph Patzeber ein Bauer war,
der hat getrunken wunderbar
von ururalten Weinen;
die waren gelb wie Öl und klar,
er hat getrunken über ein Jahr,
mit ihm sein Weib und die Seinen.

Er kam dazu, wußte selbst nicht wie,
und eure ganze Philosophie,
die wird's auch nicht erklären.
Schaut nur und hört, wie's ihm geschah:
er ging halt hin, und der Wein war da;
so sind die alten Mären.

Christoph Patzeber in einer Nacht
hat sich mal auf den Weg gemacht,
wollte nach Wälschmichel gehen.
Da führte was ihn in die Quer,
nach Wälschmichel kam er nicht mehr,
denn er hat Wein gesehen.

Wein! Achtzehn Faß mit Hahn und Kran
sahn ihn mit achtzehn Augen an
recht freundlich und mit Winken.
Sie lagen in einem Keller tief,
in den hell eine Treppe lief;
Patzeber, der tät trinken.

Sakra! das schmeckt! Doch aus der Hand
den Wein zu trinken ist Sünd und Schand.
Was gibt's da zu besinnen!
Christoph holt sich zwei Flaschen groß,
steigt wiederum in das alte G'schloß
und läßt voll Wein sie rinnen.

Gemächlich will er wieder gehn,
da sieht Weißbärte drei er stehn,
die haben nichts in Händen
als eine Tafel und Kreide weiß,
es wird ihm eisig bald, bald heiß:
Jesus! wie wird das enden!

Hebt drum zu vaterunsern an;
da tröstet ihn der ältste Mann:
wir tun dir nichts zuleide!
Hol Wein dir nur, so oft du willst,
es schreibt nicht auf, wie oft du füllst
das Flaschenpaar, die Kreide.

Patzebern dünkt das wunderbar,
doch angenehm. Ein ganzes Jahr
hat er mit allen Seinen
tagtäglich sich gefüllt aufs neu
die Flaschen ohne Reu und Scheu
mit Hadernburger Weinen.

(Denn in der Hadernburg geschah
die seltsame Historia.
Ist bei Salurn gelegen;
Dietrich von Bern hielt Hochzeit drin
mit einer schönen Kurtaatscherin,
der alte Niblungdegen.)

So trank er voller Freudigkeit,
bis daß ein' hohe Obrigkeit
dahinter ist gekommen.
Erbarmte sich der Seele sein
und hat: woher, von wem der Wein,
ihn ins Gebet genommen.

Ob er nicht gar vom Teufel wär?
Patzeber bracht die Flaschen her.
Sie kosteten gar schnelle:
Nicht aus Salurn ist dieser Wein,
drum kann er nicht gestohlen sein,
und schmeckt auch nicht nach Hölle.

Patzeber! Wo fließt dieser Quell?
Christoph bekannte auf der Stell,
wo er den Wein tät finden.
So gehe hin und hol aufs neu,
daß nochmals wir nach Pflicht und Treu
behördlich ihn ergründen!

Patzeber lief. Doch sonderbar:
wo gestern Trepp und Keller war,
da gähnte schwarze Leere,
und Schläge sausten hageldicht,
Patzeber fiel aufs Angesicht
und fürchtete sich sehre.

Dann sah er tief, tief unter sich
den lieben Keller; schauerlich
saßen darin die dreie
und murmelten in ihren Bart
und kritzelten nach Kaufmannsart
viel Ziffern Reih an Reihe.

Sprach dumpf der Älteste: es stimmt!
Sein Nachbar ein Stück Kreide nimmt,
durchstreicht die Ziffernreihen,
daß es wie eine röm'sche Zehn
oder ein Andreaskreuz zu sehn,
mit dicken Strichen zweien.

Dann, als dies stumm geschehen war,
zählte auf in Silbermünze bar
der dritte dreißig Taler,
drückt sie Patzebern in die Hand,
wimmert ein bißchen und verschwand.
Aufdämmerte ein fahler

Lichtschein, und durch die graue Luft
zog hin und her ein Moderduft;
Patzebern wollt es scheinen,
als ging ein Leichenzug vorbei;
mit Fackeln sah er noch die drei
und hörte leise weinen.

Weiß Gott, ihm war nicht wohlgemut,
obwohl in seinem alten Hut
die dreißig Taler klangen.
Er lief davon wie hundsgejagt,
mit Stottern hat er ausgesagt,
was Grausens ihm ergangen.

Die Taler gingen rundherum
im hohen Ratskollegium,
ob sie nach Schwefel röchen?
Nein, nein: sie waren blinkeblank
und hatten keinerlei Gestank
und klangen nicht nach Blechen.

Christliche Taler! gut und recht!
Doch Christoph hatte ausgezecht,
er starb nach zehen Tagen;
das hatte wohl die römische Zehn,
die er in jener Nacht gesehn,
vorkündend wollen sagen.

Nach Christoph hat in mancher Nacht
manch Bauer sich noch aufgemacht,
zu trinken alte Weine
im Keller Dieterichs von Bern;
ich selber tät es herzlich gern:
indes, es fließen keine.

Die Obrigkeit ist schuld daran!
Ich klage die Salurner an,
daß sie den Wein vertrieben.
Nun ist für jenen Malvasier
zur Strafe ein recht saurer ihr,
ihr eigner Wein verblieben.

O heilige Bureaukratie,
vergiß der Märe Lehre nie:
laß ferne deine Hände
von Dingen wunderbarer Art!
sonst seng dir saurer Wein den Bart!
Das ist der Märe Ende.

*

Genug.

Ein Ritter ritt durch reifes Korn,
den Zügel laß und ohne Sporn;

es fraß der breite Gaul im Schritt,
nahm manche gelbe Ähre mit.

Der Sommersonne heller Strahl
lag funkelnd auf dem schwarzen Stahl

des Rüstkleids, das der Ritter trug;
im Schild stand ihm ein Wort: Genug.

Es lag die Lanze vor ihm quer,
darauf die Eisenrechte schwer.

Als er an eine Quelle kam,
den Helm er sich vom Haupte nahm,

kniete nieder in den Kieselsand,
schöpfte Wasser mit der Eisenhand.

Und ließ es wieder fließen dann;
liebreich sah er das Fließen an:

Mein Herz war heiß im Kampfgetos,
mich ließ die Liebe nimmer los;

nun reite ich nach Haus im Schritt
und bringe bloß ein Lächeln mit:
Genug.

* * *

Hans Benzmann.

Geb. am 27. September 1869 in Kolberg, lebt in Steglitz bei Berlin.
Im Frühlingssturm! 1894. Sommersonnenglück 1898. Meine Heide 1903, 7.—10. Tausend 1910. Eine Evangelienharmonie 1909.

Mädchenträume.

Sie saß und stickte emsig fort,
sie sang das schwere Lied vom Königsmord,
von Lilien sang sie, die verblühn,
von Liebesgluten, die verglühn,
vom Schiffer, fern in Nacht und Wind,
von Mädchen, die verlassen sind.

Sie sang, bis daß der Abend kam . . .
Als sie das Tüchlein von den Brüsten nahm,
legt sie ein Blättchen Wegebreit,
das gegen Sucht und Sehnsucht feit,
in ihren Gürtel still hinein
und schlief mit einem Seufzer ein . . .

Von drei Liebenden[1].

In einer alten Handschrift ganz verloren
zwischen dem wirren Zierat dunkler Worte
fand ich von feiner Liebe dreier Toren
Historien, gleich einem goldnen Horte —
Höre, Geliebte, wie die drei ein zart
Verhältnis hat zuguterletzt gepaart . . .

Als sich Andreas noch der süßen Minne
hingab, mit der Maria ihn beglückt,
hat plötzlich die geheimsten Liebessinne
ihm Gelasire wundersam entzückt —
So liebt er beide, und ihm war's ein Leiden,
sah jene er und mußte diese meiden.

Und Gelasire liebt ihn wieder —
So war's in jedes blühendem Gemüte
ein Klingen und ein Klagen auf und nieder,
und ein Verbluten der verborgenen Blüte
und ein Betauen, wenn die Nacht sich neigte
und heimlich hinterm Schloß der Mond sich zeigte . . .

Und jedem schien wohl jede Liebesstunde
und jeder ungesucht gesuchte Blick
mit Meineid, Raub und Teufelstrug im Bunde,
und jeder nannte sich das Mißgeschick
des andern, ward von Neu, von Eifersucht
geplagt, von Süchten, selig und verrucht . . .

Da schloß Schön Gelasire einst die Tore
der dumpfen Kammern heimlich hinter sich.
Maria lauschte mit gespanntem Ohre,
hoffend, daß nun Vergessen ihn beschlich.
Auch er schien wie von Überglück befreit, —
doch währte das nur eine kurze Zeit.

Ihm war's, als würde die Geliebte, Ferne
holdseliger stets; und er verglich die beiden,
da sah er dunkeln seiner Nächte Sterne:
er liebte jene und er muß sie meiden, —
und sein Verlangen wuchs; und tief in Schmerzen
verschwimmen sah Maria Mond und Kerzen . . .

Und eines Nachts nimmt er sie in die Arme
und denkt der Andern heiß, — da seufzt Maria tief,
da faßt sie ein Verstehen, ein Erbarmen —
faßt beide, und ihr Blut zusammenlief . . .
Sie fragte, er bekennt an ihrer Brust:
er sterbe hin vor Sehnsuchtsqual und -lust . . .

Was tät ich nicht für dich! Dies eine Wort
wirft ihn zu ihren Füßen selig nieder;
sie wandte sich und weint in einem fort,
und fragt am Abend, fragt ihn lächelnd wieder:
Du liebst sie? und er gibt es wieder zu
und deckt mit Küssen ihre Blöße zu —

Und war noch nie von ihr so stark erregt
wie grad in dieser fremden grausen Nacht,
da sie die Eifersucht so tief bewegt
und doch zur himmlisch Liebenden gemacht, —
mit einer Leidenschaft hat er sich hingegeben,
unfaßbar, über alles menschliche Erleben . . .

Und war ganz scheu vor ihr am andern Morgen.
Und eines Abends kamen beide ihm entgegen —
Maria fragt — die Blicke leis verborgen —:
Muß ich dich nun verlassen? — Kein Bewegen, —
er drückt sie an sich nur und spricht in seligem Leide
zur andern und zu ihr: O ihr geliebten Beide . . .

Hier sagt das Märlein: lieber Leser scheide!
Nur unten auf dem gelben Pergament
steht noch einmal: O ihr geliebten Beide! —
als wär das der Geschichte endlos End . . .
Aus wirrem Zierat leuchtet so das Wesen
der Liebe auf, als wär es heut gewesen . . .

Christus und die beiden Frauen.

Der Brunnen plätschert leis im Hof wie immer,
und über allem liegt derselbe goldne Schimmer
des Abendrots und lädt zu süßer Rast, —
wie gern ist er in diesem Haus zu Gast
und gibt sich ganz der zarten Pflege hin,
die mit verschiednem und doch einem Sinn
die Schwestern üben — o ihr seligen Frau'n!
all euer Tun ist wie ein Nesterbau'n . .!
Und Christus sieht dem Spiel der Schwalben zu
und sieht, wie Martha ohne Rast und Ruh
in Küch und Keller schafft und bäckt und brät,
daß alles nur für ihn recht gut gerät, —
sie singt dazu, erst laut, dann plötzlich leise,
vergnügt in sich, daß ihn nicht stör die Weise . . .
Er hört doch, was sie singt . . . er lauscht und
lauscht . . .
Da tritt die Schwester, die indes im Saal
den Tisch mit weißem Lein' gedeckt zum Mahl,
Maria, zu ihm und spricht mit träumendem Mund:
„Herr, deine Füße sind vom Wege wund —
laß sie mich salben . . ." und er duldet's gern
und legt auf ihres Scheitels flimmernden Stern
zärtlich die Hand, indes sie tief beglückt
mit ihrem seidnen Haar, zärtlich gebückt,
dem Herrn die Füße trocknet . . .
Als sie gegangen war,
spricht sinnend Johannes aus der Zwölfen Schar,
der immer in des Herren Nähe blieb:
„O, Meister, du hast beide Frauen lieb!
Wie engelhaft dies Wesen war und bräutlich zart,
vergissest du doch nicht der andern Art —:

[1] Nach einer Erzählung von Franz Blei.

horch, wie sie singt . .!" „Und wie die andre schweigt . .!"
fällt Christus ein, der Träumenden nachgeneigt —:
„O, Lieber! Wie die Erde ist das Weib!
wie Saat und Ernte! es nährt unseren Leib
mit seinem Herzblut, seiner Seelennot!
Stark und getreu ist es bis in den Tod! . . .
Und so ist Martha — höre, wie sie singt!
wie ihre Arbeit mit ihr singt und klingt!
und wie dies Haus mit ihrer Stimme spricht —
und du und ich und Gottes Sonnenlicht! . . .
Allein — Maria hält in ihrer Hand mein Herz
und fragt es aus nach seinem Glück und Schmerz,
fragt wie ein Kind nur mit dem bangen Blick
und weiß doch und gestaltet mein Geschick,
hebt meiner Seele Krone aus der Nacht,
hilft mir zu Mir empor — zu Eigenmacht . .!"

*

Und wie Johannes spät mit ihm beim Leuchten
der Sterne wandelte im tauigfeuchten
Gedüft der tausend Kelche rings umher —
„O Herr!" rief er da plötzlich, „wie ein Meer
zieht mich dies Flammen und Blühn in sich hinein
und füllt mich wie ein süßer Labewein!
Sag, welch ein Leben ist in dieser Nacht
in mir und um mich übergroß erwacht?
Mir ist's, als strebe aus jedem Baum und Rohr
zum Sternenlicht ein eigener Geist empor!
als sei beseelt ein jedes eigener Art —"
„Du fühlst Marias erlösende Gegenwart!"
spricht Christus hochgemut . . . Und wie zwei Flammen
fließen auch sie mit allem Leben zusammen . . .

Istars Höllenfahrt.

Wo geht des Mondgotts schlanke Tochter hin?
Istar, was trägst du todesschweren Sinn? . . .
Hinab muß ich ins schaurige Schattenhaus,
wo Wurm des Menschen, Mensch des Wurmes Schmaus,
wo Erdstaub grau auf Tür und Riegeln liegt
und durch die Dämmrung nur der Vampir fliegt —
Laßt mich! Schon wühlt's sich hoch aus dunklen Schollen,
der Tiefe Eisentore hör ich rollen, —
schon naht sich schweifender Gespenster Troß —
he, Pförtner, he! was zauderst du am Schloß?
mach auf! mach auf! . . . Jäh springt es auf —
und Tote drängen wispernd sich zuhauf . . .
und eine starre eisige Stimme spricht:
Tritt ein, o Herrin! . . und ein Erdgesicht
taucht aus dem fahlen Licht und schwankt voran
und löst von sieben Toren ehernen Bann
und nimmt bei jedem ihr mit Geisterhand
ein Schmuckstück nach dem andern und Gewand
und Schuhe und der Hüften letzte Zier:
Herrin, das alles nimmt die Tiefe dir, —
sie ist nicht schamhaft, will dich nackt und bloß,
sie löst auch deine seidnen Haare los,
sie glättet elfenbeinern dein Gesicht —
das ist der Toten Los, der Tiefe Pflicht,
sie sucht und sucht nach deines Wesens Kernen
und spült sie mit den Wassern in die Fernen
und hebt sie mit den Nebeln zu den Sternen . . .
Und Istar vor dem letzten Tore stand,
da sinkt sie nieder an der starren Wand —:
Nun bist du in der Mutter dunklem Schoß,
du Staub bei Staub, du Hauch ganz wesenlos —
nun ruhe, wandle dich . . . Sie hört nichts mehr

Wo ging sie hin? . . . Und kam sie wirklich wieder? . .
Am Abend klagten ihr der Mädchen Lieder
schwermütig manche Frühlingswoche nach —
Da ward in einer Nacht ein Glänzen wach:
Bist du es, holder Stern, dem Meer entstiegen?
O laßt uns ihm im Tanz entgegenfliegen,
ihr Knaben und ihr Mädchen, blast die Flöten,
bis fern im Osten sich die Tempel röten!

*

Mitternacht.

Kurz vor Mitternacht.
Entlegene Straßen der Weltstadt
mit dunklen Ecken und Winkeln,
alten, vermorschten Gebäuden.
Hier und da
hinter Bretterverschlägen
und hohen Gerüsten
halbfertige Bauten,
Zwingburgen der Reichen
aus Marmor und Sandstein.
Das trübe Licht der Laternen
irrt müde umher
auf dem graugelben Pflaster,
glänzt wie erloschnes Feuer
in greisen Augen
in den braunen, zertretenen Lachen
und fällt, verfliegend im Schatten,
in den träumenden Fluß . . .
Hin und wieder fernes Straßenbahnläuten —
dumpfes Rollen —
Dirnengeschwätz — unflätige Worte.
Ein feiner Regen rieselt auf alles
unermüdlich herab . . .

Bald schlägt es Mitternacht! —

Wie Schatten der Nacht
wandeln am Rande des Wassers
zwei Gestalten, sich heiß umschlingend, —
wildes Gekose und Küsse, so glühend,
als saugen die Seelen sich ein in einander —
ein seliges Erdenvergessen! . . .
leises Weinen . . verwornes Schluchzen . . .
Worte, verhallend im Wind, —
warum? —
. . . Warum? . . .
. . . Stille, als husche der Tod umher
und könne im Dunkel sein Opfer nicht finden . . .
Festumschlungen stehn sie noch da,
Blutzeugen der Liebe, Bettler des Glücks,
sich sehnend ins Grab . . .
ein Klatschen und Gurgeln im Wasser —
Stille wie Stille im Sarge . . .

Durch die Nacht
klingt von Türmen und Kirchen
die zwölfte Stunde.
Hell und dumpf,

von nah und fern
tönen die Schläge zitternd über die Stadt
und verstummen,
nur ein Glockenspiel,
bald getragen vom Wind,
bald leise verweht,
summt langsam verhallend
einen Choral
zum Preise des Höchsten . . .

Regengerieſel! . . .

Der Gefangenen Abschied.

Der Morgen dämmert fahl und kühl —
horch, schon erhebt sich das Gewühl!
durch Mauern und Dielen dringt herb hohl
das Murmeln der Sklaven: Leben, fahr wohl! . . .

Und Ketten klirren in Flur und Gang,
und Ketten schleppen den Hof entlang,
und in den Straßen bis zum Tor
quält nur der eine Klang mein Ohr —

Bis nach Sibirien Schritt für Schritt
stöhnen die Teufel neben mir mit,
bis an mein Sterben — o wär es so weit! —
geben sie mir ihr schaurig Geleit! . . .

Nun Rößlein zieh an! — Fahr wohl! fahr wohl . . .
und Gesichter um mich, von Schande hohl —
und der Wagen rollt hin, und rings herum
nur Klirren der Ketten, die Seelen sind stumm . . .

Doch wie die Menge mit dumpfem Trab
sich vorwärts schiebt, als geh es zu Grab —
da seh ich plötzlich mitten im Hauf —
o, Kutscher, hemme des Rößleins Lauf! —

Da seh ich — o Gott! — mein Mütterlein . .
o, Kutscher, laß sie zu mir herein,
o, Kutscher, sie sucht mich, sie sieht mich nicht —
der Gram zerfraß ihrer Augen Licht —

O, Kutscher, sie sah mich seit Jahren nicht —
halt ein! sie sieht mich im Sterben nicht!
Halt ein! halt ein! o sieh, wie sie sucht!
o sei gesegnet! — o sei verflucht!

Sieh, ihre Haare sind weiß wie Schnee,
ihr Leib ist verdorrt vor Gram und Weh —
o Mutter! Mutter! . . . leb wohl . . . leb wohl . . .
und Murmeln nur um mich: leb wohl! leb wohl . . .

Und der Wagen rollt schneller, — weh, sie läuft mit,
doch die alten Füße halten nicht Schritt —
nun, Kutscher, fahr zu! — sie fällt, sie sinkt . . .
und dumpf nur das Klirren der Ketten klingt . . .

Bis nach Sibirien Schritt für Schritt,
läuft das Gespenst nun neben mir mit —
bis an mein Sterben — o wär es so weit! —
gibt mir die Liebe ihr schaurig Geleit . . .

Totenwacht.

Auf Golgatha liegt schwarz die Nacht,
eine Mutter hält Totenwacht.

Es stöhnt der Sturm im Felsgestein,
die Schluchten fährt er aus und ein.

Dumpf murmelt das Weib: „Mein Sohn, ich bleib
und wehre die Geier von deinem Leib

und wische den Regen von deinem Gesicht,
ich bleibe, mein Sohn, ich verlasse dich nicht."

Sie murmelt es hin und weint und wacht.
Wild weht der Sturm. Schwarz schweigt die Nacht.

* *

Die Wiener Meerfahrt.

(Nach altem Schwank.)

Wien heißt eine Stadt in Österreich,
dort lebet man gar wonnereich,
wer Silber hat und auch gut Gold,
dem sind dort viele Diener hold, —
ja, Wien ist alles Lobes wert,
man findet Ritter dort und Pferd
und großer Kurzweil viel
durch Sagen, Singen und Saitenspiel.
Auch findet man allda genug
der hübschen Frauen Lieb und Lug, —
doch von dem süßen Ungarwein
fällt grade mir ein Märlein ein,
das tat mir ein wahrhafter Mund
in einer Sommernacht einst kund,
als wir beim Weine saßen
und Weib und Welt vergaßen . . .
So aber ist die Märe —
wer hören will, der höre!

Nicht wars von Rittern ein Turney, —
's war reicher Bürger Kumpaney,
die saß beim Wein, — und der war gut,
der hob jedweden schweren Mut:
Sie tranken alle Stund um Stund
die tiefsten Gläser oft bis zum Grund.
Und als der Abend kam daher,
da tranken sie noch immer mehr.
Das war ein hochgemutes Leben!
Der wollte Wett um Wette geben,
der andere gelobte in die Hand
dem Freunde Silber und Gewand,
der klagte seine Sünden, —
ein Sichverbrüdern wars, ein Sichergründen,
ein Friede, ach fürwahr, ein Himmelreich, —
sie waren eichenstark und tränenweich . . .
Und der erzählte vom indischen Meer,
der andere von seiner Preußenfahrt
und der von Otto mit dem Bart, —
und tranken immer mehr und mehr
und hoben die Humpen immer wieder,
daß selbst die Starken sanken nieder
schwerfällig auf ihre Bänke . . .
Und zwischendurch ein Bürger sprach:
„Hört, was ich jetzt bedenke,
gebt alle acht, ich sag
was uns das Beste möchte sein!"
Sie riefen alle: „Bringe Wein!
dann hören wir die Märe gern!"
Da sprach der Bürger: „O, ihr Herrn,
reich sind wir, können was wir wollen;
dafür wir Gott wohl danken sollen, —
wir sollten übers Meer hinfahren:
ich will dafür nicht sparen,
nicht meinen Leib und nicht mein Gut!"

Sein Nachbar sprach: „Ich hab denselben Mut!“
Und die Kumpanen all mit alle,
sie riefen da mit lautem Schalle:
„Wir wollen befreien Gottes Gut,
wir wollen ewigen Gewinn —
wohlauf, nach Algier ziehn wir hin!“
Es wird dann gleich vermessen,
was sie mitnehmen wollten
von Silber und von Golden,
es ward da nicht vergessen
der Speisen und des Weines viel,
die schaffen sie gleich in den Kiel,
Latwerge bringt der eine her,
der gibt Muskat und Galgant der,
Zibeben der, der Nelken fein, —
und dabei tranken sie stets Wein,
einmal gewärmet, wieder kalt,
Ungar- und Rheinwein, blumig und alt,
weckend die höchste Begeisterung, —
sie waren in einem solchen Schwung,
daß immer wieder sie gelobten
die Meerfahrt, daß sie jauchzten und tobten,
daß ihnen ward der Sinn also verkehrt,
daß jeder wohl von ihnen schwört:
sie wären schon hinausgefahren,
trieben schon auf dem offenen Meer —
Da liefen sie eifrig hin und her,
als wär es auf Deck und in Kajüten,
und winkten aus Fenstern mit den Hüten, —
da hießen sie den Kiel bewahren,
daß ihm das Wasser schade nicht, —
da haben sie die Segel aufgericht't, —
sie waren ganz wie Kind und Kind
und baten Gott um guten Wind, —
mich dünket in dem Sinne mein,
sie hatten guten Wind genug,
der sie so sonder Müh und Pein
nach Avalum von dannen trug,
daß ihre Köpfe wanken . . .
Und bald, fürwahr, kam auch das Schiff ins [Schwanken.
Der eine lief, der andere schlief,
der eine schalt, der nach dem Arzte rief,
der dritte strauchelte und fiel,
der vierte sprach: „Es ist der Kiel,
der also wankend geht . . .“
„Weh, weh! ein Wetter uns besteht!“
rief aus der fünfte alsogleich,
vor Furcht und Reue gelb und bleich —
„Mir tut das Haupt sehr weh —
was Gott will, das geschehe,
es will ein Sturmwind kommen,
der wird uns allen wenig frommen —
wie wird es uns ergehn,
kein Sternlein ist zu sehn —“
Und immer mehr dreht sich das Schiff,
schon stößt von unten Fels und Riff,
tief stöhnt die ganze Heldenschar —
und keiner mehr am Steuer war . . .
Sie wälzten selbst im Traumesmeer
im wilden Sturm sich hin und her,
und sind gestrandet und ertrunken
und tief bis auf den Grund gesunken
und schnarchen zwischen Aal und Quallen, —
doch manche immer weiter fallen
ins Ungeheure, Dunkle, Leere,
von einem bis zum andern Meere . . .
Hier ist die Märe eigentlich aus.
Wie dann die Helden kamen nach Haus,
das bildet eine Sondermär,
die ist von Trauer also schwer,
daß ich sie heut nicht künden mag —
nach dieser Meerfahrt Ungemach . . .

* * *

Wilhelm von Scholz.

Geb. am 15. Juli 1874 in Berlin, lebt in Oberhambach im Odenwald. — Frühlingsfahrt 1896. Hohenklingen, eine Zeit in Bildern und Gestalten 1898. Der Spiegel 1902, II. Auflage 1908. Neue Gedichte 1912.

Der Träumer.

Ein Urwald, steinern, zweigt in eine Krone
der Dom und weitet sich zur Halle.
Die lichterlosen Kandelaber alle,
Herbstäste, starren. Und im Dämmertone
durch den steinernen Wald
ein kühles heiliges Rauschen schallt.

Wie Feuerfliegen glühn vor Altarrampen,
als flögen sie, die heiligen Lampen,
und schwebten um der Wegmadonna Bild.
Als ob ein Priester fern den Wald durchschreite,
daß eine Seele heimwärts er geleite,
aus Nebelweiten hell das Glöckchen schrillt.
Am Boden kauert das gehetzte Wild.

In seinen Blicken übermüden Hohn,
der nachts im Schein der Zornesfackel handelt
und den ein Zauberstab doch leicht in Mitleid wandelt,
steht still der Träumer neben Gottes Thron.

Ihr schwarzen Vögel, die ihr ihn umflogt,
ihr schwarzen Segel, die ihn dort gelandet,
seht ihr, wie seine Seele zischend brandet
ins Seelenmeer, das rauschend ihn umwogt?
Er hört sie beten, hört die leeren Worte,
aus denen selbst die Seelen jener drängen —
wie wenn am Sommertag bei letzten Orgelklängen
weit, blendend, sich die große Kirchenpforte
auftut, und alle in die Sonne treten
und wortlos zu dem Gott der Freude beten . . .

Als sie schon längst den hohen Raum verließen,
steht er noch betend auf den Sandsteinfliesen,
der Träumer betet länger noch zu Gott.
Verschwunden ist sein Mitleid und sein Spott —
Und es ward Wald. Und weit vom Himmel schienen
die roten Sterne, leuchtend wie Rubinen,
wie Nägel, in den Bau des Alls gehämmert.
Und hoch, im steilen Glanze über ihnen,
rollt eine Welt, auf der die Sonne dämmert.

Reifer Sommer.

Die Peitsche pfeift, es klirrt der Sporn,
die Renner streichen durch das Korn,
das im Sommerwinde wogt und wellt.
Ein Schuß. Aus heißem Sattel fällt
der vorderste Reiter ins gelbe Korn,
rotblutend ins gelbe Korn,
das im Sommerwinde wogt und wellt.

Die Hufe trommeln, die Schollen fliegen,
Rufen, Blitzen, Wiehern im Wald ... und tiefe Stille ...

In der Ackerfurche dort bleibt er liegen,
die Lippen brechen, sprechen: „. . dein Wille —"
im Bügelriemen noch hängt sein Sporn;
und neben ihm auf sonnenhellem Feld
rauft noch sein Gaul im hohen Korn,
das im Sommerwinde wogt und wellt.

Der Alte.

Im Mauerviereck, still die Zeit verträumend,
grün eine blühende Wildnis sprießt,
die rings ein Kreuzgang, dunkel sie umsäumend,
mit matten Dämmerschatten schlummernd schließt.

Ein Zaubergarten. Spätnachmittagsstille.
Und Mauerwärme. Nur wie ferner Wille
ein kühler Hauch aus feuchter Halle fließt.

Hoch überm Tor, um dessen Sandsteinranken
der alte Efeu schlug die knorrigen Pranken,
der Kirchturm noch ein Flecken Sonnenschein.

Im grünbegrasten Wege geht allein,
bis an die Lenden im Gestrüpp verborgen,
ein grauer Mönch mit seinen stummen Sorgen.
Nur eine Biene seine Tritte scheuchen
aus den verheckten wilden Rosensträuchen.
In blauem Scheine dämmernd alles fließt.
Blau sind im Buch die Seiten, die er liest:

„Die Kraft trägt in sich selber ihr Entstehn.
Kraft ist der Sonne leuchtend Niedersehn.
Kraft ist die Wärme. Kraft ist alles Licht.
Kraft drängt zu Kraft.
So sieh die Bäume streben,
die Säulen hochgestemmt sich heben,
bis an der dunklen Kraft die lichte bricht . . ."

Und wie des Himmels hingerolltes Tuch
ward dunkler blau das aufgeschlagene Buch.
Der düstere Spruch stand leer in seiner Seite.
Da sinkt des Mönches Arm.
Er sinnt. — Und wie ein Krähenschwarm
fliegen die schwarzen Worte in die Weite.

Er weiß, was er im Leben nicht gekannt —
Im engen Hof fühlt dunkeln er das Land
hinter den Mauern in der Runde.
Vom Kirchturm schlägt die schwere Feierstunde.

* * *

Christian Morgenstern.

Geb. am 6. Mai 1871 in München, lebt im Süden.

In Phantas Schloß 1895. Horatius travestitus 1896. Auf vielen Wegen 1897. Ich und die Welt 1898. Ein Sommer 1899. Und aber ründet sich ein Kranz 1902. Galgenlieder 1905. Melancholie 1906. Palmström 1910. Einkehr 1910. Ich und Du 1911.

Legende.

Vom Tisch des Abendmahls erhob
der Nazarener sich zum Gehn
und wandte sich mit seiner Schar
des Ölbergs stillen Wäldern zu.

Erloschen war der Wolken Glut;
in Hütt' und Höfen ward es licht;
hell glänzten nah und näher schon
die Fenster von Gethsemane.

Aus einer Scheune klang vertraut
das Tanzlied eines Dudelsacks,
und Mägd und Bursche drehten sich
zum Feierabend drin im Tanz.

Und Jesus trat ans Tor und sah
mit tiefem Aug dem Treiben zu . .
Und plötzlich übermannte ihn
ein dunkles, schluchzendes Gefühl.

Und, Tränen in den Augen, trat
er zu auf eine junge Magd
und faßte lächelnd ihre Hand
und schritt und drehte sich mit ihr.

Ehrfürchtig wich der rohe Schwarm;
die Jünger standen starr und bleich, —
er aber schritt und drehte sich
als wie ein Träumer, weltentrückt.

Da brach auf eines Jüngers Wink
des Spielers Weise jählings ab —
ein krampfhaft Zucken überschrak
des Meisters hagre Hochgestalt —:

Und tiefverhüllten Hauptes ging
er durch das Tor dem Garten zu . .
Wie dumpf Gestöhn verlor es sich
in der Oliven grauer Nacht.

* * *

Börries, Freiherr von Münchhausen.

Geb. am 20. März 1874 in Hildesheim, lebt in Sahlis bei Kohren in Sachsen.

Gedichte 1896. Balladen 1900. Juda 1900. Ritterliches Liederbuch 1906. Die Balladen und ritterlichen Lieder 1908. Das Herz im Harnisch 1910. (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin.)

Simson.

I.

Es stieg von der Steinkluft Etham Einer hernieder,
ein Löwenfell umhing die mächtigen Glieder,
gen Gasa ging er und ging starken Schritt,
und als er kam gen Ramath Lechi wieder,
wo die Philister einst er schlug danieder,
ein Lächeln über seine Züge glitt.

An Gasas Toren widerklang sein Gang,
Simson schritt ein in Gasa. Und die Frauen
wandten die Köpfe und verstummten lang
in banger Sehnsucht und in süßem Grauen.

Nur eine senkte nicht das schmale Haupt
und nicht die großen Augen der Gazelle.
Sie stand im Glühn des Mittags vor der Schwelle,
vom Lärm der Maultierkarren grau umstaubt.

Und Simson stockte, und sein Fuß ward schwer,
und schwer sein Blut, das heiße, nie besiegte,
er sah, wie sich ein Purpur hin und her
durch ihre schwarze Flechtenkrone schmiegte,
und als sie leise ihre Brüste wiegte,
erschrak sein Herz, und er erstaunte sehr.

Mit brennenden Augen sahn sich beide an,
mit Augen, die den Schal vom weißen Leibe
entwendeten dem ganz entglühten Weibe,
mit Augen, die in scheuer Lust dem Mann
aufbrachen am Gewand die Spangenscheibe.

Er trat heran, und seine Glieder dehnte
er mächtig aus des Löwen Fell heraus.
Kein Wort ward laut. Des Mädchens Schulter lehnte
an seine Brust sich, in das Haargekraus ...
Da um die Lenden, die sein Blut ersehnte,
schlang er den Arm und trug das Weib ins Haus.

II.

„Schlugst du nicht dreißig Männer zu Aschkalon,
und schlugst zu Lechi tausend Männer im Streite!
Was sprachest du mit deinem Weib davon,
von jenes Rätsels Lösung auf der Freite?!

Du hast auf Weiberwert und Wort gebaut,
und wie ein Weib hat dich dein Weib verraten!"
Sprach Simson still: „Ich hab ihr doch vertraut,
als mich so rührend ihre Lippen baten.

Wohl schlug zu Aschkalon ich dreißig im Streit
und schlug in Lechi tausend mit dem Knochen,
doch nur im Männerkampf bin ich gefeit,
und Weiberhand hat immer mich gebrochen!"

„Und daß zu Aschkalon du dreißig erschlugst
und standst zu Lechi siegumjauchzt im Schwarme,
und daß du mich auf diesen Armen trugst, —
laß küssen mich die wunderstarken Arme!

Das macht meinen Herzschlag zittern in süßer Hast,
und macht meine Lippen feucht nach deinen Küssen,
daß du den Löwen nicht erschlagen hast,
daß du ihn hast mit dieser Hand zerrissen!

Ach, unbesiegbar wild ist deine Kraft,
ich preise sie in Jauchzen und Frohlocken!"
Sprach Simson: „Nein! Denn sieh, mein Arm erschlafft,
schnitte man mir die langen Nasirlocken."

„Und ist die Stärke in dein Haar gebannt,
ist in die Locken deine Kraft gebunden,
was gibst du sorglos dich in meine Hand,
was schweigst du nicht dem Weib in solchen Stunden?!

Simson, so wahr mein Volk das deine haßt,
so wahr, wie hier sich meine Pulse regen,
so wahr dein Lockenhaupt die süßeste Last,
die je auf Brüsten eines Weibs gelegen:

Dich wird ein Weib, das dir die Kraft entwand,
das mit dir Nächte heißen Glücks durchwachte,
einst überliefern in Philisterhand,
dich, der die Tat von Aschkalon vollbrachte, —
und den ich bitter jenen Tag verachte!"
So sprach das Weib. Der Morgen zog ins Land,
sie öffnete die Tür, und Simson lachte.

Und lachend ging er durch die Einsamkeit
der Feindesstadt, und als das Tor geschlossen,
und als die Wachen weckten die Genossen,
schob er sie lachend mit der Hand zur Seit,
und hob die Tore, silbererzgegossen,
aus ihrer Angeln ehrnen Festigkeit.

Zur Heimat schritt er durch des Kornes Wogen.
Im Osten, über Juda, ward es hell.
Aus Gasa kam ein Pfeil vom Toresbogen
mit scharfem Pfeifen hinter ihm geflogen
und hakte klatschend in das Löwenfell.

Und mit dem Pfeil aus Gasas Mauern kam
ein fernes Lied und schwebte ihm zur Seite
und eine Stimme sang in Lust und Gram:
„Zu Aschkalon er dreißig überkam,
zu Lechi schlug er Tausende im Streite!"

III.

„Schlagt alle Becken zusammen
in Gasa, der fröhlichen Stadt,
streut Weihrauch in alle die Flammen,
die Herd und Hütte hat.

Lobpreist mit jubelnden Zungen,
Philister von Gasa bis Gath,
denn Simson ist niedergezwungen
und liegt im Kerker der Stadt!

Ihn konnte kein Pfeil erreichen,
kein Schwert seine Blöße gewann,
dem Weibe mußte er weichen,
Delila verriet ihren Mann!"

Und Gasa jubelt, und des Volkes Wellen
durchspülen brandend den gewalt'gen Raum
des Dagontempels, und Gelächter gellen
von Well zu Welle, wie ein Silberschaum.
Und mitten steht, das Haupt gesenkt im Traum,
mit Augen, die sich nimmermehr erhellen,
Simson und hört den Spott der Menge kaum.

Mit irren Händen greift er in die Laute,
die ihm der Spott in seinen Arm gedrückt,
dieselbe Stadt ist's, die er einst erschaute,
und die so hold sein hartes Herz beglückt.
Und was ihn einst so wundersam entzückt,
was ihn dem tollen Lebenssturm entrückt,
den schwirrenden Saiten leise er vertraute.

Und plötzlich, — träumt sein lauschend Ohr davon? —
und plötzlich eine Stimme ihm zur Seite:
„Schlugst du nicht dreißig Männer zu Aschkalon,
und schlugst zu Lechi Tausende im Streite?"
Er lauscht ... Und hört im Lärm den leisen Laut,
daß leichte Füße kleidumrauscht ihm nahten:
„Du hast auf Weiberwert und Wort gebaut,
und wie ein Weib hat dich dein Weib verraten.

Ganz schwach bist du, der einst so grausam war!
Vom Schauer deiner Küsse hingerissen
so lag ich einst, verstrickt im schwarzen Haar,
und du, der jetzt so milde ganz und gar,
in meine Schulter hast du wild gebissen,
weißt du das noch? — und solltest du's nicht wissen?!"

Da, was der Spott der Männer nicht getan,
ihm hat das Weib die Kraft zurückgegeben,
die ihm ein Weib gestohlen aus dem Leben.
Und er, der jedem Weibe untertan,
er stöhnte auf in Scham und Wut und Beben.

Und da: — es suchte seine breite Hand
tastend nach rechts und links in Zorn und Zittern,
bis sie der Säulen feine Fuge fand.

Und plötzlich ging ein dumpfgefühltes Schüttern
durchs ganze Haus, und sieh, die Balkenwand
sie neigte sich mit knisterndem Zersplittern

Und in die Stille des Entsetzens klang
ein Mädchenruf voll Jauchzen und voll Klagen,
um Simsons Kniee sie die Arme schlang,
— im Schrei, der grausig aus der Menge drang,
ging unter ein verirrter Siegsgesang:
„Zu Aschkalon hat dreißig er geschlagen,
und Tausende zu Lechi er bezwang!"

Da stürzte donnernd, der die Decke trug,
der Pfeilerkranz in mächtigem Niederschlagen,
aufwölkte Staub, verwehter Opferruch
hing überm Schutt mit wildzerrißnem Fluch,
halbem Gebet und ganz zerbrochnem Klagen.
Und Simson lag, vom Dachgebälk erschlagen,
bei ihm das Weib, das seine Liebe trug.
— Und war'n der Männer, die er sterbend schlug,
mehr, denn der Lebende geschlagen.

Helge.

Eine Edda-Ballade.

In alten Tagen, als Adler noch sangen,
vom Regenbogen niederrieselte
Weltensame auf urgrauen Sand,
gebar Burghilde im Bragawalde
Helge, den Helden aus Siegmunds Stamme,
den Fürsten über Islands Felsen.

Da schwebten die Nornen, die schweigenden Schwestern,
dem Sproß des Geschlechtes das Schicksal zu spinnen,
sie schnürten mächtig die Schicksalsseile
um brechende Burgen im Bragawalde.
Im blauen Mondsaal schwebten die Schwestern,
entsandten sie, banden sie Fäden von Gold,
und eine der Nachtgeborenen schwang
schweigend gen Mittnacht das Tau seines Todes.

Nacht hing in blauen Netzen vom Himmel,
umhing den Holzpalast tief im Bragawald. —
Hoch im uralten Eibenbaume
hungrig ein Rabe zum Raben sprach:
„Eine Sonne ist alt erst der Siegmundssohn,
aber Freund wird er werden den Wölfen der Walstatt
und Freund den Raben, — einst speist uns sein Speer!"

Und Helge wuchs auf in der Hut des Vaters. —
Ein Langschwert weiß ich liegen im Holzpalast,
am Stichblatt stellt steil eine Natter den Schwanz,
„Todes Wurm" heißt es, das lehrte ihn tragen
Siegmund der Held und hing um den Hals ihm
Allermannsharnisch als heilige Abwehr.

Einst jagte er nächtens in Jötuns Niederung
den Brunsthirsch, der hinflog, taunaß bis zum Bauche;
saß auf dem Hügel am Rande der Heide
und aß mit den Freunden das rohe Fleisch.

Da flogs wie Feuer aus Flammenbergen,
wie Heklas Blaublitze brachs durch die Nacht,
herjagten auf Wolken Helmträgerinnen.
Beinah zersprengten die bäumenden Brüste
das spannende Speerkleid der blutigen Brünnen,
im Mondlicht lenkten sie zu den Jünglingen,
auf stählernen Helmen stand still der Strahl,
als spottend die eine von ihnen anhub:
„Was eßt ihr in Island roh das Fleisch?"

„Nicht Zeit hat zum Zünden des Feuers der Jäger,
Rohblut hält rüstig, so raten die Runen,
erprobt es selber, ihr frechen Fragerinnen,
kommt mit uns ihr mannbaren Mädchen zur Nacht!"

Da schnurrten antwortend Empörung die Sehnen
der hürnenen Bogen, doch hielt vom Hengste
Siegrune die Zürnenden: „Nicht haben wir Zeit
bei Männern zu liegen und Met zu lecken!
Mich verlobte mein Vater dem Fürsten Hadubrant,
über nebligem Norge ragt seine Krone,
in wenigen Nächten wiegt mich der Neidige,
wenn du mich nicht rettest mit raschem Raube!"
Und sie grüßte und küßte den König im Helm.

Da hob sich sein Herz der Walküre entgegen:
„Zage du nicht vor dem Zorne des Vaters
und nicht vor dem Hasse des herrischen Hadubrant!
Gewarten soll er eines mächtigen Wetters
grauer Gere — und des Grames Odhins! —
Hast du nun bei mir zu hausen die Zeit?"

„Zeit ist zu retten gerötete Wege,
über Morgenwolken und Winden zu jagen,
westlich vom Heimdalsweg müssen wir weilen,
eh Hähne krähen von Hofe zu Hofe!"

Da bot die Heere Helge zusammen
und griff in den Hort wie ein Held vor der Schlacht.
Wer immer wußte Segel zu setzen,
wer Wundenflamme zu wirbeln wußte,
die holte das Urhorn hallend zu Hauf.

Da banden sie ungebärdige Beiderwand
mit knappen Knoten an knarrende Rahen
und fuhren ostwärts auf eiskalten Wellen
den windigen Weg. — Wenn die Helden zu wecken
der Steuerer umstieß auf Deck die Zelte,
stand das Bugspriet der Boote gegen grauen Himmel
dort, wo der graue geruhig rot ward,
und Masten und Stengen flogen im Morgen
wie des Hirsches Gehörn, der die Heide durchfliegt.

Da tauchte aus Tiefen des Walmeers ein Felsen-[wald,
uralte Klippen klafften empor,
und abends feierten in Norges Fjorde
die schaukelnden Schiffe an ehernen Ankern. — —

Mit Zorn und Hasse zählte Hadubrant
helmbedeckt vom Hügel den Heereszug
und stieg hinab zum steinigen Strande
und höhnte den Helden mit hartem Wort:

„Deine Mutter hieß einst eine mächtige Hexe,
ein wüstes Weib, das die Helden verhetzte,
eine böse Buhlerin, die ich gut kannte:
neun Wölfe zeugten wir zwei mit einander
auf rauhem Reisig der kahlen Klippe!"

Da sagte ihm Helge, des Siegmunds Sohn:
„Nie warst du der Vater der Fenriswölfe,
da Drusenmädchen dich meuchlings entmannten
im wilden Walde, wie ich wohl weiß!
Landrüchig bist du durch Lasterwerke,
du hast dich verwandelt zur weißen Stute,
umbuhltest mit goldnem Gebisse die Hengste, —
mein Vater Siegmund ritt sieben Male
dich zwingend vom Sattel die Senke herunter!
Heiß würden ihm alte Kampfspuren wieder,
wenn er dich, Hadubrant, höhnen gehört!" — —

Da wuchs ein Speerwüten am Frekasteine,
und Blut umschäumte die Schwertesschneiden,
wie dunkele Wetter wehten übern Himmel
die grauen Gere in schaurigen Scharen,
hungrig durchheulte der Heerhund die Felder,
und Hadubrants Heere erlagen der Mahd. — —

Im Feuer des Abends zur Walstatt gefahren,
sah Siegrune Hadubrant und höhnte den Wunden:
„Nun wird an den Lenden dir nimmer liegen,
die geil du begehrt! Zu End geht dein Atem,
rings fliegt schon der Rabe nach Wittrung der Wunden,
treibt schwarzen Schnabel in weiße Augen,
fern durch den Fesselwald wittert schon der Wolf!"

Da sang Siegrune zu Helge dem Helden:
„Durch Blut erlangt ich den Liebeswunsch!
Zwistrunen warf Odhin zwischen euch beiden,
Siegrune ward ich Selige dir!
Nun eignet dir alles, was mir zu eigen,
rote Ringe und lässiger Leib,
nun sitzen wir säumend in Sewafiöldburg
in Feiern und Festen, denn aus ist der Streit!"

Der Fischer von Svendaland.

„Nun laß die Segel und laß das Boot und wirf die Netze zur Seite, —
aufsteigt Gewölk am Romsdalhorn, und die Winde rüsten zum Streite,
die Nordlandsee wird leichenfahl und kräuselt die weißen Lippen,
und schlägt mit der nassen Riesenfaust wild gegen die Otteröklippen!

Und nun den Kiel über knirschenden Sand hinauf an die Dünen gezogen,
so haben wir auch in diesem Sturm das Meer um sein Opfer betrogen.
Doch denk ich, ein anderes Opfer soll die Nacht den Fluten bescheren: —
der Wind, der jetzt mir den Bart zerzaust, soll Kiele zum Himmel kehren!

Wir wollen der Dünen trockenes Gras ausraufen und Haufen schichten,
und abends im Sturm soll die falsche Glut das Steuer der Schiffe richten,
hei, was uns dann morgen die See beschert an Schätzen, das mag uns frommen,
und drüben der Pfarrer von Otterö soll Leichenarbeit bekommen!"

Der Alte sprach's von Svendaland, Terja, der einsame Fischer,
es war der Hai in der Meeresbucht nicht falscher und räuberischer.
Wie viele Schiffe er schon verderbt, — die Hügel könnten's berichten, —
doch Grabeshügel im Dünensand erzählen keine Geschichten.

Nun trat er ins Haus mit Sven, dem Sohn, von dem die Sagen erklangen,
daß einst die Planken am Eichenboot unter seinen Fäusten zersprangen,
im Mutterleibe schon trug ihn das Meer und hatte bis jetzt ihn getragen
und sollt ihn tragen als Leiche dereinst in weiße Tücher geschlagen.

Jetzt standen sie drinnen im niederen Raum, und der Wind pfiff durch die Spalten,
sie sahen, wie draußen im Winde der Rauch aufstieg in wallenden Falten,
sie sahen, wie an den Dünen empor die flackernden Flammen glühten,
und wie ans blinde Fenster der Sand und tausend Funken sprühten.

Schwarz kam das Dunkel, und mit der Nacht stieg mächtig die Flut in den Fjorden,
und hinter der Flut zog tobend einher der heulende Sturm aus Norden,
von Hareidsland zum Ramsofjord trieb weißer Schaum auf den Wogen,
und kreischend auf vom Dünennest Sturmschwalben und Möwen flogen.

Und es stieg die Nacht, und es stieg der Sturm, es bebten der Erde Glieder,
und Himmel und Meer umschlangen sich wild, und Regen schauerte nieder,
an den niedrigen Hügeln wühlte die Flut und suchte, was scheu sie verbergen,
und schauerlich scharrt ihre gierige Hand den Sand von den dunkeln Särgen. —

In düsterer Hütte saß mit Sven Terja an des Herdes Gluten:
„Ich wollt, es wäre die Nacht herum und Wind und Wellen ruhten,
es klingt durch die Lüfte ein fremder Ton, und Fremdes fühl' ich da drinnen, —
mir ist, als würd ich heimlich verfolgt und könnte nicht mehr entrinnen!"

Und wie er spricht, da dröhnt's an die Tür mit dumpfen mächtigen Schlägen,
und an der Hauswand scharrt es rauh und stößt mit Krachen dagegen,
aufspringen die beiden leichenfahl, grell leuchtet ein Blitz ins Zimmer,
da donnert es lauter gegen das Haus, und die Türe splittert in Trümmer.

Ein Windstoß heulet durch den Schlot, das Wasser kommt rauschend geflossen,
und auf dem Wasser kommt es schwarz in die Stube hereingeschossen,
ein offener Sarg, herausgespült von der Flut mit Graben und Nagen,
und schauerlich von dem Wogenschwall in das Haus des Mörders getragen.

Wild auf schrie Terja und stürzte hin neben der grinsenden Leiche,
doch Sven sprang fort aus dem brechenden Haus und lief zu Damm und Deiche,
die Nacht da draußen war kälter nicht, als wie seine bleichen Lippen,
und wilder peitschte die Angst sein Blut, als der Sturm die Otteröklippen.

Er suchte das Boot, es war zerschellt, schon wich bei seinen Schritten
der Sand, von den Wellen hinweggespült, gespenstisch unter den Tritten,
ein Sarg noch trug ihn kurze Zeit und sank dann nieder zum Sande, —
so holten die Toten die Lebenden ab bei Nacht im Svendalande.

Und die Sonne stieg auf, und ihr Schleier von Gold des Festlands Felsen umwebte.
doch nur die Sage von Svendaland noch über der Tiefe schwebte,
wo Terjas Hütte, da rollten sacht die Wogen auf und nieder, —
eine Möwe suchte ihr Dünennest und fand die Stätte nicht wieder.

❊

Die vertauschten Frauen.

Herr Berengar von Montmiral —
wie kannte die Provence ihn gut!
Bei Spiel und Fest und Maskenball,
ach, Maskenball!
gar leichtgemut, gar leichtbeschuht
tanzte der Trovadore.

Und Cecil von Schloß Bellador,
das war sein Freund, gewandt, galant,
vier Schwielen zeigte stets er vor,
mit Stolz er vor,
die warn mit Arbeit nicht verwandt,
die warn vom Lautespielen.

Sehr einsam saß la belle Yvette
daheim im Schlosse Bellador,
sie war kokett, sie war so nett,
ach ja, so nett!
Das kam Berengar auch so vor,
der half ihr Zeit vertreiben.

Berengars Weibchen hieß Grazielle,
die langweilt sich in Montmiral.
Cecil sang ihr manch Ritornell,
— na, Ritornell . . .!
Und eines Tags auf Knall und Fall
bat er sie um ihr Händchen.

Sie schrieben an Freund Berengar,
der fand die Sache gar zu nett!
Die Antwort kam: Ihr seid ein Paar,
und was ein Paar . . .!
Yvette und ich, ich und Yvette,
wir sind ganz eurer Meinung.

Bei Hochzeitsglanz und Hochzeitskranz
was da für Volk zusammenkam!
Sie tanzten manch behenden Tanz,
manch Vierertanz,
und lachten beim Changez les dames!
und blieben gute Freunde.

Graf Egisheim.

Es ritt nach Krieg und Reisen
ein Mann durch kahlen Buchenwald,
der war in schwarzes Eisen
vom Kinn bis zu den Knien geschnallt,
wie eilig er wohl ritte,
wenn nach ihm säh ein Krauskopf aus, —
doch langsam sind die Schritte
zu einem kinderleeren Haus.

In seinem Burghof lärmte
ein Taternschwarm beim Bettelmahl,
da grüßte die verhärmte,
die Gräfin, leise den Gemahl,
sie glomm in Glück und Staunen,
zum Pallas zog sie sanft ihn hin, —
er hörte lieber raunen
wahrsagende Zigeunerin:

„Graf Egisheim, das Werdende
ist schon im Seienden gebannt,
das sich so laut Gebärdende
liegt lautlos in dem Netz der Hand,
dein Sohn, der spät geborene,
wird mächtiger als jemals du,
es tritt einst der Geschorene
dein Langhaar unter seinen Schuh!"

„Wird er zum Knecht geschoren
als Sohn von freiem Edelmann,
so hat mein Stolz verloren,
was meine Liebe kaum gewann,
doch soll ich Gnade suchen
auf Knien vor eines Sohnes Spruch . . ."
— Ein Kuß erstickt sein Fluchen,
kein Kuß erstickt des Hauses Fluch!

Der Taterkarrn mit Knarren
schlich fern durchs Land im Winterdunst,
dann schnarrt der Schnepfe Quarren
in Frühlingsnächten voll von Brunst,
dann Sommers Sonnensiege,
und dann im Herbst des Hifthorns Ton, —
da ging im Schloß die Wiege,
und in der Wiege lag ein Sohn.

Es wuchs wie Rohr der Knabe,
doch mit ihm wuchs des Vaters Groll,
landfremder Hexe Gabe
wie Gift in seiner Seele quoll,
ach, Worte sind wie Saaten,
zu Heil und Unheil Kern und Keim,
aus Worten wuchsen Taten
wie Bilsenkraut zu Egisheim.

Ein Jäger zog zu Walde
und zog mit sich des Grafen Kind . . .
Wie einsam an der Halde
der Bach in roten Wellen rinnt! . . .
Heim kam des Jägers Junge, —
was für ein blutig Ding er hat,
wie eines Rehkitz Zunge
gehüllt in harsches Brombeerblatt!

„Dies Zeugnis soll ich bringen,
doch der es schickt, dient Euch nicht mehr,
er floh, sich zu verdingen,
nach Welschland zu des Kaisers Heer,
mein Vater läßt Euch sagen,
Ihr wäret Eurer Sorgen bloß,
dafür hätt' er zu tragen
bis an sein End ein elend Los!" — —

Dann gingen fünfzig Jahre
wie Räuber über Egisheim,
die stahlen seinem Haare
den blonden Schimmer insgeheim,
die bohrten Tisch und Truhe
mit tausend feinen Bohrern an,
die raubten Rast und Ruhe
dem kindesmordbeladnen Mann.

Wer löst vom Netz des Bösen
den Fisch, der sich darein verfing?
Nur eine Hand kann lösen,
die trägt den heilgen Fischerring!
Zu ihr beginnt der greise
die Fahrt, die jedem Frieden schenkt, —
der fürchtet nicht die Reise,
der schon an seine letzte denkt!

Und sind auch steil die Stege,
und dräut der Berg und schäumt der Strom,
— der kranken Seelen Wege
gehn ja aus aller Welt nach Rom, —
da sieht den Mann er thronen,
dem Gott das Gnadenamt verlieh,
vorm Glanze der drei Kronen
wirft er sich fassungslos aufs Knie.

Da stürzen seine Tränen,
da schluchzt die Seele sich zur Ruh,
sein Haar in weißen Strähnen
hängt auf den violetten Schuh:
„Sei Retter mir und Rater
und gib mir das geweihte Brot,
vergib mir, Heilger Vater,
vor meinem Tod des Sohnes Tod!"

Des Papstes Wangen brennen,
er steigt herab von weißem Thron:
„Du nennst mich Vater, — nennen
darfst du mich deinen lieben Sohn!
Dir half die Mannentreue,
die wunderlich aus Märchen tönt:
dein Jäger hat in Reue
mit Segen deinen Fluch gekrönt!

Wohl war ich frei geboren,
doch gilt kein Stolz vor Petri Stuhl,
ich ward zum Mönch geschoren
in Gangolfs Kloster fern zu Toul,
der höchsten Priesterweihen
bin ich mir heute ganz bewußt:
Ich durfte dir verzeihen! —
Komm, Vater, komm an meine Brust!"

Der Nobis-Krug.

In Dämmerdunst und Heiderauch,
im leichenkalten Herbsteshauch,
am letzten Ende dieser Welt
liegt niedrigbreit und trüberhellt
die graue Nobisschenke,
die Toten, die man heut begrub,
die füllen hier die Bänke.

Die Hand, die dort den Hunden pfiff,
und die am Webstuhl blank sich schliff,
und die, von Schmiedeglut verbrannt,
die eignen Schwielen kaum umspannt,
sie greifen hier zum Kruge,
ein Schalk, ein Gauch, ein Narr, ein Schelm,
die dudeln dazu eine Fuge.

Wie fiedelt die Fiedel, wie gunkst der Gauch,
der die Kalbshaut haut, auf der Pauke Bauch!
Ein Gelächter springt auf, das wie Weinen klingt,
ein Schrei, der wie eine Glocke zerspringt:
— Zum letzten Mal mit andern!
Denn morgen heißt's zur Einsamkeit,
zur ewigen, zu wandern.

„War das das Leben?! Freunde, hört,
das Leben war der Müh nicht wert!
Der Erde letzte Nacht verläuft,
das beste, daß man sie versäuft,
so braucht man nicht zu denken!
Wem wolln denn wir im Nobiskrug
den letzten Zutrunk schenken?

Den Kindern hinterm Sarge her? —
Das Erben ist verteufelt schwer!
Die Hamfeln Erde zähln sie ab
wie Taler in das offne Grab, —
laß gehn, verwehn, versinken!
Nobis heißt Uns, nobis heißt Uns,
und nobis wolln wir's trinken!

Willst du's dem Freunde bringen, du!?
Er trank dir drüben oftmals zu, —
ach, wüßten nur wir hüben nicht,
wie unser Freund schon heute spricht,
braucht sich ja nicht zu scheuen!
Nobis heißt Uns, nobis heißt Uns! —
Wir Toten sind die Treuen.

Die Liebste schnitt vom Totenkranz
die Schärpe ab zum nächsten Tanz,
ihr Aug', von Tränen wasserklar,
sah doch, wie fein die Seide war, —
laßt sie, — sie ist lebendig!
Nobis heißt Uns, nobis heißt Uns!
Die Toten sind beständig!

Stürzt ihn hinein, den letzten Trunk!
Vergällt ist die Erinnerung,
und weil vergällt die Zukunft auch,
so füllt euch einmal noch den Bauch,
eh er vom Wurm zerfressen,
wir trinken nobis, und das heißt:
wir wollen uns vergessen! — —"

Durchs Ödland eines Raben Flug
strich hin zum grauen Nobiskrug,
der Rabe floh, sein Flügel klang,
so schreckte ihn der wüste Sang
vom Sterben und Verderben:
„Nobis heißt Uns!" Der Trinkspruch gellt
Becher und Herzen zu Scherben!

*

Ballade vom Brennesselbusch.

Liebe fragte Liebe: „Was ist noch nicht mein?“
Sprach zur Liebe Liebe: „Alles, alles dein!“
Liebe küßte Liebe: „Liebste, liebst du mich?“
Küßte Liebe Liebe: „Ewig, ewiglich!“ — —

Hand in Hand hernieder stieg er mit Maleen
von dem Heidehügel, wo die Nesseln stehn,
eine Nessel brach er, gab er ihrer Hand,
zu der Liebsten sprach er: „Uns brennt heißrer Brand!“

Lippe glomm auf Lippe, bis die Lust zum Schmerz,
bis der Atem stockte, brannte Herz an Herz —
„Darum, wo nur Nesseln stehn am Straßenrand,
wolln wir daran denken, was uns heute band!“ —

Spricht von Treu die Liebe, sagt sie „ewig“ nur, —
ach, die Treu am Mittag gilt nur bis zwölf Uhr;
Treue gilt am Abend, bis die Nacht begann, —
und doch weiß ich Herzen, die verbluten dran.

Krieg verschlug das Mädchen, wie ein Blatt verweht,
das im Wind die Wege fremder Koppeln geht,
und ihr lieber Liebster stieg zum Königsthron,
eine Königstochter nahm der Königssohn.

Sieben Jahre gingen, und die Nessel stand
sieben Jahr an jedem deutschen Straßenrand —
Wer hat Treu gehalten? Gott alleine weiß,
ob nicht wunde Treue brennet doppelt heiß!

Bei der Jagd im Walde stand mit schwerem Sinn,
stand am Knick der König bei der Königin,
Nesselblatt zum Munde hob er wie gebannt,
und die Lippe brannte, wie sie einst gebrannt:

„Brennettelbusch,
Brennettelbusch so kleene,
wat steihst du so alleene!
Brennettelbusch,
wo is myn Tyd eblewen,
und wo is myn Maleen?“

„Sprichst mit fremder Zunge?“ frug die Königin.
„So sang ich als Junge,“ sprach er vor sich hin.
Heim sie ritten schweigend, Abend hing im Land, —
seine Lippen brannten, wie sie einst gebrannt!

Durch den Garten streifte still die Königin,
zu der Magd am Flusse trat sie heimlich hin,
welche Wäsche spülte noch im Sternenlicht,
Tränen sahn die Sterne auf der Magd Gesicht:

„Brennettelbusch,
Brennettelbusch so kleene,
wat steihst du so alleene!
Brennettelbusch,
ik hev de Tyd eweten,
dar was ik nich alleen!“

Sprach die Dame leise: „Sah ich dein Gesicht
unter dem Gesinde? Nein, ich sah es nicht!“
Sprach das Mädchen leiser: „Konntest es nicht sehn,
gestern bin ich kommen, und ich heiß Maleen!“ —

Viele Wellen wallen weit ins graue Meer,
eilig sind die Wellen, ihre Hände leer,
eine schleicht so langsam mit den Schwestern hin,
trägt in nassen Armen eine Königin. — —

Liebe fragte Liebe: „Sag, weshalb du weinst?“
Raunte Lieb zur Liebe: „Heut ist nicht mehr einst!“
Liebe klagte Liebe: „Ist's nicht wie vorher?“
Sprach zur Liebe Liebe: „Nimmer — nimmermehr.“

Der Todspieler.

„Herr Pastor, kommen Sie! Ihr Abendtisch
war ausgezeichnet, und das Bier ist frisch
und reicht schon noch zu ein paar Zügen Rauch! —
Danke, ich brenne schon! Nach altem Brauch
gehn wir noch etwas in Ihr Gartenzimmer.
Ihr Junge schläft, — so'n Bengel schläft ja immer, —
da setzen Sie sich mal an Ihr Klavier! —
Nein, keine Redensarten! Ihr Patron
bittet recht schön und weiß: Sie können's schon!“

„Verzeihung, Herr Baron,
ich kann so wenig heut wie immer spielen,
weil gar zu schauerlich und zufallsblind
aus Gottes ew'ger Hand die Würfel fielen,
die meinem armen Kopf doch — Würfel sind!
Warum es mir an Mut zum Spiel gebricht,
wenn ich's erzähl, — Sie drängten weiter nicht!

Es ist jetzt her so sechs bis sieben Jahr,
damals, da lebte meine Frau und gerne
spielt ich ihr vor, wenn's Büblein schlafen war,
und sie sah träumerisch
vom offnen Gartenzimmer in die Sterne.
Und einmal spielt ich auch, — ich weiß es noch,
mir war's, als wüchsen meiner armen Seele
dabei zwei Schwingen, rein und engelshoch.
So spielt ich nie vorher, und aus der Kehle
kam wie von selbst dazu ein Dankgedicht,
ein Dank an Gott für all sein Gnadenlicht,
für Weib und Kind, — denn unser Ältster schlief
im Kämmerchen, das nach dem Hof verlief.

Und in mein Spielen hör ich plötzlich leise
ein fein Geräusch, wie Schritte hinter mir,
und seh im Spiegel über dem Klavier,
wie unser Kind nach des Chorales Weise
in tiefem Schlaf tanzend ins Zimmer geht.
Und hebt sein Hemdchen zierlich in die Höh,
zierlich in die Höh,
und tritt so leis auf nackter kleiner Zeh,
nackter kleiner Zeh,
dreht sich und biegt sich im Mondenlicht
und weiß es nicht,
macht ein blasses tiefernstes Gesicht.

Da, ein Geräusch, — im Lehnstuhl meine Frau
drehte sich um, — das Kind schreit, wacht auf
und fällt taumelnd hin. — Wir wußten's nicht genau,
war es der Schreck, war es die Abendluft,
doch stand der Knabe nicht mehr auf,
und nach vier Tagen legte ich die letzten
Rosen auf seinen Sarg, die taubenetzten.

Wir haben damals nicht daran gedacht,
daß ihm mein Spiel den frühen Tod gebracht,
wir hatten andrer Sorgen viel, — das zweite
war unterwegs und kam, und dann im nächsten März
drückt ich den dritten, der da schläft, ans Herz.

Und dann drei glückliche und stille Jahre,
da kam die Diphtherie ins Kohrener Land,
und täglich streckte auf des Kirchspiels Bahre
ein Opfer ihre mitleidlose Hand.
Hänschen, der ältere, lag schwer danieder,
und tagelang schwankte der Wage Zunge,
ob Leben oder Tod. Indes der Junge
war kräftig von Natur und wurde wieder,
ganz langsam zwar, doch wurde er gesund
und lag nun matt im Bett mit blassem Mund.

Mir war so voll das Herz von großem Dank!
Wie hatte Gott erhört die heißen Bitten!
Gewiß, er wußte, was mein Herz gelitten,
und wollte nicht, daß es noch tiefer sank.
Und in mir rief's: Nun stimme Lieder an,
nun preise Gott, der solches hat getan!

Ich spielte wieder. Rauschend quoll der Strom
des mächtigen Chorals empor und hob
schier über mich hinaus in Gottes Dom
des ewgen Trösters Preis und Lob:

‚Nun danket alle Gott,
mit Herzen . . .‘
(Ein Gedanke, der wie eine Ratte huscht . . .
nun ist er fort, — wie kam mir der Gedanke! —
Er schläft ja längst schon nebenan, der Kranke!)
‚Der große Dinge tut
an uns und . . .‘
(Wieder, wieder Gedanken wie graue Ratten,
die sich lange versteckt gehalten hatten,
in der Zimmerecke knistern sie leis —
unter dem großen Schranke, —
und nebenan schläft doch so ruhig der Kranke!)
‚Der uns von Mutterleib
und Kindesbeinen . . .‘
Knistern sie leis . . .
knistern sie leis . . .
Ob er wohl weiß,
wann er zuletzt berührt diese Tasten?
Wie, wenn nun wieder . . .
Wie, wenn nun wieder . . . just bei Lob und Danke —
die grauen Ratten tollen und hasten . . .
Ach, nebenan schläft doch so ruhig der Kranke! —
Die Töne werden schwerer, schleppend fast,
die Hände zittern, . . . und da läuft ein Grauen
mir übern Rücken, denn ein kleiner Gast,
ich fühl es, kommt ins Zimmer! — —
Ich wage nicht, zum Spiegel aufzuschauen,
ich wage nicht, die Hände fortzutun,
ich stiere vor mich hin und spiele starr vor Grauen
und wie zum Spott
mit lauten Machtakkorden: Nun danket alle Gott!

Und leise hör ich jedesmal
bei jedem schweren Takte im Choral
ein leises nacktes Schreiten,
Tanzen, . . . Gleiten,
ich spiele lauter, lauter immerzu,
umsonst, ich decke nicht die leisen Laute zu:
ich höre in das Gehen
ein leichtes Hemdchen wehen
und hör an feinen Hacken
ab und zu
im Tanz ein Knöchlein knacken. —

Da schlag ich wie toll in die Tasten,
hilf, allmächt'ger Gott:
Nun danket alle Gott! —
Umsonst! — Immerzu
meines Knäbleins süße
weiche bloße Füße
tanzen ohne Ruh
durch die Stube, — dort und hier,
immer hinter mir . . .!!!

Ein Schrei! Ich brach besinnungslos zusammen
und lag bewußtlos viele Wochen lang,
vor meinen Augen lauter, lauter Flammen,
in meinen Ohren Kirchenlobgesang,
in meinem Hirn immer wüster und wilder
entsetzliche Bilder,
gottlästernde Worte, teuflischer Spott,
und immer dazwischen die Töne:
‚Nun danket alle Gott!‘
— — — — — — — — — — — — — —

Als ich nach langer, langer Zeit erwacht,
da war der Kleine längst zur Ruh gebracht,
da war es einsam, einsam um mich her,
denn auch mein liebes Weib fand ich nicht mehr.
Ich bat, mich aus der Stelle fortzutun,
ich mußte meine müde Seele ruhn,
und kam dann, Herr Baron, durch Sie
in diese weltentlegne Parochie.

Und wenn ich vorhin mich geweigert habe,
jetzt wissen Sie: Ich spiele nun und nie: —
Da drinnen schläft mein letzter Knabe!“

* * *

Lulu von Strauß u. Torney.

Geb. am 20. September 1873 in Bückeburg, lebt daselbst. Gedichte 1898. Balladen und Lieder 1902. Neue Balladen und Lieder 1907.

Die Nonne.

Grau sind meine Haare,
meine Augen werden trüb und blind,
an die sechzigmal im Gang der Jahre
wieg ich schon das liebe Jesuskind.

Vor der heil'gen Krippen
brennen alle Lichter am Altar,
wieder singen meine müden Lippen,
singen heute wie in jedem Jahr:
Puer natus in Bethlehem, eia!
Unde gaudet Jerusalem, eia!
Schlaf, mein liebes Kindelein!

Welk und lose liegen
meine Finger an dem Wiegenband,
wenn die jungen Laienschwestern wiegen,
fliegt die Wiege unter ihrer Hand.

Ihre Lider brennen
heute seltsam heiß und überwacht, —
sollt ich nicht aus fernen Tagen kennen,
was so junge Augen träumen macht?
Puer natus in Bethlehem, eia!
Unde gaudet Jerusalem, eia!
Schlaf, mein liebes Kindelein!

Singen, immer singen!
Unser Atem geht im Frost wie Rauch,
mit der ew'gen Ampel leisem Schwingen
schwankt der Wölbung schwarzer Schatten auch.

Wiegen, immer wiegen
einer leeren Wiege Gaukelschein, —
seh ich nicht ein süßes Leben liegen,
ohne Glanz und Glorie, — aber mein?

Ihr in Stall und Krippen,
benedeite Mutter, heilig Kind,
Frevel ist die Andacht meiner Lippen,
die nach Erdenglücke durstig sind!

Sieben Schwerter schneiden
in das Mutterherz dir tief und scharf,
siebenmal will deinen Schmerz ich leiden,
wenn ich deine Freuden trinken darf!
Puer natus in Bethlehem, eia!
Unde gaudet Jerusalem, eia!
Schlaf, mein liebes Kindelein!

Doch der Herr der Zeiten
ließ die Jahre gehn durch meine Hand,
wie beim Ave mir die Perlen gleiten
an des heil'gen Rosenkranzes Band.

In der leeren Wiege
sucht mein Wahn kein irdisch Leben mehr.
Welt, du eitle, deine Lieder schweigen,
meine Augen sinken schlummerschwer.

Durch der Lichter Glimmen
schleicht ein blasses Rot ins Fenster sacht, —
singt nur, Schwestern, mit den jungen Stimmen,
singt, — ein Ende kommt auch unsrer Nacht!
Puer natus in Bethlehem, eia!
Unde gaudet Jerusalem, eia!
Schlaf, mein liebes Kindelein!

Lady Lindsays Page.

Zu Edinburg scheint weit und spät
vom Schloß der Fenster Glanz,
des Stuartkönigs Majestät
hält Tafel heut und Tanz.

Im tiefen Turm, aus tiefem Traum
fährt Graf Argyle empor, —
im Lichtschein steht im Kerkerraum
ein fremder Knecht am Tor:

„Der Stuarts Zorn ist racheschwer,
und rasch des Henkers Beil, —
die Wache schläft, der Gang ist leer,
was säumt Ihr, Graf Argyle?

Die Rettung, Herr, die Freiheit beut
Euch edler Dame Hand,
tragt Ihr durchs Tor als Page heut
ihr nur der Schleppe Rand!"

Reckt sich der Graf zur Decke schier
und lacht sich in den Bart:
„Ho, Schleppendienst und Hofmanier
war niemals meine Art!

Doch gilt's um Henkerschwert und Block,
um Freiheit, Ehr und Heil,
dann bückt vor einem Weiberrock
sich auch wohl ein Argyle!"

Im grauen Schloß das Fest verhallt,
es lischt der Kerzen Schein,
von Schritten, Lärm und Lachen schallt
des Torgewölbes Stein.

So blaß der Lady Lindsay Mund,
ihr Herz schlug schwer wie nie,
ihr Fackelträger wartend stund,
ihr Page beugt das Knie.

Des Pagen Tritt ist schwer und fest,
sein stolzes Auge flammt,
in harten Männerfäusten preßt
er rauh der Schleppe Samt.

Die Lady Lindsay schreitet stumm
in dichtem Schleiers Flor,
sie schaut nicht auf, sie schaut nicht um,
sie steigt hinab zum Tor.

Da strauchelt's hinter ihr mit Wucht
an steiler Stufen Rand —
„Der Teufel hol's!" der Page flucht,
die Schleppe fegt den Sand.

Im Dunkel blitzt es waffenblank,
ein Posten steht am Tor:
„Ho, kenn ich nicht der Stimme Klang?"
Er beugt sich spähend vor.

Doch da, — der Lady Antlitz flammt,
sie schlägt im Fackellicht
vom Staub empor den Schleppensamt
dem Pagen ins Gesicht:

„Du plumper Bär!" Der Posten sieht
und lacht und tritt zurück.
Aus staubgeschwärztem Antlitz sprüht
ein heißer Mannesblick. —

Der Rappe scharrt, gezäumt zum Ritt
vor Lady Lindsays Tor,
der Lady Lindsay Page tritt
im Reiterwams hervor.

Der Eisenkappe Schirm umdacht
die narbig breite Brau,
sein Blick umfaßt mit Herrenmacht
die schöne blasse Frau:

„Rot brennt mir auf der Stirn die Glut
von Eurem raschen Schlag,
noch keinen litt mein adlig Blut
bis heut auf diesen Tag!

Bei Tod und Teufel, Lady, wißt,
der Graf Argyle rächt schwer,
ich schwör's, mit Leib und Leben büßt
der Schänder meiner Ehr!"

Das Feuer ihr ins Antlitz schoß:
„Ich büß ihn gern den Schlag!" —
Da riß er jäh sie mit aufs Roß,
sein Mund auf ihrem lag.

Der Rappe stob zum Tor hinaus,
die Nacht war stumm und warm,
das schönste Weib landein, landaus,
hielt Graf Argyle im Arm.

„Was schert der Stuarts Zorn mich heut,
und was des Henkers Beil?
Der reichste Mann vom Tweed zum Clyde,
das ist der Graf Argyle!"

Die Bauernführer.

Die Armesünderglocke schrie vom Turm.
Der Karren hielt.
Sie standen Kopf an Kopf
am Markte, wo die steilen Giebel stiegen,
und starrten hin mit hochgereckten Hälsen
und schwatzten, flüsternd doch, und wie in Furcht.

Denn auf der breiten Rathaustreppe Stufen
im Kreis die Ratsherrn mit den dunklen Mänteln
stand Herzog Heinrich. Aus dem schwarzen Bart
droht seines Mundes mitleidlose Strenge;
und wen des quaden Herzogs Auge traf,
der duckte sich und schwieg.
Der Karren hielt.
Sie stiegen ab und schritten zu dem Platz,
wo vor dem breiten Block am Fuß der Stufen
der Henker stand. Sie gingen stieren Blicks,
die Hand gefesselt, zwanzig oder mehr,
struppig, zermürbt von Kerkerluft und Folter.
Sie küßten stumm das Kreuz und knieten hin.
Dumpf fiel das Beil. Und auf des Marktes Steinen
rann rauchend Blut.
Zwei standen aufrecht noch.
Nun stieß des Henkersknechtes braune Faust
den einen vorwärts, und der Priester hielt
das schwarze Kruzifix ihm hin zum Kusse.
Pfeiffer der Mönch war fahl. Sein Atem flog.
Aus seiner Seele zuckten hundert Bilder.
Er dachte an verlornen Klosterfrieden,
er dachte an gebrochner Burgen Flammen,
er dachte an vergellte Todesschreie,
an Becher, die von rotem Weine trieften
und gell durch wüster Nächte Lachen klirrten,
er dachte an des Weibes rote Flechten,
das mit ihm lief durch tolle Lagerjahre —
die Kniee knickten, seine Zähne schlugen,
und von sich stieß er wild das Kruzifix.

Da sank sein Arm. Ein schwerer Fußtritt klang.
Der quade Herzog stieg herab die Stufen,
er riß das Kreuz dem Priester aus der Hand
und hielt es hoch in der geballten Faust:
„Daß deine Seele nicht zur Hölle fahre,
entlaufner Pfaff! Aufs Knie und sprich mir nach:
Credo in unum deum creatorem —“
Schwer vor dem Richtblock brach der Mönch ins Knie,
mit blutlos weißen Lippen lallte er
der herrisch harten Stimme zitternd nach.
Ein Amen stammelte. Ein Beilhieb dröhnte.

Nun blieb noch einer. Thomas Münzer war's,
der Bauern Haupt. Er stand, gestrafft den Nacken,
aus tiefen Augenhöhlen glomm der Haß. —
Der Herzog hub das Kreuz. Er maß den Mann
mit kalten Augen:
„Bauernhund, du auch!“
Der Bauer lachte hart. Dann spie er aus
und trat zum Block.
„Ich brauche keinen Pfaffen!
Doch, Herzog, hör's: ich klage wider dich —
auf Blutschuld klag ich! Ich und diese Toten!
Ich lade, Herzog, dich vor Gottes Stuhl!
Ich klage! klage! klage“ —
Seine Stimme
ward schrill und brach. Vor seinem Mund stand
Schaum.
Er schüttelte die Fäuste in den Ketten.

Ein Raunen lief durchs Volk den Markt entlang
Mit steinern unbewegter Stirne schritt
hinauf der breiten Rathaustreppe Stufen
der quade Herzog.
„Meister Hans, schlag zu!“

Die Tulipan.

Es gehen so viele Straßen ins Land hinein,
Straßen, wie weiße Bänder im Sonnenschein,
Straßen, darüber die Blitze des hohen Sommers stehn,
Straßen, darüber in Wolken Staub und Regen wehn.
Und wer auf den weißen Straßen einen Sommer lang zieht,
der schreitet mit rüstigen Füßen und frischem Lied,
und wer zwei Jahr und dreie wandert her und hin,
dem werden die Sohlen müde und friedlos der Sinn,
und wer da liegt auf den Straßen sieben Jahr und mehr,
dem verweht im Staube der Straßen das Glück und die Ehr! —

Es wandern zwei durch die Heide, die rot in Blüte steht,
die waren vom Wind der Straßen zusammengeweht:
Ein brauner Schmiedegeselle mit krausem Haar,
der fuhr durch Städte und Länder ins siebte Jahr.
Der andre ein junger Gärtner. Der spricht und lacht:
„Was daheim wohl die Mutter für Augen macht!
Meine lederne Katze ist von Gulden schwer,
ich komme weit aus der Fremde, von Holland her.
Mir schenkte mein guter Meister, als ich wandern ging,
hier diese Samenzwiebel, ein edel selten Ding,
die trägt eine feine Blume, wie keiner im Dorfe sie kennt,
die zwischen den grünen Blättern rot wie Feuer brennt!
In meiner Mutter Garten, bei Minz und Majoran,
da soll mir wachsen und blühen die Blume Tulipan.“

Der Braune schritt ihm zur Seite und horchte stumm,
drei Birken standen am Wege, da sah er sich spähend um,
es glomm ihm unter den Brauen ein gieriges Feuer an,
es kam eine böse Stunde über den fahrenden Mann.
Er riß aus dem breiten Gurte den Schmiedehammer hervor, —
kein Auge hat's gesehen, gehört kein menschlich Ohr.
Er scharrte eine Grube im Laub am Straßenrand,
und vergaß die tote Tulipan in der wächsernen Totenhand. —

Im letzten Haus im Dorfe, da ging es kling und klang,
daß rot der Funkenregen über die Straße sprang;
es stand die junge Meisterin und spähte in Sonne und Wind:
„Du fremder brauner Geselle, was läufst du so geschwind?
Sie trugen um die Lichtmeßzeit zu Grabe mir den Mann,
was sprichst du in der Schmiede nicht das Handwerk an?" —

Die Erntesicheln gingen über das falbe Land,
als der fremde Geselle zuerst am Amboß stand,
die raschelnden Blätter stoben im kalten Winde hin,
da küßte er Feierabends seine Meisterin,
und als die Straßen im Lande lagen weiß verschneit,
da nähte die junge Witib sich wieder ein Hochzeitskleid. —

Es singt die blonde Meistersfrau den lieben langen Tag,
und horcht vom Herd herüber auf den Hammerschlag.
Es führt der neue Meister den Schmiedehammer gut,
er steht mit nackten Armen in roter Flackerglut,
er sitzt am eignen Tische vor Weib und Hausgesind,
als hätte sein Herz vergessen der Straßen Sonne und Wind.
Und stampft vor seiner Schmiede ein eisenloses Pferd,
es ist des Reiters Woher, Wohin ihm keine Frage wert.
Und kommt ein fechtender Bruder vorbei mit staubigem Schuh,
er schlägt mit zornigem Gruße vor ihm die Türe zu.

Es singt die blonde Meistersfrau, so lang die Sonne lacht, —
was stört sie auf vom Kissen in mancher Nacht?
Dumpf die Luft der Kammer, die Wand vom Mondlicht fahl,
der Meister fährt vom Schlafe auf in irrer Qual,
er schreit, als würgt ihm das Grauen die Kehle zu:
„Liegt einer am Straßenrande, der gibt nicht Ruh!"
„Mann, wer gibt nicht Ruhe?" sie fliegt am ganzen Leib.
Da schüttelt er wild die Fäuste: „Verflucht dein Lauschen, Weib!"
Grau der Wintermorgen, der ins Fenster scheint.
Finster des Meisters Stirne. Die Meisterin sitzt und weint.
— — — — — — — — — — — — — —

Nun weht das linde Tauen ins Land hinein,
es schmelzen die weißen Streifen am braunen Ackerrain,
es geht ein Schwatzen der Stare über das Wiesenland,
die Weidenkätzchen stäuben draußen am Straßenrand.
Draußen am Straßenrande wacht heimlich Leben auf:
es hebt sich ein grüner Finger aus dürrem Laub herauf,
der Finger reckt sich höher, wie wenn er droht,
es bricht aus seiner Spitze ein dunkeltiefes Rot!
Kinder haben's gesehen, die kamen den Weg entlang,
als der Küster Schule hielt, lief es von Bank zu Bank.
Der Schäfer trieb vorüber, der hob die Hand:
„Der Böse hat das Kraut gesät! Gott wende Krieg und Brand!"
Der Pfarrer aber schickt ins Feld des Meßners Sohn hinaus:
„Geh, grab mir für mein Gartenbeet das Herrgottswunder aus!"
Der Bub hat um sein Messer die braune Faust gepreßt, —
wie hält die schwarze Erde so zäh ihr Eigen fest!
Und wie die Schollen bröckeln, da blinkt ein fahles Weiß,
und wie die Klinge tiefer gräbt, da wird ihm kalt und heiß, —
er kommt im letzten Abendschein schreiend heimgerannt:
„Es wächst die Blume Tulipan aus einer Knochenhand!"

Nun geht im Dorfe ein Fragen und Raunen an:
„Wo draußen die Birken stehen, ist schwere Tat getan!
Aber der heimliche Frevel hat nicht geruht:
es wuchs eine rote Blume aus ungesühntem Blut!
Gott weiß, wohin des Weges, Gott weiß, woher er kam,
der hier an offner Straße so böse Abfahrt nahm!
Gott weiß, wo eins im Lande um ihn in Sorgen geht!
Gott weiß, wo eine Türe umsonst ihm offen steht!
Und liegt er verscharrt im Sande wie ein verreckter Hund,
wir wollen ein Grab ihm schenken in geweihtem Grund!"
Lehrling und Geselle liefen ins Dorf hinein,
am Amboß in der Schmiede der Meister ist allein.
Er schlägt, wie wenn der Amboß in Stücke springen soll.
Die gottverdammten Glocken! was bimmeln sie wie toll?
Sie läuten den zur Ruhe, der an der Straße lag!
Es springen die roten Funken bei jedem Hammerschlag,
der Meister hört den Hammer und sonst nicht Laut noch Schritt,
was war das für ein Schatten, der über den Amboß glitt?
Und wie er jäh sich wendet, die Stirne naß von Schweiß,
steht eine auf der Schwelle, bis in die Lippen weiß.
Die roten Flammen knistern, sonst kein Laut umher,
es fallen ihre Worte wie Tropfen, bang und schwer.
Aug' in Auge schauen die zwei sich an:
„Der dir nicht Ruh gegeben, — ist's der mit der Tulipan?"
Stille. Ein hartes Lachen aus des Meisters Mund.
„Jetzt muß er wohl Ruhe geben in geweihtem Grund!"
Wieder Schweigen. Und Glocken in das Schweigen herein.
In den Augen des Mannes lauert ein böser Schein,
er schließt die Faust um den Hammer wie spielend zu:
„Schwatzhaft ist Weiberzunge. Wann gibt die Ruh?"
Da schreit sie in jähem Schrecken, ihr Blut gerinnt,
sie jagt hinaus, das Dorf entlang, wie taub und blind,
sie hört nicht die wirren Stimmen rufen hinter ihr,
sie sieht nur des Pfarrers weißes Haar, vor seines Hauses Tür,
da bricht das Weib in die Kniee und schluchzt auf seine Hand:
„Hilf Gott, er will mich erschlagen, — wie den am Straßenrand!"

Die Richtstatt ist hoch am Berge und droht ins Land hinein, —
da gehen die weißen Straßen im Sonnenschein.
Straßen, darüber die Blitze des hohen Sommers stehn,
Straßen, darüber in Wolken Staub und Regen wehn,
Straßen, von denen zum Himmel heimliche Bluttat schreit,
auf denen einer verloren Ehre und Seligkeit!
Und wenn sie den Leib da droben richten mit dem Schwert, —
Gott sei gnädig der Seele, die ihre Straße fährt!

* * *

Willrath Dreesen.

Geb. 1878 in Norden in Ostfriesland; lebt in Hersel bei Bonn a. Rh.
Meer, Marsch und Leben, 1904. Eala freya fresena! Friesische Balladen 1906, 2. Aufl. 1907. Gedichte 1910.

Okko ten Broks Tod. 1391.

Die Burg wird still, und die Nacht geht um,
hüllt Aurich in schwarze Laken.
Es wachen im Kreise die Posten stumm,
wie ums drohende Riff die Baken.

Eine einzige flackernde Fackel glüht
im waffenglitzernden Raume.
„Wie bin ich des Bruderkrieges müd!" —
Herr Okko wälzt sich im Traume.

„Waffen! die Hengste! Wir reiten Sturm!
Sie kommen schon wieder gefahren!
Wie kamt Ihr aus meines Weibes Turm,
Aylt Allena und Aylt Haren?!

Seht Ihr? sie kommen, sie greifen an,
die Vettern und Kampo von Emden!
Hilfe! sie hetzen mit neunzig Mann
in blutigen Panzerhemden!" —

Mit zuckenden Mienen, von Angst durchgraust,
sitzt Okko ten Brok im Sessel.
Wild wehrt mit Schlag und Stoß die Faust
sich gegen die feindliche Fessel. —

Alarm! vielstimmiges Eala! —
„Wacht auf! ans Schwert, Herr Ritter!
Vorm Tor steht Folkmar Allena
und höhnt durchs Eisengitter!

Herr Allena wollt ins Niederland,
war über die Ems gezogen.
Doch als er ein williges Fähnlein fand,
ist er schnell wieder umgebogen!" —

„Sagt ihm, ten Brok ist des Streitens satt,
will schlichten den Zwist, den alten.
Er will mit dem Vetter allein vor der Stadt
kampflösende Zwiesprach halten." — —

Sie reiten stumm ans düstere Moor,
bis Feuer und Fackeln verglimmen.
Sie reiten hinein, daß bis ans Ohr
die Pferde im Nebel schwimmen.

Tief hat sich ten Brok auf die Mähne gebückt,
irrt weit in vergangener Ferne.
Herr Folkmar hat rückwärts den Sturmhut gerückt
und grüßt die steigenden Sterne. — —

„Herr Vetter, versagt mir nicht die Huld,
wenn ich endlich um Frieden werbe.
Ich zahl Euch willig die alte Schuld:
Eures Weibes, Frau Addas Erbe." —

„— Das Erbe? — Ich bin für Adda ten Brok
zwölf Jahre darum geritten.
Nun nehm ich nicht eine Spange am Rock,
die ich nicht mit dem Schwert erstritten.

Das Erbe! Das kostete zu viel Blut!
Für Adda ritt Kampo von Emden.
Du bettetest ihn und die neunzig gut
in blutigen Panzerhemden.

Und wie kommt's, daß nicht Jugend mein Alter teilt,
daß ich einsam in hohen Jahren?
Sprecht, Vetter, wo blieben die beiden Aylt,
Aylt Allena und Aylt Haren? —

Ihr fingt sie wie Hasen zu Loppersum ein,
als sie ritten, das Erbe zu fodern.
Ich hob zu Ihlo im Kloster den Stein,
wo ihre Gebeine modern.

Quade Foelke[1] ließ ihren jungen Leib
bei Hunger und Moder vergehen!
Bei Gott! ich haß Euer Satansweib!
Und Ihr — Ihr ließt es geschehen!"

Herr Okko hat still das Roß gewandt,
konnt sich die Worte sparen.
Laut klagend ihm vor der Seele stand
Aylt Allena mit Aylt Haren. —

Am Morgen erblitzte das Moor im Tau,
als könnt es von Schuld nicht sagen;
da bracht man zu Aurich der quaden Frau
einen toten Mann getragen.

Wo waren die Söldner und Allena? —
Noch schwelten die Feuer im Kreise.
Was trieb Herrn Folkmar vom Ziel so nah
ins Niederland auf die Reise? — —

[1] Die „schlimme" Foelke, Okko ten Broks Frau.

Dirk Tyrling.

(1503.)

Schon schrieb man Fünfzehnhundertunddrei,
und immer noch schwammen die Marschen im Brei.
Geil schoß in den Nebel das Winterkorn,
gebändigt von Schnee nicht und Winterzorn.
Seit Weihnachten schauten die Knospen ins Land,
und den Schlittschuh zernagte der Rost an der Wand.

Da kam der Gestrenge mit Ost und Frost
und färbte die Triebe mit Reif und Rost.
Zwei Tage trieb seewärts das Eis nach West,
dann stauten die Schollen, — die Ems ward fest.
Von Ufer zu Ufer erblitzte der Fluß;
kaum querte den Spiegel ein Büchsenschuß.

Nur sah man, wo ruhlos die Nordsee schäumt,
die Bahn von erstarrenden Wogen gesäumt. —
Da blitzten die Augen nach Regen und Qual.
Man wiegte die Hüften und putzte den Stahl.
Reich schenkte den Friesen der klingende Fluß
des Jahres herzlösenden kurzen Genuß. —

Zwischen Ufer und Stadt stand einsam ein Haus.
Dirk Tyrling schaute zum Fenster hinaus.
Und sah er der Jungen sich wiegende Reihn,
dann zuckt' sein zerschossenes brandiges Bein.
Zu Appingadam in Graf Edzards Sold
war er jüngst als Krüppel vom Wall gerollt.

Bald Abend — und immer noch mehrt sich der Schwarm. —
Da reißt Dirk Tyrling ans Auge den Arm. —
Was schreit er? was jagt in die Schläfen sein Blut
und mehrt auf den fiebernden Wangen die Glut?
Hoch liegt das Haus auf der ragenden Warf,
und Dirk Tyrling sieht wie ein Adler scharf.

Grad wo sich der lange gebändigte Fluß
vor der Mündung mächtig erbreitern muß, —
wo hinter dem Hafen der Spiegel beginnt, —
wo am längsten er kämpfte mit Wirbel und Wind,
da riß das Getümmel und Stromes Gewalt
von Nord nach Süd einen klaffenden Spalt.

Dem einsamen Späher rinnt kalt der Schweiß,
Knecht, Kuhjung' und Magd sind fern auf dem Eis.
„Herrgott! ich bitt dich um deinen Sohn:
so gib meiner Stimme des Donners Ton!" —
Er ruft mit Macht durch die hohle Hand. —
Es hat sich nicht einer umgewandt.

„Jesus! Maria! die Eisbahn treibt!" —
Alles vergnügt sich und alles bleibt. —
„Nicht lange mehr halten die Ufer fest!
Bald schwimmt sie vor Wellen und Wind nach West!" —
Da dröhnt sein Pistol dumpf über den Fluß. —
Sie danken mit Jubel dem Freudenschuß. —

Dirk Tyrling legt zitternd die Stirn an die Wand.
„Fest liegen die Schiffe in Eis gebannt.
Und eh noch die See an den Spiegel stößt,
hat er zu Schollen sich wieder gelöst.
Tausend blühenden Leben droht,
tausend Menschen der Wellentod! —

Und du, Dirk Tyrling, faulender Stamm? —
Du nanntest noch jüngst in Appingadam
den Tod ‚Gevatter' um kärglichen Lohn
und hundertmal sonst und kamst davon.
Wofür er dir drohte — du fragtest nicht viel.
Und hier, Dirk Tyrling, — was steht auf dem Spiel?" —

Dirk Tyrling werden die Augen rot.
„Tausend Menschen im Wellentod?" —
Dirk Tyrling kriecht an den flackernden Herd.
„Tausend Leben sind meines wert." —
„Herrgott, erbarm dich!" — Lichterloh
brennt schon das Bett, — und das Dach ist Stroh! —

„Hört ihr den Notruf vom Rathausturm?!
Sie läuten Brand! sie läuten Sturm!" —
Wild werfen die Flammen den glühenden Schein
und fressen sich hoch in den Abend hinein. —
Da wenden die Fernsten den fliegenden Stahl,
zu helfen, zu speisen den rettenden Strahl.

Da —, als auch der Letzte, der Schwächste am Deich,
ein Donnern! — und alle stehn schreckensbleich:
vieltausend Schollen bedecken den Fluß
und wirbeln sich seewärts in rasendem Schuß. — —
Stumm haben die Bürger die ganze Nacht
an Dirk Tyrlings glühendem Grab gewacht.

* * *

Georg Ruseler.

Geb. am 11. Januar 1866 zu Obenstrohe bei Varel in Oldenburg, lebt in Oldenburg. — Gedichte 1895. Der Wunderborn, Niedersächsisch-friesische Balladen, 1904.

Die Herzogin und der Page.

Das war die schöne Frau Herzogin,
war so leicht, o zu leicht ihr Sinn!
trug Otterpelz am Kleide,
am Hals ein blitzend Geschmeide,
und hinter ihr ging ein Page.
Ach, junger Page!

Kein Sternlein leuchtete durch die Nacht;
in Henkers Haus sie schlüpfte so sacht.
„Was willst du, schöne Fraue?" —
„Daß ich deine Künste schaue!"

Sprach Meister Hans mit düsterm Gesicht:
„Meine Künste, nein, die sag ich dir nicht.
Doch zieh ich den Vorhang dir gerne
von dämmernd verborgener Ferne."

Da flammten ihre Wangen so rot:
„Dann sollst du mir sagen, wann fällt der Tod
den Mann, der mit greisem Verlangen
meine blühende Jugend gefangen."

Und als sie traten zur Tür hinein —
„Welch leiser Klang aus dem braunen Schrein?" —
„Was kümmert dich Klang und Klingen!
Meine Töchter ihr Brautlied singen."

Sie wollt es wissen, da schloß er stumm
das Schränklein auf und kehrte sich um;
da sah sie mit düsterm Prangen
die Beil und Schwerter hangen.

Ach, zuckte ihr das Herz dabei!
Da schwangen der breiten Schwerter zwei
und klangen auf eigene Weise
seltsam klagend und leise.

Da sprach der Meister mit bleichem Mund:
„Meine Töchter, sie geben mir kund,
daß zweie sterben müssen,
die heimlich sich herzen und küssen." — —

Und als ein Mond vorüber war,
da kniete vor einem schwarzen Altar
die wunderschöne Fraue, —
damit der Henker sie traue,
und neben ihr kniete der Page.
Ach, junger Page!

In der Silvesternacht.

Es furrt das Rädchen. —
Der Herr ist zu Bette; die Frau, sie schwätzt
und hat sich neben die Magd gesetzt,
das blühende Mädchen.
Sie flüstert: „In Sankt Silvesternacht
da spinnen verborgene Mächte sacht
an künftigen Fädchen.

Mußt rasch dich entschließen,
und willst du ihn kennen, der heuer dich freit,
Silvester um zwölfe, da ist die Zeit,
da wird er dich grüßen.
Auf dem Hofe die Kutsche, da siehst du sie stehn,
und schlägt die Uhr, dann mußt du gehn
auf nackenden Füßen.

Faß Deichsel und Kette,
und kannst du's allein nicht, so können es zwei,
da ruft dir dein Wunsch den Liebsten herbei,
und ihr zieht um die Wette.
So hab ich es selber als Mädchen gemacht,
mein Künftiger kam in der Neujahrsnacht —
und lag doch im Bette."

„Nein, Frau, das ist Sünde,
und tu ich's, wird es mir nimmer verziehn." —
„Ei sieh doch, Närrin, ist's mir nicht gediehn?
Nun auf, und geschwinde
den Strumpf vom Fuß! Ich öffne die Tür."
So treibt und so drängt sie und zürnt noch schier
dem zaudernden Kinde.

Nun ist sie gegangen.
Die Herrin, sie lächelt und freut sich und lacht:
„Sie holt sich den Bräutigam aus der Nacht" —
und harrt doch mit Bangen.
Da kommt sie mit fliegendem Atem zurück,
mit Wangen so weiß, doch Glut im Blick —
„Wie ist's dir ergangen?"

„O laßt das Gespötte!
Jetzt tragt Ihr erstaunte Mienen zur Schau
und habt es doch angestiftet, Frau,
und lacht nun der Jette."
„Ich angestiftet?" — „Gesteht es nur frei,
und Euer Mann, der half Euch dabei." —
„Der liegt ja im Bette!"

„O wär' ich geblieben!
Nur zaudernd betrat ich den kalten Stein,
da wollt ich zurück, schon strebt ich hinein
und ward doch getrieben.
Da faßt ich den Wagen mit zitternder Hand,
und plötzlich wie Schatten es neben mir stand
und half mir ihn schieben.

Wie Schlangen, so krochen
mir Angst und Entsetzen den Nacken hinab,
ich ging mit den Füßen wie über ein Grab.
Kein Wort ward gesprochen,
doch als er die Augen mir zugewandt,
da hab' ich — Euern Mann erkannt
und floh wie gestochen."

„Das hast du gelogen,
mein Mann —" „Gelogen? Was sie nicht weiß!
und hat mich doch selber geschickt und mit Fleiß
genärrt und betrogen!" —
Die Magd geht mit Grollen. Die Frau so schwer
wankt hin zur Kammer — „Im Bett liegt er
und ward doch gezogen!" — —

Ein Baum stand in Höhen,
umbuhlt von Winden, mit Blüten so rot;
ein Wurm an der Wurzel stach ihn zu Tod,
da mußt er vergehen.
Ein Sarg im Haus und ein Hochzeitpaar,
Tränen und Jubel in einem Jahr,
so ist es geschehen.

* * *

A. K. T. Tielo,

Pseud. für Kurt Mickoleit.

Geb. am 11. August 1874 in Tilsit, gest. am 23. August 1911 in Berlin.

Thanatos 1905. Klänge aus Lithauen 1907. Aus der Jugendzeit 1910.

König Usinar.

König Usinar, ermattet
von dem Abendopfer, trat
in den Park, und mild beschattet
führte ihn ein Lotospfad.
Plötzlich durch die Wipfelgleise
drängte zitternd und zerzaust
eine Taube zu dem Greise;
über ihr in dunklem Kreise
kam ein grimmer Falk gebraust.

Drohend lärmte sein Gefieder:
„Greis! dein Herz die Pflichten kennt —
gib mir meine Beute wieder,
denn der Hunger wühlt und brennt!" —
Doch es barg die weiße Taube
treu der Greis im Brustgewand:
„Falk! laß ab von deinem Raube!
Flehend rührte mich die Taube,
und so hüllt sie meine Hand!" —

Rauh hat sich der Falk geschwungen:
„Gibst du mir die Taube nicht,
sterb ich, sterben meine Jungen —
ehre, Greis, die stärkre Pflicht!" —
Doch es hielt der Greis die bange,
weiße Taube zärtlich fest:
„Finstrer Falk! laß ab! Empfange
meiner Tafel Schatz, und lange
füllst du so dein leeres Nest!" —

Wie in schwarzer Sturmesweise
da der Falk wildflügelnd schrie:
„Greis! Mir frommt allein die Speise,
die der Schöpfer mir verlieh.
König Usinar! vertreibe
nicht das Recht! — Doch unbesiegt
dir dein zarter Schützling bleibe,
gönnst du mir von deinem Leibe
Fleisch, so viel dein Schützling wiegt!" —

Lächelnd rief der Greis: „Ich trage
für die Taube jede Last". —
Sieh, da schwankte eine Wage
hell von dämmerrotem Ast.
Auf den Ast, bereit zum Mahle,
schoß der Falk. Die Taube flog
in die tiefre Silberschale;
doch der Greis mit blankem Stahle
schnitt sein blutend Fleisch und wog.

Stück auf Stück von seinem Leibe
rauchend auf die Wage rang —
matt vom Boden kaum die Scheibe
mit der weißen Taube klang.
Endlich schob sich wund und nächtig,
von des Falken Schrei umgellt,
selbst der König todesträchtig
auf die Wage — sich, und mächtig
ward die Taube hochgeschnellt.

Und von lösendem Erbarmen
ward der Wankende umwallt,
und ihn hielt in holden Armen
herrlich eine Lichtgestalt;
Indra war's, der Weltenkönig,
der die Herzen wägend hebt,
und der Park scholl glockentönig,
und es sprach der Weltenkönig,
von der Taube froh umschwebt:

„König Usinar! Erlesen
hab ich dich zum Höhenflug,
weil dein Herz für alle Wesen
gleich in warmer Liebe schlug.
Auf! Bald blüht dir überm Staube
Jugend süß im ewigen Tau
einer glückdurchlachten Laube,
und schon jauchzt die weiße Taube
dir voran ins selige Blau!" —

Johannisnacht.

Es hatte flüsternden Zauber entfacht
über Dünen und Dorf die Johannisnacht,
um Rossitten ein Gluthauch irrte —
Sakut, der reichste der Fischerwirte,
saß spät noch am Fenster mit seinem Weib
und leerte umflackert die Flasche:
„Hörst du's? — im Stalle wiehert es sacht!
Auf! daß ich ein Wunder der heiligen Nacht
endlich als Greis erhasche!

Wisse! Oft hat die Johannisnacht
den Pferden Weisheit und Rede gebracht —
und heut in heimlicher Stunde
von unsern zwei Rappen erlausch ich die Kunde,
wo schimmernd der Schatz in den Dünen ruht!" —
Sie hielt ihn zurück: „Dich umgarnen
böse Geister — Gott hat uns bedacht
mit Korn und Fischen — die gleißende Nacht
will ein Opfer — o laß dich warnen!" —

Doch er riß sich los, und es wiehert sacht!
Und er schob sich hinein in die flimmernde Nacht,
und still an des Stalles Pfosten
lehnt er auf schattigem Lauscherposten;
und die Rappen im Dunkel auf knisternder Streu
spitzten die Ohren und sannen —
und es bebte der Alte: dumpf und verwacht
die Uhr überm Dorf schlug Mitternacht —
und die Rappen zu raunen begannen . . .

Er bekreuzte sich — Was raunte das Paar?
und es sträubte sich feucht sein weißes Haar.
Er horchte am Türspalt und horchte gut —
sie raunten von ihm, dem Michel Sakut,
und es war eine falsche, finstere Mär:
„Noch giert er nach goldener Habe —
und ruht bald in fäuselnder Pappelwacht,
unterm Kreuze wird ihm ein Bett gemacht,
und es ruht sich gar kühl im Grabe" . . .

Da verstummten die Rosse.
Ihn packte die Wut,
und er schwang ein Beil: „Der Michel Sakut
steht heute wie morgen seinen Mann —
und ihr fahrt dem Herrn in die Grube voran
für eure dreimal verdammte Mär!" —
Und er drängte zur dunkeln Kufe —
Da bäumten sich beide Hengste mit Macht,
ihn umwogte rauschende Mähnenpracht,
und es trafen ihn schmetternde Hufe — —

Er stürzte zusammen! —
Die rasende Jagd
der Rappen schäumte hinaus in die Nacht
auf Nimmerwiedersehen.
Auf den Blutenden warf sich mit Weinen und Flehen
in grauen Strähnen sein zitterndes Weib:
„Er stirbt! So muß er entsühnen
Gier und Grimm — die Johannisnacht
holt ihr Opfer" . . .
Und fern hat's gelacht
über den dämmernden Dünen! —

Gesindel.

Nun schläft die Stadt. Sie schläft in trübem Schein,
doch harrt der hohe Friede noch:
Ein Funke
drängt sich in seine blaue Stille ein
aus eines Kellers rauchiger Spelunke.
Hier lärmt ein Lied. Durch Tabakswolken irrt
hier immer noch beim Becher trunknes Gröhlen.
Hier zecht ein Schelmenchor. Und höllisch flirrt
verhüllte Glut aus düstern Augenhöhlen.

Jetzt gellt das Lied! — Die junge Wirtin blinzt
zum schwarzen Hannes hin: „Wärst du mein eigen" —
da greift er zu — die ganze Runde grinst —
und küßt das Weib; ihr Mann, der Wirt, muß schweigen.
Und Hannes gibt sie frei: „Du, dein Gemahl
soll leben!" — „Hoch!" — und Hohn kraust alle Lippen.
Mitlacht der dicke Wirt, doch seinen Stahl
bohrt lieber er dem Buben in die Rippen.

Und einen Krug leert er auf einen Zug.
Dann schleicht er sich, wie wenn er Branntwein mische,
zum feuchten Schankbrett mit verbißnem Fluch —
Dort lehnt ein grauer Kerl am letzten Tische.
Der lehnt im Schatten, lehnt und krampft die Faust,
als müßt er was vor Brüdern selbst verstecken,
und stöhnt im Schlaf, von Träumen übergraust —
durch seine Finger quillt's von roten Flecken . . .

Da murrt der Dicke: „Dieses Rot erbleicht,
wenn dir der Satan wird die Lumpen waschen!
Schwer drückt's dich, Alter, deine Last sei leicht" —
und angelt ihm sacht seitwärts in die Taschen.
Ein Diamantring! eine Damenuhr!
zwei bunte Börsen! —
Plötzlich flackt's am Dochte . . .
Empor! empor das Zechgelage fuhr:
es war, als ob ans Fenster jemand pochte! —

Und Bängnis bebt, es horcht das ganze Haus,
der Alte stiert, sein Mund „Unschuldig" stammelt,
und wie ein Wiesel spürt der Wirt hinaus —
Doch niemand droht, die Türen sind verrammelt.
Da pfeift der Wirt und bringt ein volles Glas
dem Alten dar, anhebt ein Kartenpaschen,
und nur Frau Wirtin träumt noch kreidig blaß
und möchte doch schon mit Freund Hannes naschen . .

Und wieder johlt das Lied! —
Ach, draußen stand
der schöne Friede nur. Gleich einem Schächer
stand er gedrückt im Dämmer einer Wand,
rings blinkerten die Firste aller Dächer.
Da zog er hin und streute Sternengold
und fromme Feier in die schwülen Gassen;
doch niemand kam und nahm den Gnadensold —
Nun schläft die Stadt, umwölkt und gottverlassen.

* * *

Leo Sternberg.

Geb. am 7. Oktober 1876 zu Limburg an der Lahn, lebt in Wallmerod im Westerwald.

Leier, Wanderstab und Sterne 1900. Küsten 1904. Fahnen 1907. Neue Gedichte 1908. Kleine Balladen 1911.

Wilhelm der Löwe.

(1174.)

„Heut nicht! so dunstig raucht der Aln!
heut nicht, Gemahl, mein Glück!
Wenn dich die Nebel überfall'n,
kannst du nicht vor, nicht zurück.
Du weißt, ich bin ein ängstlich Ding!
Gerietest du in Not —
ich stürbe, wie Margaret Aetheling
bei der Kunde von Canmores Tod."

„Soll ich ‚Wilhelm das Dämchen' heißen hinfort,
oder heiße ich ‚Wilhelm der Leu'?
Verlor nicht ein weibischer Malcolm den Nord,
erkämpfte ich ihn nicht neu!
Grad heut, wo der Nebel den Marsch mir deckt,
fällt Newcastle mir zu, nur heut!
Glaubst du, daß kein Gefühl mir entdeckt,
wenn der Feind mich unsichtbar umbräut?"

„Wenn ein Sinn in die Ferne zu tasten vermag,
kann es Liebe mehr als der Haß.
Mein Gedanke suchte dich manchen Tag;
doch umsonst, darauf ist kein Verlaß.
Mit dem Unsichtbaren verbindet kein Band;
es gibt kein zweites Gesicht.
Geh nicht! Patrouillen durchschwärmen das Land.
Lieber! bitte, bitte, nicht!"

Sie hob die gefalteten Hände hoch;
Wilhelm küßte sie zart wie ein Hauch.
Von dannen reiten — tat er doch.
Aber drüben — ritten sie auch:
Ralph Glanvil und Bernard Baliol
mit Brabanter Reiterei.
Einer sprach: „Ich seh nicht so weit wie ein Zoll,
es ist eine Schweinerei!

Ich weiß nicht, warum ich in Sumpf und Morast
versaufen soll! Los, kehrt doch um!"
„Ich nicht, und wenn ihr mich alle verlaßt!
Geht's nicht grad, so geht es krumm!"
Dann — unter den Nebel! verhallt jedes Wort!
Alles dumpf, wie in Watte gehüllt!
Kein Süd mehr, kein Nord; kein Da und kein Dort!
Alles — nebelerfüllt.

Wenn du im Grunde des Meeres stehst,
siehst du Schatten noch über dir;
wenn du durch pechschwarze Mitternacht gehst,
sind noch Milchstraßen Dufts dort und hier;
wenn die Faust fest auf deinen Augen ist,
siehst du grün noch ein Flimmern des Lichts;
aber wenn du in englischem Nebel bist,
dann siehst du und hörst du — nichts.

Wer wüßte, was der Nebel weiß!
oder gibt's einen sechsten Sinn?
Und hört König Wilhelm die Angst eines Schreis
und kommt, wo er hin will, hin?

Der Reiter, der rechts und der links ihn streift,
die müssen ihm Wegweiser sein;
indem eine Hand die andere greift,
reiten die Drei im Verein.

Und der Nebel rückt: rot saugt er hinauf,
wie ein Kleid in Blut getaucht.
Und das Rot dunstet auf, und blindweiß geht es auf,
wie Scheiben von Frost behaucht.
Und der Nebel bricht: ein erster Laut!
wie Morgengraun — erstes Licht!
Wie König Wilhelm zur Seite schaut —
wem schaut er ins Gesicht?

Ralph Glanvil und Bernard Baliol
gibt die Hand er rechts und links!
Mit den Feinden ritt er! ohne Groll!
Ihre Reiter umringen ihn rings.
Mit Wucht, mit Wut, von links, von rechts
will er die Hände ziehn.
Gib dich! vergeblichen Gefechts!
Die ihn haben — halten ihn.

Und halten auch Alnwick, sein Schloß; denn dort
— nicht Newcastle — war's, wo er stand.
„Ach, Irmgard" — war sein einziges Wort —
„ich hab dich ins Unglück gerannt!"
Er wußte nicht, wie wahr er sprach
und was ihm der Nebel verbarg.
Kaum war er geritten, so ritt sie nach
in die Nacht, ohne Angst und Arg:

Altwässer und Lachen ... keine Fährte, kein Pfad ...
und ein Straucheln an Kriechweidenknorrn ...
Wie König Wilhelm Newcastle naht —
Wer ist die Leiche da vorn
im eisenbraunen Schachtelhalmmoor?
Über den Spiegel trieb
nur ihre weiße Brust empor,
sehnlich-hoch: ich habe dich lieb.

Die Hände waren ihm fest geschnürt;
nur die Brust bäumte er nach ihr —
Er wurde nach Fort Falaise geführt.
„Macht, was ihr wollt, mit mir!
Ich trage ja schon das schwerste Joch! ...
Streicht den ‚König' ... Schreiber, lies! ...
Ich trage auch Schottlands Knechtschaft noch ...
— Und er zeichnete, was man ihn hieß.

Margareta von Norwegen.

(1290.)

So still wie auf glasklarem Weiher liegt die Bark auf dem Bergener Fjord.
Lautlos wie ein schattend Geheimnis ist die Bark auf einmal fort.
Die Königin stand in der Krone des Turms von Bergenhus;
wie sie auffah — die Bark war verschwunden, versäumt der Abschiedsgruß!

Die Königin hielt die Hände vor Schreck aufs Herz gepreßt:
„Ich meine, der Anker säße in meinem Herzen fest
und schleifte mich durch die Wogen nach Schottland hinterher;
mir ahnt, mir ahnt: ich sehe meine Tochter nimmermehr!
Von den Klippen von Kingshorn stürzte der Vater jach in den Tod;
ich sehe die weißen Klippen und die Wellen noch blutig-rot!
Mein Kind, du holst dir dein Erbe; mein Kind, o fahre gut!
Und dennoch wollte ich lieber, auch dein Blut röte die Flut,
als daß deine Ehe Schottland nun England einverleibt,
als daß unser freies Schottland nicht ewig Schottland bleibt!"

Gegenüber stand Prinz Edward an der Küste sehnsuchtsvoll,
so dicht, daß ihm die Woge bis unter die Füße schwoll.
Und wenn das Meer hinausebbt, zieht ihm Margret das Herz aus der Brust;
und wenn das Meer sich vollfüllt, füllt ihn Margret mit brausender Lust.
„Ich stehe zuvorderst am Strande — das erste, was sie schaut
und was sie grüßt vom Lande und grüßt als des Landes Braut.
Ich spüre ihr Steuer stehen auf mich, den nimmer sie sah;
ich habe sie nimmer gesehen und fühle sie immer nah:
Ich streichle mit den Brisen ihr nordisch-blondes Haar,
ich breite ihr auf dem Schiffsheck blaue Dunendecken dar,
ich umschäume mit den Wellen ihren frisch hinfliegenden Kiel,
ich spritze mit klatschender Nässe ihren plätschernden Händen ins Spiel,
ich mische mich unter die Möwen, die schwenkenden Sturzes scharf
das Brot aus den Lüften fangen, das sie neckisch der hintersten warf —".

So sah sie Edward nahen, — aber so war es nicht.
Wohl lag sie in Dunen und Decken, aber mit blassem Gesicht.
Wohl taten ihr Wind und Wellen auf Puls und Stirne gut,
aber es war nicht zum Spiele, sie kühlte des Fiebers Glut.
Wohl gaben zwei weiße Möwen unermüdlich dem Schiffe Geleit,
doch waren zwei schwarze Raben wetteifernd mit ihnen im Streit;
jetzt überholten die Raben die weißen Möwen ein Stück,
doch dann gewannen die Möwen die Führung wieder zurück.
So rangen sie unentschieden, wer endlich den Sieg gewinnt —
So rang auch mit dem Fieber im Schiff das Königskind —

Wohin starrt Prinz Edward plötzlich? wonach streckt er die Hände aus?
Eine Nebelwand ist gestiegen — was ragt überm Nebel heraus?
Die Nebelwand schließt alle Weite — doch auf dem Nebel ruht
eine Krone, die Krone des Mastes der Königsbark von Yarmouth.
„Sie kommt, sie kommt!" Von der Krone kein Auge verwendete er;
weder Schiff, noch Mast war zu sehen, nur die Krone bewegte sich her!
Prinz Edward rief: „Alle Glocken des Landes, erhebt Geläut
und schwingt hinaus in die Lüfte den Hall, der den Nebel zerstreut!
Von John o' Groat's bis Landsend schwenkt Grüße, Fahnen! Auf!
und flattert und fliegt von den Dünen, die Küste hinab und hinauf.
Von John o' Groat's bis Landsend, von Landsend bis John o' Groat's
— eine Feuermauer — lohe die Küste flammenden Rot's!"

Die Glocken werden gezogen — Wie? Kein Ton erklingt?
An den Stangen hängen die Fahnen — aber kein Zipfel schwingt.
Die Feuer werden entzündet — aber du siehst kein Licht.
Die Krone geht unter im Nebel, der Nebel fällt dichter und dicht —
Ein Schatten, der Lotse, landet vor Edward ein stummes Boot:
die Hoffnung von England war drinnen und die Erbin von Schottland war — tot.

Der gute James.

(Fastnachtdienstag 1313.)

Um Roxboro, das Schottenschloß,
Kampf hundert Jahre schon!
Auf Roxboro, dem Wolkenschloß,
hurra — englische Garnison!
Fastnacht auf hohem Felsenjoch!
Das tanzt und pokuliert
da oben, vom Kommandant bis zum Koch
als närrische Schotten maskiert.

Der Festungshof ist leer; und bloß
das Weib des Kastellans
sitzt mit dem Knaben auf dem Schoß
im Schutz des Zinnenzahns ...
In Kelsos Kloster drunten stumm
das Ave ... Die Fahne durchzieht
hoch oben Höhenluftgesumm,
und drunten rauscht der Tweed ...

„Was ist das für ein Gegenstand,
Wachtposten? guck einmal!
Nein, näher! folge meiner Hand,
dort unten im Teviottal ...
Jetzt steigt es über das Glacis!
noch einer! zwei, drei, vier!"
— „Das? das ist schwarzes Gallowayvieh;
da ist hornlos Kuh und Stier."

Und die Wache geht ... Und schmal schon biegt
der Mond übern Penielheugh
seinen goldnen Reif ... Die Mutter wiegt
das müde Kind zur Ruh:
„An Mutter lege das Gesicht;
die wacht beim Kindchen treu.
Der schwarze Douglas holt dich nicht,
der ist im Wald Glen-Gloy;

der ist im Walde Lintalee
und hat kein schönes Bett
wie's Kindchen; der ist schwärzer — pfui! —
als die Kohlenbrenner vom Jed.

Der steckt dem König die Schlösser an
und wirft das Pferdeaas
in den Trinkquell und den blutigen Mann
in das Mehl, und in Graben und Gras
läßt er den Wein auslaufen — denk! —
bis der Ringgraben rot voll Wein,
und bindet hinauf, wo die Fahne hängt,
wen er fängt und läßt ihn schrein ...
Jetzt aber schläft der Bösewicht
im Wald von Lintalee.
Der schwarze Douglas holt dich nicht,
schlaf, Herzblatt ... schlaf, Baby ..."

„Du solltest nicht so sicher sein!"
Welche Stimme? ... Daß Gott erbarm!
Das Weib, es fühlt — und erstarrt zu Stein —
einen Griff um ihren Arm.
Wie aus dem Erdboden aufgetaucht
— eh die wankende sich besinnt —
hat, ohne daß er Zwang gebraucht,
Douglas! das schlafende Kind.

„Sieh her! in der Linken hab ich das Kind,
mit der Rechten heb ich das Schwert!
Du öffnest jetzt das Tor geschwind
und machst, daß es keiner hört.
Und gibst du denen da drinnen Wind,
deinem Mann oder wer dir gehört —
Sieh her: in der Linken hab ich das Kind,
mit der Rechten heb ich das Schwert!

Ich bin wieder drunten im Augenblick;
fest hängt mein Leiterseil.
Auch das Kind kommt hinab, aber nicht an dem Strick,
und die Mauer ist hoch und steil!!
Aber hältst du den Mund und öffnest der Schar,
meiner Schar, die das Tor besetzt —
ich krümme deinem Kind kein Haar,
auf Ritterwort! Wähle jetzt!"

Ja ja! Sie wankt ja drei Schritte voran
— da hält sie und dreht sich um.
Ja, sie zwingt sich ja wieder ein Stück von dann
— da ringt sie die Hände stumm.
Ja, sie kämpft sich ja weiter ... Drin singt jetzt ihr Mann!
— Seele, sprich doch! bist du denn stumm? —
Nein, das Kind! ... Nein, der Mann! ... Nein,
das Kind! Voran!
— Da dreht sie das Torschloß herum!

In Kitteln und Kutten und Ochsenhaut
drängt es vermummt ins Tor.
Die Hülle fällt. Mit dem Schreckenslaut
„Für Douglas!" brechen sie vor.
Und brechen herein in das Zechgelag —
Aus ist der Karneval!
Die haben kein Schwert und tun keinen Schlag
— gebunden werden sie all.

Sein Name schlug schon eine Schlacht,
ehe Douglas war am Ort.
„Ihr habt euch gekleidet in schottische Tracht!
Die behaltet ihr an hinfort!
Hinunter! Ich liebe Lerchengesang
mehr als das Piepen der Maus;
ein Douglasschloß hundert Jahre lang
— nun ist der Wald mein Haus."

Sein Schloß — rot geht es in Flammen auf.
Dann führt er die Kompagnie
hinunter und schlägt das Biwak auf
im Wald von Lintalee:
Die Kastellansfrau macht einen Herd
aus Schollen harten Lehms;
ihr Junge spielt an Douglas' Schwert
und nennt ihn den „guten James".

Andreas Moray.

(1335.)

Der Hornruf schallt im Birnamwald.
Der Sturm erbraust von Ost und West.
Der Weih sich in den Wipfel krallt,
und aus den Ästen fliegt das Nest.
Die Waldkapelle schwankt, darein
das Kerzenlicht erlöschen will;
Laub wirbelt auf Altar und Schrein —
Andreas Moray betet still. — —

„Auf, auf, mein Herr! Gefahr, Gefahr!
Von Nord und Süd, von Ost und West
bewegt sich funkelnd Schar an Schar,
wie Morgenschein durch Waldgeäst.
Der Sturmwind trägt ihr Trommelspiel
mit weh'nden Fahnen durch die Luft.
Verzug ist Tod. Befiehl, befiehl!
Du kennst Gebirg und Waldeskluft!"

— „Laß sie getrost nur kommen, Ralph!
Bis ich gebetet, warten sie.
Der immer noch in Nöten half —
Andreas Moray — zögert nie."

Andreas Moray setzt in Ruh
die Andacht bis zu Ende fort
und schreitet still dem Lager zu ...
Wer kommt mit seinem Rappen dort?
„O Herr, geschwind! wir sind umstellt!
besteig dein Roß, besteig es schnell!
Die Dörfer lohn wie Brand der Welt;
die Tube schmettert nah und grell.
Mit hennegauschen Reitern schwer,
flamländer Reitern nahen sie;
und ‚Rache, Rache' — braust es her —
‚für Edinburgh und Kildrummy!'"

„— Nur ruhig Blut! Mein Edelknecht
Ralph Golding, sieh, an meinem Tier
der Sattelgurt ist mürb und schlecht."
„O Herr!"
„— Das Werkzeug, sag ich dir."
Andreas Moray wählt zur Bank
den Stumpf des sturmgefällten Stamms
und schneidet einen Riemen schlank
aus seinem alten Büffelwams.
Den Pferdesattel auf dem Schoß,
befestigt er den Gurt sodann
in Heereslärm und Sturmgetos.
Gerenn, Signal, Gewirr, Orkan ...

„Wohin, wohin, o Herr, rundum
von zwanzigtausend Äxten blinkt's!
Sie hauen unsre Waldung um!
von zwanzigtausend Äxten rings
erkracht's zugleich, und jedem Schlag
mit Donnerprasseln folgt der Fall
von zwanzigtausend Stämmen nach
und schließt um uns den Todeswall.
Kein Ausweg mehr! wohin, wohin?
Der Wald fängt Feuer! dort und dort!
O, stürben wir nach Heldensinn
und stürben nicht durch Brand und Mord!"

Andreas Moray, ohne Eil,
legt schweigend Helm und Harnisch an;
dann faßt er sein Lochaberbeil
und gibt das Zeichen:
„Schotten! Dran!
Der war mit Wallace und mit Bruce —
Andreas Moray — führt euch an!
Dem Vaterland den Siegesgruß,
den Todesgruß dem Engliſchmann!"

Andreas Moray auf sein Roß,
sein Roß Ferrand geschwind sich schwang
und führte seinen Heerestroß
durch einer Schlucht verborgnen Gang.
Er führt ihn aus dem Wald heraus
und treibt den Feind hinein zum Wald
und jagt ihn weiter bis nach Haus,
daß er nicht wiederkam so bald.

* * *

Ewald Gerhard Seeliger.

Geb. am 11. Oktober 1877 in Rathau bei Brieg (Bez. Breslau), lebt in Hamburg-Wedel i. Holstein. — Hamburg, ein Buch Balladen, 1905, Volksausgabe 1907. Meerfahrt 1910. Schlesien, ein Buch Balladen, 1911. Mein Vortragsbuch, ernste und heitere Balladen 1913.

Der Kinderbischof.

(1310.)

I.

Es pauken die Glocken vom Hamburger Dom
und die von Sankt Kathrein,
und Jakob und Peter mit machtvollem Strom
poltern gewaltig darein,
das tollt und tanzt durch den sonnigen Raum
im donnernden Grundakkord,
und wie des Meeres brandender Saum
wälzt durch die Gassen sich's fort.

Und keiner fehlt, und keiner ist fern;
Sankt Niklas zog wieder ins Land:
das kleine Volk spielt die großen Herrn,
und des Lebens Ernst wird zum Tand,
das große Volk läßt die Arbeit stehn
und läuft, was es laufen kann,
den neugewählten Bischof zu sehn,
den jüngsten Gottesmann.

Hans Boje ist Bischof! Herein schwenkt der Zug,
er staut sich, er bricht sich Bahn
und reißt sich endlich, ein wühlender Pflug,
aufjubelnd die Straße hinan.

Drei Wochen lang Bischof! Er hört es nicht,
das Jauchzen, das ihn umgellt,
in seinen Augen leuchtet ein Licht
aus einer andern Welt.

Er reitet auf einem milchweißen Roß
im prunkenden Bischofsornat,
zwölf Diakone als dienender Troß
in Sammet und Goldbrokat,
die schreiten mit Würde und Gravität,
das Antlitz zu ernsthaftem Scherz
gefaltet, und schwingen das Weihrauchgerät
und tragen Symbol und Kerz'.

Zwölf weiße Scholaren wallen herbei
und singen das Gloria!
Schon stiehlt sich in ihre Melodei
manch weltlich Allotria,
dann tummelt sich her des Zuges Schwanz,
wild ausgelassen und frei,
ein toller Kindermummenschanz
von Laien und Klerisei.

Los ist die Jugend von jeglichem Zwang,
Sankt Niklas alles erlaubt!
Dort wird im schäumenden Überdrang
ein Küßchen in Ehren geraubt;
die Alten spüren den frischen Wind,
abschütteln der Jahre Bann:
schon bettelt ein Senatorkind
ein armes Schusterlein an.

Hans Boje über die Menge schwebt,
ein bleiches Heiligenbild,
ein Wunder in seinem Herzen lebt,
das stärker und stärker quillt,
das tiefer und voller und strömender braust,
ihn lockend, berückend umkreist,
im tosenden Wirbeltanz ihn umsaust
und ihn von hinnen reißt.

Die Mutter, die Augen von Freude benetzt,
drängt durch den Knäul sich herbei:
Hans Boje, ein Bischof bist du jetzt!
Jubelnd und stolz war der Schrei.
Hans Boje schaut ihr ins Angesicht,
als wär es ihm fremd und fern,
als wandle er schon im reicheren Licht,
auf einem schöneren Stern.

Und breitend die Hände er über sie hebt,
und Segen träufelt herab;
in seinem Herzen die Sehnsucht webt
nach einem frühen Grab:
Hans Boje segnet sein Mütterlein
wie der Bischof ein ärmliches Kind,
und wendet den Schimmel, und hinter ihm drein
fortflutet sein Troß geschwind.

Und Lärm und Lust und Liederklang
verhallt, und die Straße liegt leer;
die Glocken nur schreiten im tönenden Gang
über die Dächer daher.
Verlassen bleibt die Mutter zurück,
schluchzend am Gassenrand:
ihr einziger Sohn, ihr Stolz und Glück,
er hatte sie nicht erkannt!

II.

Der Abend dämmert ins Gemach:
Hans Boje, worüber sinnst du nach?

Am Himmel entglüht es Licht an Licht:
Hans Boje, die Mutter zu dir spricht!

Tief unter dem Fenster finstert das Fleet,
drin flimmernd ein Himmel von Sternen steht.

Das kost um des Hauses dunklen Fuß
mit leichtem, leisem, plätscherndem Gruß.

Hans Boje hinein in den Himmel blickt,
als hielten ihn Wunderketten umstrickt.

Hans Boje, so sprich doch ein einziges Wort!
O stürbe ich heute, o wär ich dort!

Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne!

Viel tausend Englein sanft und sacht
schweben hernieder durch die Nacht.

Ein jedes ein silbernes Sternlein bringt,
ein jedes mit silbernem Stimmlein singt:

Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne!

Da ziehen sie schon die Straße herauf,
am Hause drängen sie sich zu Hauf.

Sie locken und rufen mit Stimme und Stern
Hans Boje, den Bischof, zu Gott dem Herrn:

Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne!

Hans Bojes Blick wird sonnenweit,
als schaut er die ewige Seligkeit.

Jauchzend wirft er die Arme empor,
stärker und stärker schwillt der Chor:

Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne!

Sie singen dem Bischof den Ehrengesang
und schwingen die Lichtlein zum fröhlichen Dank.

Ich komme, ihr lieben Engelein,
um mit euch glücklich und himmlisch zu sein!

Er schwingt sich hinaus und schwebt und fällt,
ein Schreckensschrei über das Wasser gellt.

Ein kalter Schauer vom Wasser zieht,
verwehte Lichtlein und Leuchtlein und Lied.

III.

Dumpf dröhnen die Glocken vom Hamburger Dom
und die von Sankt Kathrein,
und Jakob und Peter mit klagendem Strom
jammern und wimmern darein;
das weint durch die neblige Morgennacht
tiefschluchzend und angstvoll schrill
und sickert hinab in der Gassen Schacht,
verebbt und vertrauert still.

Ein weißes Leilach hat über die Stadt
gebreitet des Winters Not,
verschneit und verweht sind Straße und Pfad:
Hans Boje, der Bischof, ist tot!

Er ruht in einem köstlichen Schrein,
im prunkenden Bischofsgewand,
geschmückt mit Ring und Edelstein
und mit dem Stab in der Hand.

Weit offen der Dom, den ein zartes Meer
von Weihrauchdüften erfüllt,
zwölf Diakone tragen ihn schwer,
in schwarze Kapuzen gehüllt,
zwölf Diakone, gebeugt und gebückt,
senken die Kerzen zum Schnee,
prasselnd und knirschend die Flamme zückt
und erstickt im lautlosen Weh.

Zwölf graue Scholaren wallen herbei
und singen den Klagegesang
und singen die Leichenlitanei,
schaurig tönt es und bang;
und Kind an Kind, ein endloser Zug,
strömt durch das hohe Portal,
bis tausendzungig nimmt den Flug
zum Himmel der Grabchoral.

Zerbrochen wird der Hirtenstab,
mit dem er geherrscht und gelenkt,
am hohen Chore ins marmorne Grab
wird Hans Boje gesenkt:
er lebte als Bischof, als Bischof er starb,
einen Bischof senkt man zur Gruft,
das himmlische Leben er erwarb,
ihn lockte ein süßerer Duft.

Ihn lockte der Duft, den die Menge nicht kennt,
der nur den Erwählten erblüht,
der Duft, in dem das Entzücken entbrennt,
in dem die Seele erglüht;
so warf er von sich des Lebens Last,
des irdischen Gleichnisses Tand,
und seine Sehnsucht fand Stätte und Rast
im ewigen Vaterland.

Die beiden Deserteure.

Im ersten und zweiten schlesischen Krieg
marschierte Hans Pfürtsch von Sieg zu Sieg.

Doch als bei Kolin sich wandte das Blatt,
da hatte Hans Pfürtsch das Kriegen satt.

Er desertierte mit strammem Tritt,
Karl Krempel, sein treuer Kamerad, ging mit.

Allein sie kamen nicht allzuweit,
schon griff sie die Kriegsgerechtigkeit.

Hans Pfürtsch war alt, Karl Krempel war jung,
das galt nicht viel als Entschuldigung.

Karl Krempel war tapfer, Hans Pfürtsch erst recht,
das klang dem Gericht schon weniger schlecht.

Auch hatten sie beide ein steifes Genick,
und darum diktierte man ihnen den Strick.

Doch als sie standen am Galgenpfahl:
Pardon für den einen! rief der General.

Der König befiehlt, daß nur einer gehenkt,
dem andern sei die Strafe geschenkt.

Ein Würfel, ein Wurf! ist des Königs Wort.
Wer weniger wirft, der baumelt sofort.

Ein Würfel, ein Wurf, das ist nicht schwer!
Angefaßt! Würfel und Trommel her!

Da sahn sich die beiden noch einmal an.
Hans Pfürtsch das Spiel um den Tod begann.

Das Trommelfell dröhnte: Hans Pfürtsch warf: sechs!
Das Trommelfell stöhnte: Karl Krempel warf: sechs!

Noch einmal: Drauf waren sie gar nicht erpicht.
Karl Krempel sprach mutig: Mehr werfen wir nicht!

Da wurde der General fuchsteufelswild.
Hans Pfürtsch rief kühn: Die Sechs, die gilt!

Und läßt es zu der Gerechtigkeit Lauf,
so hängt uns lieber beide auf!

Wie der General auch fluchte und schalt,
er war am Ende seiner Gewalt.

Ein Würfel, ein Wurf! Für den einen Pardon!
Das war die vom König gewünschte Fasson.

Des Königs Befehlen gebührt Respekt,
drum wurden sie wieder ins Loch gesteckt.

Sie schliefen und restaurierten sich brav,
bis König Friedrichs Entscheidung eintraf.

Weil diesen Kujonen Fortuna hold,
so nehme man sie noch einmal in Sold.

Verlieren sie aber die nächste Schlacht,
wird ihnen kurzer Prozeß gemacht.

Dann sollen sie beide des Galgens sein
und Spießruten laufen obendrein.

Bei Leuthen auf dem blutigen Feld
da schlug Karl Krempel sich wie ein Held.

Bei Leuthen in dem herrlichen Kampf,
da stürmte Hans Pfürtsch durch Feuer und Dampf.

Und ihres Angriffs Stoßkraft und Wucht
warf neunzigtausend in die Flucht.

Das war ihr Glück! Das Glück war nicht dumm,
so kamen sie um den Galgen herum.

* * *

Frida Schanz.

Geb. am 16. Mai 1859 in Dresden, lebt in Berlin. — Gedichte 1894. Neue Gedichte 1894. Unterm Eschenbaum 1899. Intermezzo 1902. Gedichte (Gesamtausgabe) 1906. Kinderballaden 1909. Balladen 1910.

Rolf Krake.

Zu Rolf Krake, dem in den Locken das Alter hing,
trat in die Halle, leuchtend von Jugend, ein Edeling.
Riß die Tür auf und ließ, wie der Sturmwind, sie offen weit;
stand vor Rolf Krake in Wildheit und Herrlichkeit,
seine Blicke wie Blau und Gold auf Schwertstahl in eins geflammt,
grüßte lärmend Rolf Krake, den hohen, der Tor entstammt,
bot ihm laut seine Schwerthilfe an zu Land und See.

Und Rolf Krake verwand ein rasch aufzuckendes Weh,
wehrte stark einem Zorn, der jäh zu dem Stürmischen schoß,
nahm ihn auf als seinen Vasallen vor Mannen und Troß,
schenkte ihm, von seinem pulsstarken Blut noch warm,
den goldenen Armring von seinem mächtigen rechten Arm.
Als er ihn hingab, war's ihm, als schenkte er seine Kraft.
Leicht wog der Fremdling den Ring, lachte knabenhaft,
reckte sich dann, daß sein Blick die Halle umfing,
sprach: „Ich stehe zu dir, Rolf Krake, durch diesen Ring,
stehe treu zu dir in der Mannen und Freunde Schwarm,
nun schenke mir auch deinen Armring vom linken Arm!"

Rolf Krake ward bleich, — hatte nie von Erbleichen gewußt.
Preßte krampfend die Hand auf die eisenbeschildete Brust,
als zerdrücke er drin ein schleichendes ringelndes Ding,
und zog voll Ruhe vom linken Arme den goldenen Ring;
als schenk' er sich selbst weg, so war's ihm, als er ihn bot.
Hell lachte der Fremdling und blühte wie Morgenrot:
„Als deiner Feinde Feind will ich zu dir stehn, jung zu alt!"
Und Rolf Krake sah stumm auf die herrische Jugendgestalt,
und sah oft durch den Schwarm seinen gleißenden Armringen nach.
Der Fremde hielt groß, was sein lachender Mund versprach.
Hat mit Krakes Gesellen gezecht und schütternd gelacht,
zog mit Krake und seinen Mannen zur Wellenschlacht,
zog wie aus Sonnenhöhen den Ruhm auf Schild und Speer.
Rolf Krake ward grau, und der Held ward wie einstmals er.
Neben Krakes Königsruhm ging sein Heldenruhm über Land.

Rolf Krake saß oft, das sinnende Haupt in der Hand.
Gegen sich selber führte er harten, herrischen Krieg,
bis sein Gönnen sonnenhoch über sein Neiden stieg,
bis er still ward und stolz an des herrlichen Recken Pracht.

Neben dem Strahlenden ritt der Greisende nun zur Schlacht
und es fügte sich, daß er einst ferne hinter ihm stand.
Da fiel der Zügel machtlos aus seiner Hand; —
er wankte, als hielt er des Lebens Rosse nicht mehr.
Auf rennendem Roß stob strahlend der andere her,
grollende Unmacht machte den Bleichenden warm.

Dann ließ er sich fallen und fiel in des anderen Arm.
Noch ein Zucken der Scham. Doch der andere umfaßte ihn,
und mit brechendem Auge erkannte Rolf Krake Odin.

Eine Goldklang strömende Stimme sprach voll und laut:
„Ich war's, in dem du opfernd dein einstiges Ich geschaut!
Deine beiden Armringe gabst du in meine Hand!
Und nun auf — auf goldroten Rossen nach Walhalls Land,
in ewige Kraft und in ewiges Jugendglück!
Deine beiden Armringe geb ich dir dort zurück!"

Ballata[1].

(13. Jahrhundert. Verfasser unbekannt.)

„Chi vuol veder angelica bellezza."

Wer an Engelsreiz sich will erbaun,
unter jenem Schleier, weiß und dicht,
wird er mehr als Himmelsschönheit schaun!

Hoher Sonne, heller Sterne Licht
strahlt am Himmel, wunderbaren Scheines.
Hier erstrahlt ein süßes Angesicht,
strahlt ein Sternenpaar, ein heiligreines,
nicht so leuchtend hell und nicht so ferne,
aber holder als des Himmels Sterne.

O dies Lächeln, heilig, lieblichschlicht,
unter jenes Schleiers Florgefieder! —
Neidend blickt der Himmel darauf nieder!

Ballata.

(Francesco degli Organi. 13. Jahrhundert.)

„Benche il partir da te molto mi doglia — —"

In die weite Ferne führt mein Schritt! —
Gott sei, schöner Liebling, mit uns beiden!
Meine heiße Sehnsucht nehm ich mit!

Fürchte, Liebste, nicht, — es wäre hart! —
daß ich könne meine Treue meiden
ohne deiner Schönheit Gegenwart.
Nein, ich flehe innig und bescheiden: —
So wie ich mit dir, sei du mit mir!
denn nach nichts strebt meine Seele hier,
als an deinem Liebreiz sich zu weiden!

Ballata.

(14. Jahrhundert. Verfasser unbekannt.)

„Appresso un fiume chiaro — —"

Das breite Stromtal lag im Sonnenscheine. —
Auf grünem Uferplan schlang sich im Tanz
um einen Lotosbaum ein Mädchenkranz.

Der Blumen waren's viel. Ich sah nur eine.
Ich sah nur ein Gesicht voll Himmelsglanz!
Du Liebliche, du Schöne, Blütenreine,
als ich dich wahrnahm, fing mit leisem Klingen
in meiner Brust die Seele an zu singen!

Die Bogenschützin.

Wer ist der beste Zieler? Wer
ist der beste Bogenschütze im Heer?
Slodna war's! Slodna ist's nicht mehr!

Slodnas strahlender Ruhm ist hin!
Slodnas Weib ward im Wettkampf Siegerin,
Slodnas schwanweißes Weib mit dem Adlersinn.

Slodna selbst hat sie belehrt,
in minnigem Spiel ihren Arm bewehrt,
ihren herrlichen Arm, goldreifbeschwert.

Slodna, seiner Macht sich bewußt,
lehrte in spielender Gattenlust
sie den Bogen stemmen an ihre Brust.

Slodna gab ihr das ferne Ziel.
Slodna feuerte sie zum Spiel,
bis sie eiserner Ernst befiel.

Sein Stolz auf sie hat den ihren geweckt,
einen Stolz, der sich hoch wie sie selber streckt,
hoch, so hoch, daß er Slodna erschreckt.

Slodna liebte und haßte schwer.
Wer ist der beste Schütze im Heer?
Slodnas Weib! Slodna ist's nicht mehr.

Slodnas Weib trägt den Schlachthelm wie einen Kranz,
sie reitet im Heer wie zu Spiel und Tanz,
auf den Gatten strömend der Blicke Glanz.

Aus der Sonne gestiegen scheint Slodnas Weib,
so ragt und leuchtet ihr junger Leib,
wenn sie Pfeile versendet zum Zeitvertreib.

Nach Slodnas Beifall zielt jeder Schuß:
Slodna lobt sie nicht mehr mit so heißem Kuß!
„Teurer, sag mir, was ich noch lernen muß?"

[1] Dies Gedicht und die beiden folgenden als Beispiele der altitalienischen lyrischen Kunstform der „Ballade".

Slodnas Atem geht heiß, wie nach heißem Ritt.
„Wohlan, trifft heut über hundert Schritt
mir den Goldring vom Haupte, kein Haar trifft mit!“

An die blutrote Buche stellt er sich hin.
Leuchtend strafft sich die Zielerin.
Sieh, ob ich deiner würdig bin!

Ein von frohem Stolze durchfunkelter Schrei!
Ihm den Ring zu reichen, fliegt sie herbei.
Slodna fordert so sicherer Schüsse drei.

Und spielend zielt sie und kräftereich.
Und trifft zum zweiten, Dianen gleich.
Beim drittenmal zaudert sie, lilienbleich.

Wie ein Blitz reißt der Pfeil dann den Ring vom Haar.
Doch was stürmt da aus Slodnas Augenpaar
für eine drohende Feindesschar?

Slodnas Stimme spricht schneidend wie ein Schwert:
„Wir treiben das Spiel nun umgekehrt.
Ich schieß dir vom Haupte dein Ringlein wert!“

Da gab sie ihm ruhig die starke Hand.
Als sie hoch an der blutroten Buche stand,
kam's über Slodna wie jäher Brand.

Slodna konnte sein Weib nicht so herrlich sehn!
Slodna fühlte all seine Liebe vergehn,
einen zerreißenden Haß erstehn.

Es kam über ihn wie Höllenlust.
Das Weib lag blutend im Steppenbluſt,
Slodnas tötenden Pfeil in der weißen Brust.

Ihr rieselndes Blut quoll wie Quellenlauf.
Slodna zog sie wie irr auf den Schoß herauf.
Wie schlug sie da traurig die Augen auf.

„Ach, Meister, weh um den schlechten Schuß!
Du trafst nicht, wie Slodna treffen muß,
wie Blitzschlag endend des Lebens Fluß.

Du gabst mir noch zum Erkennen Zeit,
eh ich verblute, — weh, welch ein Leid!
Weh, weh mir in alle Ewigkeit!“

*

Der Lichtertanz.

Das Thüringer Tanzvolk tollte so laut.
Nun steht es auf einmal mauerstumm.
Am stillsten stehn Bräutigam und Braut.
Der Lichterbursch tanzt mit den Lichtern herum,
mit den Lebenslichtern von Frau und Mann,
alle Blicke sind auf den Tänzer gespannt.
Hoch flammen die Kerzen. Es kommt drauf an,
daß keins erlischt, eh es niedergebrannt.
Mit je größerem Geschick, mit je wilderem Schwunge
er tanzt, um so mehr gibt's dem Burschen Glanz.
Irgendein straffer, lediger Junge,
der kein Mädel hat, tanzt wie üblich den Tanz.
Justs Heinrich heute. — Man weiß, daß vor Jahren
die heutige Braut dessen Mädel war.
Um den reichen Müller ließ sie ihn fahren.

Der Tanzbursch verneigt sich vorm Hochzeitspaar
nach dem ersten Umtanz voll Hopser und Schleifer,
so toll und gewandt, wie ihn keiner sah.

Mit den ruhigen Lichtern steht er in steifer,
baumgrader Haltung nun ernsthaft da.
Ein funkelnder Ausdruck, ein herrender, stolzer,
macht ihm die blaugrauen Augen weit.
Er ist nicht umsonst der wuchtigste Holzer,
der rasendste Klettrer zur Zapfenzeit.

„Wie ich will, so geschieht's diesen beiden Flammen“,
sagt der Blick, der der Braut ins Auge blickt,
so axtscharf, daß sie zu Tod erschrickt.
Ins Herz getroffen, zuckt sie zusammen.
Der Lichterbursch spitzt die Lippen nur eben.
Da schrie sie um Haarbreite laut heraus:
„Er bläst meines Mannes Kerze aus!
Er steht meinem Manne nach seinem Leben!“ —

Eine Scham durchfährt sie, wie sie einst heiter,
wie sie einst traut zu Just-Heinrich stand.

Da tanzt der Lichterbursch aber schon weiter,
eine strahlende Kerze in jeder Hand.
Die Blicke voll spöttisch-kühlem Verschmerzen,
daß solch ein Ding ihm die Treue brach.
Als brodle der Mühlbach in ihrem Herzen,
so aufgeregt sieht ihm die Annlies nach.
Es fällt ihr was ein, — wie die liebe Sonne
durchs Walddach einfällt am frühen Tag.
O, nicht denken an die heimelnde Wonne,
mit der sie ihm einstmals im Arme lag.
Wie der stille Bergbach ins Funkengetriebe
des Mühlrads, so hat sie zu ihm gemüßt.
Der war ein Gewitzigter in der Liebe!
Wie einer küssen kann, hat der geküßt!
Wie einen Erfrorenen hat's den umhaucht,
wenn sie wankelmütig ihn einmal kränkte.
All die kleinen Sachen, die er ihr schenkte,
waren wie in Herzliebe getaucht.
Ja förmlich ins Blut von dem kühnen Manne,
dem Waghals, dem an Schonung nichts lag.

Sie sieht ihn noch in der höchsten Tanne,
beim Zapfenbrechen am letzten Tag!
dem ältesten Baum unterm Inselberggipfel —
wenn sie zurückdenkt, erträgt sie's kaum, —
aus dem in Schaukeln versetzten Wipfel
sprang er hinüber zum nächsten Baum!
So von Baum zu Baum — durch die ganze Reihe,
als wenn das auch nur ein Tanzen wär!

Am nächsten Tag ging's zum Militär.
Er kaufte die Ringe erst noch für sie zweie.
Echtgoldne, als hab ihm ein Los gewonnen,
als ob ein Zehntalerschein gar nichts sei.

Als er fort war, hat sie sich erst besonnen,
was das hieße in seiner Armutei.

Es ward alles anders; trüber und trüber
hat sie in die Zukunft geblickt.

Der Müller ging damals schon immer vorüber.
Die Mutter hat ihm schon zugenickt.

Die Mutter blies ihr Feuer zur Kühle
und schürte ein neues, damit es verging.

Sie nahm den Müller und seine Mühle
für den hohen Wald und den Liebesring.
Ohne Liebe hat sie die Treue gebrochen
in müder Stunde auf feigen Rat.

Und heute hat sie ihr Ja gesprochen
in voller Kirche, in seidnem Staat.

Eine Angst durchzittert die feine Blonde,
eine schluchzende Angst vor dem derben Mann.

Der Lichterbursch tritt nach der zweiten Ronde
jetzt heiß vom Tanz an das Brautpaar heran.
Die Lichter zur Hälfte verbrannt. — Wie ragend,
wie groß, wie fremd er vor Annlies steht!
Die durchzuckt auf einmal ein böses Gebet.
Sie blickt den Tanzburschen an wie fragend.
Gedanken wie Schaum und wilder Gischt
fluten zu ihm in beredtem Schweigen.
‚Mein Mann ist alt. Wenn sein Licht erlischt,
würdest du dann noch einmal mein eigen?
Ich folg ihm gezwungen, dem reichen Mann.
Meine Liebe gehört einem waldschlanken Manne!‘

Aus einer Höhe sieht er sie an,
höher als aus der Inselbergtanne.

Sein Blick ist wie Eis, bergweit entrückt.
Sie durchwühlt's. Jetzt zertrat er sein letztes Lieben!
Jetzt hat er den letzten Funken zerdrückt,
der ihm vom großen Brande geblieben!

‚Nie wieder hör ich ein heißes Wort!
Nie wird mir ein zärtliches Flüstern tönen!‘

Der Lichterbursch tanzt wie rasend fort.
Rauschend beginnt die Musik zu dröhnen.
Wie er tanzt! Ach, noch einmal, ein einziges Mal
so zu tanzen, mit einem Rösel sich schmücken,
eintauchen in seiner Augen Strahl,
seine kräftige führende Hand im Rücken!
Noch einmal so tanzen, und dann verderben!
Tanzen! Tanzen! Dann Grabesruh!
Sterben, sterben! — —

Alle jauchzen dem Lichterburschen zu.
Sein Tanz ist bald Wirbeln, bald Stampfen, bald Schweben.
Einen schleifenden Walzer spielen sie jetzt,
dann den rasendsten Rutscher. — Ruhig und eben
hält er die Flammen, — unverletzt.

Der Saal hallt voll dröhnender, jauchzender Scherze.
Die Braut ist wie wächsern. Heiß gespannt
blickt sie jetzt nur noch auf ihre Kerze.
O, könnt sie sie löschen mit rascher Hand.

Doch die beiden Dochte brennen hernieder,
beide Kerzen bis auf den letzten Stumpf!
Ein Tusch tönt zu Just-Heinrichs Triumph.

Die Musici spielen Thüringer Lieder.
„Ach wie ist's möglich dann!“ schmettert ein Singen.

Der Lichterbursch neigt sich auf herrische Art.
Sein blaugrauer Blick scheint die Braut zu durchdringen:
„Es wird dir keine Stunde erspart!“

* * *

Agnes Miegel.

Geb. am 9. März 1879 in Königsberg in Ostpr., lebt in Königsberg i. Pr. — Gedichte 1901. Balladen und Lieder 1907.

Schöne Agnete.

Als Herrn Ulrichs Witib in der Kirche gekniet,
da klang vom Kirchhof herüber ein Lied,
die Orgel droben, die hörte auf zu gehn,
und die Priester und die Knaben, alle blieben stehn,
es horchte die Gemeinde, Greis, Kind und Braut,
die Stimme draußen sang wie die Nachtigall so laut:

„Liebste Mutter in der Kirche, wo des Mesners Glöcklein klingt,
liebe Mutter, hör, wie draußen deine Tochter singt,
denn ich kann ja nicht zu dir in die Kirche hinein,
denn ich kann ja nicht mehr knien vor Marias Schrein,
denn ich hab ja verloren die ewige Seligkeit,
denn ich hab' ja den schlammschwarzen Wassermann gefreit.
Meine Kinder spielen mit den Fischen im See,
meine Kinder haben Flossen zwischen Finger und Zeh,
keine Sonne trocknet ihrer Perlenkleidchen Saum,
meiner Kinder Augen schließt nicht Tod noch Traum ...
Liebste Mutter, ach ich bitte dich,
liebste Mutter, ach ich bitte dich flehentlich,
wolle beten mit deinem Ingesind
für meine grünhaarigen Nixenkind,
wolle beten zu den Heiligen und zu unsrer lieben Frau
vor jeder Kirche und vor jedem Kreuz in Feld und Au!
Liebste Mutter, ach ich bitte dich sehr,
alle sieben Jahre einmal darf ich Arme nur hierher,
sage du dem Priester nun,
er soll weit auf die Kirchentüre tun —
daß ich sehen kann der Kerzen Glanz,
daß ich sehen kann die güldene Monstranz,
daß ich sagen kann meinen Kinderlein,
wie so sonnengolden strahlt des Kelches Schein!“

Und die Stimme schwieg. Da hub die Orgel an,
da ward die Türe weit aufgetan, —
und das ganze heilige Hochamt lang
ein weißes weißes Wasser vor der Kirchentüre sprang.

Die Mär vom Ritter Manuel.

Das ist die Mär vom Ritter Manuel,
der auf des fremden Magiers Geheiß
sein Haupt in eine Zauberschale bog,
und als er's wieder aus dem Wasser zog,
da seufzte er und sprach: „Mein Haar ist weiß,
gebrochen meine Kraft. O allzulange
qualvolle Wanderschaft!“ Die Höflingsschar,
die ringsum stand, rief: „Dunkel ist dein Haar,
frage den König!“

Staunend sprach und bange
da der Verzauberte: „O Herr, die Zeit
ist hold und spurlos dir vorbeigeglitten!
Als ich vor zwanzig Jahren fortgeritten,
warst du wie heut. An dem gestickten Kleid
trugst du den Gürtel mit den Pantherschließen
und an der Hand den gleichen Amethyst.“
„Erzähle,“ sprach der Fürst und sprach's voll List,
„was dir begegnet, seit wir uns verließen!“

Der Arme sann, und seine Augen waren
wie Kinderaugen, noch vom Traum befangen.
„König, ich bin so weit von Euch gegangen,
so vieles sah ich! und in späten Jahren,
an dunklen Wintertagen und in schwülen
Hochsommernächten will ich dir erzählen
von allem. Und vor deinen stillen Sälen
soll meines bunten Lebens Brandung spülen.
Nur jetzt noch laß mich schweigen.
Denn ein Gram
durchrüttelt mich, den nie ein Mensch gekannt.
Sieh, ich verließ mein Weib in jenem Land,
und weiß es nicht mehr, welchen Wegs ich kam,
und weiß den Namen jenes Landes nicht,
wo sie im Fenster kauernd, kinderschmal,
aus dem Kastell hinabspäht in das Tal,
bis jäh die Felsen glühn im Abendlicht
und jäh erbleichen. Durch das samtne Dunkel
der Nacht strahlt freundlich einer Ampel Schein,
um Führer meiner Wanderschaft zu sein,
und purpurn glänzt, wie ein Rubingefunkel,
in ihrem Licht des Bergstroms dunkle Flut.
Sein Name nur? Sehr seltsam klang er, wie
der Felsen Name, uralt auch wie sie.
Und jene Frau, die mir im Arm geruht, —
weh, meine Liebe kann sie nicht mehr rufen,
der süße Laut entglitt mir wie im Tann
dem Schlafenden entglitt der Talisman,
den sie mir umhing auf des Schlosses Stufen!“ ...
Dann schrie er auf und hielt des Königs Knie
wie ein um Hilfe Flehender umklammert.
Der sprach, -- und er war bleich und ernst —:
„Mich jammert
der Qual des armen Narrn, die zu mir schrie.
Magier, tritt vor! Zerbrich des Zaubers Bann!“

Der König wartete. Die Diener liefen
in allen Gängen hin und her und riefen,
die Ritter sahn sich groß, verwundert an.
Denn keiner fand den Magier. Ein'ge schwuren,
sie hätten an dem Springbrunn ihn gesehn
murmelnd die goldne Zauberschale drehn, —
doch in dem Sande sah man keine Spuren.

Und wie die Winde auf dem hohen Meer
das längstverlaßne Wrack des Seglers jagen,
so trieb durch Jahre voller Sorg und Fragen
Erinnerungsqual den Grübelnden umher,
bis ihn beim Jagen einst ein fremd Geschoß,
vielleicht aus Mitleid, in die Schläfe traf.
Still wie ein Kind sank er ins Moos zum Schlaf
und stammelte, eh er die Augen schloß:
„Tamara!“ und er starb.
Die Zeit verrann.
Doch einmal abends klang im Hof Geklirr
von vielen Waffen, und ein bunt Geschwirr
landfremder Sprachen. Und ein brauner Mann,
sehr alt und fürstlich, dessen welke Hand
auf seidnem Kissen trug der Herrschaft Zeichen,
trat vor den König wie vor seinesgleichen
und rief: „Wo ist, nach dem wir ausgesandt,
mein König Manuel, Tamaras Gatte,
den sie in ihrem Felsenschloß beweint?
Westwärts ging ich, soweit die Sonne scheint,
bis ich zu deinem Reich gefunden hatte.“
Hier, sprach der sternenkund'ge Magier, werde
ich meinen Herrn finden. — Weise mich,
daß ich ihn krönen kann!“
Da neigte sich
der König still, griff eine Hand voll Erde
aus einer Schale, drin die Rosen blühten,
und wies sie stumm dem Suchenden.
Der stand
ganz lange still. Dann schlug er sein Gewand
weit um den Kronreif, dessen Steine sprühten.
So schritt er aus dem Saal.
Ein Klaggesang
kam langgezogen, trostlos durch die Nacht.
Dann ein Geklirr und Hufgetrappel, sacht
und langsam, — bis auch das im Sturm verklang.

In jener Nacht, bei seiner Kerzen Qualmen
saß lang der König auf. Sein Page schlief
und schrak empor, denn eine Stimme rief:
„Sieh, keine Antwort find ich in den Psalmen!
Erbarmen aller Welt, sprich: was ist Schein?“ ...
Und lange vor dem Kruzifixe stand
der König starr, mit ausgereckter Hand. —
So sagt der Page. Doch er ist noch klein,
furchtsam und hat den Kopf voll Märchenflausen ...

Das Märchen von der schönen Mete.

Wer ist so schön, wie das schöne Metelein?
es neigen sich vor ihr alle Blumen am Rain.

Alle Mädchen im Land haben Haar wie reifes Stroh,
doch der schönen Mete Haupt brennt wie Flammen
lichterloh.

Es sprach des Schulzen Sohn: „Wer lacht den
ganzen Tag
viel süßer, als die weißen Tauben im Schlag?“

Ich hab manch Garn gelegt heimlich im Frührotschein,
heut will ich fangen das schönste Vögelein!

Ich fang es nicht mit Schlingen und nicht mit Ruten ein,
ich fang es mit einem goldroten Ringelein. —

Und als die schöne Mete zur Bleiche ging,
auf ihren weißen Finger streift er den goldnen Ring.

Er herzte und er hielt sie in seinem Arm,
da sprach die schöne Mete: „Daß Gott erbarm!

Als euer Tor gebaut, beim letzten Hammerschlag,
ein klein nackt Kind auf des Schulzen Diele lag.

Du bist sein Sohn und Erbe, ich bin ein Findelkind, —
nimm du dein goldnes Ringlein zurück geschwind!“

„Ich wiegte dich und trug dich, als ich ein Junge war,
strählte mit ungefügen Fingern dein wirres Haar.

Und würde deine Mutter eine Hexe sein,
du wunderschöne Mete, dich nur will i ch frein!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Als die schöne Mete ihr Kind zur Taufe trug,
der Großknecht am Tore die Maien anschlug.

Da flogen die Späne, vom Astloch flog der Keil,
da schrie die schöne Mete, als träfe sie ein Pfeil.

Sie sank in die Knie, sie raufte ihr Haar,
man nahm ihr das Kind, sie ward es kaum gewahr.

Sie hielt am Ohre lauschend die weiße Hand,
sie sprach: „Wie läuten die Glocken süß im Elfenland!

Und wenn ich jetzt noch eine Jungfrau wär,
so käme ein schneeweißes Roß daher.

Und trüg ich keinen Ring, und hätt ich keinen Mann,
so spräng ich in den Sattel und ritte von dann'!

Und hätt ich kein Kind, das nächtens nach mir weint,
dann jagt ich mit den Wolken, wenn der Vollmond scheint!

O weh mir, daß ich eines Menschen Liebste war,
o weh mir, daß ich ihm ein Kind gebar!

Der Bann ist gebrochen, nun kommen sie all,
schon hör ich der silbernen Hörner Schall.

Sie reiten und sie singen in ew'ger Fröhlichkeit,
sie kennen keine Liebe, sie kennen kein Leid. —

Ich arme Mete, was soll ich tun?
Nun kann ich nirgends mehr rasten noch ruhn.

Es ist mein Tod, muß ich von euch gehn, —
und habe doch der Schwestern grünfunkelnde Augen gesehn!" —

Sie hob sich von den Knien, sie schritt zum Tor,
da schob ihr Mann den Riegel davor.

Er hielt sie in den Armen, sie wehrte sich und schrie,
zu einer brennenden Garbe wurde sie.

Er sprach: „Ich laß dich nimmer, wie schrecklich du auch bist,
nun lerne, weiße Elfin, was Liebe ist!"

Er hielt das wilde Feuer, das brannte ihn heiß,
das Feuer ward zu Wasser, das Wasser ward zu Eis.

Er hielt die todeskalte, er ließ sie nicht los,
da ward sie zur Schlange, bunt und riesengroß.

Und als er sie zwang, die sich um ihn wand,
die wunderschöne Mete wieder vor ihm stand.

Da huben die Glocken im Dorf zu läuten an,
die schöne Mete sprach: „Wo ist mein liebster Mann?

Wo ist mein kleines Kindlein? Mir träumte wirr und schwer,
daß ich fern von euch im Elend wär." —

Sie traten vor das Tor, sie schritten Hand in Hand.
Sprach Mete:
„Wie läuten die Glocken lieblich im Heimatland!" —

Der Tanz.

Der Schritt der letzten Gäste klang im Flur,
dann wurde dumpf die Haustür zugeschlagen,
und in die Sturmnacht fuhr der letzte Wagen.

Des Hauses junge Töchter blieben nur
allein im Saal, im traumhaft goldnen Glanze
herabgebrannter Kerzen, deren Duft
wie Weihrauchqualm durchzitterte die Luft,
so schwül und schwer noch von dem wilden Tanze.
Die älteste der schlanken Schwestern stand
an dem Klavier, und ihre Lippen sangen
die Walzerweisen, die ihr Herz durchklangen,
bis Ton auf Ton die schmale Rechte fand.

Die müden blonden Zwillingsschwestern kamen
langsam herbei und sangen leise mit,
und wiegten lächelnd sich im Walzerschritt,
als ihre Lieblingsweise sie vernahmen.
Die jüngste aber zog aus ihrem Strauß
langsam der roten Nelke Glut heraus
und steckte sie in ihre Gürtelspange
und raffte schweigend, wie im tiefen Traum,
ihr weißes Kleid und schien's zu merken kaum,
daß sie schon tanzte nach der Schwestern Sange;
mit großen Augen schwebte sie dahin,
langsam und feierlich, als ob sie lauschte,
wie schwer und starr die weiße Seide rauschte
bei jedem Schritt der blassen Tänzerin.

Sie gab nicht acht, daß allgemach verhallten
der Schwestern Stimmen, und sie sah es nicht,
wie leise qualmend auslosch Licht um Licht;
vor ihren Ohren tausend Geigen hallten,
auf ihrem Scheitel lag der Schönheit Glanz
strahlend und heiß, bis rot wie Apfelblüten
die weichen runden Mädchenwangen glühten.

Und immer schneller ward der stille Tanz
und immer wilder. — Ihre Arme hoben
in Seligkeit und Sehnsucht sich nach oben,
um ihre heiße Kinderstirne flog
das langgelöste Haar in blonden Strähnen,
in ihren Augen brannten heiße Tränen,
und tief ihr Haupt sich in den Nacken bog.

Lautknisternd losch die letzte Kerze aus,
die Schwestern riefen fern aus ihrem Zimmer —
hoch atmend aber stand das Kind noch immer,
und horchte, wie der Nordsturm fuhr ums Haus.

Santa Cäcilia.

Langsam und drohend steigt die Wolkenwand,
die Luft ist schwül. Aus angstgepreßten Kehlen
zwitschern die Schwalben. Heidefeuer schwelen
wie Weihrauchbecken qualmend übers Land.
Ein Windstoß raschelt durch das Haferfeld
und rüttelt an den weißen Birkenstämmen;
von schwarzer Wetterwolken zackigen Kämmen
posaunengleich des Sturmes Stimme schallt,
und Antwort ruft das purpurdunkle Meer;
mit ehrnen Stimmen singen die Geschwister —
Durch ihrer Orgel heilige Register
spielt die Begleitung, grollend, tief und schwer,
Santa Cäcilia, die blonde Magd.

Auf hoher Wolken Schieferfelsen ragt
hoch eine weiße Burg ins selige Blau.
Um ihre Türme Silbermöwen fliegen,
um ihrer Fenster goldne Gitter biegen
sich große Lilien, schwer von Duft und Tau.
Aufblitzend rauscht ein goldgesticktes Kleid
durch weißer Säle helle Feierstille —
das Haupt umflossen von des Blondhaars Fülle,
naht stumm die Herrin dieser Einsamkeit,
Santa Cäcilia.
Ihre Hände sind,
die fürstlich schlanken mit den blauen Adern,
viel weißer als der Brüstung Marmorquadern.
Gesenkten Hauptes horcht sie auf den Wind,

der traumhaft durch die goldnen Harfen rauscht,
die blitzend in den Bogenfenstern hängen,
es klingt wie Widerhall von Festgesängen,
ihr Blick wird blau und leuchtend, wie sie lauscht,
und wandert götterruhig durch das Licht ...

Von drunten klingt empor zu ihren Sälen
der Lebensschrei aus Liebe, Haß und Quälen,
der sich am Fels wie ferne Brandung bricht.
Zu ihrer hohen Silberorgel geht
die Heilige lächelnd, ihre Finger streifen
die schwarzen Tasten. Durch die Orgelpfeifen
ein Säuseln, wie von Taubenschwingen, geht,
das wächst und schwillt und jubelt auf und grollt;
vom Schlaf gestörte Feuerschlangen recken
sich züngelnd auf in ihren Felsverstecken
und schießen leuchtend nieder.
Weiter rollt
die Fuge, die die weiße Burg durchklingt,
im Sturmwind Sankt Cäcilias Haare wehen,
und auf und ab die weißen Finger gehen,
und ihre ewig junge Stimme singt ...

Marie Antoinette.

I.

Ein Rokokotisch aus Rosenholz,
im Sévresleuchter ein qualmendes Licht,
einer schreibenden Frau erschrocknes Gesicht,
grellbeleuchtet, lauschend, stolz.

Dann tiefgesenkt. An der weißen Hand,
brillantumfunkelt, blaut der Türkis.
Sie schreibt: „Der Aufruhr durchtobt Paris,
die Schweizer hielten heute noch stand.

Hier war's, wo gestern Ihr Brief mich traf.
Es ist tiefe Nacht, der Vollmond scheint,
der Dauphin schläft, die Prinzessin weint,
ich wollte, sie weinte sich bald in Schlaf.

Louis ist ruhig, bei Appetit,
aß sechs Kotelettes mit Behagen auf ..."
Sie stockt und blickt an der Wand hinauf,
ihr eignes Bild ist's, das niedersieht.

Am goldnen Rahmen ein Spinnchen webt.
Sie blickt darauf hin und gibt kaum acht.
Schrill schlägt die Pendule Mitternacht.
Sie zuckt zusammen, sie schreibt und bebt:

„Schreckliche Nacht, schrecklicher Morgen!
Was auch immer meiner harrt,
eines bleibt mir doch erspart.
Mein teurer Freund, Sie sind geborgen.

Sie sind ferne von Not und Spott,
Sie sind gerettet, Sie sind frei, —
es streckt kein Pöbel mit wütendem Schrei
nach Ihnen die Hand" ... sie lauscht: „Mein Gott.

Da ist es wieder, das Schreckenslied!"
Sie löscht das Licht. Durch die Damastportiere
klingt es schaurig von draußen her,
wie eine Armee, die vorüberzieht.

Die Königin lauscht, ihr wanken die Knie,
tausend Kehlen brüllen, heiser und rauh,
Wort um Wort, sie hört es genau:
„Allons enfants de la patrie! ..."

II.

Graf Fersen.

Über Stockholm, über Stadt und See
flattern die Fahnen im Juniwind,
Fahnen, die alle halbmast sind,
und am tiefsten gehißt am Marschallspalais.

Der Marschall steht im weißen Saal,
eine goldene Kapsel hält er ins Licht,
er blickt auf das Bild und wendet sich nicht.
Draußen pocht es, und noch einmal.

Und näher gleitet ein hastiger Schritt.
Und ein Knabengesicht unter wirrem Haar
blickt fragend auf: „So ist es wahr,
du bist in Gala, und du willst mit?

Der Vater sagte, du wolltest heut
dem Prinzen folgen, — du darfst es nicht!"
Und der Marschall drauf: „Es ist meine Pflicht,
hörst du? Da ist das Trauergeläut!

Und da die Salve; nun ist's genug!"
Der Knabe drauf: „Du darfst nicht gehn!
Sie glauben es alle, wie sie da stehn,
alle, das Volk und die im Zug!"

„Was glauben sie alle?" Der Knabe erbleicht,
seine zuckende Hand hält den Marschall umfaßt,
er stammelt: „Der Kronprinz — du warst verhaßt,
sie sagen ‚Gift' und von dir gereicht ...

Sieh nicht so starr, Ohm Axel, ich will
den Diener rufen, du nimmst die Livree,
gehst heimlich zum Hafen, stichst morgen in See!"
Er schellt. Er wartet, — alles bleibt still.

Der Marschall lächelt: „Armseliger Troß,
sie witterten Unheil und ließen den Herrn, —
geh, Junge, geh, ich hatte dich gern!"
Ein Schritt verklingt. Eine Tür fällt ins Schloß.

Draußen hallt der Glocken Gedröhn.
Eine goldene Kapsel blinkt im Licht,
in der Sonne lächelt ein süßes Gesicht.
Er küßt das Bild: „Wie warst du schön!

So schriebst du mir, schöne Königin:
‚Sie sind gerettet, Sie sind frei,
es streckt kein Pöbel mit wütendem Schrei
nach Ihnen die Hand'" ... Er träumt vor sich hin.

Und langsam, das Haupt ein wenig geneigt,
durchschreitet er ruhig den Korridor.
Von draußen klingt es, ein schauriger Chor,
es wächst, wie die Flut im Meere steigt.

Das Tor steht auf, er blickt hinaus, —
tausend Häupter. Und drüber, schwarz verhüllt,
ein schwankender Sarg. Und haßerfüllt,
tausend Augen spähn nach des Marschalls Haus.

Sein Name von tausend Stimmen gerufen, —
er tritt hinaus. Sie starren ihn an,
tausend Henker den einen Mann,
sie stehn auf dem Pflaster, sie stehn auf den Stufen.

In hölzernen Schuhen stehen sie.
Sie stampfen im Takt. Auf fliegt ein Stein.
Still steht der Marschall. Er lächelt fein:
„Allons enfants de la patrie! ..."

Gustav Schüler.

Geb. am 27. Januar 1868 in Königlich Reetz im Oderbruch, lebt in Berlin-Friedenau.
Meine grüne Erde 1904. Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes 1908. Gottsucherlieder 1908. Balladen 1909. Mitten in der Brandung 1911.

Die blitzerschlagene Magd.

Ein Erntetag hat ausgebrannt.
Fünfzig Fuder sind unter Dach.
Die Knechte und Mägde halten Schmaus
und tragen alte Geschichten aus.
Eins nach dem andern sinkt an die Wand.
Nur der Großknecht Johann bleibt wach.

Bleierne Schwüle kriecht durch die Tür,
geht vor bis an die Bank,
haucht alle Schläfer stickig an,
hockt breit zum alten Knecht Johann,
macht sauer das Krüglein Erntebier
und die Pferde im Stalle krank.

Fernab grollt Donner. Überm Wald.
Die Schlummrer wirft's hin und her.
Der Großknecht will nach den Pferden sehn,
er kann's nicht, es geht nicht, er kann nicht stehn.
Ihm wird die Stirne schweißig kalt.
Die Türe dreht sich schwer.

Da steht — o du allbarmherziger Gott! —
die Gret, die Magd, die der Blitz erschlug:
mit dem schwarzgefächerten Gesicht
stiert sie zum Tisch und redet nicht.
Sie zittert noch vor Sterbenot
und trägt das Kleid, das sie trug.

Dem Knecht sind die Sinne schier verdorrt,
die Gret schlurft zu ihm heran.
Sturm kommt. Der Donner fällt ans Tor.
Die Schlummrer nicken wie zuvor.
Einen Blitz reißt die Gret von den Wolken fort
und wirft ihn, so rasch sie kann.

Mitten splirrt er den Tisch entzwei.
Alle sind schwarzgebrannt.
Nun ist die Gret nicht mehr allein,
die alle werden bei ihr sein.
Die schrein wie sie einen kurzen Schrei —
und alle sind schwarzgebrannt.

Godiva.

Godiva, die Königin, schön wie Licht,
neigt für die Stadt ihr Angesicht:
„Deine blutige Steuer die Stadt zerbricht,
laß nach, mein Gemahl, sie können's nicht!"
Da lachte der Rohe frech und grimm:
„So laß sie zerbrechen, was wär's schlimm?"
Aber todblaß bettelt sie fort,
wie angstvolle Tauben flattert ihr Wort,
um den Erbarmungslosen her,
ob nicht ein Körnchen Erbarmen wär.
„Die Städter, die Krämer, was kümmern dich die?
Nicht einen Finger gäbst du für sie!"
Da flammt ihr Gesicht in großem Erbarmen:
„Mich selber gäbe ich für die Armen!"
„Dich selber?" Er hält ihren Arm gepackt:
„Gut — dich selber! So reite nackt
durch die Stadt, durch die Krämer und rüden Gesellen,
die sich an den Weg, wo du reitest, stellen,
dich zu besudeln mit ihrem Blick,
reite nur, ich wünsche zum Reiten Glück. —
Daß dich jeder Hund sieht in der Stadt,
reite, wenn's Mittag geschlagen hat!"
Das Weib wankt, wie ein Rohrhalm bebt,
wenn ein Maulwurf an seinen Wurzeln gräbt.
Kurz wie ein Hauch. Sie starrt ins Weite,
blaß wie der Tod. „König, ich reite." —
Und schnell verbreitet sich das Gerücht. —
Da schloß die Stadt selber ihr Augenlicht.
Nägel und Hammer mußten hervor,
vernagelt ward jede Ritze am Tor,
jedes Schloß geprüft, jede Tür, jeder Riegel,
jeder Fensterladen lag unter Siegel.
Alle Schornsteine wurden zugedeckt,
Hunde und Katzen im Keller versteckt.
Jedes Haus ward verdunkelt wie die Nacht,
Kind und Gesind in die Kammer gebracht.

Die Hausväter schließen von innen zu —
Königin, nun reite du. —
Grellrote Sonne stach, wo sie ritt,
huschelnde Schatten schwammen mit.
Ritt auf weißestem Schimmel, den sie gefunden —
ihm waren die Augen zugebunden.
Wie eine Lilie auf Schnee hervor
ritt die Königin durchs erste Tor.
Ihr Blondhaar wuchs, je länger sie ritt,
in Scham um die hohe Fraue mit.
Sie saß wie ein Stein. Ihre Arme hingen
am Zügel wie matte Vogelschwingen.
Ihre zarten Wangen brannten heiß,
ihre Blicke schwirrten rund im Kreis. —
Starren die Dachtraufen? die Brunnen sind frech?
vorm Wirtshaus klappt das Schenkenblech.
Bei jedem Spalt, wie fest er verklebt,
hat das nackte Weib gezagt und gebebt.
Ein schwimmender Schwarm gurrender Tauben
tät ihr Atem und Sinne rauben. —
Als sie ritt durchs zweite Tor,
lockte ihr Haar auf die Bügel vor.
Ging, von Gott gestärkt, das Schleiergespinn
über Brust und Füße hin.
Eine Stille steht auf von Straße und Stein,
schluckt Hufschlag — Hufschlag — Hufschlag ein.
Dicht vorm Ziele, am dritten Tor,
schlug eine Menschenstimme empor.
Durch ein feines Bohrloch konnte man sehn
eines Buben Blicke gierig gehn.
Ein Schrei, der im Schrein zu Eise gerinnt:
„Barmherziger Himmel, ich bin blind!" —
Ja, blind und irre. — Wahnsinn schlug
um seine Stirn ein brennend Tuch.
Manchmal sagt er, wie aus Weiten:
„Ich sahe die Mutter Gottes reiten!"

Die Schlacht bei Sempach.

Herzog Leopold von Österreich zündete lustige Kriegsfeuerlein an,
die liefen über die Berge der Schweiz an das Herz der Schweiz heran.
Da stand eine Not über den goldlichtströmenden Bergen gar groß,
die Hirten rissen sich von ihren Herden, Hütten, Weibern und Kindern los,
nahmen langsam Äxte und Sensen von der Wand
und bliesen lange das Nothorn von einem Berge zum andern durchs Land.
Aus Uri, Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zürich und Zug,
was eine Faust spannen konnte, sich um die Arthelme schlug.
Dem Landvogt Peter von Thorberg hieben sie die Zwingschlösser ein
und stellten alle bei Sempach ihre Sensen zum Mähen ein. —
Ein heller, lustiger Kriegshaufe, als gings her zum Turnier,
zog die Aar herauf, immer herauf, gegen die Berge für.
Viertausend Reiter — Ritter in funkelig Erz getan —
ritten wie zum Mäusestechen gegen die Hirten heran.
Ei wie lachten und lärmten die lustigen Junkerlein,
knusperten Kuchen und forderten von den Knechten Schlücklein Wein.
Prahlten und wetteten, wer das Glas am zierlichsten halten kunnt,
lasen manch' Brieflein und dachten dabei an ihrer Liebsten roten Mund.
Die Sonne lief grell einher auf den blanken Wassern der Aar,
und es war ein Tag, der gut zum Hirseschneiden war.
Ein Herrlein höhnte: „Zum Mäusestechen könnt's auch wohl kühler sein!"
Und die es hörten, wieherten wie die gutgeweideten Rosse drein.
Herzog Leopold von Österreich voran auf einem Falben ritt,
und er lachte zu manchem Witzwort sein poltrig Lachen mit.
Die Knechte schritten schwerstampfig neben den Rittern einher,
wie ein Rohrfeld schwankte über der Staubwolke Speer an Speer.
Die flandrischen Gäule hoben die schweren Hufe kaum,
über dem Haufen stand klebrig ein Dunst von Schweiß und Schaum.
Die Herrlein machte zuletzt das lästige Reiten unwirsch und grimm. —
Hirten, die Herren sind schlecht gelaunt, so stehts um euch wohl schlimm! —
Gegen Mittag. — Sie standen. — Sie stiegen mit steifgesessenen Gliedern langsam ab.
Legten die Lanzen ein und schlugen das Helmvisier herab,
traten zum starrenden Viereck ein, wie ein Zaun, mit Spitzen gezackt,
die breiten Erzschuhe seitwärts und den Speerschaft lose eingehakt.
Die flandrischen Gäule standen mittendrin und wehrten schläfrig der Fliegenschar,
und die Troßknechte kämmten ihnen den Schweif und das schweißwirre Mähnenhaar.
Die vierzehnhundert Hirten kamen herzu wie eine Herde übers Feld,
und keiner von ihnen wußte, wie man Schritt und Ordnung hält.
Das Herdentrippeln trippelte breit in die Lanzen hinein,
sechzig Hirten zappelten an den Spießen kläglich wie Fischelein.
Der Schultheiß von Gundoldingen schnitt mit der Sense die Reihen entlang,
daß von den eisernen Speerhalmen Stück für Stück aus der Sense sprang.
Bis ein junger Ritter mit dem Speer ihm den Hals durchstieß
und den Todwunden aufrecht hielt und ihn nicht hinfallen ließ.
Sein gurgelnd Blut schaumblasig ihm aus der Kehle rann,
und mancher der Ritter sah lachend das rote Brünnlein an.
Der Speerwall starrte und stand, und die Hirten suchten umher,
die Äxte und Sensen in den schweißigen Händen glitten hin und her.
Da sprang Arnold Struthahn von Winkelried aus Unterwalden herbei:
„Brüder, folgt mir nach, ich mache euch die Gasse frei!"
Er riß sich das Hemd herab und machte seine Brust bloß
und sprang, wie ein Wolf ins Eisen springt, auf die Speerwand los,
faßte soviel Speere, als er mit beiden Armen zu zwingen wußt',
und rannte sich die Eisen von unten herauf in die Brust.
Wuchtete dann die Speere und ungefügen Ritter im Niederfallen mit hinab,
und in die breit offen gerissene Gasse, die es nun gab,
liefen behende die Hirten wie Kätzlein durch die Tür,
und es tat sich ein Äxtedröhnen wie im Walde herfür.
In die spellernden Erzkleider klafften die kreisenden Schneiden ein,
Hirn und Blut und Eingeweide der Ritter gluckten in die Erde hinein.
Ehe die schwergeschienten Mannen die würgende Enge zerteilt,
hat sich ihnen die Hirtenaxt zwischen die Rippen eingekeilt.

Mit ihren langen goldenen Prunksporen wickelten sie sich fest,
und sie fielen über die Schnabelschuhe, wie man im Walde hinfällt über Geäst.
In Knäueln lagen sie, würgten und stickten sich in grauser Not,
die wunden Pferde rissen sich los, rasten hin und traten ihre Reiter tot.
In all die vieledlen Herren, die zum Mäusestechen kamen zuhauf,
würgten die Äxte hinein und hörten zu würgen nimmer auf.
Bis sie alle dalagen, die Herren, und Herzog Leopold auch,
im zerklafften Visier klebte sein letzter Seufzerhauch. —
Alle Glocken von Sempach und rundum stürmten Feuersturm,
Knaben und Weiber zerrten die Stränge und rissen fast die Glocken vom Turm.
Über die Furchen der Felder holperte keuchend manch Junkerlein,
aber die nacktfüßigen Hirten konnten rennen und holten sie alle ein.

Mazeppa.

„Den Hengst heraus!" Und durch das Tor
gleich schwarzem Blitz gewittert's vor.
„Heran! Die Stricke! Schnürt ihn gut!
Mehr noch!" Schon färbt die Stricke Blut.
„Noch fester!" und mit ihren Zähnen
ziehn sie die Stricke. „Längs den Mähnen
die Arme ihm wie an ein Kreuz!"
Der alte graue Henker schreit's.
„Fertig! Zurück! Die Peitsche! Los!
Hund, reite in der Hölle Schoß!"
Ein Fluchen, gurgelnd, halbzerschellt
von des Geschnürten Lippen gellt.
Der Hengst — wie eine Flamme sticht —
saust hin. Das Auge folgt ihm nicht! —
Nun Heide! und die Heide schreit,
die Wolken wimmern Wehgeleit,
der Strauch, der Stein. Das Echo prallt
und ächzt und ringt und reißt und krallt,
und zuckt und zittert wie ein Kind,
dem beide Augen zerstochen sind.
Und dem Gebundnen ist's wie Sturm,
der ihn umstürmt auf höchstem Turm.
Mazeppa weiß nicht, daß er reitet,
weil alles an ihm vorübergleitet,
rasend, mit wirrendem Radesdrehn,
er aber bleibe versteinert stehn.
Versteinert, denn kein Glied ist sein:
die Stricke schneiden mit brennender Pein.
Er sieht: das rote Heidekraut
flimmert vorbei, mit Blute betaut.
Sträucher, im rasenden Rennen verdoppelt,
wie an Dämonen angekoppelt.
Bäume, einzeln, wachsen im Jagen,
als würden Wälder zum Himmel getragen.
Die Wolken, wie vorbeigefegt,
eine immer die andre zerschlägt.
Ein Horizont in den andern bricht,
wie ein jählings sterbend Angesicht.
Die Sonne stürzt näher, ihr Flammenschein
frißt ihm bis ins Mark hinein.
Mazeppa, von dem Strick zerfetzt,
tobt, wimmert, ächzt und lallt zuletzt.
Der Hengst, zu höchster Angst geschlagen,
knirscht auf in seinem Todesjagen.
Und seinem Reiter ist's, als tose
wilder vorüber das Grenzenlose.
Jetzt geht's, wo Busch in Busch sich flicht,
die Zweige peitschen sein Gesicht.
Ihm ist's, als säh er schwarze Haufen,
wirrend, zerwirbelt vorüberlaufen,
die schlagen ihm — er wendet sich nich —
den nackten Leib und das Gesicht.
Sickernd Blut ihm ins Auge schwimmt,
fleckicht rot das Jagende klimmt! —
Es kommt der Wald! die Stämme schwanken,
wie eines Gefolterten Angstgedanken.
Mazeppas Blick bohrt sich durchs Blut:
Es rast vorbei in brechender Wut,
von schwarzen peitschenden Mänteln geschlagen,
von großen, frechen Vögeln getragen:
Und manchmal schlägt ein Scheusal grau
ihn an mit grausam grabender Klau.
Nun wächst der Schwarm: ein schwarzes Heer,
es dunkelt, und — er — trennt's — nicht — mehr. —
Tief — tiefer — tausendjähriger Wald!
Der Hengst kämpft schwer — nun endet's bald —
Die Äste splittern und wuchten und knacken,
die des Hengstes krampfende Weichen packen
und den Mann! des ganzer Leib ein Blut,
eine rote, reißende Fieberglut. —
Er — sieht — nichts — mehr. Nun reckt sein Ohr
ein gierig saugend Lauschen vor.
Ächzen und Dröhnen, Splittern und Schrei.
Er weiß: es rast noch immer vorbei!
Kein Ende! es sinkt jedweder Ton
fluchend in den andern schon.
Des Hengstes Stöhnen mischt sich ein,
Mazeppas Wimmern wimmert drein.
Da — flirrend Licht! — der Wald versinkt,
ein Raunen und Rinnen und Rauschen klingt.
Ein Strom! ein Sturz! ein schaurig Mühn,
zwei Sterbende über die Wasser ziehn.
Ha Kühle, Kühle — wie das tut —
der Reiter und sein Reiten ruht,
aus dem wirrenden, stoßenden Radesdrehn
löst sich ein Lied vom Schlafengehn.
Mazeppa in des Stromes Flut
schläft ein wie in der Mutter Hut.

Napoleons Rückzug aus Rußland.

Und der beinern bleiche große Kaiser geht vom Heer.
Blutiger Schnee macht seine Reiterstiefel schwer.

Blut ist nichts. Der große Schlächter sah es brunnenweis!
Aber das ist degoutable: Schneeblut, Blutschnee rund im Kreis!

Und die glasig aufgerissenen Augen, wen er sieht.
Der verfluchte rote Schnee, wohin er zieht und zieht.

Und die Langeweile, nichts als weiße Menschen sehn,
die erfroren um die ausgefrornen Feuer stehn.

„Mit den weißen Rackern," knirscht er, „taugt's zu keiner Schlacht!"
Und der Kaiser hat sich voll Verachtung aufgemacht. —

Warm und ausgepolstert ist sein Schlitten, wie sich's schickt —
feiner Schlitten, der das Stöhnen trinkt und stickt!

Hufe klappen. Kufen pflügen. Schellen schlagen leis.
Allbarmherziger Gott, was ist's! der Kaiser fährt im Kreis!

Wie verzweifelt schlägt der Führer auf die Pferde ein,
doch sie toben immer tiefer in den Schnee hinein.

Schimmel: drei. Wie Schnee. Ihr Brodem streifig dampfend stößt,
Schweif und Mähnen flattern schwingig, fliegend losgelöst.

Blut macht toll. Die Hufe klatschen spritzend in das Blut,
übersudeln Brust und Flanken mit der Blutschneeflut.

Über Leichen hin! die Kufen schleifen ihr Gesicht.
Schade daß sie schlafen! fühlen ihren Kaiser nicht!

Immer weiter, weiter! Großer Gott, im Kreis, im Kreis!
Immer weiter im erschütternd grausen Blutschneegleis!

Der gespenstgewürgte Kaiser knirscht vor Wut und Pein.
Reißt am Wehrgehenk. Ein Schuß schlägt ins Gespann hinein.

Trifft. — Der Schimmel einem reißt's die Flanke auf.
Stürzt. — Es steht der wildgetriebnen Mühle grauser Lauf.

Die zwei andern Schimmel stehn wie eine weiße, blutbespritzte Wand —
und der Kaiser hebt sich, ruft: „Die Teufel ausgespannt!"

So geschah's. Es wurden schwarze Rosse eingebracht.
Und der Schlitten braust und saust dahin durch Tag und Nacht.

Über Wilna, Warschau hin — die Kufen pflügen schwer —
immer weiter fährt der Kaiser fort von seinem Heer.

* * *

Karl Engelhard.

Geb. am 16. August 1879 in Rotterode in Hessisch-Thüringen, lebt in Hanau-Philippsruhe. — Kinderland 1905. Kling' hinaus 1905. Weltkind 1906. Kattenloh (Hessische Balladen) 1907. Heilwag, eddische Lieder und Balladen 1907. Nornengast 1910.

Julnachtspuk.

Julnachtabend. Die Fenster sind hell und leuchten aufs Schneegelände.
Der Eberbraten steht auf dem Tisch, gewaschen zum Mahl sind die Hände.

„Wer holt uns vom Speicher am Meeressund nun Englaöl[1] im Kruge?"
Schon hat ihn der Knechte einer zur Hand; schon ist er fort im Fluge.

Schon ist er flink den Keller hinab — trank selbst — und nicht wie 'ne Fliege.
Schon schwingt er lachend den vollen Krug; schon strampft er herauf die Stiege.

Was steht an der Tür so bleich und so grau, umzittert vom Meeresleuchten?
Was sperrt dem Knechte den Ausgang keck mit Augen, moosgrünen, feuchten?

„Hinweg! verteufeltes Meergespenst! ich kenne dich, Zähneblecker!
was willst?" „Einen kleinen Julnachttrunk!" und schlampft mit grausem Geschlecker.

„Da trink!" brüllt der Knecht. „Und trink und trink!" und schmeißt ihm den Krug in die Zähne.
Und huscht ihm vorüber aufs Schneeland hinaus. Aber schnaufend wie eine Hyäne:

Hinterher, hinterher — mit langendem Arm, mit spinngleich schreitenden Beinen
des Meeres Unhold! der Unhold des Meeres, mit Grinsen und Grunzen und Greinen.

Und mit ihm mit einemmal — Hussahohi! — dem kochenden Sund entsprungen,
von Geistern ein ganzes Geschwader schwirrt auf, in Schleiern und Schleppen verschlungen.

„Zerreißt ihn in Stücke! zerreißt und zerwühlt sein Geweid mit dem Fingernagel!"
Den Knecht überrieselts wie Funken so heiß, den Knecht überschauerts wie Hagel.

Doch ist er mit wildanhaftendem Sprung übers Gitter des Kirchhofs geflogen.
Es starren die Steine, es krümmt sich das Kreuz über mondhellen Hügelwogen.

„Auf, auf, herauf ihr Christen all, die drunten im Dunkel sich bergen!
Heraus, heraus aus dem ewigen Schlaf! heraus aus euern Särgen!"

Da löcken die Hügel, da flattert der Schutt wie von Hühnern gescharrt aus den Grüften.
Da bersten die Särge, da kracht es und dröhnt und schwingt sich und schwebt in den Lüften.

[1] Englaöl = Engelbier, das hingesetzt wird, um den Durst des heiligen Christ und seiner Engel zu löschen.

Da zecken und trecken über Mauer und Tor herüber die Meerungeheuer.
In den Händen Gesplitter von Rah' und Mast, zerbrochenes Ruder und Steuer.

Da reißen die andern die Kreuze hervor. Es schleifen im Schnee ihre Laken.
Sie dringen ins Beinhaus und rüsten sich gut mit Bahren, Schaufeln und Haken.

Sie greifen zu ihren Särgen zugleich und schwingen die eichenen Bretter.
Und nun aufeinander wild, Keil auf Keil, im tobenden Schneesturmwetter.

Nun Querren und Zerren und Pfeifen und Schrei'n und ein heulendes Hachen und Hatzen,
hinter Wolken hervor lugt der Mond hinein und will fast vor Lachen zerplatzen — —

Denn wieder zu Hause — zwar ohne Krug — sitzt der Knecht erzählend am Feuer.
Die Frauen schneiden ein Fratzengesicht; den Männern dünkt's auch nit geheuer.

Denn um sie her, denn über ihnen hin — das kommt nicht vom wilden Woden.
Es rasselt im Schornstein, die Läden stößt's auf; es schüttern Decke und Boden.

Nach Mitternacht erst, nach Mitternacht wohl: wie Flaum weich rieseln die Flocken.
Und als der Morgen am Ufer stand — da läuten die Julfestglocken.

„Nun kommt, ihr Christen allzumal, und dankt mit Herz und Lippen!
Kommt her und kniet, ob reich, ob arm, vorm Kindlein in der Krippen!"

Die Gräber liegen tief im Schnee. Kein Stein, kein Kreuz zu schauen!
Doch als der Schnee zerschmolzen war, erkannten sie's mit Grauen:

Es lagen wild umher zerstreut viel Särge und Gebeine.
Aufs neue senkte sie zur Ruh die gläubige Gemeine . . .

Und wer am End' nun Sieger war? Wer möcht' es noch entdecken?
Geb' Gott, daß nicht nochmal erscheint solch' eine Nacht der Schrecken.

Jürgen Tobi.

„Die alte Ursel schon hat mir's erzählt,
und die Ursel, die war nit dumm:
daß drüben der Berg einen Schatz verhehlt —
das geht mir im Kopf herum . . ."
Und als der Talmüller nachts einmal —
die Piepe im Maul: babb-babb —
am Fenster gelehnt, in den Sichelstrahl
des Mondes hineinträumt —: tapp —?
Tipptapp, tipptapp — was schlumpft übern Steg
so winzig und frech? Gottsg'mick[1]!
Ein Männlein ist's, und ein Ränzlein schräg
bammelt auf seinem Rück?
„Gu'n Abend, du träumendes Müllerlin,
schmeckts Pieplein gut?" — „Na — — ja!
Wer bist denn, du Krutsch, und wo willste hin?"
„Nach — Bim — bam — bolia!"
„Bimbambolia? I du mein' Welt!
Das liegt wohl über dem Meer?
Und hast auch g'nug — g'nug Reisegeld?" —
„Reisegeld? Schau mal her!"
Und öffnet den Ranzen — und läßt ihn schau'n.
„Ei Deibel und Deitscher! Wie das?"
Vor Mundgesperr' und vor Augengestaun'
plumpst ihm die Piepe ins Gras.
„Da haste dein Piepchen wieder — und hör!
und behalt es wohl im Sinn:
Siehst du den Berg nit? Da liegt noch mehr!
Das gab mir der Irrwisch da drin!
Kannst haben, soviel nur begehrt dein Gemüt!
Geh nur und grabe mit Fleiß!
Es liegt, wo unter den Stäudeln glüht
von goldnen Aurikeln ein Kreis . . .

Doch eins, lieb Müllerlin, daß es nicht fehlt:
nix — nix sprechen! ganz stumm! . . ."
„Ja, ja, so hats auch die Ursel erzählt,
und die Ursel, die war nit dumm!"

*

Verschwunden das Männlein — rasch wie ein Rauch.
Jürgen Tobi tobt wie ein Watz:
„Jetzt geh ich, potz Deibel und Deitscher auch,
und hol mir den heimlichen Schatz!
Das Maul — kann ich halten; was dies belangt,
das fällt mir nit so schwer.
Und ei, vor dem Feuerwisch, ei da bangt
einem Kerlen wie ich nimmermehr!"

Und hin! Und hackt und schurft und spuckt
und schwitzt und — stumm nur — keucht.
Die Steine hüpfen, die Arbeit ruckt — —
tief drunten — „huh, ein Geleucht!"
Spricht's nur in Gedanken. Hoh! da schwebt
ein Kessel herauf, mein' Seel'.
„Ei Dei —" zur rechten Zeit noch klebt
das Wort ihm in der Kehl.

Und nun: ein Klingen und Singen herauf.
Das war wie Engelsmusik.
Doch Jürgen Tobi achtet nit drauf.
Nach unten, nach unten sein Blick.
Und jetzt ein Dampf wie Schwefel und Pech
und ein Glühen wie Drachengespei.
Das Müllerlin stemmt die Arme frech,
dem Müllerlin ist's einerlei.
Und immer höher das Gold. Hoho!
Jetzt ist es schon nah am Rand.
Mit einemmal: „Feuer! Feu—er—i—soh

[1] Hessischer Ausdruck des Staunens.

Die Mühle steht in Brand!"
Umdreht sich das Müllerlin. Himmel o weh!
„Ei Deibel und Deitscher" — — Plump!!
der Kessel lag wieder so drunten wie eh . . .
Dem Müllerlin ist's ganz tumb.
Da tappelt ein Männlein und tippt ihm leis
auf die Schulter: „Was stehst du so starr?
Ei, Müllerlin, bist du so alt und so weis' —
und doch ein so großer Narr?
Nun kannst du warten wohl hundert Jahr,
bis wieder die Stunde so naht . . ."
„Ach, wär nicht mein Mühlchen gewesen!" —
„Nit wahr?
Dein Mühlchen, es wär auch zu schad . . .
Dein Mühlchen, das steht noch, gut bedacht!
das Rädlein geht hübsch und fein!
Und das Feuer — das ist nur der Mond; der lacht
vor Spaß in dein Fenster hinein . . ."

Jäger Barthel.

Der Jäger Barthel und sein Hund —
hat einer des andern Gebärde.
Weiß Gott, er steht mit dem Teufel im Bund:
sonst säh er nicht immer zur Erde,
und schaut er mal auf, wie Feuer schier
zuckt's aus den kohlschwarzen Blicken.
Und spricht er: „Heut Nacht, ob dort oder hier,
schieß ich einen Hirsch" — muß es glücken.
Und pafft er auch ins Blaue hinein,
er trifft mit geschlossenen Augen,
denn er gab dem Bösen, dem Versucher einen Schein,
und der ihm die Kugeln, die taugen.

Was sind das für Kugeln, was ist das für Blei?
Man munkelt in den Dörfern die Runde:
beim Osternachtmahl, da war er dabei
und empfing die Hostie zum Munde.
Die Hostie hat er gegessen nicht —
er nahm sie heraus — und wandte
mit brauenverzogenem Heuchelgesicht
sich wieder zum Kirchenstande.
Und sah ins Gesangbuch und sang mit dem Chor:
„Christe, du Lamm Gottes" —
und dachte dabei an sein Feuerrohr
und ans Lied nur zwinkernden Spottes.
An 'nen Baum dann hat er geklebt im Wald
die Hostie und auf sie geschossen:
da sind auf ein Tüchlein darunter alsbald
drei Tropfen Bluts geflossen.
Das Tüchlein warf er in einen Topf
und verbrannte es zu Zunder:
den rührte er mit 'nem Hahnenschopf
ins Blei und beschwor das Wunder:
so wie's ihm der List'ge ins Ohr geraunt
im Erlicht, wo's immer tät spuken.
Nun wird er als Schütze angestaunt
im ganzen Kreis Kranlucken . . .
„Und der Jäger Barthel und sein Hund —
hat einer des andern Gebärde:
weiß Gott, er steht mit dem Teufel im Bund,
sonst säh er nicht immer zur Erde.
Und sein Hund, sein Hund, sein schwarzer Hund:
wie Pech ihm geht's aus der Kehle —
und der Barthel, der steht mit dem Teufel im Bund,
und im Hund sitzt des Teufels Seele!"
So ging es rundum — dunkel rundum
im ganzen Kreis Kranlucken.
Der Barthel, der hört's. Er schert sich nit drum —
und tut sich vor niemand nit ducken!

Aber einst im Wald — ein Köhler fand
ihn im Schlag mit zerbrochnem Genicke.
Und der Hund, der eben noch bei ihm stand,
war zerflossen im Augenblicke.
Und der Rauch, in den er grieselgrau
zerrann, der wirbelte munter —
und wurde zu einer Flamme blau,
die flog ins Erlicht hinunter.

*

Der Barthel, der wird begraben heut.
Aus dem ganzen Kreis Kranlucken
kamen viel alte und junge Leut,
dem Begräbnis zuzugucken.
Sie wollen ihn senken in sein Grab,
mit dem Antlitz nach Osten zu sehen,
doch traun, wer weiß es denn, wie sich's begab,
der Sarg — er tät sich drehen.
Sie stellen den Sarg auf die Erde hin,
das Antlitz nach Osten zu sehen.
Doch eh er noch war in der Tiefe drin:
der Sarg — er tät sich drehen.
Er dreht sich dreimal und viermal noch,
die Totengräber, die knurrten.
Der Pfarrer sprach: „Ei, so laßt ihn doch!"
Die Seile glitten und schnurrten.
„So war er immer; sein eigner Sinn
läßt sich auch jetzt nicht stören!
Und schaut er auch nicht nach dem Aufgang hin:
die Posaunen des Herrn wird er hören!" . . .

* * *

Der Jüngste Tag — o weh, er steht
auch überm Kreis Kranlucken —
im Osten glostet ein roter Komet:
der wird die Welt verschlucken!
Posaunen! Gräber und Meere spein
Gebein aus ihrer Tiefe:
die wandern in des Gerichtes Schein — —
tut Barthel, als ob er noch schliefe . . .
Da hörte er einen Siegelring
an des Sarges Deckel klopfen.
Barthel, wach auf! Ich fordre von dir
die heiligen drei blutigen Tropfen!
Aufreckt sich Barthel: „In Wild und Weih
hab ich sie blindlings geschossen,
damit auch das Blut, das heilige, sei
für die arme Kreatur geflossen!
So nimm, was ich schoß, in dein Himmelreich,
mich laß in der Hölle verderben!" . . .
Da wurde das Herz des Erlösers weich:
„Den zweiten Tod sollst du nicht sterben!
Und hast du gesündigt hart und schwer
an meinem eignen Leben:
tritt dennoch zu meiner Rechten her —
Barthel, dir ist vergeben!
Und selig soll auch das Waldwild sein,
das deinen Kugeln erlegen,
und sollst es im Himmelswald hüten fein —
und als echter Jägersmann pflegen!

Die „Elfin".

Seitdem er im Vorüberritt
die Elfen gesehn auf der Erlenau:
zu Haus, auf der Burg, es ihn nimmermehr litt —
darüber sich grämte,
im Herzen tief grämte
seine schöne, seine seelenschöne Frau.

Wenn nachts der Mond überm Tannenwald
auseinanderfaltet sein goldnes Gespinst
und der Nebel heraufwächst grau und kalt:
dann eilt er wohl heimlich
geisterhaft heimlich
hinunter, hinunter zum Elfendienst.

Schon heben die Schleier, schon singen ihr Lied
die Luftigen, Losen, die Leichten im Schein.
Und wie es ihn selber hinüberzieht,
locken sie ihn winkend
seelensüchtig winkend
in ihren farbigen, strahlenden Reihn.

Und tanzend, wie wird ihm so wolkenleicht!
seine Schwere, wie wird sie ihm erdenlos!
Und eh die Nacht den Morgen erreicht,
legt er beseligt,
liebebeseligt
einer sein Haupt in den seidenen Schoß . . .

Dann wieder nach Hause, mit Grauen und Harm.
Sein Weib, sie wußte sein Leid und sein Glück.
„Und bin ich auch noch so elend und arm,
ich denk mir was Feines,
was unschuldig Feines —:
ich bring ihn gewißlich mir wieder zurück . . ."

Und noch vor Mitternacht — leicht im Gewand:
wie Spinnweb floß es um ihren Leib —
im Haar ein flatternd Violenband,
eilt sie zur Aue,
hinunter zur Aue —
die Elfen schon lustig im Ringelreihn fand.

Und tanzt gar leicht und leuchtend dahin,
merkt's keine, daß sie ein Menschenkind sei.
Da naht ihr Gatte, sein Herz und Sinn
ist bei den Elfen,
den winkenden Elfen —
vergessen sein Weib: ihm ist so frei.

„Sieh dort — o sieh — wie wunderbar —
die eine dort — sie läßt mich nicht los . . ."
Schon hat ihn umhüllt ihr samtenes Haar —
schon legt er beseligt,
liebebeseligt
der Schönsten sein Haupt in den seidenen Schoß . . .

„O daß du wärest mein Weib!" — „Ich bin's —"
„O daß ich solch Glück genöß Nacht und Tag!"
Er sprach es, schönheitverwirrten Sinns . . .
Sie aber lächelte —
o, wie sie lächelte —:
„Nimm mich doch mit, wenn dein Herz nur mag!"

„Du willst? Was keine noch, keine gewillt?
O komm!" — „Wie gerne! ach, wie so gern!" . . .
Sie reiten zusammen durchs Nachtgefild,
hinauf zum Schlosse,
zum schönen Schlosse —
darüber glänzte der Morgenstern . . .

Und als er sie führte in seinen Saal
und sah ihr erst tief, ganz tief ins Gesicht:
wie ward ihm so seltsam mit einemmal —
„O Fraue, meine Fraue,
liebholde Fraue —
was tatest du? o, und zürnst du mir nicht?"

„Wie soll ich zürnen? ich bin ja so froh,
dich wieder zu haben so fest, wie eh!"
„O du, wie leuchtet dein Auge so?
und deine Arme,
deine weichen Arme
sind weißer als erstgefallner Schnee!"

„Ei, ei! wie gefall ich dir nun so sehr?
Das machte wohl Mond- und Sternenschein?
Nicht wahr, und nun gehst du auch niemals mehr
hinab zu den Elfen,
den falschen Elfen,
und lässest nur mich deine Elfin sein?"

Mönch und Nonne.

Sie sahn sich in eines Sommertags Helle . . .
Angelardo, Bruder, was ist dir geschehn!
Nun mußt du in deiner verschlossenen Zelle
den schwersten Kampf deines Lebens bestehn.
Und willst du jetzt der Madonne dienen,
knieend vor ihrem heiligen Bild:
so grüßt dich aus ihren heiligen Mienen
einer andern Antlitz, tränenmild.

Sie sahn sich in eines Sommertags Helle . . .
Maddalena, Schwester, was ist dir geschehn!
Nun mußt du in deiner verschlossenen Zelle
den schwersten Kampf deines Lebens bestehn.
Und willst du jetzt deinem Heiland dienen,
knieend in deiner Jungmagdlichkeit:
so träumst du in seine heiligen Mienen
wohl eines andern Seelenleid . . .

Was hat dir das Auge der heiligen Madonne,
Angelardo, Bruder, ins Herz gesenkt?
„Schleich heimlich von hinnen, vor Aufgang der Sonne,
wohin auch immer dein Schritt dich lenkt.
Du wirst ihr irgend gewißlich begegnen,
denn eines Gedankens sind Liebende ja . . ."
Schon klettert er über: er tät sich segnen —
kein Prior — niemand — kein Licht ihn sah.

Was hat dir des Heilands Haupt im Verneigen,
Maddalena, Schwester, ins Herz gesenkt?
„Schleich heimlich von hinnen im Mitternachtschweigen,
wohin auch immer dein Schritt dich lenkt.
Du wirst ihm irgend gewißlich begegnen.
Denn eines Gedankens sind Liebende ja . . ."
Schon ist sie draußen; sie tät sich segnen —
keine Domina — niemand — kein Licht sie sah.

Nun eilen sie hin, sie eilen und eilen —
wohin, ach wohin? Dort steht ein Wald.
Hinan, hinauf den steinigen, steilen
Schattenpfad ohne Aufenthalt!

„Mir ist's, daß ich dort, wo im Nebelwinde
lockend ein einziges Sternlein loht,
daß ich dort, daß ich dort, mein Liebster, dich finde,
harrend meiner in Herzensnot."

„Mir ist's, daß ich dort, wo im Nebelwinde
flimmert des Liebesterns winkender Strahl,
daß ich dort, daß ich dort, mein Liebchen, dich finde,
harrend meiner in Herzensqual."

Sie jagen, beschwingt vom Sehnsuchtsleide,
hinan, hinauf, ohne Rast und Ruh.
Sie eilen sich über die Wollgrasheide
mit weitgeöffneten Armen zu ...

Mit einemmal —: aller Sterne Gewimmel
bricht aus den Wolken wie flutendes Gold:
es ist, als ob sich der ganze Himmel
über sie niedersenken wollt.
Sie stehen, vom Glanz der Nacht umwoben.
Sie sprechen kein Wort; doch ihr Herz, das weint ...
Sie stehen noch immer so da droben —
zu wetterhartem Fels versteint.
Sie stehen wohl so eng beisammen
bis an die allerjüngste Frist —
Ich glaube, die Felsen bergen Flammen ...
O Mutter Marie! O Heiland Christ!

Om mani padme hum.[1]

Sitzen will ich in ewigem Dunkel,
damit ich das Strahlende in mir schau,
zu vergehn in ihm, wie im Morgengefunkel
in die Flut verrinnt der Lotostau.
Wie der Kelch seine flüssigen Perlenjuwele
mischt mit den Wassern um und um,
will ich versenken meine Seele
ins Ew'ge — Om mani padme hum ...
Geschrieben stehn die heiligen Worte
in manchem überhangenden Granit;
sie strahlen von jeder Tempelpforte —
Ich trage sie auf dem Herzen mit.
In Elfenbein hab ich sie eingeschnitten,
das Täflein ist mein Talisman,
und wenn ich an Welt und Weh gelitten,
dann hol ich's hervor und schau mir's an.

Ich legte mir die frommen Zeichen
in bedeutungsvolle Farben ein:
Im stillen Weiß des Om erbleichen
alle Sehnsuchtsqualen, Gott gleich zu sein.
Im tiefen Blau des Ma verschwunden
ist all mein weltdurchstürmender Trutz.
Vor Menschenlust und Menschenwunden
sucht' im Gold des Ni mir Schutz.
Das dunkle Grün des Pad bewahre
mich vor dem Wunsch nach neuem Sein;
das blasse Rot des Me erspare
mir jede Lieb und Liebespein.
Und da mich nie der Wunsch ergetzte,
als Schatten einst zu wandeln um,
hüt mich davor der Chiffern letzte
in Schwarz — Om mani padme hum.

Ihr Mönche von Linga, eure roten
Kutten umgürtet mit hanfnem Strick!
Ich hab es selber mir hart geboten:
nun meid ich Sonnenlicht und -blick!
Führt mich hinaus ins alte Gemäuer,
es liegt nicht weit von Samde-puk;
in euers Herdes flackernd Feuer
werf ich hier meinen Fürstenschmuck!
Wie der Lotoskelch seine Taujuwele
mischt mit den Wassern um und um,
will ich versenken meine Seele
ins Ew'ge — Om mani padme hum ...
Ich bin bereit. Folgt mir mit Schweigen!
Es soll sich mir in der Kerkernacht
durch tiefste Selbstversenkung zeigen
das Urgeheimnis der Lebensmacht!"

Er schritt voran. Sie nach mit Beten —
Om mani — mani padme hum.
Und als er durch das Tor getreten:
noch einmal wendet er sich um.
Noch einmal schaut er ins Licht und lächelt,
dann schließt er seine Augen zu.
Noch einmal die junge Stirn umfächelt
der kühle Wind vom Tal des My-tschu ...
dann winkt er ... und die Mönche vermauern
bis oben hinauf das schmale Tor ...
Fernab verklingt, gleich Nachtwindschauern,
„Om mani padme hum" — ihr Chor.
Er lehnt sich an die Wand, die kahle,
und grübelt über Sein und Tod.
Nur manchmal reicht ein Mönch in der Schale
durch kleinen Spalt ihm Wasser und Brot ...
Er weiß nicht Nächte mehr und Tage,
die Welt da draußen ward ihm stumm.
Des Frühlings Locken, des Herbstes Klage,
er hört's nicht — Om mani padme hum.

Als sechzig Jahre so vergingen,
steht unberührt einst Schale und Brot.
Die Mönche kommen mit Beten und Singen —;
„Reißt ein die Mauer! denn er ist tot!"
Einflutet das Licht. In einer Ecke,
da liegt er: o jammernswerte Schau:
verhüllt in halbvermoderter Decke,
sein Haar wie Kreide, sein Antlitz grau.
Es kennt ihn keiner von ihnen allen! —
Die einst mit Gebet ihn führten hieher,
verweht ist ihr Staub: in den Klosterhallen
zu Linga lebt kein einziger mehr.
Er aber hält noch in den Händen
die Elfenbeintafel. Ein Wort geht um —
geschrieben steht es im Land allerenden:
Om mani — mani padme hum ..

[1] Motiv aus Sven Hedins „Transhimalaja"; eine tibetanisch-buddhistische Gebetsformel, bedeutet: „O Kleinod in der Lotosblume, Amen!"

Traumballade.

(Auf den Tod eines Freundes, † 23. Sept. 1908.)

Schon hatt' ich dir dein Hochzeitslied gedichtet:
schon war, geschmückt mit lustigem Rosenband,
mein Harfenspiel, das du zuerst erkannt
und immer liebtest, festlich hergerichtet,
und auf den Saiten ruhte schon die Hand —
jedoch wie war's? Was wollt ich denn nur singen?
ich muß es mühsam mir zusammenzwingen:

„Die Liebe kam aus Himmelshöhn
im Glanz der sieben Farben;
da schwieg des Unmuts trüber Föhn,
und alle Sorgen starben.
Und unter ihrer warmen Welle
im Seelenland ward's licht und helle ...

Was ihr gesucht durch Tag und Nacht:
den Mitklang eurer Herzen,
nun ist's geheimnis-schön vollbracht
im Weihestrahl der Kerzen,
im Rosenduft, der euch umwehte,
und mit herzinnigem Gebete.

Und Kerzen sollen immerdar
euch Tisch und Zimmer schmücken,
und Rosen durch das ganze Jahr
vor euern Fenstern nicken,
und aller Schönheit Lichtpropheten
das Leid von eurer Schwelle beten.

Und kommt es doch, so sagt euch leis:
Die unser Haus bewachen,
sie ließen es geschehn mit Fleiß,
uns stark und stolz zu machen —
und was dabei das Allermeiste:
uns immer einiger im Geiste.

Und schwingt vom Himmel sich herein
ein lieber Sternenbote:
empfangt ihn froh mit Kerzenschein
und legt die schönste rote
Rose aufs Bett der kleinen Wiegen,
daß er mag wohl und selig liegen ...

Mir ist das Herz so froh und voll
vom Wünschen und vom Dichten,
doch was zum Glück noch fehlen soll,
ich wüßte es mit nichten.
Wo zwei wie ihr sich liebend leben,
da kann der Dichter nichts mehr geben ..."

*

Schon hatt' ich dir dein Hochzeitslied gedichtet;
schon war, geschmückt mit lustigem Rosenband,
mein Harfenspiel dir festlich hergerichtet — —
Was tatzt und greift da kalt auf meine Hand
und zerrt sie weg vom Spiel? ... Ich steh vernichtet!
ich sehe nichts; ich fasse nichts; ich fühle
nur um mich her ein Wehen eisiger Kühle
wie Gletschereinsamkeit ...
„O Bruder, spiele
mir doch mein Hochzeitslied!" so hör ich klagen.
Doch ich ward stumm; ich kann nicht singen und sagen;
Schwertspitzen bohren und wühlen mir im Herzen,
und Nacht um mich ... Erloschen alle Kerzen,
die Rosen tot ... „O Bruder spiele!"
weint's wieder wie aus einer fernen Welt
ins Ohr mir ... „Armer du, was gellt
so starr-verzweiflungsvoll mir deine Stimme?"
Nur denken kann ich's. Doch mit ganzem Grimme
schließ ich mein Inner-Innerstes zusammen,
in mir emporzustoßen letzte Willensflammen,
durchs Wort qualvoll herausgeächzt,
gleichwie im Sand ein Wurm nach Wasser lechzt —:
„Ich kann — ich kann — ich kann nicht singen!
Ich kann nicht, wie ich mich mag mühn und zwingen,
ich kann nicht, kann nicht!" „... O! mein Lied! ..."

Der Morgen tönt. Der Nachtmahr flieht,
des Traumes Eisenketten springen.
O junger Tag, wie grüß ich heut dein Rot!
wie nie in meinem ganzen Sein und Leben! ...
Es klopft?! Du, Freund? Wie litt ich um dich Not!
Nimm mich ans Herz, mich mir zurückzugeben! ...
Du nicht? ein Brief? ... und eine Wolke zieht
an allem Glanz vorbei, um den ich je geworben —
„Ich bat dich um mein Lied, mein Hochzeitslied!
Nun ist's zu spät ... ich bin in dieser Nacht
gestorben" ...

Ich aber brach die fröhlichen Rosen
von meinen Harfensaiten ab —
und streu sie nun in letzten losen
Blättern in dein frühes Grab ...

* * *

Irene Forbes-Mosse.

Geb. am 5. August 1864 in Baden-Baden, lebt in Florenz. Mezza Voce 1901. Peregrinas Sommerabende 1903. Das Rosentor 1905.

Marianna.

(He cometh not, she said ...)

Zwinkernd ging mein Lämpchen aus,
und kein Schritt mehr hallt im Haus,
Käuzchen schreit nun seine Klage.
Armes graues Käuzchen, sage,
wen beklagst du also treu,
wenn der lange Tag vorbei?
Käuzchen ruft: Towü — Towü —
Ferenand — Ferenand ungetrü ...

Wie die alten Tannen wehn,
grämlich grimmiges Gestöhn,
in den Mauern hör ich's knistern,
Mäuschen huschen aus dem Düstern
in den roten Feuerschein,
laufen zierlich aus und ein.

Mondlicht schreibt mit weißer Hand
an die rauchgeschwärzte Wand,
Kräuter hängen von der Decke
und aus jener dunklen Ecke,
wo der Herd verglimmend steht,
blitzt das saubere Gerät.

Und ich blas die Kohlen an ...
weil ich etwas zaubern kann
will ich mir ein Tränklein kochen:
Schlangenhaut und Alraunknochen
und das Kräutlein Herzbeschwer,
und das Sprüchlein Lang ist's her!

Und ich trink es sinnend aus ...
Und da kracht es in dem Haus,
meine Jugend steht im Zimmer,
Augenlust und Liebesschimmer,
öffnest mir die Arme weit?
Ach noch weiter ist die Zeit!

In dem weichen Rembrandtlicht
starrt mich an dein Angesicht ...
Setz dich näher, mir zur Seiten,
sollst den süßen Traum begleiten
auf dem alten Klimperding,
das so lang am Nagel hing.

An den Wänden manches Bild,
wo des Mondlichts Silber quillt,
kleine blasse Puderdamen
blicken lächelnd aus dem Rahmen,
sehen dich, den fremden Mann,
etwas scheu und fragend an . . .

Alle gaben mir ihr Blut,
war wohl leicht doch herzensgut.
Leichtsinn hat dich nicht verdrossen
wie du seinen Schaum genossen . . .
Schaum und Freude . . . aus und tot,
Wänglein weiß, die einst so rot.

Kling und Klang, mein leichter Sinn
sage mir's, wo bist du hin?
Käuzchen schreit die alte Klage,
die auch ich im Herzen trage,
Käuzchen schreit: Towü — towü
Ferenand, Ferenand ungetrü!

Käuzchen laß dein Rufen sein,
birg den Kopf im Flügelein,
laß uns nicht aus dunklen Ecken
die da schlafen — auferwecken . . .
Will nur leise, auf den Zehn
durch die stillen Kammern gehn!

Die Flucht.

Der König flieht und hinter ihm
sein Narr so bleich und häßlich,
die Äuglein funkeln bös und schlau,
die Glöckchen klingeln so gräßlich . .

Er schaut zur Seite und zurück . .
scheu schnauben die magren Rosse . .
er bringt dem König letzte Kund
von seinem guten Schlosse.

„Auf deinem Schloß, Herr König, sind
viel wunderschöne Frauen,
wie Schwäne tragen sie den Hals
und den Schweif wie stolze Pfauen.

Dein Kellermeister holt den Wein
aus fröhlicher Ahnen Zeiten,
und wenn dein Feind ein Spottlied singt,
muß ihn dein Harfner begleiten.

Dein Säckelmeister holt herbei
aus alten düstern Truhen
das letzte Gold, die Perlen auch,
die dort schon lange ruhen.

Die Perlen aus deiner Frau Mutter Zeit . . .
wie stolz ist sie gegangen!
und ihr starres, silbernes Hochzeitskleid,
o traurig welkes Prangen!

Auch deine Frau Liebste sitzt dabei,
die schönste aller Frauen,
und spiegelt in dem Goldpokal
die Augen, die großen, grauen.

Und immer wieder fließt dazu
des Rheinweins Bernsteinquelle,
und wenn dein Feind getrunken hat,
trinkt sie an derselben Stelle.

Nur einer, o König, blieb dir treu,
willst du den einen wissen?
Das war dein alter Hund Gawan,
der hat den Feind gebissen

in seine falsche, weiße Hand,
bis die Zähne sich wieder trafen.
Nun liegt Gawan im Graben tot,
wo die schwarzen Schwäne schlafen . . .

Der König reitet stumm und schnell,
kann er den Narr verstehen?
O Tannenwald, o Nebelwald!
Sie wurden nie mehr gesehen.

* * *

Jeanne Berta Semmig.

Geb. am 16. Mai 1867 in Orléans, lebt in Dresden. — Gedichte 1897 Enzio 1901. Aber ging es leuchtend nieder 1910.

Das Requiem des Bischofs Turpin.

Die Garben lagen auf rotem Feld,
die blutigen Schnitter, sie schliefen dabei.
Tot war, wen die Heiden umjubelt als Held, —
von Karls Paladinen da atmeten zwei.

Es lehnte sich fest auf des Schwertes Knauf
Erzbischof Turpin, der todwunde Mann.
„Was kniest du bei Olivier? Roland, steh auf!
Roland, mein Geselle, nun höre mich an!

Wo die Leiber der Mauren sich türmen dicht,
muß einer der Unsern gar herrlich ruhn,
wir halten schon heute jüngstes Gericht:
von den Heiden trenne die Helden nun!"

Und es blaute die Nacht über Ronceval;
Held Roland schwer durch die Reihen schritt,
die zerhauenen Brünnen, sie glänzten fahl,
über Halbmond und Kreuz ein Mondstrahl glitt.

Und wenn unter blonden Locken hervor
das rote Blut einem Toten rann,
so neigte sich Roland und hob ihn empor
und trug zu Turpin den teuren Mann.

Keine Mutter ist holder zu ihrem Kind:
er kreuzte die Hände auf offener Wund',
ihre wirren Haare, er strich sie gelind
und kniete nieder auf heiligem Grund.

Erzbischof Turpin hob zum Segen die Hand,
es wallte wie Silber sein weißes Haar,
ein blutiger Panzer sein Meßgewand,
ein klaffender Schild sein Weihaltar.

Und „Requiem" klang es feiervoll
und klang über Fromme und Heiden zugleich,
und „Requiem" von den Bergen scholl
eine Antwort zurück aus himmlischem Reich.

Es rollten die Worte, ein heiliger Strom,
und stillten des Leichenfelds Brodem und Qualm,
so tönte nimmer zu Aachen im Dom
des Bischofs Stimme wie Gottes Psalm.

Und „Libera" klang es, „Libera
animam meam — Heiland du,
Christ, der den Toten und Lebenden nah,
meine Seele mach frei und bring sie zur Ruh!"

„Libera“ — — nieder brach Held Turpin,
seine Seele, sie war bei den Heligen und Frei'n,
sein Haupt lag schlummernd auf Rolands Knien
und Roland sagte: „Nun sterb ich allein.
Libera animam meam, Domine!“

* * *

Hermann Plötz.

Geb. 30. Oktober 1870 in Cretlow in Hinterpommern, lebt in Stettin.

Andrea Dandolo.

Demütig geduckt, trägt das toskanische Meer
Genuas Flotte und Genuas Sieg daher.
Sechzig Galeeren entsandte Venezia.
Fünfzig, geentert vom Tod, deckt die Adria.
Der Rest knirscht in Tau und Trossen.

Donner des Doria umtosen Bug und Heck.
Unter den Planken spielt sein Ruhm Versteck:
Seelen und Flüche modern im stickigen Kerker.
Fünfmaltausend in Ketten, die wie Berserker
fochten für San Marco.

Eingepfercht in das Dunkel, irgendwo
preßt Venedigs Feldherr, ein Dandolo,
Herz und Atem: „Gönnt mir der Sonne Glast!“
Und der Doria: „Schmiedet ihn an den Mast,
daß das Licht ihn schände!“

Aufwärts. Gärende Wogen schon und schillernder Wind.
Aber die Sonne sengt ihm das Auge. Blind
nachtet sein Blick. Die Arme nur betteln sich weit,
weit hinein in des Lichts Allherrlichkeit.
Und er steht gebeugt wie ein Beter.

Hebt sein Aug'. Und die klirrende Kette höhnt.
Lauscht. Und das Meer verstummt, doch die Stille stöhnt.
Sieht. Und hinter der Flagge des Doria
knebelt der Tod den Tag von Curzola.
In sein Haupt schlägt ein Traum die Pranken:

Tausend Geschlechter, siegtrotzig, kommen und gehn.
Tausend Jahre: Venedig wird Athen.
Krämer werden Könige. Stolz und frei
ziehn die Dandolos, hundert Helden, vorbei.
Und er — ein Schaustück des Doria!

Witternder Anruf. Jauchzend von Bord zu Bord
züngelt die Freude: Genua! rollt das Wort.
Höher und höher prahlt aus dem prunkenden Blau,
felsgepanzert, in mächtigem Gliederbau,
die Fürstin des Meeres, Genova.

Stiert die Erwartung dort? umgiert ihn der Spott?
geißeln ihn Blicke? — Betend flucht er zu Gott:
Hast du des Himmels Gewalt, — einen Blitz spell herab!
Front dir die Hölle, — weck sie! wühl mich ins Grab!
— — — — — — — — — — — — — —
Todnäher nur gleitet Genova.

Antwort vom Ufer schon. Gott und die Götter — still.
„Seele“, so fiebert er, — „stirb! weil ich sterben will!“
Segel fallen. Boote zucken heran.
Tausend Hände — —. Ein verlorener Mann
unter dem Lachen des Doria.

Da — wie die Stirn ihm sinkt an des Mastes Ring —:
„Rettung!“ durchstöhnt ihn der Jubel, „Tod, ich bring
dir ein Opfer!“ — Und jach, mit wildwuchtender Kraft
rückgebogen, kracht er sein Haupt an den Schaft.
Am Boden liegt, tot, ein Sieger.

Zaleukos.

Ein Ehweib geschändet. König Zaleukos hält Gericht:
„Zwei Augen — des Buben Sünde. Zwei Dolche ihm ins Gesicht!

Und trieft von Blut dein Blenderz, grab, Henker, das Wort in Stein:
Zwei Augen sollen des Frevels Buße allewig sein!“

Die Zeit giert weiter. Und wieder steht vor Zaleukos Thron
ein Wüstling, — edle Wurzel, entarteter Stamm, — — sein Sohn.

Entsetzen kreist. Zwei Augen jach in zwei Augen schrein:
Du, — du! — — Zwei Lider sinken und betteln den Tod herein.

Der Vater wird zum Richter. Er kämpft. Ein Bangen graust.
Der Richter zwingt dem Vater die Klinge in die Faust

und stößt den Stahl — sich selber ins Auge! — wankt — und spricht:
„Nimm, Henker, die halbe Sühne! Gib, Sohn, dein halbes Licht!“

* * *

Manfred Berger.

Geb. am 2. Juni 1881 in Berlin, lebt in Berlin. — Alltag und Feiertag 1908.

Julius II. und Michelangelo.

In St. Patronius in Bologna thront
unstümen Sinns der zweite Julius.
Vor ihm, der höf'schen Weise ungewohnt,
steht des Jahrhunderts größter Genius.

Es grollt der Papst: „Der Fürst der Christenheit
muß üppigem Hochmut so den Bügel halten;
erst bitten also, ob der — Herr bereit,
das Wunderwerk der Schöpfung zu gestalten“.

Drauf Michelangelo: „Vor höchster Gunst
ist meines Stolzes Lohe nie verglommen.
Da Ihr mich kränktet, löst ich meine Kunst,
frei schied ich von Euch, wie ich frei gekommen“.

Und jeder wog der eignen Würde Wert,
und keiner wollte sich dem andern neigen.
Da brach ein Pfäfflein, das zum Mahl begehrt,
mit art'gem Höflingswort das bange Schweigen:

„Vergebt ihm, Herr, das sind so Künstlerlaunen!“
— Auf sprang der Papst, und machtvoll überragte
sein wilder Zorn des Saales dumpfes Raunen:
„Du sagst ihm Dinge, die selbst ich nicht wagte“.

Und langsam wuchs da Aug' in Aug' hinein,
des Andern lichte Glorie zu erspähen;
zwei einsam Große fanden sich allein
und neigten sich in Ehrfurcht und Verstehen.

* * *

Ernst Weber.

Geb. 1873 zu Königshofen in Grabfeld, lebt in München. — Hans Stock, der Schmied von Ochsenfurt (Epos) 1900. — Von eignen Spielmannsweisen 1909. Auf der Streife 1911. Die Himmelsleiter (Gedichte von Mander und Weber) 1912.

Der Bote.

„Hast du den Gruß ihr ausgericht't?"
Wohl, wohl, mein Kamerad!
„Sie machte doch ein froh Gesicht?
wenn einer ihr vom Liebsten spricht — "
Es war schon abends spat.
Das Licht stand ihr im Rücken;
da konnt ich nicht erblicken,
was sie gefühlt, was sie gedacht,
als ich die Botschaft überbracht.
„Was hat sie denn gerad getan?
und trafst du sie alleine an?"
Ich traf sie grad beim Nähen:
doch konnt ich nicht erspähen,
was sie verbarg in ihrem Schrein.
Ein Kinderdecklein schien's zu sein.
Sie wurde rot bis übers Ohr —
„Was sorgt das Mädel zeitig vor!
das liebe, süße Närrchen!
Glaub mir, so manches Herrchen,
das mehr wie ich und reicher war,
wollt führen sie zum Traualtar.
Doch einer nur fand Huld und Gnad!"
Ich weiß, ich weiß: mein Kamerad!
„Doch nun sollst du mir sagen,
was alles sie tat fragen.
Sie wußte doch von unsrer Schlacht?"
Sie frug mich nichts. Es war schon Nacht —
„Die Nacht ist doch kein Hindernis.
Besinn dich nur! du weißt's gewiß.
Du weißt's! ei sieh, nun fällt dir's ein!"
Du irrst. — Sie war ja nicht allein!
„Wer war bei ihr? ein Mann?"
Ein Mann!
„Bei einem Mann trafst du sie an?!"
Ich dacht, es könnt ihr Bruder sein.
Er stand im vollen Ampelschein,
als ich den Gruß ihr ausgericht't —
„Nein, einen Bruder hat sie nicht!"
Das wird auch mir gar plötzlich klar,
daß es kein lieber Bruder war.
„Das ward dir klar?"
Er sah mich an,
als würd' ein Schimpf ihm angetan.
Gerade so, wie du jetzt blickst!
Er wies die Tür mir — du erschrickst —
du brauchst nicht zu erblassen
und darfst ihn nimmer hassen.
Dein Lieb ist wieder frank und frei.
Wir schossen uns vor der Bastei.
Er hielt sich brav und ritterlich;
nur traf er nicht so gut wie ich. —
„Und sie?"
Sie lacht seit jener Stund'
und küßt mit nimmermüdem Mund
die Flicken und die Fleckchen
von ihrem Kinderdeckchen.
Sie singt von ihm und singt von dir.
Sie redet wirr. Sie sagte mir —
„Halt ein! Ich glaub, der Tag bricht an.
Die Schweden hinterm Walde stahn.
Mein Fähnlein führt den ersten Stoß.
Leb wohl, Kamrad! — Ich tu nicht groß;
doch ritt so gern wie heute
ich niemals noch zum Streite.
Ruf den Trompeter mir herein!
Er soll mein Hochzeitsbieter sein!"

* * *

Walther Eggert Windegg.

Geb. am 18. Juni 1880 in Schwäbisch Gmünd (Württemberg), lebt in München. — Tage und Nächte 1903.

Oh! Vitrier![1]

Die Straße wogt und wälzt die schwarzen Massen
zu reichen Wünschen hin: zum Lieben und zum Prassen.
Viel Überfluß trägt dieser Strom hinunter,
in Mitten aber geht der Ruf voll Klage unter:
Oh! Vitrier!

Er ist ein Mann von mittelmäß'gen Jahren,
groß, hager, bleich, mit wirrem Bart und wirren [Haaren;
von einer Türe geht er zu der andern,
und läßt zum Fenster seine müden Augen wandern:
Oh! Vitrier!

Der Abend nur blickt aus den Fensterscheiben,
die allesamt und fest und warm verschlossen bleiben.
Nur weiter, weiter! wanken auch die Kniee,
und hast du keinen Bissen gleich mehr seit der Frühe! —
Oh! Vitrier!

Da lehnt er an der Mauer, wie betrunken.
Hätt' ich ihn nicht gehalten, wär' er hingesunken.
Zur Kneipe führ ich ihn auf kurzen Wegen;
am Schenktisch jubelt uns vergnügt ein Kind entgegen:
Oh! Vitrier!

Ich reich ihm Wein: und seine Zähne schlagen
gleich wie im Fieber an das Glas, und dann — dann
wir ihn zur Bank, denn er ist umgesunken, [tragen
noch eh er einen Bissen aß und Schluck getrunken.
Oh! Vitrier!

Hat Teller, Glas und Schüssel mitgerissen:
daß es in Scherben ging, — mein Gott, er konnt's
nicht wissen;
jedoch — um seine größte Not zu lindern —
es kostet nur zwei Francs zehn Sous, er konnt's nicht
Oh! Vitrier! [hindern.

Was er mir dann erzählt, war nicht gelogen:
Am Morgen war er von Place Maubert ausgezogen,
von jener Armut ärmsten Standquartieren,
wo Haufen Menschen um ein einzig Feuer frieren.
Oh! Vitrier!

[1] Der „Vitrier" (Glaser) ist eine jener Pariser Straßenfiguren, die durch kleine Gelegenheitsarbeit im Umherziehen einen kärglichen Unterhalt zu verdienen suchen. Sein Ruf ist ein klagend gedehntes „au vitrier!"

Ob denn noch andere zu Haus geblieben?
„Ein krankes Weib.“ Und Kinder? „Sieben.
Ich wanderte wohl über Stein und Stufen,
und hundertmal, und tausendmal hab ich gerufen:
Oh! Vitrier!“

„Und tausendmal hört ich den Ruf verhallen,
dann bin ich fast vor Leid und Hunger hingefallen:
in ganz Paris gibt es wohl nirgends Scherben —
O Vitrier! was tut's! mußt eben Hungers sterben ..
Oh! Vitrier!“

* * *

Ilse Franke.

Geb. am 29. Juni 1881 in Göttingen, lebt in Freiburg in der Schweiz.
Iris 1905, 2. Aufl. 1906. Von beiden Ufern 1911.

Frauke Prang.

Frauke Prang ging in die Koppel, wo die alte geborstene Weide stand.
Sie splitterte einen Olm ab und steckte das schwammige Holz in Brand.
Sie schützte es mit den Händen und trug es leis lachend vor sich hin.
Ihr Blondhaar wehte im Winde. So wirr und verweht warRaukes Sinn.

Ihr Kindlein lag auf der Wiese. Seine Händchen griffen in Blumen und Gras.
Es sah in den blauen Himmel, der schimmerte wie eine Glocke von Glas.
Wie Zwitschern von Nestvögeln klang es, so selig lallte Raukes Kind.
Sie trank seinen süßen Atem, der war wie vom Berg der Frühlingswind.

Sie küßte die knospenden Lippen und biß ihre eigenen weh und wund.
Sie blies auf den Olm, daß er sprühte und drückt ihn dem Kind auf den Mund.
Und deckt ihre Schürze darüber. Es zuckte. Da schrie sie schrill.
Dann ward unter ihren Händen das zitternde Opferlamm still.

Sie nickt und lacht und wimmert und weiß nicht was sie tut.
Das arme Kindlein schlummert — das Kindlein hat es gut.
Und eh sie die Schürze aufhob, hat scheu sie um sich geblickt.
Und als sie die Schürze aufhob, da war das Kind erstickt.

Da hub der Wind an zu klagen, die Bullen brüllten dumpf.
Die Tauben schluchzten vom Firste, die Poggen weinten im Sumpf.
Frauke Prang aber wiegte ihr Kleines, des Wangen waren so weiß,
wie eine verwehte Blüte, zerstört von Nacht und Eis.

Da war eine Mergelgrube mit weichem, bröckelndem Rand,
da hatten die scheuen Schwalben ihre runden Nester im Sand.
Da blühte der rutige Ginster, gelb wie Gold und dicht,
da glühten die Königskerzen wie fahles Totenlicht.

Da scharrte sie hastig ein Grüblein dem Kinde zur heimlichen Ruh
und deckte mit Ginsterblüten und losem Sande es zu.
Und hat den Hügel geglättet und die Spur mit den Nägeln verwischt.
Ihre Augen flimmern und flackern, wie Licht im Winde verlischt.

Und hockte dann wie verloren und hat irr vor sich hingestiert
und hat sich mit wilden Lilien die wirren Haare geziert.
Ist über die Koppel gegangen, da war lauter Leben und Licht,
und viele Vögel sangen. Frauke sah und hörte es nicht.

Sie schritt ins Dorf hinunter. Da war Gefiedel und Tanz.
Sie war durch Schuld geschieden von allem Glück und Glanz.
Sie hat von fern gestanden und hat nicht geweint und gelacht.
„Weicht von mir. Ich bin ja gestorben. Mein Kind hab ich umgebracht.“

Rethra.

Im Liepssee ist Rethra versunken, das Gott gelästert hat.
Da sind von der Tiefe gerichtet Menschen, Vieh und Stadt.
Es schimmert an klaren Tagen dort manches Daches Knauf.
Da klingen aus gläserner Tiefe die toten Glocken herauf.

Alljährlich auf Sankt Johannis, um die brütende Mittagsstund',
zu Lande steigen drei Glocken in blumigen Wiesengrund.
Da kam ein Mädchen aus Prillwitz und wusch sein Tuch im See,
und sah die drei Glocken wie Steine, grau wie Märzenschnee.

Sie spannt ihr Tuch darüber, daß die Sonn' es trocknen sollt.
Zwei Glocken halten stille, die dritt' ins Wasser rollt.
Und höhnend klingts aus der Tiefe, das Wasser kocht und braust.
Das Mädchen läuft gen Prillwitz und betet, weil ihm grauft.

Die Prillwitzer kommen mit Stangen und tragen Speer und Wehr.
Der Zauber ist gebrochen. Die Glocken wandern nicht mehr.
Die Neubrandenburger spannen ihre stärksten Pferde an.
Das Land ob der Scheide ist ihrer, sie wollen die Glocken han.

Die Neubrandenburger Gäule schaffen die Glocken nicht fort.
Um keines Haares Breite weicht der Karren vom Ort.
Da hebt sie der Prillwitzer Bauer mit einem Ochsen am Pflug.
Da sind sie leicht wie Federn. Das ist ein Siegeszug.

Nun sagen die Glocken zu Prillwitz redlich Zeit und Stund'.
Tod und Leben und Feuer kündet ihr eherner Mund.
Die Glocke von Rethra im Liepssee stimmt wohl leise ein,
und auf den Dächern von Rethra spiegelt sich Sternenschein.

* * *

Bodo Wildberg.

Geb. 1862 in Lemberg, lebt in Berlin. — Helldunkle Lieder 1897. Stunden und Sterne 1903.

Das Rudel.

Es steigt in die harte funkelnde Nacht
der heilige Berg in eisiger Pracht.

Ein fremder Weidmann, von Angst bedrückt,
wankt her, den Blick auf die Fährte gebückt.

Er sucht der braunen Genossen Spur —
Wildeselfährten findet er nur. —

Einst hatt' er (der Abgrund gebot ihnen Halt
und trieb sie zurück in des Mörders Gewalt)
ein Rudel von dreißig zuhauf geknallt,
Stuten und Fohlen, jung und alt.

Was plärrte der Lama, der greise Suän?
„Den Hauch der Sünde kann nichts verwehn!
Du sollst die dreißig einst wiedersehn!

Wann zum Ende rollt deiner Jahre Rad,
weiden die dreißig in deinem Pfad." —

Er taumelt weiter. Funkelnde Nacht,
ewige Berge, eisige Pracht.

Eine Felsenecke. Ein dunkles Tal . . .
Was flimmert da drüben mit einemmal?

Die Häupter geneigt zum Weidegrund,
äst dort ein Rudel im Talesrund.

Sie wittern nicht — stehn unbewegt . . .
wie viele? . . . Dreißig! Die Stunde schlägt.

„Wenn zum Ende rollt deiner Jahre Rad,
weiden die dreißig in deinem Pfad."

Er starrt hinüber ins finstre Rund,
verdrossen schweigt ihm der Wildnis Mund,
kein Weiser kündet des Zaubers Grund . . .

Ach keiner sagt ihm: in Winters Wehn
erfriert oft ein Rudel, bleibt sterbend stehn[1].

Und wenn dann die tödliche Hülle schmolz,
wurzeln sie steif und starr wie Holz;
wurzeln ins Bergtal hingebannt,
arme Gerippe, von Haut umspannt. —

Mit fiebernden Händen zählt er sie her . . .
wär's einer weniger!! einer mehr!!! . . .

Nun weiß er's: heut stockt seiner Jahre Rad —
die dreißig weiden in seinem Pfad!

Da sinkt er zur Erde und stöhnt und weint,
bis kalt auf den Toten das Frührot scheint.

Doch schweigend, die Häupter gesenkt zum Grund,
steht noch das Rudel im Talesrund.

[1] Die Tibeter behaupten, daß man öfter Wildesel antreffe, die im Stehen erfroren sind. (Sven Hedin)

* * *

Hugo Salus.

Geb. am 3. August 1866 in Böhmisch-Leipa, lebt in Prag. Gedichte 1897, 2. Auflage 1898. Neue Gedichte 1899. Ehefrühling 1899, 7. Tausend 1900. Reigen 1900, 2. Auflage 1901. Ernte 1903. Neue Garben 1905. Die Blumenschale 1908. Glockenklang 1912.

Legende von der Mutter Gottes.

Als nun die Mutter Gottes kam,
ihren toten Sohn vom Kreuze nahm
und sah ihr Kind, das sie genährt,
vom Schmerz verzehrt, durch den Tod verheert,
sie fühlte das Blut in den Adern kochen,
ihr Herz stand still und verlernte zu pochen
und ward in ihrer Brust so schwer,
als ob es voll glühenden Bleies wär.

Sie sank am Kreuze hin als tot.
Keine Mutter litt je so bittre Not,
als da die Mutter Gottes litt,
da sie am Kreuze niederglitt.
Ihre Tränen, willig bei kleineren Leiden,
waren da schüchtern und waren bescheiden;
ach, kein Tränlein traute sich vor,
da die Mutter Gottes den Sohn verlor.

Sie sank am Kreuze hin als tot.
Da spürt sie in ihrer bitteren Not,
wie unterm Hemd ihre Brust sich füllte,
mit der sie einstens ihr Kindlein stillte,

und wie sie warm ward und schwer und voll
und, Tropfen auf Tropfen, überquoll . . .
und da ihre Brust zu weinen begann,
hub wieder ihr Herz zu schlagen an.

Dies ist das Wunder, das Marien geschah.
Es weiß drum Maria aus Magdala.
Maria aus Magdala stand bei ihr
und hob sie auf und weinte mit ihr,
und stand bei ihr drei Tage lang,
und jeder Tag wie ein Jahr so lang.
Am dritten Tage versiegte die Brust,
da hat sie nicht mehr weinen gemußt;
und die neue Woche begann ihren Lauf,
und der Heiland stand von den Toten auf . . .

Talmudische Legende.

Chanina und Hosaja, kleine Schuster
im Lande Israel, ihr Leben lang
in einer Buhlergasse saßen sie,
in einer dunklen, engen Buhlergasse,
und machten Schuhe für die Buhlerinnen.
Die kamen, grell geschminkt, von Salben duftend,
in ihren Seidenröckchen zu den Schustern
und setzten keck die Füße auf ihr Knie:
„Mach mir Pantoffelchen mit Silberglocken,
Klingklang, Klingklang: so lieben es die Freier!
Klingkling, Klingklang: Kein Freier kann vorbei!"
Und eine zeigt die wohlgeformte Wade:
„Tanzstiefelchen, Hosaja, knapp und hoch,
zwei Finger unters Knie!"
Ihr Leben lang,
Chanina und Hosaja, kleine Schuster,
im dunklen Buhlergäßchen saßen sie
und machten Schuhe für die Buhlerinnen.
Sie schauten gar nicht auf die glatten Dirnen
und hielten ihre Füßchen auf den Knien
und nahmen Maß und hämmerten das Leder
und freuten sich auf Sabbatruh und Bethaus
und mit den tiefen Fragen der Halacha.
Da sandte Gott Dienstengel zu den beiden;
die schwebten nieder in die Buhlergasse
und standen vor den Schustern, lichtumflossen
im dunklen Buhlergäßchen:
„Nehmt uns Maß.
Wir holen uns die Schuh am Freitagabend."
Die beiden Schuster nickten nur, ihr Herz
war ganz erfüllt von einer tiefen Frage,
vom Glück des Forschens; und der Engelsfuß
war wie der Fuß der schlanken Buhlerinnen.
Sie holten Freitags ihre Schuh. Doch Sabbat,
da alles Volk sich vor dem Tempel drängte,
da rauschte es vom Himmel her und rief:
„Chanina und Hosaja, blicket auf!"
und über ihnen schwebten licht die Engel,
und ihrer Schuhe Sohlen leuchteten.
„Erkennt ihr unsre Schuh? So hört, ihr andern!
In einer Buhlergasse sitzen sie
und schustern Schuhe für die Buhlerinnen.
Doch ihre Namen ruft der Herr der Welten
durch alle Himmel heut von seinem Throne
und freut sich ihrer. Rab Chanina, komm,
komm, Rab Hosaja! folgt uns in den Tempel!"

Enrica Baronin v. Handel-Mazzetti.

Geb. am 10. Januar 1871 in Wien, lebt in Linz. — Deutsches Recht und andere Gedichte 1908. Imperatori, Fünf Kaiserlieder 1911. Napoleon II. und andere Dichtungen 1912.

Bethlehem[1].

Gibt's heut Menschen in dem Neste!
Sind die großen Judenfeste?
Ist im Lande Hungersnot?
„Not, ja Not! und Schmach und Schande!
Cäsar herrscht, der Heid, im Lande,
zählt uns wie das Vieh, Herr Gott,
o verdammter Götzendiener!" —
„Still doch, still!" mahnt der Rabbiner.
„Flucht nicht, Leute! betet fromm:
Last auf Rom!"

In der Herberg welches Toben!
Wer zurecht kam, mag Gott loben.
Sieh, der Nazarener grau
und sein Weib sind spät gekommen.
Mag der Stall den Bettlern frommen.
Mühsam wankt die schwangere Frau.
Jetzo kniet sie auf den Steinen
und bereitet still ihr Leinen
mit den Händen schlank und zier.
„Gott mit mir!"

Mitternacht! der Mond scheint helle.
Joseph schlummert an der Schwelle,
seine Kniee sind sein Pfühl.
Bei der Stute bebt das Fohlen;
Palmen rauschen nur verstohlen,
Schafe blöken sanft am Bühl.
Aus dem Stalle kommt ein Wimmern,
aus dem Stalle fließt ein Schimmern.
Joseph stürzt hinein „. . O sieh!"
haucht Marie.

Droben röm'sche Offiziere
und Herodeskavaliere,
die mit Weibern, die mit Wein
haben sich die Nacht vertrieben;
Phares schwatzt: „Es steht geschrieben,
bald trifft der Messias ein.
Ob's ein Enkel der Helene,
Königin von Adiabene,
ob's ein Sohn Herodis ist,
wer das wüßt?

Eins steht: Gold hat er in Hülle,
und ich hoff, von seiner Fülle
teilt er auch dem Hofgesind!
läßt uns Hippodrome bauen,
gibt uns Feste, wo die Frauen
und der Wein vom besten sind.
Hörtet ihr aus Gad den Toren:
‚Arm ist er, wird arm geboren?'
Arm! Der Kerl ist, bei Apoll,
hundstagstoll!"

Drunten eilen Hirten, schlichte,
nach dem Stall; ein Nachtgesichte
hat von fern sie hergeführt
zu dem neugebornen Kindlein,

[1] Nach der Fassung in der ersten Auflage der Sammlung „Deutsches Recht".

das in ach, so dürft'ge Windlein
grad die blonde Mutter schnürt.
Spricht der Jesse zum Abdias:
„Arm wie wir ist der Messias."
Und Abdias spricht zu Job:
„Gott sei Lob!"

Einfalt, du hast wohlgesprochen!
Über Herzen, leidzerbrochen,
über das verirrte Lamm,
über all die Schwachen, Armen
will sich Christ zuerst erbarmen;
freu dich, Armut! juble, Gram!
Aber ihr, die ihr dort prasset,
unbewußt schon heut ihn hasset,
eurer Laster künft'gen Feind —
seid beweint!

Weh! durch tausend Jahre dröhnen
eure Hämmer, die den Schönen
schlagen einst ans Holz der Schmach;
aber auch durch tausend Jahre
klingt das wundersüße, klare
Wiegenlied der Hirten nach:
„Eja, schlafe! schlaf, Messias!
arm wie Job und wie Abdias!
arm, drum unser! Lob sei Gott
Zebaoth . . ."

* * *

Franz Karl Ginzkey.

Geb. am 8. September 1871 in Pola in Österreich, lebt in Wien. Ergebnisse 1901. Das heimliche Läuten 1906. Balladen und neue Lieder 1910.

Der Künstler.

Um das Haupt des toten Gatten
schlingt die Gräfin von Kastilien
ihre schmerzerstarrten Hände,
weinend spricht sie diesen Schwur:

„Treu will ich dir sein, Geliebter,
treu durch alle meine Tage.
Will in Schmerzen dein gedenken,
bis mich selbst das Grab verschlingt!"

Stürme brausen auf und nieder,
welkes Laub durchfegt die Fluren,
wirbelnd treibt es auf den dunkeln
Fluten des Guadalquivir.

In der Vätergruft des Schlosses
liegt die Gräfin Tag und Nächte
auf dem Sarkophag des Gatten,
reglos wie ein Marmorbild.

„Gräfin, nehmt doch Trank und Speise,
kommt hinauf in Tageshelle!
Hier im Eishauch dieser Grüfte
würgt Euch noch des Todes Faust!"

Mühsam zum verhaßten Leben
steigt empor sie schwanken Trittes.
„Ruft Alonso Berruguete[1],
ihn, des Königs edlen Freund!"

„Don Alonso, wackrer Meister,
aus Carraras lichtem Marmor
sollt mein Bildnis Ihr gestalten,
betend an des Gatten Gruft!"

Berruguetes kühner Meißel
schafft das Bild in wilder Trauer.
Tief ins Antlitz gräbt der Künstler
ihm den herben Witwenschmerz.

Oben nun, in lichten Hallen,
geht sie weinend und in Treue.
Unten, auf dem Sarg des Gatten,
wacht ihr blasses Marmorbild.

*

Wieder braust durchs Land der Frühling,
Spaniens übermütiger Frühling
wirbelt Blüten in die hellen
Fluten des Guadalquivir.

Wieder lockt mit Gaukelsehnsucht
er die winterlich Enttäuschten.
An der Liebe lichte Wunder
wieder glaubt das Menschenherz.

Auch die Gräfin von Kastilien
lächelt still: Nun kommt der Frühling!
Jetzt erst fühlt sie sein Erscheinen,
da er naht zum fünftenmal.

Und zum fünftenmale reitet
Sayavedra von Sevilla
vor das Schloß in stolzer Demut,
fleht um ihre blasse Hand.

„Euer treues Werben rührt mich,
edler Ritter Sayavedra,
will mit Euch den Lenz begrüßen
und mit Euch ein neues Glück!"

Oben nun, in lichten Hallen,
ruht ihr Mund auf seinem Munde.
Unten, auf dem Sarg des Gatten,
wacht ihr blasses Marmorbild.

*

Prunkend nahn zur Hochzeitsfeier
edle Granden, naht der König,
auch Alonso Berruguete
naht sich als erstaunter Gast.

In des Künstlers stiller Seele
lebt und trauert noch das Antlitz,
das er schuf in herber Andacht:
einer Witwe heil'ger Schmerz.

Doch die Gräfin von Kastilien
heißt ihn frohen Blicks willkommen.
Um den Mund der schönen Witwe
spielt das Lächeln einer Braut.

Da ergrimmt sich Berruguete,
spricht zu seiner stillen Seele:
wieder narrte dich, o Künstler,
Weiberschmerz und Weibertreu!

Nachts, beim Tanz der tollen Gäste,
nimmt die Fackel der Ergrimmte,
nimmt den Hammer, nimmt den Meißel,
schleicht hinab zur stillen Gruft.

[1] Sprich: „Berrughéte". Berühmter spanischer Bildhauer am Hofe Karl V.

Oben schwirrt zum Tanz die Fiedel,
jauchzt der Silberklang der Becher,
unten naht sich Verruguete
finstern Blicks dem Sarkophag.

Und schon hebt er wild den Hammer:
„Stirb, du falsches Marmorantlitz,
trügerische Witwentreue — —“
Doch da sinkt ihm jäh die Faust.

Tief ergriffen steht der Künstler
vor der Majestät des Schmerzes,
vor dem wunderbaren Antlitz,
das er selbst im Traume schuf.

Um des Bildes blasse Schönheit
huscht das Flackerlicht der Fackel —
Da erkennet Verruguete:
dieses Angesicht blieb treu!

Seiner eignen Seele Trauer
spiegelt sich in diesem Antlitz.
Ew'ge Treue bis zum Tode
hält dies Bild: ein Künstlertraum!

Dann erhebt sich Verruguete,
spricht zu seiner stillen Seele:
auf dem Grabe des Verlaßnen
wacht die Treue meiner Kunst!

Im Gemüt ein Stillverklärter,
geht er fort durch Tor und Garten,
schreitet, fern dem Fest, ein Wandrer,
pilgernd durch die hohe Nacht.

Der Basilisk.

(Nach einer alten Wiener Sage.)

Legt ein Hahn ein Ei,
der Himmel mag's verhüten,
und kriecht eine Kröte herbei
und tät das Ei ausbrüten,
dann schließt der Bürger Tür und Tor,
denn böse Dinge stehn bevor.

Oho! Warum? Wieso?
Es ist nicht recht geheuer.
Schon brenzelt's irgendwo
wie Pech und Schwefelfeuer.
Des Bäckers Magd kommt mit Geschrei:
„Im Brunn, da schwimmt ein schwarzes Ei!“

Wer wagt's und schaut hinein?
Man hört's tief unten zischen.
Dann gellt durch Mark und Bein
ein Hahnenschrei dazwischen.
Jetzt kriecht aus dem verruchten Ei
ein Basilisk! Gott steh uns bei!

Wer's etwa wagt zu schaun
ins Aug' dem Ungeheuer,
erstarrt wie einst vor Graun
Frau Lot in Sodoms Feuer.
Mit Schuppen ist es angetan,
halb eine Kröte, halb ein Hahn.

O schwerbetroffnes Haus,
wo solch ein Gast im Brunnen.
Der Bäcker stürzt heraus,
als jagten ihn die Hunnen.
Die Hände ringt in Angst und Pein
sein schönes blondes Töchterlein.

Mit Hu und Jessas na
kommt rings das Volk gelaufen,
voll Neugier steht es da
und wogt in hellen Haufen.
Doch keiner wagt's und schaut hinein,
denn wer's erschaut, erstarrt zu Stein.

Des Bäckers Knecht, der Franz,
schiebt weg des Brunnens Riegel.
Was gibt so hellen Glanz?
Er kommt mit einem Spiegel.
Er steigt damit hinab, nicht faul,
hält ihn dem Ungetüm vors Maul.

Der Basilisk wird wild
und fuchtelt mit den Tatzen.
Er schaut sein Spiegelbild
und muß vor Schreck zerplatzen.
Zum Himmel, der wie Seide blank,
dampft noch ein Wölklein mit Gestank

Da jauchzt das Volk von Wien
und dreht sich froh im Reigen.
Der liebe Augustin
spielt auf zu Flöt' und Geigen.
Der schlaue Franz beginnt den Reihn
wohl mit des Bäckers Töchterlein.

Wie lob ich mir den Mann,
der Salomonis Siegel
so klug gebrauchen kann,
wie dieser mit dem Spiegel.
Nur kühn hinab in jeden Schacht,
wo Finsternis uns bange macht.

Ihr Bürgersleut von Wien,
hört an und laßt euch sagen:
Solch alte Märlein ziehn
auch noch in unsern Tagen.
Noch spukt, von Finsternis umsponnen,
manch Dunkles in den Wiener Bronnen.

Das Wurstduell.

(Nach einer alter Wiener Historie.)

Sein liebes Wien sich zu besehn,
des heißerkämpften Friedens froh,
zog durch die Stadt Herr Prinz Eugen,
mit ihm Herr Herzog Marlborough[1].
Sie promenierten kreuz und quer,
dem hohen Gast gefiel das sehr.
Das Volk blieb gaffend stehn,
mit Vivat und Hallo,
und schrie: „Hoch Prinz Eugen
und Herzog Marlborough!“

Stolz wie ein Fürst aus Samarkand,
auf Hüpfebeinchen, krumm und schmal,
spazierte an des Prinzen Hand
Herr Hofzwerg Lukas Zitteraal.

[1] John Churchill, Herzog von Marlborough, siegte 1704 gemeinsam mit Prinz Eugen bei Hochstädt gegen Ludwig XIV und weilte 1705 als Gast Kaiser Josefs I. am Wiener Hofe.

Ein Kerlchen, kaum drei Käse hoch,
ein Fant und Maulheld war's jedoch.
In kecker Gaukelei
stolziert er protzig mit
und riß sich fast entzwei
die Beinchen, wie er schritt.

Zum Herzog sprach Herr Prinz Eugen:
„Nun wollen wir zuguterletzt
die Wachtbaracken uns besehn,
ob's dort nicht stramme Späße setzt."
Dort in der Krugerstraße stand
die Wachtbaracke linker Hand.
Das Volk blieb ringsum stehn,
des Abenteuers froh,
und rief: „Hoch Prinz Eugen
und Herzog Marlborough!"

Da hob sich träg vom Pritschenholz
und trat hervor mit seinem Spieß
ein Mann voll Wachtbarackenstolz,
der Jakob Eschenauer hieß.
Er rieb die Augen sich und schrie:
„Wer lärmt da, wer spektakelt hie?"
Da er den Prinzen sah
und seinen hohen Gast,
stand er versteinert da,
hochragend wie ein Mast.

Es sprach zu ihm Herr Prinz Eugen:
„Ihr seid ein Mann, der mir gefällt.
Mit solchen Kerlen hundertzehn
gewinn ich mir die ganze Welt!
Nehmt diesen Beutel, Schlachtgesell!"
Herr Eschenauer nahm ihn schnell.
Er nahm ihn unbesehn,
er fragte nicht, wieso.
Er schrie: „Hoch Prinz Eugen
und Herzog Marlborough!"

Da sprang hervor mit einemmal,
possierlich wie ein Gockelhahn,
Herr Hofzwerg Lukas Zitteraal
und schrie: „Das ist nicht wohlgetan!
Und wär er dreimal noch so lang,
mir ist vor diesem Kerl nicht bang.
O weh, das schöne Geld!
Verdient den Preis nur er?
Ich bin kein mindrer Held,
hab doch die Taschen leer!"

Drob lachten all die Leute rings,
nur Jakob Eschenauer nicht.
Wie blutig Wetterleuchten ging's
durch sein zernarbtes Angesicht.
Vor Ärger bebten ihm die Knie,
das Zitterälchen aber schrie:
„Er zittert! Seht mir den!
Mein Freund, was bangt Euch so?
Zieht blank für Prinz Eugen
und Herzog Marlborough!"

Die Leute hielten sich den Bauch.
Nun ward der Spaß gewaltig groß.

Die beiden Feldherrn lachten auch
und jubelten: „Famos, famos!"
Es sprach Herr Prinz Eugen: „O Graus,
jetzt wird noch ein Duell daraus!"
„Gewiß!" schrie Zitteraal,
„nun gibt es ein Duell!
Was seid vor Angst Ihr fahl,
sackplumper Schlachtgesell?"

Herr Eschenauer brüllte Wut.
Er sah umher voll Rachedurst.
Da fiel sein Blick mit Kampfesmut
auf eine lange Räucherwurst.
Hohnlachend griff er sie vom Tisch,
die Luft durchfuhr sie mit Gezisch.
Er schrie: „So mag's geschehn!
Nun wehr dich, frecher Floh!
Lang lebe Prinz Eugen
und Herzog Marlborough!"

Der Riese schwang sein Abendbrot,
wie Siegfried einst den Balmung licht.
Herr Zitteraal, in großer Not,
parierte bald und bald auch nicht.
Die Wurst hielt sich des Kampfes wert.
Es schien ihr fast, sie sei ein Schwert.
Doch traf sie mancher Hieb
und trennte ihr die Haut,
und manche Wunde blieb
und klaffte blank und laut.

So fochten beide heiß und schwer,
umloht vom Abendsonnenglanz.
Wurstscheiben flogen weit umher,
die fraß das Volk zusammen ganz.
Wurstkauend rief ein Schmiedgesell:
„Noch ein Duell! noch ein Duell!
Solch ein Duell ist schön!
Nie schmeckte Wurst uns so!
Lang lebe Prinz Eugen
und Herzog Marlborough!"

Indessen sprach Herr Prinz Eugen:
„Der Ehre scheint genug getan!
Wir wollen nun nach Hause gehn.
Freund Zitteraal, geh du voran!"
Herr Zitteraal schlich matt und stumm,
er hielt vor Schmerz den Rücken krumm.
Der Riese aber stand
in Kümmernissen schwer:
der Zipf in seiner Hand
war, ach, kein Nachtmahl mehr!

Dies aber meldet der Chronist,
was er in alten Schriften fand:
es ward das Haus seit dieser Frist
„Zum Grünen Säbel" zubenannt.
Ja, ja, so war's in alter Zeit.
Nun liegt sie weit, nun liegt sie weit!
Wir wollen sie verstehn,
ob ernst sie oder froh.
Es lebe Prinz Eugen
und Herzog Marlborough!

Hugo von Hofmannsthal.

Geb. am 1. Februar 1874 in Wien, lebt in Rodaun bei Wien. Die gesammelten Gedichte 1907. Die Gedichte und kleinen Dramen 1911.

Die Beiden.

Sie trug den Becher in der Hand,
ihr Kinn und Mund glich seinem Rand.
So leicht und sicher war ihr Gang,
kein Tropfen aus dem Becher sprang.

So leicht und fest war seine Hand:
er saß auf einem jungen Pferde,
und mit nachlässiger Gebärde
erzwang er, daß es zitternd stand.

Jedoch, wenn er aus ihrer Hand
den leichten Becher nehmen sollte,
so war es beiden allzu schwer:
denn beide bebten sie so sehr,
daß keine Hand die andre fand,
und dunkler Wein am Boden rollte.

Ballade des äußeren Lebens[1].

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
und fallen nachts wie tote Vögel nieder
und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind und immer wieder
vernehmen wir und reden viele Worte
und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
und drohende, und totenhaft verdorrte . . .

Wozu sind diese aufgebaut? und gleichen
einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
die wir doch groß und ewig einsam sind
und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben? . . .
Und dennoch sagt der viel, der „Abend" sagt,
ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt

wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Manche freilich müssen unten sterben.

Manche freilich müssen unten sterben,
wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
andre wohnen bei dem Steuer droben,
kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.

Manche liegen immer mit schweren Gliedern
bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,
andern sind die Stühle gerichtet
bei den Sibyllen, den Königinnen,
und da sitzen sie wie zu Hause,
leichten Hauptes und leichter Hände.

Doch ein Schatten fällt von jenem Leben
in die anderen Leben hinüber,
und die leichten sind an die schweren
wie an Luft und Erde gebunden:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
noch weghalten von der erschrockenen Seele
stummes Niederfallen ferner Sterne.

Viele Geschicke weben neben dem meinen,
durcheinander spielt sie alle das Dasein,
und mein Teil ist mehr als dieses Lebens
schlanke Flamme oder schmale Leier.

* * *

Karl G. Vollmoeller.

Geb. 1878 in Stuttgart, lebt in Berlin. — Parzival, Die frühen Gärten 1903.

Aus „Parzival".

Die Ebene glitzernd im Osterschnee, die nördlichen Berge
dampfend im Frührauch, eine verlorene Glocke
wandert im Wald. Ein einsamer Reiter hält
unbeweglich dunkel im Weiß. Von Abend
sprengen drei Lanzen mit Fähnlein und Helme von Gold —
von drüben schimmern die Lagerzelte des Königs.

Sie sprach (und ihre heiße Hand
begann auf meiner Brust zu beben):
„Wie hast du mehr und mehr gegeben,
als je in seinem Arm ich fand . .
der doch mein Herr und rechter König war."
Ich schwieg. Sie sprach (ihr nahes Haar

duftete mehr): „In dunkler Nacht
kamst du wie ein versprengter Wandrer.
Ja, feucht und stürmisch war die Nacht,
noch hatt' ich nie um dich gewacht
und warst mir mehr nicht als ein andrer."
Ich sprach: „Ja, wie ein Wandrer."

Drei blanke Schilde von Abend: der erste Zinnober,
eine silberne Rose! Der normännische Schimmel
wiehert und steigt. Ein Blitzen von Messing und Stahl —
Da warf er den Ersten aus dem Sattel.

Sie sprach, sie sprach (ihr Arm umschlang
mich heftiger und ängstlich fast):
„Sag, ist es kurz, sag, ist es lang!
In unsern Fenstern lag ein Glast
der Feuer, die sie dir entfachten,
fern leuchtende Gewitter zogen,

und fremde Truppen voller Hast
erschütterten die Brückenbogen.
Noch weiß ich, spät die Mägde wachten,
und eine: Horch, welch später Gast
in dieser aufgeregten Zeit . .
Da hörten wir dein leises Klopfen

[1] Ballade im lyrischen Sinne der alten romanischen Ballade.

und standst — es fielen große Tropfen —
und standst in einem schlechten Kleid
und batst um eine kurze Rast,
du Herr und Held von zwanzig Schlachten,
die du für mich geschlagen hast."
Ich sprach: „Ja, wie ein Gast."

Der zweite Schild von blauem Email: eine kupferne Lilie
oben im Feld, die Lanze geringelt, ein schwerer
picardischer Hengst! Glanz ... Krachen von Spangen und Gurt —
Da warf er den Zweiten aus dem Sattel.

Und wieder sprach sie (ihr Gesicht
schien, bleich von Rätseln, eignes Licht
rings aus der Dunkelheit zu saugen).
Am Himmel stand kein Nachtgestirn.
Sie sprach (und blässer ihre Stirn
und schwärzer wurden ihre Augen).

Sie sprach: „Verzeih, um Gott, verzeih!
Schon hab ich dich zu lang besessen.
Doch wirst du jemals, je vergessen
die erste Lust und bangen Schrei
und alles Übermaß der Süße,
da ich dir Trank und Weihung bot . ."

Im Dunkel rauschten fremde Flüsse,
und trunken vom Verrat der Küsse
sprach sie entrückt: „Ja, Wein und Brot . ."
Und blind und ahnungsvoll getrieben:
„Wirst du mich, wenn ich tot bin, lieben?"
Ich sprach: „Ja, nach dem Tod."

Der Dritte schwarz: eine güldene Tulpe! Es beißt
der maurische Falbe die Stangen und schäumt. Vom Lager
warnend ein Horn . . Die güldene Tulpe sinkt —
Da warf er den Dritten aus dem Sattel.

Sie schwieg. Ihr Körper, ängstlich bloß,
ja schleierlos und regungslos
strahlte wie ein geweihter Schrein.
Ich sah ihn kühl und schneeig rinnen,
viel weißer als das weiße Linnen.
Vom niedern Fenster drang ein Schein

der Landschaft, die im Sterben lag:
und noch kein Wort, kein Stern, kein Tag!
Sie schwieg — (Abgründe der Minuten,
von Wahnsinn voll und fast von Lust!)
Da fingen . . fingen an zu bluten
ihr Mund und Blüten ihrer Brust:

Drei rote, brennendrote Wunden!
Sprach ich, sprach sie? kein Stern, kein Wort!
Ich saß erschöpft und stumm vom Mord,
die Nacht ein schauriges Verlies,
von Wahnsinn voll und fast von Lust . .
Ja, Mund und Blüten ihrer Brust,
drei rote, brennendrote Wunden —
Und Krampf der Zeit und Sturz der Stunden.
Und nichts, und nichts als dies.

Die Ebene blendend im Schnee: vom blauen Gebirg
steigen zackige Schatten ins Weiß, die Sonne
hebt sich und funkelt und läuft. Im zerwühlten Plan
wälzen sich verröchelnde Rosse und starren
Trümmer von Heldengerät. Eine Glocke verklang . .
Ein einsamer Reiter, drei Tropfen Blut —
Von drüben schimmern die Lagerzelte des Königs.

*

Und man erzählt: An einem Siegesabend
— der Brand der Schlösser leuchtete zum Mahl —
hab er, in Händen das Gesicht vergrabend,
mit wenig Treuen das Gelag verlassen.
So kam er spät durch wirre Hafengassen,
wo grell behängt, geschminkt und leichenfahl

vor niedern Türen müde Weiber winkten:
und jede neben sich ein kleines Licht.
Rings Brunst des Schiffsvolks auf zerfaulten Lagern!
Ihn fror. Da, wo die letzten Lämpchen blinkten,
rührt an sein Kleid und kniet und weint und spricht
die letzte, ärmste, hagerste der hagern:

„O Parzival — ein kleines Pfand und Zeichen!"
Er hielt erbarmend: „Bleicheste der Bleichen,
wie kennst du mich?" Am Himmel glitt ein Klingen
und wie ein dünner güldener Harfenton.
„So bitte." Und sie stöhnend: „Einen Sohn . ."
Ein langer Blick. Er winkt. Die Treuen gingen.

*

Ich sah den Helden durch die Städte reiten,
den Panzer schwarz von Staub, gesenkt den Speer,
und solchen Blicks, als käme er von weiten
entlegnen Fahrten und von fernen Streiten.
Die Eisen seines Rosses klangen schwer

hinab die kühle Straße der Platanen.
Rings um ihn fielen Rosen, Anemonen
und winkten Wimpel und geschwellte Fahnen . .
und Frauen von Balkonen und Altanen
und Mädchen von Altanen und Balkonen.

Die steile Sonne schien mit weißem Feuer,
ein Leuchten milden Ruhms floß ihm voraus,
und hinter ihm entfernt und ungeheuer
stieg dunkler Rauch verschollner Abenteuer.
Das Volk in Trunkenheit von Haus zu Haus

rief schluchzend im Gebet um seinen Segen,
ein Greis flocht zitternd ihm den Eichenkranz,
ein Frühlingstaumel flog auf allen Wegen
und aller Wesen Liebe ihm entgegen . .
Doch seiner blauen Sterne steter Glanz

blieb unverrückt am Rand der Fernen hangen
mit einem innern Leuchten, wie der Blinden,
und ganz im Anschaun letzten Ziels befangen —
Und Kinder, die ihm singend nachgegangen,
sahn ihn zuletzt im Zauberwald verschwinden.

* * *

Eduard Stucken.

Geb. am 18. März 1865 in Moskau, lebt in Berlin.
Balladen 1898, Romanzen und Elegien 1911, Verlag von Erich Reiß, Berlin.

Aus dem „Triumph des Todes".

I.

Prinz, Abt und Maid durchpirschten Forst und Berge
in Seidenkleidern, die Gerank umflocht;
der Narr ritt hinterdrein. Drei offne Särge
sahn sie am Weg, drin Leichen, schwarzverknocht,
gewürmbenagt, die Augen tiefdurchlocht.
Der Abt hielt sich die Nase zu: O! gräßlich,
rief er, daß dies der Schänder Tod vermocht!
Schön ist das Leben, doch der Tod ist häßlich!

Die Hand am Kinn, sann nach die Maid: Sind Särge
Euch fremd? Erblaßt Ihr, weil Ihr Moder rocht?
Ins Land des Friedens rudert uns der Ferge;
ich habe den Gedanken stets gemocht;
ich weiß, daß Er an meine Tür einst pocht, —
dann folg ich ihm zu Freuden unermeßlich.
Die Flamme lischt und schwarz verkohlt der Docht;
schön flieht die Flamme — nur der Docht wird häßlich.

Nachdenklich sprach der Prinz: Wen schrecken Särge!
Solang noch Jugendblut in Adern kocht,
solang ich Liebesglut im Herzen berge,
hat über mich der Erzfeind nichts vermocht.
Wenn Mädchenhand dem Streiter Kränze flocht —
Was sind ihm Todeswunden! Unvergeßlich
lebt er im Liede, der für Frauen focht.
Ruhmloses Leben, nicht der Tod ist häßlich.

Trüb sprach der Narr: Wer, Prinz, auf Nachruhm pocht,
vergißt zu leben. Prinz, sei nicht vergeßlich!
Bald lischt ein Menschenauge wie ein Docht,
und das Hernach ist weder schön noch häßlich.

II.

Bei den Fontänen, die Schneewasser spenden,
sind Edelfraun zum Minnehof vereint;
die einen tragen Früchte in den Händen,
die andern Blumen. Eine Bratsche weint
süßtraurig wie ein Kind, das sich zerpeint;
ein Fräulein kündet holdverruchte Schwänke;
da fragt die Liebeskönigin: Was scheint
euch für die Maid das reichste der Geschenke?

Der Streit der Richterinnen will nicht enden,
da jede eine andre Gabe meint;
die eine, Bleiche, wünscht sich Blumenspenden;
die Rosenrote — Spangen buntgesteint;
die Dunkle — Rauschwein, der die Seele reint.
Das schönste Kind jedoch tut kund: Ich denke,
die süße Glut, die Mund mit Mund vereint,
ist für die Maid das reichste der Geschenke.

Da schwebt, mit Hadern an den dürren Lenden,
herbei ein Scheusal, das ein Altweib scheint;
verfilzt das Haar; der Mund grinst; in den Händen
trägt es die Sense; und sein Blick versteint.
Doch sehn die Edelmaide nicht den Feind.
Aufs schönste Kind senkt er die ungelenke
Mordsense; und dann, Mund mit Mund vereint,
gibt er der Maid das reichste der Geschenke.

Der Zauber, Prinz, der Mund mit Mund vereint,
ist höchstes Glück und tiefstes Weh. Bedenke: —
Schwebt unsichtbar auch über uns der Feind, —
das Leben ist das reichste der Geschenke.

IX.

Raimundus Lullus, krank vor Liebesgram,
bat heimlich oft die schönste der Prinzessen
um Minnelohn. Sie schwieg, wenn sie's vernahm, —
nicht Groll, nur Schmerz schien ihr den Mund zu blässen.
Da hofft' er — war sein Sehnen auch vermessen —
sie einzudämmern, harrend teuflisch klug,
bis sie die Seine würde ehrvergessen:
Des Herzens Wunden heilt nur, wer sie schlug.

In ihre Kemenate bat sie ihn. Er kam.
Ihr Mieder, überstickt mit goldnen Tressen,
knüpfte sie auf und lachte wundersam;
und Tränen sah er ihre Wangen nässen.
Da schrie er wild, — die Brust war krebszerfressen!
Er floh, da er den Anblick nicht ertrug,
und auch der Teufel floh, der ihn besessen —
des Herzens Wunden heilt nur, wer sie schlug.

Er ging in sich, gehetzt von Reu und Scham,
verließ als Mönch die Burg des Königs, dessen
Hofalchimist er war, und Abschied nahm
er von der Welt. Was er an Gold besessen,
verschenkte er und suchte das Vergessen:
Entknechtung von der Erdenschönheit Lug
erflehte er von Gott in brünst'gen Messen; —
des Herzens Wunden heilt nur, wer sie schlug.

Ein süßes Mädchen, Prinz, ans Herz zu pressen,
verwehrt ist's Mönchen. Wir selbst, oft genug,
verdüstern uns die Seelen, gramzerfressen —
des Herzens Wunden heilt nur, wer sie schlug.

Hjang-Yü.

Zum Kampf stürmte Fürst Hjang-Yü, und vor ihm am Sattelknopf
hing blutlos ein seltsam schöner, perlweißer Frauenkopf.
Denn Yu-Ki, die Königin von Hu-Kwang, entleibte sich,
weil er, ihr Gemahl, umringt vom Feind, nimmer von ihr wich.
Sie schnitt sich die Kehle durch, weil um ihres Mundes Lied
Fürst Hjang-Yü, vom Feind umringt, sie herzend, das Blachfeld mied.

Zur Schlacht ritt nun Fürst Hjang-Yü und hatte am Sattelknopf
befestigt den seltsam schönen, perlweißen Frauenkopf.
Im Kampf oftmals küßte er den Mund ihr, das schwarze Haar;
sein Ruhm wuchs, doch mehr wuchs noch sein Mut, weil sie nah ihm war.
Einst auf einem Rückzug mußt er über den Wu-Kiang,
da blieb jach sein Schlachtroß stehn am Flußufer wiehernd bang.
Sein Roß sah, sich spiegelnd tief im Flußkies: am Sattelknopf
gespenstisch den seltsam schönen, perlweißen Menschenkopf.
Umsonst spornt' er's, hochauf bäumte sich's, schaumbedeckt vor Qual,
doch wich nicht. Da küßt' er stumm den Schneemund zum letztenmal
und schnitt sich die Kehle durch, damit ihr perlweißes Haupt
der Feind ihm nicht raube, das der Tod selbst ihm nicht geraubt.

Satinig.

Am Fluß Gur hat Ardaschés gelagert Armeniens Heer,
und jenseit des Gur stehn bang Iberer im offnen Feld;
ihr König ist kampfmüd, denn sein Sohn ward gefangen; er
schickt Botschaft an Ardaschés mit kostbarstem Lösegeld.
Doch weigert's ihm Ardaschés. Da naht weiß wie Schneegeflock
dem Flußufer Satinig, die Schwester des Königssohns,
behelmt, kühn den Brandfuchs tummelnd, traumschön im Panzerrock,
und über den Fluß dringt laut der Schall ihres stolzen Drohns:
Mit mir kämpfe, Ardaschés, und färbe mein Mädchenkleid
mit Blut, — oder ich zahl dir, dich tötend, das Lösegeld;
doch kühn wahrlich wär's, gäbst du der schönen Iberermaid
ihr Blut frei; — aus Rachsucht knechten soll Fürsten nie ein Held!
Die Maid ruft's, und Ardaschés am Flußufer hört den Ruf
und schaut sie, schaut Satinig, so traumschön, behelmt, ein Kind;
von Sehnsucht erfaßt, lenkt er ins Flußbett des Rappen Huf.
Sein Fangseil aus Tigerhaut, an dem goldne Glöckchen sind,
sein Fangseil aus Tigerhaut, er schwingt's — und aufs Mädchen fällt
das Seil, wie ein Stoßaar auf ein Lamm schwirrend niederstößt.
Die Brust schnürt das Fangseil ihr; er schleppt sie ins Purpurzelt
und löst ihr den Bruder für das Gurtband, das er ihr löst.

* * *

Alfred Mombert.

Geb. am 6. Februar 1872 in Karlsruhe, lebt in Heidelberg. — Tag und Nacht 1894. Der Glühende 1896. Die Schöpfung 1897. Der Denker 1901. Die Blüte des Chaos 1905. Der Sonnengeist 1905.

Winterabend.

Die sinkende Sonne weint blutig auf starren Schnee ...
Leise, leise hör ich dich singen, Sankta Maria ...

„Mein Mund ist wund und weh, ich hab ihn geküßt.
Mein Leib ist krank und kalt, ich hab ihn gewärmt.
Mein Herz ist hohl und tot, ich hab' ihn geliebt" ...

Leise im Traum hör ich dich singen, Sankta Maria ...

Schlummerlied.

Leise fällt ein Schnee auf das Land.
Leise fällt ein Schnee auf das Herz.
Bald sind wir zugeschneit.

Wie schön du müde bist,
du junge Frau!

Und rot in weißem Nebel träumt die Sonne,
im Nebel ein feurig Herz.
Es hat sich müd geglänzt,
das hat sich müd geliebt.
Nun will es ruhn; und
schlafen.

Wie schön du schlafen wirst,
du junge Frau.

Aus „Die Schöpfung".

Im Donnersang, da ich erschuf das Meer,
war seine Schöpfung alt, schon tausend Jahre her,
und ich selbst urmitternächtig alt,
und verlor Halt und Gestalt,
verfiel trübsinnig in Traum,
überspritzt von weißem Wogenschaum.
Schreiende Adler, mich beschwirrend,
durch die Höhlen meines Mantels wirrend.

Alle meine Seelen schliefen.
Da hob sich strahlend die Sonne aus den Tiefen.
Ich erschauere,
merkend, wie ich tigerhaft mich belauere:

meine Hand steil zur Wölbung hochgereckt,
und das Himmeldach schon abgedeckt,
die Sonne hinaus zu lassen
in ihre goldnen Gassen.
Und die Hand schafft ohne den Geist,
ich liege von schreienden Adlern bekreist,
es geschieht alles sonder meinen Willen.
Ich liege: stiller Mann im stillen.
Mich überrollt der Luftgeister Gespann,
es fängt ein neues weites Leben an.
Es hebt sich lächelnd die Erde aus den Fluten,
sie ist grün,
ihre seligen Kelche glühn,
mein Auge blickt und blickt,
wie zwischen lichten Birkenruten
eine Meise sich ihr Nestchen flickt.

Aus „Die Blüte des Chaos".

Mein Geist ist draußen auf dem Meer.
Im feuchten Wind auf einem Segelschiff.
Weite Wasser.
Es rauscht.

Ein alter Mann kommt über die Gasse.
Er tritt ein in mein Haus.
Ich hör ihn tappen; auf der Stiege.
An die Stiege schäumt das Meer.
Weiße Möwen umflattern sein Haupt.
Er tritt ein in das Gemach.
Findet mich sitzen im tiefen Hintergrund,
gehüllt in einen alten braunen Mantel.
Er reicht mir eine Hand.
Ich nicke. — Er redet.

Die Schiffglocke läutet.
Es regnet Strich im Süden.
Durch die obern Wolken bricht
Licht in die Ferne — dort am Horizont
fährt ein Segler durch glänzende Gewässer.

Der alte Mann preßt meine Hände.
Er forscht in meinem Antlitz.
Er stiert ins Auge —: findet nicht den Menschen —:
Ein Fisch hebt sein silbern Haupt aus den Wogen —:
Meervögel flügeln durchs Gemach:
prachtweiße Schweber mit hellem Schrei.

* * * *

Auf felsigem Nachtpfad kam ich geschritten
aus der wuchernden Wildnis der Felseninsel:
heran an einen lodernden Feuersprudel.
Ein Flammenspringbrunn. Um den Glutschlund lagen
die nackten Leiber vieler Menschenschläfer.
Rötlich bestrahlt die offenen Augkristalle.
Ich starrte zeitlos stehend in die Glut.
Und endlich saß ich bei der heißen Leuchte
zwischen schauenden Schläfern
gelehnt wie an den Stamm eines mächtigen Baumes;
es hingen Feuerzweige über mich herab.
Es brauste das Meer rund an die Felsgestade.
Manchmal wehte ein Wind
Funken hinunter auf das Meer;
und von den Funken klang die Woge.
In einem Feuerspiegel über mir
erschien mein Antlitz: ruhende Seligkeit.
Ganz draußen auf dem Meer
Dunkelheit und Dämmerung,
es zogen viele Schiffe stumm vorüber
mit wehenden Masten; fernher hört ich reden
das Schiffvolk; auf kristallnen Augen
spiegelte die wilde Glut des Quells.
Vorüber zogen alle. Dann ein Boot,
langsam vom Horizont herangefahren;
traumhaft irrend nach der Feuerinsel.
Einer lag im Boot; es hing sein Arm
schlaff über Bord, er schleifte durch die Flut.
Der Andre saß auf schmaler Ruderbank,
auf den Knien haltend einen Becher;
er stierte brütend auf gekrampfte Hände.
Sie flüsterten traumhaft Gedanken-Worte.
Das Boot trieb jetzt dicht unter dem Fels vorüber.
Und Jener stand jetzt hoch im Boot und streckte
den Becher wilder Sehnsucht mir entgegen.
Ich saß in Glut und Traum. In ewiger Ruhe.
Meine Hand erhob sich, wehte
traumhaft einen Funken meerhinüber.
Der zog im Bogen; und sank in den Becher.
Da flammten Beide auf. Es schwang der Eine
den Becher jubelnd in die Himmel-Nacht;
sein Feuerschein glitt über das dunkle Brausen
des Meeres, über gewölbte Wogen.
Der Andre lag in wilder Schönheit da,
aufstrahlend zu dem Becher im Himmel.
Gesang erhoben sie, Triumphgesang,
als Sieger weiter schiffend in die Ferne;
Gedanken-Bilder in der Herrlichkeit.
Es leuchtete ihr Funken aus der fernen Dunkelheit.
Ich aber blieb am Stamm des großen Feuers.
Zeitlose Seligkeiten quollen
über meine Züge immerdar.

* * * *

Und also steig ich in das dröhnende Meer:
Mit den herabgezogenen Gestirnen
Haupt und Busen strahlend angefüllt,
in den Augenhöhlen glänzende Sonnen;
verlassend einen öden Schlangen-Strand
unter ausgeleertem schwarzem Himmel.
Es stürzt das Meer über mir zusammen.
Eine große Woge tanzt satanisch
über meinem Haupt, wohin ich schreite.
Ich schreite. Summend eine alte Weise.
Auf Meer-Berghäuptern. In den tiefen Tälern.
Wo vergessen eine Nelke blüht,
ein Sternkrönlein auf dem Zitterkelch.
Ich erklimme einen hohen Berg
zwischen stummen Zügen wandernder Haie.
Und gewahre von der Spitze: durch Wogen:
oben in finsterem Wolkensturm
geworfen ein schweres Schiff.
Osten-Fracht. Da stehn am Bord
viele Säcke edel glänzender Steine.
Es stürmt um das Schiff,
sie flüstern ratend mit gesenkten Häuptern:
verfinstert sind die Pfade des Meeres,
unerkennbar der Ort:
sie beschließen: gehn sogleich zu Werk.
Sie schütten große Säcke glänzender Steine
über Bord ins Meer. Es sirrt — sirrt raschelnd.

Ich richte den Glanzhimmel meiner Augen
hinan zum Schiff: Die Schiffer stehn in Licht
in Entzückung mit gebreiteten Armen.
Ich richte den Himmel meiner Augen
in die Meerwelt: Rieselnd durch den Leuchtstrom
funkeln, schillern Rubine und Opale.
Es regen sich Polypen und Medusen
in den Klippen, bunte Märchenaugen
zwinken, winken, staunen geblendet wirr.
Immer hör ich Flötentöne ...
Droben auf dem Schiff sitzt bei dem Steuer
ruhevoll ein Jüngling, flöteblasend,
innighold, die feinen schlanken Finger
regen sich melodisch zierlich ...
Und das Schiff zieht jetzt den Ruhepfad;
aus der Ferne jubelt die Flöte ...
Und jetzt tönt sie wohl im Menschen-Land. —
Dorthin lenke ich den Strahlenblick,
schreitend, schwimmend, über Schlünden fliegend;
mit mir tragend Welten-Wert und-Glanz.
Dort ein Strand: und eine Säulenhalle;
davor Wächter schlafend schwer im Dunkel.
In der offenen Halle flackert ein Feuer.
Liegt ein Jüngling.
Keine Flöte.
Nacht-Schwermut bebrütet Flackerschein.
Dorthin lenke ich den Strahlenblick:
Dachauf glänzt die Flamme. Der Mensch
wirrt geblendet! flieht verzückt ins Innere! —

Ich entsteige dem dröhnenden Meer.
Ich betrete den Strand.
Zwei. Drei Schritte. Mitten vor die Halle.
Mir erschimmert große Sternenwelt,
meine Augen-Sonnen sind verhangen.
Und wie Schlaf bezieht es mich.
Füße wurzeln in den Grund.
Aus Schultern treiben faltige bunte Blätter.
Es schaukelt mein Herz sanft hin und her.
Und mein Haupt ist eine Wunderblüte
ruhend glockenklar auf schwanker Säule.
Selig flüsternd wiege ich im Wind,
summend ferne Weisen
von den Himmeln und dem Glück der Welt.
Und der Wind haucht sanft in meinen Kelch,
Blütenstaub entrieselt, an mir nieder —
und schon quirlt's lebendig aus der Erde,
von der Erde hebt es sich zum Flug:
Wundersame schillernde Falter-Schwärme
schwirren schaukelnd in den nächtigen Himmel.
Höher strebt's hinauf. In letzte Höhen.
Und dort wandelt sich's in Glanzgestirne.
Neue schweben nach. Ein ewiger Strom.
Unerschöpflich rieselt meine Blüte.
Glänzend wird die Nacht. Es strahlt der Himmel.

* * * *

Unten liegt ein großer Hund. Ein Auge
leuchtet steinern in die Nacht.
Es lehnt ein schlafend Kind an sein Haupt.
Ich ruhe oben in der Säulenhalle,
gehüllt in goldenes Gewand.
Der Park des blutenden Herbstes blickt mich an
aus wilden Platanen-Nacht-Augen!
Ich ruhe. Hinter mir geöffnet
Glastüren. Mein Geliebter
sitzt hinter der Scheibe im Musikzimmer,
in grünen Schleiern nachtgedämpfte Lichter,
er liest in einer Notenpartitur.
An seiner Brust steckt eine Blüte.

Ich trete ein. Ich greife eine Geige.
Kling — Klang —! es eilen Musiker
über schallende Marmortreppen, rauschend, flüsternd,
mit Hörnern, Pauken treten sie ins Zimmer.
Sie sitzen; rund um mich versammelt.
Meine Haare, weitumflutenden Haare
sind voll irdischer Liebe.

Eine Flamme stürmt auf,
ich schwebe,
geige,
das Orchester fällt ein.

Ich schwebe in der schimmernden Nacht.
Manchmal wehen Blüten aus dem Kranze
meiner Stirne. Schwirren in der Tiefe
an eherne Schallglocken.

Ich schwebe geigend in der Welt-Nacht.
Durch meine Haare kreisen die Gestirne.
In der Tiefe ein erleuchtet Parkhaus,
in einem Zimmer grünverschleierter Lichter
spielt ein Orchester.
Einer sitzt dabei. Gestütztes Haupt.
Er liest.
An seiner Brust
blüht die Blume des Chaos.

* * * *

Es war sehr fern. Im Herbstgebiet,
durchklungen von dem Schall der vielen Quellen.
Mein Auge weltfrei offen im Äther.
Über gelben Blättern,
niederwehend bei kalten Brunnen ...
die ferne Flöte.
Dort stand ich lange mit kristallnem Auge,
es zogen weiße Wolken durch die Zeit,
am Rand der Ströme blinkte dünnes Eis.
Ich blickte einmal auf: und es stand Einer nahe:
und dann erblickte ich immer Ihn.
Denn Dieser stand mit Haupt und Schultern
als tragender Riese unterm Sterngewölbe,
hochstützend alle Herrlichkeit der Welt.
Auf seinem Antlitz,
auf seinem wundervoll erhellten Antlitz
erschien das dämmernde Bild der Welt,
Licht und Schatten, spielend um die Lippen,
herquellend maßlos aus den Glanzbezirken.
Bei Solchem stand ich mit kristallnem Auge,
es zogen weiße Wolken mir ums Haupt,
zu meinen Füßen blinkte das Eis.

Und danach kam's: Auf seinen Lippen
entstand ein Wort. Nicht hörbar,
aber mir sichtbar. Sinkendes Licht,
aus seiner Welt hinsinkend in die meine.
Ich nahm sein Wort, ich nahm sein Licht, und nahm dann
seine ganze Welt auf meine Schultern.
Das dämmernde All, die strahlenden Lichter,
alle Glut-Gesetze.

Als wär' das immer so gewesen,
so stand Ich jetzt als Himmel-Träger,
indessen Jener langsam drunter wegging
wie der Welt-Schatten,
hinüberging ins Herbstgebiet
— traumaltes Auge —
dort hinzusitzen mit gestütztem Haupt,
wo kalte Brunnen verschüttet schluchzen
unterm ernsten Laub.
Und Glanz und Finsternis bezog mein Antlitz.
Hohe Vergessenheit. Erschienenes Sinnbild.

Still ist es. Still.
Manchmal kommt noch ein Weib,
wie Erinnerung
steht es in sanfter Ferne,
beschauend mein beglänztes Auge,
den Weltbau, die Lichter,
die Adern meiner tragenden Hände;
und mein beschattetes Geschlecht.

* * *

Otto zur Linde.

Geb. am 26. April 1873 in Essen (Ruhr), lebt in Gr.-Lichterfelde. Gedichte, Märchen und Skizzen 1901. Fantoccini 1902. Die Kugel 1909. Gesammelte Werke 1910 ff.

Urvater.

Urvater ging zum Fichtenstamm:
du sollst mein Weggeselle sein,
mein Ragebaum daran zu lehnen,
mein Streiter in der Stämme Stoßschlacht.
Mit deinem Stachel brichst du Brüste,
gewölbte, dröhnende Brüste; du wirst Blut trinken.
Urvater ging zu wandern.

„Hoheh! Wer kommt da mit schlankem Tritt
über die Heide, vom breiten Strom?
Wer steigt zu Berge? Wahr dich des Wegs!"
„Hoh! finstrer Alter. Was dein Wahren?
Mein Arm ist jung, und dein Bart ist weiß,
und am Ragebaum lehnst du zu rasten. Ich wirble
ums Haupt
mein Stahlschwert. Siehst du's blitzen?"

Da hat Urvater den Sohn erkannt,
den rüstigen Sohn an den raschen Worten,
an der schmalen First unter der spitzigen Faust,
und dem braunen Rundmal: das Achselhaar
und das Knöpfchen der Brust recht zwischen beiden
wie eine Nuß lag es auf weißem Fleisch,
die Mutter trug es an selber Stelle.

Aber so schied das Schicksal. —
Da schrie das Schwert mit schrillem Klang
am Stamm zu splittern; der stieß den Stachel
ins braune Rußmal, in die weiße Brust,
und trank sich voll des Blutes: aus der Lunge,
aus dem Herzen, auf seinem Weg. Da schaut er
siegsingend
unter der anderen Achsel heraus.

Urvater geht am Ragebaum
den Weg zu Berge, den Weg zurück.
Er trägt die Last zwischen Kopf und Schultern,
daß des Toten Gesicht hintüber fällt;
Gelbringelhaar auf Urvaters Rücken.
Urvater schwankend steigt zu Berg:
aber wo Tapfen liegen, rechts, links, und Stamm-
fließt rotes Blut zu Tal. [loch, inmitten

Urvater steht auf höchstem Berg,
auf kahler Kuppe, wo kein Kraut hinkriecht.
Urvater ragt. Aber sein Ragebaum
um Haupteslänge: sticht in die Himmel.
Und die Sonne steht im Rücken, daß ein Schatten
sich legt,
Schaftschatten, Nachtstraße, Todstrom der Ebne,
vom Gebirge herab, über die Heide, über den Breiten
Strom, durch alle Lande, weit hinaus ins Meer.
Urvaters Bart flattert, daß Wind und alle Wasser
sich kräuseln.

Urvater stieß den Fichtenstamm
ins harte Gestein, in den tiefen Schacht,
in den Bauch der Erde. Da sprangen Blutquellen.
Da stieg die Säule und trug zu schwer
und breitete Äste; Blutbaum der Welt. —
Da floß es zu Tal und ersäufte das Meer;
und ersäuft die Länder und den breiten Strom,
und tränkt die Heide, beleckt den Berg.
Aber am Baum steht Urvater und hält die Wacht,
ihn überschatten die Dächer des Blutbaums.

Der Zug der Toten.

Die Toten waren zuviel geworden —
sie hatten Kinder gekriegt
und lagen zu fünfen und sieben in Särgen,
da war's auf dem Kirchhof zu voll
und viel zu eng.

Die Toten hatten Versammlung im Kirchenkeller
bei einer dunklen Nacht.
Draußen war ein Gewitter und berghohe Wolken
wälzten sich über das Kirchendach.
Bei Blitz und rollendem Donner erhoben die Toten
ein Kriegsgeschrei und beschlossen sich Land zu er-
für ihre Frauen und Kinder, [obern
Land für ihr großes Totenheer, Land und Lager.

Es war in einer hellen Vollmondnacht,
da haben die Toten ihren Kriegszug gemacht.
Sie hoben tausend Särge über die Mauer,
und tausend hölzerne Kreuze.
Sie trugen Grabscheite auf ihren Schultern,
und eiserne Spitzhacken,
und hatten Seile um ihre Hüften geschlungen
und trugen ihre kleinen Kinder im Arm,
das ganze Heer der Toten wanderte.

Und als sie zogen über den Hügel hinab
durchs hohe Korn und über den Feldweg
bis an den Bach und das Brückengeländer
und waren die Vordersten schon im Grund an den
Weiden
und gingen wieder hinauf neben den Krüppelkiefern —
da sang der lange Zug das Totenlied:

„Wir suchen Ruh im Sarge
und suchen Platz im Grab,
wir müssen wieder wandern,
die Welt ist viel zu voll.

Wir sind das Heer der Toten,
das immer größer wird.
Wir müssen alles erobern,
bis daß die Welt ein einz'ger Kirchhof wird.

Der Tod muß ewig sterben
und neue Särge baun,
wir sind die alles erben,
unser Volk ist unermeßlich anzuschaun."

Da kamen die Toten bis hoch auf den Berg
und bauten eine Mauer im Viereck um den Gipfel,
und gruben tausend Gräber für ihre Kinder, tausendmal vier,
und gruben tausend Gräber für ihre Frauen,
und gruben tausend Gräber für ihre Soldaten,
und taten Särge hinein, große und kleine,
und pflanzten hölzerne Kreuze
und sangen ihr Siegeslied:

„In einem tiefen Tale,
da steht ein großer Baum,
er wächst bis an den Himmel
und Sterne hängen dran.

Das ist die Kirchhofseiche,
der Welten Totenbaum,
sein Holz zersägt zu Brettern
wir zimmern Särge draus.

Und aus den Zweigen schneiden
wir Kreuze und die stelln
wir stolz auf unsre Gräber,
bis alle Welt ein Kirchhof wird."

Der Mond ging von dem Berge
so still hinab ins Tal,
die Toten legten sich in ihre Särge
und langsam wieder aus dem Meer ein neues Früh-
Das sah den Berg verwandelt, [rot kam.
ein Garten lag, der über Nacht gepflanzt,
auf seiner höchsten Kuppe, und dann kam die Sonne
und ging den alten Himmelsweg von neuem über-
hin —
bis daß die Toten wieder aufstehn, neue Erde zu
erobern,
denn unermeßlich ist das Heer der Toten anzuschaun.

* * *

Hans Haebe.

Geb. am 15. September 1876 in Nakel a. d. Netze (Provinz Posen), lebt in Berlin.

Der Tod des Perikles.

In bitter dunkler Nacht klopft's an das Haus.
„Wer da? —
„Ich!" —
„Was, Symmachos, du?
Was treibt dich her? Warst du nicht gestern noch
um Perikles, den Herrn?"
— „Ich komm von ihm.
Er läßt dich grüßen, läßt dir sagen, du
als sein getreuester Freund mögst sein gedenken,
denn gestern nacht fand er in seinem Zimmer
ein dunkles Buch, und dieses hielt ihn fest,
und da er lesend sich zur Ruh begab,
fand er in seinem Schlafgemach ein fremdes
gebräuntes Wesen, seltsam anzuschaun,
das gab ihm Briefe für die weite Reise . . ."
„Wie, Perikles verreist? Jetzt, wo Athen
des Manns bedarf . . .? Das ist sehr seltsam, traun!"
— „Er ging auch gar nicht gern, er trotzte lang
dem Fremden — dieser aber griff
so hart ihn an, daß er ihm folgen mußte."
„Gezwungen? Perikles? Gezwungen folgt
er einem andern? Steht die Welt denn noch?
Doch warte, gleich eröffn' ich dir die Tür,
ich muß dich sehen, sprechen . . ."
— „Weiter treibt
mich dunkle Botschaft. Gute Nacht. Ich eil
wie Windeshauch von Haus zu Haus, von Ort
zu Ort, und meine Red' ist überall die gleiche:
Er läßt euch grüßen, all sein Sinnen war
bei euch, da er in fremdes Land verreiste,
da er die Stadt verließ und alle Inseln,
und über Meer fuhr in der dunkeln Barke . ."

Der Sohn.

„Was weint das Volk am Hause des Corneliers?
Und Scharen brauner Sklaven rotten sich
zusammen, bilden eine Mauer, dringen
auf die Soldaten, die der Cäsar sandte . . ."
— „Verleumdet ward am Hofe Publius.
Des freventlichen Hohnes angeklagt
an seinem Herrn und Kaiser. Nero schäumt;
noch heute soll der Freche Buße tun."
Mit dem Tribunen steht im Herrensaal
der ernste Römer, und er wendet sich:
„Ich bitte, laßt ein wenig uns noch weilen,
mein Weib hat heute ihren schwersten Tag,
und sie bedarf noch meiner!"
Vornehm nickt
des Höflings glatte Larve billigend.
Ans Fenster tritt Cornelius, blickt hinaus.
Im Sonnenscheine liegt sein Haus und Garten
gepflegt von seiner Liebe, seiner Sorge . . .
Und drüben, an der Wegeskrümmung, hockt
ein altes Sklavenweib und singt ihr Lied,
nickt dann und wann zum Liede sich den Takt —
Kein roher Peitschenschlag treibt sie von hinnen . . .
Zum Himmel starrt er, dem so steinern blauen,
der unbewegten Augs herniederschaut,
und also bittet sein gepreßtes Herz:
„O ewige Roma, wann wirst du gerächt,
wann kommt der Wecker, der dein tiefes Weh
der Knechtschaft donnernd dir ins Herze ruft,
daß du erschrickst und aus dem Schlaf erwachst?
Wann kommt der Rächer, der mit ehernem Griffel
das schlimme Wüten, die verruchte Schande
purpurgekrönter Mörder und Erpresser
in Felsen gräbt, die ewige Zeiten stehn,
daran der Menschheit spätere Geschlechter
vorüberwandeln, Ekel im Gemüt,
und Haß und Fluch auf der empörten Zunge?
Wann kommt . . ."
— da tönt das Tor und eilends
naht ein Sklav'.
„Heil, Herr! Mit froher Botschaft grüß ich dich!
Dein edles Weib gebar den ersten Sohn,
gesund und stark, zu des Geschlechtes Zierde.
„Gib ihm die Namen, die sein Leben schmücken!"

Um des Corneliers finsteres Angesicht
fliegt stolzes Leuchten wie ein Fackelbrand.
Der Höfling tritt mit kühlem Wort heran, —
er dankt ihm kaum.

„Er heiße Publius Cornelius
und trage so wie ich die altehrwürdigen Namen!
Dann aber geb ich einen ihm voraus:
weil ich durch bittere Worte, unbesonnen,
verliere Weib und Kind und altererbtes Gut —
so sei er weiser, schweige fein und still,
daß niemand von ihm spricht, kein Mund ihn nennt.
Ein dritter Name sei ihm —: Tacitus."

* * *

René Schickele.

Geb. am 4. August 1883 in Oberehnheim im Elsaß, lebt in Paris. — Sommernächte 1901. Pan 1902. Mon Repos 1905. Der Ritt ins Leben 1905. Weiß und Rot 1910.

Sturmnacht.

Alles ist in späte Dämmerung getaucht...
Die Nacht brüllt wie ein Raubtier auf,
es ist die Stunde des Mords.
In den Bäumen wühlen Winde.
Und im schmutzig-silbernen Wasser
blinkt die Farbe des bösen Blicks.

Auf den Pappeln aber,
die zwischen Himmel und Erde gestemmt sind,
schlägt der Sturm eine schwarze, dumpfe Weise.
Es ist, als peitschten vom Gebirge
ungeheure Schleppen übers Land...
so rauscht sie hin, so alle zarten Töne niederwuchtend,
die da und dort aufzucken: — —
die ganze Nacht tönt nur
in schweren, brandenden Akkorden.
— — — — — — — — — — —
Den Hornruf bracht ein Windstoß mit!
Und er springt auf, reißt wild sein Weib an sich —
dort, dort! und dort... den Hügel herauf
gellt die Verfolgung... suchen sie den letzten
von den vielen.

Noch klebt an seinen Locken schwarzes Blut,
das ihm drei rote Tage ins Gesicht
und in die Haare spritzten.
Der Walhall Nebelglanz liegt ihm im Herzen,
wie er dasteht,
das Haupt entblößt,
den letzten Streich zu führen.
Sie aber hält den Arm um seinen Leib geschlungen,
die Zähne knirschen aufeinander, und starr,
starr steht ihr Blick auf seinem Schwerte...
Groß lehnen beide am
grauen Horizonte, — Schatten in der Dämmerung —
dumpf stößt der Sturm zum Hügel.

Dann ist ein Römmerruf... ein Pferd wirft auf...
Sie ist zurückgetreten — einen Schritt zurück,
das Auge immer nur am tanzenden Schwert,
unheimliches Lächeln am Munde —

Der Reiterschwarm umnächtigt sie, und klirrend
springen Schwerter — —
Sie sieht ihn wanken...
fallen... fällt. Und dann — —
ertrinkt ihr Blick im Blut.

Der Sturm streicht auf den Pappeln
seinen tiefsten Baßakkord.

* * *

Friedrich Vollandt.

Geb. am 10. Juli 1882 in Coburg, lebt in Berlin.
Balladen der Liebe 1911. Aus alten Chroniken und jungen Tagen 1912.

Ostpreußische Ballade.

Um Mittag gab's im Gutshof Mordgeschrei —
da keifte eine junge Weibsperson,
daß sie die Liebste von dem Pannje sei,
und hätt' ein Kind von ihm und Schmach und Hohn,
und Pannje Czersky wär ein Lumpenhund,
weil er sie erst sein süßes Schätzchen hieß,
und nun in ihrer Schande sitzen ließ —
und schrie sich ihre junge Lunge wund.

Und Knecht und Mägde ließen ihre Linsen,
und kamen offnen Mundes zugelaufen,
und hörten mit erbarmungslosem Grinsen
das Frauenstück den Pannje Czersky taufen.
Die Knechte meinten, was 's denn Schlimmes wäre,
wenn alle gleich darum so 'n Zetern machten,
die Mägde stimmten schäkernd bei und lachten,
es wäre doch im Grunde eine Ehre.

Und zornesbleich kam Pannje Czersky zu,
und fuchtelte mit der gedrehten Gerte
und herrschte herrisch seinen Leuten Ruh,
und was das Weibsbild da für Possen plärrte?
„Für Possen, du? du, Hundsfott — mein'ger Wicht,
für Possen — Schuft?" und schrie und tobt das Weib,
und rückte Pannje Czersky auf den Leib —
da zog er ihr die Gerte durchs Gesicht.

Hui! Wie das saß! ein scharfgerißner Striemen
lief von dem Auge zu der Nase hin,
hellrotes Blut hing an dem schneid'gen Riemen
und rann in Tropfen von dem weißen Kinn.
Und Knecht und Mägde standen in der Runde
wie Bull und Kühe vor dem kalten Blitz,
und Knecht und Magd ertrank der rohe Witz
im hellen Blute aufgepeitschter Wunde. —

„Du — Czersky — du — heut ist's ein Jahr ge-
wesen —
weist noch — du wolltest die zwei Wolfshund holen —
die Mutter war im Forst, um Holz zu lesen,
und Vater war zum Viehjud mit dem Fohlen —
weißt noch — die Moosstreu bei der Hundehütten,
und wie d' gesprochen und versprochen hast,
und wie d' mich heimlich um den Leib gefaßt,
und wo d' mich hingebracht mit deinem Bitten?"

Und Pannje Czersky schrie: „Die Hunde los!
Hetzt sie vom Hofe, die verlogne Metze!
Such dir für deinen liederlichen Schoß
mit deinem Balg beim Teufelspack die Schätze!"

Und Knecht und Mägde standen rings im Kreise
und zogen ihre breiten Rücken krumm
und schauten nach den Kettenhunden um —
die rissen hin und her und ächzten leise.

Und viere warn's — vorm Pferdestall zwei Doggen,
und weiter ab zwei Wolfshund' vor der Tenne, —
und lechzten sich die heisre Kehle trocken,
als ob die Hütte hinter ihnen brenne, —
die Wolfshund' halb erwürgt im Übereifer
bis auf die naßgekeuchte Brust die Zunge, —
die Doggen hingeduckt zum Bestiensprunge,
auf gierverzerrten Lefzen schaum'gen Geifer.

Und Pannje Czersky tobt: „Die Hunde frei!
Ob ihn der Hundsfott nicht verstanden hätte!?"
Der Hundsvogt dachte, daß er Hundsfott sei,
und läßt die beiden Wolfshund' von der Kette
und hielt die beiden Ketten in der Hand
und war so bleich als wie ein Henkersknecht,
der seinen einst'gen Brotherrn schlecht und recht
von dem Schafott ins Himmelreich gesandt.

Verhaltend winselnd — in gewalt'gen Sätzen
den sprunggewohnten Körper vorwärts schnellend,
kam's von der Tenne wie ein Höllenhetzen —
die beiden Wolfshund' — gäfzend, heulend, bellend.
Und Knecht und Mägd zerstieben mit Gekreisch,
als sei der Böse hinter ihnen her
und feg mit einem Strich das Pflaster leer,
um Platz zu schaffen für gerissnes Fleisch.

Und Pannje Czersky schrie: „Faß! Hassan! faß!"
Und stolz und grade stand das Frauenzimmer,
und ihrer starren Augen stein'ger Haß
erglüht und funkelte in tück'schem Glimmer.
Und Pannje Czersky schrie: „Faß! Hella! faß!"
und wurd ihm schwül bei seiner Hund' Geläute —
so ächzt die Blutgier nicht — so heult die Freude,
und Pannje Czerskys Stirne wurde naß.

Und Pannje Czersky schrie: „Pack! Hassan".
Und schrie's der Pannje, wie ein Kranker schreit,
dem ein verrückter, fieberwirrer Schnack
wahnwitz'ge Bilder aneinanderreiht —:
wie seine Bestien ihre Hände lecken,
wie seine Bestien ihre Knie umschmiegen,
wie sie gehorsam ihr zu Füßen liegen,
und ihre weißen Reißer nach ihm blecken.

Und zuckt ihm flimmernd durch sein dumpfes Hirn:
„Das sind die Hunde, die sie groß gezogen",
und preßt mit kalten Fäusten seine Stirn:
„dich hat der Hundsvogt auf den Tod betrogen",
und greift die feige Angst in seinen Nacken,
und zwingt ihn nieder auf die Herrenknie,
und vor ihm keucht in blut'ger Gier das Vieh,
des Winks gewärtig, seinen Herrn zu packen.

Und war ihm noch, als ob ein Lachen klänge,
als ob das Lachen wie ein Köter bisse,
als ob's wie Hauer in die Seele dränge
und ihm den Hochmut aus dem Leibe risse.
Und war ihm noch, als ob ein Fuß ihn stieße,
als ob die Gerte ihm ein Schandlied pfeife,
als ob ein scharfer Hieb die Stirne streife
und Blut und Ehre übers Pflaster fließe.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie ihn die Knecht' und Mägde liegen ließen —
den Striemen auf der Stirn zu ew'ger Schmach —
lag Pannje Czersky auf den schmutz'gen Fliesen,
bis sich das Mondlicht in der Jauche brach. —
Da stand er auf und wankt zum Hundezwinger,
und wie er dort die leeren Ketten fand,
verschlang er sie zu einem starken Band, —
und hing vom Tennenfirst grad überm Dünger.

Die Teufelskanzel.

Zerglüht von der Sonne, zerwettert vom Sturm,
zerwaschen von Schmelze und Regen,
steht zwischen den Föhren ein Felsenturm
und starrt so dreist und verwegen
durch der Wolken Geheuchel zum Herrgottsthron,
als stünde ein Spötter in trotzigem Hohn.

Der Fels wird die Teufelskanzel genannt
und hat seine eigene Sage —
die ist den Mägden gar wohl bekannt;
denn sie singt von der schönen Pelage,
der schönen Pelage von Polsclowar,
die dem Räuber Filuri sein Schätzchen war. —

Es lebte dermals ein Zigeunersohn,
Filuri, der Räuber, mit Namen.
Der war so kühn wie ein Polenbaron
und so dreist, wie im Winter die Raben,
und stahl manch glitzerndes Maidegelüst,
manch funkelndes Herze aus Weibergebrüst.

Doch stahl er wohl auch von dem Hochaltar
den Kelch und der Jungfrau Achate,
da sprach die Pelage von Polsclowar:
„Das sühnt mir der Schalk auf dem Rade;
ich bin die Fürstin und habe den Bann
über Leben und Tod, über Weib und Mann."

Da nahten die Schergen mit Hacken und Strick
Filuris zerschluchtet Reviere,
und verdrehten sich fast ihr gesturtes Genick
und die tückischen Augen sich schiere
und suchten und fluchten und fanden ihn nicht
und schnitten ein jämmerlich kluges Gesicht.

Und droben auf schroffem, gezacketem Grat
ist Filuri, der Räuber, gestanden
und schwenkte den Kelch und der Jungfrau Achat
und höhnte Pelages Gesandten:
„Hie steh ich, der Schänder der Jungfer Marie,
doch könnt ihr nicht fliegen, so fangt ihr mich nie.

Und wollet der Fürstin von Polsclowar
mein ritterlich Grüßen entbieten,
und ich haßte sie nicht — ich liebte sie gar
als die schönste der Frauen hienieden,
und ehe die Sonne sich dreimal gesenkt,
hätt' sie Krone und Leib um Filuri verschenkt."

Es speiste Pelage von Polsclowar
mit des Landes Grafen und Großen,
die blinkende Krone im rotlichten Haar,
um den Busen erglühende Rosen,
und lauschte des Schmeichelns geziertem Gespei
und sah die geschniegelten Schranzen die Reih'

Und drunt, wo die Tafel im Winkel geeckt,
saß ein fremder und froher Geselle,
des Rumpf war so hoch wie ein Eichstrunk gereckt
und so schlank wie der Leib der Gazelle,
und sein Aug hat so hell durch die Lider geflammt,
und war doch so schwarz, wie der schwärzeste Samt.

Das lohte Pelage von Polsclowar
durch die glühenden Rosen ins Herze,
und wurd ihr so schwer mit der Krone im Haar
und so schwül in dem fürstlichen Nerze,
und löste vom Haar das gezackte Geschmeid
und blößte der Schultern ergleißende Seid.

Und kreuzten die Augen auf heimlicher Statt,
wie um Blut, durch die Grafen und Fürsten
und tranken sich tief und wurden nicht satt
und mußten mitsammen verdürsten
und schöpften der Glut und fachten einand
der vergehenden Leiber zehrenden Brand. — —

Es kniete Pelage von Polsclowar
vor dem Bild in der Schlafkemenate,
entknotet zu Fluten das rotlichte Haar,
gelöset des Festes Brokate,
und preßte die Brüste und witterte bang
in des schlummernden Schlosses geflieseten Gang.

„Ich höre die Flucht einen heimlichen Tritt,
ich höre ihn schürfen und tasten, —
o heilige Mutter! verlaß mich nit,
ich will ja beten und fasten,
ich will meine Schultern mit Stacheln kasteien
und dir den Schänder Filuri weihn."

Auf sprang die Türe im Angeldreh,
geklinket von kundigen Händen, —
da hing Pelage in Lüsten und Weh
an des Liebsten geschmeidigen Lenden — . . .
Zerstäubet des Bildes hochheilige Macht
in der fegenden Glut, die der Satan entfacht. —

„Sprich, Liebster du mein, wes ist dein Stand,
wes Same bist du entsprosset,
ich biete dir Krone und Volk und Land —
dein Weib, dir in Rechten genosset,
es sühne die Lust dieser sündigen Stund'
die Sitte des Volks zu geheiligtem Bund."

„Mein Stand ist da droben der Fels im Wald,
mein Ahn war ein lustiger Täuber,
und meinen Namen den künd ich Euch bald —
ich bin Filuri, der Räuber. —
Nun zürne, Vielliebe, und töte mich gar,
du heiße Pelage von Polsclowar." —

Wie auf ragendem Berg in dem herbstlichen Sturm
die schmiegsame Birke sich ducket,
wie in schäumender Ach ein geschmeidiger Wurm
an dem zwiespitzen Haken verzucket, —
so wand sich Pelages verbuhlete Schmach,
nun sie matt an der Brust ihres Zwingherrn lag.

„Und stünd ich vor Gott bei dem Jüngsten Gericht
und sollt mich zu Christe bekennen —
ich stünde zu dir und ließe dich nicht
und müßt ich dich ‚Satanas' nennen —
verflucht diese Stunde, verflucht dieser Leib!
du Räuber Filuri, so küsse dein Weib!" — —

Es lauschte im Rate der Mannen Schar
dem Spruche der Grafen und Großen:
„So sei die Pelage von Polsclowar
vom Throne und Lande verstoßen,
sie sei so frei wie der Finke im Hag,
den ein jedes fangen und töten mag."

Da haben die Mägde und Weiber zuvor
den Wald wie die Füchse durchforstet
und fanden im Spüren das Felsentor,
drauf der Fink mit dem Sperber gehorstet,
und haben hinauf zu den Schroffen geschrien
und den Wurzeln des Steins ihre Ohnmacht gespien.

Doch gab es der Sparren und Äste genug
und der Hölzer zu Hauf in den Bergen —,
die Mägde sind schlau und die Weiber sind klug,
viel schlauer und klüger denn Schergen! —
Und schürten ein Feuer im flammenden Bann,
daß die Lohe vollbrächt, was sie züngelnd begann. —

Und lagen mit lauschegespitztem Ohr
um den schwelenden Felsen gekauert,
und haben mit funkelnden Lichtern empor
zu dem Fink und dem Sperber gelauert —
Doch droben ward's still, so still wie der Tod,
der die zwei vor den Schemel des Satans entbot.

Da kehrten die Weiber und Mägdelein heim
und haben getanzt und gesprungen, —
und ist es nicht wahr, so ist es ein Reim
um die Zacken des Felsens geschlungen,
schwarz wächst er vom Schoß aus geborstenem Stein
und trotzt seine Sage ins Land hinein.

* * *

Franz Theodor Csokor.

Geb. am 6. September 1885 in Wien, lebt in Mödling bei Wien. — Die Gewalten 1911.

Die Versuchung des heiligen Gallus.

In seiner moosverbrämten Klause saß
der Heilige vor dem vergilbten Buch;
dieweil er die bemalten Lettern las
und aller bunten Dinge rings vergaß,
so ganz versenkt in seines Gottes Spruch,

geschah es, daß der Satan Freude fand
an einer Dirne aus dem nahen Tal
und scheidend ihr sein Wesen eingestand,
sie wünschen hieß — da griff sie seine Hand:
„Dort oben schuf mir einer Brand und Qual!

Ein Mönch, dem ich mein junges Blühen bot,
der stieß mich fort — er schmähte diesen Leib,
den du gekost, wie einen Hundekot
und kennt nur seinen Herrn in Wein und Brot;
ich aber war ein liebegieres Weib."

„Was soll ich tun?" — „Ein pfeilendes Geflamm
von wüsten Wünschen schick ihm ins Gebein.
Zum Bocke mache dieses Tugendlamm;
tauch ihn hinunter in den tiefsten Schlamm
und laß ihn dann mit seiner Schmach allein!

Ich will ihn sehn, um meiner Seele Heil,
wie ihm die Brunst durch alle Glieder gellt,
wenn ihn emporgejagt dein heißer Pfeil;
ich will ihn sehen, wenn er zitternd geil
dem Truge nachstürzt und das Hirn zerschellt."

„Es sei!" — Und Satan hob das Zepter auf:
da quoll aus hundert stummen Schründen vor
von fahlen Nebeln ein verschwankter Hauf
und preßte in die Höhle sich hinauf
und schlang um den Verwirrten einen Flor

und wallte immer schwerer, schwül und dicht,
und sah ihn wie aus Frauenaugen an
und wurde Form und Farbe und Gesicht,
schwellendes Weiß und hochgeballtes Licht
und dehnte sich, wie ein erwachter Schwan ...

Der Heilige, bestürmt von seinem Blut,
verdeckte mit den Händen seinen Blick,
doch selbst durch seine Hände brach die Glut
und sengte seines Glaubens starren Mut —
da bog er bis zur Erde das Genick.

Legionen böser Geister quälten ihn
und stachen in das ungefüge Fleisch;
mit bloßen Armen wollte es ihn ziehn
und blanke Brüste drangen auf ihn hin —
er aber wehrte betend dem Geheisch.

Der Satan schäumte — doch die Dirne trat
vor seinen Zorn: „Leih mir den höchsten Reiz,
daß ihm aus meinem Bilde eine Saat
von Wünschen schießt zu einer gieren Tat
und überwuchert seiner Sinne Geiz!

Laß meine Brüste helle Hügel sein,
keimendes Märzland, überdeckt mit Schnee;
gib mir den Hauch vom matten Elfenbein,
entlohe meinen Mund in Purpurschein;
ich muß ihn beugen!" — Und der Satan: „Geh!"

Sie schritt zu seiner Klause — Todesmatt
lag er in einen leichten Schlaf gesenkt;
sie neigte sich: „Hör du; mein Leib ist glatt;
ich bin kein Höllenschemen. Erdensatt
sind diese Lippen und nur dir geschenkt!"

„Heb dich hinweg, Verruchte!" rief er rauh.
Sie aber streckte sich in Glanz und Gleiß:
„So nimm, du Narr! Denk: einmal wirst du grau,
einmal ist dir versiegt der Reiz der Frau,
doch heute brennen wir noch hell und heiß!"

Und wie sie so zu seinen Sinnen sprach
und rückgebeugt den Körper strahlen ließ,
da toste durch sein Blut ein Frühlingsbach
versagter Wünsche und begehrter Schmach
um dieses Leibes daunenweiches Vlies;

die dürren Finger krümmten sich in Lust,
das Widerstehen schmolz von ihm, wie Schnee —
frohlockend sah sie seiner Wünsche Blust;
doch er, als würde er sich's jäh bewußt,
rang seine Hände auf im wilden Weh:

„Willst du nicht schweigen, du verdammte Gier?"
Er riß das Kleid von der vernarbten Haut.
Da faßte sie ihn: „Jetzt gehörst du mir!"
Er aber brüllte wie ein wundes Tier:
„Hilf, Herr, die Sünde hat sich aufgestaut!

Fort, Weib! die Hölle ist in deinem Hauch!"
Sie lachte tief und voll und ließ ihn nicht.
Da sah er durch der Sinne roten Rauch
vor seiner Hütte einen Dornenstrauch;
dort brach er hin und preßte sein Gesicht

und preßte seinen ganzen Leib hinein
und stieß sie weg, die sich ihm flüsternd bot:
„Dank dir, mein Herr, daß du mich kamst befreien!"
Sie aber kreischte: „Satan; ich bin dein!"
und sprang den Fels hinunter in den Tod.

Doch er, der Heilige, stand hochgereckt
und sieghaft in erwachter Morgenglut;
die Gletscher hatten Flammen aufgesteckt.
Nun schritt er wie mit Glorienschein bedeckt.
Von seinem hagern Leibe rann das Blut.

Die tanzende Stadt.

Niederländer kamen den Rhein gefahren,
raufige Burschen mit klingendem Geld,
jeder ein mastiger mauliger Held,
auf Flößen voll Weiber und blitzender Waren.

Ins Städtlein, ins graue, zur Ostertagsmessen
trieb man die rissigen Barken zu landen,
an jenem Freitage, frevelvergessen,
da der Heiland gelitten in Trauer und Schanden.

Mit schanzigen Scherzen und „Geck elan!"
mit zotigen Worten und wüsten Gebärden
lockten sie Bauer und Bürger heran
und schenkten Burgunder den gaffenden Herden.

Der lange Hendrick aus Alöhe
hielt Antje, die blonde, auf wiegenden Knien,
die lüsternste Metze der Zuydersee
und schön, daß die Männer vor Gierden schrien.

Nun stemmt er die Schlanke am Mieder gepackt:
„Hört mich, ihr Burschen der rheinischen Marken,
wer im Tanze die müde macht, juho, dem Starken
beut sie im Bette sich, gleißend und nackt!

Juho! Wer wagt es?" Wie Füllen in Stränge,
flankenzitternd, mit lechzenden Zungen,
stieren die Alten, funkeln die Jungen —
plötzlich zerklüftet das pralle Gedränge

und vor dem geilen gierigen Haufen
ragt Hannes Hauser, der Diakon:
„Wollt ihr euch alle der Hölle verkaufen,
um eine Hexe und ihren Kujon?

Denkt ihr denn nicht, was just in den Tagen
unserem Herrn Jesu Christo geschehen,
den man für euch an das Kreuze geschlagen;
können fünf heilige Male nicht flehen?"

Murren, wie von verprügelten Hunden:
„Spar deinen Geifer, geschorener Pfaff!"
Aber der hält sie nicht schütter und schlaff:
„Heute ward Jesus mit Geißeln geschunden

und einem brünstigen Balge zuliebe
wollt ihr die Seelen an Satan verhauen,
Schlimmeres werden als Mörder und Diebe?
Wo ist die Hure? Laßt sie mich schauen!"

Antje lacht böse: „Gib deinen Segen!“
Langsam empor durch verstummende Massen,
in stählernen Augen ein hölliſches Hassen
drängt sie dem blassenden Priester entgegen —

Schulter an Schulter! Mit jauchzendem Rucke
reißt sie den Körper vom sinkenden Kleide.
Steil springen Brüste aus krischender Seide,
schürzen sich Lippen im lohen Gezucke:

„Pfäfflein, da steh ich! Pfäfflein, so sieh!
Zwackt es dich nicht im gedrosselten Fleische?
Jung bist du, Pfäfflein, und kanntest das nie;
eia, so hör, wie ich bettle ... heische:

Du tust das vorderste Tänzchen mit mir!
Eia, du wirst es der Maid nicht verwehren;
magst mich danach auch zum Lohne bekehren;
aber tanzen mußt du erst hier!“

Dem Priester gärt das Blut in den Adern;
die Menge schwillt und braust wie das Meer.
Tausende brennender Augen spähn her,
Tausender Wünsche wogen und hadern.

Eines weiß er ... Wagt er es jetzt,
führt er das ganze Volk in die Sünde;
Paare um Paare zum Reigengewinde,
haschen sich schon, wie vom Bösen gehetzt.

Sengende Brunst zerdrückt seine Kehle;
die Dirne, sie küßt ihn; die Dirne ist nackt.
„So fahre zur Hölle, unsterbliche Seele!“
und er rührt seine Füße im Reigentakt.

Wie in glutendem Sturme durchpeitscht es die Massen;
keiner ist, der sich da zügeln kann.
Hei, wie die Männer die Weiber umfassen,
aber der Priester tanzt allen voran.

Längst war der hagere Hendrick entwichen,
die Niederländer sah niemand wieder.
Der Reigen wirbelt, Glieder an Glieder,
und keines hat sich vom Tanze geschlichen.

Ob ihre jammernden Flüche auch schallen,
folgen sie doch dem gesalbten Geleiter;
ob sie auch kreischend zur Erde fallen,
selbst noch am Boden rollen sie weiter —

— keiner kann rasten, keiner hält an ...
aber der Priester tanzt allen voran.

Müd von der Hatze, wie jappende Hunde,
müssen sie tanzen, immer noch tanzen,
schleifen und drehen in keuchender Runde,
schäumen und triefen und tanzen — tanzen —

— ringen und stoßen in rasender Bahn;
aber der Priester tanzt allen voran —

Durch die braunen verwitterten Tore,
über Wälle und Brückenbogen,
in des Abends versonnenem Flore
kommt der seltsame Zug gezogen:

Große und Kleine nach teuflischen Weisen,
quer durch der Halden hellblumigen Plan,
taumeln sie weiter in trunkenen Kreisen,
aber der Priester tanzt allen voran —

über schollige Felder und Raine;
immer wirrer, wilder, bunter,
über der Böschung verbarrende Steine;
vorwärts, das Ufer, den Rhein hinunter!

Schmatzendes Wasser verschlingt ihre Bahn —
aber der Priester war allen voran.

Herr Raimund.

Herr Raimund ritt mit Herrn Johann zur Jagd,
als frisch überm Forste die Sonne getagt;
Herrn Raimunds Augen blinkten so grau;
es ging seine Stimme so rostig und rauh
und schnarrte viel schnurrige Schnaken und Scherz' —
doch drunter, da rang ein zertretenes Herz.
Wahr dich, Herr Johann!

Herr Johann durchtollte den tauenden Tag,
gedenk, wer ihm gestern zu Willen erlag.
Frau Lisbeth, nach der es so viele begehrt,
ihm hatte sie Gürtel und Glieder gewährt!
Um ihn just verwagte sie Ehre und Scham —
und andere harren im törichten Gram ...
Wahr dich, Herr Johann!

Herr Raimund begann: „Von den Weibsleuten hier
fänd eine bei mir nur bereites Quartier!“
Herr Johann lachte: „Wer sollte das sein?“
Herr Raimund: „Frau Lisbeth, die ließe ich ein.
Sie trumpft sie ja alle aus nahe und fern.“
Herr Johann träumte: „Das glaube ich gern ...“
Wahr dich, Herr Johann!

Herr Raimund: „Hat sie nicht güldenes Haar?“
Herr Johann prahlte: „Was sprächest du gar,
erschautest du offen das brandige Gold,
schwer über die Gletscher der Hüften gerollt?“
Jäh griff sich Herr Raimund halsunter die Wehr,
als schwanke ihm drinnen ein glühender Speer.
Wahr dich, Herr Johann!

Dann riß er die Zügel dem bäumenden Roß:
da ritt er, von dem sie das Liebste genoß,
und ragte so siegend und sprengte so frei —
Herr Raimund verpreßte die Augen dabei;
die Schläfen durchtobte ein hölliſcher Takt.
Nun sieht er sie beide ... und beide sind nackt!
Wahr dich, Herr Johann!

Und wieder begann er: „Wer ist's, der sie küßt?
Wer minnt wohl zur Nacht dieses blanke Gebrüst?
Könnt ich's — meine Seele verschriebe ich drum!
Herr Johann, was seid Ihr auf einmal so stumm?“
Herr Johann trabte im Schweigen voran.
Da legte der andre den Bogen an ...
Wahr dich, Herr Johann!

und kreischte im roten, rasenden Haß:
„Frau Lisbeth, sie wartet in deinem Gelaß.
Gern stürb ich, nur einmal geküßt ihren Mund;
sie aber ward deine Metze, du Hund!“
Es zischte der Pfeil — und ein dröhnender Fall —
Leer jagte der Rappe nach Johanns Hall ...

* * *

Ernst von Wolzogen.

Geb. am 23. April 1855 in Breslau, lebt in Darmstadt. — Verse zu meinem Leben 1907 (Verlag von Fontane & Co.).

Madame Adèle.

Je suis Adèle, la reine blonde —
On me connait, messieurs, parbleu!
Je suis la reine, la reine, la reine du Demimonde.
Adèle est là — faites votre jeu!
O je, o ji, hab nur ka Angst —
ich sing auch deutsch, wenn d' es verlangst,
denn mein Franzö'sch g'langt nur — o je!
zum Hausgebrauch fürs Varieté!
Ein Franzos ist nur mein Schneider —
echt Paris sind diese Kleider.
Und drunter, das ist auch kein Quark:
c'est un jupon pour achtzig Mark,
die seidnen Strümpf' kriegst schon für acht —
Trulala, Trulala —
was glaub'n Sie, wie das glücklich macht!

Nicht immer wühlt ich so in Spitzen,
einst trug ich Barchent und Flanell —
ich mußte tipp — tipp — tipp an der Maschine sitzen,
und auch die Feder führt ich schnell. —
Ole, Oli — 's war wenig da —
und ein Korsett verbot Mama,
doch unverfälscht und g'sund dazu,
wie warme Milch, frisch von der Kuh!
Abends kriegt ich Käs und Rettich,
und dann kroch fein satt ins Bett ich — — —
Jetzt jede Nacht im Separé
mit feschen Herren ein Souper!
Da schleck ich, bis das Mieder kracht — —
Trulala, Trulala —
was glaub'n Sie, wie das glücklich macht!

Ich zählte eben siebzehn Jahre,
da nahte schon sich mein Geschick:
ein Herr vergaffte sich in meine blonden Haare
und in den veilchenblauen Blick.
Halli! Hallo! Wie war ich froh!
Er fragt nicht lang und nahm mich so ...
Im vierten Stock haust' mein Poet ...
und da geschah's — wie das so geht! —
himmelhoch und himmelweit —
heimlich süße Seligkeit!
Ach! Wenn ich an seinem Halse hing,
war ich ihm alles — ich dummes Ding — —
da ward ich wissend über Nacht — —
Trulala, Trulala —
was glaub'n Sie, wie das glücklich macht!

Goldkehlchen mein und Sonnenschein,
sein süßes Mädel, lieb und dumm —
so nannt er mich und lobte meine Elfenbeinchen
und trug mich buckelkrax herum.
O Gott! o Gott! 's ist jammervoll,
daß solche Lieb auch enden soll! —
Doch vom Talent wird man nicht satt,
wenn man nicht eine Rente hat! — —
Der zweite war ein Herr Assessor,
der stand sich schon erheblich besser ...
Ja, meine Herrn, die Jugend flieht!
ein kluges Kind wird früh solid!
Treu' hat noch nie was eingebracht — —
Trulala, Trulala —
was glaub'n Sie, wie das glücklich macht!

Der erste nahm sich nicht das Leben,
als ich zum zweiten mich gewandt.
Er hieß mich schleunigst nur die Trepp' hinunterschweben —
worauf er aus der Stadt verschwand.
Trali! Trala! 's ist lang schon her,
bin längst kein dummes Mädel mehr! —
Ich fahr zum Rennen viere lang
und hab mein Konto bei der Bank.
Flog ins Licht als graue Motte —
doch jetzt bin ich grande Cocotte!
Je me fiche de tout ce que m'accuse!
Hein! Messieurs, je vous amuse?
Vlan les volants! He! kreischt und lacht!
Trulala, Trulala —
was glaub'n Sie, wie das glücklich macht!

Der Flieger.

Die rote Scheibe steigt am Mast.
Es wird geflogen! Und zehntausend Menschen,
die stundenlang geduldig ausgeharrt,
sie schütteln nun des Harrens Qual
mit einem Seufzer der Erlösung ab.
Der Gasball, den die tück'schen Böen
des Herbsttags hin und her geschleudert,
wiegt endlich ruhig sich im Abendwind.
Die Hangars öffnen ihre Tore weit,
und träge kriechen, Vorwelttieren gleich
und grauen Schemen riesiger Fledermäuse,
aus Draht und Drell gebrechlich aufgebaut,
ins grüne Feld die sieben Flugmaschinen.

Indessen stehn bei ihren Bleriots
des Tages Helden: Gérard, der Franzos,
und Bernius, der blonde Köllsche Jung',
die um den großen Preis für Höhenflug
heut beide starten wollen.

Bernius ist heißer Favorit. Er hat
den Höh'nrekord, den dieser Jacques Gérard
drei Wochen lang gehalten, jüngst geschlagen!
Er ist ein hübscher Bursch, ein Schlossersohn,
war bis vor kurzem noch Chauffeur in Diensten
des Fabrikanten, der ihm seinen Motor,
ein Wunderwerk von Leichtigkeit, gebaut.
Er selbst, Jean Bernius, hat manch Detail
daran erfunden und verbessert. Siegt er ...
ihm schwindelt fast, er wagt's kaum auszudenken —
siegt er, dann darf er's wagen, seine Hand
kühn nach des Brotherrn Tochter auszustrecken.
Der gab's ihm selber deutlich zu verstehen,
das gnäd'ge Fräulein lächelte ihm schon
vielsagend zu — ihm, der vor wenig Monden
mit abgezogner Mütze vor ihr stand
und — Trinkgeld nahm!

Heut ist er ein Herr. Und den Ritterschlag
errang er im kühnen Turniere
mit Wind und Wetter, mit Wildgans und Weih,
hoch droben im Wolkenreviere.
Er würfelt ums Leben jeglichen Tag,
der trotzige Championflieger —
Ruhm, Reichtum und das rassigste Weib,
oder der Tod dem Sieger!

Das reizendste Dirnchen von Paris,
ein Gebilde von höchstem Charme
der Eleganz, ein Schneidertraum,
hängt Jacques Gérard am Arme.
Die Operngläser verfolgen das Paar,
die Damen vergehen vor Neide,
und das Fräulein trippelt wie eine Prinzeß
in Spitzen und indischer Seide.
Aus dem Puppengesichtchen, blaß und geschminkt,
locken wie glänzende Steine,
leuchtendes Schwarz in milchigem Weiß,
die Augen in herzloser Reine —
Onyxaugen, starr und poliert,
wie sie die Künstler der Alten
in die unerbittlichen Stirnen gefügt
ihrer bronzenen Göttergestalten.
Jean Bernius reckt sich stolz in die Höh':
heut will er das Glück sich zwingen.
Die Augen haben's ihm angetan —
er will und wird sie erringen!
er kauft sie sich um den großen Preis ...
und die Damen vergehen vor Neide,
und an seinem Arme hängt die Prinzeß
in Spitzen und indischer Seide!
Vergessen hat er sein blondes Lieb,
das Kind aus dem Volke, das schlichte —
zum Teufel! ein Flieger belädt sich nicht
unsinnig mit totem Gewichte.
Vergessen hat er das Fräulein stolz,
die Tochter des Fabrikanten — —
um die todkalten Augen startet er heut,
die sein heißes Herz verbrannten.
Und er schwingt sich auf in den Führersitz.
Ein Pfiff — hin saust die Libelle,
springt an und schwebt und bäumt sich auf
wie ein Schiff auf türmender Welle.
Und er starrt mit Raubtieraugen
auf die rotgesäumte Wand,
alle seine Sinne saugen
sich hinauf zum Wolkenrand.
Hei! er rast mit guten Waffen
in den wundervollen Kampf,
alle seine Muskeln straffen
eisern sich im Willenskrampf.
In ein Wesen fest verwoben
sind Maschine nun und Mann,
und das Ding trägt ihn nach oben,
weil er selber fliegen kann.
Die Libellenflügel schwingen
sich an seinen Schultern weich,
des Propellers tiefes Singen
tönt der eignen Stimme gleich;
seine fest geschlossnen Lippen
gleichen dem Ventil aus Erz,
unter des Kühlers Eisenrippen
pocht sein eignes junges Herz.
Seine Seele muß da wohnen,
wo der kleine Funke knackt,
und die sieben Explosionen
schlagen seinem Puls den Takt.
Sein Gedanke lebt im Steuer,
das das ganze Drahtwerk lenkt,
wenn das Vogelungeheuer
sich gefügig hebt und senkt. —
Wuchtend in die Kurve schmiegt er
seinen schlanken Leib und steil
himmelein sich schraubend fliegt er
leicht und sicher wie ein Pfeil. —
Da, wie fernes Wogenbrausen
schwillt ein Ton zu ihm empor —
ist's der Menge Schrei? das Sausen
einer Bö? — er beugt sich vor.
Weißgebreitet seine schmalen
Flügel, bohrt mit keckem Drohn
seine tollkühnen Spiralen
Gérard nah und näher schon.
„Also geht's um Kopf und Kragen —
nein, du fängst mich nicht, Franzos!
's gilt dein Weib! Ich will dich schlagen —
was ich will, laß ich nicht los!"
Eine Krähe im Abendnebel
flatternd ihm vorüber schreit —
und er drückt den Zündungshebel
auf die höchste Schnelligkeit.
Schwingt in weitem steilem Bogen
aufwärts, aufwärts zum Zenit,
Brauen fest in eins gezogen,
starrt er aufs Aneroid.
Langsam, langsam rückt und dreht der
Zeiger Grad um Grad sich fort —
Ha! um hundertfünfzig Meter
schlug er jetzt den Weltrekord!
Einen Schrei, scharf wie ein Geier,
einen heisern Jubelschrei
stößt er aus — ein Flammenschleier
weht ihm am Gesicht vorbei —
strudelnd braust sein Blut im Ohre —
und er faßt den Siegeskranz,
und er schaut durch offne Tore
seiner Zukunft goldnen Glanz.
Was war das?! — Ein dumpfes Krachen —
jäher Schreck reißt ihn empor —
alle seine Sinne wachen,
und er neigt das scharfe Ohr
zur Maschine lauschend nieder.
Stockend, wie ein krankes Herz,
schlägt ihr Puls, und ihre Glieder
lähmt ein Schrecknis allerwärts.
Wie ein Röcheln klingt ihr Knattern ...
und nun weiß es der Pilot:
des Propellers schlappes Flattern
haucht ihn an — kalt wie der Tod!
Eine Schaufel, losgerissen
durch des Wirbels Schwingekraft,
hat den starken Drell zerrissen —
meterlang die Wunde klafft.
Rasch die Höh'n- und Seitensteuer
stellt er ein, die Zündung ab —
einen Blick inbrünstig scheuer
Hoffnung richtet er hinab.
Zwar die Flügelflächen spreiten
sich noch fest, das Drahtwerk hält,
und doch ist's kein Niedergleiten —
nein — er fällt — er fällt — er fällt!
Tief im Abgrund gähnt ein gierig
aufgerißnes Untiermaul.
Aus dem Schlamme grün und schmierig
hebt sein riesig Haupt es faul.

Fürchterlich im Rachen strotzen
ihm die Zähn' im halben Kreis
und — — zwei Onyxaugen glotzen
aus der Stirne schwarz und weiß — — —

Sie ziehen aus dem wüsten Trümmerhaufen
den armen Leichnam vor. Ein blondes Mädel
bricht sich durch die erstarrte Menge Bahn
und taumelt stöhnend vor. Sie hält ihr Herz
mit beiden Händen fest — es war das treuste,
das für ihn schlug. — Die schwarze Scheibe steigt
am Mast empor. — Sie fliegen heut nicht weiter ...
Der tote Sieger aber brach den Weltrekord.

* * *

Frank Wedekind.

Geb. am 24. Juli 1864 in Hannover, lebt in Berlin. — Die vier Jahreszeiten 1905.

Brigitte B.

Ein junges Mädchen kam nach Baden,
Brigitte B. war sie genannt,
fand Stellung dort in einem Laden,
wo sie gut angeschrieben stand.

Die Dame, schon ein wenig älter,
war dem Geschäfte zugetan,
der Herr, ein höherer Angestellter
der königlichen Eisenbahn.

Die Dame sagt nun eines Tages,
wie man zu Nacht gegessen hat:
Nimm dies Paket, mein Kind, und trag es
zu der Baronin vor die Stadt.

Auf diesem Wege traf Brigitte
jedoch ein Individuum,
das hat an sie nur eine Bitte,
wenn nicht, dann bringe er sich um.

Brigitte, völlig unerfahren,
gab sich ihm mehr aus Mitleid hin,
drauf ging er fort mit ihren Waren
und ließ sie in der Lage drin.

Sie konnt es anfangs gar nicht fassen,
dann lief sie heulend und gestand,
daß sie sich hat verführen lassen,
was die Madam verzeihlich fand.

Daß aber dabei die Tornüre
für die Baronin vor der Stadt
gestohlen worden sei, das schnüre
das Herz ihr ab, sie hab sie satt.

Brigitte warf sich vor ihr nieder,
sie sei gewiß nicht mehr so dumm;
den Abend aber schlief sie wieder
bei ihrem Individuum.

Und als die Herrschaft dann zu Pfingsten
ausflog mit dem Gesangverein,
lud sie ihn ohne die geringsten
Bedenken abends zu sich ein.

Sofort ließ er sich alles zeigen,
den Schreibtisch und den Kassenschrank,
macht die Papiere sich zu eigen
und zollt ihr nicht mal mehr den Dank.

Brigitte, als sie nun gesehen,
was ihr Geliebter angericht,
entwich auf unhörbaren Zehen
dem Ehepaar aus dem Gesicht.

Vorgestern hat man sie gefangen,
es läßt sich nicht beschreiben, wo;
der Jüngling, der die Tat begangen,
dem ging es gestern ebenso.

* * *

Hans Hyan.

Geb. am 2. Juni 1868 in Berlin, lebt dort.

Frau Hartert.

Frau Hartert war eine schöne Person
am Magdeburger Platze,
sie half so manchem Herren „von"
zu einem reichen Schatze.

Und war ein Offizier im Druck —
sie hatte Geld wie Häcksel!
Sie wohnte zwar im ersten Stuck,
doch machte sie Kellerwechsel.

„Man soll sich amüsieren bei mir!"
das war ihre erste Devise —
es gab das „zarteste Fleisch" bei ihr
und immer „junges Gemüse".

Und schoß sich einer vor den Kopf
von ihren reichen, feinen
Besuchern, so war das eben ein Tropf,
es kümmerte weiter keinen!

Daß ganz zuletzt die Polizei
sich einmischt, hat manchen verdrossen,
man hat natürlich nachher dabei
die Öffentlichkeit ausgeschlossen.

Frau Hartert ist eine schöne Person,
nun sitzt sie am See der Plötzen —
Wo werden wohl die Herren „von"
sich fürderhin ergötzen?

Die letzte Nacht.

Verdammt, nu sitz ick in det Loch
schon fast 'n Jahr un janz in Eisen.
Un een Jestendnis hat ma noch
bis jetzt keen Richta konnt entreißen!
't war doch mitten in de Nacht! . . .
Wer weeß et denn, det ich die Olle
mit meenem Schneitling[1] rotjemacht,
deß mir det Blut spritzt an de Tolle?

Un trotzdem wa die Sache jlatt.
Et hieß, ick hätte ihr jeschlachtet —
der Pebel, der dabei saß, hat
det Dodesurteil ooch awachtet . . .
Mir jab et doch 'n mechtgen Stoß!
ick dat man so, als müßt ick lachen . .
Na, un heit morjen jeht et los —
Bejnadijung? — is nich zu machen!

[1] Schneitling = Messer.

Janz scheen wa jestan det Suppeh,
zuerscht bestellt ick „falschen Hasen“,
denn Bier un ooch Zigarren — zwee —
ick kann so scheene Ringe blasen . .
Zwee Uffsichtsräte[1] wa'en bei,
den eenen, 'n jewissen Werder,
den uzt ick noch, wie ick ma frei,
uff morjen — da jibbt's „kalten Merder“!

Un nachher wollt ick schlafen jehn,
ick lechte mir uff die Madratze,
da hab ick allerhand jesehn:
die Olle . . och! . . jeblutet hat se
wie'n Schwein . . . denn fiel se uff mir druff —
ick schrei un lieje an de Erde —
selbst der Beamte schreckte uff . . .
Ob ick woll noch ma schlafen werde?

Mein Jott, ick bin doch noch so jung,
wat wolln se denn von mir, die Affen! .
Kennt' ick blos vor de Hinrichtung
noch mal bei meine Mieze schlafen!! . . .
Ob die woll jetzt ooch an mir denkt?
se hätte doch ma kennen kommen . . .
Det Armband, wat ick se jeschenkt,
det ham s' ihr wieda wechjenommen.

Wie kleen der Jas uff eenma brennt!
Da Morjen kraucht schon durch det Jitta . . .
Na Marze, nu ma nich jeflennt!
jetz heeßt et: Mut! . . . un keen Jezitta!
Se kommen! . . . was? . . . is denn schon Zeit? . . .
na ja, det is vor die son Futta! . . .
„— Wat? . . . Ick? . . . jawoll, ick bin bereit . . .
. . . Herr Paster! . . . Meine Mutta . . . Mutta!! . . .“

* * *

Georg Heym.

Geb. am 30. Oktober 1887 in Hirschberg (Schles.), gest. am 16. Januar 1912 (verunglückt beim Eislaufen auf der Havel bei Schwanenwerder). — Der ewige Tag, Leipzig 1911, und Umbra Vitae (nachgelassene Gedichte), Leipzig 1912 (Ernst Rowohlt Verlag).

Robespierre.

Er meckert vor sich hin. Die Augen starren
ins Wagenstroh. Der Mund kaut weißen Schleim.
Er zieht ihn schluckend durch die Backen ein.
Sein Fuß hängt nackt heraus durch zwei der Sparren.

Bei jedem Wagenstoß fliegt er nach oben.
Der Arme Ketten rasseln dann wie Schellen.
Man hört der Kinder frohes Lachen gellen,
die ihre Mütter aus der Menge hoben.

Man kitzelt ihn am Bein, er merkt es nicht.
Da hält der Wagen. Er sieht auf und schaut
am Straßenende schwarz das Hochgericht.

Die aschengraue Stirn wird schweißbetaut.
Der Mund verzerrt sich furchtbar im Gesicht.
Man harrt des Schreis. Doch hört man keinen Laut.

[1] Uffsichtsräte = Wächter.

Die Dämonen der Städte.

Sie wandern durch die Nacht der Städte hin,
die schwarz sich ducken unter ihrem Fuß.
Wie Schifferbärte stehen um ihr Kinn
die Wolken schwarz vom Rauch und Kohlenruß.

Ihr langer Schatten schwankt im Häusermeer
und löscht der Straßen Lichterreihen aus.
Er kriecht wie Nebel auf dem Pflaster schwer
und tastet langsam vorwärts Haus für Haus.

Den einen Fuß auf einen Platz gestellt,
den anderen gekniet auf einen Turm,
ragen sie auf, wo schwarz der Regen fällt,
Panspfeifen blasend in den Wolkensturm.

Um ihre Füße kreist das Ritornell
des Städtemeers mit trauriger Musik,
ein großes Sterbelied. Bald dumpf, bald grell
wechselt der Ton, der in das Dunkel stieg.

Sie wandern an dem Strom, der schwarz und breit
wie ein Reptil, den Rücken gelb gefleckt
von den Laternen, in die Dunkelheit
sich traurig wälzt, die schwarz den Himmel deckt.

Sie lehnen schwer auf einer Brückenwand
und stecken ihre Hände in den Schwarm
der Menschen aus, wie Faune, die am Rand
der Sümpfe bohren in den Schlamm den Arm.

Einer steht auf. Dem weißen Monde hängt
er eine schwarze Larve vor. Die Nacht,
die sich wie Blei vom finstern Himmel senkt,
drückt tief die Häuser in des Dunkels Schacht.

Der Städte Schultern knacken. Und es birst
ein Dach, daraus ein rotes Feuer schwemmt.
Breitbeinig sitzen sie auf seinem First
und schrein wie Katzen auf zum Firmament.

In einer Stube voll von Finsternissen
schreit eine Wöchnerin in ihren Wehn.
Ihr starker Leib ragt riesig aus den Kissen,
um den herum die großen Teufel stehn.

Sie hält sich zitternd an der Wehebank.
Das Zimmer schwankt um sie von ihrem Schrei,
da kommt die Frucht. Ihr Schoß klafft rot und lang
und blutend reißt er von der Frucht entzwei.

Der Teufel Hälse wachsen wie Giraffen.
Das Kind hat keinen Kopf. Die Mutter hält
es vor sich hin. In ihrem Rücken klaffen
des Schrecks Froschfinger, wenn sie rückwärts fällt.

Doch die Dämonen wachsen riesengroß.
Ihr Schläfenhorn zerreißt den Himmel rot.
Erdbeben donnert durch der Städte Schoß
um ihren Huf, den Feuer überloht.

*

Die Tote im Wasser.

Die Masten ragen an dem grauen Wall
wie ein verbrannter Wald ins frühe Rot,
so schwarz wie Schlacke. Wo das Wasser tot
zu Speichern stiert, die morsch und im Verfall.

Dumpf tönt der Schall, da wiederkehrt die Flut
den Kai entlang. Der Stadtnacht Spülicht treibt
wie eine weiße Haut im Strom und reibt
sich an dem Dampfer, der im Docke ruht.

Staub, Obst, Papier, in einer dicken Schicht,
so treibt der Kot aus seinen Röhren ganz.
Ein weißes Tanzkleid kommt, in fettem Glanz
ein nackter Hals und bleiweiß ein Gesicht.

Die Leiche wälzt sich ganz heraus. Es bläht
das Kleid sich wie ein weißes Schiff im Wind.
Die toten Augen starren groß und blind
zum Himmel, der voll rosa Wolken steht.

Das lila Wasser bebt von kleiner Welle.
— Der Wasserratten Fährte, die bemannen
das weiße Schiff. Nun treibt es stolz von dannen,
voll grauer Köpfe und voll schwarzer Felle.

Die Tote segelt froh hinaus, gerissen
von Wind und Flut. Ihr dicker Bauch entragt
dem Wasser groß, zerhöhlt und fast zernagt.
Wie eine Grotte dröhnt er von den Bissen.

Sie treibt ins Meer. Ihr salutiert Neptun
von einem Wrack, da sie das Meer verschlingt,
darinnen sie zur grünen Tiefe sinkt,
im Arm der feisten Kraken auszuruhn.

*

Das Fieberspital.

I.

Die bleiche Leinwand in den vielen Betten
verschwimmt in kahler Wand im Krankensaal.
Die Krankheiten alle, dünne Marionetten,
spazieren in den Gängen. Eine Zahl

hat jeder Kranke. Und mit weißer Kreide
sind seine Qualen sauber aufnotiert.
Das Fieber donnert. Ihre Eingeweide
brennen wie Berge. Und ihr Auge stiert

zur Decke auf, wo ein paar große Spinnen
aus ihrem Bauche lange Fäden ziehn.
Sie sitzen auf in ihrem kalten Linnen
und ihrem Schweiß mit hochgezognen Knien.

Sie beißen auf die Nägel ihrer Hand.
Die Falten ihrer Stirn, die rötlich glüht,
sind wie ein graugefurchtes Ackerland,
auf dem des Todes großes Frührot blüht.

Sie strecken ihre weißen Arme vor,
vor Kälte zitternd und vor Grauen stumm.
Schon wälzt ihr Hirn sich schwarz von Ohr zu Ohr
in ungeheurem Wirbel schnell herum.

Dann gähnt in ihrem Rücken schwarz ein Spalt,
und aus der weißgetünchten Mauerwand
streckt sich ein Arm. Um ihre Kehle ballt
sich langsam eine harte Knochenhand.

II.

Des Abends Trauer sinkt. Sie hocken stumpf
in ihrer Kissen Schatten. Und herein
kriecht Wassernebel kalt. Sie hören dumpf
durch ihren Saal der Qualen Litanein.

Das Fieber kriecht in ihren Lagern um,
langsam, ein großer, gelblicher Polyp.
Sie schaun ihm zu, von dem Entsetzen stumm.
Und ihre Augen werden weiß und trüb.

Die Sonne quält sich auf dem Rand der Nacht.
Sie blähn die Nasen. Es wird furchtbar heiß.
Ein großes Feuer hat sie angefacht,
wie eine Blase schwankt ihr roter Kreis.

Auf ihrem Dache sitzt ein Mann im Stuhl
und droht den Kranken mit dem Eisenstab.
Darunter schaufeln in dem heißen Pfuhl
die Nigger schon ihr tiefes, weißes Grab.

Die Leichenträger gehen durch die Reihen
und reißen schnell die Toten aus dem Bett.
Die andern drehn sich nach der Wand mit Schreien
der Angst, der Toten gräßlichem Valet.

Moskitos summen. Und die Luft beginnt
vor Glut zu schmelzen. Wie ein roter Kropf
schwillt auf ihr Hals, darinnen Lava rinnt.
Und wie ein Ball von Feuer dröhnt ihr Kopf.

Sie machen sich von ihren Hemden los
und ihren Decken, die sie naß umziehn.
Ihr magrer Leib, bis auf den Nabel bloß,
wiegt hin und her im Takt der Phantasien.

Das Floß des Todes steuert durch die Nacht
heran durch Meere Schlamms und dunkles Moor.
Sie hören bang, wie seine Stange kracht
lauthallend unten am Barackentor.

Zu einem Bette kommt das Sakrament.
Der Priester salbt dem Kranken Stirn und Mund.
Der Gaumen, der wie rotes Feuer brennt,
würgt mühsam die Oblate in den Schlund.

Die Kranken horchen auf der Lagerstatt
wie Kröten, von dem Lichte rot gefleckt.
Die Betten sind wie eine große Stadt,
die eines schwarzen Himmels Rätsel deckt.

Der Priester singt. In grauser Parodie
krähn sie die Worte nach in dem Gebet.
Sie lachen laut, die Freude schüttelt sie.
Sie halten sich den Bauch, den Lachen bläht.

Der Priester kniet sich an der Bettstatt Rand
In das Brevier taucht er die Schultern ein.
Der Kranke setzt sich auf. In seiner Hand
dreht er im Kreise einen spitzen Stein.

Er schwingt ihn hoch, haut zu. Ein breiter Riß
klafft auf des Priesters Kopf, der rückwärts fällt.
Und es erfriert sein Schrei auf dem Gebiß,
das er im Tode weit noch offen hält.

Register der Überschriften und Anfänge

aller in Band 1 und 2 enthaltenen Gedichte.

Die Überschriften sind mit * bezeichnet, bei den Gedichten des 1. Teiles werden nur die Seitenzahlen angegeben.

A Bauer hat drei Buabn 2,61.
Abend ist's: die Girandolen 2,128.
Abends, wenn der letzte Strahl 2,369.
*Abenteuer in Ronciglione 47.
*Abgelöst! 2,52.
*Absaloms Abfall 2,363.
Ach Brüder, wie es uns geht 199.
Ach, deutscher Michel, freu dich 205.
Ach! hört mit Furcht 224.
Ach Johanna, sagte er 113.
Ach, könnt ich meine Stimme 186.
„Ach Mutter, Mutter! laß 377.
Ach! was nützt 2,283.
*Adamsruh 2,368.
*Adelstan 394.
Af, af, ehs Hiärtn, nid schlafts 125.
*Ahasver, der ewige Jude 2,139.
Alexander, der große 203.
*Alexander Ypsilanti 2,202.
*Alexanderlied, Aus dem 29.
Alle Liebesgötter jauchzen 2,244.
*Allerseelentag 2,351.
„Alles fertig? Nichts 2,386.
Alles ist in späte Dämmerung 2,467.
Allmorgens, wenn das Frührot 2,127.
Almansor klagt in der Wüste 2,22.
Als Christ der Herr im Garten 128.
Als der Herr mit mächt'ger 2,91.
Als der Landwirt von Passeier 406.
Als die drei Frauen 371.
Als die Latiner 2,13.
„Als die Preußen marschierten 195.
Als die Römer frech geworden 2,67.
Als gestern ich stund auf 2,52.
Als Herr Ulrichs Witib 2,437.
Als ich einst bei Salamanka 2,13.
Als Jesus Christ geboren ward 127.
Als Jesus von seiner Mutter 129.
Als jüngstens Herr Mercurius 197.
Als Kaiser Rotbart lobesam 2,5.
Als Kaiser Theodosius 399.
Als Knjäs Roman sein Weib 171.
Als man schrieb um Weihnachten 58.
Als Maria heut entwich 2,47.
Als nach Japan, weit entlegen 60.
Als noch, verkannt 301.
Als nun Ameis durch 42.
Als nun die Mutter Gottes 2,454.
Als Schafe noch weidete 158.
Als Schondilg noch ein klein 98.
Als still und kalt, mit 333.
Als Struwe ist kommen nach 208.
Als von Braunschweig Herzog 82.
*Altes Lied 2,247.
Alter Wäinämöinen selber 173.
Am Barbaratage holt ich 2,65.
*Am ersten Sarge 2,309.
Am fahlen Himmel 2,339.
Am Fenster stand die Mutter 2,234.
Am Höhenrand, der kreidig 2,372.
Am Mäuseturm um Mitternacht 2,173.
Am Meer, am wüsten 2,229.
Am Rhein, am grünen Rheine 2,296.
Am Samstag abend, wenn 156.
Am sonnig weißen Gartenhaus 2,79.
Am Sonntag war's 2,381.
*Am Teich 2,162.
*Am Tor des Hamadan 2,263.
*An Anfrag 2,61.
An dem österlichen Tag 129.
*An den Engel in der Wüste 344.
An den Ufern der Bretagne 2,350.
An der Katzbach 2,227.
An des Ararats Höhn 2,353.
An einem Fluß, der rauschend 387.
An einem schlimmen Übel 2,370.
An einem sonnenhellen Tag 176.
An einem Webestuhl von Gold 160.
An Schlosser hat an G'sellen 120.
An Trintje san Drügsehs Bradlapdaits 115.
*Andrea Dandolo 2,451.
*Andreas Hofer 2,211.
*Andreas Hofer 406.
*Andreas Moray 2,431.
*Aneas im Elysium 262.
Anna saß auf einem Stein 99.
*Anno Domini 1812 2,401.
Anzuschauen das Turnei 2,6.
*Arbeitergruß 2,160.
*Archibald Douglas 2,337.
Arion schifft auf Meereswogen 323.
Arion war der Töne Meister 320.
Arm am Beutel, krank 301.
„A soite: Fret euch alla! 125.
*Asbit und Asmund 376.
*Attentat auf Ludwig Philipp 205.
*Auerswalds und Lichnowskys Ermordung 207.
Auf Bali herrscht 2,147.
Auf Bardsey da ist es 2,117.
*Auf Bastion Nr. 53 vor Straßburg 215.
Auf Blut und Leichen 2,393.
Auf dem Altan wandelte 167.
Auf dem Amboß frisch und hell 2,209.
Auf dem Berge dort oben 387.
Auf dem Berge steht der Hirte 2,209.
Auf dem Fußpfad sangen 176.
*Auf dem Kirchhof 2,395.
Auf dem Markte von Dunbar 2,377.
*Auf dem Rhein 338.
Auf dem Rosenstocke 2,406.
Auf dem Schlößlein spielt 163.
Auf dem Tütvogelmoor 2,388.
Auf der Burg zu Germersheim 2,17.
*Auf der Flucht nach Ägypten 41.
Auf die Heerfahrt 154.
Auf die Jagd zieht jagend 166.
Auf einem Felsen 2,372.
Auf einer meiner Wanderungen 2,389.
Auf eines Hügels Spitze 2,180.
Auf Erden schützt nicht Redlichkeit 392.
Auf goldnem Wagen fährt er 2,195.
Auf Golgatha liegt schwarz 2,411.
Auf grünen Bergen wird geboren 331.
Auf grünen Wiesen ging Marie 378.
Auf hohen Burgeszinnen 2,321.
Auf ihr Brüder, jetzt mit mir! 126.
Auf ihrem Leibrößlein 2,25.
*Auf letzten Bergen 2,373.
Auf Nummer Dreiundfünfzig 215.
Auf öder Heide ragt 2,59.
Auf, Pförtner, schließet auf 158.
*Auf Scharnhorsts Tod 406.
Auf schwell'nden Polstern ruht 2,325.
Auf Zypern ist es Lesenszeit 2,124.
Augsburg ist ein kaiserlich Stadt 84.
*Aus dem schlesischen Gebirge 2,278.
*Aus dem „Triumph des Todes" 2, 461.
*Aus der Gnomenwelt 2,216.
*Aus der Oper „Der Freischütz" 373.
*Aus der Oper „Don Juan" 402.
*Aus der Oper „Preziosa" 403.
*Aus „Die Blüte des Chaos" 2,463.
Aus „Die Schöpfung" 2,462.
Aus einem finsteren Geklüfte 235.
Aus „Lebenslauf Jeremias Bunkels, des alten Torschreibers" 397.
*Aus Ovids Metamorphosen 2,283.
*Aus „Parzival" 2,454.
Aus Perlen mischt 2,141.
*Aus „Romanzen vom Rosenkranz" 347.
Aus Sankt Justi Klosterhallen 2,126.
Aus tiefem Schlaf 2,400.
Ausgestoßen war der Götter 2,166.

*Babylonische Sorgen 2,248.
Bald nach des schwarzen Todes 2,56.
*Ballade des äußeren Lebens 2,459.
*Ballade vom Brennesselbusch 2,419.
*Ballade vom Reiter 2,262.
*Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen 303.
*Ballata (Übersetzungen) 2,435.
Barbarazweige 2,65.
*Barbarossa im Kyffhäuser 2,209.
*Bazaines Abschied 214.
Bedecke deinen Himmel, Zeus 282.
*Begegnung 2,233.
Begleitet von zwei treuen Hunden 261.
Bei Andernach am Rheine 321.
Bei Dennewitz, da haben wir 204.
*Bei Gravelotte 2,196.
Bei Jena auf der Leuchtenburg 367.
Bei Lissa kam's zur Schlacht 197.
Bei Tagesfrühe ganz allein 370.
Bei Thann da grünen Tristen 2,71.
Bei Weißenburg am 4. August 2,196.
*Beiarblack 151.
*Belagerung von Prag 196.
*Belsazer 2,239.
*Beowulf, Aus dem 6.
Bereit ist alles 2,130.
Betend ging der Bischof Benno 2,253.
*Bethlehem 2,455.
*Bettlerballade 2,88.
„Bevor zum Dom ihr Steine findet 2,226.
Bin die Rosa! 2,404.

Bin eines armen Bauern Knabe 356.
Bin jung gewesen 2,26.
* Bischof Kletus 2,69.
* Bithon und Kleobis 2,130.
* Blaubart. Ein Märchen 2,53.
Blaubart war ein reicher Mann 228.
Blitz und blau Feuer! 2,68.
Blitze lauern hinter Wolken 2,291.
* Blum 2,282.
* Botenart 2,121.
* Bothwell 2,298.
* Brandenborschet Landwehrlied 215.
* Brautwerbung 143.
* „Breide Humsbüttel" (Episode aus dem Roman) 2,384.
* Bretagne 2,350.
* Brigitte B. 2,474.
* Bruder Waghals 2,68.
* „Buch der Lieder", Aus dem 2,228.
* Buddhas Geburt 2,159.
Buhköken von Halberstadt 69.
* Buko von Halberstadt 69.
* Burg „Fragmirnichtnach" 2,85.
Burg Niedeck ist im Elsaß 2,311.
Buske di Nemmer, du lose Mon 78.

Chanina und Hosaja, kleine Schuster 2,455.
Chidher, der ewig junge, sprach 2,48.
Christoph Patzeber ein Bauer 2,407.
* Christophorus 2,251.
* Christus als Gärtner 371.
* Christus und die beiden Frauen 2, 409.
* Christus und Johannes 2,214.
* Cleopatra 2,370.
* Colombos Geist 2,51.
* Correggio 2,159.
* Crillon 2,191.
* Cypressus er nun heißet! 343.

aadidken sin Vaader dat waß en schmuck Mann 120.
Da droben auf jenem Berge 85.
Da drunten in jenem Tale 85.
Da gab's Branntwein und Bier 2,402.
Da harrten sie des Abends 22.
Da ich kam nach Marseille 156.
Da Jesus in den Garten ging 127.
Da kaum den Hügel matt erhellte 2,48.
Da lebt ein Weib in Ushers Well 135.
Da liegt ein Blatt 2,83.
Da nahete vom Moore 6.
Da noch der Ur 2,41.
Da sind wir Musikanten wieder 336.
Da ward vermählt 145.
Da wo der Jakkatarg 2,116.
Dar is ein nie raet geraden 182.
* Das älteste germanische Rätsel 72.
* Das Amen der Steine 385.
* Das Auge 2,316.
* Das Ave Maria 2,251.
* Das Bankett 2,32.
* Das Bild in Gelnhausen 407.
* Das bittere Trünklein 2,90.
Das breite Stromtal lag 2,435.
* Das Engelland (Land der Seelen) 70.
* Das 1. Bat. des 9. Grenadier-Regiments bei Pontarlier 216.
* Das Fegefeuer des westfäl. Adels 2,267.
Das Feld vorm Friedhof 2,117.
* Das Festmahl des Alten 2,341.
* Das Fieberspital 2,475.
* Das Fräulein von Rodenschild 2,270.
* Das Gebet der Witwe 2,319.
* Das gelbkrause Haar 88.
* Das Gelübde 388.
* Das Grab der böhmischen Bauerndirne 2,65.
* Das Grab im Busento 2,50.
* Das Guckkastenlied vom großen Hecker 206.
Das Haupt gebeugt 2,285.
* Das Hermannlied 69.
* Das Herz von Douglas 2,190.
* Das Hexenlied 2,365.
* Das Hildebrandslied 3.
* Das Hirtenfeuer 2,264.
* Das hungernde Kind 107.
Das ist des Kaisers Wagen 2,195.
Das ist die Mär vom Ritter Manuel 2,437.
Das ist ein guter Harfner 2,189.
Das ist ein Tag der Wonne 2,133.
* Das kaiserliche Schreiben 2,90
* Das klagende Lied 2,62.
* Das kleine Tümmelding 2,176.
* Das Krähen 2,177.
Das Land lag wie aus Glas 2,390.
* Das lange Band 2,222.
* Das lange Pferd 2,177.
* Das Leichenheer 2,324.
* Das Leiden des Herrn 2,128.
* Das letzte Kind 2,161.
* Das Lied der Toten 332.
Das Lied rollt 'nen blutigen Teppich auf 365.
* Das Lied vom braven Manne 270.
* Das Lied vom Feldmarschall 406
* Das Lied vom Hembe 2,278.
* Das Lied vom Schill 405.
* Das Lied von den Mörungern 2,169.
* Das Lied von der Vernauerin 2,216.
* Das Lied von Marlbrouk 157.
* Das Ludwigslied 10.
* Das Lügenfeld 2,71.
* Das Mädchen von Vaugirard 156.
Das Mägdlein in der Kammer liegt 2,71.
* Das Mahl zu Heidelberg 2,20.
Das Männlein ging spazieren 2,45.
* Das Mäntelein 87.
* Das Mär vom Tursen (Riesen) 66.
* Das Märchen von der bösen Stiefmutter 2,69.
* Das Märchen von der schönen Mete 2,438.
* Das Marlborough-Lied 193.
„Das Meer wirft Schaum" 2,172.
* Das Mühlrad 85.
* Das Mühlrad (Westfälisch) 85.
* Das Münster zu Thann 2,70.
* Das Mysterium 2,208.
* Das nasse Grabhemd 113.
* Das Nibelungenlied 22.
* Das Ottolied 11.
* Das Pavierlied (1525) 183.
* Das Petruslied 12.
* Das Pferd als Kläger 2,249.
* Das Radetzky-Lied 210.
* Das rechte Wort 2,126.
* Das Requiem des Bischofs Turpin 2,450.
* Das Riesenspielzeug 2,311.
* Das Roß und der Reiter 2,135.
* Das rote Lied 2,148.
* Das rote Männlein 2,72.
* Das Rudel 2,454.
* Das Schäfchen 165.
* Das Schloß am Meere 2,1.
* Das Schloß in Österreich 103.
* Das Siegesfest 314.
Das Sprichwort ist gewiß 194.
* Das Stiergefecht 2,261.
* Das Sturmroß 2,360.
Das Thüringer Tanzvolk 2,436.
* Das Tragemundslied 71.
* Das Trauerspiel von Afghanistan 2, 338.
* Das Treffen bei Kandern 206.
* Das Urteil des Schemjáka 2,313.
* Das Veilchen 278.
* Das verfluchte Dorf 2,72.
* Das verirrte Hähnlein 2,214.
* Das verlassene Mägdlein 2,26.
* Das versunkene Schloß 321.
Das war das letzte Mal 2,402.
Das war der Dechant 2,125.
Das war der Kaiser Sigismund 2,371.
Das war der Tag bei Gravelotte 213.
Das war die schöne Frau Herzogin 2,426.
Das war Johannes Wittenborg 2,297.
Das Wasser rauscht, das Wasser 285.
Das Wasser rauscht zum Wald 2,66.
* Das Weib von Ushers Well 135.
* Das Winzermädchen 373.
* Das Wurstduell 2,457.
* Das zerbrochene Ringlein 379.
* Dat gruli Hus 2,302.
Dat süht bi Dag so fründli ut 2,302.
De Bäcker Swenn 2,354.
De Herr von Buck 2,355.
* De Hochtid (Tierhochzeit) 78.
De Kath liggt dal 2,301.
De König wol to dem hertogen 182.
De par le roi! man öffne mir 2,327.
* De Saldaat 120.
* De Waterkeerl in der Za' 63.
* De Wedd 2,354.
Dein Schwert, wie ist's von Blut 134.
Dem Geier gleich 284.
Dem günst'gen Leser Glück 2,222.
Demütig geduckt, trägt das toskanische Meer 2,451.
Den Finken des Waldes 2,68.
„Den Hengst heraus!" 2,443.
Den Riesen Kanaans 2,251.
Den Tod, den Tod haben wir 68.
Den toten Manfred plünderten 2,306.
Der Abt von Waltham seufzte 2,234.
* Der Alte 2,413.
* Der alte Garten 379.
* Der alte Komödiant 2,130.
* Der alte Müller 2,321.
* Der alte Reitersmann 2,150.
* Der alte Sänger 2,322.
Der Amtmann von Tondern 2 384.
Der Anger dampft, es kocht 2,266.
* Der Arbeitsmann 2,402.
* Der arme Sünder 2,59.
* Der Asra 2,239.
* Der Aufstand in Northumberland 140.
* Der Basilisk 2,457.
Der Bauer hierzuland 2,176.
* Der Bauer von Lupstein 2,406.
* Der Bauernkrieg im Elsaß 2,72.
* Der Bauerntanz 57.
* Der Bergknapp 383.
* Der Bettler 2,319.
* Der Bettler und sein Hund 2,320.
* Der Bildhauer des Hadrian 2,294.
* Der blanke Hans 2,381.
Der Blasbalg faucht 2,147.
* Der bleiche Verbrecher 2,400.
* Der blinde König 2,2.
* Der blutige Sohn 174.
Der Böhmen König gibt ein Fest 358.
* Der Bote 2,452.
* Der Bruder Graurock 271.
Der Brunnen plätschert leis 2,409.
* Die Büßende 241.
* Der Choral von Leuthen 2,213.
* Der Cid 161.
* Der Dessauer Marsch 2,215.
* Der Dichter Firdusi 2,239.
* Der Edelknabe 294.
* Der eiserne Mann 2,124.
* Der Engel am Grabe des Herrn 333.
* Der entflogene Falke 44.
Der entsprungene Mönch 117.
* Der ewige Jude 235.
* Der fahrende Schüler 2,73.
* Der Falke 44.
* Der fehlende Schöppe 2,46.
Der Feind ist da. Die Schlacht 229.
* Der Feuerreiter 2,24.
* Der finstere Waffenschmied 2,209.
* Der Fischer 285.
* Der Fischer 2,204.
* Der Fischer von Svendaland 2,416.
* Der Flausrock 254.
* Der Fleischer von Konstanz 2,18.

*Der Flieger 2,472.
*Der fremde Spielmann 395.
*Der fromme Ritter 2,207.
*Der Fundator 2,268.
*Der Fürst und sein Kebsweib 230.
*Der Fuß an der Wand 2,249.
*Der Gärtner 2,25.
*Der Gast 2,167.
*Der gefangene Soldat 104.
*Der Gefangenen Abschied 2,411.
*Der Geiger zu Gmünd 2,16.
*Der Geistertanz 259.
*Der Gesang der Parze 2,87.
*Der getreue Eckart 302.
*Der getreue Hund 237.
*Der gleitende Purpur 2,89.
*Der Glockenguß zu Breslau 2,200.
*Der Goldschmied 2,147.
*Der Gonger (Wiedergänger) 2,172.
*Der Gott und die Bajadere 298.
Der Graf kehrt heim 2,121.
*Der Graf und der Leibeigene 2,318.
*Der Graf von Habsburg 313.
Der Graf zu Schaumburg-Lippe 2,284.
*Der grausame Bruder 107.
*Der güldene Ring 2,347.
*Der gute Besuch 2,369.
*Der gute James 2,430.
*Der gute Pfalzgraf 2,201.
*Der gute Reiche 387.
*Der Gutsherr von Vecheide 2,379.
*Der Hammerschmiedssohn 100.
*Der Handschuh 311.
*Der Heidebrand 2,385.
*Der Heideknabe 2,289.
*Der Heidemann 2,265.
Der heil'ge Ludwig tritt hervor 2,208.
*Der heilige Felix 377.
*Der heilige Franz 2,132.
*Der heilige Solinus 345.
*Der heilige Walther 2,257.
Der Herberg mancher Gilden 2,347.
Der Herbstwind rauscht 2,83.
Der Herr, als er auf Erden 333.
Der Herr Jesus 2,167.
*Der Herr Marquis 2,339.
*Der Hexengeiger 2,376.
Der Himmel war umzogen 330.
*Der Hospoet bei der Geburt 2,330.
Der Hornruf schallt 2,431.
*Der Hügelbauer, der tanzet 150.
*Der Ichthyosaurus 2,67.
*Der indische Wunderwald 29.
*Der Invalid im Irrenhaus 2,321.
Der ist allein ein König 2,304.
Der ist der Herr der Erde 331.
*Der Jäger aus Griechenland 82.
Der Jäger Barthel 2,446.
Der Jungfrau Bild 2,290.
*Der Jüngste Tag 69.
Der Kaiser sitzt 2,69.
*Der Kaiser und der Abt 272.
*Der Kaiser von China 2,246.
*Der kalte Baum 2,224.
*Der Kämpe 379.
*Der Kampf um die Wasserstelle 2,394.
*Der Kapaun 392.
Der Kapuziner Haspinger 2,42.
*Der Kastellan von Coucy 2,12.
*Der Kehraus 382.
*Der Kinderbischof 2,432.
*Der kleine Hydriot 2,202.
*Der Kleinen Testament 149.
*Der Klopfer 2,174.
*Der Knab im Rosenhain 149.
Der Knabe träumt 2,289.
Der Knecht hat erstochen 29.
*Der Kölner Dom 2,226.
Der König flieht und hinter 2,450.
*Der König in Thule 279.
Der König Karl fuhr 2,4.
Der König saß unter 383.
Der König sitzt in 142.
Der König stand am Fenster 2,187.
Der König von Yvetot 2,328.
*Der Königsbronn in 2,304.
*Der Königssohn 374.
*Der Künstler 2,456.
*Der Kürassier 2,81.
Der Kurfürst rückt den Stuhl 2,310.
*Der Lachschädel 2,118.
Der Landgraf saß 2,208.
*Der letzte Ritter 2,127.
*Der levitische Mann 2,405.
*Der Lichtertanz 2,436.
*Der Liebesapfel 64.
*Der Liebesritter 353.
*Der Mahne-Friedrich 201.
*Der Maler 41.
*Der Mann ins Heu 118.
*Der Mäuseturm 2,173.
Der Meister Rubik 2,106.
*Die Mette von Marienburg 2,307.
*Der Mohrenfürst 2,272.
*Der Mönch von Heisterbach 2,254.
Der Mond ging unter 382.
Der Mond ist aufgegangen 404.
*Der Mörder 2,386.
Der Morgen dämmert fahl 2,411.
*Die Mühle steht still 2,15.
*Der Müllerin Reue 295.
*Der Müllerin Verrat 295.
*Der Musikant von 2,186.
*Der Nachtjäger 2,193.
Der Nachtwind durch die Luken 2,245.
*Der Narr des Grafen 2,77.
*Der Nobis-Krug 2,418.
*Der Organist 2,23.
Der Percy aus Northumberland 137.
*Der Pfalzgraf oder die blutige 96.
*Der Pifferaro 2,152.
*Der Pilgrim von St. Just 2,51.
*Der Polenflüchtling 2,138.
Der Priester eines Dorfs 390.
*Der Prozeß 218.
*Der rasende Geldar 252.
*Der Rat der Nachtigall 84.
*Der Raub Dimitars 168.
*Der Raubgraf 268.
*Der Raubschütz 2,139.
*Der rechte Barbier 2,312.
*Der reiche Mann von Köln 2,286.
*Der Reitersmann 380.
*Der Rekrut auf Philippsburg 2,252.
*Der Ring 2,16.
*Der Ring 2,292.
*Der Ritt zur Hölle 64.
*Der Ritter und seine Frau 351.
Der Ritter von Gerhausen 2,19.
*Der Rittmeister 2,395.
*Der Rosengarten 2,6.
*Der Rotbart 2,133.
*Der Rubel auf Reisen 2,52.
Der Rubel reist 2,52.
Der Sänger geht 330.
*Der Schatten 2,29.
*Der Schatzgräber 301.
*Der Schatzgräber 380.
*Der Scheik am Sinai 2,274.
*Der Schlossergesell 120.
Der Schnee leis stäubend 2,338.
Der schöne Guido war zur Jagd 160
Der Schritt der letzten Gäste 2,439.
*Der schwarze Reiter 2,374.
*Der schwarze Ritter 2,9.
*Der schwarze See 2,135.
*Der Schreiber im Korbe 117.
*Der Schwedenturm 2,21.
*Der schwermütige König 2,389.
Der Schwerting, Sachsenherzog, 2,101.
*Der Schwester Klage 172.
*Der 6. November 1632 2,334.
Der Sieg war errungen 2,215.
*Der Sieger 2,6.
Der Sieger, ganz in Eisen 2,124.
*Der Sohn 2,466.
Der Sonntag winkt mit stillen 356.
*Der späte Gast 2,168.
Der Speckbacher 2,43.
Der Spiegel dieser treuen 2,26.
*Der Spielleute Klagelied 2,284.
Der Spielmann stimmt 2,45.
*Der Staatsrat 2,328.
„Der Stärkste soll König 2,197.
Der Staufenberger ritt 2,249.
*Der Steinklopfer 2,404.
*Der stille Freier 379.
*Der stolze Bauer 46.
*Der stolze Gast 2,303.
*Der Stromgeiger 404.
*Der Stromgott 2,85.
*Der Student 2,13.
*Der Student von Prag 2,206.
*Der Sturm auf die Düppeler 209.
Der Sturm durchfährt 2,193.
*Der Substitut des heiligen 392.
Der Tag ging regenschwer 2,395.
*Der Tag von Düppel 2,335.
*Der Tag von Henningstedt 2,332.
*Der Tambour 2,330.
*Der Tannhäuser 2,181.
*Der Tannhäuser 2,237.
*Der Tanz 2,439.
*Der Tanz mit dem Tode 383.
*Der Taucher 309.
*Der Teufel nahm ein alt Weib 53.
*Der Tod 2,387.
*Der Tod als Schnitter 132.
*Der Tod des Carus 2,49.
*Der Tod des Erzbischofs 2,266.
*Der Tod des Perikles 2,466.
*Der Tod kennt den Weg 2,293.
*Der Tod Lorenzos des 2,141.
*Der Tod und das Mädchen 132.
*Der Todspieler 2,419.
*Der tote Bräutigam 112.
*Der tote Cid 2,260.
*Der tote Freier 111.
*Der Totentanz 302.
*Der Trauernde und die Elfen 334.
*Der Träumer 2,412.
*Der Traurige 174.
*Der Trompeter an der Katzbach 2,212.
*Der Trompeter von Königswinter 2,359.
*Der trunkene Gott 2,86.
*Der Turm in der Öde 2,185.
*Der Türmer 302.
Der unbeweibte Ritter liegt 2,122.
*Der ungarische Graf 2,54.
*Der üppige Bauernbursche 46.
*Der Vandalen Meerfahrt 2,57.
*Der Vatermörder 388.
*Der Verräter 2,359.
Der Vorhang rauscht 2,130.
*Der Vorwirt 112.
*Der Weichdorn 2,47.
*Der Weidenbaum 2,123.
*Der weiße Hirsch 2,8.
*Der Wiedertäufer 2,119.
*Der Wilddieb 358.
*Der Wilde 396.
*Der Wildschütz 2,113.
*Der Wirtin Töchterlein 2,7.
*Der Zauberer Virgilius 2,203.
*Der Zaubergärtner 2,180.
*Der Zauberlehrling 300.
*Der Zauberleuchtturm 2,30.
*Der Zecher 394.
*Der Ziegelschlag 2,161.
*Der Zigeunerkönig 2,34.
*Der Zollverein 205.
*Der Zug der Toten 2,465.
Des alten Fritz Leibkutscher 2,174.
*Des Arnold von Winkelried 2,225.
*Des Fremdlings Abendlied 399.
*Des Gatten Heimkehr 160.
*Des Goldschmieds Töchterlein 2,7.
Des Jerman Weizers Fraue 109.
*Des kleinen Volkes Überfahrt 2,178.
*Des Liebenden Morgen 2,164.
*Des Markgrafen Töchterlein 105.

*Des Müllers Töchterlein 94.
*Des Pfarrers Tochter 274.
*Des Prior Wichmann 2,173.
*Des Ritters von Gerhausen 2,19.
*Des Sängers Fluch 2,9.
*Des toten Bräutigams Lied 340.
Des Vaters Hochzeitslied 2,227.
Des Zauberers sein Mägdlein 2,30.
*Deutschland 2,247.
Deutschland ist noch ein kleines 2,247.
*Die Albigenser 2,144.
Die alte Frau 2,162.
Die alte Ursel 2,445.
Die Alte wacht 2,319.
*Die ältere Edda 13.
*Die ältesten Edelleute 2,219.
Die Armesündenglocke schrie 2,422.
*Die Attacke 2,392.
*Die Audienz 2,246.
Die Auen ein fürstlicher 2,126.
*Die Bardeninsel 2,117.
Die Bauern von St. Pölten 117.
Die Bauern wollten Freie 2,72.
*Die Bauernführer 2,422.
*Die Begegnung 2,117.
*Die Beiden 2,459.
*Die beiden Bräute 2,374.
*Die beiden Deserteure 2,433.
*Die beiden Raben 134.
*Die Belagerung von Gwengamp 158.
*Die Berezinawacht 2,171.
Die bleiche Leinwand 2,476.
*Die blitzerschlagene Magd 2,441.
*„Die Blüte des Chaos", Aus 2,463
*Die Blütenfee 2,369.
*Die Blutrache 145.
*Die Bogenschützin 2,435.
*Die böhmischen Bauern 2,151.
Die böse Stiefmutter 2,69.
*Die Braut von Korinth 297.
*Die Brautnacht 2,114.
Die bretterne Kammer 259.
*Die Brombeeren 118.
*Die Brudermörderin 160.
Die Burg wird still 2,424.
*Die Chevy-Jagd 137.
*Die Dame von Faverne 2,339.
*Die Dämonen der Städte 2,475.
Die Diener eilen hin und her 2,32.
*Die Dirne 2,404.
*Die drei 2,141.
*Die drei gemalten Ritter 2,90.
*Die drei Indianer 2,140.
*Die drei Jungfraun 2,203.
*Die drei Liebhaber 156.
*Die drei Lieder 2,2.
*Die drei Zigeuner 2,137.
Die Ebene glitzernd 2,459.
Die Eh' ist für uns arme 220.
*Die Einquartierung 401.
Die Elfen sitzen im Elfenschacht 2,46.
*Die „Elfin" 2,447.
*Die Equipage 2,396.
*Die Erscheinung 366.
*Die Fahne 2,287.
*Die Fahrt ins Heu 393.
*Die Falschmünzer 2,386.
*Die Finnenhochzeit 395.
*Die Flucht 2,450.
*Die Flucht der heiligen Familie 382.
*Die Flucht des Kaisers 2,195.
*Die Frau von Weißenburg 92.
*Die Freunde 390.
Die frische Quelle rinnt herab 2,135.
Die Frühe schlägt die Augen 2,262.
*Die Füße im Feuer 2,92.
*Die Gans von Putlitz 2,334.
Die Garben lagen 2,450.
*Die Gattenmörderin 175.
*Die Geburt der Harfe 173.
*Die Geister am Mummelsee 2,24.
*Die Geschichte auf der Aar 258.
*Die Geschichte von Goliath 252.
*Die gestohlene Feder 2,223.
*Die Giftmischerin 2,318.
*Die Glocke von Dunbar 2,377.
*Die Glocken zu Speier 2,284.
*Die Goldgräber 2,299.
*Die Gottesmauer 346.
*Die Grenadiere 2,232.
Die großen Feuer warfen 2,393.
Die großen Städte 2,58.
*Die Harfe 176.
*Die Heidenschenke 2,135.
Die heilig Nein 131.
*Die Heilige 390.
*Die heilige Familie 127.
*Die heilige Woche 129.
*Die heiligen drei Könige 126.
*Die heiligen drei Könige des Elends 2,407.
Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern 286.
*Die Herzogin und der Page 2,426.
*Die Hirten auf dem Felde 125.
*Die hohe Schweinehirtin 164.
*Die Hostie 2,96.
*Die Jagd des Moguls 2,192.
*Die Jüdin 92.
*Die junge Markgräfin 95.
*Die Kapelle zum finstern 2,382.
*Die Katzen und der Hausherr 219.
*Die Kavalkade 2,375.
*Die Kerze 2,71.
*Die Kinder an der Mutter 113.
*Die Kindsmörderin 101.
*Die Kindsmörderin 307.
*Die Kirmes der vollen Bauern 116.
*Die kleinen Krebse 401.
Die Königes-Mann 144.
*Die Krähwinkler Landwehr 121.
*Die Kraniche des Ibykus 311.
*Die kranke Lise 2,38.
*Die Krone der Königin 51.
Die Kugel mitten in der Brust 2,280.
*Die Kunstreiterin 2,162.
*Die Lampe 2,150.
*Die Legende vom Hadernburger Wein 2,407.
*Die Legende von der Pförtnerin 2,111.
*Die Leiche zu Sankt Just 2,126.
*Die Leipziger Schlacht 405.
*Die letzte Nacht 2,474.
*Die letzten Worte des Pfarrers 327.
*Die letzten Zehn 2,212.
*Die Liebe auf dem Lande 257.
*Die Liebste als Schlangenköchin 109.
*Die Lieder des alten Bergmann 321.
*Die Lilie 2.14.
*Die Lilie 325.
*Die Lilien 99.
*Die Linde im Tal 84.
*Die Lore Lay 337.
*Die Löwin 2,372.
Die Lüfte wehn so schaurig 251.
*Die lustigen Musikanten 336.
*Die Macht des Kummers 149.
Die Mägdelein 2.46.
*Die Mähderin 2,10.
*Die Männer im Zobtenberge 2,312.
*Die Mär vom Ritter Manuel 2,437.
Die Masten ragen 2,475.
*Die Meerfrau 150.
Die Mitternacht zog 2,239.
*Die Mönche 2,258.
*Die Mordeltern 100
Die müden Glieder neigen sich 327.
*Die Muhme 108.
*Die Musen waren ausspaziert 227.
*Die Mutter hat schon lang 358.
Die Mutterliebe Eisen bricht 2,221.
Die Nacht ist kalt; 2,194.
*Die nächtliche Heerschau 2,100.
*Die nächtliche Trauung 2,388.
*Die Nachtwandlerin 377.
*Die Nachtwandlerin 2,165.
*Die Narren 358.
*Die Nebenbuhlerin 153.
*Die Nesselhemden 2,109.
*Die neue Göttin 2,166.
Die niederländschen Herren 178.
*Die Nonne 91.
*Die Nonne 238.
*Die Nonne 2,420.
*Die Odaliske 2,294.
Die Peitsche pfeift 2,412.
*Die Perle der Wüste 2,192.
*Die Pfalz 357.
Die Pourtalès in Neuchâtel 2,39.
*Die Prager Schlacht 195.
*Die Rabenmutter 115.
*Die Rache 2,9.
*Die Rätsel der Elfen 2,46.
Die Recken Geiserichs 2,57.
Die Reihn der alten Garde 2,326.
*Die Rose 324.
*Die Rosse von Gravelotte 2,37.
*Die rote Rosa 2,404.
Die rote Scheibe steigt 2,472.
*Die Saale 379.
*Die Sage vom Frankenberger 2,199.
*Die Schatzgräber 277.
*Die Scheintote 109.
Die Schenke dröhnt 2,77.
*Die Schlacht 308.
*Die Schlacht 2,392.
*Die Schlacht bei Laupen 232.
*Die Schlacht bei Sempach 178.
*Die Schlacht bei Sempach 2,442.
*Die Schlachten 365.
*Die Schlangenamme 2,207.
*Die Schlangenköchin 160.
*Die Schlangenkönigin 330.
*Die schlimme Gret 2,27.
*Die Schmiede am Bodensee 2,213.
*Die schöne Bernauerin 91.
*Die schöne Hannale 62.
„Die Schöpfung", Aus 2,462.
*Die schwarze Laute 2,406.
*Die Schwestern 156.
*Die seidne Schnur 2,273.
*Die seltsamen Menschen 219.
*Die Sendlinger Bauernschlacht 2,60.
*Die Seufzerbrücke 2,279.
*Die sieben Freuden 386.
Die sinkende Sonne weint blutig auf starren Schnee 2,462.
*Die Sonnenjungfrau 176.
*Die Sonntagsdrescher 372.
*Die späte Hochzeit 382.
*Die Spinnen und die Fliegen 2,161.
*Die Spinnerin 254.
*Die Stimme des Grabes 365.
Die Straße wogt und wälzt 2,452.
*Die Tabakspfeife 253.
Die Tafel steht geschmückt 2,355.
Die Tannenberge rings 2,135.
*Die tanzende Stadt 2,470.
*Die Tänzerin 386.
*Die Tanzwut 2,56.
*Die Teufelskanzel 2,468.
*Die Teutoburger Schlacht 2,67.
*Die Tote im Wasser 2,475.
*Die Toten an die Lebenden 2.280.
Die Toten waren zuviel 2,465.
*Die traurige Geschichte vom goldenen Goldschmied 2,370.
*Die traurige Hochzeit 2,15.
Die traurige Kindheit 2,162.
*Die traurige Krönung 2,24.
*Die treue Hand 2,344.
*Die treue Haut 2,254.
*Die treue Schwester 106.
Die Trommel schlägt zum Krieg 2,283.
*Die Trommelmusik 2,175.
*Die Trompete von Vionville 2,277.
*Die Tulipan 2,422.
*Die unbarmherzige Schwester 114.
*Die Unbestechliche 88.
*Die Untrennbaren 368.
Die untreue Braut 114.
Die Verena kriegt nur 2,399.
*Die verkaufte Müllerin 102.
*Die verlassene Mühle 2,66.

*Die verlorne Braut 381.
*Die verschwiegene Nachtigall 45.
*Die verstummte Laute 2,91.
*Die Versuchung des heiligen Gallus 2,469.
*Die vertauschten Frauen 2,417.
*Die vierte Stimme 2,113.
*Die Völkerschlacht bei Leipzig 2,212.
*Die wackeren Mütterlein 2,184.
*Die wahrsagenden Bäume 366.
*Die Wallfahrt nach Kevlaar 2,234.
*Die Wanderratten 2,245.
Die Wartburg ruht im Dunkel 2,37.
*Die Weber 2,245.
*Die Weiber von Weinsberg 269.
*Die Werbung 2,137.
Die Werkstatt glüht vom Feuerschein 2,213.
*Die Wetterfäule 2,172.
*Die Wettfahrt 354.
*Die Wettfahrt 2,107.
*Die Wiener Meerfahrt 2,411.
*Die Winzerin 2,79.
*Die Witwe von Wykombe 2,205.
*Die Worte des Koran 2,100.
*Die Wucherer 233.
*Die Wundermühle (Siebenbürgisch) 85.
*Die Zähne des Don Diego 2,357.
*Die zween Bachanten 57.
*Die zwei Schwestern aus Prag 402.
*Die Zwerge in Pinneberg 2,175.
*Die zwölf alten Meister im Rosengarten 50.
Die zwölfte Stunde 2,322.
Dies hier der Block 2,318.
*Dietlieb 2,205.
*Dietrich von Berne 2,256.
Dir etwas zu erzählen 226.
Dir ist der alte Müller bekannt 2,316.
*Dirk Tyrling 2,425.
*Ditmarschen (2 Fassungen) 182.
Dô sach ich zwô kreigen 75.
Doch manchmal in Sommertagen 379.
Don Alonso Perez Gusman 164.
Don Diego, Donna Dora 2,357.
*Don Juan 334.
*„Don Juan", Aus 402.
*Don Ramiro 2,241.
„Donna Clara! Donna Clara! 2,241.
*Dor hest eins! 2,355.
*Dörpertanzweise 2,68.
*Dort hoch auf jenem Berge 85.
Dort nieden in jenem Holze 85.
Draus bei Schleswig vor der Pforte 346.
*Drei Fräulein im Baumgarten 84.
*Drei Marien (Osterlied. 14. Jahrh.) 128.
Drei neue Schädel 2,275.
Drei Reiter nach verlorner Schlacht 2,141.
*Drei Schwestern 102.
Drei Taler erlegen für meinen Hund 2,320.
Drei Zigeuner fand ich einmal 2,137.
*Dritte Romanze 224.
Du bist gestorben 2,247.
Du bist Orplid 2,24.
Du schiltst das Schicksal 244.
„Du verlobst mich 168.
Düc Krequi, hör, wat wultu dohn ? 189.
Dunkel, Dunkel im Moor 2,264.
Durch die Fenster, blumig befroren 352.
Durch die Fluten bahnte 2.51.
Durch die Wälder, durch 373.
Durch einen Wald von Pinien 2,152.
*Dynamit 2,158.

*Ebbis Töchter 154.
*Edda, Die ältere 13.
*Edward 134.
„Ehrt Ihr so die Sabbatsfeier 372.
„Ei seht mir doch 2,159.
Eia Weihnacht! Eia Weihnacht! 2,89.
Ein Afterheld der deutschen Bühne 225.
Ein alter Priester war's 2,263.
*Ein anderer Orpheus 2,189.
Ein armer Tor lebt 345.
Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar 2,85.
Ein Bächlein kommt gesprungen 85.
*Ein Balg 2,162.
Ein Bergzug von wildem Gemäuer 2, 373.
Ein betrogen Mägdlein 2,90.
Ein Brite war zu ebner Erde 400.
*Ein deutscher Postillion 2,218.
Ein Dorf in einem Bauren saß 75.
Ein Ehweib geschändet 2,451.
Ein Erntetag hat ausgebrannt 2,441.
*Ein Faustschlag 2,189.
Ein Fischer hat gefangen 2,204.
Ein Fischer saß im Kahne 338.
*Ein Flammenfest 2,147.
Ein fremder Kavalier 2,16.
Ein frommer Priester 386.
Ein Goldschmied in der Bude 2,7.
Ein Grobschmied hatt' ein Töchterlein 2,177.
Ein heil'ger Mönch einst was 39.
Ein jäher Blitz 2,85.
*Ein Johannisfest 169.
Ein junger Mönch 2,254.
Ein junges Mädchen kam nach Baden 2,474.
Ein Junker aus 222.
Ein Kanadier, der noch Europens 396.
*Ein Kinderlied auf die Weihnachten 123.
Ein König war verrückt und blöd 2,182.
Ein Kränzlein zu Johanni 2,65.
*Ein Lied der Bauern 2,59.
*Ein Lied von der Weibertreue 2,315.
Ein Maler hatte scharfen Sinn 41.
Ein Mann, der in der Welt 219.
*Ein Märchenerzähler in Irland 2,123.
*Ein Märtyrer 2,401.
Ein milesisches Märchen 259.
Ein muntres Teufelchen fuhr 264.
Ein neues Lied gesungen sei 2,334.
Ein neues Lied wir heben an 59.
Ein niedliches Mädel 393.
*Ein Nobiskrug 2,285.
*Ein persischer Heiliger 2,114.
Ein Pilgermädel, jung und schön 271.
Ein Rabbi war im alten Prag 2,150.
Ein Regensturm mit Schnee 254.
Ein Reiter jagt durchs Feld 370.
*Ein Ritt 2,272.
Ein Ritter freundlich lag 45.
Ein Ritter ganz in blankem Stahl 317.
Ein Ritter ritt 2,408.
Ein Rokokotisch aus Rosenholz 2,440.
*Ein Schachspiel 2,398.
*Ein Schloß in Böhmen 2,120.
*Ein Schwurgericht 2,83.
Ein Sommersonntag: singende Lerchen steigen 2,379.
Ein Spiegelsaal. Gelächter 2,376.
Ein Spielball seiner scheu gewordnen Pferde 2,396.
Ein stilles Mahl begann 394.
Ein Traum, gar seltsam 2,230.
Ein üpp'ger Bauernbursche 46.
Ein Urwald, steinern 2,412.
Ein Veilchen auf der Wiese stand 278.
Ein versuchter Liebesritter 353.
Ein Wäldchen rauscht 2,139.
Ein Wandrer zog an seinem Stab 2,73.
*Ein Weib 2,244.
Ein Winzer, der am Tode lag 277.
Ein wohlgenährter Kandidat 257.
Ein Zug von Schwänen kam 172.
Einan kuning weiz ih 10.
Eine Bauerndirne wollt 2,65.
Eine Frau, die stand alleine 2,44.
*Eine Geusenwacht 2,276.
Eine glückgefüllte Gondel 2,87.
*Eine Heldin 408.
Eine Jungfrau lebt im welschen Lande 386.
*Eine Leichenphantasie 306.
*Eine Mutter 2,152.
*Eine Nacht Karls des Neunten 2,157.
Eine reine Magd ihrn Kranz 188.
Eine Schwadron 2,395.
Eine sittige Magd 2,113.
*Eine Szene auf Java 2,116.
Einen König weiß ich 10.
Eines Maienmorgens früh 84.
Eins Tags der Teufel kam 56.
Eins Tags ich auf ein Kirchweih 57.
Einst ein Kirchlein 2,16.
Einst ging ein Jäger jagen 82.
Einst litten große Pein 2,177.
Einst sitzt im Stübchen 2,109.
Einst war — die Chronik kennt 2,328.
Einstens saßen Idisen 7.
Einstmals ein Jude wollte ziehn 49.
*Einzug 2,336.
Eisschollen knarrn 2,308.
„Eitel Heinz, ich bin 2,378.
*Elegie auf ein Landmädchen 239.
*Elfenhöh 147.
Emir Hassan, Enkel 2,100.
Endlich, alte Wundergerte 259.
*Enfant perdu 2,247.
*Entführung 2,169.
*Entsatz von Wien 190.
*Epiphaniasfest 286.
*Epple von Geilingen 177.
„Er darf, er soll's nicht 2,303.
Er meckert vor sich hin 2,475.
Er reitet nachts 380.
Er stieg den Herzogstuhl herab 2,352.
*Er tröstet sich 2,39.
*Erfüllter Muttersfluch 169.
*Erinnerung 2,393.
*Erklärung eines alten Holzschnittes 283.
*Erlkönig 286.
*Erlkönigs Tochter 146.
*Erntegewitter 2,85.
*Erntelied 2,403.
*Erscheinung der Schnitterengel 2,46
Erschlagen war mit 2,306.
*Erste Romanze 222.
*Erstes Liebeslied 2,26.
*Erstürmung Asows 170.
*Erzengel Michaels Feder 2,30.
Es brüllt die Schlacht 213.
Es fiedeln die Geigen 382.
Es flickt ein Schneider 2,283.
Es flog ein kleines Waldvögelein 122.
Es freit ein wilder Wassermann 62.
Es freit einmal ein Wassermann 63.
Es fuhr der Herr 2,218.
Es fuhr ein Fuhrknecht 107.
Es fuhr ein Herr 2,253.
Es fuhr ein Pfalzgraf über Rhein 96.
Es fuhr eine Schifferin 388.
Es fürchte die Götter 293.
Es gehen so viele Straßen 2,422.
Es gehet und wehet die Kunde 2,152.
Es geht die trübe Sage 2,72.
Es gibt zwei Sorten Ratten 2,245.
Es ging ein Knab spazieren 112.
Es ging ein Knäblein sachte 111.
Es ging ein Mädchen 64.
Es ging ein Mann 2,47.
Es ging ein Müller über Feld 102.
Es ging Maria in den Morgen 382.
Es gingen drei Frewlach 128.
Es gingen drei Jäger 2,8.
Es harrt auf weichem 2,294.
Es hat ein Bauer 118.
Es hatt' ein Herr ein Töchterlein 95.
Es hatt' eine arme Frau 2,96.
Es hatte flüsternden Zauber 2,427.
Es hütet ein Herr 113.
Es ist der Festtag 334.

*Es ist ein Ros' entsprungen 123.
Es ist ein Schnee gefallen 86.
Es ist ein Schnitter 132.
Es ist nit lang, daß es geschah 181.
Es ist schon spät, es wird schon 378.
Es kam ein Vogel federlos 72.
Es kam in nächtiger Stunde 2,179.
Es kamen drei Kerle 2,205.
Es klippt auf den Gassen 2,300.
Es kommt ein Knäblein 2,214.
Es lebt ein Ritter viel bekannt 2,53.
Es liebt in Welschland irgendwo 238.
Es liegt ein Dorf im Hochland 2,72.
Es liegt ein Schlößlein 103.
Es liegt nicht weit von hier 268.
Es pauken die Glocken 2,432.
Es rauscht der Wald 2,221.
Es rauscht in den Schachtelhalmen 2,67.
Es reit ein herr und auch sein 99.
Es reiten drei Herren 91.
Es reitet ein Ritter 2,207.
Es ritt ein Herr 106.
Es ritt ein Mann 374.
Es ritt ein Reiter 88.
Es ritt ein Ritter 255.
Es ritt nach Krieg und Reisen 2,417.
Es ritten drei Reiter 101.
Es saßen drei Weiber 151.
Es schleudert Well auf Welle 2,55.
Es schlichen zwei schlimme 2,290.
Es schrillen die Fahnen 2,34.
Es sitzen drei Schwestern 102.
Es sitzt ein Vater 2,292.
Es spielt ein Graf 95.
Es stand in alten Zeiten 2,9.
Es stehen der wackeren Bursche 156.
Es stehn die Stern am Himmel 110.
Es steht ein goldnes 2,403.
Es steigt in die harte 2,454.
Es stet ein lind in diesem tal 84.
Es stet ein lind in jenem tal 84.
Es steht ein Lindel in tiefem Tal 87.
Es stritten zwei Königskinder 2,62.
Es surrt das Räschen 2,426.
Es träumte mir von einer 2,247.
Es wächst in stillem Grunde 372.
Es wankte der blinde Barde 2,54.
Es war am heiligen Julfest 150.
Es war an eines Tages Wende 41.
Es war bei einem Zapfer 2,276.
Es war der Has von Überlingen 2,77
Es war ein alſo schöner Tag 366.
Es war ein König in Thule 279.
Es war ein König Milesint 2,24.
Es war ein Pfalzgraf 2,201.
Es war ein Ratt' im Kellernest 288.
Es war eine stolze Jüdin 92.
Es war im rauhen Jura 216.
Es war in schwüler Julizeit 2,309.
Es ward Nacht 2,196.
Es waren drei Soldaten 104.
Es waren einmal zwei Bauernsöhn 100.
Es waren zwei Königskinder 90.
Es warn einmal zwei Schwestern 114.
Es was ein frisch freier 177.
Es wird uns neue Mär' bekannt 47.
Es wird vom Zobtenberge 2,312.
Es wohnt ein Markgraf 105.
Es wollt ein Fuhrmann 118.
Es wollt ein Herr ausreiten 112.
Es wollt ein Hirtlein 115.
Es wollt ein junger geselle 87.
Es wollt ein Mädl 118.
Es wollt es Jungfräuleli reisen 132.
Es wollt gut Reiger fischen 76.
Es wollten viele treue Gesellen 2,212.
Es wütet der Sturm 2,229.
Es wütet der Sturm 2,321.
„Es zieht sich eine blutige 2,337.
Es zittert schon 2,162.
Es zog aus Berlin 405.
Es zog ein fahrender Scholar 2,73.
Es zogen drei Bursche 2,7.
*Eſt! Eſt! 2,201.
Et wassen twe künigeskinner 89.
*Evangelienbuch Ottfrieds von Weißenburg: Der zwölfjährige Jesus im Tempel 9.
*Fillans Erscheinung und Fingals Schildklang 231.
Finboge war ein Knabe 2,358.
*Fluch des Vatermörders 234.
*Fontainebleau 2,326.
*Fortunat 319.
*Fragen 2,229.
*Fragment aus einem ungedruckten Roman 341.
*Fragmente aus dem 10. und 11. Jahrh. (Hirsch und Hinde. Der Eber. Ein Kampfreim) 8.
Fragst du mich, wie er heißt 2,97.
*Frankenberg bei Aachen 322.
Franz von Sickingen. I. Der Todesritter Albrecht Dürer. II. Ulrich von Hutten 2,132.
*Französische Revolution 198.
Frau Berta saß in der Felsenkluft 2,3.
Frau Berte, hört 2,90.
Frau Gertrud, leg den Goldschmuck an 2,374.
*Frau Gonerill 2,357.
Frau Hartert war eine schöne 2,474.
*Frau Hitt 2,101.
Frau Marthe geht mit ihrem Kind 2,207.
Frau Michel ist eine gute Frau 2,82.
Frau Rösel ist eine gute Frau 2,82.
Frauke Prang ging in die Koppel 2, 453.
*„Freischütz", Aus der Oper 373.
Freu dich, du edles Wien 190.
Fridolin, der fromme Schotte 2,17.
Friedericus Rex, unser König 2,170.
*Friedrich der Rotbart 2.271.
*Friedrich mit der gebissenen Wange 2,37.
*Friedrichs Ankunft im Olymp 197.
*Friedrichs II. Kutscher 2.174.
„Frisch auf, seids lustig, ihr 216.
Fröhlich und wohlgemut 399.
Früh, wann die Hähne krähn 2,26.
*Frühlingsnacht 353.
*Fühler und Vorhang 2,392.
*Fuhrmann und Wirtin 118.
*Für die Mouche 2,247.
*Galaswinte 2,89.
*Galgengesang 194.
*Gallus lied 12.
Galopp! — die Wüste knirscht 2,272.
Gar fröhlich eine Feldmaus war 49.
Gebt uns e Holz 68.
Gefallen sind die Hiebe 2.78.
Geh nicht, die Gott für mich 2,85.
*„Geht, Kinder, nicht zu weit 2,265.
*Geistergruß 2,80.
*Geisterweihnacht 370.
*Geistesgruß 279.
Gekommen war schon der Abendtau 366.
*General Schwerin 2,171.
*Genovefa von Rustefan 158.
*Genrebild 2,372.
*Genug 2,408.
Geraubet war ihm das Fräulein 353.
*Gesang des gefangenen Sachsen 12.
Gesang hat mich genöten an 50.
*Gesang Weylas 2,24.
*Geschichte des Mohrenjungen 360.
*Geschwisterblut 2,300.
Gesiegt hat Friedrichs kleine 2,213.
*Gesindel 2,428.
Getakelt lag das Schiff 236.
*Getrennte Liebe 350.
*Gherardino delle Notte 2.165.
Gibt's heut Menschen 2 455.
*Gleich und Ungleich 333.
Glück, Glück, du Goldfrucht 2,114.
Godiva, die Königin 2,441.
*Goldmühle 85.
Goldne Menschen, Silbermenschen 2, 239.
*Golgathaphantasie 2,390.
*Goliath und Daavid 120.
*Gorm Grymme 2,331.
*Gotenkönig Tejas 2,55.
*Gotentreue 2,306.
„Gott grüß dich, junge Müllerin! 2,27.
Gott grüß Euch, Alter! 253.
Gott, wie haben sie mich 2,400.
„Graf Douglas, presse den Helm 2.190.
*Graf Eberhard der Greiner 308.
*Graf Eberstein 2,6.
*Graf Egisheim 2,417.
Graf Eulenfels war reich 388.
Graf Friedrich wollt ausreiten 93.
Graf Percy ging in den Garten 140.
Graf Radetzky, edler Degen 210.
*Graf Rudolf bunde Völkelnborg 2, 301.
*Graf Ulrich von Württemberg 368.
Graf Walter rief am Marstallstor 275.
Grau sind meine Haare 2,420.
Graufuß hieß König Haralds 2,364.
*Grenzen der Menschheit 286.
*Groß ist die Diana 302.
Großer Brahma, Herr der Mächte 304.
*Großmutter als Schlangenköchin 108.
Gut reiter bei dem weine saß 88.
Gute Nacht! — lebt wohl! 200.
„Guten Morgen, du Sonntagsglockenschall! 2,352.
„Guten Morgen, Marie! 2,10.
Guten Tag, du artige Winzerin! 373
*Guter Hoffnung 356.
Guter, Mond, du gehst so stille 2,330.
*Guter Rat kommt über Nacht 359.
*Gustav Adolfs Tod 186.
*Gustav III. von Schweden 2,376.
*Gutmann und Gutweib 305.
Gutritter der reit durch das riet 97.
Gwhon, dieser kleine Tropf 2,33.
Ha, dort kömmt er mit Schweiß 229.
Ha, nun ist es schon das achte 2,161.
Hab euch in meinem Leben 2,118.
*Hadermanns Brautfahrt 78.
*Hahnengeschrei (1742) 195.
*Hans Iwer 2,301.
*Hans Pitterken 70.
Hans Pumper fährt zur Stadt 2,175.
*Hans Sachsens Tod 58.
Hans Buß heißt er 68.
*Hanswurſts Traum 2,179.
*Harald 2,2.
Harfen und Schalmaien hallen 2,210.
*Harmosan 2,50.
„Harrison, du zitterst?" 2,337.
Hart an dem Bolsener See 2,201.
*Harzreise im Winter 284.
*Has von Überlingen 2.77.
Hast du das Schloß gesehen 2,1.
„Hast du den Gruß 2,452.
Hat der alte Hexenmeister 300.
Hat die junge Momirica 168.
*Hausſuchung 2,327.
He lustig, es krachen Kartaunen 190.
*He waak 2,302.
Hei, was tönt so eigen? 2,159.
Heil uns! Heute morgen 2,330.
*Heinrich der Heilige 2,352.
*Heinrich der Löwe 82.
*Heinrich der Löwe: Die Heimkehr. Der Löwe 2,210.
*Heinrich der Vogler 229.
*Heinrich der Vogler 2,110.
*Heinz von Lüder 2.377.
Heiß war die Schlacht 2,37.
Held Donal, gib Malvinen 2,344.
*Held Reinhold 2,62.
*Helge 2,415.
*Helland (Aus dem): Die Hochzeit zu Kana. Der Verrat 8.

*Hephaistos 2,153.
*Her van Valkensteen 86.
Herein, o du Guter! du Alter, herein! 303.
*Hermann Grün, Bürgermeister von Köln: I. Der Kampf mit dem Löwen. II. Der Kampf um die Stadtschlüssel 2,103.
*Hermann und Thusnelda 229.
Hermen, sla Dermen 69.
*Hermes Psychopompos 2,21.
*Herodias 2,56.
Herr Berengar von Montmiral 2,417.
Herr Björn und Ingigerdur 153.
Herr Görg von Fronsperg 184.
Herr Grün ward eingeladen 2,103.
„Herr Hardesvogt, vom Whisttisch weg 2,385.
Herr Heinrich sitzt am Vogelherd 2, 110.
Herr Hinze, was tragt Ihr 2,359.
Herr Holzer am Kamine sitzt 2,372.
Herr Iron sprach: Isolde 2,329.
Herr Irrwing reitet nachts 2,15.
*Herr Johannis 2,302.
Herr Louis de la Balbe Crillon 2, 191.
Herr Mannwelt ritt am Sonntag aus 2,149.
Herr Oluf reitet so spät und weit 146.
„Herr Pastor, kommen Sie! 419.
Herr Peter er spricht zu der Mutter so 150.
Herr Raimund ritt 2,471.
Herr Valentin ging abends aus 300.
*Herr von der Heide 2,15.
Herr von Ribbeck auf Ribbeck 2,335.
*Herr und Knecht 2,292.
Herr Winfred fuhr 2,190.
*Herrn Mannwelts Woche 2,149.
*Herrn Winfreds Meerfahrt 2,190.
Herzog Leopold von Österreich 2,448.
Heut ist auch ein fröhlicher Tag. 72.
Heut Jahresschluß! 2,158.
„Heut nicht! 2,428.
Heute scheid ich, heute wandr' ich 251.
*Hexenwald 2,73.
Hier an die Felswand 2,164.
Hier ruhst du, Karl 260.
*Hildebrandslied 3.
Hilf, Bruder, lieber Bruder 2,313.
Hin schleichet ein Wildschütz 2,113.
*Hinrichtung König Ludwigs XVI. 199.
Hirschlein raunte der Hindin 8.
*Hjang-Yu 2,461.
Hoch auf dem alten Turme steht 279.
Hoch auf dem Schloß am Strande 2, 183.
Hoch klingt das Lied vom braven 270.
Hoch über den stillen Höhen 380.
*Höchstädt 2,298.
*Hochzeitlied 299.
*Holda-Liedchen 70.
Hopp, hopp, Heserlmann! 70.
Hört Christenleut jetzt ein neues 110.
Horch — die Glocken hallen 307.
Horch, Glockenklang! Das Meer 2,351.
Horch, horch was singen die Wellen 2,220.
Hört, ihr lieben deutschen Frauen 241.
Hört, Leute, hört, Leute 206.
„Hott, hott, Hadermann 78.
*Hugenottenlied 2,91.

Ich aber lag am Rande 2,229.
Ich bin der arme Kunrad 2,59.
Ich bin der Schneider Kakadu 402.
Ich bin durch die Wüste gezogen 344.
Ich bin ein alter Reitersmann 2,150.
Ich bin ein freier Mann 2,283.
Ich bin ein Prolet 2,400.
Ich bin es, Sire! 2,157.
Ich bin geboren Anno eins 397.
Ich bin kein Minister 2,404.
„Ich bin wohl oft geritten 2,181.
Ich darf stolz sein 2,328.
Ich drückte mich nach Hause 2,81.
Ich fürcht' mit Gespenster 2,78.
Ich ging auf grünen Wegen 340.
Ich ging mal über einen Bungert 64.
Ich hab es getragen sieben Jahr 2,337.
Ich hatt' ein Vöglein 2,25.
Ich hatt' einen braven Kamerad 408.
Ich heische Gehör 14.
Ich hörte das sagen 3.
Ich kenn ein Haus, ein Freudenhaus 342.
Ich kenne dich, du schwarzer Teich 2, 162.
Ich komme vom Gebirge her 399.
Ich laß nicht die Kindlein 2,246.
Ich sah ein holdes Weib 2,80.
Ich saß und spann 254.
Ich seh von des Schiffes Rande 379.
Ich spute mich nach Hause 2,81.
Ich stand auf hohem Berge 91.
Ich träumte hinaus in das dunkle Tal 338.
Ich und mein Fläschchen 394.
Ich war ein kleiner Knabe 2,202.
Ich war mir ein armer Rittersmann 147.
Ich weiß nicht, ob ich darf trauen 119.
Ich will euch erzählen 272.
Ich will in dieser Rinne sterben 2,319.
Ich zog durchs weite Ungarland 2,135.
Ich zog mir einen Falken 44.
Ihn lehrten in der Grotte 2,376.
Ihr Dach stieß fast 2,398.
Ihr guten Christen 2,237.
Ihr — ihr dort außen in der Welt 308.
Ihr kühnen Lützowschen Jäger 2,42.
Ihr Leute, kommet hier heran 205.
Ihr lieben Leute höret zu 223.
Ihr Mädels kommt, ihr Buben 234.
Ik gihörta dat seggen 3.
*Ik kann nich helpen 2,381.
Ik sach minen Heren van Valkensteen 86.
„Ik weet my eine schone Magt 73.
*Il Pensieroso 2,91.
Im alten, königlichen Prag 2,156.
Im Donnersang, da ich erschuf das Meer 2,462.
Im düstern Auge keine Träne 2,245.
Im ersiegten Ungarlager 2,98.
Im ersten und zweiten schlesischen Krieg 2,433.
Im Garten des Pfarrers 274.
Im Gestrüpp, wo dicht geschart 2,216.
Im Harem weilt 2,273.
Im härnen Gewand 2,132.
Im Harst von Unterwalden 2,225.
Im Heimwald an die Edeltanne 2,156.
Im Kindbett lag 2,357.
Im Kloster, Herr 2,173.
*Im Konzert 2,162.
Im Laub der Esche 2,184.
Im Liepssee ist Rethra 2,453.
Im Mauerviereck, still die Zeit 2,413.
Im Mummelsee, im dunkeln 2,66.
Im quellenarmen Wüstensand 2,138.
Im Rebengarten wandelt 2,340.
Im Saale jubelt Hochzeit 2,89.
Im Schloß zu Düsseldorf 2,233.
Im Schlosse des Grafen 2,360.
Im Schlosse zu Eberstein 2,109.
Im See auf Felsenspitzen 357.
*Im Spelunkenrevier 2,402.
Im südwestafrikanischen Land 2,394.
Im Tale des Gerichts 2,131.
Im Wald, im Wald 403.
Im Wald, in der Köhlerhütte 2,236.
Im Wald steht eine Mühle 2,60.
*Im Westen schwimmt 2,208.
Im Winter ist eine kalte Zeit 76.
... Immer reicher 2,349.
In Aßion ein König war gesessen 51,
In alten Tagen, als Adler 2,415.
In Arabiens Märchenbuche 2,242.
In bitter dunkler Nacht klopft's 2,466.
In Böhmens Bergen 2,120.
*In Bulemanns Haus 2,300.
In Dämmerdunst und Heideraud 2, 418.
In dem Kloster zu Sankt Agnes 2,111.
In dem wilden Kriegestanze 406.
In den Talen der Provence 2,11.
In der hohen Hall 2,2.
In der Pleißen, in der Pleißen 2,179.
In der Pußta heiser 2,220.
*In der Silvesternacht 2,426.
In der Stube karg beleuchtet 2,112.
In der Väter Hallen ruhte 241.
In der Wiege schlummert 2,87.
In des ernsten Tales Büschen 347.
In des Maien linden Tagen 322.
In des Morgens grauem Schleier 240.
In des Waldes finstern Gründen 398.
In die Schule bin ich gangen 2,91.
In die weite Ferne führt 2,435.
In einem kühlen Grunde 379.
In einem Schlößchen 2,161.
In einem Winkel 2,91.
In einer alten Handschrift 2,409.
In einer dunkeln Dorfkapelle 392
In finstrer Nacht 2,368.
In Firenzolas Garten 2,22.
In frühen Kindestagen 325.
In heißem Glanz 2,84.
In jenen Zeiten, die wir preisen 2, 249.
In König Karls, des Weisen 237.
In König Sumblus Hallen 395.
In meinem Lohholzlager 2,394.
In meines Buhlen Gärtelein 86.
„In Not und Sünd 341.
In öder Hall um Mitternacht 2,40.
In Ohlau, der Bürgermeister 2,335.
In Pinneberg eine Hochzeit ist 2,175.
In seinem Fenster lag Herr Schmoll 401.
In seinem Zelt vor Bender 2,345.
In seiner moosverbrämten Klause saß 2,469.
In seiner Werkstatt Sonntags 283.
In Shannons Flut 2,123.
In St. Patronius in Bologna 2,451.
In Warschau schwuren Tausend 2.212.
In Wenningstedt bei Karten 2,397.
*Incubus 2,97.
Ir lieben herrn, nun schweiget stil! 53.
*Istars Höllenfahrt 2,410.
It ret ein rüter wohlgemot 88.
It weren negen Landsknechte 103.
*Ja 2,91.
Ja, ja, Prozesse 218.
„Ja, sterben soll der König James 2,304.
*Jäger Barthel 2,446.
*Jakob Böhme 356.
*Jammertal 2,245.
*Jarl Iron und Isolde 2,329.
Jasmin und Rosen 2,386.
Je suis Adèle, la reine blonde 2,472
Jener tapfere Zulema 2,261.
Jens Klasen springt aus dem Bett 2,381.
*Jessi Brown in Lucknow 2,286.
*Jesu Leidensgeschichte 127.
Jetzt ist verdämmert 2,375.
Jetzt liegt er still im Sarg 2,380.
Jetzt sollt ihr hören 2,401.
*Johann Sebastian Bach 2,310.
*Johanni 2,65.
Johannis feiern Jungfraun 169.
*Johannislied aus Wendig 68.
*Johannisnacht 2,427.
*Jolanta 2,102.
Joseph, lieber Joseph, was 101.
*Julius II. und Michelangelo 2,451.
Julnachtabend. Die Fenster sind hell 2,444.
*Julnachtspuk 2,444.
*Jung gewohnt, alt getan 2,77.

*Jung Volkers Lied 2,25.
*Jungfrau Lorenz 2,352.
*Junggesellentod 2,122.
*Junker Rechberger 2,8.
Jürgen fuhr entlang die Straße 175.
*Jürgen Tobi 2,445.

Kaiser Barbarossa 2,271.
*Kaiser Friedrichs II. Tod 2,22.
*Kaiser Heinrich II. 2,285.
*Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe 2,17.
*Kaiser Sigismund und die Straßburger Edelfrauen 2,371.
Kaiserkron' und Päonienrot 379.
Kam ein Mönch 2,223.
„Kamt roy Herr Graf 2,301.
Kann eines der Liebe vergessen? 2,165.
Kannst du, schöne Pächtrin 296.
*Karl I. 2,236.
*Karl XII. und der pommersche Bauer Müsebaet 2,345.
Keck hielt der König Eduard 2,218.
Kennst du das Land, wo 287.
Kennst du die Blassen 2,269.
Keine Ruh bei Tag und Nacht 402.
„Kind, wo bist du denn henne west?“ 108.
„Kind, wo bist du hin 108.
*Kinderreigen zur Blaubartsage 99.
Kipp-Kapp-Kögel 69.
*Klage 2,41.
*Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga 282.
Klein Christel und ihre Mutter 149.
*Klein Roland 2,3.
*Knjäs Roman 171.
König Abel schläft 2,383.
König Erich, die Faust auf den Widerrist! 2,382.
König Erich zog wohl auf und ab 376.
*König Ermenrichs Tod 80.
König Gorm herrscht 2,331.
*König Haddings Herz 2,40.
*König Hakons letzte Meerfahrt 2,108.
*König Haralds Rosse 2,364.
König Helge war 2,189.
*König Johann von Böhmen 2,218.
*König Karl am Meer 2,187.
*König Karls Meerfahrt 2,4.
*König Manfreds Grab 2,306.
*König Romans Zins 2,295.
König Usinar, ermattet 2,427.
König Waldemar jagt 152.
König Wilhelm saß ganz heiter 211.
*Korporal Dettenhofer 216.
*Kraft und Sieg der Wahrheit 59.
*Kreuzigung 2,275.
*Kriegers Abschied 44.
*Krischan Schmeer 2,388.
*Kronos und der Greis 2,368.
Kückerü! jeggt unse Hahn 78.
*Künstlersühne 2,106.
*Kurfürst Joachim 2,299.
Kurz vor Mitternacht 2,410.
*Kutschkelied 213.

*Lady Isabel und der Elfenritter 137.
*Lady Lindsays Page 2,421.
*Lagerszene 2,348.
*Landgraf Ludwig und der Löwe 2,208.
„Landgraf von Hessen: die Kunde 2,377.
Lang ist in Monden des Eises 230.
Länger fallen schon die Schatten 382.
Langsam und drohend steigt die Wolkenwand 2,439.
Längst fiel von den Bäumen 2,398.
Laß, Graf, die Jagd 2,318.
*Laß scharren deiner Rosse Huf 2,85.
„Laß von deiner Sucht 2,102.
*Leander und Hero 226.
Lebendig ward geschunden 2,114.
*Lebenslauf Jeremias Bunkels' 397.
*Legende 2,413.
*Legende vom Hufeisen 301.
*Legende von der Mutter Gottes 2, 454.
Legenden, Aus den (Das Teufelchen. Die Cicada. Die Orgel) 264.
Legt ein Hahn ein Ei 2,457.
Leipzig, Leipzig! arger Boden 2,321.
Leise fällt ein Schnee auf das Land 2,463.
Lenore fuhr ums Morgenrot 266.
*Lenore-Sage 110.
Liebe fragt Liebe: „Was ist noch nicht mein?“ 419.
*Liebesoffizin 2,184.
*Liebfrauenkirche 2,122.
*Lied der Parzen 293.
*Lied des jungen Sängers 330.
*Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn 240.
*Lied von der Mädchen Plagen 329.
*Lied von Robert Blum 2,34.
*Lied zum langen Tanz 73.
*Lieder des Harfners 287.
*Lieder und Szenen aus „Faust“ 288.
*Lindenschmid (2 Fassungen) 181.
*Lob des Weins 331.
Lobt doch unsre stillen Feste 332.
Lombarda, nimm o nimm 13.
Lord Edwin, froh und lachend 2,398.
*Lord Randal 134.
*Lotte auf Karls Grab 260.
*Lucie Desmoulins 2,194.
*Ludwigslied, Das 10.
*Lügenlied (Bauernspaß) 75.
*Lügenmärchen aus dem 14. Jahrh. 75.
Lustig ist es im grünen Mai 2,169.
*Lützows wilde Jagd 407.

Mac-Gregor reitet durch Sturm 2, 118.
Mächtig zürnt der Himmel 2,140.
*Madame Adèle 2,472.
Mädchen, willst du, daß wir lieben 160.
*Mädchenklage 86.
*Mädchenträume 2,409.
Magnus Caesar Otto 12.
Mahadöh, der Herr der Erde 298.
*Mahmud der Gasnevide 2,356.
Maid Margaret saß in ihrem 135.
Maien auf den Bäumen 2,369.
*Maikäfer 70.
Man sagt, in Vaugirard 156.
Manche Nacht im Mondenscheine 2,29.
*Margareta von Norwegen 2,429.
Maria, die wollt wandern gehn 129.
Maria ging durch einen grünen 130.
Maria lag in großer Not 2,406.
*Maria Magdalena 129.
*Maria spinnt 2,109.
*Maria und der Dornbusch 378.
*Maria und der Schiffmann 130.
*Maria und die Mutter 2,221.
Maria, wo bist du zur Stube gewesen? 108.
*Mariä Verkündigung 122.
*Marianna 2,449.
Marianne 220.
*Marias Sehnsucht 382.
*Marias Wanderung 129.
*Marie Antoinette 2,440.
*Marienlied 38.
*Marko und die Türken 166.
Marlbrough zieht aus 2,298.
Marlbrouk, zieht hin zum Kriege 157.
Marlbruck zog aus zum Kriege 193.
Marschierten wir in das Sachsenland 205.
*Martinsvogel 69.
*Matthias Pagels oder keine Ruhe im Grabe 115.
Maykawel flüg! 70.
*Mazeppa 2,443.
Me komme vo Sant Veit 68.
*Meeresstille 379.
Megaghs, der Zaubrer 2,62.
„Mein Dach ist der Himmel 141.
Mein Geist ist draußen 2,463.
Mein Herz, mein Herz ist traurig 2, 228.
Mein lieber Knecht Materne 2,70.
Mein Liebster, wo bist du gewesen 2, 310.
Mein Vater war ein trockner 2,246.
Meine liebe Frau Mutter 101.
Meine Mutter kümmert sich 86.
*Meister Diepolt 2,399.
Meister Müller tut mal sehen 94.
Meister Oluf, der Schmied 375.
*Merlin und Niniane 2 258.
Mich ruft der Tod 2,248.
*Michel 119.
*Michel unter den Räubern 2,253.
*Michels Abendlied 2,283.
Mien Vaader heet Hans Vaagelnest 120.
*Mignon-Lieder 237.
*Milesisches Märchen 259.
Mit erstorbnem Scheinen 306.
Mit Fingern mager und müd 2,278.
Mit Gott, so wöllen wir loben 126.
Mit Roß und Mann und Wagen 203.
*Mittagskönig und Glockenherzog 2, 369.
Mitternacht 2,410.
*Modus Ottinc 12.
*Mönch Felix 39.
*Mönch und Nonne 2,447.
Mond, der Hirt, lenkt seine Herde 379.
Morgengraun. Die Karawane 2,85.
*Moriana und Galvan 2,260.
*Moses Nachtgesang 2,163.
*Muspilli. Ankündigung des Gerichtes und Weltuntergang. Das jüngste Gericht 6.
Mutig stand an Persiens Grenzen 2, 49.
Mutter, ach Mutter! es hungert 107.
*Mutter Maria 129.
Mutter Maria ging einmal 129.
*Mutter, Schwester und Gattin 167.

Nach Frankreich zogen 2,232.
Nach Korinthus von Athen 297.
Nachdem sonst an Edens Tor 2,368.
Nacht ist's, in des Schlosses 2,374.
Nacht ist's und Stürme sausen 2,51.
*Nachtigall 84.
Nächtlich am Busento 2,50.
*Nächtliche Erscheinung in Speier 2, 255.
*Nächtlicher Weichselübergang 2,51.
„Nachtlockiges Weib 2,307.
Nachts um die zwölfte Stunde 2,100.
*Nachtstück 2,398.
*Nachtwanderer 380.
*Nachtwandler 2,397.
*Nadowessiers Totenlied 309.
*Napoleons Rückzug aus Rußland 2, 443.
„Nehmt, Herrin, diesen Kranz“ 44.
Neujahrnacht war's 2,214.
Neun armer Landsknecht zogen 55.
*Neun Landsknechte 103.
*Nibelungenlied, Aus dem 22.
Nicht lachen mehr, nicht singen 343.
*Niederlage der Fränkischen Bauern (1525) 185.
Niederländer kamen den Rhein 2,470.
*Nikolai 2,80.
Niniane sprach: „Lehr mich 2,258.
Noch liegt im Schlafe Zwingli 2,75.
*Norfalls Turm 375.
Normannenherzog Wilhelm 2,5.
Nu, Vaddermann, de Seiße furt 215.
Nun höre mich, Vater 2,256.
Nun höret zu und schweiget still 73.
Nun in Erde 38.
Nun laß die Segel 2 416.

Nun laßt uns singen 368.
„Nun lösche die Lampen 2,341.
Nun merket iezunt, jung und alt 52.
Nun schläft die Stadt 2,428.
Nun sind es des Hasses 2,306.
„Nun werden grün die Brombeerhecken 2,278.
Nun will ich aber heben an 65.
Nun woll wirs aber heben an 117.
Nun wollen wir aber heben an 2,60.
Nunc almus assis filius 11.
Nunc incipiendum est 12.
Nur fort, du braune Hexe! fort 295.
Nur immer langsam voran 121.

O beglückt, beglückt, du Persien! 324.
O du neugierig Fräulein du 2,174.
„O Felix Lichnowsky, hätt'st du 207.
O Himmel droben! 2,164.
O könnt ich, könnt ich 2,165.
O Lady Judith 2,169.
O! quid jubes, pusiole? 12.
O stille, graue Frühe! 2,277.
O süße Mutter 2,44.
*O! Vitrier! 2,452.
O wären wir weiter, o wär ich 302.
O wo bist du gewesen, Lord Randal, mein Sohn? 134.
O wollte der Himmel 2,255.
Odilia die war blind geboren 131.
*Odins Helafahrt 230.
*Okko ten Broks Tod 2,424.
*Om mani padme hum 2,448.
*Ordenssehnsucht 2,283.
Ordonnanzen! Ordonnanzen! 2,38.
*Ostpreußische Ballade 2,467.
*Otto I. und Heinrich 2,188.
*Ottolied, Das 11.

Pagels mit de witte Mütz 115.
*Parabel 2,47.
Parbleu, wie ändert sich die Zeit! 185.
*Paria 304.
*Parteigänger 2,78.
*Parzival, Aus dem, von Wolfram von Eschenbach 32.
*„Parzival", Aus 2,459.
*Percys Tod 141.
*Peregrina 2,26.
Petrus, schreib 2,90.
*Petruslied, Das 12.
*Pfalzgräfin Jutta fuhr 2,233.
Pfingsten war, das Fest 2,9.
*Phantasus 2,398.
*Pidder Lüng 2,384.
*Pierre du Blaty 156.
*Pietà 2,391.
*Pipin der Kurze 2,197.
Pitterken lêt sin Perdschen beschlôn 70.
Platz da, und Zieten 2,392.
*Poetentod 2,83.
*Poetischer Gesang 60.
*Pomare 2,244.
Prag! du Stadt von vieren 196.
*Preußens 5. Jäger 211.
*„Preziosa", Aus der Oper 403.
Priams Feste war gesunken 314.
Prinz Bertarit bewirtet 2,88.
Prinz Eugen, der edle Ritter 193.
*Prinz Eugen vor Belgrad 193.
*Prinz Louis Ferdinand 2,347.
Prinz Ludwig sitzt vorm Saitenspiel 2,347.
*Prinzessin Rhodopis 2,62.
*Prinzessin Sabbat 2,242.
Pripert war ein mächt'ger Herzog 360.
*Proleta sum 2,400.
*Prometheus 282.
*Prophezeiung des Nostradamus 2, 320.
*Purpurblümchen 372.
*Pyreneus und die Musen 227.

*Rabbi Löw 2,156.
*Ralf Douglas 2,304.
*Ralf Douglas und Rob. Percy 2, 306.
Rarität seyn zu sehn! 210.
*Rat einer Alten 2,26.
Rauscht es, rauscht's im Eichenwalde 171.
Rechberger war ein Junker keck 2,8.
*Reiser Summer 2,412.
*Rethra 2,453.
*Rheinsage 2,296.
Rhodopis im Meere badet 2,62.
*Richmode von Adocht 109.
*Rinaldo Rinaldini 398.
Rings im Kreise lauscht 2,137.
Rite, rite, Rößli! 70.
*Ritter Olaf 2,236.
*Ritter und Magd 95.
*Rittertum und Minne 317.
*Robespierre 2,475.
Roland der Ries', am 2,42.
*Rolf Krake 2,434.
*Rolves Karstens Knecht 2,380.
*Romanze (1804) 387.
*Romanze 241.
*Romanze 2,198.
*Romanze 2,220.
*Romanze von Moriana und Galvan 163.
Romanzen I—IV 255.
*„Romanzen vom Rosenkranz", Aus 347.
*Rosamunda, die Lombardenkönigin 13.
*Rosamunde 2,35.
*Rosenbaum 88.
*Rückzug aus der Champagne 199.
*Rudello 2,11.
*Rudolf und Ottokar 2,98.

Sagt an, Herr von der Feinde 2,15.
*Salomo 2,239.
*Salonszene 2,128.
Sang der sonderbare Greise 2,322.
*Sankt Hilarion 2,124.
*Sankt Martinus 399.
Sankt Peter, der Gott sein wollte 219.
Sankt Peter ging einst 219.
*Sankt Peter mit den Landsknechten im Himmel 55.
*Santa Cäcilia 2,439.
*Santos Peréz 2,93.
*Satinig 2,462.
*Schamyl in den Wäldern 2,287.
*Schelm von Bergen 2,233.
*Schenkenbild 2,112.
*Schillers Bestattung 2,85.
*Schinderhannes' Abschiedslied 200.
*Schlacht bei Dennewitz 204.
*Schlacht bei Fehrbellin 190.
*Schlacht bei Gravelotte 213.
*Schlacht bei Jena 202.
*Schlacht an der Katzbach 203.
*Schlacht bei Lissa (Leuthen) 197.
Schlacht bei Marslatour 213.
*Schlacht bei Peterwardein 191.
*Schlacht bei Roßbach 196.
*Schlacht bei Sedan 213.
*Schlacht bei Trier 189.
*Schlacht bei Vilmergen 188.
*Schlacht bei Wiesloch 185.
*Schlachtfeld bei Hastings 2,234.
Schleiche auf dunklem Flur 2,404.
Schloß Leuchtenberg genüber 2,223.
*Schlummerlied 2,463.
*Schmied Weland 2,204.
Schnapphahn Bonapart der Dritte 212.
*Schnell 261.
*Schön Annelein 99.
Schon hatt' ich dir dein Hochzeitslied gedichtet 2,448.
*Schön Ilona 2,220.
Schön Lady Isabel, sie näht 137.
Schon schrieb man Fünfzehnhundertunddrei 2,425.
Schon war gesunken in den Staub 2,50.
*Schondilg und Ritter Helsinger 98.
*Schöne Agnete 2,437.
Schön-Heinrich, der wollte spazieren gehn 99.
*Schön-Rohtraut 2,25.
Schreibt Nostradamus 2,320.
*Schwabenkrieg 2,283.
*Schwäbische Kunde 2,5.
Schwärzlich ruhn des Sees Gewässer 2,21.
Schwedische Heide, Novembertag 2,334.
Schwer und dumpfig 308.
Schwerin, mein General ist tot 2,171.
Schwermutsvoll und dumpfig hallt Geläute 239.
*Schwertes Recht 144.
*Schwerting 2,101
*SchwiegermutterSchlangenköchin 161.
Schwül war's am Tage 2,348.
Se kehm ant Bett 2,302.
Sechs heißblütige Hengste 2,148.
*Seegespenst 2,229.
Sehet ihr am Fensterlein 2,24.
Seht, da sitzt er auf der Matte 309.
Seht, da steht der große Hecker 206.
Seht den Schuft am Waldessaum 2,79.
Seht Ihr Navailles? 2,339.
Seht, sie haben an das Rathaus 2,129.
Sei du mein Gesang, o weiße 325.
Seid lustig, ihr Brüder! 202.
Sein Herz durchwogte 2,272.
Sein liebes Wien 2,457.
Seit dem ersten Märzen 201.
Seit langen und gewitterschwangern Tagen 2,93.
Seitdem er im Vorüberritt 2,447.
*Semiramis 2,353.
*Sesostris 2,195.
*Seydlitz und der Bürgermeister 2,335.
Sie haben Tod und Verderben 2,277.
Sie haben zwei Tote 2,315.
Sie hatten Vetter da 2,254.
Sie hoben sie mit Geblitz 2,363.
Sie liegt auf Pantherfellen 2,370.
Sie mochte gern 2,91.
Sie sahn sich in eines Sommertags Helle 2,447.
Sie saß und stickte 2,409.
Sie saßen sich genüber bang 2,300.
Sie trug den Becher 2,459.
Sie wandern durch die Nacht 2,475.
Sie waren gezogen über das Meer 2, 299.
*Siegfrieds Jugend 325.
Siehst du den Berg dort 161.
*Simson I—III 2,413.
Sind denn so schwül die Nächt' 2,270.
Sind wir nicht geplagte Wesen 329.
„Sing, mein Goldhuhn 46.
*Sir Patrick Spens 142.
's ist Mitternacht 2,290.
Sitzen beisammen 2,151.
Sitzen will ich in ewigem Dunkel 2, 448.
*Skizzen 2,60.
So eine Art von Nobiskrug 2,285.
So fern im Frankenreiche 80.
So grausam ist die Hasenhetze nicht 2,387.
*So hat sie Gott geschlagen 203.
So heben wir auch zu loben an 130.
„So muß es sein; auf, auf zum Streit 232.
So steht nun schlank emporgehoben 2, 294.
So still wie auf glasklarem Weiher 2, 429.
So treiben wir den Winter aus 67.
So war es schon von uralter Zeit 147.
Sohn, da hast du meinen Speer 240.
*Soldatenabschied 251.
*Soldatenlied 1870 211.

Soll ich die Märe bringen 2,216.
Sommernacht! Auf wald'ger Insel 2, 154.
*Sommerverkündigung in Holstein 68.
*Sommerwendfeuer 68.
Spät erst wurde den Soldaten 179.
*Speckbacher 2,43.
*Spielmannsreim auf die Königin von England 83.
*Spottlied auf Napoleons Rückzug aus Rußland 203.
Sprengt ein Knappe 2,369.
*Spuk in Ruhla 2,221.
*St. Benno 2,253.
*St. Bernhard 2,259.
*St. Fridolin und der Tote 2,17.
*St. Katharina 131.
St. Martin mit viel Rittersleut 2,96.
*St. Odilia 131.
Stehauf, stehauf! 2,178.
Steht mir zu Häupten 5.
*Stesichoros 2,355.
*Stiefmutter 108.
Still! 2,335.
*Stortebecker 179.
Störtzenbecher und Gödecke Michael 179.
*Streiche des Pfaffen Ameis 42.
*Struwes Einzug in Lörrach 208.
*Sturm 2,229.
*Sturm auf Leipzig 205.
Sturm braust 2,185.
*Sturm und seine Gesellen 2,183.
*Sturmnacht 2,467.
Sturmwind zerrissen ein Läuten 2,406.
*Sulamith 2,372.
Susanna sprang 100.
*Suschens Vogel 2,25.

*Tagelied 45.
Täglich ging die wunderschöne 2,239.
*Taillefer 2,5.
*Talmudische Legende 2,455.
*Tanhuser 66.
*Tannhäuser (Danhauser) 65.
*Tanz an der Katzbach 2,227.
*Tanzweise 44.
Tauig in des Mondscheins 318.
*Telegonos 2,340.
*Terzinen. Erscheinung. Traum. Die Kreuzschau. Der Stein der Mutter 2,322.
*Terzinen aus „Poggfred" 2,394.
*Thies und Ose 2,397.
*Thomas 2,227.
*Thomas der Reimer 136.
*Thomas Harrison 2,337.
*Tidemann und klein Blide 147.
Tief liegt das Dorf in seinem Frieden 2,388.
Tier und Menschen schliefen feste 219.
*Tiroler Schützenleben. Der Verschollene 2,56.
To Lunden boer de Rathusdoer 2,302.
*Todaustreiben in Sachsen 68.
*Todora, die kühne Jungfrau 168.
*Tosa und Susfaralin 152.
Tönend fließt im See 2,122.
*Tongesicht 367.
*Totenfeier 2,131.
*Totengräberhochzeit 2,159.
*Totentanz 2,36.
*Totenwacht 2,411.
Tragt mich vors Zelt hinaus 2,274.
Tragt mir den Sessel 2,203.
Trauernd tief saß Don Diego 161.
*Traum des Kurfürsten Friedrich von Sachsen 2,179.
*Traum vom Rosenschneien 86.
*Traumballade 2,448.
*Traumbild 2,400.
*„Traumbilder" (Aus den) 2,230.
*Träumerchen 2,113.
Tretet ein, hoher Krieger 2,78.
Treu Thomas lag auf der Huntlieb-bank 136.
*Treulieb, Treulieb ist verloren 338.
*Trinchens Brautlauftag 115.
*„Triumph des Todes" 2,461.
*Trommelreim der Landsknechte 184.
Trommler, laß 2,397.

Über den Knüppeldamm 359.
Über einem Häusel 2,407.
Über Hollands Moorgeländen 2,119.
Über Rußlands Leichenwüstenei 2,401.
*Ulinger 97.
*Ulrich Zwingli 2,75.
Um das Haupt des toten Gatten 2,456.
Um die Lettenhütte strich 2,205.
Um die Meeresbuchten 2,295.
Um Mittag gab's im Gutshof Mordgeschrei 2,467.
Um Mitternacht, in Habsburg 2,97.
Um Mitternacht wohl sang ich an 279.
Um Roxboro, das Schottenschloß 2,430.
Unabsehbar auf der Steppe 2,80.
Und der beinern bleiche 2,443.
Und die Katzbach, das ist 203.
Und die mich trug 2,25.
Und Kinder wachsen auf 2,459.
Und morgen fällt St. Martins Fest 305.
Und nun muß der Tag 199.
Und siehe da, zum drittenmal 2,336.
Und soll ich nach Philisterart 2,312.
Und über Johann von Dänemark 2,332.
Und Waldemar (König Christophus Sohn) 2,331.
Und wollt ihr hören ein neu Gedicht 185.
*Ungewitter 2,321.
*Unheimliche Gäste 2,125.
Unsar trohtin hât farsalt 12.
*Unten und oben 400.
*Unter der Linde 87.
Unter der Linden 45.
*Untertanenliebe 2,284.
*Unvergeßliche Liebe 2,165.
Up't Seefeld en Buur waand' 63.
Urians Reise um die Welt, mit 253.
Urvater ging 2,465.
Urzeit war es. Aare schrien 16.

*Variationen zum Leierkasten 2,330.
Vater und Kind gestorben 381.
*Vater und Sohn 2,291.
*Vater unser 2,291.
Veit Ehrenwort ging 277.
*Venedigs erster Tag 2,87.
*Venus Pandemos 2,402.
*Ver sacrum 2,13.
Verdammt, nu sitz ick 2,474.
Verfallen steht im Waldesgrund 2,60.
*Vergeltung 2,317.
*Verkündigung 370.
Verlorner Posten 2,247.
Vernehm ich aus Sizilien 2,153.
*Verschneit 86.
Verstummt sind die Pauken 2,239.
*Verteidigung von Colberg 202.
Viel Blumen blühten 2,14.
*Vierte Romanze 225.
*Vinum sacrum 2,290.
*Virgo et Mater 2,290.
*Vision 2,97.
*Vogelhochzeit 76.
*Volkslieder aus der Ukraine 171.
Voll Schrecken, Angst 262.
*Vom alten Heinrich 2,378.
Vom Alter blind, fuhr Beda 386.
Vom Berge was kommt dort 2,24.
*Vom Harze 2,277.
*Vom heiligen Ritter St. Georgen 130.
Vom Himmel hoch 123.
Vom König erging ein Rufen 164.
*Vom lobenswerten Ritter 40.
Vom Meere wirbelt's auf 2,172.
*Vom Mummelsee 2,66.
Vom nahen Eisenwerke 2,160.
*Vom Schlaraffenland 73.
Vom schönen Rosengarten 2,6.
*Vom Sieben-Nixen-Chor 2,29.
Vom Tisch des Abendmahls 2,413.
Von dem persischen Pfühl 2,192.
*Von den drei Jungfrauen (Nornen) 70.
Von der Alpe dort 165.
Von Dienern wimmelt's 2,29.
*Von drei Liebenden 2,409.
*Von einem Freiheit und von Cunz Zwergen 52.
*Von einem Juden und einem Schenken 49.
Von einem Ritter sollt ihr hören 2, 251.
*Von einer Feldmaus 49.
Von Fuld der wackre Abt 2,258.
Von Königswinter der kecke 2,359.
Von Remilly sind wir die Nacht 213.
Von wem ich es habe, das sag ich euch nicht 285.
Von Wunden ganz bedecket 2,212.
Von Württemberg Graf Ulrich 368.
Von Württemberg und Baden 2,20.
Vor abends hatte alarmiert 209.
Vor Bazeilles im Straßengraben 2,59.
Vor dem Berliner Schlosse 2,34.
Vor dem Dome stehn zwei Männer 2, 236.
Vor den Feinden floh 377.
Vor Dijon war's 2,287.
*Vor Gericht 285.
Vor Mahmuds Thron 2,356.
Vor Philippsburg der Franzmann lag 2,252.
Vor seinem Heergefolge ritt 2,2.
Vor seinem Löwengarten 311.
Vor Valencia, welch 2,260.
Vor zweiundvierzig Jahren 2,282.
*Vorgeschichte 2,269.
*Vorreiter Schill 2,42.
Vorzeiten war ein Herzog 2,330.

Wach auf! erklingt's 2,255.
„Wach auf, mein Trauter 44.
*Waldemar Atterdag 2,331.
*Waldfrevel 2,79.
*Waldgespräch 378.
*Walladmor 2,169.
*Walpurga 2,369.
*Wanderer und Pächterin 296.
Wandl' ich in dem Morgentau 2,79.
„Wann treffen wir drei 2,338.
War einst ein Glockengießer 2,200.
War einst ein Riese, Goliath 252.
Waere dia Werlt alliu mîn 83.
*Warum? 2,129.
Warum wirst du so ernst? 230.
Was blasen die Trompeten? 406.
Was glänzt dort vom Walde 407.
Was hör ich draußen 287.
Was im Netze? 2,26.
Was ist Weißes dort 282.
Was jagt Euch, Wandrer 375.
Was klingt daher für Tosen? 2,206.
Was klingt wie Sturmeswehen 2,132.
Was klopft ans Tor? 2,168.
„Was kraucht dort in dem Busch 213.
„Was machst du hier, lieb Mägdelein 258.
Was rasseln denn die Trommeln 2,34.
Was regt am Waldesrande 2,169.
Was rennen die Straßen auf und ab 395.
Was rollt so zierlich 2,77.
Was sitzest du 2,108.
Was soll ich denn nun singen? 114.
Was steht der nord'schen Fechter 2,2.
Was weint das Volk 2,466.
Was wöll wir aber heben an 183.
Was wollen wir aber heben an 116.

Was wolln wir aber heben an? 117.
Was woll'n wir aber singen 92.
Was wölln wir singen und heben an? 181.
*Wassermanns Braut 63.
„Weg das Gesicht! 2,292.
Weihnacht! Die kranke Lise 2,38.
*Weihnachtslied 125.
*Weihnachtslied 126.
*Weihnachtslied 2,406.
Weil schon vor vielen hundert Jahren 2,30.
Weiße Marmorstufen steigen 2,86.
Weit der Schwadron war ich 2,392.
Weit gedehnte, öde Strecken 2,161.
Welch ein Blühen, Duften, Quellen 2,123.
Welch Schiff kommt dort 2,107.
Welche Fülle auf den Bäumen! 2,293.
*Weland 326.
Wele groß Wunder schauen will 66.
Wenn alle Wälder schliefen 380.
Wenn dann der mächtige König 6.
Wenn der Jüngste Tag will werden 69.
Wenn der uralte 286.
Wenn die Sternennacht 2,163.
Wenn jemand eine Reise tut 253.
Wenn mit dem Glöckchen 2,257.
Wenn von dem alten Dome 2,23.
Wer an Engelskreiz 2,435.
Wer hat die Kerze ins Dach gesteckt? 2,291.
Wer ist der beste Zieler? 2,435.
Wer ist einmal in Speier 2,259.
Wer ist so schön, wie das schöne Metelein? 2,438.
Wer ist's, der wild 252.
Wer mag mich geschaffen haben 174.
Wer nun will hören wo er bleibt 32.
Wer reitet so spät 286.
Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt? 269.
Wer soll schweigen, was ich weiß? 191.
„Wer wagt es, Rittersmann oder 309.
*Wer weiß wo 2,393.
*Werwolf 2,310.
*Wettstreit zwischen Sommer und Winter 72.
Wie bebte Königin Marie 2,298.
Wie der Kastellan von Coucy 2,12.
Wie der Mai du anzuschauen 2,317.
*Wie Gott den Bauern einen Wunsch gab 53.
Wie heißt König Ringangs Töchterlein? 2,25.
Wie kommt hierher Maria 2,391.
Wie man vernommen 196.
*Wie Napoleon Saarbrücken nahm 212.
Wie seltsam sind 2,159.
Wie schön leuchtet 2,217.
Wie sitzest du da so versunken 2,35.
Wieder, zu atmen müd 2,279.
*Wiederkehr 2,164.
Wien heißt eine Stadt 2,411.
Wild zuckt der Blitz 2,92.
*Wilhelm der Löwe 2,428.
*Wilhelm und Suschen 236.
*Wilhelm von Holland 2,255.
Will Bazaine sich ewig von mir wenden 214.
*Williams Geist 135.
Willkommen, fahrender Mann! 71.
Willkommen! ruft die Freude 351.
*Winterabend 2,462.
*Wintertreiben 67.
*Winternacht 352.
Wir armen Spittelleute 2,284.
Wir haben den Tilly aufs Haupt 185.
Wir haben ein Bett 2,402.
Wir hören große Wunder 326.
*Wir Königsgrenadiere 2,196.
Wir, Sachsen und Preußen 202.
Wir singen und sagen 299.
Wir soll'n in rechter Demut 40.
Wir zogen längs dem Meere 29.
*Wittekind 2,48.
*Wittenborg 2,297.
Wo bist du denn so lang gewes'n 109.
„Wo bist du gewesen so lange 149.
„Wo bist du gewesen so lange (Tochter) 149.
Wo der Held 2,144.
Wo der selige Himmel 2,267.
Wo geht des Mondgotts schlanke Tochter hin? 2,410.
Wo kommst du her 405.
Wo schroff die Straße 2,101.
Wo weiß die Landquart 2,85.
Wo zack'ge Felsensplitter 2,184.
*Wochenpredigt 2,84.
Woher der Freund so früh 295.
Woher kommst du? 174.
Wohin? wohin? 294.
Wohl ist das Fest verklungen 2,186.
Wohl nach Jahren kam gefahren 379.
Wohl unter der Linde 2,233.
Wohl wehrt sich 2,18.
*Wolf und Gans 76.
*Wolfenschieß 240.
*Worte des sterbenden Hildebrand 5.
Wulf der hauset zu Otterskier 143.
Würfel spielet Moriana 2,260.

*Zaleukos 2,451.
*Zauberlied 259.
*Zauberspräche(Idisen-Wodan-Spruch, Blutsegen usw.) 7.
Zeitlich frühe nach dem Sonntag 169.
Zerglüht von der Sonne, zerwettert vom Sturm 2,468.
*Zill und Marte 244.
*Ziska. Die Adamiten 2,154.
*Zitherbubens Morgenlied 399.
Zu Aachen in der Kaiserburg 2,199
Zu Aachen in seiner Kaiserpracht 313.
Zu Augsburg in dem hohen Saal 2,15.
Zu Bacharach am Rheine 337.
Zu Basel, wo die fromme Schar 2,36.
Zu der Zeit, da Israel 2,405.
Zu Ebern hält man Hochgericht 2,46.
Zu Edinburg scheint weit 2,421.
Zu einem Bäcker traten 401.
Zu Ephesus ein Goldschmied 302.
Zu Erfurt waren zween Bachanten 57.
Zu Gelnhausen an der Mauer 407.
Zu Hersfeld im Kloster 2,365.
Zu Köln ein reicher Kaufherr 2,296.
Zu Mantua in Banden 2,211.
Zu Quedlinburg im Dome 2,188.
Zu Rolf Krake 2,434.
Zu Speier im Saale 2,6.
Zu Speyer im letzten Häuselein 2,284.
Zu Trier an des Lehnsherrn Tafel 2, 219.
Zu Würzburg steht 2,21.
*Zum 18. März 2,34.
Zum Grab der Trauten schleicht 334.
Zum Kampf der Wagen und Gesänge 311.
Zum Kampf stürmte 2,461.
Zum Kampfe gerüstet 2,287.
Zum Pascha von Beirut 2,192.
Zum Raubschloß geht der Wolken Lauf 354.
Zur Hochzeit ward gefahren 383.
Zur Jagd ging Kurfürst Joachim 2, 299.
Zur Zeit des Aufruhrs 2,56.
Zween Männlein kam's 2,198.
*Zwei Königskinder 89.
Zwei Königskinder (Niederrhein, Westfalen) 90.
Zwei Königssöhne standen 365.
*Zwei Menschen (Aus) 2,403.
Zwei Monden wankte schon 2,171.
Zwei Raben saßen 134.
*Zwei Räuber 2,154.
Zwei Tannen blicken schauernd 2,154.
*Zwei tragikomische Geschichten 2,182.
Zweimal sechs Jahre war er alt 9.
Zwinkernd ging mein Lämpchen aus 2,449.
Zwischen zwei Rappen 2,403.
*Zwölfnacht 2,308.
Zwote Romanze 223.

Sach- und Autorenregister.

Die gesperrt gedruckten Namen geben die Dichter an, die in der Sammlung mit Gedichten vertreten sind. — E verweist auf die Haupteinleitung, 1, und 2, auf Band 1 und 2.

Adler, Friedrich 2,95. 398.
Ahasver, Motiv 1,235. 279; 2,139.
Aist, Dietmar v. 1,44.
Alexanderlied 1,29.
Alexis, Willibald E29; 2,163. 168 ff.
Allegorien, allegorischer Stil, allegorische Ballade, allegorische Erzählung, Sinngedicht E22; 1,48. 264 ff. 283. 298. 300. 304. 330 ff; 2,22. 47. 48. 77 ff. 95. 139. 149. 161. 163. 179. 197. 262. 322 ff. 347. 361. 368 ff. 372. — Siehe auch „Legenden", „Fabeln".
Älteste Balladen E22 ff.; 1,1 ff.
Ameis, Streiche des Pfaffen Ameis 1,42.
Anekdote, Stil, Beispiele 1,253 — Siehe auch „Erzählung".
Ansingelieder E20; 1,67.
Antike Motive (Klassische, mythologische, historische) 1,29. 226 ff. 262. 282. 293. 297. 311 ff. (Schiller). 320. 323. 343. 366; 2,13. 21. 49. 86. 87. 130. 153. 166. 195. 294. 340 ff. 353. 355. 368. 410. 466. — Siehe auch „Biblische Motive".
Anzengruber, Ludwig 2,161.
Apel, Joh. August 1,316. 376.
Arent, Wilh. 2,361.
Arminius, Heldenlieder über E22; 1,1.
Arndt, Ernst Moritz 1,404 ff.
Arnim, Achim v. E27; 1,316. 350 ff.
Auersperg siehe „Grün".

Badische Balladendichter 2,66 ff.
Ballade, Wesen, Begriff E13, E14 ff. — Siehe auch „Stil der Ballade", „Typen der Ballade", „Heroische Ballade", „Mythische Ballade" usw.
Ballade, Name; Ballade als lyrische Form der italienischen Kunstdichtung, Beispiele E13 ff; 2,435; siehe auch 2,459.
Ballade, eigentliche, und Ballade im weiteren Sinne E26. — Siehe auch „Volksballade", „Kunstballade".
Ballade und poetische Erzählung E26. — Siehe auch „Erzählung".
Bänkelsängerballade E23; 1,217. 220 ff. — Siehe auch „Chanson".
Barockzeitalter 1,60.
Bauern, Bauernleben, — Balladen, Erzählungen, Lieder, Motive.
Mittelalter, Volkslied 1,46. 53. 57. 75. 116 ff. 125. 126.
Neuzeit 1,218. 244 ff.; 2,59. 60. 151. 388.
Bauernfeld, Eduard v. 2,113.
Bauernkriege, Motive 1,185; 2,60. 72. 406. 422.
Baumbach, Rudolf 2,197. 221 ff.
Bayerische Balladendichter 2,41 ff.
Bayerische und Fränkische Volkslieder 1,68. 72. 91. 112. 131.
Bechstein, Ludwig 2,197, 207 ff.
Beck, Karl 2,95. 139.
Becker, Nikolaus 2,224. 254.
Beer, Michael 2,311.
Benzmann, Hans 2,344. 409 ff.
Beowulf, Epos 1,2. 6.
Béranger E32; 2,319. 328. 361.
Berger, Manfred 2,451.
Bernauer, Agnes B., Motiv 1,91; 2,216.
Bessell, Adolf 2,381.
Besser, Hermann 2,197. 213.
Biblische Motive 1,120. 252; 2,85. 239. 405. 413. — Siehe auch „Legenden", „Juden".
Biedermeierstil, Biedermeierzeit 1,218 ff. 252 ff. 261 ff. 316. 385 ff.
Bierbaum, Otto Julius 2,163. 362. 406 ff.
Blaubart-Motiv 1,97 ff. 228; 2,53 ff.
Bleibtreu, Karl 2,361.
Blomberg, Hugo Freiherr v. 2,311. 339.
Blumauer, Aloys 1,218. 262.
Blutrache, Motiv 1,145.
Blutschande, Motiv 2,300.
Böcklin, Arnold, Balladenstimmung E14.
Bodenstedt, Friedr. 2,264. 287.
Böhm, Karl M. 2,95. 132.
Böhmisches deutsches Volkslied 1,87.
Boie, Heinr. Christ. 1,236.
Boner, Ulrich 1,48. 49 ff.
Böttger, Adolf 2,197. 216.
Brachmann, Karoline Luise 1,316.
Brandenburgische Balladendichter 2,311 ff.
Brandenburgische Geschichte, Motive 2,334 ff. — Siehe auch „Fehrbellin", „Siebenjähriger Krieg".
Brandenburgisches Volkslied 1,92.
Brandes, Wilh. 2,264, 378 ff.
Brauer, Eduard 2,66.
Braunfels, Ludw. 2,66.
Braunschweigische Balladendichter 2,264 ff.
Brentano, Clemens E28; 1,316. 336 ff.
Bretonische Volksballade E21; 1,133. 158.
Bruant, Aristide 2,404.
Bube, Adolf 2,197.
Bulgarisches Volkslied E21; 1,133. 168.
Bürger, Gottfried August E23; E24. 25; 1,217. 264. 266 ff.
Butzenscheibenlyrik, -romantik 2,67.

Candidus, Karl 2,69. 72 ff.
Castelli, Ignaz Franz 2,95. 96.
Chamisso, Adalbert v. E30. 32; 1,316; 2,311 ff.
Chanson, Chansonballade E21; 1,133; 2,363. 402. 472. 474. — Siehe auch „Béranger", „Bänkelsängerballade", „Verbrecherballade" usw.
Chevy-Jagd-Balladen siehe „Douglas-Percy-Balladen".
Chezy, Helmina v. 1,378.
Chopin, Balladen E14.
Christen, Ada 2,95. 162.
Christus-Dichtung, neuzeitliche, moderne 2,275. 390 ff. 409. 411. 413. — Siehe auch „Legenden".
Cid-Romanzen 1,161; 2,260.
Claudius, Mathias 1,218. 252. 385.
Collin, Heinrich Joseph v. 2,95.
Conradi, Hermann 2,361.
Contessa, Christian Jacob u. Karl Wilh. 1,316.
Conz, Karl Philipp 1,385. 395.
Couplet, Stil 1,119. 156. — Siehe auch „Chanson", „Bänkelsängerballade".
Csokor, Franz Theodor 2,469 ff.

Dahn, Felix E28. 29; 2,289. 303.
Dänische Volksballade E17; 1,143 ff.
Dehmel, Richard E32; 2,311. 362. 401 ff.
Denis, Joh. Michael 1,217. 230.
Dennewitz, Schlacht, Motiv 1,204.
Deutsch-Französischer Krieg 1870/71, Motive 1,211 ff. (Historisches Volkslied); 2,37. 59. 61. 196. 277. 287. 336. 362 ff.
Dingelstedt, Franz v. 2,224.
Dirnenballade, Dirnenmotiv 1,341. 342; 2,162. 244. 279. 402. 404. 473. 474. — Siehe auch „Kindesmörderin", „Verbrecherballade".
Dithmarschenschlachten, Motive; Schlacht bei Hemmingstedt 1,177. 182; 2,289. 332. 384.
Dithmarsische Volkslieder 1,73. 78.
Dithyrambenstil, Balladen in — E21; 1,278. 282. 284. 286; 2,41. 163. 229. 465. 467. — Siehe auch „Impressionistischer Stil", „Orphischer Balladenton".
Döring, Heinrich 1,401.
Douglas-Percy-Balladen, englisch-schottische Volkslieder, neuzeitliche Balladen E14. 16. 17 ff. 20; 1,133. 137 ff.; 2,190 (Strachwitz). 304 ff (Dahn). 337 (Fontane).
Drama und Ballade, dramatische Szenen mit Balladenstimmung u. in Balladenstil, Faust 1,278. 288 ff. — Siehe auch „Tragödie".
Dranmor (Ferdinand v. Schmid) 2,75. 93.
Dräxler-Manfred, Karl Feodor 2,95. 116.
Dreesen, Willrath 2,264. 362. 424 ff.
Dreißigjähriger Krieg, Motive 1,185 ff.
Dreves, Leberecht 2,289. 299.
Drobisch, Theodor 2,197. 215.
Droste-Hülshoff, Annette v. E30; 2,264 ff.
Duller, Eduard 2,95. 132 ff.
Düppeler Schanzen, Erstürmung, Motiv 1,209; 2,335.

Ebert, Karl Egon, Ritter v. E28; E29; 2,95. 101 ff.
Eddalieder E18; 1,2. 13 ff. 230; 2,415.
Edwardballade, -motiv E16; 1,133. 134. 149. 174.
Eelbo, Bruno 2,380.
Eggert Windegg, Walther 2,452.
Ehebruch, Motiv 1,118. 220. 241. 244 ff. 393.
Eichendorff, Joseph Freiherr v. E27; 1,316. 378 ff.
Eichrodt, Ludwig 2,66.
Elegie, elegischer u. balladesker Stil E21; 1,239. 306.
Elfenballade E17. 18; 1,136 ff. 146 ff. 259. 334; 2,150. 447. — Siehe auch „Erlkönig-Motiv", „Wassermann u. Meerfrau, Motive" usw.
Elsässer Volkslied 1,107. 131.
Elsaß-Lothringens Balladendichter 2,69 ff.
Engelhard, Karl E30. 32; 2,197. 362. 444 ff.
Engelschall, Joseph Friedr. 1,261.
Englisch-schottische Volksballade E14. E16 ff. 20. 21. 23. 29; 1,61. 133. 134 ff. 264; 2,337 ff.
Englische Kunstballade (Poe, Coleridge, Tennyson) E21.
Epigonen, epigonale Ballade E27; E28; 2,95.
Epischer Stil E19; E22.
Mittelalter 1,1. 2. 3. 6. 8. 22 ff. 29 ff. 31 ff. 79.
Neuzeit 1,279. 347. 360; 2,57 ff. 75. 98 ff. 127. 141 ff. 154 ff. 197.
Siehe auch „Erzählung, poetische," „Legenden" usw.
Erlkönig, Motiv E24; 1,146. 278.
Erzählung, poetische, Stil, Beispiele E22. 26.
Mittelalter 1,48. 49.
Neuzeit 1,218 ff. 252 ff. 259. 261. 277. 283. 327. 334. 360 ff. 390 ff. 397. 400 ff. 401; 2,30 ff. 83 ff 92. 93. 114 ff. 159. 165. 217. 222. 309. 322 ff. 345. 354. 372. 379. 405.
Siehe auch „Legenden", „Schwankdichtung" usw.
Eschenbach, Wolfram von 1,31. 32 ff.
Esthnisches Volkslied E21; 1,133. 175.
Prinz Eugen, Motiv 1,193; 2,276. 298.
Evangelienbuch Ottfrieds v. Weißenburg 1,2. 9.
Exotische Motive siehe „Orientalische Motive".

Fabeln E22; 1,48. 49. 76. 216; 2,161.
Falk, Joh. Daniel 1,399.
Falke, Gustav 2,289. 362. 395 ff.
Familiengeschichten, deutsche Volksballaden 1,105 ff.
Fastenrath, Johannes 2,224. 260 ff.
Fechner, Theodor 2,163.
Fehrbellin, Schlacht, Motiv 1,190.
Feuchtersleben, Freih. Ernst v. 2,95. 130 ff.
Fink, Gottfried Wilh. 2,197, 198.
Finnisches Volkslied E21; 1,133. 173.
Fischer, Joh. Georg 2,1. 35 ff.
Fitger, Artur 2,289. 310.
Flamländisches Volkslied 1,113.
Follen, August Adolf Ludw. 2,224. 225.
Fontane, Theodor E29; 1,140 ff.; 2,311. 331 ff.
Forbes-Mosse, Irene 2,449.
Förster, Fr. 1,404. 408.
Förster, Karl 2,197.
Fouqué, Friedrich Baron de la Motte E27; 1,319. 365 ff. 404.
Franke, Ilse 2,453.
Frankl, Ludw. August 2,95. 147 ff.
Französisches Volkslied E21; 1,133. 156 ff.
Freie Rhythmen, Balladen in —, siehe „Dithyrambenstil".
Freiheitskriege 1813—15, Motive. Historisches Volkslied 1,203 ff. 404. Sonstige Balladen usw., Motive 1,404 ff; 2,41 ff (Rückert). 80 (Keller). 212 (Mosen). 227 (Follen). 347 ff. (Christ. Friedr. Scherenberg).
Freiligrath, Ferdinand E31; E32; 2,264. 272 ff.
Freischütz-Oper, Arien 1,373.
Freitag, Gustav 2,163. 193.
Friedrich Barbarossa, Motive 2,5. 133. 209. 271.
Friedrich II. (Hohenstaufen), Motive 2,22. 90.
Friedrich II. (d. Große) von Preußen, Motive 2,170. 174. — Siehe auch „Siebenjähriger Krieg".
Friesenkämpfe, Motive 2,383. 425 ff.
Friesische Volkslieder 1,78 (Ostfriesisch). 115 (Altfriesisch).
Fröhlich, Abraham Emanuel 2,75.
Fussesbrunnen, Konrad v. 1,41.

Gaudy, Freiherr Franz v. 2,311. 325.
Gaudy, Alice Freiin v. 2,311. 361. 376 ff.
Geibel, Emanuel E28. 29; 2,289. 294 ff.
Geistliches Epos E22; 1,29.
Gellert, Christ. Fürchtegott 1,217. 218.
George, Stefan 2,362.
Germanische Weltanschauung und Ballade, germanischer Charakter der Ballade E15. 17. 21; 1,133.
Gerok, Karl 2,1. 37.
Gespensterballade, Schauerballade, Stil, Beispiele E24.
Volkslied 1,61. 105 ff. 109. 112 ff. 115.
Neuzeit 1,217. 233 ff. 238. 259. 297. 316. 359. 366. 368. 370. 380; 2,8. 15. 19. 24. 32. 117 ff. 267 ff.

Siehe auch „Lenoren-Motiv", „Totentanz".
Gilm, Hermann v. 2,95. 156.
Ginzkey, Franz Karl 2,95. 456 ff.
Glaßbrenner, Adolf 2,311. 330.
Gleim, Joh. Wilh. Ludw. E23; 1,217. 220 ff.
Göckingk, Leop. Friedr. Günther v. 1,217. 237.
Gongora, Luis de 1,216.
Görres, Guido 2,224. 253.
Goten, Motive 2,50. 55. 306.
Goethe E23. 24 ff.; 1,264. 279 ff.
Gotter, Friedr. Wilh. 1,217. 228.
Gottschall, Rudolf v. 2,163. 194.
Grabbe, Christian 2,271.
Gravelotte, Schlacht, Motiv 1,213; 2,196.
Greif, Martin 2,41. 62 ff.
Griechenkämpfe, neuzeitliche, Motive 2,202. 325. — Siehe auch „Neugriechisches Volkslied".
Gries, Joh. Dietr. 1,316.
Grillparzer, Franz 2,95. 97 ff.
Grimm, Wilhelm, Altdänische Heldenlieder 1,133. 134. 143. 144.
Grosse, Julius 2,197. 220.
Großstadtstimmung 2,58. 402. 410. 475. — Siehe auch „Soziale Ballade".
Groth, Klaus 2,289. 301.
Grün, Anastasius E28; 1,169; 2,95. 120 ff.
Grüneisen, Karl 2,1.
Gruppe, Otto Friedr. 2,344. 358.
Günderode, Karoline v. 1,316. 334 ff.

Haebe, Hans 2,363. 466.
Hagedorn, Friedrich v. 1,217.
Hagen, Henriette v. 1,260.
Hahn, Ludw. Philipp 1,218. 244 ff.
Halirsch, Friedr. Ludw. 2,95. 109.
Halm, Friedrich 2,95. 114 ff.
Hamerling, Robert 2,95. 159.
Hammer, Julius 2,197. 213 ff.
Handel-Mazzetti, Erika Baronin v. 2,455.
Hannoversche Balladendichter 2,264.
Hannoversche Volkslieder 1,69. 70.
Hansastädte, Balladendichter 2,289 ff.
Hardenberg, Friedrich v. (Novalis) E27; 1,316. 329 ff
Häring, Georg Wilh. Heinr., siehe „Alexis".
Hart, Julius u. Heinrich 2,361.
Hartleben, Otto Erich 2,362. 405.
Hartmann, Moritz 2,95. 149 ff.
Hauff, Wilh. 1,404; 2,1.
Haug, Friedrich 1,385. 394.
Hebbel, Friedrich E30; 2,289 ff.
Heiligenlegenden siehe „Legenden".
Heim, Georg 2,363. 475.
Heine, Heinrich E29. 31. 32; 2,224. 228 ff.
Heinrich I., der Vogler, Deutscher Kaiser, Motive 1,229; 2,110.
Heinrich II., Kaiser, Motive 2,285. 352.
Heinrich der Löwe u. Landgraf Ludwig der Löwe, Motive 2,208. 210.
Heinzelmännchen, Motive 1,150. 209; 2,174 ff. (Kopisch). 216.
Held, Franz 2,399.
Heldenlieder, Heldenballaden, siehe „Heroische Ballade".
Heliand, epischer Stil 1,2. 8.
Hemmingstedt, Schlacht, siehe „Dithmarschenschlachten".
Henckell, Karl E32; 2,362. 404.
Herder, Stimmen der Völker, Volkslieder E16. 23; 1,134. 137. 231. 264.
—, Cid 1,161.
—, Legenden 1,264 ff.
Heroische Ballade, Begriff, Stil, Musterbeispiele E15. 16 ff. 19. 20. 24 ff. 28 ff. 31.
Volkslied 1,61. 79. 133. 137 ff. 143 ff. 166 (Slawisches Volkslied).
Neuzeit 1,279. 308 ff. 316. 325. 365; 2,1 ff. (Uhland). 40. 50. 100. 101. 103. 107 ff. 162. 169. 189 ff. (Strachwitz) 205. 232. 234. (Heine) 303 ff. (Dahn) 331 ff. (Fontane). 358. 361. 362. 364. 377. 382 ff. (Liliencron). 413 ff. (Münchhausen). 424 ff. 428 ff. 434. 435. 442. 467.
Hertz, Wilh. 2,1. 40.
Herwegh, Georg E32; 2,1. 38 ff.
Hesekiel, George 2,197. 218 ff. 311.
Hessische Balladendichter 2,224 ff.
Hessische Volkslieder, Nassauer Volkslieder 1,105. 129.
Heyse, Paul 2,311. 340.
Hexenstimmung, -ballade 1,291 (Walpurgisnacht); 2,27. 73.
Hildebrandslied, älteres u. jüngeres E23; 1,2. 3 ff.
Hirtz, Georg Daniel 2,69.
Historisches Volkslied 1,80. 137 ff. (engl.-schottische B.), 157 (franz.). 170 ff. (russisch). 177 ff. (deutsches).
Hoffmann von Fallersleben, August Heinr. 2,264. 283.
Hofmannsthal, Hugo v. 2,362. 459.
Holländische Volkslieder 1,82.
Holtei, Karl v. 2,163.
Hölty, Ludw. Heinrich Christoph 1,217, 238.
Holz, Arno 2,344. 361. 398.
Hood, Thomas E32; 2,278 ff.
Hopfen, Hans 2,41. 60.
Horn, Uffo 2,95.
Hyan, Hans 2,363. 474.
Jacobi, Johann Georg 1,217.
Jena, Schlacht, Motiv 1,202.
Jensen, Wilhelm 2,289. 308.
Immermann, Karl Leberecht 2,197. 203 ff.
Impressionistischer Stil 2,229 (Heine). 279 (Thomas Hood). 348 (Christ. Friedrich Scherenberg). 362. 363. 402 (Dehmel). 404 (Henckell). 410. —Siehe auch „Bürger", „Goethe", „Moderne Ballade".
Indianerleben, Motive 1,309 396; 2,140. 324.
Indische Motive, siehe „Orientalische Motive".
Isländische Volksballaden E21; 1,152 ff.
Italienisches Volkslied, -ballade E21; 1,133. 160.
Juden, Motive 1,92; 2,150. 156. 242 ff. 455. — Siehe auch „Biblische Motive".

Kämpferlieder, nordische E17. — Siehe auch „Heroische Ballade", „Dänische Ballade" usw.
Karl der Große, Karolinger, Wittekind, Roland, Motive 1,322; 2,3. 4. 48. 187. 197. 199. 249. 296. 450.
Karl V., Motive 2,51. 126.
Körner, Joh. Heinr. 1,401.
Katalonisches Volkslied 1,164.
Katzbach, Schlacht, Motive 1,203; 2,212. 227.
Kaufmann, Alexander 2,224. 257.
Keller, Gottfried E30; 2,75. 77 ff.
Keltischer Balladencharakter E21. — Siehe auch „Bretonische Volksballade".
Kerner, Justinus E28. 29; 2,1 14 ff.
Kind, Friedrich E27; 1,316. 370 ff.
Kinderlieder als Reste alter Balladen E20; 1,69.
Kindesmörderin, Motive 1,101. 115. 274. 285. 307; 2,184. 453.
Kinkel, Gottfried 2,224. 256.
Kirchengesang, ältester 1,12. — Siehe auch: 1,123 ff. u. „Legenden".
Klassische Ballade, Ballade der Klassiker E23 ff.; 1,264 ff.
Klopstock, Friedr. Gottlieb 1,217. 229.
Knapp, Albert 2,1.
Kopisch, August E29; 2,163. 172 ff.
Körner, Theodor 1,404. 407.
Kosegarten, Ludwig Theobul 1,385 ff.
Krain, Volkslied aus — 1,169.
Kriegsbilder, Kriegserlebnisse 2,392 ff. (Liliencron). — Siehe im übrigen „Deutsch-Französischer Krieg", „Siebenjähriger Krieg".

Krug von Nidda, Friedr. 1,316.
Kugler, Franz 2,344. 352.
Kuhländische Volkslieder 1,86. 88. 111. 113. 115.
Kuhn, Friedr. Adolf 1,316.
Kunstballade, subjektive Ballade, Wesen, Stil, Beispiele E23ff.; E26ff.; E30ff; 1,217ff. 264 (Schiller). 297ff. (Goethe). 303ff. (Goethe). 306ff. (Schiller). 316ff. (Romantiker). 329ff. (Novalis). 336ff. (Brentano). 350ff. (Arnim); — 2,48ff. (Platen). 74. 77ff. (Keller). 85ff. (K. F. Meyer). 95. 135ff. (Lenau). 183ff. (Solitaire). 239 (Heine). 340 (Heyse). — Siehe auch „Moderne Ballade".
Kunstepos, Mittelalter 1,22ff. 29ff.; siehe auch „Epischer Stil".
Künzel, Heinrich 2,224.
Kürenberg 1,44.
Kurz, Hermann 2,1.
Kurz, Isolde 2,1. 361. 374ff.

Lamey, August 2,69.
Landsknechtslied, -ballade 1,184ff.
Langbein, Aug. Friedr. Ernst 1,385. 388ff.
Langrehr, Ernst 2,265.
Lappen, Volkslied E21; 1,133. 176.
Lateinische Dichtungen, Lateinisch-deutsche Mischdichtung 1,11ff.
Laun, Friedrich 1,316.
Lavater, Joh. Caspar 1,232.
Legenden, legendäre Ballade, legendärer Stil, Beispiele E22. 27; Mittelalter 1,3. 12. 38ff. 59. Volkslegenden 1,122ff. Neuzeit 1,219. 264ff. 299. 301. 304ff. 316. 333. 343. 344. 345. 356. 371ff. 377. 382. 385. 386. 399; 2,16. 17. 30ff 46ff. 70. 96. 109. 111. 124. 132. 163. 166ff. 197. 214. 221. 251. 253. 254. 259. 406ff. 413. 439. 454ff. 469. — Siehe auch „Christusdichtung".
—, scherzhafte Legende 1,55. 219. 286. 390ff.; 2,114. 407.
Leich 1,11.
Leipzig, Schlacht, Motive 1,205. 405; 2,212.
Leitner, Karl Gottfried v. E28; E29; 2,95. 107.
Lenau, Nicolaus E31; 2,95. 135ff.
Lenoren-Motiv E17. 23. 24; 1,18. 110ff. 135. 149. 266 (Bürger). 380 (Eichendorff).
Lenz, Jakob Wilh. Reinh. 1,218. 257ff.
Lepel, Bernhard v. 2,264. 285.
Leuthen, Schlacht, Motive 1,197; 2,213.
Leuthold, Heinrich 2,75.
Lichtwer, Magnus Gottfr. 1,217. 219.
Liebesballade, Stil, Musterbeispiele. Volkslied E18; 1,61. 65ff. 83ff. 89ff. 152ff. 158. Neuzeit 1,288ff. u. 294ff. (Goethe). 337ff. (Brentano). 351ff. (Arnim). 379ff. (Eichendorff); 2,6ff. (Uhland). 25ff. (Mörike). 122ff. (Grün). 164ff. (Schefer). 233 (Heine) 234. 236. 249. 315. 374ff. (Chamisso). 377. 409. 410. 419. 436. 447 (Engelhard). 468. 469ff. — Siehe auch „Lenoren-Motiv" usw.
Liebeslieder 1,83; 2,25ff. 44. 164. 228.
Liedartiger Stil, liedartige Balladen. Volkslied 1,83 (deutsch). 172 (litauisch). Neuzeit 1,251. 259. 278 u. 287ff. (Goethe). 329ff. (Novalis). 378ff. (Eichendorff). 393. 394; 2,7ff. (Uhland). 25ff. (Mörike). 44 (Rückert). 65 (Greif). 78 (Keller). 164ff. (Schefer). 228ff. (Heine). 397. 409. 449. Siehe auch „Lyrischer Stil".
Lienhard, Friedrich 2,69. 406.
Liliencron, Detlev Freiherr v E29; E31; 2,289. 361. 382ff.
Linde, Otto zur E32; 2,363. 465.
Lindenschmid, Motiv E20; 1,181.
Lingg, Hermann 2,41. 55ff.
Litauisches Volkslied 1,133. 172.
Longobardische Volkslieder 1,2. 13.
Lorelei, Motiv 1,337. 378.
Lorm, Hieronymus 2,95. 159.
Lossius, Kaspar Friedr. 1,387.
Löwe, Feodor 2,224.
Löwen, Joh. Friedr. E23; 1,217. 222ff.
Loewenberg, Jakob 2,381.
Ludwig, Otto 2,216.
Ludwigslied 1,2. 10. 123. 177.
Lügenmärchen 1,71. 75.
Luther, Martin 1,59. 123.
Lyrischer Stil, Beispiele, Lyrischer Stil u. Balladenstil des Mittelalters 1,44. des Volksliedes 1,83. der Neuzeit 1,329. 379; 2,25. 228. — Siehe auch „Liedartiger Stil", „Mädchenlieder".

Mackey, John Henry 2,361.
Mädchenlieder, balladenartiger Charakter 1,278. 288. 329; 2,25. 26. 44. 78. 79. 409.
Märchenballade, Märchenmotive 1,105. 150. 209. 259. 299; 2,29ff. 45ff. 53. 62ff. 69. 163. 174ff. (Kopisch). 216. 300. — Siehe auch einzelne Motive, „Blaubart-Motiv" usw.
Märe 1,79; 2,1.
Marggraff, Hermann 2,311.
Marie Antoinette, Motiv 2,440.
Marienlieder des Mittelalters 1,38; Volkslieder 1,122. 128ff. — Siehe auch „Legenden".
Marko, König, im slawischen Volkslied E21; 1,166.
Marlborough-Lied 1,157. 193.
Mars la Tour, Schlacht, Motiv 1,213.
Mecklenburgische Dichter 2,344ff.
Meinhold, Wilhelm 2,344ff.
Meistersänger 1,48. 50ff.
Meißner, Alfred 2,95. 152ff.
Merseburger Zauberspräche siehe „Zauberspräche".
Meyer, Konrad Ferd. E31; 2,75. 85ff.
Miegel, Agnes E30. 32; 2,344. 362. 437ff.
Miltitz, Karl B. v. 2,197.
Minnesang 1,44.
Mittelalter, epischer Stil E22; 1,22ff. 29ff. 31ff.
Mittelalter, Ballade E22; 1,3.
Mittelalter, späteres E22; 1,48.
Moderne Ballade E31; 2,361ff.
—, Entwicklungsmöglichkeiten der Ballade, naturalistische u. formalistische Richtung, Impressionismus E31; 2,362. 363. 402ff. 404. 410. 443. 459. 461. 462. 465. 467ff. 472ff. 475.
Mombert, Alfred E32; 2,363. 462ff.
Moncrif 1,217.
Moralisierende, ethische Ballade, Beispiele 1,270. 396. — Siehe auch „Allegorien".
Mordballade, Moritat E20; 1,96ff. 134. 217. 244ff. 261. 388; 2,9. 266. 289ff. 291. 299. 386. — Siehe auch „Verbrecherballade", „Kindesmörderin", „Blaubart-Motiv" usw.
Mordeltern, Motiv 1,100.
Morgenstern, Christian 2,413.
Mörike, Eduard E29; 2,1. 24ff.
Mosen, Julius 2,197. 210ff.
Mosenthal, Salomon Hermann 2,259.
Mozart 1,402.
Mühl, Gustav 2,69.
Mühler, Heinrich v. 2,163. 187.
Mühsam, Erich 2,363.
Müller, Friedrich, Maler Müller 1,218. 251.
Müller, Wilhelm 1,316; 2,197. 199.
Müller von Königswinter, Wolfgang E28; 2,224. 254ff.

Münch-Bellinghausen siehe „Halm, Friedrich".
Münchhausen, Börries Freiherr v. E29. 31; 2,264. 362. 413 ff.
Muspilli 1,2. 6.
Mythische, mystische, mysteriöse, naturhafte Ballade, Stil, Musterballaden E15. 16 ff. 19. 20. 24 ff. E27. 29. 30; 1,61. 62 ff. (deutsches Volkslied). 67 (Volksgebräuche, Feste). 69 (Kinderlieder). 133. 173 (Finnische Volkslieder). 175. 278 (Goethe). 286 (Erlkönig). 291 (Walpurgisnacht). 302 (Goethe, Totentanz). 316 (Romantiker). 329 ff. (Novalis). 378 ff. (Eichendorff); 2,1. 15 (Kerner). 21. 24 (Mörike). 72. 73. 168 ff. (Alexis). 230 ff. u 233 ff. (Heine). 264 ff. (Droste-Hülshoff). 302 (Groth). 308. 311 (Chamisso). 362 (Moderne). 364 ff. 376. 385. 387 ff. 412. 419. 426. 427. 437 ff. (Agnes Miegel). 444 ff. (Engelhard). 453. 465. 470.

Nachklassiker, nachklassische Ballade 1,316. 385 ff.
Nachromantische Ballade 1,385 ff.
Napoleon I., Napoleonische Kriege, Motive 1,202 ff.; 2,80. 100. 171. 232. 326. 401. 443. — Siehe auch „Freiheitskriege".
Neese, Christian Gottlieb 1,402.
Neugriechisches Volkslied, -ballade E21; 1,133. 160.
Nibelungenlied E22; 1,3. 13. 20. 22 ff.
Nodnagel, August 2,224. 227.
Nordische Ballade, nordische Motive, nordischer Stil.
Volkslied E16. 17. 29; 1,61. 133. 143 ff. 365 ff.
Neuzeit 2,1 ff. 40. 107 ff. 189 ff. 234. 303 ff. 331 ff 364. 382 ff. 389. 415. 429.
Siehe auch „Dänische Volksballade", „Isländische B.", „Norwegische B.", „Schwedische B.".
Norwegische Volksballade 1,150 ff.
Nostiz u. Jänckendorf, Gottl. Adolf Ernst v. 1,316.
Nöthig, Theobald 2,163. 196.
Notker Labeo, Rhetorik 1,2. 8.
Notzucht, Motiv 1,154.
Novalis siehe „Hardenberg".
Nürnberger siehe „Solitaire".

Odenwald, Volkslied 1,94. 100.
Oderbruch, Volkslieder 1,99.
Oldenburgische Balladendichter 2,289 ff.
Oldenburgische Volkslieder 1,63.
Oper, Singspiel, Balladen- u. romanzenartige Stimmungen, Szenen usw., Arien 1,373. 385. 402 ff.
Oer, Max v. 2,264. 284.
Orientalische und exotische Motive E31; 1,298. 305; 2,22. 50. 100. 116. 159. 192. 239 ff. 263. 272 ff. (Freiligrath). 287. 294. 324. 356. 427. 448. 454. 461.
Orphischer Balladenton, Urton der Ballade, Ballade als Schicksalslied E21. 27; 1,278. 281. 282. 284. 286. 293. 329. 332; 2,24 229. 462 ff. 467. — Siehe auch „Dithyrambenstil".
Ossian 1,217. 231.
Österreichische Balladendichter 2,95 ff.
Österreichische Volkslieder, Kärnten usw. 1,70. 101. 112. 125.
Ostpreußische Volkslieder 1,64.
Otte, Friedrich 2,69. 73.
Otto der Große u. sein Bruder Heinrich 2.89. 188.
Ottolied 1,2. 11.

Paoli, Betty 2,95. 156.
Pape, Samuel Christian 1,316. 374.
Parabeln 2,47. — Siehe auch „Allegorien".
Parodische Ballade 1,217. 220 ff. 262.
Parzival von Wolfram von Eschenbach 1,31. 32 ff.
Parzival, Motiv 2,559.
Pavia-Schlacht, Motiv 1,183.
Perinet, Joachim 1,402.
Perverse Motive, exzentrische Motive E20; 1,97 ff. 101. 107. 367 ff.; 2,310. 475. — Siehe auch „Psychologische Ballade", „Mordballade", „Blaubart-Motiv" usw.
Pfarrius, Gustav 2,224.
Pfau, Ludwig 2,1. 34.
Pfeffel, Gottl. Konrad 1,218 253 385.
Pfizer, Paul Achaz 2,1.
Pfizer, Gustav 2,1. 21.
Phantasien, visionäre Dichtungen 2,275. 388 ff. 394. 462 ff. — Siehe auch „Christusdichtung, neuzeitliche", „Ahasver".
Pichler, Adolf 2,95. 158.
Pichler, Karoline 1,316.
Platen-Hallermünde, Graf August v. E31; 2, 41. 48 ff.
Plattdeutsch, Balladen u. Erzählungen in plattdeutscher Sprache 2,301. 354.
Plönnies, Luise v. 2,224.
Ploetz, Hermann 2,451.
Pocci, Graf Franz 2,41. 52 ff.
Polenkämpfe, Motive 2,51. 138. 163. 212.
Politische u. Politisch-satirische Ballade.
Historisches Volkslied 1,177. 205 ff. 210.
Sonstige Balladen 2,34. 38 ff. 43. 51 ff. 82. 128 ff. 195. 218. 246. 280 ff. 283. 311. 327 ff. 330.
Siehe auch „Soziale Ballade".
Pommersche Balladendichter 2,344 ff.
Pommersche Volkslieder 1,120
Prager Schlacht, Motiv 1,195 ff.
Preußische (west- u. ostpreußische) Balladendichter 2,344 ff.
Prittwitz-Gaffron, Konrad v. 2,163. 195.
Prutz, Robert Eduard 2,344. 350.
Pseudoromantik 2,66
Psychologische Ballade E18. 20. 30; 1,61. 96 ff. 101. 316. 367 ff; 2,289 ff. (Hebbel). 310. 315 ff. (Chamisso). 362 (Moderne). 385. 475.
Puschmann, Adam 1,58.
Puttkammer, Alberta v. 2,163. 361. 370 ff.
Pyrker, Ladislaus v. 2,95.

Rätsellieder, -balladen 1,71; 2,46.
Raubritterballade, Historisches Volkslied 1,177. 181. — Siehe auch „Ritter- u. Räuberballade".
Raupach, Ernst Benjamin Salomo 1,316. 377.
Reder, Heinrich v. 2,41. 59 ff.
Reformationszeitalter, deutsche Renaissance, Hugenottenkriege, Hussitenkriege usw., Motive E24; 1,60; 2,132. 144 ff. 154 ff. 157. 422.
Reinick, Robert 2,344. 360.
Renaissance, deutsche, siehe „Reformationszeitalter".
Renaissance, italienische, Motive 2,91. 141 ff. 159. 165. 451.
Reuenthal, Neidhart v. 1,44. 46.
Reuter, Fritz 2,344. 354.
Revolution, französische, Motive 1,198 ff.; 2,440. 475.
Revolution 1848, Motive 1,206 ff. — Siehe auch „Politische Ballade" und „Soziale Ballade".
Rhapsodien, rhapsodischer Stil E18; 1,2. 6. 29. 31. 235. — Siehe auch „Epischer Stil".
Rheinische Balladendichter 2,224 ff.
Rheinländische Volkslieder, Bergisches Volkslied usw. 1,64. 70. 90. 96 98. 99. 110. 127.
Rilke, Rainer Maria E32; 2,95. 363.
Ritter- u. Räuberballade, sogenannte Stil, Beispiele E20. 24; 1,61. 96. 217. 240. 261. 316. 388. 398. — Siehe auch „Raubritterballade", „Störtebecker", „Lindenschmid".

Ritterlich-höfisches Epos 1,31 ff.
Robert, Ludwig 1,316.
Rodenberg, Julius 2,224.
Roffhack, Albert 2,224. 262.
Rogge, Friedr. Wilh. 2,264.
Rokokozeitalter 1,217 ff.
Rolandlied 1,29.
Romantiker und ihre Kreise E27: 1,316 ff. 385 ff.
Romantische Balladen, romantischer Stil 1,278. 287. 316 ff. 317. 318. 321. 324. 330. 336 ff. 350 ff. 367 ff. 370 ff. 378 ff. 385 ff. 398. 399. 402 ff.; 2,1 ff. 9. — Siehe auch „Elfenballade", „Mystische Ballade".
Romanze, Name, Stil, Beispiele E14. 21; 1,133. 156. 161 ff. 217. 220 ff. 255. 316. 317. 347 ff.; 2,11 ff. 62 ff. 191. 237 ff 240 ff. 260 ff. 357. 417. 456.
Roßbach, Schlacht, Motiv 1,196. 222.
Rückert, Friedrich E29; 1,404. 2,41 ff.
Rudolf von Habsburg, Motive 1,313; 2,17. 98 ff.
Rügensches Volkslied 1,113.
Rumänisches Volkslied 1,165.
Ruseler, Georg 2,289. 362. 426.
Russisches Volkslied 1,133. 170.

Saar, Ferdinand v. 2,95. 160.
Sachs, Hans 1,48. 55 ff. 283. 333.
Sächsische Balladendichter 2,197.
Sächsische Volkslieder 1,68. 107.
Sallet, Friedrich v. 2,163. 179 ff.
Salus, Hugo 2,95. 454.
Satirische Balladen 2,312 ff. (Chamisso). — Siehe im übrigen „Politische und Politisch-satirische Ballade".
Schack, Adolf Friedr. Graf v. 2,344. 355.
Schad, Christian 2,41. 54.
Schanz, Frida E30. 32; 2,197. 362. 434 ff.
Scharf, Ludwig 2,362. 400.
Scheintod, Motiv 1,109 ff.
Schefer, Leopold 2,163 ff.
Scheffel, Joseph Victor v. 2,67 ff.
Schenk, Eduard v. 2,224.
Schenkendorf, Max v. 1,404. 406.
Scherenberg, Christian Friedrich 2,344. 347 ff.
Scherzballade siehe „Schwankdichtung".
Schickele, René 2,363. 467.
Schiebeler, Daniel 1,217. 226.
Schiller, Friedrich von E26; 1,264. 306 ff.
Schindler, Alexander Julius, siehe „v. d. Traun".
Schlangenköchin, Motiv E17; 1,108 ff. 134. 149. 160. 161.
Schlegel, August Wilh. v. E27; 1,316. 317 ff.
Schlegel, Friedr. v. E27; 1,321 ff.
Schlesische Balladendichter 2,163 ff.
Schlesische Volkslieder 1,62. 92. 101. 106. 112. 114. 125. 128.
Schleswig-Holsteinische Balladendichter 2,289 ff.
Schleswig-Holsteinisches Volkslied 1,68.
Schmidt von Lübeck, Georg Philipp 1,316. 399.
Schmidt-Phiseldeck, Konrad Friedr. v. 1,316.
Schmied-Motiv siehe „Wieland, der Schmied".
Schnezler, August 2,66.
Scholz, Wilh. v. 2,311. 362. 412.
Schoenaich-Carolath, Prinz Emil zu 2,361. 372 ff.
Schottische Volksballaden siehe „Englisch-schottische Volksballade".
Schreiber, Wilh. Aloys, 1,316. 375.
Schubart, Christian Friedr. Daniel 1,217. 233.
Schubert, Franz, Erlkönig E14.
Schüler, Gustav E30. 32; 2,311. 362. 441 ff.
Schwab, Gustav E28; 2,1. 17 ff.
Schwäbische Dichter 2,1 ff.
Schwäbisches Volkslied 1,101.
Schwankdichtung, Stil des Schwanks, Scherzballade, scherzhafte Erzählung.
Mittelalter E22; 1,42. 52 ff.
Volkslied 1,73, 116 ff.
Neuzeit 1,219. 252 ff. 254. 272. 277. 305. 360 ff. 390 ff. 397. 400 ff. 401; 2,45 ff. 67 ff. 125. 126. 173 ff. 201. 222. 257 ff. 312 ff. 347. 354 ff. 411. 445. 457 ff.
Schwedische Volksballade 1,149.
Schweizer Balladendichter 2,75.
Schweizer Volkslieder 1,66. 70. 132.
Sedan, Schlacht, Motiv 1,213.
Seeliger, Ewald Gerhard 2,163. 362. 432 ff.
Seemannsballaden 2,172. 297. 381. 416. — Siehe auch „Störtebecker".
Seidl, Joh. Gabriel 2,95. 117 ff.
Semmig, Jeanne Berta 2,450.
Sempachschlacht, Motiv 1,177. 178; 2,442.
Sequenz 1,11.
Serbisches Volkslied E21; 1,133. 167 ff. 282.
Seume 1,385. 396 ff.
Shakespeare E16.
Siebenbürgisches Volkslied 1,85.
Siebengebirge, Volkslieder 2,100.
Siebenjähriger Krieg, Motive 1,195 ff; 2,170. 171. 213. 217. 335. 393. 433. — Siehe auch „Friedrich II. von Preußen".
Simrock, Karl E28; 2,224. 249 ff.
Sinclair, Isaak v. 1,316.
Singspiel siehe „Oper".
Skandinavische Ballade siehe „Nordische Ballade", „Dänische Ballade" usw.
Slawisches Volkslied E21; 1,133. 166 ff.
Smets, Wilhelm 2,224.
Solitaire, M. (Woldemar Nürnberger) 2,163. 183 ff.
Soziale u. politische Ballade, Stil, Beispiele E23. 31. 32.
Volkslied 1,60. 96. 101. 107. 133. 156.
Historisches Volkslied 1,177. 198. 199. 200. 201. 205 ff.
Neuzeit 1,217. 220. 230. 278. 287. 304. 316. 336. 341. 342. 374. 397. 399; 2,1. 9. 10. 34. 38. 58. 59. 60. 81 ff. 95. 123. 128 ff. 148. 158. 160 ff. 182. 194. 195. 244 (Heine). 277 ff. (Freiligrath). 283. 311. 317 ff. (Chamisso). 327 ff. 330. 361 ff. 386. 398. 400. 401 ff. (Dehmel). 404 (Henckell). 410 ff. (Benzmann). 428. 452. 472 ff. 475. — Siehe auch „Politische Ballade", „Kindesmörderin, Motiv", „Verbrecherballade", „Dirnenballade", „Vogelfreie".
Spanisches Volkslied 1,133. 161 ff. — Siehe auch „Romanze".
Spee, Friedr. v. 1,60.
Spielmannsepos E22; 1,29.
Spitteler, Karl 2,75. 361. 368 ff.
Sternberg, Leo 2,428 ff.
Stiefmutter-Motiv 1,108. 113; 2,69.
Stieler, Karl 2,41. 61.
Stil der Ballade im allgemeinen, Stilarten E13. 15 ff. 19. 20 ff. 22. 24 ff.; 1,13. 61. 133. 217. 264. 278; 2,75. 362. Siehe auch „Mythische Ballade", „Heroische Ballade", „Volksballade", „Kunstballade", „Soziale Ballade" usw.
Stilling, Jung 1,218. 255 ff.
Stöber, August 2,69.
Stöber, Ludw. Adolf 2,69. 70.
Stolberg, Grafen Christ. u. Friedr. Leop. zu — 1,217. 240 ff.
Stolterfoth, Adelheid v. 2,224.
Storch, Ludwig 2,197. 209.
Storm, Theodor 2,289. 300.
Störtebecker, Motiv, Seeräuberballade E20; 1,177. 179. — Siehe auch „Seemannsballaden"
Strachwitz, Moritz Graf v. E29. 2,163. 189 ff.

Strauß u. Torney, Lulu v. E32; 2,264. 362. 420ff.
Strauß u. Torney, Victor v. 2,264. 284.
Streckfuß, Adolf Friedr. Karl 2,197. 198.
Stricker, Schwankdichtung 1,42.
Stucken, Eduard E32; 2,362. 461.
Sturm, Julius 2,197. 217.
Südwestafrika, Aufstand 2,394.

Tacitus E23; 1,1.
Tannhäusermotiv 1,65ff. (Volkslied); 2,181. 237.
Tanzlieder, Entstehung der Ballade aus dem Tanzlied, Beispiele E13; E20. 21; 1,1. 44. 46. 67. 73. 78.
Terzinenform 1,327; 2,394.
Thüringische Balladendichter 2,197ff.
Thüringische Volkslieder, Fränkisches, Lippisches usw. Volkslied 1,69. 86. 94. 121.
Tieck, Ludwig E27; 1,316. 323ff.
Tiedge, Christoph August 1,385. 387.
Tielo, A. K. T. 2,344. 427.
Tiersagen 1,76; siehe auch „Fabeln".
Totentanz, Motiv, Totentanzballaden, Balladen vom Tod E25; 1,132. 278. 302. 383; 2,36. 159. 230ff. 387. 395ff. 418. 419. 444. 461. 465.
Tragödie u. Ballade, historische Beziehungen E15. 16. — Siehe auch „Drama und Ballade".
Traun, Julius von der 2,95. 157.
Trinius, Karl Bernhard v. 1,316. 375.
Tristan u. Isolde, epische Darstellung 1,31.
Tschabuschnigg 2,95.
Tschechisches Volkslied 1,133. 169.
Türkenkriege, Motive 1,190ff. — Siehe auch „Griechenkämpfe", „Neugriechisches Volkslied".
Typen der Ballade, Heroische u. mythische B. usw. E13. 15ff.; E19; 1,61. 133. (134. 137.) 279. — Siehe auch „Heroische Ballade", „Mythische Ballade", „Liebesballade", „Psychologische Ballade", „Soziale Ballade" usw.

Uhland, Ludwig E28. 29; 2,1ff.
Ukraine, Volkslieder aus der 1,171.
Ulinger-Motiv 1,97ff.

Variétéballade siehe „Chansonballade", „Verbrecherballade" usw.
Vatermord, Motiv 1,134. 234. 388.
Verbrecherballade, Zuhälterballade, Kupplerballade E32.
Historisches Volkslied 1,194. 200ff.
Neuzeit 1,244ff.; 2,183. 318. 386. 400. 404. 428. 474.
Siehe auch „Ritter- u. Räuberballade", „Mordballade", „Dirnenballade" usw.,
Verlaine E32.
Vierordt, Heinrich 2,66. 361. 376.
Villon, François E32.
Vionville, Schlacht, Motiv 2,277.
Vischer, Friedr. Theodor 2,1. 32ff.
Vogelfreie, Landstreicher, Fahrende Zigeuner, Sänger, Komödianten, Motivkreise 1,287. 336. 399. 403; 2,9. 34. 59. 112. 130. 135ff. (Lenau). 162. 183ff. 244 (Heine). 402. — Siehe auch „Verbrecherballade".
Vogelweide, Walter v. d. 1,44ff.
Vogl, Joh. Nepomuk 2,94. 110ff.
Völkerwanderung, Heldenlieder 1,1.
Volksballade, deutsche, Stil, Beispiele E19ff. 24ff. 28; 1,61. 96ff. — Siehe auch 1,337 (Brentano). 2,6ff. (Uhland). 25ff. (Mörike). 62ff. u. 65 (Greif). 311 (Chamisso).
Volksepos 1,1. 2. 3. — Siehe auch „Nibelungenlied", „Epischer Stil".
Volksfeste, Volksgebräuche im Liede E20; 1,67.
Volkslied, deutsches E19ff.; E23; 1,61ff. 255. 316. 393; 2,7. 197.
Volkslied, -ballade anderer Völker E21; 1,133ff.
Vollandt, Friedr. 2,197. 467ff.
Vollmoeller, Karl Gustav E32; 2,1. 362. 559.
Vorklassische Ballade 1,217ff.
Voß, Joh. Heinr. 1,218. 254.
Vulpius, Christian Aug. 1,385. 398.

Wackernagel, Wilh. 2,311. 329.
Wagemann, Benedikt v. 1,400.
Wassermann u. Meerfrau, Nyxen, Motive 1,62ff. 146. 150. 285; 2,29. 172. 190. 204. 233. 437
Weber, Ernst 2,452.
Weber, Friedr. Wilh. 2,264. 285.
Wedekind, Frank 2,363. 474.
Weihnachtslegenden 1,123ff.; 2,406ff. — Siehe auch „Legenden".
Weiße, Chr. Felix 1,217.
Weppen, J. A. 1,217.
Westfälische Balladendichter 2,264ff.
Westfälische Volkslieder 1,69. 70. 85. 90. 108.
Wettstreitlieder 1,72.
Wetzel, Karl Friedrich Gottlob E27; 1,316. 367ff.
Wieland, der Schmidt, Motiv, auch Schmied-Motiv, Schmied v. Ruhla usw. 1,326. 375; 2,204. 209. 213. 221.
Wildberg, Bodo 2,454.
Wildenbruch, Ernst v. E29; 2,361. 364ff.
Winkelried, Motiv 2,225. 442.
Wolff, Julius 2,287.
Wolff, Pius Alexander 1,403.
Wolkenstein, Oswald v. 1,47.
Wolzogen, Ernst v. 2,363. 472ff.
Württemberg, Alexander Graf v. 2,1. 23.

Zachariae, Friedr. Wilh. 1,217. 219.
Zaubersprüche E23; 1,1. 2. 7ff.
Zedlitz, Freiherr Jos. Christian v. 2,95. 100.
Ziel, Ernst 2,344. 357.
Zimmermann, Wilhelm 2,1. 22.
Zuhälterballade siehe „Verbrecherballade".
Zwei Königskinder, Motiv 1,89. 350.
Zweites Gesicht 2,172.

Seit einer langen Reihe von Jahren sind sich literarische Autoritäten und Fachpresse darüber einig, daß

Hesses Deutsche Klassiker-Ausgaben

wohl das Vollkommenste darstellen, das auf diesem Gebiet geschaffen worden ist. Äußerst reichhaltig und zuverlässig im Text, mit zahlreichen Bildnissen und Schriftproben, mit Einleitungen und Erläuterungen wirklicher Sachkenner, in vorzüglicher Ausstattung, auf holzfreiem Papier, in deutlichem Druck, dabei äußerst billig im Preis, sind sie berufen, den **Grundstock jeder guten Haus-Bibliothek** zu bilden.

Hesses Klassiker-Ausgaben werden in geschmackvollem Halbleinenband, in schönen Leinen- und reichen Liebhaber-Halbfranzbänden geliefert. Alle guten Buchhandlungen haben diese preiswerten Ausgaben stets auf Lager und können mit ausführlichen Katalogen und Prospekten dienen; wo nicht, sind solche auch direkt vom Verlag erhältlich.

Auswahl aus den bisher erschienenen Werken:

Arnim. Herausg. von Dr. Max Morris. In 1 Band.
Der Roman „Die Kronenwächter", mehrere Novellen und die Dramen „Die Appelmänner" und „Jerusalem" sind auch heute noch lesenswert.

Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder (von Eduard Grisebach). In 1 Band.
„Des Knaben Wunderhorn" 1805 bis 1808 erschienen, ist eine Sammlung von Volksliedern, die eine ungeahnte Wirkung hatte: ein bleibendes Geschenk der deutschen Romantik an die deutsche Nation.

Bauernfeld. Herausg. von Dr. Emil Horner. In 1 Band.
Bauernfelds Gesellschaftsstücke sind durchweg fesselnd und zum Teil heute noch bühnenwirksam.

Börne. Mit Einleitung von Prof. Dr. A. Klaar. In 3 Bänden.
Börne, der leidenschaftliche Kämpfer und Rufer im Streit, gehört zu unseren besten Stilisten.

Brentano. Herausg. von Dr. Max Morris In 1 Band.
Gedichte und Balladen, vortreffliche Erzählungen und Märchen und das Lustspiel „Ponce de Leon" sind die wichtigsten Gaben Clemens Brentanos, des stärksten Talentes der Heidelberger Romantiker.

Bürger. Herausg. von Dr. W. v. Wurzbach In 1 Band.
In Bürgers Gedichten lebt ein trotziger, freiheitlicher Geist, der jederzeit gepriesen werden muß. Unter seinen episch-lyrischen Gedichten befinden sich viele weltberühmte Stücke.

Byron. Übers v. Ad. Böttger. Herausg. von Prof. Dr. W. Wetz. In 3 Bänden.
Der englische Dichter, der die deutsche Literatur nachhaltig beeinflußt hat, ist der bedeutendste Vertreter des sogen. „Weltschmerzes".

Calderon. Herausg. von Dr. W. v. Wurzbach. In 4 Bänden.
Calderons Dramen werden zum Teil heute noch mit großem Erfolge gespielt.

Chamisso. Mit Einleitung von Prof. Ad. Bartels. In 1 Band
Chamisso war durch und durch ehrlich und wahr, und seine edle Art verleugnet sich in keiner Zeile, die er geschrieben. Viele seiner Gedichte sind Gemeingut des deutschen Volkes geworden, und seine Novelle „Peter Schlemihl" genießt Weltruf.

Claudius. Herausg. von Senior Dr. G. Behrmann. In 1 Band.
Matthias Claudius sollte im Volke bekannter sein: vermag er doch mit seinen Liedern, Anekdoten und Erzählungen gerade dem einfachen Manne noch mancherlei zu bieten.

Dante, Werke. Neu übertragen u. erläutert v. R. Zoozmann. 21—25. Tausend. In 1 Band.
Die Werke des großen Florentiners gehören zum eisernen Bestande der Weltliteratur; sie werden hier in der klassischen Übersetzung von Richard Zoozmann geboten.

Droste-Hülshoff. Herausgegeben von Dr. Eduard Arens. In 2 Bänden.
Die Lyrik dieser größten deutschen Dichterin ist quellfrisch und herzbewegend wie die Eichendorffs und Uhlands, und ihre Balladen sind mit kräftiger Hand hingeworfen, klassisch ist auch ihre Novelle „Die Judenbuche".

Eichendorff. Mit Einleit. von Rudolf v. Gottschall. Neue vermehrte Ausgabe. In 2 Bände
Eichendorff gehört zu unsern größten Lyrikern, und von seinen Prosawerken ist die Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" ein Kronjuwel unseres Schrifttums. Die Ausgabe enthält alles, was von dem Dichter lebendig geblieben ist.

Geibel. Herausg. von N. Schacht. In 1 Band.
Die besten Gedichte Geibels befinden sich in den „Juniusliedern", in den „Neuen Gedichten" und in den „Spätherbstblättern"; patriotische Lieder enthalten die „Heroldsrufe". Auch seine liebenswürdigen Dramen wird man gern lesen.

Goethe. Volks-Ausg. von Prof. Dr. Ed. Engel. In 5 Bdn.
Die beste Volks-Ausgabe von Goethes Werken enthält auch eine gute Auswahl der Briefe, der Gespräche u. Tagebücher.

***Goethe.** Mit Einleitung von Prof. Dr. Ludwig Geiger. In 15 Bänden.

Goethe, Auswahl. Mit Einleit. von Prof. Dr. S. M. Prem. In 4 Bänden.
Die Bekanntschaft mit Goethe bedeutet für jeden tiefer empfindenden Menschen ein inneres Erlebnis und einen Markstein. Die vorliegende Ausgabe genügt vollständig, den Dichter in seiner Vielseitigkeit kennen zu lernen.

Grillparzer. Herausgeg. v. Dr. M. Necker. In 4 Bänden.
Grillparzer, ein sehr vielseitiger Schriftsteller, ist doch vor allem als Dramatiker zu bewerten. „Der Traum ein Leben", „Das goldene Vlies", „Die Jüdin von Toledo", „Des Meeres und der Liebe Wellen" und andere sind Werke von verschleierten Schönheit, wie sie vielleicht nur einem Österreicher gelingen konnten.

Hamerling. Herausgegeben von Prof. Dr. M. M. Rabenlechner. In 4 Bänden.
Hamerling wird der „Makart der Poesie" genannt: seine glühenden Epen rechtfertigen diese Bezeichnung.

Hauff. Herausgegeben von Dr. Rud. Krauß. In 2 Bdn.
Ein Liebling der Jugend, aber auch ein vertrauter Freund der Erwachsenen: ein stets liebenswürdiger Erzähler.

Hebbel. Hersgeg. von Prof. Herm. Krumm. In 4 Bänden.
Friedrich Hebbels Bedeutung wird erst von der Gegenwart voll anerkannt. Sein Lebenswerk umfaßt vor allem Gedichte und Dramen (unter diesen die bedeutendsten „Judith", „Maria Magdalena", „Gyges und sein Ring" und „Die Nibelungen"), aber auch seine Prosaschriften sind höchst lesenswert.

Hebel, Joh. P., Herausg. von Dir. Prof. Ernst Keller. In 2 Bänden.
Hebel wird von manchen Literarhistorikern zu den allerersten Erzählern gerechnet, namentlich wegen seiner ausgezeichneten Anekdoten und Schnurren.

Heine. Mit einer Biographie von Dr. G. Karpeles. In 4 Bänden.
Es ist immer noch nicht bekannt genug, wie witzig und amüsant die meisten Schriften Heines sind. — Über den Lyriker Heine braucht man ja kein Wort zu verlieren.

Hoffmann. Herausg. von Ed. Grisebach. Neue, verm. Ausg. In 4 Bänden.
Einer der wenigen Romantiker, die noch viel gelesen werden.

Hoffmann v. Fallersleben. Herausg. von Hans Benzmann. In 1 Band

Diese Ausgabe, die Hans Benzmann mit großer Liebe und nicht geringerem Fleiße besorgt hat, bringt sämtliche Gedichte Hoffmann v. Fallerslebens, außerdem seine kulturgeschichtlich bedeutsamen Lebenserinnerungen.

Hölderlin, Friedrich. Herausg. von Karl Quenzel. 3 Teile in 1 Band.

Dem früher arg verkannten Dichter verdanken wir Gedichte von unendlichem Wohllaut und zartester Empfindung, den einzigartigen Roman „Hyperion" und das gewaltige Trauerspiel „Der Tod des Empedokles".

Homer, von J. H. Voß. Mit Einleitung von Prof. Dr. G. Klee. In 1 Band.

Der große Epiker Homer, dessen Werke von unvergänglicher Schönheit sind, wird in dieser Ausgabe durch eine vortreffliche Einleitung dem Verständnis des Laien nahegebracht.

— Text-Ausgabe. In 1 Band.

Keller, Gottfried. Herausg. von Conrad Höfer. 4 Bände.

Keller, als Novellist nicht genug zu preisen, gehört auch als Romanzier („Der grüne Heinrich", „Salander") und als Lyriker zu den Dichtern ersten Ranges.

Kerner, (Poetische Werke). Hersg. von Prof. Dr. J. Gaismaier. In 2 Bänden.

Kerner sollte bekannter sein: sein Werk „Die Reiseschatten", eine Art Reisebeschreibung mit satirischem Einschlag, lobte selbst ein so strenger Kritiker wie Hebbel.

Kleist. Hrsg. von Prof. Dr. Karl Siegen. In 1 Band.

Der märkische Dramatiker und Erzähler sollte von jedermann gelesen werden; er gehört zu den allergrößten Dichtern deutscher Zunge.

Kleist, Lessing, Uhland, Meistersdramen. In 1 Band.

Körner. Herausg. von Prof. Dr. E. Wildenow. In 1 Band.

Ein Liebling des deutschen Volkes und im besonderen der deutschen Jugend ist der heldenhafte Theodor Körner, der Dichter flammender Vaterlandslieder und Verfasser liebenswürdig harmloser Theaterstücke.

Kurz. Herausgeg. von Prof. Dr. Herm. Fischer. In 3 Bdn.

Die kulturgeschichtlichen Romane „Schillers Heimatjahre" und „Der Sonnenwirt" sind eingereiht in die Bücher, die jeder Bücherbeflissene kennen muß.

Laube. Herausgeg. von Dr. H. H. Houben. In 20 Bänden.

Ein Jungdeutscher, der als Erzähler und Theatermann auch heute noch Bedeutung hat.

— **Ausgewählte Werke.** Herausg. von Dr. H. H. Houben. In 5 Bänden.

Lenau. Herausg. von Prof. Dr. E. Castle. In 1 Band.

Lenau, ein Dichter des Weltschmerzes, hat melodische, unbeschreiblich zarte Gedichte geschrieben und die großen epischen Werke „Faust", „Savonarola" und „Die Albigenser" geschaffen.

Lessing. Mit Einleitung von Prof. Dr. Th. Matthias. In 2 Bänden und in 3 Bänden.

Lessing, der streitbare Kritiker, ist unleugbar auch ein großer Dichter. Seine Fabeln sind klassisch, und seine drei Dramen „Minna v. Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise" haben unvergängliche Schönheiten.

Ludwig. Herausg. von Prof. Ad. Bartels. Neue, vermehrte Ausgabe. In 2 Bänden.

Otto Ludwig gehört als Epiker wie als Dramatiker zu den größten Dichtern. Seine Erzählungen „Die Heiteretei" und „Zwischen Himmel und Erde" und seine Tragödien „Der Erbförster" und „Die Makkabäer" zählen zu den klassischen Werken des deutschen Schrifttums.

Molière. Herausg. von Prof. Dr. Ph. A. Becker. In 2 Bänden.

Der größte Komödiendichter der neueren Literatur.

Mörike. Herausg. von Dr. Rud. Krauß. Neue verm. Ausgabe. In 2 Bänden.

Mörike zählt zu jenen Meistern, deren Werke gleichsam zeitlos sind. Er gehört als Lyriker zu den Größten unseres Schrifttums und hat auch als Novellist einen hohen Rang inne.

Nestroy. Herausg. von Dr. F. Brukner. In 1 Band.

Nestroys Possen und Schwänke sind von überwältigender Komik.

Nibelungenlied. Gudrun. Zwei deutsche Heldenlieder. Mit Einleitungen von Prof. Dr. G. Klee. In 1 Band.

Unsere beiden Volksepen, die in den Besitz der Nation übergegangen sind, und die man in der ungekürzten Form lesen sollte.

Novalis. Hersg. v. W. Bölsche. In 1 Band.

Novalis, eigentlich Friedrich von Hardenberg, ist dem Vermögen nach ein Dichter ersten Ranges. Wir verdanken ihm die „Hymnen an die Nacht", zarte geistliche Lieder, und das Romanbruchstück „Heinrich von Ofterdingen".

Platen. Histor.-krit. Ausgabe. Herausg. von Prof. Dr. M. Koch u. Bibliothekar Dr. E. Petzet. In 4 Bänden.

— **Auswahl.** In 1 Band

Der formstrenge Dichter, Dramatiker und Satiriker hat immer noch eine große Gemeinde.

Raimund. Herausg. von Prof. Dr. E. Castle. In 1 Band.

Ferdinand Raimund, der zugleich Schauspieler war, schrieb eine Reihe von vielgespielten Volksstücken, von denen „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" und „Der Verschwender" die besten sind.

Reuter. Herausg. von Prof. Dr. Carl Fried. Müller. In 4 Bänden, auch in 3 einf. Leinenbdn.

Reuter gehört zu den Lieblingen des deutschen Volkes, namentlich wegen seines unverwüstlichen Humors.

Rückert. Hrsg. von Prof. Dr. C. Beyer. In 3 Bänden.

Herzbewegende Gedichte und volkstümliche epische Gabe haben den Dichter zu einem der bekanntesten gemacht.

Saar, F. v. Herausg. von Dr. A. Bettelheim und Prof. Dr. J. Minor. In 4 Bdn.

Saar, der hochbedeutende Lyriker und Dramatiker, hat heute nur eine verhältnismäßig kleine Gemeinde, aber ihm gehört die Zukunft.

Scheffel. Herausgeg. von Joh. Franke. In 3 Bänden.

Unverwüstliche Jugendfrische empfiehlt immer wieder den köstlichen Roman „Ekkehard", die „Gaudeamus"-Lieder, die Reisespisteln und den „Trompeter von Säkkingen".

Schiller. Histor.-krit. Ausgabe. Herausg. von Geheimrat Prof. Dr. O. Güntter, Prof. Dr. G. Witkowski u. a. In 8 Bänden und in 10 Bänden.

Schiller. Volks-Ausgabe. Mit Einleitung von Dir. Dr. A. Ludwig. In 4 Bänden und in 3 einf. Bänden.

Der edelste Dichter unserer Nation, der Schöpfer des „Wallenstein", der „Jungfrau von Orleans", des „Wilhelm Tell" und anderer Werke von höchster Vollendung, sollte in jeder Familie zu finden sein.

Schiller. Hand-Ausgabe, 12 Bde. Auswahl aus der histor.-krit. Ausgabe. In 4 Bänden.

Shakespeare. Mit Einleitung von Dr. Max Mendheim. In 4 Bd. u. in 3 einf. Bd.

Shakespeare, der größte Dramatiker der Weltliteratur, wird hier in der klassischen Übersetzung von Schlegel-Tieck geboten.

Simrock. Herausg. von Prof. Dr. G. Klee. In 4 Bänden.

Der Erneuerer unserer herrlichen mittelalterlichen Literatur wird von vielen noch nicht nach Gebühr geschätzt.

— **Kleine Ausgabe.** In 2 Bänden.

Stifter. Herausg. v. Dr. Rudolf Fürst. Neue vermehrte Ausgabe. In 2 Bänden.

Ein feinsinniger Erzähler, der in seinen letzten Novellen beinahe an Gottfried Keller heranreicht.

Storm. Herausg. von Alfred Biese. In 4 Bänden.

Storm verleugnet auch als Novellist den Lyriker nicht, und doch sind, namentlich in seinen späteren Erzählungen, Menschen und Dinge außerordentlich scharf umrissen, so besonders in „Der Herr Etatsrat", „Die Söhne des Senators", „Der Schimmelreiter" u. a.

Tieck. Herausg. von Prof. Dr. G. Witkowski. In 1 Band.

Heine nennt Tieck den „wirklichen Sohn des Phöbus Apollo" und betont damit seine echtdichterische Eigenart.

Uhland. Hersg. v. K. von Gottschall. In 1 Band.

Uhland muß zu den Dichtern gezählt werden, die auch als Menschen von vorbildlicher Bedeutung sind.

Wagner, Richard. Herausg. von Dr. J. Kapp. In 5 Bde.

Wagners Operntexte sind längst als vollwertige Dichtungen anerkannt, und seine Prosaschriften sind Kulturzeugnisse ersten Ranges.

Wieland. Herausg. v. Wilhelm Bölsche. In 1 Band.

Ein vorbildlicher Stilist, ein angenehmer Unterhalter, ein klassischer Satiriker.

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.

UNIVERSITY OF ROCHESTER LIBRARIES
3 9087 00415970 5

240956 WOMEN'S COLLEGE
PT
1185
B47d
1925
Benzmann, Hans, ed.
AUTHOR
Die deutsche ballade
TITLE

240956 WOMEN'S COLLEGE
PT
1185
B47d
1925